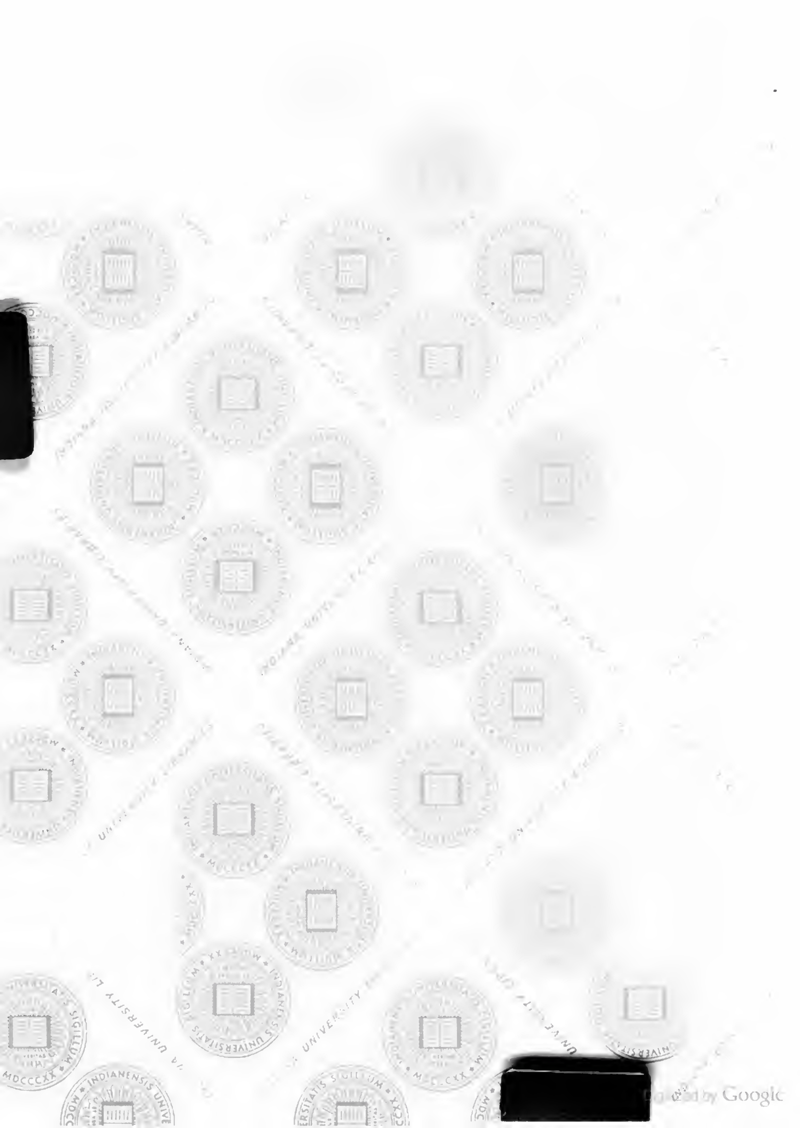
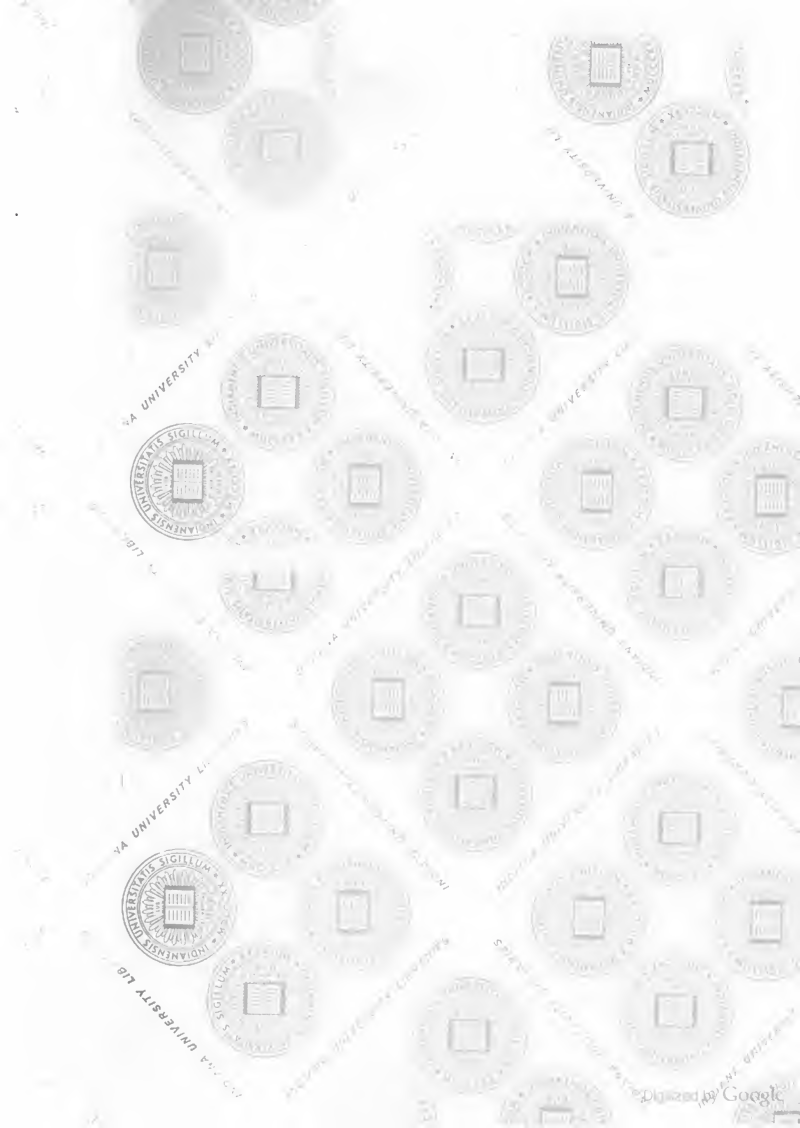
Beilage zur allgemeinen Zeitung





Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

Juli, August, September 1904.



München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Inhaltsverzeichnis zum III. Quartal 1904 der Beilage.

Die Zahlen bezeichnen die Seiten, deren Numerierung innerhalb jedes Quartals fortläuft. Ein * besagt, daß der Hinweis sich nicht auf einen Hauptartikel bezieht.

I. Artikel nach Gegenständen geordnet:

1. Staat, Kirche, Recht, Soziales, Militärisches.

2. Geschichte, Biographie, Briefe.

2a. Verstorbene.

3. Literatur.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

5. Naturwissenschaften, Technik, Geographie, Schilderungen.

…ch- und Volkskunde, Philosophie, Religionswissenschaft, Pädagogik.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

II. Besprochene Bücher, Karten und dergl.

III. Verfasser, so weit sie genannt.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Mädchenschule und Kulturarbeit.

Wir geben im folgenden einige, uns gütigst von der Verlagshandlung zur Verfügung gestellte Ausschnitte aus einem soeben erschienenen pädagogischen Büchlein[1]) von Prof. Dr. H. Gaudig, Direktor der höheren Mädchenschule in Leipzig, wieder. Sie werden unsere Leser am besten über die geistvolle und zugleich auf reifstem Nachdenken und reichster Erfahrung beruhende Art unterrichten, in der der Verfasser unser gesamtes Erziehungswesen, insbesondere das unserer Mädchenschulen, im Zusammenhange mit den großen Fragen unserer Kultur beleuchtet und dabei den Finger auf manche brennende Wunde unserer heutigen Jugendausbildung legt; ihre Wiedergabe wird hoffentlich zur recht weiten Verbreitung der Schrift mit beitragen.

*

Zunächst sei die Vorbemerkung angeführt, in der Prof. Gaudig sich über das Ziel seines Buches ausspricht. Sie lautet:

Unsere Zeit ist voll starker Bewegungen in vielen Richtungen des geistigen Lebens; auf dem religiösen, ethischen, sozialen, ästhetischen Gebiete stehen die wichtigsten Lebensfragen zur Verhandlung. Die Antworten, die das deutsche Volk auf die durch den Gang der Kultur aufgeworfenen Entscheidungsfragen findet, werden für die Zukunftsgestalt des deutschen Kulturlebens von größter Bedeutung sein. Je wichtiger nun diese Kulturfragen sind, umsomehr muß man verlangen, daß die Denkarbeit an ihnen möglichst viel denkfähige Köpfe ergreift. Sollen etwaige Entscheidungen dem deutschen Volke nicht von agitierenden Minderheiten aufgezwungen werden, soll unser Volk aus seiner innersten Natur heraus über die Zukunft seines religiösen, sittlichen, sozialen, künstlerischen Lebens entscheiden, so muß das Denken über die großen Zeitfragen viel mehr als bisher Volkssache werden. Breite Schichten unseres Volkes lassen sich ihre Meinungen machen, statt sie sich zu bilden. Aus dieser selbstverschuldeten Unmündigkeit muß das deutsche Volk heraus. Eine der Mächte, die dahin arbeiten müssen, daß man mehr selbsttätig und selbständig denkt als bisher, ist die deutsche Schule; Schule im weitesten Sinne genommen: die Volksschule, die Mittelschulen, die Hochschule. Alle Schulgattungen müssen sich die Aufgabe stellen, den Denkzwang, den sie zunächst ausüben und ausüben müssen, allmählich immer mehr zu mildern und bei denen, an denen sie arbeiten, immer mehr ein Denkenwollen und freies Denkenkönnen zu erzielen. In unseren Schulen wird vom Lehrer zu viel gelehrt und — vom Schüler „zu viel gewußt". Die Zeit fordert, daß alle Lehrer von dem Lehrer an, der in der Elementarklasse die Anfangsgründe lehrt, bis zu dem akademischen Lehrer, der zur Kunst der wissenschaftlichen Forschung hinführen will, das Ziel im Auge haben, selbsttätig denkende Köpfe zu bilden.

*

Ein besonders anziehender Abschnitt des Büchleins behandelt die Erziehung des Willens zur Arbeit in unserer heranwachsenden weiblichen Jugend. Gaudig führt in demselben u. a. folgendes aus:

Unter den heftigsten Anklagen gegen die „höhere Töchterschule" (sit venia verbo!) ist wohl die heftigste, daß sie für das praktische Leben nicht tüchtig mache. Für mich ist diese Anklage nur von dem Standpunkte aus diskutabel, daß unsere Schulgattung nicht die für das praktische Leben erforderliche allgemeine Bildung vermittle, denn von irgend einer fachmäßig spezialisierten Vorbildung darf nach meiner Ansicht nicht die Rede sein, wenn die Schule nicht aus der Linie der höheren Lehranstalten für Knaben herausrücken will. Zudem: für welche Berufsarten sollte denn unsere Schule speziell vorbilden? Doch nicht für die gewerblichen, doch nicht für die kaufmännischen, doch nicht für Krankenpflege, soziale, ärztliche und sonstige Hilfstätigkeit, doch nicht für die Theaterlaufbahn, doch nicht für den Lehrerinnenberuf, für das Studium? Denn wie viele sich kreuzende und einander aufhebende Interessen müßten sonst berücksichtigt werden? Bleibt also nur der „Beruf" der Frau und Mutter. Da der größere Teil unserer Schülerinnen in diesen Beruf eintreten wird, so scheint hier eine spezielle Berücksichtigung berechtigt. In der Tat muß sie auch so gewiß stattfinden, als die höhere Mädchenschule der Frauennatur gerecht zu werden hat. In dem Beruf der Gattin und Mutter, wie er sein soll, kann sich die Natur der Frau am besten ausleben, auch nach der intellektuellen Seite. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß etwa spezielle Haushaltungskunde oder „Technik" der Kinderpflege ein Recht im Lehrplan haben soll. Ich meine: Wenn man der geschlechtlich bestimmten Eigenart des Frauengeistes in der Auswahl der Lehrfächer und des Lehrverfahrens gerecht wird, so hat man eben damit dem zukünftigen Familienleben der Frau von selbst den besten Dienst geleistet; zugleich doch aber auch dafür Sorge getragen, daß auch den zukünftigen Trägerinnen der anderen Berufsarten die weibliche Eigenart im Denken und Fühlen gesichert bleibt.

Das, was uns not tut, ist nicht die Aufnahme irgend welcher Elemente der Fachbildung, sondern eine energische Allgemeinbildung, auf der sich dann die Berufsbildung leicht aufbaut. Als eine der schönsten Früchte der Schul-

[1]) Didaktische Ketzereien. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (Preis 2 M.)

arbeit ist der Wille zur Arbeit zu bezeichnen, d. h. das Verlangen nach einer Zusammenfassung der Kräfte im Dienste eines Berufs, damit im Dienste der Kulturgesellschaft, damit nach religiöser Auffassung im Dienste Gottes. Diese Sehnsucht nach einer solchen Konzentration der Kräfte im Dienste einer „Kulturaufgabe" können wir gar nicht tief genug in die jungen Seelen einpflanzen. Es muß unseren Mädchen als ein Frevel an der Kultur, ja als eine Auflehnung gegen den Willen Gottes erscheinen, wenn sie nach ihrer Schulzeit jahrelang ihre Kräfte nur in spielender, unzusammenhängender, zielloser Tätigkeit gebrauchen wollten. Man hat den Frauen vorgeworfen, daß sie in ihrem Wollen und Handeln nur von den naheliegenden, persönlich gefärbten Motiven, nicht aber von der Idee des Gemeinwohls, des Kulturfortschritts u. s. w. bestimmt würden. Mag dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls hat die Schule die Aufgabe, den Gedanken, daß jeder Mensch zur Mitarbeit an den Kulturaufgaben seines Volkes verpflichtet ist, tief in das Geistes- und Gemütsleben der Schülerinnen sich einwurzeln zu lassen und ihm eine weitreichende Motivationskraft zu verleihen. Gerade unsere Zeit mit ihrem tieferusten Charakter zwingt uns zur schärfsten Kritik der Daseinsweise vieler Töchter der höheren Stände; dieses Hinleben, durch das kein großer teleologischer Zug geht, muß unseren Schülerinnen tief verächtlich erscheinen. Sie müssen Klarheit darüber erhalten, daß das „Idyll", auf das sie sich vielleicht freuen, in unserer tragisch gespannten Zeit eine Kultursünde, eine Kraftvergeudung ist, die sich das Bürgertum nicht leisten kann. Sie dürfen nicht von der Schule gehen, ohne verstanden zu haben, daß es jetzt für den dritten Stand gilt, ein Kulturmaximum zu leisten. Jede muß sich innerlich verpflichtet fühlen, in der Form der Berufsarbeit an der Kulturaufgabe des deutschen Bürgertums mitzuwirken. Die Schule hat etwas sehr Großes erreicht, wenn sie in die Existenz ihrer Schülerinnen diesen teleologischen Zug bringt. Nur daß um des Himmels willen nicht bei der Forderung der Zusammenfassung der Kraft zu einem Beruf der Beruf der Frau und Mutter als quantité négligeable angesehen wird. Er ist der vornehmste unter allen. Man fasse ihn aber auch als Beruf, d. h. als eine Lebensaufgabe, der die Frau mit Seele und Leib gehört; nicht als etwas Episodisches, sondern als Lebensinhalt; als die Form, in der die Frau ihren Kulturbeitrag der Kulturgesellschaft ableistet. Der Arbeit der Gattin und Mutter gebührt die volle Würde des Berufs, ja des Amts. Entsprechend allerdings auch die ganze Würde des Berufs und Amts. Namentlich zeige man, daß die Erziehung der Kinder ein hohes kulturelles, ein hohes religiöses Amt ist, zu dem sich zu erziehen heilige Pflicht ist.

•

Schließlich wollen wir noch einen Teil des Abschnittes hier wiedergeben, in dem der Verfasser über die Bedeutung der Erziehung unserer weiblichen Jugend zum selbständigen Lesen handelt und also die freie Fortbildung ins Auge faßt. Er sagt hierüber:

Das Verhältnis der Menschen zu dem Buch, dem wichtigsten Mittel der freien Bildung, ist eines jener Grundverhältnisse, an deren Gestaltung die moderne Kultur das größte Interesse hat. Auch wir müssen in planmäßiger Arbeit unsere Schülerinnen die Kunst lehren, dies wertvollste Bildungsmittel in freier Tätigkeit für sich zu verwerten. Die Schule erreicht aber ihr Ziel nicht, wenn das Verhätnis zum Buch schließlich nichts als ein Zwangsverhältnis ist, dessen drastischer Ausdruck die Armbewegung ist, die am letzten Schultage die Bücher in die Ecke befördert. Das Verhältnis zum Buch kann nur dann gesund werden, wenn die Schule ihre Schülerinnen dazu befähigt, auch ohne die regelnde, aufmunternde, korrigierende Tätigkeit des Lehrers mit einem Buch etwas anzufangen, sich den wertvollen Inhalt eines Buchs in freier Tätigkeit anzueignen. Wie herzlich ist in den unterer Klassen meist noch das Verhältnis der Schülerinnen zum Buch! Mit ahnungsvoller Spannung wird das Buch als eine Quelle des Neuen und Schönen in die Hand genommen. Eifrig wird es dann gelesen, und schließlich bleibt es ein guter Freund. Dieses Naturverhältnis zum Buch muß in der Schule bewahrt und zugleich veredelt werden. Unsere Schülerinnen müssen die Schule mit dem frohen Kraftgefühl verlassen, daß ihnen dank der Arbeit der Schule die Welt des Buchs und damit die Schätze der Kultur offen stehen. Die Probe darauf, ob die Schule in der Annäherung auf dies Ziel begriffen ist, muß vor allem an der freien Hauslektüre gemacht werden. Ich sehe es geradezu als eine der Lebensfragen des höheren Schulwesens an, ob es endlich gelingt, eine Didaktik der Privatlektüre zu schaffen. Selbstverständlich sind nur dann Erfolge möglich, wenn die gesamte Lektüre freier wird, wenn sich der bisher so schroffe Unterschied zwischen Klassen- und Privatlektüre fließend gestattet. So früh wie irgend möglich muß z. B. eine Schülerin lernen, mit einem Lesestück des Lesebuchs auch dann etwas anzufangen, wenn der Lehrer es nicht mit ihr durcharbeitet.

Man halte sich nur immer vor: Am Schluß der Schulzeit steht die Schülerin einem Buch ohne Mittler gegenüber!

Uebrigens genügt es nicht, wenn die Schülerin etwa nur zur Lektüre von Büchern der schönen Literatur befähigt ist. Auch Bücher geschichtlichen und geographischen, nicht zu vergessen naturgeschichtlichen Inhalts müssen ihr vertrautes Gebiet sein. Nicht, als wäre daran zu denken, daß alle schulentlassenen Schülerinnen alle Zweige des Schulunterrichts in freier Lektüre weiterpflegen würden. Aber einmal gibt es doch erfreulicherweise unter unseren Mädchen außer den literarisch interessierten auch solche, die für Geschichte, Geographie und Naturkunde ein weiterführendes Interesse gewonnen haben. Die Einführung in die freie Lektüre von Büchern dieser Gruppe ist einerseits auch Sache des deutschen Unterrichts, dann aber auch des Fachunterrichts. Vor allem des letzteren. Man komme mir hier nicht mit dem Einwand: „Wir haben so kaum Zeit, unseren Stoff zu bewältigen". Denn um nur ein Gebiet, die Geschichte, zu nennen: 1. Mit welchem Recht fordert man, daß die geschichtlichen Stoffe vom Lehrer durchweg vorgetragen werden? Ist nicht die natürliche Form, in der man Geschichtliches kennen lernt, das Lesen? 2. Ist nicht das lebendige Interesse für geschichtliches Werden und geschichtliche Persönlichkeiten, das sich aus der Lektüre guter (und leichter) Quellenstücke und guter (vielleicht klassischer) Darstellungen entwickeln kann, so wichtig und so wertvoll, daß man unter dem „Wissenswerten" aus der Geschichte fürchterlich Musterung halten müßte, um Zeit und Raum zu schaffen, wo beide fehlen? Beschränkt man das Pensum der ersten Klasse auf die Zeit von der Französischen Revolution an, so kann man eine freie Lektüre pflegen, die, in den Dienst des Klassenunterrichts gestellt, die Zeitbilder des Klassenunterrichts reich ausmalt, und die vor allem die Schülerinnen spüren lehrt, „was man den Geist der Zeiten heißt". Dieses Gefühl aber, sich in eine andere Zeit hineindenken und hineinempfinden zu können, ist die Hauptquelle für jenes weiterführende geschichtliche Interesse, das von der Schule in das Leben hinüberreicht.

Selbstverständlich kommt es bei der freien Lektüre nicht darauf an, daß möglichst viele Bücher mit einigem Gewinn, sondern daß einige Bücher mit möglichst viel Gewinn gelesen werden. Diese Bücher bilden dann zusammen mit den Schulbüchern von dauerndem Wert den Grundstock einer innerlichen Bibliothek, d. h. den Grundstock jener Büchereihe, die für die kleine oder große Geschichte eines Geistes bedeutsam geworden sind und darum als ein unverlierbarer Besitz dem Geiste erhalten bleiben. Schön ist es, wenn dieser innerlichen Bibliothek eine Bibliothek im buchstäblichen Sinne entspricht, wenn die Ehrfurcht vor den Geistern, die an der geistigen Entwicklung unserer Schülerinnen mitgewirkt haben, diese hindert, ihre Werke nach der Schule zu verschleudern. Ein Stück Bibliographie innerlicher Art gehört zu einer feineren geistigen Kultur.

Einer der wichtigsten Zielpunkte unterrichtlicher Arbeit ist die Herausbildung der Fähigkeit, mit Genuß zu lesen. Es kann ja doch besonders bei ästhetisch wertvoller

Lektüre nicht Endziel sein, das Kunstwerk zu verstehen, sondern zu genießen. Eine schwere Aufgabe — dieses Heranbilden zum genießenden Lesen. Schwer allerdings besonders auch darum, weil sich die Aufmerksamkeit der didaktischen Kunstlehre nur selten nach dieser Seite richtet. Und doch — was nützt alles noch so virtuose Erklären, wenn es (etwa vor lauter Denken) nicht zum ästhetischen Fühlen und Genießen kommt? Man überlege auch, daß uns die natürliche Freude der Kinder am Schönen geradezu die Pflicht auferlegt, freudiges Genießen zu erzielen. Was nützt es z. B., wenn die Schülerin nach dem Rezept mancher Auslegewerke am Schluß der Durchnahme des Gedichts angehalten wird, die „poetischen Schönheiten" aufzuweisen und zu rubrizieren? Diese Schönheiten müssen im Zusammenhange der Dichtung als Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise genossen werden. Besonders wichtig ist eine planmäßige Schulung der Phantasie; ohne die Phantasietätigkeit, die Gestalten und ihre Bewegungen, landschaftliche Bilder u. a. sehen macht, bleibt das Lesen tot oder doch unlebendig. Nicht minder wichtig ist es, die jungen Leserinnen so zu bilden, daß in ihren Seelen eben die Stimmungen und Gefühle entstehen, die der Dichter erregen will. Vor dem Eintritt in die Schule empfindet das Kind in natürlicher Lebhaftigkeit das, was man ihm erzählt oder vorliest. Ein wertvolles Kapital, das die Schule mit diesem begleitenden Empfinden in die Verwaltung bekommt!

Haben unsere Schülerinnen so gelernt, mit Genuß zu lesen, so ist damit der lebendigste Antrieb zur Weiterbildung durch die Lektüre nach der Schulzeit gegeben.

Die Berechtigung zur Tötung.

Eine Erwiderung.

Von Paul Garin.

Unter dieser Aufschrift hat kürzlich Dr. med. Röder den Vorschlag zur Erörterung gestellt, daß den Aerzten unter gewissen Bedingungen die Berechtigung eingeräumt werde, einen qualvoll Erkrankten durch vorsätzliche Tötung für immer von seiner Pein zu befreien. Daß diese Berechtigung nicht nur nicht bestehe, sondern der Arzt, welcher jene vorsätzliche Abkürzung des Lebens des Kranken wagen würde, mit Strafe bedroht sei, bilde eine Lücke in der Gesetzgebung, welche im Interesse wahrer Humanität auszufüllen wäre.

Die Forderung berührt jedermann ohne Ausnahme in seinem höchsten Interesse und so tief, daß eine gründliche Prüfung um so dringender notwendig erscheint, als die Gegenwart nicht eine solche geistige Verfassung zeigt, welche eine einmütige und unzweideutige Ablehnung in sprachlosem Erstaunen erwarten ließe. Doch soll in folgendem nur von den Erwägungen die Rede sein, mit welchen Dr. Röder seine Forderung zu begründen sucht.

Zunächst wird darauf hingewiesen, daß im alten Sparta lebensschwache Neugeborne im Taygetus von staatswegen ausgesetzt wurden. Nicht erwähnt wird dagegen, daß die Kindsaussetzung als Staatseinrichtung keinerlei Recht eines Einzelnen, sondern eine unweigerliche Pflicht der Staatsbürger einschloß. Bei den Chinesen und vielen Naturvölkern hätten heutzutage noch die Eltern das Recht, unbequeme Kinder zu töten. Erwähnenswert war es vielleicht, daß es noch heutzutage da und dort Sitte ist, daß die Kinder ihre altgewordenen Eltern abschlachten und verzehren.

Das Christentum erst habe bestimmte gesetzliche Vorschriften veranlaßt. — Und doch reicht der uneingeschränkte Satz: „Du sollst nicht töten", im Dekalog auf Moses zurück. Vielleicht hätte hinzugefügt werden können, daß die jüdisch-christliche Kultur, welche als die höhere die antike überwand, auch die Lebensgefährlichkeit der patria potestas und mit der Sklaverei zugleich das Recht des Herrn, den Sklaven zu töten, beseitigte.

Heute komme die gesetzlich erlaubte Tötung nur mehr in drei Fällen vor: In der Todesstrafe, im Krieg und im Falle der Kreißenden, deren Leben nur durch die Tötung der Frucht erhalten werden könne. Hiergegen ist nur einzuwenden, daß es sich bei der Tat des Scharfrichters und bei jener des Soldaten nicht um die Ausübung eines Rechts, sondern um die Erfüllung einer Pflicht handelt. Das Recht übt in beiden Fällen nicht ein Einzelner, sondern die Gesamtheit, der Staat, ganz wie bei der spartanischen Kindsaussetzung. Im dritten Falle aber handelt es sich überhaupt nicht um die Tötung eines Individuums, sondern um die noch nicht in die Lebensgemeinschaft der Menschheit eingetretene Leibesfrucht, die zwar Leben hat, aber nicht ein unbedingtes, sondern ein durch den Mutterorganismus bedingtes, welches erst durch die Geburt zu dem individuellen Leben wird, das die Gesellschaft mit ihrem Schutze umgibt. Letztere überläßt es völlig der Mutter, ob sie sich oder das Kommende opfern will. Der Arzt aber, der im Auftrage der Mutter, nicht in Ausübung eines Rechts, solches Leben zerstört, tötet nicht einen Menschen, sondern rettet ein Menschenleben.

Auch der Fall der Notwehr könnte nicht nachträglich herangezogen werden. Der Abwehrende macht lediglich den Angriff auf sein Leben unwirksam. Wenn dabei der Angreifer selbst an seinem Leben Schaden nimmt, so liegt dieser Schaden nicht in der Absicht des Abwehrenden, sondern ist eine ungewollte Nebenwirkung der Abwehr, welche nicht den Inhalt eines Rechts des Abwehrenden bilden kann. Der getötete Angreifer aber ist kein Ermordeter, auch kein Gerichteter, sondern ein Selbstmörder.

Der Fall also, daß die Gesamtheit einem Einzelnen ein Recht übertrüge, vorsätzlich einen Menschen zu töten, existiert nicht in der heutigen Kulturwelt.

In sehr schönen und richtigen Ausführungen entwirft nun Dr. Röder ein Bild, wie sich im Verlaufe des vergangenen Jahrhunderts die Vorstellungen über Wesen und Zweck der Strafe, über Verantwortlichkeit, Zurechnung und Zumessung geklärt und vertieft haben. Wenn dabei die Abschreckungstheorie als veraltet bezeichnet wird, so ist freilich zu bemerken, daß, wenn die Todesstrafe überhaupt einen Sinn haben soll, dies kein anderer sein kann, als daß die näheren und entfernteren Zuschauer der Hinrichtung von gleichem Verbrechen abgeschreckt werden sollen. Ob und inwieweit freilich dieser Zweck durch die Abschlachtung eines Menschen hinter haushohen Gefängnismauern vor einem geladenen Publikum von ein paar Dutzend Köpfen und mit einigen Zeilen in der Zeitung erreicht wird, ist eine andere Frage.

Schließlich kommt Dr. Röder zur einfachen Ablehnung der Todesstrafe. Auch für den Moloch des Krieges hat der Verkündiger der neuen Forderung augenscheinlich nicht viel übrig.

So stehen wir etwas überrascht vor der interessanten Erscheinung, daß die beiden einzigen Fälle, in welchen heute wenigstens scheinbar noch ein Recht zur vorsätzlichen Tötung des Nebenmenschen vorliegt, als daseinsunberechtigt ausgeschieden werden und nur an dem Fall der Kreißenden festgehalten wird.

Wenn nun auch die Gegenwart und eine lange Vergangenheit keinen Fall kennen, in welchem die Allgemeinheit Einzelnen ein Recht der Tötung eines Nebenmenschen eingeräumt hätte, so fragt es sich, ob eine Aenderung in dieser Hinsicht von einer mehr oder minder entfernten Zukunft mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten steht. Wenn wir gesehen haben, daß das Christentum bereits vor 2000 Jahren die letzten Reste eines solchen Rechts beseitigt hat, nachdem eine vieltausendjährige Kulturarbeit vorangegangen war und in gleichem Sinne gewirkt hatte, wenn wir seither nicht eine Spur eines Rückfalles bemerken, wenn wir die Menschheit den Panzer, den sie in unablässiger, ungeheurer Anstrengung um das eigenste Gut des Individuums, um sein Leben gelegt hat, mit den tausendfältigen Mitteln der Sitte, der Erziehung, des Gesetzes, der Wissenschaft, der Technik und der Religion im täglichen verzweifelten Kampfe gegen alle Dämonen der Welt und der Menschenbrust dichter und dichter machen sehen, so erscheint es gänzlich ausgeschlossen, daß sie ein Recht, das sie ja

völlig an sich nahm, um es nur den allergrößten Verbänden, den Staaten, in der Form des Krieges und der Todesstrafe mit der ersichtlichen Auflage der Abschaffung zu überlassen, einem Häuflein von Individuen einräumen könne und damit ein Werk zerstöre, dessen unfaßbare Größe allein jeden Gedanken an eine solche Möglichkeit verbannen müßte. In der Tat bildet die Sicherung des Lebens des Individuums, vor allem die Sicherung vor dem Nebenmenschen, den größten und unvergleichlich wichtigsten Teil der gesamten unermeßlichen Arbeit, welche die Menschheit überhaupt bis heute geleistet hat, und Grundlage und Voraussetzung für eine Zukunft des Menschengeschlechts, von deren unerschöpflichem Reichtum und nicht ausdenkbarer Größe wir heute noch keine Ahnung haben können. Daß in dem Spiel der Kräfte von wahrhaft kosmischer Größenordnung, welche die höchste Angelegenheit der Menschheit beherrschen, einem Juristen- und Aerztekollegium ein letztes Wort sollte vorbehalten sein, wäre eine Annahme ohne alles Augenmaß.

Der Betrachtung der Sicherungen, mit welchen Dr. Röder die Praxis der gesetzlich erlaubten ärztlichen Krankentötung zu umgeben vorschlägt, möge noch eine allgemeine Bemerkung vorausgeschickt werden. Wie für die Verteidigung der Todesstrafe ist für die Verteidigung der ärztlichen Krankentötung der Einwurf tödlich, daß das vernichtete Leben nicht mehr zurückgerufen werden kann.

Wenn aber die Möglichkeit eines Irrtums, welcher die irreparable Vernichtung eines Menschenlebens zur Folge haben kann, nicht ausgeschlossen werden kann, so besteht unausweichlich die Folgerung, daß eben die Möglichkeit des Irrens überhaupt ausgeschlossen werden muß. Aber nicht allein die Möglichkeit des Irrtums, sondern auch die der Absicht muß ausgeschlossen werden. Wenn sie in der Rechtspflege in wohlgeordneten Staaten und in ruhigen Zeiten als beseitigt angesehen werden kann, so ist dies für kulturell weniger entwickelte Gemeinwesen und in politisch stark erregten Epochen weniger der Fall. Unter den Aerzten aber wird sich stets ein gewisser Bruchteil anormaler Naturen wie in jeder anderen Menschenklasse finden, von welchen eine ununterbrochene Gefahr für die Mitwelt ausgehen müßte. Welche Versuchungen aber an den mit der gesetzlich zugestandenen Macht über Leben und Tod eines Kranken ausgerüsteten Arzt herantreten können, das bedarf für unsere Zeit keiner Ausführung.

Nun zu den Bedingungen, unter welchen die Tötung durch den Arzt zulässig sein soll. Die Krankheit muß unheilbar und qualvoll sein. Ob der Fall gegeben, entscheidet ein Aerztekollegium mit Stimmeneinheit. Die Meinung des Kranken über die Schmerzhaftigkeit seines Leidens drückt sich nur in dem Wunsch nach dem Ende aus.

Nun gibt es nur eine verhältnismäßig sehr kleine Anzahl von Krankheiten qualvoller Art, welche bei einem wieder nur selten sicher erkennbaren Stadium wirklich mit einiger Bestimmtheit als unheilbar bezeichnet werden können. In zahllosen Fällen bleiben Art der Krankheit und schließliche Todesursache für immer unbekannt, in einer anderen Unzahl von Fällen zeigt erst die Obduktion, wie sehr Diagnose und Heilbemühungen dem wirklichen Sachverhalt widersprachen.

Aber auch die zweifelloseste Feststellung der Unheilbarkeit und Schmerzhaftigkeit könnten nicht genügen. Es müßte noch mit einiger Sicherheit angegeben werden können, wieviel von dem noch übrigen Leben — wie viele Stunden, Tage, Monate, Jahre — durch den tödlichen Eingriff des Arztes vernichtet wird. Es ist klar, daß die Möglichkeit einer nur einigermaßen zuverlässigen Schätzung nur in nächster Nähe des natürlichen Endes des Kranken gegeben ist, wodurch wiederum eine sehr erhebliche Anzahl von Fällen aus der Betrachtung ausscheidet, abgesehen davon, daß, wo die Möglichkeit einer monate- ja jahrelangen Dauer der Krankheit zugegeben werden muß, auch die Unheilbarkeit und die Fortdauer unerträglicher Schmerzen zweifelhaft werden.

Damit wären wir aber im wesentlichen bei dem heutigen Brauche angelangt, welcher sich damit begnügt, in der Nähe des natürlichen Todes schmerzlindernde Mittel zu geben, auf deren Anwendung übrigens ja auch in anderen Fällen in beliebiger Entfernung von dem natürlichen Ende zurückgegriffen werden kann und in ausgedehntem, allem wirklichen Bedürfnis genügenden Maße zurückgegriffen wird.

Das Recht des Arztes, seinen Patienten vorsätzlich zu töten, soll ferner an den Wunsch des Kranken gebunden sein. Er kann während der Krankheit oder vor derselben geäußert werden. Betrachten wir zunächst den ersten Fall. Dann ergibt sich das Verlangen als die Folge augenblicklicher, unerträglicher, aussichtslos anhaltender Schmerzen. Nun ist aber die Entscheidung über das eigene Leben ein Willensakt des Individuums, der an Wichtigkeit alle anderen in unmeßbarer Entfernung hinter sich läßt. Man wird also für die Rechtswirksamkeit eines solchen Aktes wenigstens jene Mindestforderungen stellen müssen, welchen etwa die testamentarische Uebereignung eines Hauses oder eines Säckchens Gold unterworfen ist. Das selbst für solche Bagatelle geforderte Mindestmaß an Entschlußfreiheit und Zurechnungsfähigkeit ist aber für den denkbar höchsten Entschluß im Falle unseres Kranken durch die wahnsinnigen Schmerzen oder die wahnsinnige Angst davor gänzlich ausgeschlossen. Ja, muß man nicht den Kranken, der den Wunsch, getötet zu werden, unter Umständen, welche die Erfüllung sicher erwarten lassen, äußert, ebenso als geistig gestört ansehen, wie man dieses längst dem Selbstmörder aus Liebesgram, aus Verzweiflung über einen Vermögensverlust, aus Langeweile, gegenüber zu tun gewohnt ist?

Dem Wunsche des Kranken soll auch entsprochen werden können, wenn der Kranke gar nicht mehr in der Lage ist, ihn zu äußern, wenn er ihn nur früher, auch bevor man an Krankheit denkt, für den Fall des Eintrittes einer Krankheit der in Rede stehenden Art in formeller Weise kundgegeben hat. Dann bleibt die Entscheidung darüber, ob überhaupt zur Tötung des Patienten geschritten werden soll, ja darüber, in welchem Augenblick die Tötung vorzunehmen ist, in die Hand des Arztes bezw. des Aerzte- und Juristenkollegiums gelegt. Welch' ungeheuerlichen Einbruch in die Individualität eine solche Befugnis selbst bei einer übermenschlichen Vollkommenheit von Wissenschaft und Praxis der Heilkunde und der Rechtspflege darstellen würde und zu welch' ungeheuerlichen Konsequenzen sie führen müßte, bedarf kaum näherer Ausführung.

In allen Fällen aber soll das Verlangen eines Kranken nach gewaltsamem Ende durch die Hand des Arztes nur erfüllt werden können, wenn ein juristisches Kollegium entschieden hat, daß keine Bedenken vermögens- oder familienrechtlicher Art der vorsätzlichen und gewaltsamen Abkürzung der Lebensfrist des Kranken entgegenstehen. Der Fall, daß solche Bedenken nicht vorliegen oder nicht erhoben werden könnten, dürfte aber außerordentlich selten sein und nur bei ganz verlassenen, armen Teufeln vorkommen, deren Wunsch gegenüber die beiden Kollegien der Aerzte und der Juristen keine besondere Eile haben dürften, ihn zum Beratungsgegenstand vieler und langwieriger Sitzungen zu machen.

Ueberhaupt hat der Teil des Vorschlages, welcher die Hoffnung der praktischen Durchführbarkeit auf das Zusammenwirken zweier mehrköpfiger, nach Art der Geschworenengerichte zusammengesetzter Kollegien von Aerzten und Juristen setzt, viel Sympathisches. Die Einrichtung ließe wohl erwarten, daß die Mehrzahl der Kranken entweder mit dem Leben davon käme oder eines natürlichen Todes verstürbe.

Auch aus einem anderen Grunde ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß jenes Doppelkollegium besonders viel Arbeit bekäme. Denn würde ein Morphiumpulver oder eine Revolverkugel nicht den gleichen Dienst und weniger umständlich, jedenfalls aber viel billiger leisten? Oder handelte es sich etwa darum, dem Kranken das Odium des Selbstmordes abzunehmen? Damit kommen wir aber auf die moralische Seite der Frage.

Was tut nun eigentlich der Kranke, welcher dem staatlich ermächtigten Arzt den Auftrag gibt, ihm das Leben zu nehmen? Er begeht nicht mehr und nicht weniger als einen Selbstmord, und vorausgesetzt, daß ihm die Krankheit das erforderliche Maß von Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit gelassen hat, einen Selbstmord, welchen

die gesamte christliche Welt von jeher bis auf den heutigen Tag als moralisch unzulässig verurteilt. Die Gründe für diese Verurteilung beruhen teils auf dem irdischen, teils auf dem transzendenten Charakter der Moral. Die christliche Welt hält den Selbstmord für moralisch verwerflich einmal, weil er die Erfüllung der irdischen Pflichten des Individuums gegen die Allgemeinheit willkürlich in dem kleinen Interesse des Einzelnen und im Gegensatze zu dem unermeßlich großen Interesse der Allgemeinheit abkürzt, dann weil kein Teil des dem Menschen zugemessenen irdischen Lebens nach christlicher Weltanschauung für die Vorbereitung zum ewigen entbehrt werden kann. In den letzten wenigen Augenblicken vor dem natürlichen Tode können dem Christen noch Pflichten irdischer Art gegen die Allgemeinheit erwachsen, auf deren Erfüllung letztere nicht verzichten kann, im letzten Augenblicke können dem Christen göttliche Offenbarungen vorbehalten sein, von welchen sein ewiges Seelenheil abhängig sein kann.

Was tut aber der Arzt, der einen Kranken auf dessen Wunsch vorsätzlich tötet? Er macht sich der Beihilfe zu einer moralisch verwerflichen Handlung und damit selbst einer solchen schuldig. Er ist nicht entschuldigt wie der Soldat und der Scharfrichter, er sündigt zweifellos gegen das fünfte Gebot.

Todesstrafe und Krieg können aber nicht entgegengehalten werden. Denn beide sind Ueberreste und Bestandteile eines barbarischen Zustandes des Menschengeschlechts, für welche kein Individuum moralisch verantwortlich gemacht werden kann. Die Gesetze der Moral aber richten sich und können sich allein richten an die Individuen, nicht aber an Staaten, Regierungen und Parlamente, welches Abstrakta, aber keine moralischen Subjekte sind. In der Tat, wie verschwindend klein ist das Eigentum selbst des Zaren an dem Entschluß zu dem blutigsten und grauenvollsten Millionenkrieg? Die absichtliche Tötung eines Kranken durch den Arzt aber wäre und bliebe aller staatlichen Erlaubnis zum Trotz eine rein persönliche Handlung, für welche keine höhere Gewalt die Verantwortung abnimmt.

Der Staat aber, welcher die vorsätzliche Tötung Kranker durch den Arzt zur öffentlichen Einrichtung machte, würde einfach seinen christlichen Charakter verleugnen.

Es sei eine Forderung der Humanität, daß der Kranke sich auf Wunsch durch seinen Arzt ins Jenseit befördern lassen könne. Wir haben gesehen, welch ungeheurer Apparat selbst von dem Vorkämpfer der Idee für nötig gehalten wird, um nur die allergrößten und augenfälligsten Gefahren zu beschwören. Wenn aber wirklich der Wunsch der Kranken, durch den Arzt getötet zu werden, so häufig wäre als er selten ist, und wenn wirklich die Beihilfe des Arztes so nötig wäre als sie entbehrlich ist, müßte da nicht jene Unzahl von Verzweifelnden eine Humanität verfluchen, welche selbst das Tor des Todes nur den allergrößten Geldbörsen öffnen kann?

Dann: beruht nicht das Mitleid mit fremdem Schmerz auf der unvollkommensten aller menschlichen Fähigkeiten, auf der so überaus kümmerlich entwickelten Gabe, sich in die Lage eines anderen zu versetzen? Und wird der Wunsch des Kranken nicht mit den Lippen geäußert, die sich so leicht über das wahre Wollen ihres Besitzers täuschen?

Endlich: Die Voraussetzung des ganzen Vorschlags bildet doch die Annahme, daß durch die Tötung die Befreiung des Kranken von seinen Qualen überhaupt möglich sei. Wo aber in aller Welt besteht eine Gewißheit hierfür? Muß nicht auch der christlicher Weltanschauung Fernstehende die Möglichkeit zugeben, daß das Individuum auch nach dem Tode fortbestehe? Ist aber diese Möglichkeit zuzugeben, dann ist die andere nicht zu leugnen, daß es weiter leiden kann, ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Arzt seinen Patienten nicht befreit von seinen Leiden, sondern nur anderen und vielleicht qualvolleren zuschickt.

Ist es undenkbar, daß ein Arzt, der heute einen Kranken unbedenklich ins Jenseit befördert, sich später von jener Möglichkeit überzeugt, ja in reicherer Erfahrung die Wahrscheinlichkeit zugibt und seine einstige Tat mit einem Leben voll Zweifel und Gewissensbissen bezahlt?

Auf alle Fälle, das eine ist gewiß:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht.

Aber das andere ist nicht minder sicher:

Der Uebel größtes ist die Schuld.

Wenn aber die Furcht vor der Schuld schon die halbe Gewähr der Tugend, dann ist zu wünschen, daß der Vorschlag des Darmstädter Arztes aus den Kreisen der Aerzte und Juristen eine einmütige Ablehnung erfahre.

Die Heimat des Odysseus.*)

Die Hypothesen des genialen Führers der monumentalen Archäologie in Griechenland, Wilhelm Dörpfeld, sind alle im Kampf mit eingewurzelten, althergebrachten Anschauungen aufgestellt und verfochten worden. Seine Schüler, die sie an Ort und Stelle aus des Meisters Munde hören, werden durch die klare, an den gesunden Menschenverstand sich richtende Darlegung rückhaltlos dafür gewonnen. Aber zu Hause werden dann viele durch das Gewicht der Gegengründe schwankend, und manche von ihnen sind ins Lager der Gegner übergegangen. So erbittert jedoch war bei den zwei ersten Hypothesen, zur Geschichte des griechischen Theaters und zur Topographie von Athen, die Gegnerschaft nicht, wie bei seiner jüngsten, welche das homerische Ithaka mit dem historischen Leukas gleichsetzt. Ein Grund für diese Erbitterung mag darin liegen, daß die Gegner der Ansicht sind, es werde die kostbarste Arbeitskraft auf ein Phantom verwendet. Aber ein sachlicher Grund gegen die Hypothese ist das nicht. Dörpfeld hat, wie immer, seine Lehre zunächst mündlich vorgetragen, und dann ihre Grundzüge in einem kurzen Beitrag zu den Mélanges Perrot (1903), S. 79—93, Das homerische Ithaka, schriftlich niedergelegt. Die scharfe Opposition Ulrichs v. Wilamowitz, der die Homer-Philologie durch die These gefährdet sah, in der Januarsitzung 1903 der Archäologischen Gesellschaft in Berlin (Bericht Archäologischer Anzeiger 1903, S. 42—44) hat ihn neuestens veranlaßt, in einer Entgegnung in der Januarsitzung 1904 (abgedruckt Archäologischer Anzeiger 1904, S. 65—75) seinen Standpunkt noch schärfer und mit weiteren Gründen zu vertreten.

Inzwischen aber hat einer seiner begeistertsten Schüler, Peter Gößler, in regem Verkehr mit dem Meister und auf Grund eigener Nachprüfung der Beweise, den Versuch unternommen, die Dörpfeldsche Theorie ausführlicher darzustellen und weiteren Kreisen, namentlich den ihm am nächsten stehenden, den Gymnasiallehrern, nahe zu bringen. Dieses dankenswerte Unternehmen, das einerseits die Lehre Dörpfelds sozusagen authentisch wiedergibt, andrerseits durch selbständiges Nachdenken zu anderen Formulierungen in Einzelheiten kommt, hat einen besonderen Wert dadurch, daß es das Material für die Frage in zwei Kartenskizzen und 12 meisterhaft vom athenischen Institutsphotographen aufgenommenen und vorzüglich wiedergegebenen Landschaftsbildern zur Anschauung bringt.

Auf die Beweisführung im einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die neue Theorie muß mit zwei Fronten kämpfen. Der Kampf gegen diejenigen, welche im historischen Ithaka, jetzt Thiaki, das homerische sehen und alle Einzelzüge der Odyssee darin wiederfinden wollen, ist sowohl negativ wie positiv mit guten Gründen geführt. Die Vorbedingung der Theorie, daß Leukas der homerischen Zeit als Insel gegolten habe, ist nicht unwahrscheinlich. Schwieriger ist der Standpunkt gegen die zu verteidigen, welche der Odyssee die genaue Kenntnis des Lokals, der jonischen Inselflur, und das Bestreben, im großen und in den Einzelzügen landschaftliche Wahrheit zu geben, überhaupt abstreiten. Sie können denn auch den stärksten Einwand der anderen Gegner, daß die Annahme der Namensänderung durch die dorische

*) Leukas-Ithaka, die Heimat des Odysseus, von Dr. Peter Gößler. Mit 12 Landschaftsbildern in Lichtdruck und 2 Karten. Stuttgart, J. B. Metzler 1904. 80 S. gr. 8.

Wanderung gewaltsam sei, für sich ins Feld führen. Hier muß man aber Dörpfeld zugute halten, daß er Schliemanns Kinderglauben, die Ilias schildere sein Ilion mit treuen Farben, durch das Feuer seiner Forschung von den Schlacken geläutert und zur wissenschaftlichen Tatsache umgebildet hat. Wenn er nun dieselben Grundsätze auf die Odyssee anwendet, so muß es beim Stand der homerischen Frage auch auf Seiten der Philologie noch als Problem gelten, ob nicht auch in diesem Gedichte „Dichtung und Wahrheit so wunderbar verwoben sind". Und so muß man die kühne Hypothese als einen Versuch zur Lösung der Frage gelten lassen. Das gibt ihr den Anspruch, von allen denen, die noch Freude an ihrem Homer haben, beachtet zu werden. Ihnen sei Peter Gößlers anziehend geschriebene Darlegung warm empfohlen.[1])

Dörpfeld hat seine Theorie durch Grabungen, welche ein in Schliemanns Gedankenkreisen lebender holländischer Mäcen, Dr. Goekoop, ermöglicht hat, zu unterstützen versucht. Ihre Ergebnisse sind noch nicht abschließend mitgeteilt. Er sieht in ihnen eine starke Stütze, seinen Gegnern erscheinen sie nichtssagend. Inzwischen hat der belgische Archäologe Dr. Vollgraff mit dem Gelde des ins andere Lager übergegangenen Mäcens auf dem historischen Ithaka zu graben begonnen und glaubt dort die Spuren des homerischen Ithaka gefunden zu haben. Was darüber bis jetzt aus Zeitungen bekannt ist, gibt keinen wissenschaftlichen Beweis. Ein positiver Beweis könnte überhaupt höchstens dadurch erbracht werden, daß auf einer der beiden strittigen Inseln ein großartiger Herrschersitz, wie in Tiryns, Mykene, Troja und auf Kreta, aufgefunden würde. Dies ist jedoch, wie mit Recht betont wurde, schon deshalb fraglich, weil wir uns nach dem Epos den Herrschersitz des Odysseus nur bescheiden vorzustellen hätten. Kleinere Clans aber aus mykenischer Zeit können wir auf allen den Inseln erwarten, das würde wieder nichts für Odysseus beweisen. Ein negativer Grabungsbefund kann auch nicht als Beweis verwendet werden.

So ist das Problem wohl mit unseren Mitteln überhaupt nicht zu lösen. Für die Vorgeschichte Griechenlands ist es auch nicht von Bedeutung, dafür liegt der Schwerpunkt der Forschung jetzt auf Kreta. Wenn wir einmal die kretischen Zeichen deuten können, dann, ja dann vielleicht kann auch ein Lichtstrahl der Geschichte auf die Heimat des Odysseus fallen, der wir durch des Dichters Worte den rührendsten Ausdruck der Heimatsliebe verdanken.

r. h.

[1]) Ein störendes Versehen ist auf der ersten Karte durch das Zusammentragen zweier Vorlagen entstanden. In der Mitte der Ostküste von Leukas sind, 3 Kilom. voneinander entfernt, eingetragen Pasa Brysi und Paschaquelle, während doch das zweite nur die Uebersetzung des ersten ist. — Unvorsichtig ist es, wenn auf der ersten Seite der Beweisführung (S. 9 unten) das Resultat Leukas-Ithaka schon vorweggenommen wird. Das sieht einer petitio principii nicht unähnlich. — Ausdrücke wie „die Macht des Spatens" (S. 9), „zum Spaten greifend" (S. 4), sind zwar bei Nichtarchäologen besonders beliebt, aber ebenso geschmacklos wie unrichtig. Man gräbt mit Hacke und Schaufel, den Spaten kann man dazu nicht brauchen. — Ein Verzeichnis der besprochenen Homer-Stellen hätte die Brauchbarkeit des Buches erhöht. — Der Einband wäre geschmackvoller ohne das eingepreßte Homer-Bildnis.

Bücher und Zeitschriften.

Die Fortsetzungen, Nachahmungen und Travestien von Lessings „Nathan der Weise". Von Heinrich Stümcke. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 4.) Berlin 1904. 8°. 246 S.

Als vierter Band der Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte folgt der Schmidschen Chronologie des deutschen Theaters und den beiden Abteilungen der Schreyvogelschen Tagebücher soeben eine Veröffentlichung der Fortsetzungen, Nachahmungen und Travestien von Lessings Nathan. Heinrich Stümcke, der Begründer und derzeitige Schriftführer der jungen Gesellschaft, der sich durch seine außerordentliche Rührigkeit und Umsicht, durch sein praktisches Organisationstalent und seine Fähigkeit, nach allen Seiten anregend und fördernd auf die wissenschaftliche Produktion dieses Gebietes einzuwirken, nicht zu unterschätzende Verdienste um die theatergeschichtliche Forschung erworben hat, zeichnet als der verantwortliche Herausgeber der neuen Publikation. Sie setzt sich die interessante Aufgabe, ein Bild zu geben von den vielfachen Reflexwirkungen, die das Lessingsche Hohelied der Toleranz im Spiegel der dramatischen Literatur hinterlassen hat. Selbstverständlich muß hierbei der Herausgeber darauf verzichten, etwa sämtliche für diesen Zweck in Betracht kommende Stücke zum erneuten Abdruck zu bringen; er beschränkt sich auf die wichtigsten, den „Mönch vom Libanon" des Meininger Hofpredigers Pfranger, den „Nathan den Deutschen" von H. Reinicke und die beiden Nathan-Travestien aus dem Jahre 1804, deren eine anonym erschienen ist, deren andere, die zweiaktige Posse „Der travestierte Nathan der Weise", den bekannten Vielschreiber Julius v. Voß (1768 bis 1832) zum Verfasser hat. Auch bei diesen Stücken begnügt sich Stümcke zum Teil nur mit Auszügen, vor allem bei dem umfangreichen Pfrangerschen Werke, von dem die für die religiöse Tendenz des Verfassers am meisten charakteristischen Szenen zum Abdruck kommen. Das Fehlende wird ersetzt durch ausführliche Inhaltsangaben der Einleitung, die auch von allen übrigen hierher gehörigen Werken sorgfältige Analysen gibt. Ein besonderer Nachdruck wird hierbei auf die Darstellung und Entwicklung unter dem stoff- und motivgeschichtlichen Gesichtspunkt gelegt. Es braucht kaum betont zu werden, daß das Interesse des Buches ausschließlich auf literar- und kulturhistorischem Gebiete liegt und daß der rein ästhetische Genuß, den die unter dem Einfluß von Lessings Nathan entstandenen Dichtungen heutzutage gewähren, mehr als zweifelhaft ist. Der „Mönch vom Libanon" des biederen Meininger Predigers, der der edlen Lebensweisheit des Weisen von Wolfenbüttel die Segnungen des positiven Christentums als Ideal entgegenstellt, und den Sultan Saladin die charakteristischen Worte sprechen läßt:

Nathan! Nathan! o wohin
Hat deine Schimmerweisheit mich verleitet!

stellt der aufrichtigen christlichen Gesinnung des ehrenwerten Pfarrherrn und auch seiner Toleranz, durch die er sich vorteilhaft unterscheidet von Lessings fanatischen, religiösen Gegnern, ein höchst anerkennendes Zeugnis aus, weniger aber seiner dichterischen Begabung und seiner Gestaltungskraft, die ihm nicht die mindeste Berechtigung geben, mit einem Lessing dichterisch in die Schranken zu treten. Das Stück strömt heutzutage, abgesehen von dem Interesse, das ihm als zeitgeschichtlicher Erscheinung zukommt, durch seine Plattheit in Inhalt und Form eine wahrhaft tödliche Langeweile aus. Auch die übrigen Werke, der Reinickesche Nathan und die beiden Travestien des Jahres 1804, interessieren nur durch die Behandlung der Judenfrage, durch ihre Stellungnahme zu den durch Lessing verkündigten Ideen und ihren Anspielungen auf alle möglichen zeitgeschichtlichen Ereignisse und Vorgänge. Das Reinickesche Buch erhebt sich nicht über das Verhältnismaß einer schalen comédie larmoyante und der Witz der beiden Travestien ist heute nur mehr zum kleinsten Teile genießbar. Es ist sehr dankenswert, daß Reinicke zur Vervollständigung des Stoffgebietes auch die beiden französischen Nathan-Bearbeitungen von Chenier, aus dessen Stück er ein kleines Fragment zum Abdruck bringt, und von Cubières de Palmézeaux in den Kreis der Betrachtung zieht. In den Anmerkungen des verdienstlichen Buches sei mir die Berichtigung eines kleinen Versehens gestattet: die Ausgabe des „Mönches vom Libanon" in der „Sammlung der besten und neuesten Schauspiele" (März 1789) bietet keinen Abdruck der zweiten umgearbeiteten Ausgabe von 1785 (Stümcke S. 228), sondern einen solchen der ersten Fassung von 1781; die in der Umarbeitung von 1785 hinübergekommenen Figuren von Saladins Vater Nodgemeddin und des Klosterbruders fehlen in der Mainzer Sammelausgabe von 1789.

Dr. Eugen Kilian.



Allgemeine Rundschau.

Das geophysikalische Observatorium der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften in Apia.

Dem letzten offiziellen Bericht der Kommission für das Samoa-Observatorium in den Nachrichten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Geschäftl. Mitteil. 1904 H. 1) entnehmen wir das Folgende: Die Einschiffung der Ausstattung des Samoa-Observatoriums erfolgte in Bremerhaven Anfang April 1902. Dr. Tetens, der Leiter der Station, erreichte Apia Anfang Juni, während die Güter mit einer durch Ueberfüllung der Schiffe verursachten Verspätung von vier Wochen eintrafen. Weitere Verzögerungen entstanden durch sehr schwierige Arbeitsverhältnisse, so daß es erst im September gelang, die Häuser in der Hauptsache fertig zu stellen. Der unerwartete Vulkanausbruch auf Sawaii veranlaßte Dr. Tetens, zunächst den seismischen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der mitgenommene Wiechertsche Seismograph wurde aufgestellt und in Gang gebracht. Er zeichnete am 16. Dezember 1902 die erste Kurve; Ende Februar befand sich die erste Sendung von Kurven in Göttingen und weitere folgten regelmäßig. Eine große Zahl sehr schöner Diagramme von Naherdbeben ist erhalten worden, die offenbar auf die vulkanische Tätigkeit in Sawaii zurückzuführen sind. Leider konnten infolge einer Erkrankung von Dr. Tetens die erdmagnetischen Instrumente erst Ende Dezember 1902 so installiert werden, daß mit regelmäßigen Beobachtungen begonnen werden konnte. Dadurch wurde die Station allerdings für die erdmagnetischen Terminbeobachtungen, welche nach internationalem Uebereinkommen während des Jahres vom 1. März 1902 bis dahin 1903 an den Stationen der südlichen Halbkugel (besonders im Zusammenarbeiten mit den verschiedenen Südpolar-Expeditionen) je am 1. und 15. des Monats stündlich angestellt werden sollten, großenteils ausgeschaltet. Da jedoch ein größerer Teil fester Observatorien überein kam, die gleichen Beobachtungen noch ein weiteres Jahr fortzusetzen, ward Dr. Tetens angewiesen, auch in Apia die erdmagnetischen Instrumente noch bis 1. April 1904 in Gang zu erhalten. Auch das Wiechertsche astatische Erdbebenpendel hat während der ganzen Zeit funktioniert. Besonders um luftelektrische Beobachtungen in höheren Luftschichten zu machen, wurden im Winter 1903/04 von Dr. Tetens verschiedentlich Drachenaufstiege veranstaltet. Diese Drachen waren von Professor Wiechert, dem Direktor des geophysikalischen Instituts in Göttingen, erst nach längeren Versuchen in dauerhafter Beschaffenheit hergestellt. Allein für diese Drachenbeobachtungen bewilligte die Gesellschaft 3000 Mark. Durch die Verlängerung der Beobachtungen um ein Jahr hat sich der Aufenthalt des Observators in Apia länger als ursprünglich angenommen war ausgedehnt. Die preußische Regierung und die Reichsregierung bewilligten daher zu den früher gespendeten 50,000 M., je zu gleichen Teilen, noch weitere 8000 M. behufs voller Durchführung des Unternehmens. Mittlerweile sind aber von den verschiedensten Seiten Stimmen laut geworden, die sich für eine noch längere Dauer der Beobachtungen in Apia aussprachen, zumal die Errichtung des Observatoriums bedeutende Opfer erfordert hatte. Besonders in seismologischer Hinsicht ist die Fortdauer der Beobachtungen sehr wünschenswert, da die bisherigen Beobachtungen ergeben haben, daß die Lage der Erdbebenstation auf einer Insel, die einerseits vom weiten Ozean umgeben ist, andrerseits mit Mitteleuropa und dem großen japanischen Erdbebenherd auf dem größten Erdkreise liegt, für Enthüllung seismometrischer Probleme eine hervorragend günstige ist. Gleichzeitig interessieren sich auch die amerikanischen Erdmagnetiker, die vor kurzem auch Honolulu mit einer dauernden magnetischen Station versehen haben, lebhaft für weitere ununterbrochene Fortführung der Beobachtungen auf Samoa, zum mindesten für die Zeit der bevorstehenden Periode einer Zunahme der Sonnenfleckentätigkeit. Es sind daher in letzter Zeit von der Gesellschaft der Wissenschaften durch den Vorsitzenden der Samoa-Kommission Geh. Rat Herm. Wagner von neuem Unterhandlungen mit der preußischen Regierung gepflogen worden über die Möglichkeit, das Samoa-Observatorium noch einige Jahre in Tätigkeit zu erhalten. Wie wir mit Bestimmtheit mitteilen können, sind diese Verhandlungen erfolgreich gewesen, und es wird voraussichtlich, da Dr. Tetens zurückzukehren wünscht, Dr. Linke (früher Assistent am geophysikalischen Institut zu Göttingen) vom nächsten Winter ab die Beobachtungen auf Samoa fortsetzen.

A. W.

*

Neue Funde in Antinoë.

C. K. Aus Paris wird berichtet: Der Archäologe Albert Gayet hat über die Resultate der Ausgrabungen, die er zu Antinoë mit Unterstützung der französischen archäologischen Gesellschaft unternommen hat, vor einem zahlreichen Publikum Bericht erstattet. Vorläufig wird man sich mit den interessanten Mitteilungen des Gelehrten begnügen müssen, denn die Ausstellung der gefundenen Gegenstände soll erst im nächsten Winter zusammen mit den anderen Funden, die die gesamten französischen Ausgrabungen ans Licht gefördert haben, erfolgen. Gayet hat die Stelle, an der sich die Adelsgräber von Antinoë befinden, festgestellt. Hier ruhen der Glanz und der Prunk der römischen Spätzeit, die reifen Früchte einer sterbenden Kunst. Schwere Steinblöcke sind jedoch von den Bergen herabgerollt über die Gräberstätte; die heiße Sonne hat den Boden ausgetrocknet, gedörrt und zerbröckelt, so daß eine sehr große Summe notwendig wäre, diese Schätze zu heben. Gayet hat daher auf diese Ausgrabungen vorläufig verzichten müssen, doch hat er dafür andere wertvolle Funde gemacht, so einen Wagenlenker mit Peitsche und Stachel; Gladiatoren mit ihren Waffen, von denen der eine einen Helm mit stolz nickenden Federn trug; eine unbekannte Frau, eingehüllt in einen Stoff, auf dem Szenen des Bacchus-Mythos dargestellt sind. Der interessanteste Fund, den der Gelehrte in einer reizenden Vorführung darbot, war das Grab einer Frau, die einst nach der Meldung der Inschrift „die wundervolle Sängerin des Osiris Antinous Khelmis“ gewesen war; sie war eine Griechin und hatte eine wichtige Rolle in den geheimen Mysterien gespielt. In diese Mysterien der Osirisverehrung führte auch wieder das ausgegrabene Marionettentheater, von dem der Gelehrte darauf berichtete. Es ward neben dem Grabe der Sängerin gefunden und hat die Gestalt eines Schiffes aus Holz und Kupfer, dessen Kajüte eine richtige Bühne war, auf der sich die Personen des heiligen Spiels bewegten; es ist die Barke, auf der die einsame Göttin daherfährt, um den Sonnengott, ihren Gemahl, zu suchen. Ueber der Bühne war eine Stange befestigt, an der die Fäden hingen, durch die die Marionetten Leben und Bewegung erhielten. In der Mitte steht eine Puppe mit beweglichen Armen, die die Isis darstellt. Rechts und links stellten Kulissen die Ufer des Nils dar. Die Handlung erzählte von dem Tod und der Auferstehung des Osiris, von all den Szenen, von denen die Priesterin eintönig sang, und nur die Eingeweihten durften die Darstellung des Mysteriums anschauen.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* Die Pflegschaft der Jubelstiftung der deutschen Industrie hat für wissenschaftliche Zwecke bewilligt: Hrn. Geh. Baurat Garbe (Berlin) zum Studium der neueren Lokomotiven der amerikanischen Eisenbahnen und zur Berichterstattung über die Versuchs- und Betriebsergebnisse der Heißdampflokomotiven bei den preußischen Bahnen 10,000 M.; dem Geh. Baurat Prof. Dr. Pfarr (Darmstadt) zur Fortsetzung seiner Versuche über Verteilung von Druck und Geschwindigkeit im Innern der Schaufelräume der Turbinen 6000 M.; dem Dipl.-Ing. Karl Loeser (Halle) zur Fortsetzung seiner Arbeiten über die Einwirkung der Feuergase auf keramische Erzeugnisse 3000 M.; dem Prof. Dr. Ahlborn (Hamburg) zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über den Widerstand des Wassers und der Luft 5000 M.; den Professoren Dr. Prandtl und Dr. Rinne (Hannover) für Festigkeitsuntersuchungen an Baustoffen unter fortlaufender Beobachtung der Veränderungen im Kleingefüge 6400 M.;

dem Prof. Dr. Nernst (Göttingen) zur Weiterführung von Versuchen über Hitzemessungen bis zu 2200°, Trennung von Kohlensäure und Wasserdampf und über die spezifische Wärme dieser Gase 5000 M.; dem Prof. Dr. Junkers (Aachen) für technisch-wissenschaftliche Untersuchungen über das Diagramm der Gasmaschinen 5000 M.; Hrn. Prof. Dr. Hermann Simon (Göttingen) zur Ausarbeitung eines Verfahrens, sehr schnelle Wechselströme dauernd ungedämpft zu erzeugen 5000 M.; Hrn. Prof. Muthmann (München) zur Untersuchung über die Metalle der Erden und ihre Legierungen 3000 M.

Wir werden um die Veröffentlichung der folgenden Zuschrift gebeten:

In der letzten Zeit erhalte ich wiederholt Anfragen in bezug auf den bevorstehenden kunsthistorischen Kongreß in Straßburg, die mit Berufung auf Mitteilungen der Presse — auch die Allgemeine Zeitung brachte eine solche Notiz — von der Annahme ausgehen, daß ich bei der Vorbereitung desselben beteiligt sei. Das ist, wie ich hiermit feststellen möchte, ein Irrtum. Ich habe von der Absicht der Kongreßleitung, Straßburg zum Kongreßort zu wählen, keine Kenntnis als allein durch die Zeitungen.

Berchtesgaden, 30. Juni 1904.

Ihr ergebener

Dr. Dehio,

ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Straßburg.

Hochschulnachrichten.

hc. **Gießen.** Mit einer Probevorlesung über „Die rationelle Ausgestaltung der Matrikularbeiträge“ hat sich Dr. phil. Hans Köppe als Privatdozent für Nationalökonomie eingeführt. Köppe ist 1861 zu Dessau geboren. Er war ursprünglich im preußischen Justizdienst tätig, nahm aber 1897 seinen Abschied aus demselben. Er promovierte 1901 in Rostock mit einer Schrift: „Freie oder Zwangstilgung der Staatsschulden? 1902 erschien von ihm ein Buch „Die Reichsfinanzreform“.

H. **Bern.** Dr. Karl Paul Wiedemann aus Wädenswil, Sekretär des eidgenössischen Untersuchungsrichters für die deutsche und die italienische Schweiz, erhielt von der Erziehungsdirektion des Kantons Bern die venia legendi für Transportrecht und deutsches bürgerliches Recht an der hiesigen Hochschule.

* **Zürich.** Der Privatdozent der klassischen Archäologie an der Universität Bern Dr. Otto Waser ist in den Lehrkörper der hiesigen Universität übergetreten und wird sich morgen (2. d. M.) mit einer Vorlesung über „Das hellenistische Reliefbild“ als Privatdozent einführen.

* **Aus Schweden.** Am Samstag starb, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, in der Nähe Stockholms der frühere Professor der Physiologie am Karolinischen Institut, Otto Christian Loven, der sich durch seine reiche wissenschaftliche Tätigkeit einen bedeutenden Ruf in der europäischen Gelehrtenwelt erwarb. Von 1865—1866 hatte sich Lovén in Leipzig aufgehalten, um bei C. Ludwig physiologische Studien zu treiben, und Anfang der siebziger Jahre besuchte er zu wissenschaftlichen Zwecken wiederum Deutschland und andere Länder. Lovén gab eine ganze Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten auf anatomischem und physiologischem Gebiet heraus, ebenso regte er durch Herausgabe volkstümlicher Schriften das Interesse für Naturwissenschaften an.

* **Aus Frankreich.** Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hatte ein korrespondierendes Mitglied für die Sektion der Anatomie und Zoologie zu ernennen. Es waren in Vorschlag gebracht worden die Professoren Wilhelm Waldeyer (Berlin), Haeckel (Jena), Loeb (Berkeley) und Weißmann (Freiburg). Professor Waldeyer wurde fast einstimmig gewählt.

* **Von technischen Hochschulen.** Der Dozent für Physik an der Technischen Hochschule zu Aachen Professor Dr. phil. Max Wien ist zum Professor desselben Faches und Direktor des physikalischen Instituts an der Technischen Hochschule in Danzig ernannt worden.

* **Von den Handelshochschulen.** Als Nachfolger Professor Dr. Schumachers, der bekanntlich als ordentlicher Professor der Nationalökonomie in den Lehrkörper der Bonner Hochschule eintritt, ist Prof. Dr. Wiedenfeld von der königlichen Akademie in Posen zur Uebernahme der erledigten Professur für Nationalökonomie an die Kölner Handelshochschule vom 1. Oktober ab berufen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Heinr. Rietsch, Prof. a. d. deutschen Univ. Prag: Die deutsche Liedweise. Ein Stück positiver Aesthetik der Tonkunst. M. e. Anhang: Lieder und Bruchstücke aus einer Handschrift des 14./15. Jahrhunderts. Wien u. Leipzig 1904. Carl Fromme. 256 S. — Dr. Alexander v. Brandt, Regierungsassessor: Zur sozialen Entwicklung im Saargebiet. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 162 S. — Adé-Röderka: Fünf Vorarbeiten zu „Der Menschheit Drama“. Leipzig 1904. Julius Werner. 66 S. — Geschichte der Baukunst, bearbeitet von Richard Bormann und Joseph Neuwirth. I: Die Baukunst des Altertums und des Islam im Mittelalter von Richard Borrmann. Leipzig 1904. E. A. Seemann. 386 S. — J. Dresch: Gutzkow et la Jeune Allemagne. Paris 1904. Société Nouvelle de Librairie et d'Édition (Librairie Georges Bellais). 483 S. — Dr. Th. Elsenhans, Privatdozent der Philosophie in Heidelberg: Die Aufgabe einer Psychologie der Deutung als Vorarbeit für die Geisteswissenschaften. Vortrag geh. auf dem Kongress f. exp. Psychologie zu Giessen am 21. April 1904. Giessen 1904. J. Ricker. 26 S. — Dr. Fr. W. Foerster: Lebenskunde. Ein Buch für Knaben und Mädchen. Berlin 1904 Georg Reimer. 375 S. — Derselbe: Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche. Ebenda 1904. 724 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 2. Juli. Nummer 149.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ferienkolonien und Kinderhospize.

Von Dr. Alfons Fuld.

Seit geraumer Zeit bestehen in den meisten größeren Städten Vereine, welche es sich zum Ziele gesetzt haben, die Mittel aufzubringen, um den Kindern der unbemittelten Volksschichten einen Erholungsaufenthalt in ländlicher Gegend zu gewähren. Alljährlich werden aus der Zahl der zur Anmeldung gelangten Kinder die am meisten der Erholung bedürftigen ausgemustert und dann unter Führung von Lehrern und Lehrerinnen nach einem günstig gelegenen Orte verbracht, wo ihnen die Möglichkeit geboten ist, bei reichlicher, guter Ernährung und ständigem Aufenthalt in reiner Luft den Einfluß überstandener Erkrankung oder der ungünstigen sanitären Verhältnisse des Elternhauses wettzumachen. Jahr für Jahr wissen die Zeitungen von den guten Erfolgen der Kolonien, der heiteren Stimmung, dem blühenden Aussehen der jungen Kolonisten, von ihrer erheblichen Gewichtszunahme und anderen erfreulichen Dingen zu berichten. — Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen. Wer der praktischen Gesundheitspflege ferner steht, der wird gewiß leicht in Versuchung kommen, sich in der frohen Zuversicht zu wiegen, daß mit den Ferienkolonien wirklich etwas Nachhaltiges zur Hebung des Gesundheitszustandes in den unbemittelten Volksklassen geleistet werde. Wie überall, so verführt auch hier die Politik der kleinen Mittel dazu, daß inmitten der Alltagsarbeit die höheren Gesichtspunkte allmählich aus dem Horizont entschwinden.

Ursprünglich hat man wohl an die Ferienkolonien keine größeren Erwartungen geknüpft, als daß sie dazu dienen könnten, schwächlichen, in der Entwicklung zurückgebliebenen oder im Elternhause mangelhaft verpflegten Kindern einen Fonds zu verschaffen, welcher sie in den Stand setzt, die auf ihren unentwickelten Organismus eindringenden Schädlichkeiten leichter zu ertragen. Und in diesem Sinne sind in der Tat die Ferienkolonien eine Einrichtung von weitreichender sozialer Bedeutung; namentlich vermögen sie in der Rekonvaleszenz nach akuten Erkrankungen segensreich zu wirken. Damit allein ist aber für die Verbesserung der Volksgesundheit noch nicht viel geleistet. Die Bewegung zur Bekämpfung der tuberkulösen Erkrankungen, welche allüberall im Deutschen Reiche ihre Kreise gezogen hat, mußte auch auf die Leitung der Ferienkolonien umgestaltend einwirken. Einmal ist man vorsichtiger geworden bei der Auswahl der jungen Kolonisten; man scheut sich an vielen Orten, Kinder mit unverkennbarer Tuberkulose in die Kolonie mitzunehmen; unseres Erachtens mit Recht. Wenn auch die Gefahr, die Krankheit durch Ansteckung zu erwerben, sicherlich häufig überschätzt wird, so ist doch nicht zu verkennen, daß unter den für die Ferienkolonien angemeldeten Kindern eine Menge solcher sind, die zur Tuberkulose disponiert erscheinen; vielleicht die Mehrzahl derer, welche einen Erholungsaufenthalt nötig haben, ist durch erbliche oder soziale Verhältnisse in ihrer Widerstandskraft gegen infektiöse Einflüsse geschwächt. Macht man sich nun klar, daß die Kinder in gemeinsamen Schlafsälen nächtigen, daß ferner bei dem engen Verkehr in jenem jugendlichen Alter die wichtigsten prophylaktischen Maßregeln nicht sorgfältig durchgeführt werden können, so ist kein Zweifel, daß Kinder mit erkrankten Lungen und bazillenhaltigem Auswurf für ihre Kameraden eine gewisse Gefahr bedeuten und darum besser von der Aufnahme in die Kolonien ausgeschlossen bleiben. Des weiteren wird aber auch häufig die Anschauung vertreten, wie wenn auch die Ferienkolonien ein Glied seien in der Kette der Abwehrmaßregeln gegen die Tuberkulose, wie wenn es mit ihrer Hilfe gelingen könnte, schwächliche, minder widerstandsfähige Kinder vor der Erkrankung zu bewahren.

Jeder, der sich in unserer Zeit des wissenschaftlichen Dogmenkultus den unbefangenen Blick gewahrt hat, weiß, welch beherrschende Stellung soziale und ökonomische Schädlichkeiten in der Aetiologie der Tuberkulose einnehmen, und er wird darum jeden Versuch, die Individuen widerstandsfähiger zu machen, mit Freude begrüßen. Wenn wir es aber beim Erwachsenen schon so häufig erleben, wie trotz monatelanger Behandlung in einer Heilstätte alsbald nach der Entlassung die alten Schädlichkeiten des Berufs, der Ernährung und des sozialen Milieus ihren unheilvollen Einfluß wieder ausüben, um wie viel schlimmer müssen dann die unhygienischen Zustände des Elternhauses auf den noch unentwickelten kindlichen Organismus einwirken! Man erwartet in den Lungenheilanstalten die besten Erfolge bei den noch ganz im Anfange des Leidens stehenden Kranken, die noch kaum markante klinische Symptome aufweisen und im praktischen Sinne noch mehr als Disponierte zu gelten haben. Und hier hält man einen monatelangen Aufenthalt in einer mit allen modernen Einrichtungen ausgestatteten Anstalt gerade für ausreichend, um ein befriedigendes Resultat zu erzielen, während beim Kinde schon die paar Wochen Ferienkolonie, aus welcher sie wieder in die häusliche Misere zurückkehren müssen, Nachhaltiges leisten sollen.

Die ärztliche Erfahrung lehrt, daß namentlich die skrophulösen Kinder häufig an Tuberkulose erkranken. Die immer noch umstrittene Frage, ob nicht die Skrophulose schon eine tuberkulöse Infektion darstellt, kann hier außer Betracht bleiben; in praktischer Beziehung ist zwischen Skrophulose und Tuberkulose jedenfalls ein gewaltiger Unterschied. Die Skrophulose heilt unter günstigen äußeren Verhältnissen häufig aus und sie bietet andrerseits den günstigsten Boden zur späteren Erkrankung an Tuberkulose. Vom Standpunkt des Praktikers sind die Skrophu-

lösen Kinder jedenfalls nur Disponierte, bei welchen in erster Linie prophylaktische Maßregeln einzusetzen haben. Die Heilkunst ist nun im Besitze von Mitteln, welche imstande sind, den Heilungsprozeß bei der Skrophulose anzuregen und zu unterstützen. Seebäder, Soolbäder im Verein mit sonstigen allgemein hygienischen Maßnahmen, haben sich seit langer Zeit in der Behandlung der Skrophulose vorzüglich bewährt. Das sind freilich kostspielige Heilmittel, welche bisher beinahe ausschließlich dem wohlhabenden Teil der Bevölkerung zugute kamen. Verhältnismäßig spärlich sind erst die Anstalten, welche von gemeinnützigen Verbänden für Unbemittelte errichtet worden sind. Auch in den Kreisen, welche den Ferienkolonien nahestehen, hat man sich diesen Tatsachen nicht verschlossen; eine ganze Reihe dieser Vereine schicken alljährlich eine Anzahl Kinder für einige Wochen an die See oder in ein Soolbad, mehr kann von diesen ausschließlich auf die private Wohltätigkeit angewiesenen Verbänden sicherlich nicht geleistet werden. Nun ist mit ein paar Wochen Badekur nicht eben viel getan; so tiefgreifende konstitutionelle Störungen sind nur bei monatelanger Behandlung wirksam zu bekämpfen. So müßte denn das hohe Ziel an der leidigen Kostenfrage scheitern, wenn es nicht möglich wäre, sich auch mit Geringerem zu begnügen. Ebenso wie man zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß zur Behandlung der Lungentuberkulose weder das Hochgebirge, noch das südliche Klima unbedingt notwendig sind, sondern am Ende in jeder nicht gerade dem Unwetter ausgesetzten Gegend günstige Erfolge zu erzielen sind, ebenso muß es auch gelingen, ohne Seebäder und natürliche Soolen bei der Behandlung der Skrophulose auszukommen. Luft, Licht, reichliche zweckentsprechende Ernährung, das kann schließlich an jedem einfachen ländlichen Platze geboten werden, und künstlich präparierte Bäder vermögen die Heilwirkungen der natürlichen sicherlich bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen.

Die energische Bekämpfung der skrophulösen Erkrankungen ist eines der wesentlichsten Momente in der ganzen Tuberkulosefrage; jedenfalls ist es zweckmäßiger, wenn die prophylaktischen Maßregeln bei Kindern mit ihren rein lokalen Veränderungen angreifen, wie bei Erwachsenen, die immer wieder genötigt sind, im Kampf um die Existenz die kaum errungene Gesundheit von neuem aufs Spiel zu setzen. Die ausgedehnte Errichtung von Heilstätten für skrophulöse Kinder muß darum mit allem Nachdruck gefordert werden. Am wünschenswertesten wäre natürlich die Verwertung von Seebädern und Soolquellen; es ist aber nicht abzusehen, woher die notwendigen Geldmittel zu beschaffen wären. Läßt man jedoch diese strengen Forderungen fallen und begnügt sich mit dem Erreichbaren, dann könnte man mit verhältnismäßig geringen Unkosten an vielen Orten kleine Kindersanatorien errichten, die sicherlich viel Nützliches leisten würden. Wir besitzen allerdings kein Organ, das gleich den Versicherungsanstalten ein materielles Interesse an solchen Einrichtungen hätte, und von der privaten Wohltätigkeit läßt sich heute, wo alle Kräfte von den Lungenheilstätten in Anspruch genommen werden, nicht viel erwarten. Aber es wäre doch vielleicht die Aufgabe der Kommunalverbände, zu verhüten, daß eine große Anzahl minder widerstandsfähiger Existenzen in das zeugungsfähige Alter gelangt, um dann der Tuberkulose zum Opfer zu fallen und mit ihren Hinterbliebenen die öffentliche Armenpflege zu belasten; und es sollten auch die gemeinnützigen Verbände, welche die Bekämpfung der Tuberkulose auf ihr Programm gesetzt haben, es nicht verabsäumen, ihre Aufgabe auch von dem hier gezeichneten Gesichtspunkt ins Auge zu fassen. — Es lag uns natürlich fern, die Einrichtung der Ferienkolonien als solche anzugreifen; es war nur unsere Absicht, darauf hinzuweisen, daß sie nicht das wirksame Mittel sein können, um die jugendliche Generation besser vor der Tuberkulose zu behüten.

George Sand und Alfred de Musset.

Ueber wenige Liebesverhältnisse ist so viel geschrieben worden wie über jenes, welches die gefeierte Romanschriftstellerin George Sand durch drei Jahre mit dem jungen Lyriker Alfred de Musset verband. Die Literatur über diese interessanten Beziehungen hat gewaltige Dimensionen angenommen und kann noch nicht als abgeschlossen gelten. Die Grundsteine zu derselben legten die beiden Hauptbeteiligten selbst, indem sie stets ihr Möglichstes taten, um ihre Zeitgenossen und die Nachwelt ihre Herzensgeheimnisse wissen zu lassen. 1834 bis 1836 erschienen George Sands „Lettres d'un voyageur", welche von ihren Beziehungen zu ihm handelten; in dem letztgenannten Jahre schilderte auch Musset den Verlauf derselben in der autobiographischen „Confession d'un enfant du siècle", 1859 aber, nachdem er den Folgen seines ausschweifenden Lebens frühzeitig zum Opfer gefallen war, gab sie eine, allerdings tendenziös gefärbte, Darstellung dieser Liebesirrung in dem Buche „Elle et Lui". Der Bruder des Verstorbenen, welcher sich berufen glaubte, die darin enthaltenen Unwahrheiten richtig zu stellen, antwortete darauf in „Lui et Elle", und seit dieser Zeit ist das literarhistorische Interesse, welches man an dieser Angelegenheit nahm, stets gewachsen. Jeder Autor, der sich mit derselben beschäftigte, stellte neue Konjekturen auf und suchte ihre wechselnden Phasen anders zu erklären. Der eine nahm Musset, der andere George Sand in Schutz, dieser gab ihm, jener ihr schuld an den wiederholten Zerwürfnissen und an den schmerzlichen Erschütterungen, welchen dieses Herzensbündnis so oft ausgesetzt war, bis es endgültig zerstört wurde.

Heute begeht Frankreich und speziell Berry die 100. Geburtsfeier der guten Schloßfrau von Nohant. Es wird der begabten Schriftstellerin gedacht werden, die einer vergangenen Zeit durch ihre Romane viele Stunden verkürzt hat, die mutig für so manche gute Idee eingetreten ist, und deren Namen in der Geschichte des französischen Schrifttums unvergessen bleiben wird. Aber die weitaus größere Zahl ihrer Verehrer wird nicht die Dichterin, sondern die Frau George Sand feiern, die Freundin und vertraute Mitarbeiterin so vieler geistvoller Männer. Eben zur rechten Zeit erscheint daher ihre Korrespondenz mit Alfred de Musset, zum erstenmal auf Grund der Originalbriefe und indirekt im Auftrage der Dichterin selbst herausgegeben.[1]) 1864 übersandte George Sand diese Briefe an ihren Freund Emile Aucante mit der Bitte, sie nach ihrem Tode zu veröffentlichen. Hieran sei ihr sehr gelegen, da ihre Beziehungen zu Musset ihr verschiedene Verleumdungen zugezogen hätten, die ihr Buch „Elle et Lui" nicht zu beseitigen vermochte. Ihr Briefwechsel mit dem jungen Dichter sei nun die beste Widerlegung aller dieser Anschuldigungen. Sie verlangte, daß derselbe ohne die geringste Aenderung zum Abdrucke gelange; nur wenige, auf noch lebende Personen bezügliche Stellen habe sie selbst gestrichen. Der Ertrag der Publikation solle einem wohltätigen Zwecke gewidmet werden. Für den Fall, daß Aucante nicht dazu käme, diesen Auftrag auszuführen, war Alexandre Dumas fils bestimmt, an seine Stelle zu treten. Da jedoch Dumas, sowie mehrere andere Ersatzmänner vor Aucante starben und dieser selbst von der Publikation der Briefe absehen mußte, übertrug er diese Aufgabe an Félix Decori, Advokaten am Appellationsgericht zu Paris, der sich derselben in anerkennenswerter Weise entledigt hat. Die meisten dieser Briefe waren freilich schon früher in die Oeffentlichkeit gedrungen. Anderes, was Musset oder George Sand mit der Schere der Kenntnis der Nachwelt entzogen, ist unwiederbringlich verloren. Dennoch bilden diese Dokumente in ihrer Gesamtheit einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik beider Persönlichkeiten und

---

[1]) *Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset.* Publiée intégralement et pour la première fois d'après les documents originaux par *Félix Decori.* Avec desseins d'Alfred de Musset et facsimilés d'autographes. Bruxelles, E. Deman, 1904.

ihre Lektüre sei angelegentlich auch dem empfohlen, welcher die bisherige Literatur über diese interessante Liaison kennt.

Als Musset zum erstenmal an George Sand schrieb, war diese bereits fest entschlossen, sich von ihrem Gatten, dem Leutnant und ehemaligen Kellner Casimir Dudevant, den sie zehn Jahre früher geheiratet hatte, scheiden zu lassen. Man weiß heute, daß diese Heirat eine Liebesheirat gewesen war, obwohl sie selbst in ihrer „Histoire de ma vie“ das Gegenteil sagt. Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, waren dieser Ehe entsprossen. Die Scheidung war aber nur mit den größten Schwierigkeiten durchzusetzen. Als es George Sand in der Nähe ihres Mannes, der dem Laster des Trunkes ergeben war, nicht mehr auszuhalten vermochte, begab sie sich nach Paris, wo sie, um weniger aufzufallen, meist Männerkleidung trug. Da Dudevant sehr schlecht für die Seinigen sorgte, war sie gezwungen, sich und die Kinder fast ausschließlich durch ihre Schriftstellerei zu erhalten. Alfred de Musset zählte damals 23 Jahre und hatte eben durch sein Gedicht „Rolla“ die allgemeine Aufmerksamkeit stärker als vordem auf sich gezogen. Die Reihe der Briefe beginnt mit einem schüchternen Billett Mussets, worin er sich die Freiheit nimmt, George Sand einige Verse zu übersenden, zu welchen ihn ein Kapitel ihres Romans „Indiana“ begeistert hatte. Die Dichterin begegnete ihrem jugendlichen Verehrer, von welchem sie früher nichts wissen wollte, von nun an mit lebhaftem Interesse, und dieser durchmaß daher rasch die Stufenleiter von respektvoller Verehrung zu kollegialer Wärme und zu einem kameradschaftlichen Einvernehmen, das bald in brennende Liebe umschlug. Schon nach kurzer Zeit nennt er sie „Mon cher George“ und gesteht ihr, daß ihm ihre schönen schwarzen Augen nicht aus dem Sinne wollen. Endlich rafft er sich zu einem formellen Bekenntnis seiner Liebe auf: „Mein lieber George,“ schrieb er, „ich habe Ihnen etwas sehr Dummes und Lächerliches mitzuteilen. Sie werden mir ins Gesicht lachen und mich für einen Phrasenmacher halten. . . . Sie werden mich vor die Tür setzen und glauben, daß ich lüge . . . aber, ich liebe Sie. Seit dem ersten Tage, da ich zu Ihnen kam. „„Noch einer, der mich langweilen will,““ so werden Sie sagen, wie dies Ihre Gewohnheit ist —“ Aber sie sagte es nicht. Zwar fehlt ihre Antwort auf diesen Brief, aber sein nächstes Schreiben beweist uns, daß er erhört wurde. Es folgte eine kurze Zeit ungetrübten Liebesglückes. In dieser unternahmen sie die so oft geschilderte Reise nach Venedig (1833), zu welcher Mussets besorgte Mutter schweren Herzens ihre Einwilligung gab. Ueber diese schönste Epoche ihrer Beziehungen schweigen natürlich die Briefe; erst nachdem der Traum zerflossen ist, beginnt die Feder ihre Tätigkeit. Wir wissen, daß Musset in Venedig an einem typhösen Fieber erkrankte, welches von Wutanfällen begleitet war, in denen die Aerzte die unleugbaren Vorboten des Delirium tremens erkannten. George Sand pflegte ihn mit wahrer Aufopferung und ohne Schonung ihrer eigenen schwachen Gesundheit. In der Person des ihn behandelnden venezianischen Arztes Dr. Pietro Pagello erschien jedoch der Mann auf dem Schauplatz, welcher fortan zwischen ihr und Musset stehen sollte. Der liebenswürdige Italiener wußte sich in Mussets Herz ebenso einzuschmeicheln, wie in das ihrige: sein sanftes, ritterliches Wesen gefiel dem Dichter ebenso sehr wie der leidenden Frau, der es schon nach kurzer Zeit nicht mehr gelang, ihren flatterhaften Freund an sich zu fesseln. Kaum ist Mussets Fieber gewichen, so hält er ihr schon rücksichtslos vor, daß es für ihn kein Vergnügen sei, Krankenwärterdienste zu tun, und es dauert nicht lange, so bekennt er ihr ganz unumwunden: „George, verzeihe mir, ich hatte mich getäuscht, aber — ich liebe Dich nicht!“ In einem Augenblick der Ekstase legt er selbst die Hände George Sands und Pagellos ineinander mit den Worten: „Ihr liebt einander und liebt auch mich, ihr habt mir Leib und Seele gerettet.“ Er selbst wollte George Sand fortan nur ein guter Kamerad sein, aber auch mit der Kameradschaft war es natürlich bald vorbei. Ohne auf ihre Warnungen zu hören, folgt er seinem unbezwinglichen Hang zur Débauche. Dennoch konnte sie sich nicht entschließen, allein nach Paris zurückzukehren und den schwerkranken, haltlosen Jüngling in der Fremde sich selbst zu überlassen. Da er bleiben wollte, blieb auch sie, um so mehr, als Pagello Venedig vorläufig gleichfalls nicht verlassen konnte. Oft lesen wir in ihren Briefen von ihrer drückenden Notlage und stets wachsenden Schuldenlast, die sie den größten Teil des Tages an ihren Schreibtisch fesselt. „Sie betrachten Ihre Bücher als eine Art Gegengewicht zu den Bäckerrechnungen,“ schreibt ihr Musset noch in Paris. Bisweilen muß sie alles Entbehrliche versetzen und sich am Munde absparen, um nicht noch weitere Schulden machen zu müssen. „Mein Bruder“, schreibt sie an Musset, „ist gegen alles, was mich betrifft, völlig gleichgültig, und mein Mann sähe mich am liebsten zugrunde gehen (crevée)“, oder: „Ich befinde mich ein wenig in der Lage derer, welche schwanken, ob sie lieber stehlen oder betteln gehen sollen. . . Du hast keine Vorstellung, wie sparsam ich lebe und wie fleißig ich arbeite. Das grenzt schon ans Phantastische, aber eine weniger sublime Existenz wäre mir lieber.“

Als Musset erkannte, daß sie für ihn verloren sei, da erwachte seine Reue. Von innerlichem Zwiespalt gepeinigt, verläßt er Venedig (März 1834). Sie schreibt ihm einen Brief voll mütterlicher Fürsorge, worin sie ihn versichert, daß Pagello seine Abwesenheit ebenso betrauere wie sie selbst, aber dies vermag ihn nicht zu trösten; je weiter er sich entfernt, desto ungestümer meldet sich seine alte Liebe zu ihr. „Je t'aime encore d'amour, George,“ schreibt er ihr von Genua aus. Es zieht ihn zurück zu ihr, aber noch bezwingt er sich und versucht, sich selbst über seine Gefühle hinwegzutäuschen: „Du glaubtest meine Geliebte zu sein und Du warst doch nur meine Mutter. — Wir haben einen Inzest begangen“ — und er redet sich in den Wahn hinein, daß ihn der Gedanke, sie in den Banden der Liebe zu Pagello zu wissen, beglücke. Sie erwidert ihm, daß es ihr gleich sei, welcher Art das Gefühl gewesen, welches ihn zu ihr zog, sie wisse nur, daß sie ihn liebe, weiter nichts. Dabei findet sie die Gemütsruhe, um „40 Ellen lange Pfeifen zu rauchen und täglich für 25,000 Francs Kaffee zu trinken“. Da das Publikum in Venedig sich für sie zu interessieren beginnt, wird sie häufig durch Besuche belästigt. Aber sie verschließt sich in ihr Zimmer „und hüllt sich in den Qualm ihrer Pfeife wie eine Gottheit in ihre Wolke“. Eine der dem Buche beigegebenen Zeichnungen Mussets zeigt sie in dieser gottähnlichen Situation.

Die folgenden Briefe Mussets machen durchaus den Eindruck, daß er sich über seinen eigenen Seelenzustand im unklaren befand, und selbst nicht wußte, ob er sie liebe oder nicht, und wie er sich ihr gegenüber in Zukunft verhalten solle. Nachdem er in Paris eingetroffen ist, schreibt er ihr, er habe die Absicht, sich zu zerstreuen und eine neue Liebesaffäre zu suchen. Aber gleich darauf heißt es: „Nicht meine Geliebte fehlt mir, sondern mein Kamerad George. Ich brauche kein Weib, aber ich sehne mich nach jenem Blicke, der stets bereit war, mir zu antworten“, und er schließt: „Adieu, meine angebetete Schwester, geh nach Tirol (sie hatte diese Absicht), nach Venedig, nach Konstantinopel; thu, was Dir gefällt, lache, meine nach Herzenslust; aber an dem Tage, da Du Dich irgendwo allein und traurig wiederfindest, strecke Deine Hand aus, bevor Du stirbst und erinnere Dich, daß es in einem Winkel der Welt ein Wesen gibt, dessen erste und letzte Liebe Du bist. Lebe wohl, meine Freundin, meine einzige Geliebte —.“ George Sand hielt es für ihre Pflicht, ihn vor den Gefahren zu warnen, welche Paris seiner schwachen Gesundheit biete. „O, ich bitte Dich auf den Knien, noch keinen Wein, noch keine Mädchen. Es ist zu früh. Denke an Deinen Leib, welcher weniger Kraft besitzt als Deine Seele, und den ich in meinen Armen hinsterben sah. Gib Dich dem Vergnügen nur hin, wenn es die Natur gebieterisch von Dir verlangt, aber verwende es nicht als ein Mittel gegen Langeweile und Kummer. Es ist das Schlimmste von allen. Schone dieses Leben, welches ich Dir, vielleicht durch meine Nachtwachen und Pflege, erhalten habe. Gehört es nicht eben deshalb ein wenig mir?“

Je länger er ihr ferne ist, desto deutlicher sieht Musset, welchen Schatz er an ihr besessen und verloren habe. „O, mein geliebtes Kind," heißt es in einem seiner verzweifeltsten Briefe, „als Du mich noch liebtest, hast Du mich jemals getäuscht? Welchen Vorwurf konnte ich Dir während der sieben Monate, da ich Dich täglich sah, machen? Und welcher elende Schuft könnte eine Frau treulos nennen, die ihn genug hoch achtet, um es ihm zu sagen, wenn seine Stunde geschlagen hat? — Ich habe in Deinen Armen einen Augenblick erlebt, dessen Erinnerung mich bis heute verhindert hat und mich noch lange verhindern wird, mich einer anderen Frau zu nähern." Und er sucht ihre Wohnung in Paris auf, wo ihn jede Kleinigkeit an die seligen Stunden erinnert, welche sie zusammen verlebten. Er findet dort Zigaretten, welche sie vor der Abreise drehte und raucht sie mit Wehmut. Er steckt einen Kamm zu sich, den sie in einer Lade ihres Toilettetisches zurückließ, und trennt sich nicht mehr von ihm. Zugleich faßt er den Entschluß, seine Beziehungen zu ihr in einem Buche festzuhalten; es ist der erste Plan zu der schon erwähnten „Confession d'un enfant du siècle". „Wenn ich Dich nicht gekannt und verloren hätte, George, hätte ich niemals verstanden, was aus mir werden sollte und warum meine Mutter einen Sohn bekam." Als ihm George Sand ihre klägliche pekuniäre Lage schildert, macht er ihr die heftigsten Vorwürfe, warum sie seine Hilfe nicht in Anspruch genommen habe. „O, mein Kind, meine Allergeliebteste, einzig geliebte unter den Frauen, ich schwöre es Dir bei meinem Vater: Wenn das Opfer meines Lebens Dir ein einziges Jahr des Glückes verschaffen könnte, ich würde mit einer ewigen Freude in der Seele in einen Abgrund springen. . . Adieu, ich liebe Dich und will nur Dich allein lieben bis zu meinem Tode." — „Ich habe Dich so schlecht geliebt!" ist der Refrain aller seiner Selbstanklagen.

George Sand war für sein Flöten nicht taub, denn auch ihr wurde klar, daß ihr Pagello nur geringen Trost für den Dichter zu bieten vermochte. Zwar schreibt sie an Musset: „Du hast mich in die Hände eines Wesens gelegt, dessen Liebe und Tugend unwandelbar feststehen wie die Alpen;" aber Pagello war kein Mann der Leidenschaft, wie ihn das überschäumende Herz der temperamentvollen Dichterin verlangte. Dieser nüchterne Charakter hatte keinen Sinn für die Extravaganzen ihres Dichterkopfes und behandelte sie wie ein überspanntes Mädchen, welchem man seine Launen angehen lassen muß. Zwar will er sich durch das Uebersetzen von einigen ihrer Romane ins Italienische ein wenig Geld verdienen, aber sie meint, er verstehe dieselben nicht. „Er liebt mich in Frieden, er ist glücklich, ohne daß ich leide, ohne daß ich an seinem Glücke zu arbeiten brauche. Aber ich, ich muß für jemanden leiden. Ich muß meinen Ueberfluß an Tatkraft und Sensibilität anwenden. . . . O, warum konnte ich nicht zwischen Euch beiden leben und Euch glücklich machen, ohne dem einen noch dem anderen anzugehören!" „Ich hätte (meint sie) zehn Jahre so leben können."

Im Sommer 1834 kehrte George Sand in Pagellos Gesellschaft nach Paris zurück und fand dort ihren Freund wieder. Einen Augenblick hat es den Anschein, als ob das alte Einvernehmen wiedergekehrt und als ob alles vergessen sei, was sie in der letzten Zeit von einander getrennt hatte. George Sand bereute jedoch den Entschluß, sich ihm neuerdings genähert zu haben, sehr bald. Musset bekennt: „Ich habe mir zu viel zugemutet, indem ich Dich wiedersehen wollte, und ich habe den letzten Schlag empfangen." Und er nimmt von ihr Abschied, um in die Pyrenäen zu reisen. „Abermals muß ich Kampf und Leid auf mich nehmen, ein zweites Mal will ich das Meer und die Berge zwischen uns legen. — — Ich reise heute für immer fort, ich reise allein, ohne einen Gefährten, ohne einen Hund." Er bittet sie um eine letzte Zusammenkunft und um einen letzten Kuß. „O, meine Braut, drücke mir leise die Dornenkrone aufs Haupt, und dann lebe wohl. Es soll die letzte Erinnerung sein, welche Dein Alter von einem Kinde bewahren wird, das nicht mehr lebt." Sie empfängt ihn, und er verläßt sie mit dem Entschlusse, sie nicht wiederzusehen. Aber er bereut ihn wenige Stunden später und fleht sie um ein neues Stelldichein an: „Laß mich Dir noch einmal schwören, daß ich mit der Liebe zu Dir im Herzen sterbe; einen letzten Kuß, und dann Adieu. . . . Bedenke, daß ich abreise, mein Kind. Laß uns die Tore der Ewigkeit nicht leichtfertig zuschließen!" Seine herzzerreißenden Abschiedsbriefe wiederholen sich noch mehrmals. Endlich reißt er sich los. Wir finden ihn in Baden wieder, aber auch diesmal vermag die fremde Umgebung, das neue Leben seinen Kummer nicht zu bannen. Der Plan, sein Verhältnis zu ihr in einem Buche zu verewigen, verfolgt ihn Tag und Nacht, aber er findet die zu einer solchen Arbeit nötige Ruhe und Sammlung nicht. Auch glaubt er bei näherer Ueberlegung über ihr Vorleben nicht genug orientiert zu sein. Die alten Qualen beginnen nun von neuem: „O, meine Braut," schreibt er, „noch eine Bitte habe ich an Dich. Geh an einem schönen Abend bei Sonnenuntergang allein hinaus aufs Land, setze Dich unter einer grünen Weide ins Gras, blicke nach Westen und denke an Dein Kind, welches stirbt. Suche alles übrige zu vergessen, lies meine Briefe nach, wenn Du sie noch hast, oder mein kleines Buch; denke, laß Dein gutes Herz walten, schenke mir eine Träne und dann kehre heim, nimm die Feder zur Hand und widme Deinem armen Freunde eine Stunde."

Pagello konnte seine Verstimmung über die wiederholten Annäherungen Mussets an George Sand nicht verbergen. Er wurde mißtrauisch, irritiert, eifersüchtig. So mußte George Sand sehen, wie sich ihr auch dieses Herz entfremdete. „Ich liebte ihn wie einen Vater, schreibt sie an Musset, und Du warst unser beider Kind. — O, wie bin ich unglücklich, ich bin nicht geliebt, ich liebe nicht. Nun bin ich gefühllos, ein unfruchtbares und verfluchtes Geschöpf! Hätte ich nicht meine Kinder, wie gerne wollte ich mich in den Fluß stürzen!" Auch Musset kehrte sich nun gegen Pagello. Er denkt daran, wieder nach Paris zurückzukehren. Dies, meint er, werde jenen vielleicht verletzen, aber was liege ihm daran. „Er soll leiden, dieser Venetianer, der mich zu leiden lehrte!" Und er kommt nach Paris. Abermals liegen sich die Liebenden in den Armen und glauben, daß ihren Herzen ein neuer Liebesfrühling erblühen werde, aber das Resultat dieser Versöhnung war dasselbe wie das der früheren. Nun ist es Mussets Eifersucht auf Pagello, die sich wie ein Dämon zwischen sie drängt. Vergeblich stellt ihm George Sand vor, daß er, der selbst ihren Bund mit dem Arzte gesegnet, jegliches Recht verloren habe, sie wegen ihrer Beziehungen zu ihm zur Rede zu stellen. „Hattest Du ein Recht, eifersüchtig zu sein?" ruft sie ihm zu, „welche Rechenschaft war ich Dir schuldig, da Du mich die personifizierte Langeweile, die Träumerin, La bête, die Frömmlerin, und ich weiß nicht wie noch, nanntest?" Gewiß, er hatte kein Recht, sie zur Rede zu stellen, er, der seine Nächte mit Dirnen durchschwärmte, während die Kranke daheim im Fieber lag. Dennoch quälte er sie mit Fragen. „Die Zeit, da wir Bruder und Schwester waren," antwortet sie ihm, „war keusch wie die wirkliche Geschwisterschaft, und nun, da ich wieder Deine Geliebte bin, darfst Du mir den Schleier nicht herabreißen, mit welchem ich mich Pagello und mir selbst gegenüber verhüllen muß. Glaubst Du, daß ich ihm geantwortet hätte, wenn er mich über die Geheimnisse unseres Kopfkissens befragt hätte?" Aber er hört nicht auf diese Vorstellungen und verläßt sie nochmals. Die Reue bleibt auch diesmal nicht aus. Schon in seinem nächsten Briefe lesen wir: „O, mein Kind, meine Seele, ich habe Dich gequält, ermüdet, als ich Tage und Nächte zu Deinen Füßen hätte sitzen sollen, um zu warten, daß eine Träne Deinem schönen Auge entfalle und sie zu trinken, Dich stillschweigend anzusehen und allen Schmerz Deines Herzens zu ehren." Er verfällt in ein heftiges Fieber, sie erbietet sich, ihn zu pflegen, und einige Tage herrscht wieder das beste Einvernehmen. „Mein Leben gehört Dir," schreibt sie ihm, „und was auch kommen mag, sei versichert, daß ich Dich liebe und lieben werde." Obwohl Pagello, welcher einsah, daß er hier überflüssig sei, damals enttäuscht und ernüchtert die Heimreise nach Italien antrat, sollten die beiden die alte Liebe nicht mehr wiederfinden, welche George Sand so schön definiert hat als „das Glück, welches man sich gegenseitig gibt" („L'amour, c'est le bonheur qu'on se donne mutuellement"). Es war nur

das letzte Aufflackern einer verlöschenden Flamme, eine „Agonie der Liebe". Das Verhältnis schleppte sich noch eine Weile zwischen Sein und Nichtsein hin. Ein letztes Mal bittet er sie, ihn zu sehen. Es sind die lakonischen, fast berühmt gewordenen Worte: „Senza veder, e senza parlar, toccar la mano d'un pazzo chi parte domani." Aber sie sah ihn nicht mehr. Sainte-Beuve verhinderte in ihrem beiderseitigen Interesse eine nochmalige Zusammenkunft. „Nein, nein, es ist genug," schreibt sie ihm, „armer Unglücklicher; ich habe Dich geliebt, wie einen Sohn. Das ist Mutterliebe, noch blutet mein Herz. Ich beklage Dich, ich verzeihe Dir alles, aber wir müssen uns trennen — Sainte-Beuve hat Recht, Dein Betragen ist beklagenswert, unmöglich. O Gott, welchem Leben überlasse ich Dich? Der Trunkenheit, dem Wein, den Dirnen, für jetzt und für immer! Aber weil ich nichts tun kann, um Dich davor zu bewahren, soll ich deshalb diese Schande für mich und dieses Martyrium für Dich fortsetzen? Meine Tränen erregen Dich — Deine wahnsinnige Eifersucht bei jeder Gelegenheit — je mehr Du das Recht verlierst, eifersüchtig zu sein, desto mehr bist Du es. Es ist wie eine Strafe Gottes auf Dein armes Haupt. Aber ich habe meine Kinder!" Im Gedanken an ihre Kinder, für welche sie, zwischen Musset und Pagello stehend, stets mit wahrer Mutterliebe sorgte, findet sie Trost in diesem Seelenschmerz und die Kraft, ihn zu überwinden. Der Abschiedsbrief, in welchem sie den Dichter kurz darauf von dem Verbleib seiner Briefe an sie unterrichtet, verrät wenig von den Aufregungen, welche sie in jenen Tagen durchmachte. „Adieu, mon enfant. Dieu soit avec toi" sind die letzten Worte, welche sie an ihn richtete.

Betrachten wir diese Korrespondenz mit unparteiischem Auge und ohne auf Kommentare von dritter Seite zu hören, so müssen wir zugeben, daß George Sand darin in weit vorteilhafterem Lichte erscheint als Musset. Man hat den Eindruck, als ob es allein seine Schuld gewesen sei, wenn dieses Liebesverhältnis für beide so qualvolle Stunden zeitigte. Die Dichterin zeigt sich in ihren Briefen stets als verständig und ruhig denkend. Sie verliert niemals den Zusammenhang mit der Außenwelt und versteigt sich nie in die Regionen unverständlicher Exaltiertheit. Mussets Stil dagegen ist häufig der eines Wahnsinnigen; seine Krankheit wirft ihre düsteren Schatten auf alles, was er schreibt, er schwelgt in Uebertreibungen und gerät ohne den geringsten merklichen Anlaß in eine Art von Delirium. Seine immerwährende Hypochondrie, seine Selbstanklagen, die oft in helle Verzweiflung übergehen, machen seine Briefe zu einer wenig angenehmen, psychologisch aber um so interessanteren Lektüre. Sie sind für den Leser merkwürdig, wie für den Arzt eine anormale Bildung. Man hat die Empfindung, daß er die Frau, welche ihn mit Hingebung pflegte, durch sein Benehmen im Innersten verletzt haben muß, ohne daß er die Absicht hatte, dies zu tun. Er befand sich in einem seelisch gereizten Zustand, in einer beständigen Extase. Wenn er ihre und Pagellos Hände ineinander legt und es wenige Tage später bereut, so beweist dies seinen Mangel an zielbewußtem Handeln zur Genüge. Er hatte plötzlich das Bewußtsein verloren, daß er sie liebe. Die Feinde George Sands versichern, daß auch ihr Verhalten dem Geliebten gegenüber in mancher Hinsicht zu wünschen übrig gelassen habe. Es heißt, daß sie dem jungen Arzt aus eigener Initiative schriftlich ihre Liebe gestand. Die Briefe George Sands wiederholen stets nur, daß sie ihr Herz mit Mussets Willen dem Dr. Pagello schenkte, weiter nichts. Erst später, als sie mehrmals zu dem Dichter zurückkehrt, ohne von jenem zu lassen, und so ein doppeltes Spiel treibt, wird ihre bisherige Stellung in den Augen des Lesers ein wenig erschüttert. Eine Laune Mussets nähert sie ihm oder entfernt sie wieder, bis sie sich schließlich von ihm emanzipiert. Pagello aber hatte zu dieser Zeit schon die Flucht ergriffen. Trotz allem was man zugunsten Mussets vorbringen mag, ist unsere Sympathie unstreitig auf der Seite der lebenslustigen Frau und nicht auf der des hypochondrischen Narren. Wahrscheinlich enthielt jedoch der Briefwechsel noch manches, was auf ihr Kerbholz zu setzen war; aber George Sand, die in dieser posthumen Publikation als Anklägerin auftritt, war ohne Zweifel bemüht, sich durch Weglassung sie selbst belastender Stellen nach Tunlichkeit rein zu waschen. Wer weiß, ob nicht bald ein neuer Kämpe für Alfred de Musset in die Schranken tritt, um seinerseits den wahren Sachverhalt dieser vielerörterten Liebesgeschichte festzustellen?

Dr. Wolfgang v. Wurzbach.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte des Thronfolgerechtes in allen habsburgischen Ländern bis zur pragmatischen Sanktion Kaiser Karls VI. (1156 bis 1732.) Von Gustav Turba. Wien und Leipzig 1903, Carl Fromme. IV und 415 S.

In der vorliegenden Arbeit gibt Turba eine breite, sehr ausführlich gehaltene, aber keineswegs einwandfreie Darstellung der Entwicklung des Thronfolgerechtes in den habsburgischen Ländern und zwar bis zur pragmatischen Sanktion und deren Anerkennung durch die Reichsgewalt (1732).

Zu wiederholtenmalen schon wurde die Geschichte des Thronfolgerechtes in Oesterreich-Ungarn wissenschaftlich beleuchtet. Aus dem 18. Jahrhundert kommt noch heute Franz Ferdinand Schrötters „Fünfte Abhandlung aus dem österreichischen Staatsrechte, Wien 1766", eine bei dem damaligen Stand der wissenschaftlichen Forschung sehr gute Arbeit, in Betracht. Auch Gustermann trat dem Problem in seinem „Versuche eines vollständigen österreichischen Staatsrechtes, Wien 1793" näher. Im 19. Jahrhundert aber wurden die Fragen im ganzen oder einzelne Seiten derselben teils monographisch, teils in gedrängterer Darstellung in Lehr- und Handbüchern von Historikern und Juristen behandelt, und namentlich die Einreihung der „Oesterreichischen Reichsgeschichte" in den Lehrplan der juristischen Fakultäten Oesterreichs bot den Verfassern einschlägiger Lehrbücher willkommenen Anlaß, die Frage nach der jeweiligen Gestaltung der Thronfolge in zusammenfassender Weise zu beleuchten.

In der Gestalt jedoch, welche Turba wählte, wurde diese Frage bisher noch nicht betrachtet. Er begnügt sich nämlich keineswegs damit, die Dinge in den altösterreichischen Ländern, in Böhmen und Ungarn zu untersuchen, sondern er nimmt auch die Behandlung der spanischen Thronfolge und den Eintritt der Habsburger in das burgundische Erbe in den Plan seiner Arbeit auf, und indem er schließlich noch über die Thronfolge im habsburgischen Gesamterbe spricht, ergibt sich für ihn eine Gruppierung des Stoffes in fünf Abschnitte.

Unstreitig zeichnet sich Turbas Arbeit vor ähnlichen Versuchen dadurch aus, daß er über einen ungewöhnlich reichen Quellenapparat verfügt. Weit davon entfernt, sich auf eine Ausbeutung gedruckter Materialien zu beschränken, zieht er verschiedene Stücke, die er in einer Reihe von Archiven gewonnen hat, zur Ergänzung heran. Namentlich die Bestände des im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien verwahrten Familienarchivs des Hauses Habsburg lieferten für sein Thema eine reiche Ausbeute. Besonderes Augenmerk richtet er auf die Behandlung der Frage nach den Beziehungen zwischen der spanischen und österreichischen Linie des Hauses, wobei er freilich nicht glücklich operiert, wenn er die spanische Linie in den vom Deutschen Reiche für die österreichische Linie ausgestellten Lehensinstrumenten mit inbegriffen wissen will. Interessant ist auch der Hinweis auf die Versuche, nach und nach der Primogenitur zum Durchbruche zu helfen, und dadurch in Ungarn und Böhmen das Wahlrecht der Stände zu beschränken, in Oesterreich aber das aus der Gesamtbelehnung sich ergebende Gesamtrecht aller gleich nahe dem letzten Inhaber Verwandten auf die Nachfolge zu unterbinden. In diesem Zusammenhange fällt namentlich ein grelles Licht auf die Frauenverzichte, welche Turba bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgt und dann in ihrer Entwicklung und Bedeutung bis zur pragmatischen Sanktion würdigt. Auch des mächtigen ständischen Einflusses gedenkt er, der sich bekanntlich in Böhmen und Ungarn bis zu einem förmlichen Mitwirkungsrechte an der Thronbesetzung entfaltete, in Oesterreich aber wenigstens in der Gestalt der Huldigung zu gewissen Zeiten für den Fürsten eine nicht zu unterschätzende Schranke seines Dispo-

sitionsrechtes abgab. Nur glaube ich, daß Turba, von Ungarn abgesehen, den Ständen im 17. und 18. Jahrhundert eine zu große Bedeutung und zu viel Einfluß beimißt, ja für Böhmen die Folgen der Schlacht am Weißen Berge und die durch sie veranlaßte erneuerte Landesordnung von 1627 nicht richtig beurteilt.

Noch andere wichtige Ergebnisse ließen sich aus diesem Buche zutage fördern. Aber leider ist die sonst so mühsam und gründlich geschriebene Arbeit nicht frei von Fehlern, die vielfach grundlegender Natur sind. So irrt Turba in der Erklärung der in den Belehnungsurkunden vorkommenden Beziehung des Lehensverhältnisses auf die Erben, in der Erklärung des Begriffs der Gesamtbelehnung, in der Art und Weise, wie er zu Erbens Arbeit über die österreichischen Freiheitsbriefe Stellung nimmt und die objektive Fassung der Bestimmung über die Heer- und Hoffolgepflicht des österreichischen Herzogs erklärt. Das gleiche gilt von seinem Versuch, aus der Urkunde Karls IV. von 1348 Fälle zu gewinnen, in welchen eine vacatio des Thrones eintreten, somit den Ständen das Recht der freien Wahl gebühren sollte. Irrig erscheint mir endlich auch die Deutung, welche er dem pactum mutuae successionis und der Annahme der pragmatischen Sanktion durch die Stände Böhmens im Jahre 1720, sowie der Erbhuldigung von 1723 gibt.

A. v. Bretschko.

Tage und Nächte. Prosagedichte und Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart 1903, Strecker u. Schröder.

In Eggert-Windegg steckt eine eigenwillige Persönlichkeit. Er liebt ungewöhnliche Situationen, düstere Ereignisse, gefällt sich in grellen Gegensätzen; ein Zug aufwieglerischen Trotzes liegt in seinen Dichtungen, die schon äußerlich das Bestreben des Verfassers erkennen lassen, Neues und Eigenartiges zu leisten. Besonders zu lieben scheint er die Form des „Prosagedichtes", dieses Zwitterwesens. Aber auch er vermag diese Form nicht zu einer vollwertigen zu erheben. Seine „Prosagedichte" muten nur wie gedrängte Entwürfe zu Gedichten an, ohne selbst schon die poetische Reinheit und Rundung eines solchen zu besitzen. Ueberhaupt trägt alles, was in den „Tagen und Nächten" steht, mit Ausnahme von ein paar kurzen Liedern, einen skizzenhaften Charakter an sich. Wie in rasch hingeworfenen, harten Federzeichnungen gibt Eggert-Windegg seine Erlebnisse und Beobachtungen, seine Gedanken und Empfindungen wieder. Sein Stil ist aphoristisch kurz. Aber er ist nie unklar. Durch geschicktes Herausgreifen der bedeutendsten Momente versteht es der Verfasser, die Gedanken und Situationen, die er vorstellen will, dem Leser deutlich vor die Seele zu führen. Seine Stoffe nimmt er vornehmlich aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Er steht auf der Seite des Elends und der Not, Schmerz, Leid und Tod sind die Grundthemen seiner poetischen Variationen. Sie gelten auch für die beiden dramatischen Szenen „Gleichheit. Szene aus einem Totentanz" und „La Seine". Beidemale zeigt es sich, daß Eggert-Windegg für packende, wirksame Vorgänge einen guten Blick hat. Mehr läßt sich nicht sagen; denn die Gestaltung der Vorwürfe begnügt sich allzu sehr mit primitiven Andeutungen. — In Zukunft wird es sich bei Eggert-Windegg darum handeln, ob er die gut angelegten Skizzen zu ausgeführten Bildern vollenden kann. Sein düsteres Gemüt wird sich mit der Zeit von selbst aufheitern. Nur möge er sich vor dem zu reichlichen Genuß trüber Pariser Luft hüten. Der Neckar oder die Isar sind heilsamere Gewässer als die Seine, die er selbst in einem Gedichte als „das Grab von Paris" besingt, und von deren „Leichengeruch" er in seiner dramatischen Szene spricht. Das soziale Leben in Deutschland bietet Stoff genug zur literarischen Behandlung für einen begabten Schriftsteller. Dazu braucht man die ungesunde Großstadtatmosphäre von Paris nicht.

Dr. Arnulf Sonntag.



Allgemeine Rundschau.

Zur Phaistos-Vase.

In dem Aufsatze von Philipp Kropp (Beilage Nr. 144 vom 27. Juni) über die neuesten Ausgrabungen auf Kreta ist die Deutung der Darstellung auf dem in Haghia Triada bei Phaistos gefundenen Steatitvasenfragment als „eines Kriegerzuges" vorgezogen. Ein Aufsatz von Raymond Weill in der „Revue Archéologique", Janv. Févr. 1904, „Le vase de Phaestos", scheint aber doch die Deutung als Agrarprozession zu sichern und die Betrachtung der dem Aufsatze beigefügten Photographie, die nach dem Gipsabgusse des Originals gemacht und dann in viereckige Form gebracht worden ist, so daß sich der Rundstreifen gerade entwickelt, läßt auch uns glauben, daß hier kein kriegerischer Zug gemeint sein kann. Das Instrument, das die Männer auf der Schulter tragen, ist dreizackige Heugabel und weiter unten befestigte Sichel zugleich. Der regelmäßige Aufmarsch hat wohl mit einer religiösen Erntezeremonie zu tun; der Führer in dem herunterhängenden, nicht anschließenden Schuppengewande und dem Kommandostab könnte allenfalls an einen Krieger erinnern — er wird aber ein Priester sein mit seinem lang herabwallenden Haar —, wenn der Mann mit dem Sistrum nicht wäre. Das Sistrum ist vorzüglich religiöses Instrument und das der Phaistos-Vase gleicht vollständig den ägyptischen Sistra. Auch sind die hinter dem Musikmeister hermarschierenden Sänger doch wohl hochbusige Frauen. — Kropp erklärt die Technik der Vase der der berühmten Vaphiobecher würdig; man kann dies in der „Revue Archéologique" bestätigt finden, wo die Bilder der Vase und der Becher beide in gerader Entwicklung nebeneinander gestellt sind. — Raymond Weill geht dann von der Phaistos-Vase, resp. von den Physiognomien und der Kopfbedeckung der auf ihr dargestellten Männer aus, um ebenfalls die Frage nach den Trägern der kretischen und der mykenischen Kultur zu behandeln. Wir verweisen die Interessenten auf seinen Aufsatz in der Revue Archéologique und geben nur seine Schlüsse: Die, wie oben geschildert, aussehenden Männer auf der Steatitvase von Haghia Triada gleichen durchaus den Darstellungen, solcher „Seevölker" auf ägyptischen Monumenten, namentlich zu Medinet-Habu, die sich mit kleinasiatischen Völkerschaften identifizieren lassen. Unter den neun in ägyptischen Inschriften genannten See- oder Nordvölkern sind zwei Kategorien zu unterscheiden. I. Die Luka, Shardina, Nashasha, Shakalasha und Tursha sind Lykier, Karier und kleinasiatische Völker. II. Die Zakkaru, Pulusati, Dainiuna, Akaiuasha sind unsicherer Herkunft; vielleicht sind die Kreter mit den Pulusati, möglicherweise die Dainiuna und Akaiuasha mit den Danaern und Achäern zu identifizieren. Es ist kein Zweifel, daß die Figuren der Phaistosvase besonders den Pulusati, Dainiuna und Shakalasha gleichen, wie sie zu Medinet-Habu dargestellt sind. Die Shakalasha, die Maspéro schon 1880 der Stadt Sagalassos in Phrygien nahegebracht hat, sind sicher Karier und Kreta muß also von Völkerschaften bewohnt gewesen sein, die auch „asianisch" sind. So muß auch die Kultur von Knosos — Crönert hat an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß man Knosos schreiben und nicht den Engländern Knossos nachschreiben soll, die Stadt heißt ἡ Κνωσός — „asianisch", d. h. nicht griechisch und nicht semitisch gewesen sein, worauf auch die kretischen, den hattitischen ähnelnden Hieroglyphen hinweisen.

M.

*

„Lichtfallen."

Das Licht übt bekanntlich auf viele Tiere eine eigene Anziehung aus, und stets hat man es verstanden, diese Eigenschaft zum Einfangen mancher schädlichen Insekten zu verwenden. Bisher hat man aber noch nicht untersucht, welches die günstigsten Bedingungen für diese „Lichtfallen" sind. Nach dem Vorgange von mehreren Physiologen, welche an niederen Tieren einen Sinn für Farben nachgewiesen hatten, hat nun, wie die Naturwissenschaftliche Rundschau berichtet, Herr Joseph Perraud an mehreren Nachtfaltern: Traubenwickler, Apfelwickler und Conchylis, Versuche mit farbig zer-

ugtem Licht angestellt und ein deutlich verschiedenes Verhalten den verschiedenen Farben gegenüber konstatiert. Waren mit den verschiedenfarbigen Lampen im dunklen Raume Fallen verbunden und zum Vergleiche auch weißes Licht verwendet, so wurden vom weißen Licht die meisten Wickler gefangen: 23.3 Proz., dann folgten gelbes Licht 21.3 Proz., grünes 13.8 Proz., orangefarbiges 13 Proz., rotes 11.5 Proz., blaues 4.9 Proz. und violettes 2.2 Prozent. Aus diesen Versuchen folgt, daß die hier untersuchten Nachtfalter die verschiedenen Strahlen des Spektrums wahrnehmen und von ihnen verschieden beeinflußt werden. Das weiße Licht übte die stärkste Anziehung auf diese Schmetterlinge aus.

✖

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der Professor der Philosophie Dr. Oswald Külpe hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Münster abgelehnt.

* **Heidelberg.** Der engere Senat der Universität erläßt folgenden Aufruf: „Am 23. Juli d. J. vollendet Kuno Fischer sein 80. Lebensjahr. Auf seinen eigenen ausdrücklichen Wunsch wird jede äußere Feier dieses Tages unterbleiben. Um so lebhafter aber ist das Bedürfnis, bei diesem Anlaß in einer für die Zukunft dauernden Gestalt den Dank und die Verehrung für den Mann zu betätigen, der als einer der geisteskräftigsten Träger der Tradition aus der großen Zeit deutscher Philosophie und Dichtung durch den Glanz seiner Vorlesungen, wie durch die eindringliche Klarheit seiner Werke eine hervorragende und bedeutsame Stellung in der Bildungsgeschichte unseres Volks erworben hat. — Als die geeignetste Form dazu erscheint es, an der Stätte seiner ersten und letzten akademischen Wirksamkeit, an der Heidelberger Universität, eine Stiftung zu begründen, aus deren Mitteln etwa alle fünf Jahre ein Kuno Fischer-Preis in Gestalt einer goldenen Medaille oder ihres Werts für die beste wissenschaftliche Leistung erteilt werden soll, die auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie in Deutschland während des jeweils ablaufenden Lustrums erschienen ist. Zur Begründung einer solchen Stiftung wenden wir uns zunächst an den Lehrkörper unserer Ruperto-Carola; aber wir glauben, daß auch unter unseren Herren Kollegen an den übrigen deutschen Hochschulen, daß unter den zahlreichen Zuhörern, die seit mehr als fünfzig Jahren bewundernd zu Kuno Fischers Füßen gesessen haben, daß unter den ebenso zahlreichen Verehrern seiner Schriften vielen es willkommen sein wird, sich mit uns zu dieser Ehrung zu vereinigen, und wir hoffen damit dem Jubilar den gemeinsamen Dank aller der Kreise darzubringen, auf die er segensreich gewirkt hat." — Beiträge zu der Stiftung des Kuno Fischer-Preises wolle man an die Oberrheinische Bank Heidelberg einsenden.

hc. **Bonn.** Der Assistenzarzt an der hiesigen Augenklinik Dr. Wilhelm Reis hat sich mit einer Antrittsvorlesung über Fortschritte in der Therapie der Augenkrankheiten in der medizinischen Fakultät als Privatdozent eingeführt.

* **Marburg.** An der hiesigen Universität hat sich heute der Assistent am physiologischen Institut Dr. A. Lohmann mit einer Antrittsvorlesung über „Die myogene Theorie der Herztätigkeit" habilitiert. — Die Universität übersandte, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, der Akademie der nützlichen Wissenschaften in Erfurt aus Anlaß des Jubiläums ihres 150jährigen Bestehens am 1. Juli eine Tabula gratulatoria.

* **Gießen.** Der Professor der Hygiene an der hiesigen Universität Dr. G. Gaffky hat einen an ihn ergangenen Ruf zum Nachfolger Professor Kochs in der Leitung des K. Instituts für Infektionskrankheiten zu Berlin angenommen.

* **Berlin.** Der Leibniz-Tag der Berliner Akademie der Wissenschaften wurde am Donnerstag in der üblichen Weise begangen. Namens der Regierung wohnte ihr der Kultusminister bei. Die Sitzung begann mit der üblichen Erinnerung des vorsitzenden ständigen Sekretärs Prof. Hermann Diels an die Bedeutung des Tages. Zum Gegenstande seiner Ansprache hatte Prof. Diels einiges aus der Geschichte der Astrologie gewählt. Es folgten die Antrittsreden der neuen Akademiker. Als erster sprach Heinrich Zimmer, ordentlicher Professor des Keltischen, dem eine neu geschaffene Stelle in der Akademie übertragen worden ist. Sodann kamen zwei Geschichtschreiber zu Worte, Dietrich Schäfer und Eduard Meyer. Es folgten die Antrittsreden von zwei Philologen, Alois Brandl und Wilhelm Schulze. Hierauf hielt Prof. Hirschfeld eine Denkrede auf Theodor Mommsen. Den Beschluß der Feier bildeten Mitteilungen über Preisausschreiben der Eller-Charlotten-Loubat- und Gerhard-Stiftung. Der Preis der Diez-Stiftung wurde Prof. Emil Levy in Freiburg i. B. zugesprochen.

hc. Der Archäologe Professor Dr. Friedrich Freiherr Hiller v. Gaertringen in Berlin ist zum wissenschaftlichen Beamten bei der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

* Aus der Schweiz. Zum außerordentlichen Professor für romanische Literatur an der Universität Lausanne wurde Herr Ch. Burnier ernannt.

* **Aus Frankreich.** Der Professor an der Sorbonne Gebhardt ist an Stelle Gréards zum Mitglied der französischen Akademie gewählt worden.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Professor und derzeitige Rektor der Berliner Tierärztlichen Hochschule Dr. Eugen Fröhner ist aus dem Lehrkörper der landwirtschaftlichen Hochschule ausgeschieden; die von ihm gehaltene Vorlesung übernahm Prof. Dr. Richard Karl Eberlein.

✖

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

The Dedication of the Germanic Museum of Harvard University. (S.-A. aus German American Annals, January 1904.) Philadelphia. 59 S. — Die hygienischen Verhältnisse der grösseren Garnisonsorte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. XV: Lemberg. Wien 1904. K. K. Hof- und Staatsdruckerei. 426 S. — Ad. Vogeler: Die Sturmglocke. Trauerspiel in 5 Akten. 2. Aufl. Minden i. W. J. C. C. Bruns. 180 S. — Oskar Wilde: Das Bildnis des Mr. W. H. Lord Arthur Saviles Verbrechen. Deutsch von Felix Paul Greve. Ebenda. 136 S. — Carl Hagemann: Wilde-Brevier. Ebenda. 134 S. — Emilie Eschle: Die Mitarbeit der Hausfrau an den Aufgaben der Volksgesundheitspflege. München 1904. Verlag der Aerztlichen Rundschau. 29 S. — Ernst Sieger: Das Evangelium der Schönheit in der englischen Literatur und Kunst des 19. Jahrhunderts. 30 Vorträge über die Vorbereitung und Entwicklung der ästhetischen Kultur in England. Dortmund. F. Wilhelm Ruhfus. 373 S. — August Fournier: Napoleon I. Eine Biographie. 1. Band: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. 2. umgearb. Aufl. Wien 1904. F. Tempsky (Leipzig. G. Freytag) 328 S. — August Schneegans 1835—1898: Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausg. von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. Berlin 1904. Gebr. Paetel. 479 S. — Generalmajor Auspitz: Aus bewegter Zeit. Abhandlungen und Reden. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 320 S. — Robert Hugo Hertzsch: Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes. Neu bearbeitet. Leipzig 1904. Robert Hugo Hertzsch. 31 S. — Richard Dahl: Die Leidensgeschichte einer Königstochter. Die Wahrheit in der Affäre der Prinzessin Luise von Sachsen-Koburg und Gotha und des ehemal. österr. Ulanen-Oberleutnants Grafen Géza Mattachich-Keglevich. Offener Brief an alle Freunde der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Zürich 1904. Cäsar Schmidt. 71 S. — Hellmuth Mielke:

Der Maler. Novelle. Breslau 1904. Schlesische Verlagsanstalt (v. S. Schottländer). 207 S. — Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem: Violet. Roman. 2. Aufl. Ebda. 1904. 252 S. — Felix Philippi: Das dunkle Thor. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2. Aufl. Ebda. 1904. 187 S. — Karl Baranowsky: El Kahira. Ein Orient-Bummel. Novelle. Ebda. 1904. 334 S. — Elise Polko: Umsonst. Roman. 3. Aufl. Ebda. 1904. 423 S. — Felix Philippi: Der grüne Zweig. Schauspiel in 3 Aufzügen. Ebda. 1904. 165 S. — J. D. H. Temme: Gleich und ungleich. 2. Aufl. Ebda. 1904. 425 S. — Max Geissler: Unter der Weltenesche. Beiträge zur Förderung einer nationalen volkstümlichen Literatur. Weimar. Hermann Grosse. 60 S. — Dr. Karl Bücher, ord. Professor an der Universität Leipzig: Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. 4. Aufl. Tübingen 1904. H. Laupp. 456 S. — Alexander Kuhn: Bericht über die von der Deutschen Kolonialgesellschaft dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee übertragene Fischfluss-Expedition. Reisen und Arbeiten in Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1903. Mit einem Vorwort von Theodor Rehbock. (Beihefte zum „Tropenpflanzer". Band V. Nr. 3 und 4.) Berlin 1904. „Der Tropenpflanzer." 157 S. — Philipp August Becker, Professor an der Universität Budapest: Geschichte der spanischen Literatur. Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 151 S.

Jahrgang 1904. München, Montag, 4. Juli. Nummer 150.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Berufs- oder Allgemeinbildung?*)

Von Schulrat Dr. Kerschensteiner.

Das Bild vom ganzen Menschen ist eine Abstraktion, geformt aus der Anschauung einer Zeit und eines Volkes. Alle Beziehungen, die der einzelne zu seinem Volk und den Anschauungen seines Volkes hat oder haben soll, sind in das Bild mit eingeflochten. Gewiß gibt es zahlreiche Besitztümer des Wissens und der Kunst, der Moral und der Religion, die vielen Kulturvölkern angehören; manche von ihnen werden dauerndes Eigentum der ganzen Menschheit für alle Zeiten bleiben. Darum wird man auch sagen können, daß einzelne Menschen, soweit sie Gelehrte, Künstler, Philosophen, Theologen sind, internationale Bedeutung haben, nach Form und Wert. Aber in ihrer Totalität als Menschen wurzeln sie in ihrer Zeit und ihrem Volke, und mögen sie in ihrer speziellen Art von aller Welt gefeiert werden, ihren vollen Wert und ihre volle Gestalt erhalten sie als Genossen eines Volkes, mit dem sie durch tausend und abertausend Fäden verbunden sind. Wenn wir vollends die Mittel in Betracht ziehen, die uns zur wahren Bildung des Menschen zur Verfügung stehen, so wurzeln sie erst recht in den geistigen und sittlichen Gütern des Volkes, dem der einzelne angehört, und es scheint mir ausgeschlossen, mit solchen nationalen Kräften eine höchste Bildung erzeugen zu können, die über der Nation steht.

Wenn wir nun darüber einig sind, daß der wahre Mensch ein nationales Produkt ist, und zwar sowohl in der Idee wie auch in der Wirklichkeit, daß die klare Tiefe seiner Einsicht und die Sicherheit seines Könnens, die zarte Empfänglichkeit seines Gemüts, die Festigkeit seines Willens und die bezähmte Kraft seiner physischen Natur vor allem in den Beziehungen zu seinen Volksgenossen zum Ausdruck kommen muß, so wird es möglich sein, daß wir in der Bildungsfrage jene Lösung finden, die den durchaus nicht innerlich begründeten Streit zwischen Berufs- und Allgemeinbildung aufhebt, und die geeignet ist, unsere Bestrebungen nicht nur nach einem Punkte zu richten, sondern auch von vornherein in die gleichen Wege zu leiten. Der Weg zum idealen Menschen führt nur über den brauchbaren Menschen. Der brauchbare Mensch ist aber derjenige, der seine und seines Volkes Arbeit erkennt und den Willen und die Kraft besitzt, sie zu tun. Nur in dem Maß, wie ihm dies gelingt, kann eine Nation ihn als Menschen bewerten. Dabei kann, wie Goethe sagt, der geringste Mensch komplett sein, wenn er sich innerhalb seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt.

Daß der einzelne seine Arbeit erkenne, an ihr Einsicht, Wille und Kraft üben und erstarken lasse, das ist die erste Aufgabe auf dem Wege zur Bildung. Die Berufsbildung steht an der Pforte zur Menschenbildung. Bleibt nun allerdings die Erziehung des Menschen bei der Erziehung zum Berufe stehen, oder richtiger ausgedrückt, wird sie in der heute gebräuchlichen Weise ausgeführt, die sie geradezu künstlich isoliert, so entstehen freilich keine Menschen, sondern einseitige Banausen. Aber der Irrtum in der heutigen Berufserziehung liegt darin, daß man sie auf die reine Technik beschränkt und daß man gänzlich übersehen hat, daß kein Beruf losgelöst von allen anderen existiert. Indem man die tausend und abertausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden, mit denen alle Berufe und Berufsinteressen zusammenhängen, ignorierte, schädigte man nicht bloß die wahre Bildung des Menschen, sondern auch die Berufsbildung selbst. Schon diese Erwägungen allein müssen uns schließlich dazu führen, was wir auch vom Standpunkt der Menschenbildung verlangen, mit der Erziehung für die Berufsaufgaben jene Erziehung zu verbinden, die den einzelnen befähigt, auch die Aufgaben des Ganzen, dem er angehört, zu würdigen und an ihnen nach Maßgabe des Platzes, an dem er steht, sich zu beteiligen; ja dieser Teil unseres Erziehungsproblems muß nicht nur mit dem ersten verbunden, er kann sogar nur durch ihn in richtiger Weise gelöst werden. Niemand war tiefer überzeugt von der Richtigkeit dieser Anschauungen, als jener Mann, den wir Deutsche als den Typus des wahren Menschen ansehen, den wir als den Inbegriff der personifizierten Bildung betrachten, als Goethe. In seinen Dramen, in seinen Romanen, in seinen Sprüchen in Poesie und Prosa, überall finden wir Belege hierfür, und aus allem erkennt man unzweifelhaft, daß auch nach Goethes Anschauung der Weg zur wahren Bildung nur über die praktische Arbeit, oder besser gesagt, über die Berufsbildung hinweggehen kann. Wenn wir Goethes Jugendleben in Dichtung und Wahrheit verfolgen, wenn wir sehen, wie gerade bei ihm nur das Form und Gestalt annahm und ihm selbst Form und Gestalt gab, was aus dem Leben heraus ihm direkt entgegentrat, wenn wir beobachten, wie er als ein anderer von seiner italienischen Reise zurückkehrte, so begreifen wir noch mehr, warum er das praktische Leben im Hinblick auf die Erziehung des Menschen so hoch bewertet. Das, was uns eben am wertvollsten ist am wahrhaft gebildeten Menschen, die Stärke, Kraft und Geschlossenheit des sittlichen und ästhetischen Charakters, entwickelt sich zunächst nur beim wirklichen Handeln. Ja, auch unsere tiefsten Einsichten, unsere brauchbarsten, wertvollsten und vor allem dauerhaftesten Kenntnisse entspringen weit weniger aus Belehrung und Bücherstudium, als vielmehr aus dem prakti-

*) Wir entnehmen die folgenden Ausführungen mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers einer längeren, in der „Pädagogischen Reform“ (Vierteljahrsausgabe 1904 Nr. 1) veröffentlichten Abhandlung, die denselben Titel trägt.
Die Redaktion der Beilage.

schen Leben, aus einer selbständigen produktiven Arbeit. Mögen sie zunächst auch nur sehr bescheiden und einfach sein, so sind es doch sie allein, die für alle Zeiten festwurzeln in unserem ganzen Wesen, die dann aus sich heraus nach der Breite und der Tiefe streben, wie der Bergahorn, der zwischen Felstrümmern seinen Boden gefunden hat, die also die Kraft besitzen, unser Wesen zu formen und künstlerisch zu gestalten, die einzig und allein dazu führen können, was einst Wilhelm v. Humboldt in „den Grenzen der Wirksamkeit des Staates" wollte, auch aus Bauern und Handwerkern Künstler zu bilden, das heißt Menschen, die ihr Gewerbe um des Gewerbes willen lieben, es durch eigen gelenkte Kraft und eigene Erfindsamkeit verbessern und dadurch ihre intellektuellen Kräfte kultivieren, ihren Charakter veredeln, ihre Genüsse erhöhen. Die große Zahl der Ideen aber, die lediglich von außen zufliegen, haben, wenn sie nicht eine tiefere, aus praktischer Erfahrung zurückgelassene Empfindung vorfinden, mit der sie sich verschmelzen können, nicht die geringste bildende Kraft für unser Wesen. Ach, wieviel tausendmal sind diese Dinge in anderer Form und in anderem Zusammenhang gesagt worden, in allen Zungen, zu allen Zeiten, von ganz großen und ganz kleinen Geistern, von Dichtern, Philosophen, Staatsmännern und Erziehern! Sowie aber diese Lichtstrahlen auf das Medium der Wirklichkeit treffen, werden sie von ihm wie von einem phosphoreszierenden Körper umgewandelt, so daß man ihre alte Farbe und Leuchtkraft nicht wieder zu erkennen vermag.

Es sind zahlreiche Gründe, die diese Erscheinung begreiflich machen. Außer der falschen Vorstellung von Bildung überhaupt, die heute in ungezählten Köpfen vorhanden ist, erklärt sie sich auch aus der Schablonenhaftigkeit unserer Examens- und Prüfungseinrichtungen, die vor allem nur die eine Seite der Bildung suchen und treffen und dann durch ein Zeugnis den Teil zum Ganzen stempeln, aus der vielfach ungenügenden Ausbildung der Lehrer und Erzieher, die fast noch mehr als die anderer Menschen auf gedächtnismäßiges Wissen aufgebaut ist,[1]) aus dem Mangel an Staats- und Gemeinmitteln, die schon für unsere heutigen Einrichtungen knapp bemessen sind, sich aber leicht verdoppeln würden, wollte man die Massen des Volkes wirklich bilden und nicht bloß abrichten, aus dem treibhausartigen Betrieb der intellektuellen Bildung überhaupt, der das eine Geheimnis aller Erziehung vergißt, daß man bei ihr verstehen muß, weise die Zeit zu verlieren, und der hervorgerufen wurde durch den allzu frühen Abschluß der Volksbildung, und endlich und nicht zuletzt aus der beschränkten Auffassung der Aufgabe, die man als Berufserziehung zu bezeichnen gewohnt war, nachdem Staat, Gemeinde und die beruflichen Verbände in allen ihren öffentlichen Anstalten und privaten Maßnahmen lediglich die mechanisch-technische Brauchbarkeit des Zöglings ins Auge faßten und den Menschen ruhig im Arbeiter untergehen ließen.

Wie groß diese Hindernisse aber auch sein mögen, wir werden sie zu überwinden suchen müssen; Zeit und Umstände werden uns dazu zwingen. Noch haben wir geglaubt, in unserem Schulwissen einen gedrängten Ueberblick über den Wissensschatz der Menschheit geben zu können und geben zu müssen. Wenn aber unsere Nachbarn ringsum, die wir heute noch in dem wohlgeordneten System unserer Schuleinrichtungen nicht unbedeutend überragen, den Weg planmäßig betreten, den sie heute schüchtern einschlagen, den Weg einer wohlverstandenen, maßvollen, praktischen Erziehung und dadurch den Charakter und die Originalität ihrer Menschen heben, so wird für uns die Stunde des Besinnens vorüber sein. Aber auch, wenn das deutsche Volk keine Konkurrenz zu fürchten hätte, wenn alle Kulturnationen noch Jahrhunderte oder Jahrtausende den heute beliebten Weg der Bildung beibehalten würden, einmal werden sie doch die heutigen Bildungswaffen strecken müssen. Man versetze sich einmal in den Gedanken einer zwanzigtausendjährigen menschlichen Kultur, dann wird auch der kühnste Zillerianer von dem Gedanken ablassen, daß die Bildung des Kindes den Kulturstufen der Menschheit entsprechend mit der zwanzigtausendjährigen Geschichte im Mittelpunkt aufgebaut werden müsse, und selbst dem eifrigsten Philologen und Historiker wird die Lust vergehen, alle vorausgegangenen Kultursprachen und Kulturschätze gedächtnismäßig beherrschen zu wollen. So lange das Wissen endlich war, hatte der Ehrgeiz, es zu bewältigen, noch einen Sinn; ist es erst einmal unendlich geworden, so wird die endliche Quantität, die im Kopfe des einzelnen fruktifizierlich aufgespeichert zu werden vermag, keinen wesentlichen Wertmesser der Bildung mehr abgeben. Dann wird die am kleinsten Stoff schon erreichbare Erkenntnis des Gesetzmäßigen in Natur, Wissen und Kunst, und der durch das praktische Handeln erworbene feste, sittlich freie Wille, mit welchem die Vernunft die Sinnlichkeit automatisch beherrscht, aber nicht unterdrückt, und die Anwendung dieser Erkenntnis und dieses Willens im Dienste der Volksfamilien — denn diese werden nach menschlichem Ermessen immer bestehen —, den allseitig anerkannten Maßstab für die Bildung des einzelnen liefern. Diejenigen Erzieher aber werden als die besten gelten, die Erkenntnis und Willen an einem Minimum von Stoff zu einem Maximum der Gestaltung von Energie bringen, dadurch, daß sie es in der richtigen Weise vom Zögling selbsttätig verarbeiten lassen, daß sie den einzelnen mit wohlüberlegten Abkürzungen den Weg des Entdeckens und der Erfahrung führen, daß sie die produktive Seite im Zöglinge fördern, daß sie den Zögling vor sich hergehen lassen und nicht hinter sich.

Heute schon ist es trotz aller Schwierigkeiten, die in der Zeit und in den gewordenen Verhältnissen liegen, möglich, auch an den bestehenden Volksschulen durch die produktive Arbeit hindurch den Weg zur Bildung zu nehmen. Wir tun es ja auch zum Teil, aber nicht planmäßig genug und nicht überall da, wo es möglich wäre.

Zuvörderst ist es nötig, daß wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, nicht allen Stoff eines großen Wissensgebietes, wenn selbst mit entsprechender Auswahl, gleichmäßig durchzuarbeiten. Wer eine geschichtliche Periode, eine geographische Landschaft, eine Tier- oder Pflanzenklasse unter fleißigem Beobachten und mit einer der jeweiligen Reife entsprechenden Gründlichkeit wirklich verarbeitet hat, der hat nicht nur die Kraft, sondern auch die unwiderstehliche Lust gewonnen, andere Zeitperioden, andere geographische Landschaften, andere Tier- und Pflanzenklassen zu durchforschen, und wird es tun, wenn ihm später die Verhältnisse solche Aufgaben nahe legen. Für die Erkenntnis des Gesetzmäßigen aber genügt das Durchwandern eines kleinen Teilgebietes vollständig und ist auch weit fruchtbarer, als eine Fahrt durch das ganze große Reich. Denn die wenigen großen Gesetze, auf deren Erkenntnis es bei der Bildung ankommt, sind für alle Teilgebiete eines geschlossenen Wissensbereiches gleich. Wer das italienische Volk und seine alte Kunst kennen lernen will, tut besser, sich in Florenz und Umgebung aufzuhalten, als eine Stangensche Rundreise durch das ganze Land zu machen.

Zum zweiten ist es nötig, und nach Erfüllung der ersten Forderung auch möglich, in allen Unterrichtsgebieten für vielseitige, gründliche Beobachtung zu sorgen, zunächst durch Anknüpfen an die Erscheinungen außerhalb der Schule und dann systematisch, durch Laboratorien, Werkstätten, Schulgärten, Aquarien und Terrarien, Volièren in der Schule selbst. Ununterbrochene Beobachtungsreihen durch das ganze Schuljahr hindurch, Schätzen, Messen, Wägen in allen Rechen- und Physikstunden, Herstellung von Karten, Profilen und Reliefs, Anpflanzen und Kultivieren, Modellieren und Schnitzen im Anschluß an die Aufgaben des theoretischen Unterrichts, einfache physikalische Untersuchungen, alles von den Schülern selbst ausgeführt, muß in den meisten Schulen selbst der größten Städte möglich gemacht werden können. Schon haben wir in München

[1]) Ich kenne Lehrerinnenseminare, in denen ein ganzes Buch über Chemie auswendig gelernt wurde, ohne daß auch nur ein einziges Experiment vom Lehrer, geschweige denn von den Schülerinnen gemacht worden wäre.

in allen Schulen, die wenigen alten, zentral gelegenen ausgenommen, einfache, aber doch wertvolle Einrichtungen für Beobachtungen und Versuche in sonnig gelegenen Schulgärten, in Terrarien und Aquarien mit laufendem Wasser, in Volièren und Raupenkästen. Schon verbreiten sich langsam die Werkstätten für Holz- und Metallbearbeitung, sowie die Schulküchen über die Schulgebäude der Stadt, und es ist vielleicht nur mehr eine Frage der Zeit und der entsprechenden Lehrervorbildung, daß jedes Schulhaus neben seinem geräumigen Zeichensaal auch sein kleines physikalisches Laboratorium besitzt, worin die Schüler ihre Versuche machen können. Mit diesem Beobachtungsunterricht, der mit dem ersten Schultag des Schulrekruten einsetzt und acht Jahre später mit dem letzten Schultag endet, werden wir zwar weniger Wissensstoff bewältigen können, aber wir werden vielleicht das eine Ziel erreichen, das einzig und allein Aufgabe der Volksschule sein kann: daß der Knabe und das Mädchen nach dem Austritt aus der Schule befähigt sind, nunmehr das Lernen zu beginnen.

Zum dritten ist eine durchwegs stärkere Betonung des Zeichnens möglich. Es erscheint unbegreiflich, daß der Wert dieser Fähigkeit noch heute nicht genügend gewürdigt wird. Und doch möchte ich dem Schlagworte: „Jede Stunde, eine Sprachstunde," ein anderes zur Seite setzen: „Jedes Sachgebiet, ein Zeichengebiet." Ganz abgesehen davon, daß das Zeichnen eine vorzügliche Schule des Beobachtens werden kann und stets eine sichere Kontrolle für die Richtigkeit der Beobachtung ist, existiert kaum eine Tätigkeit, für welche die Kinder fast ohne Ausnahme so viel angeborene Lust mitbringen, wie das Zeichnen. Insbesondere ist das Zeichnen aus dem Gedächtnis eine Sache, die wir heute fast noch völlig ignorieren, während es doch geradezu ein Hauptgebiet für die gestaltende Kraft des Kindes wäre, und eine nie versiegende Quelle wahrer Arbeitsfreude. Glücklicherweise sind wir in Deutschland durch den Vorgang der Hamburger und durch das Beispiel Preußens auf dem besten Wege, hier einem Mittel zur Bildung jene Bahn frei zu machen, die es längst verdient hat.

Zum vierten wäre der Empfindung ein größeres Feld zu öffnen, nicht bloß der sittlichen, sondern auch der ästhetischen. Das beste Mittel hierzu ist, soweit als es nur irgend ein geordneter Massenunterricht gestattet, auf allen Unterrichtsgebieten der alten Pestalozzischen Forderung nach Selbsttätigkeit des Schülers die Tore zu öffnen. Je mehr wir den Schüler gängeln, je handgreiflicher wir ihn führen, um so geringer entwickelt sich in ihm der Schaffensdrang und die mit ihm verbundene Arbeitsfreude. Je weiter der Erzieher zurücktritt (ohne natürlich den Zögling aus dem Auge zu verlieren), je mehr er sich als Ferment betrachtet, das nur die gestaltende Kraft im Schüler auszulösen und zu regulieren hat, desto mächtiger wächst das Empfindungsleben, das jede wirkliche, selbständige Arbeit zu wecken imstande ist. Freilich werden sich dann die Schülermassen nach ihren Anlagen und Interessen gliedern und die Arbeiten des Unterrichts und der Erziehung sich vermehren; aber ebenso, ja noch mehr wird auch der innere Lohn für den Erzieher wachsen. Bei unseren gegenwärtigen Schulverhältnissen im Deutschen Reiche ist allerdings diese Forderung nur zum kleinsten Teile durchführbar; aber gleichwohl sollte sie kein Lehrer und kein Lehrplan ganz außer Auge lassen.

Das Fünfte aber und sofort Durchführbare wären Prüfungsordnungen und Schulaufsichtsbeamte, die weniger darauf sehen, **was** behandelt wurde, als, **wie** es behandelt wurde, die weniger nach vielem Wissen als nach selbständigem Können fragen, die orthographische, grammatikalische, ja selbst Rechenfehler übersehen können zugunsten einer selbständigen Auffassung, Darstellung und Ausdrucksweise des Kindes. Die deutsche Lehrerschaft, dieser festen Ueberzeugung bin ich, wird dann schon nachkommen und der durch Abschaffung der Dressur zweifellos schwieriger gewordenen Aufgabe der Schule gerecht zu werden suchen. Und wenn die heutige Lehrervorbildung hierzu nicht genügen sollte, so wird gerade diese dem Umfang nach kleinere, aber der Kunst nach wesentlich höhere Arbeit die Frage der zweckmäßigen Vorbildung von selbst in bessere Bahnen bringen.

Wenn es der Volksschule gelingt, auf diese Weise ihre Schüler zu erziehen, daß sie „Try for yourself and learn by doing", wie einst Arnstrom im Kampf um die Selbsttätigkeit in den englischen Schulen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gefordert hat, dann und nur dann hat die Schule ihre wirkliche Aufgabe geleistet, der erste und unerläßliche Schritt für die zur wahren Bildung entwicklungsfähige, **berufliche** Ausbildung ist geschehen. Wenn wir dabei in München noch einen Schritt weiter gegangen sind und bereits im letzten, dem achten Schuljahre in der Wahl der Unterrichtsstoffe Rücksicht genommen haben auf den zukünftigen Beruf des Knaben als Handarbeiter und des Mädchens als Führerin der häuslichen Wirtschaft, so mag das vielen noch sehr bedenklich erscheinen, nichtsdestoweniger glaube ich hierbei im richtigen Sinne unserer Ausführungen gehandelt zu haben. Handfertigkeit und Zeichenunterricht, Physik und Rechnen wählen in diesen Klassen ihren Stoff bereits im wesentlichen aus dem zukünftigen Arbeitsgebiet des Knaben, und in enger Beziehung dazu haben Geschichte und Geographie die Aufgabe, Handel, Verkehr und Entwicklung des Wirtschaftslebens im Zusammenhang mit dem politischen Aufsteigen der deutschen Nation im 19. Jahrhundert vor den Augen der Schüler aufzurollen, während die Biologie in den Dienst der Hygiene des Menschen tritt. Nur der Unterricht im Deutschen bleibt neben dem Turn- und Turnspielunterricht in den Bahnen, die man sonst als Bahnen der allgemeinen Bildung zu bezeichnen pflegt. Aehnlich gruppiert sich in der letzten Mädchenklasse, dem achten Schuljahr, der Gesamtunterricht um die Frage der weiblichen Hauswirtschaft mit der Schulküche und den Fragen der Ernährung, Wohnung und Kleidung als Zentrum. Ich werde die nicht tadeln, welche von solcher Stoffauswahl, trotz aller meiner vorausgehenden Ausführungen, nichts wissen wollen, sofern sie nur sonst den Unterrichtsstoff der letzten Klasse der Reife und dem Fassungsvermögen der Kinder anpassen und jene vier Kardinalpunkte beachten, die wir vorhin als Grundforderung eines zweckmäßigen Bildungsapparates bezeichnet haben: Größte Beschränkung des Stoffes, ausgedehnte Möglichkeit zum selbständigen Beobachten und Schaffen, ausgiebige Uebung und Verwendung der Fertigkeit im Zeichnen und möglichste Förderung des Empfindungslebens. Sie haben den starken Grund für sich, daß alle Berufsbildung, soll sie entwicklungsfähig sein, einer gewissen **allgemeinen** Grundlage bedarf, welche für die Massen in der Volksschule, für die Beamten und Gelehrten in der höheren Schule zu suchen ist. Aber man kann sehr darüber streiten, bis zu welcher Höhe diese allgemeine Grundlage gehoben werden muß, ehe die Berufsbildung eintreten darf. Was man nicht nützt, ist eine schwere Last, und aller bloße Kenntniserwerb, der nicht früher oder später Beziehung zum persönlichen, praktischen und öffentlichen Leben des einzelnen gewinnt, ist eine Danaïdenarbeit. Deshalb soll man auch jene nicht tadeln und bekämpfen, die hier einer anderen, vom Herkömmlichen abweichenden, aber immerhin in vernünftigen Schranken gehaltenen Anschauung sind. Die Versuche und die Zeit werden entscheiden.

Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.

Die Wiederbelebung der deutschen Romantik, die sich von Tag zu Tag ausbreitet und an Intensität zunimmt, fließt in der Hauptsache aus zwei Quellen: aus einer gelehrten und aus einer künstlerischen. Die Literarhistoriker fanden, nach reichlicher Ausschöpfung der sogenannten klassischen Periode unserer Literatur, in der darauf folgenden ein weites Gebiet, das sich des Abbaus verlohnte, und etwa seit den 70er Jahren hat ihre Tätigkeit ausgedehnte Strecken dieses Gebietes bloßgelegt und dem Auge sichtbar gemacht. Die zweite Quelle begann erst erheblich später zu fließen. Sie galt als der Wunder- und Märchenborn, der

uns von den grauen Gespenstern des Naturalismus befreien würde; man berief die Romantik der Dichtung zum Vorbild, an die eine Neuromantik anknüpfen sollte. Manche Untersuchung ist aus dem einen, mancher Neudruck aus dem anderen Lager hervorgegangen, um im Sinne ihrer Urheber zu wirken. Und am glücklichsten schien der Erfolg, wenn eine Persönlichkeit beiden Parteien ihre Kräfte lieh, um mit der Gewissenhaftigkeit und Objektivität des geschulten Forschers sowohl als auch mit warmer Sympathie und sinnenfälliger Darstellung der Vergangenheit und Zukunft in gleicher Weise zu dienen. Wie ich das von Ernst Heilborns Novalis-Biographie und -Ausgabe, aller kritischen Splitterrichterei zum Trotz, behaupten möchte. Sind in ähnlicher Weise auch Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff, Kleist, Hoffmann u. a. dem Interesse unserer Tage durch Neuausgaben näher gerückt, so vermißte man doch, sobald man jene Literaturepoche im Zusammenhang begreifen wollte, bei dieser Art Rekonstruktion noch immer eines ihrer wichtigsten Fundamente, „die Urzelle der Romantik“ nach Brandes' Wort: „Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders.“ Die Aufsätze von Jakob Minor und Heinrich Wölfflin, auch die umfangreichere Arbeit von Helene Stöcker haben einen ausschließlich wissenschaftlichen Charakter. Jetzt liegt dieses seltene Buch in einem Neudruck vor, den ein Schüler Herman Grimms, Dr. Karl Detlev Jessen, Dozent an der Harvard University in Cambridge, Mass., besorgt und eingeleitet und der Verlag Eugen Diederichs in Leipzig ediert hat. Diese Angaben mögen genügen, um das Zusammenwirken wissenschaftlicher und künstlerischer Tendenzen für die Sache zu belegen. Der Arbeit des Herausgebers wird noch zu gedenken sein, nach einigen Andeutungen über das Werk selbst und seinen Autor: Wilhelm Heinrich Wackenroder.

*

Wilhelm Heinrich Wackenroder wurde zu Berlin am 13. Juli 1773 in der Burgstraße (spätere Nr. 13) als Sohn des damaligen Kriegsrats und Stadtsyndikus Christoph Benjamin Wackenroder geboren. Nach häuslichem Elementarunterrichte besuchte er von Michaelis 1785 bis Ostern 1792 das Friedrich Werdersche Gymnasium, um nach nochmaliger einjähriger häuslicher Unterweisung als Jurist die Universitäten Erlangen und Göttingen auf drei Semester zu beziehen. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er seit 1795 unter den Auskultatores am Stadtgericht, seit 1797 unter den Referendarii am Kammergericht geführt. Als solcher starb er am 13. Februar 1798, wie die Todesanzeige seiner Eltern und das Kirchenbuch gleichlautend besagen, „an einem hitzigen Fieber“.

Der Vater war, ohne es zu wissen, sein Feind. Er schrieb ihm jeden einzelnen Schritt vor, ohne danach zu fragen, ob er ihn gehen könnte. Er bürdete ihm einen Konflikt auf, aus dem der schwächliche Körper mit depravierten Nerven und schließlicher Auflösung sich flüchtete. Er zwängte ihn in die juristische Karriere, ohne den brünstigen Kunstenthusiasmus zu sehen, der in dem Sohne lebte, ohne zu erkennen, daß dies die Wurzel seines Wesens war. Er bestimmte ihn nach eigenen Tendenzen, nach den Idealen eines arbeitsamen Beamten und eines mathematischen Geistes, ohne die fremde Eigenart auch nur zu ahnen. Die Musik, die der Sohn unter Fasch und Zelter trieb, durfte nur ein Nebenher sein, niemals aber ein Beruf werden. Für solche Wünsche hatte er nur ein verständnisloses Höhnen. Und der Sohn schwieg zu alledem still. Offenen Widerspruch wagte er nicht. Wäre er selbst aggressiverer Natur gewesen, der Vater wäre ihm noch härter begegnet. Ein Licht in diesen Nöten war sein Verhältnis zu Ludwig Tieck, mit dem er sich seit der Sekunda gefunden hatte. Und diesem Verhältnis lebte er mit seiner ganzen Innigkeit und Hingabe all die Jahre.

Man kann sagen: Tieck war seine einzige Liebe. Ein Weib hat er nie erkannt. Das Feminine seiner Anlage, durch eine übertriebene nervöse Reizbarkeit in seiner Schutzbedürftigkeit vermehrt, suchte immer mehr nach dem ergänzenden Gegensatz. So zeigte er sich in dem ergiebigen Briefwechsel, den er während des Trennungsjahres 1792/93 mit Tieck führte. Immer und immer ist er ängstlich besorgt um des Freundes Gesundheit, die dieser in den Ausbrüchen seiner jugendlichen Gefühlskoketterie nicht schont. Er vermißt seine körperliche Gegenwart und sehnt sich danach, nach der Umarmung, nach dem Kuß. Er zitiert weibliche Gestalten, um seine Empfindungen zu personifizieren, aus Goethe und Voß. Er stattet Bericht ab über die vom Vater vorgeschriebene, verhaßte Tätigkeit, über seine Privatstudien, über seinen Verkehr, über jedes äußere Datum, und er scheint auch nicht ein Fältchen seines Innern zu verbergen. Und doch konnte er später den ahnungslosen Tieck mit einer Arbeit überraschen, in der er sein Innerstes gegeben und um derentwillen er auch sein kurzes Leben nicht umsonst durchlitten. Es waren jene Aufsätze, die 1797 anonym als „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ zum größeren und zum kleineren Teil 1799 als „Phantasien über die Kunst“, beidemal durch Beiträge Tiecks vermehrt, erschienen sind.

Das war das Merkwürdige, daß sich unter dem Zwange seines äußeren Lebens dennoch etwas durchrang, das ans Licht mußte, das selbst einer so bedingungslosen Hingebung zu schamhaft schien, vor der Zeit preisgegeben zu werden. Erfahrungen und Erkenntnisse, ähnlich jener wunderbaren Macht, die sie ihm verschafft hatte, gaben den Grundtext ab für seine Expektorationen.

*

„Die Begeisterungen der Dichter und Künstler“ — mit diesen Worten beginnen die „Herzensergießungen“, und sie bleiben das Buch hindurch das eigentliche Thema. Der Klosterbruder, auch nur ein Genießender, will der Welt das Wunder weisen, das sich in jenen seltsamen Menschen offenbart. Wie jeder Zug des äußeren Lebens bei ihnen schon so andersartig ist, wie Seltsamkeiten ihnen alltäglich und geradezu Bedingung ihrer Existenz sind. Er weiß es nicht oft genug zu wiederholen, wie ewig fern die Kunst von allem anderen Dasein steht, wie sie nach ganz eigenen Gesetzen lebt und demnach auch begriffen werden will. Denn in ihren edelsten Werken ist sie vom Himmel inspiriert, der durch Träume und Visionen das gläubige Gemüt lenkt. . . . Und um das zu exemplifizieren, bringt er Künstlergeschichten aus der italienischen und deutschen Renaissance, wie er sie bei Vasari und Sandrart gelesen. Vor allem hat es ihm Dürer angetan, dieser einfache, erhabene Meister, „um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin.“ Er ist damit der erste, der Dürer und dessen Zeit wieder zu würdigen begann. Schon daß er diesen Teil der Kunstgeschichte so lobpreisend hervorhob, war eine Tat: einmal den Berliner Aesthetikern gegenüber; aber dann vor allem gegen eine sonst verehrte Stelle, gegen Weimar, wo man jetzt nur noch die Antike anbetete und jenes Denkmal für Erwin v. Steinbach längst umgestürzt hatte. Doch wenn auch der Stoff, den er für seine Herzensergießungen gebrauchte, von Zufälligkeiten abhing, von seinen kunsthistorischen und germanistischen Studien, die er neben den beruflichen treiben durfte, von seinem Besuche Nürnbergs und schließlich von der Erfahrung am eigenen Leibe, dem Konflikt mit seinem Vater, den er in dem Leben des Musikers Berglinger darstellt, so läßt sich hiervon wohl das eigentliche innere Erlebnis abziehen, das in einzelnen Stücken rein zum Ausdruck kommt. Die Selbstaufhebung der wissenschaftlichen Erkenntnis war ihm klar. Das wahre Wesen der Welt zu deuten, ist nur der Kunst, im Bunde mit den ewigen Mächten, möglich. Ihren Offenbarungen gebührt dieselbe Verehrung, wie denen der Religion. Sie fallen zusammen. Der Kunstgenuß wird zur religiösen Handlung; er vergleicht ihn dem Gebet. „Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken, und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen, und die *dunklen Gefühle* von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. — Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt

er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunklen Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmütig von sich weisen? — Ich ehre sie in tiefer Demut; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese echten Zungen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bete an."

Die wahrhaft primitive Sprache hatte bei aller Sanftheit etwas so mächtiges, daß sie nicht ungehört bleiben konnte.

•

Die „Herzensergießungen" waren bestimmend für den Zusammenschluß der romantischen Schule, wie für ihren ferneren Verlauf, für ihre Kritik, wie für ihre Produktion. Der dem Berliner Kreise noch fern stehende Wilhelm Schlegel widmete ihnen eine erste anerkennende Rezension, und Tieck, der zuerst die Bedeutung der deutschen Vergangenheit, wie sie ihm Wackenroder schon früher angerühmt hatte, nicht erkennen wollte, schrieb den ersten Künstlerroman im Sinne der „Herzensergießungen": den „Sternbald", dessen Plan er noch in Gesprächen mit dem verstorbenen Freunde entworfen. Und so brachte fast jedes Mitglied der Schule und ihrer Ausläufer seinen Künstlerroman, von Tieck und Novalis angefangen bis zu Hoffmann, und sogar bis zu Moericke. Die Nazarener in Rom, die Klosterbrüder von S. Isidoro, hielten das fromme Buch wie eine zweite Bibel, und Zach. Werner pries seinen Verfasser als einen „religiösen Koloß". Wie denn überhaupt alle Bestrebungen, die von dem deutschen Mittelalter leben, in dem Ideenkreise der „Herzensergießungen" ihren Ausgangspunkt finden, die Anfänge der Germanistik sowohl, wie die Wiedererweckung der Volksmärchen. „Die Meistersinger" sind ohne die „Herzensergießungen" nicht denkbar.

•

Jessen hebt in seiner Einleitung die „außerordentliche Simplizität der Persönlichkeit und Leistung Wackenroders" hervor. Und das mit Recht; sein Bild steht in der Tat seit vielen Dezennien fest. Tieck hat die ersten großen Skizzen Wackenroders gegeben, sein Biograph Köpke ist, bei Gelegenheit der Tieckschen Jugendgeschichte, zwar mehr ins Detail gegangen, aber doch auch immer nur nach Tiecks Angaben, und Holtei, der durch Veröffentlichung des oben erwähnten Briefwechsels das Freundespaar zum erstenmal selbst sprechen ließ, gab den bisherigen Darstellungen nur den reizvollen Zusatz stärkerer Unmittelbarkeit. Es hat daher unter den Biographen Wackenroders nie wesentliche Differenzen geben können und wird es auch zweifellos nicht geben. Neues Material zu seinem Leben läßt sich in großer Menge nicht vermuten[1]) und deshalb verzichtet auch die Jessensche Einleitung auf dessen Herbeischaffung. Es verblieb ihr, das Gegebene in persönlicher und ansprechender Weise vorzutragen. Und das ist ihr geglückt.

Ein anderes ist es mit dem Herausgeber. Wackenroder ist der eigenste Urheber der „Herzensergießungen"; sie sind aus ihm mit einer elementaren Notwendigkeit geboren, die nicht alltäglich ist. Tieck, gewandt wie er war, kopierte die Manier einfach, aber mit dem Erfolg, daß „sein Eigentum von dem übrigen höchst unvorteilhaft durch einen unechten, anempfundenen Ton der Empfindelei gegen den schlichten Ernst des Wackenroderischen Stils und Inhalts absticht". (Jessen.) In den „Phantasien über die Kunst" überwiegt sogar dieser völlig richtig charakterisierte Anteil Tiecks, während die Wackenroderschen Aufsätze über Musik, deren Bedeutung Jessen so schön gerecht wird, durch das breite Tiecksche Fabulieren einfach in den Hintergrund gedrängt werden.

Der Herausgeber Tieck hat, meiner Meinung nach, mehr Geschmack und Stilgefühl als der Mitarbeiter bewiesen dadurch, daß er 1814 den Anteil Wackenroders aus den „Herzensergießungen" und den „Phantasien", ungeschmälert unter Weglassung seines eigenen Anteils, in einem Bande neu herausgab, allerdings unter dem willkürlichen Kompromißtitel: „Phantasien über die Kunst, von einem kunstliebenden Klosterbruder." Und das hätte ein moderner Herausgeber auch tun sollen und auf den Deckel wieder den alten schönen Titel setzen: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders." Auch auf die Gefahr hin, einigen Philologen zu mißfallen. Denn er ist der einzige Titel, den Wackenroder selbst, wenn auch nicht geschaffen, so doch verwandt hat, und eine stilgemäße Willkür gibt einem Herausgeber mehr Recht, als eine stillose dem Dichter Tieck.

Alfons Fedor Cohn.

[1]) Das bisher unbekannte Geburtsdatum habe ich in der Sonntagsbeilage Nr. 14 der Voss. Ztg. 1904 mitgeteilt.

Bücher und Zeitschriften.

a/D. **„Sachsen und Preußen um die Mitte des 18. Jahrhunderts.** Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Erbfolgekrieges von Johannes Ziekursch." Breslau, M. und H. Marcus 1904.

In dem etwas zu weiten Gewande des Haupttitels steckt als leibhaftiger Inhalt die zum erstenmal aus umfassendem Studium der eigenen Dresdener Akten geschöpfte Geschichte der sächsischen Politik in den wichtigen Jahren 1741—1743, während der Krisis der deutschen Dinge im österreichischen Erbfolgekrieg. Auf diese Politik, das Werk des Grafen Brühl, waren bisher in den preußischen, österreichischen, bayerischen, französischen und englischen Darstellungen der Geschichte jener Zeit nur Seitenblicke gefallen; so gut wie einstimmig lautete das Urteil auf Charakterlosigkeit, auch wenn man sich nicht von dem durch Friedrich den Großen angegebenen gehässigen Ton ohne weiteres leiten ließ. Ziekursch geht keineswegs auf eine sogenannte Rettung Brühls aus; aber ganz von selbst erscheinen dessen Absichten und Maßregeln, aus der Mitte heraus und im Zusammenhang betrachtet und erklärt, nun viel verständlicher und somit auch verständiger — allerdings mehr im einzelnen als im ganzen. Der Verfasser tut überzeugend dar, welches Verhängnis nicht bloß politisch, sondern auch wirtschaftlich für Sachsens Zukunft in der preußischen Eroberung Niederschlesiens lag; sehr begreiflich waren mithin alle sächsischen Wünsche und Versuche, diese Tatsache zu verhindern oder doch rückgängig zu machen. Der Mißerfolg aber entsprang nicht allein, wie Ziekursch meint, dem Mangel an Macht; auch Einsicht, Entschlossenheit, Festigkeit sucht man am Dresdener Hof in großem Stile vergebens. Für eine wirklich charaktervolle Politik, die, anstatt beständig zu schwanken, von Anfang an einfach entweder mit Preußen gegen Oesterreich angegangen wäre, oder umgekehrt zu Oesterreich wider Preußen gehalten hätte, boten sich Aussichten genug. Schon im zweiten schlesischen Kriege oder vollends im siebenjährigen war es, eben wegen der Versäumnis von 1740/41, dafür zu spät. Für zahlreiche einzelne Momente haben wir dagegen, wie gesagt, dem Buche neue Belehrung zu verdanken; und zwar fällt das aufklärende Licht auch auf die allgemeinen Vorgänge. Die Feldzüge von 1741 und 1742 in Böhmen und Mähren werden nun erst völlig deutlich, da ihr so folgenreicher Ausgang wesentlich mit durch die Strebungen und Irrungen der sächsischen Politik bestimmt worden ist.

Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments. Von Dr. Bernhard Weiß. Leipzig (Hinrichs) 1904. (S. A., 19 S.)

Das Heftchen ist ein erweiterter Sonderabdruck aus der eben von dem bekannten Berliner Professor mit Verbesserungen und fortlaufender Erläuterung herausgegebenen Luther-Uebersetzung des Neuen Testaments. Der Verfasser gibt in kurzen Kapiteln eine Darstellung von dem Aufkommen und der Festlegung der christlichen kanonischen Schriften, indem er nach einer Einleitung jede einzelne durchgeht und ihre Entstehung, ihre Stellung zu den übrigen und ihren Gehalt bespricht. So sagt er denn dem Laien so ziemlich alles, was ihm heute von der Geschichte des Neuen Testaments zu wissen notwen-

dig ist. Alles Apokryphe ist fortgelassen, doch hätte auch der Laie eine kurze Bemerkung über den Zuwachs der christlichen Literatur aus den ägyptischen Funden, insbesondere über die neuen Jesussprüche, gern gelesen. Der größeren Anschaulichkeit hätte sodann eine Tafel gedient, auf der übersichtlich die Zeit der Entstehung, die der ältesten Erwähnung und die der endgültigen Anerkennung der einzelnen Schriften darzustellen wäre. Der Preis ist gering (20 Pfg.).

γ.

Planegg. Ein Dank aus dem Walde von Wilhelm Langewiesche. Mit Buchschmuck von Rudolf Schiestl. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Es sind uns wenige Gedichte bekannt, in welchen deutsche Gemütstiefe in so zarten, innigen und zugleich in so tief ergreifenden Tönen zum Ausdruck kommt wie in der vorliegenden kleinen, auserlesenen Sammlung. Nicht in einer Phantasiewelt künstlich erzeugter Stimmungen bewegt sich der Dichter: ernste, in schweren Lebenserfahrungen wurzelnde Empfindungen und Gedanken sind es, die ihn erfüllen und von denen er Kunde gibt, und ein gedämpftes Licht liegt über den scheinbar so einfachen und doch ebenso inhaltsreichen wie formschönen Versen. In sein Seelenleben verweben sich harmonisch die Eindrücke der Natur und der landschaftlichen Umgebung, aber kräftig erklingen auch männliche Akkorde, die in das Leben, zur Arbeit, zur Pflicht und — zur Entsagung zurückrufen. Eine Perle in der Sammlung ist „Die Geschichte von den Engeln", die Niemand ohne Gemütsbewegung lesen wird. — Wenn wir sagen, daß der Künstler mit seinem Buchschmuck in seiner Art die Gedichte nachgedichtet hat, so spenden wir ihm kein geringes Lob.

K.

✕

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

16. Juni. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Schäfer las über das Wormser Konkordat. Er führte aus, daß allein der kaiserlichen Urkunde dauernde rechtliche Gültigkeit zuzuerkennen ist, daß dagegen die päpstliche mit dem Ableben Heinrichs V. ihre rechtliche Bedeutung verlor. Nur diese Auffassung ermöglicht ein richtiges Verständnis der Stellung von Staat und Kirche zu den deutschen Bischofs- und Abtswahlen des 12. Jahrhunderts. 2. Hr. Sachau legte zwei weitere Bände der Ausgabe des Ibn Saad vor, III. 2: Biographien der Medinischen Kämpfer Muhammeds in der Schlacht bei Bedr, herausgegeben von Joseph Horovitz, und VIII: Biographien der Frauen, herausgegeben von Prof. Dr. Carl Brockelmann. Leiden 1904. 3. Die Aufnahme der von Hrn. Klein in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse vom 9. Juni vorgelegten Abhandlung des Hrn. Dr. Julius Romberg „über die chemische Zusammensetzung der Eruptivgesteine in den Gebieten von Predazzo und Monzoni" in den Anhang zu den Abhandlungen wurde genehmigt. Verfasser berichtet in der Abhandlung über neue Beobachtungen in dem Arbeitsgebiet, bringt Analysen der von ihm untersuchten Gesteine und vergleicht dieselben mit anderen aus dem nämlichen, wie auch aus fremdem Gebiete. Die geologisch nachgewiesenen Abspaltungen aus dem Ursprungsmagma werden durch die chemische Zusammensetzung bestätigt. 4. Zu wissenschaftlichen Unternehmungen hat die Akademie bewilligt durch die physikalisch-mathematische Klasse Hrn. Engler zur Fortsetzung des Werkes „Das Pflanzenreich" 2300 M.; Hrn. Warburg zu einer Untersuchung über die spezifische Wärme der Gase bei hohen Temperaturen 1020 M.; Hrn. Prof. Dr. Leon Asher in Bern zu einer Arbeit über das Verhalten des Darmepithels bei den verschiedenen Ernährungsvorgängen 300 M.; Hrn. Prof. Dr. Friedrich Dahl in Berlin zur Fortsetzung seiner Untersuchung der deutschen Spinnenfauna 650 M.; Hrn. Prof. Dr. O. Hecker in Potsdam zu erdmagnetischen Beobachtungen bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Reise im Indischen und Großen Ozean 750 M.; Hrn. Prof. Dr. Walter Kaufmann in Bonn zu einer Untersuchung über die elektromagnetische Masse der Elektronen 1000 M.; der Assistentin am Zoologischen Institut der Universität Bonn Dr. Gräfin Maria v. Linden zur Fortsetzung ihrer Untersuchungen über die Schmetterlingsfarbstoffe 500 M.; Hrn. Privatdozenten Dr. Siegfried Passarge in Berlin zur Herausgabe eines Werkes über die Kalahari 2000 M.; durch die philosophisch-historische Klasse Hrn. Diels zur Vollendung der von Hrn. Mommsen begonnenen Ausgabe des Codex Theodosianus 1000 M.; demselben zur Fortführung der Arbeiten an einem Katalog der Handschriften der antiken Medizin 3000 M.; Hrn. Koser zur Fortführung der Herausgabe der Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen 6000 M.; Hrn. v. Wilamowitz-Moellendorff zur Fortführung der Sammlung der griechischen Inschriften 5000 M.; der Deutschen Kommission zur Fortsetzung der von ihr begonnenen Unternehmungen 11,500 M.; weiter für die Bearbeitung des Thesaurus linguae latinae über den etatsmäßigen Beitrag von 5000 M. hinaus noch 1000 M. und zur Bearbeitung der hieroglyphischen Inschriften der griechisch-römischen Epoche für das Wörterbuch der ägyptischen Sprache 1500 M.; endlich Hrn. Privatdozenten Dr. Mark Lidzbarski in Kiel zur Herausgabe des mandäischen Johannesbuches 800 M.

23. Juni. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. v. Richthofen las über eine meridionale Bruchzone, welche in ungefähr 104° östl. v. Gr. die tibetische Bodenschwelle als eine höhere Staffel durch zehn Breitengrade von den östlich angrenzenden herabgesenkten Gebieten trennt. Es wurde untersucht, inwieweit westlich von den früher nachgewiesenen Reihen von Landstaffelabfällen Ostasiens ähnliche Abfälle bestehen. Morphographisch erkennbar war seit längerer Zeit um den Meridian von Lan-tschou-fu, zwischen den Breitengraden von Liang-tschou-fu und Ti-tau-tschou, ein rascher Abfall der hohen Nanschan-Ketten gegen ihre nur noch in niederen Zügen nachzuweisenden, z. T. nach NO umbiegenden Fortsetzungen. Viel weiter südlich läßt sich in der Nähe desselben Meridians zwischen den Breiten von Tschöng-tu-fu und Tung-tschwan-fu ein bedeutender, streckenweise in Staffeln sich vollziehender Abfall des tibetanischen Hochlandes aus der Kombination verschiedener Beobachtungen ableiten. Jeglicher Anhalt fehlte bisher für das 400 km messende Zwischenstück, wo die Gebirge der tibetischen Anschwellung in dem breit angesetzten Tsiuling-Gebirge sich weit nach Osten fortsetzen. Es wurde erwiesen, daß dort, östlich von Kin-ting-schan und Min-schan, dieselbe Bruchzone der Anfügungslinie entlang das ganze Gebirgsland quer durchzieht und mit östlicher Absenkung verbunden ist. Wie die anderen Meridianbrüche Ostasiens, so ist auch dieser von den Gefügelinien des inneren Gebirgsbaues unabhängig. 2. Hr. Klein las: „Mitteilungen über Meteoriten". In der Abhandlung wird nachgewiesen, daß der heutige Stand der Universitätssammlung 470 Vorkommen mit 254901g,5 Gewicht beträgt. Es werden einzelne, besonders interessante Stücke besprochen, wie die Meteoriten von Victoria West 1862, Lancé 1872 und Willamette, Oregon 1902. 3. Hr. van't Hoff gab eine weitere Mitteilung aus seinen Untersuchungen über die Bildungsverhältnisse der ozeanischen Salzablagerungen. XXXVIII. Die Identität von Mamanit und Polyhalit. Gemeinschaftlich mit Hrn. Voerman wurde festgestellt, daß im sogenannten Mamanit kein selbständiges Mineral, sondern ein unreines Polyhalit vorliegt. 4. Vorgelegt wurde das mit Unterstützung der Akademie herausgegebene Werk: Gustav Fritsch, Aegyptische Volkstypen der Jetztzeit. Wiesbaden 1904.

23. Juni. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Meyer las über ägyptische Chronologie. Die Resultate der Untersuchung sind folgende: 1. Die Regulierung des ägyptischen Kalenders und der Sothisperiode fällt in das Jahr 4245 v. Chr. (1. Thoth = 20. Juli jul. = 16. Juni gregor., das heißt erster Anfang der Ueberschwemmung). 2. Alle Sothisdaten sind zyklisch zu verstehen, d. h. nach dem Kalender berechnet, nicht astronomisch beobachtet. 3. Versuch einer Rekonstruktion des Turiner Papyrus und Vergleich seiner Daten mit den Königslisten und den Denkmälern. Es ergibt

sich für Menes etwa 3820 v. Chr., für die Zeit der Pyramidenerbauer (Dynastie 4., 5. von Snofru bis Onnos) etwa 2845—2545, für das Ende des alten Reiches etwa 2365 v. Chr. Die II. Dynastie beginnt um 2165 v. Chr. 2. Hr. Schmoller überreichte den zweiten Teil seines Grundrisses der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1904.

*

Eine dänische Grönland-Expedition.

-bra. Von der dänischen Grönland-Expedition unter Führung der Polarfahrer Mylius-Erichsen und Graf Harald v. Moltke, die bekanntlich vor ungefähr Jahresfrist von schottischen Walfängern auf der kleinen Saunders-Insel (nördlich von Kap York) in sehr prekärer Lage angetroffen wurde, sind jetzt ausführliche Nachrichten angelangt, aus denen sich entnehmen läßt, daß die in Betreff des künftigen Schicksals der Expedition gehegten Besorgnisse erfreulicherweise unbegründet waren. Die betreffenden Meldungen rühren von dem Befehlshaber des dänischen Grönlandfahrers „Godthaab" her, den ein glücklicher Zufall mit dem Leiter der Expedition auf der Niederlassung Holsteinsburg — der letzten dänischen Kronkolonie gegen Norden hin — zusammenführte. Mylius-Erichsen berichtete bei dieser Begegnung, daß die Expedition sich seit der Abreise der schottischen Walfänger im Hochsommer verflossenen Jahres noch längere Zeit auf Saunders-Eiland aufgehalten habe. Da die mitgeführten Proviantvorräte längst bis auf den letzten Rest aufgezehrt waren und an eine neuerliche Verbindung mit den rückwärts gelegenen Stationen nicht mehr zu denken war, hatte man kurz entschlossen die Lebensweise der eingeborenen Eskimo-Stämme angenommen, welche ihrerseits den notleidenden Forschern schon von Anfang an hilfreiche Hand geleistet hatten, auch insbesondere bei der Einrichtung des Winterquartiers bereitwillig ihre Hilfe zur Verfügung stellten. Die Nahrung bestand fast ausschließlich aus Robbenspeck, Walroßtran und Fischen, sowie gelegentlich frischem Wildbret von Moschusochsen und Wildrens (Cariboo). Bedenklich gestaltete sich die Lage für den jungen Moltke, der im Laufe des Sommers von einem schweren klimatischen Leiden befallen worden war und nun angesichts der mangelnden ärztlichen Hilfe, wie auch infolge der ungeeigneten Verpflegung einer schweren Krisis entgegenging. Die kräftige Natur des Kranken hielt indessen allen Strapazen und Entbehrungen siegreich Stand und beim Herannahen der Jahreswende konnte man endlich daran denken, die Niederlassung der Yorker Eskimos zu verlassen, um sich auf dem inzwischen längs der ganzen Küste fahrbar gewordenen Eise nach dem Süden zu begeben. Noch ehe die Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen waren, hatte man die Freude, mit der norwegischen „Gjöa"-Expedition des Kapitäns Roald Amundsen zusammenzutreffen, welche auf ihrer Forschungsfahrt nach dem magnetischen Nordpol (Boothia Felix) den östlichen Rand der Baffinsbay passierte. Die Begegnung geschah in der Höhe von Dalrymple Rocks, woselbst von norwegischen Fangschiffern ein für die Gjöa bestimmtes Proviant-Depot angelegt worden war. Mylius-Erichsens Begleiter leisteten bei der Ueberführung des Depots an Bord der Gjöa hilfreiche Hand und empfingen zum Dank eine kleine Proviantausstattung für die bevorstehende Reise nach der nächsten Südkolonie. Amundsen berichtete, daß die Gjöa während der Fahrt durch die westgrönländischen Gewässer andauernd günstige Witterungs- und Eisverhältnisse zu verzeichnen hatte und daß man die bestimmte Hoffnung hege, noch vor Eintritt der Treibeisstauung die bis weit in den Winter hinein passierbare Trift des Lancaster-Sundes, bezw. der weiter westlich belegenen Prinz-Regent-Passage zu erreichen. Die Gesundheitsverhältnisse an Bord der Gjöa waren während der ganzen Ueberfahrt durchaus befriedigende gewesen und Kapitän Amundsen erklärte, daß er bei einigermaßen günstiger Entwicklung der Dinge alle Kräfte aufbieten werde, um im Zusammenhange mit der Erschließung des magnetischen Nordpols auch das bisher ungelöste Problem der nordwestlichen Durchfahrt zur Klärung zu bringen. Nach Abschiednahme von der gastfreundlichen Gjöa traf Mylius-Erichsen zunächst die letzten Vorkehrungen für die bevorstehende Weiterfahrt nach Süden. Am 4. Januar waren die Arbeiten soweit abgeschlossen, daß man einen Vorstoß nach Upernivik und von dort nach Umanak wagen konnte, wo man am 20. Januar wohlbehalten eintraf. Die Ueberfahrt erfolgte auf Kajaks, wobei 6 Eskimos mit drei kräftigen Hundegespannen zu je sieben Köpfen Führerdienste leisteten. Der Zustand des Grafen Moltke hatte sich inzwischen soweit gebessert, daß der Kranke in einem Schlafsacke auf zwei zusammengefügten Kajaks liegend, den ganzen Weg ohne größere Zwischenpause zurücklegen konnte. In Umanak machten die Reisenden vorläufig Halt und Mylius-Erichsen begab sich allein nach Holsteinborg, um hier nach weiterer Hilfe Ausschau zu halten. Am 7. Mai erfolgte die Ankunft der Goodthaab, deren Kapitän die Expedition mit allem Nötigen versah. Nach den bisher getroffenen Dispositionen gedenkt Mylius-Erichsen im Laufe des Sommers einen nochmaligen Vorstoß nach dem höheren Norden zu unternehmen, um den am Kap York ansässigen eingeborenen Stämmen einen längeren Besuch abzustatten, worauf im Herbst dieses Jahres voraussichtlich die Rückreise zur Heimat angetreten werden dürfte.

*

Meteorschwärme und Kometenschweife.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Im Jahre 1898 erschien zu Leipzig ein populär-astronomisches Werk, betitelt: „Spaziergänge durch das Himmelszelt". Sein Verfasser ist Hr. Leo Brenner, der Direktor der Manorasternwarte. Der Herr Verfasser sagt im Vorworte wörtlich: „.... dieses Buch hält sich von dem alten Kohl, der sich bandwurmartig durch fast alle populär-astronomischen Werke zieht, so viel als möglich fern und bringt im großen und ganzen meist Neues". — Den Beweis für die Richtigkeit dieser stolzen Behauptung liefert uns Hr. Brenner auf Seite 279, wo er behauptet, nach der Meinung des Mailänder Astronomen Schiaparelli seien die Meteorschwärme nichts anderes als die verloren gegangenen Massen der Kometenschweife. Das ist vollkommen falsch. Prof. Schiaparelli hat vielmehr schon im Jahre 1871 in seinem damals herausgegebenen Werk „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen" ausdrücklich behauptet, daß man in dem Kometenschweife keineswegs den Anfang zur Bildung eines Meteorstromes erkennen könne, und hat sogar unwiderleglich bewiesen, daß die Meteorströme durchaus nicht verloren gegangene Massen der Kometenschweife sein können. An dieser Anschauung hält Prof. Schiaparelli noch heute fest. Er schrieb mir vor einigen Monaten auf eine diesbezügliche Anfrage hin wörtlich: „Noch heute bin ich der Ansicht, daß Schweifbildung der Kometen und Entstehung der Meteorströme Vorgänge verschiedener Natur sind. Die Entstehung des Schweifes selbst beweist, daß die Bahn der Schweifteilchen nicht dieselbe sein kann als die Bahn des Kometenkopfes, mit welcher doch immer die Meteorbahnen verglichen werden."

Hr. Leo Brenner hat also, als er es unternahm, den Lesern seines Werkes die Hauptzüge der Theorie Schiaparellis bezüglich der Sternschnuppen vorzutragen, von dem Buche des Mailänder Astronomen gar keine Kenntnis gehabt. Denn hätte er dies Werk gelesen, so würde er nicht den albernen Fehler gemacht und den „alten Kohl" (die falsche Auffassung der Theorie Schiaparellis, die nun endlich einmal aus der Welt geschafft sein könnte) wieder aufgewärmt haben.

Solche Früchte trägt das Bestreben, sich von dem alten Kohl, der sich bandwurmartig durch fast alle populär-wissenschaftlichen Werke hindurchzieht, freizuhalten. Hätte Herr Leo Brenner z. B. das populäre Werk „Kosmologische Briefe für Gebildete" von Prof. Dr. H. J. Klein (Köln) gelesen, so würde er auf Seite 122 folgenden Satz gefunden haben: „Auch die Kometenschweife können mit der Auflösung der Kometen in Meteorströme nicht in Zusammenhang gebracht werden." Aber Herr Brenner hielt es augenscheinlich für bequemer, mit einem durch Sachkenntnis nicht getrübten Blick eine populärwissenschaftliche Abhandlung über die Theorie Schiaparellis zu schreiben. Ob es freilich ehrlich und der Würde der Wissenschaft entsprechend ist, Laien, welche die Richtigkeit der Behauptungen nicht prüfen können, sondern alles gläubig hinnehmen müssen, derartige Märchen aufzubinden, das steht auf einem anderen Blatt.

Ein bekannter deutscher Astronom, dem ich meine Bemerkungen bezüglich der falschen Auffassung Brenners mitge-

teilt hatte, schrieb mir wörtlich: „Wenn Herr Brenner behauptet, Schiaparelli habe geschlossen, die Sternschnuppen seien die verloren gegangenen Massen von Kometenschweifen, so hat er Schiaparellis Arbeiten weder gelesen, noch verstanden."

Ich denke, das genügt, um die wissenschaftliche Bedeutung Brenners zu charakterisieren.

(Vgl. hierzu: Otto Falb: „Kometenaberglaube." „Sirius", Zeitschrift für populäre Astronomie 1904, Heft 6.

Otto Falb: „Ueber den Zusammenhang zwischen Kometen und Meteorströmen." „Das Weltall", Jahrg. 4, Heft 17.)

Otto Falb.

Kleinere Mitteilungen.

* Vom Deutschen Sprachverein. Die Mitgliederzahl des Deutschen Sprachvereins ist seit der Breslauer Hauptversammlung im Juni 1903 auf 23,700 gewachsen. Die Zahl der Zweigvereine beträgt 261; darunter befinden sich sogar zwei in Amerika, nämlich in Boston und New-York. Die werbende und wissenschaftliche Tätigkeit des Vereins war sehr rege. Von den Verdeutschungsbüchern sind innerhalb dieser Zeit drei in neuer Auflage erschienen, nämlich das „Deutsche Namenbüchlein", bearbeitet von Professor Dr. Ferdinand Khull in Graz, in 3., die „Heilkunde" von Oberstabsarzt Dr. Otto Kunow in Mainz in 4., die „Amtssprache" von Landgerichtsrat Karl Bruns in Torgau in 7. Auflage. Die Vorbereitung des Verdeutschungsbuches „Sport und Spiel" ist so weit gediehen, daß der Entwurf voraussichtlich im August gedruckt werden kann. Großen Erfolg hatte auch das 11. Preisausschreiben des Vereins: „Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen?", indem darauf 33 Arbeiten eingelaufen sind; die Entscheidung der Preisrichter steht noch aus. Das gesamte, in Wertpapieren fest angelegte Vermögen des Vereins ist jetzt auf 44,500 Mark angewachsen; die letzte größere Spende war die von dem Münchener Oberstleutnant a. D. Ferdinand Petri dem Verein letztwillig hinterlassene Summe von 8000 Mark.

* Diesjährige ärztliche Studienreise. Anläßlich derselben haben, wie man uns mitteilt, von Autoritäten liebenswürdigerweise Vorträge zugesagt die Herren Professoren Brieger, Flügge, Goldscheider, Ott, Rosin, Stern und v. Strümpell. Das vorläufig detaillierte Programm, welches eine reiche Fülle von Einzeldemonstrationen, wissenschaftl. Sitzungen und Besichtigungen bietet, ist nunmehr fertiggestellt und von dem Generalsekretär Hofrat Dr. W. H. Gilbert (Baden-Baden) kostenlos zu erhalten.

* Todesfall. In Pottschach bei Wien ist am Mittwoch der Professor für forstliche Produktionslehre an der Hochschule für Bodenkultur zu Wien, Hofrat Gustav Hempel, gestorben. Der Verstorbene, ein geborener Sachse, gehörte der Hochschule fast seit ihrem Bestande an und bekleidete auch mehrfach die Rektorwürde.

Hochschulnachrichten.

* München. Der Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. Vinz. Schüpfer hat die an ihn ergangene Berufung nach Gießen auf die dort neubegründete außerordentliche Professur für Forstwissenschaft abgelehnt.

* Erlangen. Als Nachfolger des nach Halle berufenen Professors Veit ist der außerordentliche Professor der Gynäkologie in Leipzig Dr. K. Menge zum Ordinarius der Gynäkologie an der hiesigen Universität und Vorstand der Frauenklinik berufen worden, und hat den Ruf dem Vernehmen nach angenommen. Dr. Menge ist ein Schüler Professor Zweifels, der früher gleichfalls mehrere Jahre hier als Ordinarius und Direktor der Frauenklinik wirkte.

H. Heidelberg. Die Heidelberger Studentenschaft beabsichtigt innerhalb der nächsten vierzehn Tage eine Protestversammlung gegen die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses zu veranstalten.

H. Freiburg i. B. Der Privatdozent für englische Philologie an der hiesigen Universität und Kustos an der Universitätsbibliothek Dr. Eduard Eckhardt wurde zum Universitätsbibliothekar ernannt.

hc. Leipzig. Der Assistenzarzt an der Chirurgischen Klinik Privatdozent Dr. med. Max Wilms ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

hc. Berlin. Zum Nachfolger Robert Kochs als Direktor des kgl. Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin ist, wie schon gemeldet, der Geh. Medizinalrat Prof. Georg Gaffky, ordentlicher Professor der Hygiene und Direktor des hygienischen Instituts an der Universität Gießen, berufen worden. Die Wahl Gaffkys erfolgte auf Vorschlag Kochs selbst, der die Leitung des von ihm geschaffenen Instituts seinem ältesten Schüler und Assistenten übertragen zu sehen wünschte. Am 17. Februar 1850 in Hannover geboren, studierte Gaffky von 1869 bis 1873 an der militärärztlichen Bildungsanstalt (jetzt Kaiser Wilhelms-Akademie) in Berlin und trat als Militärarzt in die preußische Armee ein. Als Stabsarzt wurde er 1880 zum Kaiserlichen Gesundheitsamt kommandiert, zur selben Zeit, als Koch zum ordentlichen Mitglied desselben ernannt wurde. Hier schloß sich Gaffky enger an Koch an und begleitete ihn 1883/84 auf der vom Deutschen Reich ausgesandten Cholera-Expedition nach Aegypten und Ostindien. Gemeinschaftlich mit Koch verfaßte er den Bericht über die Tätigkeit dieser Expedition, deren Hauptergebnis bekanntlich die Entdeckung des Kommabazillus war. Als Koch im Jahre 1885 aus dem Reichsgesundheitsamt schied, um als Professor der Hygiene an die Universität Berlin überzutreten, wurde Gaffky sein Nachfolger im Gesundheitsamt. Diese Stelle bekleidete er drei Jahre, um 1888 einem Rufe als ordentlicher Professor der Hygiene nach Gießen zu folgen. 1897 war Gaffky beteiligt an der Expedition, die vom Deutschen Reich zur Erforschung der Pest nach Indien entsandt wurde. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind zumeist in den Mitteilungen und Arbeiten des Reichsgesundheitsamtes niedergelegt.

* Erfurt. Im Festsaale des hiesigen Rathauses fand am Samstag Vormittag eine Festsitzung der kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften aus Anlaß des 150jährigen Bestehens statt. Neben den Spitzen der Behörden war als Vertreter des Kultusministers Geh. Regierungsrat Dr. Reinhardt erschienen, ferner waren anwesend der Rektor Magnificus der Universität Halle, sowie Vertreter der Universitäten Jena und Straßburg, Vertreter gelehrter Körperschaften und Vereine und eine Anzahl geladener Gäste. Nach den üblichen Begrüßungs- und Glückwunschansprachen hielt der Gymnasialprofessor Dr. Thiele die Festrede. Dem Sekretär der Akademie, Prof. Dr. Heinzelmann, ist von der theologischen Fakultät der Universität Jena der Titel eines Ehrendoktors der Theologie verliehen worden. Zu Ehrenmitgliedern der Akademie wurden ernannt der Kultusminister Studt, der Finanzminister v. Rheinbaben und der Ministerialdirektor Althoff.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hermann Pfaender: Leute vom Turf. Rom. a. d. Sportsleben. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 171 Seit. — Wilhelm Windelband: Ueber Willensfreiheit. 12 Vorlesungen. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 223 S. — Correspondance de George Sand et d'Alfred de Musset. Publiée intégralement et pour la première fois d'après les documents originaux par Félix Décori. Bruxelles 1904. E. Deman. 183 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 5. Juli. Nummer 151.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

In den Schongebieten Bosniens.*)

Von Dr. Gg. Escherich.

2. Auf Gamsböcke.

Konjica! Zwanzig Minuten Aufenthalt! Gott sei Dank! Die Hitze in den überfüllten Coupés war auch schier unerträglich gewesen, und selbst die bedeutende Höhe des kurz vorher überschrittenen Ivan-Sattels hatte nur vorübergehende Kühlung gebracht.

Konjica! Welch wunderschöne Erinnerungen knüpfen sich nicht für mich an diese herrlich gelegene Narenta-Stadt! War sie doch schon zweimal der Ausgangspunkt meiner früheren in die wilde Rakitnica-Schlucht unternommenen Jagdausflüge gewesen! Und wenn der damalige Erfolg auch vielleicht den aufgewendeten Mühen nicht ganz entsprach, so möchte ich doch die Erinnerung daran niemals missen. Das war ein Jagen gewesen nach meinem Sinne: endlose Jagdgründe mit noch nicht degeneriertem Wilde, unbekanntes Gebirge mit seinen Reizen und Schwierigkeiten, eingeborene Begleiter, zu deren Verständigung die Zeichensprache die Hauptrolle spielte, alles neu und interessant. — Die Ausbeute freilich mäßig, nur einige halbwegs gute Krucken. Kein Wunder auch, war es doch ein Freigebiet, in dem ich damals pürschte. Tagein, tagaus konnte man das Geläute der Bracken hören, mit denen die Einheimischen jagten, und was nicht vors Rohr kam, ward von den unermüdlichen Hunden in endloser Hatz ganz aus der Gegend versprengt. Da war freilich in weidgerechter Pürsche nicht viel zu machen. — Diesmal aber durfte ich ja im herrlichen Prenj-Gebirge, einem der besten Gamsschongebiete Bosniens, mein Heil versuchen. Vorzügliche Gamsbestände dort, wie mir des öfteren versichert worden und dann ja Reservatgebiet, in denen kein Unberufener jagen durfte! Vergessen waren die gerade in dieser Hinsicht in Sebesić gemachten schlimmen Erfahrungen und hoffnungsfreudig sah ich den kommenden Tagen entgegen.

So schnell als möglich also aus dem überfüllten Coupé heraus. Leicht war's gerade nicht, denn die anderen dachten ebenso und zudem hatte ich eine stattliche Anzahl verschiedentlicher Gepäckstücke in allen Winkeln verstaut, die nun mit Mühe und Not wieder hervorgezerrt werden mußten. Aufschnaufend stehe ich endlich auf dem Perron, um mich herum eine bunte Menschenmenge, alles Passagiere, die in die vier Wagenklassen dieses Hauptzuges zusammengepfercht waren. Jedermann lechzt nach Erfrischung. Die Aermeren stürzen zum Brunnen, die Vermöglicheren in die bekannt gute Bahnhofrestauration, wo Vater W.... für Geld und gute Worte Erfrischungen aller Art bietet. Zurück bleibt im Zuge niemand. Doch halt! Ein Abteil bleibt ja geschlossen und drinnen sitzen vermummt bis an die Augen „türkische Frauen". Der Terrorismus ihrer Religion und nicht minder der ihrer eifersüchtigen Männer versagt ihnen auch bei dieser tropischen Hitze die geringste Erleichterung. Könnte doch vielleicht der neugierige Blick eines „Schwaba"¹) das Antlitz einer Türkenfrau treffen! Welch Unglück in den Augen dieser Fanatiker!

Da kommt er schon auf mich zu, mein alter Bekannter aus früheren Jahren, Oberförster K... von Konjica. Ein Riese von Gestalt, doch gutmütig wie ein Kind. Er schüttelt mir die Rechte zum Willkomm, daß die Gelenke krachen. Herrgott, was könnte man mit einer solchen Kraft alles ausrichten!

Zunächst muß natürlich das Wiedersehen begossen werden, anders tut's Freund K... nicht, dann aber dränge ich zum Aufbruch, um womöglich heute Abend noch in mein Jagdgebiet zu kommen. Reit- und Lastpferd waren bereits bestellt, die gesamte Marschausrüstung einschließlich eines Proviantvorrates für mehrere Tage hatte ich schon in entsprechende Kolli verschnürt von Sarajevo mitgebracht. Es konnte also losgehen; nur noch eins erübrigte, und zwar die Hauptsache: die Auswahl des jagdlichen Begleiters. K... war sich gerade über diesen wichtigsten Punkt noch nicht im reinen und wollte mir selbst die engere Wahl unter zwei hierfür in Betracht kommenden Waldhütern überlassen. Ich sah mir die beiden Burschen auf seiner Kanzlei an. Grundverschieden in jeglicher Hinsicht. Der eine ein Steiermärker von mächtigem Körperbau, gutmütigem Aussehen; spricht natürlich perfekt Deutsch, soll auch eminent kochen. Doch nun kommt der Haken: von geringer jagdlicher Passion. Der andere ein Eingeborener. Hagere, sehnige Gestalt, stechende, leidenschaftliche Augen, jagdlich im höchsten Grade passioniert. Kann jedoch dafür weder ein Wort Deutsch, noch eine Tasse Kaffee kochen.

Für mich gibt's kein Besinnen. Pero Jurić, der Eingeborene, soll mich führen, sein jagdliches Können und seine Passion lassen mich gern über die Unbequemlichkeiten hinwegsehen, die mir gerade seine Begleitung für die nächsten Tage auferlegt. Denn abgesehen von der erschwerten Verständigung muß ich auf jegliche Bedienung verzichten, was gerade nicht übermäßig erfreulich ist, wenn man abends hundemüde und durchnäßt zum Lager zurückkehrt. — Doch dem Erfolg zuliebe ist kein Opfer zu groß.

Sichtlich erfreut vernahm Jurić von seinem Vorgesetzten die auf ihn gefallene Wahl. Mit einem liebenswürdig sein sollenden Grinsen reicht er mir die Hand, um dann wortlos zu verschwinden. Nach kaum einer Viertelstunde tritt er schon wieder reisefertig an. Er hat schweres Schuhwerk angelegt, eine grobe Koße — sein Bett — über

*) S. Nr. 146 u. 147 der Beilage d. J.

¹) Allgemeine Bezeichnung für Nicht-Bosniaken.

die Schulter geworfen, und eine Tasche mit Ziegenkäs und hartem Maisbrote umgehängt. Als Bewaffnung trägt er eine moderne Lancasterbüchse, von der jedoch das Mittelstöckel verloren gegangen war. Schadet nichts, er trifft trotzdem damit, wie er mir des öfteren bewies.

Inzwischen waren auch die verschiedenen Lasten gleichgewichtig auf des Tragtiers Rücken verteilt worden und nichts stand mehr unserem Aufbruch im Wege. Also vorwärts. Rasch saß ich in dem bequemen türkischen Sattel meines munteren Reitpferdes, noch ein herzliches Lebewohl und dahin geht's unter Führung des mächtig ausschreitenden Jurić durch das liebliche Konjica. Lauter alte Bekannte aus früheren Jahren: da mein Barbier, der mich ehedem bis aufs Blut geschunden, dort der alte Brot und Früchte verkaufende Mohammedaner, dann das Kasino der Honoratioren, in dem ich schon so manchen Trunk getan, die Kaserne am Berge. Nun geht's über die hochgewölbte Brücke. Drunten die kristallklare Narenta. An deren flachen Ufern dralle Wäscherinnen und böse Kinder. Wie bei uns.

Jenseit der Brücke biegt nun die Straße nach rechts, wir durqueren das alte Türkenviertel und folgen dem linken Narenta-Ufer auf gut angelegter Chaussee. So abwechslungsreich auch die Landschaft, so wenig konnte ich sie genießen. Die Hitze war eben drückend wie noch nie und unbarmherzig trafen die Sonnenstrahlen den Wanderer auf schattenlosem Wege, seine Lebensgeister erschlaffend. Zwei Stunden etwa waren wir so dem Laufe der Narenta gefolgt, da kreuzt ein munteres Gebirgsbächlein die Straße. In eiligem Laufe sich hastend und drängend, stürzen die Wasser dem großen Flusse, dem Ziele ihrer Sehnsucht, zu, um aufgehend in ihm zu ersterben. Die Udbar ist's, dem Gornja Tonatista entspringend, in deren vielgewundenes Tal wir nun einbiegen. Steinig und immer mehr ansteigend zieht sich der enge Saumpfad dahin, der uns nach Idbar, unserem ersten Nachtlager, führen soll. Dann und wann steige ich vom Pferde, wenn der Weg allzu schlecht wird, oder ich einen Schuß auf eine in jenseitiger Felswand hockende Taube riskieren will. Es wird schon Abend und immer noch sind wir nicht am Ziele. Da erweitert sich das bisher enge Tal, ein halb verfallenes ehemaliges Sägewerk bleibt zu unserer Rechten liegen und aufsteigender Rauch bedeutet, daß wir um die nächste Biegung wohl auf menschliche Wohnstätten treffen. Idbar, ein kleines Gebirgsdörfchen, liegt vor uns. Etwa ein halbes Dutzend armseliger Häuser, in deren einzigem Wohngelaß das Weibervolk eben beschäftigt ist, das Abendbrot — die täglich mehrmals wiederkehrende Milchsuppe — zu bereiten. Die männliche Jugend aber ergötzt sich — es ist ja heute Sonntag — an einer Art Kegelspiel, bei dem Feldsteine Kugel und Kegel ersetzen. Daneben hocken auf blankem Boden mit übereinandergeschlagenen Beinen die Alten, aus langen Pfeifenröhren die unvermeidliche Zigarette rauchend. Sie haben uns schon eine Weile anmarschieren sehen, und wir sind wohl die Ursache ihres momentan etwas lebhafteren Gespräches. Auch die Jungen unterbrechen für einen Augenblick ihr Spiel, um uns einen kurzen Gruß zuzurufen, dann aber fliegen gleich wieder im hohen Bogenwurfe die Feldsteine der leidenschaftlichen Spieler. Hochgewachsene, geschmeidige Gestalten diese Bosniaken und dabei fast durchgehends Faulenzer und Tagediebe! Nur die bittere Not vermag dieses träge Volk zur Feldarbeit zu zwingen, und erst mehrtägige Winterkälte treibt den Mann hinaus in den nahen Wald, das nötigste Brennholz zu fällen, das er nun in grünem Zustande zunächst am Feuer dörren muß!

Noch einige hundert Schritte ziehen wir weiter, dann wird unter einem alten Birnbaum auf abgemähtem Wiesgrund Halt gemacht. Ein idyllischer Lagerplatz: entzückend schöne Gegend mit allen Bequemlichkeiten, die die Nähe einer Ortschaft dem Biwakierenden bietet. Rasch also abgepackt, die Proviantkiste geöffnet und schwarzer Kaffee gemacht. Es war dies mein steter Abendtrunk auf größeren Jagdausflügen und hat sich namentlich nach strapaziösen Tagestouren immer wundersam erfrischend gezeigt.

Ich fühle mich glücklich: auf einige Tage wenigstens der Zivilisation entrückt ein Trapperleben führen zu können, hat für mich immer etwas unendlich Reizvolles. Nicht so aber dachten scheinbar meine beiden Pferdeburschen. Mißmutig hatten sie schon den Anstieg ins Gebirge angetreten, und die drückende Hitze „kühlte" ihre ursprünglich schon geringe Begeisterung noch vollends ab. Da ich bestimmt hoffen durfte, aus dem nahen Idbar das unbedingt nötige Tragpferd erhalten zu können, ließ ich diese weichlichen Gesellen gern ziehen. Der verdiente Lohn — aber keinen Heller darüber — wurde ihnen ausbezahlt und sie dann von Jurić mit nicht mißzudeutender Gebärde aus dem Lager gewiesen, in dem sie noch gern schmarotzt hätten.

Und schon kommen die ersten Besucher. Idbarer sind's, die die Neugierde hergetrieben. Mit einem kurzen Dobar dan[1]) lassen sie sich, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, am Feuer nieder, und Jurić reicht ihnen wortlos einige Schalen „Schwarzen". So will's die Sitte. Mit schlürfenden Zügen werden die kleinen henkellosen Tassen des öfteren geleert, dann mit glimmender Kohle die kunstvoll gedrehten Zigaretten entzündet. Das Gespräch dreht sich zunächst um die Beschaffung eines Tragpferdes, und nach kurzem Feilschen ist Jurić handelseins geworden. Der alte Bećir mit seinem Sohne und einem Tragtiere will uns begleiten.

Der Abendimbiß ist genommen, die kurzen Aufzeichnungen gemacht, und behaglich strecke ich mich auf meinen Decken aus. Ist es auch noch zu früh zur Schlafensstunde, so doch gerade recht zu Träumereien. Silbern gießt der Mond sein Licht auf die herrliche Berglandschaft, und um das verglimmende Feuer sitzen noch immer die tiefgebräunten Kinder der Berge.

Inzwischen war es spät geworden, einer nach dem andern unserer Gäste hatte sich mit kurzem Gruß entfernt und das Anschlagen der wachsamen Hunde im Dorfe zeigt uns jedesmal ihr Eintreffen dort an. Der letzte war noch kaum aus dem Lager, als Jurić sich auf seiner Kotze ausstreckte und ebenso rasch entschlummerte.

Die Nacht hatte nicht die geringste Kühlung gebracht, so daß ich, der Hitze noch ungewohnt, nur wenig schlafen konnte und froh war, als der erste fahle Streifen im Osten den kommenden Tag zeigte. Unsere beiden Bosniaken mit dem Lastpferde stapfen auch schon daher und nehmen dem noch fest schlafenden Jurić die Arbeit des Feuermachens ab. Der Alte versteht einen vortrefflichen Kaffee zu brauen, was ihm in meinen Augen sehr zugute kommt. Unser geringes Gepäck war rasch beisammen, dazu noch ein Netz Obst aus dem Garten des Pferdevermieters und die gestern abend unterbrochene Marschroute ward wieder aufgenommen. Steiler und steiler führt der schmale felsige Saumpfad ins Gebirge, die Schongebietsgrenze liegt schon lange hinter uns, noch ein letzter scharfer Anstieg und der Rand des Hochplateaus, auf dem die Forstschutzhütte Tisovica gelegen, ist erreicht.

Eine kurze Rast unter schattiger Buche benütze ich, um mich nach der Karte ein wenig zu orientieren: hier der Kantar-Stock mit seinen turmhohen Felsabstürzen, dort die Bjelasnica mit ihren ausgedehnten Weiden, vor uns die bewaldeten Steilhänge der Tonatista. Hier war es auch, wo jene Gemsen, die auf der Pariser Ausstellung den bosnischen Pavillon schmückten, von erlesener Jagdgesellschaft erlegt worden. Ein großartig Gamstreiben soll's gewesen sein, in dem gegen 70 Schuß gefallen!

Eine kleine Stunde etwa haben wir noch auf sanft sich senkendem Pfade zu wandern, da taucht hinter einem Felsvorsprunge die Forstschutzhütte Tisovica, unser Aufenthalt für die nächsten Tage auf. In primitivster Weise aus roh behauenen Baumstämmen zusammengefügt, besitzt die Blockhütte weder Boden noch Fenster. Einige Steinplatten inmitten des einzigen Gelasses bilden den Herd und der Rauch muß durch eine Lucke im Schindeldach abziehen. Einfach, aber praktisch, wenn einen der ständige Qualm nicht geniert.

---

[1]) Guten Tag.

Die beiden Bosniaken satteln ab, Jurić nimmt von der Hütte Besitz und beginnt eine gründliche Säuberung derselben von allem möglichen herumliegenden Unrat, ich aber richte mir meine Lagerstätte vorsichtshalber an passendem Platze im Freien her. Die schlimmen Erfahrungen, die ich hinsichtlich des Ungeziefers auf früheren Touren gemacht hatte, ließen mich gern auf Dach und Fach verzichten, und lieber fror ich des Nachts ein wenig, als daß ich mich von Blutsaugern aller Art halb zu Tode quälen ließ.

Unser erster Gang war zur Quelle, die wenige Minuten von der Hütte entfernt unter einem Felsenhang zutage trat. Außer Jurić begleitete mich auch der junge Bosniake, der in unserem großen Felskessel Wasser zur Hütte tragen sollte. Hei, wie trefflich mundete nicht der kühle Trunk nach stundenlanger Wanderung in dieser Glutgitze! Immer und immer wieder ließ ich mir den Becher füllen und glaubte nimmer satt zu bekommen des herrlichen Nasses. Dann aber erklomm ich einen mächtigen Felsbrocken, um dort oben thronend in Gemütsruhe mein Jagdterrain zu inspizieren. Das waren freilich herrliche Gamslagen! Nackte Felsenpartien wechseln mit Latschenfeldern, dazwischen wieder Kare mit sprossenden Kräutern und schmale Grasbänder. Da mußte es ja Gams geben! Ich hebe eben mein Glas, um vielleicht eine im Schatten der Wände ruhende Gams zu erspähen. Doch halt, was ist das? Sind das nicht menschliche Laute, die vom Kantar herab an mein Ohr dringen? Ich muß mich wohl getäuscht haben, denn wer hätte da oben im Kahlgebirge was zu schaffen? Doch auch Jurić scheint etwas gehört zu haben, er blickt angestrengt nach oben und scheint ganz Auge und Ohr zu sein. Mit einemmal springt er auf und deutet voller Erregung in die Wände. „Raubschütz", zischt er hervor, greift nach der Büchse und will losstürmen. Das war schon ein anderer Kerl als mein trauriger Begleiter damals in Sebešić! — Nur mit Mühe kann ich ihn bewegen, sich noch einige Augenblicke zu gedulden, bis ich mit meinem Zeiß-Glase die Wände nach etwaigen weiteren Raubschützen durchspäht. Und richtig, ich sehe jetzt deren vier, von denen zwei bestimmt Gewehre tragen. Die anderen sind wohl Treiber, und die ganze Gesellschaft scheint auf dem Wege von oder zu einem Triebe zu sein. Nun verschwinden sie in einer Rinne und wir können ungesehen die Verfolgung beginnen.

Voran stürmt Jurić in wilder Hast, so daß ich kaum zu folgen vermag, hinterdrein in bedächtigem Abstande Bećirs Sohn, dem die Sache nicht recht geheuer zu sein schien. Was hätte der unbewaffnete Junge uns auch im Ernstfalle helfen können!

Eine halbe Stunde mochten wir so in schärfster Gangart den felsigen Hang hinaufgerast sein, da kann ich nicht mehr. Die Pulse arbeiten zum Zerspringen, ich ringe nach Luft, und glaube vor Hitze umsinken zu müssen. Nur ungern willigt Jurić in eine kurze Rast, dann treibt er wieder vorwärts. Wir müssen nicht mehr weit von den Lumpen sein. Das merke ich an der Haltung des Jägers, der Schritt für Schritt vorsichtiger wird. An Stelle des tollen Dahinstürmens ist bedächtiges Pürschen getreten, und mit großer Geschicklichkeit benützt er jede Deckung des Terrains. — Jetzt duckt er sich wie eine Katze hinter einem Felsblock und schiebt vorsichtig das entblößte Haupt über die deckende Krete; ich tue dasselbe und siehe da, vor uns auf hundert Schritte spaziert gemächlichen Schrittes über die Schutthalde ein Raubschütze. Die Puška*) über der Schulter, schlendert er so ruhig und sorglos dahin, als gäbe es in den Schongebieten gar keine Hüter der Gesetze! — Jurić brüllt ihn an, daß das Felstal dröhnt, und zum Nachdrucke saust auch schon eine Kugel über den Kopf des Zusammenschreckenden hinweg in die Halde, daß die Steine stieben. Ein Fluch, ein Sprung zur Seite, und aufwärts geht's in wilder Flucht. Wir beide hinterdrein. Jurić versucht im Laufen wieder zu laden, da klemmt sich die Patrone und das Gewehr ist absolut nicht mehr zu schließen. Nette Situation das, wenn's zum Feuern gekommen wäre! Doch den schneidigen Kerl geniert dieses Mißgeschick gar nicht, und wilder denn zuvor stürmt er dem Flüchtigen nach. Der aber, flink wie eine Gemse, hat schon bedeutenden Vorsprung gewonnen, und gelingt es ihm, noch jene Felsennase zu umgehen, so hat er sich unseren Blicken und wohl auch der Verfolgung entzogen. Das muß verhindert werden. Also backe ich an und nehme mein ganzes Können zusammen. Dicht vor ihm muß die Kugel in die Felswand schlagen, das wird ihm wohl ein Weiterklettern verleiden. Es gelingt. Klatschend schlägt in Kopfhöhe das rasende Geschoß in die brüchige Felswand und ein Steinsplitter verletzt den Verwegenen leicht an der Stirne. Das hat gewirkt. Er traut sich nicht mehr weiter. Mit wildem Fluche hebt er die Büchse gegen mich; doch die Entfernung ist ja für sein Schießeisen bei weitem zu groß, und in machtloser Wut ergibt er sich in sein Schicksal. Es bleibt ihm nur noch das Versteck in naher Felsenrinne. Ein lächerlich Beginnen, vor unseren Augen; doch er versucht's. Nun aber gehört er uns. Jurić steigt von oben in die Rinne ihm nach, ich stehe am unteren Ende vor, den etwa Entweichenden gebührend zu empfangen. Nur zu tollkühn geht mir der Waldhüter vor, als ob ein Kind und nicht ein bewaffneter Raubschütze unter den Felsen verborgen wäre. Doch es glückt, und einen hochgewachsenen Burschen vor sich her stoßend, taucht Jurić wieder aus der Rinne auf.

Welch prächtiger Bursche dieser junge Gefangene! Wohl um Kopfhöhe überragt er uns beide, dabei verrät der mächtige Oberkörper gewaltige Kraft, und jede seiner Bewegungen zeugt von beneidenswerter Gewandtheit. Zornig funkelnden Blickes mustert er seine Gegner, die wohl Schwächlinge in seinen Augen, ihn doch bezwungen. — Ja wäre meine schußbereite Repetierbüchse, vor der er gewaltigen Respekt bekommen hatte, nicht gewesen, er hätte sich wohl kaum so gutwillig in die Leibesvisitation geschickt, die Jurić nun mit ihm vornahm. Das Resultat derselben war negativer Art, denn Pulver und Blei, das der Waldhüter bei ihm zu finden hoffte, hatte der schlaue Bursche wohl schon auf der Flucht weggeworfen oder in ein Felsenloch versteckt. Nichts war zu finden bei ihm als ein modernes Rasiermesser und eine hübsch verzierte Feuerzange, mit der die glimmenden Kohlen zur Zigarette geführt werden, sowie eine leere Geldbörse. Diese Schätze trug er in dem breiten Ledergurt, dem allgemeinen Magazin der Bosniaken.

Wie er heiße und wer seine Genossen seien, wollte Jurić erfahren, doch auf alle Fragen hatte der Bursche nur ein ingrimmiges Kopfschütteln. Aus dem war nichts herauszubringen. Also mit hinunter zur Hütte!

Diesmal stieg ich voraus, dann folgte der Gefangene, den Schluß machte Jurić, der zu seinem Gewehr auch noch den schweren Schießprügel des Raubschützen zu tragen hatte. Der junge Bećir war schon seit einiger Zeit verduftet und wohl zur Hütte zurückgekehrt. Auch von den übrigen Raubschützen sah und hörte man nichts mehr. Sie hatten, durch die Schießerei gewarnt, sich über den Grat verzogen oder in den undurchdringlichen Latschenfeldern versteckt.

Jetzt erst, nachdem die Aufregung vorüber, merke ich, wie sehr ich durch die vorangegangene Hetze erschöpft bin. Die Knie fangen beim steilen Abstiege an zu zittern und des öfteren muß ich rasten, welches Zeichen von Schwäche dem mühelos daherschreitenden Gebirgssohne ein höhnisches Lächeln abnötigt. Ein Kolbenstoß des Waldhüters korrigiert diese unzeitgemäße Gefühlsäußerung.

In der Hütte angelangt, wird zunächst dem Gefangenen ein Platz im hintersten Winkel angewiesen, dann zur Bannung der Müdigkeit der unvermeidliche „Schwarze" gebraut, von dem auch unser Arrestant bekommt. Was nun weiter? Mit dem Kerl haben wir uns eigentlich eine rechte Schererei aufgetan, und es bleibt wohl, da sich seine Personalien nicht feststellen lassen, nichts anderes übrig, als ihn durch Jurić nach Konjica transportieren zu lassen. Dann aber sitze ich zwei Tage hier oben ganz allein in wildfremdem Gebirge. Nette Aussicht das, bei meiner an und für sich kurz bemessenen Zeit! Doch der Zufall kommt uns zuhilfe in Gestalt zweier Hirten, die von unserem Eintreffen gehört und etwas Fleisch und Milch zum Willkomm brachten. Arme Teufel, haben selbst kaum satt zu essen! — Sie

*) Flinte.

treten in die Hütte, und ohne eine Ahnung von dem Vorgefallenen zu haben, sehen sie auf einmal dort im Winkel den ihnen bekannten Gefangenen kauern. Nicht achtend der Winke, die ihnen der listige Bursche gibt, begrüßen sie ihn mit Namen und erkundigen sich in landesüblicher Weise nach seinem und der Seinen Befinden. Da hilft kein Leugnen mehr! Also doch ist er's, der hoffnungsvolle Sprößling einer berüchtigten Wildererfamilie aus dem Kreise Mostar. Juric hatte heute morgen schon einmal diesen Verdacht ausgesprochen.

Seit mehreren Tagen jage die ganze Bande in hiesigem Gebirge und habe bereits mehrere Gams geschossen, so lautete die wenig erfreuliche Mitteilung, die uns von den beiden Hirten zuteil ward. Daß wir daraufhin in begreiflicher Erbitterung den jugendlichen Taugenichts, dessen weitere Inhaftierung nun überflüssig erschien, nicht gerade allzu sanft zum Verlassen der Hütte aufforderten, wird uns niemand verargen. Dahin springt er mit staunenswerter Flüchtigkeit und ist im nächsten Augenblick unserem Gesichtskreise entschwunden.

Bis zur Abendpürsche habe ich gerade noch Zeit, mir das Gewehr des Lumpen anzusehen. Fürwahr ein tadelloses Beutestück! Türkischer Herkunft, mit geschmackvoller Einlegearbeit an Lauf und Schaft, ist es zum mindesten ein schönes Andenken. Ich freute mich schon im Geiste auf diese neue Dekorierung meines Jagdzimmers. Der Stutzen hatte Perkussionssystem und gezogenen Lauf, eine für einen Bosniaken höchst moderne Armierung. Mich interessierte die Ladung. Mit dem Krätzer förderte ich fünf verschieden große Bleiroller zutage. Die Pulvermenge war unverhältnismäßig gering, doch von feinster Körnung, und entstammte wohl einer irgendwo entwendeten Patrone, deren Ladung sparsamerweise halbiert worden. Wirkung mit dieser Ladeweise war höchstens auf allernächste Distanz zu erzielen! Bis auf zehn Schritte muß ihm die Gams auf dem Wechsel heran, sonst wirkt der Schuß nicht mehr tödlich. Ja wenn man Pulver in Bosnien nach Belieben kaufen könnte! Gottlob aber hat die Regierung in weitsichtiger Weise den Handel mit diesem Artikel von Anfang an untersagt, und es schützt dieses Verbot meiner Ansicht nach den einheimischen Wildstand weit mehr als alle Polizeiorgane. Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß ein alter Raubschütze zur ehrlichen Arbeit zurückkehren mußte, weil er kein Pulver mehr auftreiben konnte. Mit jammernder Miene erzählte er mir am Lagerfeuer sein „Unglück" (!) und war unverfroren genug, mich um ein paar Schuß anzubetteln.

Es war inzwischen Zeit geworden zur Abendpürsche. Wenn auch infolge der mehrtägigen Beunruhigung des Reviers Aussicht auf Erfolg fast ausgeschlossen erschien, so wollte ich doch keine Gelegenheit vorübergehen lassen, mich in der Umgebung zu orientieren. Wie vorauszusehen war, so kam es; die schönsten Plätze waren leer und eher, als ich ursprünglich wollte, kehrte ich zum Lager zurück. War die Frühpürsche am morgigen Tage nicht besser, dann adieu Trsovica, dann geht's weiter südlich in ruhigere Lagen! Das stand bei mir fest.

Die Dämmerung hebt eben an, als die Hütte in Sicht kommt. Da war etwas nicht in Ordnung da unten! Heftig gestikulierend laufen unsere beiden Bosniaken auf den kleinen Hügel vor der Hütte. Eine dunkle Ahnung befällt mich: die Raubschützen! Und richtig sehe ich auch schon einen, zwei, drei, vier fünf, wie sie in wilder Hast den Grat zu erklimmen suchen. Die haben sicher was angestellt, daher die Eile. Na wart', ihr Halunken! Sind's auch wohl weit über tausend Schritte, pfeifen wenigstens sollt ihr die Kugeln hören! Hei, wie sie jetzt auseinander stieben und nach Deckung suchen! Die fünf Mantelgeschosse müssen nicht schlecht in den Felsen gestaubt haben. Und weg war die ganze Gesellschaft, wie von der Erde verschlungen.

Was war nun während unserer kurzen Abwesenheit vorgefallen? Die Lumpen hatten irgendwo in der Nähe versteckt gewartet, bis wir beide zur Pürsche abgezogen, waren dann zu fünft in die Hütte gedrungen und hatten sich nicht nur das heute morgen ihnen abgenommene Gewehr wieder geholt, sondern auch meinen nagelneuen hahnenlosen Drilling samt Futteral mitgehen lassen. Da haben wir die Bescherung! Jetzt ist mein schönes Gewehr auch noch dahin! Doch wieder hatte ich Glück. Jurics Falkenauge hatte erkannt, daß einer der Kerle, als meine Kugeln in die Felsen schlugen, etwas den Hang hinabwarf. Es war mein Drilling. Total verbeult und verschunden bekam ich ihn wieder.

Und was taten die beiden trefflichen Hüter unserer Habseligkeiten bei der ganzen Affäre? Heulend hatten sie eine Tracht Prügel eingesteckt, das war ihre einzige Tätigkeit. Ich gönnte ihnen die Püffe von Herzen, diesen Feiglingen.

Zu müde, um mich noch lange ob des Vorgefallenen aufzuregen, ja selbst um etwas zu genießen, krieche ich gleich in meinen Schlafsack, und trotzdem der Mond mir direkt ins Gesicht scheint, umfängt im nächsten Augenblicke schon mich tiefer Schlummer.

(Schluß folgt.)

Die Bekämpfung der Tuberkulose unter den Volksschullehrern.

Von Dr. Franz Spaet, kgl. Bezirksarzt.

Bei der Aufmerksamkeit, die in neuer Zeit der Verbreitung der Tuberkulose als Volkskrankheit zugewendet wird, ist es wohl verständlich, daß man auch dem Einflusse dieser Krankheit auf die Schule und im besonderen auf die Volksschule die größte Beachtung widmet.

So wurde auf dem „Internationalen Kongreß für Schulhygiene" in Nürnberg, 4. bis 9. April 1904, diese Frage ebenfalls behandelt und namentlich von Dr. Le Gendre-Paris[1]), sowie von Professor Dr. Hueppe-Prag[2]) näher erörtert.

Beide heben hervor, daß für die Verbreitung der Tuberkulose in der Schule der Lehrer die größere Gefahr bedinge. Dies ist leicht erklärlich daraus, daß bei den im schulpflichtigen Alter befindlichen Kindern nach Ausweis der Statistik die Zahl der tuberkulösen Erkrankungen, namentlich jener der Lungen, eine relativ sehr geringe ist.

Das Hauptargument wird sich deshalb naturgemäß auf die Einschränkung der Tuberkulose unter den Lehrern richten und Le Gendre verlangt die Vermeidung der Anstellung tuberkulöser Lehrer und die baldmöglichste Unterbringung erkrankter Lehrer in geeignete Sanatorien.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß der Staat, solange die Schüler staatlichem Schulzwang unterliegen, die Pflicht hat, diese vor Schädigungen gesundheitlicher und anderer Art nach Möglichkeit zu bewahren, ebenso unzweifelhaft ist es aber auch, daß das Maß der hieraus erwachsenden Aufgaben nicht vom sogenannten grünen Tisch aus, auf Grund rein theoretischer Erwägungen bestimmt werden darf, sondern daß diesen Forderungen eine sachlich sicher begründete Unterlage gegeben werden muß.

Um eine solche zu gewinnen, wird in erster Linie festzustellen sein, in welcher Ausdehnung die Tuberkulose (Mortalität und soweit möglich Morbidität) unter den Lehrern der Volksschule und unter den Zöglingen der Lehrerbildungsanstalten in Wirklichkeit vorhanden ist.

Daß diese ziffernmäßige Zusammenstellung, sowie die Verwertung des gewonnenen Zahlenmaterials den Anforderungen der statistischen Methode entsprechend erfolgen muß, bedarf so wenig einer näheren Begründung wie die Empfehlung, die fragliche Untersuchung auf das ganze Königreich und auf einige Jahre zurück auszudehnen, weil man nur dadurch größere, zu wissenschaftlich schlüssigen Folgerungen berechtigende Zahlen erlangen, und weil man durch den Vergleich etwaiger Verschiedenheiten in dem Auftreten der Krankheit innerhalb einzelner Bezirke und An-

1) „Sur l'hygiène et les maladies personelles de maitres au point de vue de leurs rapports avec les élèves."

2) Die Verbreitung der Infektionskrankheiten in der Schule."

stalten auch Richtpunkte in ätiologischer Beziehung gewinnen kann.

Würde diese Untersuchung das Resultat ergeben, daß die Verbreitung der Tuberkulose unter den Volksschullehrern wesentlich höher sei, als im Durchschnitte bei der übrigen Bevölkerung gleichen Alters, so würde das allerdings außerordentliche Maßnahmen notwendig machen, aber auch wenn dies nicht der Fall ist, wird man im Interesse der Schule wie im Interesse der möglichsten Vermeidung unziemlicher Belastung des Pensionsetats der Lehrer diese Krankheit tunlichst zurückzudrängen suchen.

Die kgl. Staatsregierung hat denn auch von jeher dieser Angelegenheit ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und die Zulassung der jungen Leute zum Lehrfach von einer ärztlichen Untersuchung abhängig gemacht, welche sich nicht nur auf die Feststellung von Fehlern im Bereiche der für den Lehrerberuf besonders wichtigen Sinnesorgane oder sonstigen Gebrechen beschränken, sondern auch die genaueste Prüfung der ganzen Körperkonstitution, namentlich mit Rücksicht auf etwaige Disposition zu tuberkulöser Erkrankung in sich schließen soll.

Wenn trotz dieser Untersuchung das Auftreten der Tuberkulose unter den Volksschullehrern, namentlich in den ersten Jahren ihrer Anstellung eine größere ist als man erwarten sollte,[3]) so muß berücksichtigt werden, daß die dabei zu treffende Auslese nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten begegnet, die hier nur kurz berührt zu werden brauchen.

Einmal kommen nämlich die jungen Leute in einem Alter — zwischen 13. und 15. Lebensjahr — zur ersten Untersuchung, in welchem das manifeste Auftreten der Lungenschwindsucht relativ sehr selten ist, andrerseits ist es recht schwierig, bei den zu Untersuchenden, die sich gerade mitten in ihrer Entwicklung befinden, mit Sicherheit zu entscheiden, wie dies sich ferner gestalten wird; hier liegt natürlich die Gefahr einer zu großen Milde oder Strenge und aller damit verbundenen Nachteile sehr nahe. Erweist sich dieses Mittel zur Einschränkung der Tuberkulose unter den Lehrern als unzulänglich, so wird man zu weiteren Maßnahmen greifen müssen.

Um solche zu finden, ist es geboten, zunächst der eigentlichen Ursache der Verbreitung dieser Krankheit unter dem Lehrpersonal nachzuforschen.

Folgt man dabei den Anforderungen jener Bakteriologen, welche als hauptsächlichste und vielfach als einzige Voraussetzung einer tuberkulösen Infektion die Gelegenheit zur Ansteckung betrachten, und sucht deshalb in erster Linie nach der Infektions**gelegenheit**, so kann diese, soweit die **Schule** in Frage kommt, als eine ungewöhnlich große sicherlich nicht bezeichnet werden; denn von den Schülern sind, wie bereits eingangs erwähnt, in diesem Alter verhältnismäßig sehr wenige an Tuberkulose erkrankt und wenn wirklich, dann meist in einem Grade leidend, daß sie die Schule kaum zu besuchen vermögen.

Von **Le Gendre** wurden denn auch mehr jene Verhältnisse hervorgehoben, welche als ursächliche Nebenmomente das Zustandekommen einer tuberkulösen Erkrankung der Lungen begünstigen, wie **schlechte Luft in überfüllten Schulklassen, Ueberanstrengung der Atmungs- und Sprechorgane, Ermüdung durch die zu große Stundenzahl, in vielen Fällen auch ungenügende Ernährung infolge zu kärglicher Entlohnung.**

Größer ist zweifellos die Gefahr der Ansteckung in den Internaten der Lehrerbildungsanstalten — der Schullehrerseminarien —, weil hier die Schüler enger bei einander wohnend, mehr mit einander in nähere Berührung kommen und zugleich in einem Alter sich befinden, in welchem das manifeste Auftreten der Tuberkulose ein wesentlich häufigeres ist. Es drückt sich letzteres auch sehr deutlich in der Mortalitätsstatistik der **Gesamtbevölkerung** aus. So sind von 10,000 Lebenden der betreffenden Altersklasse an Tuberkulose gestorben in **Bayern**:

im 6.—10. Lebensjahr 1901:	8.1;	1888—1898: 8.6
im 11.—15. Lebensjahr 1901:	8.1;	1888—1898: 10.1
im 16.—20. Lebensjahr 1901:	**19.1**	1888—1898: **23.7**
im 21.—30. Lebensjahr 1901:	**34.4**	1888—1898: **38.5**

in **Preußen** (16jähriger Durchschnitt)[4])

im 6.—10. Lebensjahr männlich	4.52;	weiblich 6.00
im 11.—15. Lebensjahr männlich	4.89;	weiblich 8.93
im 16.—20. Lebensjahr männlich	**17.63**;	weiblich **19.80**
im 21.—25. Lebensjahr männlich	**32.32**;	weiblich **25.31**
im 26.—30. Lebensjahr männlich	**36.62**;	weiblich **32.82**

Auf die in diesen Internaten bestehenden Verhältnisse ist daher vor allem das Augenmerk zu richten, sowohl was die hygienischen Einrichtungen und den ganzen Betrieb der Anstalt als auch die Gesundheitsverhältnisse der einzelnen Zöglinge betrifft.

Nun ist es aber zweifellos eine recht mißliche Sache, wenn Zöglinge erst in diesem Alter wegen einer derartigen Krankheit aus der Anstalt entfernt und zur Wahl eines anderen Berufes gedrängt werden; um dieses möglichst zu vermeiden, wird also die ärztliche Ueberwachung bereits zu einer früheren Zeit eingreifen müssen, nämlich von dem Augenblicke an, wo die jungen Leute in die Präparandenschule aufgenommen werden.

Man wird also am besten für diese Anstalten zum Institute der **Schulärzte** greifen, welchen die fortlaufende gesundheitliche Ueberwachung der Schüler in näher zu bestimmender Richtung und Ausdehnung übertragen wird. Diese können dann entweder in eigener Machtvollkommenheit rechtzeitig die nötige Auslese ungeeigneter Zöglinge treffen oder den mit dieser Aufgabe betrauten Amtsärzten wertvolles Material hierzu liefern.

Auf diese Weise wird sich gewiß eine ganz wesentliche Einschränkung der Tuberkulose unter der Lehrerschaft erzielen lassen, einmal durch rechtzeitige Entfernung von dauernd schwächlichen oder bereits erkrankten Zöglingen, dann durch Verringerung der Ansteckungsgelegenheit während der Vorbereitungsjahre; der Erfolg wird ein um so größerer und gesicherterer sein, wenn damit noch das Bestreben verbunden wird, durch Hebung der Ernährung und sonstige hygienische Maßnahmen auch jene Momente zu beseitigen oder doch möglichst einzuschränken, welche die Entstehung einer Lungenschwindsucht begünstigen; denn daß hierbei neben der angeborenen Disposition zu Tuberkulose auch die erworbene — erworben durch vorausgehende erschöpfende Krankheiten oder sonstige gesundheitschädigende Einflüsse irgendwelcher Art — einen wesentlichen, der Infektions**gelegenheit** mindestens gleichwertigen Faktor bildet, ist nach den Erfahrungen der Praxis über jeglichen Zweifel erhaben.

Die **gänzliche** Beseitigung der Tuberkulose aus dem jüngeren Lehrerbestande wird allerdings auch hierdurch nicht zu erreichen sein, denn einerseits können anscheinend gesunde Zöglinge den Infektionskeim schon in sich aufgenommen haben, der vielleicht erst nach längerer Inkubation zu eigentlicher Lungenerkrankung führt, andrerseits ist aber der klinische Nachweis bereits vorhandener, aber noch in den ersten Anfängen befindlicher Tuberkulose der Lungen äußerst schwer oder überhaupt unmöglich.

Es liegt deshalb vielleicht nicht so fern, daß von den Anhängern der Tuberkulin-Probe die Anwendung derselben zu diagnostischen Zwecken auch hier empfohlen wird; aber abgesehen davon, daß man es kaum angängig bezeichnen kann, derartige Impfungen an Zöglingen ohne Zustimmung von deren Eltern oder gesetzlichen Vertretern vorzunehmen, selbst dann nicht, wenn man sich auf die Seite

[3]) Zuverlässige Statistiken über die Häufigkeit der Tuberkulose unter den Lehrern sind nicht vorhanden; im allgemeinen aber wird die Tuberkulosesterblichkeit unter diesen nicht hoch bezeichnet.

[4]) S. Cornet: „Die Entstehung der Tuberkulose mit besonderer Berücksichtigung der v. Behring'schen Lehre." Münchener Mediz. Wochenschrift Nr. 11, 1904.

jener stellt, welche derartige Injektionen für gänzlich ungefährlich halten, so wären auch in praktischer Beziehung damit brauchbare Resultate kaum zu erzielen, weil vorläufig nicht nur die Kranken, sondern auch die mit inaktiver latenter Tuberkulose Behafteten auf diese Einspritzungen reagieren, und selbst wenn es gelingen sollte, einmal mit Sicherheit die Dosis zu finden, welche nur mehr eine Reaktion der aktiv-latenten Tuberkulose hervorruft, wäre es noch lange nicht sicher, daß diese auch wirklich zu echter Lungenschwindsucht sich entwickelt und nicht wieder abheilt, ohne vorher manifest geworden zu sein.

Im übrigen wird der Grad der Strenge bei der gesundheitlichen Auslese unter den Zöglingen wohl oder übel auch dem eben vorhandenen Bedürfnisse, dem jeweiligen Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage nach Lehrkräften Rechnung tragen müssen.

Was schließlich die Bekämpfung der Tuberkulose unter den bereits angestellten Lehrern anlangt, so wird es sich dabei im allgemeinen um dieselben Grundsätze handeln wie bei derartigen Bestrebungen unter der Gesamtbevölkerung, nämlich neben Verhinderung oder Beschränkung der Ansteckungsgefahr um hinreichende Beschaffung von Luft und Licht, Reinlichkeit und Staubfreiheit.

Soweit hier Schulen und Dienstwohnungen in Frage kommen, ist ja das Eingreifen der Behörden ermöglicht, ganz besonders auch, wenn es sich um Desinfektion einer von einem Lungenkranken innegehabten Wohnung handelt, ungünstiger liegen die Verhältnisse, wenn es sich um Privatwohnungen handelt, namentlich bei sehr hohen Mietpreisen in Städten, welche die Beschaffung genügender Wohnräume für Lehrersfamilien recht erschweren.

Auch auf dem Lande sind noch ab und zu recht mangelhafte Lehrerwohnungen vorhanden, namentlich in Bezug auf Raummaß und Raumeinteilung; ganz besonders dürfte aber auch letzterer bei Um- und Neubauten die größte Rücksicht zu widmen sein; sind nämlich die Zimmer in verschiedenen Stockwerken verteilt, so drängt sich, namentlich so lange die Kinder noch kleiner sind, die Familie meist in die nebeneinander liegenden, ungenügenden Räume zusammen.

Eine recht wichtige, jedoch schwer zu entscheidende Frage ist, wie lange denn ein lungenkranker Lehrer im Dienste belassen werden darf; es wird diese Frage von Fall zu Fall zu entscheiden sein, und weil der hustende und auswerfende Phthisiker eine Gefahr für seine Umgebung bildet, so wird man tuberkulöse Lehrer, die an heftigem Hustenreiz leiden oder die in Verwahrung des Auswurfes sich sorglos zeigen, im Interesse der Schüler rechtzeitig aus dem Lehrberufe, wenigstens vorübergehend, entfernen müssen.

Da recht baldige Einleitung einer zweckentsprechenden Behandlung der Tuberkulose für den Erfolg derselben von ganz ausschlaggebender Bedeutung ist, so liegt es im Interesse der Lehrer selbst, recht frühzeitig bei derartigen Erkrankungen sich ärztlichen Rat zu erholen. Eine mächtige Waffe im Kampfe gegen die Tuberkulose wird den Lehrern in die Hand gegeben durch geeigneten hygienischen Unterricht in den Lehrerbildungsanstalten, in welchen die Art der Verbreitung und Bekämpfung der verschiedenen Infektionskrankheiten klargelegt und namentlich hinsichtlich der Tuberkulose auf die hygienische Bedeutung einer gesundheitsgemäßen Lebensweise, sowie möglichst vielen Aufenthalts im Freien hingewiesen wird; durch letzteren wird nicht nur die Gelegenheit zur Ansteckung vermindert, sondern auch der Ausheilung kleiner, noch latenter Herde günstiger Vorschub geleistet.

Sind die Lehrer selbst hinlänglich hygienisch erzogen, so wird es ihnen leichter gelingen, entsprechenden Einfluß auf ihre Schüler und die Gemeinden zu gewinnen und letztere, richtig belehrt, werden sich eher entschließen, die erforderlichen Geldopfer zu bewilligen zum Kampfe gegen diese verheerende Volkskrankheit, deren Einschränkung in der Schule nicht nur im Interesse der Kinder, sondern der ganzen Bevölkerung gelegen ist.

Bücher und Zeitschriften.

Zur sexuellen Aufklärung. Bei dem großen Interesse, welches die Frage der sexuellen Aufklärung der Jugend in weitesten Kreisen gefunden hat, mag es wohl am Platze sein, hier auf einige Schriften hinzuweisen, welche den Gegenstand von sehr verschiedenen Gesichtspunkten anfassen, und welche als Versuche, die heranwachsende und herangewachsene Jugend auf dem Gebiete des Sexuellen in offener Weise zu unterrichten, mit Genugtuung und Freude zu begrüßen sind.

Sehr beachtenswert ist das im Verlage von L. Auer in Donauwörth erschienene, mit dem kirchlichen Imprimatur versehene, sehr vorsichtig durch das Zusammenwirken von Frauen, Geistlichen und Aerzten zusammengetragene Büchlein über „die Ehe" deshalb, weil in dieser kleinen, bezeichnenderweise anonym erschienenen Schrift das Geständnis der gänzlichen Unzulänglichkeit der bisherigen Art der Jugenderziehung auf dem Gebiete des Geschlechtlichen unbedingt gegeben und eine Besserung hierin mit Recht gefordert wird. Billigerweise wird man von einer solchen zum erstenmal von streng kirchlichen Kreisen ausgehenden Anregung nicht eine allseitig befriedigende Lösung des unter der fortwirkenden Macht der Gewohnheit besonders schwierig zu lösenden Problems, wie die Aufklärung der Jugend begonnen und durchgeführt werden soll, erwarten können. Doch scheinen uns die einschlägigen Abschnitte des Buches recht gut und brauchbar behandelt, und wir bekennen, daß wir uns sehr darüber freuen würden, wenn der sehr vernünftige Standpunkt der Herren Verfasser von seiten der an der Jugenderziehung im Beichtstuhl und Religionsunterricht so sehr beteiligten Herren Geistlichen entsprechende Berücksichtigung finden würde. Freilich halten wir aus naheliegenden Gründen die Herren Cölibatäre nicht immer für die geeignetsten Persönlichkeiten, die geschlechtliche Erziehung der Jugend zu leiten. Jedenfalls ist es erfreulich, daß auch kirchliche Kreise von ihrem Standpunkt aus sich an unseren Bestrebungen beteiligen. In welchem Maße und in welcher Weise den gegebenen Anregungen Rechnung getragen wird, bleibt freilich abzuwarten. Wenn wir mehr von ihrer wahren Berufspflicht erfüllte Seelenhirten und weniger politisierende Geistliche hätten, würden wir hinsichtlich der Wirkung des vom Ordinariate Augsburg genehmigten Büchleins uns noch bedeutend mehr versprechen. Aber auch so wollen wir uns des Umstandes freuen, daß uns aus einem Lager, aus welchem wir uns offen gestanden wenig wirksame Unterstützung versprochen haben, eine prinzipielle Zustimmung und Förderung zuteil geworden ist. —

Auf einem wesentlich anderen Boden steht das von Dr. med. Siebert herausgegebene „Buch für Kinder". Allen Freunden der vorausgegangenen Bücher für Eltern wird das neue kleine Werk eine willkommene Ergänzung sein. Die Gabe des Verfassers, die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Entstehung des Lebens und der fortschreitenden Entwicklung im Sinne Haeckels und Boelsches dem Verständnisse der Jugend näher zu bringen, ist bewundernswert; gleichwohl bin ich nicht sicher, ob sich die Lektüre des Büchleins für die Kinderwelt im weiteren Sinne als genügend verständlich und dementsprechend anregend erweisen wird. Für junge Leute von 14 bis 15 Jahren, welche die höheren Mittelschulen besuchen, halte ich die Lektüre des Buches sehr geeignet; sie wird sich ebenso anregend als nützlich gestalten. Sehr brauchbar erscheint das Büchlein auch für Eltern, welche selbst daran gehen, ihren Kindern die notwendige Aufklärung durch Benützung der Ergebnisse der Forschung zu vermitteln. In diesem Sinne, als Belehrung für die reifere gebildete Jugend, und als Anleitung für Erwachsene, die ihren Kindern eine entsprechende sexuelle Aufklärung schuldig zu sein überzeugt sind, erscheint mir das neueste Werkchen Sieberts außerordentlich gelungen. —

Endlich möchte ich noch auf ein etwas umfangreicheres Werkchen, „Die Geschlechtskrankheiten des Mannes" hinweisen, dessen Verfasser, Oberstabsarzt a. D. Hartreiter, es sich zur Aufgabe gesetzt hat, das für den Laien Wissenswerteste über diese Krankheiten in gemeinverständlicher Weise mitzuteilen. Sein Zweck ist haupt-

sächlich, Kranke und Gesunde über Wesen, Ursachen, Erscheinungen, Verlauf und Folgen der einschlägigen Krankheiten zu belehren, Mittel und Wege anzugeben, wie der Gesunde am besten sich gegen Ansteckung schützt, irrige Ansichten und Vorurteile zu beseitigen, auf die Nachteile und Gefahren der Eigenbehandlung, auf das Unsinnige und Gemeingefährliche der Pfuscherbehandlung warnend hinzuweisen. Ich habe keinen Zweifel, daß Hartreiters Buch, dessen Lektüre freilich eine gewisse Bildungsstufe voraussetzt, in weiten Kreisen recht nützlich wirken wird, und so möchte ich diese Lektüre allen denen empfehlen, welche sich auf diesem wichtigen Gebiete sozialer Hygiene zu orientieren wünschen.

München. K. Kopp.

*

Allgemeine Rundschau.

„Etwas ist faul im Staate Dänemark."

Aus fremden Schriftwerken sind bekanntlich nicht selten geflügelte Worte in den Formelschatz unserer Sprache übergegangen, die gerade dem Umstande, daß mittelbar oder unmittelbar ein Fehler der Uebersetzung ein besonders kühnes Bild oder eine sonstige Auffälligkeit in ihnen hervorrief, ihre anschauliche Eindringlichkeit und damit ihre Verbreitung verdanken. So ist z. B. das Wort der Bibel Math. 19, 24: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme" vermutlich durch ein Mißverständnis zu erklären, das beim Uebergang dieser Redensart aus dem Aramäischen oder Arabischen ins Griechische das Wort „Kamel" statt des entsprechenden Wortes für „Schiffstau" setzte; ebenso beruht die dunkle Redewendung „feurige Kohlen auf jemands Haupt sammeln" möglicherweise auf einer irrtümlichen Herübernahme von „Haupt" anstatt „Herd", welche Aenderung die sittliche Bedeutung dieser Handlung in Anbetracht der Feuerungsverhältnisse des Zeitalters, dem sie entstammt, zu einer auch für uns wohl verständlichen machen würde.

Zu diesen Redeformeln, die erst auf dem Wege einer irrtümlichen Uebersetzung zu ihrer Geltung als „Sinnspruch" gekommen sind, gehört nun nach einer hübschen Anregung Dr. Branscheids (Schleusingen) im jüngsten Heft der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins vielleicht auch die vielgebrauchte Wendung aus Hamlet I, 4, daß „etwas faul im Staate Dänemark" ist. Die Auffassung, die Dr. Branscheid jenem bekannten Wort des Marcellus „Something is rotten in the state of Denmark" geben möchte, scheint in der Tat begründet genug, um sie wenigstens der Erörterung der Fachleute zu unterstellen. Die plötzliche Erwähnung des „Staates Dänemark" in jenem nächtlichen Gespräch auf der Terrasse des Schlosses zu Helsingör wirkt zweifellos überraschend. Die Sachlage ist die folgende:

Hamlet hat im Selbstgespräche den wahren Grund seines unerklärlichen Redens und Benehmens durchblicken lassen: die Eile, in der sich die Mutter einen Monat nach dem Tode des hochverehrten Vaters mit dessen Bruder vermählte, hat ihm die Gewißheit über schändlichen Verkehr gegeben, und diese Gewißheit legt ihm die unausführbare schwere Pflicht der Blutrache auf, wenn anders er des ehrenwerten Vaters würdiger Sohn sein will. Mit solchen Gefühlen im Herzen wird er von seinen Vertrauten um Mitternacht zu seines Vaters Geist geführt, und der Geist winkt ihm mitzugehn:

„Hamlet. Mein Schicksal ruft,
Und macht die kleinste Ader dieses Leibes
So fest als Sehnen des Nemeer Löwen.
(Der Geist winkt.)
Es winkt mir immerfort: laßt los! Beim Himmel!
(reißt sich los.)
Den mach' ich zum Gespenst, der mich zurückhält! —
Ich sage, fort; — Voran! ich folge dir.
(Der Geist und Hamlet ab.)
Horatio. Er kommt ganz außer sich vor Einbildung.
Marcellus. Ihm nach! Wir dürfen ihm nicht so gehorchen.
Horatio. Kommt, folgen wir! Welch Ende wird dies nehmen?
Marcellus. Etwas ist faul im Staate Dänemarks!
Horatio. Der Himmel wird es lenken.
Marcellus. Laßt uns geh'n."
(Uebersetzung von A. W. Schlegel.)

Was sollte die Erwähnung irgendwelches faulen Zustandes im Staate Dänemark in diesem Zusammenhang? Welche Beziehung sollte er zur Handlung haben? So scheint sie geradezu unverständlich.

Zur Lösung ist nach der genannten Quelle zu bedenken: 1. daß das Wort „state" im heutigen Sinne von Staat (Landesverwaltung), wie das deutsche „Staat" selbst, zu Shakespeares Zeiten, wenn überhaupt, so nur in der Mehrzahl gebraucht wurde; 2. daß Shakespeare es liebt, Fürsten einfach durch den Namen ihres Landes zu bezeichnen: France ist der König von Frankreich, Burgundy der Herzog von Burgund, und Denmark ist Hamlet, wie schon im Anfang des Stückes (I, 1) der verstorbene Hamlet die „Hoheit des begrabenen Dänemark" heißt. Die Worte Something is rotten in the state of Denmark übersetzen sich also zwanglos: „etwas ist angefault (krank) im (Geistes-)Zustande Hamlets". So übersetzt, fügt sich der Gedanke schlicht und einfach ein: er erklärt uns, warum Marcellus dem Hamlet nicht gehorchen will, er begründet, warum Marcellus und Horatio es dann doch für dringlich halten, Hamlet zu folgen. — Die Befürchtung des Urhebers dieser jedenfalls beachtenswerten Anregung, die deutsche Sprache möchte mit der Anerkennung seiner Konjektur eine ihrer volkstümlichsten und kräftigsten Redewendungen verlieren, vermögen wir übrigens nicht zu teilen; solch eingebürgertes Sprachgut kann — selbst wenn sie in zukünftige Shakespeare-Uebersetzungen eindringen sollte — durch philologische Textkritik nicht aus seinem Geltungsbereich verdrängt werden.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Preisaufgabe der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Die philologisch-historische Klasse stellt für das Jahr 1907 folgende Preisaufgabe: „Die Gesellschaft verlangt eine Geschichte der antiken Kommentare zu den Gedichten Hesiods, in Verbindung mit einer Untersuchung der wichtigsten Scholienhandschriften, die so weit geführt werden muß, daß der Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe danach aufgestellt werden kann." Die Arbeiten müssen vor dem 1. Februar 1907 eingeliefert werden. Der Preis beträgt 1000 M.

* Todesfälle. Am Sonntag starb zu Edlach am Semmering an einem schweren Herzleiden der bekannte Wiener Vorkämpfer des Zionismus Dr. Theodor Herzl im Alter von 45 Jahren. Mit ihm ist eine charakteristische Erscheinung der heutigen Kulturwelt dahingegangen. Herzl, in Budapest geboren, war nach längerer journalistischer Tätigkeit in Paris und Wien (als Korrespondent und Feuilletonredakteur der Neuen Freien Presse) zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Einfügung des mitteleuropäischen Judentums in die eingeborene arisch-christliche Bevölkerung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstünden und trat deshalb mit dem vollen Nachdruck einer großen agitatorischen Kraft für die Schaffung eines jüdischen Nationalstaates ein, dessen Sitz er sich in Palästina, später aber, als der Sultan sich diesem Plan wenig geneigt zeigte, wenigstens vorübergehend in Britisch-Ostafrika dachte. Seine bedeutendsten Werke, die diesem Gedanken gewidmet sind, waren die Flugschrift „Der jüdische Staat" (1896) und „Alt-Neuland" (1902), ein politischer Roman im Stile der Bellamy und Thomas Morus. Herzl hat sich auch mehrfach dramatisch versucht, wenn auch ohne besonderen Erfolg; er schrieb u. a. die Lustspiele „Kompagniearbeit" und „Die Glosse", sowie ein zionistisches Tendenzstück „Das neue Ghetto". Seine Eindrücke und Beobachtungen aus Paris faßt das Buch „Das Palais Bourbon" zusammen. — Am gleichen Tage starb zu Groß-Lichterfelde bei Berlin der Verfasser weit verbreiteter und mit Recht geschätzter englisch-deutscher und deutsch-englischer Wörterbücher, Prof. Edouard Muret, die, da sie auf der Grundlage von Sanders' deutschem Sprachschatz fußen, als „Muret-Sanders" bekannt sind. Muret, der aus der französischen Kolonie zu Berlin hervorgegangen war, hat an diese Werke einen außerordentlichen Fleiß gesetzt; über 20 Jahre — von 1869—1890 — war er allein mit den

Vorbereitungen zu den englischen Wörterbüchern, über 11 Jahre mit Korrektur und Drucklegung derselben beschäftigt. Der Verstorbene war ursprünglich im Berliner Schuldienst tätig, trat aber dann eines Augenleidens wegen aus demselben zurück und widmete sich von da an nur noch seiner lexikographischen Tätigkeit.

✻

Hochschulnachrichten.

* **Jena.** Die von mehreren Blättern gebrachte Nachricht, der bekannte Psychiater der hiesigen Universität Professor Dr. Otto Binswanger habe einen Ruf nach Bonn an Stelle des in den Ruhestand tretenden Geh. Medizinalrates Pelman erhalten und angenommen, entspricht nicht den Tatsachen. Die preußische Unterrichtsverwaltung hat zwar mit Professor Binswanger Verhandlungen wegen Uebernahme der Bonner Professur, welche schon im Frühjahr begonnen, wieder aufgenommen, die Entscheidung hängt indessen noch von der Bewilligung einiger baulicher Forderungen, die Professor Binswanger gestellt hat, insbesondere des Neubaues einer Aufnahmestation, verbunden mit einem Laboratorium für wissenschaftliche Arbeiten, und eines Auditoriums, ab.

* **Kiel.** An der Doppelfeier — 50jährige Dozententätigkeit in Kiel und das 60jährige Doktorjubiläum — des Professors Dr. Wilhelm Seelig haben sich weite Kreise beteiligt; Glückwünsche trafen aus allen Teilen Deutschlands von Universitäten und Gelehrten wie auch von der preußischen Regierung ein.

* **Wien.** In der am Samstag abgehaltenen Gesamtsitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedachte Präsident Sueß des schweren Verlustes, den die Akademie durch das am 22. Juni erfolgte Ableben ihres langjährigen Kuratorstellvertreters Dr. v. Stremayr erlitten hat, und brachte ein Kondolenztelegramm des akademischen Senats der Universität Czernowitz zur Kenntnis der Akademie.

* **Prag.** Zum Nachfolger des Professors der Kunstgeschichte Dr. Alwin Schultze ist primo loco vorgeschlagen der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte an der Universität Basel Dr. Alfred Schmid; secundo loco der Privatdozent in Wien Dr. H. J. Hermann und der Kustos am österreichischen Museum für Kunst und Industrie Dr. Moritz Dreger.

∷

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. W. Kley, Direktor d. städt. Gewerbe- und Handelsschule in Harburg a. d. Elbe: Die Ausbildung unserer Töchter nach der Entlassung aus der Schule. Eine Denkschrift. Hannover u. Berlin 1904. Carl Meyer (Gustav Prior). 69 S. — E. Theisen, Landgerichtsrat in Elberfeld: Staatslotterie und Reichsgericht. Ein Wort für deutsches Recht. Elberfeld 1904. R. L. Friderichs & Comp. 86 S. — Derselbe: Staatslotterie und Kammergericht. Nachtrag zu Staatslotterie und Reichsgericht. Ebda. 1904. 128 S. — Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke. Zweiter Band. Dramen II (1844—1851). Maria Magdalene. Ein Trauerspiel in Sicilien. Julia. Herodes und Marianne. (Hist.-krit. Ausgabe besorgt von Richard Maria Werner. 1. Abt.) Berlin 1904. B. Behr. 477 S. — Oskar Fleischer: Neumen-Studien. Abhandlungen über mittelalterliche Gesangs-Tonschriften. Teil III: Die spätgriechische Tonschrift. Berlin 1904. Georg Reimer. 43 S. — Kants gesammelte Schriften. Herausgegeben von der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften. Abt. 1. Werke. Bd. III: Kritik der reinen Vernunft. 2. Aufl. 1787. Ebda. 1904. 594 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 6. Juli. Nummer 152.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der deutsche Aerztetag zu Rostock und die ärztliche Bewegung.

Von Dr. med. Friedrich Haker.

Am 24. und 25. Juni hielt der Deutsche Aerzte-Vereinsbund seinen 32. Aerztetag ab. Obgleich diesmal der Versammlungsort Rostock, das seine Gäste in liebenswürdigster Weise aufnahm, namentlich für die süddeutschen Vereine nicht eben günstig lag, so war die Beteiligung doch stärker als je zuvor: 264 Delegierte waren erschienen und vertraten 20,086 Stimmen; und gerade Süddeutschland war stark beteiligt; München z. B. hatte fünf Abgeordnete gesandt — alles das ein Zeichen, wie sehr die Teilnahme für die wirtschaftlichen und Standesfragen in allen ärztlichen Kreisen gewachsen ist. In allen, auch in den Kreisen der ärztlichen Wissenschaft. Die Zeit ist vorüber, wo diese, von Ausnahmen abgesehen, sich von dem Ringen der Aerzte um bessere Daseinsbedingungen kühl und vornehm zurückhielten. Der Wunsch, den der Verfasser dieses Berichtes auf dem bayerischen Aerztetag in München am 19. September vorigen Jahres aussprach,[1]) daß die Gesamtheit „der Lehrer unserer Wissenschaft . . . mit dem Gewicht ihres Namens, ihres Ansehens" für die Sache ihrer Berufsgenossen eintreten möge, dieser Wunsch nähert sich mehr und mehr der Erfüllung. Das haben besonders in München und Leipzig die akademischen Lehrer durch ihr Verhalten in dem großen Kampfe gegen die Kassen durch Taten bewiesen, und auf dem Rostocker Tage erklärte Professor Martius, der Dekan der medizinischen Fakultät, daß deren Mitglieder kein Bedenken tragen würden, im gegebenen Falle „praktisch alle die Folgerungen zu ziehen, welche die Gleichheit der Interessen der Aerzte und Universitätslehrer erheische". Es ist wirklich so weit gekommen! Wer heute noch abseits stände, dem würde keine noch so hohe wissenschaftliche Bedeutung Achtung und Ansehen gerade unter den Besten seiner Standesgenossen erhalten. —

Das Wohl und Wehe des Aerztestandes ist aber zu eng mit dem Leben des gesamten Volkes verbunden, als daß die große Oeffentlichkeit nicht mit gesteigerter Aufmerksamkeit die ärztliche Bewegung verfolgen sollte, besonders seit die Aerzte sich entschlossen haben, sich aus eigener Kraft ihr Schicksal zu gestalten. Daher dürften auch die Beratungen und Beschlüsse des letzten Aerztetages der Anteilnahme weiterer Kreise sicher sein.

Auch auf der Rostocker Tagung stand im Vordergrunde der Verhandlungen die Krankenkassenfrage, die, wie der Vorsitzende, Prof. Löbker (Bochum) mit Recht betonte, „im abgelaufenen Jahre nicht allein unsere (der Aerzte) ganze Aufmerksamkeit und Tätigkeit in Anspruch genommen hat, sondern auch . . . nicht mehr aus der öffentlichen Diskussion verschwinden wird, bis unsere wahrlich mäßigen Forderungen von der gegnerischen Seite überall angenommen sein werden".

In einer früheren Arbeit[2]) habe ich versucht, den Lesern dieser Blätter darzulegen, warum das Krankenversicherungsgesetz durch die Art, wie es ausgeführt wurde, zu einer Hauptursache des Niedergangs für den ärztlichen Stand werden mußte, und auch die Mittel und Wege der Selbsthilfe angegeben, von denen die Führer der ärztlichen Bewegung noch eine Besserung der Lage der Aerzte erwarteten. In der Tat sind die Aerzte in der dort angegebenen Weise vorgegangen in ihren Kämpfen, die sich übrigens, wohlgemerkt, niemals gegen das Krankenkassengesetz selbst (dies wurde vielmehr immer als soziale Großtat anerkannt), sondern nur gegen seine verfehlte Ausführung richteten. Daß es ohne scharfe, oft erbitterte Kämpfe nicht abgehen konnte, war bei der Zähigkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der die meisten Kassenvorstände an der angemaßten Macht über Kassenmitglieder und Aerzte festhielten, vorauszusehen; und in der Tat kam es an vielen Orten zu längeren und kürzeren Streitigkeiten. Wie Dr. Hartmann (der Vorsitzende des ursprünglich freien Leipziger Verbandes der Aerzte zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen, der nunmehr unter Erhaltung seiner Selbständigkeit dem deutschen Aerztevereinsbunde angegliedert ist) auf dem Rostocker Tage berichtete, schweben noch jetzt an 76 Orten Streitigkeiten; 208 sind unter Mitwirkung des Leipziger Verbandes, fast alle zugunsten der Aerzte, erledigt. In weiteren Kreisen haben von diesen Streitigkeiten berechtigtes Aufsehen die drei größten erregt, die Kämpfe zu München, Köln und Leipzig. Auch sie haben alle drei zur Niederlage der Kassen geführt; aber auf sehr verschiedene Art haben die Aerzte ihre Siege errungen. Ganz allein aus eigener Kraft siegten nur die Münchener; zwar kamen ihnen günstige Umstände zu Hilfe, aber im wesentlichen danken sie ihren Sieg ihrer unerschütterlichen Einigkeit, ihrer kraftvollen, unbeirrbaren jungen Führerschaft, ihrer überlegenen Organisation und der vorzüglichen Vorbereitung, die es zum Aeußersten, zum drohenden Aerztestreik, gar nicht kommen ließ. Es war ein Sieg ohne Schwertstreich, der mehr einer Verständigung glich und somit auch nicht die ganze Bitterkeit einer Niederlage in dem Besiegten aufkommen ließ.

[1]) In einem Vortrag über „die Organisation der Selbsthilfe", veröffentlicht in der sozial-medizinischen Wochenschrift: Medizinische Reform Nr. 41/42, 1903.

[2]) S. Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 90 u. 91 vom 23./24. April 1903: Die Lage der deutschen Aerzte und ihr Kampf gegen den Niedergang ihres Standes.

In Köln und Leipzig dagegen griffen die Behörden zugunsten der Aerzte ein, nur mit dem Unterschied, daß die preußische Regierungsbehörde frühzeitig und mehr freiwillig, die sächsische spät und notgedrungen, als die Erbitterung auf beiden Seiten aufs äußerste gestiegen war und überdies nach ursprünglich durchaus ärztefeindlicher Haltung, die Entscheidung zugunsten der Aerzte herbeiführten. Dabei mußten die Aerzte einen — namentlich in Leipzig bedeutenden — Teil der Kriegskosten tragen, setzten in Leipzig die freie Arztwahl auch nicht uneingeschränkt durch, und selbstverständlich schrien die Kassenvorstände über Vergewaltigung durch die Regierung.

Auf dem Rostocker Tage wurde daher, wenn auch gegen den Einspruch der Mehrheit, der Ausgang des Kampfes in Leipzig als „Pyrrhussieg“ bezeichnet, eine — freilich begreifliche — Uebertreibung. Immerhin hat natürlich ein Sieg wie der Münchener den größeren Wert für die Sache der Aerzte und — der Kassenmitglieder. Noch vor dem vereinbarten Zeitpunkte der Einführung der freien Arztwahl war die Organisation der beteiligten Münchener Aerzte so weit vollendet, daß sie sofort ihr Versprechen einlösen konnten, nicht nur für die Aerzte, sondern zugleich auch zum Besten der Kassen über die eigentliche Berufstätigkeit hinaus ihre Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Es muß jedem sozial Denkenden Freude machen zu sehen, was in dem ersten Halbjahr ihres Bestehens die neue Münchener Abteilung für freie Arztwahl an gemeinnütziger Arbeit schon geleistet hat. Sie übt eine wirksame, aber gerechte und darum nicht verletzende Selbstzucht unter ihren Aerzten, bekämpft unermüdlich das Simulantentum, sorgt für sparsame Arzneiverordnungen u. s. w.; und darüber hinaus macht sie sich schon an größere Aufgaben, wie eine gewisse Nahrungsmittelversorgung der Kranken, Unterstützung durch Verleihen kleiner Heilmittel, Vorträge für die Kassenmitglieder, Fürsorgestellen und Walderholungsstätten für Tuberkulöse u. s. w.[2]) Wenn die Kassen nur wollen, dann kann hier in gemeinsamer Arbeit Vorzügliches geleistet werden, und München, wie es vorbildlich wurde in seinem Kampf, könnte nun vorbildlich werden für ein gemeinsames Wirken von Kassen und Aerzten im Frieden, ein glänzender Beweis dafür, daß die freie Arztwahl gerade bei großen Kassen nicht nur durchführbar, sondern geradezu ein Segen für die Aerzte und die Kassenmitglieder ist. —

Aehnliches wie in München, Köln und Leipzig ist auf ähnliche Weise noch an anderen Orten erreicht worden; an vielen Orten schwebt noch der Streit. Dem Aerztetag lag darüber ein im wesentlichen statistischer Bericht des Dr. Mayer (Fürth) vor, aus dem hervorgeht, daß „die wirtschaftliche Organisation der Aerzte des Deutschen Reiches seit 1902 große Fortschritte gemacht und viele Erfolge zu verzeichnen hat; sie ist aber noch lange nicht so durchgeführt, wie es möglich und notwendig wäre“.

Jedenfalls aber haben die Aerzte aus den Kämpfen des letzten Jahres vieles gelernt. Diese Erfahrung trat denn auch in den Verhandlungen in Rostock klar zutage und führte zu neuen Beschlüssen, durch die der Aerztetag seinen Mitgliedern den weiteren Weg zu weisen bemüht ist.

Ein bestimmtes Verhalten den Behörden gegenüber konnte der Aerztetag nicht vorschreiben, schon aus dem Grunde nicht, weil die einzelnen Regierungsorgane selbst sehr schwankend und widerspruchsvoll den Aerzten gegenüberstehen. Freilich dürfen die Aerzte sich gestehen, daß es ihnen gelungen ist, die Regierungen und die gesetzgebenden Körperschaften (man denke an die Resolution Trimborn) aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. Seit der Aerztestand anfängt, seine wirtschaftliche und politische Kraft zu zeigen, seit er dem Staate nicht nur mit dem Recht der Bitte, sondern mit der Macht der Drohung gegenübertritt, besinnt dieser sich auf seine Pflicht. Wenn noch im Anfang des vorigen Jahres Graf Posadowski die Aerztefrage für „noch nicht spruchreif“ erklären konnte, gesteht heute z. B. der preußische Handelsminister im Abgeordnetenhause offen ein, daß den Wünschen der Aerzte nicht rechtzeitig entsprochen und daß dadurch zum Teil die bedauerlichen Streitigkeiten herbeigeführt seien. Und zu Rostock stellten die Vertreter der mecklenburgischen und preußischen Ministerien aufs neue den Aerzten die Unterstützung der Behörden in Aussicht.

Zu übergroßer Vertrauensseligkeit konnte und durfte dieses Wohlwollen den Aerztetag nicht verleiten. Er sprach es offen aus, daß er eine gesetzliche Regelung der Stellung der Aerzte zu den Krankenkassen zwar für notwendig erachtet, aber er verlangt, daß dabei die Beschlüsse der Aerztetage von Königsberg, Berlin und Köln zur Grundlage dienen müssen. Der wichtigste dieser Beschlüsse ist bekanntlich die Forderung der freien Arztwahl, und aufs neue betonte der Rostocker Aerztetag, daß ohne ihre Einführung, auch bei den staatlichen Kassen eine gesetzliche Regelung für die deutschen Aerzte unannehmbar sei. Die Einführung der freien Arztwahl bei den staatlichen Kassen (Bahn-, Post-, Knappschaftskassen u. s. w.) durchzusetzen, muß auch unbedingt eine der nächsten Aufgaben kräftiger Aerzteschaften sein. Und eine gesetzliche Regelung der Stellung der Kassenärzte ohne ihr Mitwirken wird hoffentlich nunmehr den Regierungen selbst ausgeschlossen erscheinen.

Dieselbe Unabhängigkeit, die die Vertreter der deutschen Aerzte den gesetzgebenden Gewalten gegenüber gewahrt wissen wollen, müssen sie sich auch im Verkehr mit den politischen Parteien erhalten. Es ist ja natürlich, daß in weiten Kreisen der deutschen Aerzteschaft eine starke Erbitterung gegen die Sozialdemokratie herrscht. Denn eine große Anzahl gerade der verbissensten Kassenvorstände sind Sozialdemokraten, die die Forderungen der Aerzte zurückweisen, im letzten Grunde nur, um ihre Macht zu behalten. Auch haben viele sozialdemokratische Zeitungen, voran der Vorwärts, die ärztliche Bewegung in der gehässigsten Weise bekämpft; die Aerztefeindschaft ist für sie geradezu ein Parteigrundsatz geworden. Dennoch hat sich die überwiegende Mehrheit der ärztlichen Vertreter den unparteiischen Blick nicht trüben lassen und hat unumwunden erklärt, daß die grundsätzliche Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht zu den Aufgaben des Aerztevereinsbundes gehört; daher mußte z. B. der Leipziger Verband, wie sein Vorsitzender erklärte, es auch ablehnen, sich dem Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie anzuschließen. Die Aerztebewegung ist ein wirtschaftlicher Kampf und hat mit Parteipolitik nichts zu tun, und es ist, nicht zum Schaden der Sache, mehrfach, z. B. in München, vorgekommen, daß Aerzte, die politisch himmelweit von der Sozialdemokratie entfernt sind, doch auf ärztlich-wirtschaftlichem Gebiete mit Sozialdemokraten zusammenarbeiten konnten, wenn diese es nur verstanden, wenigstens im Wirkungsbereich des Krankenkassengesetzes die Parteibrille abzulegen. Die Aerzte haben leider die Erfahrung machen müssen, daß sich in allen Parteien Gegner ihrer Bestrebungen finden, wenn sie auch wissen, daß die Mehrzahl ihrer Freunde im Lager der staatserhaltenden Parteien zu finden ist, wohl weil diese selbst erkennen, daß ein lebenskräftiger Aerztestand an sich ein hervorragend staatserhaltendes Element ist.

Ihre Freunde nehmen, wo sie sie finden, ihre Gegner bekämpfen, wo sie ihnen entgegentreten — muß der Grundsatz der Aerzte bleiben, und im übrigen mögen sie nur auf sich selbst unbedingt vertrauen. Die letzten Jahre haben die Aerzte gelehrt, daß sie durch Selbsthilfe am meisten erreichen, und diese unermüdlich weiter auszugestalten, dazu geben auch die Beschlüsse des letzten Aerztetages die Richtschnur. Es gilt den Ausbau der ärztlichen Organisation. Dazu gehört in erster Linie die Stärkung des Leipziger Verbandes, der schon bisher in allen Kämpfen die Aerzte mit Rat und Tat wirksam unterstützt hat. Die Zahl seiner Mitglieder hat sich seit der Angliederung an den deutschen Aerztevereinsbund fast ver-

[2]) Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelheiten einzugehen. Näheres findet sich in einem Aufsatz des Dr. Kastl im Aerztlichen Vereinsblatt für Deutschland 1904, Nr. 526, wo der Bericht des Geschäftsführers der Abteilung für freie Arztwahl, Dr. Scholl, abgedruckt ist.

dreifacht, seine Machtmittel sind außerordentlich gewachsen, aber erst wenn alle Aerzte ihm angehören, wird er seine Aufgaben ganz erfüllen können.

Außer zum Beitritt zum Leipziger Verband ermahnt der Aerztetag aufs neue die Aerzte, sich überall, wo es noch nicht geschehen, zu Schutz- und Trutzbündnissen zusammenzuscharen. Diese Bündnisse ermöglichen es auch, daß innerhalb ihres Bereiches die Aerzte sich auf die gleichen Arbeitsbedingungen verpflichten, die die Kassen dann anerkennen müssen. Damit es immer unwahrscheinlicher wird, daß im Falle von Streitigkeiten auswärtige Aerzte den kämpfenden Berufsgenossen in den Rücken fallen, müssen sich die Schutz- und Trutzbündnisse über immer größere Bezirke ausdehnen. Gerade die Münchener sind auch in dieser Richtung innerhalb Bayerns erfolgreich tätig gewesen,[4]) und es ist daher begreiflich, daß sie einen Antrag eingebracht hatten, um durch den Aerztetag eine für sämtliche deutsche Aerzte gültige Verpflichtung festsetzen zu lassen, die die Aerzte ehrenwörtlich und unter hoher Konventionalstrafe (z. B. 10,000 M.) binden sollte, niemals unter standesunwürdigen Bedingungen zu arbeiten. Damit wäre in der Tat eine Art von Schutz- und Trutzbündnis für das ganze Reich zustande gekommen. Die Stimmung auf dem Aerztetag war aber gegen eine derartig weitgehende Verpflichtung, die wohl in dieser Form auch undurchführbar wäre. Aber der Gedanke, für alle deutschen Aerzte gleichartige Arbeitsbedingungen festzusetzen und sie auf diese in irgend einer Form durch den Bund zu verpflichten, wurde vom Verfasser dieses Aufsatzes wieder aufgenommen, und sein Antrag, den Geschäftsausschuß des Aerztevereinsbundes mit der Ausarbeitung einer solchen Verpflichtung zu beauftragen, wurde einstimmig angenommen. Auf diesem Wege würde der Aerztevereinsbund, dem ja fast alle deutschen Aerzte angehören, auch ohne die gesetzgebenden Körperschaften die Stellung der Aerzte zu den Krankenkassen regeln können, insbesondere wenn seine Machtbefugnisse gegenüber den Mitgliedern verstärkt werden. Etwas derartiges bezweckte eine Anregung des Aerztevereins Düsseldorf; sie will dem Bunde Vereinen gegenüber, „die andauernd gegen die Beschlüsse der Aerztetage verstoßen oder ihnen entgegenwirken", eine erhöhte Strafgewalt bis zum Recht des Ausschlusses geben.

Alle diese Maßregeln sollen dazu dienen, das Gefüge der einzelnen Vereine und des Gesamtbundes zu festigen. Seit sie endlich zur Selbsthilfe übergegangen ist, hat die Aerzteschaft klar erkannt, daß es für sie vor allen Dingen darauf ankommt, ihre innere Organisation auszubauen. Je lückenloser diese die Gesamtheit der deutschen Aerzte umfaßt, je geschlossener und schlagfertiger sie ist, um so größer wird ihre wirtschaftliche Macht, um so sicherer dürfen die Aerzte hoffen, ihre Forderungen aus eigener Kraft durchzusetzen. Die Macht der Organisation, des engen Zusammenschlusses haben die Aerzte von den anderen großen wirtschaftlichen Verbänden und vor allem — von den Sozialdemokraten gelernt; von ihnen besonders auch das Kampfmittel der Arbeitseinstellung. Es ist ein trauriger Beweis dafür, wie sehr in wirtschaftlichen Kämpfen, besonders bei ihrer Verquickung mit parteipolitischen Bestrebungen, der ruhige, sachlich prüfende Blick verloren geht, wenn gerade sozialdemokratische Kassenvorstände den Aerzten das Recht des Streiks absprechen wollen und eine Waffe, deren Gebrauch gerade sie ihre Anhänger gelehrt haben, in den Händen der Aerzte als unmoralisches und unanständiges Kampfwerkzeug bezeichnen. Durch so billige Phrasen werden sich die Aerzte nicht mehr zurückhalten lassen. Es mag ja für machtlüsterne Kassengewaltige recht betrübend sein zu sehen, wie wirksam das Kampfmittel der Arbeitseinstellung, vor dem sie selbst im politischen Streite nicht zurückschrecken, nun gegen sie verwendet werden kann. Aber gerade weil diese Waffe in der Hand der Aerzte, dieser „Herren über Leben und Tod", besonders scharf und sicher wirkt, wären sie die reinen Toren, wenn sie wie Parsifal im Lebensstreite vor dem Gebrauch ihrer besten Waffe in frommer Scheu zurückschrecken wollten; und reine Toren passen nicht in den wirtschaftlichen Kampf unserer Tage.

Unbeirrt werden also die Aerzte auf dem als richtig erkannten Weg vorwärts gehen, um so ruhiger, weil sie von ihrer guten Sache, von der Berechtigung ihrer Forderungen überzeugt sind. Mit Recht hob der Vorsitzende in seinem Schlußwort als bemerkenswert die Tatsache hervor, daß die Mittel, die der Aerztestand jetzt anwendet, um seine Forderungen durchzusetzen, sich geändert haben, diese Forderungen selbst aber die gleichen geblieben sind. Auch in Rostock hatte man nicht nötig, die Beschlüsse früherer Aerztetage umzustoßen. Insbesondere gilt die Durchführung der Königsberger Beschlüsse[5]) den Aerzten noch heute als unbedingte Notwendigkeit. So betrachten sie — das wurde wiederholt in Rostock unter lautem Beifall ausgesprochen — noch immer als die notwendige wirtschaftliche nicht nur, sondern auch sittliche Grundlage jeder kassenärztlichen Tätigkeit die Einführung der freien Arztwahl. Diese allein dient gleichmäßig zum Besten der Aerzte und Kassen, diese allein ermöglicht einen dauerhaften Frieden, ohne den die Aerzte nicht ihre ganze Kraft sozialen Aufgaben zuwenden können.

Und gerade solche Tätigkeit liegt doch in der Wesensart des ärztlichen Berufes. Wie viel Freude an gemeinnütziger Arbeit im Aerztevereinsbunde herrscht, bewiesen in Rostock die Arbeiten der Kommissionen für das ärztliche Unterstützungs- und Versicherungswesen. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur kurz bemerken: Nach einem umfangreichen Arbeitsplan strebt der Aerztebund danach, in großem Stile für Aerzte und ihre Angehörigen Auskunftstellen und Beschäftigungsnachweisstellen zu errichten, schon bestehende ärztliche Stiftungen (Krankenhäuser, Bäder u. s. w.) mehr wie bisher nutzbar zu machen, vor allem aber die Witwen-, Waisen- und Invalidenversorgung durch Lebens-, Unfall- und Haftpflichtversicherung selbst in die Hand zu nehmen. Daß ein solcher Ausbau des ärztlichen Fürsorgewesens auch die innere Festigkeit des Bundes und die Unabhängigkeit der Aerzte wesentlich vermehren würde, ist natürlich klar; und auch aus diesem Grunde darf der Aerztevereinsbund die Arbeit auf diesem Gebiet niemand anderem überlassen. Wenn daher manche Kassenvorstände ihren festbesoldeten Kassenärzten Ansprüche auf Pension, Fürsorge für die Hinterbliebenen u. s. w. einräumen wollen, so dürfen die Aerzte sich darüber nicht täuschen, daß es sich lediglich um ein neues Mittel handelt, um die Abhängigkeit der Aerzte von den Kassen zu erhöhen. Der Rostocker Tag verlangt daher mit Recht, daß die Aerzte „allen derartigen Bestrebungen entschieden entgegentreten und vielmehr nachdrücklichst für standeswürdige Anstellungs- und Honorarbedingungen Sorge tragen". — Also auch das Gebiet des Fürsorgewesens wollen die Aerzte der Selbsthilfe vorbehalten. Gezwungen sind sie dazu auf einem anderen Gebiete: in ihrem Kampf gegen die Kurpfuscherei. Auch hier können sich die gesetzgebenden Gewalten nicht zu durchgreifenden Maßregeln entschließen, hat doch der Bundesrat es bis heute nicht für nötig erachtet, auf die Denkschrift des Aerztebundes vom 20. Mai 1902 auch nur zu antworten! So müssen die Aerzte sehen, was sie mit den zur Zeit verfügbaren gesetzlichen Mitteln und durch planmäßige Aufklärung der Massen gegen den Krebsschaden der Kurpfuscherei ausrichten können, bis der Staat sich endlich, vielleicht zu spät, zur Radikaloperation entschließt.

Wie der Kampf gegen das Kurpfuschertum nicht etwa nur ein Kampf für die Aerzte, sondern vielmehr für das Volkswohl ist, so bringt es überhaupt das Wesen des ärztlichen Berufes mit sich, daß die Bestrebungen im Dienste des Standes fast immer gleichzeitig hervorragend der All-

[4]) Vgl. meinen Aufsatz: Aerzte und Krankenkassen in München im Jahrgang 1903, Nr. 244 dieser Beilage.

[5]) S. darüber die unter [2]) aufgeführte Arbeit und die ausführliche „Denkschrift" des XXX. d. Aerztetages an Bundesrat und Reichstag

gemeinheit dienen; darin liegt es auch begründet, daß gerade in ärztlichen Kreisen so viel Freude an sozialer Arbeit herrscht. Auch der Kampf gegen die schädlichen Auswüchse eines großen Wohlfahrtsgesetzes ist ein Stück sozialer Arbeit. Ihn zu einem bloßen Lohnkampf herabdrücken zu wollen, und die Aerzte deswegen „sozialer Rückständigkeit“ zu zeihen, heißt die Bewegung verkennen oder entstellen. Daß die Aerzte standeswürdige Bezahlung für ihre Leistungen erstreben, ist selbstverständlich; in den Vordergrund aber stellen sie immer die Forderung der freien Arztwahl, und nicht zum wenigsten auch deshalb, weil sie nur unter dieser Form auch für die Kassen am besten arbeiten zu können glauben. Ein feineres Ohr hört durch allen Kampflärm den Ruf nach Frieden und Friedensarbeit. Denn die Aerzte wollen, wie der Vorsitzende in Rostock sagte, „treueste Pflichterfüllung“ üben „im Dienste nicht allein der Kassen kranken, sondern auch der Kassen selbst“. Das haben sie, wo ein ehrlicher Frieden geschlossen ist, durch die Tat bewiesen, wie ich das für München schon näher ausgeführt habe.

Solche Arbeit, wie sie da zum Besten der Gesamtheit geleistet ist, sieht nicht nach „sozialer Rückständigkeit“ aus. Im Gegenteil: Ein Geschlecht von Aerzten ist erstanden, das seine Pflichten gegenüber dem Gemeinwohl sehr ernst nimmt. Nicht als ob nicht immer zahlreiche Aerzte sich bemüht hätten, ihr Können und Wissen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, aber niemals war, besonders auch unter den jüngeren Aerzten, die Teilnahme am öffentlichen Leben, das Verständnis für volkswirtschaftliche Fragen größer als gerade jetzt. Dieses Geschlecht von Aerzten, das in der Vollkraft seines Schaffens steht, hat mit klarem Blick erkannt, daß der Aerztestand sich nicht allein auf seine eigentliche Berufsarbeit beschränken darf, sondern gerade auf Grund seiner naturwissenschaftlichen Bildung mit seiner geklärten Weltanschauung berufen ist, weit mehr als bisher in der Oeffentlichkeit zu wirken und den großen Fragen des Volkslebens die Antwort zu suchen. Es ist kein Zufall, daß die Zahl der Aerzte in den Parlamenten sich vermehrt hat. Mehr als früher wird eine neue Zeit ihre Führer aus den Reihen der Aerzte nehmen.

Der Kampf der Aerzte gegen die Kassen, so sehr man ihn auch in mancher Hinsicht bedauern mag, hat wenigstens das Gute gehabt, die Geister auch der Gleichgültigsten wach zu rütteln. Noch steht er im Vordergrunde der ärztlichen Bewegung; es wäre aber dringend zu wünschen, daß er bald den erhofften Abschluß fände; denn er nimmt gerade den besten Köpfen unter den Aerzten zu viel Arbeitszeit, und das ist bedauerlich nicht für die Kranken nur, sondern auch für die Gesunden. Denn die Volkheit kann die Arbeitskraft ihrer ärztlichen Führer in bedeutsameren Lebensfragen ohne Schaden für das Gemeinwohl nicht entbehren.

In den Schongebieten Bosniens.

Von Dr. Gg. Escherich.

(Schluß.)

Ein Gefühl des Fröstelns ist's, das mich gegen 4 Uhr morgens weckt. Kein Wunder auch, liegen wir doch 1400 Meter über dem Meere und hat die klare Nacht zur Abkühlung wesentlich beigetragen. Meine Begleiter sind schon auf und mit Bereitung des Kaffees beschäftigt. Frühaufsteher sind ja die Bosniaken alle, und wenn sie auch den ganzen Tag über dann nichts mehr tun als herumlungern: der erste Hahnenschrei ertönt schon meist zu spät für sie.

Wie angenehm sitzt es sich nicht nach solch kühlen Nächten am lodernden Lagerfeuer und doppelten Genuß bereitet dann eine Schale dampfenden Mokkas! Fast kostet es mich heute eine gewisse Ueberwindung, den behaglichen Platz am Feuer zu verlassen und in den nebelfrischen Morgen hinaus zu pürschen. War doch auch meine Hoffnung auf Erfolg nach dem gestrigen Tage nur mehr sehr gering!

Was wir zu Gesicht bekamen in den ersten Stunden, war herzlich wenig; einige Geißen mit dem stets hungrigen Kitz, sonst nichts. Und das war das berühmte Schongebiet! Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir uns zur Umkehr entschlossen. Es war ja doch nichts mehr zu machen bei der schon wieder fühlbar werdenden Hitze! Die Gams zogen sich dann an kühle, schattige Plätze in die Wände oder Latschenfelder zurück, um sich dort niederzutun und zu ruhen.

Einen letzten Versuch will Jurić doch noch machen, zumal dies nicht viel Mühe kostet. Unweit von uns zieht eine steile Rinne zu Tal; diese wollen wir noch einsehen. Sonst ein guter Aesungsplatz für Gams, dürften wir doch heute wohl zu spät kommen. Vorsichtig beugen wir uns über den Rand der Schlucht. Richtig, da unten steht Krickelwild. Beunruhigt ist es aber schon im höchsten Grade. Ihr scharfer Sinn hat die Gefahr erkannt. Nun erspähen sie uns. Dahin geht's in toller Flucht quer durch die Rinne, daß die Steine stieben. Zwei Stück sind's, annähernd gleich stark. Also wohl Böcke. Lang besinnen gibt's nicht, sonst sind sie dahin. Ein scharfer Knall und das stärkere Stück kollert todwund herab, sich glücklicherweise an einem vorstehenden Felsen verfangend. Das war wieder einmal so ein Duselschuß gewesen, wie sie bisweilen gelingen. Weit über 200 Schritte, und dabei die tolle Flucht!

Doch nun hinab zur Beute. Es gibt eine heillose Kletterpartie ab, in deren Voraussicht wir die Büchsen und sonstiges Entbehrliche oben am Rande zurücklassen. Jurić, der bessere Steiger, ist schon unten, während ich mich noch in den Felsen quäle. „Was ist's?“ „Dobar jarac, guter Bock,“ schallt's zurück. Ein altbayerischer Juchzer hallt in Bosniens Bergen. In wenigen Sätzen bin ich nun auch unten. Teufel, nein, das waren gute Krucken, wie sie eben ein richtiger Bock haben soll!

Kunstgerecht bricht der Jäger den Bock auf, knebelt dann die vier Läufe zusammen und mit meiner Hilfe nimmt er das schwere Stück über die Schulter. Es ist eine Kraftleistung, die Jurić da vollbringt, mit einer solchen Last den steilen Felshang hinaufzuklimmen. Die schwierigste Partie kommt erst noch direkt unter dem Rande. Ich klettere hier dicht aufgeschlossen hinter Jurić, um im Falle eines etwaigen Ausgleitens helfend eingreifen zu können, denn ich bangte um die schönen Krucken. Richtig, da rutscht noch im letzten Augenblicke der überanstrengte Jäger aus und muß, um sich selbst vor dem Sturze zu bewahren, den Bock preisgeben. Einen Latschenast mit der Linken erwischend, greife ich energisch zu, und mit Aufgebot aller Kräfte gelingt es mir, die Gams zu halten. Gottlob, die Krucken sind gerettet.

Bei der Hütte angelangt, setze ich höchst eigenhändig Lecker und Herz des Bockes mit Reis zu, dieweil meine Begleiter die Leber in feinen Scheibchen auf entrindeten Buchenast spießen, um sie an der Glut zu braten. Das soll ein schmackhaft Mahl werden! —

Tönt da nicht Flötenspiel herab von der Höhe? Ein Hirte wird's wohl sein, auf selbst gefertigter Pfeife blasend. Doch nein, nun hört man ja Mädchenstimmen dazwischen! Und schon steigen über die Halde herab zwei jugendfrische Hirtenmädchen in reizender Gebirgstracht. Auf dem Fuße folgend die dicht gedrängte Schafherde.

Also auch hier in Bosnien gilt der Jäger bei den Schönen! Denn daß die beiden Jurić zu besuchen eigens hergekommen waren, darüber bestand kein Zweifel. Schäkernd reichten sie dem grinsenden Waldhüter die braunen Hände und wetteifern in aufdringlicher Weise miteinander um seine Gunst. Es sind ja Schwestern, da ist jedes Mittel erlaubt! Endlich finde auch ich Beachtung und bekomme zwei schmutzige Händchen. Schade für dieses an und für sich bildschöne Volk, daß es so wenig reinlichkeitsliebend ist!

Jurić weiß seinen Besuch zu ehren. Er braut eine große Kanne dünnen Kaffees und gibt recht viel Zucker dazu. Wie sie darin schwelgen, die braunen Dämchen! Es ist eine Freude, ihnen zuzusehen.

Neugierig wie die Weiber nun einmal sind, durchstöbert Anića, die jüngere der Schwestern, mein Gepäck. Was das sei, fragt sie Jurić, auf meinen photographischen Apparat zeigend. Als ihr der nötige Bescheid geworden, kommt die naturgemäße Bitte, ich solle sie auch photographieren. Na, in Gottes Namen! Ich greife nach der Kamera und will die Mädchen entsprechend an der Hüttenwand plazieren, da sind sie auch schon fort wie der Satan. Das sind närrische Weiber, dachte ich mir und wandte mich wichtigeren Dingen zu.

Die Krucke war herauszuschneiden, da ich den Bock heute noch dem mir stets gefälligen Oberförster nach Konjica hinunterschicken wollte. Eine kurze Notiz über die Raubschützen-Affäre wollte ich ihm auch zukommen lassen und verband damit gleich die Bitte, mir einen verläßlichen Mann zum Schutze meines Gepäckes abzustellen. Das nahm alles Zeit in Anspruch, und ich war froh, als der junge Bećir endlich den Bock auf dem Rücken hatte und aufbrechen konnte. Denn gar lang war der Weg nach Ibar, wo er heute nächtigen sollte. Nur ungern sah Jurić das feiste Wildpret nach Konjica wandern. Er hatte keine allzu große Hoffnung, daß wir schon in den nächsten Tagen wieder Beute machen würden, und dann sah's mit dem Proviant schlecht aus.

Da kommen ja unsere Mädchen wieder und in welchem Staat! Die weibliche Eitelkeit hatte sie in glühender Sonnenhitze zu ihrer über eine Stunde entfernten Coliba[3]) getrieben, bloß um sich für die photographische Aufnahme recht schön zu machen. Sie haben ihr Festtagsgewand angezogen und sehen darin wirklich schmuck aus. Unter dem bunten Mieder guckt das weiße linnene Hemd hervor, das in bauschigen Aermeln ausläuft; der weißliche, aus Schafwolle selbst gewebte Rock wird durch eine mehrfarbige schmale Schürze belebt. Bunte Schuhe und Strümpfe, eine aus Silber getriebene Gürtelschließe und eine rohgeschnitzte, unförmliche Hornbrosche vervollständigen die Toilette bis auf den Kopfputz. Dieser besteht aus einem schleierähnlichen, über den Nacken herabfallenden Tuche, das von einer Art Kamm gehalten wird. Darunter die glatt gescheitelten, fettriefenden Haare.

Nun kommt der große Moment der Aufnahme! Als Hintergrund eine Felsenpartie vollständig stilgerecht, davor die aufgeregten Mädchen. Wie sie sich drehen und wenden, bald da, bald dort etwas an ihrem Gewande richten! Und vergessen haben sie auch noch was zur Verschönerung ihrer Person! Anića zieht's in höchster Hast aus der Tasche und schmückt damit sich zuerst, dann ihre Schwester. Zwillingszwetschgen sind's, blaureife Früchte an Doppelstielen. Ein wenig geschmackvoller Schmuck für Mieder und Gürtel.

Es ist geschehen. Der Momentverschluß hat seine Schuldigkeit getan. Neugierig umdrängen mich die Mädchen, um gleich ihr Bild zu sehen. Sie müßten warten erklärt Jurić den enttäuschten Schönen, und sie warten heute noch.

Beinahe hätte ich mit dem Weibervolk auch noch die Zeit zur Abendpürsche versäumt! Drum rasch das Handwerkszeug zur Hand! Heute will ich's mit Gummisohlen versuchen, die „Genagelten" sind mir zu laut in diesem Steinermeer. Vielleicht war dies daran schuld, daß wir bisher so wenig Wild zu Gesicht bekamen.

Lautlos pürsche ich dahin, katzenartig hinter mir drein auf seinen Opanken[4]) Jurić. Wieder nichts. Die Kitzgeiß von heute morgen auf demselben Flecke, sonst alles leer. Es scheint also die Ursache unseres Mißerfolges schon tiefer zu liegen. Entweder ist überhaupt nichts da, oder das Wild ist durch die Raubschützen versprengt. Das letztere scheint mir das Wahrscheinlichere und reift in mir den Entschluß, morgen weiter südwärts in hoffentlich weniger beunruhigtes Gebirge zu wandern. Jurić aber gibt die Hoffnung immer noch nicht auf, mich zu Schuß zu bringen, und trotz des schwindenden Lichtes treibt er mich vorwärts. Vergeblich Bemühen!

Es beginnt bereits bedenklich zu dunkeln und der Weg zur Hütte ist noch weit. Darum heißt es sich nun sputen, um vor Eintritt der Nacht aus den Felsen herauszukommen, sonst bleibt uns nichts anderes übrig als da, wo wir gerade uns befinden, zu nächtigen. Keine allzu rosige Aussicht, die uns zu höchster Eile treibt.

Die gefährlichsten Wände liegen glücklich hinter uns, und einen Schafpfad hat Jurić auch gefunden. Derselbe führt abwärts zur Quelle, ist also für uns brauchbar. Wenn ich nun aber glaubte, wir hätten's damit schon gewonnen, so täuschte ich mich gehörig. Bei Tage mochte ja ein derartiger von den gut kletternden Schafen willkürlich getretener Steig ein ziemlicher Behelf sein, bei Nacht aber war größte Vorsicht geboten, um nicht etwa seitwärts zu geraten und abzustürzen. Schritt für Schritt tastete Jurić mit den leicht beschuhten Füßen vorwärts, mehr mit den Sohlen fühlend als mit den Augen erkennend, ob er noch recht sei. Dicke Wolkenbänke verfinsterten noch völlig das Firmament und man konnte faktisch die Hand nicht vor den Augen sehen. Die Situation begann ungemütlich zu werden, zumal Jurić wiederholt den Pfad verloren und dabei einige Male mit seinen glatten Opanken zu Fall gekommen war. Ein Glück nur, daß ich zum Tasten einen Bergstock hatte und die Gummisohlen meiner Pürschschuhe sich in den glatten Felsen trefflich bewährten. Sonst wäre ich wohl auch kaum ohne Sturz davongekommen.

Wie rasch die Zeit vergeht, wenn die Nerven in Anspannung sind! Ich wollte kaum glauben, daß es schon 10 Uhr nachts sei, als wir endlich bei der Hütte anlangten. Drei Stunden also hatten wir zu dem bei Tage kaum nennenswerten Abstieg gebraucht! Das macht alles die herrschende Finsternis. Und wie sahen wir aus! Jurić hatte Gesicht und Hände stark verschunden und ging noch zur Quelle, sich die Wunden zu reinigen; ich aber betrachtete wehmütig mein völlig defektes Schuhwerk. In Fetzen hingen die neuen Gummisohlen herab; mit dem lautlosen Pürschen war's vorbei.

Speck, Käse und Schwarzbrot, dazu einige Tassen schwarzen Kaffee, was kann man in dieser Wildnis sich mehr wünschen! Morgen würden wir ja hoffentlich wieder Fleisch bekommen, also hat's keine Not. Bis gegen Mitternacht sitze ich mit dem Jäger noch gemütlich vor dem verglimmenden Feuer, dann wickelt sich jeder in seine Decken und gibt sich der wohlverdienten Ruhe hin.

Diesmal hieß es nicht so früh aufstehen. Wollten wir doch auf die aussichtslose Morgenpürsche verzichten und nach genommenem Frühstücke gleich aufpacken, um vier Stunden weiter südwärts zu ziehen, wo Jurić gute Gamsplätze wußte. Ein kleiner seichter Wassertümpel, euphemistisch Jezero, „See" genannt, ein riesiger abgestürzter Felsblock daneben, da sollte unser neuer Lagerplatz sein. Fürwahr ein idyllisch Plätzchen! Nur eines fehlt: Holz zum Feuermachen, weshalb wir mit vereinten Kräften solches oft ziemlich weit herbeischleppen. Viel ist's nicht, was wir an dürren Latschen und Kiefernästen finden, für einen bis zwei Tage wird's aber schon reichen, wenn man spart. Der Proviant geht auch schon zur Neige, außer einer Konserve gibt's nur noch Brot und Kaffee. Doch heute wird ja hoffentlich eine Gams fallen oder wenigstens der von Konjica erbetene Mann eintreffen und Lebensmittel mitbringen.

Hoffnungsfreudig geht's zur Abendpürsche. Diesmal kann's nicht fehlen, meint Jurić und verdoppelt seine Aufmerksamkeit. Wir sehen auch ziemlich Gams, doch nichts besonderes darunter, und trotz des energischen Zuspruchs des Jägers kann ich mich nicht entschließen, auf einen dreijährigen Bock zu schießen, der in angemessener Entfernung vor mir steht. Wir werden doch hoffentlich noch auf etwas Besseres kommen, darum verschonte ich den Jüngling. Das Büchsenlicht beginnt bereits zu schwinden, da sehe ich endlich einen guten Bock. Pechschwarz heben sich die hohen Krucken von der lichten Felswand ab und mächtig ist sein Bau. Ein Bock, wie ich ihn dort unten noch niemals gesehen! Doch unsinnig weit ist's hinüber in die Wände des Osobac und eine steile, tiefe Schlucht dazwischen. Unmöglich ist's, ihn heute noch anzupürschen, das schwindende Licht gestattet gerade noch Korn und Kimme zusammenzuschauen. Ich riskiere es. Gefehlt natürlich. In mächtigen

[3]) Hirtenhütte, ähnlich unseren Almhütten.
[4]) Eine Art Mokassins.

Fluchten nimmt die Gams die schier unersteigbaren Wände an und ist im nächsten Augenblicke schon dahin.

Mißmutig kehre ich zum Lager zurück, wo unter dem mächtigen Blocke ein lustig' Feuer knistert und der alte Becir bereits einen trefflichen Schwarzen gebraut hatte. Gut daß wir wenigstens noch Kaffee und Brot genügend hatten, denn mit dem übrigen Proviant sah es allmählich kläglich aus. Die letzte Fleischkonserve teilte ich diesen Abend noch brüderlich mit Jurić, der Alte mußte sich mit Brot und Zwiebeln begnügen. Das war nicht viel auf die Anstrengungen des heutigen Tages hin! Morgen aber wollte ich auf alle Fälle trachten, eine Gams zu schießen, und sei es nur ein Kitz, das versprach ich Jurić, der indigniert den Leibriemen enger schnallte. — Endlich mußte ja auch doch einmal der Bote aus Konjica eintreffen!

Verdammt kalt war's in dieser Nacht auf 1600 Meter Höhe! Alle Decken und Hüllen halfen nichts und immer näher rückte ich zum Feuer. Auch die abgehärteten Bosniaken froren und fachten wiederholt die Flammen von neuem an, wenn sie zu erlöschen drohten. Da werden Steine los in den Felswänden direkt über uns und prasseln herab bis dicht vor das Lager! Gams sind's, die roglig geworden von den lodernden Flammen! Na wartet, morgen will ich euch schon kommen!

Bei solcher Hundekälte ist man froh, wenn es Zeit zum Aufstehen wird. Fröstelnd umdrängen wir das mit den letzten Holzresten genährte Feuer und erst der dampfende Mokka vermag den bis auf's Innerste erfrorenen Körper wieder zu erwärmen. Dann aber wird gleich zur Pürsche aufgebrochen.

Es ist ein unvergleichlich schöner Morgen in dieser herrlichen Gebirgswelt, doppelt schön für einen Jäger. Denn Gams sah man heute gerade genug; auch sie freuten sich scheinbar des herrlichen Wetters. Aber wieder das alte Lied: lauter Geraffel war's, Geißen mit Kitzen und höchstens einige schwache Böcke darunter. Und wieder schoß ich nicht, so daß Jurić ob seines knurrenden Magens höchst unwillig wurde. Was half's? Ich wollte eben nicht, und darein mußte er sich fügen. Hoffte ich doch bestimmt, zum Lager zurückgekehrt, den Boten von Konjica dort vorzufinden! Der mußte ja Proviant mitbringen. —

Und richtig, er war da, der getreue Temić, mein Begleiter von ehedem in die unwirtliche Rakitnica. Grüße hatte er mir in Menge mitgebracht von „Gospodine[5]) Oberförster", auch einige Briefe. Mit den erhofften Lebensmitteln aber sah es schlecht aus: ein Laib Schwarzbrot und eine einzige Fleischkonserve war alles, was seine Tasche barg. Mir schien es, daß der gute Tomić sich auf dem beschwerlichen Steig nicht allzu sehr belasten wollte. Nun blieb mir freilich nichts anderes übrig, als die nächste beste Gams zu schießen, und nach kurzer Frühstücksrast gings mit dem unermüdlichen Jurić gleich wieder von neuem in die Berge.

Da stand noch das Rudel Gams von heute Morgen, es hatte sich nur etwas mehr in den Schatten der Wände gezogen und zum Teil zur Ruhe niedergetan. Ich pürsche mich heran, aber schon hat die auf weitaussichtigem Felsblocke liegende Leitgams die Gefahr erkannt. Sie erhebt sich und ihr Warnungspfiff veranlaßt das ganze Rudel zur gespanntesten Aufmerksamkeit. Nun haben sie ihren Feind erspäht, und dahin geht's in halsbrecherischer Flucht die steile Lehne herab. Ein herrlicher Anblick. — Da zupft mich Jurić am Aermel und deutet aufwärts. Richtig, links seitwärts taucht eine neue Gams auf, die in den Latschen geruht. Ein Bock ist's und kein schlechter, wie ihn mein Glas mir zeigt. Das flüchtende Rudel hat den Einsiedler aus der Ruhe aufgeschreckt, und, nicht wissend, woher die Gefahr droht, äugt er scharf umher. Noch hat er uns nicht wahrgenommen und, wie zu Stein erstarrt, verharren wir in der gerade angenommenen Haltung. Jetzt setzt er zur Flucht an und sprengt die Halde herab in mächtigen kraftvollen Sätzen. Näher und näher rast der Bock heran, wenn er nur noch wenige Sekunden die eingeschlagene Richtung hält, kann's langen. Die gestochene Büchse im Anschlage, verfolge ich seine Bewegungen. Zum Teufel, im letzten Momente noch wendet er sich seitwärts. Sollen wir denn nimmer zu einer Gams kommen? Ingrimmig riskiere ich den nahezu aussichtslosen Schuß. Nur noch toller stürmt der Gefehlte dahin, in wenig Sätzen schon muß er die deckenden Latschen erreicht haben. Ich repetiere so schnell als möglich und werfe dem eben im Gezweige Verschwindenden einen zweiten Schuß nach. Es glückt. Wie vom Blitze getroffen stürzt der Bock und rollt den Abhang hinab. Das unbarmherzige Geschoß hatte ihm den Halswirbel zerschmettert. — Wiederum ein Zufallsschuß.

Wer war froher als ich, auf diese glückliche Art und Weise die nicht mehr länger zu verschiebende Proviantfrage gelöst zu haben? Ich hätte sonst eben das nächste beste Kitz oder eine Geiß schießen müssen, nur um die hungernden Mägen zu befriedigen. So hatte ich nun Fleisch in Hülle und Fülle für meine Leute, dazu ein gutes Gehörn, konnte also mit meinem Tageswerk recht zufrieden sein.

Grinsend empfangen die beiden Bosniaken im Lager den unter seiner Last daherkeuchenden Jurić. Heute soll's mal ordentlich Fleisch geben, und diese Aussicht erfüllte sie mit größter Freude. Hei, wie sie Holz herbeischleppen und den Kochkessel zusetzen! So eifrig sah ich sie sonst nie! Unterdessen deckt Jurić kunstgerecht die Gams ab, löst den Ziemer aus, und ihn in mehrere Stücke zerhackend, wirft er dieselben in den brodelnden Kessel. Gekochtes Gamsfleisch, guten Appetit! Nun, so gar übel schmeckte das Zeug nicht, die Suppe wenigstens war ganz genießbar, das Fleisch allerdings entsetzlich zäh. Welch ein Hochgenuß aber für die armen Bosniaken, die oft monatelang kein Fleisch sehen! Sie verschlingen riesige Stücke davon und scheinen schier unersättlich. Ist denn möglich, daß der Kessel schon leer ist? Wahrhaftig, Jurić holt neue Stücke Wildpret und das Kochen beginnt von vorne. Gegen Mitternacht mochte es sein, als sich der letzte von ihnen, unfähig, noch den kleinsten Bissen hinunterzuwürgen, am Feuer ausstreckte. Widerliche Völlerei halbwilder Menschen!

Zwei Tage noch blieb ich an diesem idyllischen Lagerplatze, und einen dritten Gamsbock gelang es mir zu erbeuten, dann mußte ich unerbittlich zurück zur Zivilisation, zur Arbeit. Reizlos erschien mir der Rückweg durch die gepriesene Bjelasnica, reizlos selbst das liebliche Konjica! Sie lagen eben *hinter* mir, die schönen Tage der Schongebiete!

*

Der allgemeine Eindruck nun, den ich hinsichtlich der Jagdreservate gewonnen, ist einerseits der, daß Organisation und namentlich Schutz derselben noch manches zu wünschen übrig läßt, andrerseits aber trotz der vorhandenen Mißstände der vorgesteckte Endzweck im großen und ganzen erreicht ist. Derselbe zielt nämlich nicht etwa dahin ab, dem einen oder anderen Begünstigten ein spezielles Jagdvergnügen zu bereiten, sondern lediglich darauf, dem Lande einen angemessenen Wildstand zu sichern. Und dies ist durch die Reservate bereits erreicht; denn man kann wohl mit Bestimmtheit behaupten, daß ohne die Einschonung heute schon Reh- und namentlich Gamswild recht selten in Bosnien geworden wäre, wie denn auch mit der Entfernung von den Schonungszentren der Wildstand rapid abnimmt. Die vorhandenen Mängel noch zu beseitigen, wäre für eine Regierung, welche in relativ kurzer Zeit so gewaltige kolonisatorische Arbeiten im Lande geleistet hat, ein leichtes. Nur ist eben die Sache an und für sich zu wenig wichtig, um sie *vor* anderen bedeutungsvollen Kulturaufgaben in Angriff zu nehmen. Sind diese einmal erledigt und bekommt dann die Regierung die Möglichkeit, ihre Kraft auch minder wichtigen Angelegenheiten zuzuwenden, dann zweifle ich nicht, daß es ihr gelingt, aus den Schongebieten Reh- und Gamsreviere zu schaffen, wie es deren nicht viele gibt.

Ich aber sehne heute schon den kommenden Herbst herbei, der mich, so Gott will, wieder bringen soll „In die Schongebiete Bosniens und der Herzegowina"

[5]) Herr.

Bücher und Zeitschriften.

Napoleon I. Eine Biographie. Von Dr. August Fournier. 1. Band: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Wien und Leipzig. Tempsky u. Freytag. 1904.

Nach nahezu 20 Jahren hat sich der Verfasser entschlossen, eine Neuausgabe seines Napoleon-Werkes vorzunehmen; fast jedes Jahr hat inzwischen eine Fülle neuen Quellenmaterials (Memoiren, Briefe u. s. w.) über den Charakter und die jeweiligen Absichten des gewaltigen Eroberers gebracht; vor allem verbreiteten die Memoiren von Napoleon nahestehenden Persönlichkeiten, die das Elend seiner Verbannung auf St. Helena teilten, so Montholons und Gourgauds neues Licht. Napoleon, aus der Ferne zurückblickend, entschleierte da manches in trautem Gespräche, was er als Machthaber verschwiegen hatte und sicherlich überhaupt verschwiegen hätte, wäre er ein solcher geblieben. Fournier verwendet nun die gesamte, während der letzten 20 Jahre erschienene Literatur über seinen Helden und auch ungedruckte Briefe desselben, welche breite wissenschaftliche Grundlage er, um den Zusammenhang der durchaus gemeinverständlichen Darstellung nicht zu stören, unter „Anhang" („Literarische Anmerkungen") zusammenfaßt. Er hat sich schon in der ersten Auflage seines Werkes redlich bemüht, die Ueberlieferung sowohl von parteiischer Entstellung als auch von bewundernder Legende zu reinigen und zu einem möglichst klaren Gesamtbilde des Mannes zu gelangen, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Welt aus den Angeln zu heben schien. Fournier bleibt mit seinem Urteile auch in der zweiten Auflage in der goldenen Mittelstraße, ja neue Studien haben in ihm die Ueberzeugung bestärkt, daß nur auf diesem Wege das Richtige gefunden werde. Er sagt hierüber zusammenfassend in der Vorrede: „Im ganzen genommen habe ich keine zwingende Veranlassung gefunden, meine Auffassung von Napoleon und seinem Wirken wesentlich zu ändern. Ich erachte sie heute noch, wie damals, als ich mich zum erstenmal an den großen Stoff heranwagte, in der Mitte zwischen unbedingt verherrlichender Lobpreisung und vernichtender Verurteilung am sichersten gegründet. . . ." — Was die Ausführungen im einzelnen betrifft, so ist der Verfasser bestrebt, die Betätigungen Napoleons in der inneren und äußeren Politik zum Zwecke scharfer Charakteristik zu verwenden. Alle Eigenschaften des großen Korsen, sein Scharfsinn, seine Verwegenheit, seine eiserne rücksichtslose Energie, freilich auch seine Verschlagenheit, die vor Lüge und Verstellung nicht zurückschreckt, weiß der Verfasser insbesondere in dem Abschnitt plastisch vorzuführen, der das Jahr 1799/1800 behandelt. Von der abenteuerlichen ägyptischen Expedition heimgekehrt, wird er durch die öffentliche Meinung auf den Schild gehoben und bahnt sich durch kluge Benützung der Verhältnisse der inneren und äußeren Politik Frankreichs, wobei er sich äußerlich an all das hält, was seit dem Beginn der Revolution als Lehrmeinung vorgezeichnet ist, sowohl in Hinsicht der Politik gegen England, Deutschland, Italien und Preußen als in Hinsicht religiöser und innerpolitischer Angelegenheiten, den Weg zur Alleinherrschaft. Diese datiert Fournier von dem Momente, da er zum lebenslänglichen Konsul geworden war (2. Dezember 1802). Die eingehende Schilderung der weitblickenden organisatorischen Tätigkeit, die Napoleon in dieser Machtsphäre entwickelt, ist wie ein Beweis des neuen Imperialismus in Frankreich neben diese Tatsache der Erlangung des lebenslänglichen Konsulates gestellt.

Dr. Karl Fuchs.

✱

Allgemeine Rundschau.

Feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.

M. In der Beilage vom 5. Juli ist bei der Erklärung der Hamletstelle „Etwas faul im Staate Dänemark" auch auf die möglicherweise irrtümlich herübergenommene Stelle aus Römer 12, 20, resp. Sprüche 20, 22 „Feurige Kohlen auf Jemandes Haupt sammeln" verwiesen. Es könne „Herd" statt „Haupt" heißen. Schon vor einigen Jahren, bei der Besprechung der auch an dieser Stelle gewürdigten „Stories of the High Priests of Memphis" von Griffith hat der jetzt nach Straßburg an Holtzmanns Stelle berufene Jenenser Theologe Ernst v. Dobschütz auf eine Analogie zu „Feurige Kohlen auf sein Haupt" in einer dieser altägyptischen Novellen hingewiesen; Setne Khamuas, der Sohn der Pharao Usermara, will sich aus dem Grabe des Nenefer Kaptah ein kostbares Buch holen. Zuerst spielt er mit dem Geiste des Nenefer Kaptah das „Zweiundfünfzigspiel", ein Brettspiel. Da Setne verliert, nimmt er das Buch nach verschiedenen Erlebnissen mit den Geistern mit Gewalt und kehrt in die Oberwelt zurück. Hier muß er unter schrecklichen und furchtbaren Visionen leiden, bis er das Buch in das Grab zurückbringt. Es heißt dann wörtlich, daß Nenefer Kaptah zu dem Geiste seiner Schwester und Gattin Ahure spricht: „Sei nicht traurig in Deinem Herzen; ich bringe es fertig, daß er das Buch wiederbringt, einen Gabelstock in der Hand und ein Becken voll feuriger Kohlen auf dem Kopf." Und auch Setnes Vater, der Pharao, will ihn dazu bringen, mit dem Gabelstock und den feurigen Kohlen auf dem Haupt zu bereuen. Erst nach weiteren beängstigenden Visionen entschließt sich Setne dies zu tun und dann heißt es: „Setne ging fort von dem Pharao, einen Gabelstock in der Hand und ein Rauchfaß voll feuriger Kohlen auf dem Haupte." Er ging hinab zu dem Grabe des Nenefer Kaptah und Ahure sagte: Setne, der große Gott Ptah hat dich am Leben erhalten." — Griffith meinte, Gabelstock und Feuereimer seien Torturinstrumente gewesen; sie sind als solche nirgends erwähnt. Der Bereuende trägt die feurigen Kohlen auf dem Haupte als symbolisches Strafinstrument. Mit dem Ausdruck „Feurige Kohlen auf eines andern Haupt sammeln" war daher wohl ursprünglich gesagt, daß der Geschädigte den Schädigenden zur Reue und Umkehr bringt. Auch Wildeboer in Martis Handkommentar z. a. T. bemerkt zu Sprüche 25, 21 und 22: „Feurige Kohlen auf sein Haupt" ist nicht ein Bild der Scham, sondern der Reue. Wenn der Stil der vorchristlichen ägyptischen Literatur ein solches Bild kennt, brauchen wir nicht an einen Irrtum zu denken, wenn die Sprüche und Paulus im Römerbriefe ein gleiches anwenden.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* **Verleihung der Prinz Ludwig-Medaille.** Die Geographische Gesellschaft München beriet in ihren beiden letzten Ausschußsitzungen über die Verleihung der von Baron Wichmann-Eichhorn gestifteten Prinz Ludwig-Medaille. Die goldene Medaille, deren erstes Exemplar bekanntlich Sr. Exzellenz dem Geheimrat Dr. G. v. Neumayer zugesprochen wurde, und welche für geographische Forschung in fremden Ländern bestimmt ist, soll zu Beginn des kommenden Herbstes vergeben werden. Die silberne Medaille, deren Zweck es ist, für die Erforschung des eigenen Vaterlandes eine Anerkennung zu gewähren, wird nunmehr zum erstenmal verliehen. Der Ausschuß war darin einig, daß dieselbe Herrn Professor Dr. W. Goetz dahier für seine wohlbekannten Verdienste um die Förderung der bayerischen Landeskunde zuteil werden solle, und in der Ausschußsitzung vom 4. Juli wurde die Medaille dem Genannten durch den ersten Vorsitzenden der Gesellschaft mit einer entsprechenden Anrede überreicht. Professor Goetz legte in seinen Dankesworten kurz die Grundsätze dar, von welchen er sich bei seinen einschlägigen Arbeiten leiten ließ und auch künftig leiten lassen wird.

* **Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.** Den letzten „Geschäftlichen Mitteilungen" (1904, Heft 1) zufolge hat der Verwaltungsrat der Wedekindschen Preisstiftung für deutsche Geschichte auf Antrag seines Mitgliedes Herrn Wagner beschlossen, eine Ausgabe der ältesten Generalkarten von Deutschland zu veranstalten. Die Bearbeitung wird durch Herrn Dr. August Wolkenhauer (Assistent am Geographischen Institut der Universität in Göttingen) erfolgen. Es handelt

sich dabei um eine Reproduktion von Karten Deutschlands, die zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts erschienen sind und sich nur noch in wenigen Exemplaren erhalten haben. Die Wiedergabe soll in Originalgröße erfolgen und von einem Text begleitet werden, der eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Kartographie dieses Zeitraumes enthält. — Für den bezeichneten Zweck hat der Verwaltungsrat aus den verfügbaren Fonds der Stiftung 800 Mark zur Verfügung gestellt.

×

Hochschulnachrichten.

* München. Der Privatdozent an der Universität Erlangen Dr. Theodor Bitterauf wurde auf Ansuchen dieser Funktion enthoben und unter Befreiung von weiteren Habilitationsbedingungen als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte, sowie für historische Hilfswissenschaften in die philosophische Fakultät der hiesigen Universität aufgenommen. Dr. Bitterauf ist schon seit Beginn des Sommersemesters zu Arbeiten im Dienste der historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften hierher beurlaubt.

Am 28. Juni fand eine Versammlung statt, in der die Gründung eines Vereins „Münchener Studentenhaus" beschlossen wurde, der sich die Förderung des geistigen und körperlichen Wohles der Studenten der drei Hochschulen, insbesondere die Schaffung eines Lesesaales und einer mensa academica zum Ziel gesetzt hat. Von der Gründung einer Genossenschaft wurde der gesetzlichen Schwierigkeiten wegen auf einstimmigen Beschluß Abstand genommen. In den Verwaltungsausschuß einzutreten erklärten sich bereit die Herren Professoren Brandl, Brentano, Hahn, Hertwig, Knöpfler, Königs und Herr Bankdirektor Dr. Löhr, sowie fünf studentische Vertreter der Kommission. Es sind zur Pachtung geeignete Räume in Aussicht genommen. Zeichnungsbeiträge an die Bayerische Handelsbank „Konto Münchener Studentenhaus" sind erwünscht. Die bis zum 1. Dezember 1904 Beitragenden sollen Gründungsmitglieder des Vereins ohne weitere Beitragsverpflichtung werden.

* Straßburg. An Stelle von Professor Holtzmann hat der außerordentliche Professor der Theologie in Jena Dr. Ernst v. Dobschütz einen Ruf an die hiesige Universität erhalten. Prof. Holtzmann tritt, wie seinerzeit gemeldet, mit Schluß dieses Sommersemesters in den Ruhestand.

* Göttingen. Der Antrag der akademischen „Freien Literarischen Vereinigung", auch studierende Damen als Mitglieder aufnehmen zu dürfen, ist vom Rektorat „aus allgemeinen Erwägungen" abschlägig beschieden worden.

* Münster. Auf den durch den Weggang Professors Dr. Erich Adickes nach Tübingen erledigten Lehrstuhl der Philosophie ist der ordentliche Professor in Königsberg Dr. Ludwig Busse berufen worden.

* Erfurt. Die Akademie gemeinnütziger Wissenschaften ernannte anläßlich ihres 150jährigen Bestehens außer den schon erwähnten Ministern Studt und Rheinbaben und dem Ministerialdirektor Althoff die Professoren Harnack und Dernburg (Berlin) und den Professor der Chemie in Münster Hittorf zu Ehrenmitgliedern.

* Wien. Die pennsylvanische Hochschule für Pharmacie (Philadelphia College of Pharmacy) hat die Professoren Hofrat A. v. Vogl und Hofrat Wiesner zu Ehrenmitgliedern gewählt.

* Prag. Unserer gestrigen Meldung über die Vorschläge zur Nachfolge auf dem von Professor Alwin Schultz bekleideten Lehrstuhl für Kunstgeschichte tragen wir nach, daß ursprünglich der außerordentliche Professor in Wien Dr. Julius Ritter v. Schlosser primo loco vorgeschlagen worden war. Derselbe hat jedoch den Ruf abgelehnt.

II. Von technischen Hochschulen. Dem ersten Assistenten für darstellende Geometrie an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe Dr. Walter Ludwig ist die venia legendi für Mathematik und darstellende Geometrie an dieser Hochschule erteilt worden.

R. Auf Beschluß der Abteilung für allgemeine Wissenschaften ist der Gymnasialoberlehrer Dr. Petzold an der Technischen Hochschule zu Berlin als Privatdozent für „naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie" zugelassen worden.

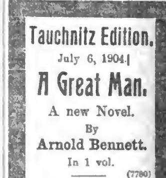
×

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. B. Hoenig: Mod. Organisation d. höheren Frauenbildung. Eine amerikanische Idee. Dem Verein ehemaliger Lyzeistinnen in Prag zu seiner Gründung gewidmet. Prag 1904. A. Haase. 16 S. — Karl Bleibtreu: Die Vertreter des Jahrhunderts. Band I. Berlin u. Leipzig 1904. Friedrich Luckhardt. 359 S. — Dr. jur. Hermann Ortloff: Das Magyarentum in Ungarn im Kampfe um den Nationalstaat. Ebda. 1904. 246 S. — Fred R. Minuth: Ihr Verbrechen. Sozialer Roman. Berlin 1904. Richard Schröder. 363 S. — Dr. Joseph Ritter v. Renauld Edler v. Kellenbach: Beiträge zur Entwicklung der Grundrente und Wohnungsfrage in München. Leipzig 1904. C. L. Hirschfeld. 202 S. — Paul Remer: Das Aehrenfeld. (Schrift und Schmuck von Max Fröhlich.) Berlin u. Leipzig 1904. Schuster u. Loeffler. 57 S. — Emile Verhaeren: Ausgewählte Gedichte. In Nachdichtung von Stefan Zweig. Ebda. 1904. 90 S. — Wilhelm Spiegelberg, a. o. Professor an der Universität Strassburg: Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente. Strassburg 1904. Schlesier u. Schweickhardt. 55 S. — Dr. Wilhelm Buchner: Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet. 9. verb. u. verm. Auflage. Essen 1904. G. D. Baedecker. 259 S. — Professor Dr. Karl Hille: Zur Pflege des Schönen. Beiträge aus dem Unterrichte in den Mittelklassen des Gymnasiums. 2. verb. u. verm. Auflage. Paderborn 1904. Ferdinand Schöningh. 77 S. — Dr. Siegmund Günther, Professor an der Technischen Hochschule in München: Geschichte der Erdkunde. (Die Erdkunde. Eine Darstellung ihrer Wissensgebiete, ihrer Hilfswissenschaften und der Methoden ihres Unterrichtes. Herausgegeben von Maximilian Klaar. 1. Teil.) Leipzig u. Wien 1904. Franz Deuticke. 343 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 7. Juli. Nummer 153.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Straßburger Bibliothek und ihre Benutzung.

Von Prof. Friedrich Kluge (Freiburg i. Br.).

Mit der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft wird es vielen Gelehrten im einzelnen Falle wohl ernst sein, und doch hat jede gelehrte Arbeit endlose Voraussetzungen. Eine derselben, und nicht die unwesentlichste, soll hier von einer Seite aus beleuchtet werden, über die in den beteiligten Kreisen nur allzu oft Mißmut zur Aeußerung kommt, ohne daß man bisher der wirklich drückenden Verhältnisse Herr geworden wäre.

Eine Hauptvoraussetzung aller gelehrten Arbeit ist die Liberalität unserer Bibliotheken. Denn die kleinen Büchereien, über die der Fachmann im allgemeinen verfügt, können bei dem Großbetriebe, der seit Jahrzehnten und Jahrhunderten auf allen Gebieten herrscht, gewiß in keinem einzigen Falle ausreichen, den produktiv schaffenden Gelehrten mit der ganzen einschlägigen Literatur bekannt zu machen. Jedenfalls im Bereich der philologisch-historischen Gebiete ist jeder Gelehrte auf Hilfsmittel und Quellen angewiesen, die ihm seine Privatbibliothek gar nicht zu bieten vermag. So sind wir Gelehrten durchaus auf das Entgegenkommen unserer öffentlichen Bibliotheken angewiesen, und mit Dankbarkeit wird das Lob unserer Bibliothek in zahllosen Schriften der Jünger der Wissenschaft endlos variiert. Mit Recht. Jeder von uns hat solche Liberalität in reichem Maße an sich erfahren.

Aber es ist klar, auch die einzelne Bibliothek, die der Oeffentlichkeit und insbesondere der gelehrten Arbeit zu dienen berufen ist, wird den literarischen Anforderungen der Fachgelehrten heutzutage kaum in einem einzigen Falle erschöpfend genügen können. Man mag sich stellen wie man will: jeder, der nicht das Glück hat, regelmäßig an unseren größten Bibliotheken zu arbeiten, weiß ein Lied davon zu singen, wie groß der Vorsprung ist, den die regelmäßige Benützung einer solchen Bibliothek gibt. Wer für seine gelehrte Arbeit also an kleineren oder mittleren Bibliotheken arbeitet, muß auf die Liberalität der großen mitrechnen. Noch in viel höherem Maße ist der Privatgelehrte auf das Entgegenkommen der verschiedenen Bibliotheken angewiesen; denn während dem akademischen Lehrer die Bestände der eigenen Universitätsbibliothek im vollsten Umfange zur Verfügung stehen, ist er öfters hilflos und entbehrt der Förderung, die Hochschuldozenten von seiten der Bibliothekare in reichem Maße erfahren.

Die größte Liberalität unserer öffentlichen und akademischen Bibliotheken ist unter allen Umständen die Hauptbedingung aller gelehrten Arbeit, Engherzigkeit ist nirgends weniger am Platz. Denn die wissenschaftliche Arbeit dient der Gesamtheit, sie soll der Nation und der Menschheit zugute kommen. Und wo rühmte man nicht die deutsche Wissenschaft, ihre Vertreter und ihre Werke? Es gibt in diesem Sinne keine Lokalforschung, und so sind unsere öffentlichen Bibliotheken keine Lokal- oder Provinzialanstalten, sondern sie sollen als Pflegestätten der Wissenschaft allen und jedem dienen.

So war es bisher, bis neuerdings eine der größten unserer Bibliotheken anfängt, sich selbst zur Provinzialbibliothek zu stempeln. Es ist die Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, gerade diejenige von unseren Bibliotheken, die durch die Liberalität hochherziger Stiftungen deutscher Gönner sich schnell zum Range einer Großbibliothek erhoben hat.

Die Geschichte der Straßburger Bibliothek ist bekannt. Aus badischem Lande, von Donaueschingen aus, und von München her erscholl nach dem Kriege sofort ein öffentlicher Aufruf, der die Neubegründung der Straßburger Bibliothek proklamierte und die Hochherzigkeit ganz Deutschlands anrief. Der Erfolg war groß. In noch nicht einem Jahre waren mehr als 120,000 Bände durch Schenkungen beisammen. Nur wenige Bibliotheken sind so sehr durch Stiftungen groß geworden wie gerade Straßburg, und gewiß stammt nur ein kleiner Bruchteil dieser Stiftungen aus Elsaß-Lothringen selber. Noch neuerdings hat ein badisches Landeskind, der in Heidelberg verstorbene Kußmaul, seine große Bibliothek nach Straßburg gestiftet.

Wer so sehr durch die Liberalität hochherziger Gönner groß geworden ist, wird gewiß selber nicht engherzig sein. Und in früherer Zeit war die Liberalität Straßburgs auch allgemein bekannt und gerühmt. Aber seit einer Reihe von Jahren herrscht dort der Geist provinzieller Exklusivität. Wer nicht das Recht hat, diese Bibliothek als Elsaß-Lothringer Landeskind oder Bürger zu benützen, dem erwachsen für die Benutzung die allergrößten Schwierigkeiten. Wer von dort Bücher erbittet und nicht im Reichslande wohnt, muß amtlich nachweisen, daß die Bibliotheken seines Landes die betreffenden Bücher nicht besitzen. Wer in Baden lebt, muß drei Bibliotheken um die erforderliche Bescheinigung bemühen. Wer in Preußen lebt und wirkt, wird vielleicht ein Dutzend derartiger Scheine beibringen müssen.

Es sollen ministerielle Bestimmungen diese rigorosen Forderungen veranlaßt haben. Wir glauben nicht, daß die Straßburger Universität, d. h. die gelehrte Welt Straßburgs, einen so engherzigen Standpunkt von sich aus eingenommen haben kann, nachdem deutsche Bibliotheken bei der Gründung der Straßburger Bibliothek in der Weise mitgewirkt haben, daß sie ihre ganzen Bestände an Dubletten (Königsberg nicht weniger als 15,000 Bände) zur Verfügung gestellt haben.

Man hat den Eindruck: es liegt hier eine am grünen Tische vollzogene engherzige Interpretation der kaiserlichen Verordnung vom 19. Juni 1872 vor, welche die junge Bibliothek in den Dienst der neu begründeten Universität und der Reichslande stellt. Aber diese Bestimmung hat man früher so wenig engherzig interpretiert, daß die neuere

Praxis um so unangenehmer absticht. Wenn nun seit Jahren jene kaiserliche Bestimmung in fühlbarer Härte durchgeführt wird, daß Gelehrte Altdeutschlands darunter zu leiden haben, so hört man bei mündlichem Austausch mit Freunden und Fachgenossen, daß an maßgebenden Stellen Unmut herrsche, weil mit der früher geübten Liberalität Mißbrauch getrieben worden sei. Das mag sein. Es mag sein, daß gelegentlich einzelne Gelehrte lieber gleich in Straßburg um Bücher gebeten haben, statt an der Bibliothek ihrer Universität erst Umschau zu halten. Aber im allgemeinen ist es doch gewiß sicher, daß jeder Hochschuldozent in den Räumen seiner Universitätsbibliothek heimisch ist und lieber mit ihren Beständen arbeitet, als daß er den mühseligen und kostspieligen Weg des Postverkehrs betritt. Der Aufenthalt in den Bibliotheksräumen hat ja für den Gelehrten immer seinen Zauber; Finderglück und Finderfreude sind nirgends mehr heimisch als eben in Bibliotheken. Es gehört immer ein entschiedener Entschluß dazu, sich Bücher von auswärts zu bestellen.

Es kann sich also gewiß nur um vereinzelte Fälle handeln, in denen Mißbrauch getrieben worden ist, und wenn die Straßburger Behörden das ihre Bibliothek benützende Publikum haben erziehen wollen oder müssen, so sind die Jahre, in denen die neue Praxis besteht, dazu gewiß imstande gewesen. Wir haben jahrelang für die Sünden einzelner büßen müssen, aber schließlich ist doch nun der Zeitpunkt gekommen, daß Straßburgs Universität den alten Ruf der Weitherzigkeit wieder erneuern darf, ohne neuen Mißbrauch befürchten zu müssen. Man mag ja zur Abwehr künftigen Mißbrauchs die vorsichtige Bestimmung bestehen lassen, aber wir bitten dringend darum, durch eine gelinde Handhabung ihre Härte zu mildern. Die ganze gelehrte Welt Deutschlands wird die Rückkehr zur alten Methode mit Jubel begrüßen, wie sie lange unter der strengeren Praxis gelitten hat.

Oder sollen wir etwa wünschen, daß alle deutschen Staaten für ihre Institute ebenso rigorose Bestimmungen einführen? Man male sich einmal den Druck auf die gelehrte Arbeit aus, den die Durchführung ähnlicher Bestimmungen in einer größeren Anzahl von Staaten ausüben würde.

Also weg mit solcher Engherzigkeit! Wenn man der Straßburger Bibliothek für die Zukunft noch eine ebenso große Fülle von Stiftungen wünschen möchte, wie sie bisher erhalten hat, so kann man das doch nur in dem festen Vertrauen darauf tun, daß die Zeit der alten Liberalität wiederkehre. Der Patriotismus, dem die Universität und die Bibliothek Straßburgs Dasein und Blüte verdanken, soll auch heute noch das Reichsland mit dem alten Vaterland zusammenketten: Darum weg mit allen Schlagbäumen, die den geistigen Verkehr hinüber und herüber hemmen!

Natur und Staat.

„Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?", so lautete das Thema eines vor drei Jahren „zur Förderung der Wissenschaft und im Interesse des Vaterlandes" gestellten Preisausschreibens. Nunmehr werden in einem Sammelwerke zehn der hervorragendsten unter den sechzig eingelieferten Arbeiten unter dem Gesamttitel „Natur und Staat" veröffentlicht.[1]) Schon die Stellung der Preisfrage selbst und das daraus hervorgehende Sammelwerk dürfen als ein höchst verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden. Dient doch beides der Lösung der wichtigsten Frage, welche die zur Reife und Mündigkeit vorschreitenden Völker innerlich bewegt. „Wie ordnen wir unser Leben?" Von der Zeit an, wo das wissenschaftliche Denken von der theologischen Welt- und Lebensauffassung sich loszulösen begann, mußte es sich einer Neubegründung der Ethik und Politik zuwenden, mußte es sich um eine feste Fundamentierung der Gesetze des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens bemühen. So entstand gleichzeitig mit der modernen Wissenschaft auch eine moderne Staatslehre (Baco, Bodinus, Althusius, Hobbes, Spinoza u. a.). Beide suchten zunächst die Gründe für die Gültigkeit ethischer und politischer Lebensnormen in gewissen metaphysischen Allgemeinbegriffen und gelangten so zu den Theorien des „Naturrechts", welche die großartigsten, folgenreichsten Fortschritte im Staats- und Gesellschaftsleben der modernen Kulturvölker anbahnten und welche heute in den scheinbar so entgegengesetzten Lehren der liberalen und der sozialen Demokratie (Freiheit und Gleichheit) fortleben. Allein dieses „Naturrecht", das aus den Grundgesetzen einer angenommenen (fingierten) ursprünglichen Menschen„natur" seine Folgerungen und Forderungen ableitete, war eigentlich kein „Natur"-, sondern ein abstraktes „Vernunft"recht, das mehr oder weniger mit seinen „metaphysischen" Voraussetzungen in der Luft schwebte und daher auch vielfach zu unhaltbaren, weil un„natürlichen" Konsequenzen führte. Ein weiterer Schritt mußte getan werden; die Wissenschaft vom menschlichen Einzel- und Gesamtleben mußte aus ihren luftigen Höhen ganz und gar auf den festen Boden der Wirklichkeit, der allgemeinen realen oder positiven Naturbetrachtung herabsteigen. Das geschah im 19. Jahrhundert. Mit den Fortschritten der Biologie oder allgemeinen Lebenskunde gewinnt auch die Soziologie oder die Kunde vom menschlichen Zusammenleben allmählich die zur Ableitung ihrer sozialen Lebensgesetze notwendigen Einsichten und Voraussetzungen. In dieser großartigen, für das Einzel- und Staatsleben des 20. Jahrhunderts nicht minder wichtigen Gedankenarbeit stehen wir mitten inne. Aus diesem Suchen und Forschen nach einem „positiven Naturrecht" an Stelle jenes abstrakt-metaphysischen, auf welchem die gegenwärtigen Staats-, Rechts- und Wirtschaftstheorien eigentlich immer noch ruhen, ist auch der Anstoß zu der Preisaufgabe hervorgegangen. Wenn die Resultate, so weit sie heute vorliegen, noch keine abschließende und allgemein befriedigende Lösung brachten, so dürfte dies in erster Linie aus dem gegenwärtigen Stadium des oben erwähnten Annäherungsprozesses von Soziologie und Biologie, von menschlicher oder sozialer und allgemeiner oder organischer Lebenskunde zu erklären sein. „Noch kam das Bündnis zu frühe!" Natur- und Sozialwissenschaft sind zwar auf dem Wege zu gegenseitiger Befruchtung, allein einer wirklichen, neues Leben zeugenden Verbindung scheinen auf beiden Seiten große Hindernisse entgegenzustehen. Bei der Soziologie sind es noch Rudimente der theologischen und rationalistischen Lebensauffassung, bei der Biologie die Ueberreste einer ausschließlich mechanistischen Naturauffassung. Erst auf dem Boden eines wahren Monismus, d. h. der Ueberzeugung von der Einheitlichkeit alles Lebendigen, der menschlichen wie der untermenschlichen Lebewelt, kann eine naturwissenschaftlich begründete Ethik und Politik erstehen; erst aus dem fruchtbaren Untergrund einer „geistig" erfaßten allgemeinen Lebenskunde kann eine „natürliche" Gesellschafts- und Staatslehre erblühen. Solange die Biologie glaubt, die Entstehung und Entwicklung des Organischen, die Erhaltung und Anpassung der Organismen lediglich aus rein äußeren, mechanischen Ursachen erklären zu können, solange wird die Soziologie von ihr nichts Wesentliches zu lernen vermögen, so lange bleiben die beiden Gebiete inkommensurabel, so lange wird sich keine für beide geltende Gesetzmäßigkeit herstellen lassen. Denn in den Anpassungs- und Entwicklungserscheinungen des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens spielten und spielen psychische Faktoren eine allzu offenkundige Rolle, als daß sie sich ohne weiteres durch physisch-mechanische ersetzen ließen.

In dem menschlichen Einzel- und Staatsleben war und ist ein mehr oder weniger deutliches Zweckmäßigkeitsstreben so wirksam und vorherrschend, daß es sich durch die Annahme von dem Walten blinder Naturgesetze keineswegs ausschalten läßt. Ja erst unter der stillschweigenden Voraussetzung einer bewußten zweckmäßigen Anpassung

1) Im Verlag von G. Fischer, Jena.

hat die Stellung und Formulierung der Preisaufgabe überhaupt einen Sinn; erst bei der Annahme, daß sich das „Gelernte“ auch zu immer zweckmäßigerer Gestaltung unseres persönlichen und öffentlichen Lebens anwenden läßt, gewinnt „biologisches“ Forschen und Lernen einen Wert für die Gesetzgebung der Staaten.

Ein strenger Monismus, welcher das Walten psychischer Faktoren im Menschenleben zugibt, muß aber ein solches Walten, wenn auch in primitiveren Formen, auch für die untermenschliche Lebewelt zugestehen und demnach über eine ausschließlich mechanische Erklärung des Lebens und Werdens hinausgehen. Denn wenn er das „Geistige“ nur für die menschliche Geschichte reserviert, so wird er zum Dualismus, und wenn er es auch hier ausschaltet, so sinkt er zum dogmatischen Materialismus herab. Kurzum, nur auf dem Boden eines strengen psychophysischen Monismus, der auch in der untermenschlichen Lebewelt das Wirken psychischer Faktoren, z. B. eines aktiven Erhaltungs-, Anpassungs-, Entwicklungs- und Gestaltungsdranges, erkennt; der in die Tatsachen einer allgemeinen organischen Zweckmäßigkeit in Form eines mehr oder weniger erfolgreichen Erhaltungs- und Entfaltungsstrebens sich hineinleben kann, ist eine wirkliche, brauchbare Verbindung der Natur- und Gesellschaftswissenschaft möglich.

Nur wenn das Vorhandensein allgemeinster Lebensgesetze und -Zwecke beiderseits erkannt und die Wirksamkeit geistiger Kräfte, wenn auch in verschiedenem Grade, hier wie dort anerkannt wird, hat es einen Wert und Sinn aus der allgemeinen natürlichen Entwicklung für die soziale oder menschliche etwas lernen zu wollen. Dann begreifen wir den menschlichen Kulturprozeß als einen Spezialfall, als die „bewußtere“ Fortsetzung des organischen Naturprozesses; dann ergibt sich für den Menschen als Einzel- und als Gattungswesen, sowie für seine Gemeinschaftsformen die unabweisbare Aufgabe und die kategorische Forderung, die allgemeinen Lebensgesetze zu beachten, das Einzel- und Staatsleben nach den Lehren der natürlichen Entwicklung zu ordnen.

Bei Anerkennung dieser für Natur und Staat einheitlichen Lebensgesetze, bei der Zustimmung zu einem solchen psycho-physischen Monismus, wie ihn heute Philosophen (vgl. besonders Wundt „System der Philosophie“ und „Psychologie und Naturwissenschaft“, Paulsen „Einleitung in die Philosophie“) und Naturforscher immer folgerichtiger ausgestalten, ist auch nicht zu befürchten, daß dadurch der Mensch zum Tier herabgedrückt, daß seine human-ideale Lebensarbeit dadurch gehemmt oder gar abgebrochen werde. Gerade in der Entwicklungstheorie, welche von den größten deutschen Idealisten: Leibniz, Herder und Hegel, dem modernen Denken erobert wurde, in der von der Biologie auch exakt nachgewiesenen Lehre von dem Emporgang des Lebens aus Einzelligen bis zum Menschen liegt ein so bedeutsames ideales Moment, daß daraus die Vorstufen auch für die höchsten menschlichen Kulturbestrebungen (für die intellektuell-wissenschaftliche, für die sozial-politische, für die künstlerisch-ästhetische, für die wirtschaftlich-technische und für die human-ethische Kultur[1]) sich unschwer gewinnen lassen. Dieser ganze Entwicklungsprozeß wird aber für uns um so verständlicher und belehrender, wenn wir ihn nicht bloß, wie der ältere Darwinismus lediglich auf äußere Ursachen zurückführen, sondern den Organismen selbst, zumal in den Jugendzuständen der Gattung, eine gewisse Mitarbeit, eine aktive Bildungs- und Anpassungsfähigkeit einräumen.

Dabei darf man allerdings in der Behauptung einer „Zielstrebigkeit“ nicht ganz so weit gehen, wie K. E. v. Baer, Nägeli, Ed. v. Hartmann, M. Carriere („Sittliche Weltordnung“) u. a., als ob das „Ziel“, die künftige organische Form schon von vornherein angelegt oder „gegeben“ wäre, sondern „innerer Drang“ und „äußerer Zwang“ (vgl. Ratzenhofer „Soziologie“ und „Positiver Monismus“) haben in gleicher Weise mitgewirkt, um begabtere Individuen und Rassen zur Gattungs- und Selbsterhaltung notwendige Anpassungen, z. B. an das Wasser-, Land- und Luftleben, und fortschreitende organische Bildungen hervorbringen zu lassen, die dann durch Kampf ums Dasein, Auslese und Vererbung gesichtet und gefestigt wurden.

Wenn nun auch in den vorliegenden Preisarbeiten dieser psycho-physische Monismus, der uns erst zu einem „Lernen“ aus der allgemeinen Entwicklung für die soziale befähigte und berechtigte, noch nicht zum Durchbruch gelangte, so können wir doch bei richtiger Um- und Uebersetzung des Gewonnenen vieles für eine „naturwissenschaftliche Gesellschaftslehre“ lernen, namentlich aus dem mit dem ersten Preise gekrönten Werke von Dr. med. W. Schallmayer in München: „Vererbung und Auslese im Lebenslaufe der Völker“.

Aus ureigenstem ethischem und patriotischem Drang war unser Landsmann gelegentlich einer Weltreise auf das vorliegende Problem geführt worden, das er zunächst in einer kleineren Schrift bearbeitete. Dann gab ihm das Preisausschreiben Veranlassung, das dort Angeregte ausführlicher zu begründen. Prüfen wir in Kürze, da eine Wiedergabe des vollständigen Gedankenganges des ausgezeichneten Werkes hier unmöglich ist, die Ergebnisse der Untersuchung. Diese richtet sich zunächst darauf, ob jene Faktoren, welche bewirkten, daß unsere körperlichen, intellektuellen und sittlichen Anlagen ihre gegenwärtige Höhe erreichten, auch unter den heutigen Verhältnissen ungeschmälert wirksam sind (S. 95). „Auslese ist zweifellos d i e Bedingung für jeden Fortschritt, und je strenger die Auslese, desto größer der Fortschritt.“ Ferner: „Der Fortschritt muß nicht als etwas bloß Wünschenswertes, sondern als eine Notwendigkeit angesehen werden, aus der es kein Entrinnen gibt, noch je gab seit Beginn des Lebens“; endlich: „Ohne ständige Auslese kann nicht einmal die durch sie bisher erreichte Entwicklungshöhe erhalten werden.“

Schon hier tritt die schroffe Betonung der „Auslese“ als des Hauptfaktors der Entwicklung, auch der kulturgeschichtlichen, zutage, eine Erklärungsweise, die noch öfter die Kritik des Kulturhistorikers hervorrufen wird, da sie von einer Verwechslung der „äußeren“ Bedingung mit der treibenden inneren Kraft ausgeht. Eine Vergleichung der Natur- und Kulturvölker dient dem Verfasser sodann zum Nachweis der „Hemmungen und Verschlechterungen der Auslese“ auf höherer Kulturstufe, welche auch die erbliche Beschaffenheit der Kulturvölker herabsetzen, dazu gehören die moderne Kriegführung, die Besitzverhältnisse, die Ehelosigkeit, das späte Heiraten und die geringe Kinderzahl „der am besten Angepaßten“; Prostitution und sexuelle Krankheiten, die Erfolge der Heilkunde und Hygiene, Verderbung der Keime durch den Alkohol u. a. Aus dem Ueberwiegen dieser ungünstigen Faktoren ergeben sich höchst bedenkliche Folgen für die Entwicklung der Kulturvölker, so vor allem eine Zunahme der Krankheitsanlagen und eine Abnahme der Kulturbegabung durch das Aussterben der höher Begabten (daher Sinken des generativen Wertes der Bevölkerung).

In den Abschnitten über die Entwicklung und Entartung der Völker (S. 174—212) würdigt Verfasser auch die rein menschlichen, namentlich die ethischen[2]) Faktoren, und weist an dem Beispiel des chinesischen Volkes nach, daß der Niedergang höher kultivierter Völker kein unvermeidliches Gesetz sei, daß derselbe aber hauptsächlich durch eine starke Bevölkerungsspannung und scharfe Daseinskämpfe in den verschiedensten Formen nebst der daraus sich ergebenden günstigen Auslese verhütet werde. (S. 184.)

Hatte der erste Teil des Werkes von den generativen oder vererbbaren Werten gehandelt, so sucht der zweite Teil den Selektionsgedanken auch auf die Traditionswerte oder Kulturerrungenschaften anzuwenden. „Auch hier, in der Kulturentwicklung, ist, wie in der organischen, A u s l e s e

[1]) Vergl. U n o l d: Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. 2. Aufl. Teubner 1904; und B ö l s c h e: Liebesleben in der Natur. III. Bd. (Die Entwicklung der Ehe).

[2]) „Wohl am meisten hängt das Auf- und Niedersteigen der Völker von der Hebung oder dem Niedergang ihrer moralischen Fähigkeiten ab.“

die treibende Kraft, auch hier erfolgt ohne den auslesenden Daseinskampf unausbleiblich ein Herabgleiten von der erreichten Entwicklungshöhe." So sehr man auch dem letztgenannten Erfahrungssatze zustimmen muß, so wird sich dagegen von Sitte und Recht, von Religions- und Staatsformen, kurz, von der sozialen Entwicklung noch weniger als von der organischen behaupten lassen, daß ihre Schöpfungen durch Auslese im Daseinskampfe hervorgebracht wurden. Der Kampf ums Dasein kann wohl zur Entfaltung der Anlagen bei begabten Individuen und Rassen anregen, sie zu erfolgreichen Anpassungen und höheren Leistungen ermuntern, in gewissem Sinne sogar „zwingen", aber er kann, wo diese schöpferische Begabung fehlt, keine Kulturfortschritte hervorbringen. Die größte Not und die heftigsten Daseinskämpfe haben Australier, Neger- und Indianerstämme weder zu staatlichem Zusammenschluß, noch zu ethischen, religiösen und technischen Fortschritten veranlassen können, so wenig als das Elend der politischen Zersplitterung als solches das deutsche Volk ohne die geniale Leistung seines großen Staatsmannes zur zweckmäßigen Form der Einigung geführt hätte. Endlich die Entstehung und Verbreitung sogenannter Kulturreligionen oder gar philosophischer Systeme aus der „Auslese als treibender Kraft" herleiten zu wollen, dürfte sich als ganz unzulänglich erweisen. — Einen höchst wertvollen Dienst aber kann die naturwissenschaftliche Untersuchung, namentlich die Deszendenztheorie, der Kulturentwicklung leisten, indem sie uns einen Maßstab an die Hand gibt, an dem sich der Wert der Kulturerrungenschaften bemessen läßt, indem sie uns ein Ziel aufdeckt, dem auch die menschliche Entwicklung zunächst zustreben muß, wenn sie nicht dem Strafgericht der natürlichen Sanktion, ausgeübt durch Auslese im Daseinskampfe, verfallen soll. Indem der Verfasser mit Recht die sozial-eudämonistische Theorie vom „größten Glück der größten Zahl" abweist, findet er dieses „nächste" Ziel — das er aber merkwürdigerweise als das „äußerste" Ziel der inneren Politik bezeichnet — in der möglichst vielseitigen und erfolgreichen Ausrüstung der Staaten zum Daseinskampfe; dazu gehören: zunehmende Vervollkommnung in der Organisation der Gesellschaft mit steigender Differenzierung der Einzelleistungen und stetiger Abnahme der Kräftevergeudung; zunehmende Sozialisierung und Naturbeherrschung; Zunahme der Vermehrungs- und Leistungsfähigkeit des Volkes; Ausdehnung des Pflichtbewußtseins auf die kommenden Generationen. „Auf die Dauer aber," mahnt der Verfasser mit Recht, „hängt der Grad der kulturellen Entwicklung und dadurch der politischen Machtstellung von den generativen, d. h. den vererbten Anlagen, ab, insbesondere von den sozialen und ethischen. Wenn also Kulturvölker sich nicht durch eine entsprechende Auslese ihre generative Ausrüstung für die Erfordernisse des Kulturlebens bewahren und steigern, so können sie auf die Dauer nicht dem Schicksal entgehen, von jüngeren (d. i. gesünderen) Völkern verdrängt zu werden." — Im 12. Kapitel (S. 295—365) werden die Reformbedürfnisse besprochen, welche sich auf den einzelnen Gebieten der inneren Politik behufs Ausrüstung des Gemeinwesens zum Daseinskampf ergeben. Es ist hier unmöglich, die einzelnen Vorschläge anzuführen oder gar zu kritisieren. Ich möchte nur auf die wahrhaft sozial-ethische und volkshygienische Gesinnung hinweisen, aus der sie entfließen und die immer mehr durch Belehrung und Erziehung zum Gemeingut der Gebildeten, ja des ganzen Volkes gemacht werden sollten. Wenn einmal unsere durch den theologischen Moralunterricht allzu ausschließlich betonte individualistische und altruistische Ethik, welcher das „persönliche" Seelenheil und die Liebe zum einzelnen „Nächsten" als die Hauptaufgaben gelten, ergänzt und gekrönt ist durch eine wahrhafte Sozialethik und -pädagogik, die „Nächstenmoral" erweitert wird zur „Gattungsmoral", dann werden die aus der naturwissenschaftlichen Erfahrung gewonnenen Bedingungen der Erhaltung und Entwicklung der Völker und Rassen viel mehr Verständnis und Befolgung finden als heutzutage. Wenn einmal die von einem so ernsten und gründlichen Werke, wie dem vorliegenden, geübte sozialhygienische Betrachtungs- und Beurteilungsweise auf unsere ausschließlich von persönlichen, Partei- und Gegenwartsrücksichten beherrschte innere Politik Einfluß gewänne, so würde für die Volksgesundheit und Volkstüchtigkeit in viel wirksamerer Weise Sorge getragen werden als bisher. Dann würde eine weitschauende „Sozialpolitik" nicht bloß die Befriedigung, sondern vor allem die Hebung der unteren Volksklassen anstreben, nicht bloß das „gegenwärtige" Wohlbefinden der einzelnen mit zimperlichem Humanitätsgefühl ins Auge fassen, sondern vor allem die körperliche und sittliche Gesundheit und Leistungsfähigkeit des nationalen Ganzen. Wenn endlich alle Aerzte ebenso energisch und hingebend, wie der Verfasser, aus allgemein biologischer Erfahrung heraus die Ansätze zu leiblicher und seelischer Verweichlichung und Entartung, welche jede höhere Kultur mit sich bringt, bekämpfen und die schärfere Beobachtung der natürlichen Gesetze der Volkserhaltung und -entwicklung fordern würden, so könnten die modernen Völker, was die alten nicht vermochten, die Anpassung an die Erfordernisse gesteigerter Kulturtätigkeit und dadurch die Möglichkeit dauernden Fortschreitens gewinnen. Dann würde nicht die Blüte der Kultur mit der Degeneration oder dem Aussterben ihrer leistungsfähigsten Träger bezahlt, der steigende Wohlstand mit zunehmender Verweichlichung, die angebahnte Vervollkommnung mit ebenso großer Entartung erkauft werden müssen. Dann könnte die Preisausschreibung dazu beitragen, unser Volk das richtige Gleichgewicht zwischen den Anforderungen der Natur und den Ansprüchen der Kultur, unser Staatswesen in seiner Gesetzgebung und Verwaltung die unbedingt erforderliche Rücksicht auf die Gesundheit und Tüchtigkeit auch der kommenden Generationen finden zu lassen.

Im folgenden soll in Kürze auf weitere Werke aus der Sammlung „Natur und Staat" hingewiesen werden; das eine von H. Matzat heißt „Philosophie der Anpassung". Es legt Zeugnis ab von einer eindringlichen und umfassenden Denkarbeit, operiert aber nur mit den abstrakten Grundbegriffen der Entwicklungslehre, insbesondere mit dem der Anpassung, der ja viel älter ist als die Deszendenztheorie selbst und von dieser übernommen. Es bringt demnach so gut wie gar nichts von biologischen Tatsachen, von wirklichen Lebens- und Entwicklungsgesetzen, aus denen wir für die Ordnung unseres menschlichen Einzel- und Gemeinschaftslebens etwas lernen könnten und sollten, und ist leider mit seinen zahllosen Zitaten und langatmigen staatsrechtlichen Erörterungen so wenig genießbar, daß wohl selten ein Leser es vollständig bewältigen wird.

Viel knapper und lesbarer ist das dritte Werk der Sammlung Arthur Ruppin „Darwinismus und Sozialwissenschaft". Verfasser nähert sich der oben geforderten einheitlichen Naturauffassung schon in seiner Definition der „Anpassung", die er nicht als einen bloßen (passiven) Zustand, sondern als eine innere Tätigkeit des Organismus betrachtet, durch welche dieser imstande ist, auf Veränderungen in seinen Existenzbedingungen mit vorteilhaften Umbildungen oder Veränderungen seiner Organe zu reagieren.

Indem der Verfasser so „dem Willen, dem Lebenstrieb des Tieres die Fähigkeit zuschreibt, zweckmäßige Veränderungen seines Organismus aktiv hervorzubringen", schlägt er die Brücke zur einheitlichen, weil psychische und physische Faktoren einschließenden, Auffassung alles Lebendigen und dadurch zur Möglichkeit, ja Notwendigkeit, aus der biologischen für die soziale Entwicklung Lehren zu ziehen. Leider sind dem Verfasser selbst diese Einheitlichkeit und ihre Folgen noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, sonst könnte er nicht in direktem Widerspruch zu dem Sinn der gestellten Preisaufgabe sagen: „Der normative Teil der Sozialwissenschaft, d. i. derjenige, der uns belehrt, was sein soll, hat mit der Naturwissenschaft gar keine direkten Berührungspunkte. Die Kenntnis von Naturgesetzen (auch nicht von organischen oder biologischen?) gibt uns in keiner Weise eine Direktive für unsere soziale Tätigkeit; sie zeigt uns keine Ziele, sondern nur ein Sein, nur Tatsachen." (S. 10.) „Die Naturwissenschaft belehrt die sozial verbundenen Menschen nur, ob die Erreichung der von ihnen selbst (!) gesetzten Ziele von Natur möglich und welche

Wege ihnen dazu offen stehen." Trotz dieser Unklarheit in der Grundauffassung, welche den Verfasser die Ziele des menschlichen Einzel- und Gesamtlebens ausschließlich aus der „bisherigen menschlichen Kulturentwicklung" gewinnen läßt, ohne die Wurzeln derselben in der organischen Entwicklung aufzudecken, enthält der Hauptteil des Werkes: „Die Nutzbarmachung der Prinzipien der Deszendenztheorie auf sozialem Gebiet" (S. 40—133) doch manche wertvolle Bemerkungen und Folgerungen. Aber neben dem Mangel an wirklicher Durchdringung der natur- und kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise, an exakter Zurückführung der „sozialen" Forderungen auf ihre „organischen" Bedingungen mag die Selbständigkeit und Fruchtbarkeit der Darlegungen namentlich die allzu ängstliche Beachtung der in den „Erläuterungen"[3]) gegebenen Gesichtspunkte ungünstig beeinflußt haben. Dies zeigt sich besonders deutlich in dem, hier wie in dem erst besprochenen Werke, nur äußerlich angegliederten Abschnitt über das politische Parteileben Deutschlands in der Gegenwart. Hier versagt die naturwissenschaftliche Begründung, bezw. Widerlegung vollständig und die Ausführungen sinken auf das Niveau parteipolitischer Leitartikel herab. Und doch wäre es auf Grund der trefflichen Vorarbeit von H. E. Ziegler (Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, Stuttgart, 1893) oder z. B. der Geschichtsphilosophie von Theod. Lindner (als Einleitung zu seiner Weltgeschichte) recht wohl möglich gewesen, die Grundsätze und Bestrebungen der politischen Parteien wie der politischen Entwicklung überhaupt auf allgemein biologische Vorgänge und Gesetze, auf die Bedingungen und den Verlauf der organischen Entwicklung zurückzuführen.

Dadurch wäre auch die Kritik und Widerlegung des Marxismus und der demokratischen Gleichheitsphrase viel wirksamer und einleuchtender geworden: denn der Nachweis, daß diese auf das abstrakt-ideologische Naturrecht zurückgehenden sozialen und politischen Theorien mit dem bisherigen Verlauf und den Bedingungen der Natur- und Kulturentwicklung in bedenklichem, augenscheinlichem Widerspruch stehen, war nicht schwer zu führen. Ebenso könnte zu wirklicher politischer Aufklärung und Bildung,[4]) die uns heute so nottut, nichts besser beitragen, als die Einsicht in das Wesen und die Bedingungen der verschiedenen Formen natürlicher Organisation und der Versuche, welche die Lebewelt anstellte, um zur höchsten Stufe derselben zu gelangen. Vielleicht bringen die folgenden Bände des Sammelwerks in dieser Beziehung Befriedigenderes, so daß der Zweck des durch seine Absichten wie durch seine Mittel (50,000 M.) so ungewöhnlichen Unternehmens zur „Förderung der Wissenschaft und im Interesse des Vaterlandes" immer mehr erreicht werde!

J. U.

[3]) Die Beigabe dieser „Erläuterungen" zum Thema der Preisaufgabe ist unstreitig als ein Mißgriff zu betrachten; denn sie mußte ängstlichen oder „strebsamen" Persönlichkeiten eine gebundene Marschroute vorzeichnen und die Mannigfaltigkeit und Originalität der verschiedenen Bearbeitungen beeinträchtigen; dadurch wird wohl auch der ganzen Sammlung der Stempel einer gewissen Gleichförmigkeit aufgedrückt werden.

[4]) Wie sehr es daran fehlt, dürfte nichts schlagender beweisen als die betrübende Tatsache, daß ein moderner Staat, wie das neue Deutsche Reich, zum Zwecke der Selbsterhaltung auf die mittelalterliche Kirche sich stützen muß, statt auf die Einsicht und freudige Mitarbeit seiner „denkenden" Bürger. Natürlich kann so die Erhaltung — wie beim kirchlichen Organismus selbst — nur auf Kosten der Entwicklung gesichert werden.

Bücher und Zeitschriften.

1. Die Sittenlehre Jesu und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Von Bachmann, Professor der Theologie in Erlangen. Leipzig 1904, Deichert (G. Böhme). Pr. 1.20 M.

Der Verfasser behandelt zuerst die Sittenlehre Jesu nach ihrem eigentümlichen Inhalt, der Liebe als Gesinnung in Weltdienst und Weltflucht, wie als Gerechtigkeit des Reiches Gottes. Welt und Ich sind bedingte endliche Größen, sie finden ihre Versöhnung in Gott, in sittlicher Innerlichkeit und Freiheit. Die Sittenlehre Jesu nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart widerspricht manchen sittlichen Lebensgestaltungen, wie sie jetzt als christliche durch die Welt gehen, und als sittliches Kulturstreben sich geltend machen. Jesus war kein Systematiker der Moralphilosophie, alle seine Belehrungen sind praktisch-seelsorgerlicher Art und zielen auf das Reich Gottes als eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe. Er verwirft nicht Arbeit und Besitz, die Ehrung des Kaisers und der Obrigkeit, das Eigentumsrecht und die Ehe, den Staat und die sittlichen Grundverhältnisse; er hat die Arbeit der Kultursphäre als Abbild der Arbeit im Reiche Gottes gewertet, aber er hat alles sittliche Tun von einem Endziel, diesem Gottesreich, aus bestimmt. Damit ist allerdings die Kulturseligkeit dem Christentum fremd. An der Sittenlehre Jesu kann die in ihre Elemente sich zerstreuende Welt der Gegenwart lernen, daß es feste Grenzen gibt zwischen Gut und Böse. Sie braucht freilich Leute, die sie mit treuer, ernster Hingabe darleben im Geist und in der Wahrheit. Das Schriftchen beleuchtet auch die Einseitigkeit eines Nietzsche, Tolstoi und anderer Moralphilosophen der Gegenwart, und verdient durch sorgfältige Behandlung der Probleme die ihm gebührende Beachtung. Ursprünglich aus einer Vortragsreihe entstanden, welche der evangelische Frauenbund in Nürnberg für seine Mitglieder und das gebildete Publikum überhaupt veranstaltete, ist dieser Vortrag in erweiterter Weise auf mehrfaches Verlangen im Druck erschienen.

μσι. **Von Herders Konversations-Lexikon,** das gegenwärtig in dritter Auflage (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung) erscheint, ist soeben der dritte Band vollständig geworden. Er reicht von Elea bis Gyulay und umfaßt 1820 Spalten Text mit rund 450 Bildern, dazu 44 zum Teil farbige Beilagen: 7 Karten, 26 Tafeln und 11 Textbeilagen mit ebenfalls rund 450 Bildern und präsentiert sich in einem schmucken Bande, der auch weitgehenden Anforderungen entspricht. Für eine nähere Nachprüfung dieses günstigen Gesamteindruckes bietet der gewaltige Stoff des Bandes — es sind fast drei der stichwörterreichsten Buchstaben unseres Alphabets behandelt — vielseitige Gelegenheit. Der Nichtkatholik wird naturgemäß zunächst einige Stichproben auf die Objektivität des Herderschen Lexikons anstellen und er wird befriedigt sein, wenn er die streng katholische Tendenz des Werkes berücksichtigt, denn überall gibt sich das Bestreben kund, möglichst objektiv und gerecht zu urteilen. Besonderen Enthusiasmus wird man natürlich bei Artikeln wie: Evangelisch, Evangelische Allianz, Evangelische Kirchenkonferenz, Evangelischer Bund, Gustav Adolf-Verein, v. Eynern, Falk, Friedrich I. und II., Friedrich der Große, der große Kurfürst, Gambetta, Garibaldi, Gegenrefomation, Gustav Adolf, Feuerbach, Fichte, Freimaurer, Galilei und besonders Goethe nicht erwarten können. Daß hier wie überall in der Beurteilung der katholische Standpunkt gewahrt ist, kann nicht überraschen; aber es geschieht dies, wie wir besonders betonen möchten, durchaus ruhig und würdig, so daß kein vernünftig Denkender daran Anstoß nehmen wird. In hervorragendem Maße haben auch in diesem Bande bei aller durch den Umfang des Ganzen gebotenen Beschränkung die Fortschritte der Technik und Naturwissenschaften, bis in die neueste Zeit, Berücksichtigung gefunden. Das gilt vor allem von dem Riesengebiet der Elektrizität und ihrem älteren Rivalen, dem Gas. Sauber ausgeführte Tafeln, zahlreiche Abbildungen unterstützen den leicht faßlichen Text. Eine willkommene Zugabe ist die übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, von der Erfindung des Glases 1600 v. Chr. bis zur Erreichung der gewaltigen Geschwindigkeit von 200 Kilometer pro Stunde auf der elektrischen Schnellbahn bei Berlin im Jahre 1903; die Entdeckungs- und Forschungsgeschichte der Erde hat auf der Erdkarte Platz gefunden. Ein vorzügliches Kartenmaterial mit reichen statistischen und geschichtlichen Tabellen ist den Artikeln Erde, Europa, Frankreich, Griechenland, Großbritannien und Irland beigegeben. Die geographischen Artikel ergänzen sich mit den Ausführungen über die geschichtliche Entwicklung, die politischen, wirtschaftlichen und religiösen Verhältnisse, Kunst, Sprache und Literatur zu interessanten und erschöpfenden

Gesamtbildern. Insbesondere zeichnet sich der musikalische Teil durch strenge Sachlichkeit des Urteils und glückliche Knappheit der Form aus. Alles was mit dem Christentum und der katholischen Konfession speziell zusammenhängt, erfährt natürlich in Herders Konversationslexikon eine weit eingehendere Beachtung und Ausführung als in anderen Werken dieser Art. Dies gilt besonders von allen auf die christliche Kunst, auf die Gotik, auf den katholischen Ritus, die Kirchen- und Heiligengeschichte bezüglichen Artikeln. So bildet dieses Lexikon selbst für den Andersgläubigen eine vielleicht nicht unwillkommene Ergänzung. In seiner praktischen Anlage, die zwischen den ein- und zweibändigen und den 16- und mehrbändigen Konversations-Lexikas gerade die richtige und bequeme Mitte hält, dabei alle Errungenschaften moderner Buchtechnik geschickt benützt — die Einteilung des kolossalen Stoffes ist ganz vortrefflich —, füllt Herders Konversationslexikon den Platz, den es sich im deutschen Geistesleben gewählt, mit Erfolg und Würde aus.

✕

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat Juli

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße steht nunmehr schon hoch am Himmel; als breites, in dunklen Nächten glänzendes Band zieht sie vom südlichen Horizont, am Scheitelpunkt östlich vorüber, zum nördlichen Horizont. Ganz nahe dem Meridian, nur wenig südlich vom Zenit, steht das reiche Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega und dem berühmten elliptischen Ringnebel nahe bei dem Stern zweiter Größe β Lyrae. Nordöstlich der Leier, inmitten der Milchstraße, glänzt das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb; südöstlich der Leier, und ebenfalls innerhalb der Milchstraße liegend, erblicken wir das schöne Sternbild des Adlers mit dem Stern erster Größe Atair (auch Altair), der in 2½ Bogenminuten Abstand einen schwächeren Begleiter hat. Die drei genannten Sterne erster Größe bilden, was zu ihrer rascheren Auffindung bemerkt sein mag, ein leicht in die Augen fallendes, gleichschenkeliges Dreieck, dessen Spitze mit Atair zusammenfällt. Mit Deneb auf dem gleichen Parallelkreis, nur etwa 10 Grad östlich von ihm, befindet sich im Schwan ein prachtvoller Sternhaufen, dessen einzelne Sterne schon mit kleinen Fernrohren unterschieden werden können und der in dunklen Nächten auch mit bloßem Auge sichtbar ist.

Tief im Süden, ebenfalls teilweise in die Milchstraße hineinragend, stehen die ziemlich reichen Sternbilder des Schlangenträgers und des Skorpions mit dem rotfunkelnden Stern erster Größe Antares. In gleicher Höhe mit dem Skorpion bemerken wir ferner jenseits (östlich) der Milchstraße über dem südlichen Horizont die wenig reichen Sternbilder des Schützen und des Steinbocks, in welch letzterem gegenwärtig der Planet Saturn seine Bahn zieht. Am südwestlichen und westlichen Himmel stehen in geringer Höhe über dem Horizont die Sternbilder der Wage und der Jungfrau; der hellste Stern des letztgenannten Sternbildes, die Spika (Kornähre), leuchtet noch tief am westlichen Firmament.

Zwischen dem Zenitpunkt und dem westlichen Horizont erblicken wir, verhältnismäßig nahe beisammen, die Sternbilder des Herkules, der nördlichen Krone und des Bootes, welch letzterer mit dem rötlich glänzenden Stern erster Größe Arkturus etwa in halber Höhe zwischen dem Scheitelpunkt und dem Horizonte steht. Hoch am nordwestlichen Himmel glänzt der Große Bär, etwas tiefer stehen dort die Jagdhunde und der Kleine Löwe. Das Sternbild des Großen Löwen mit dem Stern erster Größe Regulus geht am nordwestlichen Horizont eben unter.

Oestlich vom Meridian, in der Milchstraße zwischen Schwan und Adler, stehen die kleineren, aber zum Teil recht charakteristischen Sternbilder des Fuchses, der Gans und des Delphins. Südlich vom Adler, am Ostrande der Milchstraße, bemerken wir noch das Sternbild des Antinous. Das Sternbild des Fuchses hat einen schönen Doppelnebel aufzuweisen: den von Lord Rosse entdeckten Dumbbell-Nebel (dumb bell = stumme Glocke = Hantel).

Im äußeren Osten ist das Sternbild des Wassermanns und im Nordosten das Sternbild des Pegasus eben im Aufgang begriffen; die Sternbilder der Andromeda und des Perseus stehen im Nordosten noch ziemlich tief, wogegen wir in größerer Höhe daselbst das charakteristische Sternbild der Kassiopeia bemerken. Umgeben von den Sternbildern des Drachen, der Giraffe und des Cepheus steht hoch im Norden das Sternbild des Kleinen Bären mit dem hellen Polarstern, während in ganz geringer Höhe über dem nördlichen Himmel noch der hellste Stern im Fuhrmann, die Capella, glänzt.

Die Sonne nähert sich nunmehr wieder langsam dem Himmelsäquator, ihre Kulminationshöhe beträgt in unseren Breiten am Ende des Monats jedoch immer noch rund 60 Grad. Am 5. Juli erreicht sie für dieses Jahr ihre größte Entfernung von der Erde (Apogäum) mit 20.5 Millionen Meilen, sie nähert sich dann wieder langsam der Erde, bis zum Schluß des Monats um 36,000 Meilen. Entsprechend dieser Annäherung wächst der scheinbare Sonnendurchmesser im Laufe des Monats von 31′ 27.4″ auf 31′ 31.1″ an.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

Juli	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	20 m	früh	8 h	14 m	abends
8.	4	25	„	8	12	„
15.	4	32	„	8	7	„
22.	4	39	„	8	0	„
29.	4	48	„	7	52	„
31.	4	50	„	7	49	„

Die Tageslänge nimmt hiernach während des Monats Juli schon wieder um 55 Minuten ab, sie beträgt (von der Dämmerung abgesehen) am Schluß des Monats nur noch 14 Stunden 59 Minuten. Die Abnahme der Tageslänge verteilt sich ziemlich gleichmäßig auf die Morgen- und Abendstunden.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat Juli sind folgende:

3. Juli	6 h	vorm.	Erdferne (54,500 Meilen)
5. „	12	nachts	Letztes Viertel
13. „	6	früh	Neumond
15. „	5	früh	Erdnähe (48,820 Meilen)
19. „	10	abends	Erstes Viertel
27. „	11	vorm.	Vollmond
30. „	9	abends	Erdferne (54,670 Meilen).

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

Juli	Aufgang			Untergang		
1.	10 h	14 m	abends	7 h	57 m	vorm.
8.	12	54	nachts	3	6	nachm.
15.	7	16	vorm.	9	27	abends
22.	3	40	nachm.	12	44	nachts
29.	8	45	abends	6	47	vorm.
31.	9	37	abends	8	46	vorm.

Am 10. Juli wird Aldebaran, der hellste Stern im Stier, vom Monde bedeckt. In München findet diese Bedeckung erst einige Stunden nach Sonnenaufgang statt, sie ist deshalb bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten gestalten sich immer günstiger.

Merkur passiert am 1. Juli den aufsteigenden Knoten am 4. Juli das Perihel seiner Bahn. Am 2. Juli kommt er in Konjunktion mit dem Planeten Mars zu stehen, dem er sich (scheinbar) bis auf eine halbe Vollmondsbreite nähert, am 10. Juli in obere Konjunktion mit der Sonne, am gleichen Tage in Konjunktion mit der Venus und am 31. Juli in Konjunktion mit dem Stern erster Größe Regulus (Alpha im Löwen). Merkur geht Anfang Juli fast noch eine volle Stunde vor der Sonne auf und ist somit während der ersten Tage des Monats als Morgenstern

[nordö]stlichen Himmel sichtbar. Er verschwindet dann rasch in [den] Strahlen der Sonne, wird aber gleichwohl bald wieder [sicht]bar, um fast während der ganzen zweiten Monatshälfte am westlichen Abendhimmel als Abendstern sichtbar zu werden.

Venus geht am 1. Juli zwar noch 3/4 Stunden vor der Sonne auf, sie kommt aber schon am 8. Juli mit dieser in obere Konjunktion zu stehen, so daß sie während des ganzen Monats für das freie Auge unsichtbar bleibt. Am 13. Juli passiert sie das Perihel ihrer Bahn.

Mars geht im Juli durchschnittlich 1 1/4 Stunden vor der Sonne auf und ist somit während des ganzen Monats bis zum Anbruch der Dämmerung am nordöstlichen Morgenhimmel, wo er wegen seines roten Lichtes ein auffallendes Objekt bildet, sichtbar.

Jupiter kommt am 22. Juli in Quadratur zur Sonne zu stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 11 1/2 Uhr nachts auf, steigt am östlichen Himmel, wo er alle Fixsterne an Helligkeit weit überstrahlt, bald zu größerer Höhe empor und bleibt die ganze Nacht hindurch sichtbar. Der beständige Wechsel in der Gruppierung der vier hellsten Monde gegen den Hauptplaneten, ihre Bedeckungen, Verfinsterungen, Vorübergänge u. s. w. können schon mit mäßig großen Fernrohren fast täglich beobachtet werden und bieten besonders dem Liebhaberastronomen ein schönes und interessantes Schauspiel dar.

Saturn geht Mitte Juli bald nach 9 Uhr abends auf, er ist gegenwärtig also die ganze Nacht hindurch sichtbar. Der wegen seines elliptischen Ringsystems besonders interessante Planet steht zwar dem Jupiter an Helligkeit bedeutend nach, bildet aber gleichwohl infolge seiner mattgelben Färbung und wegen des geringen Sternreichtums seiner nächsten Umgebung ein auffallendes Objekt am südlichen Himmel.

Uranus steht bei Einbruch der Dunkelheit schon ziemlich hoch am südlichen Himmel. Er passiert im Monatsdurchschnitt um 10 Uhr abends den Meridian und geht etwa 2 1/2 Stunden nach Mitternacht unter. Als Sternchen sechster Größe ist er dem freien Auge bei völliger Dunkelheit eben noch sichtbar.

Neptun geht durchschnittlich um 3 Uhr nachts auf und um 7 Uhr abends unter. Er steht also fast nur tagsüber am Himmel und bleibt, von den ersten Morgenstunden abgesehen, während des ganzen Monats unsichtbar.

Sternschnuppen. Im Monat Juli sind zahlreiche Sternschnuppen mit verschiedenen Radiationspunkten zu beobachten. Zu den auch im Juli noch fortdauernden Fällen der Cepheiden und Cygniden kommen zunächst die Pegasiden, die in der Nähe des Sterns Beta im Pegasus auszustrahlen scheinen, ferner die Aquariden, die im Wassermann aufleuchten, besonders aber (gegen den Schluß des Monats), die Perseiden, die von dem Stern Eta im Perseus aus nach allen Richtungen ausstrahlen und unter dem Namen „Laurentiusstrom“ längst allgemein bekannt sind (Maximum erst im August).

—rt—

Kleinere Mitteilungen.

* Salzburger Hochschulferialkurse. Aus Anlaß der diesjährigen Salzburger Kurse hat der Ortsausschuß folgende festliche Veranstaltungen in Aussicht genommen: Sonntag, den 4. September, abends 8 Uhr, einen Eröffnungsabend mit Konzert im Restaurant Mirabell; Samstag, den 10. September, abends 8 1/2 Uhr, einen heiteren Festabend im städtischen Kurhause unter dem Motto „Kommers an einer Damenuniversität“; Sonntag, den 11. September, vormittags 12 Uhr, eine Inaugurationsfeier; Dienstag, den 13. September eine Festvorstellung im Stadttheater; Samstag, den 17. September, 8 1/2 Uhr abends, einen Abschiedsabend im Stiegelkeller. Sonntag, den 18. September, also nach Abschluß der Kurse, ist ein Ausflug an den Königssee und eine Plättenfahrt nach Burghausen an der Salzach in Aussicht genommen, zu welchem die Anmeldungen an Hrn. Rechtspraktikanten Schiemann, Salzburg, k. k. Landesgericht, erbeten werden. Die Direktionen der Salzburger Eisenbahn- und Tramway-Gesellschaften, der Salzkammergut-Lokalbahn und der Gaisbergbahn gewähren den Teilnehmern an den Ferialkursen gegen Vorweis der Teilnehmerkarte 50proz. Fahrpreisermäßigung. — Die Besorgung der Wohnungsangelegenheiten hat, wie im Vorjahre, Hr. Stierle (Höllrigl'sche Buchhandlung, Salzburg, Siegmund Haffnergasse) zu übernehmen sich bereit erklärt.

* Medizinisches. Dem Deutschen Hospital in London (Dalston) wurde, wie die Münchener Medizinische Wochenschrift mitteilt, die Berechtigung erteilt, daß Praktikanten der Medizin die Hälfte des praktischen Jahres an demselben absolvieren können. Die Erlaubnis wird im Einzelfalle von der Regierung des Bundesstaates gegeben, dem der Praktikant angehört. Die Zahl der jeweils anzunehmenden Praktikanten wurde auf 3 festgesetzt. Da das Deutsche Hospital in London mit seinem schönen Material und seinen tüchtigen Oberärzten eine treffliche Vorschule für die Praxis darstellt und außerdem jungen Deutschen dort Gelegenheit geboten wird ihren Horizont beträchtlich zu erweitern, so dürfte diese Nachricht für viele junge Aerzte von Interesse sein.

* Gedenktag. Heute vor 50 Jahren starb hier der Physiker Professor Georg Simon Ohm, dem wir die mathematische Ausgestaltung des Elektromagnetismus verdanken und dessen Name im „Ohmschen Gesetz“, sowie in der Bezeichnung „Ohm“ für die Einheit des elektrischen Widerstandes dauernd bewahrt ist.

* Ehrung. Die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie der Naturforscher zu Halle hat dem Herausgeber von „Petermanns Mitteilungen“ Professor Dr. A. Supan die Cothenius-Denkmünze verliehen.

* Todesfall. In Berlin ist am Sonntag der bekannte Schriftsteller Dr. Emil Granichstädten im 57. Lebensjahre gestorben. Er war in Wien geboren, widmete sich zuerst dem juristischen Berufe und erlangte nach Vollendung seiner Studien dort einen guten Ruf als Verteidiger. Dann widmete er sich dem Schrifttum und trat namentlich als Journalist und Theaterschriftsteller vorteilhaft hervor. Besonders als Theaterkritiker der Wiener Presse wußte sich Granichstädten die Beachtung der Oeffentlichkeit zu sichern. Seit etwa sechs Jahren hatte er seinen Wohnsitz in Berlin.

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Der Privatdozent der alttestamentlichen Exegese Dr. Justus Koeberle hat einen Ruf nach Rostock als Ordinarius des gleichen Faches an Stelle des unlängst verstorbenen Professors Volck erhalten und angenommen. (Wir freuen uns, daß unsere bereits in der Nummer vom 17. Juni mit gleichem Wortlaut gebrachte Meldung, die wir dann als irrtümlich bezeichnen mußten, sich nun als eine damals bloß verfrühte erweist.)

H. **Heidelberg.** Die Sammlungen zur Begründung des Kuno Fischer-Preises nehmen, dem Vernehmen nach, einen guten Fortgang. Das Großh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts zeichnete einen namhaften Beitrag.

* **Münster.** Professor Dr. Ludwig Busse (Königsberg) wird dem an ihn ergangenen Ruf als Nachfolger von Prof. Adickes im Ordinariat für Philosophie Folge leisten.

* **Berlin.** Am Dienstag ist hier im Alter von 64 Jahren der Kustos am Museum für Naturkunde, Dr. Franz Hilgendorf, gestorben. Hilgendorf, dessen Hauptarbeitsgebiet die beschreibende Zoologie und zoologische Systematik bildeten, hat den größten Teil seiner Tätigkeit dem Berliner zoologischen Museum gewidmet, in das er bereits 1860 eingetreten war. Die wichtigste Unterbrechung bildete eine dreijährige Dozententätigkeit an der medizinischen Akademie zu Tokio von 1873—1877.

Der Professor der Augenheilkunde Geheimrat Professor Dr. v. Michel feierte am Dienstag — gleichzeitig mit dem 61. Geburtstag — sein 25jähriges Jubiläum als Ordinarius.

* **Basel.** Der seitherige Oberarzt an der Baseler Irrenklinik, der durch mehrere treffliche Arbeiten zur Methodik und Kritik der biologischen Wissenschaften, insbesondere des Darwinismus, bekannte Privatdozent Dr. G. Wolff, ist als Nachfolger des am 1. Oktober d. J. in den Ruhestand tretenden Prof. Dr. L. Wille zum Direktor daselbst berufen worden.

* **Aus England.** Die Versammlung der British Association for the Advancement of Sciences tagt in diesem Jahre vom 17. bis 24. August in Cambridge. Wie üblich, wird auch diesmal einer Reihe fremder Gelehrter die Auszeichnung zuteil, der Versammlung als Gäste der British Association beizuwohnen und mit Vorträgen an den Verhandlungen teilzunehmen. Darunter befinden sich aus Deutschland die Professoren Dr. Boveri aus Würzburg (Zoologie) und Dr. Vöchting aus Tübingen (Botanik), aus Oesterreich der Botaniker Professor Dr. Czapek von der deutschen Universität in Prag.

* **Von technischen Hochschulen.** Gymnasial-Oberlehrer Dr. Petzold, von dessen Habilitation für „Naturwissenschaftliche Erkenntnistheorie" an der Technischen Hochschule zu Berlin wir gestern berichteten, hat sich durch einige Werke, in denen eine Weiterbildung der hauptsächlich von Avenarius begründeten „empiriokritischen" Richtung der Philosophie versucht wird, in Fachkreisen einen geachteten Namen gemacht. Hauptsächlich kommt hier seine zweibändige „Einführung in die Philosophie der reinen Erfahrung" (Leipzig, B. G. Teubner) in Betracht.

* **Die Besuchsstatistik der deutschen Universitäten** hat nach den uns vorliegenden amtlichen Daten für das laufende Sommersemester folgende Zahlen aufzuweisen:

	Immatrikulierte Studierende	Hörer	Hörerinnen
Berlin . . .	6096	403	369
München . .	4946	212	12
Leipzig . . .	3575	584	64
Bonn . . .	2818	74	78
Freiburg . .	2029 [1]	49	54
Breslau . .	1800	73	67
Halle	1780	136	96
Heidelberg . .	1655 [2]	126	36
Göttingen . .	1581	49	64
Tübingen . .	1581 [3]	33	12
Marburg . .	1421	68	12
Würzburg . .	1322	17	29
Straßburg . .	1299	84	38
Münster . . .	1255	50	—
Gießen . . .	1093	42	9
Jena	1032	58	26
Königsberg .	1018	74	54
Kiel	1000	21	12
Erlangen . .	991	17	1
Greifswald .	775	42	—
Rostock . . .	540	14	5
Summa . . .	39,607	2175	967

[1]) Darunter 30 Frauen.
[2]) Darunter 33 Frauen.
[3]) Darunter 3 Frauen.

Die Gesamtzahl aller Besucher deutscher Hochschulen beträgt demnach 42,749.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

g 1904. München, Freitag, 8. Juli. Nummer 154.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Wandervogel.

Ein Beitrag zur Pflege unserer studierenden Jugend.

Vorigen Herbst war in den Zeitungen folgende schöne und merkwürdige Geschichte zu lesen: In einem großen Gebäude, das an einen Obstgarten grenzte, war ein Brand ausgebrochen. Das gewaltige Feuer zerstörte den Bau in wenigen Stunden bis auf den Grund, wobei der Wind die glühenden Luftmassen dem Obstgarten zutrug. Die mächtige Hitze, welche dem Feuerherd entströmte, vernichtete die nächststehenden Obstbäume völlig, eine Reihe entfernterer aber begann Blätter zu treiben und bedeckte sich allmählich unter der stundenlangen Treibhaushitze wie in einem zweiten Frühling mit neuen Blüten. Die äußerste Baumreihe aber bewahrte unbeschädigt und unverändert die herbstliche Ruhe.

Die Bilder dieser verbrannten, dieser in falschem Blütenschmuck prangenden und der einer süßen, vollen Ernte aufbewahrten Bäume drängen sich vor den Blick, da ich mich anschicke, von dem „Wandervogel" zu berichten. Oder gleicht nicht unser heutiges Gesellschaftsleben und insbesondere in Stadt und Großstadt jenem Glutherd, der tödlich versengt, was ihm nahe kommt an jungem Leben, unzeitig taube Blüten hervorlockt und erst in angemessenem Abstand wirkliches Leben und eine fruchtbare Zukunft duldet? — In solchen Abstand unsere studierende Jugend zurückzuführen, das ist der Zweck des Wandervogels.

Es handelt sich um eine Sache, die nicht von gestern, die heute schon eine — und sagen wir's gleich — nicht unrühmliche Vergangenheit hinter sich hat. Da, wo die Not am größten, hat sie angefangen, und zwar so: Auf Anregung des damaligen stud. jur. Hoffmann, der jetzt Kanzlerdragoman in Beirut ist, hat sich in Berlin-Steglitz vor sechs Jahren eine freie Vereinigung ehemaliger Schüler des Steglitzer Gymnasiums gebildet, welche sich den schönen Namen „Wandervogel" beilegte und sogleich Ziele aufstellte und Wege einschlug, die von allem, was man sich sonst und insbesondere in Berlin von studentischem Treiben versehen könnte, himmelweit abwichen. Wandern wollten sie, wandern und nichts als wandern. Vor allem hinaus aus dem Dunst und der Enge, aus dem unverständlichen Wirrsal, aus dem Trüben und Dunkeln, aus dem betäubenden Lärm der Großstadt und aus der grauenerweckenden Stille ihrer Heimlichkeiten, aus dem Chaos, vor dem der naturgebundene Sinn der Jugend leichter und tiefer erschaudert als der späteren Alters, hinaus in Wald und Flur, an die Ufer des Flusses und zu den träumerischen Seen, in die stillen Täler und auf die Berge, ans unendliche Meer und in die endlose Heide, in die frische Luft und in den goldenen Sonnenschein, in die Natur, wo Freiheit Segen und Kraft in die Seele der Wanderer vom blauen Himmel weht. Wandern wollten sie, wie der Vogel in der Luft in die weite Welt in fröhlichen Zügen, unbeschwert und unbesorgt wandern, alle Kraft und alles Leben einsaugen, das die Erde jedem bietet, der ruhig einen Fuß vor den anderen setzt, vorübergeht, nichts mitnimmt, nichts mitbringt an Herzenslast und der eigenen und fremden Erinnerung selbst kaum mehr als einen flüchtigen Schimmer des Geschauten, des Gegebenen, des Empfangenen zu dauerndem Besitze anvertraut.

Die äußere Form war rasch gefunden. In richtiger Erkenntnis, daß ein Gelingen nur unter Billigung und Mitwirkung der Schulbehörden und der Eltern erst in einer allgemeiner anerkannten Organisation zu erwarten, gewannen die Urheber des Gedankens zunächst eine Anzahl hervorragender Männer der nächsten Umgebung zu der dankenswerten Aufgabe, das junge Unternehmen zu überwachen, nach außen zu vertreten und mit Rat und Tat zu fördern. Die Vereinigung dieser Gönner bildete einen Ausschuß, dem Wolfgang Kirchbach und Heinrich Sohnrey, der erfolgreiche Volksschriftsteller, dessen Schauspiele aus dem thüringischen Dorfleben im vergangenen Spätjahr in Berlin so lebhaften Beifall auf der königlichen Bühne bei Kroll gefunden haben, der praktische Arzt Dr. Hentzelt und Gymnasialprofessor Dr. Brinkmann in Zehlendorf und der auch in süddeutschen Pädagogenkreisen wohl bekannte Gymnasialprofessor Ludwig Gurlitt in Steglitz beitraten und bis heute, von Wolfgang Kirchbach, der nach Paris übersiedelte, abgesehen, angehören. Unter dem Patronat dieses Ausschusses nun wirkt der von den Teilnehmern gewählte „Oberbachant" — dem Erfinder des Wortes seien mildernde Umstände zugebilligt —, dem auf den Wanderungen ein Kassenführer und ein Adjutant beistehen. Dem Oberbachanten liegt die Leitung des Ganzen ob. Die Teilnehmer rekrutieren sich hauptsächlich aus Schülern der Berliner, Steglitzer, Großlichterfelder und Zehlendorfer Gymnasialklassen von Quarta bis Prima und Studierenden der Berliner Universität. Doch sind Schüler anderer Schulen und Schulgattungen nicht grundsätzlich ausgeschlossen. Der Zweck der Vereinigung erfüllt sich in Tagesausflügen und in größeren Wanderungen. Erstere finden an Sonn- und Feiertagen während der Schulzeit, letztere in den Ferien statt. Die Tagestouren beginnen in der Regel in früher Morgenstunde und endigen gegen Mittag, doch werden sie auch zur Uebung und Vorbereitung auf die größeren Wanderungen gelegentlich auf 6—7 Stunden ausgedehnt. Ihre Ziele sind der Grunewald und die Ufer der Havel und ihrer unvergleichlich reizvollen Seen. Auf einem Hügel, an einer Waldspitze, an einem Bache oder auf schöner Wiese wird der Marsch unterbrochen, um Rast zu halten, einen mitgebrachten bescheidensten Imbiß einzunehmen — irgend welche „Einkehr" ist völlig ausgeschlossen

— und mit Turnspielen und Gesang zum Rückmarsch überzugehen.

Auf diesen kleineren Ausflügen werden nun bereits die Pläne für die großen Ferienwanderungen in den erwartungs- und erinnerungsvollen Gemütern gewälzt und der Meinungsaustausch über diesen Teil der Zukunft nimmt einen breiten Raum ein in der Unterhaltung, jene Uebereinstimmung über Ziel und Inhalt der gemeinsamen künftigen Taten vorbereitend, welche allein ein ungetrübtes Gelingen verbürgen kann. Die eigentliche Ausarbeitung der Ferienwanderpläne aber besorgt dann der Oberbachant. Sie besteht in der Feststellung des Rundwegs, der einzelnen Tagemärsche, der Uebernachtungsorte, der Ausführungszeit und der Reisekosten.

Da die einzelne dieser modernen Scholarenfahrten aus praktischen Gründen zweckmäßigerweise nicht mehr als 20—30 Teilnehmer umfaßt, so werden mehrere, gleichzeitige Touren mit verschiedenen Zielen vorgesehen. Naht dann die Wanderzeit, so teilt der Oberbachant die verschiedenen Pläne mit, jedem einzelnen überlassend, an welchem der geplanten Ausflüge er teilnehmen will. Einige Tage vor Beginn der Fahrt hat jeder Teilnehmer den festgesetzten Reisekostenbetrag an den Führer der betreffenden Tour abzuliefern.

Am Tage des Abmarsches versammeln sich die Teilnehmer am verabredeten Platze, ausgerüstet mit Reisedecke, Rucksack, Spirituskocher, Kochgeschirr und Lebensmitteln, aber ohne Geld. Das Geld führt der Kassawart und kein Wandervogel hat einen anderen Pfennig in der Tasche, als den, den er täglich als Sold von dem Säckelmeister erhält. Aus der Kasse nun werden bestritten: etwaige Eisenbahnfahrt, das Nachtquartier, Milch, Brot. Außerdem erhält jeder Teilnehmer aus der Kasse zur freien Verfügung für den Tag je nach dem Stande der Finanzen 30—40 Pfennige. Damit hat sich der einzelne alles zu beschaffen, was er zur Ergänzung der allgemeinen Verpflegung und des Inhalts seines Rucksackes für nötig hält. Da es der Hauptstolz des Wandervogels ist, so billig als möglich zu reisen, so wird nur vierter Klasse gefahren, in Gasthäusern nur in Ausnahmefällen gegessen und in der Regel auf würzig duftendem Heu geschlafen. So hat sich mit dem Fortschritt der Kunst als Gesamtausgabe pro Kopf und Reisetag einschließlich Eisenbahnfahrt der Betrag von einer Reichsmark allmählich als normaler Satz ausgebildet.

Bei Beginn der Fahrt teilt sich die Schar in Gruppen zu je zehn Genossen. Jede der Gruppen marschiert und lagert in kleinem Abstand von den anderen und erhält in einem älteren und erprobten Wandervogel — einem Bachanten — einen Unterführer, der im Rahmen seiner beschränkten Befugnisse für die Ordnung in seiner Gruppe und für deren leibliches und geistiges Wohl verantwortlich ist. Auf der Wanderung herrscht strenge Zucht nach wohlbewährten, ungeschriebenen Gesetzen, die Erfahrung und eine treue Tradition zum unverbrüchlichen Ehrenkodex jedes echten Wandervogels gemacht haben. Jeder Verstoß wird mit Abzug am Sold, in schwereren Fällen mit Ausschluß von künftigen Wanderungen gebüßt.

Welchen Eindruck nun ein solcher Wandervogel-Ausflug auf den pädagogisch interessierten Beobachter zu machen imstande ist, möge die anschauliche Schilderung dartun, welche Gymnasialprofessor Gurlitt über seine Teilnahme an einer Wanderung in die Lüneburger Heide in der Monatsschrift für höhere Schulen gegeben hat.

„In Lüneburg, wohin alle zusammen in einem Wagenabteil vierter Klasse befördert waren, das sie während der ganzen Fahrt allein für sich hatten, wurden die alten Bauten, das Rathaus mit seinen Kunstschätzen und die Sammlungen des Museums unter kundiger Führung eines dortigen Oberlehrers besichtigt, ebenso die Ruinen der alten Stadt Bardowik und des Klosters Lühne. Dabei fehlte es nicht an Belehrung geschichtlicher und kunsthistorischer Natur. Während der Wanderung selbst wurde fleißig gesungen, zumal wenn die Truppe abends festen Trittes in geschlossener Kolonne in den Dörfern einzog. Die Führer waren unausgesetzt beschäftigt, die Aufmerksamkeit der Knaben auf die Eigenart von Land und Leuten, auf landschaftliche Schönheiten und Naturerscheinungen hinzuweisen, all das ohne Aufdringlichkeit und nicht in lehrhaftem Tone, aber doch anregend und eindringlich. Ein Lüneburger Schüler hatte sich uns angeschlossen und gab allerlei nützliche Aufklärungen, desgleichen ein Oberlehrer, der uns den ersten Tag das Geleit gab. Es herrschte ein frischer, ungezwungener Ton. Alle 30 Teilnehmer, darunter Knaben zwischen 12 und 18 Jahren, unter Führung von drei Studenten, waren von echter Wanderlust erfüllt, Streitigkeiten kamen nicht vor. Die Stärkeren waren, wenn es etwa nötig war, den Schwächeren stets dienstbereit, trugen ihnen den Rucksack, ja der Führer nahm einen Kleinen, dessen Kräfte einmal versagten, sogar auf den Rücken. Besonders ergötzlich war das Abkochen auf freiem Felde. Zwei und zwei saßen sie um ihre kleinen Kessel, und bald kochten, brieten und schmorten die leckersten Speisen. Die Burschen machten sich ein Vergnügen daraus, mich mit Proben ihrer Kochkunst frei zu halten, und so fehlte es mir morgens nicht an Tee oder Kakao, und mittags gab es dampfende Erbswurst, Rührei mit Schinken, eine delikate Omelette, dann Obst, frisch vom Baume gepflückt; denn die Bauern boten gern feil, was an Milch, Butter, Eiern, Obst gebraucht wurde. Kurz, die Verpflegung ließ nichts zu wünschen übrig. Immer neue Leckerbissen kamen auch aus dem Rucksack zum Vorschein, den die Mutter sorglich gefüllt hatte. Dabei herrschte ausgelassene Fröhlichkeit. Mir wurde „frischer Strandschuhlack" zum Kosten angeboten, so heißt nämlich im Wandervogel-Deutsch der Erbswurstbrei, und auch sonst hatte ich als Neuling freundlichen Spott zu tragen, weil ich die Sprache der Wandervögel noch nicht kannte. Ein junger Maler hatte sich der Wanderung angeschlossen, selbst er durfte des bösen Beispiels wegen nicht rauchen, ehe nicht die Jüngeren schlafen gegangen waren. Die Bachanten selbst mieden jeden Alkoholgenuß. Am Abend kochten alle Teilnehmer in den Wirtsstuben ihre Milch, Kakao oder Tee, und wuschen dann auch, wie nach den Hauptmahlzeiten, eigenhändig ihr Kochgeschirr wieder sauber. Das alles ist schon fester Brauch und wickelt sich ab, ohne daß auch nur ein Kommandowort nötig wäre. Ich habe nicht beobachtet, daß sich jemals ein Teilnehmer den Vorschriften hätte entziehen wollen. Es herrscht ein strenger Korpsgeist. Die älteren Mitglieder lockt die Aussicht, demnächst Bachanten zu werden, die jüngeren hält die Sorge in Zucht, als unwürdig von späteren Touren ausgeschlossen zu werden.

Als ich abends einmal eine Probe auf die Enthaltsamkeit der etwa 30 Teilnehmer machte und zur Belohnung für eine tüchtige Marschleistung jedem ein Glas Bier aussetzte, griffen nur wenige zu. Die meisten saßen schon bei ihrer kochenden Milch und wollten von dem Bier nichts wissen. Der Gesundheitszustand aller Teilnehmer während und nach den Wanderungen war vortrefflich. Ich beobachtete noch wochenlang nachher an meinen Schülern die erfrischende Nachwirkung."

Betrachten wir nun die Einzelheiten des Bildes. Da ist zunächst die Geldfrage. Es muß zugegeben werden, daß sie mit geradezu genialem, psychologischem — bewußtem oder unbewußtem — Scharfsinn gelöst ist. Dem Gelde seine dämonische Eigenschaft nehmen und ihm seine segensvolle lassen, das ist gewiß eine Leistung, und sie ist hier vollbracht. In der Tat, indem von seiner Doppelfähigkeit, Bedürfnisse zu befriedigen und Bedürfnisse zu schaffen, die eine bis zum äußersten entwickelt wird, verkümmert die andere von selbst bis zur Wirkungslosigkeit. Gereinigt und geläutert, indem es sich völlig in dem gemeinsamen Zweck erschöpft und keinerlei persönliches Moment enthält, kann das Geldstück des Wandervogels nur nützen und nicht mehr schaden. Die Größe des Kassaschrankes der Eltern ist gänzlich ausgeschaltet, da, wie erwähnt, kein Teilnehmer eigenes Geld mit sich führen darf. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die fortwährende Gewöhnung, in dem Gelde nur das zwar unentbehrliche, aber doch wesentlich untergeordnete Mittel für einen gemeinsamen idealen Zweck zu sehen, von unschätzbarem Wert für den jugendlichen Geist sein muß, der nur allzu leicht geneigt ist, das

und in erster Linie als die Voraussetzung des Genusses zu betrachten und zum Maß aller Dinge zu machen.

Die Beschränkung im Geldaufwand hat aber noch zwei weitere schätzbare Folgen: Sie gestattet eine allgemeine Beteiligung und fordert eine spartanische Lebensweise. Welche Wichtigkeit dem erstgenannten Umstand in unserer sozial zerklüfteten Zeit zukommt, das braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Ebenso bedarf der Nutzen, welchen die Pflege körperlicher Genügsamkeit und geistiger Spannkraft mit sich bringen muß, keines Nachweises; dazu sind der verweichlichenden Einflüsse, denen unsere heutige Jugend ausgesetzt ist, viel zu viele.

Ferner, wie der Wandervogel alle Größen der elterlichen Geldbörsen umfaßt, ohne den Unterschieden irgendwelche Geltung einzuräumen, so umfaßt er alle Altersstufen vom Quartaner bis zum Universitätsstudenten, ohne daß letzterer ein anderes als das schöne Vorrecht hätte, dem jüngeren Genossen ein Vorbild in allen Wandervogel-Tugenden und ein verantwortungsbewußter und stets hilfsbereiter Führer und Beschützer zu sein.

In dieser Vereinigung aller Altersstufen ist wohl die zweite Hauptursache des Erfolges des Ganzen zu sehen. Sie beschwört ohne Absicht und spielend die zahlreichen und ernsten Gefahren, welche unvermeidlich alle Vereinigungen mit ausschließlich gleichalterigen Mitgliedern bedrohen. Wo alle, die Jüngsten wie die Aeltesten, die gleiche Begeisterung für ein gemeinsames hohes Ziel erfüllt und jeder Aeltere in jedem Jüngeren den unentbehrlichen und, weil schwächeren, mehrberechtigten Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke sieht, da ist kein Raum für die kindische Ueberhebung und Absonderung vorhanden, auf welche beispielsweise Dasein und alle Schäden des namentlich in Bayern so beklagten Froschverbindungswesens in erster Linie zurückzuführen sind. Nicht des Aelteren Erfahrungen im Unfug und Schlimmeren, sondern in allem Vernünftigen und Nützlichen, was ein tadelloses Gelingen jeder Wanderung zur Ehre und höchsten Befriedigung jedes Teilnehmers verbürgt, gibt das Maß für Ansehen und Einfluß des Einzelnen in der fröhlichen Schar der Wandervögel, deren ganzes Tun und Treiben sich frei und offen unter aller Augen im hellen Sonnenschein in freiem Umgang mit jedermann, nicht aber in dunstigen Konventikeln hinter verschlossenen Türen abspielt. Selbst die gelegentlichen Versammlungen zu Bekanntmachungen und Besprechungen sind öffentlich und der Besuch eines Mitgliedes des Ausschusses oder eines Professors oder der Eltern eines Wandervogels wird mit Stolz und Freude begrüßt.

So müssen wir in der Oeffentlichkeit des gesamten Wandervogel-Verfahrens eine dritte kluge Maßregel erkennen, die nicht wenig dazu beigetragen hat, die Idee in lebens- und aussichtsvolle Wirklichkeit überzuführen.

Betrachten wir die hygienische Seite der Sache. Da fragt es sich zunächst, was ersetzt bei dem Nicht-Wandervogel den Ausflug? Die Antwort lautet: Bei dem Studierenden wenig bemittelter Eltern ein langgedehnter, müßiger, Langeweile und Gefahren aller Art drohender Aufenthalt in der verhaßten Stadt, für den Sohn der wohlhabenderen Klassen die Sommerfrische, das Seebad, die Ferienreise in irgend einer der üblichen Formen. Der Erstgenannte wird nie, der Zweite nur in Ausnahmefällen, in welchen verständnisvoll und energisch alle die zahllosen Schädlichkeiten moderner Ueberkultur ferngehalten worden, mit einem gesundheitlichen Ueberschuß in das neue Schuljahr eintreten. Viel größere Aussicht auf solchen Ueberschuß hat dagegen der Wandervogel. Sie gründet sich auf die Wirkungen des dauernden Aufenthaltes in der freien Luft, der regelmäßigen und ausgiebigen körperlichen Bewegung, der einfachen, naturgemäßen Ernährung, der Vermeidung der Schädigungen durch Alkohol und Nikotin und der Nerven und Geist stärkenden Einfachheit der seelischen Ausgaben und Einnahmen in dem ständigen Umgang mit der Natur und den Menschen einfacher Lebensverhältnisse. Dieser letztere Punkt kann gar nicht stark genug betont werden. Denn so mannigfach und neu zum Teil die Eindrücke sind, die Himmel und Erde, Wald und Feld, Berg und Tal, Fluß und See, Alm und Moor, Burgen und Schlösser, Dörfer und Städte, die in breiten Bildern dahinfließende Landschaft, das Leben und Weben der Tiere, der Hirt und die Herde, die Hantierung des Bauers, des Fischers, des Jägers, der Dorfwirt und die Schule und die Kirche und der parkumgebene Landsitz des Edelmanns der jugendlichen Seele zuführen, es sind Eindrücke von jener elementaren Art, die die Natur selbst als die Grundlage unserer geistigen Ernährung festgesetzt hat. Für diese geistige Speise gibt es keinen Ersatz, und wo sie dauernd entbehrt wird, da ist psychische Abstumpfung bis zur Seelenblindheit die unausbleibliche Folge. Und lang und tief müssen diese Eindrücke wirken können und ungestört. Und die Fußwanderung ist der einzige Weg, der zu solcher Nahrung führt.

Verweilen wir noch kurz bei der Betrachtung einiger Nebenwirkungen. Frühzeitig erschließt sich dem Geiste der Jugend der Sinn der Disziplin als die Einschränkung, mit welcher ein gemeinsames Ziel den Einzelnen bindet. Gemeinsame Anstrengungen, gemeinsame Freude am Erfolg des Ganzen, kleine gemeinsame Leiden stärken das Gefühl der Zusammengehörigkeit; das Vertrauen, das Eltern und Lehrer durch die Erlaubnis zur Teilnahme einem jeden ausgedrückt, befeuert den Ehrgeiz und schärft das Gefühl der Verantwortlichkeit; Selbständigkeit und Geistesgegenwart, Selbstbeherrschung und Verträglichkeit, Selbstvertrauen und Hilfsbereitschaft werden geweckt und gefördert, der Sinn für das Wirkliche und Wesentliche entwickelt sich, jede Neigung zu Umständlichkeit, Bequemlichkeit, kindischer Empfindlichkeit und Eitelkeit findet ein kräftiges Gegengewicht, dem aufgeweckten Kopf reift früh die Einsicht, daß Klugheit und Geltenlassen nicht bloß die Wege der Wandervögel ebnen.

Ist auch erster und oberster Zweck das Wandern durch die herrlichen deutschen Lande, so darf doch jeder Wandervogel noch ein eigenes harmloses Steckenpferdchen mitnehmen. Der eine botanisiert, der andere sammelt Käfer und Schmetterlinge, ein dritter Steine, viele führen reichliche Skizzenbücher mit sich, in welchen schöne Landschaftsbilder, interessante Ruinen, Kirchen, charakteristische Häusertypen, architektonisch merkwürdige Bauten der Nachwelt überliefert werden, wieder ein anderer bändigt seinen Kodak und bringt Bilder der Erinnerung in schwerer Menge nach Hause für das Archiv des Wandervogels, in dem ausführliche Berichte über jede Fahrt aufbewahrt werden. Auch der Gesang findet eifrige Pflege und bildet in der Form des Chorgesanges eine der offiziellen Einrichtungen, während jedem Künstler es unbenommen bleibt, mit seinen Vorträgen die Corona zu erfreuen, sei es daß er sein Instrument in der Kehle oder im Rucksack mit sich führt oder im Dorfkrug findet.

Noch ein Wort über die bisherigen Taten des Wandervogels. Während die kürzeren Touren bisher sich vornehmlich auf die Mark und deren Nähe beschränkten, führten die großen Ferien bis an den Rhein und an den Goplo-See in Rußland, in den Harz, ins Fichtelgebirge, in den Odenwald und Spessart, ins sächsische und böhmische Erzgebirge, in die Rhön und Fränkische Schweiz und in den Bayerischen und Böhmerwald. Ich hatte in den letzten vier Jahren Gelegenheit, Einrichtung und Betrieb aus nächster Nähe und die Wirkungen an zweien meiner Söhne, die bis vor kurzem das Gymnasium in Großlichterfelde besuchten, zu beobachten. Nach der Rückkehr in die Heimat regte sich gar bald der Wunsch, einen Ableger der wurzelstarken märkischen Pflanze unserem süddeutschen Boden anzuvertrauen. Die Idee und was ich aus eigener Erfahrung berichten konnte, fanden in befreundeten Familien soviel Anklang und in pädagogischen Kreisen so verständnisvolles Wohlwollen, daß schon die ersten Versuche begründete Hoffnung des Gelingens erweckten. So ist im Augenblick in München ein Ausschuß in Bildung begriffen, der nach seinem nordischen Vorgänger dem süddeutschen Reis die unentbehrliche Pflege starker und berufener Hände und Anerkennung, Schutz und Förderung der Autorität sichern soll.

Nachdem der einzige Zweck dieser Zeilen, von einer beachtenswerten Sache kurz Nachricht zu geben, erfüllt ist, möchte ich mit den Worten Gurlitts in der Monatschrift für höhere Schulen schließen:

„Das Köstlichste aber und Verheißungsvollste des Wandervogels scheint das zu sein, daß er ein frei wachsendes Gebilde ist, ein aus der deutschen Jugend selbst hervordringender Heilprozeß gegen vererbte Unsitten und Schwächen, eine Erscheinung, die wir Aelteren mit stiller Freude beobachten und nach Kräften fördern sollten."

J. B.

Konstantin Höhlbaum.

Am 2. Mai starb in Gießen der Professor der Geschichte Konstantin Höhlbaum. Seitdem Theodor Mommsen von uns genommen ist, gibt es unter den deutschen Historikern keinen mehr, dessen Name in aller Munde wäre und der durch sein Ausscheiden die allgemeine Teilnahme der gebildeten Welt erregen könnte. Aber es sind ihrer nicht wenige, deren Fehlen doch in der wissenschaftlichen Welt schmerzlich empfunden werden und eine fühlbare Lücke hinterlassen würde. Die Beilage der Allgemeinen Zeitung ist von jeher der Entwicklung der deutschen Wissenschaften und ganz besonders der der Geisteswissenschaften, mit Aufmerksamkeit und Verständnis gefolgt. Sie bleibt diesem Brauche treu, wenn sie auch Konstantin Höhlbaum die Stelle anzuweisen sucht, die er sich in seiner Wissenschaft errungen, die er jetzt leer gelassen hat und die nicht so bald wieder ausgefüllt sein wird.

Das 19. Jahrhundert hat einen Ranke und einen Treitschke erstehen sehen und damit auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung unsere deutsche Kultur in die vorderste Reihe gestellt. Faßt man aber die Wirkung nach außen, auf andere Nationen ins Auge, so muß man sagen, daß mehr als in der Geschichtschreibung in der Geschichtsforschung, in dem methodischen Eindringen in das Verständnis der Vergangenheit unsere Stärke lag und liegt. Was in bezug auf Sammlung, Sichtung und Veröffentlichung der Quellen, in jeder Art positiver Kritik im 19. Jahrhundert von der deutschen Geschichtswissenschaft geleistet worden ist, übertrifft alles, was das Ausland zur Seite stellen konnte, und ist zahlreichen Fremden zum Muster geworden. An die zentralen Monumenta Germaniae Historica, denen keine historische Literatur etwas nach äußerem Umfange und innerem Gehalt Gleichwertiges an die Seite zu stellen hat, reihten sich eine ganze Reihe territorialer, lokaler und monographischer Publikationen, die all den mannigfaltigen Verzweigungen historischen Wissens in den Gebieten deutscher Zunge einen zuverlässigen und ergiebigen Nährboden zu schaffen bemüht waren. Heute verfügen die deutschen Stämme über eine historische Quellenliteratur, wie sie in gleicher Fülle und Brauchbarkeit nirgends wieder zu Gebote steht. In diese Entwicklung gehört Konstantin Höhlbaum.

Höhlbaum ist 1849 in Reval als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er die Landesuniversität Dorpat. Seine gelehrten Neigungen waren von vornherein der Geschichte zugewandt. Sie führten ihn bald nach Göttingen in die historischen Uebungen von Georg Waitz, denen nicht wenige und nicht die schlechtesten Jünger gerade aus den baltischen Landen zuströmten. An Waitz hat sich Höhlbaum dann aufs innigste angeschlossen; er ist ihm Führer in der Wissenschaft und sonst in mehr als einer Beziehung Vorbild geworden. Auch der Lehrer empfand bald warm für den begabten, nimmer müden Schüler. In Göttingen knüpfte sich auch das enge Freundschaftsband zwischen Höhlbaum und dem kurländischen Landsmann Goswin von der Ropp, jetzt Professor in Marburg, das bis zum Lebensende nicht gelockert wurde. Schon im Winter 1871/72 promovierte Höhlbaum. Die Geschichte seiner Heimat, deren Erinnerungen ihm früh lebendig geworden waren, lieferte den Stoff. Auf der Bremer Stadtbibliothek waren 1870 die livländischen Historien des seit 1566 in Bremen lebenden Notars Johann Renner gefunden worden. Ihre Untersuchung ergab, daß der Verfasser eine bisher unbekannte livländische Reimchronik des 14. Jahrhunderts in umfassender Weise benutzt bezw. ausgeschrieben hatte. Das wies Höhlbaum in seiner Dissertation „Johann Renners livländische Historien und die jüngere livländische Reimchronik" im einzelnen nach und veröffentlichte noch im Jahre 1872 diese Reimchronik, als deren Verfasser Renner selbst einen Priester Bartholomäus Hoeneke nennt, soweit sie aus Renner sich herausschälen ließ, in besonderem Druck. 1876 gab er Renners livländische Historien vollständig heraus.

Zu Pfingsten 1871 war in Lübeck der Hansische Geschichtsverein zusammengetreten, der über die territorialen Grenzen der bestehenden Vereine hinausgreifend sich die Aufgabe stellte, die Geschichte aller im alten Hansebunde vereinigten Städte zu erforschen. Waitz beteiligte sich lebhaft an der Tätigkeit des neuen Vereins, stellte ihm seine Kenntnisse und seine Erfahrungen zur Verfügung. Eine Ausgabe der Rezesse und Akten der hansischen Städtetage war auf Lappenbergs Anregung schon von der Münchener Historischen Kommission begonnen, zunächst dem Dr. Junghans, der 1865 als Professor in Kiel starb, und dann Dr. Karl Koppmann, jetzt Stadtarchivar in Rostock, übertragen worden. Der Stoff war zu umfassend, als daß er von der mit zahlreichen anderen großen Arbeiten belasteten Kommission und von e i n e m Herausgeber hätte bewältigt werden können. So trat der neue Verein in die Aufgabe ein, übernahm die Herausgabe der Rezesse von 1431 an und begann zugleich ein Hansisches Urkundenbuch, das so ziemlich alles Material zusammenbringen sollte, was seiner Natur nach in die Rezeßsammlung keine Aufnahme finden konnte. Die neue Rezeßabteilung wurde Dr. von der Ropp, das Urkundenbuch Konstantin Höhlbaum übertragen.

Der Hansische Geschichtsverein ist in den 33 Jahren seines Bestehens nach Umfang und Gediegenheit der Leistungen zum vornehmsten deutschen geschichtlichen Sonderverein herangewachsen. Diesen Erfolg herbeizuführen, hat Höhlbaum mitgeholfen als einer der Besten und Tüchtigsten am Werk. Er erfaßte die ihm übertragene Aufgabe von den weitesten Gesichtspunkten aus, suchte die so bunt und vielverzweigten hansischen Beziehungen, Beziehungen von rund hundert Orten vom Kanal bis zum Finnischen Meerbusen und binnenwärts bis Köln, Halle, Breslau und Krakau, nach allen Richtungen hin zu verfolgen und die uns erhaltenen urkundlichen Nachrichten so konzis wie vollständig im Hansischen Urkundenbuche bequemer Benutzung zugänglich zu machen. Drei Bände, die den Stoff bis 1360 sammeln, sind von Höhlbaum allein fertiggestellt worden. Dann traten Mitarbeiter ein, Karl Kunze, jetzt Stadtbibliothekar in Stettin, und Walther Stein, zur Zeit Professor in Göttingen, die den 5., 8. und 9. Band selbständig herausgaben. Doch hat Höhlbaum auch diesen Bänden eine fortgesetzte tätige Teilnahme zugewendet, und wenn die Hansischen Urkunden jetzt bis 1414 und wieder von 1451 bis 1470 zu jedermanns Benutzung bereit liegen, so hat er daran ein ganz wesentliches Verdienst. Die Grundsätze, nach denen gesammelt und ediert wurde, sind von ihm festgelegt. Konnten die ersten Schritte auf diesem so weitverzweigte Beziehungen umfassenden Gebiete auch nicht immer völlig sichere sein, so ist doch das Hansische Urkundenbuch eines der Schmuckstücke unserer so reichen mittelalterlichen Quellenliteratur.

Der Grund, warum Höhlbaum sein Verhältnis zum Hansischen Urkundenbuch allmählich löste, lag in der Eröffnung eines neuen Wirkungskreises, der ihm andere Aufgaben stellte. 1875 hatte er sich in Göttingen habilitiert, auf einem Boden, der sich schon mehrfach als schwierig für Privatdozenten erwiesen hat. Er vertauschte seine Lehrtätigkeit 1880 mit der Stellung eines Kölner Stadtarchivars.

Dem heiligen Köln, der alten Metropole der Rheinlande, kann der Ruhm nicht streitig gemacht werden, von allen deutschen Städten die reichsten historischen Erinnerungen zu besitzen. Der Vorzug erstreckt sich auch auf den Bestand des städtischen Archivs. Wenn heute dem Ruhm des Reichtums der einer vorzüglichen Ordnung und Verwaltung hinzugefügt werden kann, so ist es Höhlbaums Verdienst, dazu den Grund gelegt zu haben. Er hat die

Dinge in die neue Ordnung hinübergeleitet, den Rahmen gelegt und dem Archiv in der städtischen Verwaltung den ihm gebührenden Platz gesichert. Es wäre aber ganz gegen seine Natur gewesen, in Organisations- und Ordnungsarbeiten aufzugehen, so unabweisbar sie sich aufdrängen und so verdienstlich sie sein mochten. Ihm schwebte von vornherein der Gedanke vor, die reichen Schätze dieser schier unerschöpflichen Fundgrube deutschen geschichtlichen Wissens nach Kräften der Oeffentlichkeit nahe zu bringen und zu Gegenständen verschiedenartigster Bearbeitung zu machen. Er begann schon 1882 die „Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln“, die von seinem Nachfolger im Amte, Professor Hansen, noch heute mit immer wachsendem Reichtum des Inhalts fortgeführt werden und die bestimmt waren und sind, über den Bestand des Archivs zu orientieren. Er hat Anregung gegeben zu wertvollen Monographien, zu denen das Material des Archivs den Stoff lieferte und die belangreich geworden sind für die Entwicklung deutscher Verfassungsgeschichte. Vor allem aber weckte die neue Stellung in ihm den Gedanken, Köln und sein Archiv zum Mittelpunkt einer provinziellen Zusammenfassung aller auf geschichtliche Erkenntnis gerichteten Bestrebungen zu machen in einer Ausdehnung und einem Stil, die alles bis dahin auf territorialer Grundlage Geschaffene weit hinter sich zurückließen. Schon am 1. Juni 1881 trat auf seine Anregung eine „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde“ zusammen, über deren Aufgaben sich Höhlbaum in einer „Denkschrift“ verbreitete. Sie hat es fertig gebracht, alles wissenschaftliche und materielle Können, was in der in beiden Richtungen reich ausgestatteten Provinz für die Förderung geschichtlichen Erkennens vorhanden war, zu gemeinsamer, zielbewußter Arbeit zusammenzuführen, und ist in ihrer Organisation und ihrem Arbeitsplan Vorläuferin und Muster der zahlreichen rüstig tätigen Gesellschaften und Kommissionen geworden, die seitdem zu gleichen Zwecken in den meisten deutschen Provinzen und Staaten begründet oder neu organisiert worden sind. Zu dem überaus reichen Arbeitsplan der „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde“, der jetzt schon stattliche Erfolge vorweisen kann, ist von Höhlbaum der Grund gelegt worden. Selbst beteiligte er sich an den Editionsarbeiten durch die beiden ersten Bände von „Das Buch Weinsberg“, hatte sich damit allerdings entsagungsvoll einem Stoffe gewidmet, der tieferes historisches Interesse nicht beanspruchen konnte.

So vielseitig und der reichen Mühe entsprechend fruchtbar diese selbstgeschaffene Tätigkeit auch war, konnte sie Höhlbaums Natur doch nicht vollauf befriedigen. Es drängte ihn zurück in die Lehrtätigkeit und in die akademische Luft, der er nur schweren Herzens den Rücken gewandt hatte. So war es für ihn ein freudiger Wechsel, als er 1890 als Professor für mittelalterliche Geschichte nach Gießen berufen wurde. Seine Neigung und seine Befähigung zu lehren haben ihn hier bald zu einem geschätzten Mitgliede des akademischen Lehrkörpers gemacht. Wer Höhlbaum nur nach seinen Publikationen beurteilt, möchte die Vorstellung gewinnen, daß er keinen Trieb gehabt habe, darstellend zu wirken, geschichtliche Ereignisse in den großen Zusammenhängen zu erfassen und Lesern oder Hörern nahe zu bringen. Und doch war das stets sein letztes und höchstes Ziel in all der rastlosen Arbeit, die er leistete, und nie verlor sich ihm der Gedanke, was er erforschte und der Vergessenheit entzog, als Material zu verwenden für Bauten, die nicht nur den Forscher, sondern auch den Freund der Geschichte erfreuen und zum Eintritt einladen sollten. Wenn er dieses sein Ideal nur in einzelnen Ansätzen erreichte, so lag der Grund vor allen Dingen in der nimmer ruhenden Selbstkritik und dem Streben nach dem denkbar umfassendsten Unterbau. Wo er sich durch die Erfordernisse des Augenblicks zur Tat gedrängt sah, in Gelegenheitsreden, Ansprachen und Aufsätzen, genügte er in inhaltsvollen, klar durchdachten, lebendigen Ausführungen auch großen Anforderungen. So war auch seine akademische Tätigkeit weit davon entfernt, den Editor in den Vordergrund zu stellen. Seine für Gießener Verhältnisse zahlreichen Schüler sind einstimmig im Lobe der Hingebung, mit der er sich ihrer auf dem Katheder und im Seminar angenommen hat. Doch ist auch Höhlbaums Gießener Tätigkeit, so weit sie über die unmittelbaren Pflichten des akademischen Lehramts hinausreichte, wieder der Quellenbearbeitung zugewandt gewesen. Auch Hessen (das frühere Kurhessen und das großherzogliche Oberhessen) hat gemeinsam mit dem Waldecker Ländchen seine historische Kommission bekommen, in der naturgemäß Höhlbaum und seinem Freunde von der Ropp leitende und arbeitfordernde Stellen zufielen. Höhlbaum übernahm außerdem für die Verwaltung des Böhmerschen Nachlasses die große und wichtige Aufgabe einer Fortsetzung der Regesten der Mainzer Erzbischöfe von 1288, wo Will abgeschlossen hatte, bis 1396, eine Arbeit, deren Vorbereitung durch die Herren Vogt und Vigener im besten Fortschreiten begriffen war, als Höhlbaum abberufen wurde. Sie hatte ihn in die vielgestaltige und verwickelte Reichsgeschichte des 14. Jahrhunderts geführt, und er veröffentlichte die eindringende und scharfsinnige Abhandlung über den Kurverein von Rense. Es trat ihm lebhaft vor Augen, daß die inhaltreichen und denkwürdigen Staats- und Streitschriften des 14. Jahrhunderts fast ausnahmslos nur in schlechten und entlegenen Drucken zugänglich sind, und er wandte sich daher an die Zentraldirektion der **Monumenta Germaniae Historica** mit dem Vorschlage einer systematischen Neuausgabe, deren Leitung er selbst zu übernehmen bereit war, ein Vorschlag, dem die Zentraldirektion gern zustimmte. Daneben hat er dem Oberhessischen Geschichtsverein neues Leben eingehaucht und ist auch in Gießen noch unermüdlich tätig gewesen für den Verein, dem er sich zuerst gewidmet hatte. Er entwarf den Plan, das Material für die hansische Geschichte nach 1530, das in der Rezeßsammlung nicht mehr berücksichtigt werden sollte, in sogenannten Inventarien über die Bestände der Hauptarchive zu sammeln und führte ihn für Köln in zwei starken Bänden durch, bereitete ihn für Braunschweig und Danzig vor. Weitergehende Pläne ähnlicher Art entwickelte er noch in der letzten Vorstandsversammlung des Hansischen Geschichtsvereins. Auch hier schwebte ihm als Endziel eine Darstellung vor, wie das gleiche der Fall war bei dem Eindringen in die mittelalterliche Reichsgeschichte, das sich aus der Beschäftigung mit den Mainzer Regesten ergab. Mitten aus reicher, für deutsche Geschichtskenntnis unschätzbarer Tätigkeit, in der sicheren Aussicht auf weitere wertvolle Arbeitsfrüchte ist Höhlbaum in voller geistiger Frische des besten Mannesalters den Seinen und der Wissenschaft entrissen worden.

Höhlbaum hat verschiedenen Zeitschriften eine nicht unbeträchtliche Zahl von kleineren und größeren Aufsätzen, Beiträgen und besonders auch Rezensionen geliefert. Alle diese Arbeiten zeichnen sich aus durch eindringende Sachlichkeit, die Rezensionen meist durch scharfe, gelegentlich schneidende Kritik. Von den Betroffenen ist das letztere nicht selten peinlich empfunden worden, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß Höhlbaum gelegentlich aus der Fülle eingehendster quellenmäßiger Sachkenntnis darstellende Arbeiten, die sich mit einem knapperen Material begnügt hatten, um etwas Zusammenhängendes, Lesbares zu liefern, in ihren Mängeln schonungslos aufdeckte, ohne dem Bedürfnis Rechnung zu tragen, das doch nun jederzeit für Gesamtbetrachtungen vorhanden ist und nach Befriedigung sucht. Waitz, auf diese Neigung des noch jungen Höhlbaum aufmerksam gemacht, hat erwidert: „Das geschieht, weil er auch an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt.“ Mit diesem Worte ist das Wesen von Höhlbaums Art gekennzeichnet. Es hat unter den lebenden Historikern niemand gegeben, der es höher und heiliger mit seiner Aufgabe genommen hätte als Höhlbaum. Sich selbst zu befriedigen, war ihm nicht gegeben, und so haben ihn andere auch nicht leicht befriedigt. Nie hat er etwas anderes gesucht als die Förderung seiner Wissenschaft; für diese aber verlangte er auch von anderen die Opfer, die er selbst freudig darbrachte. Wo er sah, daß die gleiche Gesinnung vorhanden war, da lebte er sich rasch zusammen und war und blieb ein treuer, stets dienst- und hilfsbereiter Freund. Seinem nicht allzu kräftigen Körper hat die unerbittliche Konsequenz eines nordisch eisernen Willens schwere Lasten aufgebürdet, zu schwere, um bis in höheres

Alter getragen zu werden. So ward er den Idealen zu früh entrissen, die ihn noch in seinen letzten Tagen mit fast unerschütterlicher, kindlich freudiger Hoffnung an das Leben ketteten.

Steglitz, 29. Juni 1904.

Dietrich Schäfer.

Bücher und Zeitschriften.

Letzte Stunden. Acht Geschichten aus dem Liebesleben. Das Geschlecht Edelmaier. Eine Satire in Dialogform. Von F. Ritter v. Feldegg. Wien 1904, Carl Konegen.

Das Buch des Ritters v. Feldegg ist eine charakteristische Erscheinung für den Teil moderner literarischer Produktion, die sich mit dem Thema „Liebe“ beschäftigt. Der Begriff spiritueller Liebe, der Begriff jener Liebe, die in Zuneigung von Seele zu Seele besteht, die mit voller Gewalt zwei Menschen aneinanderschließt, die es über sich gewinnen, ihr sinnliches Verlangen zu zügeln, deren Gefühle sich in edle Erhabenheit steigern — dieser Begriff wurde von vielen in die Rumpelkammer alter, törichter Unwahrheiten geworfen. Bei ihnen ist nur die Sinnlichkeit die treibende Kraft bei dem Verhältnis zwischen Mann und Weib. Nur der gilt für gesund und kraftvoll, ja keusch und moralisch, der dem natürlichen Drang seines Blutes frei folgt. Auf diesem Standpunkt steht auch Ritter v. Feldegg in seinem neuen Buche. In seinen acht Geschichten aus dem Liebesleben tritt das gleiche Grundmotiv hervor wie in Schnitzlers „Reigen“, mit dem sie sich auch sonst verwandt zeigen, vor allem in dem starken Betonen des spezifisch Wienerischen. Neu ist bei Feldegg, daß er seinem Reigen um den Altar der Venus unmittelbar das Motiv des Totentanzes anreiht. Dabei ist er aber nicht glücklich, denn bei keiner der Geschichten ist das Enden mit dem Tode innerlich als durchaus glaubhaft oder notwendig begründet. Die Hauptstärke bei den acht Erzählungen liegt in der sicheren, lebenswahren Schilderung des Wesens und Wirkens der sinnlichen Instinkte und Begierden im Menschen. In dem Bestreben nach realistischer Darstellung der Situationen geht jedoch der Verfasser wiederholt über die Grenzen des Nötigen und Zweckdienlichen hinaus. Die Derbheit und Roheit, die in der Geschichte der Straßendirne „Mizzi“ oder im „Selbstmörder“ herrscht, kann man noch durch den Gegenstand selbst entschuldigen, die Todesszene in der Geschichte „Der Maler“ aber ist von solcher Brutalität, daß ich mir nur die Wirkung abstoßenden Ekels auf jedermann denken kann. Solche Geschmacksentgleisungen sollte sich ein Schriftsteller wie Feldegg nicht zuschulden kommen lassen, der im gleichen Federzuge einen „Arzt“ schreibt und sich dabei durch eine psychologisch tiefgründige und feinfühlige Darstellung auszeichnet. „Der Arzt“, worin das Verhältnis liebebedürftiger, hysterischer Weiber zu einem schönen Doktor beleuchtet wird, ist Feldeggs beste Leistung. — Die dreiaktige Satire „Das Geschlecht Edelmaier“ ist künstlerisch wenig geglückt. Der Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten in Charakteren und Situationen sind darin zu viele. Das Ganze ist zu absichtsvoll auf die Tendenz zugespitzt, die obendrein fragwürdigen Wertes ist. Es handelt sich in der Satire um den Kampf gegen veraltete Moralgesetze, gegen das Philistertum. Die Vertreter des Geschlechtes Edelmaier (in jedem „Bilde“ = Akte wird uns eine neue Generation vorgeführt) sehen ihre Lebensaufgabe nur darin, für die in rechtmäßiger Ehe gezeugte Nachkommenschaft zu arbeiten und zu sorgen. An sich selbst denkt keiner, keiner an das eigene Recht auf Lebensgenuß. Solche Leute verdienen sicherlich verulkt zu werden. Aber die Figur des Herrn Kilian, der diesen Edelmaiers gegenübergestellt wird, ist auch nicht vorbildlich. Ein leichtsinniger Bruder wie Kilian, der sich zum Beispiel gar nicht darum kümmert, ob das Mädchen, das seiner Lust genügt hat, zugrunde geht oder nicht, der sich nicht darum fragt, ob das Kind, das er in die Welt gesetzt hat, verhungert oder nicht, kann zu keinem moralischen, nachahmungswürdigen Lebenshelden gestempelt werden. So „gesund“ sind wir noch nicht.

Dr. Arnulf Sonntag.

Moderne französische Literatur. Der letzte Roman von J. H. Rosny hieß in der Revue „La belle Tessinoise“, aber in Buchform hat er den poetischeren, wenn auch weniger bestimmten Titel „La Luciole“ (das Glühwürmchen) erhalten. Rosnys bekannte Vorliebe für ursprüngliche Menschheit hat ihn diesmal in ein Schmugglerdorf des Tessin geführt, wo er seine von ihrem Gatten, einem sehr gewöhnlichen rohen Schmuggler, tyrannisierte bildschöne Heldin Desolina gefunden hat. Ein französischer Maler lernt sie und ihren Mann an einem Abend, wo die Glühwürmchen besonders lebhaft leuchten, im Garten eines alten russischen Revolutionärs Wakunin (lies Bakunin) am See von Lugano kennen und beschließt sofort, sich im Dorfe Tavesco (lies Davesco) niederzulassen, um die schöne Desolina zu malen. Er verliebt sich um so eher in sie, als sie entsetzlich unglücklich ist, denn ihr Mann und dessen alter Oheim bewachen sie auf Schritt und Tritt. Ein Entführungsversuch mißlingt, aber in einem Nebenbuhler des Ehemanns im Schmugglergewerbe, in dem rätselhaften Gennaro, findet der Maler einen zu allen Missetaten bereiten Beschützer. Er führt einen Bergrutsch herbei, der den Haustyrannen begräbt, und der Maler kann nun Desolina ruhig heiraten und nach Paris führen. Sie ist ein Muster treuester Anhänglichkeit, aber das Auftauchen Gennaros in Paris erschreckt sie, denn sie allein weiß, daß er den Tod ihres ersten Mannes verschuldet hat. In Paris ertränkt Gennaro überdies den rachebrütenden Oheim seines Opfers, und nun gesteht Desolina ihrem Gatten den tragischen Zusammenhang. Dieser verzeiht, sie!!t aber mit ihr nach Algier über, wo er erst dann die Gewissensruhe wieder findet, nachdem er mit Lebensgefahr ein Kabylenkind vor dem Tode bewahrt hat. Vielleicht hat Rosny die wilden Instinkte seiner Tessiner übertrieben, aber im ganzen zeichnet er doch ein ebenso fesselndes als treues Bild von Land und Leuten.

✕

Allgemeine Rundschau.

Schliemann bei den modernen Griechen.

Während unseres Aufenthaltes in Athen waren wir eines Tages von einem Rundgang durch die Stadt zurückgekehrt. Unter anderem hatte unfern der Universität das Haus Schlieman, ein palastartiger Bau, unsere Aufmerksamkeit gefesselt. Beim Mittagstisch in der Familie, deren Gastfreundschaft wir uns erfreuten, brachte ich anknüpfend an das Gesehene, das Gespräch auf Schliemann. Ich meinte, er müsse bei den Griechen hoch in Ehren stehen, weil er ihnen ungeahnte Schätze und eine früher nie gekannte Kulturwelt ihrer Vorfahren erschlossen habe. Aber da war ich an die Unrechten gekommen. „Was, der Schwindler,“ hieß es in der aufbrausenden Lebhaftigkeit des Südländers, „der hat die kostbarsten Ueberbleibsel aus dem alten Hellas gestohlen und beiseite geschafft.“ Eine so abfällige Beurteilung eines Mannes, der in der selbstlosesten Weise mit eiserner Zähigkeit seine Ideen verfolgte und die Archäologie in neue Bahnen lenkte, brachte mich für den Augenblick aus der Fassung; das frivole Ableugnen seiner Verdienste hatte ich nicht erwartet. Ich suchte nach Worten der Verteidigung; aber es fruchtete nichts. Vielmehr mußte ich zu meinem Befremden wahrnehmen, daß alle Griechen aus dem Volke dieselbe starre Ansicht vertreten; und zur Bekräftigung des gehässigen Urteils über unseren verdienten Landsmann erzählte das Familienoberhaupt nachstehende Anekdote: Als einmal die griechische Regierung Umschau nach etwa zurückbehaltenen Antiquitäten halten wollte, ließ Schlieman die kostbarsten Gegenstände durch seinen Gärtner nachts vergraben. Der Kommission übergab er nur minderwertige Statuen und Schmucksachen. Damit der Bedienstete „bouche close“ beobachte und nichts verrate, hatte man ihm eine hohe Belohnung ausgesetzt. Aber nachdem die verborgenen Kleinodien im Auslande in Sicherheit gebracht worden waren, ging der Schatzvergräber leer aus. — Auf meinen Hinweis auf die Unglaubwürdigkeit einer solchen im Munde des Volkes kursierenden Geschichte, versicherte man mir, daß der betreffende Mann den Vorfall selbst erzählt habe. — Sei nun dem wie es wolle, der Neid und die Mißgunst ver-

mag in unseren Augen Schliemanns Ruhm nicht zu trüben. Die modernen Athener sind eben großen Gestalten gegenüber noch um kein Haar besser als die alten Hellenen, welche einen Miltiades in Ketten legten, einen Themistokles des Landes verwiesen und einem Sokrates den Schierlingstrank kredenzten. — Wenn sich Schliemann wirklich bereicherte, so hat er nur das Kapital, das er in seine gewagten, aber mit Erfolg gekrönten Spekulationen steckte, mit Zins und Zinseszinsen aus den Schutt- und Trümmermassen wieder herausgeschlagen. Und dazu war er berechtigt. Seiner inneren Gesinnung nach bewährte er sich als begeisterter Philhellene: Der Boden, den sein Spaten durchforschte, ward sein Vaterland; die Sprache, die ihm Kunde brachte aus einer vergrabenen Welt, hallte in seinem athenischen Heim aus dem Munde der Seinen wider und im Totenhaine jenseits des Ilissos ward ihm nebst anderen Griechenfreunden ein ewiges, kühles Ruhebett, überschattet von einem Baldachin aus pentelischem Marmor.

J. Zehetmaier.

Kleinere Mitteilungen.

* **Archäologisches.** Aus Pola wird gemeldet: Auf der Brioninsel wurden Reste eines römischen Tempels aus dem ersten Jahrhundert entdeckt.

hc. **Von deutschen Bibliotheken.** Der bisherige Hilfsbibliothekar an der kgl. Bibliothek in Berlin, Dr. phil. Paul Otto, ist zum Bibliothekar an der Kieler Universitätsbibliothek ernannt worden und zwar an Stelle von Dr. Konstantin Nörrenberg, der die Leitung der Düsseldorfer Stadtbibliothek übernommen hat. — Zum Direktor der Hofbibliothek in Darmstadt wurde an Stelle des verstorbenen Dr. Gustav Nick Hofbibliothekar Dr. A. Schmidt ernannt.

* **Eine Konferenz der Direktoren der vier berechtigten deutschen Auslandschulen** (Dr. Gaster, Antwerpen, Dr. Jahnke, Brüssel, Dr. Schmidt, Bukarest, Dr. Schwatlo, Konstantinopel, wird am 6./7. September in Berlin stattfinden, zu der auch weitere Kreise eingeladen sein sollen. Diese Zusammenkunft soll in erster Linie der Förderung gemeinsamer Interessen der deutschen Auslandsschulen und der Deutschen im Auslande überhaupt dienen. Im engeren Sinne wird damit bezweckt 1. eine grundsätzliche Einigung in bezug auf verschiedene, die deutschen Auslandsschulen betreffenden äußeren und inneren Fragen, 2. eine weitere Annäherung an die beteiligten Reichs- und Staatsbehörden und Verständigung mit ihnen und 3. der engere Zusammenschluß aller derjenigen Anstalten und Lehrkräfte, welche der Erziehung der deutschen Jugend im Auslande dienen. — Im Hinblick auf diese Aufgaben sind als die wichtigsten Themata, die zur Verhandlung gelangen sollen, die folgenden auf die Tagesordnung gesetzt worden: 1. Tag. 1. Die akademischen Lehrkräfte an den deutschen Auslandsschulen. 2. Der Lehrplan der Auslandsschulen. 2. Tag. 3. Die Bedeutung und die Befugnisse eines einzurichtenden Reichsschulamtes. 4. Die Lehr- und Lesebücher an deutschen Auslandsschulen. — Da die Leiter der genannten Schulen auf die schätzenswerte Mitarbeit von Kollegen großes Gewicht legen, laden sie zur Teilnahme an der Zusammenkunft und an den Beratungen diejenigen Leiter mehrklassiger Schulsysteme, welche auf die Weiterentwicklung ihrer Anstalten zu höheren deutschen Schulen hinarbeiten ein, und hoffen auf zahlreiche Beteiligung. An Auslandschulen angestellte Lehrer sind als Zuhörer und Gäste willkommen. Es erscheint ferner den Veranstaltern der Konferenz wichtig, daß auch die Schulpatrone und Vorstände der deutschen Schulen im Auslande ein Mitglied oder mehrere zur Teilnahme an den Verhandlungen entsenden, weil hierdurch besonders der unter Nr. 3 der allgemeinen Aufgaben genannte Zweck besser erreicht werden kann. Infolgedessen werden die Vertreter einer möglichst großen Anzahl von Schulpatronaten gleichfalls mit Freude begrüßt werden. Die Anmeldungen zur Teilnahme bittet man seitens der Direktoren, Schulvorstandsmitglieder und Lehrer an Direktor Dr. Schwatlo in Konstantinopel, der mit der Geschäftsführung beauftragt ist, zu richten. Von ihm werden an die beteiligten Kreise nähere Nachrichten baldmöglichst ergehen.

* **Todesfall.** Am 2. d. M. ist in Lausigk bei Leipzig der als patriotischer Dichter und Militärschriftsteller bekannte Oberstleutnant a. D. Fedor v. Köppen im 74. Lebensjahre gestorben. Seine Dichtungen galten der Verherrlichung der Hohenzollern und der großen Männer Preußens, wie des Fürsten Bismarck und Moltkes; vielverbreitet sind seine Darstellungen von Preußens Heer in Wort und Bild, wie die Heerschau über die Kriegsvölker Europas. Von anderen Schriften und Dichtungen v. Köppens seien noch genannt: „Die Welt in Waffen" (1870), „Unser Land und Volk", „Feld- und Federzüge", „Männer und Taten", „In des Königs Rock", „Kämpfe und Helden", „Deutsche Kaiserbilder" u. s. w. v. Köppen war am 8. August 1830 in Koblenz geboren und hat als Offizier längere Zeit dem Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment angehört.

Hochschulnachrichten.

* **München.** Mit einer Schrift „Beiträge zur Entwicklung der Grundrente und Wohnungsfrage in München" wird sich an der staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität Oberst a. D. Joseph Ritter v. Renauld, Edler v. Kellenbach, am Samstag habilitieren. Oberst v. Renauld hat im Jahre 1900 mit einer Schrift über „Bergbau und Hüttenindustrie in Oberschlesien in den Jahren 1884 bis 1897" promoviert. Seine morgige Probevorlesung handelt von „Wesen und Wirkungen des Papiergeldes".

* **Würzburg.** Der Privatdozent für neuere Literaturgeschichte Dr. R. Petsch wird mit Ende dieses Sommersemesters aus dem Lehrkörper der hiesigen Universität ausscheiden, um sich an der Technischen Hochschule in Karlsruhe zu habilitieren.

* **Tübingen.** Der Professor der Finanzwissenschaft und Nationalökonomie Dr. v. Neumann hat sich für das Wintersemester 1904/05 beurlauben lassen, um eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden. Während dieser Zeit wird ihn Privatdozent Dr. B. Harms in der Finanzwissenschaft vertreten. — Weiter wird von ebendort mitgeteilt: Der Professor der klassischen Philologie Dr. R. Herzog hat sich kürzlich wieder zur Leitung einer Ausgrabungs-Expedition nach der Insel Kos begeben. — An der hiesigen Universität wird sich, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, der Gymnasialprofessor Dr. K. Ritter als Dozent für Philosophie habilitieren und hält am 14. d. M. eine öffentliche Probevorlesung über „das Problem der Willensfreiheit".

H. **Heidelberg.** (Schloßfrage.) Der Prorektor der Universität, Hofrat Prof. Dr. Braune, ließ unterm 6. d. M. an die Mitglieder des Lehrkörpers folgendes Rundschreiben ergehen: „Sämtliche Herren Dozenten der Universität Heidelberg beehre ich mich zu einer allgemeinen Dozentenversammlung auf Samstag, 9. Juli, nachmittags 6 Uhr, in die Aula ergebenst einzuladen. Gegenstand der Beratung ist eine gegen den geplanten Wiederaufbau des Schlosses gerichtete Erklärung der Universität, welche von einer freien Kommission (bestehend aus den Herren H. Bassermann, J. Bekker Exz., Th. Curtius, F. Knauff, E. Marcks, H. Thode unter dem Vorsitz des Unterzeichneten) entworfen worden ist. Diese Erklärung soll sämtlichen Dozenten zur Unterzeichnung vorgelegt und könnte eventuell von den Anwesenden sogleich unterfertigt werden. Im Interesse einer raschen und einhelligen Erledigung dieser dringenden Angelegenheit wird um möglichst zahlreiches Erscheinen gebeten." Dem Vernehmen nach, wird sich die gesammte akademische Korporation, mit sehr wenigen Ausnahmen, dem Proteste anschließen. — Der Heidelberger Oberbürgermeister Dr. Wilckens hat am letzten Sonntag an den Finanzminister eine Denkschrift gerichtet, worin er in Wahrung seines der Restauration im Grunde günstigen Standpunktes bittet, mit Rücksicht auf die Stimmung an der Universität und die Beunruhigung weiter Volkskreise, vor der

definitiven Entscheidung weitere Sachverständigengutachten zu erheben. Der Finanzminister erklärte in seiner dankenden Antwort, einer nochmaligen Prüfung nähertreten zu wollen.

hc. **Freiburg i. Br.** Der Privatdozent für Zoologie Dr. Alexander Petrunkewitsch ist aus dem Lehrkörper der hiesigen Hochschule ausgeschieden, um seine Lehrtätigkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerikas fortzusetzen.

* **Gießen.** Als Nachfolger des unlängst verstorbenen Historikers Höhlbaum ist der ordentliche Professor für Geschichte des Mittelalters in Marburg Dr. J. Haller berufen worden. — Der Professor der Mineralogie an der hiesigen Universität Dr. Reinhard Brauns wird auf Ansuchen zum 1. Oktober d. J. aus dem Staatsdienst ausscheiden.

* **Erfurt.** Anläßlich der 150. Jahresfeier der königlichen Akademie Gemeinnütziger Wissenschaften wurde außer den von uns bereits Genannten auch der Professor der Theologie in Halle Dr. theol. Martin Kähler zum Ehrenmitglied ernannt. Außerdem wurden zu ordentlichen oder einheimischen Mitgliedern ernannt die Herren: Medizinalrat Dr. med. Johannes Heydloff; Rechtsanwalt Justizrat Dr. jur. Julius Schröer; Stadtschulrat Dr. phil. Willibald Gutsche (alle in Erfurt). Zu auswärtigen Mitgliedern sind folgende zwölf Herren ernannt: 1. Aus der theologischen Fakultät: Der ordentliche Professor der Theologie an der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg Herr Dr. theol. Emil Kautzsch; der verdiente Kirchenhistoriker und Herausgeber der 3. Auflage der Herzogschen Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche, ordentliche Professor der Theologie an der Universität Leipzig Herr Dr. theol. Albert Hauck. 2. Aus der juristischen Fakultät: Der ordentliche Professor der Rechte an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg Herr Geh. Justizrat Dr. jur. et phil., zeitiger Rektor der Universität Halle Rudolf Stammler; der ordentliche Professor der Rechte an der Universität Bonn Herr Geheimer Justizrat Dr. jur. Ernst Zitelmann. 3. Aus der medizinischen Fakultät: Der Vorsitzende des Thüringer Aerztevereins Herr Geh. Hofrat Dr. med. Ludwig Pfeiffer in Weimar; der ordentliche Professor der Medizin an der Universität Jena Herr Geheimer Hofrat Dr. med. Otto Binswanger. 4. Aus der philosophischen Fakultät: Der ordentliche Professor der Astronomie und Mathematik an der vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg Herr Dr. phil. Albert Wangerin; der ordentliche Professor der Geschichte an der Universität Leipzig Herr Dr. phil. Karl Lamprecht; der ordentliche Professor der Literaturgeschichte an der Technischen Hochschule in Darmstadt Herr Dr. phil. Otto Harnack; der Sekretär des kaiserlichen Archäologischen Instituts zu Rom Herr Professor Dr. phil. Christian Hülsen, und der Sekretär des kaiserlichen Archäologischen Instituts zu Athen Herr Professor Dr. phil. et jur. Wilhelm Dörpfeld. Endlich, damit auch die bildende Kunst nicht unvertreten sei: der bekannte Bildhauer, der Schöpfer des Erfurter Luther-Denkmals und vieler anderer hervorragender Bildwerke Herr Professor Friedrich Schaper in Berlin. — Von den überaus zahlreichen Glückwünschen heben wir ein persönliches Schreiben des Präsidenten der Akademie, Prinzen Albrecht von Preußen, hervor.

* **Wien.** Der Aegyptologe der hiesigen Universität und Vorstand des Orientalischen Instituts Hofrat Dr. L. Reinisch scheidet in der üblichen Weise nach Ablauf seines Ehrenjahres zum Schluß dieses Sommersemesters aus dem aktiven Lehrkörper der Universität aus. Hofrat Reinisch steht im 72. Lebensjahr.

* **Zürich.** An der hiesigen Universität hat sich Dr. A. Martin mit einer Probevorlesung über den „Anteil schweizerischer Aerzte am Aufbau der Hydrotherapie" als Privatdozent habilitiert.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Elsa Porges (Ernst Rosmer): Johannes Herkner. Schauspiel. Berlin 1904. S. Fischer. 156 Seiten. — Ein neues Drama von Shakespeare. Der älteste, bisher nicht gewürdigte Text von Romeo and Juliet herausg. und erläutert von Theodor Eichhoff. (Unser Shakespeare. Beiträge zu einer wissenschaftlichen Shakespeare-Kritik. III.) Halle 1904. Max Niemeyer. 93 S. — A. Bullinger, Gymnasial-Professor a. D.: Georg Wilhelm Friedrich Hegels Phänomenologie des Geistes behufs Einführung in die Philosophie und christliche Theologie auf ihren kürzesten und durchaus leichtverständlichen Ausdruck reduziert. Mit einem Anhang: Leben Jesu-Schriften betreffend. München 1904. Theodor Ackermann. 48 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich i. V.: H. Wassmann, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Lebensweisheit.

Zu den „Blüten amerikanischen Humors“, die seit einigen Jahren eine stehende Rubrik in den deutschen Zeitungen einnehmen und von denen in der Tat manche wegen ihrer ungemein drastischen Wirkung weiter verbreitet und aufbewahrt zu werden verdienen, möchte ich zwei Briefsammlungen rechnen, die jetzt in recht guten deutschen Uebersetzungen den deutschen Lesern zugänglich gemacht worden sind. Es sind die „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn“ von George Horace Lorimer und das sie ergänzende Gegenstück: „Briefe an Papa“ von Charles Eustace Merriman.[1]) Auf dem Titelblatte des erstgenannten Buches findet sich folgende Bemerkung: „Diese Briefe schrieb der Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung Graham and Co. in Chicago, Herr John Graham, an der Börse unter dem Spitznamen „der Alte-Schweine-Graham“ bekannt, an seinen Sohn Pierrepont, in intimem Kreise „Ferkelchen“ genannt“, während dementsprechend auf dem zweiten Bande bemerkt ist: „Diese Briefe schrieb Pierrepont Graham, der Sohn des Dollarkönigs John Graham, an seinen Vater, den Chef der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung Graham and Co. in Chicago.“ Beide Bücher sind nicht demselben Grundgedanken entsprungen, wie sie ja auch von verschiedenen Verfassern herrühren. Das zweite soll entschieden eine Satire auf das erste darstellen, wenn es nicht etwa lediglich der buchhändlerische Erfolg Lorimers war, der dem Herrn Merriman die Idee zu seinen recht lustigen Antwortbriefen eingab. Auf jeden Fall ergänzen sich beide ganz vortrefflich zu einem runden, humor- und lebensvollen Ausschnitt aus der heutigen amerikanischen Geschäftswelt und geben überdies in ihrer Vereinigung dem Leser ein recht ansehnliches und wertvolles Paket praktischer Lebensweisheit mit auf den Weg.

1) Das Lorimersche Buch ist übersetzt von O. v. Oppen, das Merrimansche von Alfred Brieger. Beide Uebersetzungen sind im Verlage von Egon Fleischel u. Co. in Berlin (1903 und 1904) erschienen.

Man könnte in diesem Sinne die Briefe des alten John Graham an seinen Sohn Pierrepont ohne weiteres in das Fach der pädagogischen Schriften stellen, denn sie sind bei all dem trockenen Humor, der sie auszeichnet und überaus unterhaltend gestaltet, von eminent erzieherischem Werte. Der Schweinepacker und Dollarkönig trägt die Züge eines überlegenen Lebensphilosophen, der, obwohl oder weil durchaus ein self-made-man, neben den geschäftlichen Manipulationen, die sein Leben von Jugend an ausfüllten und noch ausfüllen, über sich und seine Umwelt ernstlich nachzudenken gelernt hat und seinem auf der Harward-Universität ausgebildeten Sohne die wertvollsten Lehren einer weisen Lebensführung zu geben in der Lage ist. Wie es scheint, hat der Schriftsteller Lorimer in diesen Briefen dem jetzt auf den Schauplatz des Lebens tretenden Nachwuchse der amerikanischen Milliardäre einen Spiegel vorhalten wollen. Er hat sich wohl klar gemacht, daß ein salbungsvolles und lehrhaftes Predigen hierbei am wenigsten zum Ziele führen würde, und hat deshalb die Maske eines jovialen alten Herrn vorgenommen, der seinen Lebensernst hinter einem humorvollen und leicht und lustig plaudernden Tone versteckt. Der junge Pierrepont wird von ihm auf diese Weise von allen törichten Großmannideen, die dem reichen Erben ganz selbstverständlich von seiner Umgebung in den Kopf gesetzt wurden, befreit und über alle Enttäuschungen und Irrungen hinweg, denen er in den Anfängen seiner geschäftlichen Tätigkeit nicht entrinnen konnte, einer selbständigen und tüchtigen Lebensauffassung entgegengeführt. Mit welch feiner Ironie und Schalkhaftigkeit der Vater den Sohn auf die Torheiten und Unvollkommenheiten der Jugend hinweist, mit welchem Humor er ihn für seine kleinen Fehler büßen läßt, mit welcher pädagogischen Einsicht er ihm die volle Freiheit der Entwicklung und Selbstbetätigung einräumt und nur ab und zu die Zügel der väterlichen Gewalt mit einem leisen Rucke anzieht — das alles ist in äußerst unterhaltender, oft lustiger Weise dargestellt, aber immer doch so, daß man den Ernst des Lebens und die Besorgtheit des Vaters um die Heranbildung des Sohnes zu einem tüchtigen und selbständigen Menschen unter der scherzhaften literarischen Hülle hervorschimmern sieht. So gewinnt man denn auch aus dieser ersten Briefsammlung den günstigsten Eindruck von dem Sohne selbst, der trotz mancher Jugendtorheiten und Nebensprünge nicht nur in dem Betriebe der Schweinefleisch-Versand-Großhandlung seinen Mann zu stehen lernt, sondern auch in seinem Privatleben der väterlichen Führung bald in der schönsten Weise entwächst.

Diesen günstigen Eindruck sucht nun das Merrimansche Ergänzungsbuch in satirischer Weise in sein Gegenteil zu verkehren. Die „Briefe an Papa“ zeigen uns den jungen Pierrepont als einen Windhund reinsten Wassers, der an seinen Vater ziemlich freche, wenn auch oft recht witzige Briefe schreibt und sich um die Lehren und Lebensweisheit des Dollarkönigs und Schweinepackers im ganzen nur soweit kümmert, als er sie durch seine Lebensauffassung und durch die immer reicher ihm zuströmenden, eigenen geschäftlichen Erfahrungen ad absurdum führen kann. Die soliden geschäftlichen Grundsätze, zu denen ihn der Schreiber der ersten Briefe zu erziehen versucht, werden von ihm in sehr frivoler Weise umgedeutet, und ihnen gegenüber werden die Erfolge ins Feld geführt, zu denen der junge

Herr durch direktes Zuwiderhandeln gegen die väterlichen Vorschriften gelangt ist. Ja, der Alte, der in seinen eigenen Briefen sich als erfüllt von echter Lebensweisheit und geschäftlicher Redlichkeit darstellt, erscheint in den Briefen des Sohnes als ein ungebildeter Spekulant, dessen große geschäftlichen Erfolge auf unreellem Gebaren beruhten, dessen Firma das übelste Ansehen im ganzen Lande genießt, mit dem der Sohn wie mit einem schwachen, in äffischer Kinderliebe alles verzeihenden und nachsehenden Jammergreise umspringt. Wenn in den Briefen des Dollarkönigs an seinen Sohn ein kräftiges Gefühl für Ehre und guten geschäftlichen Namen und daneben ein starkes Empfinden für Familienzusammengehörigkeit und für ein inniges Verhältnis zwischen Vater und Sohn zum Ausdruck kommt, zeigt sich Pierrepont in seinen Briefen als ein herzloser Geselle, der von dem Geschäfte des Vaters nur so weit etwas hält, als es ihm eine Versorgung und künftigen Reichtum bietet, und der von Sohnesliebe so wenig in sich fühlt, daß er des Vaters Schwächen sich gern zunutze macht, wo immer er solche aufspüren zu können glaubt.

Es bleibt unklar, ob Merriman nur in dem Bestreben, es dem Lorimerschen Buche an Witz und unterhaltendem Tone gleichzutun, auf diesen stark satirischen und im Grunde außerordentlich pessimistischen Zug seiner Darstellung verfallen ist, oder ob er absichtlich dem wohlwollenden Optimismus, der aus den Briefen des Dollarkönigs herausleuchtet, in der zuweilen ins Hohnvolle verzerrten Gestalt seines Pierreponts ein starkes, realistisches Gegengewicht entgegenstellen wollte. Auf jeden Fall hat er es fertig gebracht, durch sein Buch den Eindruck, den die von Lorimer verfaßten Briefe auf uns früher gemacht haben, so zu verwirren und abzuschwächen, daß man gut tut, nach seiner Lektüre nochmals zu den Briefen des Dollarkönigs zu greifen, um jenen Eindruck wieder in seiner Reinheit zu gewinnen. Und das ist das Seltsame an diesen beiden Büchern, daß sie, als Gesamtheit betrachtet und genossen, uns deutlich dartun, wie jede Lebensweisheit einen stark relativen Zug an und in sich trägt, wie alle Regeln für praktisches Verhalten und alle Erfahrungen aus dem Guten ins Schlechte verkehrt werden können, je nach der Persönlichkeit, der sie in den Mund gelegt werden. Wenn Lorimer wirklich beabsichtigte, der reichen amerikanischen Jugend einen Spiegel vorzuhalten, ihr in humorvoller Weise zu zeigen, wie sie das Lebenswerk ihrer Väter anzufassen und fortzuführen habe, um das Ererbte wirklich zu besitzen, so hat Merriman in seinem Gegenstücke zu diesem pädagogischen Buche in eben so witzigem Tone ein Bild von dieser Jugend entworfen, wie sie sich jene treffliche Lebensweisheit auf ihre gemeine Art zunutze macht. Dem idealen Abrisse einer echt erzieherischen Absicht und Wirksamkeit auf praktischem Lebensgebiete steht ein stark realistisches und satirisches Genrebild von dem verfehlten Effekte jener wohlmeinenden Absicht entgegen, und es ist in der Tat sehr fraglich, welcher von den beiden Schriftstellern das Wahre getroffen hat. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir beide Gegensätze in dem heutigen amerikanischen Geschäftsleben als in gleicher Weise in Geltung stehend annehmen; die wahre Lebensweisheit wird erst aus ihrer Ueberwindung durch eine tüchtige Persönlichkeit entspringen.

*

Dem Verfasser der „Briefe an Papa" war es im Grunde ziemlich leicht gemacht, die Lebensweisheit, die sich in den „Briefen eines Dollarkönigs an seinen Sohn" ausspricht, durch Verkehrung in ihr Gegenteil ins Lächerliche zu ziehen. Denn jene Lebensweisheit besteht zum guten Teil aus Gemeinplätzen. Aber der alte John Graham hat doch recht, wenn er auch diesen Gemeinplätzen große Bedeutung zugesteht. „Sehr oft," so sagt er einmal, „wenden sich junge Leute mit der Bitte an mich, ihnen ein Mittel zu sagen, wie man Erfolge erzielt, und wenn ich ihnen mein Rezept schicke, sagen sie, ich teilte Gemeinplätze aus. Das tue ich allerdings, denn gerade diese sind bei dem Rezept nötig, und wer diese gemeinplätzlichen Allgemeinheiten richtig zusammenzukneten weiß, der erhält gerade aus dieser Mischung den Kuchen, auf den er Appetit hat." Also auf das richtige Zusammenkneten der Beobachtungen und Erfahrungen allein kommt es an; diese Kunst aber erlernt sich weder durch Besuch einer Hochschule noch durch die praktische Tätigkeit in einer Schweinefleisch-Versand-Großhandlung, sondern sie erblüht nur auf dem Grunde einer in sich geschlossenen, starken Persönlichkeit. Eine solche aber lernen wir in der Tat aus den Briefen des Dollarkönigs an seinen Sohn kennen, und es würde das Unternehmen Merrimans, diese Persönlichkeit ins Triviale zu verzerren, lediglich als ein frivoles, obwohl zuweilen recht witziges literarisches Spiel erscheinen, wenn nicht dabei als Gegenstück eine haltlose, in sich zerfahrene Persönlichkeit deutlich zutage träte. In dieser Hinsicht ergänzen sich die beiden Bücher zu einem runden Ganzen, und es sieht fast wie eine vorbedachte schriftstellerische Leistung aus, wenn wir sehen, wie uns derselbe Lebensspiegel zwei gänzlich verschiedene Gesichter entgegenstrahlt.

Natürlich ist in beiden Büchern — sie sind ja nicht umsonst aus amerikanischen Verhältnissen herausgewachsen — besonders viel die Rede von dem Geheimnis, geschäftliche Erfolge zu erringen. Der Vater ergeht sich in dieser Hinsicht in den Maximen, die er selbst — wie oben erwähnt — Gemeinplätze nennt, die er aber in ungemein geschickter und humorvoller Weise „zusammenknetet". „Zwei Sünden," sagt er einmal, „werden auf dieser Welt nie verziehen — der Erfolg und der Mißerfolg. Die, welche Erfolg haben, können es einem Menschen nicht vergeben, daß es ihm nicht glückt, und die, welche keinen Erfolg haben, sind entrüstet, wenn es ihm glückt." Und doch wünscht er dem Sohne entweder einen Erfolg oder einen Mißerfolg. „Ich will nicht gleich am Anfang Deiner Laufbahn . . . zu streng mit Dir ins Gericht gehen, aber es würde mich mehr über Deine Zukunft beruhigen, wenn Du entweder einen absoluten Mißerfolg oder endlich einmal einen wirklichen Erfolg hättest, anstatt Dich immer so durchzuwinden. Mir scheint, daß Du Dich nur halb so anstrengst, als Du könntest; den Erfolg bringt aber immer erst die zweite Hälfte der Anstrengung. Wenn etwas für einen jungen Menschen überflüssiger ist, als zu wissen, wann andere ihn übertreffen, so ist es, zu wissen, wann er gerade genug geleistet hat, um seine Stellung nicht zu verlieren. Du bist begabt genug, um ein Durchschnittsmensch zu sein, einen Durchschnittsplatz auszufüllen und ein Durchschnittsgehalt zu verdienen, wenn Du halb so viel arbeitest, als Du imstande bist; wenn Du aber ein ganzer Kerl werden willst, wie es Dir zukommt, mußt Du mit Dynamit, Pfeffer und Hetzpeitsche arbeiten." Und weiter: „Ich halte zwar ein halbes Wissen nicht für ganz nutzlos, aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß Leute, welche ein solches halbes Wissen besitzen, gewöhnlich einsehen müssen, daß sie gerade die ihnen fehlende Hälfte am notwendigsten gebraucht hätten." Der Sohn freilich weiß diese väterliche Weisheit nicht zu würdigen, sondern philosophiert seinerseits folgendermaßen über den Erfolg: „Es ist viel leichter, über Erfolg zu reden, als ihn zu erringen. . . . Ich habe bemerkt, daß all die klugen Leute, die Zeitungsartikel und Artikel über den „Weg zum Erfolge" schreiben, ihren wißbegierigen Lesern immer den Rat geben, von jedem Dollar, den sie verdienen, einen Teil beiseite zu legen. Sie geben aber nie an, wo sie den Dollar herkriegen sollen. Tatsache ist, daß sie sich diesen Dollar selbst holen würden, wenn sie wüßten, wo er liegt. Auch verraten sie nie, wie sie selbst zum Erfolge gelangt sind, denn sie hüten sich schwer, ihr Geschäftsgeheimnis preiszugeben. . . . Verfolge doch einmal die Karriere dieser Leute, die sich als Ratgeber und Wegweiser der Menschheit geberden! Du wirst gar bald herausfinden, daß sie ihre Erfolge erzielt haben, indem sie Arbeiter anstellten, die eine Zwei-Dollars-Arbeit für einen Dollar machten, und dann einen Ring schlossen und die Ware mit fünf Dollars auf den Markt brachten." Auf die Predigten des Vaters, daß nur Anspannung aller in der eigenen Persönlichkeit latent liegenden Kräfte zum Erfolg führt, ant-

[illegible]t also der Sohn mit dem höhnischen Hinweis auf den [illegible], der aus der Ausnützung der in anderen Menschen [illegible]gespeicherten Arbeitsleistung entspringt.

Und in ähnlicher Weise kreuzen sich die Anschauungen von Vater und Sohn auf den meisten anderen Gebieten der geschäftlichen und allgemeinen Lebensbetätigung. Der Dollarkönig, obgleich jeder höheren Schulbildung unteilhaftig, weist den Sohn in drastischer, mit zahlreichen Beispielen aus dem täglichen Leben verbrämter Weise auf den Wert der richtig erworbenen und richtig angewandten Bildung hin; dieser macht sich in burschikoser Weise über des Vaters Idealismus lustig und verspottet allen gelehrten Kram, den er in Cambridge vorfindet. „Alles macht sich bezahlt," sagt der Dollarkönig im Hinblick auf die Ausgaben für des Sohnes Universitätsstudium, „wodurch ein junger Mensch denken und besonders: schnell denken lernt, alles, wodurch er befähigt wird, die Lösung einer Aufgabe zu finden, während alle anderen noch verzweifelt am Bleistift kauen." . . . „Der eine erhält seine Bildung im Umgang mit anderen Menschen oder durch Zeitungen und Volksbibliotheken, der andere durch Professoren und alte Pergamente. Auf welche Weise man eine gute Sache bekommt, ist gleichgültig, wenn man sie nur überhaupt bekommt und sie sich nicht wieder wegnehmen läßt; die äußeren Umstände sind dabei Nebensache. Wenn die Verpackung den Käufer angelockt hat, so ist ihr Zweck erfüllt; nachher wirft man sie auf den Kehrichthaufen. In der Küche und vor dem Auge des Kochs zählt nur noch die Qualität der Ware selbst." Der junge Pierrepont in den von Merriman verfaßten Briefen ist weit davon entfernt, über dieses Beispiel von äußerlicher Verpackung und der eigentlichen Qualität der Ware nachzudenken, sondern zeigt dem Vater nur an, daß ihm seine Verpackung als Sohn des größten Schweineschlächters bei seinen Kameraden mehr schade als alle sonstigen Eigenschaften. Und später, als er in des Vaters Geschäft zum Abteilungschef aufgerückt ist und ihm von dem Dollarkönig goldene Worte über die Aufgaben und Pflichten eines Chefs geschrieben werden, berichtet er in seinem Antwortbriefe nur, wie rasch er einige bewährte Beamte, die ihm unbequem waren, vor die Türe gesetzt habe. „Ein Vorgesetzter, der den Autoritätsvogel hat, füllt das Bureau mit lauter Unzufriedenen." so schreibt der weise John Graham. „Kein Chef darf mehr verlangen, als er selbst leistet. . . . Ich meine nicht, daß Du Deine Leute beständig antreiben sollst; die Peitsche wird tiefer empfunden als nur auf der Haut. Hundert Leute vergeben einen Schlag ins Gesicht eher als einen Schlag auf ihre Selbstachtung. . . Ueberlege wohl, ehe Du jemand ein hartes Wort sagst, versäume aber nie die Gelegenheit, ein gutes zu sagen. Verständiges Lob ist eine gute Kapitalsanlage. . . Ich möchte Dir hier wiederholen, daß es äußerst wichtig ist, während man den Fehlern anderer auf der Spur ist, die eigenen Fehler nicht aus dem Auge zu verlieren. Autorität bläst manche Leute so auf, daß sie ihre eigenen Hühneraugen nicht mehr sehen. Ein weiser Mann aber versucht, die eigenen los zu werden, und hütet sich, dem Nachbar auf die seinigen zu treten." Solche und tausend ähnliche Wahrheiten und Sentenzen wird der kluge Vater nicht müde seinem Sohne vorzuhalten, und dazwischen erzählt er ganz reizende Geschichtchen und Anekdoten aus seinem Leben, um seine Meinung zu bekräftigen. Aber der junge Pierrepont wird schließlich ungeduldig über die Lebensweisheit des Vaters. Er weist ihm nach, daß er mit durchfahrender Schärfe und Schroffheit gegen die Untergebenen dem Geschäfte mehr genützt habe, als der in allem maßhaltende Alte; er wartet ihm mit Anekdoten auf, die das Gegenteil der von dem Vater verkündeten geschäftlichen und Lebensmaximen dartun sollen; er verspottet des Alten Erziehungskünste, die den Sohn von unten auf im Geschäfte emporsteigen lassen und ihn nur auf das durch diese Arbeit verdiente Gehalt beschränken wollen; denn mit kühnen Sätzen springt der verwöhnte Bursche über die Rangklassen des Geschäftes und über die ihm vorgesetzten Personen hinweg, und wenn er mit dem ihm angewiesenen Gehalte nicht auskommt, macht er sich keine Sorgen, denn die Frau Mama hilft ihm ja aus ihrem Nadelgelde aus oder der Herr Papa bezahlt schließlich doch die Schulden.

So geht es in sehr unterhaltender Dialektik zwischen den beiden Briefschreibern hin und her. Alle die so prächtig und humorvoll vorgetragene Lebensweisheit des Dollarkönigs, die uns bei der Lektüre des ersten Buches einen so durchaus sieghaften Eindruck macht und unter deren Einwirkung wir in der Tat einen jungen Mann, der zugleich ein reicher Erbe ist, zu einem selbständigen und tüchtigen Menschen, der seinen Platz vollauf ausfüllt, vor unseren geistigen Augen heranwachsen sehen, wird durch die Briefe der zweiten Sammlung in ihr Gegenteil verkehrt oder über den Haufen gerannt. Es ist der uralte Kampf zwischen den Generationen, der sich auch auf diesem Gebiete der Erziehung zur geschäftlichen Tüchtigkeit abspielt. Der Alte hat recht, tausendmal recht, wenn er seinen Herrn Sohn kurz hält, wenn er ihn darauf hinweist, daß er das Ererbte in täglichem Kampfe erst erwerben muß, um es zu besitzen, wenn er ihn durch Wort und Beispiel zur Sparsamkeit, zur Bescheidenheit, zur energischen Ausnützung seiner Kräfte anhält — was nützt das alles gegenüber dem Jungen, der mit den scharfen dialektischen Waffen, die ihm zum Teil der Vater selbst in die Hand gedrückt hat, gegen die Schanzen der väterlichen Weisheit zu Felde zieht und über die Lebensmaximen und Erfahrungen, die jener ihm entgegenstellt, ungestüm hinwegstürmt. Es ist der Kampf des Alten mit dem Neuen. Die Jugend hat ihre eigenen Erfahrungen gewonnen und baut darauf ihre eigenen Lebensmaximen auf. Die Benjamin Franklinsche Lebensweisheit, die John Graham seinem Sohne in der liebenswürdigsten und lustigsten Form neu vorträgt, hält nicht Stand gegenüber dem scharfen und umstürzlerischen Ichgefühl, mit dem die jungen Pierreponts einherschreiten.

Aus dieser Tendenz heraus schrieb Merriman diese „Briefe an Papa", die mit ihrer lebhaften Satire die schöne und weisheitsvolle Lebenskunst der „Briefe des Dollarkönigs an seinen Sohn" ad absurdum führen. Und in diesem Sinne hat Merriman gegen Lorimer im dialektischen Kampfe zunächst recht behalten. Aber auch die jetzt so ungestümen und selbstherrlichen jungen Pierreponts werden einst alt, und dann sind sie selbst es wiederum, die ihren Söhnen gegenüber ebenfalls zu der sanften Lebensweisheit im Stile Benjamin Franklins ihre Zuflucht nehmen werden. So behält am Schlusse doch immer Lorimer und sein kluger Dollarkönig recht. Und das ist eben solcher Lebensweisheit letzter Schluß: sie wird tausendmal über den Haufen gerannt und zu Boden geschlagen, aber sie steht doch immer wieder auf und erfreut dann Tausende von Hörern und Lesern, besonders wenn sie mit so lustig lachenden Augen und so schalkhaftem Humor in den Zügen vor sie hintritt, wie das die Lebensweisheit des „Alten-Schweine-Graham" in Lorimers Buche tut.

O. B.

Leonardo da Vinci als Alpinist.

Von Max Jacobi.

Daß dem genialen Künstler und Universalgeist eine geradezu epochale Stellung in der Geschichte der Naturwissenschaften, und damit der Kulturgeschichte gebührt, diese Erkenntnis hat uns das noch junge Studium der weit zerstreuten Handschriften Leonardos vermittelt. Eine ganze Gelehrtenschar machte es sich zur Lebensaufgabe, aus der unerschöpflichen Schatzkammer Leonardoscher Naturweisheit immer neue Kleinodien an das Tageslicht zu holen. Bei weitem nicht so bekannt sind die Verdienste des großen Meisters der Feder und des Pinsels in der Geschichte des Alpinismus. Die deutsche Leonardo-Gemeinde kennt den begeisterten Alpenfreund Leonardo da Vinci noch gar nicht, und von seinen italienischen Landsleuten wurde ihm als Vorkämpfer des modernen Alpinismus eigentlich nur sein fleißiger Biograph Gustavo Uzielli gerecht, der in einem gehalt-

vollen Aufsatze „Leonardo da Vinci e le Alpi“[1]) Leonardos Verdienste um den Alpinismus festzulegen versucht. Daneben kommen höchstens die Erörterungen Maria Barattas in Betracht (in seinem etwas ungeordneten Buche „Leonardo da Vinci e di Problemi della Terra“; Torino 1903), während die gelegentlichen Bemerkungen E. Solmis (so in „Leonardo da Vinci“ 1900 Firenze) mehr durch Kühnheit in den Hypothesen als Ueberzeugungskraft in den Schlüssen wirken.

Daß Jean Paul Richters großes Sammelwerk auf die alpinistischen Notizen besonders der in der Leicester-Bibliothek aufbewahrten Handschrift Leonardos Rücksicht nimmt, bringt bei der inkonsequenten Durchführung und Vollendung des Richterschen Sammelsuriums nicht viel Nutzen. — Von vornherein kann man schlankweg behaupten, daß ohne eine gerechte Würdigung der alpinistischen Verdienste des genialen Künstlers ein Verständnis seiner Weltanschauung, besonders der merkwürdigen Sonnenverehrung, unmöglich ist!

Leonardo da Vinci hat zwar in seinem begeisterungsvollen Kampfe für eine gerechtere Einschätzung der Alpenwelt, für die Mißachtung uralter legendengespickter Vorurteile zwei Geisteshelden der Frührenaissance als Vorläufer gehabt: Petrarca, der den Mont Ventoux, und Bembo, der den Aetna zum Teil bestiegen hat.

Aber diese beiden Vorläufer des Alpinisten Leonardo sind doch mit letzterem nicht zu vergleichen. Sie wagten beide sich nicht in die schreckenstarrenden Eisregionen der Höhe hinein; ihr ästhetisches Naturgefühl war noch von den engen Schranken fast zum Dogma erstarrter Vorurteile eingezwängt.

Anders Leonardo!

Nach seiner eigenen Beschreibung, deren schwungvoller, von ganz modernem Naturgefühle zeugender Stil an den unvergeßlichen Purtscheller gemahnt, hat er kühnen Muts die ewige Schneegrenze eines Alpenriesen überschritten.

Somit ist Leonardo da Vinci der erste Abendländer, der aus wissenschaftlicher und ästhetischer Begeisterung in die Gletscherregion der Alpenwelt gedrungen ist! Und zwar hat Leonardo diese bedeutungsvolle Alpenfahrt gleich zahllosen kleineren vom Gardasee aus angetreten, an dessen lieblichen Ufern sein langjähriger Gönner, Herzog Lodovico Sforza von Mailand, einige Landgüter besaß.

Den von ihm bestiegenen Gletscherberg nennt Leonardo „Monboso“, ein Name, dessen geographische Enträtselung bisher nicht gelungen ist. Zwar fixiert Leonardo selbst die Lage des Monboso als Grenzberg von Italien und Frankreich, er will von seinen eisigen Höhen herab die Quellflüsse der vier — nach den geographischen Anschauungen seiner Zeit — größten Ströme, der Rhône, des Rheins, der Donau und des Po gesehen haben. Aber diese Angaben machen eine strikte Fixierung nicht gut möglich. Es ist jedenfalls eine mehr als kühne Hypothese, in diesem „Monboso“ das Gipfelmassiv des — Monte Rosa sehen zu wollen, den Leonardo von Magnago aus bestiegen haben soll. Selbst der sonst so zurückhaltende Uzielli neigt dieser schon aus technisch-alpinistischen Schwierigkeiten absurden Hypothese zu. Viel eher wäre doch an einen Gletscherberg im Gotthard-Massiv zu denken, dessen zentrale Lage sich gerade für die wissenschaftlichen Beobachtungen Leonardos geeignet haben mag. Außerdem entspringen am oder in der Nähe des Gotthard-Massivs ein Quellfluß des Rheins und der Quellfluß des Inns. Und letzterer wurde noch weit bis ins 18. Säkulum hinein für den eigentlichen Quellfluß der Donau gehalten.

Auch der Irrtum betreffs der Quellflüsse von Po und Rhône ist viel verständlicher, wenn man die zentrale Stellung des Gotthard-Massivs in Betracht zieht, das bei den damals maßgebenden naiven geographischen Anschauungen geradezu die Rolle des physikalischen Herzens im Alpenorganismus spielen mußte — etwa wie das Fichtelgebirge es für Mitteldeutschland in Wahrheit ist.

Ob Monte Rosa- oder Gotthard-Massiv — die Entscheidung wird sich erst mit dem weiteren Fortschreiten des Handschriften-Studiums fällen lassen —, das wesentliche sind doch die köstlichen wissenschaftlichen und ästhetischen Früchte, die Leonardo von seinen Bergfahrten mit heimgebracht hat!

1) Bolletino del Club Alpino Italiano (1889).

Die erstaunlich klaren geologischen Anschauungen, in denen auch das Emporsteigen der Alpen aus dem Meeresgrunde auf Grund der schichtenmäßigen Ablagerungen und Versteinerungen bewiesen wird, sind Früchte der scharfen Beobachtungsgabe Leonardos auf seinen Alpenfahrten.

Ebenso rühmend hat die Geschichte der Gletscherforschung den kühnen Geistesheros zu nennen: er hat die erste wissenschaftliche Hypothese über das Gletscherphänomen aufgestellt.

Die Gletscher sind für Leonardo die Reste der Schneemassen, welche nicht mehr schmelzen können, wenn sie über einer gewissen Höhe den Fels erreichen. Hier tönt deutlich das Frühlingsgeläute der modernen Glacialgeologie! Und während die Eiswelt des Hochgebirges selbst für die aufgeklärtesten Geister der Frührenaissance nur der wilde Tummelplatz aller übermächtiger Gefahren und Schrecken war, mit denen der fürwitzige Eindringling bedroht wurde, tritt der große Mailänder als erster Naturforscher an dies Phänomen heran, ohne sich gleichfalls durch halb „metaphysische“ Eiertänze den scharf kritischen Blick trüben zu lassen!

Noch bedeutend wertvoller ist die naturästhetische Ausbeute von Leonardos Alpenfahrten.

Im fünften Teile seines „Trattato della pittura“ (deutsch Wien 1882) — ein Werk, das auch heute noch speziell dem Landschaftsmaler unentbehrlich sein sollte —, sind meisterhaft die Eindrücke wiedergegeben, die ein scharf- und feinsehendes Künstlerauge von den Reizen des Hochgebirges empfängt.

Leonardo da Vinci singt im „Trattato della pittura“ das Hohelied der naturästhetischen Wirkungskraft des Gebirges und damit das hehre Eingangslied des modernen Naturgefühls!

Künstlerische Feinsinnigkeit und weiser Scharfblick finden sich dort in schönster Harmonie. Leonardo versteht es, den begeisternden Schönheitsreizen der Alpenwelt gleichzeitig hohe wissenschaftliche Werte abzugewinnen. „Die große Begeisterung entspringt allein der großen Kenntnis von der begeisternden Sache; und wenn du sie nicht kennst, so magst du auch nicht begeistert sein.“

In treffender Weise hat Arturo Farinelli dies Zitat aus dem „Trattato della pittura“ an die Spitze seines warmtönigen Aufsatzes gestellt („Sentimento e concetto della natura in Leonardo da Vinci“ in den „Miscellanea di Studi critici edita in onore di Arturo Graf“, Bergamo 1903), eine Arbeit, die als einzige und willkommene Ergänzung des sonst so reichhaltigen Werkes von Alfred Biese über die Entwicklung des modernen Naturgefühls dankbar begrüßt werden muß!

Die herrlichen Farbentöne, mit welchen die gütige Lichtspenderin Sonne die Eisgipfel der Höhe zauberhaft schmückt, haben auch das Fundament gelegt zu dem eigenartigen Weltsystem Leonardos, das ihn ein halbes Jahrhundert vor dem Auftreten des Nikolaus Kopernikus mit kühnstem Mute antigeocentrische Ideen vertreten ließ.

In der Naturphilosophie des großen Künstlers ist die Sonne gleichsam der ideale Mittelpunkt. Nicht nur betont er wiederholt — und besonders in dem zu Mailand befindlichen „Codex Atlanticus“ — die rein planetarische Stellung der Erde, nicht nur weist er der Sonne die Zentralstellung in unserem ganzen Fixsternsystem zu —, sondern sie ist für ihn auch der unerschöpfliche Vorratsspeicher aller idealen Kräfte, die dem Menschendasein erst höhere Wertung verleihen.

Leonardos feinsinnige Sonnenverehrung läßt sich in keiner Weise vergleichen mit den abstrusen Phantasiegebilden der neuplatonischen Décadence.[2]) Sie ist im Gegenteil die reife Frucht vielseitiger ästhetischer Eindrücke einer gottbegnadeten Künstlerseele. Gerade diese plastische Harmonie des naturästhetischen Hintergrundes in den alpinistischen Notizen Leonardos gibt seiner Persönlichkeit eine ganz hervorragende Stellung in der Entwicklungsgeschichte des modernen Naturgefühls. Und wer immer freudigen Herzens seine besten

2) Auch nicht mit den poetischen Spielereien des Cyrano de Bergerac.

kräfte in den idealen Dienst des Alpinismus stellt, der soll Leonardo da Vinci als geisteskühnem Vorkämpfer moderner Naturauffassung seine dankbare Verehrung zollen!

Verbreitung der großen Volkskrankheiten in den Monaten März, April und Mai 1904.

Die Nachrichten über die Verbreitung der Pest in den drei Frühjahrsmonaten März, April, Mai lassen erfreulicherweise im allgemeinen in den meisten der von ihr heimgesuchten Länder eine weitere Abnahme, in manchen auch ein Erlöschen der Seuche erkennen, nur in Indien, dem Hauptherde dieser Volkskrankheit, blieb die Zahl der gemeldeten Erkrankungen und Todesfälle noch immer sehr bedeutend, wenn auch im April und Mai eine größere Abnahme der Sterbefälle ersichtlich wird. Zur Einschleppung der Pest nach Europa ist es auch in diesen drei Monaten nicht gekommen, wozu ja wohl die streng durchgeführte Kontrolle seitens der europäischen Staaten und der Vereinigten Staaten von Amerika den Ankünften aus überseeischen Häfen gegenüber sehr vieles beiträgt, abgesehen davon, daß auch in sanitärer Beziehung auf den europäischen Schiffen eine größere Sorgfalt herrschen dürfte als auf jenen. Daher mag es wohl auch kommen, daß, nachdem anfangs März in Alexandria (Aegypten) und in einigen anderen Orten Aegyptens, auch in Port Said, wieder vereinzelte Pestfälle beobachtet worden waren, am 19. März aus verschiedenen Bezirken das Wiederauftreten von Pest gemeldet wurde und daß sich diese Fälle im Laufe des März, April und Mai ansehnlich steigerten. Hauptsächlich ergriffen waren die Distrikte Samallut, Tahta, Techneh, Girgeh, Mag-Hamadi, Baliana. Heftig wütete die Seuche an einem der Wüste nahegelegenen Orte Awlat-Yehia Bahari. In mehr vereinzelten Fällen wurde Pest in Minieh, Bibeh, Kuesna, Assiout, Beni Mazar, Zagazig, Port Said, Alexandria und Suez festgestellt. In Port Said betrug die Zahl derselben bis 28. Mai 10 (9 Todesfälle), in Alexandria 18 (10), in Suez 1 (1). Im Mai nahm die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle ab und blieb nur noch im Bezirk Samallut eine größere. Im Hafen von Lingah (im Persischen Meerbusen) brach anfangs Mai die Pest aus. In Britisch-Südafrika, wo im Januar und Februar die Epidemie schon erloschen schien, fand man im Februar in Port Elizabeth und in Queenstown noch zahlreiche mit Pestbazillen behaftete Ratten, welche die Befürchtung von einem Wiederauffladern der Seuche nicht zur Ruhe kommen ließen. Es erfolgte auch Ende Februar und anfangs März in Port Elizabeth ein Neuausbruch, indem 8 Farbige, am 5. März noch 2 weitere an der Pest erkrankten, von denen 4 starben. Bis 19. März kamen in Port Elizabeth noch 4, in Uitenhage noch 3 Erkrankungen vor. Vom 20. März bis 2. April wurde keine weitere Erkrankung gemeldet, vom 10. bis 30. April jedoch noch 4, bis 14. Mai noch eine weitere. Gleichzeitig brach am 19. März in Johannesburg im indischen Viertel die Pest aus. Es erkrankten bis 15. Mai im ganzen 123 Personen, von denen 85 der Krankheit erlagen. Schon einige Zeit vorher waren bei den Bewohnern der sogenannten Kuli-Lokation zahlreiche Erkrankungen an Lungenentzündung bei den dieser Krankheit besonders ausgesetzten Indiern vorgekommen, so daß sogar einige Patienten dem allgemeinen Hospitale überwiesen wurden. Erst am 18. März wurde die Behörde durch die ansehnliche Zunahme dieser Erkrankungen und durch deren sehr raschen tödlichen Verlauf auf die Krankheit aufmerksam und am 19. März abends war einwandsfrei festgestellt, daß die Krankheit die Pest war. Bis zum 21. März sollen nur Indier von der Seuche befallen gewesen sein. Von den Behörden wurden sehr strenge Isolier- und Desinfektionsmaßregeln angeordnet; die Lokation soll niedergebrannt werden. Von Johannesburg soll die Pest anfangs April in die Umgegend, so nach Germiston und Benoni verschleppt worden sein. Auch in Pretoria waren bis 13. April einige, in Durban (19. Mai) 1 Pestfall vorgekommen. Sehr heftig herrschte aber die Pest, wie schon eingangs erwähnt, in diesen Monaten in Britisch-Ostindien, besonders in der Präsidentschaft Bombay. Hier stieg im Februar die Zahl der wöchentlich gemeldeten Erkrankungen auf über 9000, im März auf 12,000 und sank erst im April wieder auf 6000, so daß die Zahl der Erkrankungen bis Ende April auf über 80,000, die der Todesfälle auf über 60,000 anstieg. Auch in der Hauptstadt Bombay nahm die Epidemie wieder zu, so daß in der angegebenen Zeit die Zahl der Erkrankungen über 8000, die der Todesfälle über 7000 betrug. Im April zeigte sich aber auch hier eine größere Abnahme, so daß die Zahl der aus der Präsidentschaft Bombay gemeldeten Pestfälle anfangs Mai nicht mehr ganz 4000, Mitte Mai nur noch 3000, die der wöchentlichen Todesfälle auf 2040 zurückging. Auch in Karachi, wo in der oben angegebenen Zeit bei zirka 2000 Erkrankungen 1500 Todesfälle erfolgten, sowie in Kathiawar, Jamnagar, Veraval und im Kaira-Bezirk herrschte die Pest heftig, während Broach und Bhavnagar (letzteres schon zu Ende Februar) für pestfrei erklärt wurden. Auch in diesen Orten sank im April und Mai die Zahl der Pestfälle erheblich. Aus Aden wurde vom 5. April das Vorkommen von 2 (durch Einschleppung erfolgten) Pestfällen, denen im Mai noch 4 vereinzelte Pestfälle folgten, festgestellt, doch wurde Aden schon am 30. Mai wieder für pestfrei erklärt. In Kalkutta hat die Zahl der Pestfälle, besonders im März und April gleichfalls zugenommen, so daß anfangs April die Zahl der wöchentlichen gemeldeten Pestfälle weit über 500 anstieg und von Anfang Februar bis Ende April 3753 Todesfälle an Pest zur Anzeige gelangten. Auch hier zeigte sich anfangs Mai eine Abnahme. Trotz des erfolgten größeren Rückgangs der Epidemie ist die Aussicht sehr gering, daß die Seuche in Indien in den nächsten Monaten gänzlich zum Erlöschen komme. Aus China liegen wenig zuverlässige Nachrichten vor. Aus Niutschwang wird gemeldet, daß, nachdem vom 30. August v. J. bis 23. Februar 1904 über 1000 Pestfälle (von denen 958 tödlich endeten) vorgekommen waren, der Ort am 24. Februar für pestfrei erklärt worden ist und daß im Territorium von Kwang-Tschou-Wan (Halbinsel Leitschou) in zwei Bezirken in der Zeit vom 12. bis 25. April 940 Todesfälle an Pest zur Meldung gekommen sind, während im dritten Bezirk Cholerafälle beobachtet wurden. Im Mai war im Gebiete von Kwang-Tschou-Wan die Epidemie noch nicht erloschen. Auch im Hafen und in der Nachbarschaft von Swatan war mit Eintritt der wärmeren Jahreszeit im April die Pest wieder aufgetreten, so in der Kreisstadt Chaoyang und in Tathanpan (zirka 16 bezw. 14 Kilometer von Swatan), wo die Seuche recht bösartig wüten und täglich gegen 80 Opfer fordern soll. Aus Japan melden die Berichte aus Formosa, daß die Pest auf der Insel zwar noch nicht erloschen und im Januar und Februar die Zahl der Pestfälle wieder gestiegen sei, doch ist seit dem Jahre 1901 die Zahl der gemeldeten Erkrankungen und Todesfälle an Pest in stetiger, erheblicher Abnahme. Besonders ergriffen waren die Orte Ensoiko, Tainan, Taipeh und Kagi. Auf den Philippinen ist die Pest dem Erlöschen nahe. Im Januar kamen bei 10 Erkrankungen 7, im Februar bei 7 Erkrankungen 6 Todesfälle zur Meldung. Auch auf der Insel Mauritius hat die Zahl der Pestfälle erheblich abgenommen; sie sank von 105 (60 Todesfälle) im Januar auf 14 (10) im Februar und 6 (5) im März. — In den Vereinigten Staaten von Amerika kamen nur in San Francisco mehrere Pestfälle vor; vom 6. Februar bis 1. März 7 Erkrankungen, von denen 4 tödlich endeten. Dagegen scheint die Pest in Brasilien weitere Verbreitung zu gewinnen. In Rio de Janeiro war im Februar die Zahl der Pestfälle auf 26 (mit 15 Todesfällen) gestiegen, sank aber im März und April wieder auf je 8. In Para breitete sich die Seuche im Februar aus, doch soll sie anfangs Mai daselbst erloschen sein. Auch Maranhao war stark verseucht, während aus Pindamonhangaba von Mitte Februar das Erlöschen der Epidemie gemeldet wird. In Porte Alegre herrschte schon in den letzten Monaten des verflossenen Jahres die Pest, besonders fand man dort zahlreiche mit Pestbazillen behaftete Ratten. Für den Monat Januar l. J. wurden 17, für den Februar 18, für den März 20 (seit Oktober v. J. im ganzen 110) Pesttodesfälle angegeben. Auch anfangs April wurden noch mehrere Pestfälle festgestellt. Im allgemeinen sind diese Zahlen jedoch nicht maßgebend, da mit Sicherheit festgestellt ist, daß erheblich mehr Fälle, als angegeben werden, vorgekommen sind. Aus Chile wird vom 30. April der Ausbruch der Pest in Antofagasta amtlich zugegeben. Bis 16. April waren 70 Todesfälle ge-

meldet, im Mai war die Epidemie jedoch noch nicht erloschen. Auch in Lima (Peru) wurde Ende März amtlich das Vorhandensein von Pest mitgeteilt; am 31. März befanden sich 29 Kranke in Behandlung. Der Hafen von Callao war um diese Zeit noch frei. In Queensland wurden in Brisbane vom 7. bis 20. Februar wieder 5 Pestfälle festgestellt, nachdem schon seit dem 12. September des verflossenen Jahres der letzte Pestfall vorgekommen war. Da bis 26. März keine weitere Erkrankung beobachtet wurde, wurde das Pestlazarett geschlossen. Doch kamen im April (bis 30.) wieder 6 neue Pestfälle vor. Auch in Cairns wurde im März ein pestverdächtiger Fall beobachtet. In Neu-Süd-Wales wurde im März in Sydney 1 Pestfall, wahrscheinlich durch Ratten aus Queensland eingeschleppt, festgestellt. Bis Mitte April kam keine weitere Erkrankung an Menschen vor, da zeigte sich sowohl am 15., wie am 22. und 25. April wieder je 1 neuer Pestfall; auch wurden während der ganzen Zeit zahlreiche mit Pestbazillen behaftete Nagetiere gefunden.

Nachrichten über die Cholera liefen im allgemeinen spärlich ein, obwohl dieselbe in viel mehr Orten als angegeben wird, herrschen dürfte. Die eingegangenen Mitteilungen lauteten jedoch nicht ungünstig. Im Februar und März kamen sowohl in Bassra wie in Bagdad (Türkei) mehrere Erkrankungen und Todesfälle an Cholera vor, die nach der Ansicht der dortigen Aerzte für leichtere Fälle erklärt wurden, gegen die man mit großer Nachsicht zu Felde zog. Bald mehrte sich jedoch in beiden Orten die Zahl der Erkrankungen und Sterbefälle. Dank dem darauf erfolgten energischen Vorgehen der dortigen Behörden gelang es, die Weiterverbreitung bei der Rückkehr der Mekkapilger zum Teil zu verhindern und die Epidemie in Bagdad zum Erlöschen zu bringen. In Bassra jedoch, sowie in Samarah, Masrieh, Djiwarir, Remineh und Hamara war sie im Mai noch nicht erloschen. In Aleppo herrschte während dieser Zeit ein günstiger Gesundheitszustand. Dagegen wird von den Bahrein-Inseln (im Persischen Meerbusen) von Anfang Mai der Ausbruch der Cholera gemeldet. In Kalkutta hat die Zahl der Cholerafälle Ende März zugenommen, so daß seit Anfang Februar bis Ende April 846 Todesfälle davon zur Meldung kamen. Daß die Cholera, wie viele andere Infektionskrankheiten durch die aus Mekka zurückkehrenden Pilger nur zu leicht nach den verschiedensten Gegenden verschleppt wird, besonders nach Gegenden, in denen eine sanitäre Ueberwachung und andere hygienischen Maßregeln, zumal bei dem nicht selten aus religiösen Gründen sich gegen dieselben abwehrend verhaltenden Bewohnern nicht durchgeführt werden kann, ist nur zu erklärlich und es ist wunderbar genug, daß in diesem Jahre die Zahl der gemeldeten Erkrankungen unter den Pilgern eine bedeutend kleinere als in früheren Jahren ist. Zwar wird auch in vielen Orten das Vorkommen von Seuchen, um den gefürchteten Isolierungen und Desinfektionen zu entgehen, verheimlicht. Nur bisweilen dringt eine zuverlässige Nachricht über die Grenzen. So wurde mitgeteilt, daß in Kermanschah (in Persien, an der türkischen Grenze) seit Ende März die Cholera festgestellt sei und daß derselben 20 (nach anderen Mitteilungen nur 7) Personen erlegen seien. Es wurde sofort die Quarantäne gegen die türkische Grenze in Kasr-Schirin verschärft und der Ort für die zurückkehrenden Pilger geschlossen. Dessenungeachtet nahm die Zahl der Cholerafälle rasch zu, am 18. Mai wurden 107 Erkrankungen (80 tödlich), am 24. Mai weitere 91 Erkrankungen (85 tödlich) gemeldet. Auch in China herrscht Cholera in verschiedenen Gebieten, doch liegen nur wenig sichere Nachrichten vor. Im Territorium Kwang-Tschou-Wan (im 3. Bezirk) sind bis Ende April, wie schon erwähnt, eine größere Zahl von Cholerafällen vorgekommen. — Auf den Philippinen hat die Zahl der Cholerafälle sowohl in Manila wie in den Provinzen im Januar erheblich abgenommen, so daß ein Erlöschen der Epidemie in nicht ferner Zeit zu erwarten ist.

Ueber das Gelbfieber liegen aus verschiedenen Staaten Südamerikas aus dem Februar, März und April Nachrichten vor, denen zufolge sich die Krankheit in Laredo, Merida, Cartagena, Tehuantepec, Vera Cruz, Guayaquil (hier im März heftiger), Maracaibo, Baranquilla, Sagua (auf Cuba), Alajueta, Progreso, im Krankenhause zu Sao Sebastiao in einigen, nicht zu zahlreichen Fällen zeigte. Auch in Rio de Janeiro blieb im Februar und März das Vorkommen von Gelbfieber ein beschränktes. Nur in Paranagua (Brasilien) trat das Gelbfieber in jenen Monaten sehr heftig auf und verliefen fast alle Fälle tödlich. Doch soll am 24. März der Gesundheitszustand wieder ein normaler gewesen sein. Auch in Para zeigte sich das Gelbfieber im April häufiger und wütete in dem Städtchen Morretes (im Hafen von Antonina) sehr heftig. Anfangs Februar waren an der Südküste von Cuba unter der Besatzung einer norwegischen Bark mehrere Erkrankungen an Gelbfieber vorgekommen, denen bis zum 13. Februar 6 Personen erlegen waren.

Häufiger zeigten sich dagegen in den drei genannten Monaten die Pocken. Aus Amsterdam, Antwerpen, London, Paris, St. Petersburg, Warschau wurden zahlreiche Erkrankungen und Todesfälle an Pocken gemeldet. In Konstantinopel kamen vom 29. Februar bis 8. Mai 50 Todesfälle an Pocken zur Kenntnis. Auch im Deutschen Reiche zeigten sich Pocken infolge von Einschleppung an mehreren Orten, wie in Hannover, Regierungsbezirk Posen (im Kreise Schmiegel), in Düsseldorf, im Regierungsbezirk Münster (Recklinghausen), Stadt Chemnitz, Bremen (bei einem aus Monastir nach Amerika Auswandernden) in einzelnen Fällen. Epidemisch traten die Pocken im Regierungsbezirk Arnsberg auf, wo vom 27. März bis 23. April 51 Erkrankungen mit 11 Todesfällen gemeldet wurden. In Nagasaki (Japan) waren Pocken im Februar häufig, verliefen aber sehr mild (bei über 200 Erkrankungen 11 Todesfälle). — In Paris häuften sich von Ende Februar bis März Typhusfälle; es wurden vom 28. Februar bis 19. März 427 Erkrankungen mit 48 Todesfällen berichtet. Das Wasser des Flusses Avre war verunreinigt und man gebrauchte deshalb filtriertes Seinewasser.

In Madrid herrschte im Mai Flecktyphus, und in Alexandria (Aegypten) kamen Mitte April eine größere Zahl von Erkrankungen an Genickstarre zur Feststellung, die besonders in der ärmeren Bevölkerung in wenigen Tagen zum Tode führten.

Br.

Bücher und Zeitschriften.

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Von Nagl-Zeidler. 24. und 25. Lieferung. Wien 1904, Karl Fromme.

In den neuesten Lieferungen werden die Erörterungen über das „Zeitalter der josephinischen Aufklärung" fortgesetzt. Die Zensurfreiheit hatte in Wien und ganz Oesterreich eine wahre Hochflut der Literatur erzeugt; mit der Begierde des Hungernden stürzten sich Berufene und Unberufene auf den freigegebenen Tisch geistiger Güter. Zunächst werden die massenhaften „Wiener Lokal- und Sittenschilderungen in Broschüren und Zeitschriften" behandelt, vom vornehmen „Mann ohne Vorurteil" des Staatsmannes und Gelehrten Sonnenfels bis hinab zum „Eicheldauer", der als Bauernjunge in gröblichster Mundart Aufklärung predigt. Der humoristische Kern dieser Literatur, ein Erbstück aus Abraham a Santa Claras Zeiten, gewinnt trotz der Minderwertigkeit der Mache im allgemeinen die breiten Volksschichten. Die Verfasser beleuchten sodann die Entwicklung des Zeitungswesens, das ja vor allem die neuen Freiheiten in vollen Zügen genoß, bis auf Schreyvogels Entwurf einer „Wiener Hof- und Staatszeitung". Die Poesie der josephinischen Zeit wird durch eine Uebersicht über die schier unabsehbare Almanach-Literatur eingeleitet und in ihrer Provenienz aus Wielands frivolen Geisteswerken an den Persönlichkeiten Alxingers und Blumauers charakterisiert. Das Renaissance-Epos, die Travestie und die Ritterepopöen sind die poetischen Gattungen, die in dieser Epoche am meisten vertreten sind. Blumauers „Aeneis" bildet den Mustertyp der Travestie. Daß dieselben Ideen auch in den Provinzen ihren siegreichen Einzug hielten, wird für Böhmen (Seibt, Aug. Gottl. Meißner u. a.), Steiermark (Ritter v. Kalchberg u. a.), Oberösterreich und Tirol (Amand Berghofer u. a.) und Kärnten (Abt Anselm Edling) durchsichtig nachgewiesen; insbesondere sind die Aufklärungen über das Freimaurertum in Tirol, das sogar in der frommen bischöflichen Stadt Brixen blühte, interessant und bringen manches völlig Neue ans Tageslicht. — Zum erstenmale wird

so auf Grund einer umfassenden Umschau in der ungeheueren Menge des Schrifttums jener Zeit ein Ueberblick über die zeitbewegenden Ideen, wie aus der Vogelperspektive, geschaffen. Wie viel damals geschrieben und gedruckt wurde, geht beispielsweise aus Blumauers Mitteilung hervor, daß 1782/83 allein 1142 Broschüren fabriziert wurden. Daß diese Vielschreiberei jedoch den Anfang zur Besserung bedeutete und einen wohltuenden Rückschlag vorbereitete, deutet die Dichtung der österreichischen Volkshymne von Lor. Leopold Haschka (Melodie von Haydn) an (1797), deren Text nach dem in der Wiener Stadtbibliothek erliegenden Original als Faksimile der 24. Lieferung beigegeben ist. Porträt-Reproduktionen bezeichnender Persönlichkeiten (Blumauer, Ritter v. Kalchberg, Alxinger, Haydn, Amand Berghofer) bilden einen weiteren Schmuck der mit großem Fleiße ausgearbeiteten beiden Hefte.

Dr. Karl Fuchs.

Martin Greifs Prinz Eugen, der in Wien, München, Prag, Brünn und anderen Orten des öfteren mit vielem Beifall über die Bühne ging, hat nun kürzlich auch eine französische Uebersetzung erfahren: Le Prince Eugène, drame historique en cinq actes. Traduit par François H. Muller. Verviers 1904.

Wir begrüßen dieselbe um so vertrauensvoller, als sie von der Hand eines in Belgien lebenden sprachkundigen Schriftstellers stammt, der schon durch die Bearbeitung von Greifs Nero (in der Revue universelle internationale, 2. Serie, Heft 5—8, September—Dezember 1885) hinlänglich gezeigt hat, daß er sich in die Sprache und Eigenart des Dichters eingearbeitet hat. Aber gerade die Sprache im Prinz Eugen, ihre Verquickung mit so vielen zur realistischen Charakteristik der damaligen Zeit unentbehrlichen Gallizismen, mußte dem Uebersetzer besondere Schwierigkeiten bieten. Wie eine genaue Vergleichung des französischen mit dem deutschen Texte beweist, hat der Uebersetzer diese Aufgabe glänzend gelöst; er hat es verstanden, den Sinn des deutschen Wortes trefflich zu erfassen und ihn durch eine entsprechende französische Wendung wiederzugeben, ohne daß, selbst bei möglichst getreuem Festhalten am Wortlaute der Dichtung, die der französischen Sprache eigene Eleganz irgendwie zu Schaden käme oder sich an irgend einer Stelle ein störender Germanismus eingeschlichen hätte; ja, die französische Wiedergabe ist so klar und dem Sprachgeiste der Franzosen so angepaßt, daß man aufrichtig wünschen darf, es möge der fleißige und verständige Uebersetzer eine Aufführung des Stückes auf französischen Bühnen erleben.

Stollreither.

Allgemeine Rundschau.

Doppelrechtshändigkeit.

M. Ich habe jüngst an dieser Stelle von den Bestrebungen der „Ambidextral Culture Society" erzählt, die sich die Pflege der gleichmäßigen Entwicklung der rechten und linken Hand zur Aufgabe gemacht hat (Allgemeine Zeitung, Erstes Morgenblatt 3. Juni). Ein vor kurzem in dieser Gesellschaft gehaltener Vortrag des Rev. Dukinfield Astley wird daher interessieren, da er wichtige anthropologische und archäologische Aufschlüsse gibt: „Die Analogie der Vierhänder, höherer und niederer Affen, macht es wahrscheinlich, daß der Mensch anfangs doppelrechtshändig war. Der Beweisstücke dafür sind zwar wenige, aber sie genügen. Sie bestehen aus folgenden: 1. Aus Feuersteinwerkzeugen von dem Plateau von Kent, nahe bei Ightam gefunden, die aus der Periode des allerersten Erscheinens der Menschen in Großbritannien herrühren und die man „eolithisch" nennt, während man sie richtiger „protopaläolithisch" nennen sollte. Unter allen Umständen gehen sie auf die erste Interglazialperiode zurück und sind wohl gleichzeitig mit den französischen Tilloux-Taubach-Funden. So roh und kunstlos diese auf dem Kentplateau gefundenen Werkzeuge, als Hämmer, Schaber, Mörserkeulen, auch sind, so ist doch ganz sicher zu beobachten, daß ebensoviele für den Gebrauch mit der linken als für den mit der rechten Hand hergerichtet sind. 2. Mit dem Fortschreiten der Zeit lernte der paläolithische Mensch seine Waffen und Werkzeuge mit Stielen zu versehen; aus solchen Funden ist nichts Bestimmtes zu erkennen. Aber er war ein Künstler; und aus der Tatsache, daß die Darstellungen seines Mammuths, Renntiers, seine Pferdeköpfe mit gleicher Leichtigkeit von rechts nach links, wie von links nach rechts gezeichnet sind, können wir schließen, daß er beide Hände gleichmäßig fertig gebrauchen konnte. 3. Der neolitische Mensch versah natürlich die meisten seiner Waffen und Gerätschaften mit Stielen und Heften, aber gewisse für den häuslichen Bedarf dienende Instrumente, Hämmer, Messer, Stößel, Schaber, Pfriemen gebrauchte er doch ohne Stiele und besondere Handhaben; und man hat durch das Studium einiger Werkzeuge doch die Ueberzeugung gewinnen können, daß die für die linke Hand zurechtgemachten handgrifflosen Gegenstände ebenso zahlreich sind als die für die rechte präparierten. In dieser Zeit begann der ursprüngliche Mensch seine Doppelrechtshändigkeit zu verlieren und die rechte Hand wurde nach und nach immer mehr das aktive Glied in dem körperlichen Haushalt und die linke Hand das passive. Dies resultierte daher, daß bei der Jagd und im Kriege die rechte Hand zum Angriff, die linke zur Verteidigung gebraucht wurde. Nichtsdestoweniger geht aus den ältesten griechischen und römischen Inschriften, die noch „bustrophedon" geschrieben sind, d. h. abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links, klar und deutlich hervor, daß die Doppelrechtshändigkeit im Schreiben noch ausgeübt wurde.(?) Ganz kleine Kinder sind von angeborener Doppelrechtshändigkeit und größere Kinder mit beginnendem Bewußtsein in einer neolithischen Kulturperiode sind ebenso beschaffen und würden ihre Fähigkeit, rechte und linke Hand gleichmäßig zu gebrauchen, bewahren, würden sie nicht für die Bevorzugung der rechten Hand erzogen werden. Man hat Beispiele, daß Idioten die Tendenz zeigen, zu der ursprünglichen Doppelrechtshändigkeit zurückzukehren, aber ebenso Personen von Genie."

Der Schutzwert der Insektenfärbung.

Die „Anpassung" (oder richtiger wohl „Angepaßtheit") vieler Lebewesen, insbesondere Insekten und Schmetterlinge, an die Farbe und mitunter selbst die Form der sie in der Natur umgebenden Gegenstände ist bekanntlich eine der interessantesten Feststellungen der neueren Biologie und hat dieser Wissenschaft eine Reihe wichtiger Probleme aufgegeben, die insbesondere für die neuerdings sehr bestrittene Haltbarkeit der Darwinschen Selektionstheorie von der größten Bedeutung sind. So sehr aber auch die Bedeutung dieser „Anpassungs"erscheinungen für die Naturwissenschaft allseits zugegeben wird, so hat es doch bisher an einer planmäßig betriebenen Forschung in Bezug auf die Bedingungen, Formen und den direkten biologischen Wert dieser Erscheinungen noch sehr gefehlt. Einen beachtenswerten Schritt in dieser Richtung stellen die Versuche über den Wert der Färbung als Schutzmittel dar, die Herr A. P. di Cesnola an der Mantis religiosa angestellt hat, einer Heuschrecke, die in Italien in zwei Formen, einer grünen und einer braunen, vorkommt, und zwar wird die grüne stets auf grünem Grase, die braune auf dem von der Sonne gedörrten Grase angetroffen; erstere Art ist träger, letztere lebhafter. Herr di Cesnola sammelte 110 Exemplare, 45 grüne und 65 braune, und band jedes mittelst eines 6 Zoll langen Seidenfadens an eine Pflanze, und zwar 20 grüne Individuen an grüne Pflanzen und die übrigen 25 grünen an braune Pflanzen; von den braunen wurden andrerseits 20 Individuen an braune, 45 an grüne Gräser gebunden. Der Versuch begann am 15. August und dauerte 17 Tage, bis ein Sturmwind am Abend des 1. September ihm ein Ende machte. Die täglichen Beobachtungen lehrten, daß die 20 grünen Exemplare auf den grünen und die 20 braunen auf den braunen Pflanzen den Versuch überlebten, während von den 25 grünen Individuen auf braunen Gräsern das letzte am 25 August getötet war, am elften Tage nach Beginn des Versuches, und von den 45 braunen auf grünen Pflanzen nur 10 am 1. September lebend waren. Fast alle waren von Vögeln, nur wenige von Ameisen getötet worden. Es wäre von Interesse, solche leicht ausführbare Versuche über den Schutzwert der Farben in größerem Maßstabe anzustellen.

Kleinere Mitteilungen.

-s. Die englische Herbstsaison wird als „book of the season" den ersten Band der Korrespondenz der Königin Victoria bringen. Diese Briefe versprechen reiches historisches Material und werden zugleich ein tiefes Interesse für die Person der Königin erregen. Man hat zuerst gedacht, diese Korrespondenz in zwei Bänden zu veröffentlichen; doch ist der Stoff so reichhaltig, daß wohl drei Bände daraus werden. — Aber bereits die Sommersaison hat mit einem Buche über eine Königin, wenn auch nicht Englands, so doch Schottlands, einen großartigen Erfolg. Alles spricht und schreibt von Maurice Hewletts historischem Roman der Maria Stuart „The Queen's Quair". Er beginnt mit Marias Uebernahme der Regierung in Schottland nach der Rückkehr aus Frankreich und endet mit ihrer Niederlage und Gefangennahme zu Lochleven. Das Buch soll ein künstlerischer Triumph sein; es ist die dramatische Darstellung einer Königin, die ihr weibliches Herz, das unter den Königsgewändern schlug, um den Thron brachte. Das Buch ist voll von lebensprühenden Momenten, welche die Quintessenz wahrer Kunst sind. Es ist sympathisch für die unglückliche Königin, ohne ihre Schwächen und Charakterfehler zu verhüllen. So sprechen sich Academy und Publishers Circular darüber aus.

* Naturwissenschaftliche Preisaufgaben. Die philosophische Fakultät der Universität Göttingen hat für den Petsche-Labarre-Preis folgende Aufgabe gestellt: Sie wünscht eine „kritische Bearbeitung der, zumal in den letzten 20 Jahren, vorgetragenen Anschauungen über Wanderungen und Zug der Vögel mit Benützung des vorhandenen gesicherten Beobachtungsmaterials". Bewerber haben ihre Arbeiten bis zum 1. Januar 1905 mit einem Motto und verschlossener Angabe des Verfassers dem Dekan der Fakultät Herrn Prof. A. Stimming einzureichen.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien hat den Wortlaut für die Ausschreibung des von weil. Prof. J. Seegen gestifteten Preises wie folgt festgesetzt: „Es ist festzustellen, ob ein Bruchteil des Stickstoffs der im tierischen Körper umgesetzten Albuminate als freier Stickstoff in Gasform, sei es durch die Lunge, sei es durch die Haut, ausgeschieden wird." (Termin bis 1. Februar 1906 — Preis 6000 Kronen). Die konkurrierenden Arbeiten sind, in deutscher, französischer oder englischer Sprache abgefaßt, vor dem 1. Februar 1906 an die Kanzlei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften einzusenden.

W. Von deutschen Bibliotheken. Zum Nachfolger des verstorbenen Direktors der Landesbibliothek in Wolfenbüttel, Dr. Otto Heinemanns, wurde der zweite Beamte dortselbst, Dr. Gustav Milchsack, mit dem Titel Oberbibliothekar ernannt.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Berlin. Zu unserer in Nr. 153 gebrachten Notiz, daß der Professor der Augenheilkunde in Berlin, Geh. Rat Dr v. Michel, vor kurzem gleichzeitig mit seinem 61. Geburtstag sein 25jähriges Jubiläum als Ordinarius gefeiert habe, wird uns berichtigend mitgeteilt, daß Geheimrat Michel schon im Jahre 1896 in der Lage war, sein 25jähriges Professorenjubiläum zu feiern.

* Münster. An Stelle des nach Halle berufenen Nationalökonomen Prof. Dr. H. Wäntig soll, nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung, Professor Dr. A. v. Wenckstern von der Berliner Universität für die hier frei werdende Professur in Aussicht genommen sein.

* Leipzig. Dem Dr. E. W. Biermann wurde die venia legendi für Nationalökonomie erteilt.

* Jena. Der außerordentliche Professor der Theologie Dr. Ernst v. Dobschütz hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius nach Straßburg (als Nachfolger Professor Holtzmanns) angenommen.

* Wien. Am 15. d. M. begeht der Professor für angewandte medizinische Chemie Hofrat Dr. Ernst Ludwig sein 40jähriges Doktorjubiläum. Am 2. August dieses Jahres sind es 30 Jahre, daß der Gelehrte, der auch Ehrendoktor der Wiener Universität und Mitglied des Obersten Sanitätsrates ist, an der Wiener Hochschule als Ordinarius wirkte.

* Innsbruck. Das Komitee der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Wien zur Verwaltung der Erbschaft Treitel hat beschlossen, dem Astronomen der hiesigen Universität Prof. Dr. Egon Ritter v. Oppolzer zur Ausführung von astrospektro- und astrophotographischen Untersuchungen eine Subvention von 30,000 Kronen zu bewilligen.

Infolge der durch das ungebührliche Verhalten der italienischen Studenten, insbesondere gegenüber Hofrat Dr. Schiffner entstandenen Studentenkrawalle, über die unser heutiges Abendblatt des Näheren berichtet, wurden am Donnerstag vormittag sämtliche Vorlesungen an den drei weltlichen Fakultäten für dieses Semester geschlossen.

* Prag. Der berühmte Physiolog der Leipziger Hochschule, Dr. med. et phil. Ewald Hering, feiert am 5. August seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wird ihm von der philosophischen Fakultät der hiesigen deutschen Universität, der er mehr als 25 Jahre angehört hat, das Diplom eines Ehrendoktors der Philosophie überreicht werden. Von seiten der medizinischen Fakultät wird ihm eine Adresse überreicht werden, die seinen Kollegen in Prag und Leipzig, Hofrat Prof. Dr. Rabl, zum Verfasser hat.

Wie die Bohemia erfährt, wurde der Dozent an der Berliner Universität Dr. Alfred Weber für die durch die Berufung des Professors Frhrn. v. Wieser nach Wien erledigte Lehrkanzel für Nationalökonomie von der deutschen Universität in Prag als ordentlicher Professor berufen. Bekanntlich hatte das Professorenkollegium der Prager juridischen Fakultät den Professor Herkner in Zürich primo loco vorgeschlagen, dieser hat jedoch die Berufung abgelehnt. Dr. Weber war secundo loco vorgeschlagen.

* Basel. Privatdozent Dr. Gustav Wolff, dessen Ernennung zum Leiter der kantonalen Irrenanstalt (als Nachfolger von Professor Dr. Wille) wir unlängst meldeten, ist gleichzeitig zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie an der hiesigen Universität ernannt worden.

* Von den österreichischen Hochschulbibliotheken. Es wurden ernannt an den Universitätsbibliotheken: in Wien: Skriptor Dr. Frankfurter zum Kustos, Amanuensis Dr. Kaukusch zum Skriptor; in Graz: Kustos kaiserl. Rat Dr. Schlossar zum Bibliothekar, Skriptor Privatdozent Dr. Peisker zum Kustos, in Czernowitz: der Skriptor an der Wiener Universitätsbibliothek Privatdozent Dr. v. Gienberger zum Kustos, Praktikant Dr. Tarangul zum Amanuensis; an den Bibliotheken der technischen Hochschulen, und zwar in Wien der Praktikant der Universitätsbibliothek in Graz Dr. Lenarsic zum Amanuensis, in Graz der Skriptor Dr. Ertl ad personam zum Kustos. Den Titel und Charakter von Kustoden erhielten: Skriptor Dr. Donabaum der Wiener, Skriptor Dr. Bucher der Czernowitzer und Skriptor Mayrhofer der Bibliothek der Technischen Hochschule in Wien.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ein sozialer Aufstand in Florenz im Jahre 1378.

Von Alfred Doren (Leipzig).

Wer die reiche sozialgeschichtliche und sozialpolitische Literatur unserer Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt, dem wird es nicht entgangen sein, daß man im allgemeinen geneigt ist, den sozialen Kämpfen, die uns heute umbranden, ein möglichst modernes Gesicht zu geben, sie aufzufassen und darzustellen als ein Produkt einer geradezu rapiden Entwicklung, die höchstens ein knappes Jahrhundert umfaßt, in England einsetzt und sich von dort aus über die übrige Welt, nachdem auch diese zu industrieller Reife gediehen, verbreitet: was vorher liegt, trägt nach dieser Auffassung als „vormaschinelles Zeitalter“ höchstens den Charakter allmählicher Vorbereitung an sich. Ist in diese Auffassung, wie sie hauptsächlich auch die ganze sozialistische Geschichtschreibung beherrscht, auch durch neue Untersuchungen vielfach Bresche gelegt worden, so ist man doch auch jetzt noch geneigt, nicht weiter als bis zu Beginn der neueren Zeit, also bis ins 16. Jahrhundert, zurückzugehen und das Werden des Kapitalismus vor allem in England von diesem Ausgangspunkt aus zu verfolgen, von dem aus die Entwicklung sich als eine geradlinig fortlaufende darstellt: England ist durch drei Jahrhunderte das klassische Land der sich durchsetzenden kapitalistischen Organisation und Differenzierung der Gesellschaft, bis ihm andere Länder zur Seite treten.

Erst in neuester Zeit ist diese Auffassung von verschiedenen Seiten her vielfach als unrichtig erwiesen worden Untersuchungen der mittelalterlichen Wirtschaft vor allem in den romanischen Ländern haben gelehrt, daß es nicht angeht, in der allgemeinen Entwicklung der Wirtschaftsformen zwischen „Mittelalter“ und „Neuzeit“ einen so scharfen Einschnitt zu machen, wie es eine in erster Richtung von politischen Gesichtspunkten ausgehende Geschichtschreibung notwendigerweise tun muß: daß die Wurzeln der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung in weit tieferem Erdreich liegen, als man bisher annahm, daß, wie in so vielen anderen Dingen, auch auf diesem Gebiete die Wiege unserer modernen Kultur in Italien gestanden hat und daß in Italien Florenz diejenige Stadt gewesen ist, die am schnellsten, klarsten und schärfsten alle Erscheinungen kapitalistischer Gesellschaftsform gezeitigt und bis zu einem gewissen Höhepunkt entwickelt hat. Es zeigt sich auch auf diesem Gebiete die Wahrheit der bekannten Worte Tommaseos, daß die europäische Zivilisation zum großen Teil italienisch, die italienische toskanisch, die toskanische florentinisch sei; es zeigt sich, daß Jakob Burckhardt recht hat, wenn er sagt, die Florentiner seien im Guten und Bösen Vorbild der Italiener und der modernen Europäer überhaupt gewesen. Deshalb darf die Geschichte der Florentiner Republik wohl den Anspruch erheben, in ihren wichtigsten Teilen auch außerhalb ihres eigenen Schauplatzes zu den Gebildeten aller Nationen mit eindringlicherer Sprache zu reden, als es die Lokalgeschichte anderer Städte zu tun vermöchte; und wenn Florenz als Wiege der modernen Kunst, als Schöpferin der italienischen Sprache, als Geburtsstätte der großen Kulturbewegung der Renaissance jedermann bekannt ist, so mag der Nachweis nicht ohne Interesse sein, daß wesentliche Formen unserer heutigen Gesellschaft und die sozialen Gegensätze, die ihr ihren Hauptcharakter geben, auf dem gleichen Boden entstanden sind und in rapider Entwicklung bereits Erscheinungen zeitigten, die uns unmittelbar in die uns heute noch umbrandenden sozialen Gegensätze und Kämpfe hineinführen.

Von dem bedeutendsten jener auf Florentiner Boden sich abspielenden sozialen Kämpfe soll in den folgenden Zeilen ein in allgemeinen Umrissen gehaltenes Bild entworfen werden. Ich will, soweit es im Rahmen eines kurzen Aufsatzes möglich ist, die soziale Revolution zu schildern versuchen, die in den Sommermonaten des Jahres 1378 das Florentiner Staatswesen bis ins Innerste aufwühlte und zerrüttete und die man gemeinhin mit dem Namen des „Ciompi-Aufstandes“ zu bezeichnen pflegt. Unter den Ciompi — einem Wort zweifelhaften etymologischen, wohl französischen Ursprungs, das zurückgeht auf die Zeiten des Herzogs von Athen und vielleicht aus dem französischen compère (Gevatter) entstanden ist — versteht man die unterste Klasse der Florentiner Arbeiterbevölkerung, die Wollkratzer und -kämmer, die im Verlaufe des Aufstandes eine wichtige Rolle gespielt haben; man wollte, indem man diesen Namen wählte, offenbar Wert darauf legen, daß es das Vorgehen der Florentiner Proletarier war, das dem Aufstand seinen charakteristischen Zug gab, daß der Aufstand im wesentlichen sozialer, nicht politischer Natur gewesen ist.

Allerdings ist diese Ansicht, die in der zahlreichen über den Ciompi-Aufstand erschienenen Literatur hauptsächlich und meist in phrasenhaft-bombastischer Weise von den Franzosen Quinet[1]), Simonin[2]), Zeller[3]) u. a. vertreten wird, keineswegs unwidersprochen geblieben. Den romantischen Uebertreibungen der Franzosen, die in den Florentiner Straßenkämpfen des Jahres 1378 die Vorboten ihrer großen Revolution zu erkennen vermeinten und die das für seine Rechte kämpfende Volk mit bombastischen Phrasen bejubelten, dieser demokratischen Auffassung tritt, besonders von Italienern der älteren Schule — Capponi[4]),

1) Les Révolutions d'Italie, Paris 1857.

2) Une insurrection ouvrière à Florence en 1378, Paris 1873.

3) Les Tribuns et les Révolutions en Italie, Paris 1874.

4) Storia della Repubblica di Firenze, Firenze 1878.

Tommaseo[5]), Ferrari[6]) —, eingefleischten Aristokraten, verteidigt, eine andere entgegen, die in der Bewegung der unteren Klasse nur einen flüchtigen Tumult der Gasse, eine wahnsinnige Usurpation angemaßter Rechte erkennt; dem Engländer Trollope[7]) endlich blieb es vorbehalten, jegliches soziale Element bei der Bewegung zu leugnen und derselben einen rein politischen Charakter zu vindizieren. Erst in neuester Zeit sind dann der Franzose Perrens[8]) und der Italiener Falletti-Fossati[9]) nüchterner an die Dinge herangetreten; dieser vor allem hat zuerst den tatsächlichen Verlauf des Aufstandes auf Grund eingehenden Quellenstudiums in seinen einzelnen Phasen klargelegt und die politischen und die sozialen Elemente in demselben scharf geschieden; auch ihm aber fehlt es noch an einer intimeren Kenntnis des sozialen Aufbaues der Florentiner Bevölkerung, ohne die ein Verständnis jener Vorgänge im Sommer 1378 nicht möglich ist. Diese gilt es also zunächst in wenigen knappen Strichen zu gewinnen, ehe wir in die Schilderung der Bewegung selbst eintreten können.

Wir befinden uns im Florenz des 14. Jahrhunderts, d. h. in einer Stadt von etwa 70,000 bis 80,000 Einwohnern, die sich ein Landgebiet von wenig über 100 Quadratmeilen unterworfen hatte, die eben damals den Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht zu erklimmen sich anschickte. Im Innern ist das Staatswesen fest gegründet durch die magna charta der Florentiner Verfassung, die sogenannten „ordinamenta justiciae“ des Jahres 1293; der Feudaladel, durch diese Verfassung in die engsten Fesseln eingeschnürt und zu politischer Untätigkeit verurteilt, hatte einen letzten, in den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts unternommenen Emanzipationsversuch mit dem Verlust seiner letzten staatlichen Rechte mit seinem politischen Todesurteil gebüßt. Damit war der schon seit 1293 rein bürgerliche Charakter der städtischen Konstitution endgültig besiegelt, der Staat war eine reine Plutokratie geworden. Maßgebend in Verfassung und Verwaltung waren die Geldmagnaten der großkaufmännischen und großindustriellen Zünfte geworden, bei ihnen lag die eigentliche Kraft, das Mark des Staates, dessen schwankes Schiff sie mit geschickter Hand durch alle Stürme finanzieller Katastrophen, wie des großen Bankkraches der Peruzzi und Bardi, und politischer Wirren, wie der kurzen Tyrannis des Herzogs von Athen, hindurchführten; ihre Interessen waren es, die der auswärtigen Politik in Krieg und Frieden ihre Richtung gaben; Finanz- und Steuerwesen waren mit dem Vorherrschen zinstragender, in kurzen Fristen amortisierbarer Zwangsanleihen ganz ihren Bedürfnissen angepaßt; aus den sieben großen politischen Zünften, in die sie gegliedert waren, wurden fast alle wichtigen Aemter und Ehrenstellen der Republik besetzt.

In diese absolute Herrschaft der Hochfinanz war dann nach der Niederwerfung der Tyrannis des Herzogs von Athen, bei der der mittlere Bürgerstand das Beste getan hatte, eine Bresche gelegt worden; man hatte diesem, den niederen Zünften der Kleinhandwerker und Kleinhändler, einen gewissen Anteil an der Regierungsgewalt, etwa den vierten Teil aller Amtsstellen, einräumen müssen; aber man hatte sich dazu nur schweren Herzens und nur unter starkem Druck verstanden, und aus den von Hohn und Verachtung gegen diese Banausen erfüllten Klagen der plutokratisch gesinnten Geschichtschreibung jener Zeit, klingt uns deutlich genug der Gedanke und die Hoffnung entgegen, daß es gelingen möge, diese Usurpatoren möglichst bald aus ihrer angemaßten Position wieder zu vertreiben.

Ganz ohne politische Rechte blieb auch jetzt noch die an Zahl wohl größte Klasse der städtischen Bevölkerung, die industrielle Arbeiterschaft, das großindustrielle Proletariat; ein Proletariat, dessen soziale Entstehung wir nicht mehr verfolgen können, das zur Zeit der Sanktionierung der Florentiner Verfassung im Jahre 1293 schon vollkommen fertig entwickelt und scharf von den übrigen Schichten der Florentiner Bürgerschaft geschieden war. Das Wesentliche ist, daß die kapitalistischen Unternehmer es verstanden hatten, eben durch die Gestaltung dieser Verfassung, die Arbeiter in eine fast absolute Abhängigkeit herabzudrücken, indem sie, wirtschaftlich vollkommen unselbständig, als notwendige Glieder in den Verwertungsprozeß des industriellen Kapitals eingegliedert wurden, indem sie für die Unternehmer nicht mehr als Einzelpersonen, sondern nur in ihrer Masse wie die anderen zur Ausnutzung des Kapitals nötigen Sachgüter in Betracht kamen, indem sie der strengen Zunftgesetzgebung willenlos unterworfen wurden; jeder Versuch, ihre Lage gegenüber dem Kapital durch eigene Organisation, durch genossenschaftlichen Zusammenschluß, durch Eingliederung in die Staatsverfassung und Erlangung politischer Rechte zu verbessern, galt als Revolution und war von der ganz im Interesse der Unternehmerverbände arbeitenden Gesetzgebung mit schweren Strafen bedroht. Auf seiten der Arbeiterschaft, wenigstens der besten Elemente unter denselben, der technisch höher entwickelten, qualifizierten Arbeiter, war man sich über diese Lage ebenso klar wie der Tatsache bewußt, daß gerade in der verbotenen, genossenschaftlichen, korporativen Zusammenfassung der vereinzelt ohnmächtigen Arbeiterkräfte das einzige Mittel zur Besserung ihrer Lage gegeben sei. Vorübergehend, unter der kurzen Tyrannis des Herzogs von Athen, der bei seinem Streben, eine dauernde Alleinherrschaft in Florenz zu begründen, sich hauptsächlich auf die unteren Klassen stützte, war es einigen von ihnen gelungen, sich zu einer den übrigen gleichberechtigten Zunft zusammen zu schließen. Der Sturz des Usurpators und die Wiederherstellung des alten Zustandes hatte auch sie nach kurzer Zeit wieder unter das frühere Joch zurückgezwängt.

Wir sehen, es hatte sich schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine bedenkliche Menge sozialen Gärungsstoffes angehäuft und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um die latente Unzufriedenheit offen zum Ausbruch kommen zu lassen. Diese Katastrophe zu beschleunigen, dienten die bewegten politischen Ereignisse jener Zeit. Ein langer und mit wechselndem Glück geführter Krieg gegen Pisa wurde durch einen noch gefährlicheren, „heiligen“ Krieg gegen den Papst abgelöst, der die Stadt mit Bann und Interdikt traf; trotz aller Begeisterung, mit der man ihn auf seiten der über die Uebergriffe der päpstlichen Gewalt erzürnten Bürgerschaft führte, trotz des Zutrauens zu dem Kriegskommissariat, dem man, mit beißendem Spott gegen den Papst, den Ehrentitel der acht Heiligen gegeben hatte, sehnte man doch, besonders in den oberen Klassen, das Ende eifrig herbei; Handel und Wandel lagen darnieder, überall wurden Klagen über schlechten Geschäftsgang laut; wüste Söldnerbanden fremder Nationen, Engländer und Deutsche, durchzogen das Land, erschwerten den Absatz der Industriewaren, ebenso wie die Zufuhr der nötigen Lebensmittel; Teuerung trat ein, ohne daß die Arbeitslöhne stiegen. In diese dumpfe, schwüle Stimmung hinein drangen nun die ekstatischen Warnrufe der heiligen Katharina von Siena, die die Reichen und Genießenden zu Umkehr und Buße mahnten und mit dem ewigen Gerichte drohten; sie fanden mit ihren chiliastischen Prophezeiungen bei der unterdrückten Arbeiterklasse ein nur allzu williges Gehör. Der „popolo grasso“, die hohe Bourgeoisie, zerfleischte sich unterdessen in den wütendsten Parteikämpfen, die nach den Namen der führenden Familien als die Kämpfe der Ricci und Albizzi bekannt sind. In diesen Kämpfen erhob als tertius gaudens der unterdrückte Feudaladel wieder sein Haupt und versuchte, sobald er irgendwo in der Bürgerschaft gemeinsame Interessen gegenüber der herrschenden Bourgeoisie und so einen Rückhalt zu finden glaubte, aus seiner unterdrückten Position wieder in die Höhe zu kommen.

Diese politischen Parteikämpfe innerhalb der oberen Klassen der Bevölkerung haben dann endlich zu der Katastrophe des Jahres 1378 geführt, die aus relativ kleinen Anfängen erwachsen, zuerst auf die oberen und mittleren Schichten der Bevölkerung beschränkt, bald immer tiefer griff und die unterdrückten und begehrenden Instinkte der erregten Arbeiterklasse erweckte. Wie einst im alten Athen

5) Moti fiorentini del 1378, in Archivio storico italiano IV. S. t. 12.
6) Storia delle Rivoluzioni d'Italia, Milano 1873.
7) A History of the Commonwealth of Florence, London 1865.
8) Histoire de Florence, Bd. V, Paris 1883.
9) Il tumulto de' Ciompi, Torino 1882.

der Ostrazismus die furchtbarste Waffe in der Hand der jeweilig herrschenden Partei geworden war, so hier in Florenz die sogenannte „Ammonition", d. h. die von den Herrschenden über einen jeden verhängte politische Rechtlossprechung und Vermögenskonfiskation mit der Begründung, daß er zu den verhaßten Granden oder Ghibellinen gehöre. Ursprünglich ein wertvolles Mittel, das mühsam errichtete und gefestigte Staatsgebäude gegen Wühlereien im Innern zu sichern, war in jener Zeit die „Organisation der Welfenpartei" (die sogenannte „Parte Guelfa") zu einer materiell ungemein kräftig fundierten, gewaltigen Macht hervorgewachsen; von der einen jener streitenden Parteien, den Albizzi, beherrscht, wußte sie sich nun der Waffe der Ammonition mit der willkürlichsten Grausamkeit zu bedienen, und so einen geradezu unerhörten Druck auf die ganze Bürgerschaft auszuüben. Alle Versuche, die Macht der Welfenpartei ihren Händen zu entreißen und den Mißbrauch der Ammonition zu beseitigen, waren vergebens gewesen, da sie die Entscheidung über die Wahlen in der Hand behielt und nur willfährige Werkzeuge zu Beamten erwählen ließ. So war das Jahr 1378 gekommen, als es am 1. Mai der Gegenpartei gelang, gestützt auf die Popularität des Krieges gegen den Papst beim niederen Volk, dessen Beendigung die Welfensekte betrieb, einem Liebling des Volkes, Salvestro de' Medici, die oberste Würde der Republik, das Bannerträgeramt, in die Hände zu spielen. Damit war die erste Bresche in die feste Mauer der welfischen Uebermacht gelegt und Salvestro war ganz der rechte Mann, die kurze Zeit von zwei Monaten, die seine Amtsführung dauerte, mit aller Energie zur Bekämpfung der herrschenden Partei auszunutzen. Ein eigentümliches Geschick hat es gewollt, daß der Mann, dessen Enkel nach mehr als 50 Jahren der freien Selbstregierung des Florentiner Staates ein Ende machen sollte, emporkam, gestützt wie dieser auf eine populäre Bewegung, die er den eigenen ehrgeizigen Bestrebungen dienstbar machen wollte. Denn nicht Restauration der alten Zustände, sondern Umsturz und Eroberung der Macht, das war, soweit die Quellen ein Bild seiner Persönlichkeit uns entwerfen, von Anfang an sein Ziel. Die Welfenpartei war sich der drohenden Gefahr wohl bewußt; sie kannte ihre eigene Unpopularität, die durch das Vorherrschen gelehrter Juristen in ihren Reihen noch verstärkt wurde, ebenso gut wie die große Volkstümlichkeit ihres Gegners. Man versuchte es zunächst mit einer intriganten Politik scheinbarer Nachgiebigkeit, indem man versprach, die Ammonitionen nur innerhalb der vom Gesetz gestatteten Grenzen auszuüben, ein Versuch, der von Salvestro leicht durch größere Gegenforderungen pariert wurde. Erst jetzt entschloß sich die Welfensekte, die bedeutende effektive, materielle Macht, über die sie verfügte, zu einem Gewaltstreich auszunutzen. Unter starkem Druck auf die vorsichtigeren, zögernden Elemente der Partei ging der Beschluß durch, sich mit Gewalt des Priorenpalastes an einem dazu geeigneten Tage zu bemächtigen. Salvestro aber war auf der Hut, er erneute zunächst seine Forderung der vollen Wiederherstellung der alten **ordinamenta justiciae** und nutzte, als der Ausgang unter dem lähmenden Druck der drohenden konzentrierten Macht der Welfensekte zweifelhaft schien, seine Popularität zu einem überaus geschickten revolutionären Coup aus: er drohte, da seine volksfreundlichen Bestrebungen keinen Widerhall fänden, mit sofortiger Demission. Das war nun das Signal zu einer wohl kaum spontan vor sich gehenden, sondern von Salvestro geschickt inszenierten Erhebung des in seinen 21 Zünften militärisch und politisch gegliederten Volkes. Noch schien man anfangs der drohenden Gewalt nicht mit Gewalt begegnen zu wollen: eine außerordentliche Kommission, eine balia, wie sie in kritischen Zeiten in Florenz an Stelle der regulären Behörden eingesetzt zu werden pflegte, sollte die Reorganisation des Staates vornehmen. Aber der Stein war einmal ins Rollen gekommen, der seit langem angesammelte Zündstoff war zu groß, die politischen Leidenschaften im leidenschaftlichsten Volke der damaligen Welt zu sehr erregt, um eine friedliche Lösung des Konfliktes noch möglich erscheinen zu lassen; es war eine Situation, wie sie im alten Rom durch das „**videant consules**" klar zum Ausdruck gebracht zu werden pflegte. Bald überstürzen sich nun die Ereignisse: Zwei Tage später, am 20. Juni, eine neue Versammlung der Zünfte, bei der die niederen Zünfte bereits den Ton angaben; es genügten allerlei Gerüchte von einem geplanten Putsch der regierenden Partei, um mit einer impulsiven Gewalt, wie sie allen derartigen Bewegungen in Florenz eigen zu sein pflegt, einen ersten tumultuarischen Ausbruch der überhitzten Stimmung zu erzeugen: in wildem Ansturm steckte man die Häuser der Häupter der Welfensekte, des berühmten Rechtsgelehrten Lapo da Castiglionchio und des Piero degli Albizzi, des Carlo Strozzi in Brand; man befreite die Gefangenen; man erstürmte eine Menge von Klöstern und Palästen, vor allem im südlich, jenseit des Arno gelegenen Stadtteil; mit Mühe und Not wurde die Gemeindekammer, das staatliche Schatzgewölbe, durch das energische Eingreifen eines der Prioren gerettet.

Kein Zweifel, daß an diesem ersten Tumult, der von den niederen Zünften ausgegangen war, auch das unorganisierte Arbeiterproletariat teil hatte, daß es von jenen mitgerissen wurde; es wird berichtet, daß an den Plünderungen und Räubereien vor allem eine Schar deutscher Weber aus dem ärmsten Stadtteil Camaldoli sich beteiligt habe; ebenso sicher aber, daß die Ziele dieses ersten Tumultes, der sich in der knappen Zeit weniger Stunden ausgetobt hatte, rein politische waren: Einbruch in die fast zur Tyrannis ausgeartete Uebermacht der Welfensekte; der Held dieser Tage: Salvestro de' Medici. Das Ziel war zunächst erreicht und es trat einen Monat lang wieder äußere Ruhe ein.

Diese äußere Ruhe aber war nur eine scheinbare; zahlreiche Anzeichen deuteten darauf hin, daß es vor allem unter den aus der stumpfen Gleichgültigkeit des täglichen Daseins aufgerüttelten Massen im stillen weiter gärte und daß es wiederum nur eines relativ unbedeutenden Anstoßes bedurfte, um das glimmende Feuer zu hellen Flammen emporlodern zu lassen. Die neue Signorie, die unter dem Bannerträger Luigi Guicciardini am 1. Juli ins Amt trat, ging zwar auf dem beschrittenen Wege weiter, indem sie die Waffe der Ammonition, der Erhebung in den Adelstand gegen die Welfenpartei und deren Häupter selbst benutzte und neue Wahlen anordnete; immerhin fühlte sie sich unsicher genug, um durch die Aufhebung des Verbotes des Waffentragens sich selbst eine Verteidigungskohorte zu bilden; dadurch erschreckt, schließen die niederen Zünfte sich zu einem Sonderbund zusammen und häufen ebenfalls in ihren Zunfthäusern Waffen an. Am 8. Juli kommt es dann zu einer Versammlung der 21 Zünfte, in der unter der Führung der mächtigsten von ihnen, der Tucherzunft, eine Petition um einige wenige politische Reformen, vor allem um einen größeren Einfluß der Zunftkonsuln und Ausschließung aller nicht aktiv Gewerbetreibenden von den Aemtern durchgesetzt wurde. Erst der zehn Tage später bekannt werdende Friedensschluß mit dem Papst aber, der Florenz trotz mehrfacher Siege sehr demütigende Bedingungen auferlegte, gab den Dingen eine andere Wendung: es beginnt die zweite Phase des Aufstandes, den wir von jetzt an erst mit Recht als den Tumult der Ciompi bezeichnen können. Denn waren bei jenem ersten schnell unterdrückten Putsch vom 23. Juni die Arbeiter nur in die Bewegung der niederen Zünfte mit hineingerissen worden, ohne feste Ziele und Wünsche, ohne den Versuch, die eigenen Interessen zur Geltung zu bringen, so sind es bei dieser zweiten Phase des Aufstandes gerade ihre Bestrebungen, die über seinen Verlauf entscheiden; die Kräfte, die die bürgerlichen Elemente, ohne es zu wollen, entfesselt hatten, wuchsen ihnen bald über den Kopf und sie erkannten das Vergebliche ihrer Versuche, sie zu bändigen und in ihren Grenzen zu halten. Und weiter: diese Hefe des Volkes, der popolo minuto, das verachtete, mit Spott und Hohn überschüttete Proletariat, erkannte zum erstenmal, daß mit blind wütender Zerstörung nicht alles getan sei; die Plünderung und Niederreißung alles dessen, was an die Zeiten verhaßter Herrschaft erinnerte, sollte ihnen nur den Weg für eine positive Neuordnung aller Verhältnisse in ihrem Sinne, zu einer Geltendmachung ihrer Lebensinteressen im Staate frei machen. Am 18. Juli tritt zum erstenmal der popolo minuto, die industrielle Arbeiterschaft der Stadt, als geschlossene Masse, als Stand mit gleichgerichteten

Zielen und Interessen zu einer geheimen konstituierenden Versammlung vor der Porta Romana zusammen; durch Kuß und Eidesschwur gelobte man sich unverbrüchliche Treue, verpflichtete sich zur Ausbreitung der Propaganda mit allen Mitteln und setzte einen ständigen Ausschuß von 32 Männern zur Vertretung der Interessen des Volkes ein. Diese Konstituante des Proletariats bildet das entscheidende Ereignis in dem Ciompi-Aufstand; alles weitere ist hierdurch vorbereitet und in seiner Entwicklung bedingt.

Zu gesondertem Vorgehen fühlte man sich einstweilen allerdings noch zu schwach: am 19. Juli fand im Priesterspital der Via S. Gallo eine zweite, diesmal aus den minuti, Handwerkern, vereinzelten Großkaufleuten und anderen Mißvergnügten sich zusammensetzende Versammlung statt, in der aber die Arbeiter bereits den Ton angaben; man beschloß, nicht mehr zu zögern, sondern, wie es heißt, „einen neuen und lärmenden Aufstand zu machen, um den Staat zu reformieren".

Die Signorie, zu der, weil sie dem Gesetz nach während ihrer Amtszeit den Priorenpalast nicht verlassen durfte, nur dunkle Gerüchte von dem Geschehenden gelangten, suchte sich durch die in aller Heimlichkeit vorgenommene Verhaftung der Rädelsführer Gewißheit zu schaffen und erpreßte ihnen auf der Folter erlogene Einzelheiten des Komplotts. Schon aber war es zu spät: indem diese Verhaftungen trotzdem ruchbar wurden, brach die Empörung aus. Salvestro Medici, den die Signorie zur Verantwortung zieht, gibt zu, Kenntnis von der Verschwörung gehabt zu haben, behauptet aber, vergebens dagegen aufgetreten zu sein; und so begründet der Verdacht gegen ihn auch ist, aus Furcht vor seiner Macht wagt man ihn nicht zu verhaften. Drüben im Stadtteil Oltrarno, wo im Quartier von Camaldoli das ärmste Volk in dichten Haufen eng beieinander wohnt, bricht der Sturm los; das verabredete Glockenzeichen bringt den ganzen popolo minuto auf die Beine. Die Prioren suchen ihr Heil in der Berufung der organisierten Bürgermiliz, aber nur 2 von den 21 Zünften finden sich ein und auch diese ziehen, als sie erkennen, daß sie allein bleiben, wieder ab; man verschreibt Hilfe von den Besatzungen der unterworfenen Landschaft, aber sie kommt viel zu spät. Der Pöbelhaufe stürmt über den Arno, setzt sich angesichts der geängstigten Signorie auf der Piazza della Signoria fest, ernennt in blutigem Hohn Ritter von Volkes Gnaden, als ersten Salvestro Medici; da sich kein Widerstand zeigt, im Gegenteil, die niederen Zünfte sich jetzt dem Proletariat anschließen, wird am 21. Juli die Florentiner Bastille, der Palazzo del Podestà, erstürmt und die Fahne der Schmiedezunft neben dem Banner der Gerechtigkeit auf dessen Turm gehißt; an den Palästen der verhaßten Wollenzunft und dem der ebenso gefürchteten Abundanzbehörde wird Feuer gelegt; was man an Statuten und Matrikeln findet, lodert auf dem Scheiterhaufen. Damit aber ist die erste Wut gestillt; noch wagt man sich nicht an die verfassungsmäßige Regierung; man beschließt den gesetzmäßigen Weg, die Wünsche des Volkes durch Petitionen vor die Regierung zu bringen, einzuhalten. Dabei scheiden sich aber wieder die Massen, die beim Straßentumult gemeinsame Sache gemacht hatten. Zünfte und minuti arbeiten getrennte Petitionen aus. Diejenige der Zünfte enthält im wesentlichen eine Wiederholung der Forderungen vom 8. Juli, bittet um neue Wahlen, Abstellung der politischen Korruption, Stärkung des politischen Einflusses des Zunftrates. Von weit größerem Interesse für uns ist die Petition des Proletariats: enthält sie doch, wenn ich nicht irre, das erste klar formulierte soziale, wirtschaftliche und politische Programm der Arbeiter als sozialer Klasse, das wir seit der Antike besitzen; und sie verdient deshalb, wie mir scheint, eine etwas genauere Betrachtung. Kaum ein Wort von politischen Uebergriffen der Welfenpartei, von Sicherung und Erweiterung staatsbürgerlicher Rechte: denn diese „minuti" waren ja keine Staatsbürger. Aber sie wollten es werden, um ihre materielle Lage zu verbessern, um sich durch genossenschaftliche Organisation und Teilnahme an der Staatsgewalt gegen Willkür, Ausbeutung, Ungerechtigkeit zu sichern. Daher an der Spitze der Petition die kategorische Forderung, daß die Wollenzunft keine Exekutivbeamten, und damit keine Möglichkeit der Exekutive gegenüber den von ihren Mitgliedern beschäftigten Arbeitern mehr haben solle, daß dagegen dem popolo minuto eine zünftlerische Organisation bewilligt werde. Jener Exekutivbeamte, der ebenso wie bei der städtischen Administration fremder Herkunft sein mußte, hatte das Recht willkürlicher Verhaftung und Folterung gegenüber den Arbeitern besessen, und so, wenn auch selbst nur ein Werkzeug in den Händen der Zunftkonsuln, doch für den Arbeiter am schärfsten die souveräne Macht der Zunft, das Prinzip der rücksichtslosen Ausbeutung der Wehrlosen repräsentiert; ihn also galt es vor allem zu beseitigen. Indem die minuti aber eine eigene Zunft für sich verlangten, zeigten sie die klare Erkenntnis, daß nur durch eine feste Organisation, wie sie die anderen Gewerbe und Stände in Florenz längst besaßen, gegenüber dem organisierten Kapital die Macht ihrer Interessen zur Geltung zu bringen, daß nur so eine Besserung ihrer Arbeitsbedingungen und ihrer allgemeinen Lebenslage zu erzielen sei. Dann aber weiter: wurde die Zunft bewilligt und gesetzlich anerkannt, wurde dadurch in die feste Burg der 21 Zünfte, wie sie durch die Ordinamenta von 1293 aufgerichtet war, eine Bresche gelegt, so ergab sich daraus mit verfassungsrechtlicher Konsequenz, daß dem neuen Glied in der Kette der politischen Zünfte die verfassungsmäßigen Rechte der anderen nicht vorenthalten werden konnten. Die Petition enthält weiter die Forderung einer Teilnahme der minuti an Regierung und Verwaltung der Stadt, und zwar beanspruchen sie als dritter bürgerlicher Stand in der Stadt neben dem „popolo grasso" und den Handwerkern in rein mechanischer, von aller historischen Entwicklung absehender Auffassung den dritten Teil aller Aemter; eine Forderung, die aber doch klar ein ausgebildetes Standesbewußtsein zeigt in einer Zeit, in der man nach den allgemeinen Anschauungen über die Entwicklung sozialen Bewußtseins wohl kaum geneigt ist, eine derartige Determiniertheit des Standesgefühls anzunehmen. Für ihre Vertreter beanspruchen sie dann ferner die Rechte einer „consorteria", eines Schwurverbandes, und das Recht des Tragens von Defensiv- und Offensivwaffen zu ihrer Sicherheit.

Galten diese politischen Forderungen in erster Linie dem Zweck, die Macht der großen Zahl im Staate zum erstenmal zur Geltung zu bringen, so war diese Eroberung der Macht naturgemäß für die Arbeiter nicht Selbstzweck, sondern das einzige Mittel, die Durchführung eines wirtschaftlich-sozialen Reformprogramms zu garantieren. Daneben enthält nun die Petition noch eine Reihe anderer zur unmittelbaren Hebung der wirtschaftlichen Lage der niederen Volksklassen im allgemeinen dienender Forderungen. Zunächst eine Aenderung der Steuerverfassung, Ersatz der zinstragenden Zwangsanleihen, deren Zinsen in Gestalt von indirekten Steuern durch die untersten sozialen Schichten aufzubringen waren, also progressiv nach unten wirkten, durch eine direkte, nach oben steigende progressive Einkommensteuer, Amortisation der gesamten durch die beständigen Kriege rapid angewachsenen Staatsschuld innerhalb zwölf Jahren, Erledigung der Steuerrückstände durch eine einmalige Abzahlung von 60 Prozent, Suspendierung der Schuldknechtschaft auf die Dauer von zwei Jahren, Milderung des strengen Strafrechts und Amnestie für alle während des Sommers bei den Tumulten der Gasse begangenen Verbrechen; ferner — das scheint auf den ersten Blick merkwürdig — Aufhebung der Abundanzbehörde, deren Funktion zwar in erster Linie sich auf die reichliche Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln erstreckte, die aber dadurch, daß ihr zugleich die Aufsicht über alle nichtzünftlerischen Gewerbe übertragen war, den Haß der Arbeiterklasse auf sich geladen hatte, der man ferner — sicherlich ohne Grund — die Verteuerung der Lebensmittelpreise in die Schuhe schob; zum Schluß endlich Belohnung und Auszeichnung mit Ehre und Gut für eine Reihe von Staatsbürgern, die sich wie Salvestro Medici um das niedere Volk besondere Verdienste erworben hatten.

Wir sehen: Im ganzen ein Programm, zwar radikal und revolutionär, aber nicht übertrieben in seinen Forderungen, die Grenzen des momentan Erreichbaren klug im Auge behaltend. Unter dem Druck der lärmenden Volksmasse wurden alle Forderungen im Volksrat bewilligt;

schon aber waren die Leidenschaften zu sehr erhitzt, das Selbstvertrauen des revoltierenden Volkes zu sehr gewachsen, als daß man sich bei diesem ersten Erfolg beruhigt hätte, zumal allerlei Gerüchte von heranahenden Söldnerscharen, die die Signorie zur Hilfe gerufen hätte, nur allzu geeignet waren, das Volk noch mehr zu erbittern und aufzuhetzen. So setzte, obwohl auch im Gemeinderat die Petitionen anstandslos bewilligt worden waren, am Morgen des 22. Juli der Tumult vor dem Signorenpalast von neuem ein, und als die Signorie noch schwankte, ob sie gutwillig den Palast räumen oder Widerstand leisten solle, da begann auch schon der Sturm gegen den Palast.

In diesem Moment soll nach der Ueberlieferung Michele di Lando, der eigentliche Held des Aufstandes, auf dem Platze erschienen sein. Seine Gestalt ist von der populären Tradition mit allerlei Sagengerank umsponnen; eine fromme Bruderschaft soll er gestiftet haben, die in Wirklichkeit erst ein Jahrhundert später ins Leben getreten ist, noch heute ehrt ihn alljährlich ein feierlicher Umzug und an der köstlichen Säulenhalle des Mercato nuovo grüßt einen jeden seine Statue, wie er in kriegerischer Pose, die eine Hand pathetisch aufs Herz gedrückt, mit der anderen das Banner des Volkes ergreift. Ursprünglich ein einfacher Wollentucharbeiter, aus der untersten Schichte des Proletariats, war er dann durch seine Tüchtigkeit zum Werkstattsführer avanciert; in den mannigfachen Kriegen der Republik hatte er sich — anfangs als Söldner, dann als Führer eines kleinen Fähnleins — ausgezeichnet; so war er gewohnt, wenn auch nur im kleinen Kreise, zu befehlen, zu herrschen. Sein Name befindet sich bereits unter den 32 am 18. Juli ernannten Vertretern des popolo minuto; an der Abfassung der Petition hat er sehr bedeutsamen Anteil genommen; als er jetzt im entscheidenden Moment, wohl nicht ganz zufällig, auf der Piazza erscheint, da weiß das Volk sofort, wer sein Führer sein soll; man übergibt ihm die Fahne, die bisher ein anderer getragen hatte; sein erstes ist es, daß er den vor Furcht schlotternden Prioren freien Abzug bewilligt. Der Priorenpalast, das stolze Sinnbild der Florentiner Freiheit ist im Besitz des niederen Volkes; durch einstimmige Akklamation wird Michele zum Gonfalonier, zum obersten Beamten der Republik, erwählt. In zwei dramatisch bewegten Tagen hatte sich die ungeheure Wandlung vollzogen; die Reichsten hatten den Aermsten im Volke ihren Platz abtreten müssen. Zum erstenmal in aller Weltgeschichte war eine industrielle Arbeitermasse Herrin der Geschicke eines großen Staatswesens geworden.

(Schluß folgt.)

Die höchste Bahn der Erde.

Noch unter der jetzigen Präsidentschaft, die in wenigen Wochen zu Ende geht, soll die höchste Bahn der Erde in Argentinien eröffnet werden. Der Präsident beabsichtigt, die Einweihung persönlich vorzunehmen, und will die Strecke, soweit möglich, zuerst selbst befahren. Die Bahn sollte ursprünglich allein dem Transport von Erzen aus dem in den Cordilleren belegenen Minendistrikt „La Mejicana" nach der Eisenbahnstation Chilecito an der Argentinischen Nordbahn dienen. Argentinien ist bekanntlich sehr reich an Erzen. In der Provinz Rioja, die in der Andenkette belegen ist, bestanden schon im Jahre 1595 Bergwerke. Aber die Höhe der Andenkette, die das Land durchzieht, die Unwirtlichkeit und Unwegsamkeit der im Aconcagua bis zu 6970 Meter ansteigenden Gebirgsmassen bereiten dem Transport der Erze nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten.

Dem sollte die neue 35 Kilometer lange Drahtseilbahn abhelfen. Sie hat auf diese Länge nicht weniger als 3536 Meter Gefäll zu überwinden, denn die untere Station liegt 1049, die obere, Endstation, 4585 Meter, 400 Meter höher als die Jungfrau, über dem Meere. Man hat sich aber entschlossen, die Bahn auch zur Beförderung von Personen zu benutzen, und es sind in diesen Tagen von Deutschland die zwei Personenwagen abgegangen, die diese Beförderung vermitteln sollen. Wie die gesamte Bahn in allen ihren Teilen, sind auch die Wagen in Deutschland hergestellt.

So werden die Menschen hoch in der Luft eine Strecke befahren, wie sie bisher nicht wieder zu finden ist. Denn es kommen Spannweiten der Drahtseile von etwa 800 Meter Länge vor, derart, daß das die Laufbahn der Wagen, gewissermaßen das Geleise, bildende Drahtseil 800 Meter frei schwebend hängt. Dabei befindet sich der Wagen und seine Insassen etwa 300 Meter, ungefähr die doppelte Höhe der Türme des Kölner Domes, über der Sohle der überspannten Strecke. Eine so weite Ueberspannung von Tälern und Flußläufen ist bis jetzt weder irgendwo konstruiert, noch viel weniger aber irgendwo von Menschen befahren worden. Sie übertrifft die der weitest gespannten Brücken, die es auf der Erde gibt, z. B. die Spannungen der Eastriver- und der Northriver-Brücke in New-York annähernd um das Doppelte. Türme, bis zu 40 Meter Höhe, rein aus Eisen konstruiert, wie alle Stützen und Stationen der Bahn, mußten erbaut werden, um die Seile genügend zu stützen.

Um den Bau zu erleichtern, hat man die gesamte Strecke durch sieben Zwischenstationen in acht Teilstrecken zerlegt. Jede dieser Teilstrecken hat ihr besonderes Zugseil. Durch 15 mittlere Spannungsvorrichtungen und Verankerungen sind die Teilstrecken wieder in einzelne Spannstrecken geteilt. Jede Station hat eine Zwillingsdampfmaschine von 35 Pferdekräften zum Antrieb der Wagen. Die höchste Zwischenstation liegt 4345 Meter über dem Meere, 200 Meter höher als die Jungfrau. Die Stützen variieren in der Höhe von 25 bis 40 Meter. 25 Spannweiten von 320—800 Meter, mit denen Taleinschnitte bis zu 300 Meter Tiefe überschritten werden, kommen im Längsprofil der Bahn vor. Und alles das, Konstruktionsstücke, eiserne Pfeiler, Stützen, die riesenhaften Drahtseile, die Dampfmaschinen, mußte das Maultier in die schwindelnden Höhen der Andenkette hinauftragen. Keine der Lasten durfte ein bestimmtes Gewicht überschreiten; so mußte man alle schwereren Maschinen und Maschinenteile, Dampfmaschinen, Seilscheiben, Pfeiler, in kleine Teile zerlegen, deren keiner die Tragfähigkeit eines Maultieres überwiegen durfte.

Die Bahn ist auch insoweit von besonderem Interesse, als sie zum erstenmal in wirklich großem Maßstabe die Ausführung des Gedankens darstellt, ein bestehendes großes staatliches Eisenbahnnetz dadurch zu erweitern, daß nach Gegenden, die für Schienenbahnen unerreichbar sind, Drahtseilbahnen geführt werden, um das Bahnnetz in der erforderlichen Art zu ergänzen und unwirtliche Gegenden dem Verkehr zu erschließen. Nun ist freilich eine Strecke von 35 Kilometern, verglichen mit der Länge der Schienenbahnen, gering genug, aber es ist gleichwohl die größte aller bis jetzt gebauten Drahtseilbahnen. Es liegt aber auch nach den Erfahrungen, die man in Deutschland mit dem Bau von Drahtseilbahnen gemacht hat, und die deutsche Industrie hat auf dem Gebiete die Führung, kein Grund vor, eine erheblich größere Ausdehnung der Drahtseil-Bahnlinien nicht vorzunehmen. Man projektiert bereits Bahnen von 50 Kilometer Länge und glaubt auch Bahnen von einigen 100 Kilometern nach dem System Bleichert herstellen und völlig sicher betreiben zu können.

Von diesen Erfolgen der deutschen Industrie hat besondere Vorteile auch unsere Schiffahrt. Für die Bahn La Mejicana-Chilecito mußten nicht weniger als 16,000 Colli, Kisten und Ballen im Gesamtgewicht von annähernd 2 Millionen Kilogramm hergestellt und über Antwerpen nach Rosario, dem argentinischen Hafen am rechten Ufer des Paraná in der Provinz Santa Fé, verschifft werden. Darunter waren allein 140 Kilometer Drahtseil. Das entspricht der Entfernung Berlin-Magdeburg. Die Bahn befördert neben den Personen in der Stunde 40,000 Kilogramm Erze mit einer Geschwindigkeit von 2.5 Metern in der Sekunde, wobei alle 45 Sekunden ein Wagen von 500 Kilogramm Inhalt an der Endstation zur Entleerung kommt und die Wagen einander in Abständen von 12.5 Metern folgen.

Heinz Krieger.

Oesterreichs Bodengestalt.

Vier österreichische Geologen haben sich zusammengeschlossen, um den Gebirgsaufbau ihres Landes auf Grund der neuesten Forschungen einheitlich darzustellen.[1]) Daß dies, so viele vortreffliche Vorarbeiten auch, großenteils dank der nun schon über ein halbes Jahrhundert segensreich tätigen Reichsanstalt, das Unternehmen erleichterten, gleichwohl keine einfache Sache war, wird jedem klar sein, der sich vergegenwärtigt, daß kein Staat Europas eine so vielgestaltige Gliederung aufzuweisen hat, wie gerade der zisleithanische Teil der Monarchie. Eine einzelne Persönlichkeit konnte unmöglich das Maß von Erfahrungen gewinnen, welches erfordert ward, um so eingehende Schilderungen auf Grund eigener Wahrnehmungen und Aufnahmen liefern zu können; selbst bei vier Mitarbeitern verblieb einem jeden noch ein Feld von gewaltiger Ausdehnung und Differentiierung. Daß die wohlbekannte Verlagsbuchhandlung dem Werke eine ähnlich imposante Ausführung gegeben hat, wie man sie etwa vom „Antlitz der Erde" her kennt, braucht kaum besonders betont zu werden. Die schematischen Zeichnungen, wie auch die zahlreich dem Texte eingefügten Landschaftsbilder erfüllen ihren Zweck so vollständig wie möglich, und ebensowenig lassen die Farbentafeln etwas zu wünschen übrig. Das einzige, was mit dem Unterzeichneten gewiß noch viele Leser vermissen werden, ist ein Namen- und Sachindex, denn das Inhaltsverzeichnis ist zwar gut und eingehend, kann aber keinesfalls jene rasche Orientierung gewähren, die gegenüber einem derart stoffreichen Buche ein Bedürfnis ist.

Ein Vorwort zu jenem hat der Altmeister der österreichischen Geologie, Professor Eduard Sueß in Wien, beigesteuert. Es entwirft in markigen Strichen ein Bild von der Entwicklung dieser Wissenschaft im Kaiserstaate, deren Anfänge mit den Fortschritten des Bergbaues untrennbar verknüpft sind. Der erste bedeutende Name, der uns entgegentritt, ist der des Deutschböhmen J. v. Born, der sich nach verschiedenen Seiten hin produktiv betätigte; wir möchten dem Gesagten noch beifügen, daß er als der eigentliche Begründer einer richtigen Auffassung der Versteinerungen anerkannt werden muß, deren Wert für stratigraphische Bestimmungen er lange vor W. Smith zutreffend herausgefunden hatte. Diesem Verdienste ist bisher nicht, auch nicht in dem ausgezeichneten Geschichtswerk v. Zittels, gebührend Rechnung getragen worden. Auch Ferber, Fichtel, K. Haidinger sind mit Ehren zu nennen, und der berühmte Werner beteiligte sich an der Erforschung der Verhältnisse im böhmisch-sächsischen Grenzgebirge, während sein genialerer Schüler L. v. Buch durch Vergleichung dessen, was er hier und was er später in Tirol erschaut hatte, zu umfassenderen Anschauungen sich durchrang. Die Folgezeit wird beherrscht durch den Gegensatz zwischen den beiden schöpferischen Mineralogen Mohs und W. Haidinger. Daneben blieb aber auch das eigentlich geognostische Moment, wiewohl zunächst etwas zurückgedrängt, nicht unberücksichtigt; die Namen Brocchi, v. Lill, Ami Boué, Reuß, Barrande, Zippe, Stütz, P. Partsch legen dafür Zeugnis ab. Das Jahr 1849 sah endlich die Geologische Reichsanstalt entstehen, deren Anfänge Haidinger und, in lange dauernder Wirksamkeit, F. v. Hauer mustergültig geleitet haben. Höchst dankenswert und der Nachwelt nützlich zu lesen sind Sueß' Mitteilungen über die Kämpfe zwischen den leitenden Persönlichkeiten, die sich zuletzt in höhere Harmonie auflösten, weil eben doch der sachliche Streit niemals, wie es sonst so häufig geschieht, eine Feindschaft der von höheren Beweggründen beeinflußten Menschen im Gefolge hatte. Mohs und W. Haidinger standen sich in ihren Ansichten vielfach diametral gegenüber, und doch schlug ersterer den jüngeren Gegner als seinen Nachfolger vor!

Die Einteilung des Arbeitsplanes erfolgte in der Weise, daß Franz Sueß (Wien) die Sudetenländer, K. Diener (Wien) Ostalpen und Karst, V. Uhlig (Wien, früher Prag) die Karpathen und R. Hoerner (Graz) die ebenen Landschaften Oesterreichs auf sich nahm. Zunächst handelte es sich für jeden Mitarbeiter darum, die Struktur der Erdrinde über die gewählten Abschnitte hin zu verfolgen und die Mitwirkung der einzelnen Formationen und Stockwerke bei dem Aufbau der Gebirge nachzuweisen, wobei dann zugleich die Tektonik zu beachten war. Alle petrographischen und paläontologischen Besonderheiten einer Gegend wurden sorgfältig vermerkt. Die meisten Schwierigkeiten mußte der kühn geschwungene Karpathenbogen darbieten, doch machte sich hier andrerseits der Umstand vorteilhaft geltend, daß auf diesem Territorium nachhaltige Unterstützung von ungarischer und rumänischer Seite erwartet werden konnte. Die Beziehungen des Naturcharakters zum Landschaftsbilde, für den Geographen besonders wichtig, haben allenthalben eine liebevolle Berücksichtigung gefunden, und nach dieser Seite hin findet man ja auch in Oesterreich die größte Menge klassischer Belege vor; wir erinnern nur an die klotzigen Quellkuppen Nordböhmens, an den im Salzachtal so drastisch in die Erscheinung tretenden Unterschied von Ur- und Kalkalpen, an das öde und doch wieder anmutende Karstplateau, an die Klippenregion am oberen Dunajec. Selbstverständlich kommen viele Probleme zur Sprache, die den Forschern seit Jahrzehnten zu schaffen gemacht haben, und über deren Eigenart wir nunmehr auf Grund vollständigster Ortskenntnis neue Aufschlüsse erhalten, mögen dieselben auch vorsichtigerweise noch keineswegs als endgültige hingestellt werden. Auch davon mögen einige Proben hier stehen; wir nennen die Entstehung der Felswildnisse von Adersbach und Weckelsdorf, die viel ventilierte Streitfrage, ob die Dolomitriffe Südosttirols als organogene Bildungen betrachtet werden dürfen, die Erörterung der Faltenbewegung und der Möglichkeit, daß an Bruchlinien wirkliche Hebungen stattgefunden haben, die Gruppierung der diluvialen Ablagerungen in Galizien und Niederösterreich. Hervorheben möchten wir, daß Professor Hoernes sich die Lößterrassen der unmittelbaren Umgebung von Wien, die er als interglazial anspricht, ganz in der nämlichen Weise subaërisch entstanden denkt, wie das nach der bekannten Theorie v. Richthofens von den Lößstaubschichten Zentralasiens und Westchinas angenommen wird. Die Masse der bewältigten Literatur ist eine staunenswerte; nur das eigentlich geographische Schrifttum dürfte von fachgeologischer Seite immer noch etwas mehr herangezogen werden, als es nicht selten geschieht. So hat zum Beispiel der Unterzeichnete („Ausland", 1893) den Kammerbühl bei Eger, den W. v. Gümbel nicht ganz zutreffend als „Basaltstrunk" bezeichnete, während er doch überwiegend einen Stratovulkan darstellt, genau in der gleichen Weise in seiner Doppeleigenschaft gekennzeichnet, wie dies auch in unserer Vorlage geschehen ist.

Eine Besprechung, welche einem so groß angelegten und dabei so tief ins Detail eingehenden Werke wirklich gerecht werden wollte, müßte selber einen Raum einnehmen, wie ihn Zeitschriften wohl nur in den allerseltensten Fällen zur Verfügung stellen können. Wir mußten uns bescheiden, dieses in seiner Art wohl einzig dastehende Beispiel einer geologischen Landeskunde einem weiteren Kreise geschildert und empfohlen zu haben. Daß keine größere Bibliothek darauf verzichten kann, sich in den Besitz eines so unentbehrlichen Repertoriums zu setzen, leuchtet ohnehin ein.

S. Günther.

[1]) Bau und Bild Oesterreichs. Von Karl Diener, Rudolf Hoernes, Franz E. Sueß und Viktor Uhlig. Mit einem Vorworte von E. Sueß. Mit 4 Titelbildern, 250 Textabbildungen, 5 Karten in Schwarzdruck und 3 Karten in Farbendruck. Wien, Verlag von F. Tempsky; Leipzig, Verlag von G. Freytag 1903. XXIV und 1110 S. Lex.-8°.

Bücher und Zeitschriften.

La Démocratie et l'Organisation des Parties Politiques par M. Ostrogorski. Paris Calmann-Lévy 1903. Tom. I 609 pag., Tom. II 759 pag.

Dem Sieger die Beute! Das ist der Grundsatz in so ziemlich allen Republiken, mit Ausnahme etwa der Schweiz. Das Prinzip wird gelegentlich so weit durchgeführt, daß, wie Unold in den „Höchsten Kulturaufgaben des modernen Staates" mitteilt, z. B. in Chile bei einem Parteiwechsel auch sämtliche Universitätsstellen vom Rektor bis zum Pedell neu besetzt wurden, und zwar Lehrstühle mitunter von jungen

Leuten, die noch nicht einmal ein Examen gemacht hatten. Aus dieser Mitteilung erhellt zugleich, daß das Beutesystem nicht auf die Vereinigten Staaten allein beschränkt ist, aber in jedem Falle ist es dort zur höchsten Blüte und zur technisch feinsten Ausbildung gelangt. Gerade die technische Seite des Systems ist es, mit der sich Ostrogorski beschäftigt. Es gehörte keine geringe Aufopferung dazu, einen so überaus spröden Stoff mit solcher Sorgfalt zu studieren, zu ordnen, sichten und darzustellen. Auch ist das Ergebnis keineswegs wie bei dem betreffenden Abschnitt des American Commonwealth von Bryce ein trockenes Handbuch, eine Encyklopädie, ein Diktionär; glatt und flüssig liest sich die Untersuchung, die durch zahlreiche selbsterlebte oder doch wenigstens selbstgehörte Anekdoten belebt ist. Es fehlt nicht an gelindem Humor, wie bei der köstlichen Beschreibung der dummies, der imaginären Kandidaten. Die „Maschine" fürchtet, daß der Kandidat, der ihr am Herzen liegt, nicht durchkomme, da seine Unwürdigkeit zu klar am Tage liegt. Was tut sie? Sie stellt einen Menschen auf, der noch zehnmal ärger und verrufener ist, und ruft dadurch einen Entrüstungssturm der öffentlichen Meinung hervor. Voller Achtung für diese Meinung, zieht die Maschine den ärgerlichen Menschen zurück, um dafür den ersten Kandidaten wieder einzusetzen. Das Publikum nimmt den Kandidaten, den es vorher nicht gewollt, jetzt mit Freuden, ja, mit einer wahren Erleichterung an, und fühlt sich noch sehr erhaben kraft des neuen Beweises, den es von der Allmacht der freien Meinung in einer Demokratie geliefert hat. Was aber das Tollste ist: Gelegentlich wird dieser dummy von der gegnerischen Maschine, die für sich selbst keine Aussicht auf Erfolg hat, freundnachbarlich gestellt. Die ganze Weisheit der Maschine besteht darin, was allerdings nach Bismarck die Quintessenz aller politischen Führerschaft ist, nichts zu scheinen und alles zu sein. Aeußerlich respektieren die amerikanischen Parteiführer das „Volk", in Wahrheit tanzen sie ihm auf der Nase herum. Niemand darf es wagen, sich der Maschine entgegen zu setzen; auch ein Kriegsheld, dessen frische Lorbeeren die Menge in Begeisterung versetzen (Ostrogorski denkt offenbar an Roosevelt), hält es doch für nötig, vor dem „Boss" seine Verbeugung zu machen, genau wie, sagt der Verfasser, Plano Carpini und seine Begleiter, die Gesandten des Papstes, zwischen zwei Feuern hindurch zum Großkhan gehen mußten, um zu zeigen, daß sie keine schlechten Absichten gegen ihn hegten, noch giftige Kräuter unter ihren Kleidern bewahrten.

Auch über das Frauenstimmrecht handelt der Verfasser. Er findet jedoch, daß die Früchte desselben weder reich noch schmackhaft seien. Das Einzige, was man etwa an dem erschöpfenden Werke vermissen könnte, ist die Rückwirkung, die die äußere Politik Amerikas auf die innere, also auch auf die Parteien und ihren Betrieb ausübt. Aber das lag offenbar nicht in der Absicht Ostrogorskis, der sich damit begnügt, die tatsächlich bestehenden Verhältnisse wahrheitsgetreu wiederzugeben, ohne einen Kommentar daran zu knüpfen. Höchstens einmal gestattet er sich einen Seitensprung. Nämlich eine Betrachtung über die Einführung des spezifisch amerikanischen „Kaukus" in das politische Leben Englands. Er zitiert dabei die Times, die folgendermaßen urteilte: „Es gibt in dem englischen Charakter keinen Talisman, der uns vor den Uebeln behüten könnte, denen bereits die amerikanische Politik erlegen ist. Dies Urteil, das 1878 gefällt wurde, ist durch den Lauf der Ereignisse nur zu sehr bestätigt worden.

Das Hauptverdienst des Werkes liegt aber darin, daß es nicht nur die amerikanischen Verhältnisse, denen der zweite Band gehört, sondern auch die englischen in dem ganzen ersten Band darstellt. Dadurch wird eine Erkenntnis der Vorbedingungen und Vorbilder, der Entwicklung der amerikanischen Parteitechnik erst ermöglicht. Die Zusammenstellung der beiderseitigen Methoden förderte zugleich Kontraste und Gemeinsamkeiten zutage. Si duo faciunt idem, non est idem. Die Demokratisierung der Politik hat in England wesentlich andere Bahnen eingeschlagen als in der Union. Bei der englischen Entwicklung registriert der Verfasser gelegentlich die Einwirkungen der äußeren Ereignisse, wie des Krimkrieges, wie der bulgarischen atrocities, die zahlreiche Entrüstungsmeetings und eine neue Organisation der liberalen Partei zur Folge hatten, da die Liberalen planmäßig solche Meetings veranstalteten. Die Darstellung reicht auch auf dem englischen Gebiete bis zur Gegenwart. Albrecht Wirth.

Allgemeine Rundschau.

Leuchtorgane bei Vögeln.

Während bei den Meerestieren das Leuchtvermögen sehr verbreitet ist und sich in den verschiedensten Tiergruppen, von den Protozoen hinauf bis zu den Fischen vorfindet, ist dasselbe bei Landbewohnern relativ selten. Einige Tausendfüßler, hauptsächlich aber Insekten wie: Lampyris (unser Johanniskäferchen), Phosphaenus, Luciola u. s. w. besitzen die Fähigkeit zu leuchten. Dagegen ist es noch immer zweifelhaft, ob es auch höhere Wirbeltiere gibt, denen das Vermögen, Licht hervorzubringen, zukommt. Es liegen in dieser Richtung nur wenige und ganz ungewisse Beobachtungen vor. In seinem Buche „Die leuchtenden Tiere und Pflanzen" erwähnt Gadeau de Kerville eine surinamische Kröte, die im Innern des Maules leuchten soll. Leuchtvermögen sollen ferner der Nachtreiher (Ardea nycticorax und der blaue Reiher Ardea coerulea) besitzen. So lange aber keine genaueren Beobachtungen hierüber angestellt sind, wird man wohl Kerville Recht geben müssen, der das Leuchten im Maule der Kröte damit erklärt, daß dieselbe ein leuchtendes Insekt verspeiste, das Leuchten der Reiher auf atmosphärische Einflüsse zurückführt. Auf elektrische Ursachen führt man auch das Leuchten der Haare vieler Säuger im Dunkeln zurück. Daß Kadaver leuchten, ist eine bekannte Tatsache, die aber durch den Nachweis leuchtender Bakterien genügend erklärt ist. Endlich rührt das Leuchten der Augen vieler Säuger, wie des Hirsches oder katzenartiger Raubtiere, die der Jäger im Dunkeln an den „Lichtern" erkennt, wahrscheinlich von der Ausstrahlung des tagsüber absorbierten Sonnenlichtes her.

Von Interesse ist nun eine Leuchterscheinung bei einer Vogelart, von der ziemlich genaue und verbürgte Nachrichten vorliegen. Es ist dies die Gould-Amandine (Phoëphila Gouldiae), ein australischer Vogel, der von vielen Liebhabern wegen seines schönen Federkleides, aber nicht weniger auch wegen einer Phosphoreszenzerscheinung gezüchtet wird. Dieser Prachtfink besitzt an den beiden Mundwinkeln ziemlich große, auffallend blaugefärbte Papillen, denen man das Leuchtvermögen zuschrieb, doch war es zweifelhaft, ob hier ein selbständiges Leuchtvermögen oder aber nur ein Lichtreflex vorliege. Professor Chun in Leipzig hat sich nun, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift berichtet, der Aufgabe unterzogen, diese Leuchtorgane genauer zu untersuchen (Zoolog. Anzeiger Band 27, No. 2). Chun brachte einen jungen Prachtfinken in die photographische Dunkelkammer. Im Halbdunkel glühten die Organe sehr stark, sobald jedoch die Dunkelkammer völlig verfinstert wurde, verschwand das Leuchten vollständig. Sodann ließ der Forscher wieder Licht durch einen schmalen Spalt eindringen und konnte nun den charakteristischen Reflex beobachten. Damit ist deutlich nachgewiesen, daß es sich hier nicht um eine selbständige Phosphoreszenz, sondern um eine Reflexerscheinung handelt.

×

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Theodor Mommsen wird gegenwärtig versandt. Es hat sich aus Verehrern Mommsens ein Komitee gebildet, um die Errichtung eines Mommsen-Denkmals vorzubereiten. Man hat in Aussicht genommen, eine Statue im Vorgarten der Berliner Universität zu errichten. Von der dazu erforderlichen Summe, die auf etwa 80,000 Mark veranschlagt wird, ist die Hälfte bereits durch Zeichnungen im engsten Kreise gesichert. Aber nicht nur diejenigen, die dem großen Forscher persönlich nahe gestanden haben, dürfen das Recht für sich in Anspruch nehmen hierbei mitzuwirken. Ein jeder, der an seinen Werken sich belehrt und erhoben hat, der sich bewußt ist, ihm einen Teil seiner Bildung zu schulden, wird ersucht, sich dem Unternehmen anzuschließen und das Denkmal an der Stätte der langjährigen Tätigkeit Mommsens bauen zu helfen. Beiträge nimmt die Firma Delbrück Leo u. Co., Berlin W., Mauerstraße 61/62, entgegen.

Etwaige Ueberschüsse sollen dem zur Feier des 50jährigen Doktorjubiläums gestifteten Mommsen-Fonds überwiesen werden. An der Spitze des Komitees steht Dr. Althoff, Ministerialdirektor im Kultusministerium.

* Krebsforschung in England. Unter dem Präsidium des Prinzen von Wales tagte am letzten Samstag in Marlboroughhouse in London die Krebsforschungskommission. Sir William Church verlas den Jahresbericht und wies auf die Fortschritte hin, die die Krebsforschung in der letzten Zeit machte. Er führte aus, folgende Tatsachen seien festgestellt: Der Krebs erstreckt sich sowohl über die zivilisierte, wie über die nicht zivilisierte Welt. Daher ist die Zivilisation nicht eine Ursache seines Entstehens. Er kommt bei Menschen und Tieren, sogar bei Seefischen vor und ergreift alle Wesen verhältnismäßig in denselben Altersgrenzen. Der Krebs ist nicht ansteckend und nicht übertragbar von einer Art auf eine andere Art. Die Krebszelle kann die Fähigkeit der Selbstfortpflanzung wieder erlangen. Die Krankheit wird nicht durch einen Parasiten hervorgerufen, auch ist sie nicht im Zunehmen begriffen. Man fand bisher nicht, daß das Radium einen heilsamen Einfluß ausübt.

Bü. Ausgrabungen bei Almyrós in Thessalien. Bei den Ausgrabungen, die der Inspektor der Altertümer Kophiniótis bei Rhini in der Nähe von Almyrós leitet und die noch nicht abgeschlossen sind, wurden bis heute gefunden: 1. ziemlich viele Obsidiansplitter, 2. sehr viele Stücke bemalter Gefäße, 3. Stücke von Gefäßen mit Reliefverzierungen, 4. zwei Gefäßscherben mit eingeritzten Zeichen, die den von Evans auf kretischen Vasen entdeckten frühkretischen ähnlich sein sollen, 5. Tierknochen und Knochenwerkzeuge, 6. ein Grab vom Inseltypus mit zwei Skeletten in geneigter Lage, 7. ein Rundbau neben dem Grabe. Er zeigt in der Anlage Aehnlichkeit mit einem von Tsúntas bei Seskli aufgedeckten Bau.

* Die Bibliothek des schwäbischen Dichters und Rektors der Stuttgarter Technischen Hochschule Professors Karl Weitbrecht ging durch Kauf in den Besitz des Antiquariats von Ernst Carlebach in Heidelberg über. Ein Katalog der Bibliothek, der auch die Erwerbungen der Firma auf der Kürschnerschen Auktion enthält, ist in Vorbereitung.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Die Ernennung des bisherigen außerordentlichen Professors in Leipzig Dr. Menge zum ordentlichen Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie sowie zum Direktor der Frauenklinik der hiesigen Universität ist vollzogen worden.

* **Würzburg.** Unsre Mitteilung über den Wegzug des Würzburger Privatdozenten Dr. Petsch entspricht in dieser Fassung nicht ganz der Sachlage. Derselbe beabsichtigt allerdings um Urlaub einzukommen und in Karlsruhe seine durch das Würzburger Klima angegriffene Gesundheit herzustellen, sowie daselbst eine größere Arbeit abzuschließen; was aber eine etwaige künftige Lehrtätigkeit an der dortigen Technischen Hochschule betrifft, so ist in dieser Frage durchaus nichts entschieden.

H. **Heidelberg.** Der Ordinarius für innere Medizin an der hiesigen Universität Hofrat Professor Dr. Oswald Vierordt, Direktor der Medizinischen Poliklinik und der Kinderklinik (Luisenheilanstalt) ist von der Medizinischen Gesellschaft in Leipzig zum korrespondierenden Mitglied ernannt worden. — Die Protestversammlung der Dozenten gegen den drohenden Neubau des Schlosses fand, unter strengstem Ausschluß der Oeffentlichkeit (auch der Presse), am 9. d. M., nachmittags 6 Uhr, in der Universitätsaula statt. Die Einspruchsversammlung der Studentenschaft wird voraussichtlich nächsten Freitag abgehalten; die Protestrede in derselben hat Geh. Hofrat Prof. Dr. Henry Thode übernommen. Die Antwort des Finanzministers auf das Denkschreiben des Heidelberger Oberbürgermeisters Dr. Wilckens bestand, wie Wilckens in einer Zuschrift an die hiesigen Blätter jetzt erklärt, darin, daß der Minister mündlich für dasselbe gedankt und eine Prüfung der „darin gegebenen Anregung in Aussicht gestellt habe". Mit Hinweis auf die Stimmung an der Universität und die Beunruhigung der Bürgerschaft hatte Wilckens angeregt, weitere Sachverständigen-Gutachten zu erheben, bevor man zu einer definitiven Entscheidung der Schloßbaufrage sich entschließe.

* **Göttingen.** An der hiesigen Universität ist eine stationäre Klinik für psychische und Nervenkrankheiten errichtet worden. Das neue Institut steht unter der Leitung des Professors Dr. A. Cramer.

* **Jena.** Die astronomische Gesellschaft in Paris hat den wissenschaftlichen Arbeiter bei den optischen Werkstätten der hiesigen Firma Carl Zeiß, Dr. C. Pulfrich, mit Rücksicht auf seine hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen zu ihrem Mitglied erwählt. — Der Dozent für Geschichte Prof. Dr. Keutgen hat den an ihn ergangenen Ruf nach Utrecht abgelehnt, da ihm an der hiesigen Universität ein Extraordinariat übertragen worden ist.

* **Graz.** Der Professor des Staatsrechtes an der deutschen Universität in Prag Hofrat Dr. Joseph Ulbrich wurde vom Professorenkollegium der juridischen Fakultät primo loco zum Professor des Staatsrechtes vorgeschlagen.

* **Aus Frankreich.** Die Académie des Sciences in Paris hat zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt die Herren Eugène Tisserand in der Sektion für Landwirtschaft und Herrn Metschnikoff in der Sektion für Anatomie und Zoologie.

Für den Inseratenteil verantwortlich i.V.: H. Wasemann, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

VIII.

Amerikanische Bauweise.

Durch die Weltausstellung in St. Louis ist in diesem Jahre die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Amerika und amerikanische Verhältnisse gerichtet. In der Tagespresse sind bereits eine Reihe von Reiseberichten veröffentlicht, in welchen die Eindrücke geschildert werden, die der Europäer empfängt, wenn er sich zum erstenmal der Küste der Neuen Welt nähert und seinen Fuß setzt auf das Land der großen Verhältnisse und des nüchternen Erwerbs. Ganz besonders fallen dem Fremden die „Wolkenkratzer" auf, die ihr Entstehen den ungeheuren Preisen für Grund und Boden in den Geschäftsteilen der großen Städte verdanken. In den Himmel hinein kann man in Amerika bauen so hoch man will, oder so hoch die Tragfähigkeit des Materials und konstruktive Rücksichten es gestatten. Eigenartig fürwahr muß das Städtebild sein, das durch diese modernen Riesen entsteht. Ob dabei auch den Anforderungen an die Schönheit und die architektonischen Wirkungen nach unseren Begriffen genügt wird, vermag ich aus eigener Anschauung nicht zu beurteilen. Indessen ist die Fachliteratur über amerikanische Bauweise ziemlich umfangreich, so daß man nicht gerade in Amerika gewesen zu sein braucht, um sich in großen Zügen ein Bild von dem Entstehen eines solchen Hauses machen zu können.

Da in den Stadtteilen, für welche diese Bauten allein in Frage kommen, große Werte angehäuft sind, und sehr viele Menschen sich gleichzeitig in einem solchen Hause aufhalten, so ist die erste Bedingung die der Feuersicherheit.

Die amerikanischen Großstädte haben sich zum Teil außerordentlich schnell entwickelt. Man nahm an, daß der Feuersicherheit genügt wäre, wenn man hauptsächlich Eisen und Stein verwendete. Ueber die Art der Verbindung dieser Materialien fehlten jede Erfahrungen. Die großen Schadenfeuer, bei denen Tausende von Menschen ums Leben kamen, und die Millionen kosteten, lehrten dann, daß ein großer Teil dieser Materialien und die sogenannte fire proof-Bauart alles andere nur nicht feuersicher war. Man hat auch bei uns anfangs geglaubt, als die eiserne Bauweise eingeführt wurde und das Eisen das Holz zu verdrängen oder zu ersetzen anfing, daß eiserne Säulen und Träger einen sicheren Schutz gegen Feuersgefahr bieten würden. Man hat gelernt, daß dieses keineswegs der Fall ist. Wie man jetzt weiß, müssen alle Eisenteile sehr sorgfältig mit einer Ummantelung versehen werden. Von dieser muß man verlangen, daß sie den Eisenkern vor dem unzulässigen Erhitzen unter allen Umständen sicher schützt. Uebersteigt die Temperatur des Eisens eine gewisse Grenze, so verliert es die Tragfähigkeit und biegt sich durch, so daß alles einstürzt, was darauf gebaut ist. Wie bereits früher an anderer Stelle (s. Technische Briefe II) ausgeführt ist, ist unter Umständen Holz ein feuerbeständigeres Material als das nicht brennende Eisen oder der freitragende Stein. Für solche Gebäude, wie die Wolkenkratzer, kommt natürlich Holz als Gerüst überhaupt nicht in Frage, ebensowenig Stein allein. Wollte man dieselbe Bauweise anwenden wie wir, nämlich vom Fundament aus einen Stein in entsprechendem Verband auf den anderen legen, so würden bei der großen Höhe die Grundmauern und die Fundamente so stark werden müssen, daß eine wirtschaftliche Ausnutzung der unteren Räume nicht möglich wäre. Die Last der oberen Etagen auf die unteren Steine würde dann größer werden, als die Tragfähigkeit des Mauerwerks. Und dann bestände noch die Schwierigkeit der Absteifung der hohen geraden Wände gegeneinander.

Man muß daher zu anderen Materialien greifen. Weit tragfähiger als der Mauerstein ist der Stahl, und die einzelnen Stahlstücke sind viel leichter dauerhaft und sicher miteinander zu verbinden. Diese Tatsache machen sich die Amerikaner zunutze und führen zuerst ein in sich ein Ganzes bildendes Gerippe aus Stahl auf, dessen Fächer dann mit gebrannten Steinen, Terrakotten, ausgesetzt werden. Die letztere Arbeit muß natürlich so ausgeführt werden, daß das Eisen sicher gegen unzulässige Erwärmung geschützt ist.

Eine gewisse Aehnlichkeit hat diese Bauweise mit den mittelalterlichen Fachwerksbauten. Als das Holz noch billiger und im Ueberfluß vorhanden war, wurde zumeist ein in sich geschlossenes und versteiftes Holzgerüst aufgeführt, dessen Zwischenräume mit Steinen oder auch wohl bloß mit Lehm ausgefüllt wurden. Die Wände und Etagen, sowie die innere Einrichtung werden dann nicht von den Steinmauern getragen, sondern von dem Holzgerippe. Zum Beispiel in Hildesheim sind viele derartige außerordentlich architektonisch wirkende Bauten aus dem Mittelalter erhalten geblieben. Allerdings sind die schweren eichenen Balken in der Reihe der Jahre durchgebogen, und die Wände stehen windschief und hängen über. Aber ihren Zusammenhang haben die Bauwerke nicht verloren, vielleicht werden sie sogar die neuen Mietskasernen an Haltbarkeit übertreffen.

Dasselbe Prinzip ist nun bei den Wolkenkratzern zur Anwendung gekommen. Nur ist an Stelle des Eichenholzes der Stahl getreten, und die Ingenieurwissenschaft hat die Kräfte so verteilt und die Abmessungen so getroffen, daß an keiner Stelle zu viel und auch nicht zu wenig Material vorhanden ist.

Ein derartiges Eisengerüst mit der ganzen Last des äußeren und inneren Ausbaues, der Einrichtung u. s. w. kann nun nicht ohne weiteres auf ein gewöhnliches Fundament gestellt werden. Man muß den Druck auf eine größere Fläche verteilen. Zu diesem Zweck verwendet man

große Betonblocks, die mit eisernen Trägern versteift sind. Der Beton, eine Mischung von Zement und Sand bezw. Kieselsteinchen und Wasser, erhärtet beim Trocknen zu einer außerordentlich widerstandsfähigen Masse. Mit den eingebetteten eisernen Trägern verbindet sich der Zement gewissermaßen zu einem Stück. Bei guter Ausführung ist es leichter, das Eisen mit abzumeißeln, als den Zement in der Fuge abzulösen.

Ist der Baugrund, wie in Chicago, wenig tragfähig, so ist man gezwungen, mit diesen Betonblocks drei bis vier Meter weit unter den Straßendamm hinauszugreifen. Im Zentrum von Berlin ist der Baugrund auch sehr schlecht. Die Art und Weise, wie hier meistens die Tragfähigkeit erhöht wird, besteht darin, daß man Pfähle dicht neben einander in den Boden einrammt. Hierdurch erhält der Baugrund eine beträchtliche seitliche Pressung und ist imstande, sehr schwere Bauwerke zu tragen.

Zum Beispiel bei dem Fischer-Gebäude in Chicago [1]) wurde eine Kombination von Rammpfählen und Beton als Grundlage für die Fundierung ausgeführt. Dort, wo sich später die Hauptsäulen erheben sollten, wurden neun oder mehr hölzerne Pfähle von 8 Meter Länge eingerammt. Je ein Bündel dieser Pfähle wurde mit einem Kasten aus hartem Holz umgeben und mit Beton ausgegossen. Die Pfähle wurden sämtlich so weit abgeschnitten, daß sie etwa 30 Zentimeter über die Fundamentsohle hinausragten, so daß über ihnen noch eine genügend starke Betonschicht angeordnet werden konnte. Zur Ausführung dieser Betonierung waren 465 Faß Portlandzement, etwa 28 bis 30 Tonnen Steinschlag und 150 Kubikmeter Sand erforderlich. Nachdem der Beton über dem Pfahlrost innerhalb der Senkkästen genügend erhärtet war, wurden stählerne Träger dicht nebeneinander daraufgelegt und mit Feinbeton umgeben. Auf den so vorbereiteten Unterbau wurde noch eine weitere Reihe von Trägern senkrecht zu den erstgenannten und darüber Gußstahlplatten verlegt, welche die Stützen für die Säulen zu bilden hatten. Lediglich für die Träger über dem Beton wurden hundert Tonnen Stahl nötig. Die Aufstellung des Eisengerüstes auf dem Fundament vollzieht sich verhältnismäßig sehr rasch. In jeder Woche wurden bei dem 18stöckigen Fischer-Hause etwa vier Stockwerke gerüstet, so daß genau einen Kalendermonat nach Beginn der Aufstellung des Eisengerüstes das Sternbanner als Zeichen dafür gehißt werden konnte, daß der höchste Punkt erreicht war. Ohne die Dampfkraft und eine ausgiebige Benutzung von Kranen wäre diese Leistung natürlich nicht möglich gewesen, trotzdem 50 bis 60 Schlosser und Schmiede gleichzeitig bei den Rüstarbeiten beschäftigt waren. Bis zum ersten Oberstock wurden für das Gerüst allein schon rund 208,000 Kilogramm Eisen verbraucht!

Gleichzeitig mit der Aufstellung der oberen Eisengerüste wird mit der Verkleidung der unteren und mit der Ausfüllung der Fächer begonnen. Auch diese Arbeit geht sehr schnell von statten, so daß bereits sechs Monate nach Beginn der Rüstarbeiten der erste Mieter einziehen konnte. Diese Schnelligkeit ist nur dadurch möglich, daß für Fachfüllung, Decken und Architekturen ausschließlich Formsteine verwendet werden, die der Konstruktion des Gerüstes genau angepaßt sind und an Ort und Stelle nur verlegt und verankert zu werden brauchen. Als Material für diese Formsteine kommt in erster Linie der gebrannte hohle Tonstein in Frage. In der Herstellung desselben haben die Amerikaner einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Die Fristen, innerhalb welcher die Formsteine für ein solches Gebäude geliefert werden können, sind außerordentlich kurz. Und dabei werden die Steine nicht etwa auf Vorrat gearbeitet, sondern jedesmal erst nach der Eigenart des Bauwerkes und des Eisengerüstes konstruiert und für den jedesmaligen Verwendungszweck besonders vorbereitet. Hierdurch lassen sich nicht nur ein guter Schutz des Eisens, sondern auch architektonische Wirkungen erzielen. Auf letztere kann nicht gut verzichtet werden. Um die Eintönigkeit des Bildes einer glatten Wand mit Fensteröffnungen zu unterbrechen, müssen Gesimse u. s. w. in verschiedener Form angebracht werden. Diese Arbeit erfordert eine ganz besondere Sorgfalt, da es unter allen Umständen verhindert werden muß, daß sich auch bei Einwirkung einer Flamme einzelne Teile ablösen und herabstürzen können. Die Formsteine werden zu diesem Zweck an einem besonderen Eisengürtel aufgehängt. Dieses geschieht gewöhnlich durch eiserne Haken, die an den Steinen selbst anfassen, oder durch Dübel, die in eigens dazu vorgesehene Löcher greifen.

In Deutschland ist ein derartiger Formsteinbau nicht eingebürgert. Trotzdem geeignete Tonlager in genügender Zahl vorhanden sind, werden auch Formziegel, die sich unmittelbar zum Schutze bezw. zur Ummantelung von Eisenkonstruktionen zusammensetzen lassen, nur in sehr geringem Umfange gefertigt. Es wird bei uns wohl noch nicht das Bedürfnis danach vorhanden sein. Die Notwendigkeit, die Steine eventuell auf weite Entfernungen transportieren zu müssen, kann kein Hinderungsgrund hierfür sein, denn in Amerika werden solche Steine z. B. von Pittsburg nach New-York versendet, was einer Entfernung von Berlin bis Basel entspricht.

Es ist wiederholt das Bedenken geäußert worden, daß durch Rosten die Standfestigkeit des Eisenwerks wesentlich verringert werden würde. Diese Befürchtungen sind nur für den Fall berechtigt, daß die Umkleidung nicht sachgemäß durchgeführt wird. Wie die Erfahrung und Versuche ergeben haben, bleibt das Eisen, wenn es mit einem naß aufgebrachten Zementanstrich versehen ist, gegen alle Witterungseinflüsse widerstandsfähig. Dieser Gefahr kann also wirksam entgegengetreten werden.

Ein anderer Feind kann einem Turmhause durch den Wind erwachsen. Bekanntlich sind in Amerika Orkane von unglaublicher Stärke nicht selten. Der Wirbelsturm, der 1896 einen großen Teil von St. Louis zerstörte, hat keine Gelegenheit gegeben, die Widerstandsfähigkeit der Riesen zu erproben. Es ist aber kaum eine Bauweise denkbar, die gegen Wind besser gesichert wäre als das in allen Teilen verbolzte und feste Eisengerippe.

Die größte Gefahr, der ein solches Haus ausgesetzt ist, ist die des Feuers. Wenn auch das Bauwerk selbst in allen seinen Teilen kein Feuer fangen kann, so sind darin meistens doch eine große Menge Warenbestände oder Mobiliar u. dgl. aufgespeichert. Geraten diese in Brand, so können sie eine enorme Hitze verbreiten. Wie bereits oben erwähnt, kommt es darauf an, das Gerippe des Hauses gegen die Einwirkungen dieser Hitze zu schützen. Ein besseres Mittel als den hohlen gebrannten Tonformstein gibt es nicht. Natürlich müssen dabei gewisse Bedingungen, Stärke der Isolierschicht u. a. m., erfüllt werden. Wer sich näher hierfür interessiert, lese z. B. „Stahl und Eisen" 1900, Seite 739, oder „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" 1903, Seite 1254, nach. Ist die Bauausführung aber eine sachgemäße, so kann wohl die innere Einrichtung ausbrennen, das Gebäude als solches nimmt aber nur geringen Schaden. Dieses hat z. B. ein großer Brand bewiesen, der im Dezember des Jahres 1898 in einem der belebtesten Geschäftsteile von New-York stattfand.[2])

Gegenüber dem Rathause von New-York erhebt sich das 16 Stock hohe Geschäftshaus der „Home life Insurance Co.", der auch bei uns wohlbekannten Lebensversicherungsgesellschaft. Links daneben steht das 14 Stock hohe, ebenfalls feuersichere Gebäude der „Postal Telegraph Co.", beides Skelettkonstruktionen mit im Mauerwerk verankerten Außenwänden. Die Fassaden bestanden aus natürlichen Steinen, Granit und Marmor mit Ziegelhintermauerung. Rechts daneben, teilweise durch einen Lichtschacht getrennt, stand das nur 6 Stock hohe, massive, aber mit hölzernem Dachstuhl, Trägern und Decken versehene Gebäude einer großen Kleiderhandlung, das sogenannte „Astor House". In letzterem entstand während eines Sturmes Feuer, das sich, trotzdem in 50 Minuten 21 Dampfspritzen zur Stelle waren, infolge der großen Warenbestände nach Einsturz des Daches zu einem solchen Flammenmeer entwickelte, daß die Flammen an dem Gebäude der Lebensversicherungs-Gesellschaft, begünstigt durch

[1]) Deutsche Töpfer- und Ziegler-Zeitung 1897, S. 88 u. folg.

[2]) Stahl und Eisen, Band 19, Seite 176 fg. oder Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1904, S. 88 u. folg.

den wie ein Schornstein wirkenden Lichtschacht, in die Höhe schlugen, und durch die Fenster, die sofort zersprangen, die oberen Stockwerke fast gleichzeitig entzündeten. Der bei vielen amerikanischen Häusern gemachte Fehler, daß überall da, wo die Dächer der niedrigeren Häuser aufhören, die mit hölzernen Rahmen versehenen Fenster der hohen Häuser gleich anfangen, rächte sich schwer. Wären widerstandsfähige Fenster und schwere Rollvorhänge aus Asbest oder dergleichen vorhanden gewesen, so hätte dem Eindringen des Feuers von außen lange Zeit, wahrscheinlich bis zum Erlöschen der Flammen von außen, Einhalt geboten werden können.

Die eigene Pumpanlage und die bis unter das Dach verteilten Löschgeräte in dem „Home"-Gebäude leisteten anfangs gute Dienste. Bald aber sammelte sich das reichlich aufgegebene und über die Treppen abfließende Wasser in dem Keller, wo die Kessel standen, so hoch, daß das Feuer unter diesen erlosch und der Pumpenbetrieb eingestellt werden mußte. Bis zu diesem Augenblick war auch der Fahrstuhl in Betrieb geblieben und hatte der Feuerwehr gute Dienste geleistet.

Interessant ist bei diesem Brande die Beobachtung, daß die Decken der einzelnen Etagen, die aus ummantelten Eisenkonstruktionen bestanden, der gewaltigen Hitze Stand gehalten haben, und daß das Ueberspringen des Feuers von einer in die andere Etage von außen durch die Fenster erfolgte. Es wurde hierdurch die Annahme bestätigt, daß einem solchen Gebäude mehr Gefahr von außen her drohe, als von innen. Ein im Innern entstandenes Feuer hätte bei den vorzüglichen Löscheinrichtungen leicht auf seinen Herd beschränkt und gelöscht werden können.

Am meisten hat die äußere Fassade gelitten. Die zum Teil aus prächtigen Marmorblöcken bestehenden Gesimse barsten unter der Hitze und stürzten in die Tiefe, das Leben der Feuerwehrleute aufs höchste gefährdend. Das eiserne, mit Tonziegeln feuerfest eingedeckte Dach blieb dagegen erhalten. Auch hier haben sich die Natursteine nicht als so widerstandsfähig erwiesen, wie der gebrannte Kunststein.

Das eiserne Gerüst hat sich bei dieser gewaltigen Feuerprobe ganz vorzüglich bewährt. Das Holzwerk und das gesamte Mobiliar war vollständig ausgebrannt. Das ummantelte Gerippe und die Säulen waren unverändert stehen geblieben und hatten an ihrer Tragfähigkeit nichts eingebüßt, so daß nur der innere Ausbau erneuert zu werden brauchte. Eine Ausnahme hiervon bildeten nur ein paar wenige Träger, an denen Konstruktionsfehler nachgewiesen werden konnten. Der Schaden belief sich trotzdem auf 200,000 Dollars, von denen allein 73,000 auf die Wiederherstellung der Hauptfront kamen.

Man hat aus diesem Brande die Lehre gezogen, daß eine ganz besondere Aufmerksamkeit den Fensteröffnungen zuzuwenden sei. Die neueren Drahtglasscheiben stellen in dieser Beziehung einen wesentlichen Fortschritt dar. Zwar springt das Glas auch hier, behält aber seinen Zusammenhang so lange, bis das Glas zu schmelzen anfängt, was bei genügender Dicke immerhin eine geraume Zeit dauern dürfte.

Auch wir können uns die amerikanische Bauweise und Erfahrungen z. B. bei Speichern und Fabrikgebäuden zunutze machen. Man muß das Gute nehmen, wo man es findet. Werden die Erfahrungen sachgemäß auf unsere Verhältnisse übertragen, so wird mancher Verlust vermieden werden können.

Zum Schluß wird es wohl noch interessieren, wie sich ein solcher Wolkenkratzer rentiert.

Der Grund und Boden für das oben als Beispiel angeführte, eine Grundfläche von 650 Quadratmeter umfassende Fischer-Gebäude[3]) in Chicago kostete 2,800,000 Mark, und die Kosten für die Errichtung des Hauses betrugen 2,300,000 M. Die Gesamtkosten beliefen sich also auf 5,100,000 M. An Miete kommen ein, wenn alles vermietet ist, 600,000 M. Unter Berücksichtigung des Leerstehens einer Etage 500,000 M. Die laufenden Ausgaben für Unterhaltung, Gehalt des Ingenieurs, Pförtners, der Dienerschaft u. s. w. betrugen 168,000 M. Es bleibt somit ein Reinertrag von 332,000 M., was einer Verzinsung des Anlagekapitals zu 6½ Prozent entspricht. Da die Kosten für den Grund und Boden dieselben gewesen wären, wenn man ein niedrigeres Gebäude aufgeführt hätte, und die Kosten für die Aufführung eines Stockwerks im Verhältnis zu dem Bodenpreis geringe sind, so erhellt hieraus, daß man in den Verkehrszentren der großen amerikanischen Städte gezwungen ist, so hoch zu bauen, um nur eine einigermaßen angemessene Verzinsung der Bausumme zu erzielen.

E. Wrobel.

[3]) Deutsche Töpfer- und Ziegler-Zeitung 1897, S. 38 u. folg.

Ein sozialer Aufstand in Florenz im Jahre 1378.

Von Alfred Doren (Leipzig).

(Schluß.)

Damit ist die zweite Phase des Aufstandes abgeschlossen; es galt nun, das Errungene zu festigen, weiter auszubauen und dauernd lebensfähig zu gestalten. Und eben in der Erfüllung dieser Aufgabe zeigt sich Micheles großes organisatorisches Talent, die große Autorität, die er, wenigstens in dieser ersten Zeit seiner Herrschaft, bei den wilden, brutalen, ungezähmten Volksmassen besessen haben muß. Von den alten Behörden waren nur die „otto santi", die alte Kriegsbehörde, und die 32 Vertreter des niederen Volks im Amt. Mit diesen allein war natürlich nicht zu regieren. So appelliert Michele wiederum an das Volk: in feierlicher Versammlung auf der Piazza wird er aufs neue als Gonfalonier bestätigt und erhält mit jenen 32 Abgeordneten des popolo minuto und solchen der anderen Zünfte Vollmacht zur Neuordnung der städtischen Verfassung. Seine ersten Maßregeln gelten der Beruhigung der Gemüter: der verhaßte städtische Henker fällt noch der Volkswut zum Opfer; dann geht man mit aller Energie an die konstitutionelle Reform, die im wesentlichen nur eine Inswerksetzung der in der Petition der Ciompi enthaltenen Forderungen bedeutet: nur daß die minuti im Gefühl ihres Sieges zunächst nicht mehr nur ein Drittel aller Amtsstellen, sondern die Hälfte für sich in Anspruch nahmen, dann aber doch sich mit einem Dritteil begnügen. An die Stelle der einen großen Korporation der minuti, wie sie in der Petition gefordert war, sollen nun drei neue Zünfte treten. Denn keineswegs hatten die Helden vom 20. Juli eine einheitliche Masse gebildet; fortgerissen von dem siegreichen Vordringen der minuti, hatten sich auch solche Elemente ihnen angeschlossen, die bisher zwar schon gewisse zünftlerische Rechte genossen, aber nur als Mitglieder zweiten Ranges den bestehenden Zünften eingegliedert waren. Aus ihnen und den höher qualifizierten Arbeitern der verschiedenen Textilindustrien bildete man zwei Zünfte; die dritte, unterste, umfaßte das eigentliche Proletariat, die unqualifizierten Arbeiter der Wollentuchindustrie, die Ciompi. Auch in dieser Dreiteilung, die wenigstens in etwas Ordnung in die große ungegliederte Masse brachte und einigermaßen homogene Elemente korporativ zusammenfaßte, erkennen wir wohl nicht mit Unrecht das organisatorische Talent Michele di Landos. Dennoch, auf die Dauer konnte sich die Herkunft dieser neuen Zünfte nicht verleugnen, ihr Charakter als Produkt des Tumults der Gasse, ihre Entstehung aus einer Kriegskameradschaft; nicht wie die anderen Zünfte in langsamem Werdeprozeß organisch erwachsen und durch gemeinsame Schicksale zusammengeschweißt, konnte ihre Organisation sich im friedlichen Interessenkampf des täglichen Daseins ebenso leicht wieder lösen, wie sie sich gebildet hatte.

Die übrigen Maßregeln der neuen Staatsregierung, durchweg natürlich volksfreundlicher Natur, überschritten doch nirgends die Grenzen einer vernünftigen Mäßigung: man versuchte ehrlich die Interessen der drei Stände miteinander auszugleichen, indem man dem untersten die Rechte gab, die ihm bisher vorenthalten waren; keineswegs dachte man daran, eine Diktatur des Proletariats über die

anderen sozialen Klassen in der Stadt aufzurichten, und ebenso weit ist man von utopischen Forderungen wirtschaftlicher Art, von einem Umsturz der bestehenden Wirtschaftsordnungen entfernt. Zunächst wurde auf sechs Monate der Mühlenzoll aufgehoben, der Preis des Salzes, dessen Verkauf Staatsmonopol war und der Staatskasse bedeutende Ueberschüsse zuführte, auf die Hälfte herabgesetzt; es wurde ein Bann erlassen, bei strenger Strafe sofort alle Läden und Geschäfte wieder zu öffnen, wie in normalen Zeiten; man wollte regelmäßigen und ausreichenden Arbeitsverdienst, die Tucher sollten sich verpflichten, jeden Monat 2000 Stück Tuch zu fabrizieren, damit die Arbeiter, die die Krisis arbeitslos aufs Pflaster geworfen hatte, wieder Arbeit fänden. Ausfuhrverbote für Getreide und ein Stapelzwang für alle im Lande wachsende Brotfrucht in der Hauptstadt sollten der Verbilligung der Lebensmittel dienen. In die zerrüttete Finanzverwaltung der Stadt sollte Ordnung gebracht, die der Unterschlagung Ueberführten zur Rechenschaft gezogen werden; die Verbannten sollten straffrei zurückkehren; die Amnestie für alle während der Tumulte begangenen Ausschreitungen zur Durchführung gebracht werden. Persönliche Fehden — soweit kam man frühmittelalterlichen Rechtsgedanken entgegen — sollten weiter gestattet sein, nur sollte jedesmal ein Sühneverfahren der Eröffnung einer solchen vorausgehen.

Als alles vollendet war, ließ man die Glocken läuten und feierliche Gesänge erschallen; ein Wirbelsturm, der über die Stadt in jenen Tagen hinging, mußte dem Aberglauben als Zeichen des Einverständnisses aller Heiligen mit dem vollendeten Werke gelten. 1500 Armbrustschützen, eine Wiedererweckung der fast in Vergessenheit geratenen Bürgermiliz, sollten der neuen Signorie und der von ihr vertretenen Verfassung auch nach außen hin Schutz und Halt verleihen; überall suchte man ergebene Anhänger in die Aemter zu bringen. Mißliebige und Verdächtige werden mit Verbannung und Güterkonfiskation bestraft.

Man sieht, es sind die alten Mittel, mit denen auch jetzt im wesentlichen die neue Signorie den alten Uebeln zu begegnen bestrebt ist, mit denen sie Eintracht und Ruhe in der geängsteten Stadt wieder herzustellen sucht. Die Staatsgeschäfte gingen nun in der Tat zunächst ihren geregelten Gang, Gesandte kamen und gingen, und nachträglich feierte man mit üblichem Gepränge den Friedensschluß mit dem Papste und die Lossprechung der Stadt von dem Interdikt. Im Volke aber wollte die Ruhe nicht zurückkehren; trotz allen guten Willens der Regierung und aller Drohungen blieben die Werkstätten und Magazine geschlossen, die reichen Familien, die Arbeitgeber und kaufmännischen Unternehmer, blieben in ihren Villen auf dem Lande, wo sie, in Ruhe von ihren Renten lebend, der weiteren Entwicklung entgegensahen; der Staatsschatz war leer, die Söldner, die man entlassen wollte, verlangten den rückständigen Sold; alle diese Aufgaben drängten, während die Vorbereitung für die Umlage der direkten Steuer, die man dem Volke versprochen hatte, längere Zeit bedurfte. So mußte man, um momentan Geld zu beschaffen, wohl oder übel, sich wieder zu einer der verhaßten Zwangsanleihen entschließen, bei der man dann durch einige Steuererleichterungen den antisozialen Charakter, der ihr eigen war, einigermaßen zu mildern suchte; und ebenso konnte man aus fiskalischen Gründen der Lebensmittelzölle einstweilen noch nicht entbehren.

Kein Wunder, daß es im unteren Volke bald wieder zu gären begann; daß man, wie es zu gehen pflegt, das Vertrauen zu den Führern ebenso schnell verlor, wie man es gewonnen hatte und Verrat witterte, weil nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gingen. Michele di Lando ging es wie allen denen, die als Führer einer siegreichen radikalen Opposition in die Höhe und ans Regiment kommen; sie werden widerstandslos gepackt von der Macht des Bestehenden, sie werden konservativ wider Willen; sie sehen die Dinge nun von oben mit ganz anderer, weiterer Perspektive; ihre eigenen Standes- und Gesinnungsgenossen kehren sich gegen sie.

Der August verlief noch im ganzen ruhig; erst in der letzten Woche löst sich von der bis dahin kompakten Masse der gente minuta die unterste, radikalste Schicht los, [...] diese ihre letzte Bewegung nimmt nun, soweit sich [die] Umrisse, die weniger klar liegen als die der früheren, erkennen lassen, einen kommunistischen Charakter an, indem sie die bisher nicht berührten Grundlagen des Florentiner Staatsgebäudes umzustürzen drohen. Ihre erste Petition, die aus einer bewaffneten Volksversammlung vom 27. August hervorgeht, hält sich noch in relativ engen Grenzen, sie spricht eigentlich im wesentlichen nur ein Mißtrauensvotum gegen die bestehende Signorie aus, der man vorwarf, sich durch eine Schwurverbrüderung gegen das Volk, das sie ernannt, verbunden zu haben. Die Signorie selbst blieb einstweilen noch untätig und nahm eine abwartende Haltung ein. Weit stürmischer ging es in der nächsten Versammlung der hierdurch mutig gemachten Ciompi am 28. August zu: in wildem Durcheinander der undisziplinierten Massen brachte jeder seine persönlichsten Wünsche und Begehren vor und forderte deren Einreihung in die an die Signorie zu richtende Petition, die dadurch zu einem sinn- und ordnungslosen Chaos anwuchs. Der Aufstand ist in seine dritte und letzte Phase getreten: feste, erkennbare Ziele im einzelnen sind nicht mehr vorhanden; der Umsturz alles Bestehenden das einzige, wonach man strebt; die Führer nicht mehr aus der Masse hervorgegangen oder gewiegte Staatsmänner, sondern ehrgeizige Abenteurer, denen in lockender Ferne das Ziel einer Tyrannis, wie die des Herzogs von Athen gewesen war, vor Augen stand. Am 28. August in jener tumultuarischen Versammlung ist es Luca Firidolfi da Panzano; schon am Abend des gleichen Tages hat sich die Wut der Volksmenge gegen ihn gekehrt und er durfte froh sein, mit dem Leben davon zu kommen. Und nun tat die Florentiner Plebs den letzten entscheidenden Schritt: in der Kirche Sa. Maria Novella versammelt, erwählte sie sich einen Vorstand und gab ihm einen Rat zur Seite. Es handelt sich jetzt nicht mehr um die Konstituierung einer Zunft, die die minuti ja schon besaßen, nicht um Teilnahme am Regiment der Stadt und des Staates, es handelt sich um nichts Geringeres als um die Bildung eines Staates im Staate, oder wenn man will, um eine Sezession ähnlich der, die einst in Rom auf dem heiligen Berg erfolgte. Es ist kein Zweifel: für die minuti galt es jetzt, durch den Terrorismus, den sie mit tumultuarischen Straßenszenen verbreiteten, absolute Herrscher des Florentiner Staates zu werden und die anderen Stände gänzlich zu depossedieren. Nichts ist bezeichnender dafür als der Name, den sie sich zulegten: sie waren die „Auserwählten Gottes“ wie die Bauern im Bauernkriege. Religiös-phantastische Stimmungen, durch den Krieg gegen den Papst geweckt, durch Katharinas flammende Predigten genährt, fanden in dem steigenden Fieber der aus dem stumpfen Gleichgewicht des Nichtdenkens aufgerüttelten Massen, ganz wie im Bauernkriege, den besten Nährboden. An den Prior des Dominikanerklosters stellte man die Forderung, zwei ehrliche und tüchtige Mönche ihnen zuzuweisen, die — wie es heißt — ihre Leitung übernehmen und sie lehren sollten, gute und nützliche Dinge zu tun: so glaubte man des göttlichen Beistandes und damit des Sieges sicher zu sein.

Die ersten Forderungen der neukonstituierten Volksgemeinde gingen dahin, daß jeder Beschluß der Signorie ihr zur Begutachtung vorgelegt werde, ehe er dann in der üblichen Weise an die verschiedenen Ratsbehörden weitergegeben, daß ihnen also überall die entscheidende Stimme zugesichert werde; ferner solle eine von ihnen gewählte Kommission befugt sein, jeden ihnen mißliebigen Beamten seines Amtes zu entsetzen. Scheinbar ließ man sich in Verhandlungen ein mit den anderen Zünften, aber man benutzte diese nur, um die gewählten Vertreter derselben zu brutalisieren und es durchzusetzen, daß die Organisation des Plebs als dauernde verfassungsmäßige Institution anerkannt wurde: ja man wußte durch drohende Haltung und brutalen Lärm derartigen Schrecken zu verbreiten, daß bei der Neuwahl der Prioren, die am 1. September ihr Amt antreten sollten, nur ihnen genehme Kandidaten aus den Wahlbeuteln hervorgingen. Damit aber war der Höhepunkt ihrer Macht erreicht; ihre ultraradikalen Forderungen brachten endlich die übrige Bürgerschaft und die

Regierung zur Besinnung. Das Eigentümliche ist, daß die Gegenbewegung gegen die herausfordernde Haltung der Ciompi von demjenigen ausgeht, dem sie selbst am 22. Juli einmütig die Regierung übertragen hatten; kein Wunder daher, daß man über die Motive, die Michele di Lando bei diesem Frontwechsel leiteten, viel geschrieben und gedruckt hat. Der demokratischen Literatur jener Tage — denn auch eine solche hat jene Zeit zuerst in Florenz geboren — ist Michele der von den Reichen bestochene heimtückische Verräter an der guten Sache des Volkes; der aristokratisch gesinnten geht der Versuch der Bestechung von seiten des Volkes aus und findet bei Michele entrüstete Abweisung; eine dritte Auffassung schreibt ihm ein haltloses Schwanken zu, ein Paktieren mit den minuti, um persönliche Vorteile zu erlangen. Wie schon angedeutet, kann man die inneren Gründe für seine Wandlung aus seiner sicher beglaubigten Handlungsweise in jenen Tagen mit einiger Sicherheit erschließen, ohne sich von der widersprechenden Motivierung parteiischer Quellen beeinflussen zu lassen. Dem klugen, politisch reifen Kopfe, der er war, konnte es auf die Dauer nicht zweifelhaft bleiben, nachdem er einen Einblick in die ungeheuer komplizierte Mechanik des Florentiner Regierungssystems der damaligen Zeit gewonnen hatte, daß die mit tausend starken Fäden der Politik, des Handels und Verkehrs an das Ausland geknüpfte Republik verloren sein müßte, daß ihre ringsumher lauernden Feinde ihrer leicht Herr werden könnten, wenn es nicht gelänge, im Innern wieder sichere, dauernd lebensfähige Zustände herzustellen, daß aber auf die Dauer mit einer undisziplinierten, politisch noch unreifen Masse nicht zu regieren sei. Und je radikaler diese in ihren Forderungen wurde, je mehr diese einen kommunistischen Charakter annahm und je mehr es den Anschein gewann, daß die im Juli erreichte Stellung nur als Sprungbrett zu neuem Begehren ausgenutzt werden sollte, um so weiter rückte Michele nach rechts und schloß sich denjenigen an, die eine Gegenrevolution, eine Niederwerfung der **minuti** planten. Der Terrorismus, dem der radikale Pöbel unter den **minuti** seine Erfolge in erster Linie verdankte — sie waren nach einer Quelle nicht mehr als zweitausend Mann stark —, begann seine Wirkung zu verlieren; gegenüber diesem relativ kleinen Häuflein repräsentierten die Zünfte mit ihrer festen inneren Organisation, ihrem sicheren, in fast hundertjähriger Geschichte gefestigten Zusammenhalt eine bei weitem überlegene Macht.

Mit fast dramatischer Steigerung vollzieht sich nun in den nächsten Tagen die entscheidende Katastrophe. Allerlei Gerüchte durchschwirren die fieberhaft erregte Bürgerschaft: man wolle Lehrlinge an die Stelle der Meister setzen, dem Alter die Jugend zum Herren geben, alle guten Bürger töten, die Stadt auf den ersten Mauerkreis, d. h. auf das Niveau einer Landstadt beschränken und den Rest verkaufen. Das Schreckgespenst einer Tyrannis tauchte wieder auf, als es hieß, einer der kleinen Tyrannen aus den Marken weile in der Stadt und verhandle mit den **minuti**. So machte man sich in der Bürgerschaft zu bewaffnetem Widerstand bereit. Unterdessen sucht die Signorie Zeit zu gewinnen, indem sie zur Entscheidung über die Petition der **minuti** zum 1. September eine Volksversammlung einberuft; noch einmal geben die Prioren dann, als der Pöbelhaufe mit Mord und Feuersbrunst droht, wenn ihm nicht alles Verlangte sofort bewilligt werde, in unbegreiflicher Feigheit nach, alle bis auf einen, Michele di Lando, den ehemaligen Ciompo; der weigert sich, den geforderten Eid zu leisten; er gibt, als man ihn persönlich bedroht, das erste Zeichen zum gewaltsamen Vorgehen, indem er die beiden Abgesandten der **minuti** die Treppe hinunterwirft. Als dies geschah — es war in der Morgenstunde des 31. August —, da war bereits die Taktik des Vorgehens gegen die **minuti** im allgemeinen festgesetzt worden: während die Ciompi sich noch in der Nacht in ihren Quartieren jenseit des Arno versammelt und gerüstet hatten, waren die Zünfte von der Signorie schnell von dem Vorgefallenen unterrichtet und zu bewaffnetem Erscheinen auf der Piazza aufgefordert worden. Sie rückten an, nach Fähnlein geordnet, während von der anderen Seite die Ciompi unter ihrem Wappen, dem Erzengel Gabriel, heranziehen. Der **Morgen verläuft noch ziemlich ruhig unter kleinen Scharmützeln beider Parteien; erst als am Nachmittag die Signorie** die Ablieferung aller Zunftbanner im Palaste verlangt, in der Absicht, damit die Ciompi des letzten festen Mittelpunktes, den sie noch hatten, zu berauben, als die Ciompi, diese Gefahr erkennend, sich als einzige von allen Korporationen dessen weigern, wenn man ihnen nicht als Ersatz dafür das Gerechtigkeitswappen, das Banner der Stadt, ausliefere, da bricht der Sturm los; in kurzer Zeit werden nach blutigem Kampf die minuti vom Platz gejagt und in ihre Häuser verstreut. Die Nacht verläuft noch unruhig und stürmisch, um Mitternacht ertönt noch einmal die Sturmglocke; bis in ihre armseligen Wohnungen verfolgt man die Ciompi und die ganze angesammelte Wut der Bourgeoisie gegen die Störer der ruhigen Geschäfte und der öffentlichen Ordnung kommt zum Ausbruch: nicht einmal die Frauen werden geschont; nur wenige entkommen auf Schleichwegen aus der Stadt.

Am nächsten Morgen, als die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, ging man in einer immer noch tumultuarischen Volksversammlung an eine Reform des Staates: die Zunft der Ciompi wurde aufgehoben, die am 29. August gewählte Signorie abgesetzt. Michele di Lando und Salvestro Medici, der jetzt, nachdem er in der zweiten Hälfte des Aufstandes vollkommen von der Bildfläche verschwunden war, wieder auftaucht, sollen mit einigen anderen die Neuordnung des Staates vornehmen. Mit dem Prinzip der drei Stände wurde natürlich gebrochen: die neugegründeten Zünfte konnten als solche, als Einheit, da ja die stärkste unter ihnen zersprengt war, nicht mehr die alten Rechte beanspruchen; sie verschwanden als selbständige Gruppe der **arti minute**; die beiden noch gebliebenen Zünfte wurden als 22. und 23. Zunft der Gruppe der **arti minori** eingereiht; immerhin behaupten diese auch jetzt noch ein gewisses Uebergewicht über die höheren Zünfte. Es versteht sich von selbst, daß alle unter dem Druck des Pöbelhaufens erlassenen Gesetze und Verordnungen wieder aufgehoben wurden.

Wir sind damit am Ende des eigentlichen Ciompiaufstandes angelangt, wenn auch die erregten Wellen, die er im sozialen und konstitutionellen Leben der Stadt aufgewühlt hatte, noch lange Zeit brauchten, bis sie sich vollständig beruhigt und verlaufen hatten. Es ist von besonderem Interesse, zu beobachten, wie die höher qualifizierten Arbeiter der Tuchindustrie ihre korporative Organisation und ihre dadurch verbesserte Stellung gegenüber dem Kapital in den nächsten Jahren dazu benutzten, ihre wirtschaftliche Lage zu bessern, wie sie alle Mittel in diesem Kampf anwandten, die wir noch heute aus dem uns umtobenden, sozialen Kampf kennen. Streiks, die mit Aussperrungen beantwortet werden, Aufstellung von Minimallöhnen, Forderung kürzerer Arbeitszeit, Bekämpfung des Trucksystems, gewaltsame Verminderung des Arbeitsangebots zum Zweck der Erzwingung höherer Löhne. Drei Jahre haben diese Kämpfe gedauert; dann sind auch ihre Organisationen einem erneuten, gewaltsamen Vorstoß der kapitalistischen Bourgeoisie zum Opfer gefallen. Vor ihnen bereits hat Michele di Lando den Schauplatz seiner Taten verlassen müssen; als Verbannter, mannigfach wieder als Kriegsmann tätig, hat er sein Leben in Frankreich geendet.

In jenem Teil des 14. Jahrhunderts, das einmal ein geistreicher Franzose nicht ohne Grund als die demokratische Periode des Mittelalters bezeichnet hat, in jener Zeit, die reich ist an revolutionären Erscheinungen, an Aufständen der niedersten städtischen und ländlichen, bäuerlichen und gewerblichen Schichten gegen das bestehende Regiment, bildet der Ciompiaufstand sicher eine der markantesten und bedeutsamsten Episoden, so daß man sich billig wundern darf, daß er bei den Deutschen im Gegensatz zu den Franzosen nicht die Beachtung gefunden hat, die er verdient. Es ist das erste Mal, daß hier in der Geschichte der romanisch-germanischen Völker das Proletariat aus der Stille des rein zuständlichen, wenn man will, unhistorischen Daseins in die bewegte Welt der „ereignisvollen" Geschichte eintritt, daß es als Stand, als Masse für sein Recht zu kämpfen beginnt. In der Tat sind hier, weit prägnanter und weit früher als bei den Bewegungen, die man bisher betrachtet hat, **den Gesellenaufständen und Weberschlachten, wesent-**

liche Züge der modernen sozialen Frage bereits aufgerollt worden; von den streikenden und kämpfenden Arbeitern der Florentiner Großindustrie geht die Entwicklung weiter zu den Weberaufständen des schlesischen Gebirges, den Greuelszenen der Pariser Kommune und den sozialen Kämpfen, die uns noch heute umgeben; und wir verstehen es, wie die Florentiner Arbeiter von heute zu ihren Vorkämpfern vor 500 Jahren mit gläubiger Ehrfurcht emporsehen!

Bücher und Zeitschriften.

Religion und Kirche in England im 15. Jahrhundert. Von Dr. Eduard Fueter, Privatdozent an der Universität Zürich. Tübingen und Leipzig, Mohr. 2 M.

In seiner am 25. Januar 1900 in der Aula der Universität Freiburg i. Br. gehaltenen Antrittsrede, die in Nr. 32 und 33 dieser Beilage vom Jahre 1900 erschien, wies Heinrich Finke auf „drei prinzipielle Lücken" in der vorreformationsgeschichtlichen Forschung, wie sie bisher betrieben worden ist, hin. An zweiter Stelle forderte er Bruch mit der „herrschenden Anschauung, welche die Reformation nur aus den Verhältnissen Deutschlands und der Kurie heraus beurteilt", und intensives Studium des kirchlich-religiösen Lebens auch der germanischen Nachbarvölker und romanischen Nationen. Mit der in dieser Richtung von Finke angedeuteten Erweiterung des Arbeitsgebietes hat der Verfasser der oben genannten, nur 78 Seiten starken, aber äußerst gehaltvollen Schrift einen glänzenden Anfang gemacht. Er besitzt die beiden Kardinaltugenden eines rechten Geschichtschreibers: historischen Sinn vor allem; er versteht die Quellen zu lesen, ihnen alles, was sie sagen können, aber eben auch nicht mehr, zu entnehmen, mit Vorsicht Schlüsse daraus zu ziehen und zu kombinieren, und er verfügt außerdem über die beneidenswerte Gabe kurzer, klarer, lebendiger, anziehender Darstellung. Die Schrift ist jedem Gebildeten, der sich für Geschichte interessiert, angelegentlichst zu empfehlen. Nach einem Hinweis auf die aus dem kräftig erwachsenen Nationalgefühl resultierende relative Unabhängigkeit der englischen Kirche von der Kurie betrachtet Fueter zuerst die sittlichen und sozialen Zustände in der Hierarchie, der Pfarrgeistlichkeit, den Benediktiner- und Bettlerorden. Das Bild, das hier aus den Quellen — besonders Visitationsprotokolle hat der Verfasser ausgebeutet — aufsteigt, ist wohl im wesentlichen dasselbe, wie es sich aus deutschen Quellen ergibt: Verweltlichung und Verwilderung, kurz gesagt, hier wie dort, doch fehlen nicht interessante und charakteristische Eigentümlichkeiten, so wenn wir lesen (S. 15 f.), daß in den Benediktinerklöstern energische Naturen, die nicht in Wohlleben und faulem Schlendrian aufgingen, sich privatim in mitunter recht seltsamen Finanzspekulationen betätigten. Darauf schildert Fueter die Stellung der einzelnen Stände, der Adeligen, Bürger, Bauern zur Kirche und Religion und die Stellung der Laien als Gesamtheit zu den einzelnen Gliedern der Kirche. Das Resultat im allgemeinen ist: Gleichgültigkeit herüber und hinüber, bei den Geistlichen Bureaukratie, Zeremonienkram, Strebertum, Trägheit, bei den Laien zwar keine prinzipielle Feindschaft gegen die Kirche, aber auch keine tiefere Anhänglichkeit, daneben zunehmende äußere Devotion und Aberglaube. Zuletzt verweilt der Verfasser bei den Lollarden und Reginald Peacock. Die Lollarden kennt jedermann als Wiclifs Anhänger. Aber merkwürdig: während dessen Ideen in Böhmen bei Huß und den Hussiten neu und gewaltig auflebten und dort für die Kirche sehr gefährliche Wirren und Aufstände erregten, bilden die Lollarden im 15. Jahrhundert in England nur eine kleine, fast ausschließlich aus Armen und Geringen bestehende, politisch und auch religiös einfluß- und bedeutungslose Oppositionspartei ohne Expansionskraft, ohne neue Ideale, nur stark im Negieren kirchlicher Institutionen. Der einzige Mann, „der in die geistige und geistliche Oede des Jahrhunderts etwas Leben brachte," ist Bischof Peacock, eine ganz singuläre Erscheinung ohne Nachwirkung, ein Vorläufer der Deisten und Rationalisten des 18. Jahrhunderts, respektlos, ja frivol, ganz unmittelalterlich. Eine Hauptquelle, der Fueter viel entnommen hat, druckt er zum Schlusse ab: eine sehr interessante Predigt, die dazu bestimmt war, an der am 18. April 1483 berufenen Konvokation von Canterbury gehalten zu werden. C.

a/D. **Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann.** Beiträge zur deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts von Adolf Wohlwill. Hamburg, Otto Meißner 1903.

Ein ausgezeichnetes Buch von wichtigem Inhalt und eigenartiger Form. Drei vorzugsweise an der neueren politischen Entwicklung Hamburgs, daheim wie in seinen Beziehungen zum übrigen Deutschland, beteiligte Staatsmänner, im großen und ganzen gleichstrebende Zeitgenossen — Kirchenpauer lebte 1808—87, Petersen 1809—92, Versmann 1820 bis 1899 — werden und in ihrer mannigfachen und doch einheitlichen Lebensarbeit nicht nach, sondern neben und mit einander vorgeführt. Auf die ungezwungenste Weise steigt dabei aus den biographischen Daten, die nur am Anfang und Schluß der aus Vorträgen erwachsenen Darstellung im Vordergrunde stehen, die Geschichte der Königin unter unseren See- und Handelsstädten selber vor uns auf, von den alten Zuständen vor 1848 her, durch die Zeiten der deutschen Umwälzung und Reichsgründung hin, bis zur Vollziehung des Zollanschlusses in den 80er Jahren. Hanseatischer Geist, wohl die großartigste Erscheinung unter allen berechtigten deutschen Partikularismen, und nationale Gesinnung durchdringen einander, wie im Leben und Wirken der drei charaktervollen Helden des Buches, so auch in Haltung und Sprache des Verfassers. Wohlwills Darlegung gründet sich auf fleißiges Studium der Akten des hamburgischen Staatsarchivs; die sachliche Gediegenheit steht jedoch der schlichten Anmut des flüssigen Vortrags nirgends im Wege. Wie sich von selbst versteht, tritt auch in diesem Hamburger Kapitel unserer jüngst vergangenen vaterländischen Geschichte Bismarck mächtig auf; auch dessen leidenschaftlich bewegter Größe wird Wohlwill in aller Kürze völlig gerecht. Wie viel tüchtiger und würdiger Gehilfen am Werk, wäre es auch zuweilen in Gestalt eines heilsam einschränkenden Widerstandes, der gewaltige Schöpfer des Reiches indes nicht allein in seiner nächsten Umgebung bedurfte, wird sich der Leser angesichts dieses ehrenfesten hansischen Kleeblatts der Kirchenpauer, Petersen und Versmann mit historischer Freude vergegenwärtigen.

Allgemeine Rundschau.

Die Schätze einer nordamerikanischen Wüste.

Zwischen den Felsengebirgen und der Küste des Stillen Meeres liegt eine große unfruchtbare Ebene, die „The Great American Desert" genannt wird, und den Ausländern, sowie den meisten Amerikanern wenig bekannt sein dürfte. In einem bei G. P. Putnam in New-York soeben erschienenen „The Mystic Mid-Region" betitelten Buche gibt Arthur J. Burdick eine ausführliche und recht anschauliche Schilderung dieses geheimnisvollen Landstriches, der eine Länge von ungefähr 800 und eine Breite von 200 bis 500 englischen Meilen hat und im ganzen 35,000 englische Quadratmeilen umfaßt. Allem Anschein nach war dieser ungeheure Flächenraum vor tausend Jahren ein inländischer See, der durch gewaltige geologische Ereignisse trocken gelegt und verödet wurde, denn an den Grenzen desselben sind Strandlinien oder Zeichen des ehemaligen Ufers deutlich zu erkennen und auch Muschelschalen und Korallen in beträchtlicher Anzahl zu finden. Die Erforschung dieser Wüsteneien scheint vielen unternehmenden und verwegenen Leuten ungemein verlockend, obwohl mit schrecklichen Entbehrungen und Gefahren verbunden zu sein. Tausende und Abertausende haben sie zu durchwandern versucht, aber in den meisten Fällen sind sie dem Wagnis zum Opfer gefallen und sogar spurlos verschwunden. Jedes Jahr vermehrt die Zahl der Verunglückten, über deren Schicksal ein rätselhaftes, undurchdringliches Dunkel schwebt. An vielen Orten ist der Boden mit den Gebeinen und eingeschrumpften Körpern von Rindern, Schafen, Mauleseln und Pferden bestreut, denn man hat es mehrmals ge-

große Herden aus dem nördlichen Mexiko durch diese ...dünen nach Kalifornien zu treiben, wobei die Tiere massenweise umkamen. Die Ursache des Todes war zum Teil Erschöpfung und zum Teil eine dort wachsende Pflanze, eine Art Euphorbia oder Wolfsmilch, die einen sehr giftigen Saft enthält und von dem ausgehungerten Hausvieh gefressen wurde. Hier und da finden sich spärlich fließende Brunnen, aber sie sind von einander mehrere Tagesmärsche entfernt und das Wasser der dazwischen liegenden Lagunen ist für Menschen und Tiere meistenteils untrinkbar. Dieser fühlbare Mangel wird von der Natur durch ein sonderbares, Bisnaga oder „Brunnen der Wüste" genanntes Gewächs einigermaßen ersetzt, eine walzenförmige, stachelige Pflanze, deren Höhle, sobald das Innere ausgeschnitten wird, sich mit klarem, reinem Wasser füllt. Andere vegetabilische Quellen sind die wasserreichen Kaktusarten, die nebst den Agaven dort vorherrschen. Merkwürdig ist die zur Familie der Liliaceen gehörende und nur in der Mojare-Wüste vorkommende Majave Yucca, eine baumartige Pflanze von 30 bis 40 Fuß Höhe, die eine der Dattel ähnliche Frucht trägt und deren dicke, knollige Wurzeln den Indianern ein wichtiges Nahrungsmittel liefern.

Höchst interessant ist das 480 Fuß unter der Meeresfläche liegende, 55 englische Meilen lange und 10 breite, an beiden Seiten von Bergen („Funeral Mountains") eingeschlossene Todestal („Valley of Death"), durch welches ein Fluß („Furnace Creek") fließt, dessen Gewässer siedend heiß und sehr giftig sind. Es wird behauptet, daß auf keinem gleich großen Gebiet in der ganzen Welt, mit Ausnahme der blutigen Schlachtfelder, so viele Menschen das Leben verloren haben, wie in diesem verhängnisvollen Talgrund, von dessen schreckenerregenden Eigentümlichkeiten die oben angegebenen amerikanischen Benennungen einen klaren Begriff geben. Die ganze Strecke mit ihren abwechselnden Eintiefungen und Erhebungen ist ungeheuer reich an edlen Metallen, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, sowie an Granaten, Onyxen, Opalen, Rubinen, Türkisen, Turmalinen und anderen Edelsteinen. Ein 30,000 Acker umfassender Teil des Todestales dürfte in der Tat als ein riesiges chemisches Laboratorium bezeichnet werden, in dem die Natur Borax, Natron, Salpeter, Salz und ähnliche Stoffverbindungen massenweise erzeugt und aufbewahrt. Ein Morast von 10,000 Acker ist mit einer 10 Zoll dicken Salzkruste überzogen, die, nach der Abnahme derselben, sich bald erneuert. Von dieser schlammigen Strecke ist nur ein Tausendteil bearbeitet worden; aber von diesen 10 Acker werden jährlich 2000 Tonnen reinen Salzes erhalten.

Vor mehreren Jahren hat man ernstlich angefangen, die „Große Amerikanische Wüste" durch einen in Verbindung mit dem sehr bedeutenden Colorado-Fluß gebrachten Kanal zu bewässern, urbar und den Menschen zur Niederlassung einladend zu machen. Es sind bereits mehr als 200,000 Acker gewonnen und zum Teil durch dieses Verfahren in grüne Wiesen und Viehweiden und ertragreiche und üppige Getreidefelder umgestaltet worden. Vor dem Ende des 20. Jahrhunderts werden diese Wüsteneien wahrscheinlich vollständig verschwinden und die dort verborgenen unermeßlichen Schätze ausgebeutet werden. Eine derartige friedliche Eroberung innerhalb des Gebietes der Republik würde weniger Geld kosten und den Amerikanern mehr zur Ehre und zum Vorteil gereichen als die gewaltsame Unterwerfung und Einverleibung der Philippinen, auf welche die imperialistische Partei in den Vereinigten Staaten so ungemein stolz ist.

E. P. Evans.

Eine wiedergefundene Insel?

Auf älteren norwegischen Seekarten findet sich der Name eines im Stillen Ozean belegenen Eilandes, dessen Entdeckung skandinavischen Seefahrern zugeschrieben wird und welches, wenigstens nominell, bei verschiedenen Gelegenheiten als norwegisches Territorium erklärt worden ist. Das Eigentümliche an der Sache war indessen, daß man bisher weder einen verläßlichen Anhaltspunkt dafür hatte, unter welchem Längengrade die Insel zu suchen war, noch welche ungefähre Flächenausdehnung sie besaß. Mehrere nordische Schiffe, welche der Wissenschaft halber einen Abstecher nach dem auf den Karten verzeichneten Ort unternahmen, mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, und man beruhigte sich schließlich bei der Annahme, daß es sich offenbar um ein von vulkanischen Eruptionen beherrschtes Eiland gehandelt habe, welches bei der 1883er Katastrophe oder früher schon von der Bildfläche verschwunden sei. Zu einer ähnlichen Auffassung gelangte auch die britische Admiralität, welche die Insel zwar auf den offiziellen Karten weiterführte, ihre Existenz jedoch als zweifelhaft bezeichnen ließ.

Soweit wäre alles in Ordnung gewesen, wenn nicht, wie dem Globus aus Christiania berichtet wird, unlängst ein englisches Segelschiff auf dem Wege von Sydney nach San Francisco zufällig in die Lage gekommen wäre, sich durch Augenschein von dem Vorhandensein des „verschollenen" Eilandes zu überzeugen. Jener Segler sichtete unter 16° nördl. Breite und 179° westl. Länge ein langgestrecktes Inselgebilde, welches nach Ausweis der an Bord geführten älteren Karten unzweifelhaft mit der norwegischen Besitzung identisch sein mußte.

Die Insel erwies sich bei näherer Besichtigung als völlig unbewohnt, doch hatte sie ein ungemein üppiges Tier- und Pflanzenleben von durchaus tropischem Charakter aufzuweisen. Ihre Flächenausdehnung wurde nach oberflächlicher Vermessung auf $1\frac{1}{2}$ Meilen Länge und $\frac{1}{2}$ Meile Breite festgestellt.

Der Kapitän des Seglers erstattete nach seiner Rückkehr von seiner Entdeckung eingehenden Bericht an die Geographische Gesellschaft in London, deren Sekretär, Scott Keltie, seinerseits sich mit den dortigen Instanzen in Verbindung setzte, um diesen über die interessante Wahrnehmung Aufschluß zu geben. Keltie fügte seiner Mitteilung die Erklärung hinzu, daß die wiedergefundene Insel bisher tatsächlich von keiner anderen Nation in Anspruch genommen worden sei, und daß demzufolge die Stichhaltigkeit der norwegischen Prioritätsrechte nicht in Zweifel zu ziehen sei. Die definitive Aufklärung durch den englischen Segelschiffskapitän hat übrigens in nautischen Kreisen um so größere Ueberraschung erweckt, als die Schjetmansinsel — dies der Name, den das Eiland nach seinem Entdecker führt — im Bereich einer ziemlich belebten Verkehrsroute des Stillen Ozeans liegt und infolgedessen von den vorüberfahrenden Schiffen eigentlich schon längst hätte bemerkt werden müssen. — Die Insel wird übrigens nach einer redaktionellen Bemerkung des genannten Blattes nicht auf allen Karten als zweifelhaft bezeichnet. Auf einigen führt sie die Bezeichnung „Annariff".

Kleinere Mitteilungen.

* Eine medizinische Entdeckung? Aus Turin wird gemeldet: Der Direktor der medizinischen Klinik der hiesigen Universität, Professor Bozzolo, teilte der Akademie der Medizin mit, er habe eine überraschende Heilwirkung der Röntgenstrahlen bei schweren Blutkranken festgestellt. In einem für rettungslos angesehenen Fall von Leukämie erzielte er binnen fünf Monaten Heilung.

* Der Internationale Amerikanisten-Kongreß, der, wie bereits gemeldet, vom 18. bis 23. August in Stuttgart stattfindet, behandelt: a) Die eingeborenen Stämme von Amerika nach Ursprung, geographischer Verteilung, Geschichte, körperlicher Beschaffenheit, Sprachen, materieller Kultur, Mythologie, Kultus, Sitten und Gebräuchen. b) Die Denkmäler und die Altertumskunde Amerikas. c) Die Geschichte der Entdeckung und Besiedelung des neuen Kontinents. Anmeldungen werden erbeten an die Adresse des Generalsekretärs des Organisationskomiteers: Herrn Oberstudienrat Dr. Kurt Lampert, Stuttgart, Archivstraße 3. Die Mitgliedschaft wird durch Zahlung von 12 Mark oder 15 Francs oder 3 Dollars erworben. Als Sprachen für die Verhandlungen des Kongresses sind zulässig: Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch. Die Dauer eines Vortrages soll nicht mehr als 20 Minuten betragen, doch können Ausnahmen für Gegenstände von allgemeinem Interesse von der Geschäftsleitung zugestanden werden. — Spezielle Korrespondenzen zur Anthropologie und Ethnographie (vgl. oben a), sind erbeten an die

Adresse von Herrn Professor Dr. Karl von den Steinen, Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstraße 24, zur Archäologie, zur Entdeckungsgeschichte und zu zentralamerikanischen Thematen (vgl oben b und c) an die Adresse von Herrn Professor Dr. Eduard Seler, Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3. — Auskunft über Wohnungen sind zu erteilen bereit: Graf K. v. Linden, Neckarstraße 47, Theodor G. Wanner, Königstraße 35.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Kurat an der hiesigen Kreisirrenanstalt Dr. Johann Franz Muth, der sich im Februar d. J. für Dogmatik und Dogmengeschichte habilitierte, wird im nächsten Semester sein erstes Kolleg über „Analogien zwischen älteren und neueren Christusleugnern, speziell dem heidnischen Philosophen Celsus und David Friedrich Strauß" lesen.

H. **Heidelberg.** Ueber den Verlauf der allgemeinen Dozentenversammlung vom letzten Samstag wird berichtet, daß die stark besuchte Versammlung einmütig eine in der Form vornehme, sachlich scharfe Resolution gegen den geplanten Neubau des Schlosses annahm, die sich sofort mit zahlreichen Unterschriften aus allen Fakultäten bedeckte und nach Einholung der noch fehlenden Unterschriften den zuständigen Behörden und Körperschaften, sowie der deutschen Tagespresse übergeben werden soll. Das Referat führte Geh. Hofrat Professor Dr. Henry Thode, in der Debatte nahmen ferner der Vertreter der Universität in der Ersten Kammer, Geh. Hofrat Professor Dr. Buhl, der Ordinarius für Geschichte der alten Kunst, Professor Dr. v. Duhn, und der Nationalökonom Professor Dr. Max Weber das Wort. Die offiziösen und privaten Versuche der letzten Tage, die öffentliche Meinung wegen des Schicksals des Schlosses zu beschwichtigen und die Gefahr als keine dringende zu bezeichnen, wurden, einem hiesigen Blatte zufolge, von mehreren Diskussionsrednern unter dem Beifall der Versammlung einer lebhaften Kritik unterzogen. — Die Hörerinnen und Verehrerinnen Geh. Rat Prof. Dr. Kuno Fischers beabsichtigen ihm zum 80. Geburtstage (23. d. M.) eine Adresse und Blumenspende zu überreichen.

* **Bonn.** Der Jurist Geh. Rat Professor Dr. J. F. v. Schulte ist, nach einer Meldung der Kölnischen Volkszeitung, für das kommende Wintersemester von der Verpflichtung zum Halten von Vorlesungen entbunden worden.

* **Gießen.** Der Professor der Geschichte in Marburg, Dr. J. Haller, hat den Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger Professor Höhlbaums zum kommenden Wintersemester angenommen.

hc. **Jena.** Der Senior der hiesigen Juristenfakultät, Geh. Justizrat Dr. Burkhard Wilh. Leist, vollendet heute sein 85. Lebensjahr.

* **Wien.** Die Ernennung des außerordentlichen Professors an der Universität Graz, Dr. Leopold Wenger, zum Nachfolger des Hofrates Czyhlarz als Professor des römischen Rechts an der hiesigen Universität ist nunmehr erfolgt. Professor Wenger ist ein angehender Vierziger. 1901 hat er sich an der Grazer Universität habilitiert, und 1903 erfolgte seine Ernennung zum Extraordinarius. Seine Habilitationsschrift hatte die Lehre von der actio judicata zum Gegenstand. Im Jahre 1902 hat er ein Werk unter dem Titel „Rechtshistorische Papyrus-Studien" erscheinen lassen. — Am Samstag wurde in einer Sitzung des medizinischen Professorenkollegiums, die sich mit der Besetzung des bisher von Professor Dr. Vogl v. Fernheim ausgefüllten Lehrstuhls für Pharmakologie und Pharmakognosie zu befassen hatte, die Teilung dieses Lehrstuhles im Grundsatz beschlossen, und zwar wurde für den Lehrauftrag für Pharmakologie Prof. Dr. Hans Horst Meyer in Marburg, für Pharmakognosie Professor Dr. Joseph Moeller in Graz, beide unico loco, vorgeschlagen.

* **Aus Frankreich.** An der Universität Paris wird jetzt, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, für Professor Curie ein neuer Lehrstuhl für Physik geschaffen.

hc. **Von technischen Hochschulen.** Die außerordentlichen Professoren an der Kgl. sächsischen Forstakademie zu Tharandt Richard Beck (Forstgeschichte, Forstschutz und Encyklopädie der Forstwissenschaft) und Dr. Arnold Jacobi (Zoologie, Wirbeltierkunde, Forst-Insektenkunde, Fischzucht und zoologische Exkursionen) sind daselbst zu ordentlichen Professoren ernannt worden. — Der Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule in Stuttgart Dr. Karl Cranz ist einer Berufung des preußischen Kriegsministeriums als ordentlicher Professor an die neugegründete militär-technische Akademie in Berlin-Charlottenburg gefolgt. Er liest dort über theoretische äußere und innere Ballistik, außerdem über Mathematik und Mechanik. — Professor Hugo Fischer an der Technischen Hochschule in Dresden feierte in diesen Tagen sein 25jähriges Jubiläum als Professor für beschreibende Maschinenlehre und Eisenbahnmaschinenwesen dortselbst

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Ernst Böckel: Hermann Köchly. Ein Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Heidelberg 1904. Carl Winter. 426 S. — Dr. Hermann Beck: Recht, Wirtschaft und Technik. Ein Beitrag zur Frage der Ingenieur-Ausbildung. Dresden 1904. O. V. Böhmert. 42 S. — Dr. E. König: Die Farben-Photographie. Eine gemeinverständliche Darstellung der verschiedenen Verfahren nebst Anleitung zu ihrer Ausführung. (Photographische Bibliothek. Bd. 19.) Mit einer Farbentafel. Berlin 1904. Gustav Schmidt. 87 S. — Paul Hanneke: Die Herstellung von Diapositiven zu Projektionszwecken (Laternbildern), Fenstertransparenten und Stereoskopen. (Photographische Bibliothek. Bd. 19.) Mit 25 Abbildungen. Ebda. 1904. 128 S. — Julius Meier-Graefe: Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. Vergleichende Betrachtung der bildenden Künste, als Beitrag zu einer neuen Aesthetik. 3 Bde. Stuttgart 1904. Julius Hoffmann. 400 u. 379 u. 212 S. — Reinhold Kronheim: Im entscheidenden Augenblick. Roman. G. Schätzler-Perasini: Am Kreuze. Novelle. (Webers Moderne Bibliothek. Nr. 3.) Heilbronn. Otto Weber. 142 S. — M. W. Sophar: Ueber das Grab hinaus. Judith. Nach dem Französischen de Saint Croix von G. Schätzler-Perasini. G. Schätzler-Perasini-Gift. Kriminalerzählung. (Webers Moderne Bibliothek. Nr. 4.) Ebda. 143 S. — Aus dem Archiv der Deutschen Seewarte XXVI. Jahrg.: 1903. Hamburg 1903. Kais. Marine (Deutsche Seewarte). 31 S. — Alois Raimund Hain: Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, e. faks. Stammbuchblatte, 7 Heliogravuren, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. Prag 1904. Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 691 S. — Adolf Stern: Studien zur Literatur der Gegenwart. Neue Folge. Mit 14 Bildnissen. Dresden u. Leipzig 1904. C. A. Kochs. 387 S. — Richard v. Kralik: Der Dichtertrank. Eine Götterkomödie mit Chören. Wien u. Leipzig 1904. Carl Fromme. 48 S. — Karl Felner: Vor Sonnenuntergang. Dramatische Dichtung in 1 Akt. Jena 1904. Hermann Costenoble. 34 S. — Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. 18. Band: Wilhelm Meisters Lehrjahre. 2. Teil. Stuttgart u. Berlin. 1904. J. G. Cotta Nachf. 424 S. — Marie-Madeleine: Die indische Felsentaube. Bremerhaven 1904. L. v. Wangerow. 120 S. — August Zöppritz: Gedanken über Flut und Ebbe. Widerlegung der herrschenden Ansichten über deren Entstehung und Vergleiche mit ähnlichen, in Wassermassen auftretenden Erscheinungen. Dresden 1904. Hans Schultze. 61 S. — Dr. J. H. Ziegler: Die wahre Einheit von Religion und Wissenschaft. Vier Abhandlungen. Zürich 1904. Orell Füssli. 192 S. — Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte. II. Abteilung: Neuere Zeit. 2. Band. 1. u. 2. Abteilung. Freiburg i. B. 1904. Hermann Heyfelder. 482 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 13. Juli. Nummer 158.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Universität oder Handelshochschule in Hamburg?

Von Dr. Ernst Schultze (Hamburg-Großborstel).

Verschiedentlich sind in den letzten Jahren Nachrichten in die Presse gelangt, daß man in Hamburg mit dem Plane umginge, eine Universität zu errichten. Fast immer wird dann hinzugefügt, daß der Anfang dazu einesteils in den wissenschaftlichen Anstalten gegeben sei, die der hamburgische Staat seit etwa zwei Jahrzehnten, teilweise auch schon seit sehr viel längerer Zeit unterhält: also in dem chemischen, dem physikalischen, dem hygienischen Institut, der Sternwarte, dem Botanischen Garten, der Kunsthalle, den Museen für Naturkunde, Völkerkunde, Kunst und Gewerbe u. s. w. Anderenteils könne aber auch das öffentliche Vorlesungswesen als Grundlage betrachtet werden, auf der ohne viele Schwierigkeiten weiter zu bauen sei. Die Oberschulbehörde in Hamburg hat bekanntlich im Laufe des letzten Jahrzehnts ein System öffentlicher Vorlesungen aus den verschiedensten Wissensgebieten ins Leben gerufen, die nicht nur von hamburgischen Dozenten, sondern in sehr erheblichem Maße gerade von auswärtigen Rednern, unter denen sich nicht wenige hervorragende Universitätslehrer befinden, gehalten werden und jedermann ohne Entgelt zugänglich sind.

Daß bei näherer Betrachtung die Dinge doch etwas anders liegen, d. h., daß es durchaus nicht so einfach sein dürfte, aus diesen gewiß sehr anerkennenswerten, aber doch immer noch kleinen Anfängen eine Universität mit all ihren vielen Lehrstühlen und Instituten herauszubilden, kann einem Kenner unseres Hochschulwesens nicht zweifelhaft sein. Dennoch ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß selbst der Wunsch, die Dinge möchten diese Entwicklung nehmen, auch in den akademisch gebildeten Kreisen Hamburgs durchaus nicht allenthalben zu finden ist, daß im Gegenteil einige der führenden Geister dem Plan nicht nur mit aller Skepsis, sondern geradezu feindlich gegenüberstehen.

Nicht immer ist es in Hamburg so gewesen. Der Plan, hier eine Universität zu errichten, ist sehr alt — er geht in seinen Grundzügen bis in das 16. Jahrhundert zurück, als man das „Akademische Gymnasium" gründete, das ein Mittelding zwischen unseren heutigen Gymnasien und einer philosophischen Fakultät darstellte und das man zunächst zu einer Volluniversität auszubilden dachte. Die Zeitläufe ließen es damals nicht zu, und der Plan geriet lange in Vergessenheit. Aber er verschwand nicht, sondern blieb als Ideal einer kleinen Gruppe gebildeter Geister Jahrhunderte hindurch bestehen, vermochte auch, wenn er einmal nach einer Pause von mehreren Jahrzehnten wieder auftauchte, eine ganze Reihe von Anhängern zu gewinnen. So ist namentlich in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts die Bewegung für Errichtung einer Universität in Hamburg eine recht lebhafte gewesen, und fast alles, was sich heute für einen solchen Plan sagen läßt, ist schon damals mit treffenden Worten ausgesprochen worden — mit Worten übrigens, die ebenso wie die eben genannte Bewegung in Hamburg so gut wie völlig in Vergessenheit geraten sind. Diese Bewegung muß jeden, der sich mit ihr beschäftigt, mit um so größerer Hochachtung erfüllen, als Hamburg gerade damals einen der schwersten Schicksalsschläge erlitten hatte, der ihm im ganzen Verlaufe seiner Geschichte zugestoßen ist: es war in der Zeit nach dem großen Hamburger Brande, der im Jahre 1842 drei Tage und Nächte lang wütete und einen großen Teil der Stadt in Asche legte. Leider aber ist die Bewegung nach dem Jahre 1848 wieder ganz eingeschlafen und ist dann erst wieder vor wenigen Jahren aufgetaucht — — hauptsächlich infolge der verdienstvollen Schrift des Landrichters Gustav Schiefler: Hamburgische Kulturaufgaben (Hamburg, Alfred Janssen, 1899).

Es ist kein Zufall, daß in der Zwischenzeit von einer Universitätsgründung in Hamburg kaum mit einem Worte die Rede war. Die hohe geistige und gesellschaftliche Kultur, die Hamburg früher ausgezeichnet hatte, und die es im 18. Jahrhundert (man denke an Männer wie Lessing, Schröder, H. S. Reimarus) zu einer Kulturvormacht im nordwestlichen Deutschland gemacht hatte, ist von der Mitte des 19. Jahrhunderts an leider verschwunden. Dieser Absturz der hamburgischen Kultur, der mit einem starken Aufschwung des äußeren Wohlstandes und der kaufmännischen und industriellen Bedeutung Hand in Hand geht, ist eine der interessantesten Erscheinungen der deutschen Kulturgeschichte der letzten hundert Jahre, leider aber noch so gut wie gar nicht näher erforscht. Wahrscheinlich ist er auf die Tatsache zurückzuführen, daß die jungen hamburgischen Kaufleute durch die gewaltige Entwicklung, die das Seetransportwesen infolge der Einführung der Dampfkraft in die Schiffahrt erlebte, und infolge der dadurch verschärften Konkurrenz gezwungen waren, in jungen Jahren über See zu gehen, dort von dem Strom und den Fortschritten des deutschen Geisteslebens mehr oder weniger abgeschnitten waren, und wenn sie als ältere und an Luxus gewöhnte Leute zurückkamen, den Anschluß an diese Fortschritte nicht mehr fanden.

Glücklicherweise hat man sich nun wieder darauf besonnen, daß die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreise nicht nur darin besteht, daß man sich seiner technischen Annehmlichkeiten erfreut, sondern daß sie vor allem in einem g e i s t i g e n Bande bestehen muß. So ist man in Hamburg jetzt bestrebt, jene alte Kulturstellung wieder zu erringen, und wenn diese Bestrebungen auch einstweilen in den ausschlaggebenden Gesellschaftskreisen noch keineswegs

allenthalben Unterstützung gefunden haben, so läßt sich doch darauf hinweisen, daß eine Reihe entschlossener Männer — ich brauche nur an die Namen Brinckmann, Lichtwark, Otto Ernst zu erinnern — mit aller Energie sich dieser Aufgabe widmen, und daß bei der kulturfreundlichen Stellung des Senats, der allen diesen Bestrebungen wohlwollend und einsichtsvoll gegenübersteht, eine weitere günstige Entwicklung zu erhoffen ist.

Wenn trotzdem führende Männer des geistigen Lebens in Hamburg von einer Universitätsgründung nichts wissen wollen, so muß dies offenbar seine besonderen Gründe haben. So hat der Oberlehrerverein in einer seiner letzten Sitzungen nach einem Vortrage des bekannten Neuphilologen Professor Wendt den von diesem aufgestellten Thesen, die den Plan durchaus verurteilen, einmütig zugestimmt; aber auch eine Reihe von Aufsätzen des feinsinnigen Professors Metz („Hamburgische Hochschulfrage"), die in den Hamburger Nachrichten erschienen waren und die jetzt als Sonderabdruck vorliegen, stellen sich dem Plane durchaus absprechend gegenüber.

Die Beweggründe zu dieser abweisenden Haltung sind mannigfacher Art. Metz weist z. B. darauf hin, daß doch sehr gewichtige Gründe vorliegen müßten, wolle man neben die 21 schon bestehenden Universitäten in Deutschland eine zweiundzwanzigste stellen. Zweifellos liegt die Gefahr vor, daß eine Hamburger Universität den kleineren norddeutschen Universitäten, insbesondere Rostock und Greifswald, die so schon ein etwas kümmerliches Dasein fristen, eine Anzahl Studenten entziehen würde. Andrerseits wird niemand leugnen können, daß eine Hamburger Universität sich zu ganz anderer Bedeutung entwickeln könnte, als die genannten Hochschulen, die man heutzutage kaum in die von ihnen bewohnten Städte legen würde. Eine Universität in Hamburg würde Dozenten wie Studenten eine solche Fülle von Anregungen auf den verschiedensten Gebieten und eine solche Menge von Demonstrationsmaterial bieten können, daß sie jenen kleinen Universitäten vielleicht manchen Schaden zufügen, aber auch der Ausrüstung der studierenden Jugend mit offenem Blick für die Verhältnisse und Erfordernisse unserer Zeit unschätzbare Dienste leisten könnte. Insbesondere liegt auf der Hand, daß eine Hamburger Universität nach bestimmten Richtungen hin wichtige Aufgaben erfüllen könnte: so z. B. durch Schaffung besonderer Lehrstühle für internationales Recht, für Versicherungswesen, Seerecht, Handels- und Wechselrecht, Verkehrsgeographie, Handels- und Kolonisationspolitik und andere Wissensgebiete mehr.

Der Einwurf, daß eine Hamburger Universität für die Studenten neben aller Anregung viel Verleitung zu mehr oder minder edlen Vergnügungen bieten, daß sie außerdem reichlich teuer sein würde, fällt schon sehr viel mehr ins Gewicht. Denn tatsächlich ist Hamburg in ersterer Beziehung für jeden, dem der Wille zur Arbeit nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, recht gefährlich; doch würde es diese Eigenschaft mit Berlin und manchen anderen Universitätsstädten teilen. Dagegen ist es zweifellos, daß das Hamburger Pflaster erheblich teurer ist, als z. B. das Berliner, daß also die Gefahr besteht, eine Hamburger Universität möchte sich zu einer Universität für die Söhne reicher Leute entwickeln. Denn die Anzahl der Studenten, die Hamburg selbst stellen könnte, würde natürlich keineswegs ausreichen. Es studieren gegenwärtig im Durchschnitt etwa 350 junge Hamburger auf deutschen Universitäten; und wenn auch der eine oder andere aus Sparsamkeitsgründen in seiner Vaterstadt bleiben würde, so wäre es doch für die Gesamtheit gerade der jungen Hamburger sehr zu bedauern, wollten sie sich nicht auch einmal die Luft in einer anderen Universitätsstadt längere Zeit um die Nase wehen lassen. Andrerseits wird wohl kaum bestritten werden, daß eine Hamburger Universität von älteren Semestern starken Zuzug erhalten würde, die sich durch die besondere Ausgestaltung nach bestimmten Richtungen, von der oben die Rede war, angezogen fühlen würden, wie auch, daß die Söhne der beiden anderen Hansestädte gern in Hamburg studieren würden; merkwürdig, daß der Plan noch nicht aufgetaucht ist, wie Jena eine Gesamtuniversität der thüringischen Staaten darstellt, in Hamburg eine hanseatische Gesamtuniversität zu gründen.

Noch eine andere Befürchtung, die nicht so sehr öffentlich, wie in Privatkreisen häufig mit aller Deutlichkeit ausgesprochen wird, muß recht ernst genommen werden: daß nämlich manche Professoren einen Ruf nach Hamburg ablehnen oder, hätten sie ihn angenommen, doch trotz hohen Gehaltes wieder von Hamburg fortzukommen suchen würden, weil sie durch Diners zu stark in Anspruch genommen werden möchten. Tatsächlich klagen viele Akademiker, die eine Zeit lang in Hamburg gelebt haben, daß sie in Gefahr gewesen seien, über Gebühr als „Dineronkels" in Anspruch genommen zu werden, und wirklich haben manche aus diesem Grunde Hamburg den Rücken gekehrt. Aber es wird sich doch nicht verkennen lassen, daß diese Gefahr von einem entschlossenen Lehrkörper gleich in den ersten Semestern durch festes Einhalten gemeinsamer Vereinbarungen beseitigt werden kann; ich glaube z. B. kaum, daß ein Lehrkörper, wie ihn die Straßburger Universität gleich bei ihrer Begründung aufwies, dieser Gefahr nicht gleich in den ersten Jahren den Garaus gemacht hätte. Einzelne Mitglieder des Professorenkollegiums werden trotzdem an den guten Beefsteaks, die man in Hamburg ißt, an den guten Weinen, die man hier trinkt, an Austern und Sekt mehr Gefallen finden, als ihrer Tätigkeit gut ist. Aber ist diese Gefahr nicht auch in anderen Städten fühlbar? Es gibt wohl kaum eine Universität, auch unter den ganz kleinen nicht, die diesen Typus des Universitätsprofessors nicht aufwiese; ein Glück, daß er die Ausnahme bildet.

Die gewichtigsten Einwürfe aber, die dem Plan einer Hamburger Universitätsgründung gemacht worden sind, scheinen mir in der Kostenfrage und in der Behauptung zu liegen, daß das öffentliche Vorlesungswesen in seiner heutigen Gestalt gar nicht so sehr zu der Entwicklung zur Universität hindränge, als zur Ausgestaltung zu Volkshochschulkursen. Man ist sich offenbar über die Bedeutung dieser Frage noch nicht ganz klar geworden, kennt auch wohl das beste Vorbild von Hochschulkursen, das es gibt — das Wiener —, nicht genau genug, um entschlossen und bewußt den einen oder den anderen Weg gehen zu können.

Tatsächlich halten die von der Hamburger Oberschulbehörde veranstalteten öffentlichen Vorlesungen heute noch die Mitte zwischen Volkshochschulkursen und den als „Publica" bezeichneten öffentlichen Vorlesungen der Universitäten inne. Denn einesteils sind durch die nicht ganz einwandfreie Organisation die Mitglieder der ärmeren Bevölkerungsschichten von den Vorlesungen, obwohl diese unentgeltlich sind, so gut wie ausgeschlossen, anderenteils stehen neben streng fachwissenschaftlichen Vorlesungen solche (namentlich literaturgeschichtlichen Inhalts), die eine nachhaltige Wirkung nicht hinterlassen, auch irgend welche Mitarbeit des Hörers — die Vorbedingung dazu — nicht fordern. Leider hat die Bürgerschaft, als der Senat im Jahre 1899 die Erbauung eines Gebäudes für die Vorlesungen der Oberschulbehörde zum Preise von 500,000 Mark beantragte, diesen Antrag abgelehnt; wahrscheinlich wäre die Frage sonst schon weiter gediehen. Zweifellos ist sie aber nur vertagt, und bei näherer Prüfung wird man sich hoffentlich dafür entscheiden, diese Vorlesungen zu Volkshochschulkursen auszubauen. Kann man gleichzeitig eine Universität errichten — sehr schön; dann kann man sie leicht mit dieser vereinigen.

Vorläufig steht dem noch die Kostenfrage hindernd entgegen.

Denn daß die etwa 50,000 M., die die Oberschulbehörde jetzt jährlich für ihr Vorlesungswesen ausgibt, nur ein ganz kleiner Teil der für eine Universität notwendigen Mittel sein würden, beginnt man auch in weiteren Kreisen in Hamburg allmählich einzusehen. Als die Frage der Universitätsgründung vor einigen Jahren wieder auftauchte, hatte man sich nämlich außerhalb der Fachkreise und außerhalb der Oberschulbehörde gar keine Vorstellung davon gemacht, welche Summen schließlich dafür erforderlich sein würden. So beschloß z. B. der Grundeigentümer-

Verein, der eine Befruchtung der Hauswirtzinsen von der Universitätsgründung erhofft, dem Senat für diese eine Summe zur Verfügung zu stellen, die trotz ihrer Kleinheit in einer Art und Weise angeboten wurde, daß man annehmen mußte, der Verein hielte damit einen nicht unerheblichen Teil der Kosten für gedeckt. Allmählich bereitet sich nun hierin ein Umschwung vor; aber wenn nun davon die Rede ist, daß die Jahresausgaben mindestens eine Million Mark betragen müßten, so wird man gewöhnlich recht kleinlaut. Sicherlich ist diese Summe, oder ein ihr entsprechendes Kapital von etwa 30 Millionen Mark, schwer zusammenzubringen; unmöglich darf ihre Aufbringung für Hamburg nicht sein, und ist es auch tatsächlich nicht. Denn obwohl der Stadtstaat Hamburg nur etwa eine dreiviertel Million Einwohner zählt, weist doch sein Staatsbudget in Einnahme und Ausgabe die riesige Summe von mehr als 100 Millionen Mark auf. Auch ist in Hamburg ein solcher Reichtum zu finden, daß die Aufbringung der genannten Summe in kurzer Zeit möglich sein würde — wäre die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Universitätsgründung in den wohlhabenden Kreisen erst einmal wirklich wach geworden. Das wird aber die größten Schwierigkeiten haben, denn man ist in Hamburg mehr noch als anderwärts in das betrübende Fahrwasser des reinen Wohltätigkeitssportes gekommen: d. h. man kann für wohltätige, natürlich auch für kirchliche Zwecke ungemessene Summen erhalten (ich brauche kaum an Aalesund zu erinnern) — für rein gemeinnützige oder gar für geistige Zwecke Geld aufzubringen, ist dagegen unendlich schwer. Das ist in der allgemeinen Entwicklung begründet, die nicht nur Hamburg, auch die übrigen deutschen Städte in den letzten drei Jahrzehnten genommen haben. Immerhin scheint ein Anfang zur Besserung, wie schon erwähnt, bemerkbar zu sein; ob er schnell genug weitergreifen wird, um die Ausführung des Hamburger Universitätsplanes bald zu ermöglichen, ist die Frage. Verhandlungen mit einem ungewöhnlich reichen Hamburger, der jetzt im Auslande lebt, und von dem man munkelte, daß er geneigt sei, 20 Millionen Mark für die Universität herzugeben, haben sich einstweilen zerschlagen.

Dagegen ist seit zwei Jahren der Plan der Begründung einer **Handelshochschule** in Hamburg mit Lebhaftigkeit verfochten worden, während er bis dahin fast allgemeine Ablehnung fand. Die Broschüre des Hamburger Großkaufmanns W. Breymann: „Bildung und Aufgaben des Großkaufmanns" (Hamburg: Hermann Seippel, 2. Aufl., 1904) hat die ursprüngliche Abneigung dagegen besiegt. Breymann hat darauf hingewiesen, daß die kaufmännische Bildung seit 100 Jahren — in demselben Zeitraum also, der auf allen übrigen Gebieten des Bildungs- und Erziehungswesens die größten Fortschritte zeigt — stehen geblieben, daß dies um so bedenklicher sei, als der Kaufmannsstand im letzten Jahrhundert sich zu einer weit geachteteren, einflußreicheren und mächtigeren Stellung emporgeschwungen habe. Man könne nicht mehr im Ernste glauben, „daß ein durch das Einjährigen-Examen bedingtes allgemeines Wissen mit anschließender dreijähriger Lehrzeit und einjähriger Militärpflicht tatsächlich als Vorbildung für den jungen Kaufmann" genüge. „Kann jenes Wissen wirklich eine höhere geistige Reife und die Befähigung verleihen, um nach einem langjährigen Aufenthalt in den überseeischen Ländern, im ständigen Verkehr mit tief unter unserer Kultur stehenden Völkern, verständnisvoll mitzuarbeiten an den in immer wachsendem Maßstabe an uns herantretenden wirtschaftlichen und sozialpolitischen Kulturaufgaben? Ist nicht vielmehr zu befürchten, daß sich in der Verwaltung des Hamburger Staatslebens, das laut Verfassung auf die Mitwirkung des Großkaufmannsstandes in hervorragender Weise angewiesen ist, ein Mangel fühlbar machen wird an bürgerlichen Mitgliedern mit genügend wissenschaftlicher Vorbildung?" Breymann führt für seine Ansicht auch den Direktor der Norddeutschen Bank in Hamburg ins Treffen, der betont hat, daß „für eine gedeihliche Entwicklung der deutschen Kolonien, sowie des deutschen Exporthandels vor allem intelligente Kaufleute nottun, Männer von klarem Blick und von festem Charakter, Männer welche neben ihrer geschäftlichen Tätigkeit die fremden Völker für deutsche Sitte und deutsche Kultur zu gewinnen in der Lage sind". Die bedauerliche Erscheinung, daß so viele Deutsche im Ausland (nicht nur in den Vereinigten Staaten) sich häufig schon in der ersten Generation von anderen Völkern aufsaugen lassen, wie z. B. von dem Mischmasch von Spaniern und Portugiesen, Indianern und Negern in Südamerika, spricht allerdings nicht dafür, daß die ins Ausland gehenden Deutschen in ihrer Mehrzahl tiefere Bildung, gefestigten Charakter, oder auch nur ein klares Bewußtsein von dem Werte deutscher Kultur und deutscher Bildung haben.

Yorck von Wartenburg macht in seiner „Weltgeschichte in Umrissen" die treffende Bemerkung, daß England und Nordamerika einen großen Teil ihres befähigtsten Menschenmaterials in den Dienst ihres Wirtschaftslebens stellen, während Deutschland einen unverhältnismäßig großen Teil seiner besten geistigen Kraft in den Offiziersrock steckt. Umsomehr ist es sicherlich notwendig, durch gründliches Wissen und gediegene Bildung diesen Vorsprung wieder wett zu machen. Breymann, und mit ihm wohl der größte Teil des Kaufmannsstandes, soweit er überhaupt die Notwendigkeit einer besseren Bildung anerkennt, glaubt nun, daß eine Steigerung der kaufmännischen Bildung sich am besten durch die Gründung von Handelshochschulen erzielen lasse. Allerdings gehen die Ansichten schon darin auseinander, für wen diese Anstalten bestimmt sein sollen. Denn während die in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossenen fünf Handelshochschulen in Deutschland, denen als sechste binnen kurzem die Berliner sich anschließen wird, und die noch eine ganze Anzahl weiterer Schwestern erhalten sollen, der Bildung weiterer Kreise des Kaufmannsstandes dienen sollen, fordert Breymann ausdrücklich, daß eine in Hamburg zu begründende Handelshochschule nur für einen sehr kleinen Prozentsatz der jungen Kaufleute bestimmt sein solle: nur für diejenigen nämlich, die „durch Geburt, Veranlagung oder einflußreiche Verbindungen berufen erscheinen, in späteren Jahren als Leiter größerer ererbter Geschäfte, als Direktoren von Banken, Fabriken, Versicherungsgesellschaften oder Verkehrsunternehmungen, kurz als „captains of commerce and industry", wie die Engländer diese Großkaufleute nennen, zu wirken, und denen die Mittel zur Erlangung einer besseren Bildung zur Verfügung stehen, während dagegen alle diejenigen, welche sich auf die mehr mechanischen Arbeiten des kaufmännischen Berufs vorbereiten, und welche bereits in jüngeren Jahren darauf angewiesen sind, sich selbst zu erhalten, von selbst ausscheiden".

Es scheint mir zweifelhaft, ob diese Forderung Breymanns richtig ist. Vielmehr glaube ich doch die Ursache des überlegenen Gewichts Deutschlands auf dem internationalen Konkurrenzmarkte zum Teil gerade darin sehen zu sollen, daß die Bildung **breiterer** Bevölkerungsschichten in Deutschland die Bildung derselben Schichten im Auslande übertraf. Das Schlagwort vom Schulmeister von Sadowa ist wirklich mehr als eine Redensart. Die Engländer wissen sehr wohl, weshalb sie unser Bildungswesen immer mehr mit Neid betrachten, aber auch mit allem Eifer studieren; und die Franzosen haben nach 1870/71 neben der Reorganisation ihrer Armee keine wichtigere Aufgabe gekannt, als die Verbesserung ihres Bildungswesens nach deutschem Muster, keine Summe ist ihnen dafür zu hoch gewesen. Und wie z. B. der badische Fabrikinspektor Wörrishofer wiederholt betont hat, daß die Intelligenz der Leitung allein nicht ausreiche, um Fortschritte in die Industrie einzuführen, daß vielmehr die notwendige Voraussetzung dieser Fortschritte das Vorhandensein intelligenter Organe bis zum letzten Arbeiter herab sei, so glaube ich, daß es auch in kaufmännischen Geschäften durchaus darauf ankommt, daß nicht nur ein intelligenter, fähiger und gebildeter Mann an der Spitze steht, sondern daß auch die Prokuristen, die Abteilungsvorsteher, ja jeder einzelne Kommis eine Bildung besitzen, die sie befähigt, durch Schnelligkeit der Auffassung, Genauigkeit der Ausführung, schnelles Eingehen auf alle besonderen Wünsche und Ver-

hältnisse ihrem Geschäft nicht nur als rein mechanische Arbeitskräfte zu dienen.

Immerhin ließe sich wohl eine Aenderung auch noch später treffen, selbst wenn die Handelshochschule ursprünglich den Hauptwert auf die Erweiterung der Bildung der übergeordneten kaufmännischen Kräfte legen sollte, wofür sich natürlich auch Gründe anführen ließen. Einstweilen ist es aber noch nicht so weit, daß die Eröffnung der Handelshochschule bevorstände — denn zunächst handelt es sich auch hier um die Kostenfrage. Da es selbstverständlich ist, daß eine Universität, wenn sie auch Stiftungskapital erhält, vom Staat verwaltet und unter Umständen auch erhalten werden müßte, erhebt Breymann einfach die Forderung, der Staat solle statt einer Universität nun die Handelshochschule begründen und die Mittel für ihre Unterhaltung in Bereitschaft stellen. Zur Begründung seines Verlangens beruft er sich darauf, daß der Großkaufmann der größte Steuerzahler des Staates sei, und daß der Staat für dessen Bildungsbedürfnisse umsomehr sorgen müsse, als er bisher wenig dafür getan habe. Mit völliger Naivität wird also unerwähnt gelassen, daß der Großkaufmannsstand gerade infolge seines Reichtums sehr wohl in der Lage ist, eine Handelshochschule aus eigenen Mitteln zu schaffen, während die liberalen Berufe, die auf die Universität angewiesen sind, sich nicht in dieser günstigen Lage befinden. Tatsächlich sind auch für Handelshochschulen sowohl in Deutschland wie allenthalben im Auslande große Summen von reichen Kaufleuten gestiftet worden: Breymann hätte also die Forderung, daß der Hamburger Großkaufmannsstand für eine Handelshochschule einige Millionen hergeben solle, mit gutem Recht und auf Beispiele gestützt, etwas energischer erheben können. Meiner Ansicht nach besteht eine Verpflichtung, für eine lediglich der Bildung des Großkaufmannsstandes dienende Einrichtung Mittel herzugeben, für den Staat keineswegs; denn so groß sein Interesse an der Entwicklung von Handel und Industrie ist und sein muß, so liegt doch die erwünschte Verbesserung des kaufmännischen Bildungswesens so sehr im eigensten Interesse des Großkaufmannsstandes selbst, daß er die Kosten mindestens zum größeren Teile selbst aufbringen müßte, zumal er eben durchaus dazu imstande ist.

Ob allerdings überhaupt die Begründung einer Handelshochschule wünschenswert ist, steht auf einem ganz anderen Blatt. Man ist plötzlich für diese neue Art von Bildungsanstalten so eingenommen, daß sich jedem unbefangenen Beobachter ein leiser Zweifel daran aufdrängen muß, ob heute des Guten in dieser Richtung nicht etwas zu viel geschieht. Man sollte bei jeder neuen Bildungseinrichtung mit der Möglichkeit rechnen, daß sie in der ersten Zeit stärker benutzt wird als später: aus Neugierde sowohl, die sich bald abkühlt, wie auch aus dem Grunde, daß sich eine Menge von Bildungsbedürfnis angesammelt hat, die in der ersten Zeit eine Ueberflutung veranlassen kann, nach Befriedigung dieses angestauten Bildungsbedürfnisses aber sich allmählich in einen ruhigeren Strom wandelt. Heute läßt sich nun zwar noch kaum übersehen, ob dieser Zeitpunkt in Deutschland für die Handelshochschulen schon eingetreten ist.

Außerdem ist noch sehr die Frage, ob zur Befriedigung des kaufmännischen Bildungsbedürfnisses die Form der Handelshochschulen die richtige ist. Von Kennern unseres Hochschulwesens, z. B. von Professor G. Schanz in seiner beachtenswerten Würzburger Rektoratsrede im Jahre 1902 wird den Handelshochschulen keine günstige Zukunft vorausgesagt. Man bedauert es — wie mir scheint mit Recht —, daß die Zersplitterung unseres Hochschulwesens durch ihre Begründung noch weiter getrieben wird. Daß die Universitäten sich seinerzeit die Eingliederung der technischen Fächer entgehen ließen, hat sich als ein schwerer Fehler herausgestellt, und es erheben sich heute mehr als je gewichtige Stimmen, die einer Vereinigung von Universitäten und technischen Hochschulen das Wort reden. Neben diesen beiden Hochschularten stehen dann noch die Bergakademien, die tierärztlichen Hochschulen, die landwirtschaftlichen Hochschulen u. s. w. Daß sie mit ihrer getrennten Verwaltung und mit ihren getrennten Lehrkörpern teurer arbeiten und nur eine beschränktere Lehrtätigkeit entwickeln können, als wenn sie eine Gesamthochschule bildeten, liegt wohl auf der Hand; um so mehr muß man es bedauern, wenn die Zersplitterung durch Begründung besonderer Handelshochschulen nun noch weiter getrieben wird. Es ist daher ein beachtenswerter Vorgang, daß die Züricher Universität ihrer staatswissenschaftlichen Fakultät eine ordentliche Professur für die Handelswissenschaften angegliedert hat.

Daß eine Handelshochschule in Hamburg dem geistigen Leben der Stadt möglicherweise kaum neue Nahrung zuführen würde, ist auch ein Grund, der gegen ihre Errichtung und für jeden Plan einer allgemeineren Hochschule sprechen müßte. Das Uebergewicht der Handels- und Erwerbsinteressen über die geistigen ist in Hamburg ein so großes, daß es eine nicht zu unterschätzende kulturelle Gefahr bietet. Unsere ganze Kultur ist ja überhaupt in Gefahr, sich allzu stark nach der materiellen Seite hin zu entwickeln. Gerade für eine Stadt wie Hamburg, die dieser Gefahr in besonderem Maße ausgesetzt ist, sollte man kein Mittel unversucht lassen, ihre geistige Bedeutung zu heben. Daß das durch die Begründung einer Universität mit angegliederten Volkshochschulkursen eher als durch die einer Handelshochschule geschehen kann, glaube ich im vorstehenden gezeigt zu haben. Die Durchtränkung des öffentlichen Lebens in Hamburg mit wissenschaftlichen Bestrebungen würde hoffentlich für die Wissenschaft selbst auch den Vorteil mit sich bringen, daß die großen Reichtümer, die in Hamburg zu finden sind — oder die großen Einkommen, da die Hamburger behaupten, daß ihr Reichtum nicht im Kapitalbesitz bestehe — für die Zwecke der Wissenschaft weit mehr als bisher nutzbar gemacht werden könnten. Wie stark der Gewinn für das geistige Leben nach der einen oder anderen Richtung sein würde, hängt allerdings ganz von dem organisatorischen Geschick ab, mit dem man an die Aufgabe herantreten wird; dafür ist die wichtigste Frage, die richtigen Männer zu gewinnen — eine Kunst, die in Hamburg nicht immer heimisch gewesen ist.

Frieda Freiin v. Bülow.*)

Eine literarische Skizze von S. Hoechstetter.

Die Entwicklungszeit, die Sturm- und Drangperiode, die Flegeljahre stehen bekanntlich unter der Devise Caesare Borgias „aut Caesar aut nihil“. In dieser Zeit nennt man gerne die Mitlebenden (sich selbst und einige Erwählte ausgenommen) borniert, d. h. begrenzt; man ist sowohl Anarchist des Geistes als Atheist und wer nicht gleich ein neues unsterbliches Ideal, eine neue große Weltanschauung aufbauen kann oder doch ersehnt, hat wenig zu geben. Wenn ich vor fünf oder sechs Jahren die Romane der Freiin v. Bülow gelesen hätte, würde ich gedacht haben: Gott segne diese Dame und lasse sie noch lange den einfachen, den Ur- und den Hochadel schildern. Nun, ich habe die Bücher Frieda v. Bülows nicht vor sechs Jahren gelesen, sondern in neuerer Zeit. Ich habe auch manche Kritik über diese Romane gelesen, und da Kritiken meist nicht von denen, die noch aut Caesar aut nihil sagen, geschrieben werden, wundert es mich sehr, noch nie über F. v. Bülow gehört zu haben, sie sei eine Revolutionärin.

Ich habe nur einmal gelesen, daß sie mit der Jugend ginge, was einem geläuterten und edlen Berliner Literarhistoriker heftig mißfiel, dieweil er gegen die Jugend geht. Also, die Freiin v. Bülow ist eine Revolutionärin. Madame de Staël, George Sand, die mit Unrecht vergessene Vorkämpferin der Frauenbefreiung in Schweden,

*) Die hier erwähnten Romane F. v. Bülows: „Der Konsul“, „Tropenkoller“ (auch in franz. Ausgabe), „Ludwig von Rosen“, „Einsame Frauen“, erschienen bei Fontane, Berlin, „Hüter der Schwelle“, „Allein ich will“, „Abendkinder“, „Die stilisierte Frau“, „Im Lande der Verheißung“ bei Reißner, Dresden, „Margarethe und Ludwig“ bei Engelhorn, Stuttgart.

Friederike Bremer, grüßen herüber. Charles Dickens ist ein Anverwandter im Geist.

Das will nicht heißen, daß die Freiin von Bülow über jeden Vorwurf 1200 Seiten schriebe und daß am Schlusse der 1200 Seiten ungefähr alle vorhandenen Menschen jeden Alters sich verlobten, wie etwa bei den Nicklebys. Das soll nicht heißen, daß F. v. Bülow zwar wie Charles Dickens Revolution mache, Humor, ein warmes Herz und eine rasche Feder habe, aber für die Form eines modernen Romans wenig Verständnis.

Um der Form willen wird man allerdings nicht nach F. v. Bülows Büchern greifen. Sie hat zwar jene „Stilisierte Frau" geschrieben, die den geläuterten Literarhistoriker so ärgerte, aber ihre Eindrücke, ihre Beobachtungen, ihre Darstellungsweise stilisiert sie nicht. Es fallen einem zuweilen Bilder der alten deutschen Schule, es fällt einem der Buddhismus ein — jedem Gräslein und Lebewesen ist sein Platz gegönnt. Auch erfahren wir reichlich viel von den reichhaltigen Toiletten der Gestalten. Alle Schicksale erfüllen sich bis ins kleinste und es wird uns nicht viel zum Erraten gelassen, — ja zuweilen überdauert die Lektüre noch die Schicksale, bis diese schon wieder verblassen.

Die Komposition ist gemächlich, die Form in manchen Büchern etwas zu eilig gegossen. Diese Bemerkungen — sie gelten den auf deutschem Boden spielenden Romanen — sind nicht aus Freude an Kritik gemacht. Sie sind ausgesprochen, weil die Komposition der Bücher F. v. Bülows ihren Gehalt etwas verdunkelt. Allzu leicht könnte jemand, der eine flüchtige Probe nimmt, denken, es handelt sich um Familienromane — sehr gebildete, sehr kluge, aber doch Familienromane. So besonders in dem Buch, das ich für Frieda v. Bülows bedeutendstes deutsches halte, dem Roman „Hüter der Schwelle". Man liest viele kleine Dinge aus dem Leben dieser verschiedenen Adelsfamilien. Man könnte schon denken, es ist eine Schule des guten Tons in hochwohlgeborenen und hochgeborenen Kreisen, wie Herrn von Ompteдas berühmte Trilogie „Deutscher Adel um 1900".

Erst wer in Ruhe sich durch manche Angst wegen gekochten Rindfleisches auf einem freiherrlichen Tisch, durch manches Aehnliche liest, merkt, daß all diese Kleinigkeiten Steine aus einem sorglich zusammengesetzten, wohlbedachten Mosaik sind, daß Sein und Zielbewußtsein hier auch das Kleinste durchdringt.

Die Handlung des Romans ist in Kürze: ein blühendes junges Mädchen heiratet einen schönen Grafen, in dem es nebenbei auch einen Menschen sieht. Doch der schöne Graf ist kein Mensch, er ist nur die Funktion einer Institution, eben der Gräflichkeit einer alten Familie, die in noch erschreckend reicher Mitgliederzahl eine Burg bewohnt. Dorthin wird das Opfer geführt — und all die Personen, welche keine Menschen, sondern nur Funktionen der Gräflichkeit sind, quälen sie mit unsäglich edlen und standesgemäßen Quälereien zu Tode, was wenig auf sich hat, da sie sich ja vorher noch auf ihre Pflicht besann und den lebenskräftigen Erben herbeischaffte. In diesem Buche gibt der Stoff die Form.

Meine Bedenken über die etwas zu lockere Zügelführung treffen die anderen Romane. In „Allein ich will", dem Buch mit außerordentlich reizvollen Bildern Thüringer Landschaft, Thüringer Landlebens, kämpft ein Pastor gegen die Natur. Sie ist bei ihm Sinnlichkeit genannt und er geht in dem Kampf zu Grunde, wird von dem ewig überlegenen Willen zum Leben aus dem Buche des Lebens gestrichen.

In „Margarete und Ludwig" ist eine kleine Schilderung, die ich hier erwähnen möchte: ein vortrefflicher Graf führt seine Töchter je zwei Winter nach Berlin. Gelingt es ihnen in dieser Zeit nicht, dem Hause einen Schwiegersohn zu verschaffen, so müssen sie — zwanzig- bis einundzwanzigjährig — ins Stift.

In den „Abendkindern" sehen wir die letzte Generation eines alten, müden Hauses leise verlöschen „wie den Tag im Abendgrauen". In den „Einsamen Frauen", einer Novellensammlung, ist das Thema von ereignislos verlöschenden Leben anklagender gehalten

Ueber all diesen Schicksalen aber leuchtet, solange es möglich ist, ein Stück Sonne — ein warmer Humor, der diese stillen Tragödien wohltuend abhebt von der undurchbrechlichen Freudlosigkeit Gabriele Reuterscher Darstellung. Mit großer erzählerischer Gewandtheit, mit großer Vorurteilslosigkeit, mit viel Plastik sind diese Bücher geschrieben. Manche feine und geistvolle Bemerkung zeichnet sie aus.

Es klingt nicht sehr nach Revolution, was ich da referiere. Nicht nach der Revolution, die mit Keulenschlägen die Burgen der Welt stürmt und Bilder von Altären stürzt. Ja, vor fünf, sechs Jahren hätte ich die Baronin Bülow auch nicht für eine Revolutionärin gehalten. Andrerseits vielleicht sogar bei den „Hütern der Schwelle" gedacht: es mag sich jedes Haus für ein Oranien halten, mit dem der Mut erlöschen würde, für ein Spanien karlistischer Zeit, mit dessen Untergang die Sonne untergehen würde, für Stuarts, mit denen die echte Rasse versänke. Frieda v. Bülow betört dieser einseitige Charme nicht.

Frieda v. Bülow, die Revolutionärin, spricht kein „j'accuse". Sie *schildert* nur. Sie schildert, wie die Konvention Menschen zerbricht, zerstört, steril macht. Sie schildert die Hüter der Schwelle, sie klagt sie nicht an — sie sucht sogar nach Begründungen für die Handlungen der Personen, die nur Funktionen der Idee Feudalität sind.

Sie schildert nur: aber wenn man schon in solchen Schlössern solche Bücher liest, so muß man sich wohl seiner gespiegelten Eigenschaften nicht gerade freuen. Sie schildert, was in engen Wänden und in verengten Herzen gilt. Sie schildert, wie die alten, ewigen Urfeinde des Lebendigen, Entwicklungsfähigen, die bigotten Junker, Junkerinnen und Pastoren Bachascher Ausprägung am Werke sind, als Hüter der Schwelle, die hinausführt in die Freiheit, in die Glückseligkeit, den jubelnden Untergang oder — ins Land der Verheißung?

Für Frieda v. Bülow war einmal Ostafrika das Land der Verheißung, oder, was hier in Betracht zu ziehen ist, sie ließ es den Gestalten von ihren Gnaden sein. Der geschlossenste, formal glücklichste Roman aus Ostafrika scheint mir „Der Konsul" — ein Buch von außerordentlicher Kraft und Verve. Liebenswerter, herzenswärmer bleibt, wenn man ein paar allzu mondaine Kleinigkeiten wieder vergessen hat, das kluge, tüchtige, strahlende Buch vom Lande der Verheißung im Gedächtnis. F. v. Bülow hat auch noch den „Tropenkoller" und die Vorgeschichte einer durch alle Kolonialromane gehenden Gestalt, „Ludwig von Rosen", geschrieben. (Zwei Teile von den dreien dieses Buches hätten unterdrückt bleiben dürfen.) Ich halte diese Arbeiten für ein geschlossenes Ganze: die Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Kolonien.

Wer sie unbefangen liest, wird, auch wenn er bisher der Kolonialfrage gleichgültig gegenüberstand, wenigstens Interesse dafür bekommen. Man sieht neben den jungen Leuten, die das rasche Avancement, Gründerspekulation oder zwingende Europamüdigkeit hinlockte, so viel begeisterte, von Mut erfüllte Menschen, daß man glauben muß, die Ursache dieser Wirkungen ist eine große Macht. Schöpferwille, Erobererlust erfüllt die Kinder des Landes der Verheißung, und Erobererlust ist Jugend, Schöpferwille ist Verantwortlichkeitsgefühl.

Wir sehen, wieviel an Menschenwollen, Menschenleben diesen Ländereien geopfert wurde — wir haben es ja wohl auch in der Zeitung gelesen, wie viele Männer dort schon fielen. Das waren Namen und Zahlen. In diesen Büchern werden die Namen zu lebendigen Intelligenzen, zu lebendigen Herzen — nicht mehr Glücksritter, nicht mehr aus zwingenden Gründen europamüde, sondern mutige und tapfere Menschen stehen vor uns. Nicht mehr ein herzlich gleichgültiges Land da unten in Afrika sind die deutschen Kolonien, sondern ein von Wagemut und Tatkraft und seltsamem Reiz erfülltes Neuland — eine neue Provinz des Heimatlandes. — Dieses aus einem, mich dünkt, spröden Stoff gestaltet zu haben, scheint mir ein außerordentliches Verdienst der Freiin v. Bülow.

Nun kommt die Revolutionärin aus dem alten Europa (daß die Kolonialromane vor den deutschen geschrieben sind, scheint mir kein innerer Logos, sondern ein zeitlicher Zufall), die Revolutionärin aus dem alten Deutschland trägt die glühendste Liebe für dieses reparaturbedürftige Land hinaus in das der Verheißung! Die sympathischsten der Helden in Ostafrika erfahren wahrhaftig genug des Ungemaches (um nicht mehr zu sagen), das aus Berlin diktiert wird.

Aber nie hören sie auf, in der alten Heimat das Mutterland des Landes der Verheißung zu sehen. Sie singen nicht Deutschland, Deutschland über alles —, aber wie man seine Mutter nicht vergißt, so vergißt man sein Vaterland nicht. Wie man seine Mutter nicht schmähen läßt, läßt man sein Vaterland nicht schmähen, heißt es ungefähr.

Das führt zurück zum Ausgang. Die Revolutionärin, die nicht anklagt, nur zeigt, sie zeigt, weil sie liebt. Weil sie das Vaterland liebt, trotzdem es seine Kolonien so seltsam behandelt, weil sie die armen, um ihr Leben betrogenen „Abendkinder“ und „Einsamen Frauen“ lieb hat, und weil sie die schönen, alten Burgen Thüringens lieb hat, deren Schwellen gehütet werden, und weil sie denjenigen lieb hat, der in seinem Untergang Oranien oder Spanien untergehen sehen würde — den Aristokraten.

„Laßt uns ritterlich kämpfen,“ sagt einmal einer ihrer Helden. Nun wohl, daß sie ritterlich kämpft, werden auch ihre Feinde von Frieda v. Bülow sagen müssen. Denn sie zeigt an ihren Gegnern an sich nicht unedle Motive des Handelns. Sie kämpft gegen Vorurteile, von denen wir Freien nicht wußten, wie sehr sie noch existieren. Sie kämpft für die, über deren Existenz wir vielleicht ein wenig hinwegsahen. Sie kämpft für das, was einer ganzen Kaste offiziell hochwohlgeborener und hochgeborener Frauen unerschlossen ist: die Freiheit des Denkens, des Glaubens, des Handelns, Selbstbestimmung, Persönlichkeitsrecht. In diesem Kampf klirrt nicht der Fehdehandschuh, es erklingt kein „j'accuse“. Für Afrika warb sie als eine Begeisterte. Für die Sache der Freiheit spricht sie mit warmen Worten — arbeitet sie mit klug beherrschten Mitteln. Dies ist wohl erfolgreicher, die Festung gewisser Anschauungen zur Kapitulation zu zwingen, als der laute Ruf: Revolution.

Reformatorische, revolutionäre Gedanken, Ideen und Wünsche haben wohl Frieda v. Bülow zur Literatur geführt — zur Literatur, die in ihr auch eine warme und verständnisvolle Kritikerin hat.

Das ist viel — und es würde doch zu wenig sein, wenn F. v. Bülow nicht noch andere Qualitäten besäße. Ich habe ihre starke Beobachtungsgabe, ihre erzählerische Gewandtheit, ihre Vorurteilslosigkeit, ihr Vergleichungsvermögen genannt. Das würde mehr als genug sein, gute Romane schreiben zu können. Frieda Freiin v. Bülow bringt mehr mit: sehr viel herzlichen Humor und eine große Liebe zu dem Land, durch das die Abendkinder, die Hüter der Schwelle, der Pfarrer Bacha und die junge Gunne gehen. Und diese Liebe verleiht ihren Büchern zuweilen die Züge des Unvergeßlichen — erhebt sie über das Gute, Ehrliche, Tüchtige, wie sich ihre sehr geliebten Burgen Thüringens über der dauernden, grünenden Erde erheben.

Bücher und Zeitschriften.

Von „Dogmen der Erkenntnistheorie“ sprechen, wie Fred Bon in einem 1902 bei Wilhelm Engelmann verlegten Buche (VIII und 349 Seiten gr. 8) tut, heißt eigentlich so viel, wie die Möglichkeit eines voraussetzungslosen Erkennens behaupten, eines Erkennens, das sogar der logischen Axiome entraten kann. So weit versteigt sich aber Bon nicht, da er den heiklen Charakter eines solchen Unternehmens, wie aus mehreren hierauf bezüglichen Stellen der in höchst anregender und trefflich durchgeführter Dialogform sich darbietenden Argumentation zu entnehmen ist, nicht verkennt. Da es aber eine in Worte gefaßte und allseitig erschöpfende, alleinherrschende Erkenntnistheorie weder je gegeben hat noch heute gibt, ist das Paradoxon Bons nicht ohne Berechtigung. Es handelt sich für ihn zunächst um das Berkeleysche Dogma, wie es sich in dessen „Prinzipien der menschlichen Erkenntnis“ findet, daß nämlich die Bedeutung eines Wortes oder eines Begriffes auf der begleitenden Vorstellung beruhe, bezw. daß man, um eine Annahme von einem Dinge zu machen oder ein Urteil über dasselbe zu fällen, es zum Vorstellungsinhalt erheben müsse. Die Behauptung, daß eine wahre Aussage über das Transcendente, insofern es niemals vermittels unserer Sinnesorgane oder anderweit hat bewußt werden können, unmöglich ist, ist bekanntlich auch Aristoteles und Hume eigen. Die hierher gehörigen Erörterungen, welche auf eine Widerlegung dieser Behauptung abzielen, haben zunächst das Ergebnis, daß dasjenige, was ein Wort oder ein Satz bedeutet, zu unterscheiden ist von dem, was Wort oder Satz bezeichnen, worauf sie sich beziehen; für das erstere wird der Name „Begriffsbedeutung“ oder „Denkinhalt“, für das letztere „Notat“ oder „Denkgegenstand“ vorgeschlagen. Der Denkinhalt nun ist gemäß der Selbstbeobachtung mit irgend einem Bewußtseinsinhalt nicht identisch, so daß eine gewöhnlich vernachlässigte Unterscheidung zwischen 1. Begriff, 2. Begriffsbedeutung, 3. Transcendentes Notat und 4. Begleitende Anschauung, von denen übrigens immer nur die drei ersten zur naturwissenschaftlichen Erkenntnis gehören, unerläßlich ist. Auf einer Vermengung der vier Faktoren beruht nach Bon der Monismus; behaupten, daß die unabhängige Wirklichkeit ein Abstraktionsprodukt ist, heißt es sodann bei Bon, ist eine **contradictio in adjecto**, da doch höchstens der auf diese Wirklichkeit sich beziehende Denkinhalt ein Abstraktionsprodukt sein kann. Das Berkeleysche und die verwandten Dogmen sind nach Bon unhaltbar, da sie übersehen, daß unsere Gedanken sich auch auf zur Zeit nicht Vorhandenes beziehen können und den Begriffsbedeutungen wirklich entsprechende Anschauungen nicht nur während des Denkens fehlen, sondern überhaupt niemals auftreten. Das „Kantische Dogma“: demzufolge wir von den reinen Verstandeswesen weder etwas Bestimmtes wissen noch wissen können, weil unsere reinen Verstandesbegriffe als reine Anschauungen nur auf Gegenstände möglicher Erfahrung, d. h. auf bloße Sinneswesen gehen und denselben im übrigen nicht die mindeste Bedeutung bleibt, findet Bon in Widerspruch mit der Tatsache, daß der größte und der einzig wertvolle Teil des Denkens sich auf dasjenige bezieht, das die regelmäßige Verknüpfung derjenigen Merkmale aufweist, in deren Uebergang von einem zum anderen das Denken besteht. Entsprechend findet auch das „Lockesche Dogma“, daß Farben, Töne, Gerüche u. s. w. etwas nur immanent Existierendes seien, Ablehnung, da es dem Satze widerspricht, daß sie spezielle Arten der Energietransformation seien. Bons Untersuchungen, welche so auf eine Negation des sonst von Erkenntnistheoretikern ausnahmslos behaupteten Primats der Bewußtseinsinhalte und eine Verteidigung der Unbedingtheit naturwissenschaftlicher Erkenntnis herauskommen, machen selbstverständlich auch vor Descartes' „cogito, ergo sum“ nicht Halt, zumal Descartes' Postulat der absoluten Wahrheit aus der subjektiven Evidenz triftigen Einwänden besonders bloßgestellt ist. Daß Bon damit endigt, das Existenzrecht der normativ gearteten Erkenntnistheorie überhaupt zu leugnen, ist nach dem Gesagten kaum befremdend. Der gewöhnliche Begriff der absoluten Wahrheit ist unsinnig, es kommt einzig auf die Beantwortung der Frage nach der Berechtigung und dem Werte der Voraussetzungen des Erkennens im Hinblick auf den durch das Erkennen zu erreichenden Zweck an, welcher Zweck aus der Betrachtung der Menschheitsgeschichte zu entnehmen ist.

C. D. P.



Allgemeine Rundschau.

Die Protest-Erklärung der Heidelberger Universitätslehrer gegen den geplanten Wiederaufbau des Schlosses.

Die von einer freien Kommission von Professoren unter Vorsitz des Prorektors entworfene, in der vom Prorektor einberufenen allgemeinen Dozenten-Versammlung am letzten Samstag einmütig angenommene Resolution, welche fast sämtliche Dozenten der Ruperto-Carola unterschrieben, hat folgenden Wortlaut:

Erklärung.

Das Heidelberger Schloß schwebt in dringender Gefahr. Das großh. badische Finanzministerium hat die Frage der Möglichkeit, den Ottheinrichsbau durch Stützen zu erhalten, in verneinendem Sinne für „erledigt" erklärt, nachdem Eggerts Plan, der sie bejahte, durch eine Anzahl Gutachten, die im wesentlichen von grundsätzlichen Vertretern der Wiederherstellungsidee ausgingen, verworfen worden ist. Nur über die Art der Bedachung soll eine neue Kommission von Fachleuten noch entscheiden. Wir vermögen nach den Aussprüchen hervorragender Techniker nicht zu glauben, daß die Kunst der Architekten oder besser Ingenieure nicht imstande sein sollte, die Mittel der Erhaltung der Fassade zu finden, und erklären es für unbedingt erforderlich, daß den Fachmännern beider Art Anregung, Möglichkeit und Zeit gewährt werde, Projekte auszuarbeiten und der Oeffentlichkeit bekannt zu machen, bevor irgend ein weiterer Schritt geschieht.

Aber wir protestieren darüber hinaus auf das schärfste und eindringlichste gegen eine jede Restauration, die, wie sie auch sei, in viel höherem Maße als irgend eine langsam und unberechenbar fortschreitende und umbildende natürliche Zersetzung der Ruine deren jähe und vorzeitige vollständige, unwiderrufliche Zerstörung bedeuten müßte. Wir weisen mahnend auf all das Unheil hin, das ein unhistorischer und unkünstlerischer Restaurationsfanatismus im letzten Jahrhundert an so vielen ehrwürdigen Denkmälern angerichtet hat, indem er an Stelle des Kunstwerkes die Nachbildung, an Stelle des Echten die Fälschung, an die Stelle des Gewordenen und Zweckvollen das künstlich Gemachte und die bare Maske schob. Wir beklagen in der Restaurierung des Friedrichsbaues diese Verdrängung des Lebenden durch das ein für allemal Tote, des historischen Baues und seiner eigentümlichsten Werte durch ein im Aeußeren kaltes und erkältendes, im Innern schreiend buntes Scheinwerk, der unmittelbaren Schöpfung durch eine seelenlose architektonische Gelehrsamkeit. Wer in aller Welt wagt es denn, an ein Ausbauen des Parthenons, der Tempel von Girgenti oder Pästum auch nur zu denken? Wer darf aus dem heiligen Reste unseres Ottheinrichsbaues, aus dem Erbstück einer schaffenden Zeit und dem sprechenden Gebilde der Jahrhunderte ein Zwitterding machen, unwahr, weder alt noch neu, oder vielmehr: ein Neues, in dem das Alte tatsächlich untergeht? Denn mit Bestimmtheit ist es vorauszusehen, daß der Ausbau einem Neubau gleichkommen würde, ein Neubau aber kann auf Grund der vorhandenen genauen Aufnahmen auch später noch jederzeit, wenn es sein soll, vorgenommen werden. Warum soll es der Ruine nicht vergönnt sein, sich auszuleben, solange es ihr Geschick erlaubt?

Wir sind gewiß, im Sinne zugleich eines jeden geschichtlichen Gefühls und eines jeden künstlerischen Empfindens den Warnruf zu erheben: in keinem Falle, unter keiner Bedingung die Barbarei des Wiederaufbaues! Sie allein, auf absehbare Zeit hinaus, droht unserem Schlosse die wahre Vernichtung an, die Vernichtung ohne Not und ohne Gewinn.

Universität Heidelberg, im Juli 1904.

✖

Kleinere Mitteilungen.

* **Ein Polizeipräsident als Dozent.** In der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin, die in diesem Sommer etwa 250 höhere Beamte als Hörer aufzuweisen hatte, darunter eine große Anzahl Landräte und Regierungsräte sowie Assessoren, daneben Kaufleute, Industrielle u. a. m., wird im kommenden Winter auch der Polizeipräsident von Berlin, Hr. v. Borries, Vorlesungen halten.

* **Der 15. Internationale medizinische Kongreß** wird vom 22. bis 26. April 1906 in Lissabon stattfinden. Die Arbeiten des Kongresses sind auf 17 Sektionen verteilt. Die offizielle Sprache ist das Französische. In den Generalversammlungen sowie in den Sektionen kann Deutsch, Französisch und Englisch gesprochen werden. Präsident des Organisations-Komitees ist Dr. M. da Costa Alemas, Generalsekretär Dr. Miguel Bombarda.

* Der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung hält am 31. Juli und 1. August zu Konstanz seine 35. Jahresversammlung ab. Die Tagesordnung enthält für den Sonntag nach der Zusammenkunft der Teilnehmer und der Erledigung interner Vereinsangelegenheiten abends 8 Uhr einen Vortrag von Professor Fraas (Stuttgart): „Geologischer Ausblick vom Bodensee nach den Alpen" und Rektor Gröber (Konstanz): „Die Pest in Konstanz im 17. Jahrhundert". Der Montag bringt eine kunst- und kulturgeschichtliche Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt sowie Vorträge von Professor Dr. Gothein (Heidelberg): „Maria Theresia und Vorderösterreich" und Stadtarchivar Albert (Freiburg): „Die habsburgische Chronik des Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg". Außerdem finden verschiedene gesellige Veranstaltungen statt.

✖

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der hiesige Privatgelehrte Dr. Walther Küchler ist als Dozent für deutsche Sprache und Literatur an die Cornell-Universität in Ithaca (New-York) berufen worden.

* **Freiburg i. Br.** Zu Ehren der Immatrikulation des 2000sten Studenten fand hier am Samstag ein Fest mit Aufzug der Studierenden, Feuerwerk und feierlichen Ansprachen an den glücklichen Zweitausendsten statt, der mit einem Geschenk bedacht wurde.

* **Münster.** Der neuernannte Professor der Nationalökonomie an der hiesigen Universität, bisherige Privatdozent in Berlin Professor A. v. Wenckstern hat einen für Universitätslehrer nicht ganz gewöhnlichen Entwicklungsgang aufzuweisen. Er war ursprünglich Offizier, dann Farmer; erst nach dieser praktischen Tätigkeit wandte er sich dem Studium der Nationalökonomie zu und wurde als Dozent an die Universität in Tokio berufen. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Berlin. Seine erst vor kurzem erschienene „Einführung in die Volkswirtschaftslehre" erweist ihn als einen Vertreter der agrarfreundlichen Richtung in der heutigen Nationalökonomie.

* **Gießen.** Der Mineralog der hiesigen Universität, Professor Dr. Reinhard Brauns, dessen Rücktritt von seiner gegenwärtigen Lehrstellung zum 1. Oktober wir neulich meldeten, folgt einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Kiel als Nachfolger des aus dem Lehrkörper der dortigen Universität ausgeschiedenen Professors Dr. Lehmann-Hohenberg.

* **Berlin.** Der berühmte Chirurg der Wiener Universität Professor v. Eiselsberg hat einen Ruf an die hiesige Universität an Stelle des vom Lehramt zurücktretenden Professors König erhalten und ist bereits zu Unterhandlungen über die Annahme desselben hier eingetroffen. Dem Vernehmen nach wird er den Ruf annehmen.

* **Halle.** Der ordentliche Professor der Nationalökonomie in Münster Dr. Heinrich Waentig, dessen bevorstehende Uebersiedelung an die hiesige Universität wir vor einiger Zeit meldeten, ist nunmehr (als Nachfolger Professor Robert Friedbergs) in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt worden.

* **Königsberg.** Der Dozent für Augenheilkunde Prof. Dr. Heisrath, ist im 54. Lebensjahr gestorben.

* Jena. Der Psychiater der hiesigen Universität Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Otto Binswanger hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Bonn als Nachfolger Professor Pelmans nunmehr angenommen.

hc. Posen. Die kgl. Akademie zu Posen hatte im Sommersemester 1904 825 Hörer. Darunter waren 496 Männer, 148 verheiratete und 181 unverheiratete Frauen, 403 Evangelische, 154 Katholische, 206 Mosaische, 62 ohne Angabe der Religion. Dem Lebensalter nach verteilen sie sich auf alle Altersklassen von unter 20 bis über 70 Jahren. Alle Berufsklassen sind vertreten, z. B. Offiziere 49, höhere Beamte 49, mittlere Beamte 81, gelehrt-technische Berufe (Aerzte, Chemiker, Ingenieure u. s. w.) 37, Lehrer 203, Pfarrer (evang. und kath.) 44, Gewerbetreibende (Kaufleute, Fabrikanten u. s. w.) 120 u. a. m.

* Prag. Der Professor des österreichischen Zivil- und Handelsrechts an der tschechischen Universität Hofrat Dr. Ritter v. Randa feierte unlängst seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlasse hat nach der Neuen Freien Presse die juridische Fakultät der Universität Wien an den Jubilar folgendes Glückwunschschreiben gerichtet: „Hochverehrter Herr Hofrat! Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der Wiener Universität bringt Ihnen, dem ausgezeichneten Erforscher und Lehrer des österreichischen Rechtes, anläßlich Ihres siebzigsten Geburtstages die verehrungsvollsten und hoffergebensten Glückwünsche dar. Zugleich spricht sie die Hoffnung aus, es möge Ihnen, hochverehrter Herr Kollege, beschieden sein, Ihre Tätigkeit noch durch viele Jahre der Gesundheit und Geisteskraft dem wissenschaftlichen Ausbau unseres vaterländischen Rechtes widmen zu können."

* Aus der Schweiz. Dr. Felix Kaufler, früher Assistent am Wiener chemischen Universitäts-Laboratorium, hat sich am Polytechnikum in Zürich als Dozent für organische und allgemeine Chemie habilitiert.

* Von Technischen Hochschulen. Der an der Technischen Hochschule zu Aachen neuerrichtete Lehrstuhl für Metallographie ist dem Dr. Anton Schüller aus Herdecke vom 1. April d. J. ab übertragen worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Edela Rüst: Die Atlas-Töchter. Humor. Roman aus dem Berliner Kleinleben. Jena 1904. Hermann Costenoble. 247 S. — Maurice Maeterlinck: Der doppelte Garten. In das Deutsche übertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Autoris. Ausgabe. Jena u. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 193 S. — Hippolyte Taine: Reise in Italien. 2. Band: Florenz und Venedig. Aus dem Französischen übertragen von Ernst Hardt. Ebda. 1904. 385 S. — Leo N. Tolstoi: Kritik der dogmatischen Theologie. Uebers. von Karl Ritter. II. Bd. (Sämtliche Werke. Von dem Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. II. Serie: Theologische Schriften.) Ebda. 1904. 331 S. — Walter Pater: Griechische Studien. Gesammelte Aufsätze. Ebda. 1904. 330 S. — Anna Maria Biel: Roman einer Mutter. München 1904. Carl Haushalter. 294 S. — Dr. Emil Sulger-Gebing, a. o. Professor an der Kgl. Techn. Hochschule zu München: Hermann Kurz, ein deutscher Volksdichter. Eine Charakteristik. Nebst einer Bibliographie seiner Schriften. Berlin 1904. Georg Reimer. 83 S. — Loth. Reydsman: Das Entstehen und Vergehen der Weltenkörper. Ein neues Weltensystem. Kurzgefasste populärwissenschaftliche Abhandlung mit Illustrationen. Leipzig und Frankfurt a. M. Jaeger. 31 S. — Georg Simmel: Einleitung in die Moralwissenschaft. Eine Kritik der ethischen Grundbegriffe. Anastatischer Neudruck der Ausgabe von 1892/93. Bd. I. II. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 467, 426 S. — Die bayerische Kanalfrage und die Projekte von Grossschifffahrtsstrassen in der Beleuchtung des Ludwig-Donau-Main-Kanals (sic). Bearb. m. Benützung der veröffentlichten amtlichen Berichte über die Betriebsergebnisse. — Franz Hermann: Die Geschichtsauffassung Heinrich Ludens im Lichte der gleichzeitigen geschichtsphilosophischen Strömungen. (Geschichtliche Untersuchungen. Herausg. von Karl Lamprecht. 2. Band, Heft 3.) Gotha 1904. Friedr. Andr. Perthes. 125 S. — Denkschrift über das deutsche Privatschulwesen. Herausg. auf Veranlassung des ersten und vierten deutschen Privatschultages von dem Vorstande des Allgemeinen Deutschen Privatschulvereins. II. Aufl. Leipzig 1904. 72 S. — A. Goette, Professor der Zoologie an der Universität Strassburg. Tierkunde. 2. durchges. Auflage. (Naturwissenschaftliche Elementarbücher.) Strassburg 1904. Karl J. Trübner. 240 S. — Dr. Adolf Stölzel: Deutsches Eheschliessungsrecht als Anleitung für die Standesbeamten bearbeitet. 4. Aufl. Auf der Grundlage des seit 1900 geltenden Rechtes neu bearbeitet von Dr. Otto Stölzel, Landrichter. Anhang: Ausländisches Eheschliessungsrecht. Berlin 1904. Franz Vahlen. 179 S. — Gabriel Séailles, Professor der Philosophie an der Universität Paris: Das künstlerische Genie. Eine Studie. Uebers. von Marie Borst. Leipzig 1904. E. A. Seemann. 292 S. — Theodor von der Pfordten, Amtsrichter in München: Kommentar zu dem Gesetze über Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung vom 24. April 1897. 1. Lieferung. München 1904. C. H. Beck. — Dr. F. J. Scheuffgen, Dompropst: Der vorgeschichtliche Mensch. (Frankfurter zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII. Heft 9.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. 288 S. — Lina Morgenstern: Das Paradies der Kindheit. Lehrbuch für Mütter, Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen. Nach Friedrich Fröbels System. 6. erw. Auflage. Regensburg u. Leipzig 1904. W. Wunderling. 317 S. — Adam Karillon: Michael Hely. Roman. (Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 82. Bd.) 2. durchges. Auflage. Berlin 1904. G. Grote. 471 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich i.V.: H. Wassmann, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 14. Juli. Nummer 159.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis.

Die logischen Untersuchungen von Dilthey, Simmel, Windelband und Heinrich Rickert, die innerhalb mehrerer Disziplinen, insbesondere der im engeren Sinne sogenannten Geschichtswissenschaft, schon mit glücklichem Erfolg verwertet worden sind, hat die Nationalökonomie fast ganz unbeachtet gelassen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß neuerdings *Max Weber*, der Heidelberger Nationalökonom, ihnen mit größter Energie und Gründlichkeit Rechnung trägt. Zunächst hat er dies getan in einer Abhandlung „*Roscher und Knies und die logischen Probleme der Nationalökonomie*", deren erster (Roscher betreffender) Teil am Schlusse des vorigen Jahres erschienen ist (Jahrbuch für Gesetzgebung 1903, S. 1181 ff.) und deren zweiter hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt. Vor einigen Wochen hat er sodann einen Aufsatz über „*Die Objektivität sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis*" in dem „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" (der Fortsetzung des „Archivs für soziale Gesetzgebung und Statistik"), dessen Redaktion er mit W. Sombart und E. Jaffé soeben übernommen hatte, veröffentlicht und ist hier ganz planmäßig auf die für die Nationalökonomie in Betracht kommenden logischen Probleme eingegangen. Von diesen Erörterungen werden die weitesten Kreise, nicht bloß die Nationalökonomen, sondern alle Vertreter der Kulturwissenschaften, mit dem lebhaftesten Interesse Kenntnis nehmen. Ich möchte auf sie hier recht nachdrücklich hinweisen, da erfahrungsgemäß bei der heutigen großen Zahl der Fachzeitschriften die einzelnen Zeitschriften im allgemeinen ihren speziellen Leserkreis haben und Aufsätzen, denen über einen solchen hinaus Bedeutung zukommt, die ihnen zu wünschende Wirkung leicht vorenthalten bleibt.

Man kann Webers Aufsatz einen Versuch nennen, den Gegensatz der „abstrakt"-theoretischen Methode und der empirisch-historischen Forschung, die sich noch heute in unvermittelter und anscheinend unüberbrückbarer Schroffheit gegenüberstehen (S. 61), auszugleichen. Freilich handelt es sich dabei ganz und gar nicht um ein schwächliches Unternehmen, eine „goldene Mittelstraße" zu finden; dafür ist Weber nicht der Mann. Er löst den Gegensatz durch die Aufstellung eines selbständigen Prinzips. Er zeigt, daß die historische Forschung um ihrer selbst willen scharfer Begriffsbildung bedarf. Eine jede Wissenschaft, auch die einfach darstellende Geschichte, arbeitet mit dem Begriffsvorrat ihrer Zeit (S. 80). „Je schärfer die Bedeutsamkeit einer Kulturerscheinung zum klaren Bewußtsein gebracht werden soll, desto unabweislicher wird das Bedürfnis, mit klaren und nicht nur partikulär, sondern allseitig bestimmten Begriffen zu arbeiten" (S. 67 f.). „Lehnt der Historiker *einen* Formulierungsversuch eines solchen Idealtypus als „theoretische Konstruktion", d. h. als für seinen konkreten Erkenntniszweck nicht tauglich oder entbehrlich, ab, so ist die Folge regelmäßig entweder, daß er, bewußt oder unbewußt, andere ähnliche ohne sprachliche Formulierung und logische Bearbeitung verwendet, oder daß er im Gebiet des unbestimmt „Empfundenen" stecken bleibt" (S. 69). Ein Satz, der aus der Fülle praktischer Beobachtung stammt! Wie oft muß man sehen, daß ein Forscher, der eine Theorie glücklich bekämpft hat, damit die „Theorie" überhaupt aus dem Felde geschlagen zu haben meint, während er tatsächlich einer anderen, vielleicht noch schlimmeren „Theorie" anheim gefallen ist! „Eine „Voraussetzungslosigkeit" im logischen Sinn gibt es auf dem Boden der Wirklichkeit nicht, und auch das einfachste Aktenexzerpt oder Urkundenregest kann nur durch Bezugnahme auf „Bedeutungen" und damit auf Wertideen als letzte Instanz irgendwelchen wissenschaftlichen Sinn haben" (S. 66 f.). „Ganz hervorragend gefährlich kann die Unterlassung scharfer Begriffsbildung für praktische, wirtschafts- und sozial*politische* Erörterungen werden" (S. 83). „Es ist unmöglich, die Schlagworte des Interessenkampfes durch rein empiristische Betonung ihrer „Relativität" zu überwinden: klare, scharfe, begriffliche Feststellung der verschiedenen *möglichen* Gesichtspunkte ist der einzige Weg, der hier über die Unklarheit der Phrase hinausführt. . . . Der Gebrauch der undifferenzierten Kollektivbegriffe, mit denen die Sprache des Alltags arbeitet, ist stets Deckmantel von Unklarheiten des Denkens oder Wollens, oft genug das Werkzeug bedenklicher Erschleichungen, *immer* aber ein Mittel, die Entwicklung der richtigen Problemstellung zu hemmen" (S. 85).

Wenn Weber so das gute Recht der theoretischen Begriffsbildung und der scharfen, klaren Begriffsbildung vertritt, so ist er doch weit entfernt, ihre Wirkung zu überschätzen. Er bleibt sich der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit vollkommen bewußt. Die Begriffe sind ihm nicht Ziel, sondern Mittel zum Zweck der Erkenntnis. „Keines jener Gedankensysteme, deren wir zur Erfassung der jeweils bedeutsamen Bestandteile der Wirklichkeit nicht entraten können, kann ja ihren unendlichen Reichtum erschöpfen. Keines ist etwas anderes als der Versuch, auf Grund des jeweiligen Standes unseres Wissens und der uns jeweils zur Verfügung stehenden begrifflichen Gebilde Ordnung in das Chaos derjenigen Tatsachen zu bringen, welche wir in den Kreis unseres Interesses jeweils einbezogen haben. . . . Die Geschichte der Wissenschaften vom sozialen Leben ist und bleibt ein steter Wechsel zwischen dem Versuch, durch Begriffsbildung Tatsachen gedanklich zu ordnen — der Auflösung der so gewonnenen Gedankenbilder durch Erweiterung und Verschiebung des wissenschaftlichen Hori-

zontes — und der Neubildung von Begriffen auf der so veränderten Grundlage" (S. 80). Das letzte Ziel der Sozialwissenschaft ist ausschließlich der Dienst an der Erkenntnis der Kulturbedeutung konkreter historischer Zusammenhänge; diesem Ziel will, neben anderen Mitteln, auch die begriffsbildende und begriffskritische Arbeit dienen (S. 87). Wenn die Begriffe wandelbar sind, so spricht das nicht gegen den Versuch, Begriffssysteme überhaupt zu bilden, sondern es vollzieht sich in der Kritik der Begriffsbildung und den beständig erneuerten Versuchen, das Verhältnis zwischen Begriff und Begriffenem immer zutreffender zu gestalten, gerade der Fortschritt der Wissenschaft.

Es läßt sich die Forderung theoretischer Begriffsbildung für die historische Forschung auch durch den Satz ausdrücken, daß der Historiker, wie jeder Vertreter einer Wissenschaft, vollkommen auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehen muß, daß es aber ein wesentliches Stück wahrer Bildung ist, sich über Herkunft und Grenzen seiner Anschauungen und Urteile klar zu werden. Hier ist nun von grundlegender Bedeutung die Erkenntnis, daß der Historiker, wie schon angedeutet, eine „voraussetzungslose" Abbildung der Wirklichkeit nicht zu vollziehen vermag, daß er vielmehr stets nur eine Auswahl treffen kann und daß diese abhängig ist von Wertideen. Der Begriff der Kultur, deren Geschichte wir studieren, ist ein Wertbegriff. „Was für uns Bedeutung hat, das ist durch keine „voraussetzungslose" Untersuchung des empirisch Gegebenen zu erschließen, sondern seine Feststellung ist Voraussetzung dafür, daß etwas Gegenstand der Untersuchung wird" (S. 50). „Es gibt keinerlei in den Dingen selbst liegendes Merkmal, einen Teil von ihnen als allein in Betracht kommend auszusondern. Ein Chaos von „Existenzialurteilen" über unzählige einzelne Wahrnehmungen wäre das einzige, was der Versuch eines ernstlich „voraussetzungslosen" Erkennens der Wirklichkeit erzielen würde" (S. 52). „In dieses Chaos bringt nur der Umstand Ordnung, daß in jedem Falle nur ein Teil der individuellen Wirklichkeit für uns Interesse und Bedeutung hat, weil nur er in Beziehung steht zu den Kulturwertideen, mit welchen wir an die Wirklichkeit herantreten" (S. 52). So müssen wir uns denn gestehen, daß „die kulturwissenschaftliche Erkenntnis an „subjektive" Voraussetzungen gebunden ist" (S. 56). „Daraus folgt aber nicht, daß auch die kulturwissenschaftliche Forschung nur Ergebnisse haben könne, die „subjektiv" in dem Sinne seien, daß sie für den einen gelten und für den anderen nicht. Was wechselt, ist vielmehr der Grad, in dem sie den einen interessieren und den anderen nicht" (S. 58). Hiernach faßt Weber sein Urteil über die Frage der „Objektivität" in folgenden Worten (S. 86) zusammen: „Auf dem Gebiet der empirischen sozialen Kulturwissenschaften ist die Möglichkeit sinnvoller Erkenntnis des für uns Wesentlichen in der unendlichen Fülle des Geschehens gebunden an die unausgesetzte Verwendung von Gesichtspunkten spezifisch besonderten Charakters, welche alle in letzter Instanz ausgerichtet sind auf Wertideen, die ihrerseits zwar empirisch als Elemente alles sinnvollen menschlichen Handelns konstatierbar und erlebbar, nicht aber aus dem empirischen Stoff als geltend begründbar sind. Die „Objektivität" sozialwissenschaftlicher Erkenntnis hängt vielmehr davon ab, daß das empirisch Gegebene zwar stets auf jene Wertideen, die ihr allein Erkenntniswert verleihen, ausgerichtet, in ihrer Bedeutung aus ihnen verstanden, dennoch aber niemals zum Piedestal für den empirisch unmöglichen Nachweis ihrer Geltung gemacht wird." In einem ganz allgemeinen Sinne läßt sich Webers These vielleicht auch so ausdrücken, daß er die beste Bürgschaft für „objektive" Forschung in der Pflicht der wissenschaftlichen Selbstkontrolle sieht. Und eben diese wird wiederum wesentlich durch Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe garantiert. Ueber jene Pflicht und die damit zusammenhängenden Dinge sagt Weber sehr schöne Worte in den ersten Partien seines Aufsatzes. „Nirgends ist das Interesse der Wissenschaft auf die Dauer schlechter aufgehoben als da, wo man unbequeme Tatsachen und die Realitäten des Lebens in ihrer Härte nicht sehen will. Das Archiv wird die schwere Selbsttäuschung, man könne durch Synthese von mehreren oder auf der Diagonale zwischen mehreren Parteiansichten praktische Normen von wissenschaftlicher Gültigkeit gewinnen, unbedingt bekämpfen; denn sie ist, weil sie ihre eigenen Wertmaßstäbe relativistisch zu verhüllen liebt, weit gefährlicher für die Unbefangenheit der Forschung als der alte naive Glaube der Parteien an die wissenschaftliche „Beweisbarkeit" ihrer Dogmen" (S. 30).

Mit dem vorstehenden ist Webers inhaltreicher Aufsatz nur knapp skizziert. Es versteht sich, daß er auch auf das so viel erörterte Problem der „Gesetze" des Geschehens näher eingeht (S. 46 ff.). Von hervorragendem Interesse sind seine Aeußerungen über die „materialistische" Geschichtsauffassung. „Die sog. „materialistische Geschichtsauffassung" in dem alten genial-primitiven Sinne etwa des kommunistischen Manifests beherrscht heute wohl nur noch die Köpfe von Laien und Dilettanten." (S. 42.) Weber spricht von „der beispiellosen Unkritik, mit welcher die ökonomische Deutung der Wirklichkeit als „universelle" Methode in dem Sinne einer Deduktion aller Kulturerscheinungen als in letzter Instanz ökonomisch bedingt verwendet wurde" (S. 43). Es muß übrigens konstatiert werden, daß keineswegs bloß die Sozialisten willkürliche „ökonomische Deutungen der Wirklichkeit" vorgenommen haben. Auch Autoren, die sich zu einem ganz anderen Standpunkt bekennen, haben, wenn auch nicht „universell", so doch im einzelnen — man denke z. B. an eine viel gerühmte Theorie über den Ursprung der Schweizer Eidgenossenschaft — einen ganz merkwürdigen Eifer entfaltet, historische Erscheinungen um jeden Preis auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen. Es handelt sich ohne Zweifel um eine noch über die sozialistischen Kreise hinausgehende Modekrankheit. „Die Reduktion auf ökonomische Ursachen allein ist auf keinem Gebiete der Kulturerscheinungen je in irgend einem Sinn erschöpfend, auch nicht auf demjenigen der „wirtschaftlichen" Vorgänge" (S. 44). Es verdient Beachtung, wenn ein Nationalökonom den Satz ausspricht: „Prinzipiell ist eine Bankgeschichte irgend eines Volkes, die nur die ökonomischen Motive zur Erklärung heranziehen wollte, natürlich ganz ebenso unmöglich, wie etwa eine „Erklärung" der Sixtinischen Madonna aus den sozial-ökonomischen Grundlagen des Kulturlebens zur Zeit ihrer Entstehung sein würde." Andrerseits verdient aber auch das, was Weber über die Berechtigung ökonomischer Deutungen sagt, Beachtung. In diesem Zusammenhang seien ferner einige Bemerkungen über die Natur der politischen Parteien erwähnt. „Es wird gestritten" — sagt Weber (S. 29) — „nicht nur, wie wir heute so gerne glauben, zwischen „Klasseninteressen", sondern auch zwischen „Weltanschauungen", und „der Begriff des Klasseninteresses ist nur scheinbar eindeutig". Man sieht in weiten Kreisen die Anschauung, daß die politischen Parteien nur Klasseninteressen vertreten, als einen großen Fortschritt der Erkenntnis an. Dem gegenüber werden diejenigen, die eine solche Auffassung abgelehnt haben, jene Aeußerungen Webers mit besonderer Genugtuung verzeichnen. Dem Historiker mag es gestattet sein, hier ein altes Wort Rankes, der damit einen treffenden Blick als mancher Moderne bekundet hat, anzuführen: „Wäre es möglich, die politischen Parteien durch eine geistige Anatomie bis in ihre geheimsten Bestandteile zu zerlegen, so würde man, glaube ich, zuletzt auf ein irrationelles Element stoßen" (Sämtliche Werke 49/50, S. 194).

Bedauern kann man, daß Weber, wenn er gegensätzliche Meinungen bekämpft, bezw. sich mit anderen Forschern friedlich auseinandersetzt, nirgends die Namen und Werke der betreffenden Autoren zitiert. Durch Beifügung entsprechender Notizen hätte er den Wert seines Aufsatzes für diejenigen, die nicht gerade die Literatur vollständig beherrschen, noch erhöht. An welchen Stellen er die Ausführungen von Menger und Schmoller im Auge hat, wird ja wohl allen ersichtlich sein. Aber auf die Schriften Stammlers (vgl. S. 29 und 57), Büchers (S. 77), Sombarts (S. 76), Ed. Meyers u. s. w. hinzuweisen, wäre gewiß nicht überflüssig gewesen. Vielleicht hat Weber solche Hinweise auch unterlassen, um der Versuchung zu entgehen, eine allgemeine Würdigung der Arbeiten dieser

Autoren zu geben. Aus diesem Grunde vermeiden auch wir es, im einzelnen zu seinem Verhältnis zu ihnen Stellung zu nehmen.

Sehr hübsch sagt Weber am Schluß seines Aufsatzes: „Es gibt, um mit F. Th. Vischer zu reden, auch auf unserem Gebiete „Stoffhuber" und „Sinnhuber". Der tatsachengierige Schlund der ersteren ist nur durch Aktenmaterial, statistische Folianten und Enqueten zu stopfen; für die Feinheit des neuen Gedankens ist er unempfindlich. Die Gourmandise der letzteren verdirbt sich den Geschmack an den Tatsachen durch immer neue Gedankendestillate. Jene echte Künstlerschaft, wie sie z. B. unter den Historikern Ranke in so grandiosem Maße besaß, pflegt sich darin gerade zu manifestieren, daß sie durch Beziehung bekannter Tatsachen auf bekannte Gesichtspunkte dennoch ein Neues zu schaffen weiß."

Weber wird seine Abhandlung, wie wir zuversichtlich hoffen, noch weiter ausbauen und seinen fruchtbaren Gedanken damit noch größere Wirkung verschaffen. Er wird damit ein wesentliches Stück zum Ausgleich zwischen Theorie und Geschichte liefern. Sobald auf der einen Seite die Prätension, daß nur das begriffliche Wissen überhaupt Wissen sei, der bescheideneren Erkenntnis seiner dienenden Rolle weicht und sobald die andere Seite sich bewußt bleibt, daß Begriffe auch der Historie unentbehrlich sind und die Sisyphusarbeit der Begriffsbildung um deswillen, weil sie überwiegend vergängliche Ergebnisse zeitigt, noch lange kein bloßes Gedankenspiel, sondern ebenfalls unentbehrlich ist gerade für die Schulung des historischen Urteils, dann wird eine Grundlage für gemeinsame Arbeit gewonnen sein. Der Gegensatz zwischen den „Stoffhubern" und den „Sinnhubern" wird ja nicht ganz verschwinden. Allein es würde sich dann doch nur um Differenzen handeln, die von Fall zu Fall in aller Ruhe erörtert werden könnten.

Tübingen. G. v. Below.

Wird es dem Menschen je möglich sein zu fliegen?

Von Eduard Staudinger (Frankfurt a. M.).

Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs! Dieser Ausspruch Kaiser Wilhelms ist nicht nur zu einem geflügelten Worte, sondern auch zu einem prophetischen geworden, und die unlängst auf deutschen Bahnen angestellten Versuche haben ergeben, daß es möglich ist, bei elektrischem Betriebe die enorme Fahrgeschwindigkeit von 210 Kilometern in der Stunde zu erreichen. Während sich nun für den Eisenbahnverkehr ganz ungeahnte Aussichten für die Zukunft eröffnen, hat die Luftschiffahrt noch wenig günstige Resultate aufzuweisen, und seitdem der Franzose Blanchard im Jahre 1785 hier in Frankfurt am Main zum erstenmal in Deutschland einen Ballon steigen ließ, ist man in der Aeronautik im großen und ganzen nicht sehr viel weiter gekommen. Trotz aller angewandten Mühe und vieler mit großen Geldopfern verbundenen Versuche hat es bis jetzt noch niemand fertig gebracht, einen auch bei windigem Wetter lenkbaren großen Luftballon herzustellen, mit dem sich lange Strecken zurücklegen lassen. Allerdings hat Santos Dumont mit seinem in kleinerem Maßstabe konstruierten Ballon eine Anzahl glücklicher Fahrten nach bestimmten Richtungen unternommen und auch den Eiffelturm umkreist; aber es darf nicht übersehen werden, daß dabei Windstille herrschte und daß bei nur einigermaßen fühlbarem Winde nichts zu machen war. Die besten Resultate sind bis jetzt mit dem Lebaudyschen Luftschiffe erzielt worden; aber auch hier war die längste Fahrtdauer nur 2¾ Stunden und der längste Flugweg 98 Kilometer. Bei stürmischem Wetter oder bei Wind von größerer Geschwindigkeit als 36 Kilometer in der Stunde wurden keine Fahrten unternommen.

Wie aussichtslos die Versuche sind, einen Riesenballon, wie er für lange Fahrten nötig wäre, von der kleinen Gondel aus zu steuern, hat ein Amerikaner durch folgendes Experiment bewiesen. Er nahm einen Ballon, der zwei Fuß Durchmesser hatte, und befestigte darunter eine Taube so, daß sie Flügel und Schwanz frei bewegen konnte. Alsdann ließ er sie fliegen. Da nun die Taube von der Mühe befreit war, ihre Flügel zum Aufsteigen zu benützen, so glaubte er, daß sie leichter fliegen müsse; allein das Gegenteil war der Fall. Sie war ein Spielzeug des gelindesten Windes, sie flatterte ohne Erfolg und war nicht imstande, den Ballon vorwärts zu treiben. Und doch wird eine bessere Flugmaschine als ein Vogel nicht gefunden werden. Ein Ballon ist und bleibt den Windströmungen hilflos preisgegeben, und der Luftschiffer, der mit ihm aufsteigt, kann niemals im voraus bestimmen, wo er landen und wohin ihn der Zufall verschlagen wird. Man wird sich ja des Ballons nach wie vor zu meteorologischen Untersuchungen und dergleichen bedienen, und als Fesselballons können sie bei militärischen Beobachtungen gute Dienste leisten; aber als wirkliches Verkehrsmittel werden sie niemals zu gebrauchen sein.

Soll nun deshalb die Lösung des Flugproblems, das heißt der Fähigkeit, sich mittels eines Apparates durch die Luft nach einem bestimmten Punkte hin zu begeben, als unmöglich aufgegeben werden? Durchaus nicht; wenn ein Weg nicht zum Ziele führt, so wird es ein anderer sein. Wir haben es ja tagtäglich vor Augen, wie die Vögel mühelos die Lüfte durchsegeln: warum sollte es ihnen der Mensch nicht gleichtun? Um dies zu bewerkstelligen, muß man aber vor allem wissen, wie der Vogelflug vor sich geht, und gerade darüber sind bis jetzt die widersprechendsten und mitunter sonderbarsten Theorien aufgestellt worden. Hat doch jemand vor kurzem in einem in Frankfurt erscheinenden Blatte seinen Lesern allen Ernstes den Bären aufgebunden, die Röhren der Knochen der Vögel seien mit verdünnter Luft angefüllt, und nur dadurch werde es den Tieren möglich, sich in die Luft zu erheben! Ja selbst wenn der ganze Vogelkörper hohl und mit nichts als Luft von der Eigenwärme des Vogels angefüllt wäre, so würde er dadurch nur etwa 1/[illegible] seines Gewichtes zu heben imstande sein. Ein anderer Forscher wollte herausgebracht haben, daß 7.7 Pferdekräfte nötig seien, um einen Adler in der Luft zu erhalten, während ein dahinschwebender Vogel durchaus nicht den Eindruck macht, daß ihm sein Flug besondere Anstrengungen koste. Viele können sich nicht von dem Gedanken befreien, daß ein in der Luft schwimmender Körper leichter als diese sein müsse, während im Gegenteil, so paradox auch manchen diese Behauptung erscheinen mag, der Vogel nur vermöge seiner Schwere zu fliegen imstande ist. So hat es die Natur gewollt, und da sie alle ihre Zwecke auf dem kürzesten und einfachsten Wege zu erreichen bestrebt ist, so muß dies doch wohl der einfachste sein, da sie andernfalls auch Mittel gefunden hätte, allen fliegenden Geschöpfen eine geringere Schwere als die der Luft zu verleihen. Um nun das Flugproblem zu lösen, darf man sich nicht durch vorgefaßte Meinungen beeinflussen lassen, sondern man muß suchen zu ergründen, auf welche Weise die Natur den Flug vor sich bringt: nur so läßt sich ein praktisches Resultat erreichen.

Das Verdienst, diesen allein richtigen Weg eingeschlagen und durch jahrzehntelang unausgesetzte sorgfältige Beobachtungen Licht in eine Frage gebracht zu haben, die schon seit Jahrtausenden die Menschheit bewegt, gebührt einem kgl. preußischen Beamten, Herrn Bergsekretär Karl Buttenstedt in Rüdersdorf bei Berlin, der seine darüber gesammelten Erfahrungen in einem äußerst interessanten, populär-wissenschaftlich geschriebenen und durch 50 lithographische Zeichnungen erläuterten Werke: „Das Flugprinzip" (Berlin, Verlag von Albert Friedländers Druckerei, 2. Aufl., 184 S., M. 5.50) niedergelegt hat.[1]) Selbstverständlich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, den Inhalt eines solchen Buches mit allen seinen Einzelheiten in dem engen Rahmen eines Zeitungsartikels wiederzugeben, und ich muß mich daher darauf beschränken, die Buttenstedtsche Theorie in der Hauptsache kurz zu skizzieren.

1) Vor Buttenstedt haben sich noch um Klärung des Vogelflug-Rätsels verdient gemacht: Borelli, Leonardo da Vinci, Prechtl, Kargl, Bell Pettigrew, Planavergne; nach ihnen folgten Marey, Lilienthal, Langley u. a.

Buttenstedt unterscheidet drei Flugarten der Vögel:

1. Das Schweben oder Segeln: ein Flug ohne Flügelschlag.
2. Den Flügelschlagflug oder Ruderflug.
3. Den Schwirr- oder Flatterflug, der nur kleinen Vögeln eigen ist und bei vielen derselben in einen Wellenflug übergeht, wie man dies bei den Sperling-Vögeln wahrnimmt.

Für uns ist der Schwebeflug der wichtigste, weil er nur den großen Vögeln eigen ist, die uns im Gewicht am nächsten kommen, daher für unser dereinstiges Fliegen maßgebend sein wird. Aus der Tatsache, daß Raubvögel mitunter 10 bis 20 Minuten in gleicher Höhe schweben, ohne einen einzigen Flügelschlag zu tun, ergibt sich, daß Flügelschläge nicht das Haupterfordernis des Fluges sind. Es ist dies von großer Wichtigkeit, da viele noch heutzutage glauben, daß ein Flug ohne Flügelschläge nicht denkbar sei.

Der in der freien Luft befindliche Vogelkörper strebt durch seine Schwere der Erde zu. Die ausgebreiteten Flügel, in denen er hängt, wirken aber als Fallschirme diesem Bestreben entgegen. Die Luft trägt also den Vogel, jedoch nur unter der Bedingung, daß die Luftsäule, auf der er ruht und die ihn nur einen ganz kurzen Moment zu tragen imstande ist, fortwährend wechselt, mit anderen Worten, daß der Vogel mit großer Schnelligkeit dahin gleitet. Die Geschwindigkeit der Bewegung bringt vieles zustande, was der Langsamkeit unmöglich ist. So hüpfen Geschosse auf einer Wasserfläche hin, wie auf der festen Erde, ebenso flache Steine, die man darauf wirft, und mancher Schlittschuhläufer, der unvermutet auf eine dünne Eisdecke geriet, hat sich nur dadurch gerettet, daß er rasch über sie hinwegschnellte, während er, wenn er langsam gelaufen oder gar stehen geblieben wäre, unfehlbar hätte einbrechen müssen. Wenn ein Vogel mit dem Winde fliegen will und dieser dieselbe Geschwindigkeit wie der Vogel hat, so ist es dem letzteren nicht möglich, sich in der Luft zu erhalten, weil alsdann kein Wechsel der Luftsäulen stattfindet; fliegt er jedoch gegen diesen Wind, so wechseln die Luftsäulen rasch, und der Flug geht gut von statten. Aus diesem Grunde fliegen die Vögel gern gegen den Wind auf.

Wenn ein Vogel mit ausgebreiteten Flügeln auf der Erde steht, so liegen die Flügeloberarme wagrecht, die Flügelspitzen aber hängen herunter, und die Federn befinden sich im Zustande elastischer Ruhe, weil die Last des Vogels nicht von den Flügeln getragen wird, sondern der Vogel die Flügel trägt. Dies ändert sich jedoch sofort, wenn der Vogel hochgesprungen ist und in den Flügeln hängt. Alsdann tragen die Flügel die Last des Vogelleibes, und da dieses Tragen nur auf der Luftsäule stattfinden kann, die sich unter den Flügeln befindet, so drückt diese die letzteren aufwärts und zwar so, daß deren Hauptfläche in eine wagrechte Linie mit den Flügelwurzeln zu liegen kommt, die Schwungfederteile aber noch darüber hinausragen. Es findet dadurch eine Spannung der Flugflächen statt, die eine schräge, segelartige Stellung annehmen. Da nun jeder Luftdruck, der freiliegende schräge Flächen trifft, eine Bewegung derselben hervorruft, wie wir es z. B. bei den Flügeln einer Windmühle oder bei den Segeln eines Schiffes sehen, so wird durch den Druck der Luftsäule eine Vorwärtsbewegung des Vogels bewirkt, und hierin liegt das ganze Fluggeheimnis. Durch den Flügelschlag wird die Spannung verstärkt, daher die Bewegung beschleunigt. Wo aber eine Spannung eingetreten ist, ist auch das Bestreben einer Entspannung vorhanden, und gleichwie eine gespannte Uhrfeder oder ein gespannter Bogen in der der Spannung entgegengesetzten Richtung zurückschnellt, so drückt auch die Vorwärtsspannung im Vogelflügel nach hinten und wirkt dadurch nach vorn, während die Vertikalhochspannung nach unten drückt und dadurch nach oben wirkt.

Auf Seite 66 seines Werkes sagt Buttenstedt: „Wir stehen hier vor der wunderbaren Tatsache, daß ein elastisches Material, wie das Schwungfedermaterial, durch Schwere und Luftdruck angeregt, mechanische, ununterbrochene Arbeit leistet, d. h. eine Kraft in sich trägt, welche in rastlose Bewegung übergeht. Da aber im Voreilen der Spannung und Nachfolgen der Entspannung immer die gleiche Differenz liegt und die Spannung um so viel vorschnellt, als die Entspannung nachgefolgt ist, so sieht man eben keine Arbeit, sondern immer eine gleichförmige, schwebende Flügelform, und doch ist diese anscheinend starre Flügelform voller Arbeit und Leben, weil eine gespannte schräge Fläche der stete Beweger dieses Materials ist."

Daß Vögel, die sich in einem engen Schacht oder einer kleinen umzäunten, ihnen keinen Anlauf gestattenden Stelle gefangen haben, sich trotz der verzweifeltsten Flügelschläge nicht vom Boden zu erheben vermögen, ist der beste Beweis, daß die erwähnte Flugflächenspannung nicht durch die Muskelkraft des Vogels hervorgerufen wird. Setzt man hingegen den Vogel an einen Platz, wo er einen Anlauf nehmen und hoch hüpfen oder von dem aus er herabspringen kann, so wirft er sich sofort in seine Flügel und fliegt von dannen. Also ohne Schwerkraft keine Flugflächenspannung!

Von großer Wichtigkeit beim Vogelfluge sind auch die Schraubenbewegungen des Schwanzes. So breitet z. B. jeder Vogel, der aulanden will, seine Schwanzfläche aus, um die schnelle Bewegung nach unten so viel als möglich aufzuhalten. Außerdem erleichtert die Arbeit der Schwanzspitzen dem Vogel das Höhersteigen, und ferner dient der Schwanz zum Steuern. Näheres darüber findet man in Buttenstedts Werk Seite 124 ff. Seite 130 sagt er wörtlich: „Die Tätigkeit des Schwanzes aber gibt uns einen deutlichen Fingerzeig, daß wir an unseren einstigen Flugapparaten als Hilfskräfte auch elastische Schrauben anzubringen haben."

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Fliegen der Vögel auf ganz mühelose Weise, ja fast ohne Anstrengung vor sich geht, und nur hieraus erklärt sich die sonst geradezu unbegreifliche Tatsache, daß die Zugvögel imstande sind, ungeheure Strecken in kurzer Zeit zurückzulegen, ohne zu ermüden.

*

Verschiedene Sachverständige haben sich außerordentlich günstig über die Buttenstedtsche Theorie ausgesprochen. So sagt z. B. der kaiserlich russische Militärarzt Dr. med. Georg Berthenson in seiner Broschüre „Grundprinzipien der physiologischen Mechanik und das Buttenstedtsche Flugprinzip," Berlin, Mayer und Müller, S. 28: „Das Buttenstedtsche Flugprinzip ist eine neu entdeckte Wahrheit, welche von großartigen praktischen Folgen für die Menschheit begleitet sein wird, eine Entdeckung, nach der die Menschheit bereits seit Jahrtausenden gesucht hat." — In der Wiener Luftschifferzeitung vom Mai 1902 werden die Aussprüche einiger meist der jüngeren Generation angehörenden Ingenieure angeführt. Der Fachschriftsteller Wilhelm Berdrow sagt: „Hier stehen wir endlich am Ausgangspunkt einer gedeihlichen Flugtechnik, so sonderbar es auch dem Laien scheinen mag, daß nicht die stolze Errungenschaft der Neuzeit, der lenkbare Ballon, sondern das uralte Streben des Dädalos uns dem größten Triumphe zuführen soll, den die Menschheit je gesehen, der Kunst, fliegen zu können. Es wird doch schließlich so kommen. . . . Das wahre Geheimnis des Fluges muß in Ursachen enthalten sein, die fortwährend, gleichsam automatisch wirken und durch Bewegung der Flügel höchstens unterstützt werden. Was ist einfacher als die Folgerung, daß die Schwere die eigentliche, wirksame Ursache des Fluges ist?

Diese Folgerung hat Buttenstedt gezogen, und alle Erwägungen geben ihm Recht, so widersinnig es auf den ersten Anschein ist, daß die Schwere den Vogel, statt ihn zu Boden zu ziehen, gerade befähigen soll, sich in den Lüften zu erhalten.

So scheint sich das Geheimnis zu lüften, das über dem Vogelfluge so lange geschwebt hat, und in einer Weise zu lösen, die zu den berauschendsten Hoffnungen berechtigt."

Die Ingenieure Michaelis, Wannik jun. und Hans Dominik äußern sich ebenfalls sehr anerkennend über die Buttenstedtsche Flugtheorie, während die letztere in der Broschüre „Wann werden wir fliegen?" von H. Weiße, Major z. D. im Ingenieurkorps, Kiel 1897, Selbstverlag, in populärer Weise besprochen ist und

sich dabei gesagt findet, daß das Wort Viktor Langs von „Denkern und Erfindern von Gottes Gnaden“ auch auf Buttenstedt anwendbar sei.

Es entsteht nun die Frage: Ist es möglich, die Buttenstedtsche Entdeckung praktisch zu verwerten und einen dynamischen Flugapparat zu konstruieren, mittels dessen der Mensch imstande ist, zu fliegen? Diese Frage kann unbedingt bejaht werden; heißt es doch in Nr. 10 der Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen vom Oktober 1903 in einem Artikel von Wilbur Wright: „Ich hege die Ueberzeugung, daß der Mensch Flügel herstellen kann, welche ebenso wenig oder weniger Widerstand bieten, als die Flügel der am besten schwebenden Vögel. Die Flügel der Vögel sind zweifellos meisterhaft konstruiert, aber nicht etwa eine geheimnisvolle Wirkungsweise derselben erfüllt uns mit Erstaunen, sondern lediglich die wunderbare Geschicklichkeit in ihrer Benutzung.“

In der Tat hat sich Buttenstedt bereits einen auf den Prinzipien des Vogelfluges basierenden Flugapparat patentieren lassen, und es handelt sich jetzt nur darum, ihn in ausgedehntem Maßstabe zu erproben. Auf die Einzelheiten des Apparates kann hier selbstverständlich nicht eingegangen werden, da er Eigentum des Erfinders ist, und es sollen hier nur einige Andeutungen folgen, damit man sich einen ungefähren Begriff machen kann, wie der fliegende Mensch aussehen wird.

Die Flügel dürfen nicht kurz und breit, sondern sie müssen schmal und lang sein, da die letzteren über eine größere Luftfläche als die ersteren hinstreichen, mithin weit tragfähiger sind, wie dies durch die Zeichnung Nr. 26 in Buttenstedts Werk sehr sinnreich erläutert ist. Bei dem Albatros, dem größten uns bekannten Flieger, sind die ausgebreiteten Flügel sechsmal so lang als breit; bei dem fliegenden Menschen wird daher dasselbe Verhältnis in Betracht gezogen werden müssen, und man wird die Flügel fürs erste 6 Meter lang und 1 Meter breit machen, so daß der Mensch mit ausgebreiteten Flügeln beinahe 13 Meter messen wird. Ob sich diese Dimensionen etwas reduzieren lassen, wird man erst nach längeren fortgesetzten Versuchen beurteilen können. Berechnungen haben ergeben, daß der Mensch 25 Meter in der Sekunde, also 90 Kilometer in der Stunde, zurücklegen, d. h. mit der Geschwindigkeit eines Expreßzuges fliegen muß, um sich in der Luft halten zu können. Um den dabei entstehenden furchtbaren Luftzug zu ertragen, muß sich der Mensch durch entsprechende Kleidung, namentlich auch durch starke Augengläser schützen. Die Vögel finden ihren Schutz darin, daß ihre Augen seitwärts liegen. Die bereits vor längerer Zeit angestellten Vorversuche haben schon interessante Resultate ergeben. So hat man gefunden, daß die Flugflächen nicht im Verhältnis zu der wachsenden Last vergrößert zu werden brauchen, und dies eröffnet uns die Aussicht, dereinst schwere Lasten durch die Luft zu transportieren, was von der größten Wichtigkeit ist. Eine Schwierigkeit beim Fliegen bildet das Landen. Wenn man sich Flügel von der entsprechenden Größe anschnallt und damit einen von Bäumen und Gestrüpp freien Berg oder Hügel hinunterläuft, so fühlt man sich nach einiger Zeit plötzlich von dem Luftdruck gehoben und weiter getragen. Nach kürzerem oder längerem Schweben berühren die Füße dann wieder den Boden; der Luftdruck ist aber dann noch so gewaltig, daß, selbst wenn man den Anprall durch rasches Weiterlaufen zu mildern sucht, man trotzdem leicht zu Boden geworfen wird. Ueberhaupt darf nicht vergessen werden, daß das Fliegen, so gut wie das Radfahren, erlernt werden muß. Wer zum erstenmal ein Fahrrad besteigt, kann sich ohne fremde Hilfe anfangs gar nicht darauf halten; wie viel schwieriger muß dies beim Fliegen sein, wo man sich nicht einmal die Erfahrungen anderer zunutze machen kann.

*

Was nun die Kosten anbelangt, die erforderlich sind, um mit der nach Buttenstedts Prinzip geschaffenen dynamischen Flugmaschine Versuche und Uebungen anzustellen, sie nötigenfalls zu verbessern und so das Problem des freien menschlichen Fluges auf die einfachste und rationellste Weise zu lösen, so sind folgende Ausgaben in Betracht zu ziehen:

1. Die Miete des Uebungsplatzes.
2. Die Errichtung eines Schuppens zum Aufbewahren der Apparate mit einer kleinen Werkstatt für Reparaturen und einem Wohnraum für zwei Arbeiter als Bewachung gegen Diebstahl.
3. Material für Apparate und Reparaturen.
4. Die Honorare für den ausübenden Ingenieur, den Erfinder, der als kgl. Beamter bei längerem Urlaube einen Ersatzmann zu stellen hat, sowie für die Flugeleven. Zu letzteren eignen sich am besten gewandte Turner, an denen, da überall Turnvereine existieren, kein Mangel ist.
5. Arbeitslöhne.

Da der Mensch beim Fliegen von einem erhöhten Standpunkte abspringen muß und außerdem Sicherheitsvorkehrungen für die Eleven zu treffen sind, so ist auch

6. die Errichtung von Abspring-Türmen mit verschiedenen Stockwerken und
7. das Spannen von Netzen auf längeren Strecken vorzusehen.

Ein allzu großes Kapital ist, wie man sieht, nicht nötig; dennoch müssen gleich am Anfang reichliche Mittel vorhanden sein, da sich nicht genau im voraus berechnen läßt, wieviel Zeit die Uebungen in Anspruch nehmen und die letzteren nicht etwa aus Mangel an Geld unterbrochen werden dürfen. Es würde sich also nur ein reicher Mann, der Verständnis für die Frage besitzt und gewillt ist, eine gewisse Summe zu riskieren, an dem Unternehmen als Kapitalist beteiligen können.

Bücher und Zeitschriften.

Greek Art. Von H. B. Walters. (Aus der Sammlung „Little Books of art.) With forty illustrations. Methuen & Cie. London 1904. VI und 242 S.

Obwohl wir in Deutschland gerade keinen Mangel an mehr oder minder popularisierenden Bänden und Bändchen über bildende Kunst und einzelne Künstler vom ältesten Altertum bis zur neuesten Zeit haben, möchte ich doch auf J. B. Walters „Greek Art“ aufmerksam machen, ein 2 Schilling 6 Pence-Bändchen der Methuenschen Sammlung „Little Books of art“, in der unter der Oberleitung von Cyril Davenport schon eine Anzahl Künstlermonographien und übersichtliche systematische Darstellungen von einzelnen Kunstepochen und Kunstzweigen erschienen sind (unter letzteren z. B. Miniaturen, römische Kunst, japanische Kunst, Christus in der Kunst u. s. w.). Mit erstaunlicher Geschicklichkeit hat es Walters zuwege gebracht, die Entwicklung der gesamten griechischen Kunst in großen Zügen auf 246 Seiten eines 16mo Formats darzustellen. Hier genügsam zu sein, war eine große Kunst; und nur ein Mann, der den Stoff derart beherrscht, konnte das Nötige und Beste so richtig auslesen und gliedern. In fünf Kapiteln sind die Anfänge (Bronzezeit, mykenaeische und kretische, homerische Kunst, orientalische Einflüsse), die altertümliche Kunst bis zu den Aegineten, die Periode von den Perserkriegen bis nach den Parthenonskulpturen, die Nach-Phidiasische Zeit mit der hellenistischen Skulptur behandelt; je ein Kapitel ist der Architektur, der Malerei, den Bronzen, Terrakotten, den Gemmen und Münzen gewidmet. Ich wüßte kein Büchlein zu nennen, das in so lesbarer klarer Weise die Einführung in die griechische Kunst durchführt, wie das Walters'. Die 40 Abbildungen sind gut gewählt; selbstverständlich ist das British Museum bevorzugt; aber auch der gefallene Aeginete des Ostgiebels (Nr. 85 des Glyptothekkatalogs; nicht W. (west) Pediment, wie Walters schreibt) und die Aphrodite von Melos sind in vortrefflichen Abbildungen vertreten. Von letzteren schreibt Walters: „Aber man muß sie im Louvre im Glanz ihres leuchtenden Marmors sehen, um ihre Schönheit voll würdigen zu können“, während ich in dem gleichzeitig erschienenen Buche des berühmten ägyptischen Ausgräbers Flinders Petrie „Methods and aims in Archaeology“ von der „Hoff-

mungslos schlechten Aufstellung der Venus von Milo mit schwachem, zerfahrenem Seitenlicht" lese. Flinders Petrie muß lange nicht im Louvre gewesen sein. Das Urteil Walters' über den höchsten Besitz des Louvre gibt übrigens einen guten Begriff von der Art seiner Darstellung: „Es liegt so viel griechisches Cinquecentogefühl in dieser Statue, daß sie eine viel frühere Entstehungszeit annehmen läßt und man nur widerstrebend die äußeren Gründe für die Datierung in das Ende des zweiten Jahrhunderts sich gefallen läßt." Walters' Büchlein ist bildende Lektüre, kein trockenes Repetitorium der griechischen Kunstgeschichte, obwohl es eine chronologische Tabelle und ein treffliches Register besitzt. „Denn ein Buch ohne Index ist kein Buch," hat einmal Mommsen gesagt.

M.

Die Krone. Von Laurids Bruun. Verlag von Axel Juncker, Stuttgart 1904.

Das Interesse für den gemeinen Mann, das seit der dominierenden Stellung des Naturalismus die Literatur fast ausschließlich beherrscht, beginnt in allerjüngster Zeit merklich abzunehmen. Die wenigen, etwas kargen Motive, die in den engen Kreis des Proletariers fallen, sind verbraucht und bereits nach den verschiedensten Richtungen hin gewendet, so daß sich allmählich in dem Dichter das Bedürfnis einstellen mußte, seiner Phantasie und seiner Schaffenskraft neues Land mit weiteren Perspektiven zu erringen. Es war naheliegend, daß sich sein Augenmerk wieder höheren Gesellschaftsklassen zuwandte, die günstigere Vorbedingungen zur Entwicklung stark ausgeprägter Individualitäten in sich bergen, zugleich aber auch reichlicher Gelegenheit bieten, die Individualitäten frei zu betätigen und anderen Einflüssen gegenüber durchzusetzen.

Daß eine so eigenartige Persönlichkeit wie Laurids Bruun, der schon in seinem ersten Roman „Der König aller Sünder" sich dieser beengenden Fesseln zu entledigen suchte, auch in seinem neuen Buche „Die Krone" die eingeschlagene Bahn weiterschreitet, finde ich sehr begreiflich, aber als besonders charakteristisch für des Dichters aristokratische und dabei stark impulsive Natur scheint mir der Umstand, daß er das Königsproblem mit seiner Fülle herber Leiden und schmerzlicher Demütigungen, die uns das beständig und in den grellsten Farben vorgeführte Elend des Proletariers in den letzten Jahren fast vergessen ließ, wieder hervorholte und mit aller Schärfe moderner Psychologie durchführte. Den Königsgedanken sucht er in seiner reifsten Vollendung zu ergründen, aber er spricht ihn — auch hierin zeigt sich die durchaus moderne Auffassung des Dichters — nicht bloß den geborenen Herrschern zu, sondern der ganzen Menschheit: „Jede Kinderseele ist königlich geboren. Sie steht der Welt als ein Individuum frei und ganz offen gegenüber. Aber die Welt will die Freiheit binden, die Einheit zerstückeln, aus dem Ganzen einen Bruch machen. Da gilt es den Königssinn des Kindes zu beschützen, daß der Mensch seine Freiheit, Einheit und Offenheit und damit sein Lebensglück bewahre. Aber die schlimmsten Feinde des königlichen Sinnes sind Geistesträgheit und Willensschlaffheit, denn sie erzeugen unsere Schwäche und Unwürdigkeit."

König Johann XVII. ist eine solche Natur. Als Jüngling tritt er voll Mut, einen starken Glauben an die Größe der Königswürde im Herzen, die Regierung an. Doch bald beginnen unsichtbare Hände ihn dieser Würde zu entkleiden, sein bester Jugendfreund Axel v. Gunnersdorf wird entfernt, der König steht einsam und verbittert unter den Hofleuten, denen er mißtraut, und von der stolzen Königsmacht bleibt nur der hohle, äußere Glanz. So wird seine Kraft gebrochen, seine Energie lahmgelegt, sein Wille schlaff und träg, bis plötzlich die große Leidenschaft über ihn hereinbricht und wieder die neuerwachte Jugendkraft entfesselt. Aber Emmely Kruse steht seiner Leidenschaft kalt gegenüber, endlich verspricht sie in ärgster Geldnot, sich um die wertvolle Krone der Herzogin von Geldern zu verkaufen. Unter großen Opfern erwirbt der König den kostbaren Schmuck, eben erwartet er Botschaft von ihr, da trifft ihn unerwartet die Nachricht von dem Selbstmord Gunnersdorfs. Er ersieht aus Axels Brief, daß dieser selbst sein Nebenbuhler gewesen. Drei Tage bezähmt er sein Begehren, dann will er wenigstens das teuer erkaufte Glück genießen. Aber der Tote steht zwischen beiden, von Fieberfrost durchschüttelt kehrt der König heim. Emmely ist am nächsten Tag aus der Hauptstadt verschwunden. — Obwohl der alternde König die Pläne seines bestochenen Ministers durchschaut, kann er sich nicht befreien. Nur noch ein einziges Mal sucht er seinen Willen durchzusetzen, da es sich um die Wahl eines Erziehers für seinen Enkel handelt, den er gern der pietistischen Richtung entreißen möchte, die seinen Sohn zum heuchlerischen Wüstling gemacht. Umsonst, er muß den von ihm auserlesenen Erzieher zurückweisen, wiewohl ihn eine seltsame Macht zu ihm hinzieht. Durch diese Ablehnung vernichtet, wird dieser Mann aus seiner geordneten Lebensbahn geworfen. Er sinkt immer tiefer, bis er seinen unehelichen Sohn erschießt, um ihn vor den Enttäuschungen zu bewahren. Er erzählt in einem unwahrscheinlich langen Brief dem König sein Leben. Dieser liest ihn und erkennt in dem Mörder den Sohn Emmelys. Morgens findet man ihn im Lehnstuhl als Leiche. Der König hatte dem Tod, wie er scherzend oft selbst sagte, eine Privataudienz gegeben.

Der Zug ins Große, der des Dichters „König aller Sünden" zu so bedeutender Höhe emporgetragen, fehlt dem neuen Buche allerdings, aber dafür geht ein stiller, feiner Zug durch das Werk, dem eine zarte, sentimentale Grundstimmung den leisen Klang verträumter Abendglocken verleiht. Sein Stil ist einheitlicher und persönlicher geworden, dabei von einer so reichen Fülle fein abgetönter Nüancen, daß er bisweilen an die satte Farbenwirkung eines J. P. Jakobsen gemahnt.

Wien. Joseph Schigon.

Zweites Jahrbuch der „Heimatlichen Kunstpflege" Karlsruhe. Das lebhafte Interesse, welches das Jahrbuch 1903 fand, ließ es möglich werden, daß für 1904 ein neues Jahrbuch, wiederum mit Unterstützung von Staat und Stadt, verbreitet werden konnte. Das Material, von den beiderseitigen Jurys sorgfältig gesichtet, verspricht einen stattlichen Band. Buchschmuck und Illustration sind durchweg schwarz-weiß, die Zierleisten einheitlich in der Größe. Für die Decke und Buchschmuck ist ein hervorragender Techniker auf diesem Gebiet, E. R. Weiß, gewonnen worden; auch sonst sind zu den schon im Vorjahre bewährten und zumeist wieder vertretenen Künstlern, vor allen wieder Hans Thoma, neue tüchtige Kräfte getreten; u. a. der Konstanzer E. Würtenberger, ferner Max Lieber, Hans Schroeder, Karl Biese und eine Reihe Jüngerer. — Auch der literarische Teil hat Bereicherung durch neue Kräfte erhalten. So dürfte das Werk beim Erscheinen — Oktober d. J. — der allgemeinen Beachtung sich würdig erweisen. — Den Verlag hat, wie im Vorjahre, die Braunsche Hofbuchdruckerei; als Herausgeber zeichnet der 1. Vorstand Albert Geiger.

∴

Allgemeine Rundschau.

Die Lage und Größe der alten Königsstadt Assur.

In der Landschaft Schergât senkt sich — so berichtet Dr. Walter Andrae von seinen assyrischen Ausgrabungen im letzten Heft der Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft —, von vielen Tälern und Ruinen durchfurcht, das Hügelland der Dschezîre, des eigentlichen Mesopotamiens, zur Alluvialebene des Tigris herab. Im Norden begrenzen die Hügelränder in weitem Bogen die fruchtbare Flußniederung, im Süden dagegen treten sie ans rechte Flußufer, meist steil von den Tigrisfluten ausgewaschen. An der Uebergangsstelle springt ein Vorgebirge keck nach Nordost gegen den Fluß vor, die Ebene südlich scharf begrenzend und den Fluß dominierend. Hier liegt die Feste Schergât: Kalat Schergât. Noch in moderner Zeit ist sie Stützpunkt für die regierende Gewalt, vertreten durch ein Detachement regulärer Kavallerie unter einem Hauptmann, die in der Kischla (= Kaserne) hausen, ein letzter Hauch großer Traditionen. Die ältesten Herrscher Assyriens hielten hier Hof, und altehrwürdig blieb die Stätte bis in späteste assyrische Tage: Assur, der Sitz des Nationalgottes Asur. Eine ganze Reihe hier gefundener Inschriften haben die Identifikation ermöglicht.

Das Ruinenfeld ist scharf umgrenzt. An keiner Stelle kann Zweifel herrschen, wie weit das antike assyrische Stadtgebiet reichte. Die ganze Ostfront entlang fließt der Tigris, zu Hochwasserzeit sich mächtig bis zu 1½ Kilometer verbreiternd und dann auch das Flutbett durchströmend, das bei Niedrigwasser ebenso wie das eigentliche kiesgrundige Strombett trocken liegt. Sonst ist der Strom jedoch gerade am Stadtgebiet besonders lebhaft und nie versagend. Er kommt in weitem ostwestlichen Bogen von Norden her gerade auf das Stadtufer zugeschossen und bricht sich hier in einigen wirbeligen, von den Kelekführern gefürchteten Schnellen. Erst an der Südecke der Stadt beginnt er ruhiger zu fließen. So bildet er zugleich eine natürliche Befestigungslinie von über 1½ Kilometer Länge. Die Nordfront ist eine natürliche steile Felskante, durch Festungsmauern verstärkt und bis auf eine Stelle unterhalb der Zikkurrat unzugänglich bezw. nur auf schwierigen Kletterpfaden ersteigbar. Im Westen, Südwesten und Süden und von da weiter zieht sich die deutlich erkennbare Stadtbefestigung, Wall und streckenweise Graben, bis hinab zum Tigris. Außerhalb dieser Weichbildgrenze machen sich nur ganz vereinzelte, meist jünger aussehende Baureste bemerkbar, nämlich auf dem niedrigen Hügelfortsatz in der Nordwestecke, ferner einige ganz vereinzelte, wie kleine Außenwerke aussehende, sowie einige kleine im Süden, am Stadtufer des Tales.

Dies so umrissene Stadtgebiet darf man, wie die Grabung lehrt, in zwei charakteristische Teile zerlegen. Der nördliche hat die Form eines gleichschenkeligen Kurvendreiecks mit der Spitze nach Nordost, mit konkaven Schenkeln von etwa 900 Meter und einer konvexen Basis von ca. 1000 Meter Sehnenlänge. Der südliche, an jenen stoßende, ist trapezförmig und kehrt die Basis von ca. 700 Meter Länge nach dem Tigris, während seine Breite = der Höhe des Trapezes = ca. 350 Meter beträgt.

Die Fläche des Gesamtgebietes hält kaum ¾ Quadratkilometer. Das sind kleine Verhältnisse, an die man sich bei antiken Stadtanlagen gewöhnen muß. Zum Vergleich diene die Angabe, daß sich unser Stadtgebiet zehnmal in das, für antike Begriffe riesige, von Babylon legen ließe; denn dieses umfaßt ca. 7 Quadratkilometer. Dahingegen würde allein der Kasr, die Königsburg von Babel, nur etwa dreimal auf unserem die ganze Wohnstadt bedeutenden Gebiete Platz finden! In Berlin hätte man mit einem Spaziergang vom Bahnhof Friedrichstraße durch die Friedrichstraße, Leipzigerstraße, Spittel-Markt nach dem Zeughause, weiter durch das Kastanienwäldchen nach Weidendammer Brücke und zurück zum Bahnhof, einmal das Stadtgebiet von Assur auch beinahe der Form nach umschritten.

•

Leuchtende Pflanzen und Tiere.

Mit der in unserer Notiz „Leuchtorgane der Vögel" in Nr. 156 behandelten Frage berührt sich in interessanter Weise ein soeben im Verlag von G. Fischer in Jena erschienenes Werk des Prager Pflanzenphysiologen Dr. Hans Molisch: „Leuchtende Pflanzen", aus dem der Verfasser im jüngsten Heft der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift einen Auszug gibt. Er schreibt dort über diesen Gegenstand:

„Die Zahl der bisher bekannt gewordenen Pflanzen, die selbständig Licht zu erregen vermögen, ist keine große. Einige Peridineen, etwa 25 Bakterienarten und etwa 14 höhere Pilze produzieren Licht. Aber da einige dieser Pflanzen in der Natur sehr verbreitet sind, so ist es nicht schwer, sich leuchtende Pflanzen zu verschaffen. So haben die im Plankton des Meeres so weit verbreiteten Peridineen, die man ihrer braunen, mit Chlorophyll versehenen Farbstoffkörper wegen zu den Algen stellt, einen hervorragenden Anteil an dem Meeresleuchten. Im Hafen von Triest wird zur Sommerszeit das Meeresleuchten vornehmlich durch das hier so verbreitete Peridinium divergens bedingt. Hingegen geht den Süßwasserperidineen mehrfachen Angaben entgegen das Leuchten ganz ab. Und wer hätte gedacht, daß im Walde leuchtendes Laub eine so häufige Erscheinung ist? Gleich bei meinen ersten nächtlichen Spaziergängen in der Nähe von Buitenzorg auf Java fand ich zu meiner Ueberraschung leuchtende verwesende Blätter von Bambusa, Nephelium, Aglaia und anderen. Tulasne hatte schon früher dasselbe an Eichenblättern in Europa beobachtet. Ausgerüstet mit meinen in den Tropen gesammelten Erfahrungen habe ich später nach meiner Rückkehr nach Europa die geschilderte Art der Lichtproduktion auch für andere Blätter feststellen können, so für die Eiche, Rotbuche, Hainbuche und den Ahorn. Jetzt, da ich die Erscheinung seit 5 Jahren kenne und ihre weite Verbreitung konstatiert habe, kann ich, ohne Gefahr zu laufen, der Uebertreibung geziehen zu werden, sagen, daß in einem Eichen- oder Buchenwald ein nicht geringer Bruchteil des abgefallenen Laubes sich im Zustande des Leuchtens befindet und der Waldboden allenthalben von dem Lichte verwesenden Laubes bestrahlt wird. Die Ursache des Leuchtens verwesender Blätter ist ein vorläufig noch unbekannter Pilz.

Ebenso wie diese Pflanzen entsendet bekanntlich das Fleisch toter Schlachttiere unter Umständen ein starkes Licht. Auch dieses Licht ist aber im Grunde pflanzlichen Ursprunges. Ursache ist hier nach der genannten Quelle stets das Bacterium phosphoreum (Cohn) Molisch. Es gehört demnach dieser Spaltpilz in unserer Umgebung zu den verbreitetsten Bakterien. Er findet sich auf dem Fleisch der Eiskeller, der Schlachthäuser, der Markthallen und in den Küchen, wo Fleisch von Schlachttieren und Geflügel regelmäßig Eingang findet.

Seine Ergebnisse über die Natur und Bedingungen des Leuchtprozesses der Pflanzen faßt Prof. Molisch in folgenden Sätzen zusammen: 1. Das Leuchten der Pflanze vollzieht sich nur bei Gegenwart von freiem Sauerstoff, der Leuchtprozeß beruht auf einer Oxydation. Schon außerordentlich minimale Mengen von Sauerstoff vermögen das Leuchten zu unterhalten. 2. Vorläufig liegt kein zwingender Grund vor, von einer direkten Beziehung zwischen Atmung und Lichtentwicklung durch Atmung zu sprechen. 3. Das Leuchten beruht höchstwahrscheinlich darauf, daß die lebende Zelle einer Substanz das Photogen erzeugt, das bei Gegenwart von Wasser und freiem Sauerstoff zu leuchten vermag. Es ist unrichtig, daß bei den Leuchtbakterien und höheren Leuchtpilzen das Photogen ausgeschieden wird und außerhalb der Zelle leuchtet, sondern die Lichtentwicklung findet hier intrazellular statt.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Zu Kuno Fischers 80. Geburtstag. Wir erhalten folgenden Aufruf:

An die Schüler und Verehrer Kuno Fischers.

Am 23. Juli d. J. vollendet Kuno Fischer sein 80. Lebensjahr. Dieser Tag soll nicht vorübergehen, ohne daß wir aufs neue die unauslöschliche Dankbarkeit dem Manne bekunden, der als ein Meister akademischer Beredsamkeit Tausenden die Tore der Wissenschaft mit liebevoller Hand erschlossen und entscheidende Anregung für den späteren Lebensweg gegeben hat.

Wir haben uns deshalb vereinigt, um dem geliebten Lehrer eine Huldigung seiner Schüler und Verehrer darzubringen.

Wir glauben dies am besten tun zu können, indem wir dem Jubilar an seinem Ehrentage eine Adresse überreichen, und bitten alle, die unsere Gesinnungen teilen, sich uns anzuschließen, und wer zu den Hörern Fischers zählt, möge auch die Jahreszahl seiner Studienzeit angeben.

Alle Meldungen (auch von Damen) bitten wir mit einem Beitrag zu den Kosten (Studenten 1 Mark) bis spätestens 18. Juli an die Herren Dr. Richard Degen, Heidelberg, oder Dr. Jon Lehmann, Berlin W., Würzburgerstraße 7, zu richten. Etwa sich ergebende Ueberschüsse werden der unter dem Protektorate Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs von Baden begründeten Stiftung des Kuno Fischer-Preises an der Universität Heidelberg überwiesen.

Dr. Richard Bahr (Berlin), Dr. E. Brockhaus, Verlagsbuchhändler (Leipzig), Dr. Richard Degen (Heidelberg), Dr. Wilhelm Dilthey, Geh. Rat, Professor (Berlin), Georg Engel (Berlin), Dr. Ludwig Fulda (Berlin), Heinrich XXXIII. Prinz Reuß j. L., stud. cam. (Heidel-

berg), Dr. Holtzmann, Professor (Straßburg), Dr. Kronenberg (Berlin), Dr. Jon Lehmann (Berlin), Dr. Georg Lockemann (Leipzig), Dr. Gustav Manz (Berlin), Lüders, stud. jur., Vorsitzender des Ausschusses der Heidelberger Studentenschaft (Heidelberg), Dr. Meyer, Hofrat, Hofdramaturg (Dresden), Dr. Pfeiffer (Bamberg), Dr. Rudolf Presber (Berlin), Dr. Fritz Schöll, Geh. Hofrat, Professor (Heidelberg), Dr. Georg Simmel, Professor (Berlin-Westend), Dr. Henry Thode, Geh. Hofrat, Professor (Heidelberg), Dr. Hans Thoma, Professor, Galeriedirektor (Karlsruhe), Dr. Wilhelm Windelband, Geh. Rat, Professor (Heidelberg).

* Zur Heidelberger Schloßfrage. Der Kunstgewerbeverein des Pfalzgaus erließ einen Aufruf zur Erhaltung der Schloßruine in ihrem jetzigen Zustande.

* Archäologisches. Zu den von den preußischen Museen in Milet veranstalteten Ausgrabungen ist Oberlehrer Dr. E. Ziebarth vom Hamburger Wilhelmsgymnasium als Epigraphiker berufen worden.

* Der VI. internationale Physiologen-Kongreß wird vom 30. August bis 3. September in Brüssel unter dem Vorsitz von Professor Paul Héger abgehalten werden.

* Volkstümliche Gesundheitspflege. Unter dem Namen Deutscher Verein für praktische Gesundheitspflege hat sich in Berlin unter Beteiligung namhafter Hygieniker, Pädagogen, Philanthropen &c. ein Verein gebildet, dessen Haupttätigkeit im Gegensatz, bezw. in Ergänzung der zahlreichen, bereits bestehenden hygienischen Vereinigungen nach seinen Satzungen in praktischer Aufklärung der breiten Volksschichten über hygienische Fragen bestehen wird. Vorträge mit Diskussionen, Elternabende mit Vorführungen, periodisch erscheinende wissenschaftlich-volkstümliche Aufsätze in Form von Korrespondenzen sind in Vorbereitung. Auskunft und Anmeldungen bei Hrn. Dr. med. Strecker, Berlin N. 28, Stralsunderstraße 62, wo sich die Geschäftsstelle befindet, und beim Vorsitzenden Hrn. Dr. med. Röttger, Berlin W., Eisenacherstraße 63 I.

Hochschulnachrichten.

hc. Heidelberg. Der Anatom der hiesigen Universität Geh. Hofrat Dr. Max Fürbringer feiert am 16. Juli sein 25jähriges Jubiläum als ordentlicher Professor. (1876 in Heidelberg habilitiert und 1878 dort zum außerordentlichen Professor ernannt, folgte er 1879 einem Rufe als ordentlicher Professor nach Amsterdam, wo er bis 1888 wirkte.)

* Königsberg. Der hier verstorbene Professor und Dozent der Augenheilkunde Dr. Heisrath hat sich besondere Verdienste um das Studium und die Bekämpfung der Körnerkrankheit (Granulose) erworben. Diese Krankheit ist in Ostpreußen stark heimisch und beeinflußt z. B. erheblich das Aushebungsergebnis, weshalb Heisrath in seiner Eigenschaft als Militärarzt sich besonders auf dieselbe hingewiesen sah. 1850 geboren, wurde Heisrath 1885 Stabsarzt und 1895 Oberstabsarzt. 1898 wurde er durch den Professortitel ausgezeichnet. Seit 1899 gehörte er als Privatdozent der Augenheilkunde dem Lehrkörper der Albertus-Universität an. — Der Anglist der hiesigen Universität Prof. Dr. M. Kaluza hat sich, nach einer Mitteilung der Königsberger Hartungschen Zeitung, nun doch entschlossen, dem Rufe nach Münster nicht Folge zu leisten.

* Wien. Der zum Nachfolger Professor Königs in Berlin ausersehene Chirurg der hiesigen Universität Prof. Dr. Anton Frhr. v. Eiselsberg (1860 in Oberösterreich geboren) hat sich 1889 an der Billrothschen Klinik in Wien für chirurgische Propädeutik habilitiert und war als Assistent bei dessen Aufsehen erregenden Magen- und Darmresektionen tätig. In dieselbe Zeit fallen operative Arbeiten auf dem Gebiete der plastischen Chirurgie und vor allem die mit Wölfler gemeinschaftlich ausgeführten Kropfoperationen nach einer bis dahin nicht praktizierten Methode. 1893 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor nach Utrecht. 1895 übernahm er als Nachfolger von Heinrich Braun die ordentliche Professur und Leitung der chirurgischen Klinik an der Universität Königsberg. Im Frühjahr 1901 nahm er einen Ruf nach Wien als Ordinarius und Vorstand der ersten chirurgischen Klinik an Stelle von Eduard Albert an, welche Stelle er nun mit der Berliner Professur vertauscht.

* Aus Belgien. Der Professor der vlämischen Literatur und belgischen Geschichte an der Universität Gent Dr. P. Fredericq legt demnächst sein Amt nieder, um sich ganz seiner Lebensaufgabe, der Veröffentlichung der Inquisitionsakten, zu widmen. Aus diesem Anlaß wurde ihm von Schülern und Freunden eine Festschrift überreicht.

* Aus England. Die vor drei Jahren als Gegenstück zur Royal Society, deren Bestimmung die Pflege der Naturwissenschaften bildet, zum Zwecke der Förderung der Geisteswissenschaften gegründete British Academy hat unlängst zum erstenmal die Wahl korrespondierender Mitglieder aus Mitgliedern auswärtiger Akademien vollzogen. Es wurden dazu gewählt: 1. aus Deutschland Prof. H. Diels (Berlin), Prof. K. Krumbacher (München), Prof. F. Leo (Göttingen); 2. aus Oesterreich-Ungarn Prof. Th. Gomperz (Wien) und Prof. J. Goldzieher (Budapest); 3. aus Holland Prof. M. J. de Goeje (Amsterdam); 4. aus Dänemark Professor J. L. Heiberg (Kopenhagen); 5. aus Frankreich die Mitglieder des Instituts Comte de Franqueville, Paul Meyer, Georges Perrot und Georges Picot (Paris); 6. aus Italien Graf Hugo Balzani (Rom) und 7. aus Rußland Prof. C. H. Saleman (St. Petersburg).

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hanns Friedrich: Das Volksschul-Lesebuch. Ein Beitr. z. Lösung d. Lesebuchfrage in Bayern. Frankenthal 1904. L. Göhring u. Co. 137 S. — Octave Homberg et Fernand Jousselin: Un aventurier au XVIIIe. siècle. Le Chevalier d'Eon (1728—1810) d'après des documents inédits. Avec 2 portraits et 1 Facs. Paris 1904. Librairie Plon. 308 S. — P. Ch Martens: Das deutsche Konsular- und Kolonialrecht. Unter Berücksichtigung der neuesten Gesetze und Verordnungen gemeinverständlich bearbeitet für Schule, Kontor und Selbstbelehrung. (Dr. iur. Ludwig Hubertis Moderne kaufmännische Bibliothek.) Leipzig. Ludwig Huberti. 122 S. — Selbsthilfe. Für jeden Kaufenden und Verkaufenden zur Realisierung in der Praxis. Leipzig 1904. A. Beerholdt. 40 S. — Privatdozent Dr. Otto Vernguth: Kultur und Nervensystem. Zürich 1904. Schulthess u. Co. 42 S. — E. Ch. Babut: La plus ancienne Décrétale. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris. Paris 1904. Soc. Nouvelle de librairie et d'édition. 85 S. — Derselbe: Le Concile de Turin. Essai sur l'histoire des églises provençales au Ve. siècle et sur les origines de la monarchie ecclésiastique romaine 417—450. (Bibliothèque de la Fondation Thiers. Fascic. VI.) Paris 1904. Alphonse Picard & Fils. 313 S. — Dr. iur. Hermann Lucas. Wirkl. Geh. Oberjustizrat und Ministerialdirektor: Anleitung zur strafrechtlichen Praxis. Ein Beitrag zur Ausbildung unserer jungen Juristen und ein Ratgeber für jüngere Praktiker. II. Teil: Das materielle Strafrecht. Berlin 1904. Otto Liebmann. 424 S. — An die See. Reise-Führer. Verkehrserleichterungen und Vergünstigungen für die Mitglieder des Deutschen Flottenvereins. 1904. Berlin. Verlag des Deutschen Flotten-Vereins. 140 S. — Walther Schulte vom Brühl: Der Prinz von Pergola. Roman. München (1904). Friedrich Rothbarth. 395 S. — Angelo Dämon: Frechheit ist Trumpf! oder Wer lacht da? Ein Satyrspiel zur internationalen Kunstausstellung Düsseldorf 1904. 2. Auflage. Stuttgart 1904. Klemm u. Beckmann. 63 S. — Dr. F. Doflein: Sechs Wanderungen durch die Münchener zoologische Staatssammlung. München (1904). Val. Höfling. 45 S.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 15. Juli. Nummer 160.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

A 1798 Z

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Marokko im Lichte der jüngsten deutschen Forschung und Literatur.

Von Dr. Hugo Grothe.

Der deutsche Name hat seit Jahrzehnten bei der Tätigkeit zur wissenschaftlichen Aufschließung Marokkos eine hervorragende Stellung sich zu erobern gewußt. Schon 1845 wanderte Heinrich Barth von Tanger aus längs der marokkanischen Küste bis nach Rabat, dem alten Sala, der westlichen Grenze des ehemaligen römischen Machtbereiches, ehe er von Oran sich zu seiner berühmten Reise durch die Küstenländer des Mittelmeeres aufmachte. Gerhard Rohlfs verbrachte als erster 1861 längere Zeit am Hofe des Großscherifs in der heiligen und verschlossenen Stadt Uesan und durchzog 1864 die südlich des Atlas gelegenen, damals fast unbekannten, vorher nur von Caillié (1828) berührten Tafilelt-Oasen. Auch Frhr. v. Maltzan, der gewandte Schilderer arabischen Volkslebens, erkor sich damals Marokko zu seinem Beobachtungsfeld. Die Kämpfe Spaniens mit Marokko im Jahre 1859 fanden in zwei deutschen Offizieren, dem preußischen Oberst v. Goeben und dem bayerischen Oberleutnant Eduard v. Schlagintweit, Augenzeugen und Berichterstatter.[1]) Die Rüppell-Stiftung der Senkenbergischen Gesellschaft gab 1871 und 1872 einer Reihe von Gelehrten die Mittel zu resultatreichen Touren durch verschiedene Landesteile, von denen die Erforschung des Hohen Atlas südöstlich von Marrâkesch durch Fritsch und Rein die bedeutendste wurde. Eine deutsche Gesandtschaft besuchte auf Anregung Kaiser Wilhelms I. 1877 die Hauptstadt Feß des Sultanats; ein deutscher Großindustrieller spendete ansehnliche Summen zur Erkundung des Landes, zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen, der sich Oberstleutnant v. Conring unterzog.[2]) 1880 folgte Oskar Lenz im Auftrage der Deutschen Afrika-Gesellschaft, dem es glückte, von Agadir aus Timbuktu zu erreichen. Robert Jannasch führte als lebhafter Verfechter der Anknüpfung reger wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Deutschland und Marokko 1886 eine „deutsche Handelsexpedition"[3]) nach diesem kaufmännisch bis heute noch so wenig erschlossenen Lande. Die Namen von Quedenfeld[4]) und Paul Schnell[5]) waren einige Jahre später mit der Erforschung der nordwestlichen Saharastrecken und des marokkanischen Atlasgebirges verknüpft. Diese flüchtige Uebersicht liefert zur Genüge den Beweis, daß schon in früheren Jahrzehnten man nicht mit solchem Eifer den Gedanken der Uninteressiertheit Deutschlands in Marokko unterschrieben hätte, den heute offizielle Kreise und Zeitungen mit solcher Emphase vertreten.

Ganz besonders stark aber hat sich — und intensiver denn in früheren Jahrzehnten — auf dem marokkanischen Arbeitsfelde vom geographischen und handelspolitischen Gesichtspunkte die deutsche Anteilnahme in den letzten drei Jahren entwickelt, so daß eine Uebersicht über die Tätigkeit im Augenblick, da die marokkanische Frage an Aktualität gewonnen hat, nicht wertlos erscheinen mag.

An die Spitze unserer Umschau stellen wir denjenigen Mann, der am 8. März d. J. auf noch unaufgeklärte Weise unweit der Tore von Feß seinem Forscherdrang zum Opfer fiel. Von einer energischen Sühneheischung seitens der Regierung seines Heimatsstaates ist bisher wenig zu verspüren[6]), ein Umstand, der gegenüber dem eben bekundeten Eifer der Amerikaner empfindlich absticht, die im Interesse eines amerikanischen Schutzbefahlenen mit einer ganzen Reihe von Kriegsschiffen auf der Reede von Tanger erschienen. Siegfried Genthe, der als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung ins Innere von Marokko entsandt war, hat mit seinen Veröffentlichungen in den Spalten jenes Blattes „In der heiligen Stadt Wasan", „Eine Karawanenreise nach Feß", „Am Hofe des Sultans von Marokko"" einen weiteren Beweis seiner hervorragenden Befähigung als Beobachter aller zur Landes- und Volkskunde wesentlichen Züge erbracht, die er bei seinen Fahrten durch Indien, China, Korea,[7]) die Mandschurei zu entwickeln verstand. Sachlichkeit, ein auf gründliches Vorstudium sich stützendes liebevolles Eingehen in den Stoff, eine stilistische Gewandtheit, die auch eine nüchterne Materie durch indi-

[1]) Goeben: „Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko." Hannover 1863/4. Schlagintweit: „Der spanisch-marokkanische Krieg 1859 und 1860." Leipzig 1863.

[2]) Conring: „Marokko, das Land und die Leute." Berlin 1884.

[3]) Die deutsche Handelsexpedition 1886. Berlin 1887.

[4]) Reisen und Reiseverhältnisse im Sultanat Marokko. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1886.

[5]) Eifer und scharfsinnige Kombination bekundet seine des Augenscheins allerdings entbehrende Veröffentlichung: „Das marokkanische Atlasgebirge." Petermanns Mitteilungen. Ergänzungsheft 103. Justus Perthes. Gotha. Vortrefflich ist die entworfene Karte (1 : 1,750,000).

[6]) Staunen muß es wohl erwecken, wenn eine Zeitschrift wie die „Revue de Géographie" (März 1903) in Mißverständnis einer Statistik des Reichs-Anzeigers (6. Februar 1902), welche die in Deutschland lebenden Marokkaner nannte, die Zahl der in Marokko befindlichen Reichsdeutschen mit einem einzigen angibt! Professor Fischer stellte nach sorgfältigen, an Ort und Stelle gemachten Erhebungen (Frühjahr 1901) die Summe ansässiger Deutscher auf 190 ausschließlich aller Schutzbefohlenen fest, von denen nur 47 nicht Reichsdeutsche sind (vgl. die Zeitschrift „Deutsche Erde". Gotha. Justus Perthes. 1902. I. Heft 1).

[7]) Ein kürzlich in deutscher Uebersetzung erschienenes Werk „Korea, das Land des Morgenrots" von Angus Hamilton trägt die Widmung „Meinem Reisegefährten in Korea Siegfried Genthe".

viduelle Betrachtung und durch Farben des Humors zu beleben weiß, zeichnen die Arbeiten von Siegfried Genthe unverkennbar aus. Sein Besuch in Wasan — Rohlfs schreibt Uesan —, beim marokkanischen Nachkommen des Propheten Mohammed, den er mit Geschick zu erreichen wußte, liefert uns ein Bild der tollen Heiligenverehrung in Marokko, sowie der Seele des Scherifentums, Mulai Ali. Er ist der siebente Sohn des Mulai Abd es Islam, des in Dingen der Liebe und des Weins durch außerordentliche Weltlichkeit hervorragenden früheren Scherifen, bei dem Rohlfs als abenteuernder Arzt ein volles Jahr liebevolle Aufnahme fand. Während alle übrigen Söhne vom Wahnsinn in den verschiedenen Arten und Stufen ergriffen sind — diese Familienseuche heißt in Marokko bezeichnenderweise „el merd el kebir“, d. i. die große Krankheit — findet Genthe diesen Sprößling im Gegensatz zu den über ihn umlaufenden Gerüchten als blühenden kräftigen jungen Mann von regelmäßigen scharfgeschnittenen Gesichtszügen, der in seiner Haltung und dem Wesen seiner Fragen eine natürliche Vornehmheit und nicht zu verachtende Intelligenz verriet. Nicht minder wohlgelungen ist die Schilderung des Sultanslagers in Feß und seiner Audienz bei Abd ul Asis. Bei allen Ereignissen seiner Wanderung, bei allen Personen, die er uns vorführt, weiß Genthe Parallelen und Perspektiven aus Politik und Geschichte zu liefern, den Faden der Vergangenheit anzuschließen. So wenn er die Geschichte der marokkanischen Dynastien mit ihrem intimsten Detail von Kämpfen und Schlächtereien entwickelt, wenn er die ältere geographische Literatur des Landes charakterisiert, die fabelüppige „Newe Zeitung aus dem Königreiche Fessa in Mauritanien gen Nürnberg gerichtet“ (1558) oder Thomas Pellows Erlebnisse, der in seiner lebhaften Phantasie, die auch jüngeren Reisenden nicht abgeht, sich hier „von großen Scharen von Löwen, Tigern, Leoparden, Panthern umringt“ sieht. Es wäre entschieden zu wünschen, wenn Siegfried Genthes marokkanische Skizzen, bereichert mit dem gesammelten wissenschaftlichen Material von Itineraren und Stadtplänen, von fachkundiger Hand herausgegeben, bald in Buchform zugänglich würden.

Siegfried Genthe war ein Schüler des Marburger Geographen Theobald Fischer, dessen wertvollen Anregungen wir zwei weitere gute Arbeiten über Marokko verdanken, eine knappe länderkundliche Darstellung „Marokko“[8]) durch seinen Begleiter auf der dritten marokkanischen Studientour, den Privatdozenten für arabische Sprache an der Universität Halle, Gg. Kampffmeyer, und „Vier Karten und Studien zur Wirtschaftsgeographie von Marokko“ von R. Arnold[9]).

Eine Monographie von Marokko von ernst zu nehmendem Gehalt existiert bisher nicht in deutscher, auch nicht in anderer Sprache, so daß es als glückliches Vorgehen von seiten der Verlagsleitung der überaus nützlichen Schriftenfolge „Angewandte Geographie“ zu begrüßen war, wenn eine derartige Studie veröffentlicht wird, die der selbst in recht gebildeten Laienkreisen noch gering entwickelten Kenntnis über das afrikanische China zu dienen geeignet ist. Der Verfasser hat sich seiner Aufgabe mit Geschick entledigt. Uebersichtlichkeit, durch zweckmäßige Kapiteleinteilung erreicht, sowie Präzision in der Behandlung des Stoffes, beides Hauptbedingungen für populärwissenschaftliche Darstellung, zeichnen die Schrift aus. Angemessen ist die Teilung des Stoffes unter Anpassung an die geographische Gliederung des Landes gemäß der Hauptmerkmale der physikalischen Beschaffenheit[10]). So widmet er gesonderte Betrachtung dem Atlasvorland, den südlich Agadir gelegenen drei Landschaften, dem Sus, Taserwalt und Wad Nun, dann dem Gebiet des Wad Dra, den Oasen von Tafilelt, den östlichen Steppengebieten, dem Atlasgebirge, der berüchtigten Rifregion und dem algerisch-französischen Grenzstück am Mittelmeer, dem Muluia-Gebiet. Ein wenig dürftig ist der Abschnitt „Wissenschaft und Kunst“ ausgefallen (auf einer Seite dargestellt). Einige hervorragende Moscheebauten Marokkos, ebenso die dem westafrikanischen Mohammedanismus eigene Art des massiven viereckigen Gebetsturms (im Gegensatz zum schlanken spitzen und koketten Minarett der östlichen Länder des Islams) hätten mit einigen Worten charakterisiert werden können. Verdienstlich ist die Sorgfalt, die Kampffmeyer der Schreibung der geographischen Namen widmet. Auch Richard Kiepert befleißigt sich in jüngster Zeit mit Recht, in der Schreibweise der Namen des türkischen und arabischen Orients sich phonetisch der deutschen Sprache anzupassen. So setzt Kampffmeyer vernünftigerweise dsch statt englisch j, sch statt englisch sh oder französisch ch.[11]) Warum er beim s und z bei englischen und französischen Worten verharren zu müssen glaubt, also den Laut des scharfen französischen s mit s, das weiche (unserm s entsprechende) s mit z schreibt (also Wad Za, Uezzan, Fes, statt phonetisch für uns Deutsche klarer Sa, Uessan, Fess), will uns nicht ganz stichhaltig erscheinen. Von mäßiger Güte und Vollständigkeit ist die beigegebene Karte.

Die wirtschafts-geographische Skizze von Arnold zeigt eine fleißige Verarbeitung dessen, was die Literatur über diesen Gegenstand bietet. Die Anschauung wird bedeutend durch die vier beigegebenen Karten erhöht,[12]) die, obwohl sie keinen hohen originellen Wert haben, so doch den Text in umfassender Form illustrieren. Die akademische Abhandlung Arnolds wird in ersprießlicher Weise ergänzt durch eine empfehlenswerte politisch-wirtschaftliche Studie „Marokko“ betitelt, von Paul Mohr.[13]) Die Phasen, welche die Politik der einzelnen interessierten Mächte, Frankreich, England, Spanien, in dem letzten Jahrzehnt durchmachte, sind unter Heranziehung reichen Materials, u. a. auch der Zeitungsstimmen der betroffenen Länder, mit Geschick charakterisiert. Es fehlt auch nicht an praktischen Winken für den deutschen Handel, deren Beherzigung recht zu wünschen wäre. Eine größere Uebersichtlichkeit, eine straffere Gliederung käme der Schrift sehr zu statten. Eine klare Trennung hinsichtlich Natur und Handelsstatistik der einzelnen Häfen, eine Anordnung nach Landschaften bei der vom Verfasser recht überzeugend gegebenen wirtschaftlichen Bedeutung Marokkos läßt sich bei einer nicht zu bezweifelnden Neuauflage ohne Schwierigkeit erreichen.

Nicht erbaulich wirkt bei der Kritisierung der Rohlfsschen Ansicht, daß die Franzosen notwendigerweise zur Eroberung der Tuat-Oasen fortzuschreiten hätten, und anläßlich des ausgesprochenen Zweifels an seinem politischen Verständnis der Hinweis auf die niedere ehemalige „Sergeantenstellung“ von Rohlfs in der französischen Fremdenlegion.[14]) Als Rohlfs den Boden Marokkos betrat, waren die Hansestädte durch den englischen Gesandten, Preußen durch den schwedischen Generalkonsul und die übrigen deutschen Staaten überhaupt nicht konsularisch vertreten. Rohlfs war es, der zuerst die Aufmerksamkeit Deutschlands auf die zukünftige Bedeutung Tripolitaniens zu lenken suchte („Die Bedeutung Tripolitaniens“, Weimar 1877), und als Generalkonsul in Sansibar mit Umsicht und

8) Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben I, Heft 7 und 8. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.

9) Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik. 64 65 Jahrgang. S. 1—88.

10) Arnold gibt folgende natürliche Teile: 1. Rif. 2. Tasatal. 3. und 4. Nördliches und südliches Gebiet des atlantischen Marokko, getrennt durch das zerrissene Hügelland des Semmur. 5. Muluiabecken. 6. Sus. 7. Coelemarokko. 8. Saharamarokko. Die Steppenstriche von Angad und Dahra sind also im Gegensatz zu Kampffmeyer geeigneter zum Muluiabecken gezogen und das Tasatal als eigene Landschaft behandelt.

11) Daß im Deutschen Handelsarchiv mit eiserner Konsequenz Larache statt Larasch, also nach französischer Orthographie geschrieben wird, darf wohl Verwunderung erregen.

12) Karte I: Die natürlichen Teile, die Beziehungen und das Meer von Marokko. II: Bodenschätze Marokkos, Viehzucht und Fischfang. III: Verbreitung von Baum- und Palmenwäldern, sowie von Halfa und den übrigen Nutzpflanzen. IV: Cerealien u. a.

13) Berlin. Franz Siemenroth.

14) Mohr, l. c. S. 12.

Wärme deutsche Interessen befürwortete. Rohlfs empfahl später der Reichsregierung, eine eigene Vertretung im Scherifenreich zu errichten, da wir hier die gleichen politischen Interessen wie England hätten und ebenso wenig wie dieses wünschen könnten, daß Frankreich seine Herrschaft über Marokko ausdehne. Er hielt es für das beste, den Abgesandten des Deutschen Reiches durch einige Kriegsschiffe hingeleiten zu lassen, „damit zugleich dadurch Marokko eine sichtbare Vorstellung von der Macht unseres Landes bekäme", und ihm ein Geschenk, etwa einige Tausend Chassepots für den Sultan mitzugeben.[15])

Während die vorgenannte Schrift eine ohne persönliche Kenntnis des Landes entworfene interessante Skizze darstellte, bietet eine zweite kürzlich erschienene Arbeit desselben Autors „Le Maroc et les intérêts Allemands"[16]) das Ergebnis einer inzwischen geschehenen Bereisung des Landes.[17]) Das mit derselben sorgfältig und mühsam, meist an Ort und Stelle unter Prüfung der Verhältnisse, aufgebrachte Material ist unstreitig das Beste und Zeitgemäßeste über die Beteiligung Deutschlands im Wirtschaftsleben von Marokko. Uebersichtlich zeichnet Dr. Mohr als erfahrener Statistiker und Nationalökonom unter Zuhilfenahme tabellarischer Anordnung den gegenwärtigen Handelsstatus und seine im letzten Jahrzehnt geschehene Entwicklung. Wir erhalten ein Bild der Gesamthandelsbewegung (1902: 76 Millionen Mark), des deutschen Anteils in den einzelnen Häfen (Tanger 2 Millionen, Casablanca 1½, Mogador 1¼, Masagan 1¼, Saffi ¾, Rabat und Larasch je ½ Million Mark), der Bedeutung der Schiffsflagge der einzelnen Staaten (Deutschland 1902 292 Schiffe mit 252,211 Registertonnen, Frankreich 311 Schiffe mit nur 202,778 Registertonnen), der Zahl der ansässigen Handelshäuser (61, davon 23 deutsche, 16 englische, 10 spanische, 7 französische). Trefflich ist der Nachweis des wahren Umfangs des algerischen Handels mit Marokko. Durch Ansetzung unnatürlich hoher Werte für das aus Marokko eingeführte Vieh (ein Hammel z. B. zum Pariser Marktpreise von über 40 Fr. statt des wirklichen Wertes von 7 bis 8 Fr.) erscheint Frankreich mit übertriebenen Ziffern seiner Handelsbeziehungen.

Auch ein militärischer Sachverständiger hat in der marokkanischen Frage mit einem gewandt geschriebenen Büchlein zum Wort gegriffen, Hauptmann Immanuel.[18]) Die Bedeutung seiner Ausführungen liegt weniger im historisch gehaltenen Teil der Broschüre als in der Sachlichkeit, mit der er die militärische Situation und die im Falle einer Verwicklung in Betracht kommenden französischen, englischen und spanischen Streitkräfte beleuchtet. Obwohl das französische 19. Armeekorps mit seinen auf Kriegsstärke stets gehaltenen 61,000 Mann von Algerien her leicht zu operieren vermag, auch durch fortwährendes Lagerleben und andauernden Kleinkrieg geübt, äußerst geeignet ist, die durch Terrain und die Charaktereigenschaft der marokkanischen Gegner sich entgegenstellenden Schwierigkeiten zu bestehen, so betrachtet er doch eine dauernde Niederhaltung der unruhigen Stämme Marokkos als eine blutigere und langwierigere Aufgabe, als sie mit der Bezwingung Algeriens bewältigt wurde. Rein militärisch vermöchte England nur mit höchstens einigen Tausend Mann, den Garnisonen von Gibraltar und Malta entnommen, einzugreifen, die mehr als die Besetzung eines Küstenplatzes schwerlich zu vollbringen imstande wären. Spanien, das an der marokkanischen Nordküste in den „Presidios" eine verhältnismäßig starke Truppenmacht zu unterhalten genötigt ist und trotz aller finanziellen Not und der traurigsten inneren Verhältnisse mit der ganzen Liebe der Erinnerung an den afrikanischen Felsen, dem letzten Koloniallande, zu hängen scheint, wird nach Immanuels Meinung schwerlich in Marokko Lorbeeren zu ernten befähigt sein.

Mit großer Lebhaftigkeit und Ueberzeugung hat der bekannte Afrikareisende Joachim Graf Pfeil sich die Verbreitung der Auffassung angelegen sein lassen, daß Deutschland mit allen Kräften bestrebt sein müsse, in Marokko einen Platz an der Sonne zu erringen. So in den Aufsätzen „Betrachtungen über Marokko" und „Das französische Protektorat über Marokko".[19]) Seine Anregung, daß neben Frankreich und Spanien auch Deutschland in Form einer Anleihe sich ein Anrecht auf die wirtschaftliche Erschließung Marokkos sichern solle,[20]) blieb leider unbeachtet. Graf Pfeil hat auch nicht versäumt, durch mehrere in Marokko ausgeführte Reisen in den letzten Jahren (1897, 1899, 1901) der Wissenschaft Nutzen zu stiften. Die Ergebnisse derselben liegen vor mit den Arbeiten „Geographische Beobachtungen in Marokko" und „Begleitworte zur Routenkarte meiner Reisen in Marokko".[21]) Der Geologe wie der Landwirt findet in der Schilderung des Quellgebietes des Wadi Tensift am Fuße des Hohen Atlas (westlich von Marrâkesch), der Distrikte am Mittellauf des Um er Rbia und der ungemein fruchtbaren Strecken zu seiten des Wadi Sebu mannigfache Aufklärung. Die Routenkarte (1:300,000) veranschaulicht das neu beigebrachte Material. Nach den bisher vorhandenen Längenbestimmungen wurde Fez als 4° 55' resp. 4° 58' W. liegend (die Zahlen sind auf Minuten abgerundet) auf den Karten eingetragen. Die östlichste Lage, welche Graf Pfeil auf Grund seiner geographischen Ortsbestimmungen erhielt, beträgt 5° 7' W, also volle 12 resp. 9 Minuten, das sind 21 resp. 16 Kilometer weiter nach Westen. Graf Pfeil versucht auch eine Erklärung für die merkwürdige Erscheinung zu geben, daß der Sebu sich im Gegensatz zu den übrigen der Küste zustrebenden Flüssen, die in nordwestlichem Kurse in den Atlantischen Ozean sich ergießen, urplötzlich im Unterlaufe nach Südwesten ausbiegt. Den Grund sah der Beobachter darin, daß eine Hebung der Küste und der Zweiteilung der seiner Mündung vorgelagerten Lagune statthatte. Bei seiner Wanderung am Unterlauf des Sebu legte Graf Pfeil auch die Einmündung des Wad Beth fest, der in einem bemerkenswerten Parallelismus zum Sebu sich bewegt. Ob die auf zwei Steinblöcken an der Knickung des Sebu entdeckten Inschriften auf eine römische Niederlassung wirklich schließen lassen, bedarf eingehender Prüfung. Mir scheint das ehemalige Vorhandensein eines Forts, das an der Linie einer Straße von Volubilis zur Küste liegen würde, immerhin denkbar.

In einer eben erschienenen Schrift „Warum brauchen wir Marokko?" (München, J. F. Lehmann) hat Graf Pfeil nochmals seine Stimme zur marokkanischen Frage erhoben. Sowohl für deutsche Ackerbaukolonien, da Klima wie Grund und Boden günstig sind, wie auch für die deutsche Flotte — nach ihm kommen als Flottenstützpunkte neben Mogador und Rabat das wenig bekannte, an der Mündung des schiffbaren Sebu gelegene Mehedija in Betracht — bietet die marokkanische Westküste für Deutschland glänzende Aussichten. Sachlichkeit und ruhiger Ernst zeichnen die Schrift aus, was, wie schon in den Spalten dieses Blattes bedeutet wurde (Nr. 125 der Beilage), man von der ungeschickten Publikation des Rechtsanwaltes Claß „Marokko verloren?" weniger behaupten kann.

Graf Pfeil war (1899) auf einigen Strecken seiner Tour Begleiter des Marburger Geographen Theobald Fischer, gleich dem schon genannten Privatdozenten

15) Export, Organ des Centralvereins für Handelsgeographie. 1893. S. 247.

16) In der neu begründeten, äußerst inhaltsreichen „Revue Économique Internationale" (Brüssel. Vol. I, Nr. 3, S. 639—682).

17) Von guter Beobachtung der Landesnatur und der Landesverhältnisse an der uns Deutsche besonders interessierenden marokkanischen Westküste erbringen die über diese Reise in den Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft (V. Jahrg. 1903/04) gegebenen Berichte: „Von Mogador nach Marrâkesch". „Marrâkesch, die Rote", „Von Marrâkesch nach Saffi", „Nach Saffi" (Heft 3—6).

18) Marokko. Eine militärpolitische und wirtschaftliche Frage unserer Zeit. Berlin W. Richard Schröder

19) Deutsche Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart. 1901/02 I, 1 und 1903/04 III, 4.

20) „Die Zeit" 1903. II, Nr. 29.

21) Jena. Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen. Band XX und XXI.

Kampffmeyer (1901). Die geographische Ausbeute Professor Fischers in den Jahren 1899 und 1901 zeigt sich an der Hand der jetzt vorliegenden Veröffentlichungen als eine denkbar reiche. Dieselben liegen vor in den Arbeiten „Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise im Atlasvorlande von Marokko", herausgegeben von der Verlagsbuchhandlung Justus Perthes,[22] die hinsichtlich der Zugänglichmachung ernsten Forschermaterials in Deutschland die führende Stellung einnimmt, und „Meine dritte Forschungsreise im Atlasvorlande von Marokko".[23] Die von Theob. Fischer durchgeführte Forscherleistung steht den von Vicomte de Foucauld („Une excursion au Sous", 1901, und „Voyages au Maroc", 1903) und Marquis de Segonzac („Reconnaissance au Maroc", 1887) erzielten Resultaten würdig zur Seite und setzt in Marokko der deutschen wissenschaftlichen Forschertätigkeit ein neues bedeutendes Denkmal. In richtiger Schätzung der Aufgaben, die zur Hebung der noch mangelhaften Kenntnisse vom Innern Marokkos zu erfüllen waren, haben die Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und die Geographische Gesellschaft in Hamburg die nötigen Mittel bewilligt. Es würde zu weit gehen, die Einzelheiten, die Professor Fischer, einer der ersten Kenner der afrikanischen Atlasländer, dem Wissen und dem Verständnis nahe gebracht hat, näher zu charakterisieren, auf die Untersuchungen im Detail hinzuweisen, die bei der mehrfachen Durchquerung des Atlasvorlandes hinsichtlich Gelände und Bodenart, der Wasser- und klimatischen Verhältnisse, der Bodenverwertung und der wichtigen Frage der Besiedlung gegeben wurden. Die erste dem Innern geltende Reise war der verschiedentlichen Gliederung des Atlasvorlandes nach seinen geographischen Grundzügen gewidmet, ferner dem Laufe des Tensift und dem Um er Rbia, die folgende den unbekannten Teilen der Provinz Schedma (zwischen Mogador und Saffi) wie der Vervollkommnung des Kartenbildes der teilweise schon 1899 durchzogenen fruchtbaren Küstenprovinzen Abda, Dukkala und Schauia. Besondere Aufmerksamkeit schenkte Theobald Fischer dem von Hamburg sich bewegenden Handel mit der atlantischen Küste Marokkos, lieferte auch einen Plan des wichtigsten südlichen Seeplatzes Mogador. Die Errichtung zweier meteorologischer Stationen in Marrâkesch und Casablanca neben den schon seit längerem bestehenden beiden deutschen Stationen in Mogador und Saffi war eine weitere Folge der Fischerschen Reisen. Der durch ungünstige Umstände vereitelte Besuch des von wilden Berberstämmen bewohnten Dschebbel Serhun (zwischen Mikneß und Feß) wurde kürzlich von Rudolf Zabel bewältigt.[24] Die geplante Feststellung des vermutlich schon von den Phöniziern betriebenen alten Eisenbergbaues im Dschebel Hadid (= Eisengebirge) südlich des Tensift und etwaige Nachgrabungen mußte Theobald Fischer ebenfalls einem glücklicheren Reisenden hinterlassen.

Als annehmbare Studie gibt sich die Arbeit von Werle „Deutschlands Beziehungen zu Marokko vom Beginn des Mittelalters bis zur Gegenwart".[25] Werle skizziert die erste Berührung germanischer Stämme mit dem Scherifenreich durch den Einfall der Vandalen, dann die traurige Episode des marokkanischen Kreuzzuges unter dem König Sebastian von Portugal gelegentlich dessen 3000 deutsche Söldner unter Graf Thalberg, einem Feldherrn Wilhelms von Nassau, auf dem Schlachtfeld von Alkassar-Kebir — Genthe beschreibt die Oertlichkeit, die er auf seinem Zuge nach Feß berührte — am 4. August 1578 verbluteten. Des weiteren verfolgt er die Geschichte der Gesandtschaften zwischen dem Hofe von Marokko und dem Deutschen Reiche, den brandenburgischen Herrschern, den Senaten der Hansestädte, vom Jahre 1604, da ein englischer Abenteurer Anthony Sherley im Namen des Kaisers Rudolf II. mit kecker Rücksichtslosigkeit unterhandelte, indem er kühn in den Audienzhof des Sultans Abu Faris hineinritt — noch heute pflegt der Sultan, zu Pferde sitzend, die zu Fuß herantretenden Gesandten der fremden Großmächte zu empfangen! — bis zum Jahre 1829, in welchem eine Urkunde in deutscher Sprache abgefaßt, prachtvoll in Pergament ausgefertigt und von einer Uebersetzung begleitet, an den Herrn des berüchtigten Piratenlandes von den deutschen Hansestädten gesandt wurde. Demütig baten damals deutsche Städte, „den erhabenen und ruhmwürdigen Monarchen, den mächtigen und sehr edlen Fürsten, Se. kaiserliche Majestät Sultan Abderahman" um eine „billige" Verständigung, „damit ein dauernder freundschaftlicher Handelsverkehr zwischen den respektiven Länden gesichert werde". An neuen und treffenden Details weniger reich ist das Kapitel „Deutsche Forscher in Marokko", während der dritte und vierte Abschnitt wieder in ziemlich umfassender Weise die Entwicklung politischer und wirtschaftlicher Interessen Deutschlands erörtert. Vom Jahre 1873, das die Besetzung Tangers durch ein deutsches Konsulat zeitigt, bis 1899, in dem zu dem deutschen Postamt in Tanger weitere Agenturen in Marrâkesch und allen bedeutenden Küstenpunkten sich gesellen,[26] bewegt sich die Aktion der deutschen Reichsregierung in aufsteigender Linie, bis kürzlich mit dem schwächlichen Zurückweichen vor den französischen Absichten ein empfindlicher Stillstand eintrat. Einige interessante Momente wurden von Werle übersehen. Ein Agent der Welser, Lukas Rem, bereiste nach den Mitteilungen seines Tagebuches (1861 in Augsburg erschienen) bereits 1506 Marokko im Auftrag seines Hauses. Die Fugger wurden in Saffi 1550 für den Handel mit Safran und Getreide durch die Deutschen Zimmermann, Schüren und Hörwarth vertreten. Auf einen „Hügel der Deutschen" (takit n'aleman), 24 englische Meilen südlich von Mogador, eine Namensgebung, wohl durch deutsche Handelsverbindungen während der portugiesischen Besetzung von Agadir und Masagan herbeigeführt, hat kürzlich Dr. Mohr aufmerksam gemacht.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch einige mit Marokko sich beschäftigende Erscheinungen des Buchhandels „Von Marokko nach Lappland"[27] von Viktor Ottmann und „Dreizehn Monate in Marokko[28] von Graf Sigmund Adelmann von Adelsfelden, und die Wiedergabe eines in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltenen anschaulichen Vortrages „Sechs Wochen in Marokko" von Professor Dr. E. Tavel.[29] Ersteres Buch bringt eine Reihe recht trefflicher Illustrationen. Das ist das wesentlich Gute an dem Werke. Der Verfasser hatte, wie er zu Eingang seiner Ausführungen erzählt, den Auftrag erhalten, sich als Berichterstatter von Berlin unverzüglich auf den Schauplatz der marokkanischen Wirren zu begeben. Wenn er S. 41 von einem Flüßchen „Oua del Hak" spricht (gemeint ist Wad el Hak), S. 44 von einer Sekte der Zaonia", so merkt man allerdings, daß er nicht Zeit fand, sich von den elementarsten Dingen zu unterrichten, die man sich zu eigen macht, wenn man in ein arabisches Land des Islams

22) Petermanns Mitteilungen, herausgegeben von Professor Supan. Ergänzungsheft 133 (mit drei Karten im Maßstab von 1:300,000).

23) Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. Band XVIII. Mit einer Routenkarte in 2 Blättern (1:300,000) u. 17 Autotypien. Weitere bemerkenswerte Darstellungen von Professor Fischer sind „Studien zur Klimatologie von Marokko" (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde in Berlin. Band XXXV.), „Marokko, eine länderkundliche Skizze" (Geographische Zeitschrift. Band IX, Heft 2), sowie „Zur Entwicklung unserer Kenntnis des Atlasvorlandes von Marokko" (Petermanns Mitteilungen. Gotha. Justus Perthes. 49. Band, Heft 7).

24) Die kartographische Ausbeute wird mit Text in Petermanns Mitteilungen von Prof. Fischer veröffentlicht werden. Heft 7 von „Nordafrika" (II. Jahrg.) bringt eben die Schilderung von Zabels Durchquerung dieses heiligen verschlossenen Berglandes.

25) Gymnasialprogramm. Koburg. 1902. S. 1—33.

26) Es bestehen heute deutsche Postanstalten in Tanger, Larasch, Casablanca, Saffi, Masagan, Marrâkesch, Alkasar, Feß, Mikneß. Zwischen Mogador und Marrâkesch hat das deutsche Handelshaus Marx u. Co. einen Postdienst eingerichtet.

27) Berlin und Stuttgart. Bücher der Reisen. Nr. 1.

28) Sigmaringen. C. Liehner.

29) Berlin. Dietrich Reimer.

sich begibt. Und dazu gehört zu wissen, daß ein Wad oder Wadi ein in der heißen Zeit austrocknendes Flußbett ist und eine „Sauia“ eine freie klosterähnliche religiöse Schule oder Andachtsstätte. Auf Seite 53 beziffert er den deutschen Gesamtanteil am Handelsverkehr Marokkos auf ganze drei Millionen Franken! Es hätte nur der Einsicht in irgend ein jüngeres Werk bedurft, um richtigere Werte zu finden.[30]) Aus der Bannmeile von Tanger ist der Verfasser nicht herausgekommen. So erfahren wir denn, was Herr Ottmann in den Straßen von Tanger aus dem Munde europäischer „Kolonisten“ (sic!) und anderer „berufener Kenner“ des Landes, auch von „einem hervorragenden Mitglied des diplomatischen Korps in Marokko — einem alten Afrikaner, von der Sonne der Sahara gebräunt“ (S. 43) vernommen hat. Daß mit solchen Historien der Absicht des Auftraggebers, Authentisches über Marokko zur Aufklärung der öffentlichen Meinung zu erhalten, schwerlich gedient war, dürfte wohl anzunehmen sein.

Graf Adelmann, der dem deutschen Konsulat zu Casablanca attachiert war, hat in den zahlreichen Stunden seiner Muße schöne Gelegenheit gehabt, das Land nach manchen Richtungen hin zu Jagdausflügen zu durchstreifen. Es wird dem Sportsmann ohne Zweifel Freude machen, zu lesen, wie viel Füchse, Hasen und anderes ungefährliches Getier erlegt wurde. Auch das Innere der Landschaft Schauia und die Residenzorte Feß und Mikneß hat Graf Adelmann besucht. Die Veröffentlichung ist in der Form gegeben, wie sie in Gestalt von Briefen an die Angehörigen entstand. Bei Streichung der die Mitwelt wenig interessierenden persönlichen Einzelheiten wäre infolge mancher gesunden, durch den Ballast wissenschaftlichen Materials ungetrübter, von dem Verfasser gegebener Beobachtungen ein ganz hübsches Buch entstanden. Graf Adelmann hat zweimal, in Casablanca und in Feß, Sultan Abd ul Asis gegenübergestanden. Wie Siegfried Genthe, charakterisiert er diesen europäischer Gesittung zugetanen Herrscher — ein Umstand, der zu seiner Beliebtheit im Lande wenig beigetragen hat —, als sympathische Persönlichkeit, als einen Mann von geistiger Regsamkeit und natürlicher Würde, die mit der Art orientalischer Despoten nichts gemein hat, durch welche seine Vorfahren unserem Gefühl weniger nahetreten, allerdings desto nachdrücklicher Gewalt über Volk und Land übten. Wenn der vorhin erwähnte Berliner Berichterstatter im Stil des Straßenklatsches von Tanger von „verhängnisvollen Snoballuren“ des Sultans und von einem „Fatzke“ auf dem Throne spricht (Seite 28 und 29), so deutet das weder auf Geschmack noch auf politischen Verstand.

Allen den hier erwähnten Autoren ist die Ueberzeugung gemeinsam, die auf Studium und Augenschein sich stützt, daß eine Auslieferung Marokkos an den Einfluß einer fremden Macht, ohne daß Deutschland sich einen gebührenden sicheren Anteil des noch zu höheren Hoffnungen als Algerien und Tunesien berechtigenden Landes sichern, eine hohe moralische wie wirtschaftliche Einbuße bedeute. Zur Klarstellung der Verhältnisse in Marokko und der für das Deutsche Reich bedingten Interessen hat sich am 11. Oktober 1902 eine „Marokkanische Gesellschaft“ gebildet, die unter Führung derer steht, die zur Kunde Marokkos vornehmlich beigetragen haben, Professor Fischer, Graf Pfeil, Dr. Paul Mohr. Eine eigene Zeitschrift „Nordafrika“[31]) erfüllt die nötige Propaganda. Die Gesellschaft hat sich auch die Errichtung zweier neuer meteorologischen Beobachtungsstationen (Masagan und Rabat, so daß Deutschland jetzt über deren sieben verfügt), die Entsendung eines Referenten behufs Studiums der Handelsverhältnisse und zum Zweck statistischer Erhebungen (Dr. Mohr), den Ankauf und die Verteilung von in Marokko einzuführender Fruchtarten, die Herausgabe eines besonders für Kaufleute brauchbaren „Vademecum,[32])“ angelegen sein lassen, das die verschiedenen staatsrechtlich und handelspolitisch wichtigen Verträge, die Madrider Konvention, den deutsch-marokkanischen Handelsvertrag u. a. m. enthält. Noch manche wichtige Anregungen vermöchten von einer solchen Vereinigung auszugehen, so z. B. die Errichtung einer deutschen Auslandsschule in Tanger oder Casablanca, die Herausgabe eines noch fehlenden deutschen Wörterbuches für das maghrebinische Arabisch, solche einer zugleich der Agitation unter der kaufmännischen Welt dienenden Handels- und Produktenkarte u. a. m. Reichliche Unterstützung und Erweiterung wäre somit der „Deutschen Marokkanischen Gesellschaft“ zu wünschen. An dem der Kammer der Abgeordneten vom Deputierten von Oran, Etienne, eingegangenen Antrag, ein „französisch-marokkanisches Institut“ zur wissenschaftlichen Erforschung Marokkos und zur Heranbildung von Konsulats- und Verwaltungsbeamten zu errichten (Jahreskosten 75,000 Frcs.), sollte sich Deutschland ein Beispiel nehmen!

30) Der deutsche Handel mit Tanger allein ist auf etwa zwei Millionen Mark anzusetzen, der mit Casablanca auf 1½ Millionen. Nach der Hamburger Statistik schwankte der gesamte Handel mit Marokko allein von Hamburg aus in den letzten Jahren zwischen 7 und 9 Mill. M. Bringt man nun noch in Ansatz, was auf nichtdeutschen Schiffen und über nichtdeutsche Häfen eingeführt wird, so sind 12 Millionen Mark nicht zu hoch gegriffen, eine Summe, die der Höhe des französischen Handelsverkehrs mit Marokko durchaus nicht bedeutend nachsteht.

31) Bisher erschienen I. Heft 1—10, II. 1—7. Gegenwärtig im Verlag von Otto Koobs. Berlin SW.

32) Im Verlag von Fr. Siemenroth. Berlin.

Der zweite Philosophenkongreß in Genf.

Die letzte Pariser Weltausstellung legte zum ersten Male den Gedanken einer Zusammenkunft der Philosophenzunft aus aller Herren Ländern nahe. Es gibt vielleicht kaum eine Wissenschaft, deren Vertreter ein geringeres Solidaritätsbedürfnis zur Schau trügen. Dieses schwache persönliche Interesse liegt, ohne ganz entschuldbar zu sein, ein wenig in der Sache begründet. Philosophie ist etwas so Subjektives und Persönliches, etwas dem modernen Tagesleben so Fernliegendes, daß ihre akademischen Vertreter in völliger Einsamkeit sich am wohlsten fühlen und bestenfalls durch Uebersendung von Büchern und Drucksachen mit einander verkehren. Dazu kommt ein anderes: Man wird zwar nicht behaupten wollen, die Philosophie sei, wie die Literaturgeschichte etwa, eine nationale Wissenschaft; es ist im Gegenteil der Ruhm des philosophischen Betriebes in Deutschland, die nationalen Grenzen in der Geschichte der Philosophie von Anfang an überschritten und einem Descartes und Spinoza, einem Loke und Hume neben Kant und Hegel den Ehrenplatz eingeräumt zu haben. Aber es ist trotzdem leider eine Praxis eingerissen, die für die gegenwärtige Philosophie des Auslandes, Spencer und die hervorragenden englischen und amerikanischen Psychologen wie Bain, Mill und James vielleicht ausgenommen, nur sehr bescheidenes Interesse zeigt.

Der Gedanke eines internationalen Philosophenkongresses schien also unter sothanen Umständen ziemlich aussichtslos. Wenn diese pessimistischen Erwartungen im Jahre 1900 dennoch aufs angenehmste enttäuscht wurden, so lag das vorwiegend an einem Konkurrenzunternehmen, das sich großen Beifalls erfreute. Die Psychologenkongresse hatten erfreuliche Beteiligung aus allen Staaten gefunden und waren nicht nur von Aerzten, Physikern und Vorstehern psychologischer Laboratorien, sondern auch von Philosophieprofessoren besucht worden, die Psychologie nur im Nebenamt betrieben. Es handelte sich darum, gegen diese experimentale Strömung, wie sie in Deutschland durch Wundt, Ebbinghaus, Lipps, in Frankreich durch Ribot und seine Zeitschrift vertreten wird, bei aller Anerkennung ihrer Berechtigung ein Gegengewicht zu schaffen. Die Philosophie sollte vor dem Lose einer Auflösung in Psychologie und vor dem Schicksal einer exakten Wissenschaft behütet, die Rechte der Spekulation und Synthese sollten der Analyse gegenüber gewahrt werden. So ging gerade von Frankreich, dem gelobten Lande der Experimentalphilosophie, die Reaktion zu Gunsten einer das konstruktive Moment betonenden Betrachtungsweise aus. Xavier Léon

und L. Brunschwig, die Herausgeber der Revue de métaphysique et de morale, beriefen also im Jahre 1900 einen ersten Philosophenkongreß ein, der in der Lichtstadt gleichzeitig mit dem Psychologenkongreß zur Zeit der Ausstellung tagte. So bequem es nun auch für die Philosophen war, von beiden Veranstaltungen in der Meinung Nutzen zu ziehen, die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze seien nicht unversöhnlich, die experimentale Psychologie schließe die Metaphysik nicht aus, so kam man doch zu der Einsicht, ein getrenntes Marschieren sei für die Zukunft zu empfehlen.

Schon in Paris war ohne bestimmtere Abmachung für die nächste Tagung die Schweiz und Genf in Vorschlag gebracht worden, dessen internationaler Charakter und landschaftliche Reize es von jeher zu einer beliebten Kongreßstadt machten. Allerdings waren hier besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Die Genfer Hochschule hat in zweien ihrer Psychologen, Théodore Flournoy und Edouard Claparède, angesehene Hauptvertreter der psychologisch-experimentalen Richtung; sie besitzt als zweitgrößte Hochschule der Schweiz das einzige psychologische Laboratorium. Es konnte also von dieser Seite die Einberufung des Kongresses nicht ausschließlich ausgehen, obwohl die Genannten die Einladung gerne unterzeichneten. Vielmehr tagt der Kongreß unter dem Ehrenpräsidium des durch seine religionsphilosophischen Bücher weltbekannten Denkers Ernest Naville, dessen hohes Alter ihm freilich die aktive Teilnahme an den Verhandlungen nahezu verbieten wird. Das tatsächliche Präsidium übernimmt der durch seine Schriften über „Das Phänomen“ und die „Dreifache Dialektik der Philosophie“ bekannte Genfer Ordinarius der Philosophiegeschichte Jean Jaquez Gourd, der auch in Paris schon bei der ersten Tagung des Kongresses hervortrat. Zu den Genannten gesellen sich zwei Vizepräsidenten, zwei Schatzmeister und drei Sekretäre.

Der vom 4. bis 8. September in der Aula der Universität stattfindende Kongreß steht außerdem unter der Leitung einer internationalen permanenten Kommission, die in sechs sprachlich getrennte Unterkommissionen zerfällt. Die deutsche Unterkommission zählt zu Mitgliedern die Professoren Barth (Leipzig), Cantor (Heidelberg), Mach (Wien), Riehl (Halle), Stein (Bern) und den verstorbenen Schröder (Karlsruhe). Ihr zur Seite steht eine englische, französische, italienische, skandinavische und slavische Unterkommission. Als Kongreßsprachen sind jedoch nur die vier erstgenannten anerkannt. Das schweizerische Organisationskomitee zählt 43 Namen von Hochschuldozenten der Philosophie und angrenzender Wissenschaften.

Der Kongreß tagt in Hauptsitzungen und in Sektionssitzungen. Erstere sind den großen Vorträgen, letztere vorwiegend kleineren Mitteilungen (15 Minuten Sprechzeit!) gewidmet. Vier meist doppelt besetzte Referate sind vorgesehen: 1. Die Bedeutung der Geschichte der Philosophie für das Studium der Philosophie (Boutroux [Paris]); 2. Die Definition der Philosophie (Stein [Bern] und Gourd [Genf]); 3. Das Individuelle und das Soziale (Pareto [Lausanne], de Greef [Brüssel]); 4. Neovitalismus und biologischer Zweckbegriff (Reinke [Kiel], Tsvett [Warschau]).

Die Sektionssitzungen finden zu anderen Zeiten als die Hauptsitzungen statt. Ihnen ist kein Programm vorgeschrieben. Für die fünf Sektionen (Philosophiegeschichte; Allgemeine Philosophie und Psychologie; Ethik, Aesthetik, soziale, Religions-, Rechtsphilosophie; Logik und Naturphilosophie; Geschichte der Naturwissenschaft) sind gegenwärtig dreißig Mitteilungen vorgesehen. Unter diesen befinden sich leider nur zwei oder drei in deutscher Sprache und diese kommen aus Helsingfors, Lemberg und Krakau! Das Organisationskomitee bedauert lebhaft diese Enthaltung von deutscher Seite und hofft, daß sich außer Professor Reinke noch mehrere Professoren aus dem Reich zu aktiver Teilnahme an den Sitzungen bereit finden werden. Die sprachlichen Schwierigkeiten werden tunlichst durch jeweilige Resumierung der Vorträge in den anderen Hauptsprachen gehoben werden, ein Verfahren, das stets im schweizerischen Parlament geübt und bei Kongressen in der Schweiz stets mit Erfolg gehandhabt wird. Die Referate werden überdies ganz oder in zusammenfassenden Thesen den Teilnehmern des Kongresses gedruckt eingehändigt.

Ein besonderes Interesse erhält dieser philosophische Kongreß durch seine Einbegreifung des dritten internationalen Kongresses für Geschichte der Naturwissenschaft. Aus der Sektion „Logik und Geschichte der Naturwissenschaften“ wird in Genf eine Doppelsektion: „Logik und Naturphilosophie“, „Geschichte der Naturwissenschaften“. Werden in jener die methodischen und erkenntnistheoretischen Fragen behandelt, so bleibt dieser die Besprechung der rein historischen Probleme vorbehalten. Diese neugeschaffene Sektion untersteht der permanenten internationalen Kommission, die der historische Kongreß in Rom 1903 ernannte, findet aber ihre Heimstätte nunmehr am Philosophenkongreß unter der Leitung eines besonderen Direktors, Paul Tannery in Pantin (Seine, France), an den die bezüglichen Mitteilungen zu richten sind. Die Beitrittserklärungen zum Philosophenkongreß selbst, Anmeldungen und Anfragen sind dagegen an Dr. Edouard Claparède (Genf, 11 Champel) zu richten, der auch die Mitgliedskarten nach Einzahlung des Beitrags (20 Francs) versendet. Zwei auf Wunsch übermittelte Zirkulare unterrichten über alles Weitere.

Ed. Platzhoff-Lejeune.

Bücher und Zeitschriften.

Alfred v. Reumont. Von Hermann Hüffer. (Separatausgabe von Annalen des Historischen Vereins f. d. Niederrhein. Heft 77.) Köln 1904, J. u. W. Bassérée. 241 S. 4 Mark.

Langjährige und herzliche persönliche Beziehungen und ein angeregter geistiger Verkehr mit dem ihm in mancher Hinsicht verwandten Reumont befähigten Hüffer wie keinen zweiten, das vorliegende Lebensbild zu zeichnen, das in hohem Maße, nach Form und Inhalt, alle die längst bekannten reichen Vorzüge der Feder des bedeutenden Gelehrten und Schriftstellers aufweist. Eine förmliche Biographie wollte und konnte uns Hüffer nicht bieten, denn schon der nächste Zweck seiner Schrift, eine Festgabe zu bilden zur Erinnerung an das 50jährige Bestehen des Historischen Vereins für den Niederrhein, zog dem Verfasser Grenzen. — Außer den autobiographischen Mitteilungen in seinen Werken, besonders in dem Buche: „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ erschloß sich in dem ausgedehnten, hochbedeutsamen Briefwechsel Reumonts für Hüffer eine reiche neue Quelle. Die Auswahl aus dem umfänglichen Material ist so feinsinnig und treffend und das Ganze, belebt durch den Hauch der persönlichen Erinnerung und der Wärme echter Freundschaft, zu einem so abgerundeten Bilde vereinigt, dem auch nicht ein wesentlicher Farbenton fehlt, daß man dieses Buch als ein Muster seiner Gattung, ja förmlich als eine eigene, nachahmenswerte Kunstform rühmen kann. Stimmungsvoll leitet ein knappgefaßtes, aber inhaltsreiches Vorwort die Schrift ein, in warmherziger und edler Sprache auf ihre Veranlassung und Berechtigung, ihre Quellen und Bedeutung hinweisend. — „Jugenderinnerungen“ schließen sich an (S. 17 bis 119), von dem Herausgeber, dem sie der Freund in seinem Testament vermacht hatte, mit reichen Anmerkungen versehen. Reumont hat sie 1870/71 aufgezeichnet. Sie sind in großem Stile angelegt; das Milieu, aus dem er hervorgegangen, will Reumont schildern. Wenn darüber in dem tatsächlich aufgeführten Teil die Nachrichten über das eigene Leben zurücktreten, so wird der Leser dem Autor doch nicht zürnen dürfen, wenn er ihm von der Schilderung der Lehr- und Wanderjahre des bedeutenden Vaters folgt zu den Auslassungen über die Zustände des heimatlichen Aachen und der Rheinlande überhaupt vor Ausbruch der Revolution, während der Franzosenzeit und unter der beginnenden preußischen Herrschaft. Und was uns Reumont hier zu sagen hat, ist nicht wenig! Aus treuer Erinnerung und aus dem Schatz seines reichen Wissens, mit abgeklärtem, meist treffendem Urteil, spricht hier der Sechziger zu uns. Wohl hat manches vorwiegend lokalhistorische Bedeutung, doch auch hierbei wendet Reumont den Blick stets auf die bewegenden Ereignisse in der Erscheinungen Flucht. Mit regstem Interesse wird man Kenntnis nehmen von dem ebenso treffenden wie billigen Urteile Reumonts über das Wesen der französischen und der beginnenden preußischen Verwaltung, die der Sohn des Rheinlandes noch aus eigener

Anschauung oder doch wenigstens in ihren Folgen miterlebte. Von hohem und bleibendem Wert sind endlich vornehmlich die Abschnitte über das literarische Leben am Rhein, an dem der jugendliche Reumont bis 1829 lebhaften Anteil genommen. In diesem Jahre folgen wir dem Einundzwanzigjährigen an der Hand einer lebensvollen brieflichen Schilderung über den Splügen nach Italien, dem Lande, dem er wohl das Beste seines Wesens und Seins schulden und zu dessen Ruhm und Ehre er die besten seiner reichen Kräfte dankbar einsetzen sollte. Hier setzt Hüffers eigentliche Arbeit ein,[1]) die in den Grundzügen Reumonts weiteren Lebens- und Entwicklungsgang begleitet, der an äußeren Erfolgen und Ehren nicht weniger reich war als an unvergänglichen Errungenschaften des Geistes. Wir sehen ebenso den erfolgreichen Diplomaten und geschätzten Freund hochgestellter Persönlichkeiten, besonders König Friedrich Wilhelms IV., wie den stets treuen Freund und Bruder. Und endlich, nachdem seine amtliche Laufbahn unerwünscht früh einen Abschluß erhalten, sehen wir ihn seine ganze staunenswerte ethische und geistige Kraft jener Aufgabe widmen, die ihm schon neben seinen Berufsgeschäften eine treue Begleiterin gewesen. „Der Diplomat macht jetzt dem Gelehrten Platz, und was der eine bei dem Wechsel verliert, kommt dem anderen reichlich zugute." In gleicher Weise Kunst, Literatur und Geschichte mit seinem Geiste umfassend, wird Reumont jetzt durch die Hauptrichtung seiner fast überreichen literarischen Produktion jener wirksame Vermittler zwischen deutschem und italienischem Geistesleben, als den ihn Italien im Leben und noch nach dem Tode durch zahlreiche Beweise der Dankbarkeit geehrt hat. Wie viel Interessantes wäre aus diesem Abschnitte zu sagen allein über die Fülle bedeutsamer Personen, denen der Vielgewandte auf seinen Lebenswegen stets ebenso anregend wie empfangend begegnet. — Noch dreimal ruft dann Hüffer seinen Helden vor uns. Drei besondere Aufsätze, in sich abgeschlossen und doch dem Ganzen kunstvoll und zwanglos eingefügt, sind den Beziehungen Reumonts zu seinem vertrautesten Amtsgenossen, Hermann v. Thile (Staatssekretär unter Bismarck), seinem hervorragendsten literarischen Freunde, Leopold v. Ranke, und dem Verhältnis Reumonts zum Kaiserhause gewidmet. Im ersten erfahren wir, wie und warum der preußische Diplomat seinen sehnlichsten Wunsch scheitern sehen mußte; sein katholisches Bekenntnis verschließt ihm den Weg zur Gesandtschaft in Rom. Die Briefe, in denen Thile dem Freund im Auftrage Bismarcks die unwillkommene Botschaft ankündigen muß, gehören zu den interessantesten Gaben in Hüffers Buch. So viel in Reumonts ganzer Entwicklung auch für die Stellung in Rom sprechen mochte, wir wissen jetzt, daß das Scheitern dieser Hoffnung nicht nur für den Gelehrten, sondern auch für den Diplomaten ein Glück war. — Der Altmeister deutscher Geschichtsschreibung erinnert sich öfters und gern des treuen und kenntnisreichen Gefährten während seines Florentiner Aufenthaltes im Jahre 1830, namentlich wenn seine literarischen Arbeiten Berührungspunkte bieten und einen Gedankenaustausch wünschenswert erscheinen lassen. Aber auch für den Menschen Ranke sind die in diesem Abschnitt mitgeteilten Briefe von großem Interesse. Weitaus der wichtigste der drei Exkurse ist der letzte, der vornehmlich den Beziehungen Reumonts zu Witwe und Bruder seines königlichen Freundes Friedrich Wilhelm IV. gewidmet ist. Eine Fülle bedeutsamer Einzelheiten findet sich hier belegt. Das Verhältnis Reumonts zur Königin Elisabeth war ein so nahes, daß die hohe Frau in ihren zahlreichen und eingehenden Briefen ganz offen und rückhaltlos sich ausspricht, freilich nicht immer zum Vorteil ihres Nachruhms. Eine zweifellos bedeutende Frau tritt uns in Elisabeth entgegen, doch viel Lob wird sie nicht finden, wenn man sie ganz verständnislos sieht gegenüber der Entwicklung in Deutschland in den 60er und 70er Jahren, und sie dies ebenso unumwunden und scharf zum Ausdruck bringt, wie ihren Abscheu vor der Revolution von 1848 und dem Gespenst der Verfassung. Fast noch interessanter sind die Zeugnisse, die Hüffer über die Beziehungen Reumonts mit Kaiser Wilhelm I. beibringt, vornehmlich aus der Zeit des Kulturkampfes. Mit anerkennenswertem Freimut, ebenso ehrfurchtsvoll wie entschieden, sucht Reumont in einer Reihe von Denkschriften dem Kaiser das Bedenkliche der damaligen preußischen Kirchenpolitik vor Augen zu führen. Ein treuer Sohn seiner Kirche, will er doch ein nicht minder treuer Untertan seines Königs sein, und zweifellos ist, daß er weder auf der einen noch auf der anderen Seite einen Triumph oder ein Canossa ersehnte!" Schließlich antwortet auch der Kaiser dem bewährten Diener seines Hauses, und die zwei von Hüffer mitgeteilten Briefe des Kaisers an Reumont bilden wohl den Höhepunkt in Hüffers trefflichem Buche. Aus einer Audienz, die der gütige Monarch am 30. Juni 1882 Reumont in Ems gewährte, schied dieser mit der festen Ueberzeugung von der versöhnlichen Gesinnung seines kaiserlichen Herrn. Kaum brauche ich zu erwähnen, daß Hüffer diese heiklen Fragen mit der ihn so hervorragend kennzeichnenden Ruhe und Objektivität behandelt. Der Bonner Historiker hat mit seinem Buche dem verewigten Freund ein würdiges Denkmal gesetzt. Oft haben Mißgunst, ja selbst Haß, öfter aber Unkenntnis das Bild dieses Mannes entstellt. Seine unleugbaren kleinen Schwächen sind nur zu oft maßgebend geworden bei seiner Beurteilung. Mancher wird ihn erst jetzt richtig kennen, mancher vielleicht lieben lernen, alle aber müssen Hüffer dankbar dafür sein, daß er mit seiner Schrift das Andenken an einen bedeutenden und edlen Mann neu belebt hat.

[1]) Der Abschnitt S. 124—173 erschien als Nekrolog in der Allg. Ztg. vom 25., 26., 28.—31. August 1887 Nr. 235 ff.; er ist jetzt durch die neu hinzugetretenen Quellen nicht unbedeutend erweitert.

✕

Allgemeine Rundschau.

Der erste Schritt zur Reform unseres Strafrechts.

* Zur wissenschaftlichen Vorbereitung der Reform unseres Strafrechts hat sich vor einiger Zeit ein freies Komitee gebildet, welches aus hervorragenden Strafrechtslehrern deutscher Universitäten besteht und in seiner geschäftlichen Tätigkeit Verbindung mit dem Reichs-Justizamt unterhält. Innerhalb wie außerhalb Deutschlands fehlte es bisher für die in den wichtigeren Kulturstaaten geltenden Strafnormen an einer vergleichenden kritischen Uebersicht, welche einen wissenschaftlich befriedigenden Ausgangspunkt für unsere Strafrechtsreform darbieten könnte, um damit die eigentliche legislatorische Arbeit zu erleichtern und zu befruchten.

Da dieser Mangel auch im Reichs-Justizamt empfunden war, so hatte sich das Komitee im Einverständnis mit dem Reichs-Justizamt zunächst die Aufgabe gestellt, zusammen mit anderen namhaften Vertretern der deutschen Strafrechtswissenschaft in einem wissenschaftlichen Werke eine **vergleichende Darstellung aller in Betracht kommenden strafrechtlichen Materien** zu beschaffen, im Anschluß an diese Darstellung für die einzelnen Materien die Ergebnisse der Rechtsvergleichung kritisch zu würdigen und daran Vorschläge für die deutsche Gesetzgebung anzuschließen. In diesem Sinne hat das Komitee unter der bereitwilligen Mitwirkung der wissenschaftlichen Kreise den gesamten Rechtsstoff unter seine Mitglieder und eine größere Anzahl anderer wissenschaftlicher Kräfte zur Bearbeitung verteilt, und zwar derart, daß sämtliche Mitarbeiter in wissenschaftlicher Unabhängigkeit und in gleichberechtigter Stellung, aber, was die Anordnung der Arbeiten und ihre Zweckbestimmung betrifft, nach gemeinsamen, von dem Komitee festgestellten Gesichtspunkten ihre Aufgabe zur Ausführung bringen.

Die Vorbereitungen für das groß angelegte Werk sind jetzt, wie die Deutsche Juristenzeitung an der Spitze ihrer neuesten Nummer mitteilt, soweit gediehen, daß mit der Veröffentlichung der einzelnen Beiträge im Laufe des nächsten Sommers der Anfang gemacht werden kann. Dabei soll mit der Bearbeitung der Materien, welche in den besonderen Teil des Strafrechts fallen, begonnen werden; die Arbeiten für den allgemeinen Teil sollen sich anschließen. Die Verlagsbuchhandlung Otto Liebmann, Berlin, ist mit dem Verlag des Werkes betraut worden.

Dem geschäftsleitenden Komitee gehören an: von der Universität Berlin: die Professoren Geheimer Justizrat D. Dr. Kahl und Geh. Justizrat Dr. v. Liszt; von der Uni-

versität Göttingen: Prof. Dr. v. Hippel; von der Universität München: Prof. Dr. Birkmeyer; von der Universität Leipzig: Geh. Rat Prof. Dr. Wach; von Tübingen: Prof. Dr. Frank; von Heidelberg: Hofrat Prof. Dr. v. Lilienthal, und von Straßburg: Prof. Dr. van Calker.

Die Bearbeitung bestimmter, unter Verständigung mit dem Komitee ausgewählter Materien haben folgende Rechtsgelehrten fest zugesichert:

Berlin: die ordentlichen Professoren Geh. Justizrat D. Dr. Kahl, Dr. Kohler, Geh. Justizrat Dr. v. Liszt und Privatdozent Dr. Goldschmidt. — Bonn: ord. Professor Dr. Heimberger. — Breslau: Prof. Dr. Freudenthal (z. Z. an der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften), Professor Dr. Heilborn. — Erlangen: ord. Prof. Dr. Allfeld. — Freiburg i. B.: die ordentl. Professoren Dr. v. Rohland, Geh. Hofrat Dr. Schmidt. — Gießen: ord. Prof. Dr. Mittermaier. — Göttingen: ord. Prof. Dr. v. Hippel, Privatdozent Dr. Höpfner. — Greifswald: ord. Prof. Dr. Weismann. — Halle: ord. Prof. Dr. Finger, Prof. Dr. Aschaffenburg. — Heidelberg: Hofrat ord. Prof. Dr. v. Lilienthal, Privatdozent Dr. Radbruch. — Jena: Geheimer Justizrat ord. Prof. Dr. Loening. — Kiel: ordentl. Prof. Dr. Kleinfeller, Prof. Dr. Liepmann. — Königsberg: Prof. Dr. Kohlrausch. — Leipzig: Geh. Rat ord. Prof. Dr. Wach, Prof. Dr. Mendelssohn-Bartholdy, Privatdozent Dr. Nagler. — Marburg: Privatdozent Dr. Merkel. — München: ord. Prof. Dr. Birkmeyer, Regierungsrat ord. Prof. Dr. v. Ullmann, Oberlandesgerichtsrat Prof. Dr. Harburger, die Privatdozenten Dr. Kitzinger, Dr. Köhler, Dr. Neumeyer. — Münster: ord. Prof. Dr. Rosenfeld. — Straßburg: ordentl. Prof. Dr. van Calker, Prof. Dr. Mayer. — Tübingen: ord. Prof. Dr. Beling, ord. Prof. Dr. Frank, die Privatdozenten Dr. Hegler, Dr. Schmoller. — Wien: ord. Prof. Dr. Stooß, Prof. Dr. Löffler. — Würzburg: ord. Prof. Dr. Oetker.

Das Unternehmen findet bei dem Reichs-Justizamt wirksame Unterstützung und wird hoffentlich nicht nur ein bleibendes Denkmal deutscher Wissenschaft werden, sondern kann auch eine ausgezeichnete Unterlage für das praktische Reformwerk bilden, welches in nicht zu ferner Zukunft als eine der wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben in den Vordergrund treten muß.

✗

Kleinere Mitteilungen.

* **Deutsche Vorträge in Kopenhagen.** Eine Reihe kunst- und kulturgeschichtlicher Vorträge beabsichtigt, wie man uns schreibt, Dr. phil. Frederik Poulsen in Kopenhagen in Wochenkursen in der Zeit vom 19. Juli bis 21. August zu veranstalten. Dieselben sind mit einer Führung durch die Kopenhagener Museen verbunden, insbesondere durch die Glyptothek Ny-Carlsberg, das Thorwaldsen-Museum und die alte Glyptothek in Valby. Anmeldungen und Anfragen an Dr. phil. Frederik Poulsen, Godsbanegade 20III Kopenhagen V.

* **Ein neuentdecktes Gedicht Byrons.** Im Juliheft von „Good Words“ wird ein bisher unbekanntes Gedicht Lord Byrons veröffentlicht. Es ist eine äußerst scharfe politische Satire und führt die Aufschrift: „The King and the Humbugs“. Das Gedicht ist in der Handschrift des Dichters auf drei Seiten eines Briefpapiers kleinen Formats geschrieben und wurde unter einigen Briefen Byrons gefunden, unter denen sich auch ein Schreibheft befand, in dem das Gedicht von anderer Hand abgeschrieben war.

Bü. **Aus Griechenland.** W. Vollgraf hat auf Ithaka bei Ajos Athanasios Spuren eines alten Tempels und wertvolle Anticaglien gefunden. Er ist nunmehr nach der Argolis abgegangen, um dort auszugraben. — Ein deutscher Gelehrter, der beim alten Olympia nächtlicherweile Schädel ausgrub — die Zeitungen berichten von 2500 (!) Schädeln, die er in Verpackung als Werkzeuge deklariert nach Athen geschickt haben soll — hat das Mißtrauen der griechischen Behörden von Pyrgos erweckt. Sie denken daran, ihn verhaften zu lassen.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Ordinarius für Landwirtschaftslehre Dr. J. Leemann ist nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung für das kommende Wintersemester beurlaubt worden, da sein Lehrfach vom Herbst 1905 ab nicht mehr Prüfungsgegenstand sein und daher in Wegfall kommen wird. Er wird sich künftig ausschließlich seinem Nebenamte als Vorsteher des Württembergischen Verbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften widmen.

* **Heidelberg.** Die Protesterklärung der Heidelberger Professoren gegen den geplanten Schloßneubau, deren Wortlaut wir in Nr. 158 brachten, trägt 136 Unterschriften. Nicht unterzeichnet haben von z. Z. hier anwesenden Professoren und Dozenten: Kuno Fischer, Lemme, Lossen, Merx, Brauer, Eisenlohr, Köhler, Scherrer, Simon, Strauch, Sütterlin.

* **Freiburg i. B.** An der medizinischen Fakultät hat sich Dr. H. Determann aus St. Blasien für innere Medizin habilitiert.

* **Straßburg.** Der berühmte Verfasser der Sittengeschichte Roms, Geh. Regierungsrat Dr. Ludwig Friedländer, feiert heute (16. d. M.) seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar gehörte bekanntlich bis 1892 der Königsberger Universität als Professor der klassischen Philologie an, trat aber nach seinem in jenem Jahre erfolgten Rücktritt von seinen Amtspflichten in den Lehrkörper der hiesigen Universität über, ohne daß damit indessen Verpflichtungen zum Abhalten von Vorlesungen verbunden sind.

* **Göttingen.** Im verflossenen Studienjahre sind an unserer Universität 613 Stipendien verliehen im Gesamtbetrage von M. 56,372.42. An Freitischen wurden gewährt in jedem Semester 186 (54 königliche, 36 herzoglich-braunschweigische, 96 fürstliche, landschaftliche, städtische, stiftische und Familienfreitische) durchschnittlich zu 72 M. Als Benefizien sind außerdem die 16 Freiwohnungen im Theologischen Stift anzusehen, welche sämtlich vergeben waren.

* **Wien.** Das Professorenkollegium der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät an der Universität in Wien hat, wie jetzt bekannt wird, in einer am 9. d. M. stattgefundenen Plenarsitzung zu den bekannten Erlässen des Unterrichtsministers, betreffend die Anerkennung der in Agram abgelegten Staatsprüfungen und Studien, Stellung genommen. Das Professorenkollegium hat sich darauf beschränkt, die Angelegenheit aus staats- und unterrichtsrechtlichen Gesichtspunkten einer Prüfung zu unterziehen und hat die nach seiner Anschauung sich daraus gegen die Gesetzmäßigkeit der Erlasse ergebenden Bedenken dem Unterrichtsminister durch eingehenden Bericht dargelegt.

* **Zürich.** Der Privatdozent für praktische Theologie an der Universität Berlin Dr. Arnold Meyer ist als Nachfolger des verstorbenen Professor Kesselring zum Professor des gleichen Faches an der hiesigen Universität gewählt worden. Ferner erhielt der Privatdozent in der juristischen Fakultät dortselbst, Dr. Egger, gleichfalls einen Ruf an die hiesige Universität und zwar für schweizerisches Privatrecht.

* **Aus Frankreich.** Der Nachfolger Octave Gréards an der Académie Française, M. Emile Gebhart, ist ein geborener Lothringer. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann er als Zwanzigjähriger mit dem Doktorat ès lettres; 1865 wurde er zum Professor der ausländischen Literatur an der Faculté des Lettres zu Nancy ernannt. Sein Hauptwerk ist: Rabelais: la Renaissance et la Réforme (1877), außerdem schrieb er noch eine Anzahl kultur- und literargeschichtlicher Werke.

R. **Aus Schweden.** Die schwedische Akademie der Wissenschaften hat die Regierung ersucht, 3600 Kronen zu bewilligen für die Erhaltung der Bauwerke, die sich auf Tycho Brahes Studienstätte, der Insel Hveen, befinden. Besonders soll die berühmte „Uranienburg“ ausgebessert werden.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 16. Juli. Nummer 161.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Nationale Kultur.

Unter dem Titel: „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes. Aus den Papieren eines Unverantwortlichen“,[1]) ist in diesen Tagen ein Buch erschienen, das jedem denkenden und für sein Vaterland warm empfindenden Deutschen in vieler Hinsicht ans Herz gehen wird. Es ist eines der Bücher, die wie Langbehns „Rembrandt als Erzieher“ und H. St. Chamberlains „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ sich mit großer Leidenschaftlichkeit und vielem Geiste und Wissen für die Durchführung eines unmittelbar und stark empfundenen, aber nicht immer klar zum Ausdruck gebrachten kulturellen Ideals einsetzen und die deshalb eine große und begeisterte Anhängerschaft, aber auch viele grundsätzliche Gegner auf ihre Spuren ziehen. Eine in ihrer Eigenart scharf ausgeprägte schriftstellerische Persönlichkeit spricht aus dem neuen Buche zu uns, wie aus den beiden anderen eben genannten. Sie verleiht der Darstellung ihren Reiz und ihre Wirksamkeit auf die Gemüter; denn nur einer solchen Persönlichkeit kann es gelingen, bei kulturellen Zukunftsbetrachtungen, wie sie hier angestellt werden, den Leser über die Klippen allzu kühner Schlußfolgerungen und allzu weit gehender Verallgemeinerungen der Urteile im Fluge mit sich hinwegzureißen.

Das Buch ist, wie schon der Titel ahnen läßt, nicht im eigentlichen und engeren Sinne eine politische Schrift, wenn auch die jetzige Stellung Deutschlands im Gefüge der großen Weltpolitik und die Frage, ob wir eine interkontinentale Macht werden sollen oder nicht, in ihr mit in erster Linie zur Erörterung stehen. Die Elemente zur Beantwortung dieser Frage gewinnt der Verfasser nicht lediglich aus den gegenwärtig bestehenden inneren und äußeren politischen Verhältnissen, sondern vor allem aus seiner mit Enthusiasmus und heiligem Zorne entwickelten und vorgetragenen Auffassung von einer auf Rassebildung beruhenden Kultur. Seine Ausführungen — die erst, wenn wir sie als Ganzes auf uns wirken lassen und durch alle 16 Kapitel des Buches hin aufmerksam verfolgen, in vollem Sinne verständlich werden — tragen also einen sehr allgemeinen geschichtsphilosophischen Charakter an sich, und ihre praktische Zuspitzung auf die Befürwortung der Entwicklung Deutschlands zur Seemacht ist nur eine Folgerung aus den volkspsychologischen Grundlagen der ganzen Darstellung. Es wird deshalb ein allerdings wohl nicht ausbleibender Mißgriff der Kritik sein, wenn sie diese Schrift auf die in ihr vertretenen politischen Anschauungen allein hin beurteilt und sie etwa gar als eine Programmschrift zugunsten der auswärtigen Politik des Kaisers ansieht. So enge Grenzen hat der ungenannte Verfasser seinen Erörterungen nicht gezogen. In der Person des Kaisers erblickt er allerdings die schöpferische Betätigung aller der Bestrebungen, die „das deutsche Volkstum insgemein Zielen zulenken, die höher als die alltägliche Notdurft und ferner als der nächste Morgen in der großen Nacht der Zukunft aufleuchten“; aber über der Person stehen ihm doch diese Ziele; über die gegenwärtigen politischen Realitäten, an die er sich in seiner Darstellung zu halten ernstlich bemüht ist, ragen die idealen Forderungen hinaus, welche er an alle diejenigen stellt, „die durch Macht, Kraft und Geist begabt und berufen sind, Führer der Nation zu sein“.

Die Grund- und Hauptforderung des Verfassers läßt sich in kurzen Worten formulieren: er will, daß das deutsche Volk sich wieder eine Kultur erbaue, daß es, aus seinem Eigenen heraus, soviel an innerer Kraft und damit zugleich an Expansionskraft gewinne, daß es neben den Weltreichen der Zukunft, dem amerikanischen, britischen und russisch-asiatischen, als selbständiges und kraftvoll seinen Platz behauptendes Wesen bestehe. Kultur beruht aber stets auf einem außerordentlichen Kraft- und Machtgefühl. „Es steht fest,“ so sagt der Autor in dem Abschnitte „Kultur und Kunst“, „daß wir in der Geschichte uns gewöhnt haben, dann von einer „Kultur“ zu sprechen, wenn uns ein Volk vor Augen tritt, das anspruchsvoll, hochgemut und stark genug ist, dem Leben, dem ganzen Kreise der Wirklichkeit im Größten wie im Kleinsten, im Geistigsten wie im Stofflichsten, herrisch, schöpferisch gegenüber zu treten, wie der Bildhauer dem rohen Klumpen Ton, ihm eine Form aufzuprägen, das Siegel einer innerlichen Macht! — Der Rhythmus der äußeren Notwendigkeit wird in Einklang gebracht mit dem Rhythmus einer inneren Notwendigkeit, so daß alle Dinge, alle Verrichtungen, alle Gepflogenheiten nicht nur mehr um ihres Nutzens, ihres praktischen Zweckes willen begriffen werden, sondern zugleich immer auch als Ausdrucksmittel einer seelischen Kraft, eines vornehmen Willens, dem die Dinge an sich nicht gut genug sind, der allem, schlechthin allem sein Gepräge verleihen muß, der seiner Gewalt, seiner Macht, seines Adels erst dann sich bewußt und froh wird, wenn er nicht nur seinen unmittelbaren, nützlichen Zweck erreicht, sondern wenn er zugleich in der Art, wie er ihn erreicht, einen schöpferischen Akt vollbringt. Kultur ist also nur eine Form des Willens zur Macht.“ Diesen Willen zur Macht, so hat der Verfasser in früheren Kapiteln ausgeführt, haben wir aber verloren, und es ist erst die Aufgabe der Zukunft, wie sie von Kaiser Wilhelm II. in einem echten Idealismus erfaßt wird, die Machtinstinkte der Rasse, die jetzt von dem Gleichmachungsgifte „angefressen“ sind, wieder zu entwickeln. Nur durch die Teil-

[1]) München und Leipzig bei Georg Müller 1904. 139 S. in 8⁰.

nahme unseres Volkes an dem Kampfe um die Welt, nur durch den Ausbau unserer Weltmachtstellung und des Rüstzeuges hierfür, des Heeres und der Kriegsflotte, wird unsere Nation auf den Weg zu einem selbständigen Formgefühl, zu der eigenen Kultur, geführt. „Ein Volk, das auf der Höhe seiner kriegerischen Kraft steht, ist damit immer zugleich auch auf einen Höhepunkt seiner bildnerischen, künstlerischen Kraft gelangt. Wer das bestreitet, hat zunächst den Nachweis zu führen, daß die ganze Weltgeschichte so, wie sie die exakte Forschung vor uns aufgerollt hat, ein Irrtum ist. Kriegsgewalt, Seegewalt und Formgewalt sind eins.“

Wenn auch dieser Gedanke, daß die Kulturblüte eines Volkes immer nur auf dem kräftigen Aste seines materiellen und politischen Aufschwungs ersprоßt, sicher nicht neu ist, so ist doch immerhin die Art des Verfassers, diesen Gedanken in seiner gegenwärtigen Verwirklichung darzustellen, originell und geistreich. Und äußerst geschickt ist der ausführliche Hinweis auf die selbständige Kultur, die das englische Machtgefühl in den letzten Jahrhunderten gezeitigt hat. Der Verfasser hat nicht Unrecht, wenn er hervorhebt, daß alles Britische einen britischen Stil hat; „und nicht gar zu selten erlangt es innerhalb dieses seines Stiles eine so hohe Vollendung, daß es auch dem Fremden, auch dem Feinde vollendet erscheint. . . Die Geschichte lehrt uns, daß Großbritannien seine Weltmachtstellung seit Jahrhunderten durch ein inneres, wenn auch zum großen Teile von schottischen Schultern getragenes, so doch rein nationales Kulturwerk derart vorbereitet hat, daß es, wohin es auch immer kam, als der Träger einer höheren, freieren, schöneren Lebensform auftreten dürfte, ja mitunter willkommen geheißen wurde. Gerade weil er das Alltäglichste, Nützlichste, Allgegenwärtigste durch ungebrochene Einwirkung seiner schöpferischen Stammesweise zu einer diese vornehm betonenden, also künstlerischen Form erhoben, weil er in diesem seine nationale Hochkultur unausgesetzt hervortreten ließ, erweckte der Brite bei den anderen jene fast abergläubische Anerkennung einer absoluten Ueberlegenheit, die ihm eine so ungeheure Macht verlieh und die ihm selbst dann oft nicht versagt wird, wo er sachlich, wo er wissenschaftlich, wo er technisch der Unterlegene, der Ueberholte ist.“ — Auch das Streben der Amerikaner geht in neuerer Zeit ganz bewußt und ausdrücklich darauf hin, ihrem ganzen Lebenswerk einen spezifisch amerikanischen Stil zu geben. „Nichts macht schneller und sicherer ungeschickt, um etwas Tüchtiges in der Welt zu leisten, als das schlaffe Gefühl, das man Kosmopolitismus nennt,“ sagt Roosevelt. „Von allen Völkern der Erde hat das unsere die Zukunft für sich!“ ruft er seinen Yankees zu.

Dieses stolze Zukunftsgefühl, das auf einem kräftig von innen heraus nach eigentümlicher Betätigung und Selbstbehauptung drängenden Machtbewußtsein entspringt, bildet den wahren nationalen Idealismus. „Die Ideale,“ so sagt der Unverantwortliche im Anschluß an jenen Hinweis auf britische und amerikanische Eigenkultur, „sind die Kulturformen, nicht die tatsächlich vorhandenen, sondern die erstrebten, die, welche das Volk durch Aufbietung seiner äußersten bildnerischen Kraft zu erlangen sich zutraut. Ideale sind immer nur einer Rasse verständlich, dieser aber selbstverständlich.“ Aber wir haben dieses Zutrauen nicht mehr oder noch nicht minder, wir haben unser Rassegefühl eingebüßt oder überhaupt noch nicht kräftig ausgebildet. Darum sind wir auch nicht mehr oder noch nicht wieder fähig, Ideale zu hegen und zu begreifen. „Ein echter Idealist, sonderlich wenn er zugleich der Deutsche Kaiser ist, muß heute mißverstanden werden. Es fehlt eine Kultur, die ihm Ausdrucksformen gewährt, welche der Gegenwart gemäß sind.“ Diese Kultur aber kann nur durch eine kräftige Rasse aus Eigenem heraus geschaffen werden.

*

Ehe wir nun dem Verfasser weiter folgen in seiner Erörterung über die Ursachen des heutigen Mangels an Rassegefühl im deutschen Volke, über die Entartung und Blutschwächung unserer gegenwärtigen Generationen, verlohnt es sich wohl, erst festzustellen, was er unter Rasse, Rassegefühl, Volkstum eigentlich versteht. Wir hören ihn gleich im Eingange seiner Darlegungen viel von Rhythmik des Blutes und von Zwiespältigkeit unseres Wesens sprechen, ohne daß uns sofort klar würde, welche psychologische oder ethnologische Werte sich hinter diesen Ausdrücken verstecken.

Ueberhaupt will ich an dieser Stelle nochmals ausdrücklich bemerken, daß man die einzelnen Kapitel dieses aus Reden, Vorträgen, Tagebuchseiten und Briefauszügen zusammengestellten Buches erst in ihrer vollen Bedeutung verstehen und würdigen kann, wenn man das Ganze gelesen und überdacht hat. Die einzelnen Teile gehören innerlich zusammen; einer ergänzt und erklärt den anderen; die höchst interessante Persönlichkeit des unbekannten Verfassers enthüllt sich erst vollständig nach der vollständigen Lektüre des Buches. Wir hielten es deshalb auch für mißlich, unseren Lesern das eine oder andere Kapitel gleichsam als eine Probe des Ganzen darzubieten, obwohl uns der Verleger darum gebeten hatte. Die Wirkung gerade eines solchen Buches beruht auf dem Totaleindruck; willkürlich aus ihm herausgerissene Einzelheiten bieten des scheinbar Paradoxen so viel, daß der Leser derselben wohl am Ende eher zu einem ungünstigen Urteil über das Ganze gekommen sein würde.

So hängt auch der Begriff der „Rasse“, wie ihn der „Unverantwortliche“ anwendet, durchaus in der Luft, wenn man ihn nicht in der vielfachen Beleuchtung von den verschiedensten Seiten her, in der er in den einzelnen Auseinandersetzungen erscheint, betrachtet hat. Wir müssen ihn gleichsam herausschälen, besonders aus den Kapiteln: „Die große Revolution“, „Zur Psychologie des Entarteten“, „Die Kultur der Maschinen-Zivilisation“, „Rasse und Rhythmus“, denn er tritt nur in vielfachen Umhüllungen auf. Der Verfasser hat entschieden eine stark ausgeprägte Empfindung für die begrifflich schwer darzustellende, dunkle, das Leben unseres Volkes einer neuen großen Zukunft entgegentreibende Kraft des „Eigenen“, die er mit dem Ausdruck „Rassegefühl“ oder „Rhythmik des Blutes“ bezeichnet, aber es gelingt ihm nur schwer, ja er vermeidet es offenbar absichtlich, eine Definition dieser Kraft in einer runden Formel zu geben; nur durch den Hinweis auf ihre vielfachen Betätigungen im inneren und äußeren Leben des Volkes oder auf ihre Entstellungen und Entartungen sucht er sich und seinen Lesern Klarheit über das Wesen jenes „Eigenen“ zu geben. Selbst in dem kurzen Kapitel „Rasse und Rhythmus“ kommt er nicht über Umschreibungen hinaus. Wertvoll ist in diesem Kapitel nur das Zugeständnis, daß der Begriff der „reinen Rasse“ nicht auf physiologischer (oder ethnologischer), sondern lediglich auf psychologischer (oder vielmehr ästhetischer) Grundlage ruht. Er vermeidet hierdurch die Klippe, an der Chamberlain in seinem großen Werke über die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ bei der Erörterung der Rassenfrage gescheitert ist. Für den „Unverantwortlichen“ ist die „reine Rasse“ lediglich ein Produkt individualistischer Entwicklung. „Wir sind nicht aus dem Paradiese der Reinheit vertrieben,“ so sagt er in jenem Kapitel, „und herabgesunken zur Unreinheit, sondern wir steigen vielmehr fortgesetzt auf aus der Unreinheit des Kreatürlichen zur Reinheit des Rhythmischen im Leiblichen und im Geistigen. In jedem vollkommenen Manne, in jeder schönsten Frau wird die Rasse rein.“ . . . „Eine edle Blutsgemeinschaft ist nicht von Uranfang an vorhanden, sondern sie wird fortgesetzt aus ungeläutertem Mischmasch.“ . . . „Vor alter Zeit schon bauen sich ungezählte Geschlechter auf, und in der Zeit, in der Geschichte wachsen viele wohlgezählte Geschlechter darüber, bis endlich in einem Manne, in einer Frau, in einer Generation, bestenfalls in einer kurzen Reihe von Generationen, das in vollendeter Gestalt erscheint, was unserem Empfinden als das Entwicklungsziel des Geschlechtes und seines Volkes deucht. Hier, nicht

in dem fiktiven Urahn, ist die Rasse rein; hier, in den Individuen, welche die von unvordenklichen Zeiten an wirkende Rhythmik in der Gestalt des Leibes, in den Zügen des Antlitzes, in den Formen ihrer Bewegungen, ihres Betragens, ihres Schaffens, in der ganzen Kurve ihres Lebens am ausdrucksvollsten, am sonderlichsten zur Darstellung bringen. Was der Rhythmus durch eine unabsehbare Folge von Geschlechtern intendiert, beabsichtigt hat: nun ist es da — nun ist es fertig. . . . Der Rhythmus ist die Rasse."

Das subjektive Element, das diesem Begriffe der reinen Rasse zugrunde liegt, springt sofort in die Augen. „Was unserem Empfinden als das Entwicklungsziel des Geschlechtes deucht", sagt der Verfasser. Der Glaube an ein solches Ziel bildet also die Voraussetzung der Rhythmik in der Vorwärtsentwicklung des einzelnen, wie der Generationen, wie des ganzen Volkes. Dieser Glaube aber ist mit dem Selbstbewußtsein, mit dem auf Kraft- und Machtgefühl beruhenden Herrschersinn identisch. Und darauf läuft in der Tat, wenn wir alle Aeußerungen des Verfassers über die verschiedenartigen Ausstrahlungen des Rassegefühls auf den Gebieten der Kultur wie der Kunst zusammenfassen, seine Theorie von den kulturschaffenden Elementen der reinen Rasse hinaus. Es ist der Glaube eines Volkes an sich selbst, an seine machtvolle Zukunft; es ist die Siegesgewißheit, die im Machtgefühl liegt; es ist die Herrschaft über die freie Gestaltung unseres gesamten Lebenswerkes, das freudige Bewältigen aller äußeren Erscheinungs- und Betätigungsformen unseres Daseins durch ein aus der Persönlichkeit herausstrahlendes eigenes Wollen.

Jetzt verstehen wir auch erst, was der „Unverantwortliche" unter den „Entarteten" versteht, die von jedem Volkstum losgelöst dastehen, unter der „internationalen Zivilisationsmechanik", die das Leben der Massen jetzt beherrscht und nivelliert, unter dem „Zweierlei" in unserer Volksnatur, das durch die gleichmachende Tendenz der „großen Revolution" über die deutsche Nation, wie über die romanischen, gekommen ist. Es ist das Aufgeben des Selbstbewußtseins als Volkseinheit, der Verlust des Macht- und Herrschergefühls, das allein im Ringen des Volkes um seine Form gegen die Unform — in dem wahren „Kulturkampfe" — ausschlaggebend wirkt. „In Form sein ist alles!" sagt der Verfasser einmal. „Ein Volk, das nicht „in Form" ist, steht schwach und hilflos allen schädigenden Einflüssen gegenüber; ein Volk „in Form" ist stark und energisch, wie der Sportsmann „in Form". — Wer dem deutschen Volke seine Zukunft sichern will, der muß vor allem die schöpferischen Geister auffinden und aufbieten, die ihm wieder eine Form geben können!" Jetzt leiden wir unter „der Betäubung unserer Rassen-Instinkte durch die Allerweltspöbelei;" eine „rasselose Commis-voyageur-Menschheit" hat den Bestand unseres Volkstums durch falsche, außerhalb des Rasseempfindens liegende Ideale gefährdet.

*

In der Persönlichkeit unseres Kaisers sieht nun der Verfasser des Buches dieses Rasseempfinden wieder kräftig verkörpert. Der Kaiser hat das Machtgefühl, welches allein kulturschaffend wirkt und zugleich den richtigen Blick für die Notwendigkeit der Vereinigung von Kriegsgewalt — Seegewalt — Formgewalt. Er ist die einzige Persönlichkeit im Deutschen Reiche, welche imstande wäre, eine Konzentration der geistig und künstlerisch führenden Persönlichkeiten mit den politischen Führern und Machthabern herbeizuführen. „Sein Mißtrauen gegen alles, was man gemeinhin in Dingen der Kunst und Kultur als modern bezeichnet, ist freilich wohl begründet; denn unter dem Schlagworte „modern" schart sich eine rasse- und traditionslose, in jedem Sinne zerstörend wirkende „Internationale". Sie drängt sich durch eine wüste Reklame derart in den Vordergrund, daß die schöpferischen Kräfte unseres Volkstums selbst kaum noch zu Worte kommen, kaum noch bemerkt werden. Alle unsere Hoffnung ist darauf zu setzen, daß der Kaiser sie doch erkennen wird, so wie er sie in der Technik, im Handel, im Militärischen erkannt hat; daß sich ihm der Blick auftut in die Tiefen modernen Kulturstrebens und daß ihm dort die deutsche Jugend erscheint, die aus dem Herzen unseres Volkstums emporwuchs und deren Ziel es ist, unsere kulturelle Tradition fortzubilden. Sie wollen nichts anderes, als dem deutschen Volkstum die Form verleihen, in der es stark und geschlossen durch das alles nivellierende Chaos moderner Zivilisationsmechanik hindurchschreiten kann, hinaufschreiten kann zu seiner Höhe und zur Vollkommenheit seiner Eigenart."

Also Zusammenschluß der politischen Gewalt mit der künstlerischen Schöpferkraft des Deutschtums — darin sieht der Verfasser das Heil für unsere nationale Kultur. Mit Recht beklagt er, daß dieser Zusammenschluß noch nicht vollzogen ist, daß wir nur hoffen können, er werde sich noch vollziehen. „Wenn aber die besten, die schöpferischen Söhne unseres Volkes fortgesetzt verkannt werden, wenn man sie in einen Topf wirft mit den destruktiven Allerweltskünstlern und mit diesen der Verachtung preisgibt, so ist es am Ende verständlich, wenn sie daran verzweifeln, jemals organisatorisch in das Leben ihres Volkes eingreifen und dies entflammen zu können zur Hingabe an neue große Ziele. Dann schleichen sie verdrossen beiseite und machen ihrem heiligen Grolle Luft im „Simplizissimus." . . . Wären unsere Künstler auch dann dazu gekommen, ihr Können in den Dienst der destruktiven Tendenz zu stellen, wenn die Konstruktiven, die Nationalen mit ihnen Fühlung behalten hätten, wenn unsere Machthaber die wahre Kunst nicht so lange vernachlässigt und damit geradezu gezwungen hätten, Werkzeuge der Feinde unseres Volkstums zu werden?" Und in einem späteren Kapitel faßt er diese Anklage zu der folgenden positiven These zusammen: „von höchster Wichtigkeit ist es aber, daß die gewaltigen kulturellen Erfolge, welche wir durch die staatsmännische Schöpferkraft Wilhelms II. zu erhoffen haben, nicht beeinträchtigt, nicht aufgehoben werden durch einen Gegensatz zwischen dem deutschen Kaisertum und der Kulturelite des deutschen Volkes."

Gerade in dem kräftigen Rasseempfinden des Kaisers erblickt der ungenannte Verfasser die schließliche Gewähr für jenen oben betonten Zusammenschluß der politischen Gewalt und der künstlerischen Schöpferkraft des Deutschtums. „Allein man darf sich nicht wundern, wenn das lange dauert," fügt er freilich etwas resigniert hinzu. „Die wüste Reklame, welche die in der Presse dominierenden Allerwelts-Kunstkrämer für ihre Schützlinge entfalten und die albernen Behauptungen von der „Freiheit" der Kunst und ihrer Gefährdung durch den im Kaiser personifizierten Geist der Machtkonzentration unseres Volkstums, mit welchen sie ihre kulturfeindliche Hetze begründen, ach, auf wie lange hinaus werden sie uns noch hindern, zu einer eigenen Kultur zu gelangen!"

Mit Recht sieht der „Unverantwortliche" gerade hier in München die kräftigen Ansätze der selbständigen künstlerischen Kraft unseres Volkstums, die als vollwichtiges Korrelat der militärisch-politischen Kraftfülle gegenüber gesetzt werden kann. Und zwar auf allen Gebieten der künstlerischen Betätigung. München erscheint ihm deshalb als eine „Hochburg deutschen Volkstums", weil seit mehreren Generationen bis heute gerade hier die politische Gewalt mit vollstem Bewußtsein die Elemente gestärkt hat, „die vor allem die Fähigkeit haben, das Gefühl für die Heiligkeit des unverfälschten Volksstammes auch bei den Gebildeten zu erhalten und zu erhöhen. Was in München, was in Bayern möglich war, sollte das im Reiche wirklich so ganz unmöglich sein?"

Nicht minder bezeichnend für diese das Volkstum erhaltende Eigenschaft des Münchener Bodens und der Münchener Luft erscheint mir der Umstand, daß von hier aus diese Stimme ins Reich schallen konnte, aus der man zwar das Beben des heiligen Zornes über die „Allerweltsverpöbelung" unserer Zustände aber zugleich auch die unerschütterliche Zuversicht an den schließlichen Sieg unserer nationalen Kultur heraushört. Dieser lebenskräftige und lebensfreudige Optimismus, der einem unaustilgbaren

Kraft- und Siegesgefühl der echt deutschen Natur des Verfassers entquillt, gehört nicht am wenigsten zu den kulturschaffenden Faktoren. Auf dem Boden, auf dem pessimistische Anschauungen vorwalten, gedeiht sicher keine lebensfrohe Pflanze des Volkstums. Und darum geht uns das mit echter Leidenschaftlichkeit geschriebene Buch ans Herz. Aus allen seinen Kapiteln klingt uns der freudige Ton des zuversichtlichen Glaubens an die Sieghaftigkeit unserer Rasse entgegen. In dem Blute, das hier pulsiert, wohnt die echte Rhythmik eines unverfälschten Rassegefühls. Eine solche Schrift kann infolgedessen auch wahrhaft rassebildend wirken. Was verschlägt es, daß wir nicht mit allen Ansichten des Verfassers einverstanden sind, daß wir hier und dort bei der Lektüre an eine scharfe Ecke oder einen überflüssig im Wege liegenden Klotz stoßen, daß wir Widersprüche und Unklarheiten genug in dem Buche vorfinden! Es wäre kleinkrämerische Kritik, die sich an solche Einzelheiten klammerte. Freuen wir uns, daß wir wieder einmal eine feste und geschlossene schriftstellerische Persönlichkeit hier vor uns stehen sehen, einen Mann voll Feuer und Geist, dessen Worte eine wahre und heilige Ueberzeugung atmen, der an die Zukunft des deutschen Volkes glaubt, wenn er auch keinen der starken Flecken an unserem Volkstume schönfärberisch verdeckt. Ob er in allen Einzelheiten das Richtige getroffen, kann unentschieden bleiben; in der Hauptsache hat er doch recht: daß wir eine nationale Kultur dringend nötig haben und daß wir wahrscheinlich auf dem Wege zu ihr sind.

O. B.

Das spezifisch Schweizerische in Leutholds Lyrik.

Von Alfred Beetschen.

— — Wer verbannt
Vom Volk, das er zumeist geliebt,
Wer von der Heimat schwer verkannt,
Sich abgewandt,
Ist müd, auch wenn er ihr vergibt.

Leuthold (Fragment aus Sizilien).

Er ist, seitdem er im Grabe ruht, kaum zu mehr Auflagen gekommen, der arme Leuthold, als die jüngst dahingeschiedene Friederike Kempner, der es vergönnt gewesen, ihren zweifelhaften Dichterruhm noch zu ihren Lebzeiten „voll und ganz" auszukosten. Die Legion unserer in moderner und hypermoderner Literatur bewanderten Novitätenschnüffler kennt ihn kaum dem Namen nach; ja dieser wird meistens nur dann erwähnt, wenn gerade zufällig wieder einmal von der Münchener „Krokodil"-Tafelrunde die Rede ist, der Heinrich Leuthold als gastfreundlich aufgenommener engerer Landsmann Gottfr. Kellers eine Zeitlang angehört hat. Auch unsere zeitgenössischen Tonsetzer, denen in Leutholds Lyrik ein wahrer Nibelungenhort sang- und komponierbarer Poesie entgegenfunkelt, kennen den gleich Hugo Wolf in geistiger Umnachtung aus der Welt geschiedenen Schweizer Lyriker nicht. Es findet sich eben nichts von ihm in der „Woche" oder in der „Gartenlaube". Man muß schon über einen Taler daran wenden, wenn man Leutholds menschenscheuer Muse habhaft werden will. Das ist heutzutage, wo man für zehn Groschen ein ganzes Schock deutscher „Chansons" gangbarster Firmen frei ins Haus geliefert bekommt, Grund genug, den Mann zu ignorieren und seine Musenkinder in den Lagerräumen seines Frauenfelder Verlegers weiter schlafen zu lassen.

Dann kommt noch eines in Betracht: Leuthold war gleich seinem bernischen Kollegen Dranmor keine seßhafte Natur. Ihm war es nicht gegeben, wie Gottfried Keller, der sich nie dazu bequemt hat, das ihm so nah erreichbare Berner Oberland aufzusuchen, an der Scholle zu kleben. Ihn zog es mächtig nach Italien, nach Deutschland. Besonders in Münchens freier Künstler-Atmosphäre fühlte er sich in seinem Element. Daß Leuthold dieses unstäte, wurzellockere Wanderleben in mehr als einem Sinne geschadet hat, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Draußen galt er als zugereister Schweizer, und in der Heimat, wo das Interesse an dichterischen, um nicht zu sagen brotlosen, Künsten immer ein mäßiges gewesen, kümmerte man sich wenig um den landfahrenden Poeten.

Erst als Keller und nach ihm Jakob Bächtold Leutholds Landsleute auf den bei Huber in Frauenfeld erschienenen Gedichtband des hochbegabten, in rein formaler Hinsicht in Platens und Geibels Spuren wandernden Lyrikers aufmerksam machten, trat Heinrich Leutholds Name neben Keller und Meyer in den Vordergrund, begann seine Dichtung zu leben. Er selbst war freilich schon so gut wie tot. Es muß ein herzzerreißender Augenblick gewesen sein, als dem in der Irrenanstalt Burghölzli internierten Dichter das Werk seines kurzen Lebens, seine ausgewählten Dichtungen, deren Herausgabe er selbst nicht mehr hatte besorgen können, überreicht wurde. Die zweite Auflage der Leutholdschen Gedichte (1880) hat ihr Verfasser nicht mehr erlebt; sein tragisches Schicksal hatte sich vollendet. Auf der Rehalp, dem entzückend gelegenen Friedhof, hoch über dem Gestade des von ihm besungenen heimatlichen Zürichsees, liegt Heinrich Leuthold, der Bohemien unter den Schweizer Literaten des vergangenen Säkulums, begraben. Auch H. Götz, der Shakespeares „Widerspenstige" samt dem Kätchen-Zähmer Petruchio auf die Opernbühne verpflanzte, hat hier nach schweren Kämpfen seine Ruhestätte gefunden.

Der Schweizer Künstler als solcher hat es schwerer als mancher andere. Man komme mir nicht mit Konrad Ferdinand Meyer, dem die Götter außer dem Geschenk der Musen ein fürstliches Erbteil verliehen, dessen Geist aber auch, der irdischen Glücksgüter ungeachtet, im Alter eine Zeitlang den dunklen Dämonen, die auch Leuthold quälten, verfallen war; man komme mir nicht mit Gottfried Keller, dem die Sinekure eines zürcherischen Staatsschreibers sozusagen auf dem Präsentierteller angetragen worden ist, so daß der kauzige Junggeselle die größte Zeit seines Lebens ein für einen schweizerischen Literaten selten sorgenfreies, von äußeren Einflüssen ungestörtes Dasein hatte. Man erinnere sich des kämpfeschweren Schicksals eines Jakob Frey, des aargauischen Erzählers, des schon genannten Lyrikers und Epikers Dranmor (Pseudonym für Schmid aus Bern), des Malers Stauffer und des ebenfalls unter so tragischen Umständen geendeten Bildhauers Max Leu, des Schöpfers des Bubenberg-Monumentes in Bern und manches anderen nicht zur Entfaltung gelangten Talentes, dem die künstlerische Leidenschaft im Verein mit dem Kampfe ums Dasein zum Verderben geworden.

Heinrich Leuthold war in der Heimat nicht Schweizer genug, um sich an dem zweiundzwanzigfachen Kantönligeist genügen lassen zu können, und jenseit der Grenzpfähle hatte er nicht die Kraft und Skrupellosigkeit wie so mancher andere moderne Reisläufer, der es im Reich als neutralisierter Deutscher zu Ehren und Ansehen gebracht, die Heimat ganz zu vergessen. Auch er kannte das Heimweh und schämte sich nicht, dieser tiefwurzelnden Herzenssehnsucht nach dem engeren, ersten Vaterland in rührender Weise Ausdruck zu geben. Wenn Dranmor, der den größten Teil seines Lebens in Brasilien zugebracht, ausruft, daß er des Südens Herrlichkeit um eine „einz'ge, schneebehang'ne Tanne" eintauschen möchte, so läßt sich Leuthold in der zweiten Strophe seines Gedichtes „Auf den Alpen" folgendermaßen vernehmen:

O könnt' ich in diesen Gauen
Mir eine Hütte bauen!
Nach Lorbeer und nach Palmen
Ging nimmer mein Begehr;
Die Sehnsucht nach dem Süden
Begrüb' ich in diesem Frieden,
O daß ich auf diesen Almen
Ein froher Hirte wär'!

In „Heimkehr" kommt eine verwandte Saite seines Innern ins Klingen:

Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen athm' ich ein;
Und wiederum, o Schweizerland,
O süße Heimat, bist du mein!

…horn klagt gedämpften Tons
…rüber von dem Felsenhang,
…n fernes Herdenglöcklein klingt,
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Aeolsharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüt,
Darüber wie ein linder Hauch
Der Zauber deiner Sagen zieht.

Aber diese Aeolsharfen-Metamorphose ist nur vorübergehend. Das Lieblingswort „lind", das Leuthold häufig in seinen Frühlingsliedern verwendet, macht gar oft dem Attribut „nüchtern" Platz, wenn er nicht bloß der überwältigenden heimatlichen Naturszenerie, sondern der darin agierenden lieben Mitmenschen und Miteidgenossen gedenkt. So ruft er in seinem 13. Ghasel mißmutig aus:

Dem Dichter ward ein karges Los: die Nüchternen
verhöhnen ihn,
Es kehrt die Welt sich ab von ihm, nur schöne
Frau'n verwöhnen ihn.

In Leutholds „Spielmannsweisen" finden sich folgende für unseren Schweizer in der Fremde nicht minder charakteristische Verse:

Und wieder nehm' ich die Harfe zur Hand
Und singe vor Toren und Türen;
Mich drängt's, auch im fernen Vaterland
Die goldenen Saiten zu rühren.

Was frommt mir der Beifall der Frau'n, die Gunst
Der Kenner, die hier mir lauschen!
Es weiß ein rechter Meister der Kunst
Auch ein nüchternes Volk zu berauschen.

Dieser in München ausgegebenen Selbstparole folgt gar bald die Enttäuschung. Er merkt, daß das nüchterne Volk sich nicht so leicht hinreißen und berauschen läßt, letzteres am wenigsten durch die Macht des Gesanges, durch Poesie. Als Leuthold im Jahre 1872 die Ufer seines geliebten Zürichsees und die zum Himmel ragenden „ewigen Alpen" wiedersieht, lachen ihm die „wellenumplauderten Fruchtgelände" in alter Herrlichkeit entgegen:

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen,[1]) verlieh'n,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

Du fragst umsonst; setz' weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht...
Zugvögel mögen dich geleiten
Ueber die Berge nach fernen Zonen!

Diese letzten drei Zeilen umschließen Heinrich Leutholds Lebenstragödie. „Den Sänger nährt der heimische Boden nicht!" Es ist der nämliche Boden, der Schweiz, gemeint, den selbst Gottfried Keller „einen Holzboden für Poeten" genannt hat. Grollend wendet sich der unverstandene Dichter ab von diesem „gutanhäufenden Volk von Toren". Am rebenumsponnenen Genfer See trinkt er mit dem Saft der römischem Blut entsprossenen goldnen Traube auf das Bestehen der kurz vorher neu begründeten deutschen Einheit und leert das Kelchglas auf Deutschlands wachsende Größe.

Auch in seinen in Oesterreich wohl so gut wie unbekannten Versen „An Grillparzer" kommt Leuthold auf die Last der nüchternen Zeit zu sprechen, die den zum Erhabenen aufsteigenden Geist „bleischwer" zurückziehe. „Fast mit Spott," ruft er bitter aus, „begegnet die Welt dem wirklichen Dichter!"

Unverstanden, grollend, das Herz verödet,
Diesem dampfkraftfrohen Geschlecht ein
Fremdling,
Schreitet er durch's Leben wie fluchtbeladen,
Freudlos und einsam.

In solcher Lebensanschauung mochte sich der nach München verschlagene Züricher Sänger der „Penthesileia" mit dem Dichter der „Medea" eins fühlen; gehörte doch Grillparzer, wenn auch nicht zu den Verkannten, so doch zu den Verbitterten, die ihr Lied nicht dem „Gezänk der Menge" zu leihen imstande waren und die „das Geräusch des Tages" flohen.

„Dem dampfkraftfrohen Geschlecht" gesellt Leuthold in seinen meisterhaften Sonetten die „Krämerwelt" von Lumpen und Philistern, für die sich im Liede zu verbluten er nicht mehr der Mühe für wert hält:

So viel ich kann, dräng' ich die Wohllautsfluten
Zurück zur Seele und bedaure alle,
Die sich für diese Krämerwelt verbluten.

Ob nun der Dichter mit der „Krämerwelt" die modernen Seldwyler seiner eigenen Heimat gemeint hat, mag dahingestellt bleiben, zumal das nächste Sonett keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, was dessen Verfasser in Dingen der Kunst von seinen nüchternen, der Poesie vorwiegend abholden, in den Ruf „Utilität!" einstimmenden Landsleuten hält. An sie wendet er sich direkt in einem „Dem Schweizervolke" überschriebenen Sonett, dessen Schlußhälfte in der Mahnung gipfelt:

Durch solch ein Leben, das den Tieren eigen:
Erwerb, Krieg, Kinderzeugen und so weiter,
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen,

Wenn nicht, wie uns die heitern Griechen zeigen,
Auch euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,
D'rauf Götter zu den Menschen niedersteigen.

Im Gegensatz zu seinen Miteidgenossen, an denen er den idealen Schwung vermißt, lobt Leuthold sich seine Vorfahren, die alten Schweizer, deren martialische Reckengestalten heute in des Berner Malers Hodler realistischen Darstellungen so fröhliche Urständ feiern. Der Dichter stellt den alten Schweizerbauern, den Morgensternschwingern vom Stamme Struthan Winkelrieds folgendes rühmliche Zeugnis aus:

Sie pflegten nicht zu kriechen
Um eitle Herrengunst,
Sie waren keine Griechen
In Wissenschaft und Kunst;
Sie hielten in Gefahren
Nicht allzu lange Rat,
Sie schlugen drein, sie waren
Ein grobes Volk der Tat.

Sie waren nicht gewählt
In Formen, nicht fein von Sitten,
Sie haben die Feinde gezählt
Erst wenn sie den Sieg erstritten.
Sie fochten in der Schlacht
Mit Kolben und Hellebarten —,
Was aber habt ihr vollbracht
Mit euern Redensarten?

Das ist deutlich und klingt nicht nach der „Aeolsharfe". Aber der Dichter ist sich trotz allem, was ihm an seinen Landsleuten, diesem „Schwarm von Bienen", mißfällt, voll freudigen Stolzes bewußt, daß die Urenkel Tells, wenn heute wieder das Horn von Uri zur Landesverteidigung riefe, bereit wären, mit ihrem Herzblut die blasse

[1]) Gemeint ist die Stadt Zürich.

Schrift der alten Freiheitsbriefe „aufzufärben". Auch Heinrich Leuthold birgt, wie jeder echte Dichter, zwei Seelen in seiner Brust. Wer nur die eine, die im Schatten des Pessimismus schlummernde, zu ergründen weiß, wird ihm nie ganz gerecht werden können. An zuckersüßer Vaterlands-Poesie, in welcher im Liedertafelstil zum tausendstenmal „Reiz" auf „Schweiz" gereimt wird, ist in Helvetiens Gauen von Alters her kein Mangel gewesen. Etwas gesalzene Kunst kann darum zu Zeiten nicht schaden, wenn sie auch meistens von denen, die es angeht, übel vermerkt wird. Daß man nämlich vielleicht auch auf diesem Gebiet eine Sache aus Liebe versalzen könnte, scheint noch keinem eingefallen zu sein.

Leuthold war verliebt in seine Heimat, wie nur ein Poet in den Ort, wo seine Wiege gestanden, verliebt sein kann, und darum nahm er es gelegentlich mit dem attischen Salz, das er in seine der Heimat gewidmeten Dichtungen streute, nicht so genau. Hätte er weniger Salz und mehr Rosinen verwendet, wer weiß, vielleicht hätte er schon heute — ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode — ein bescheidenes Denkmal.

Bücher und Zeitschriften.

Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim. VI. Band. Berlin, Georg Reimer 1904.

Dem unermüdlichen Herausgeber ist es wirklich geglückt, sein Versprechen zu halten und die durch eine notgedrungene Pause verspäteten Bände so beschleunigt fertig zu bringen, daß, stehen ihm seine Mitarbeiter nun auch ferner wie bis heute treu zur Seite, schon im nächsten Jahre sein verdienstvolles Unternehmen wieder auf dem Laufenden sein wird. Bettelheims Biographisches Jahrbuch ist im guten, kollegialen Sinne zu einem glücklichen, weil weit beweglicheren Rivalen der Allgemeinen Deutschen Biographie geworden, und es wird wohl einmal berufen sein, der natürliche Erbe und Nachfolger des um so viel größer, breiter, aber auch langsamer angelegten nationalen Unternehmens zu werden, dessen wissenschaftliche Gediegenheit und begründetes Ansehen es in seiner moderneren Anlage mit Erfolg anstrebt. Der neu vorliegende, über 600 Seiten in Großoktav starke Band präsentiert sich diesmal in einem anderen, schlichteren Umschlag ohne die gewohnten, Totenkränze tragenden Jungfrauen, ist aber im übrigen genau so ausgestattet und eingerichtet wie die früheren Bände. Ein Porträt Böcklins schmückt das Titelblatt; den großen Toten würdigt H. Kienzle in einem der ausführlichsten Artikel des Bandes. Das Jahr 1901, das dieser Jahrgang umfaßt, war besonders reich an großen Toten. Einer der München und diesen Blättern besonders nahe gestanden, marschiert an der Spitze: Max Pettenkofer, gewürdigt von seinem Nachfolger Professor Max Gruber. F. X. Kraus, unser „Spectator", hat seinen Biographen hier an Ernst Hauviller gefunden, der ihm auch an dieser Stelle vorher schon manches Erinnerungsblatt geweiht. Dasselbe trifft zu bei Adolf Bayersdorfer und seinem Nekrologisten Wilhelm Weigand. Joseph Rheinberger ruft Theodor Kroyer gerecht abwägende Worte nach. Guido Adler behandelt Chrysanders Lebenslauf. Herman Grimm findet an Reinhold Steig, Albrecht Weber an Winternitz seinen Biographen. Miquel, Aegidi, v. Stauffenberg, Großherzog Alexander von Weimar, Wilhelm v. Bismarck, Max v. Seydel haben in Rachfahl, Teichmann, Siegmund Günther, v. Bojanowski, Horst Kohl und R. Piloty berufene Kenner und Schätzer erlangt. Allein der Referent über den letzterschienenen Band des Jahrbuches hat recht, wenn er sagt, daß die kleinen Gedenkblätter für die Unscheinbaren fast noch mehr gewissenhafte Arbeit und entsagende Kunst verlangen als die ausgedehnteren Schilderungen allgemein interessierender Persönlichkeiten. An solchen Gedenkblättern aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Deutschland und Oesterreich ist auch in diesem Bande kein Mangel. Nur wer die mühe- und verantwortungsvolle Arbeit des Herausgebers durch alle sechs Bände verfolgte, kann annähernd ermessen, welch ein Maß von ausgleichender Diplomatie und von Takt und Umsicht erforderlich ist, um mit Bienenfleiß ein so großes literarisches Material stets womöglich von den Berufensten zu erlangen, es zu sichten und so gegen einander auszugleichen, daß alle Gebiete unserer modernen Kultur zwar vertreten sind, keines aber auf Kosten der anderen oder irgend einer noch so prominenten Persönlichkeit störend vorherrsche. Auch diesen Band schließen Nachträge und die von Dr. G. Wolff besorgte sorgfältige Totenliste von 1901 ab. In den ersteren begegnen wir u. a. noch einem außerordentlich eingehenden Lebensbild des ehemaligen Chefredakteurs unseres Blattes Otto Braun, gezeichnet von der Freundeshand Prof. Richard Weltrichs, sowie einer vortrefflichen Würdigung Erwin Rohdes durch Ernst Weber. Möchten sich dem nimmermüden Herausgeber des Biographischen Jahrbuches und Deutschen Nekrologes noch viele solche Jahresringe so anmutig und vollendet runden wie dieser vom Jahre 1901.

Allgemeine Rundschau.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

7. Juli. **Gesamtsitzung.** Vorsitzender Sekretär: Herr Vahlen. 1. Herr Branco sprach über das Flugvermögen der Tiere. Er erörterte die verschiedenen Wege, auf denen Flugvermögen von den Tieren erworben wurde, mit besonderer Berücksichtigung der Flugsaurier und legte Gründe dar, welche dafür geltend gemacht werden können, daß die Flieger ihren ersten Ursprung nicht ausschließlich nur von auf dem Lande lebenden Fallschirmtieren genommen haben, sondern auch von im Wasser lebenden, mit Schwimmhaut versehenen Formen. 2. Herr Pischel legte eine Abhandlung des Herrn Professors Dr. K. F. Geldner in Berlin vor: Die neunte Gâthâ des Zarathushtra und der Honover als Probe einer vollständigen Uebersetzung der zarathushtrischen Reden. Der Verfasser gibt eine neue Uebersetzung der Gâthâ Yasna 44 und eine verbesserte Deutung des Ahuna vairya, dessen Verwandtschaft mit Yasna 44, 16c vermutet wird. 3. Herr Engler überreichte eine Abhandlung des Privatdozenten Professors Dr. Lindau: Ueber das Vorkommen des Pilzes des Taumellolchs in altägyptischen Samen. 4. Derselbe überreichte „Das Pflanzenreich. Im Auftrage der Akademie herausgegeben von A. Engler. 19. Heft. Betulaceae von H. Winkler. Leipzig 1904." 5. Herr Erman überreichte ein Exemplar des von ihm herausgegebenen Aegyptischen Glossars. Berlin 1904. 6. Herr Hirschfeld legte „Corpus inscriptionum Latinarum XIII, 1, 2 (Inscriptiones Belgicae) ediderunt Otto Hirschfeld et Carolus Zangemeister" vor. Die Bearbeitung der innerhalb Deutschlands Grenzen gefundenen Inschriften hat Herr v. Domaszewski in Heidelberg an Stelle des vor Beginn der Ausarbeitung verstorbenen Herrn Zangemeister ausgeführt. 7. Die Akademie hat durch die physikalisch-mathematische Klasse Herrn Dr. Paul Kuckuck in Helgoland zum Abschluß seiner Untersuchungen über die Fortpflanzung der Phaeosporeen 300 Mark bewilligt. — Se. Majestät der Kaiser hat durch Allerhöchsten Erlaß vom 1. Juni d. J. die Wahl des Direktors des Instituts für Infektionskrankheiten und ordentlichen Honorar-Professors an der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, Geheimen Medizinalrats Dr. Robert Koch zum ordentlichen Mitglied der physikalisch-mathematischen Klasse der Akademie bestätigt.

Ein Kamelfund aus vorgeschichtlicher Zeit.

* In der neolithischen Höhle zu Zachito bei Salerno in Süditalien sind, wie wir dem jüngsten Hefte der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, Reste des Kameles gefunden worden. Nach den in der Höhle gemachten keramischen Funden ist die Wohnstätte in das Ende der jüngeren Steinzeit zu setzen, in eine Periode, als die Bronze wahrscheinlich schon bekannt war, die Bewohner sich aber noch der Steinwerkzeuge bedienten. Sie trieben ein

...erbau und hatten zahlreiche Haustiere. Herr Re... fand deren Reste in weit größerer Zahl als solche des braunen Bären, des Hirsches, Wolfes und Fuchses. Der Hund ist in zwei Rassen vertreten, das Rind in zwei oder drei Rassen, das Schaf und das Schwein in je zwei Rassen; auch die Ziege fehlt nicht. Vom Pferd wurden dagegen keine Spuren gefunden. Nach Herrn Zaborowsky fehlt das Pferd auch in Pfahlbauten Oberösterreichs. Er sieht darin einen Beweis, daß es zu neolithischer Zeit nicht gezüchtet wurde, daß die in Stationen dieser Periode gefundenen Pferdereste vielmehr von Tieren stammen, die auf der Jagd getötet wurden. Was nun endlich das Kamel anbetrifft, so fanden sich in der Höhle von Zachito sieben oder acht Wirbel dieses Tieres vor. Ueber die Spezies wird keine Angabe gemacht. Während zur Diluvialzeit anscheinend wilde Kamele in Osteuropa gelebt haben, sind aus späterer Zeit keine weiteren Funde von Kamelresten bekannt geworden. Herr Zaborowsky stimmt daher der Ansicht des Herrn Regalia bei, daß das Kamel von Zachito zur See aus Asien herübergebracht worden sei. Der Versuch der Einführung sei aber wahrscheinlich nicht wiederholt worden, da sich das Tier nicht akklimatisierte.

*

Etwas ist faul im Staate Dänemark.

Zu unserer unter dieser Stichmarke in Nr. 151 der Beilage gebrachten Notiz schreibt uns der Privatdozent der hiesigen Universität Dr. Karl Borinski: „Die in der Beilage vom 5. Juli mitgeteilte „Konjektur", die berühmten Worte „something is rotten in the state of Denmark" bezögen sich auf Hamlets Geisteszustand, wird wohl kaum einen Kenner Shakespeares überzeugt haben. Zunächst ist die Gleichung Denmark = Hamlet sehr gewagt. Shakespeare läßt zwar seine autonomen Fürsten in Repräsentationsszenen und -Anspielungen sich gern mit ihren Ländern in Eins setzen oder durch die Feldherren so bezeichnen. So nennen sich die Könige von Frankreich und England im King John bei ihrer Begegnung (II, 2) sehr markant kurzweg „Frankreich" und „England". Der Dauphin wird dort ausdrücklich Lewes genannt (II, 1). Austria für den Archiduc, den dort auftretenden „Erzherzog von Oesterreich" bedeutet keine Ausnahme, sondern eine Bestätigung dieser Regel. Talbot nennt den Herzog von Burgund „Burgundy" in Henry VI., 1. Teil. Allein mir ist nicht bekannt, daß auch die Prinzen, die nicht Throninhaber sind, so bezeichnet werden. Im „Hamlet" findet sich gleich in den hier in Rede stehenden Szenen ein sichtlich dawider sprechendes Zeugnis. Da wird nämlich gleich in der ersten Szene des ersten Akts der König von Norwegen von Horatio als the ambitious Norway bezeichnet, der Prinz Fortinbras dagegen als Fortinbras of Norway. (Genau so unterschieden in Voltimands Gesandtschaftsbericht II, 2.) Ferner scheint es mir beachtenswert, daß ihn Horatio, eine Person von Stande, so nennt, und daß „der Norweger" Dänemarks Feind ist. Daß aber ein Leutnant auf der Wache wie Marcellus seinen Kronprinzen vor Zeugen und in dessen Gegenwart, da er ihn (nach dem Konjekturalkritiker der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins) für verrückt hält, schlechthin „Dänemark" nennen soll, bedeutet das gerade Gegenteil von Repräsentation: das bedeutete einen groben Verstoß gegen die Subordination.

Wie steht es nun aber mit diesem rotten state, als vorgeblich dem zerrütteten Geisteszustande Hamlets, statt seines Erbstaates. Hamlet charakterisiert sich bekanntlich selber den Hofleuten gegenüber als „nur toll bei Nord-Nord-West" (II, 2). Andere als Salonmenschen werden hier kaum die Erklärung brauchen, daß er mit dieser Ironie nur eine bestimmte Stelle seines Horizonts meint, die ihn „toll macht", wenn sie auf ihn einwirkt. Aber wie? Sind es nicht gerade diese Wachtoffiziere, die Hamlet die Geistererscheinung, also die Ursache seines „zerrütteten Zustands" melden? Und sie sollten mit einemmale so überlegen tun? Der von „imagination" bei Hamlets wilder Erregung spricht, ist Horatio. Er ist von Anfang an in dieser Sache als der Ueberlegene charakterisiert; sieht aber auch den Geist, ist also nach der Konjektur gleichfalls im rotten state, also verrückt. Und schließlich! Wäre es nicht ein Hohn für „Shakespeare or the poet" (den Poeten an sich!), wenn er sein tragischstes Drama mit der weisen psychiatrischen Randbemerkung einleiten wollte: Nehmt den Kerl weiter nicht ernst! Der ist eine psychische Minderwertigkeit! Ist verrückt! Das tut wohl die Ibsen-Schule. Das könnte Gerhart Hauptmann verüben. Für Shakespeare ist es ein Hohn!" —

Ein noch gewichtigeres Zeugnis zu Gunsten der herkömmlichen Auffassung und Uebersetzung scheinen uns die Worte des Horatio in Szene I, 1: „This bodes some strange eruption to our state" (frei nach Schlegel: „Das zeugt besondere Gärung unserem Staat"), auf die alsbald der hier anwesende italienische Shakespearekenner Dr. Giovanni Zambon hinwies. Nach dieser Stelle, die uns bei der Uebernahme der Notiz aus der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins nicht gegenwärtig war und die noch ausführlich durch Hinweise auf ähnliche Omina im alten Rom erläutert wird, kann die Erwähnung des „Staates Dänemark" in jenem erstberührten Zusammenhang in der Tat nicht mehr als eine unvermittelte bezeichnet werden. Bei dem Gewicht, das die Furcht vor bevorstehenden wichtigen Umwälzungen im Staate für Horatio und Marcellus haben muß, wäre es auch psychologisch sehr wohl verständlich, daß der Gedanke an diese Bedeutung der Geistererscheinung, der in Horatio und den Wachtoffizieren stets lebendig ist, bei einer Gelegenheit zum Ausdruck kommt, wo er, wie in der erwähnten Stelle, nicht unmittelbar sich an die vorhergehenden Worte oder den Zusammenhang der Handlung anschließt.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Die 76. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte findet vom 18.—24. September in Breslau statt. In der ersten allgemeinen Versammlung (19. Sept., Stadttheater) sprechen: Prof. Dr. Roux (Halle) über „die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft", Dr. Gazert (Berlin) über die deutsche Südpolarexpedition. Die zweite allgemeine Versammlung (23. Sept., Konzerthaus) bringt folgende Vorträge: Prof. Dr. Eugen Meyer (Charlottenburg) „Die Bedeutung der Verbrennungskraftmaschinen für die Erzeugung motorischer Kraft", Prof. Dr. Haberlandt (Graz) „Sinnesorgane im Pflanzenreiche", Prof. Dr. Rhumbler (Göttingen) „Zellenmechanik und Zellenleben".

* Balneologische Kurse. Mit Ermächtigung des großh. badischen Ministeriums des Innern hat die großh. Badanstalten-Kommission zu Baden-Baden beschlossen, auch in diesem Jahre theoretisch-praktische Kurse der physikalisch-diätetischen Heilmethoden und der Balneotherapie für Aerzte und Studierende der Medizin einzurichten. Diese Kurse finden in den großh. Badanstalten zu Baden-Baden statt; ihr Inhalt ist den praktischen Bedürfnissen der Aerzte angepaßt. Die Kurse werden am 1. Oktober beginnen und sind auf acht Tage berechnet.

* Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer. Die deutsche Schule in Galatz (Rumänien) sucht zum 15. November 1904 1. einen neuen Leiter. Beherrschung der französischen Sprache erforderlich, des Englischen erwünscht. Gehalt 3500 Fr. oder 3000 Francs und freie Wohnung, 60 Fr. Reisevergütung. Verpflichtung drei Jahre. 2. Eine geprüfte Elementarlehrerin mit Kenntnis der französischen und englischen Sprache. Gehalt 1800 Fr., später Zulage. Eventuell besonders vergüteter Handarbeitsunterricht. Bewerbungen mit vollem Lebenslauf, Zeugnisabschriften und Photographie an Herrn Generalkonsul Marheinecke, Vorstand der deutschen Schule in Galatz (Porto je 15 Gr. = 20 Pf., Rückporto beilegen).

C. K. Vom Britischen Museum. Zwei sehr wertvolle griechische Bronzen sind, wie aus London berichtet wird, für das Britische Museum erworben worden. Die eine der beiden, die man um das Jahr 400 v. Chr. ansetzt, ist ein ziseliertes Bronzerelief, das Aphrodite und Anchises

auf dem Berge Ida darstellt und bei Christie aus der Sammlung des verstorbenen E. H. T. Hawkins für 45,000 M. an die Firma Rollin und Feuardent verkauft worden war. Es ist ein Stück aus einer Anzahl Bronzen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu Paramythia bei Dodona in Epirus gefunden wurden. Darauf kamen sie in den Besitz eines Kupferschmiedes zu Yanina, der sie für den Metallwert kaufte. Die meisten dieser Bronzen wurden dann von ihm an einen griechischen Kaufmann weitergegeben, der zufällig ähnliche Gegenstände in Moskau gesehen hatte. Der Kaufmann bot sie der Kaiserin Katharina von Rußland an, aber sie starb, bevor der Verkauf abgeschlossen war und ihr Nachfolger wollte solche Sachen nicht haben. Darauf wurden die Bronzen an zwei russische Händler verkauft, von denen der eine die von ihm erstandenen Stücke an Richard Payne Knight verkaufte, dessen Name nun auf immer mit diesen im britischen Museum aufgestellten Kostbarkeiten verknüpft ist. Der Vater des Mr. Hawkins muß wohl zu derselben Zeit wie der griechische Kaufmann in Yanina gewesen sein, und er hat dort 1798 Venus und Archises gekauft. Nun wird dieses Relief, nach mehr als hundertjähriger Trennung, wieder mit den anderen Bronzen aus Paramythia vereinigt werden. Der zweite wichtige Ankauf besteht in der Statue eines berittenen Kriegers, eines sehr hervorragenden griechischen Kunstwerkes aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. Die Statue hat die scharfen und eleganten Linien, die sorgsame und feine Ausführung der archaischen Kunst. Sie ist 9⅞ Zoll hoch; 1857 befand sie sich in der Pulszky-Sammlung. Im Juni 1899 wurde sie bei Sotheby für 5300 M. als ein Stück der Sammlung von H. Forman verkauft.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Professor der Augenheilkunde an der hiesigen Universität Dr. Eversbusch wird morgen in Gemeinschaft mit Oberbaurat Stempel eine Informationsreise nach Wien zur Besichtigung der dortigen medizinischen Institute und Kliniken antreten, um die dortigen modernen Vervollkommnungen für den an der hiesigen Universität begonnenen Neubau einer Augenklinik nutzbar zu machen. Professor Eversbusch hat bekanntlich schon in der vor einigen Jahren errichteten Erlanger Augenklinik ein Vorbild für Anstalten dieser Art geschaffen und es hat daher seine bevorstehende Reise in erster Linie den Zweck, Einrichtungen und Methoden, die sich bei nichtophthalmologischen Kliniken bewährten, bei den Wiener Neubauten zu studieren.

H. **Heidelberg.** Die Protestversammlung der Studentenschaft gegen den Wiederaufbau des Schlosses ist endgültig auf Mittwoch, den 20. d. M., festgesetzt worden. Der Engere Ausschuß der Studentenschaft lädt die Kommilitonen zu zahlreicher Beteiligung ein. — Mit kommendem Wintersemester wird an unserer Universität ein „Philosophisches Seminar" ins Leben treten, geleitet von Geh. Rat Prof. Dr. W. Windelband. — Geh. Rat Prof. Dr. Kuno Fischer ist auch für das nächste Semester beurlaubt.

* **Marburg.** Der Professor der Pharmakologie an der hiesigen Universität Dr. H. Meyer hat den Ruf nach Wien als Nachfolger des zurückgetretenen Hofrats Vogl v. Fernheim nunmehr erhalten, eine Entscheidung über die Annahme ist jedoch noch nicht erfolgt.

* **Münster.** Die Nachricht von der Berufung des Berliner Privatdozenten Dr. A. v. Wenkstern auf die durch Professor Waentigs Weggang nach Halle freigewordene Professur für Nationalökonomie trifft, nach einer Mitteilung der Nationalzeitung, nicht zu. Vielmehr erfolgte die dadurch verursachte Veränderung so, daß in die erstgenannte Professur Dr. v. Heckel, der schon seit einiger Zeit in Münster tätig ist, eintritt, und daß die Professur des letzteren dem Professor Schmöle aus Greifswald übertragen worden ist.

hc. **Breslau.** Der Pfarrer der Kirche zu St. Mathias in Breslau, Alois Schade, wurde von der katholisch-theologischen Fakultät der dortigen Universität in Anerkennung seiner Verdienste um die innere Restaurierung der Mathias-Kirche zum Dr. theol. honoris causa ernannt.

* **Posen.** Wie wir bereits kürzlich mitteilten, wird der Professor der Staatswissenschaften Dr. Wiedenfeld von der hiesigen kgl. Akademie zum 1. Oktober d. J. einem Rufe an die städtische Handelshochschule zu Köln folgen. Nachfolger desselben wird der bisherige Dozent der Volkswirtschaftslehre an der genannten Akademie Dr. Gebauer, der früher als Privatdozent an der Universität Breslau tätig war. Außerdem wird als Professor der Staatswissenschaften an die hiesige Akademie der bisherige Privatdozent an der Berliner Universität Dr. Bernhard berufen.

* **Kiel.** Geheimrat Professor Dr. v. Esmarch hat sich in der Nacht vom 14. zum 15. d. M. durch einen Fall einen Bruch des Schlüsselbeins zugezogen. Sein Zustand ist jedoch zufriedenstellend.

* **Aus Oesterreich.** In Lemberg ist der Professor der medizinischen Chemie Dr. L. Niemilowicz gestorben.

* **Aus Holland.** Auf die erledigte außerordentliche Professur für mittelalterliche Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaften an der Universität Utrecht hat nunmehr Dr. Otto Oppermann aus Köln, ein Mitarbeiter der dortigen Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, einen Ruf erhalten und angenommen.

* **Aus Amerika.** Der ordentliche Professor für Experimentalpsychologie an der Harvard-Universität (New-Cambridge) Dr. Hugo Münsterberg ist von der Washington-Universität in St. Louis zum Ehrendoktor der Rechte ernannt worden.

* Von technischen Hochschulen. Dem ordentlichen Professor Dr. E. Wülfing an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim ist zum Zwecke der Uebersiedelung an die neue Technische Hochschule in Danzig die erbetene Dienstentlassung gewährt worden.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Remigius Stölzle, ordentl. Professor der Philosophie an der Universität Würzburg: Ernst von Lasaulx (1805—1861). Ein Lebensbild. Münster i. W. 1904. Aschendorff. 302 S. — Adolf v. Oechelhaeuser: Geschichte der Grossh. Badischen Akademie der bildenden Künste. Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste im Auftrage der Akademie und mit Unterstützung des grossherzoglichen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts verfasst. Karlsruhe 1904. G. Braun. 170 S. Quart. — Fliegende Blätter. Band CXX. (Nr. 3049—3074.) München. Braun & Schneider. — Heinrich Schüle: Ueber die Frage des Heiratens von früher Geisteskranken. Vortrag geh. auf der Jahresversammlung der deutschen Psychiater in Göttingen am 26. April 1904. Leipzig 1904. S. Hirzel. 26 S. — Reinhold Brode: Friedrich der Grosse und der Konflikt mit seinem Vater. Zur inneren Geschichte der Monarchie Wilhelms des Ersten. Ebda. 1904. — Hans Hauptmann: Wie Seine Hoheit verpöbelte. Roman. Braunschweig 1904. Richard Sattler. 256 S. — Dr. Bernhard Münz: Goethe als Erzieher. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. — Pierre Lehautcourt: Histoire de la Guerre de 1870—1871. Tome IV: La Retraite sur la Moselle. Borny. Avec 5 cartes. Paris-Nancy 1904. Berger-Levrault et Cie. 376 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich i. V.: H. Wassmann, München.

[redacted]g 1904. München, Montag, 18. Juli. Nummer 162.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Modernes im Altertum.*)

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Paul Wagler, Gymnasialoberlehrer in Wurzen bei Leipzig.

Die lebhafte Zustimmung, die meine früher veröffentlichten kulturgeschichtlichen Aufsätze über „Modernes im Altertum“ in weitesten Kreisen gefunden haben, hat mir gezeigt, daß die von mir gewählte Art der vergleichenden, kaleidoskopartigen Betrachtungsweise allenthalben als anziehend anerkannt und gewürdigt wird. Dadurch kommt Leben in die alte, tote Welt. Solch eine Renaissance in erneuter Auflage ist des Schweißes der Edlen wert und des 20. Jahrhunderts in hohem Grade würdig. Nichts bewahrt uns besser vor dem Banausentum, als historische Auffassung und der verständnisvolle Blick zurück in längst vergangene Kulturperioden. Als ich kürzlich las, daß im Königlichen Wilhelma-Theater zu Stuttgart auf Veranlassung des Goethe-Bundes zum erstenmal drei Satiren des Lucian nach der deutschen Bühnenbearbeitung von Paul Lindau gegeben worden seien, erfüllte mich die Kunde von diesem Versuche mit Freude. Der große Spötter aus der Zeit des sinkenden Griechentums erzielte eine so starke Wirkung mit seiner Geißelung der Gebrechen und Schwächen der menschlichen Gesellschaft, daß der Versuch als wohlgelungen zu bezeichnen ist. Namentlich gefiel „Die Fahrt über den Styx“ oder „Der Tyrann“, sowie „Der Hahn“ oder „Der Traum des Schusters“.¹) Und in Christiania ist unlängst auf Anregung des Universitätsprofessors Schjött ein Boot gebaut worden, das auf dieselbe Art gerudert wird wie die Kriegsfahrzeuge der Griechen im klassischen Altertum. Das Boot ist ziemlich breit, überdacht und mit Bänken, sowie Ruderhaltern versehen. Diese letzteren sind so eingerichtet, daß in drei verschiedenen Höhenlagen gerudert werden kann. Zwölf Schiffsjungen sind im Gebrauche der griechischen Ruder eingeübt worden, und eine Probefahrt, der erste Autoritäten beiwohnten, hat ein vorzügliches Ergebnis gezeitigt. So ehrt man das Altertum und dadurch sich selbst.

*) Man vergleiche die Artikel „Modernes im Altertum“ von demselben Verfasser (in Nr. 212, 213, 219 und 220 der Beilage zur Allgem. Zeitung vom Jahre 1902): siehe auch die Bemerkungen von Dr. Landau in Nr. 226 der Beil. von 1902.

¹) Neuerdings sind bekanntlich auch mehrere dramatische Sachen von Hans Sachs im Dresdener Residenztheater und anderswo mit bestem Erfolge zu neuem Leben erweckt worden. Seine Spiele hinterlassen bei ihrer naiven, grobderben, hausbackenen Moral stets einen wohltuenden Eindruck, auch heute noch, nach mehr als drei Jahrhunderten.

Durch all dies ermutigt, will ich versuchen, den bereits früher von mir gezogenen kulturgeschichtlichen Parallelen heute einige neue Beispiele in bunter Folge hinzuzufügen.

Man sollte glauben, daß es erst der neueren Kulturwelt vorbehalten gewesen sei, für das betrübliche Nachtbild der Falschmünzerei eine Rubrik in der Statistik der Verbrechen bereit halten zu müssen. Weit gefehlt! Schon im Altertum hat es Falschmünzerwerkstätten gegeben. Das literarische Hauptzeugnis hierfür findet sich in der um 329 nach Christus verfaßten Schrift des Hieronymus, die betitelt ist: Vita Pauli primi eremitae. In dieser Schrift wird im fünften Kapitel (ed. Vallarsi², Venetiis 1767, vol. II p. 5) folgendes erzählt: Paulus sei, 16jährig, zur Zeit der Christenverfolgung unter Decius (im Jahre 250 n. Chr.) und Valerianus in der unteren ägyptischen Landschaft Thebais (apud inferiorem Thebaidem) vor den Nachstellungen seines Schwagers in die Einsamkeit der Berge geflüchtet und sei schließlich an einen felsigen Berg geraten, an dessen Fuß eine nicht große Höhle durch einen Stein verschlossen wurde. Dann heißt es weiter: „Es waren außerdem in dem höhlenreichen Berge nicht wenige Wohnungen, in denen schon verrostete Ambosse und Stempelhämmer (scabrae incudes et mallei, quibus pecunia signatur) zum Vorschein kamen. Die Nachrichten der Aegypter berichten, daß hier zur Zeit der Kleopatra und des Antonius eine heimliche Falschmünzerwerkstatt (furtiva monetae officina) bestanden hat.“ Soweit Hieronymus. Aber es kommt noch besser: es fehlt nämlich auch nicht an handgreiflichen Beweisen für das Vorkommen von antiken Falsifikaten. In Alexandria war es seit einiger Zeit aufgefallen, daß im Handel Münzen aus mazedonischer Zeit auftauchten, die zweifellos antik, dabei aber doch falsch waren. Man untersuchte die Sache, und es ergab sich, daß sämtliche fragliche Münzen kurz zuvor vor einem Tore der alten Stadt Alexandria mit anderen Dingen zusammen ausgegraben worden waren, insbesondere zusammen mit allerhand Gerät, wie es die Falschmünzer zu ihrem unsauberen Handwerke zu benutzen pflegen. Gegen Falschmünzerei bestanden übrigens schon im Altertum allenthalben sehr strenge Gesetze: in den meisten Orten stand darauf geradezu die Todesstrafe (vgl. Demosth. adv. Timocr. § 212, adv. Leptin. § 167, Diogen. Laërt. VI, 20). Der griechische Ausdruck für das Herstellen gefälschten Geldes war *παραχαράσσειν καὶ παρακόπτειν τὸ νόμισμα* (vergl. Plutarch de Alex. s. virt. s. fort. I 10 am Ende, Diogen. Laërt. VI 2. 20.) Hatte doch sogar der bekannte Zyniker Diogenes aus Sinope am Schwarzen Meere in seiner Jugend gemeinschaftlich mit seinem Vater Hikesios, einem dortigen Wechsler, Münzfälscherei getrieben! Dies der Grund seiner Flucht nach Athen; vgl. Suidas unter „Diogenes“.

„Ich habe ein Girokonto bei der oder jener Bank!“ Wie modern klingt das! Wie wenige ahnen, daß das Geschäft der *τραπεζῖται*, der griechischen Bankiers, sowie der römischen argentarii vorzugsweise — wenn auch

keineswegs ausschließlich — die Bedeutung einer Girobank hatte. Der Name τραπεζῖται kommt von den Tischen (τράπεζαι) in einer Halle am Markte zu Athen, wo sie ihren Stand hatten. Das griechische Privatpublikum pflegte absichtlich wenig Geld daheim zu behalten; es wurde beim Bankier deponiert oder ihm zur Weiterverleihung anvertraut. Zahlungen ließ man in den Geschäftsbüchern — diese ὑπομνήματα, ἐφημερίδες oder τραπεζιτικὰ γράμματα hatten schon getrennte Rubriken für Soll und Haben — des Bankiers in der Weise vermerken, daß sie von dem eigenen Guthaben abgeschrieben und derjeniger Person vom τραπεζίτης zugeschrieben wurden, der die betreffende Zahlung zugute kommen sollte (permutatio pecuniae, vgl. Cicero epist. ad Att. XI 24, XII 24. 27, XV 15)! Also der schönste Vorläufer des heute über die ganze Welt verbreiteten Girokonto- und Scheckverkehrs! Die alten Bankiers mußten übrigens ziemlich vielseitig und im Sorten-, sowie im Kreditgeschäft, desgleichen im Auktionswesen wohlbewandert sein und bildeten sonach einen wesentlichen Faktor im Geschäfts- und Verkehrsleben. Die alte römische Börse (tabernae argentariae) mit ihren Wechslerhallen befand sich in der Nähe des Kastortempels, die neue in der Gegend des Janustempels. Auch der Fall ist vorgekommen, daß Bankiers ihr Geschäft aufgeben (liquidieren) mußten oder gar bankbrüchig (im eigentlichen Sinne des Wortes) zu werden sich genötigt sahen. Doch waren das Ausnahmen. Der Ausdruck für „liquidieren" war διαλύειν; „bankerott machen" hieß ἀνασκευάζεσθαι (vergl. Demosth. pro Phorm. § 57, adv. Apatur. § 9, adv. Timoth. § 68).

Das größte Musikkonservatorium der Welt ist gegenwärtig das Bostoner. In ihm walten nicht weniger als 80 Lehrer ihres Amtes; darunter lehren 18 Klavier, 2 Orgel, 14 Gesang, 4 Oper, Tanz, Mimik und Fechtkunst, 3 Sprachen, 5 Geige und Baß, 8 Blasinstrumente; die übrigen lehren Komposition, Gesang, Literatur, Rhetorik, künstlerische Darstellung, Ausbildung der Rede u. s. w. Nicht weniger als 2000 Schüler besuchen den Riesenbau, der 2½ Millionen Mark gekostet hat. — Aber auch schon die alten Aegypter haben nachweislich ein Konservatorium für Musik gehabt: Abbildung bei Lepsius, Blatt 106, Abt. III. Eine Beschreibung gibt Ambros in seiner Geschichte der Musik, wo es (Bd. I, S. 368 f.) folgendermaßen heißt: „Mit dem ganzen übrigen ägyptischen Leben gestaltete sich auch die Musik in ihrer Weise großartig. Hier ist vor allem einer überaus merkwürdigen, den Frühzeiten des neuen Reiches, der Periode der 18. Dynastie angehörigen Darstellung in dem südlichen Grabe Nr. 1 bei El-Amarna zu gedenken. . . Auf dem Architrav der Türe zeigt sich das Quartier der königlichen Sänger und Musiker und was da geübt und gemacht wurde. Es sind in einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken je zwei große Zimmer und je zwei kleine Kammern, durch abteilende Wände, Säulen und verbindende Eingangstüren kenntlich gemacht. Neben allerlei Mobilien stehen hier zahlreiche Musikinstrumente umher oder hängen an der Wand Lyren, Nabla und Harfen. In den größeren Zimmern aber sehen wir die Musiker in allerlei Beschäftigung. Ein junges Mädchen wird von einer sitzenden Person im Gesange unterrichtet, wozu ein anderes Frauenzimmer auf der Lyra begleitet. Ein Mädchen steht vor dem sitzenden Lehrer und scheint aufmerksam zuzuhören. Ein drittes Mädchen hält bei einem begleitenden Harfner Probe eines Gesangsstückes, wozu sie den Rhythmus mit den Händen klatscht. Zwei Mädchen üben einen Tanz ein, wozu abermals ein Harfner aufspielt. Andere Musiker sind gerade nicht im Dienste und machen sich allerlei zu schaffen; ein Mädchen wird frisiert, ein anderes hat seine Harfe an die Wand gelehnt und hat sich mit einem Gefährten zum Speisen gesetzt, andere sind anders beschäftigt. . . Wir sehen das Departement des „Obersten des Gesanges" in seiner Häuslichkeit. Es wurde also zur Erzielung des nötigen Nachwuchses an Sängern, Spielern, Tänzern geregelter Unterricht gleichzeitig an mehrere Schüler erteilt, es wurden sorgsame Musik- und Tanzproben gehalten." Soweit Ambros. — Da einmal von musikalischen Dingen die Rede ist, so sei bei dieser Gelegenheit mit erwähnt, daß Richard Wagner zwar der erste war, der die Idee des unsichtbaren Orchesters verwirklichte, nicht aber der erste, der diese Idee überhaupt aussprach. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts, als die Oper noch in ihren Anfängen war, haben die Italiener Vecchi und Cavallieri daran gedacht, die Orchesterinstrumente dem Publikum zu verbergen. Später schrieb Grétry: „Ich wünschte, daß das Orchester verhüllt würde und daß man weder die Musiker noch die Pultlichter vom Zuschauerraum aus sähe; die Wirkung würde dann zauberhaft sein." Näheres bei Charles Joly in der französischen Zeitschrift Musica. — Ueber die Musik als uraltes Heil- und Kurmittel ist schon in Nr. 219 (S. 580) dieser Beilage vom Jahre 1902 ausführlich die Rede gewesen. Auch Gellius (IV 13) läßt deutlich erkennen, daß er den Glauben an eine heilende Kraft sanfter Musik durch die wohltätige Erregung des Nervensystems für begründet hält. Er schließt mit den Worten: „Tanta adfinitas est corporibus hominum mentibusque et propterea vitiis quoque aut medelis animorum et corporum." Ganz neuerdings verbinden die Aerzte in der Schweiz, der Anregung eines französischen Arztes folgend, bei Chloroformnarkose die Hörschläuche eines Phonographen mit den Ohren des Patienten, und zwar mit dem besten Erfolge: Steigen des Blutdruckes, geringerer Aufregungszustand, glatter Verlauf der Narkose, Fehlen des Erbrechens.

Wer kennt nicht aus dem Raspe-Bürgerschen Buche von seinen Knabenjahren her die wunderbaren Reisen und Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen († 1797), diese kecken Aufschneidereien, die mit der ernstesten Miene von der Welt vorgetragen werden und so einen Urquell gesunden und harmlosen Humors darstellen, der allen Lesern so wohl tut und selbst Erwachsenen gelegentlich noch ein Lächeln abnötigt? Wer aber glaubt, derartige Literatur werde unter den Werken der Alten vergeblich gesucht, irrt sich. Eine Reihe köstlicher Münchhausiaden bietet uns Lucian aus Samosata (um 180 n. Chr.) in seinen „Wahren Geschichten". Man könnte die Uebersetzung ganzer Partien daraus ohne weiteres in ein deutsches Schullesebuch aufnehmen, und die Schüler würden glauben, sie hätten es mit einer Fortsetzung oder veränderten Neuausgabe ihres geliebten Münchhausen zu tun. Namentlich der grotesk-komische Schluß des ersten Buches (etwa von Kapitel 30 ab) und der Anfang des zweiten geben die gelungenste Münchhausiade ab, die sich denken läßt. „Die ganze Meeresfläche," so heißt es da, „war ruhig, still und spiegelglatt. Aber es ist oft, als sollte eine glückliche Veränderung der Vorbote größerer Unfälle sein. Nur zwei Tage hatten wir auf dem Meere vorwärts gesteuert, als wir mit Anbruch des dritten unvermutet eine große Menge Walfische und andere Seeungeheuer gewahr wurden, deren größtes, ein Walfisch, wenigstens 277 Kilometer lang war. Dieser kam mit aufgesperrtem Rachen auf uns zu, brachte schon von weitem das Meer in schäumenden Aufruhr und wies uns Zähne so spitzig wie Zaunpfähle und weiß wie Elfenbein. Da reichten wir uns wie zum letzten Abschiede die Hände, umarmten uns und erwarteten seine Ankunft. Er kam, ein Schluck — und wir waren samt unserem Schiffe in seinem Bauche. Denn er nahm sich nicht Zeit, uns erst zu zermalmen, sondern ließ das ganze Fahrzeug durch seinen weiten Schlund hinuntergleiten. Anfänglich waren wir von der dichtesten Finsternis umgeben. Nach einer Weile aber, als der Rachen wieder aufgähnte, sahen wir, daß wir uns in einem ungeheuren, weiten und hohen Raume befanden, der wohl eine Stadt von 10,000 Einwohnern hätte in sich fassen können. Ueberall lagen Fische und andere Tiere in Menge zerstückelt umher, nebst Segeln und Ankern, Menschenknochen und Warenballen. In der Mitte dieses Raumes war eine Erde mit Bergen und Tälern, die sich höchstwahrscheinlich aus dem vielen Schlamm, den das Tier verschluckte, allmählich angesetzt hatte. Hier befand sich ein Wald, auch Bäume und Küchengewächse aller Art, wie auf einem mit Fleiß angebauten Lande. Der Umfang dieser Art von Insel betrug etwa 10 Wegstunden. Auch Seevögel waren hier zu sehen, Möven und Halkyonen, die auf den Bäumen

...en. Anfänglich wußten wir nichts zu tun, als unserer ...bnis durch einen reichlichen Tränenstrom Luft zu machen. Allmählich aber gelang es mir, den Mut meiner Gefährten wieder aufzurichten. Wir gaben also vor allen Dingen unserem Schiffe eine feste Unterlage, machten ein Feuer und kochten uns von den Fischen, die in großer Menge umherlagen, eine Mahlzeit. Am folgenden Tage, als wir aufgestanden waren, erblickten wir, so oft das Ungeheuer gähnte, bald Land und Berge, bald nichts als Himmel, woraus wir schlossen, daß sich dasselbe mit großer Geschwindigkeit in allen Teilen des Ozeans herumbewege." So geht es weiter mit der Kühnheit einer Phantasie, die selbst einem Jules Verne noch alle Ehre machen würde. Im Walfischleibe leben die verschiedenartigsten Völker, die zum Teil mit Fischgräten bewaffnet sind und sich gelegentlich gegenseitig befehden. Selbst ein Salzwassersee befindet sich im Magen des Riesentieres, so groß, daß ganz bequem stundenlang zum Vergnügen darauf Kahn gefahren wird. Um sich zu befreien, verfallen die Gefangenen auf den Gedanken, den Wald im Innern des Walfisches anzuzünden. Sieben Tage lang erträgt der Riesenfisch das inwendige Feuer ohne ersichtliche Beschwerde. Schließlich aber — nach zwei Wochen — verendet er doch, nachdem ihm noch kurz zuvor das Maul mit ungeheuren Balken auseinandergesperrt worden ist, als er es zufällig von selbst öffnete. Sonst hätten ja die Gefangenen nicht wieder herausgekonnt u. s. w.

Seit dem Auftreten Kaspar Hausers in den Jahren von 1828 bis 1833, der damals von Nürnberg aus eine Sensation hervorrief, von deren Umfang wir uns jetzt kaum noch einen Begriff machen, ist oft genug die Mediziner und Laien in gleicher Weise interessierende Frage aufgeworfen und erörtert worden: Was wird aus Kindern, die man gleich nach der Geburt absondert, und zwar mit Nahrung und Reinlichkeit regelmäßig versieht, an deren Ohr man aber geflissentlich viele Jahre hindurch keinen menschlichen Laut dringen läßt? Werden sie sich — vorausgesetzt, daß es sich um mehrere Kinder handelt, die man zusammentut — selbst nach und nach etwas einer Sprache Aehnliches bilden oder nicht, kurz, was wird werden? Dieses Problem interessierte, wie es heißt, schon den alten ägyptischen König Psammetich (653—610 vor Chr.). Herodot hatte von den Hephästospriestern in Memphis folgende Geschichte selbst gehört (II 2): „Die Aegypter hatten, bevor über sie Psammetich König war, den Glauben, sie seien die alleräItesten Menschen. Seitdem aber Psammetich hat wissen wollen, wer die ältesten seien, glauben sie, die Phrygier seien älter als sie und sie selbst älter als die übrigen. Als nämlich Psammetich auf dem Wege der Erkundigung keine Spur davon auffinden konnte, wer die ältesten Menschen seien, ersann er folgenden Kunstgriff. Zwei neugeborene Knäblein von den ersten besten Leuten gab er einem Hirten, um sie bei seinen Herden auf die Art zu erziehen, daß er ihm aufgab, niemand dürfe vor ihnen einen Laut hören lassen; sie müßten für sich in einer einsamen Hütte liegen, und er zur Zeit ihnen Ziegen zuführen; wenn er sie aber mit Milch gesättigt, solle er seinen sonstigen Verrichtungen nachgehen. Das tat Psammetich und gab es so auf, um an den Knäblein, wenn sie über das unartikulierte Lallen hinaus wären, zu hören, in welchen Laut sie zuerst ausbrächen. So geschah es denn auch. Denn als es eine Zeit von zwei Jahren war, daß der Hirt dies vollzog, und derselbe die Tür öffnete und eintrat, fielen die beiden Knäblein ihn an mit dem Laute „Bekos", wobei sie die Hände ausstreckten. Wie das der Hirt zum erstenmal hörte, beachtete er es weiter nicht. Als aber bei wiederholtem Besuchen und Abwarten dieses Wort immer wiederkam, da zeigte er's endlich seinem Gebieter an und führte auf dessen Geheiß die Knäblein vor sein Angesicht. Nun hörte es Psammetich selber und erkundigte sich, welche Menschen ein Wort „Bekos" haben. Hierbei fand er, daß die Phrygier es haben für den Begriff „Brot". So räumten die Aegypter ein, daß die Phrygier älter seien als sie." — Wenn auch dieser Erzählung wie mancher anderen Herodoteischen viel Naives anhaftet, so ist doch immerhin der Gedanke, ein auf Erkenntnis abzielendes Experiment mit zwei Säuglingen zu machen, für die damalige Zeit originell und bemerkenswert. Daß übrigens solche Versuchskinder zu einer wirklichen Sprache gelangen können, bezweifelt mit Recht auch schon Quintilian, indem er sagt (X 1, 10): „. . . cum omnem sermonem auribus primum accipiamus: propter quod infantes a mutis nutricibus — hier sind es also stumme Mütter oder Ammen — iussu regum (hier scheint Quintilian außer an Psammetich vielleicht auch noch an andere Fälle zu denken, wo Könige ein diesbezügliches Machtwort sprachen) in solitudine educati, etiamsi verba quaedam emisisse traduntur, tamen loquendi facultate caruerint."

Die Ingenieurleistungen des Altertums werden noch immer vielfach unterschätzt. Müssen uns Leistungen wie die Pyramide von Gizeh, das Riesenreservoir des Mörissees, die Zusammenstellung der Säulen des Karnaktempels, der 108 Fuß hohe große Obelisk, der jetzt in Rom steht, die aus einem einzigen 60 Fuß hohen Granitblock bestehende Kolossalstatue Ramses' II. in Theben nicht mit Bewunderung erfüllen? Wer den Herodot gelesen hat, wird wissen, wie gewaltig diesem Geschichtschreiber aus Autopsie das Riesenlabyrinth in Mittelägypten in der Nähe von Arsinoë oder Krokodilopolis imponiert hat. Es war ganz aus Stein gebaut und umschloß zwölf unter einem Dache befindliche Höfe mit 3000 Gemächern. Dabei hat Herodot nur die oberen gesehen, denn nur diese wurden ihm als einem Fremden gezeigt. Das Labyrinth, so urteilt der Vater der Geschichtschreibung (II 148), übertrifft noch die Pyramiden. — Und wieviel verdankte Brunellesco († 1446), der Meister der Frührenaissance, dem Studium der Alten! Als er die achteckige, von einem turmartigen Aufsatze, der sogenannten Laterne, bekrönte Spitzkuppel von Santa Maria del Fiore zu Florenz ohne Gerüst wölbte, bekannte er selbst, sein Können und Wissen den griechischen Mathematikern und dem Studium der römischen Gewölbebauten, sowie den Werken eines Vitruv zu verdanken. Desgleichen verdienen die technischen Leistungen der Alten mehr Respekt, als ihnen gemeiniglich zuteil wird. Die berühmte Uhr des Straßburger Münsters ist Anno 1580 von Konrad Dasypodius († 1600) verfertigt worden. Und was hat dieser Meister bekannt? Er hat bekannt, daß er die Anregung zu seinem Kunstwerke keinem anderen verdanke als dem Heron, jenem genialen Techniker des Altertums, von dem schon in einem der früheren Artikel ausführlicher die Rede war. Und wie sehr müssen uns heute noch in astronomischen Dingen die alten Pythagoreer imponieren! Kopernikus († 1543) hat, als er die Achsendrehung der Erde lehrte, selbst bekannt, daß seine Erkenntnis, daß die Erde nicht den Weltmittelpunkt bilde, auf Philolaus und Hiketas aus Syrakus (auch Niketas genannt) zurückgehe, die bereits 1900 Jahre vor ihm gelehrt hätten, die Erde bewege sich „circum axem" (Cicero Acad. II 39, vgl. Diog. Laërt. VIII 85, Aristot. de coelo II 13, metaph. I 5). Andere erleuchtete Köpfe des Altertums, die gleiche oder doch ähnliche Wahrheit lehrten, waren die Pythagoreer Ekphantos und der Schüler des Plato und Speusippos Herakleides aus Heraklea am Pontus (vgl. Plutarch de placitis philosophorum III 13, Hippol. adv. haer. I 15, Stob. eclog. I p. 440). Um 270 vor Chr. hat der alexandrinische Mathematiker und Astronom Aristarch von Samos den Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt. Seleucus aus Seleucia am Tigris hat um 150 vor Chr. bereits eine unendliche Ausdehnung der Welt angenommen und das sonnenzentrische System geradezu als Lehre aufgestellt. Ewig schade, daß Aristoteles, der König der Wissenschaft, sich den berechtigteren astronomischen Lehren seiner Vorgänger gegenüber ablehnend verhielt, sonst wäre die törichte geozentrische Auffassung nicht die herrschende geblieben so viele, viele Jahrhunderte hindurch! Es wollte eben niemand als Ketzer gelten, und wer, wie Aristarch von Samos, seine Meinung frei heraussagte, hatte die schwersten Anfeindungen zu gewärtigen, wie denn auch tatsächlich Aristarch von dem Stoiker Kleanthes öffentlich der Gottlosigkeit (!) be-

schuldigt wurde, das alles wegen seiner ehrlichen astronomischen Ueberzeugung! Tatsache ist, daß durch Aristarch und seinen Schüler Hipparch aus Nikaia, sowie durch Seleucus aus Erythrae die astronomische Erkenntnis eine Vollkommenheit erhielt, die selbst von den Neueren bewundert wird. Vgl. Th. Keppel, Die Ansichten der alten Griechen und Römer von der Gestalt, Größe und Weltstellung der Erde (Programm vom Jahre 1884), sowie Ideler, Verhältnis des Kopernikus zum Altertum, Mus. der Altertumswiss. II 2, 405 ff. Auch Professor Elter aus Bonn hat auf der letzten Straßburger Philologenversammlung in einem geistvollen Vortrage an diese großen Verdienste der Alten mit Recht erinnert (vgl. Das humanistische Gymnasium — Organ des Gymnasialvereins — 1902, Heft II S. 108 ff.). „Aristarch" — so urteilt Hultsch in Pauly-Wissowas Realenzyklopädie des klass. Altertums, Sp. 875 des 2. Bandes — „erhob sich kühn über die engen Anschauungen des Altertums, die ja auch nachher bis auf Galilei und Kopernikus geherrscht haben, und ging nicht nur zum heliozentrischen System über, sondern erweiterte auch die gesamte Vorstellung vom Weltall."

Das Urmaß des Meters (Normalmaß) ist in Frankreich und Deutschland gegenwärtig ein Platinstab, in Oesterreich-Ungarn ein Glasstab. Diese Stäbe haben ihre richtige Länge bei 0° Réaumur oder Celsius. Gemäß der internationalen Meterkonvention sind in Paris neue Urmaße des Meters und neue Urgewichte des Kilogramms mit außerordentlicher Genauigkeit angefertigt worden, so daß diese für die an der Konvention teilnehmenden Staaten in der denkbar erreichbarsten Uebereinstimmung stehen. Solche Mustermaße (*σύμβολα* oder *σηκώματα*) von Metall gab es bei den Griechen seit 385 vor Christus, bei den Babyloniern noch viel früher. Sie waren sowohl für Trockenes als auch für Flüssiges und wurden unter der Aufsicht der Metronomen auf der Akropolis und in der Tholos in Athen, wie im Peiraieus aufbewahrt; in späterer Zeit waren an manchen Orten, z. B. in Pompeji, dafür eigene Gebäude vorhanden. (Näheres bei Hultsch, Griech. und röm. Metrologie, S. 79 f.)

Nicht selten wird heutzutage seitens der Bauherren und Baumeister über baupolizeiliche Einengung und angebliche Freiheitsbeschränkung geseufzt. „Früher gab es so etwas nicht," hört man sagen, „da herrschte die goldene Freiheit!" Das stimmt indes nicht so ganz. Schon im alten Athen gab es eine regelrechte Baupolizei, die ihren Vorschriften Achtung zu verschaffen wußte. Die Beamten selbst hießen *ἀστύνομοι*. Sie achteten darauf, daß die Häuserbauten den baupolizeilichen Vorschriften entsprachen (Plato Legg. VI p. 763), sie mußten Anordnungen treffen, wenn Häuser altersschwach wurden und einzustürzen drohten (Aristot. Pol. VI 5), desgleichen dem Areopag Anzeige machen, wenn jemand eigenmächtig die Holzumzäunung um sein Grundstück herum weiter hinauszurücken sich erdreistet hatte (Heraclid. Polit. I 10).

Auch die modernen meteorologischen Säulen, die sogenannten „Wettersäulen", sind im Grunde nichts Neues. Schon der alte Astronom und Hydrauliker Meton (*Μέτων*), der Sohn des Pausanias, stellte kurz vor dem peloponnesischen Kriege in Athen eine astronomische Säule auf (Aelian var. hist. X 7), an der ein von ihm erfundenes *ἡλιοτρόπιον* — eine Art Sonnenuhr — angebracht war, nebst Registern (*παραπήγματα*) für Sonnen- und Sternen-Auf- und Niedergang. Diese Wettersäule, die auch die Windrichtungen irgendwie angab — es gab übrigens auch schon im späteren Altertum so etwas wie Windfahnen (*αἱ τὸν ἄνεμον σημαίνουσαι ταινίαι* — Windrichtung anzeigende Metallstreifen — bei Dio Chrysost. Or. 74 p. 638 Mor.) —, stand ursprünglich auf der Pnyx, später am Kolonos Agoraios (vgl. Diodor XII 36, Schol. zu Aristoph. Vögeln v. 997, Theo comment. ad Arist. Phaenom. 20, Suidas s. v. *Μέτων*).

Daß es auch schon im Altertum gelegentlich so etwas wie Militarismus, d. h. Uebergewicht des militärischen Elements über das bürgerliche, gegeben haben [illegible] zeigt folgende ergötzliche und in mehr als einer Bezie[illegible] charakteristische Geschichte, die, wenn sie sich auch nicht genau so in Wirklichkeit zugetragen hat, doch zum mindesten den Vorzug hat, gut erfunden zu sein. Sie wird uns von zwei Schriftstellern des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ziemlich übereinstimmend erzählt, erstens in lateinischer Sprache von Apulejus im 9. Buche seiner Metamorphosen (Kapitel 39—42), sodann auch in griechischer Sprache von Lucian aus Samosata in seiner Schrift „Lucius oder der Esel" (Kapitel 44 und 45). Im voraus sei bemerkt: die Begebenheit spielt auf griechischem Boden; der dabei in Frage kommende Soldat ist ein Römer von der kaiserlichen Garde. Uebrigens ist nicht etwa Kriegszeit, sondern es herrscht schon seit Jahren tiefer Frieden. Ein harmloser Gärtner (hortulanus) trabt mit seinem Esel friedlich nach Hause. Da kommt ein baumlanger Soldat des Weges und fragt in hochmütiger und anmaßender Weise den Zivilisten auf lateinisch, wohin er wolle. Der Gärtner, ein Grieche, versteht nicht Lateinisch und will demzufolge, ohne geantwortet zu haben, weiter seines Weges ziehen. Da versetzt der Soldat dem Zivilisten mehrere Schläge mit dem Rebstock, den er bei sich führt. Gärtner: „Gestrenger Herr, verzeiht mir, ich verstehe nicht Lateinisch!" Der Soldat (griechisch sprechend): Wohin treibst du diesen Esel?" Gärtner: „Nach der nächsten Ortschaft." Soldat: „Den Esel brauche ich selbst; er soll das Gepäck unseres Kommandanten aus dem Kastell wegschaffen helfen." Dabei ergreift er die Zügel des Esels, um das Tier wegzuführen. Der Zivilist stammelt Entschuldigungen, muß indes abermalige Mißhandlungen, diesmal mit dem umgedrehten Knotenstock, von seiten des Soldaten über sich ergehen lassen. Schließlich reißt auch ihm die Geduld, und in berechtigter Erbitterung setzt er sich zur Wehr, so gut er kann, entreißt dem Soldaten das Seitengewehr und flieht damit nach der nächsten Ortschaft, wo er sich bei einem Freunde vor Angst in einer Kiste versteckt. Inzwischen hat der Soldat, dem die Notwehr des Zivilisten gegenüber einem Krieger der weltbeherrschenden Roma als unfaßbares Verbrechen erscheint, einigen Kameraden von dem Geschehenen Mitteilung gemacht. Diese requirieren sogleich Hilfe von der Obrigkeit (!), und der ganze Haufe macht sich auf, den geängstigten Gärtner in seinem Verstecke aufzustöbern. Auf Befehl des Soldaten müssen mehrere Gerichtsdiener das fragliche Haus umstellen, während sie selbst alle Gemächer durchsuchen. Der arme Gärtner wird nach einigem Suchen in der Kiste entdeckt. Ein militärisches Kommando führt ihn sogleich unter nochmaligen Rippenstößen ins Gefängnis, um ihn „selbstverständlich" zum — Tode verurteilen zu lassen. Die ganze Erzählung läßt jedenfalls durchblicken, daß Uebergriffe militärischer Allgewalt in der römischen Kaiserzeit mitunter nicht ausgeblieben sein mögen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Text-Rekonstruktion der neuesten Jesusworte aus Oxyrhynchos.

Von Professor D. Adolf Deißmann in Heidelberg.

Der soeben erschienene vierte Band der Oxyrhyncho[illegible] Papyri,[1]) ein neues Ehrendenkmal für den Fleiß, de[illegible] Scharfsinn und die Gelehrsamkeit der hochverdienten en[illegible]lischen Forscher Grenfell und Hunt, bietet außer zah[illegible]losen Texten für den Philologen auch eine ganze Anza[illegible] hochbedeutsamer theologischer Texte: ein großes Septuaginta-Genesis-Fragment des 2. oder 3. Jahrhunder[illegible] n. Chr., sicher eines der ältesten Bibelfragmente (wen[illegible] nicht das älteste), ein sehr großes Fragment der Hebräerepistel aus dem frühen 4. Jahrhundert, einen neu[illegible]

1) *The Oxyrhynchus Papyri*, Part IV, edited with tra[illegible]lations and notes by *Bernard P. Grenfell* and *Arthur S. Hu[illegible]* London 1904.

…s aus dem Jahre 250 n. Chr., ein Fragment …chtkanonischen Evangeliums aus dem …undert und ein neues Blatt mit Aus… …n Jesu, das ebenfalls ins 3. Jahrhundert ge…d. Die beiden letztgenannten Stücke sind auch in …Separatausgabe erschienen und werden sicher wieder … lebhafte wissenschaftliche Diskussion hervorrufen. Zur Zeit an einem längeren Referat über die sämtlichen Stücke verhindert, möchte ich, um den Herausgebern meine Dankbarkeit zu bezeugen, wenigstens zu den Jesusworten einige Vermutungen aussprechen.

Die wichtigste Aufgabe, die das ehrwürdige Blatt uns stellt, ist die Rekonstruktion des Textes. Obwohl für den Laien leichter lesbar als das 1897 publizierte erste Blatt mit Jesusworten aus Oxyrhynchos, gibt uns das neue Blatt größere Rätsel auf, da die Zahl der verlorenen Buchstaben und damit der Ergänzungsmöglichkeiten eine weit größere ist. Im ganzen handelt es sich um fünf resp. sechs kürzere oder längere Aussprüche, die als Jesusworte signiert sind. Es ist ein willkommener Umstand, daß hierunter einer als Agraphon (aus dem Hebräer-Evangelium, bei Clemens von Alexandrien) bereits bekannt gewesen ist. Hierdurch ließ sich die ungefähre Zahl der zu ergänzenden Buchstaben erschließen und das Blatt an dieser Stelle[2]) mit ziemlicher Sicherheit ergänzen:

I. [λεγει Ἰη̅ς̅·]
μὴ παυσάσθω ὁ ζη[τῶν . . . . ἕως ἂν]
εὕρῃ καὶ ὅταν εὕρῃ [θαμβηθήσεται καὶ θαμ-]
βηθεὶς βασιλεύσει κα[ὶ βασιλεύσας ἀναπα-]
ήσεται.

Bei weitem nicht so sicher als die Ergänzung dieses Wortes[3]) ist die der beiden folgenden. Die Herausgeber lesen und ergänzen so:

II. λέγει Ἰ[η̅ς̅· . . . . . . τίνες]
οἱ ἕλκοντες ἡμᾶς [εἰς τὴν βασιλείαν εἰ]
ἡ βασιλεία ἐν οὐρα[νῷ ἐστιν; . . . .]
τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρ[ανοῦ καὶ τῶν θηρίων ὅ-]
τι ὑπὸ τὴν γῆν ἐστ[ιν ἢ ἐπὶ τῆς γῆς καὶ]
οἱ ἰχθύες τῆς θαλά[σσης οὗτοι οἱ ἕλκον-]
τες ὑμᾶς, καὶ ἡ βασ[ιλεία τῶν οὐρανῶν]
ἐντὸς ὑμῶν [ἐ]στι [καὶ ὅστις ἂν ἑαυτὸν]
γνῷ ταύτην εὑρή[σει . . . .]
ἑαυτοὺς γνώσεσθε[4]) [καὶ εἰδήσετε ὅτι υἱοὶ]
ἔστε ὑμεῖς τοῦ πατρὸς τοῦ τ [. . . . .]
γνώσ<εσ>θε[5]) ἑαυτοὺς ἐν [. . . . .]
καὶ ὑμεῖς ἐστὲ ηπτο [. . . .]

Diese ganze Ergänzung ist letztlich veranlaßt durch eine bestimmte Auffassung des Wortes ἕλκοντες, das die Herausgeber sensu bono und zugleich sensu ethico nach Analogie von ἑλκύω Joh. $6,_{44}$ und $12,_{32}$ verstehen. Ich muß bekennen, daß mir diese Bedeutung weder beim ersten Lesen noch nach längerer Ueberlegung einleuchtete, und daß ich in dem ganzen Ausspruch bei der Ergänzung der Herausgeber manches finde, was mir unverständlich, sachlich sonderbar und sprachlich bedenklich zu sein scheint. Mein erster Eindruck des ἕλκοντες war derselbe wie in der Stelle Jak. $2,_{6}$ u. a. „zerren", „schleppen"; ich stimme also sachlich mehr Bartlet zu, der den Herausgebern eine andere Ergänzung vorschlug, die ἕλκω im Sinne von „verfolgen" nahm. Freilich kann ich mir auch die Bartletsche Ergänzung nicht aneignen. Unter demselben Vorbehalt, den ich bei der Ergänzung des angeblichen Evangelien-Fragments von Kairo[6]) ausgesprochen habe (und der für jeden Sachkenner ja selbstverständlich ist), wage ich folgenden Versuch vorzulegen, bei dem es natürlich nicht auf die Einzelheit (die mannigfacher und naheliegender Variation fähig ist) ankommt, sondern auf die Idee der Wiederherstellung; die Wort- und Sachparallelen, die wenigstens das hypothetische Recht meiner Ergänzung ergeben, sind unten notiert.

λέγει Ἰ[η̅ς̅· πῶς λέγουσιν[7])]
οἱ ἕλκοντες ἡμᾶς[8]) [εἰς τὰ κριτήρια[9]), ὅτι]
ἡ βασιλεία ἐν οὐρα[νῷ ἐστιν; μήτι δύνα(ν)ται[10])]
τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρ[ανοῦ ἐπιγινώσκειν,]
τί ὑπὸ τὴν γῆν ἐστ[ιν; καὶ τί ἐν τῷ οὐρανῷ]
οἱ ἰχθύες τῆς θαλά[σσης[11]); οὕτως οἱ[12]) ἕλκον-]
τες ὑμᾶς. καὶ ἡ βασ[ιλεία ὅμως μέντοι[13])]
ἐντὸς ὑμῶν [ἐ]στι[ν. καὶ ὃς ἐὰν τὰ ἐντὸς ὑμῶν]
γνῷ, ταύτην ευρή[σει[14]) . . . .]
ἑαυτοὺς γνώσεσθε[15]) [ἐνώπιον τοῦ θεοῦ[16]),
καὶ υἱοὶ]
ἔστε ὑμεῖς τοῦ πατρὸς τοῦ τ[ελείου ἐν οὐ-
ρανῷ[17]).]
γνώσ<εσ>θε ἑαυτοὺς ἐν[ώπιον τῶν ἀνθρώ-
πων[18]),]
καὶ ὑμεῖς ἐστε, ἧ πτο[εῖσθε[19]).]

Ich verstehe das Ganze als Wort an die Apostel, gesprochen aus der Stimmung der sonst bekannten Aussendungsworte. Als höhnender Einwand gegen die Botschaft der Apostel „das Reich ist nahe herbeigekommen" würde im Munde der Gegner ein Satz „das Reich ist im Himmel" gut denkbar sein. Der Vergleich mit den Vögeln und den Fischen illustriert die Verständnislosigkeit der Gegner. Zu den letzten Zeilen vgl. Anm. 19.

Einfacher und meines Erachtens mit prinzipiell größerer Sicherheit läßt sich das folgende Wort ergänzen. Die Herausgeber drucken es so:

III. [λέγει Ἰη̅ς̅·]
οὐκ ἀποκνήσει ἄνθ[ρωπος . . . .]
ρων ἐπερωτῆσαι[20]) πα[. . . . .]
ρων περὶ τοῦ τόπου τῆ[ς . . . .]
σετε ὅτι πολλοὶ ἔσονται π[ρῶτοι ἔσχατοι καὶ]
οἱ ἔσχατοι πρῶτοι καὶ [. . . . .]
σιν.

Sie schlagen Zeile 24 halb und halb τῆ[ς βασιλείας] und Zeile 26 f. [ζωὴν αἰώνιον ἕξου]σιν vor. Auch hier

[2]) Die ersten Zeilen übergehe ich; sie enthalten ein „Jesuswort", das bei weitem nicht das Interesse bietet wie die anderen.

[3]) Streiten läßt sich über den Sinn des Wortes; vgl. die neue Behandlung von A. Harnack in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1904, S. 175 ff.

[4]) Pap. hat γνωσεσθαι.

[5]) Pap. hat γνωσθε.

[6]) Der Aufsatz erscheint in diesen Tagen im Archiv für Religionswissenschaft VII S. 387 ff.

[7]) Mark. $12,_{35}$, Luk. $20,_{41}$.

[8]) ημας könnte, wie schon Grenfell und Hunt gesehen haben, für υμας stehen.

[9]) Jak. $2,_{6}$; ebenso gut paßt natürlich συνέδρια Matth. $10,_{17}$, Mark. $13,_{9}$.

[10]) Luk. $6,_{39}$.

[11]) Zum Chiasmus der Satzstellung vgl. Ed. König, Stilistik, Rhetorik, Poetik in bezug auf d.. biblische Literatur, Leipzig 1900, S. 146 f.

[12]) Luk. $12,_{21}$ ꝛc.

[13]) Joh. $12,_{42}$; zum Gedanken Luk. $10,_{11}$.

[14]) Zum Gedanken vgl. Matth. $10,_{40}$.

[15]) Das Futurum steht adhortativ; das folgende καί führt die Konsequenz ein: „erkennet euch . . ., und ihr seid . . . .".

[16]) Luk. $16,_{15}$.

[17]) Matth. $5,_{48}$.

[18]) Luk. $16,_{15}$.

[19]) D. h. „und ihr seid da, wo ihr erschrecken (Luc. $21,_{9}$) müßt". Zum Gedanken ist Luk. $16,_{15}$ zu vergleichen: „sich erkennen vor den Menschen" ist die Vorstufe des „sich rechtfertigen vor den Menschen". Nahe verwandt, nur anders orientiert, ist 1 Joh. $3,_{1}$ ἴδετε ποταπὴν ἀγάπην δέδωκεν ἡμῖν ὁ πατὴρ ἵνα τέκνα θεοῦ κληθῶμεν καὶ ἐσμέν. διὰ τοῦτο ὁ κόσμος [sachlich identisch mit οἱ ἄνθρωποι] οὐ γινώσκει ἡμᾶς. — Das rätselhafte ηπτο in Zeile 21 könnte an und für sich auch zu ἡ πτόη (die Furcht, 1. Makk. $3,_{25}$, 3. Makk. $6,_{17}$ Kod. A) oder ἡ πτόησις (die Furcht LXX, 1 Pe $3,_{6}$) ergänzt werden. Aber „ihr seid die Furcht" wäre zu sonderbar.

[20]) Pap. hat επερωτησε.

muß ich einen ganz anderen W:g gehen; Luk. 14_7 ff. gibt mir den Fingerzeig:

[λέγει Ἰης·]
οὐκ ὀποκνήσει ἄνθ[ρωπος κληθεὶς σώφ-]
ρων ἐπερωτῆσαι πα[ντως ἕνα τῶν κλητό-]
ρων[21]) περὶ τοῦ τόπου τῆ[ς δοχῆς ποῦ ἀνακ-
λιθῆ-]
σεται[22]). ὅτι πολλοὶ ἔσονται π[ρῶτοι ἔσχατοι καὶ]
οἱ ἔσχατοι πρῶτοι καὶ [δόξαν[23]) εὑρήσου-]
σιν.

Also eine Variation der Worte über die nach der πρωτοκλισία Trachtenden, und das Wort von den Ersten und den Letzten in diesem (neuen) Zusammenhang! Daß ich Zeile 26 f. [εὑρήσου]σιν ergänzt habe, ist natürlich ganz unsicher. Immerhin darf ich auf eine Beobachtung verweisen, die meines Wissens noch nicht gemacht worden ist: schon in den Logia von 1897 war besonders oft vom „Finden" die Rede; so jetzt auch in den neuen Worten I und II. Dasselbe gilt vom „Sehen" (und Synonymen). Sollte sich hierin ein Gesichtspunkt für die Anordnung dieser Apophthegmen-Sammlungen andeuten?

Das Wort Nr. IV ist eine interessante Variante und Bereicherung von Matth. 10_{26} und Parallelen; die Akten über den Text sind wohl auch hier noch nicht geschlossen, aber ich habe einstweilen keine selbständigen Vorschläge. Das Wort V ist so stark lädiert, daß erst noch ein Zusammenarbeiten vieler Forscher notwendig ist, um Versuche der Rekonstruktion zu ermöglichen.

Den 18. Juni 1904.

---

21) Vgl. δειπνοκλήτωρ Matth. 20_{28} Kod. D. Zur Mehrzahl der einladenden Sklaven vgl. Matth. 22_3 ff. Der eintretende Gast fragt von den zum Aufwarten bereitstehenden Hausklaven wohl den, der ihm von der Einladung her bekannt ist. — Man könnte auch [προσε]ρων ergänzen: dann würde einer der bereits anwesenden Gäste befragt werden.

22) -σετε des Papyrus kann leicht als -σεται gemeint sein; vgl. vorher επερωτησε für επερωτησαι.

23) Luc. 14_{10}.

Bücher und Zeitschriften.

a/D. Luise Herzogin von Sachsen-Coburg-Saalfeld. Ein Lebensbild nach Briefen derselben, herausgegeben von Paul v. Ebart. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.

Es handelt sich um die Mutter des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha und Alberts, Prinzgemahls von England. Geboren 1800 in Gotha, ward Luise 1817 mit Ernst I. von Coburg vermählt, 1824 von ihm getrennt, 1826 förmlich geschieden, worauf sie einen zum Grafen v. Pölzig erhobenen Leutnant v. Hanstein heiratete und schon 1831 in Paris starb. Den Kern des zierlich, auch mit Bildnissen ausgestatteten Büchleins bilden gefällig geschriebene Briefe der fürstlichen Dame an eine Jugendfreundin Auguste v. Studnitz aus den Jahren 1815—24; der Herausgeber hat sie durch Einschaltungen aus anderen Quellen, namentlich dem Tagebuch der Schwiegermutter Herzogin Auguste, Hofjournalen, Zeitungsberichten u. dgl. in Zusammenhang gebracht und die vorkommenden Einzelheiten durch genaue Daten in Anmerkungen willkommen erläutert. So ist äußerlich alles in Ordnung, und doch fühlt sich der Leser innerlich wenig befriedigt. Daß wir mit einer Erörterung des ehelichen Zerwürfnisses verschont bleiben, verdient alles Lob; allein nicht nur steht man infolgedessen vor einem ungelösten Rätsel, man vermißt vielmehr auch sonst alles wahrhaft Merkwürdige. Geschichtliche Gestalten in Menge tauchen mehr oder weniger flüchtig auf, ohne uns näher zu beschäftigen. Die Heldin zeigt sich menschlich liebenswürdig, aber ziemlich unbedeutend; sie unterhält ihre Freundin mit Vorliebe von geselligem und anderem müßigen Vergnügen. Für Coburg und Gotha, wo sich lebendige Familienerinnerungen ergänzend anknüpfen mögen, vermutlich eine angenehme Lektüre; das übrige deutsche Publikum wird kaum einen Gewinn davontragen. Nicht mit Unrecht sagt Herzog Ernst II. in seinen Denkwürdigkeiten, indem er es ablehnt, auf Verhältnis und häusliches Schicksal seiner Eltern einzugehen: „Für die Welt, welche man mit dem vielsagenden Worte der historischen zu bezeichnen pflegt, können diese persönlichsten Dinge des Menschenlebens nicht für vollwertig betrachtet werden und sie sinken in das Meer der Vergessenheit mit allen den Tränen, die daran hingen."

Oestliche Streiflichter. Kritische Beobachtungen und Reiseskizzen. Von Waldemar Werther, Hauptmann a. D. Berlin, Hermann Paetel 1903.

Es ist auffallend, wie viele Beamte und Offiziere nach einigen Jahren Kolonialdienstes unseren deutschen Kolonien den Rücken wenden und dann als Feinde oder wenigstens strenge Kritiker der deutschen Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung auftreten. Daß die Schuld an diesem Ausscheiden aus dem Kolonialdienst stets auf Seiten der Betreffenden sei, wird wohl niemand behaupten wollen; es zwingt sich vielmehr angesichts dieser zahlreichen Fülle der Schluß auf, daß in unseren Kolonien vieles nicht so ist, wie es sein soll. Auch Werther, seinerzeit Leiter der offiziellen Irangi-Expedition, hat ein gut Teil Bitterkeit aus Deutsch-Ostafrika mitgenommen; wenn er nun auch nicht nur diese Kolonie, sondern die Kolonialbestrebungen und die deutsche Auslandspolitik überhaupt etwas schwarz beurteilt, so ist es doch begrüßenswert, eine Stimme zu hören, die den offiziellen Hymnus der Vortrefflichkeit alles dessen was Deutsch ist, nicht mitsingt. Zur Zeit der China-Wirren in China nicht offiziell anwesend, dabei aber mit vorzüglichen Verbindungen ausgerüstet, erzählt der vielgereiste Verfasser als Kehrseite der China-Kriegs-Medaille manches Schildbürgerstückchen, das nicht in die offizielle Berichterstattung zugelassen wurde, und schont auch keineswegs manche Schwächen der deutschen auswärtigen Politik oder der deutschen Kreise im fernen Osten. Dabei übersieht er allerdings auch die Schattenseiten englischer Kolonialpolitik nicht, die er im allgemeinen doch als vorbildlich erachtet. Durch Petschili und den oberen Jangtse bis oberhalb Itschang hinauf führt uns der Verfasser, sodann in das vergessene Macao und das noch sehr unbekannte Labuan und Nord-Borneo, endlich im Fluge noch durch Britisch-Indien, in welchem auch die Straits-Settlements und Burma inbegriffen werden. In Vorderindien fühlt man mit dem Reisenden die Ermüdung und erfährt etwas zu viel von den Hotelküchen. Doch bleibt die Lektüre bei dem kaustischen Humor des Autors und seiner Fähigkeit, mit wenigen Worten ein charakteristisches Bild einer Oertlichkeit zu entwerfen, stets anregend. — Mehrere wohlgelungene Aufnahmen, darunter auch solche des Verfassers, bilden einen willkommenen Bildschmuck des hübsch ausgestatteten Bändchens.

II.

Allgemeine Rundschau.

Von der Alpenrose.

Die Alpenrose, die viel besungene, viel begehrte Königin des Alpenflors, die das Entzücken des Bergwanderers bildet, sie ist — so schreibt Prof. Dr. C. Schroeter in seinem Werke „Das Pflanzenleben der Alpen" (Zürich, Alb. Raustein) —, alpwirtschaftlich gesprochen, horribile dictu!, ein Unkraut, und zwar ein schlimmes, das ausgedehnte Weidestrecken total ruinieren kann. Sie wird vom Hornvieh mit Recht verschmäht, denn sie ist giftig. „Die toxische Substanz dieser Pflanze, das Andromedo-Toxin, besitzt einen hervorragend scharfen, zum Teil auch narkotischen Charakter, und ihre Blätter haben auf den Alpen schon mancher weidenden Ziege den Tod gebracht." (Damann, Gesundheitspflege der Haustiere.) Ziegen und Schafe fressen hin und wieder die jungen Triebe ab. Sie überzieht auf stundenweite Strecken oft in dichtem Schluß die Weide, sie raubt besseren Kräutern den Platz, sie verschlechtert den Boden, macht ihn zu einem sauern Weidehumus, auf dem nachher nichts wächst, und sie ist schwer zu vertilgen. Sie kann nach Stebler durch Düngung, Bewässerung, Abbrennen, Abschneiden, Ausreißen, am wirksamsten durch Ausreuten, Umgraben des Bodens, Mischen

desselben mit der mineralreicheren Unterlage, Düngung und Ansäen eines guten Weiderasens bekämpft werden.

Es werden in der Tat in unseren Alpen oft große Strecken auf diese Weise „gereutet". In St. Antönien wurden 1891 elf Hektar von Alpenrosen gesäubert: es war noch 1893 auf dem schwarzen Humusboden gar nichts gewachsen. Es wurde dann umgegraben, gedüngt und angesäet und zwar mit dem besten Erfolg.

Der poetische Reiz des Gebirges freilich wird durch die Alpenrose mächtig gehoben. Sie ist eine vornehme edle Erscheinung in unserer Alpenflora, die die Kraft eines Gebirgskindes mit der feurigen Glut des Südens vereinigt, ein Miniatur-Oleander. Alpenrosenblüten schmücken zu allen Jahreszeiten als Sinnbild seiner Gebirgsheimat den Hut des Schweizers. Dem Sennen ist sie nicht allein ein verhaßter Feind, nein, auch freundlich erweist sie sich ihm, wenn er aus ihrem Gezweig sein primitives Lager bereitet und sein Feuer damit unterhält.

Das ganze Geschlecht der Alpenrosen, inbegriffen die Azaleen, die auf das engste mit ihnen verwandt sind, umfaßt 186 Arten, welche auf allen Kontinenten außer Afrika und Südamerika zu Hause sind und zwar mit wenigen Ausnahmen auf der nördlichen Hemisphäre. Nur auf den Sundainseln, Neu-Guinea und Australien überschreiten sie den Aequator. Nur in der arktischen Zone erreichen sie die Meeresküste, sonst sind sie überall Bergpflanzen, allerdings vorwiegend in der Waldregion der Gebirge. Der Schwerpunkt der heutigen Entwicklung des ganzen Geschlechts liegt aber zweifellos im Himalaya und in Südchina. Dort erreicht es auch an Kraft und Ueppigkeit des Wuchses und an Pracht der Blüten sein Maximum.

Hooker schildert uns in beredten Worten in seinen Himalayan Journals (1855) die Wunder der Rhododendron-Wälder des Himalaya. In Sikkim allein finden wir 11 Arten, die größte Zahl auf so kleinem Gebiet. Auf dem Tonglo, an der Grenze von Nepal war bei 2100 Meter, wo die dichten Wälder mit Farnkräutern, kletternden Arongewächsen, Pfeffersträuchern und Feigenbäumen noch einen ganz subtropischen Charakter haben, der Boden bedeckt mit den großen lilienähnlichen Blüten der Rhod. Dalhousiae. Die Pflanze wächst auf den Aesten enormer Eichen. Christ zieht aus dieser Massenentfaltung des Geschlechts den Schluß, daß dasselbe „ein entschiedenes Waldbaum- oder Waldstrauchgeschlecht der südlichen Gebirge Asiens sei, das nur in einzelnen reduzierten Grenzformen ausnahmsweise in die Alpenhöhen über den Wald und den hohen Norden dringt." Breitfeld (Englers, bot. Jahrb. IX, 1888) kommt auf Grund einer eingehenden Studie des Genus zu einem anderen Resultat. Er hält das Massenzentrum im südlichen Asien für ein sekundäres; er weist darauf hin, daß in mehreren Gruppen verwandte Arten je in Europa, Asien und Nordamerika auftreten, und zieht daraus den Schluß, das Genus müsse in der geologischen Vorzeit vom hohen Norden ausgegangen sein, sich strahlenförmig nach Süden verbreitet haben, wie es Oswald Heer in analoger Weise für einen großen Teil unserer Flora nachgewiesen hat.

Dann wären die Alpenrosen ein altes Geschlecht aus der warmen Tertiärperiode; damit stimmt die scharfe Trennung der Arten und die weitgehende Zerstückelung mancher Areale.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Von deutschen Bibliotheken. Der Kustos an der Hof- und Staatsbibliothek in München, Paul Vecchioni, wurde wegen körperlichen Leidens und hierdurch herbeigeführter Dienstesunfähigkeit auf Ansuchen in den Ruhestand auf die Dauer von 2 Jahren versetzt; der Sekretär an der Hof- und Staatsbibliothek Hermann Sepp zum Kustos an dieser Bibliothek befördert; der Assistent an der Hof- und Staatsbibliothek Dr. Otto Glauning zum Sekretär an dieser Bibliothek ernannt. — Der Oberbibliothekar an der Universitäts-Bibliothek in Bonn, Professor Dr. Theodor Klette, ist nach der Kölnischen Zeitung am 1. Juli in den Ruhestand getreten. Die übrigen wissenschaftlichen Beamten der Universitätsbibliothek sind infolgedessen aufgerückt. Auf den Oberbibliothekar Dr. Flemming gehen die Funktionen des Vertreters des Direktors über, und der bisherige Hilfsbibliothekar Dr. Willi Müller wurde zum Bibliothekar ernannt. — Die Berliner Gemeindebehörden haben die Errichtung einer Stadtbibliothek, in der die Büchereien der Stadt, mit Ausnahme der Magistratsbibliothek, vereinigt werden sollen, beschlossen.

* Seinen 70. Geburtstag feierte am Samstag Dr. Karl Ruland, der Direktor der großherzoglichen Kunstsammlungen im neuen Museum und des Goethe-Nationalmuseums in Weimar, sowie Vorsitzender der Goethe-Gesellschaft.

* Medizinisches. Zu ordentlichen Mitgliedern der am 1. Oktober 1904 zu eröffnenden Akademie für praktische Medizin in Köln a. Rh. sind ernannt worden: der Oberarzt der chirurgischen Abteilung des Bürgerhospitals in Köln, Geh. San.-Rat, Prof. Dr. Bardenheuer, der Oberarzt der inneren Abteilung der städtischen Krankenanstalten in Köln, Professor Dr. Hochhaus, früher Professor in Kiel, und der Oberarzt an derselben Abteilung, Professor Dr. Minkowski (früher Privatdozent in Königsberg und außerordentlicher Professor in Straßburg). Ferner wurde der außerordentliche Professor der Chirurgie an der Universität Greifswald, Dr. Tilmann, zum Zweitenschirurgischen Oberarzt an der städtischen Krankenanstalt in Köln berufen und zugleich zum ordentlichen Mitglied der Akademie für praktische Medizin ernannt. — Professor Pannwitz, der verdiente Generalsekretär des Deutschen Zentralkomitees für Lungenheilstätten, ist aus seiner bisherigen Stellung ausgeschieden und hat die Leitung der Deutschen Madeira-Sanatorien-Gesellschaft übernommen.

* Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hält, wie wir dem vom Vorsitzenden des Ortsausschusses Prof. Dr. Tilmann und dem Generalsekretär der Gesellschaft Prof. Johannes Ranke in München verschickten Programm entnehmen, ihre 35. allgemeine Versammlung vom 4. bis 6. August d. J. in Greifswald ab. Es ist bereits eine große Anzahl wissenschaftlicher Vorträge aus dem Gebiete der somatischen Anthropologie, der Ethnologie und der Urgeschichte angemeldet, die in der Aula der Universität gehalten werden sollen. An die Versammlung wird sich eine Exkursion nach Skandinavien (bis Stockholm) unter der Führung der Professoren Cohen und Deecke anschließen, für welche die Teilnehmerzahl auf höchstens 150 beschränkt ist; die Zulassung zur Exkursion findet in der Reihenfolge der Anmeldung (z. H. des Vorsitzenden des örtlichen Ausschusses Hrn. Prof. Tilmann, Salinenstraße 46) statt. Es empfiehlt sich daher für die Teilnehmer, sich baldigst bindend zu erklären; gleichzeitig mit der Anmeldung ist ein Betrag von 40 M. für Dampfermiete einzusenden, welcher unter allen Umständen verfällt.

* Programm für die 8. Versammlung Deutscher Historiker in Salzburg vom 31. August bis 4. September 1904. Mittwoch, 31. August. 5 Uhr: Sitzung des Verbands- und des Ortsausschusses im Schlosse Mirabell. 8 Uhr: Begrüßungsabend im Stiegelkeller. Donnerstag, 1. September. 9 Uhr: Eröffnung im Mirabellsaale. 10. Uhr: Vortrag von Prof. Dr. Karl Joh. Neumann (Straßburg): „Die Entstehung des spartanischen Staates in der lykurgischen Verfassung". 12 Uhr: Vortrag von Prof. Dr. H. Finke (Freiburg i. B.): „Philipp der Schöne". 7 Uhr abends: Oeffentlicher Vortrag von Prof. Dr. Alois Riegl (Wien): „Salzburgs Stellung in der Kunstgeschichte". Voraussichtlich in der Aula der alten Universität. Abends: Zusammenkunft im Stiegelkeller. Freitag, 2. September. Vorm. 9 Uhr: „Ueber Herausgabe von Quellen zur Agrargeschichte des Mittelalters". Referenten: Prof. Dr. Alf. Dopsch (Wien) und Dr. Rud. Kötzschke (Leipzig). Im Mirabellsaale. 12 Uhr: Sitzung des Verbandes deutscher Historiker. 7 Uhr abends: Oeffentlicher Vortrag von Prof. W. Busch (Tübingen): „Das deutsche Hauptquartier zu Versailles und der Streit über die Bekämpfung von Paris 1870". Voraussichtlich in der Aula der alten Universität. Abends: Zusammenkunft im Stiegelkeller. Samstag, 3. September. 9 Uhr: Vortrag von Prof. Dr. H. v. Voltelini (Innsbruck):

„Die Entstehung der Landgerichte auf bayerisch-österreichischem Rechtsgebiete". Im Mirabellsaale. 11 Uhr: Vortrag von Prof. Dr. Aug. Fournier (Wien): „Ueber neue Quellen zur Geschichte des Wiener Kongresses". 3 Uhr: Festmahl. Abends Zusammenkunft im Restaurant auf der Feste Hohensalzburg (Terrasse). Sonntag, 4. September. Ausflug zur Feste Hohenwerfen (Besitz Sr. kaiserl. Hoh. des Erzherzogs Eugen). Besichtigung des Schlosses unter Führung des Archivdirektors Prof. Mayr und des Architekten Weber. Im Stifte St. Peter wird Herr Prälat P. Willibald Hauthaler eine Ausstellung von Urkunden und Handschriften veranstalten. — Zur Teilnahme am Historikertage sind alle Fachgenossen und Fachverwandten, sowie alle Freunde geschichtlicher Forschung freundlichst eingeladen. Von jenen Teilnehmern, die nicht Mitglieder des Verbandes sind, wird ein Beitrag von 5 Kronen erhoben. Anmeldungen zum Eintritt in den Verband (Jahresbeitrag 3 M.) sind an dessen Schatzmeister, Archivdirektor Prof. Dr. Joseph Hansen in Köln a. Rh. zu richten. Das Empfangsbureau wird im ersten Stock des Mirabellschlosses eingerichtet sein. Auskunft in Wohnungsangelegenheiten gibt der Verein für Fremdenverkehr in Salzburg (Adresse: zu Handen des Herrn Dr. v. Vilas). — Gleichzeitig mit dem Historikertage findet die „Konferenz landesgeschichtlicher Publikationsinstitute" statt. Die Sitzungen finden im Schlosse Mirabell statt. Hierzu sind die Teilnehmer des Historikertages freundlichst eingeladen. Der derzeitige Vorsitzende des Verbandes deutscher Historiker: Prof. Dr. Oswald Redlich, Wien, I., Universität. Der Vorsitzende des Ortsausschusses: Archivdirektor Dr. Richard Schuster, Salzburg. Der Ortsausschuß steht unter dem Ehrenvorsitze Sr. Exzellenz des Grafen Gandolf Kuenburg, k. k. Ministers a. D.

✱

Hochschulnachrichten.

* **München.** Am Samstag hat sich in der medizinischen Fakultät der erste Assistent an der Chirurgischen Klinik Dr. Hubert Gebele aus München mit einer Schrift „Klinisch-experimentelle Studien über embolische Lungenaffektionen nach Bauchoperationen" als Privatdozent habilitiert. Seine Probevorlesung hatte zum Gegenstand: „Indikationen zur operativen Behandlung der Gallensteine". — Am Donnerstag wird sich hier der erste Assistent am Zoologischen Institut Dr. Richard Goldschmidt aus Frankfurt a. M. für Zoologie und vergleichende Anatomie habilitieren. Seine Habilitationsschrift handelt über den „Chromidialapparat lebhaft funktionierender Gewebezellen". — Am Samstag den 11. d. M. ist der Assistenzarzt an der otiatrischen Klinik Dr. F. Leimer, ein geschätzter Gelehrter und Hausarzt für Ohrenkrankheiten an der Universitätskinderklinik und Poliklinik, gestorben.

hc. Am 19. Juli ist ein Vierteljahrhundert verflossen, seit der verdiente Historiker unserer Hochschule, Prof. Karl Theodor Ritter v. Heigel, zum außerordentlichen Professor an derselben ernannt wurde.

H. **Heidelberg.** Frau Geh. Rat Bernays Witwe in Karlsruhe schenkte dem Germanisch-Romanischen Seminar der hiesigen Universität die reichhaltige Shakespeare- und Milton-Sammlung (etwa 200 Bände) aus der berühmten Bibliothek ihres Gatten Michael Bernays.

* **Straßburg.** Anläßlich des 80. Geburtstages des Geh. Hofrats Dr. Ludwig Friedländer, des Verfassers der Sittengeschichte des Alten Rom, sind dem Jubilar nach Masmünster, wo er sich gegenwärtig zur Erholung aufhält, Glückwunschschreiben seitens der philosophischen Fakultät wie auch von Rektor und Senat der hiesigen Hochschule zugegangen.

* **Jena.** Die Nachricht von der endgültigen Zusage Professor Binswangers in bezug auf die Uebernahme des durch Professor Pelmans erledigten Lehrstuhls für Psychiatrie in Bonn bestätigt sich nicht, vielmehr sind die Verhandlungen über die Annahme noch in der Schwebe.

* **Bonn.** Der Geheime Justizrat Professor Dr. Ritter v. Schulte hat zur Kräftigung seiner Gesundheit für das bevorstehende Wintersemester Urlaub genommen.

hc. Der Privatdozent für neutestamentliche Exegese in der evangelisch-theologischen Fakultät der hiesigen (nicht Berliner) Universität, Professor Lic. theol. Arnold Meyer ist als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Professors Dr. Heinrich Kesselring zum ordentlichen Professor für neutestamentliche Fächer und praktische Theologie an der Universität Zürich ernannt worden.

hc. **Leipzig.** Der General der Infanterie z. D. Curt v. Raal ist in Anerkennung seiner Verdienste um die sächsische Geschichtsforschung anläßlich seines 70. Geburtstages von der hiesigen Universität zum Dr. phil. honoris causa ernannt worden.

H. **Neuenburg.** Der Staatsrat ernannte Herrn Jules Jeanjaquet, früher an der Universität Basel, zum Professor der vergleichenden Grammatik der romanischen Sprachen an der hiesigen Akademie.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Sandra Droucker: Erinnerungen an Anton Rubinstein. Bemerk.. Andeut. u. Besprech. (m. viel. Notenbeispielen) in s. Klasse i. St. Petersburger Konservatorium. Leipzig 1904. Bartholf Senff. 28 S. — Dr. Eugen Netto, Professor an der Universität Giessen: Elementare Algebra. Akademische Vorlesungen für Studierende der ersten Semester. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 198 S. — Lic. Karl Hein, Hilfsprediger der ref. Gemeinde Elberfeld: Die Sakramentslehre des Johannes a Lasco. Berlin 1904. C. A. Schwetschke & Sohn. 188 S. — Dr. C. Schroeter, Professor der Botanik am Polytechnikum in Zürich: Das Pflanzenleben. Eine Schilderung der Hochgebirgsflora. Unter Mitwirkung von Dr. A. Günthart in Barmen, Frl. Marie Jerosch in Zürich und Professor Dr. P. Vogler in St. Gallen. Lieferung 1. Zürich 1904. Albert Raustein. — Dr. med. et phil. Ludwig Kotelmann, Augenarzt in Hamburg: Schulgesundheitspflege. 2. neubearb. Aufl. (Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen herausg. von Dr. A. Baumeister. II. Bd., 2. Abt., 2. Hälfte.) München 1904. C. H. Beck. 216 S. — Dr. Richard Linde: Die Lüneburger Heide. (Land und Leute. Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausg. von A. Scobel. XVIII.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen & Klasing. 142 S. — Dr. K. v. Reinhardstoettner: Portugiesische Literaturgeschichte (Sammlung Göschen). Leipzig 1904. G. J. Göschen. 150 S. — Dr. W. Bruhns: Kristallographie (Sammlung Göschen). Ebda. 1904. 144 S. — Gustav Bosse: Führer durch die Hausmusik. Die empfehlenswertesten Unterrichtswerke und Kompositionen für Klavier, Harmonium, Violine, Violoncello, sowie für ein- und mehrstimmigen Gesang ausgewählt. Leipzig. Konrad Grethlein. 120 S. — F. Schulthess: Bilder vom Untersee. Aus eigener Anschauung und mit Benützung ortsgeschichtlicher Literatur. 2. durchges. und erg. Auflage. Zürich 1904. Schulthess & Co. 149 S. — Rud. Willy: Friedrich Nietzsche. Eine Gesamtschilderung. Berlin 1904. F. Fontane & Co. 279 S. — Paul von Szczepanski: Die Hofdame. Ebda. 1904. 572 S. — J. C. Heer: Blaue Tage. Wanderfahrten. Konstanz. Ernst Ackermann. 242 S. — Albert Bordeaux: La Bosnie populaire. Paris 1904. Plon-Nourrit & Cie. 303 S. — M. E. delle Grazie: Sämtliche Werke. VI. Band: Italienische Vignetten. 2. verm. Aufl. Leipzig 1904. Breitkopf & Härtel. 178 S. — Arthur Roessler: Die Stimmung der Gotik und andere Essays. Berlin 1904. Wilhelm Schwaner. 123 S. — Paul Wiegler: L'Allemagne littéraire contemporaine. (Collection d'études étrangères.) Paris 1904. E. Sansot et Cie. 96 S. — Dr. Hans Bucherer: Die Teerfarbstoffe mit besonderer Berücksichtigung der synthetischen Methode. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1904. J. G. Göschen. 186 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Glossen zu Muthers Geschichte der Malerei.

An Muthers kleiner Geschichte der Malerei[1]) ist der Tonfall getadelt worden, und dagegen wird sie sich schwer verteidigen lassen. Auch ist die Darstellung oft reichlich flüchtig und oft reichlich ungerecht. Trotzdem ist die Schilderung im ganzen von so frischer Anschaulichkeit, so fast dramatisch fortschreitend und spannend, daß wir dem Buch reichen Genuß und viele Anregungen schuldig zu sein bekennen müssen.

Um so mehr haben uns einige Fragen beschäftigt, die wir dem Zug der Mutherschen Darstellung gegenüber haben.

„Wir hatten keinen Kaiser, keinen Adel, keinen Bürgerstand, der für Probleme, wie sie Dürer sich gestellt hatte, Verständnis besaß. Und als später durch die Reformation ein zänkisch kleinlicher Zug, kahle farblose Streitigkeiten in das deutsche Geistesleben kamen, mußte in dieser schneidigen Luft überhaupt die zarte Blüte der Kunst erfrieren."

„Durch die Reformation" — dies ist Muthers Würdigung der Reformation. Sie würde uns nicht weiter aufgefallen sein, wenn Muther etwa auch sonst religiöse Bewegungen, als für die Entwicklung der Kunst irrelevant, höchstens störend betrachtete. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Den heiligen Franziskus, welcher ein halbes Hundert Jahre tot war, als Giotto malen lernte, sieht er trotzdem als eigentlichen Urheber der Giottoschen Kunstreformation an. Umgekehrt macht er Savonarolas 1491 einsetzendes Wirken verantwortlich für beispielsweise Bellinis drei Jahre früher in Venedig gemaltes Frarialtarbild — in dem Venedig, das nach Muther sonst um ein halbes Jahrhundert hinter der übrigen Entwicklung Italiens herhinkt. Die Gegenreformation, die — wie Muther sagt — anfangs ein „kunstfeindlicher, zelotisch puritanischer Geist" beherrschte, hat nach ihm schließlich doch kunstweckend gewirkt. Aber die Reformation hat weder mit Dürers Gemütstiefe noch mit Rembrandts trotziger Moderne und „seelenvoller Innigkeit" sonderlich viel zu tun. So will es Muther. Savonarola, der einen Bildersturm in Florenz inszenierte, ist der geistige Vater Botticellis, Peruginos, Bellinis, die alle damals schon über vierzig Jahre alt waren — Bellini schon in den Sechzig —, Luther dagegen, der einen Bildersturm niederschlug, hat durch seine Reformation lediglich einen Nachtfrost über die deutsche Kunst heraufbeschworen.

Wir möchten nicht mißverstanden werden. Wir haben nichts einzuwenden gegen die Schätzung Savonarolas, noch weniger gegen die des Franziskus. Uns interessiert hier nur der Gegensatz. Durch die Bedeutung, die Muther dem Franziskus beimißt, hat er bewiesen, daß er darauf gefaßt ist, eine Kunst unter Umständen erst Jahrhunderte später blühen zu finden, als die geistige Anregung stattfand, der ihre Entstehung zuzuschreiben ist: Fiesole arbeitet zweihundert Jahre nach Franziskus. Und durch die Bedeutung, die Muther dem Savonarola beimißt, hat er bewiesen, daß er umgekehrt auch darauf gefaßt ist, eine geistige Stimmung sich in der Kunst eher aussprechen zu hören als auf ihrem eigentlichsten Gebiet, ja sogar sie in anderer Tendenz fortwirken zu sehen, als sie gemeint war, denn auch Lionardo wird auf Savonarolas Rechnung gesetzt.

Um so mehr interessiert uns die Frage, weshalb Muther gerade die Reformation in erster Linie als Nachtfrost einschätzt.

Ist das Urteil, das wir ausgehoben haben, vielleicht nur eines jener beliebten Kulissenurteile, bei denen die Kunst darin besteht, Dinge, die nichts miteinander zu tun haben, als daß sie im allgemeinen Zeit- und Entwicklungszusammenhang stehen, so zusammenzuschieben, daß sich neue Beleuchtungen und Perspektiven zu ergeben scheinen? Ist es vielleicht nur ein Zufall, daß die Kulissen nicht entgegengesetzt geschoben sind?:

„Wir hatten keinen Kaiser, keinen Adel, keinen Bürgerstand, der für Probleme, wie sie Luther sich gestellt hatte, Verständnis besaß. Und als später durch die Italienerei der Kunst die römische Knechtschaft, welche die Reformation zerrissen hatte, von der Seite der allgemeinen Kultur her neu geknüpft war, mußte in dieser fremden heißen Luft überhaupt die zarte Blüte des deutschen Glaubens ersticken."

Diese Schilderung würde mit dem wirklichen Verlauf etwa ebensoviel zu tun haben wie die Muthersche.

Oder nimmt Muther an jener Stimmung teil, die wir schon bei mehreren Münchener Künstlern bemerkt haben, wonach dasselbe Element, das bei Franziskus als zart berührt, bei Luther trivial wirken soll, — sie kennen nämlich von Luther nur den Katechismus, und der ist ihnen freilich gründlich trivial gemacht. Von Kraft aber sprechen sie lieber im allgemeinen, als daß sie sie an einem lebendigen Menschen zu schätzen verstünden.

Indessen Muther weiß Luthers Persönlichkeit ganz wohl zu schätzen, ihn, dessen Schriften Dürer „pochenden Herzens" las. Und an einer ganz unvermuteten Stelle findet man plötzlich auch eine positive Bedeutung der Reformation für die Kunst: „Da kam die Zeit, als in Wittenberg Luther seine Thesen anschlug, und ein Hauch dieser religiösen Begeisterung zitterte über den Boden Italiens. Fra Bartholomeos Grablegung, Tizians Assunta und Sodomas Verzückungsbilder sind demselben Gefühlsleben entflossen, das" — und nun mit unvermuteter Wen-

[1]) Göschen. 5 Bändchen. 4 M.

dung: „ein Menschenalter vorher, zu Savonarolas Tagen durch die Welt ging. Rafael stammte aus jener Zeit.“

Luthers Reformation hat also doch das doppelte direkte Verhältnis zur Kunst gehabt, daß sie in Italien die Savonarola-Stimmung wieder weckte, und dann, daß sie — die Gegenreformation hervorrief.

Und das mag auf den wahren Grund führen: Muther schreibt eine Geschichte der Malerei. Eine eigentliche Geschichte hat nach ihm aber die Malerei nur in Italien; in Deutschland hat sie keine Geschichte, nur einzelne Maler. Deshalb kann auch keine Geistesbewegung, die in Deutschland vor sich geht, Einfluß auf die Malerei gewinnen, außer etwa störenden. Auch nicht auf die deutsche Malerei. Denn die deutsche Malerei hat ihren Boden in Italien. Höchstens auf dem Umweg über Italien kann die deutsche Reformation auf die deutsche Malerei Einfluß gewinnen. So etwa wie wenn Bismarck den Papst bat, ihm das Zentrum geneigt zu machen. Muther hat ein Kapitel: „Die germanische Malerei des Reformationszeitalters“. Das ist aber nur Zeitbestimmung. Das Kapitel beginnt mit dem Abschnitt: „Der Anschluß an Italien“. Und die Geschichte der einzelnen Künstler verläuft so, daß sie Handwerker sind, Italien sehen, Künstler werden. Irgend ein Renaissanceornament zeigt die Wandlung: Italien. So hat auch die Großheit und Wucht der vier Apostel Dürers von 1526 nichts mit irgend einem Einfluß reformatorischer Helden und Gedanken zu tun, sondern stammt von Lionardo.

Dazu kommt bei Muther noch eine Hilfsvorstellung, die er am stärksten bei Gelegenheit der niederländischen Italienerei hinter Mabuse so ausdrückt: „Es ist nicht richtig, bei diesen Malern von „Verleugnung des nationalen Stils“ zu reden. Denn ein Stil gehört nie einem Volk, sondern nur einer Zeit.“ Wenn er freilich zwei Seiten später einige deutsche Italienisten „Pinselvirtuosen“ nennt, „deren Kunst auch niederländisch oder italienisch sein könnte“, so hört sich das bedeutend freundlicher für Schätzung nationaler Eigenart an, von der ja allerdings richtig ist, daß sie tiefer sitzt als das, was „Stil“ und Mode ist. Indessen solche Schätzungen der nationalen Art sind bei Muther seltener. Im Vordergrund steht durchaus die Epochentheorie und die Polemik gegen die Betonung der nationalen oder auch lokalen z. B. venetianischen (II, 57 f.) Sonderart. Von hier aus ist er von vornherein nicht besonders darauf gefaßt, irgend einem deutschen Erlebnis eine besondere Bedeutung für die Kunst zuzusprechen. Die Kunst wird aus Italien diktiert, Stil, Stimmung, alles. In Deutschland „frieren die Künste“, zitiert er aus Erasmus. Das ist die Bedeutung Deutschlands für die Kunst.

Aber hat Muther nicht vielleicht einfach Recht? Hört nicht bald nach der Reformation die deutsche Kunst tatsächlich auf? Und wenn auch Luther persönlich die Bilder sogar verteidigt hat, hat nicht seine Kirche sich merkwürdig spröde gezeigt mit der Ausschmückung ihrer Andachtsstätten? Mußte nicht also die Kunst einfach aus Mangel an Bestellungen, d. h. an Lebensbedingungen, sterben? Und hat nicht später die religiöse Streitsucht tatsächlich alle Kräfte an sich gezogen? Hat nicht andrerseits die Italiengängerei der Künstler schon vorher eingesetzt, und nachher fortgedauert?

All diese Tatsachen machen nun zunächst zwei Erscheinungen des Reformationszeitalters nur noch wunderbarer, statt sie zu erklären, einmal, daß die größten Künstler der Deutschen überhaupt in diese kurze Zeit fallen und in mehr oder weniger nachweislichen Zusammenhang mit der Reformation, wie denn an Stelle der alten Kunststadt Köln die Reformationsstädte wie Nürnberg und Augsburg treten, und das zweite, daß gerade diese Künstler, obwohl persönlich wie Dürer selbst in Italien angeregt, doch so durchaus unitalienisch wirken. Sollte es wirklich damit so stehen, daß ein spät herüber geflogener Funke der italienischen Kunst zufällig gerade jetzt in Deutschland Feuer fängt, zufällig gerade zur Reformationszeit und etwas nachher, bis die giftigen Früchte der Reformation reifen, deren hauptsächlichste, die Zanksucht, der endlich erblühten Kunst den Garaus macht? Wem die mächtige und gerade auch künstlerisch reiche Luther-Figur aufgegangen ist — und das ist doch Gott sei Dank auch vielen Katholiken geschehen, die darum doch Katholiken blieben —, der wird geneigt sein, zu meinen, daß derselbe Geist, der sich am tiefsten in Luther aussprach, zugleich in der ganzen reichen Schar wundervoller Charaktertypen wirksam war, die auf allen möglichen Gebieten auftraten, und so auch in den Malern. Ein Erwachen der Geister, an dem das Erfreulichste war, daß es eben ein Erwachen, ein Freiwerden und nicht ein in fremde Botmäßigkeit Geraten war. Und ein solcher wird meinen, daß der Verfall, der bald darauf auf religiösem Gebiet wie auf allen anderen eintrat, gemeinsame Ursachen hatte, unter denen sicherlich das Schwergewicht großer unkultivierter Massen — zu denen teilweise auch die höchsten Stände mit gehörten —, die spezifisch deutsche Schwerbeweglichkeit, auch die Zanksucht zu nennen sein möchten, die doch alle erst Kraft gewannen durch die spanische Fremdherrschaft und ihre Gegenreformation.

Muther sagt zum Ruhme der Gegenreformation: „Das ist der große Gedanke, den die katholische Kirche nie vergaß: sie wußte jederzeit die Kunst als mächtige Bundesgenossin der Religion zu schätzen. . . Statt sie zu unterjochen, begann man sie als wirksames Agitationsmittel zu verwenden.“ Dergleichen „große Gedanken“ hat die katholische Kirche mehrere gehabt. Sie wußte auch die Philosophie als Bundesgenossin der Religion zu schätzen. Man nennt das Scholastik. Sie wußte und weiß die Politik als Bundesgenossin der Religion zu schätzen. Das nennt man Ultramontanismus. Und schließlich verfiel sie auf die Kunst, das nennt man Jesuitenkunst.

So einfach ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunst und Religion nun doch nicht. Weder Franziskus noch Savonarola haben den „großen Gedanken“ von der Propagandakunst gedacht. Ihre Einwirkung auf die Kunst ist eine ehrliche und naive. Franziskus hat die Religion vermenschlicht, und die menschlicher empfindenden Religiösen haben die Menschwerdung der Kunst befördert. Savonarola hat zum Ernst gerufen und auch dieser tiefere Ernst ist der Malerei gut bekommen. Wenn nun Luther zur persönlichen Verantwortlichkeit rief und verkündete, daß alle Berufe und Künste ihr Recht direkt von Gott bezögen und nicht erst von der Kirche, so ist dieser Gedanke ja allerdings der äußerste Gegensatz zu dem großen Gedanken der Jesuitenkirche, die Kunst zum Agitationsmittel zu machen, „statt sie zu unterjochen“(!) Zu Franziskus' aber und Savonarolas Kunstbedeutung gibt Luther höchstens den Gegensatz ab, daß, während ihre Ideale rein negativ, asketisch, mönchisch waren, Luther antimönchisch, antiasketisch, positiv zu Welt und weltlichen Künsten und Wissenschaften stand und selbst ein gut Stück Künstler — Dichter und Musiker — war. So hat er denn auch ausdrücklich das Bilderverbot des biblischen Dekalogs in seinem Katechismus gestrichen und in seiner Schrift wider die himmlischen Propheten Januar 1525 erklärt: „Ja, wollte Gott, ich könnte die Herren und die Reichen dahin bereden, daß sie die ganze Bibel inwendig und auswendig an den Häusern für jedermanns Augen malen ließen, das wäre ein christlich Werk.“ Dazu die schöne Begründung aus der Natur des religiösen Lebens: „So weiß ich auch gewiß, daß Gott will haben, man solle sein Werk hören und lesen, sonderlich das Leiden Christi. Soll ichs aber hören oder gedenken, so ist mirs unmöglich, daß ich nicht in meinem Herzen sollte Bilder davon machen. Denn ich wolle oder wolle nicht, wenn ich Christum höre, so entwirft sich in meinem Herzen ein Mannsbild, das am Kreuze hänget; gleich als sich mein Antlitz natürlich entwirft ins Wasser, wenn ich drein sehe. Ists nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christus Bild im Herzen habe, warum sollts Sünde sein, wenn ichs in Augen habe?“

Indessen wir haben schon gesehen, daß die eigentliche Bedeutung der Religion für die Kunst auch innerhalb des älteren Katholizismus — von dem man doch nicht vergessen möge, daß er nicht nur die Vorgeschichte der römischen Kirche, sondern auch die des Protestantismus enthält! — gar nicht in einer Anregung zu kirchlichen Bestellungen auf Bilder lag. Ja, wir glauben sogar, daß Bewegungen

auf anderen Kulturgebieten desto eher Aussicht haben auf die Kunst erfreulich einzuwirken, je mehr sie auf ihrem eigenen Felde so tief graben, daß sie eine äußere Verbindung mit der Kunst gar nicht ohne weiteres haben können. Wir glauben, daß wenn Luther bilderfreundlich war, dieser Umstand an sich ihm so wenig eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Malerei angewiesen hätte, wie es für die Bedeutung des Franziskus oder Savonarola auf diesem Gebiete von Wichtigkeit wäre nachzuweisen, daß sie Bilder liebten und Bestellungen machen ließen, statt des wahrscheinlicheren Gegenteils davon. Wohl aber meinen wir, daß in demselben Sinne, in welchem Muther als anregend und Richtung und Haltung gebend für die mittelalterliche Kunst den Geist des Franziskus und Savonarola proklamiert, es für die Kunst des Protestantismus der Geist Luthers und seiner Reformation gewesen ist. Und wir halten diese Kunst Dürers und Rembrandts für erfreulicher und sogar — trotz des zunächst eintretenden Abbrechens der engeren deutschen Kunst — für zukunftkräftiger als die Jesuitenkunst der Gegenreformation.

Wir glauben, daß die Stimmung, welche in Luther das unmittelbare von Gottes Gnaden aller Berufe und Künste proklamierte, auch für die Kunst wie für Politik, Wissenschaft, Moral und Religion selbst eine neue Weltzeit bedeutete. Die Kunst ist am Verlust der kirchlichen Besteller nicht gestorben, sonst hätten wir die ganze reiche niederländische Kunst nicht erlebt. Sie hat sich auf andere Gebiete geworfen, und das ist ihr gut bekommen, der religiösen Kunst selbst am allermeisten, wie Rembrandt beweist.

Jede starke Erhebung auf irgend einem Kulturgebiet hat zunächst die Tendenz, die Kräfte zu absorbieren, und dabei kommt es leicht, daß dieser und jener Kulturzweig zunächst dorren zu wollen scheint. Die Franziskanische Erhebung hat durchaus nicht unmittelbar auf die Kunst eingewirkt, wir erwogen es schon. Die des Savonarola schlug fehl. Wie kunsttötend geradezu die naturwissenschaftliche Erhebung zunächst gewirkt hat, haben wir gut genug in der Erinnerung.

Aber das eigentlich Schlimme geschieht erst da, wo der große Gedanke entsteht, die Kunst als Agitationsmittel zu schätzen. Wenn die Moral auf ihn verfällt, so sagt Muther selbst bei Gelegenheit Hogarths: man könne fragen, ob das noch Kunst sei, was dabei herauskäme. Die Kunst im Dienste der Gesinnungszüchterei haben wir von der Schule her noch in den Knochen. Die im Dienste der Politik studieren wir eben in Berlin.

Nein, wir bekennen frei, daß wir für alle diese jesuitische Propaganda- und Agitationskunst nichts übrig haben; daß wir aber freilich die Zeit ersehnen, wo wieder frei und ohne sachfremde „große Gedanken" Mund und Hand großer Künstler übergehen wird von dem, des ihr Herz voll ist, weil wieder die Sprache der Kunst wird gesprochen und verstanden werden. Dann, wollen wir hoffen, wird auch unsere tiefste Sehnsucht und unsere letzte Gewißheit, unsere Religion, künstlerische Aussprache ohne Absichtlichkeiten finden, wie in Fiesole, Botticelli, Michelangelo und wie in Dürer und Rembrandt.

Grm.

Modernes im Altertum.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Paul Wagler, Gymnasialoberlehrer in Wurzen bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

In diesem Jahre — 1904 — können wir in gewissem Sinne die Fünfzigjahrfeier der eigentlichen modernen Torpedos begehen. Diese wurden nämlich im Jahre 1854 zum erstenmal von den Russen im Schwarzen Meere und in der Ostsee gebraucht. Schon um 1584 waren bei der Verteidigung von Antwerpen durch den Kriegstechniker Gianibelli gegen den spanischen Generalkapitän, den Herzog Alexander von Parma, „furchtbare Feuerschiffe" verwendet worden, die den heutigen Torpedos selbstverständlich kaum auch nur annähernd glichen. Es waren in der Hauptsache sogenannte Brander, d. h. mit brennbaren und explodierenden Stoffen kunstmäßig angefüllte Fahrzeuge, dazu bestimmt, feindliche Schiffe oder Hafenanlagen in Brand zu stecken. Die Spanier — selbst die Armada — hatten vor Gianibellis Brandern einen ganz gehörigen Respekt. Das „Antwerpener Feuer" — so nannten sie die Brander — war gefürchtet. Ein Angriffsboot konstruierte auch der holländische Arzt Cornelius Van Drebel. Später — im Jahre 1747 — folgte ein Erfinder namens Symon. Er baute ein leichtes Ruderboot mit einem kuppelförmigen Dache. Im Schiffsrumpfe befestigte er eine Anzahl großer Lederflaschen. Wollte er sinken, ließ er in diese Flaschen Wasser eindringen; wollte er aufsteigen, drückte er das Wasser aus ihnen heraus und band dann den Flaschenhals zu. Die Sache war also noch so primitiv, daß sie uns Modernen fast ein Lächeln abnötigt. Wie steht es nun hier mit dem Altertum? Unterseeboote hat man freilich nicht gekannt, wohl aber haben die Phönizier jene oben erwähnten sogen. Brander nicht nur gekannt, sondern sich ihrer auch bedient. Die Tyrier waren es, die ein solches Brandschiff im Jahre 332 v. Chr. gegen Alexander den Großen in Anwendung brachten. Eine Meerenge von 1000 Fuß Breite trennte die Tyrier vom Festlande. Zwei vortreffliche Häfen standen ihnen zur Verfügung. Alexander begann damit, einen Damm über die Meerenge zu legen. Als er aber Wandeltürme an die Spitze des Dammes gebracht hatte, deren Wurfgeschütz seinen Arbeitern Ruhe verschaffen sollte, rüsteten die Tyrier einen Brander aus, mit dem sie einen glücklichen Angriff vollführten. Das mit Pech und Schwefel ausgestrichene Schiff selbst war groß und am Hinterdeck mit Steinen und Sand befrachtet, so daß das Vorderdeck hoch aus dem Wasser herausragte. Bei günstigem Winde ließen die Tyrier das so präparierte Schiff gegen den feindlichen Damm vorlaufen. Dann wurde der Brander vorn angezündet, die Ruderknechte sprangen schleunigst auf die eigens zu dem Zwecke mitgeführten Kähne. Im Nu teilte das Brandschiff sein Feuer den Wandeltürmen und Schutzdächern mit. Gleichzeitig, die entstehende Verwirrung benutzend, ruderten auf zahlreichen Schiffen die Tyrier herbei und zerstörten einen erheblichen Teil des Dammes (vgl. Curtius Rufus de gestis Alex. Magni IV cap. 3 zu Anfang, Arrian exped. Alex. II 19. Droysen, Geschichte des Hellenismus I² S. 285 f.). In ähnlicher Weise haben später auch die Karthager gegen die Römer, sowie die Kreuzfahrer gegen Ptolemais sich solcher Brand- und Feuerschiffe mit Nutzen bedient.

Wie weit es heutzutage die Kunst im Ersatze menschlicher Gliedmaßen gebracht hat, ist männiglich bekannt, und wer wirklich daran zweifeln sollte, braucht nur einen flüchtigen Blick in das Schaufenster eines großstädtischen Bandagistenladens zu werfen. Götz von Berlichingen, durch Karl Goldmarks Oper jetzt auch Opernheld, verlor bekanntlich seine rechte Hand (nicht die linke, wie neuerdings vielfach fälschlich angegeben wird) im Jahre 1504 bei der Belagerung von Landshut. Auf seinem Krankenbette sann er auf Ersatz seiner Hand; dabei besann er sich, daß er schon früher einmal von einer künstlichen Hand hatte erzählen hören, die einem Kriegsknechte gehörte. Vielleicht war ihm sogar solche Hand zufällig mal zu Gesicht gekommen, denn er hatte ein ziemlich genaues Bild im Kopfe, wie solche Hand hinsichtlich ihres inneren Mechanismus beschaffen sein müsse, um als brauchbarer Ersatz zu gelten.[2]) Die erste Ausführung der

[2]) Im ersten Akte bei Goethe sagt Götz zu Martin: „Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie ist eins mit ihrem Handschuh; Ihr seht, er ist Eisen!" Gleich darauf sagt Bruder Martin: „Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der Euch besuchte, wie sie Euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was Ihr littet, und wie sehr es Euch schmerzte, zu Eurem Beruf verstümmelt zu sein, und wie Euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen." Vergl. Götzens Selbstbiographie S. 78 ff.

künstlichen Hand genügte Berlichingen nicht, und er beauftragte einen seinem Namen nach leider nicht bekannten Waffenschmied in Olnhausen mit Anfertigung einer neuen, kunstreicheren Ersatzhand mit Gelenken für sämtliche Finger. Diese Kunsthand trug der tapfere Götz bis zu seinem Tode im Jahre 1562. — Als im Jahre 1834 in Alt-Ruppin die lange Rheinbrücke gebaut wurde, fand man im Flußbette die Ueberreste eines Ritters, der offenbar kämpfend dortselbst von der Brücke gestürzt und im Rhein ertrunken war. Man fand mehrere Hufeisen, ferner Reitersporen, ein Schwert und — was uns hier am meisten interessiert — eine eiserne Hand mit einem Mechanismus, der dem der Kunsthand des Berlichingen in hohem Maße ähnelt. Nun läßt sich aus dem Alter des Schwertes und der Sporen, auch aus sonstigen Umständen nachweisen, daß dieser Ritter mindestens achtzig bis neunzig Jahre vor Götz gelebt haben muß, woraus sich mit Sicherheit ergibt, daß der Jaxthausener letzte Ritter keineswegs ein Erfinderpatent auf seine eiserne Hand hätte nehmen können, daß vielmehr solche Ersatzstücke bereits hundert Jahre vor Berlichingen bekannt sein mußten. Aber wenig bekannt dürfte sein, daß schon im grauen Altertum, zur Zeit des zweiten punischen Krieges, unter den alten Römern ein Haudegen existierte, der, nachdem er in seinem zweiten Feldzuge die rechte Hand eingebüßt hatte, sich zum Ersatz eine eiserne Hand machte oder machen ließ (dextram sibi ferream fecit) und mit dieser wahre Meisterstücke der Tapferkeit vollführte — der Götz von Berlichingen des Altertums! Der verwegene Held hieß M. Sergius Silus (d. h. Stülpnase) und war der Urgroßvater des berüchtigten Catilina. Mit der eisernen Hand fechtend — so erzählt Plinius (nat. hist. VII, § 105) half er Cremona entsetzen (im Kriege gegen Mago 205 v. Chr.), Placentia verteidigen, zwölf feindliche Lager in Gallien erstürmen; vgl. auch Livius XXXII 27 ff. — Plinius meint, wenn Sergius Silus nicht zu einer Zeit gelebt hätte, wo die Römer viel Unglück in ihren Kriegen hatten, er würde — ein zweiter Siccius Dentatus — ganze Stöße von Bürgerkronen als Anerkennung seiner Heldentaten für sich haben aufhäufen können. Also schon 1700 Jahre vor Götz von Berlichingen ein patrizischer Krieger mit eiserner Hand! Andere, so schließt Plinius (VII 106) sind Sieger über Menschen gewesen, aber Sergius hat selbst das Schicksal überwunden. —

Der Euphrat ist in seinem Oberlaufe wegen seiner wilden Stromschnellen ein äußerst gefährliches Wasser. Wir Deutsche können stolz darauf sein, daß unser großer Moltke im Jahre 1838 der erste Europäer war, der den Mut besaß, diesen gefährlichsten Teil des Euphrat zu befahren. Moltke hat die Erinnerungen an diese verwegene Fahrt, die auf einem aus aufgeblasenen Schaffellen zusammengesetzten Floße ausgeführt wurde, in seinen Briefen über die Türkei (Berlin 1841, S. 234) genau aufgezeichnet. Er hebt hervor, wie praktisch die ihn begleitenden Kurden das Floß konstruiert hatten. Namentlich imponierten ihm die lufthaltenden, sehr tragkräftigen umgestülpten Schaffelle, die mit Schnüren zugebunden und an ein viereckiges Gestell von schachbrettartig übereinander gelegten Pappelholzbalken so angebunden waren, daß die zugebundene Oeffnung nach oben gerichtet war, nachdem die Felle auch während der Fahrt vom Floße aus jederzeit mit neuer Luft nachgefüllt werden konnten. Noch heute ist dieser Brauch im Orient, namentlich in Mesopotanien, wohlbekannt: dort nennen die Eingeborenen solche Schlauchflöße „Kelleks“. Hat solch ein Kellek seine Fahrt beendet, so wird er zerlegt; das Holz wird verkauft oder sonstwie verwendet, die Schläuche aber transportiert man zurück, damit sie bei der Zusammensetzung eines neuen Kelleks wieder verwandt werden können. — Solche Tierfellflöße kannte schon das Altertum. Xenophon nennt solches Floß σχεδία διφθερῶν oder σχεδία διφθερίνη (z. B. Anab. II 4, 28; III 5, 10); nur daß man die Schläuche damals nicht mit atmosphärischer Luft füllte, sondern mit Heu (χόρτος κοῦφος) ausstopfte: so wenigstens nach Xenophon (Anab. I 5, 10). Daß man sogenannte fliegende Brücken gleichfalls auf diese bequeme Art herstellte, läßt sich von vornherein annehmen (vgl. Arrian exped. Alex. III 29). Häufig, zumal im Kriege, nahm man auch gleich dieselben Felle, die sonst zu Zeltdecken dienten, und stopfte sie mit Dingen von geringem spezifischen Gewichte aus, wie mit ganz trockener Spreu oder mit Stroh (φορυτὸς ξηρότατος Arrian a. a. O.). Von größter Wichtigkeit war natürlich ein absolut fester Verschluß der Fellsäcke. Wir sehen, daß sich auch hier die Alten zu helfen wußten. Uebrigens lassen assyrische Reliefdarstellungen deutlich erkennen, daß die oben erwähnte Gepflogenheit des Rücktransportes der Schläuche uralt ist.

Die Südseeinsulaner, mehrere indianische Völker und viele andere Stämme — auch bei uns mitunter Matrosen, Schiffer und Soldaten, ja selbst feine Leute — lieben es, sich zum Schmucke tätowieren zu lassen. Dabei werden bekanntlich mit spitzen Instrumenten von einem Sachverständigen die gewünschten Figuren dem zu Tätowierenden in die Haut geritzt bezw. gestochen, und gleich darauf werden die wunden Stellen mit Farben eingerieben. Auch im Altertum ist das Tätowieren nicht unbekannt gewesen, ja es scheint mit ähnlicher Technik ausgeführt worden zu sein wie heutzutage. Der griechische Ausdruck dafür ist στίζειν, eigentlich Stechen oder Punktieren. Die ursprüngliche Absicht scheint die gewesen zu sein, durch das Tätowieren die Zugehörigkeit zu Leuten von bestimmtem Range, zu einer bestimmten Kaste gewissermaßen urkundlich zur Schau zu tragen. So galt bei den alten Thrakern jeder für unedel, der nicht tätowiert war; wer sich dagegen gewisse Zeichen eingeätzt hatte, wurde sofort für edelgeboren erkannt (Herodot V 6). Blumenartige Tätowierungen auf Brust und Rücken bei einem Volksstamme am Schwarzen Meere erwähnt Xenophon (Anab. V 4 32), und Cäsar erzählt (bell. Gall. V 14) von den Britanniern, daß sie, um in der Schlacht recht wild und furchtbar auszusehen, sich mit Waid (Isatis tinctoria L.) einrieben, einer blau färbenden Pflanze. Der Sklave, der infolge einer List des Histiäus an Aristagoras gesandt wurde, um diesen zum Abfall zu reizen, ließ sich nach Herodot (V 35) allerhand Zeichen auf die nackte Kopfhaut tätowieren und darüber dann wieder die Haare wachsen. Andererseits verwandte die besitzende Klasse die Prozedur des στίζειν oder die bequemere des Stempelns mit Brenneisen (καυτῆρες, καυτήρια), um sich jedweden lebenden Besitz zu sichern, damit er nicht abhanden kommen noch auch verwechselt werden konnte. So zeichnete man vor allem die Sklaven. Zuweilen wurden diese nach dem Zeichen auf ihrer Haut geradezu genannt. Ein Sklave, dessen Haut das Bildnis eines Hirsches aufwies, hieß danach Ἐλαφόστικτος.

Wollte er flüchten, wurde er an seinem Zeichen leicht erkannt (vgl. Petron. sat. 105) und einfach zu seinem rechtmäßigen Herrn zurücktransportiert. Bei Haus- und Herdentieren war das ἐγκαίειν oder σφραγίζειν die Regel, wobei entweder die Schenkel oder die Kinnbacken gezeichnet wurden. So wurden die Pferde der edlen Zucht in Korinth auf dem Schenkel mit einem Koppa (ϙ) bezeichnet, einem abgekommenen Buchstaben des griechischen Alphabets, der als Stadtzeichen von Korinth galt, vgl. Lucian, An einen Ignoranten, Kapitel 5; Boeckh, Staatshaushalt II S. 386. Der Pferdename Bukephalos kommt daher, daß solchem Tiere ein Stierkopfbild am Schenkel eingebrannt war, gewissermaßen als Besitzmarke; vgl. Crusius im Hermes XLII S. 125 ff. Wen Xerxes demütigen wollte, den ließ er mit den königlichen Malzeichen brandmarken, so den thebanischen Feldherrn Leontiades samt seiner Kriegerschar zur Zeit der Thermopylenschlacht (Herod. VII 233: στίζειν τινὰ στίγματα); ja sogar den armen, unschuldigen Hellespont wollte der grollende Perserfürst zur Strafe brandmarken lassen (vgl. Herod. VII 35).

Die Abiponer sind ein südamerikanischer Indianerstamm in der argentinischen Konföderation. Sie wohnen zwischen dem 28. und 30. Grade südlicher Breite, etwa zwischen Santa Fé und Santiago-del-Estero und sind, was uns nicht wundern kann, gegenwärtig im Aussterben begriffen. Als äußerst tapferer Reiterstamm haben sie den Spaniern unendlich viel zu schaffen gemacht. Von diesen Abiponern erzählt Zimmermann in seinem lehrreichen

Werke „Die Erde und ihre Bewohner" (Teil 6) folgende kulturgeschichtlich hochgradig interessante Tatsache: „Ist das wichtige Geschäft des Gebärens glücklich beendigt, so hebt das des Mannes erst an. Kaum hat die Mutter das Kind geboren und ihr Lager verlassen, so wird dies von dem Ehemann eingenommen. Er legt sich aber nicht bloß nieder, sondern er wird auch wie ein wirklich Kranker mit Rohrdecken und Häuten gegen jedes Lüftchen zugedeckt. Er fastet und enthält sich mehrere Tage verschiedener Speisen und anderer ihm sonst angenehmer Gewohnheiten. Als ein Missionär in Gesellschaft eines spanischen Offiziers einst den Kaziken der neuen Kolonie von St. Jakob, einen übrigens sehr vernünftigen Mann, besuchte, grüßte sie der Indianer aus dem Bette. Der Spanier bot ihm Schnupftabak an, den jener besonders liebte, und da dieser es als eine Beleidigung ansah, daß der Kazike ihn ausschlug, rief der Indianer: „Weißt du denn nicht, daß meine Frau gestern mir einen Sohn geboren hat? In was für Gefahr würde mein Kind kommen, wenn ich durch den Reiz des Tabaks jetzt nieste?" Hierauf zog er sogleich alle Häute und Decken wieder über sich, aus Furcht, jede Kühle, die ihn anwehte, möchte dem Kinde schaden. Dieser Wahnsinn — so fährt v. Zimmermann fort — geht so weit, daß der Vater wirklich für jede Unpäßlichkeit, die dem neugeborenen Kinde zustößt, sich verantwortlich fühlt. Stirbt es, so geben die Frauen ihn als den Mörder des Kindes an. Sie werfen dem Vater vor, er habe sich nicht gehörig gehalten, habe Met getrunken oder seinen Magen überladen oder sich erhitzt. — Also eine Art Wochenbett, das der Mann abhalten muß statt der Frau! Ist das nicht in hohem Grade wunderlich? Das Wunderbarste aber scheint mir zu sein, daß sich genau der gleiche Brauch schon bei einigen Volksstämmen des Altertums unzweideutig nachweisen läßt. Die Tibarener waren ein skythisches Volk und weit und breit gepriesen wegen ihrer großen Gerechtigkeit. Von diesen Tibarenern erzählt Apollonius Rhodius in seinem Argonautenzuge (II 1011 ff.):

> Denn in dem Lande dem Mann die Gemahlinnen Kinder gebären,
> Sinket er nieder aufs Bett, und er winselet immer und stöhnet,
> Hüllend in Tücher den Kopf; mit Erfrischungen labet die Gattin
> Fürder den Mann und bereitet ihm auch Kindbetterinbäder.

Von den Bewohnern der im Altertum *ἡ Κύρνος* genannten Insel Korsika erzählt Diodorus Siculus (V 14, 2) folgendes: „Das Verrückteste (*παραδοξότατον*) aber, was bei den Bewohnern von Korsika geschieht, bezieht sich auf das Kinderbekommen. Denn wenn das Weib geboren hat, wird ihr keine auf die Wochenbettruhe bezügliche Pflege zuteil, wohl aber muß ihr Mann gleichsam krank sich hinlegen und die üblichen Tage über die Wöchnerin markieren, wie wenn er am Leibe litte." Und von den Kantabrern, einem wilden und tapferen Volke im Norden Spaniens, erzählt der Geograph Strabo (III p. 165): „Die Frauen bestellen die Aecker, und wenn sie geboren haben, dienen sie ihren Männern, nachdem sie diese veranlaßt haben, sich an ihrer Statt ins Wochenbett zu legen (*ἐκείνους ἀνθ' ἑαυτῶν κατακλίνασαι*)." Die gleiche merkwürdige Sitte soll übrigens auch bei einigen asiatischen Völkern, z. B. bei gewissen tatarischen Stämmen, heute noch fortbestehen. Ferner findet sie sich in Südfrankreich in der Nähe der Pyrenäen (bei den Basken). Es läßt sich vermuten, daß bei dieser merkwürdigen Gepflogenheit der Aberglaube (die Sympathie) insofern eine nicht unwichtige Rolle mit spielt, als man glaubt, es bringe dem Neugeborenen Schaden, wenn sich der Vater während der ersten Lebenstage des Kindes nicht völliger Ruhe und Nüchternheit befleißige. Auch will der Vater offenbar durch Uebernahme eines Teiles der Leiden eine Art Anrecht auf das Kind gewinnen, das nach dem sogen. Mutterrechte sonst nur der Mutter gehören würde; vgl. Ploß, das Männerkindbett, Leipzig 1871 und Brockhaus' Konversations-Lexikon unter „Convade" (dieses die französische Bezeichnung, eigentlich „Bebrütung").

(Fortsetzung folgt in nächster Woche.)

Die Pflege der griechischen Volksmelodien.

Von L. Bürchner.

Reichlich ein Drittel der ganzen Bevölkerung Konstantinopels — ihre Zahl kann man nur annäherungsweise schätzen — bilden die 320,000 Angehörigen der griechischen Nationalität. Wenn von den oberen Schichten dieser aus allen Teilen Osteuropas und Kleinasiens stammenden Griechen die Volksweisen gewürdigt und mit Beifall aufgenommen werden, wie es am 11. Januar d. J. bei einem Konzert des Herrn G. Pachtikos der Fall war, so ist das sehr erfreulich. Denn bisher galt es nicht in allen Häusern der reichen griechischen Kaufleute der Bosporusstadt für angemessen, sich um die Melodien zu kümmern, die die Landleute „auf den Dörfern" beim Tanz auf dem Dorfplatz vor ihresgleichen oder die Hirten auf einsamem Bergeshang, die Fischer vor den stummen Fischen, Polypen und Schildkröten hören ließen. Für die höheren Kreise war lange Zeit einzig beachtenswert „europäische" Musik. Man schämte sich beinahe der musikalisch einfachen, in geringem Ambitus unter raschem Rhythmuswechsel sich bewegenden kurz gebauten Volksweisen mit unvollkommenen Schlüssen gegenüber den anspruchsvoll rauschenden, stets nach harmonischen Grundsätzen gedachten, langgliedrig ausgeklügelten Tänzen, Opernstücken und Märschen europäischer Komponisten. Nun sind die griechischen Volksmelodien ein getreues Ebenbild der zartgliedrigen Komplexionen, des beweglichen, in rasch wechselndem Takt schlagenden und oft zur Schwermut neigenden Herzens des Volkes und es wäre jedenfalls ein schweres Unrecht Volksmusik und Kunstmusik zum Wettstreit einander gegenüberzustellen, wie es der mythische Midas zu seinem Schaden versucht haben soll. Volksmusik darf nur mit Volksmusik verglichen werden.

Genug! Das Konzert des Herrn Pachtikos in Konstantinopel gefiel der zahlreich erschienenen Zuhörerschaft, in der sich Angehörige so ziemlich aller europäischen Völker befanden. Eröffnet wurde es mit einem griechischen Hymnus auf Sultan Abdul Hamid Chan II. in sieben Strophen mit Soli für eine Frauenstimme (eine Russin sang die Partie) und zwei Männerstimmen. Die griechischen Volkslieder, 26 an der Zahl, hatte der Konzertgeber verständigerweise nach geographischen Gruppen (europäische Türkei, Griechenland mit Epirus, Kleinasien und Inseln des ägäischen Meeres) geteilt. In einer Einleitung gab er einen kurzen Einblick in seine Sammlertätigkeit, die selbst ihm, einem geborenen Griechen, nicht immer ganz leicht geworden ist. Zwischen dem zweiten und dritten Teil wurde ein kleiner Aufsatz über den unvollkommenen Schluß der Volksgesänge von dem Verfasser dieser Zeilen verlesen. Die Begleitung der Melodien wurde von einem Orchester besorgt und das war der beste Notbehelf. Denn Klavierbegleitung ist für diese in phrygischer, dorischer und mixolydischer Tonart sich bewegenden Volkslieder wirklich zu ausdruckslos, ein äußerster Notbehelf, ein notwendiges Uebel, abgesehen davon, daß die gewöhnlichen Klaviere manche Töne, Abweichungen von den Halb- und Ganzstufen, überhaupt nicht haben. Die Bruchtonstufen aber können auf Streich- und Zupfinstrumenten mit Leichtigkeit wiedergegeben werden. Und Streich- und Zupfinstrumente sind ja auch, wenn auch in primitiveren Formen, die Begleitinstrumente beim Naturgesang und bei dem damit verbundenen Reigentanz.

Das Konzert hatte eine ganz besondere Bedeutung, da in der zum allergrößten Teil aus Griechen bestehenden Zuhörerschaft Volksangehörige aus allen Teilen Europas, Asiens und Nordafrikas zugegen waren, die sich alle an den Beifallspenden beteiligten. Die größte Anerkennung errangen fünf kleine Liedchen aus allen drei oben angegebenen Gebieten, doch vorwiegend aus Kleinasien, die im wesentlichen in Tonleitern sich bewegten, die unserem C-dur und A-moll entsprechen. Außerdem fand noch eine lediglich von Mandoline begleitete Zugabe in phrygischer Tonart „Das gefleckte Lamm", Volkslied aus Nordgriechenland, den Besuchern des Sakellaridis-Konzerts im Münchener

Odeon bekannt, begeisterte Aufnahme. Auf weiteres einzugehen, ohne die anspruchslosen Melodien hier zu notieren, hätte keinen Zweck. Sie werden ohnehin mit mehr als zweihundert anderen sehr bald in einem stattlichen Band auf Kosten eines großen Wohltäters des griechischen Volkes, des H. Gr. Marasllis in Odessa, in europäischer Notierung mit griechischem Text gedruckt erscheinen. Ich halte es für ein sehr großes Verdienst, ein ἐθνικώτατον ἔργον, dem griechischen Volk den großen Schatz seiner Volksweisen zugänglich zu machen und rechne es mir zur hohen Ehre und großen Genugtuung, daß ich durch Fürsprache bei dem hochherzigen Mäcenas ein klein wenig zur Förderung habe beitragen können.

Die Volksweise ist die zarteste, unmittelbarste und lauterste von allen Ausdrucksformen der Volksseele. Ich glaube, die eingehendste und beredteste Schilderung eines Volkes, seiner Eigenart, und der geographischen Verhältnisse seines Wohnsitzes, durch die diese zum großen Teil bedingt ist, ist unvollkommen, wenn man nicht durch den Phonographen einige der bezeichnendsten Volksweisen vorführen kann. Für Italien, die Pyrenäenhalbinsel u. s. w. haben wir ja allgemein zugängliche Sammlungen, auch in Griechenland sind einige kleine Veröffentlichungen erschienen. Aber ob auch nur fünf Exemplare von diesen in den Occident hinausgekommen sind, ist mir recht fraglich. Nun wird aber in der ansehnlichen Flotte der „Bibliothek Marasllis“, die die standard works europäischer Bildung in griechischer Uebersetzung zu sehr mäßigen Preisen über alle griechischen Gewässer trägt, auch die Sammlung griechischer Volksweisen zu einem Eroberungszug in den heimischen Gewässern hinaussegeln und auch fremden Gestaden Material zur Aufhellung mancher musikalischen und folkloristischen Fragen bringen.

Erfreulich ist, daß in dem zweiten Kulturbrennpunkt des Griechentums, in Athen, durch die Bemühungen des Hrn. J. Sakellaridis und seiner Söhne das griechische Volkslied die Anerkennung der oberen Tausend sich gewinnt. In zwei Konzerten, die von den meisten athenischen Blättern günstig beurteilt worden sind, haben sie auch dem Vortrag einer Anzahl Volkslieder aus Nordgriechenland Raum gelassen. Und auch wohl noch Herr Sakellaridis, der ohnehin in seine kleine Liedersammlung „Τύρταιος“ einige Volkslieder aufgenommen hatte, wird sich vielleicht bewegen lassen eine größere vermehrte Ausgabe aus dem von ihm gesammelten reichen Material zu veranstalten.

Bücher und Zeitschriften.

Lehrbuch der Psychologie. Von Wilhelm Jerusalem. Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage des Lehrbuchs der empirischen Psychologie. Mit 20 Abbildungen im Texte. Wien und Leipzig 1902. Verlag von Wilhelm Braumüller. 213 Seiten. Gr. 8°.

Die Absicht ein Lehrbuch, ja vielleicht nur eine Propädeutik zu bieten, hat den Verfasser offenbar bestimmt, eine Reihe fundamentaler Behauptungen ohne Begründung aufzustellen und im Sinne sicherer Erkenntnis selbst an solchen Stellen zu sprechen, wo die Wissenschaft bisher nur Probleme kennt. So ist das Buch im ganzen im Vergleich mit den größeren Werken über moderne Psychologie kaum rühmenswert. Andrerseits hat das umfangreiche Wissen und die verdienstliche Forscherarbeit des Verfassers dem Buche doch einen Charakter gegeben, der es zu der wertvollsten unter der großen Zahl der kleineren systematischen Darstellungen der Psychologie macht. Anerkennung verdienen im besonderen die Abschnitte über Methoden, über die Empfindungen und über das Urteil. Das Bemühen, die genetische Betrachtung neben der ontologischen in gebührendem Maße walten zu lassen, ist vielfach wahrzunehmen. Am meisten Anlehnung an fremde Anschauungsweisen und am wenigsten einwandfreie Ergebnisse der eigenen Untersuchungen des Verfassers offenbart die Lehre von den Gefühlen. Es werden, ganz wie bei Wundt, „drei Gefühle, Lust und Unlust, Erregung und Hemmung, Spannung und Lösung, unterschieden, ohne daß für die Richtigkeit gerade dieser Unterscheidung irgend zureichende psychologische Beweise beigebracht werden. Es werden ferner — für das Schiefe und Unzulängliche der Auffassungsweise charakteristisch — als „allgemeine Eigenschaften der Gefühle“ die folgenden bezeichnet: 1 alle Gefühle bewegen sich in Gegensätzen, zwischen denen sich eine größere oder geringere Indifferenzzone befindet; 2. alle Gefühle zeigen starke Abstufungen der Intensität, und je größer diese Intensität ist, desto stärker ist der Einfluß des Gefühles auf den Gesamtzustand des Bewußtseins; 3. alle Gefühle äußern sich in Bewegungen, die zum großen Teil als charakteristische Symptome für das Vorhandensein der Gefühle gelten können; 4. alle Gefühle verlieren durch häufige Wiederholung stark an Intensität; 5. die Gefühle stehen sämtlich in engem Zusammenhang mit der Erhaltung des Lebens und sind deshalb in biologischer Beziehung von besonderer Wichtigkeit. Sodann gibt der Verfasser eine nicht minder merkwürdige Definition des Affekte, indem er als Affekt bezeichnet „einen bestimmten Gefühlsverlauf, der sich von der ruhigen Gemütslage deutlich abhebt und einen intensiven Einfluß auf den Gesamtzustand des Bewußtseins ausübt“. Entsprechend läßt auch die Klassifikation und die Behandlung der Affekte ein Verständnis ihrer psychologischen Kompliziertheit und ihrer Eigenart völlig vermissen. Zu einer Erörterung des Wertproblems hat es der Verfasser überhaupt nicht gebracht. Einen bedenklichen Standpunkt vertritt er schließlich auch in Sachen der Willensfreiheit: er betont hier unser vor und nach der Tat vorhandenes Bewußtsein der Freiheit, so oder anders zu wollen, und folgert daraus die Tatsache der psychologischen Willensfreiheit, trotzdem die wollende Persönlichkeit in ihrer Entwicklung — auch nach seiner Ueberzeugung — von der Umgebung beeinflußt wird. Wie der Wille im Zusammenhange des psychischen, des psychophysischen und überhaupt alles Geschehens Existenz haben und sich betätigen kann, und ob jenes Bewußtsein der Freiheit des Willens sich auch dann behauptet, wenn das Subjekt zugleich aller Momente des ganzen Willensprozesses bewußt ist, hat der Verfasser indes zu erörtern unterlassen.

Zu demselben Ergebnis wie Jerusalem ist auf Grund desselben Fehlers auch Professor Bolliger in Basel gelangt. Es handelt sich um die von der „Haager Gesellschaft zur Verteidigung der christlichen Religion“ limitiert gekrönte Preisschrift „Die Willensfreiheit. Eine neue Antwort auf eine alte Frage“ (Georg Reimer, Berlin 1903. 125 Seiten), welche sich auch mit der Darlegung der Bedeutung der Willensfreiheit für Religion und Sittlichkeit befaßt. Die überaus anregend geschriebene Abhandlung macht es sich mit der Widerlegung der „Gefühlsmechanisten resp. Deterministen“ gleichfalls recht leicht. Aus dem Mangel einer Begründung der Kausalität a priori folgert Bolliger und außer ihm manch anderer Autor mit Hilfe der Argumentationen Humes die Begrenzung des Kausalitätspostulates, er setzt einen Anfang, eine Ur-Sache; er vergißt dabei, daß selbst bei Anerkennung der Ur-Sache die Ur-Sache insofern im Wege bleibt, als sie dann, wenn sie, wie sie muß, ein Wirkendes, ein Bewegung-Auslösendes sein soll, selbst ein Bewegendes und zugleich ein Bewegtes ist, also ein Agens selbst wiederum zur Voraussetzung hat, und dieses seinerseits ein früheres Agens und so fort. Die übrige Argumentation des Verfassers gegen den Determinismus läßt die aus der weitestgehenden Analyse der Bewußtseinskomplexe sich ergebende Leugnung der Existenz eines Willens überhaupt, abgesehen von einer gelegentlichen Anmerkung, völlig außer Betracht. Nun aber macht der Verfasser den Anspruch, eine neue Beweisführung zugunsten der Willensfreiheit beizubringen. Er sagt nämlich: nur die gegenwärtige Lust bestimmt eine Handlung; der Wille als eine selbständige Potenz ist nicht immer im Zusammenhang mit dem „Gefühlsmechanismus“, er ist auch auf zukünftige Güter gerichtet und bedingt gegenwärtig Schmerz; wählt also der Wille den Schmerz statt der Lust und bezieht er sich auf die Zukunft und nicht auf die Gegenwart, so ist er frei — nach Bolliger.

O. D. P.

Allgemeine Rundschau.

Aegyptens Verwaltung in klassischer Zeit.

γ. Nachdem nun schon über zehntausend griechische Urkunden aus Aegypten herausgegeben worden sind, folgen die Untersuchungen, welche die vielen einzelnen Angaben und Andeutungen zu größeren Bildern vereinigen, rasch aufeinander. „Griechische Papyrusurkunden und Bureaudienst im griechisch-römischen Aegypten" ist ein lehrreicher Aufsatz betitelt, den Dr. Friedrich Preisigke, Telegraphendirektor in Straßburg i. E., im „Archiv für Post und Telegraphie" (1904 Nr. 12 und 13) veröffentlicht. Wie der Verfasser einst, nachdem er schon lange Jahre Beamter gewesen, in seinen freien Stunden in großer Hingabe der Papyrusforschung sich zu widmen begann und wie er vor kurzem mit einer tüchtigen Dissertation über die ägyptische Stadtverwaltung den Doktorhut errang, wurde bereits im vergangenen Jahre berichtet. Nun gibt er in anziehender Darstellung einen Ueberblick über die mannigfachen amtlichen Schreibsachen und Formulare, er führt uns hinein in das große Verwaltungsgebäude des Regierungspräsidenten (Strategen) und in das bescheidene Haus des nicht minder geschäftigen Dorfschreibers, er belehrt über die Wanderung der Urkunden durch verschiedene Beamtenstellen, über Vermerke aller Art, über das Titelwesen, über mancherlei Listenführung und Rechnungsanlagen u.s.w. Dabei kam ihm die Beamtenschulung, die er sich selbst erworben hat, sehr zu Hilfe. Aus der Einleitung sei die hübsche Darstellung der Art und Weise hervorgehoben, wie man heute die an urkundlichem Inhalt oft so reichen Papyrussärge auseinandernimmt. Während aber Preisigke mehr für den Laien schreibt, verfolgt Walter Otto mit seinem großen Werke über „Priester und Tempel im hellenistischen Aegypten" nur die höheren Ziele der Wissenschaft. Ein Teil dieses Werkes, der von der Organisation der griechischen Priesterschaft handelt, ist eben als Breslauer Dissertation erschienen. Darin handelt Otto von dem Unterschied zwischen Oberpriester und Priester, von den eponymen Priestern und Priesterinnen des Herrscherhauses in Alexandreia und Ptolemais, von dem übrigen Kultpersonal, von den religiösen Genossenschaften und von den Priestern der römischen und der orientalischen Götter. In einem Anhange gibt er eine vollständige Liste aller bis jetzt bekannten eponymen Priester, die darum von besonderem Werte ist, weil sie oft ein nützliches Werkzeug zur Zeitbestimmung sein kann. Besonderes Augenmerk hat der Verfasser auf die Entstehung des hellenistischen Herrscherkultes in Aegypten, mit anderen Worten auf die Bestimmung der Anfänge der Alexander-Verehrung, verwandt. Nach langen Untersuchungen hat er den Zeitraum von 279 bis 271 v. Chr. herausgefunden. Wir sehen der Veröffentlichung des vollständigen Werkes, das eine große Menge von neuen Sätzen und Fragen bringt, mit Spannung entgegen.

Sanierung von Ismailia.

Wie man in einer wegen ihres ungesunden Klimas so verrufenen Stadt wie Ismailia binnen kurzer Zeit die Gesundheitsverhältnisse derart heben kann, daß dort der Aufenthalt auch für Europäer ein erträglicher wird, hat jüngst Prof. Boyce, Dekan der Liverpooler Universität, in einem öffentlichen Vortrag geschildert. Im Jahre 1902 wurde Major Roß, der ausgezeichnete Vertreter der Liverpooler „Schule für tropische Medizin", von der Suezkanal-Kompagnie eingeladen, nach der am Suezkanal, halbwegs zwischen Port Said und Suez in stark versumpftem Gebiete liegenden Stadt Ismailia zu reisen und auf Grund der dort gemachten Wahrnehmungen Vorschläge zur Sanierung dieser Stadt auszuarbeiten. Ismailia litt von jeher ganz besonders unter der Mosquitoplage und hatte im Zusammenhang damit ungewöhnlich zahlreiche Malariaerkrankungen aufzuweisen. Als Ursache hiervon erkannte Major Roß sehr bald die zahlreichen Sumpfgebiete und stark verunreinigten stagnierenden Gewässer in der Umgebung der Stadt. Auf seine Vorschläge hin wurden in größerem Umkreis versumpfte Landgebiete frisch aufgefüllt; ganz oder teilweise ausgetrocknete Kanäle und stagnierende Sümpfe ausgiebig bewässert; in der Stadt selbst die Abwässerkanäle allwöchentlich gründlich gespült und gereinigt und offene Abzuggräben oder sonst stark verunreinigte Stellen des Bodens mit Petroleum getränkt. Der Erfolg dieser Maßnahmen ist ein derartiger, daß schon jetzt die europäischen Einwohner Ismailias in ihren Häusern ohne Mosquitonetze schlafen und daß — wie Professor Boyce aus eigener Wahrnehmung berichtet — Mosquitos in Ismailia gegenwärtig nicht häufiger sind als beispielsweise in Paris. Hand in Hand damit sind die Erkrankungsfälle an Malaria gleichfalls erheblich zurückgegangen. Die Durchschnittszahl der Malariaerkrankungen betrug bisher jährlich rund 2000 (bei einer Einwohnerzahl von etwa 4000), im Jahre 1902: 1555; im Jahre 1903 dagegen konnten nur mehr 209 Malariafälle konstatiert werden. Von den in Ismailia wohnenden Europäern ist im vergangenen Jahre kein einziger der Malaria zum Opfer gefallen. Sie forderte wohl immerhin noch vier Eingeborene, bisher aber betrug die Zahl der jährlich durch Malaria verursachten Todesfälle über 30. Und dabei sind die für die Erreichung dieser höchst erfreulichen Resultate erforderlichen Ausgaben keineswegs beträchtlich gewesen: sie betrugen 4400 Pfund Sterling (rund 90,000 M.) für die einmaligen und 720 Pfund Sterling (14,500 M.) für die allwöchentlich ausgeführten Reinigungsarbeiten.

Kleinere Mitteilungen.

Zum Genfer Philosophenkongreß. Im Anschluß an die eingehenden Mitteilungen Platzhoff-Lejeunes in Nr. 160 der Beilage sei darauf verwiesen, daß schon in Nr. 279 vom 7. Dezember 1903 über die neugeschaffene fünfte Sektion für Geschichte der Naturwissenschaften ausführlich berichtet worden war. Die trübe Prognose eines schlechten Besuches von deutscher Seite scheint sich für diese Sektion doch nicht so ganz zu bewahrheiten; es haben wenigstens einige Vorstandsmitglieder der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften ihre Teilnahme in sichere Aussicht gestellt und zum Teil auch, wie der Unterzeichnete, Vorträge angemeldet.

Hochdahl bei Düsseldorf, 16. Juli 1904.

Karl Sudhoff.

E. v. J. Das Pariser Pasteur-Denkmal wurde am Samstag auf der Place Breteuil in Gegenwart des Präsidenten der Republik, des diplomatischen Korps, der Staatswürdenträger und der Gelehrtenwelt feierlich enthüllt. Unterrichtsminister Chaumié, der Präfekt des Seine-Departements, der Präsident des Munizipalrates, der bekannte Pariser Hospitalarzt Grancher und andere hielten Gedenkreden zu Ehren Pasteurs.

Bü. Aus Griechenland. Auf der Insel Syra wurden bei Phinikes auf dem Besitztum des H. Printesi mehrere Marmorwerkstücke, z. B. ein Paar Schuhe aus Marmor, gefunden. — Die Archäologische Gesellschaft in Athen hat beschlossen, umfangreiche Ausgrabungen bei Argos vornehmen zu lassen. — Der Arzt Papadimitriu aus Platanos (7 Kilometer nnw. von Olympia) will das Wasser der Quelle der ionidischen Nymphen (zwischen Brúma und Purnári) auf dessen Heilwert untersuchen lassen. Die Einwohner von Purnári wollen die eventuelle Nutznießung der Heilquelle, von der Pausanias (VI 22, 7) spricht, der griechischen Regierung zum Besten der griechischen Flotte überlassen. — Die Regierung in Athen hat an die Behörden von Pyrgos die telegraphische Weisung ergehen lassen, dem deutschen Kraniologen (vgl. Beil. Nr. 160) alle bei Olympia gesammelten Menschenschädel abzunehmen.

sch. Todesfall. In Enkenhofen, Oberamts Wangen, im Allgäu starb der katholische Pfarrer Dr. Joseph Vochezer, der zu den verdientesten neueren württembergischen Historikern gehörte. Als Mitglied des Ausschusses der württembergischen Kommission für Landesgeschichte und als Korrespondent und Pfleger seines Kreises entfaltete er eine erfolgreiche Tätigkeit. Sein Lebenswerk, das leider nicht voll-

endet ist, bildet die im Auftrag des fürstlichen Gesamthauses Waldburg in Oberschwaben herausgegebene, monumental angelegte und mit ungewöhnlichem Fleiß wie großer Gelehrsamkeit ausgeführte „Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben“, von dem 1888 der erste, 1897 der zweite Band erschien. Dr. Vochezer war ein Sohn Oberschwabens und in Hauerz im Februar 1849 geboren; er erreichte also nur ein Alter von 55 Jahren. Als Historiker war er ein Schüler Julius Weizsäckers.

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Unserem Berichte über die dem Geh. Rat Professor Dr. Ludwig Friedländer anläßlich seines 80. Geburtstages zuteil gewordenen Ehrungen tragen wir noch nach: Im Auftrage der zahlreichen Schüler und Freunde des Jubilars, besonders aus Königsberg, Berlin und Straßburg, übergab Professor Dr. Reitzenstein eine Urkunde, die dem Jubilar ein namhaftes Kapital zur Begründung einer Ludwig Friedländer-Stipendien-Stiftung an der Königsberger Universität überwies. Eben diese Universität hatte den Gelehrten, der ihr die Arbeit seiner Mannesjahre gewidmet, zu diesem Tage zum Ehrendoktor der Rechte ernannt. — In der medizinischen Fakultät ist der bisherige Privatdozent Dr. Heinrich Ehret zum außerordentlichen Professor ernannt worden mit dem Lehrauftrag, theoretische Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie und klinische Propädeutik zu halten.

* **Gießen.** Dem New-Yorker Augenarzt Dr. J. H. Knapp — bis 1868 an der Universität Heidelberg — wurde, nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung, zur fünfzigsten Wiederkehr seiner Promotion bei der hiesigen medizinischen Fakultät das Diplom erneuert. Der Jubilar, auf einer Europareise begriffen, hat es am 16. d. M. in Gießen selbst entgegennehmen können.

hc. Leipzig. Mit einer Schrift: „Staat und Wirtschaft. 1. Band: die Anschauungen des ökonomischen Individualismus“ und einer Probevorlesung: „Zur Lehre von der Produktion und ihrem Zusammenhang mit der Wert-, Preis- und Einkommenslehre“ habilitierte sich Dr. Ludwig Biermann in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität für Nationalökonomie.

* **Wien.** Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat heute an den Geheimen Rat Ludwig Friedländer nach seinem derzeitigen Sommeraufenthalt Masmünster das folgende Glückwunschtelegramm gesendet: „Dem Kunsthistoriker Roms, dem gewissenhaften und feinsinnigen Interpreten römischer Dichtung, dem Fortsetzer der ruhmreichen Lobeck-Lehrsschen Tradition, ihrem verehrten Mitgliede, entbietet zum 80. Geburtstage hochachtungsvollen Gruß und herzlichsten Glückwunsch die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.“ (Vergl. „Straßburg“.)

Das Professorenkollegium der Technischen Hochschule hat, wie die Neue Freie Presse erfährt, den Professor für Maschinenbau an der deutschen Technischen Hochschule in Prag, Hrn. Leo Baudiß, für die durch den Rücktritt des Professors Leopold Ritter v. Hauffe erledigte Lehrkanzel des Maschinenbaues in Wien primo loco vorgeschlagen.

* **Graz.** Der Professor für österreichisches Staats- und Verwaltungsrecht an der Czernowitzer Franz Josephs-Universität Dr. Franz Hauke hat einer Berufung an die hiesige Universität Folge geleistet.

* Zürich. Der Privatdozent an der Universität Berlin Dr. Egger hat den an ihn ergangenen Ruf als außerordentlicher Professor für schweizerisches Privatrecht angenommen. Dr. Egger ist geborener Schweizer. — Dr. S. Weber aus Heidelberg erhielt die venia legendi für Kunstgeschichte an der hiesigen Universität.

M. C. Rom, 17. Juli. Der König von Italien hat anläßlich des im Jahre 1903 hier abgehaltenen Historikerkongresses an 42 ausländische Gelehrte nachträglich (durch die erforderlichen Formalitäten verzögerte) Ordensauszeichnungen verliehen. Darunter befinden sich folgende Orden für Deutsche bezw. Deutschösterreicher: das Großoffizierskreuz des Kronenordens Geh. Rat Prof. Dr. Bücheler (Bonn), das Komturkreuz des Kronenordens Prof. Dr. Harnack (Berlin), Prof. Dr. Gierke (Berlin), Prof. Dr. Schulte (Bonn), Prof. Dr. Kehr (Rom), Prof. Dr. v. Luschin (Graz); das Komturkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens: Prof. Dr. Petersen (Rom), Hofrat Prof. Dr. Pastor (Rom), Prof. Dr. v. Wilamowitz-Möllendorff (Berlin); das Offizierskreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens: Prof. Dr. Breßlau (Straßburg), Prof. Dr. Hülsen (Rom), Prof. Dr. Krumbacher (München). Das Ritterkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens: Prof. Dr. Simonsfeld (München), Prof. Dr. Claar (Rom). Die Auswahl der zu Dekorierenden und die zu wählende Auszeichnung wurde im Einvernehmen der beteiligten Regierungen festgesetzt.

Der Direktor des österreichischen Historischen Instituts in Rom, Hofrat Prof. L. Pastor, ist in Anerkennung der Verdienste, welche derselbe sich durch seine „Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance“ um die Erklärung römischer Kunstdenkmäler erworben hat, zum Ehrenmitglied der Accademia di S. Luca zu Rom gewählt worden.

* **Aus Amerika.** Andrew Carnegie hat eine Summe von 24,000 Mark der Royal Institution in London überwiesen mit der Bestimmung, daß sie dem Physiker Professor Dewar zur Fortsetzung seiner Untersuchungen über die physikalischen Eigenschaften von Stahl und anderen Legierungen bei niedrigen Temperaturen zur Verfügung gestellt werden solle. Die Abteilung für Erforschung der natürlichen und krankhaften Eigenschaften der Pflanzen in der Staatsbehörde für Pflanzenindustrie der Vereinigten Staaten hat den Prof. Jones von der Vermont-Universität beauftragt, besondere Arbeiten über die Krankheiten der Kartoffel vorzunehmen. Der Gelehrte ist angewiesen worden, jede mögliche Kenntnis mit Bezug auf die europäischen Abarten der Kartoffel zu sammeln und Samenproben wertvoller Sorten, namentlich solcher, die eine Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten gezeigt haben, nach den Vereinigten Staaten zu bringen, wo Anpflanzungsversuche gemacht werden sollen. Professor Jones hat seine Nachforschungen in Europa bereits begonnen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Wilhelm Suida: Wien II. Die Gemäldegalerie der k. k. Akademie der bildenden Künste, die Sammlungen Liechtenstein, Czernin, Harrach und Schönborn-Buchheim. Stuttgart, Berlin, Leipzig 1904. Deutsche Verlagsgesellschaft Union. 196 S. — Ein Rundgang durch Bethel, Sarepta, Nazareth, Wilhelmsdorf, Wietingsmoor. Nach Mitteilungen von Pastor v. Bodelschwingh zusammengestellt. Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 120 S. — Robert Oloff: Die Religionen der Völker und Gelehrten aller Zeiten. Ein Laien-Brevier. Berlin 1904. Hermann Walther. 318 S. — Karl Böttcher: Der Nabob auf Capri. Roman. Bremerhaven 1904. L. von Vangerow. 301 S. — Von Jena bis Neisse. Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus den Jahren 1805 bis 1808. Tagebuch-Aufzeichnungen des Generalmajors Carl Friedrich v. Blumen. Leipzig 1904. Georg Wigand. 261 S. — J. Burg: Pietätlose Briefe, die sie nicht erreichten. Wien u. Leipzig 1904. J. Eisenstein & Co. 64 S. — Württembergische Geschichtsquellen. Herausg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. 6. Band. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 432 S.



Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 20. Juli. Nummer 164.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.



Inhalt:

Petrarca und Madonna Laura.

Ein Gedenkblatt zum 600. Geburtstage des Dichters.

Von Professor Dr. Karl Voßler (Heidelberg).

Es war am Karfreitag des Jahres 1327. Eine bunte Menge: Kardinäle, Bischöfe, Barfüßermönche, reichgekleidete Edelleute, stolze Damen, gaffendes Volk und andächtige Pilger drängten sich durch die engen Gassen der glänzenden päpstlichen Stadt in Südfrankreich.

Das alte Rom mit seinen Ruinen und seinen finsteren Kastellen lag verlassen. Die Päpste hatten ein lustigeres Quartier in dem schmucken Avignon gefunden.

Hier strömte nun zu Ostern die halbe Welt zusammen. Man drängte zu den Kirchen. Ein schlanker Jüngling, elegant gekleidet, mit wohlgepflegtem Haar, mit schwärmerischem Blick, tritt in die Kirche der hl. Klara. Auch er sucht heute das Bild des Gekreuzigten. Aber ein anderes Bild erfaßt ihn gewaltsam: dort im Dunkel der Kirche, vom Kerzenschein umflackert, von Weihrauch umwoben, von Orgelklängen umrauscht, eine kniende blonde Frau. Es ist Madonna Laura, und der junge Mann, der hier zum erstenmal ihrer ansichtig wird und hier in Sta. Chiara am Karfreitag, anstatt zu beten, sich im wahrsten Sinne des Wortes unsterblich verliebt: der junge Mann ist Francesco Petrarca.

Obgleich Petrarca damals den Elegant zu spielen liebte, so war er doch keineswegs in glänzenden Verhältnissen. Der Vater gehörte zu einer jener unglücklichen Familien aus Florenz, die im Jahre 1302 vom unversöhnlichen Parteihaß ihrer Mitbürger ausgeplündert und haufenweise in die Fremde gejagt wurden. (Außer Petrarcas Vater war damals auch Dante unter den Verbannten.) Und in der Fremde, in Arezzo, ist Francesco Petrarca geboren; heute vor 600 Jahren, am 20. Juli 1304.

An verschiedenen Orten Italiens hatte die flüchtige Familie ihr Glück versucht, bis ihr endlich in dem reichen Avignon ein dauernder Sitz und Erwerb sich darbot. In einem nahen Städtchen wurde der kleine Francesco von einem hungrigen Schulmeister in der Grammatik unterrichtet und sollte nun, wie der Vater, auch Jurist werden. Er bezog die Universitäten Montpellier und Bologna. Aber das trockene Studium der Pandekten wollte ihm nicht munden. Er zog es vor, die lateinischen Dichter, Redner und Philosophen zu lesen. Eines Tages, so erzählt er selbst, erwischte ihn der Vater bei seiner heimlichen Lieblingslektüre. Um ihm die poetischen Flausen gründlich aus dem Kopfe zu treiben, wirft er den Livius, den Ovid, den Seneca und die ganze Herrlichkeit ins Feuer. Doch als der ertappte Student in bittere Tränen ausbricht, da zieht er ihm gerührt noch einen Cicero und einen Virgilius aus den Flammen. Und diese beiden wurden fortan Petrarcas liebste Autoren.

Während er mit seinem Bruder zusammen in Bologna studiert, trifft ihn die Nachricht vom Tode seiner Eltern (1326). Er eilt zurück nach Avignon. Verwaist und verlassen, müßte er fortan ein ärmliches Leben fristen, wenn nicht die mächtige römische Familie der Colonna sich in Freundschaft seiner angenommen hätte.

Ein Schützling und Freund der Familie Colonna, das also war die Stellung des jungen Menschen, den wir dort in der Kirche zu Avignon sahen, wo er den entscheidendsten Eindruck seines Lebens, die mächtigste Leidenschaft seines Herzens empfing. Noch als alter Mann, dem Grabe nahe, muß er bekennen:

> Seit jenem Tage war mein Aug' gesenkt
> Und feucht, mein Herz gedankenschwer; Einsam
> Mein Aufenthalt bei Quell' und Fluß und Bergen,
> Bei Wäldern und Gestein. Seit jenem Tag
> Beschreib' ich Blatt um Blatt mit meinen Liedern,
> Mit meinen Tränen. Oft zerreiß' ich's wieder,
> Bereit' es neu und schreib' und schreibe. —
> Seit jenem Tage kenn' ich Amors Fesseln,
> Und wie man fürchtet, wie man hofft, erfuhr ich
> Wer lesen mag, es steht mir auf der Stirn
> Geschrieben! (Trionfi.)[1]

Die Liebe zu Laura hat den Dichter sein ganzes Leben lang nicht wieder frei gelassen. Nicht etwa, daß nun sein Leben sich zu einem spannenden und abenteuerlichen Liebesroman gesteigert hätte! Sein Leben ist in den Büchern zu suchen, die er geschrieben hat, und in den Liedern, die er sang. Die äußeren Umstände seines Daseins, so wechselvoll sie sich von jetzt ab auch gestalten mochten, sind nebensächlich und geradezu monoton in ihrem ewigen Wechsel; für uns nur von Bedeutung als die äußerlichen Zeichen des immer gärenden, immer unzufriedenen, immer suchenden und sehnenden Wesens in der Brust dieses wunderbaren, ruhelosen Menschen.

Nur kurze Zeit litt es ihn zu Hause. Dann folgte er dem Bischof Jacopo Colonna nach Lombez in die Pyrenäen; dann treibt ihn der Wissensdurst auf waghalsige Reisen durch Nordfrankreich und durch Flandern, wo er nach alten Handschriften spürt. Weiter nach Deutschland, nach Aachen, nach Köln, wo er am Dome emporstaunt und wo er beim Anblick der blonden Frauen, die im Rheine sich waschen, seiner Laura zu Hause gedenkt. Kaum heimgekehrt, zieht's ihn nach Rom, wo ihm aus ernsten Ruinen die heimische Geschichte lebendig spricht. Und wieder zurück in die

[1] Hier wie weiter unten habe ich mich für formell freie, aber inhaltlich treue Uebersetzung, eine Art Interlinearversion, entschieden.

lachende Provence, und weg aus dem geräuschvollen Avignon in das einsame Waldtal Vaucluse, seine Valchiusa, wo er jahrelang hinträumt, ein weltflüchtiger Eremit an den Ufern der Sorgue. Da nistet er bescheiden, wie in einer Nußschale, vertieft in seine Bibliothek. Niemand ist um ihn, als ein schweigsamer Famulus. Gedankenvoll tritt er manchmal hinaus in die Stille des Waldes, die rings sein verlassenes Häuschen umgibt. Doch lassen wir ihm selbst das Wort: „Hier gibt's nicht Paläste, nicht Theater noch Loggien. Nein! Eine Fichte, eine Buche, eine Pinie bei grünem Gras am nahen Hügel, den man sinnend erklimmt und hinabsteigt. Das hebt von der Erde zum Himmel den Geist! Und klagend schluchzt im dunkeln Grün die Nachtigall in Sommernächten und füllt das Herz mit verliebten Gedanken."[2])

Aber in der Stille nagen Ehrgeiz und Eitelkeit an diesem Einsiedler, bis er aus seiner Beschaulichkeit emporfährt, hinausstürmt ins Leben und mit schlauen Bemühungen und persönlichen Beziehungen sich eine öffentliche Anerkennung erwirbt. — Am 8. April 1341 steht er mit klassischer Gebärde auf dem Kapitol zu Rom und läßt sich unter unendlichem Jubel des Volkes zum Dichter krönen. Eine unerhörte und, wie man sich erzählte, seit der römischen Kaiserzeit nicht wieder dagewesene Ehre! Petrarca ruht nicht, bis der Ruhm seiner Gelehrtheit und seines Genies ganz Italien und die ganze gebildete Welt erfüllt.

Dennoch schämt er sich innerlich seiner Eitelkeit und schleicht zurück in seine Valchiusa und schlägt die Ehrenämter aus, die ihm der Papst Klemens VI. anbietet. Eine fette Pfründe in Parma aber nimmt er dann doch wieder gerne an. — Als im Jahre 1347 der Volkstribun Cola di Rienzo im Taumel seiner politischen Romantik die alte Republik in Rom verkündet, da eilt auch er begeistert dem seltsamen Schwärmer entgegen. Und als dieser fällt, da läßt auch er ihn fallen.

Das Schreckensjahr 1348 mit seiner fürchterlichen Pest rafft ihm die liebsten Freunde hinweg. Eines Tages ereilt ihn die Kunde vom Tode der Madonna Laura. Wie ein gequälter Geist irrt er nun durch die Welt: von Parma nach Florenz, nach Arezzo, nach Rom. Gefeiert allerorten wie ein König und unglücklich wie ein Bettler. Heute mutig und morgen feige. Bald ein gefügiger Höfling des blutigen Galeazzo Visconti in Mailand, bald ein würdiger Gast der ernsten Republik Venedig; bald als Gesandter und Redner am Hofe Karls IV. in Prag oder in Paris vor König Johann — bis er endlich bei einem Dörfchen in der Po-Ebene, in Arquà, einen idyllischen Landsitz nach seinem Sinne wieder findet. Hier kommt der Friede, der ewige, sanft und unbemerkt über ihn. Den Morgen vor seinem 70. Geburtstag, am 19. Juli 1374, fand man ihn beim bleichen Schein der Studierlampe, die müde Stirn auf einen Folianten gesenkt. Ueber einem Buche zu sterben war immer sein Wunsch gewesen, und das Schicksal, das ihm all seine ehrgeizigen Träume, all seine Launen so überreich erfüllte, es hat ihm lächelnd auch diese letzte gewährt.

Es gibt wenige Menschenleben, die, von außen gesehen, so glücklich verlaufen wie dasjenige Petrarcas. Er war ehrgeizig und erreichte noch zu Lebzeiten eine Höhe des Ruhms, wie sie das ganze Mittelalter niemals gesehen hatte. Er war liebesbedürftig, und ergebene Freunde bemühten sich allerseits um sein Herz. Er war physisch wohlgebildet, gesund bis ins Alter. Die materielle Not hat er nie gekannt. — Nur Madonna Laura, um deren Liebesgunst er sich bemühte, blieb bis an ihr Ende zurückhaltend, spröde, wie er meinte: sogar grausam gegen ihn. Aber Petrarcas Geist ist viel zu reich, viel zu elastisch, sein Sinn viel zu beweglich, als daß eine mißlungene Frauenliebe ihm zum Lebensunglück hätte werden, eine gelungene ihn dauernd hätte befriedigen können.

[2]) Ein großer Teil der Kommentatoren freilich bezieht diese Stelle (Sonett: Gloriosa Columna) nicht auf Vaucluse, sondern auf Lombez. Für die idyllischen Neigungen des Dichters ist sie darum nicht weniger bezeichnend.

Dennoch ist es ein ewiges Jammern und Klagen in den lateinischen Briefen, in den gelehrten Schriften, in den Liedern des Dichters. „Seit ich geboren bin an den Ufern des Arno, ist mein Leben nur Kummer gewesen, ich mochte mich wenden wohin ich wollte," so klagt er noch als alter Mann in einem Gebet an die Jungfrau Maria. Aehnlich wie Goethe, das andere große Glückskind, so muß auch er bekennen, daß kaum ein Tag seines Daseins wahrhaft glücklich gewesen sei:

> Nulla fuit tibi laeta dies, qua posset anhelus
> Spiritus innumeris finem posuisse querelis.

Wo liegt der Grund zu diesem inneren Elend? Nicht in den Zufälligkeiten des Lebens! Tief in der Brust des Menschen selbst! Es gibt kein Mittel gegen diese Krankheit, denn sie ist angeboren. Umsonst jagt Petrarca nach Zerstreuungen, nach Kampf und Ehre. Umsonst sucht er den kühlen Frieden des Waldtales.

„Dort, wo du nicht bist, ist das Glück!" Nie vor ihm, soweit wir die Kulturgeschichte kennen, hat ein Mensch diesen Fluch so schmerzlich gefühlt, so tief erkannt. Ich wüßte keinen, der je vor ihm dazu geführt worden wäre, ein Wort wie das folgende auszusprechen: „Das schönste Glück, das Amor oder Fortuna je ihrem liebsten Günstling schenken konnten, — ich hab's in einem Augenblick getrübt." Oder: „Für mich gibt es nichts Sicheres außer den Tod. Ich gehöre zu denjenigen, die weder gesund noch krank sind, weder tot noch lebendig. Ach! könnte ich auf der Welt einen Ort finden, irgendwelchen, der, ich will nicht sagen gut, aber nicht schlecht, aber nicht ganz schlecht wäre, so wollte ich ihn nie verlassen!"

Das ist eine durchaus moderne Sinnesart, Romantizismus, Weltschmerz, eine moderne Krankheit. Die Aerzte nennen es gerne Neurasthenie. Die Aerzte bemühen sich, die physischen Ursachen dieser Krankheit aufzudecken; der Kulturhistoriker aber forscht nach den geistigen Bedingungen solch moderner Gemütslage.

Der Mensch des griechisch-römischen Altertums stand mit festen Füßen auf der Erde. Seine Ideale waren von dieser Welt: Körperkraft gepaart mit Geisteskraft, Körperschönheit gepaart mit Geistesschönheit. So entstand die wunderbar harmonische, künstlerische Welt der Antike. Als sie in sich selbst zerfiel, kam das jüdisch-christliche Ideal über die Menschheit. Weg von der Erde, zum Himmel wendet das Mittelalter seinen Blick. Es verachtet den Körper, es verachtet die Schönheit und die Kraft des kritischen Geistes. Selig sind die geistig Armen, die Häßlichen, die Kranken, denn ihrer ist das Himmelreich. Dort im Jenseits gipfeln alle Gedanken. Es türmt sich der katholische Dom zum Himmel; seine finsteren Gewölbe sind ein Gefängnis, aber seine lichten Spitzen steigen jubelnd hinauf zum Himmel.

Der alte Mensch gehört im Grunde nur der einen oder der anderen dieser feindlichen Welten zu; der moderne muß sich mit beiden auseinandersetzen. Hier liegt der wesentliche Unterschied.

Zur Zeit da der größte Dichter des Mittelalters, Dante, in seinem göttlichen Gedicht die christlich-katholische Welt zum reinsten und tiefsten Ausdruck gestaltete, da war Petrarca ein Jüngling von etwa 12 bis 16 Jahren, und schon berauschte er sich, wie er selber sagt, am Klang der lateinischen Perioden eines Cicero und Virgil, schon erfreute er sich am heiteren Wesen eines Horaz, schon glühte er für antike, heidnische Schönheit und Größe. Während Dante noch im körperlosen christlichen Paradies mit seiner theologischen Beatrix von Sphäre zu Sphäre emporflog, ahnte Petrarca ein neues, ein irdisches Paradies, und schickte sich an, in die Tiefen der Geschichte hinabzusteigen, um die verschüttete Welt der Antike wieder auszugraben.

Auch vor ihm hatten sich die Gelehrten schon lange mit dem Altertum beschäftigt; aber eben nur als Gelehrte, als Vielwisser und Pedanten. Sie konnten vom Altertum nur entstellte Fragmente zutage fördern, nicht seinen Geist beleben, nicht seinen eigentümlichen Wert erfassen. Dazu bedurfte es eines Menschen wie Petrarca, der mit dem Fleiß und Scharfsinn des Forschers zugleich den Schwung

und das Schönheitsgefühl des Künstlers verband. Ohne Sinn für Schönheit war die Heimat der Schönheit nimmer zu entdecken. Petrarca aber ist die gelungenste Mischung von Künstler und Gelehrtem. Dazu kommt, daß er Italiener ist und sich als Blutsverwandten, als Enkel der alten Römer fühlt, so daß sich ihm mit der ästhetischen Begeisterung die nationale verbindet, mit dem Schönheitskult der Kult des Vaterlandes. Endlich noch der brennende Ehrgeiz, die verzehrende Ruhmbegierde und selbst die kleine Eitelkeit des Humanisten, die all seine Kräfte auf das eine Ziel hintreiben: der neue Cicero, Virgil und Livius seines Zeitalters zu werden, den höchsten Glanz des Altertums in sich selbst wieder zu verkörpern. So ist dieser Mann mit allen Fasern seines Wesens, mit seinen Tugenden und seinen Lastern an die Aufgabe gefesselt, die ihm das Schicksal gestellt hat. Er wird der Vater des Humanismus und der größte Vorkämpfer der Renaissance. Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu erzählen, wie viele alte Handschriften er entdeckt, wie viele lateinische Werke er geschrieben, wie allseitig er die Liebe fürs Altertum zu verbreiten wußte, wie sehr er den Formensinn und die Kritik seiner Zeit geschärft hat, welchen Riesenschritt der menschliche Gedanke unter seiner Führung getan hat.

Aber dafür, daß Petrarca den neuen Geist der Renaissance heraufbeschwor und mit seinem besten Herzblut tränkte, dafür hat sich der christliche Geist des Mittelalters schwer an ihm gerächt. Zu unbewachten Stunden sucht er ihn auf, schreckt ihn mit dem Bild des Todes und der ewigen Verdammnis, und das Gewissen ruft ihm zu: All dein Ruhm, deine Schriften, das ganze Altertum sind eitel! Die geistige Aufklärung und die Kritik, die du übtest, sind Irrtum und Ueberhebung gegen die himmlische Offenbarung, du selbst ein Narr, der sich an der flüchtigen Schönheit der Erscheinung berauscht und sein Seelenheil darob verscherzt! Denk an den Tod!

Nicht daß Petrarca abergläubisch gewesen wäre, oder daß sein Katholizismus in starren dogmatischen Formen sich bewegt hätte, nicht daß er die Kirche oder das Verdammungsurteil der Priester gefürchtet hätte. Was ihn quält, ist der Richter in seiner eigenen Brust. Das Christentum Petrarcas ist auch schon modern. Für das Dogmatische hat er kaum noch Sinn und spricht fast nie davon. Tiefste Gefühlssache und Gesinnungssache ist für ihn die Religion, nicht Werkheiligkeit oder kirchlicher Gehorsam. Thomas von Aquino, unter dessen Bann noch Dante steht, bedeutet kaum mehr etwas für ihn. Ein ganz anderer kirchlicher Schriftsteller gewinnt den tiefsten und entscheidendsten Einfluß auf sein religiöses Empfinden: der evangelisch gesinnte St. Augustin. Von dieser Seite aus betrachtet kann Petrarca schon als Vorbote der Reformation erscheinen. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß die Religion für ihn kaum etwas mehr als ein Passivum, ein Mischmasch von Furcht, Zwangsvorstellung und ultimum refugium gewesen ist, kurz eine Kraft, die ihn im Grunde eher gehindert als gefördert hat. Seine eigentliche und spontane Tätigkeit lag eben nicht in der Richtung der christlichen Ideale.

An der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gefühle darf deshalb nicht der leiseste Zweifel gehegt werden. Aber gerade hier liegt's: je innerlicher und tiefer bei Petrarca diese Gefühle, desto entschiedener und schroffer die Verdammung aller Gelehrteneitelkeit und alles sinnlichen Schönheitskultes, desto tiefer darum auch der Riß, der durch seine Seele geht. Es ist die Seele eines Künstlers und die eines Büßers, ein Raphael und ein Savonarola, die in der Brust dieses gequälten und selbstquälerischen Menschen miteinander ringen.

Man hat Petrarca lange Zeit Unrecht getan. Man sammelte die Handlungen in seinem Leben und die Aeußerungen in seinen Schriften. Es ergaben sich die wunderlichsten Widersprüche, die schreiendsten Inkonsequenzen, und man folgerte: Petrarca ist charakterlos, er lügt, er heuchelt. Nichts ist ungerechter als dieses Urteil! Denn eben das Echte an ihm, was sein eigenstes und innerstes Wesen ausmacht, ist der Widerspruch, die Zwiespältigkeit. Nie hat Petrarca die Kluft in seiner Seele heuchlerisch verdecken wollen. Er hat sie gekannt und mit schmerzlicher Wollust ergründet und heiße Tränen darüber geweint und schmelzende Lieder davon gesungen. Eben darin, daß er diesen seelischen Zwiespalt mit Bewußtsein und ausdrücklich zum Leitmotiv seiner lyrischen Dichtung erhebt, darin liegt seine künstlerische Originalität.

Wenn man die Dichtungen der Vorgänger zum Vergleich heranzieht, so tritt das Neue und Moderne an ihm alsbald heraus. Vor allem kommt der Minnesang der provenzalischen Trobadors in Betracht. In ihren Liedern dient der Ritter um die Liebesgunst seiner Dame und verherrlicht ihre Schönheit in überschwänglichster Weise. Ein Skrupel über die sinnliche Natur der eigenen Wünsche aber kommt ihm kaum in den Sinn. Wenn man den Büßer spielen wollte, so gab es ganz besondere Dichtungsgattungen und Versarten dafür, aber in eine Liebeskanzone gehörte dergleichen nicht. Wohl wohnte, vielleicht sogar in der Brust eines und desselben Sängers, die sinnliche Welt dicht neben der übersinnlichen, aber der Kampf zwischen den beiden, der Zusammenstoß und die feindliche Vermischung unterblieb. Heute sündigte man und morgen fastete man: alles Ding zu seiner Zeit.

Die ritterlichen Minnesinger sind nicht die einzigen Vorgänger Petrarcas. Unmittelbar vor ihm, zur Zeit Dantes, gab es in Italien philosophische Minnesinger, eine Art platonischer Liebhaber, die von der fleischlichen Liebe vollständig absahen, in der Geliebten ein geistiges und göttliches Wesen, eine Idee erblickten, und in der Liebe selbst eine reinigende und veredelnde Kraft. Bei ihnen hatte der platonisch-christliche Gedanke den sinnlichen Trieb sozusagen aufgelöst. Sie wollten die Natur durchgeistigen und belogen sich selbst dabei, indem sie sich einredeten, daß das fleischliche Element unterdrückt oder geradewegs und restlos in ein geistiges umgesetzt werden könne. Diese zweite vorpetrarkische Liebesdichtung ist sich also des großen Gegensatzes auch nicht bewußt, oder sie will es nicht sein. Auch hier kommt es nicht zum Zusammenstoß noch zur feindlichen Vermischung.

Und nun setzt die Lyrik Petrarcas ein. Es erklingen die ersten modernen Laute des Seelenkampfes:

> Noch mit dem Tod zur Seite
> Such ich nach einem neuen Lebensziel:
> Seh das Gute und klamm're mich ans Schlechte —

So endet eine seiner berühmtesten Kanzonen. Dasselbe Grundproblem, das unser Schiller in die Worte faßte:

> Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
> Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl

das Goethe zur Idee des Faust, des Menschen mit den „zwei Seelen" erhoben hat, das Wagner im Tannhäuser, im Tristan, im Parsifal verschiedentlich gestaltete, das ist zum erstenmal in der Weltliteratur von Petrarca erlebt und ausgedrückt worden.

Das Liederbuch Petrarcas (il Canzoniere) enthält 317 Sonette, 45 Kanzonen und 4 Madrigale. Darunter handeln nur 26 Sonette und 5 Kanzonen von etwas anderem als von der Liebe.

Petrarca pflegte von seinem Canzoniere etwas wegwerfend zu sprechen, weil er nicht lateinisch, sondern italienisch geschrieben war. Er nannte die Sammlung Rerum vulgarium fragmenta oder nugae. Trotzdem hat er sein ganzes Leben lang an diesen „Tändeleien", die seinen Weltruhm begründen sollten, gearbeitet und gefeilt und hat sie sorglich gesichtet und gesammelt. Wieder einer der vielen Widersprüche, die uns jetzt, da wir ihn kennen, nicht mehr zu wundern brauchen.

Die Liebeslieder beziehen sich wohl alle auf Madonna Laura. Und wie erscheint sie uns in der Phantasie ihres Dichters? Als ein wunderbar schönes Weib mit blonden Zöpfen, leuchtenden Augen, rosigem Mund und göttlichen Gliedern. Die weibliche Schönheit vor allem besingt der Dichter. Seine Liebe ist zunächst die sinnliche; seine Wünsche unterscheiden sich nicht von denjenigen jedes be-

ledigen gesunden Liebhabers. Aber Laura verhält sich spröde, tugendsam, regungslos, bewegungslos und unnahbar. So bleibt sie von der ersten Stunde, da Petrarca sie erblickte, bis zu ihrem Tode. Nicht das Selenleben der Frau, sondern das ihres Sängers lernen wir kennen. (Das Seelenleben der Frau zum erstenmal in der modernen Literatur zu erschließen, blieb einem anderen vorbehalten, dem heiteren Freunde Petrarcas: Boccaccio.)

Die Eindrücke, die tausenderlei Empfindungen und Gedanken, wie sie in unerschöpflichem Wechsel beim Anblick der Geliebten oder bei der Erinnerung an sie in Petrarca erstehen, sie bilden den vornehmsten Stoff dieses Liederbuchs.

Die Haupteindrücke sind zweierlei: 1. Lauras Schönheit, und diese preist und bewundert Petrarca. Daher der ästhetisch-sinnliche Charakter seiner Lyrik. 2. Lauras spröde Keuschheit, und diese beklagt und bejammert Petrarca. Daher der elegisch sentimentale Charakter seiner Dichtung. Beide Elemente aber: das sentimentale und das ästhetische, halten sich auf die glücklichste Weise das Gleichgewicht. Der Preis der Frauenschönheit artet niemals ins Lüsterne aus, weil der keusche Anstand Lauras davor bewahrt. Die sentimentale Klage verliert sich niemals oder nur selten ins Weichliche und Süßliche oder gar ins Tragische, weil der Schmerz durch bewunderndes Schauen, die quellende Träne durch den Sonnenblick der Schönheit verklärt und gedämpft wird.

Die Schönheit der Frau wird aber noch erhöht durch die Schönheit der Umgebung, in die sie der Dichter versetzt: die Landschaft, das idyllische Tal von Vaucluse, eine Szenerie von Bäumen und Büschen mit Quelle und Bach, mit sanftem Gras und fächelnden Winden und lockenden Vögeln. Es knüpft sich eine innige Beziehung zwischen Laura und der Natur, zwischen der Natur und Laura. Im Dunkel des Waldes, in den Linien der Felsen, in den Umrissen der Wolken, überall schaut er ihr Bild, und im Gemurmel des Baches hört er ihre Stimme. Es ist ein Laura-Pantheismus. — Und was für Bilder! Hören wir eine Strophe aus der Kanzone: **Chiare, fresche e dolci acque.**

Von schönen Zweigen sank
(o holde Erinnerung!)
ein Blütenregen nieder auf ihren Schoß.
Und s i e saß da
bescheiden in all der Pracht,
schon ganz bedeckt vom Liebesblütenglanz.
Dort fiel ein Blümchen auf den Saum des Kleids,
ein anderes auf die blonden Zöpfe,
wie auf geschliff'nem Gold die Perle leuchtet,
so war es anzuschauen.
Dort senkt ein Blümchen sacht zur Erde sich,
und eines auf des Baches Wellen;
und wieder eins irrt lieblich durch die Luft,
als wollt' es rings verkünden: Hier herrschet Amor!

Und welche Harmonie in den italienischen Versen:

Da' be' rami scendea,
(Dolce ne la memoria)
Una pioggia di flor sovra'l suo grembo;
Et ella si sedea
Umile in tanta gloria,
Coverta già de l'amoroso nembo.
Qual flor cadea su'l lembo,
Qual su le treccie bionde,
Ch'oro forbito e perle
Eran quel di a vederle.
Qual si posava in terra, e qual su l'onde;
Qual con un vago errore
Girando parea dir — Qui regna Amore.

Kein anderer vor Petrarca, auch unser Walter von der Vogelweide nicht, hat den lyrischen Gehalt der Landschaft so tief gefühlt und ausgenützt. Bekanntlich ist er der erste, von dem wir wissen, daß er eine halsbrecherische Bergbesteigung unternommen hat, nur um die schöne Aussicht zu genießen. Er wäre damit der geniale Vater des weniger genialen Touristensports.

Freilich bleibt die Landschaft in Petrarcas Liedern zum Teil noch etwas eintönig und konventionell. Der lachende Frühlingshintergrund der mittelalterlichen Minnesänger erfüllt auch bei ihm noch einen großen Raum. Doch fehlt es nicht an ganz neuen landschaftlichen Stimmungen. Man vertiefe sich in die schmelzende Abendstimmung der Kanzone: **Nella stagion che'l ciel rapido inchina**, oder man lausche dem träumerischen Walddunkel in dem herrlichen Sonett: **Per mezzo i boschi:**

Mitten durch den wilden, ungastlichen Wald,
Wo's für bewaffnete Männer ein Wagnis ist,
Da geh' ich sicher hindurch. Mich schrecket nichts
Anderes als nur die lebendige Sonne der Liebe.
Und singend geh' ich (ein luftiger Träumer!)
Singend von ihr, die niemand mir raubt,
Denn ich trag' sie im Auge: und Frauen und Fräulein
Glaub ich um sie zu sehen, und es sind Tannen und Buchen.
Ihre Stimme hör ich, wenn Zweig und Lüfte
Und Laub und Vögel leise klagen, und murmelnd
Die Bächlein im Gras sich verlieren.
Nie hat ein Schweigen, ein einsamer Schauer
Schattigen Waldes mir s o gefallen! —
Nur daß, ach! meine Sonne zu fern sich verliert.

(Schluß folgt.)

Die Keilinschriften und das Alte Testament.*)

Eberhard Schraders außerordentlich viel gebrauchtes Werk hatte die Absicht, biblische Stellen durch Nachrichten der Keilinschriften zu erläutern, zu illustrieren; an die im Wortlaut oder im Auszug mitgeteilten Bibelstellen schloß sich das keilinschriftliche Material in Form von Glossen oder Exkursen direkt an. So war ein für das Bibelstudium unmittelbar benutzbares Handbuch geschaffen, das den theologischen Kostgängern der Assyriologie unvergleichliche Dienste leistete. Für diese war es in erster Linie bestimmt. Das Buch ist seit langem vergriffen, es bestand das dringende Bedürfnis nach einer Neuauflage, die bei der raschen Entwicklung der Wissenschaft nur eine Neubearbeitung sein konnte. Eine solche ist uns in dem vorliegenden Werk geschenkt worden, aber sie hat mit der früheren Gestalt äußerlich und innerlich nichts, aber auch gar nichts gemein, als den Titel, und auch diesen führt sie, streng genommen, mit Unrecht. Während Schrader unter Beschränkung auf das Alte Testament ausschließlich keilinschriftliche Quellen zur Erläuterung beizog, ist jetzt zur Erklärung des ganzen Bibelbuches Alten und Neuen Testaments mit Einschluß der Apokryphen und Pseudoepigraphen das inschriftliche Material aller Kulturländer des vorderen Orients verwertet worden; an Stelle glossatorischer Behandlung ist eine systematische, zusammenhängende Darstellung der Geschichte, Geographie, Religion und Sprache des vorderasiatischen Altertums getreten. Während bisher an den biblischen Text die erklärenden Glossen angefügt wurden, werden jetzt die biblischen Parallelen in den Rahmen der vorangehenden Darstellung des außerbiblischen Stoffes, mehr oder weniger deutlich von diesem geschieden, eingegliedert. Das sind Aeußerlichkeiten; wir hören übrigens aus dem Vorwort, daß Schrader selbst die Absicht hatte, bei einer Neubearbeitung diese grundlegenden Neuerungen einzuführen. Nun sind aber an Stelle Schraders Hugo Winckler und Heinrich Zimmern getreten, und damit ist auch die Grundauffassung hinsichtlich wichtigster Fragen der alttestamentlichen Geschichte eine vollständig andere geworden. Irgend ein Grund, warum der Verlag (auch dieser ist nicht mehr der alte) ein so durchaus neues Gebilde unter der alten Etikette auf den Markt gebracht hat, ist nicht erfindlich. Doch sei dem wie ihm wolle, wir nehmen das Buch wie es ist, und

*) Die Keilinschriften und das Alte Testament. Von Eberhard Schrader. Dritte Auflage, mit Ausdehnung auf die Apokryphen, Pseudoepigraphen und das Neue Testament; neu bearbeitet von Dr. H. Zimmern und Dr. H. Winckler. Berlin 1903, Reuther u. Reichard. 680 Seiten 8⁰, 1 Karte.

wenn auch sein Titel ein stilistisches und logisches Ungeheuer ist, dem jedes Recht, dieses Werk in die Wissenschaft einzuführen, abgesprochen werden muß, so muß doch das Buch selbst als eine Leistung von höchster Bedeutung anerkannt werden. Die Neuerungen im Aeußerlichen kann man nur dankbar begrüßen. Die alte Anordnung hatte gewiß auch ihre Vorzüge, sie gab aber nicht die Möglichkeit einer systematisch durchgeführten Darstellung der Wechselwirkungen, der immer sich wiederholenden tiefgreifenden Beeinflussungen, die in politischer wie in kultureller Beziehung das Volk Israel und seine Geschichte erst richtig begreifen lehren. Andrerseits aber hätte der Konservativismus, den die Verlagshandlung dem Werke Schraders gegenüber bewährt hat, uneingeschränktes Lob verdient, wenn er dazu geführt hätte, daß trotz der neuen Gestaltung dem Umstand Rechnung getragen worden wäre, daß die durchgehende Gegenüberstellung des biblischen Textes und des profanen Quellenmaterials dem Studium außerordentliche Erleichterung bot, die bei der jetzigen Form des Werkes von dem nach schneller, bequemer Orientierung verlangenden Leser schwer vermißt werden wird. Den Kreisen, an die es sich wendet, ist mit der ständigen Verweisung auf die sehr kostspielige und schon vielfach veraltete „keilinschriftliche Bibliothek" und andere Quellensammlungen nicht gedient. Die Verlagshandlung würde sich ein sehr großes Verdienst erwerben, wenn sie im Anschluß an das vorliegende Buch ein Textbuch aller für das biblische Schrifttum bedeutsamen inschriftlichen Quellen mit kurzen Verweisungen auf den biblischen Text sowohl, wie auf die vorliegende systematische Behandlung folgen lassen würde. Leider kommt auch die Neuauflage von Hugo Wincklers „Keilinschriftliches Textbuch zum Alten Testament"[1]) diesem Bedürfnis nur unvollkommen entgegen. Vorläufig aber sei hierauf verwiesen.

Der von Winckler bearbeitete erste Teil „Geographie und Geschichte" ist bereits Ende 1901 erschienen. Er hat eine, leider recht einseitige und nur vereinzelt gebliebene, aber doch recht heftige Diskussion hervorgerufen. Von den Einwendungen, die gegen diesen Teil des Werkes erhoben worden sind, bleibt sicher die eine zu Recht bestehen, daß es dem historischen Charakter des Schraderschen Buches, unter dessen Firma nun einmal das neue Werk in die Welt gegangen ist, völlig widerspricht. Das Schradersche Werk war so recht ein Denkmal „besonnener", „vorsichtiger" Kritik, und dadurch ganz nach dem Herzen derer, die mit „unausgegohrenen Hypothesen" nichts anzufangen wissen, eine unvergleichlich ergiebige Quelle für die Verbrämung „wissenschaftlicher" Kommentare zum Alten Testament. Das ist ganz anders geworden. Wer gewohnt ist, seine Wissenschaft fertig bei irgend einer assyriologischen Firma zu beziehen, kann mit dem neuen Herrn in der Firma Schrader keine Geschäfte mehr machen. „Rechnung und Gefahr" fallen hier, wie auch ganz ordnungsgemäß, aber unbequem, dem Empfänger zur Last. Kurz, Wincklers Beitrag zu dem Werke ist, wie alle seine Arbeiten, ausschließlich für Leser berechnet, die nicht nur ein Nachschlage- und Schulbuch von dogmatischer Gültigkeit benutzen und gebrauchen können, die vielmehr auf Grund selbständiger Kenntnisse und eigenen Urteils auch gelegentlicher Subjektivität und Willkür gegenüber den Kopf nicht verlieren, denen mehr daran liegt, die Dinge in ihrem Zusammenhang zu begreifen, als in ihren Einzelerscheinungen dem Gedächtnis einzuprägen.

Ueber den Inhalt von Wincklers Darstellung kann ich mich kurz fassen und auf meine Ausführungen in der Beilage, Nr. 270 und 271 des vorigen Jahrganges, hinweisen, die in der Hauptsache unter dem Einflusse von Wincklers Untersuchungen und Resultaten entstanden sind. Näher habe ich mich in der Separatausgabe jenes Artikels[2]) ausgesprochen.

Im zweiten Teile haben wir aus H. Zimmerns Feder den einzigen Versuch einer Gesamtdarstellung der babylonischen Religion, der Anspruch machen darf ernst genommen zu werden. Die kurze Einleitung spricht über Lokalkulte und Gesamtsystem der babylonischen Religion, über die semitischen und sumerischen Elemente in ihr, und über die spezifische Form der babylonischen Religion als Astralreligion. Die Darstellung knüpft an die Stichworte: das babylonische Pantheon in seinen Hauptgestalten (S. 350—487), babylonische Mythen (S. 488—587), Kultus, Aberglauben, Religiosität und Moral (S. 588—613), das babylonische Weltbild (S. 614—643). Der Schlußteil handelt von dem „Verhältnis der babylonisch-assyrischen Sprache zur hebräischen" (S. 644—654). Hervorzuheben ist noch das ausführliche, ungemein sorgfältige Namen-, Sach-, Wort- und Stellenregister, welches die Benützung des umfangreichen Buches außerordentlich erleichtert. Dem im Vorwort gegebenen Versprechen, sichere Tatsachen von Kombinationen und Hypothesen auch äußerlich zu unterscheiden, wird Zimmern so weit gerecht, als es nur möglich ist. Die eigentliche Bestimmung des Buches als Handbuch für Studierende oder jedenfalls solche Kreise, die zu einer kritischen Nachprüfung im einzelnen nicht ausgerüstet sind, fordert eine derartige Selbstverleugnung. Diese didaktische Aufgabe des Werkes wird auch wesentlich gefördert durch die von Zimmern streng eingehaltene äußerliche Scheidung der beiden Vergleichsobjekte der Darstellung. Die babylonischen und biblischen Stoffe werden in jedem Abschnitt nacheinander getrennt abgehandelt. Das Buch bietet aber auch dem selbständigen Forscher eine reiche Förderung, eine Fülle Anregung, von neuen Problemstellungen und sicheren Ergebnissen. Nur auf eines will ich näher eingehen. Das größte Interesse werden der Natur der Sache nach die Auseinandersetzungen über das Christusproblem erwecken. Für Zimmern ergibt sich eine historisch wohl begründete Entwicklungsreihe Marduk-Jahve-Christus, eventuell auch direkt Marduk—Christus. In nicht weniger als 14 einzelnen Punkten, der vorweltlichen Existenz des Messias, seiner wunderbaren Geburt, seinem Beruf als Welterlöser, der erscheint in der „Fülle der Zeit" als der „vom Vater in die Welt Gesandte", seinem Leiden, Tod, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt, Erhöhung, Parusie, Endgericht und der „Hochzeit des Christus" zeigt Zimmern eine tiefgehende Beeinflussung der neutestamentlichen Messiasgestalt durch babylonische Vorstellungen, die zum Teil direkt, zum Teil auf dem Umweg über den Jahve des Alten Testaments oder die Mythologie des Parsismus im Neuen Testament Eingang gefunden haben.

Lediglich um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß Zimmern ausgesprochenermaßen (S. 377 a 2) lediglich etwaige Beiträge zur Vorgeschichte der christologischen Anschauungen von seiten des Babylonischen geben wollte, daß er einfach die sich aufdrängenden Parallelen registriert, „ohne damit in jedem einzelnen Falle die tatsächliche Herkunft dieser Ideen aus Babylonien auch wirklich behaupten zu wollen". Die Ausnutzung und Verdrehung, die im Babel-Bibel-Streit einige Resultate der Forschung von gewisser Seite sich gefallen lassen mußten, läßt es nicht unnötig erscheinen, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die lediglich „vermutungsweise aufgestellten Zusammenhänge zwischen babylonischer Mythologie und Christologie", deren historische Verknüpfung keineswegs über jeden Zweifel erhaben ist, lediglich äußerlicher, formaler Natur sind, „daß schon im Judentum und vollends im Urchristentum solches ursprünglich aus polytheistischer Religion stammende mythologische Material eine ganz eigenartige charakteristische Umbildung erfahren hat und mit völlig neuen urchristlichen Ideen verknüpft worden ist."[3])

Ich muß es mir versagen, auf weitere Einzelheiten in dieser ausgezeichneten Darstellung der babylonischen Religion und ihrer alttestamentlichen Parallelen einzugehen. Doch kann ich das Bedauern nicht unterdrücken, daß die Verlagshandlung dem Verfasser besonders in den letzten Abschnitten allzu große Beschränkung auferlegt hat. So mußte namentlich der Abschnitt über Kultus, Aberglauben u. s. w. (Seite 588 ff.) „lediglich einige lose aphoristische Beiträge" geben, „bei denen nähere Beziehungen mit dem biblischen Material vorliegen". Gerade hier wäre es wünschenswert gewesen, daß die Verlagshandlung dem gründlichsten Kenner dieser schwierigen Materien größere Bewegungsfreiheit zugestanden

[1]) Leipzig, J. C. Hinrichs.

[2]) Theologie und Assyriologie im Streit von Babel und Bibel. Leipzig, J. C. Hinrichs.

[3]) Vergl. hierzu Zimmern, „Keilinschriften und Bibel", das als kurzer Auszug aus dem größeren, oben besprochenen Werke auf 53 Seiten in nuce einen ausgezeichneten Ueberblick über alle wesentlichen Resultate und Probleme bietet, die infolge des Babel- und Bibelstreites das öffentliche Interesse bewegen.

und ihm ermöglicht hätte, wenigstens das, was er heute geben konnte, an sicheren Ergebnissen seiner Forschungen oder an Andeutungen noch offener Fragen, auch alles auszusprechen. Dasselbe gilt vom Kapitel über das „babylonische Weltbild", wie namentlich von den Auseinandersetzungen über das Verhältnis der babylonisch-assyrischen Sprache zur hebräischen, die auf 10 Seiten zusammengedrängt werden mußten. Diese Ausstellungen sollen aber den Dank für das Gebotene nicht einschränken. Der theologische Jahresbericht hat das Erscheinen der neuen Bearbeitung als die Sensation des Jahres bezeichnet. Das ist sie in der Tat. Es wäre nur zu wünschen, daß das Werk in beiden Wissensgebieten, die es behandelt, seine Wirkungen haben möchte, brauchen können es alle beide.

Otto Weber.

Bücher und Zeitschriften.

Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Von B. Heil. Leipzig 1903, Teubner. 151 S. (43. Bändch. der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt").

Wir hatten bereits einmal Gelegenheit, auf die treffliche Sammlung Aus Natur und Geisteswelt hinzuweisen (s. Beil. Nr. 208 v. J.). Jetzt ist dieselbe wiederum durch ein herrliches Büchlein bereichert worden. Trotz gedrängter Kürze weiß uns Heil in fesselnder Sprache ein vollständig klares Bild des gesamten städtischen Lebens des Mittelalters zu geben. Dabei sind alle Verhältnisse in übersichtlichster Weise so vollständig erschöpfend nach den neuesten Forschungen behandelt, daß einem, der sein Examen bereits hinter sich hat, ordentlich Neid auf seine jüngeren Kollegen anwandeln muß, die hier alles so hübsch beisammen haben, was er sich früher mühselig aus den umfangreichen und hochgelehrten Darstellungen und den kritischen Streitschriften der Meister selbst zusammenstoppeln mußte. Lehramtskandidaten und Doktoranden kann das treffliche Werkchen nicht warm genug empfohlen werden. Eine reiche Auswahl guter Illustrationen erleichtern noch das Verständnis. — Zunächst gibt Heil eine Erklärung der Entstehung der Städte und der Anfänge des Bürgertums in Süd- und Westdeutschland. So sehr hier viele Städte auf römischen Ursprung zurückweisen, so haben sie sich doch keineswegs in ungestörter und fortlaufender Linie aus den alten Römerstädten entwickelt. In den Stürmen der Völkerwanderung sind diese sämtlich in Trümmer gesunken. Der spärliche Rest der Bevölkerung, der etwa noch auf denselben zurückblieb, führte lediglich ein ländliches Dasein. Die eigentlich städtische Beschäftigung, Handel und Gewerbe schlummerten bis in die Zeit der sächsischen Kaiser. Entscheidend wirkten auf die Entwicklung der Städte die Grundherrschaften ein. Die großen Grundbesitzer konnten die Erzeugnisse ihrer Güter natürlich nicht alle selbst verwerten und führten sie darum an bestimmten für den Verkehr besonders günstigen Plätzen, an Flußübergängen, Wegkreuzungen, Wallfahrtsorten u. s. w., zusammen, um dafür die nötigen Produkte des Handels und Gewerbes einzutauschen. An solchen Punkten entstanden die Märkte. Sie waren anfangs noch nicht ständige. Erst allmählich wurden Ort und Zeit des Marktes stabil, indem sich an besonders verkehrsreichen Punkten Handwerker und Kaufleute ständig niederließen. Hier entstand dann häufig eine Stadt. Unter ähnlichen Bedingungen erwuchsen auch die königlichen Pfalzen und die Bischofssitze zu Städten, wo die Bedürfnisse des Hofes und seiner Beamten reiche Aussicht auf Arbeitsgelegenheit und Verdienst boten. Die eigentlichen planmäßigen Städtegründungen durch die Territorialherren beginnen erst im 12. und 13. Jahrhundert. Jetzt ist die Rede von den sog. „Stadtrechten". Von diesen erlangten die größte Bedeutung: das Soester, Lübecker, Magdeburger, Kölner und das Recht von Freiburg i. Br. Im 13. Jahrhundert ging der innere Ausbau Deutschlands einem gewissen Abschluß entgegen; die Rodungen waren beendet; durch die Einführung der Erb- und Zeitpacht waren viele Bauern brotlos geworden; die zwar mächtig aufblühenden Städte waren doch auch bald übervölkert. Die überschüssige Bevölkerung mußte anderswohin abgeleitet werden. Es beginnt nun die folgenschwerste Tat des deutschen Volkes im Mittelalter: die Besiedelung des deutschen Ostens (S. 35—72). Eine hervorragende Rolle spielten hierbei die Orden der Cisterzienser und Prämonstratenser, die von ihrem Kloster Leubus in Thüringen aus den Strom der deutschen Auswanderer nach Schlesien lenkten und große Striche in der Mark, in Mecklenburg und Polen mit deutschen Bauern besetzten. Das Höchste leistete aber in der Kolonisation der Deutsche Orden, der innerhalb 50 Jahren das Gebiet der wilden Preußen eroberte. Große Verdienste um die Verbreitung des Deutschtums im Nordosten erwarben sich auch, freilich ohne die direkte Absicht, lediglich im Interesse der Kirche, die Päpste Innocenz III., Honorius III. und Gregor IX., indem sie den Kreuzfahrern nach Livland oder Preußen die gleichen Gnaden und Ablässe in Aussicht stellten, wie denen, die ins heilige Land zogen. Die Besiedelung der einzelnen Landschaften durch Gewinnung von Kolonisten und Anlegung von Städten überließen die jeweiligen Eroberer oder Landesherren einem oder mehreren wohlhabenden und zuverlässigen Männern, den sogenannten Lokatoren, gegen eine gewisse Geldsumme. Die Unternehmer ihrerseits erhielten für ihre Mühe und Auslagen die urkundliche Zusicherung bestimmter Rechte und Vorteile, einen abgabenfreien Hof in der Stadt und das Amt des Schulzen, das namentlich durch die mit ihm verbundene niedere Gerichtsbarkeit reiche Einnahmen abwarf und vererblich war. Bei der Anlage der Städte lehnte man sich zumeist an die Rechte von Lübeck und Magdeburg an. Die preußischen Städte erhielten bereits 1233 in der sogenannten „Kulmer Handveste" ein eigenes Grundgesetz, das ihre Stellung gegenüber dem Orden und der Geistlichkeit, die Verteilung des ländlichen Grundbesitzes regelte und Bestimmungen über die Wahl der Ratsherren und der anderen städtischen Beamten traf. Im folgenden gibt dann Heil eine Darstellung der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung der bedeutenderen Städte des ausgehenden Mittelalters (S. 72—98). Hier ist besonders die ziemlich eingehende Darlegung des Geld- und Kreditwesens, namentlich des in den meisten Werken so vernachlässigten Münzwesens begrüßenswert. Den Schluß bildet eine durch reichen Bilderschmuck erläuterte Schilderung des Aussehens und des Lebens und Treibens der spätmittelalterlichen Stadt (S. 99—151). Ein kurzes Sachregister erleichtert die Orientierung.

Dr. Frz. Jos. Böller.

Von St. Pierre bis Karlsbad. Studien über die Entwicklungsgeschichte der Vulkane von Dr. M. Wilhelm Meyer. Berlin 1904, Allg. Ver. f. deutsche Lit. 346 S.

Der erste Abschnitt enthält nach Berichten anderer, anschließend an den Ausbruch des Mont Pelé vom 8. Mai 1902 (dessen besonders interessante spätere Entwicklung unerwähnt bleibt) die Beschreibung einiger weiterer Vulkanphänomene desselben Jahres (Guatemala, Samoa) und eine Darstellung der Wirkungsweise des Vulkanismus auf Hawaii. Es folgt eine Reisebeschreibung zum Vesuv, Aetna und den Liparischen Inseln, sodann eine solche quer durch den nordamerikanischen Kontinent (Niagara, Yellowstone Park, Sierra Nevada) nach eigenen Erlebnissen. Im letzten Abschnitt kommen theoretische Betrachtungen zur Sprache, zum Teil auf Grund von Meinungen, die gerade im verflossenen Jahrzehnt von Fachmännern mit Erfolg als unhaltbar bekämpft wurden, und zum Schluß ein Kapitel über den Karlsbader Sprudel und dessen Ursache. — Wer ein populär-wissenschaftliches Buch vermutet, wird sich getäuscht fühlen. Es ist eine häufig im burschikosen Plaudertone gehaltene Erzählung vulkanischer Vorgänge und aller möglicher Reiseerlebnisse mit eingesprengten Erklärungsversuchen geophysikalischer Erscheinungen in phantastischem Gewande. Die zahlreichen Illustrationen sind geschmackvoll, charakteristisch und interessant.

P. Gr.





Allgemeine Rundschau.

Anton Tschechow †.

In Anton Pawlowitsch Tschechow hat Rußland einen seiner besten Söhne verloren. Lange schon wußte man in den dem talentvollen Erzähler nahestehenden Kreisen, daß seine Tage gezählt waren, daß die tückische Krankheit, die seit Jahren an seiner Lebenskraft zehrte, die Schwindsucht, ihn über kurz oder lang hinwegraffen würde. Als ich ihn vor vier Wochen im Berliner Savoy-Hotel sprach, erschrak ich über die jähe Veränderung, die das furchtbare Leiden während der letzten Jahre in seinen feinen, sympathischen Zügen hervorgebracht hatte. Tschechow war Arzt von Beruf, und er wird sich über seinen körperlichen Zustand selbst kaum getäuscht haben. Aber er trug sein Schicksal mit Würde, mit stoischem Heroismus, bis zum letzten Augenblick jene echte Vornehmheit und reservierte Liebenswürdigkeit bewahrend, die ihn von jeher ausgezeichnet hat.

Die russische Intelligenz betrauert in Anton Tschechow den Schriftsteller, der unter allen, die während der letzten 20 Jahre in Rußland die Feder führten, ihr Fühlen und Denken am besten verstanden und am schärfsten analysiert hat. Altmeister Tolstoi gab sich, seit er in seinen Schriften die großen ethischen Fragen der Menschheit behandelte, mit den Details des gesellschaftlichen Lebens nur noch ganz nebenbei ab, während Maxim Gorki, der neben Tolstoi und Tschechow neuerdings als dritter „Führender" genannt wurde, seine Hauptstärke bisher vornehmlich in der Schilderung der sozialen Niederungen dokumentiert hat. Anton Tschechow ist so recht der Schilderer und Wortführer der russischen „Intelligenten". Gleich Gorki kam er aus den Kreisen des unteren Volkes, sein Vater war vor der großen Agrarreform der 60er Jahre leibeigener Bauer. Aber während Gorki die russischen „Intelligenten" als ein unfruchtbares, zu kraftvoller Auffassung unfähiges Element in Bausch und Bogen verwirft, geht Anton Tschechow, so scharf auch seine Satire alle Auswüchse, alle Seltsamkeiten, Verkehrtheiten und Laster des europäisierten Russentums geißelt, doch mit unverkennbarer Liebe allen entwicklungsfähigen besseren Keimen nach, die in dieser durch zwei Jahrhunderte gewordenen Gesellschaftsschicht zutage treten. Wo Tschechow tadelt und ironisiert, tut er es in zwar scharfen, aber dabei doch feinen, vorsichtigen Strichen, die deutlich das Bemühen zeigen, alles Erbitternde, Verletzende möglichst zu vermeiden. Allezeit ist Tschechow darauf bedacht, die Grenzlinie literarischer Vornehmheit nicht zu überschreiten und alles, was nach grobschlächtiger Tendenz und Sensation aussieht, von seinem Schaffen fernzuhalten. Das gibt seinen Skizzen, Erzählungen und Dramen einen ganz besonderen, subtilen Reiz.

Tschechow begann seine schriftstellerische Laufbahn als junger Student, der sich sein Brot selbst erwerben mußte, mit kleinen satirischen Skizzen für die Petersburger Witzblätter. In der Länge von Zeitungsfeuilletons gehalten, sind diese sonst bei den Russen wenig üblichen kurzen Skizzen in ihrer haarscharfen Pointierung und sicheren Charakteristik fast ausnahmslos kleine Meisterstücke. Hunderte solcher „Aufnahmen nach der Natur", eine ganze Galerie von allerhand Sonderlingen und Dummköpfen, Unglücksvögeln und kleinen Schuften finden wir in Tschechows neun starke Bände umfassenden Schriften vereinigt. Durch diese kleinen Skizzen, die den Feuilletonredakteuren unserer deutschen Zeitungen stets willkommen waren, ist Tschechows Name auch bei uns populär geworden. Weniger bekannt hingegen sind bei uns Tschechows längere Erzählungen, durchweg tief angelegte Werke von seltsam düsterem Kolorit, von denen nur etliche in wenig verbreiteten deutschen Ausgaben erschienen sind. Und vollends fremd sind dem deutschen Publikum bisher Tschechows Dramen geblieben, obschon einige von ihnen in vier oder fünf verschiedenen Uebertragungen vorliegen. Gerade auf diesen, bei uns so gut wie unbekannten Erzeugnissen aber beruht die tiefe Bedeutung, die Tschechows literarisches Lebenswerk für die bürgerliche Gesellschaft seines Vaterlandes hat. Während der letzten 20 Jahre war Tschechow der vornehmste Wortführer dieser Gesellschaft. Es war für Rußland eine der kläglichsten Epochen: einförmig-trostlos gestaltete sich das öffentliche Leben unter dem dumpfen Druck, den das despotische Regime auf allen Gebieten ausübte. In Tschechows literarischen Produkten sahen die gebildeten Russen gleichsam den Reflex jener tief pessimistischen Stimmung, die die öffentlichen Zustände in den Gemütern erzeugten. Tschechows Dramen zumal — sein „Onkel Wanja", seine „Möwe", die „Drei Schwestern" und der in der letzten Saison zuerst aufgeführte „Kirschgarten" — wurde von den Russen eine ähnliche Bedeutung beigelegt, wie sie Ibsens Stücke für die skandinavische Welt besitzen. In Moskau, in St. Petersburg, in den großen Gouvernementsstädten ernteten sie den gleichen rauschenden Beifall. An ihnen bildete sich die modern-realistische Spielkunst des „Moskauer Künstlerischen Theaters" empor, die für die russische Bühnenkunst epochemachend geworden ist. Grau in Grau malt Tschechow auch hier, wie überall — aber es liegt doch in seinen Dramen über der tristen Grundfarbe ein feiner, rosiger Hauch von Hoffnung. „In hundert, zweihundert Jahren," läßt Tschechow einen seiner Helden sagen, „wird es auch bei uns besser geworden sein; laßt uns also dulden und arbeiten für jene, die in diesen glücklicheren Zeiten leben werden." Wenig genug ist's, was der Dichter da seinem Volke gibt — aber schon dieses Wenige ist den russischen „Intelligenten" ein Trost. Fleisch von ihrem Fleische sehen sie in den Gestalten der Tschechowschen Dramen — die eben darum uns Westeuropäern so wenig verständlich sind. Aber es machte auch Tschechow nicht viel aus, daß seine Stücke im Auslande keinen Erfolg hatten — er wollte als Russe für die Russen schreiben, und in der russischen Literatur hat er sich denn auch einen Ehrenplatz in der vordersten Reihe erstritten.

An Tschechows Bahre trauert seine liebenswürdige Gattin, die unter ihrem Mädchennamen Olga Knipper als eine der ersten Schauspielerinnen der russischen Bühne bekannt ist und eine Reihe lebensvoller moderner Frauengestalten aus Tschechows, Ibsens und Hauptmanns Stücken kreiert hat. Frau Tschechow entstammt einer ursprünglich deutschen, in der Moskauer Künstlerwelt wohlbekannten Familie. Auf deutschem Boden, nicht in seinem geliebten Jalta, wo er seine letzten Lebensjahre zugebracht, hat Anton Tschechow nun die Augen geschlossen. Vielleicht findet auch sein Genius noch einmal auf deutschem Boden die Anerkennung, die ihm bei uns bisher nicht im verdienten Maße zuteil geworden ist.

August Scholz.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Medizinisches. Zur Tuberkulosefrage haben im Gesundheitsamt zu Berlin in letzter Zeit wichtige Beratungen stattgefunden. Zunächst haben die zuständigen Ausschüsse des Reichsgesundheitsrates zu der Unterbringung und Behandlung Schwindsüchtiger in allgemeinen Krankenhäusern Stellung genommen. Nach den Anträgen der Berichterstatter Professor v. Leube (Würzburg) und Generalarzt Dr. Schaper (ärztlicher Direktor der Charité) hat man sich einstimmig für die getrennte Unterbringung von Lungenkranken mit vorgeschrittener Tuberkulose und zwar womöglich in eigenen, den erprobten Grundsätzen der Sanatorien angepaßten Krankenhäusern, zum mindesten aber in getrennten Gebäuden oder Abteilungen der allgemeinen Krankenhäuser ausgesprochen. Sodann wurde in Anwesenheit hervorragender Fachmänner, wie Robert Koch, v. Leyden, Orth, Krauß, B. Fraenkel und Löffler der Bericht des Regierungsrates Kossel über die letztjährigen experimentellen Arbeiten des Gesundheitsamtes zur Identitätsfrage der Menschen- und Rindertuberkulose entgegengenommen. Die Verhandlungen führten erfreulicherweise zu einer nahezu völligen Uebereinstimmung der Ansichten; nach Abschluß der noch im Gange befindlichen Arbeiten soll von neuem eine Beratung stattfinden; auch soll die Immunisierungsfrage weiter behandelt werden.

* Der 5. Internationale Dermatologen-Kongreß wird vom 12. bis 17. September in Berlin stattfinden. Mit demselben wird eine Ausstellung von wissenschaftlichen Gegenständen und pharmazeutischen Produkten und Instrumenten, welche für die Dermatologie von Bedeutung sind, verbunden sein. Die Stadt Berlin wird den Kongreß im Rathause festlich empfangen. Anmeldungen und Anfragen sind an den Generalsekretär Sanitätsrat Dr. O. Rosenthal, Potsdamerstraße 121g, zu richten.

* Gedenktag. Am Montag feierten die kirchlichen Kreise der Schweiz den vierhundertsten Geburtstag des ersten Antistes der zürcherischen Kirche, des um die Behauptung des reformierten Bekenntnisses in der Schweiz hochverdienten Heinr. Bullinger (geboren am 18. Juli 1504 zu Bremgarten).

* Todesfall. In Königsberg ist vor wenigen Tagen der vormalige langjährige Direktor des Kneiphöfischen Stadtgymnasiums Hermann v. Drygalski, der Vater des durch seine Südpolfahrt bekannt gewordenen Geographen Erich v. Drygalski, gestorben. 1830 zu Nikolaiken geboren, machte Hermann v. Drygalski, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, seine Universitätsstudien, die der klassischen Philologie galten, in Königsberg. 1856 wurde er Lehrer am Kneiphöfischen Gymnasium, 1864 Oberlehrer am Altstädtischen Gymnasium. 1870 wurde er Direktor des Kneiphöfischen Stadtgymnasiums, das er 30 Jahre lang leitete.

✕

Hochschulnachrichten.

* München. Am Freitag habilitierte sich hier für das Fach der Ohrenheilkunde Dr. Arno Scheibe mit einer Probevorlesung über den Einfluß der Allgemeinkrankheiten auf den Verlauf der Mittelohreiterung. Die Habilitationsschrift behandelt die Aetiologie und Pathogenese des Empyems im Verlaufe der akuten Mittelohreiterung.

S. W. K. Heidelberg. Für die Kuno Fischer-Stiftung (Kuno Fischer-Preis) sind bis heute schon über 9000 M. eingegangen, darunter befinden sich namhafte Beiträge des Großherzogs- und Erbgroßherzogspaares von Baden, des Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L., des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar, des Prinzen Georg Wilhelm von Cumberland u. a. hoher Persönlichkeiten. Ein ungenannter Verehrer Fischers sandte aus Landau i. Pf. 5000 M. Zum 23. Juli haben bereits 17 Hochschulen Vertreter angekündigt. Von der Universität Königsberg, deren jüngster Ehrendoktor Fischer ist, kommen 6 Dozenten. Auch andere bedeutende Persönlichkeiten aus ganz Deutschland haben sich bereits angemeldet. — Dem hiesigen Handelskammerpräsidenten Schott, der kürzlich der Universität Heidelberg eine wertvolle Papyrussammlung zum Geschenk machte, verlieh der Großherzog das Ritterkreuz 1. Klasse vom Orden des Zähringer Löwen.

* Der Direktor der Universitätspoliklinik Hofrat Vierordt ist zum korrespondierenden Mitglied der Medizinischen Gesellschaft in Leipzig ernannt worden.

hc. Göttingen. Den Betrag von 9850 Mark bewilligte die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften zur Förderung wissenschaftlicher Untersuchungen. Es erhielten an der Universität Göttingen Professor Dr. Martin Brendel (Astronomie) zur Unterstützung seiner Arbeiten an der Herausgabe von Gauß' Werken für 1903 und 1904 je 1200 M.; Prof. Dr. Eduard Riecke (Physik) und Professor Dr. Emil Wiechert (Theoretische Astronomie und Geodäsie) zur Fortsetzung der luftelektrischen Untersuchungen 1600 Mark; Professor Dr. Emil Wiechert für seismologische Untersuchungen in den Alpen 1000 Mark; Professor Dr. Heinrich Lüders (Indische Philologie) in Rostock für Reisen zur Kollationierung von Handschriften der Mahabharata 500 Mark; Professor Dr. Ernst Kuhn (Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft) in München für indo-arische Bibliographie 500 Mark; Professor Dr. Rudolf Smend (Semitische Philologie) in Göttingen für Drucklegung eines griechisch-syrisch-hebräischen Index zur „Weisheit des Jesus Sirach" 500 M.; Professor Dr. Hermann Wagner (Geographie) in Göttingen für Katalogisierung alter Kartenwerke 600 Mark; Professor Dr. Wilhelm Meyer (Klassische Philologie) Göttingen für Untersuchungen in der Bibliothek zu Turin 500 Mark; Professor Dr. Karl Schwarzschild (Astronomie) in Göttingen zur Bestimmung von Polhöhen mit photographischem Registerapparat 1000 Mark; Professor Dr. Albert Leitzmann (Deutsche Philologie) in Jena und Dr. Karl Schüddekopf in Weimar für den Abschluß der Ausgaben von Lichtenbergs Briefen 500 Mark.

* Leipzig. Der General z. D. Curt v. Raab, dem die philosophische Fakultät der Universität anläßlich seines 70. Geburtstages das Diplom eines Ehrendoktors der Philosophie verlieh, hat sich Verdienste auf dem Gebiete der sächsischen, insbesondere der vogtländischen Geschichtsforschung erworben. Insbesondere kommen hier die von ihm herausgegebenen „Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes 1350—1563" (1893 und 1898 in zwei Bänden erschienen) in Betracht. Seit zwei Jahren ist Raab auch Vorsitzender des sächsischen Altertumsvereins.

dr. Jena. Der Psychiater der hiesigen Universität, Geheimrat Binswanger, leistet, wie wir nunmehr endgültig mitteilen können, dem an ihn ergangenen Ruf an die Universität Bonn nicht Folge, sondern bleibt in Jena, da die von ihm an die Annahme der Bonner Professur geknüpften Bedingungen von der preußischen Unterrichtsverwaltung nicht acceptiert worden sind.

* Prag. Wie früher schon mitgeteilt, hat der Privatdozent an der Universität Berlin Dr. Alfred Weber sich bereit erklärt, dem an ihn ergangenen Ruf an die Prager Universität als Nachfolger v. Wiesers Folge zu leisten. Weber, ein jüngerer Bruder des Heidelberger Nationalökonomen Max Weber, ist 1869 in Erfurt geboren und widmete sich ursprünglich der richterlichen Karriere, aus welcher er im Jahre 1897 ausgetreten ist. 1900 unternahm er eine Studienreise nach Westindien, deren Ziel die Erforschung der wirtschaftlichen Lage in den tropischen amerikanischen Staaten war. Von seiner Studienreise zurückgekehrt, habilitierte er sich in Berlin.

* Aus Frankreich. Die Pariser Akademie der Wissenschaften verlieh dem Physiker Professor R. Blondlot an der Universität Nancy den Prix Lecomte im Betrage von 50,000 Fr. für seine Entdeckung der N-Strahlen.

* Von technischen Hochschulen. Das Stipendium der an der Berliner Technischen Hochschule bestehenden Louis Boissonnet-Stiftung ist für 1904 mit Genehmigung des Unterrichtsministers dem Privatdozenten der Technischen Hochschule in Darmstadt, Regierungsbaumeister Adolf Zeller, verliehen worden. Als Aufgabe ist ihm die Neuaufnahme und kunstgeschichtliche Darstellung der bisher unvollständig und nach ihrer Bedeutung nicht entsprechend veröffentlichten romanischen Baudenkmäler von Hildesheim festgesetzt worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich i. V.: H. Wassmann, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 21. Juli. Nummer 165.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Finanzen Japans.

In dem gewaltigen Ringen um die Vorherrschaft in Ostasien hängt die Chance des Sieges nicht zum wenigsten von der finanziellen Leistungsfähigkeit der kämpfenden Mächte ab, besonders wenn es nicht gelingt, den Krieg durch rasche, entscheidende Schläge zu einem baldigen Ende zu führen. Nun sind die finanziellen Schwierigkeiten, in denen sich Rußland seit längerer Zeit befindet, allgemein bekannt, es genügt, auf das zu verweisen, was Schulze-Gävernitz, Golowin und besonders Rohrbach darüber geschrieben haben. Des letzteren vernichtende Angriffe gegen das Finanzsystem Witte haben bis heute noch keine Widerlegung erfahren. Was Japan betrifft, so gehen die Ansichten weit auseinander. Es überwiegen jedoch die pessimistischen Stimmen, die dem aufstrebenden Inselreich vorwerfen, es habe in leichtfertiger Großmannssucht seine militärische und industrielle Machtstellung in Ostasien mit einem Aufwand von Geldmitteln zu steigern gesucht, die in keinem Verhältnis zu den beschränkten Hilfskräften des noch immer armen Landes ständen. Die Ausgaben seien in rasendem Tempo gewachsen, von 76 Millionen Yen[1]) im Jahre 1891 auf 270 Millionen Yen im Jahre 1902/03, die Steuerschraube sei bis aufs äußerste angezogen und doch genügten die Einnahmen nicht entfernt, so daß das Defizit durch immer erneute Anleihen gedeckt werden müsse. In der Tat hat sich die Staatsschuld in sechs Jahren nahezu verdoppelt, von 283 Millionen Yen im Jahre 1896 auf 559 Millionen im Jahre 1903.

Die nackten Zahlen scheinen allerdings für eine überstürzte, treibhausartige Entwicklung zu sprechen. Wie ist dieses kolossale Anschwellen des Budgets zu erklären? Ist es nur der Ausdruck des industriellen und kommerziellen Aufschwungs, oder liegt vielleicht ein Programm mit bestimmten Absichten zugrunde? Und vor allem, wird das Land imstande sein, dauernd diese starke Mehrbelastung zu tragen? Diese Fragen sollen einer eingehenden Prüfung unterzogen werden.

Zur Einleitung erscheint es zweckmäßig, einen kurzen historischen Rückblick zu werfen, weil dadurch ein interessantes Licht auf die Solidität und Leistungsfähigkeit der japanischen Finanzverwaltung fallen wird.

Auch wer dem „England des Ostens“ keine besonderen Sympathien entgegenbringt, wird nicht leugnen können, daß die japanischen Finanzminister in einem Menschenalter Außerordentliches geleistet haben. In wenigen Dezennien hat das Land einen Entwicklungsprozeß durchgemacht, zu dem die Staaten des alten Europas Jahrhunderte gebraucht haben. Es ist zu bedenken, daß man bis zum Ausbruch der neuen Meiji-Aera im Jahre 1868 mitten in der mittelalterlichen Naturalwirtschaft steckte, daß es bis dahin keine Geldsteuern und Geldabgaben, keine Zentralverwaltung und überhaupt keine geordnete Finanzverwaltung gab. Die alte Shogunats-Regierung brach zusammen, hauptsächlich weil sie bankrott war. Die bisherigen Einnahmen genügten nicht, um nach der gezwungenen Aufgabe einer vielhundertjährigen Abgeschlossenheit die neuen Bedürfnisse zu decken, nur durch die tiefgreifendsten Reformen hätten die Shogune aus der Not herauskommen können, und dazu waren sie zu schwach. Die neue Regierung, die über Nacht in Tokio entstanden war, fand vollständig leere Kassen und hatte zunächst überhaupt keine eigenen Einnahmen. Kein Mensch hatte eine Ahnung, wie groß eigentlich Einnahmen und Ausgaben des Staates im ganzen waren. Es fehlte jede Ordnung und Uebersicht. Die Behörden und ihre Kompetenzen waren in beständigem Wechsel begriffen, die Buchführung unvollkommen und unübersichtlich. Die Unordnung war so groß, daß nicht einmal die Finanzperioden bei den verschiedenen Behörden die gleichen waren. Von einem wirklichen Etat war keine Rede.

Dieser Konfusion machte die neue Regierung durch eine Reihe eingreifender und wohlgelungener Reformen ein baldiges Ende. Im Jahre 1871 wurde die Kasseneinheit für den ganzen Staat durchgeführt, während bis dahin jedes Territorium auf eigene Faust gewirtschaftet hatte. Gleichzeitig wurden die Staatssteuern von Grund aus reformiert, die Naturalsteuern in Geldsteuern umgewandelt. Bis dahin hatten die Bauern einen Teil der Ernte an die Landesherren als Obereigentümer abgeliefert, mit Reisrenten war der größte Teil des Staatsaufwandes bestritten worden. Jetzt mußte man notgedrungen zur Geldwirtschaft übergehen. Das nach europäischem Muster geschaffene neue Beamtentum und das auf allgemeiner Wehrpflicht (seit 1872) beruhende Heer mußten mit barem Gelde bezahlt werden. Die großen Neuanschaffungen an Kriegsmaterial, an Schiffen, Maschinen u. s. w. verlangten ebenfalls bare Mittel. Zu diesem Zweck mußte vor allem die Grundsteuer, das Fundament der ganzen Staatseinnahmen, umgestaltet werden (1873). Das war für die junge Regierung ein ungeheures Wagnis, da eine solche Revision einen tiefen Eingriff in alle Besitzverhältnisse nötig machte. Es wurde eine Neueinschätzung des gesamten Bodens vorgenommen und die Grundsteuer nach einem Prozentsatz des Wertes, anfangs 3 Prozent, später 2.5 Prozent, fixiert. Zahlreiche neue Steuern auf Gegenstände des Verbrauches, so auf Getränke, Tabak, Verkehrsakte wurden aufgelegt. Wenn trotzdem die neuen Einnahmequellen nicht genügten und der Staat zu starker Notenemission seine Zuflucht nehmen mußte, die schließlich in den 80er Jahren zu einer unheilvollen Papierwirtschaft führte (1881 betrug das Silberagio 70 Prozent!), so ist der Grund

[1]) Der Goldwert des Yen ist 1874: M. 4.25, 1877: M. 3.93, 1881: M. 2.22, 1885: M. 3.38, 1887: M. 3.25, 1895: M. 2.15. Seit 1897, d. h. seit Annahme der Goldwährung ständig M. 2.09.

hierfür nicht in der Unfähigkeit der leitenden Staatsmänner zu suchen, sondern einmal in der kostspieligen Neuorganisation und dann in der anerkennenswerten Loyalität, mit welcher die Schulden und Verbindlichkeiten des alten Feudalstaates eingelöst wurden. Nach Aufhebung der territorialen Fürstentümer hatte der Staat ihre sämtlichen, meist sehr beträchtlichen Verbindlichkeiten übernommen. Insgesamt kostete diese Liquidation der Vergangenheit nicht weniger als 53 Millionen Yen. Die Hauptschwierigkeit aber war die: Was sollte aus den 400,000 Vasallenfamilien, den Samurai, werden? Im Unterschied zu Europa war die Vasallität nicht auf Grundbesitz, sondern auf erbliche Renten begründet, welche überwiegend in Reis gezahlt wurden. Diese ganze Rentenlast hatte das neue Staatswesen übernommen, obwohl der eigentliche Grund der Rentenzahlung mit dem Feudalwesen weggefallen war. Denn unter dem alten Regime hatten die Samurai für ihre Renten dem Staate als Beamte und Soldaten gedient, während das moderne Beamtentum und das Heer mit Geld bezahlt wurden und aus allen Klassen der Bevölkerung hervorging. Im Jahre 1876 schritt daher die Regierung zur zwangsweisen Ablösung der Renten vermittels zinstragender Staatsschuldscheine (5—7proz.), die das Fünf- bis Vierzehnfache der Renten ausmachten. Natürlich bot diese Ablösung nur einen schwachen Ersatz für die bisherigen Bezüge. Diese Operation war ein sehr gewagter Schritt, da die Samuraiklasse die Trägerin sowohl der Bildung wie der militärischen Tüchtigkeit des Landes war. Aber bereits hatte sich in dem noch vor kurzem in unzählige Territorialherrschaften zersplitterten Lande ein so lebhaftes Nationalgefühl entwickelt, daß die Depossedierung der bisher herrschenden Klasse im allgemeinen glatt und ohne Erschütterung von statten ging. Nur der mächtige Satsumaclan im Süden rebellierte (1877). Allerdings stellte die Niederwerfung dieses Aufstandes große Anforderungen an die Staatskasse und war die unmittelbare Veranlassung, daß die Währungsverhältnisse des Landes in vorübergehende Zerrüttung gerieten. Im ganzen kostete diese Rentenkapitalisation dem Staate 210,910,000 Yen, die teils durch Papiergeldausgabe, teils durch Anleihen aufgebracht wurden. Durch die geschickten und energischen Maßregeln des Finanzministers Matsukata (seit 1882) wurden die Finanzen bald wieder auf eine gesunde Basis gestellt. Die rasche Verminderung des übermäßigen Papiergeldumlaufs — allein von 1882—1885 um mehr als ein Drittel, von 150 Millionen Yen auf etwa 100 Millionen Yen — ermöglichte bereits am 1. Januar 1886 die Wiederaufnahme der Barzahlungen. Das Agio verschwand und die wirtschaftlichen Schäden heilten überraschend schnell. Es wurde eine Zentralbank unter staatlicher Kontrolle gegründet und dieser das ausschließliche Notenemissionsrecht übertragen. Seitdem ging der Außenhandel sprungweise in die Höhe und der Staatskredit zeigte eine derartige Besserung, daß die Konvertierung aller höher als 5 Prozent verzinslichen Staatspapiere in Angriff genommen werden konnte. Bei den Emissionen von 1886—1889 brauchte der Staat noch nicht 5 Prozent zu geben, während die erste innere Anleihe von 1878 trotz einer Verzinsung von mehr als 8 Prozent nur mit großer Mühe untergebracht werden konnte. Rathgen kommt auf Grund seiner eingehenden Untersuchungen zu dem Resultat, daß in der 1889 zum Abschluß gekommenen absolutistischen Periode der neuen Ordnung Erhebliches geleistet worden ist. Die Regierung hatte von der vorhergegangenen leere Kassen und schwere Verpflichtungen übernommen und schloß trotz mancher arger Mißgriffe mit geordneten und im wesentlichen gesunden Finanzen. Der größte Teil der Staatsschuld entstammte den Verbindlichkeiten aus dem alten Regime: 202,500,000 Yen, ein weiterer Teil der Neuordnung, insbesondere der Papiergeldeinlösung: 154 Millionen, und nur etwa 56 Millionen kommen auf moderne Anleihen teils für militärische Zwecke, teils für wirtschaftliche Anlagen.

Bis zum Ausbruch des Krieges mit China befanden sich die japanischen Finanzen in einer glänzenden, ja geradezu beneidenswerten Lage. Regelmäßig schloß das Budget mit erheblichen Ueberschüssen ab, ein Defizit gab es nur im Jahre 1872 und dann wieder 1886—1887, als ein furchtbares Erdbeben außerordentliche Ansprüche an die Staatskasse stellte. Die Kriegskosten, die sich auf etwa 230 Millionen Yen beliefen, konnten mit Leichtigkeit gedeckt werden: 1. aus einer inneren Anleihe, 2. einem Teile der chinesischen Kriegsentschädigung, 3. Ueberschüssen der Vorjahre. Das jetzige finanzielle Problem ist durchaus nicht unmittelbar durch diesen Krieg verursacht, sondern erst eine Folge des groß angelegten Expansionsprogramms, das nach Friedensschluß auf Vorschlag der Regierung vom Reichstag genehmigt wurde. Es hatte den hochgespannten Nationalstolz der Japaner tief verletzt, daß sie im Frieden von Schimonoseki auf den Einspruch Rußlands, Frankreichs und Deutschlands hin ihre festländischen Eroberungen herausgeben mußten und sich so des größten Teils ihrer glänzenden Erfolge beraubt sahen. Um vor der Wiederkehr einer solchen Demütigung gesichert zu sein, beschloß man, bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit zu rüsten. Es galt die Vormachtstellung in Ostasien. Seit 1896 bereitete man sich auf den großen Entscheidungskampf mit Rußland vor, der fast im ganzen Volke für unvermeidlich angesehen wurde.

Das sogenannte post bellum-Programm von 1896, das 1906 seinen Abschluß finden sollte, umfaßte:

1. eine außerordentliche Verstärkung des Heeres und der Marine. Das Landheer sollte eine Verdoppelung erfahren, die Zahl der Divisionen von 6 auf 12 erhöht werden und damit die Friedenspräsenzstärke von 70,000 auf 150,000 Mann, die Kriegsstärke von 270,000 auf 500,000 Mann. Die Flotte sollte auf 67 Schiffe gebracht werden, davon 7 erstklassige Panzerschiffe mit einem Tonnengehalt von 258,000 Tonnen, nicht einbegriffen 11 Torpedozerstörer und 115 Torpedoboote, während Japan vor dem Kriege im ganzen nur 43 Schiffe mit nur 78,000 Registertonnen Raumgehalt besaß, dazu 26 Torpedoboote, aber kein einziges Panzerschiff. Mit der geplanten Anlegung großer moderner Arsenale und Werften verfolgte die Regierung die Absicht, Japan im Bezuge des Kriegsmaterials vom Auslande unabhängig zu machen. Und das ist auch bereits vollkommen gelungen. Die Küsten wurden durch starke Befestigungen geschützt.

2. Der wirtschaftliche Aufschwung des Landes sollte durch Staatshilfe und staatliche Musterunternehmungen im großen Stil auf jede Weise gefördert werden. Beträchtliche Summen wurden ausgeworfen für Eisenbahnneubauten, Ausdehnung des Telegraphen- und Telephonnetzes, Hafenbauten, Subventionen an die Handelsmarine, Prämien an industrielle und Handelsunternehmungen. Mit möglichster Schnelligkeit suchten die leitenden Staatsmänner die Entwicklung Japans zum modernen Handels- und Industriestaat nach englischem Muster in die Wege zu leiten. Sie erblickten darin eine zwingende politische Notwendigkeit. Denn sie waren der Ueberzeugung, und haben sie wiederholt ausgesprochen, daß nur auf Grund einer solchen wirtschaftlichen Revolution der Reichtum des Landes in dem Maße wachsen könne, als es die rapid steigenden Anforderungen des Staatshaushalts erheischten. In der Tat könnte Japan als Agrarstaat nicht daran denken, die ersehnte Vormachtstellung in Ostasien zu erringen.

Nach dem Friedensschluß von Schimonoseki befand sich Japan in mancher Beziehung in einer ähnlichen Lage wie Deutschland nach dem Frankfurter Frieden von 1871. Mit Hilfe der chinesischen Kriegsentschädigung (341 Mill. Yen) führte das aufstrebende Inselreich die schon lange vorbereitete Goldwährung endgültig mit großem Geschick durch, genau wie das Deutschland mit Hilfe der französischen Kriegsentschädigung tat. In beiden Ländern war die gesicherte politische Lage und der ungeheure Geldzufluß die Veranlassung, daß Gewerbe und Handel mächtig emporblühten und schließlich der durch den Staat auf alle Weise begünstigte Unternehmungsgeist zu einem bedenklichen Spekulationsfieber ausartete. Diese Entwicklung hatte für die japanische Regierung eine unvorhergesehene und wenig erwünschte Folge. Gerade der industrielle Aufschwung erschwerte die Durchführung des Programms außerordentlich, da in seinem Gefolge alle Warenpreise wie

alle Löhne auf eine bisher unerhörte Höhe getrieben wurden, so daß natürlich die auf Grund der alten Verhältnisse veranschlagten Kosten nicht eingehalten werden konnten. Ferner wurde der nicht gerade große Kapitalreichtum des Landes in den neuen sehr gewinnbringenden Unternehmungen festgelegt. Infolgedessen erwies es sich als unmöglich, die vorhergesehenen zahlreichen inneren Anleihen unterzubringen. So ist es kein Wunder, daß der Voranschlag Jahr für Jahr überschritten wurde und bereits jetzt die ursprünglich angenommenen Gesamtkosten nahezu erreicht sind.

Der 1896 aufgestellte Voranschlag umfaßte folgende Posten:

	Millionen Yen
Marine und Werften	226.5
Landheer	82 2
Befestigungen	9 0
Verschiedene Ausgaben für Militärzwecke .	6.8
Eisenbahnbauten	79.8
Erweiterung und Verbesserung alter Linien	26.5
Telephonanlagen	12.8
Hafenbauten	7.9
Deichbauten gegen Ueberschwemmungen .	19.7
Banksubventionen	20.6
Einführung des Tabakmonopols	8.2
Aufwendungen für Industrie, Handel, Ackerbau und verschiedene öffentliche Arbeiten	14.6
Summa . .	515.0

Von dieser gewaltigen Gesamtsumme von 515 Mill. Yen waren also nicht weniger als 324,956,000 für militärische Zwecke oder sogenannte „unproduktive" Ausgaben bestimmt.

Als Deckungsmittel waren vorgesehen:

	Millionen Yen
1. Chinesische Kriegsentschädigung . . . . . Von dem Gesamtbetrage von 341 Mill. Yen waren bereits 80 Millionen für die Kriegskosten verwendet worden.	261.0
2. Ueberschüsse der vorhergehenden Finanzjahre	44.0[1]
3. Innere Eisenbahnanleihe	79.8
4. Innere Anleihe für staatliche Unternehmungen	135.0
Summa . .	519.8

Eine nicht vorausgesehene schwere Last bildet das neu erworbene Formosa, das jährlich erhebliche Zuschüsse von durchschnittlich 6 Millionen Yen erfordert und bis 1905/06 eine weitere Anleihe von 20—25 Millionen nötig machen dürfte. Insgesamt muß also Japan zur Durchführung seines post bellum-Programms nicht weniger als 240 Millionen Yen Anleihen aufnehmen, und zwar in kurzer Frist, da die militärische Neuorganisation möglichst bald beendet sein sollte. Tatsächlich ist sie auch bis Ende 1901 durchgeführt worden. Die nächsten drei Etatsjahre waren daher am meisten mit außerordentlichen Ausgaben belastet. Diese sollten durch innere Anleihen bestritten werden. Aber da haperte es. Nachdem 1896/97 die nötigen Emissionen ziemlich leicht untergebracht worden waren, konnte man sich 1897/98 nur den dritten Teil der vorhergesehenen Summe verschaffen, weil es an flüssigem Kapital fehlte. Natürlich, denn fast das gesamte mobile Kapital war durch die früheren Staatsanleihen und die zahlreichen neu entstandenen Unternehmungen absorbiert worden. Von der Staatsschuld befinden sich etwa neun Zehntel in japanischen Händen, und ausschließlich mit seinen eigenen Mitteln hat das Land die neuen Industrien, die Telegraphen- und Telephonanlagen, sowie ein Eisenbahnnetz von über 5000 Kilometer geschaffen. Das ist eine außerordentliche Leistung und zugleich eine ganz außergewöhnliche Erscheinung, die sich in keinem anderen Lande mit junger kapitalistischer Entwicklung beobachten läßt. Die Erklärung liegt nicht etwa in einem Mißtrauen des ausländischen Kapitals in die Solidität der japanischen Finanzen, sondern der eigentliche Grund ist ein seit alters tief eingewurzeltes Vorurteil der leitenden Kreise gegen die Inanspruchnahme auswärtiger Geldmärkte. Sie fürchten, daß im Falle von Zahlungsschwierigkeiten fremde Mächte sich in die inneren Angelegenheiten des Landes einmischen könnten, wie es andere Staaten, z. B. Aegypten, Griechenland, Portugal, gegangen sei. Und nicht zum wenigsten spielt hier auch das übertriebene nationale Selbstbewußtsein der Japaner mit, das eine Verschuldung Europa gegenüber geradezu als eine Demütigung empfindet. Schließlich mußte die Regierung doch diese Abneigung überwinden, wollte sie nicht ganz und gar auf die Durchführung des Programms verzichten. So wurde denn 1899 in London eine Anleihe von 10 Mill. Pfd. St. (zu 5 Proz.) aufgenommen, nachdem man zwei Jahre vergebens auf eine Besserung des heimischen Geldmarktes gewartet hatte. Aber auch 1901/1902 war der heimische Markt nicht aufnahmefähig und es mußte eine erneute Anleihe in London emittiert werden.

Neben diesen außerordentlichen Einnahmequellen wurden indessen auch die ordentlichen Einnahmen durch wiederholtes kräftiges Anziehen der Steuerschraube in den Jahren 1896, 1899, 1901 rapid gesteigert. Allein in dem Zeitraum 1896—1899 wuchs die jährliche Steuersumme um 74 Mill. Yen. Tatsächlich ist es gelungen, das Gleichgewicht im Budget bis heute zu wahren, ja es sind regelmäßig jährliche Ueberschüsse zu verzeichnen. Dabei wurde allerdings die indirekte Besteuerung in ganz einseitiger Weise ausgebildet. Das erklärt sich aus dem sehr beschränkten Wahlrecht Japans, das den Grundbesitz außerdem noch besonders bevorzugt. Das aktive Wahlrecht zum Abgeordnetenhause ist von einer direkten Steuerleistung von 10 Yen (früher 15 Yen) abhängig. Dieser Zensus ist für japanische Verhältnisse enorm und tatsächlich beträgt die Zahl der Wähler auch wenig mehr als 2 Proz. der Einwohnerzahl.

Die unverhältnismäßig starke Vermehrung der indirekten Besteuerung zeigt folgende Tabelle:

	Millionen Yen		
	1886/87	1901/02	1902/03
Grundsteuer	43.8	46.6	46.8
Einkommensteuer . . .	—	5.6	6.1
Gewerbesteuer	—	6.1	6.6
Steuer auf Sake[2]) . .	11.8	55.2	63.8
„ „ Shoyu[3]) . .	1.2	3.3	3.3
„ „ Zucker . . .	0.5[4])	2.7	6.1
Verkehrssteuern . . .	2.2	13.6	20.0
Tabaksteuer	1.2	9.5[5])	11.7
Zölle	3.0	15.8	17.1

Die Grundsteuer ist in Geld gerechnet fast gleich geblieben, während sie tatsächlich erheblich zurückgegangen ist, da sich der Wert der Bodenerzeugnisse seit Beginn der neuen Verfassung verdreifacht hat und der Geldwert um die Hälfte gesunken ist. In Wirklichkeit macht die Steuer kaum 1 Prozent des Bodenwertes aus. Leroy-Beaulieu berechnet, daß sie unter dem alten Regime um das Siebenfache höher war als heute. Dessen ungeachtet wird im Parlament über zu starke Belastung des platten Landes geklagt und nur mit großer Mühe konnte die Regierung nach vorheriger Auflösung des Reichstages im Jahre 1899 eine Erhöhung der Grundsteuer von $2\frac{1}{2}$ auf $3\frac{3}{10}$ Prozent des Nominalwertes auf 5 Jahre durchsetzen. Ueberhaupt zeigt sich der Reichstag im Bewilligen direkter Steuern äußerst zäh, im Jahre 1902 wurde er wegen Steuerverweigerung von neuem aufgelöst.

Die zweitwichtigste ordentliche Einnahmequelle bilden die rasch steigenden Erträge aus den staatlichen Unternehmungen, insbesondere aus Posten, Telegraphen und Eisenbahnen.

	Millionen Yen	
	1897/98	1902/03
Einnahmen aus Posten und Telegraphen	12.1	25.8
Einnahmen aus Staatseisenbahnen	5.4	8.5

[2]) Reisbranntwein, allgemeines Volksgetränk.
[3]) Universalgewürz, aus der Shoyabohne hergestellt.
[4]) Früher nur in Gestalt einer Kuchensteuer.
[5]) Seit 1898 Tabakmonopol.

Ein anschauliches Bild von dem Anschwellen des Budgets gibt folgende Tabelle:

Durchschnittliche jährliche Einnahmen:
Millionen Yen

	Ordinarium	Extraordinarium	Gesamtsumme
1890/91—1895/96	85	22.5	107.5
1896/97—1901/02	155	85	240

Durchschnittliche jährliche Ausgaben:
Millionen Yen

	Ordinarium	Extraordinarium	Gesamtsumme
1890/91—1895/96	65	17.5	82.5
1896/97—1901/92	127.5	110	237.5

In 6 Jahren hat sich also in den Einnahmen das Ordinarium verdoppelt und das Extraordinarium vervierfacht, in derselben Zeit verdoppelten sich die ordentlichen Ausgaben und versiebenfachten sich die außerordentlichen! Eine derartige Ausdehnung des Budgets in wenigen Jahren steht wohl einzig da in der Finanzgeschichte. Die Steuerlast und die Staatsschuld wuchsen in demselben Tempo.

1895/96 betrug die Gesamtbesteuerung 73.50 Mill. Yen, d. i. ungefähr 1¾ Yen auf den Kopf der Bevölkerung, 1902/1903 dagegen betrug sie 153.60 Mill. Yen oder ca. 3 Yen pro Kopf. Also eine Verdoppelung in 6 Jahren! Die Staatsschuld erhöhte sich in derselben Periode von 283 Mill. auf 559 Mill. Yen.

Da drängt sich die Frage auf, wird Japan imstande sein, weiterhin mit derselben Eilzugsgeschwindigkeit sein Budget den Riesenbudgets der großen europäischen Militärstaaten anzunähern, wird das Land imstande sein, auf die Dauer die vermehrten Lasten zu tragen?

Nun ist nicht zu leugnen, daß das Volk im Interesse seiner Großmachtstellung unverhältnismäßig schwere Opfer bringt, unter denen besonders die Kulturaufgaben des Staates Schaden leiden. Der Prozentanteil des Militäretats an den gesamten Staatsausgaben ist enorm hoch und wird von keinem anderen Großstaate auch nur entfernt erreicht. (Vgl. untenstehende Tabelle.) Dagegen werden die Zivilressorts sehr stiefmütterlich behandelt und dringende Reformen müssen unterbleiben. Es ist auf die geradezu klägliche Besoldung der Verwaltungsbeamten, der Lehrer und Richter zu verweisen, was natürlich dem Unterricht und der Rechtspflege nicht eben zum Vorteil gereicht, da die besten Kräfte infolgedessen dem Staatsdienst fern bleiben. Die Richter beziehen im Durchschnitte jährlich 600 Yen, die Volksschullehrer 150—300 Yen!

Aber durchaus unrichtig ist die oft gehörte Ansicht, daß Japan bereits an der Grenze seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angekommen sei oder gar vor einem Zusammenbruche stehe. Weitere Steuererhöhungen werden auf keine erheblichen Schwierigkeiten stoßen. Insbesondere kommen in Betracht die Grundsteuer, die bisher ganz minimale Gebäudesteuer, die Einkommen- und Gewerbesteuer, die Vervollständigung des Tabakmonopols, Einführung eines Salz- und Petroleummonopols. Auch die Zolleinnahmen sind noch sehr gering und entsprechen durchaus nicht der Entwicklung des Außenhandels. Bekanntlich hat Japan erst seit der Revision der Verträge im Jahre 1899 freie Hand in der Normierung seines Zolltarifs erhalten. Die Sätze des jetzigen Tarifs sind im allgemeinen mäßig (5—35 Prozent des Wertes) und stehen z. B. erheblich hinter denen des deutschen Tarifs zurück. Das wird anders, wenn die bereits recht starke schutzzöllnerische Strömung zum Siege gelangt. Jedenfalls ließen sich unschwer die jährlichen Einnahmen um 30 Millionen Yen steigern.

Ferner ist zu berücksichtigen, daß der jährliche Steuerertrag auch ohne jede Erhöhung von selbst um 1¼—1½ Prozent zunimmt, und ein noch höherer Prozentsatz ergibt sich für die Einkünfte aus Staatseisenbahnen, Posten und Telegraphen. Das ist eine natürliche Folge des rasch steigenden Wohlstandes und der fortschreitenden Industrialisierung des Landes. Und darin liegt die beste Gewähr für die künftige Solidität der japanischen Finanzen. Ein paar Zahlen mögen das veranschaulichen.

In dem Zeitraum 1893—1901 stieg der auswärtige Handel von 178 auf 607 Millionen Yen, die Bankdepositen in Tokio und Osaka von 47 auf 209 Millionen, das eingezahlte Kapital wirtschaftlicher Gesellschaften von 298 auf 829 Millionen, die Zahl der beförderten Briefe von 84 auf 196 Millionen Stück, die Zahl der beförderten Personen von 32.5 Millionen auf 111 Millionen, die Menge der beförderten Frachtgüter von 3.4 Millionen Tonnen auf 14.4 Millionen Tonnen, der Industrieverbrauch von Steinkohlen stieg von 1.7 auf 6.6 Millionen Tonnen, die Produktion an Baumwollgarn von 10.6 auf 33.1 Millionen Kwan,[6]) die Produktion von Seidenstoffen von 6.8 Millionen Tan auf 12.2 Millionen Tan[7]) u. s. w. Die Handelsmarine hatte 1894 einen Gehalt von 150,000 Registertonnen und jetzt nahezu 500,000 Registertonnen; während sie 1892 erst die elfte Stelle unter den Handelsmarinen der Welt einnahm, hat sie heute schon die achte Stelle erobert. Also, die Entwicklung des inneren wie des äußeren Verkehrs ist geradezu erstaunlich.

Wenn man sich diese Zahlen vor Augen hält, wird das Anschwellen des Budgets und der Steuern weniger abnorm erscheinen. Die Pessimisten, die mit der Verdoppelung der Steuerlast in wenigen Jahren gruselig machen wollen, lassen ferner durchweg einen sehr wichtigen Gesichtspunkt außer Acht.

Das ist das außerordentliche Sinken des Geldwerts und infolgedessen das Steigen aller Preise und Löhne, deren Niveau sich in dem Jahrzehnt 1890—1900 zirka um das Doppelte erhöht hat. Diese Preisrevolution mußte natürlich allein schon alle Staatsausgaben ungefähr um 100 Prozent in die Höhe treiben. Man darf daher auch nicht die bloßen Zahlen in Betracht ziehen, wenn man ein richtiges Bild von der wirklichen Zunahme der Steuerlast erhalten will, da ja eine von 1890—1900 um das Doppelte gewachsene Steuersumme tatsächlich denselben realen Wert repräsentiert. Rathgen hat die gesamte Staatsbesteuerung auf Reis umgerechnet. Danach betrug sie im Durchschnitt der Jahre 1887—1889 nach damaligen Reispreisen gegen 25 Millionen Hektoliter Reis, in den letzten Jahren nach jetzigen Reispreisen gegen 29 Millionen Hektoliter Reis. Es kam also von einem übermäßigen Anziehen der Steuerschraube keine Rede sein, im Gegenteil haben die seit Beginn der 90er Jahre eingetretenen Steuererhöhungen nicht Schritt gehalten mit der Vermehrung des Reichtums und der allgemeinen Erhöhung der Lebenshaltung. Ist doch allein das steuerpflichtige Einkommen von 1893—1901 von 91,313,000 Yen auf 392,000,000 Yen gestiegen! (Einkommen unter 300 Yen sind steuerfrei.) Man erhält dasselbe günstige Ergebnis, wenn man die Steuerleistung Japans mit derjenigen anderer Länder vergleicht. Sie beträgt in Japan pro Kopf jährlich (nur Staatssteuern) 7.50 Francs, Frankreich 70—75 Fr., Italien 40 Fr., Rußland 10 Fr., Aegypten 21 Fr., Indien 4.60 Fr. (Leroy-Beaulieu). Man wird nicht behaupten wollen, daß der Italiener durchschnittlich 5—6mal, der Aegypter 3mal reicher sei als ein Japaner.

Wie weit das japanische Budget immerhin noch hinter denjenigen der europäischen Großstaaten zurückbleibt, veranschaulicht folgende Tabelle:[8])

Jährlicher Steuerbetrag in Yen und pro Kopf:

	Armee und Marine	Verwaltungsausgaben	Staatsschuld
England . . .	9914	14,962	6,129
Frankreich . .	9091	12,215	12,907
Deutschland . .	6420	5,445	0,686
Rußland . .	4021	9,350	8,143
Verein. Staaten	2675	7,831	1,211
Italien . . .	4127	9,902	6,683
Spanien . .	3606	6,149	6,940
Holland . . .	6429	10,919	5,338
Belgien . . .	3183	13,171	6,730
Japan . . .	2467	1,999	0,771

[6]) 1 Kwan = 3.75 kg.

[7]) 1 Tan = 10.6 m.

[8]) Freilich sind diese Zahlen nur Annäherungswerte, die aber immerhin einen Vergleich ermöglichen.

Dieses günstige Bild wird sich freilich infolge des jetzigen Krieges bald genug ändern. Japan wird bei seinem empfindlichen Mangel an mobilem Kapital nicht lange imstande sein, die gewaltigen Kriegskosten aus eigenen Mitteln aufzubringen, vielmehr in kurzem den auswärtigen Geldmarkt in Anspruch nehmen müssen. Voraussichtlich wird es größere Anleihen zu 5 Prozent ohne Schwierigkeiten aufnehmen können, falls sich nicht unterdessen der englische Geldmarkt aus politischen Rücksichten verschließen sollte.

Nach alledem, was im vorausgehenden ausgeführt ist und auch nach dem Urteil hervorragender Autoritäten, wie Rathgen und Leroy-Beaulieu, bieten die japanischen Finanzen den auswärtigen Gläubigern die besten Garantien. In welchem Grade der Kredit des Landes in den letzten Jahrzehnten sich gebessert hat, erhellt daraus, daß die Regierung bei der ersten Anleihe für den Bau der ersten Eisenbahnlinie im Jahre 1870 9 Prozent zahlen mußte, bei den späteren Anleihen im Jahre 1873: 7 Prozent, 1880: 10 Prozent, 1899: 5 Prozent, 1902: 4½ Prozent. Tatsächlich kann jetzt Japan in London Geld erhalten zum halben Preise wie vor 30 Jahren.

Literaturnachweise:

K. Rathgen: Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt. 1891.

K. Rathgen: Die Entstehung des modernen Japan. 1897.

K. Rathgen: Japans finanzielle Kriegsbereitschaft in der „Woche" vom 16. Januar 1904.

Leroy-Beaulieu: La Rénovation de l'Asie. 3me éd. 1901. Ch. VII

H. Dumolard: Le Japon politique économique et social. 2me éd. 1904. Ch. V.

Chamberlain: Things Japanese.

P. Watson: The Financial and Economic Situation in Japan. Fortnightly Review. Febr. 1904.

A. Millet: Les finances du Japon. Journal des Economistes. Fév. 1904. — Résumé statistique de l'empire du Japon.

Petrarca und Madonna Laura.

Ein Gedenkblatt zum 600. Geburtstage des Dichters.

Von Professor Dr. Karl Voßler (Heidelberg).

(Schluß.)

So zieht sich durch das ganze Liederbuch eine Reihe reizender Bilder voll süßer Sehnsucht, voll selbstgefälligen Schmerzes: Liebesträume, die mit einem bisher nie gehörten Wohllaut der Sprache und des Rhythmus an uns vorbeirauschen. Sinnliche Schönheit und elegische Stimmung, ein Lächeln unter Tränen — das sind die Grundzüge dieser Lyrik.

Aber es kommt ein anderes Element dazu, bald störend, bald belebend: die Reflexion, die Reue, die „Blässe des Gedankens". Die Freude an der Schönheit wird jäh getrübt. Der unerbittliche mittelalterliche Gedanke tritt wie ein Gespenst herein in die Welt der Harmonie und enthüllt die Nichtigkeit alles Schönen, die Verwerflichkeit alles Begehrens. In dem griechischen Körper der Madonna Laura wohnt eine klösterliche Seele, aber auch im Dichter selbst erwacht die Reue. Es schwankt sein Lied zwischen Sinnenglück und Seelenangst.

Vater im Himmel, nach den vergeudeten Tagen,
Nach den nächtlichen Fieberträumen
Des glühenden Wunsches, der im Herzen erbrannte,
Beim Anblick jener unheilvollen Schönheit,
Vater, erleuchte mich endlich mit deinem Licht,
Daß ich zu and'rem Pfad, zu beff'rem Vorsatz zurückkehre....
Erinnere mich, wie heute du am Kreuze hingst,

so betet der Dichter elf Jahre später, an demselben Karfreitag, an dem er Laura zum erstenmal erblickt haben will.

Ein starker Charakter wäre durch solche Gegensätze aufgerieben worden. Er hätte vielleicht als Wüstling oder als Büßer geendigt, und sein Lied wäre eine Tragödie geworden. Bei Petrarca ist es niemals über die sanfte Elegie hinausgegangen. Er ist im Grunde eine weibliche Natur. Die Selbstqual wird ihm Gewohnheit, Bedürfnis, Wollust und er wiegt sich nicht ohne ein stilles Vergnügen in den Gegensätzen seiner bewegten Brust. Besonders im Canzoniere ist es immer das Ebenmaß der Form, das auch aus diesem gefährlichen Kampf noch ein reizendes Spiel macht. Der Wohlklang des Verses und der Strophe geht dem Dichter über alles, und dieser kann natürlich nur bei einer gewissen Ruhe des Gemüts erreicht werden. Petrarca sagt es selbst:

Wer zu singen weiß, wie sehr er glüht,
Der ist in kleinem Feuer.

So kommt es, daß er mit seinen inneren Kämpfen, die im Grunde so ernst gemeint waren, schließlich tändelt. Seine Muse wird reflexiv und kalt. Von den seelischen Gegensätzen bleibt dann nichts mehr übrig als die syntaktischen Antithesen, der Streit der Ideale endigt in einem Wortgeplänkel.

Friede finde ich nicht und hab' keinen Krieg zu führen.
Ich fürchte und hoffe; glühe und bin ein Eis.
Ueber'm Himmel flieg ich und lieg auf der Erde.
Nichts halt ich und die ganze Welt umfass' ich.
Ohne Augen seh' ich, ohne Zunge schrei' ich;
Und wünsche zu sterben und ruf' um Hilfe,
Und hasse mich selbst und lieb' jemand anders, usw.

Solche Spielereien, Hyperbeln, gesuchte Bilder nehmen einen nicht unbeträchtlichen Raum im Canzoniere ein. Sie finden sich vorzugsweise im ersten Teil, d. h. in den zu Lauras Lebzeiten verfaßten Gedichten. Die Lieder der späteren Jahre stehen im Durchschnitt höher als die Jugendgesänge. Petrarca gehört nicht zu den Eintagskünstlern, die mit dem physischen zugleich das ästhetische Vermögen verlieren.

Nachdem Laura tot und eine sündige Liebe zu ihr ausgeschlossen ist, lebt ihr schönes Bild und die Erinnerung an sie nur um so freier. Askese, Reflexion und Reue treten zurück. Ungestört darf sich der Dichter seinen Sehnsuchtsträumen überlassen. Laura, im Leben einst so spröde und regungslos, wird jetzt erst recht lebendig, menschlich, mitleidsvoll. Sie steigt vom Himmel herab und erscheint ihm im Traum und setzt sich auf den Rand seines Bettes und spricht ihm vom Sterben, vom Paradies, von ihrer Liebe sogar. Es entsteht eine ganz eigenartige Mischung von mystischen Himmelstönen und traulichem Liebeswort. Man lese die Kanzone: Quando il soave mio fido conforto, jenes Zwiegespräch mit Laura, wo von der göttlichen Erscheinung der Geliebten das Auge des Dichters schließlich ganz erfüllt ist — und plötzlich sinnlich wird, daß er, sie betrachtend, ausruft:

Dies also sind die blonden Haare, die gold'nen Flechten,
die noch immer mich fesseln, und dies die schönen Augen,
die meine Sonne waren!" „„Ach, red' nicht, irre wie die Toren",
antwortet sie, „und täusch' dich nicht.
Ein körperloser Geist bin ich und wohne froh im Himmel.
Das was du suchst, ist Staub seit langen Jahren.
Nur dich zu trösten, ist es mir vergönnt,
den Schein des Leibs zu tragen....""
Da wein' ich; und mit ihren Händen
Trocknet sie mir das Antlitz und seufzet hold,
Und schilt mit Worten mich,
die einen Stein erbeben machten.
Und dann entschwebt sie. Ich erwache.

Der alte Kampf von Reue und Wunsch wirft hier sein letztes Echo in den Traum des gealterten Dichters herüber.

Wenn Laura ihrerseits nicht willfährig herabsteigt zur Erde, wenn ihre Seele, die aus Baumeswipfeln und

Windesfächeln zu ihm spricht, verstummt, dann schwingt sich das Lied des Dichters zum Himmel auf und sucht sie dort.

Mein Gedanke erhob mich dorthin,
Wo jene war, die ich suche und auf Erden nicht wieder finde:
Dort, im Liebeshimmel,
Erblickt' ich sie schöner und weniger stolz.
Sie nahm mich bei der Hand und sprach: „In dieser Sphäre
Wirst du einst mit mir sein, sofern der Wunsch nicht trügt.
Ich bin's, die dir so viele Qualen schuf,
Und noch vor Abend ging mein Tag zu Ende.
Mein Glück erfaßt kein irdischer Verstand,
Nur dich erwart ich noch und meine schöne Hülle,
Die dir so sehr gefiel und die dort unten blieb." —
Ach, warum schwieg sie und entzog mir ihre Hand?
Ich wär' beim Klang der frommen, mitleidsvollen Worte
Wohl gar im Himmel gleich geblieben.

Wie der kampfmüde Faust im Himmel seine Ideale wiederfindet, so schließt auch Petrarcas Lyrik mit dem Schwung nach oben. Dieser zweite und schönste Teil des Liederbuches könnte mit Fug die Aufschrift tragen:

Das ewig Weibliche zieht uns hinan.

Wer ist denn aber dieses „Ewig Weibliche"? Wer ist Madonna Laura? Eine ebenso verwickelte wie indiskrete Frage! Indiskret, insofern Petrarca selbst geflissentlich den Familiennamen Lauras verschwiegen hat. Dieselbe Maßnahme wurde von allen Minnesängern beobachtet. Ihr Ehrenkodex forderte strengste Verschwiegenheit. Da nun kein Familienname zu finden war, so sind einige auf den Gedanken gekommen, diese Laura habe n i e existiert, sei eine Fiktion, eine Allegorie. Wer sich zu dieser Ansicht bekennt, widerspricht dem eigenen Zeugnis Petrarcas und verkennt den Geist seiner Dichtung aufs gröblichste.

Gelebt hat Laura ganz gewiß, aber wie sie sonst noch hieß, dürfte der Wissenschaft, die sich um den Geist der Dinge kümmert, ziemlich gleichgültig sein. Viele Gelehrte dachten anders und deckten alte Gräber auf und fielen einer plumpen Fälschung zum Opfer und vergossen Ströme von Tinte. Und was ist das Ergebnis? Daß im 18. Jahrhundert der Abbé de Sade eine Laura, Tochter eines gewissen Audibert de Noves, urkundlich nachwies, die im Jahre 1325 einen gewissen Hugo de Sade geheiratet hat, im Laufe ihrer Ehe elf lebendige Kinder gebar und im Jahre 1348 starb. Nun sind zwar viele Literarhistoriker überzeugt, daß diese angesichts ihrer Fruchtbarkeit nicht eben poetische Laura wirklich die Angebetete Petrarcas gewesen sei. Die Hauptdaten stimmen leidlich überein, strikte b e w i e s e n aber ist die Sache noch lange nicht.

Viel wichtiger, als dem müßigen Klatsch über Madonna Lauras Personalien nachzuhängen, wäre es, die Bedeutung zu ermessen, welche die geheimnisvolle Frau im Geiste ihres Sängers gewann. Für ihn war sie wohl der Inbegriff aller Schönheit, aller weiblichen Anmut. Sie wurde der höchste Gegenstand seiner Kunst und darum auch das Symbol seines Dichterruhmes. Das Wortspiel mit ihrem Namen: Laura und Lauro = Lorbeer, Ruhmeskranz, ist häufig genug in Petrarcas Gedichten. Uns mag es als alberne Künstelei erscheinen, für ihn hatte es einen tiefen Sinn. Nach ihrem Tode aber gewinnt Laura noch eine andere Bedeutung. Früher nur das Bild der sinnlichen Schönheit und des irdischen Ruhmes, wird sie jetzt die Mittlerin zwischen Erde und Himmel. Die Liebe zu ihr verschmilzt mit dem religiösen Gedanken an das Jenseits. Sinnliches und Uebersinnliches, die feindlichen Welten vereinigen sich. Madonna Laura und der hl. Augustin, die sich im „S e k r e t u m" bekämpften, reichen sich jetzt die Hände. So hat der reiche Geist Petrarcas in den Gedanken an seine Geliebte die ganze Welt der Ideale, die ihn bewegten, hineingelegt, und in i h r versöhnt sich schließlich aller Widerspruch dieser Ideale. Es ist nicht mehr die strafende Beatrix mit ihrer pietade acerba (Purgat. XXX, 81), die jede irdische Regung ihres Dichters verdammt, es ist das liebende Weib, das mit einem Hauch von Menschlichkeit, Erbarmen und Vergebung die Seelenqualen ihres Dichters lindert. Aus der „Herrin" und Erzieherin ist eine Gefährtin und Trösterin, aus dem Minnedienst ein Seelenbund geworden.

In der Literaturgeschichte pflegt man den Canzoniere als die verderbliche Quelle des Preziösentums zu bezeichnen und macht ihn für all die frostigen Künsteleien der „Petrarkisten" verantwortlich, die im 15., 16. und 17. Jahrhundert der Reihe nach durch ganz Europa hin den Geschmack verdarben.

Wir aber wollen heute der l e b e n d i g e n und nicht der a b g e s t o r b e n e n K r ä f t e in Petrarcas Werk gedenken. Wir ehren in ihm den großen Humanisten und den tiefen Lyriker, der aus dem zünftigen Minnesang und aus dem zünftigen Gelehrtentum als Erster heraustrat mit den tieferen Klängen moderner Empfindung. Es ist nicht richtig, was man so oft versichern hört: daß die poetische Wirkung des Canzoniere mit dem Verstummen des letzten Petrarkisten zu Ende sei. S e i n e w a h r e u n d h e r r l i c h s t e W i e d e r g e b u r t h a t d e r G e n i u s P e t r a r c a s e r s t z u u n s e r e n Z e i t e n i n d e n s c h m e l z e n d e n L i e d e r n L e o p a r d i s g e f u n d e n ! Leopardi erkannte den Wert des teuren Meisters und Geistesverwandten tiefer als alle Kritiker.[3]) So mag er denn zu unserer heutigen Feier das Schlußwort sprechen:

„Der große Unterschied zwischen Petrarca und den anderen (besonders ausländischen) Liebesdichtern liegt darin, daß du bei i h m a l l e i n jene Feierlichkeit und Frische und das Mitklingen der eigenen Herzenstöne findest, das dich weinen macht und an gewissen Stellen ergreift, wo vielleicht kein anderer — auch der Beste nicht — eine ähnliche Wirkung vermöchte. Das macht, daß Er sein Herze a u s g i e ß t, wenn die anderen es zergliedern, und daß Er es r e d e n läßt, wenn die anderen d a r ü b e r reden."[4])

[3]) Den einzigen Francesco de Sanctis ausgenommen, der übrigens den Vorteil hatte, den einen der beiden Lyriker n e b e n dem anderen und d u r c h den anderen kennen zu lernen.

[4]) G. L e o p a r d i: Pensieri di varia filosofia e di bella letteratura 112, 4. vol. I S. 224.

Bücher und Zeitschriften.

Die Rezeption des Humanismus in Wien. Von Dr. G u s t a v B a u c h. Breslau 1903, M. u. H. Marcus.

Der um die deutsche Universitätsgeschichte durch frühere Arbeiten hochverdiente Verfasser hat durch die vorliegende literarische Studie ein bereits von Kink und Aschbach in ihren umfassenden Geschichten der Wiener Hochschule behandeltes Gebiet zum Gegenstande erschöpfender Forschung gemacht. Aus gutem Grunde! Erst in jüngster Zeit hat der unermüdliche Archivar der Universität Wien, Dr. Karl Schrauf, durch eine Reihe von Publikationen Quellenmaterial gefördert und auch anderwärts wurde dies getan; das letztere konnte mit Erfolg nunmehr bei einem Gesamtbilde herangezogen werden, weil so die Spuren der fahrenden Poeten, die zu Hauptvertretern des Humanismus auf deutschem Boden überhaupt und, wie K o n r a d C e l t i s, Hauptvertreter im besonderen an der Wiener Universität wurden, auch an anderen Orten verfolgt werden konnten. Dies tut denn auch der Verfasser in ausgiebigster Weise und es gelingt ihm, Lücken biographischer Art, die noch bei Aschbach zahlreich vorhanden sind, auszufüllen. Dies zeigt sich insbesondere in der Schilderung eines humanistischen Bahnbrechers in Wien, P e r g e r s, dessen „Grammatica nova" die erste Grammatik in humanistischem Geiste (1482 zuerst gedruckt) war. Dieser verdienstvolle Mann verschwindet mit der Besetzung Wiens durch Mathias Corvinus aus den Annalen der Universität und Aschbach berichtet nur wenig weiter über ihn. Bauch hingegen zeigt, wie wirksam er fernerhin für die Einführung des Hu-

manismus in Wien sich einsetzte, zuerst für die Berufung italienischer Humanisten in Wien, des Amaltheus und Balbi, endlich des Celtis. Längere Zeit war er in diplomatischer Verwendung in Italien, dann waltete er als fürstlicher Superintendent der Wiener Universität seines Amtes. Ein anziehendes, fesselndes Bild entwirft der Verfasser (S. 55 bis zum Schluß) von den umfassenden Reformprojekten des Celtis, der, getragen durch die Gunst des der neuen Richtung ergebenen Kaisers Maximilian und seiner Räte, der erste, selbständige und ordentliche Lektor der Poetik und Rhetorik in Wien wurde. Hat er sich auch in Italien seine humanistische Weisheit erworben, so repräsentiert er in Wien, wo man bisher nur italienische Humanisten gewohnt war, in gewissem Sinne ein nationales Element. Mit Celtis Tode (4. Februar 1507) brachen auch seine Schöpfungen, die „gelehrte Donaugesellschaft", die eine Art Akademie gebildet hatte, und das Poetenkollegium, zusammen und die Scholastik, die durch passiven Widerstand gegen alle Reformversuche gesiegt hatte, gelangte wieder in ihre herrschende Stellung. Neu ist in dem Buche, daß das Wesen der Scholastik an der Wiener Universität völlig klargestellt wird, und dies ist auch für die Erkenntnis der humanistischen Strömung hier wichtig, weil diese als Reaktion gegen den starren Pedantismus jener Schule kräftig an der Oberfläche erscheint. So erweitert, vertieft und korrigiert der Verfasser die Forschungen seiner Vorgänger, an die er allerdings trotz mancher Meinungsverschiedenheit zumeist anzuknüpfen gezwungen ist.

Dr. Karl Fuchs.

✕

Allgemeine Rundschau.

Ein Alaunbaum.

Professor Radlkofer veröffentlicht in den Berichten der Deutschen botanischen Gesellschaft (L. Radlkofer, Ueber Tonerdekörper in Pflanzenzellen. Ber. d. Deutsch. bot. Gesellschaft. XXII. Bd. 1904. 4. Heft.) soeben eine sehr interessante Studie über einen in Ostasien in mehreren hundert Arten vorkommenden Baum (welcher zur Gattung Symplocos gehört), dessen Blätter zum großen Teil von merkwürdig fettigerdigen Massen erfüllt sind. Es machte die größten Schwierigkeiten, die Natur dieser Körper festzustellen, bis Radlkofer, veranlaßt durch einen auffälligen Namen, unter welchem dieser Baum in dem vor mehr als 200 Jahren erschienenen Herb. Amboinense des alten holländischen Botanikers Rumphius aufgeführt wird, auf die Vermutung kam, daß die Blätter vielleicht mit Tonerde erfüllt seien. Rumphius nennt nämlich die auf der Insel Amboina vorkommenden Symplocosarten Alaunbäume (Arbor aluminosa) und berichtet, daß die Eingeborenen deren Rinde an Stelle von Alaun dazu verwenden, beim Rotfärben von Geweben das Festhalten und die Intensität der Farbe zu sichern. Die aus Verlegenheit geprüfte Vermutung bewahrheitete sich in überraschendster Weise. Die chemische Untersuchung der Blätter ergab, daß fast genau die Hälfte von deren Aschensubstanz aus reiner Tonerde bestand, daß in diesem Falle also tatsächlich der Alaun auf den Bäumen wächst. Aus welcher Ursache die Pflanze sich mit der für sie wohl unverwendbaren schweren Tonerde belastet, ist noch völlig ungeklärt. Professor Radlkofer vermutet jedoch, wohl nicht mit Unrecht, daß die Pflanze die Tonerde hauptsächlich zur Gewinnung von anderen Substanzen aufnimmt, welche chemisch mit der Tonerde verbunden sind und erst im Lebensprozeß von ihr geschieden werden. Die Schlacken dieses Prozesses lagern sich dann in den Geweben, besonders in den immer wieder abgestoßenen Blättern, ab und werden so aus dem Haushalte der Pflanze entfernt. Wir wissen ähnliches von anderen Gewächsen, welche Kalk ablagern, den sie ursprünglich in Form von Sulfaten aufgenommen haben, um den zur Bildung von Eiweißstoffen nötigen Schwefel zu erlangen. — Es wird hier jedenfalls in interessantester Weise eine uralte Volkserfahrung durch die Wissenschaft bestätigt, als neuerlicher Beweis, daß es fast immer dafür steht, auch der kuriosesten Volksanschauung nachzugehen. Ein Körnchen Wahrheit steckt fast immer drin.

R. Francé.

Die Papyruspflanze in Gefahr.

Mit der Papyruspflanze geht es wie mit den Zedern des Libanon: es sind nur noch sehr wenige Exemplare vorhanden, und auch diese sind, einem in verschiedenen italienischen wissenschaftlichen und Tageszeitschriften erlassenen Aufrufe des Dr. Lorenzo Ratto zufolge, im Aussterben begriffen oder infolge der Sorglosigkeit derer, denen die Pflege obliegt, einer nahe bevorstehenden Vernichtung anheimgegeben. Von der eigentlichen Papyrusstaude, wie sie die Aegypter und später die Griechen und Römer zur Herstellung ihres Schreibstoffes benutzten, findet sich nur noch ein kleiner Rest am Anapofluß bei Syrakus, der mit Recht als „historischer Papyrus" bezeichnet wird. Aber gerade dieser Umstand, daß verschiedene Reisebücher und Beschreibungen darauf hinweisen, daß sich hier noch die letzten Ueberreste der einst so verbreiteten Papyruspflanze befinden, ist die Ursache, daß diese Reste dem Untergange geweiht sind. Die Fischer von Syrakus schneiden die Stengel ab und verkaufen sie an die Fremden als Andenken, und diese selbst unterlassen es meist nicht, sich ebenfalls ein Stück der Pflanze mitzunehmen. Es existiert zwar ein Gesetz aus dem Jahre 1857, in dem sehr strenge Schutzbestimmungen für die noch vorhandenen Papyrusstauden enthalten sind, aber niemand kümmert sich um dieses Gesetz, und als Sizilien dem italienischen Staate einverleibt wurde, konnten weder im Ackerbauministerium, noch bei dem Arbeitsministerium, noch endlich bei dem Ministerium für den öffentlichen Unterricht die für eine ständige Bewachung nötigen Mittel aufgetrieben werden. Ratto schlägt nunmehr vor, eine neue Papyrus-Industrie dadurch zu schaffen, daß man für das Weiterkommen der Pflanze sorgt und bei öffentlichen Urkunden anstatt des bisher verwendeten Pergaments wieder Papyrus, wie in alten Zeiten, verwendet. Ebenso würde sich nach seiner Ansicht der Papyrus vorzüglich zur Herstellung von Papiergeld eignen, da dieses, wenn die Papyrus-Anpflanzungen Eigentum des Staates würden, niemals gefälscht werden könnte. Zur weiteren Förderung der Papyruskultur macht Ratto dann noch den weiteren Vorschlag, an die Akademien ein Preisausschreiben zu erlassen, das die Lösung der Frage zum Zwecke haben soll, woher es kommt, daß der Papyrus nur einzig und allein im Wasser des Nils, wo er ebenfalls bereits fast ganz ausgestorben ist, sowie in demjenigen des Anapus und seines Nebenflusses Ciane vorkommt. Wenn es gelänge, die Ursachen hierfür zu ermitteln, so dürfte es vielleicht auch gelingen, die Anpflanzung des Papyrus an anderen Flüssen durchzuführen. Indem Ratto dann ferner noch anführt, daß es Sache des Ackerbauministeriums sei, für eine genügende Kultur und Bewachung zu sorgen und an eine hier für den italienischen Staat vorliegende Ehrenpflicht gemahnt, weist er noch darauf hin, daß bereits vor Jahren Renan dieselbe Frage behandelt und geschrieben habe: „Der Papyrus wächst in Europa nur noch im Anapustal; in Aegypten stirbt er aus. Sollte diese Pflanze, die dem menschlichen Geiste so große Dienste erwiesen und die in der Geschichte der Zivilisation einen so hervorragenden Platz verdient, eines Tages in Gefahr kommen zu verschwinden, so wünschte ich, daß die Kulturnationen ihr auf gemeinsame Kosten ein „Altersheim" im Anapustale gewährten."

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Ein sensationeller medizinischer Streitfall. Zu stürmischen Szenen kam es am Montag in der Sitzung des Berliner Vereins für innere Medizin. Professor Jakob, Assistenzarzt an der von Leydenschen Klinik des Charité-Krankenhauses, hat kürzlich im Vereine über Versuche berichtet, die er zusammen mit Professor Rosenberg an Tuberkulosekranken angestellt hat, um den Krankheitsprozeß durch direkte Einspritzung von Medikamenten in die Lunge selbst günstig zu beeinflussen. Gegen diese Versuche wandte sich insbesondere Professor Westenhöfer vom Pathologischen Institut der Charité, welcher Professor Jakob sogar den Vorwurf machte, daß sein Verfahren bei einer Patientin geradezu eine Verschlimmerung des Zustandes be-

wirkt habe, und daß Professor Jakob diese Tatsache verschwiegen habe. Es stellte sich schließlich heraus, daß das klinische Journal der Krankenstation des Professors Jakob, auf welches dieser seine Angaben stützte, in auffallendem Widerspruche zu dem amtlichen Journal der Charité stand. In der vorgestrigen Sitzung des Vereins für innere Medizin nun wurde unter lebhafter Erregung die Erörterung dieser Tatsachen wieder aufgenommen und die Einsetzung einer öffentlichen Kommission zur Untersuchung dieser Angelegenheit beantragt.

* Medizinisches. Interessante Entdeckungen mit dem Ultramikroskop veröffentlicht Professor Dr. Raehlmann aus Weimar in der letzten Nummer der Deutschen Medizinischen Wochenschrift. Das neue, von Siedentopf und Zigmondy angegebene Mikroskop, welches durch seine Beleuchtungsmethode eine noch genauere Betrachtung der kleinsten und allerkleinsten Teilchen gestattet, hat Professor Raehlmann Veranlassung zur sorgfältigen Untersuchung des Blutes gegeben, und es ist ihm denn auch gelungen, im Blut und im Innern der roten Blutkörperchen, die den Hauptbestandteil des Blutes bilden, noch gewisse feinste, bisher ungekannte Bestandteile aufzufinden, denen eine bestimmte Rolle beim Stoffwechsel und bei der Ernährung der Gewebe zukommt. Es sind kleine und kleinste Eiweißteilchen in Gestalt gelber und grauer Kugeln, die sich außerordentlich schnell bewegen. Professor Raehlmann konnte diese Eiweißkügelchen z. B. in frischem Menschenblut nachweisen, das er durch Einstich in die Fingerkuppe entnommen hatte. Bisher hat man allgemein angenommen, daß das Eiweiß des Blutes, als der eigentliche Träger der Ernährung, in gelöstem Zustande in der Blutflüssigkeit enthalten sei und daß dessen Bindung in den Körpergeweben mehr chemisch erfolgt. Seitdem Professor Raehlmann mit Hilfe des neuen Ultramikroskops der Nachweis solcher kleinster, in der Blutflüssigkeit gleichsam aufgeschwemmter Eiweißteilchen gelungen ist, wird man sich den Vorgang der Ernährung in den Körpergeweben doch vielleicht anders erklären und direkt an eine Wanderung jener Teilchen denken müssen. — Zum Generalsekretär des Deutschen Zentralkomitees zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke ist der Oberstabsarzt a. D. Dr. Nietner an Stelle des aus diesem Amt ausgeschiedenen Professors Dr. Pannwitz gewählt worden.

Hochschulnachrichten.

* München. Mit einer Probevorlesung über den „Einfluß der parasitischen Lebensweise auf die Organisation der Tiere" hat sich heute der 1. Assistent am Zoologischen Institut Dr. Richard Goldschmidt als Privatdozent für Zoologie und vergleichende Anatomie habilitiert.

* Heidelberg. Zu den vom Badischen Lehrerverein und Verein badischer Lehrerinnen für die Tage vom 1. bis 13. August veranstalteten Ferienkursen haben sich bereits über 200 Teilnehmer angemeldet; dabei sind, wie man uns schreibt, auch Nichtlehrer als Teilnehmer sehr willkommen. Um den Besuch einzelner Vorlesungen zu erleichtern, werden Teilkarten zu 5 und 8 M. ausgegeben. Frln. Hauck, Hauptstraße 174, und Hr. Siber, Plöck 56, sind bereit, nähere Auskunft zu geben. — Eine Aenderung im Vorlesungsplan hat sich insofern ergeben, als Geh. Hofrat v. Sallwürk aus Gesundheitsrücksichten auf die Mitwirkung verzichten mußte; für ihn tritt Geh. Rat Windelband mit sechs Vorlesungen über „die moderne Psychologie, ihre hauptsächlichsten Probleme und Richtungen" ein.

* Gestern Abend fand im Stadthallesaale eine von 2000 Studenten, Bürgern und Damen besuchte Protestversammlung der Studentenschaft gegen den geplanten Wiederaufbau des Schlosses statt. Professor Thode legte die Gründe für die Erhaltung und die Erhaltungsmöglichkeit des gegenwärtigen Bestandes dar und protestierte gegen eine Fälschung der Ruine und Schädigung Heidelbergs. Es wurde einstimmig eine Protestresolution angenommen

Die Adresse für Kuno Fischer, die ihm zum Geburtstage am 23. Juli von Schülern und Verehrern überreicht wird, ist ein im Renaissancestil gehaltenes Meisterwerk der Edelschmiedekunst und trägt auf Pergament folgende Widmung:

Seiner Exzellenz
Herrn Wirklichen Geheimen Rat Prof. Dr. Kuno Fischer nahen sich an dem Tage, da er das achtzigste Jahr eines an Arbeit und Erfolgen so unermeßlich reichen Lebens vollendet, seine Schüler und Verehrer, um dem Meister der Rede und der Forschung für alles das, was er ihnen in unvergeßlichen Stunden dargeboten, für alles, was er ihnen als Lehrer und Mensch gewesen ist und dauernd bleiben wird, ihren ehrerbietigsten Dank auszusprechen und ihm huldigend die herzlichsten Glückwünsche darzubringen. Möge Gottes Gnade noch lange über dem teuren Manne walten.

Im Namen und Auftrag:
(folgen die Namen der Unterzeichner des Aufrufs).

In einer Kapsel, die an einer mit Edelsteinen besetzten Kette hängt, befindet sich ein Pergament mit allen Namen, die sich gemeldet haben, in kunstvoller Malerei. Das Schlußstück der Kapsel ist ein Silbertäfelchen, auf dem sich in feinster Silberschneidearbeit ein Bild der Heidelberger Universität befindet.

* Straßburg. Gymnasialdirektor Dr. Derichsweiler in Saarburg, Verfasser einer Geschichte Lothringens, wird mit Ende des Schuljahres in den Ruhestand treten und nach Straßburg ziehen, um an der Universität Geschichtsvorlesungen zu halten.

hc. Das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor feiert am 23. Juli der Botaniker Prof. Dr. Hermann Graf zu Solms-Laubach.

* Göttingen. Für den Ausbau der Universität als einer Zentrale für das Studium der Mathematik wurde, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, ein viertes Ordinariat errichtet. Professor Karl Runge von der Technischen Hochschule in Hannover wurde auf diesen Lehrstuhl berufen.

z. Kiel. Der Professor für mittlere und neuere Kunstgeschichte Dr. Albert Matthäi ist, nach Berliner Blättern, an die Technische Hochschule in Danzig berufen worden, wo er im Oktober seine Lehrtätigkeit beginnt.

* Königsberg. Als Nachfolger von Professor Dr. E. Koschwitz wurde, wie die Königsberger Hartungsche Zeitung erfährt, der bisherige außerordentliche Professor der romanischen Philologie an der Universität Berlin, Dr. O. Schultz-Gora, an die hiesige Universität berufen. — Demselben Blatte zufolge ist der außerordentliche Professor für römisches und deutsches bürgerliches Recht an der hiesigen Universität, Dr. A. Manigk, zum ordentlichen Professor ernannt worden.

hc. Aus Oesterreich. Der Geologe beim russischen Geologischen Institut in St. Petersburg, Staatsrat J. M. Morozewicz, ist als Nachfolger von Professor Dr. F. Kreutz zum ordentlichen Professor der Mineralogie an der Universität Krakau ernannt worden.

* Wien. Der Unterrichtsminister hat die Zulassung des Weltpriesters Dr. Karl Hirsch als Privatdozenten für allgemeine Kirchengeschichte und deren Hilfswissenschaften an der theologischen Fakultät, des Dr. Heinrich Peham als Privatdozenten für Geburtshilfe und Gynäkologie, des Dr. Friedrich Luithlen als Privatdozenten für Dermatologie, des Dr. Rudolf Weiser als Privatdozenten für Zahnheilkunde und des Dr. Ernst Pick als Privatdozenten für angewandte medizinische Chemie an der medizinischen Fakultät, und des Professors an der Staatsrealschule im dritten Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Siegel als Privatdozenten für theoretische Philosophie an der philosophischen Fakultät der Universität bestätigt.



Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Kuno Fischer.

Ein Gedenkblatt zu seinem 80. Geburtstag.

Von Dr. Karl Hauck.

Als Kuno Fischer am 23. Juli 1894 seinen siebzigsten Geburtstag feierte und in dem reichgeschmückten Auditorium XIII der Heidelberger Hochschule, wo er seine Vorlesungen zu halten pflegte, die Huldigungen seiner Hörer entgegennahm, warf er in bewegten Dankesworten einen Rückblick auf die Zeit seines Werdeganges. Keiner der Anwesenden vermochte sich dem tiefen Eindruck zu entziehen, als der verehrte Lehrer von dem Tage sprach, da er unscheinbar und unbeachtet von der Heidelberger Schloßterrasse auf Stadt und Land niederschaute und, von dem Zauber der Pfalz wie von der fast halbtausendjährigen Geschichte der Hochschule in gleicher Weise gefesselt, in Heidelberg zu bleiben und hier seine Vorlesungen zu eröffnen beschloß. Und wenn dem greisen Gelehrten heute diese Zeit mit all ihrem Hoffen und Wünschen wieder vor die Seele tritt, wenn er des Ringens und Kämpfens jener Jahre gedenkt, so kann er sich mit zufriedenem Stolze sagen, daß er das, was er ist, aus sich selbst wurde, daß er sich mit eigener Hand den harten Weg des Ruhms und der Anerkennung gehauen, daß sich ihm aber auch sein höchstes Wünschen erfüllte und Tausende dankbarer Schüler, um in einem Bilde der Alten zu bleiben, an seiner Fackel des Wissens die ihre angezündet haben.

Es waren nicht nur Kämpfe, wie sie aus den Bedürfnissen des Tages erwuchsen, die damals manche Stunde des Schaffenden und Strebenden beschatteten, mehr noch hatte er mit den Widerwärtigkeiten und Angriffen zu kämpfen, die sich gegen sein berufliches Leben richteten. „Dein Fahrzeug hatte Gegenwind,“ rief ihm David Friedrich Strauß später zu und dieser Gegenwind wehte aus den Kreisen seiner theologischen Kollegen. Nach Erscheinen eines Bruchstückes seiner „Geschichte der neueren Philosophie“, in dem eifrige Theologen Spuren pantheistischen Geistes erblickten, wurde in Karlsruhe der Wunsch nach Berufung eines christlich gläubigen Philosophen ausgesprochen, da der Einfluß eines Kuno Fischer auf die Jugend nur verderblich wirken könne. Mehr noch erreichten die Ankläger, als nur die Berufung eines Gegenphilosophen. Der damalige Minister v. Wechmar, ein Mann, der jeder reaktionären Bewegung freudig zugänglich war, verfügte kurzerhand und ohne Angabe von Gründen, daß dem Privatdozenten Kuno Fischer die venia legendi wieder zu entziehen sei, und erregte durch dieses gewalttätige Verfahren Aufsehen weit über die badischen Grenzen hinaus. Um der Freiheit des Denkens willen aus seinem Wirkungskreise verwiesen, fand Kuno Fischer Teilnahme und freundschaftlichen Zuspruch vor allem bei jenen, die ebenfalls unter der schwülen Luft der Reaktion litten und damals war es, wo sich die Beziehungen zu D. F. Strauß und Gervinus, die gleich ihm unter Acht und Bann standen, enger gestalteten:

> Es waren Tage voll Genuß,
> Man grüßte sich am frühen Morgen,
> Vergaß im Redetausch die Sorgen,
> In Zukunftsplanen den Verdruß.

Mit Befriedigung vernahm der größte der damals lebenden Philosophen, Schopenhauer, das Urteil gegen Kuno Fischer. Das Erscheinen des ersten Bandes der neueren Philosophie, besonders die Darlegung der Lehre Spinozas, der die Lebensanschauung Kuno Fischers bis ins Alter stets verwandt gewesen ist, hatte in dem grämlichen und verbissenen Schopenhauer wieder einen jener Wutanfälle ausgelöst, die ihm zum Lebensbedürfnis geworden waren. Es war zudem einer der ihm so widerwärtigen „verrückten“ Hegelianer, den der Streich des badischen Ministers getroffen und mit Behagen schrieb er an seinen „apostolus primarius“ Frauenstädt: „Das Ministerium in Baden hat sehr recht getan, dem Menschen das Handwerk zu legen.“ Es sei hier eingeschoben, daß sich Kuno Fischer damals nur wenig erst von dem Boden Hegelscher Philosophie entfernt hatte, wie er ihr überhaupt trotz aller selbständigen Forschung doch im wesentlichen treu geblieben ist, wenn er auch die Mängel und Fehler der Hegelschen Philosophie, besonders seiner Logik, nicht verkannte. Jenes Buch indes, das damals seine Amtsentsetzung nach sich zog, ist ein Merkstein geworden, ein „standard work“ in der Geschichte deutscher Geisteswissenschaft. In zehn Bänden, deren erster 1854, deren letzter erst vor kurzem erschienen ist, liegt die Arbeit eines reichen achtzigjährigen Lebens vor uns, ein Werk, das durch die zahlreichen Auflagen, die es erlebte, bewiesen hat, wie sehr es den Bedürfnissen eines ganzen Volkes entgegenkam und sie befriedigte.

Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, daß ein Buch, welches sich die Behandlung schwieriger philosophischer Probleme zur Aufgabe gestellt hat, einen so ausgedehnten Leserkreis findet, wie Kuno Fischers Monumentalwerk; es ist bemerkenswert, aber nicht mehr zu verwundern angesichts der Tatsache, daß dieses Werk mit völliger Beherrschung des Stoffes eine so ausgezeichnete Darstellungsgabe vereinigt. Hier ist kein mühsames Nachempfinden fremder Systeme, keine gequälte und schwerfällige Wiedergabe fremder Gedanken: im Mittelpunkte eines jeden philosophischen Systemes stehend, das er behandelt, dringt Kuno Fischer von hier aus weiter; von hier aus entwickelt er die Probleme und Lehren der einzelnen

Denker in lichtvoller Klarheit, als trage er sein eigenes System vor. Aber auch die scheinbar so weltabgewandte Geistesarbeit des Philosophen wird von der ihn umgebenden Welt beeinflußt und seine Lehre läßt sich nicht von dem trennen, was ihm das Leben an Erfahrungen und Schicksalen bietet. Die Ereignisse der Zeit und die Tätigkeit des forschenden Menschengeistes stehen in Wechselwirkung. So sieht auch Hegel in der Geschichte der Philosophie nicht eine Aneinanderreihung verschiedener Ansichten und Lehrmeinungen, sondern „das Verständnis einer weltgeschichtlichen Notwendigkeit geistiger Entwicklung". Und indem sich Kuno Fischer in seiner Geschichte der neueren Philosophie von diesem Gesichtspunkte leiten läßt, wird sein Werk zu einer Kulturgeschichte, politisches und geistiges Leben greifen ineinander und von der meisterhaften Hand des Forschers und Darstellers werden unvergleichliche Bilder aus dem Leben der europäischen Kulturmenschheit seit den Tagen der Renaissance und Reformation entworfen. Und wenn ich in dem oft gebrauchten Vergleiche von philosophischen Systemen mit Gebäuden bleibe, so möchte ich noch auf das Bestreben Kuno Fischers hinweisen, diese Gebäude wie durch Gänge gleichsam zu verbinden. Nicht abstrakt und lose stellt er die Systeme nebeneinander, alles ist verknüpft und verbunden und einen nicht geringen Wert legt er auf die Schulen und einzelnen Gruppen, welche die Lehren der Meister weiter- und umgebildet haben; ich erinnere dabei nur an die Zusammenhänge der cartesianischen Lehre mit dem französischen Materialismus, an den Uebergang von Descartes zu Spinoza, von Kant zu Fichte u. a.

Um aber die feinsten Wurzeln philosophischen Denkens zurückzuverfolgen bis in ferne Jahrhunderte, um zu zeigen, wie sich die neuere Philosophie, die das Gefühl hat, den früheren nichts danken zu müssen, dennoch mit der griechischen und christlichen berührt, schickt er seinem Buche einen Ueberblick über die griechischen Philosophen und die Denker des christlichen Mittelalters voraus, wie er auch in seinen Vorlesungen besondere Semester der griechischen und christlichen Philosophie widmet. Und bei seiner Auffassung der letzteren möchte ich noch einen Augenblick verweilen.

Wer das Glück gehabt hat, diesen Vorlesungen beizuwohnen, die Kuno Fischer alle zwei Jahre während des Winters hielt, wird sich allezeit lichtvolle Erinnerungen daran bewahren. Gerade zu diesen Vorlesungen drängten sich die Hörer jeden Alters und Standes, und manch einer von denen, die dann hinaustraten in den dunklen Abend, wanderte noch einsam auf den vertrauten Bergespfaden oder den Neckar entlang, die Eindrücke verarbeitend, die das Wort des verehrten Lehrers in ihm hervorgerufen. Dieser Wirkung auf die empfänglichen und fähigen Gemüter der akademischen Jugend war sich Kuno Fischer gerade hier gewiß. „So oft sie mir gelang," sagte er einst, „war ich unbeschreiblich glücklich. Es waren die Höhenmomente meiner Wirksamkeit, wenn ich in der Stille meines Auditoriums erlebte, was ich mit Uhlands Worten aussprechen möchte, in einem anderen Sinne, als sie der Dichter genommen: „Da sah ich manches Auge flammen, und klopfen hört' ich manches Herz.""

Kuno Fischer wußte, daß er in dieser Vorlesung widerstreitende Ansichten berühren müsse, daß er abweichen werde von den strengen Lehren und Geboten kirchlichen Glaubens, aber wie sehr er sich auch davon entfernte, so verletzte er doch nie die Gefühle Andersdenkender. Das Wort, das er seinen jugendlichen Hörern als erste Lehre mitgab auf den Weg ins Leben: „in religiösen Dingen zu verstehen suchen, nicht zu urteilen", ist der klarste Beweis für die hohe Duldung, mit der er jeder Religionsrichtung gegenübertrat. Wie in seiner Geschichte der neueren Philosophie entwickelte Kuno Fischer auch hier auf dem Hintergrunde der Zeit die einzelnen Systeme. Die Erkenntnis von der Nichtigkeit der Welt und ihrer Dinge, das Erlösungsproblem, hatte bereits die Lehren des ausklingenden Altertums befruchtet, es erfüllte sich in der Erscheinung Christi. Und seiner Lehre, wie sie sich in den ersten Jahrhunderten ausbildete, in Lehr**begriffen** und Glaubenssätzen die Welt zu erschließen, war die Aufgabe der Kirche, als an die Stelle der Kirchenväter die Kirchenlehrer traten. Sie kannten nur mehr ein Ziel vor Augen, Glauben und Wissen miteinander so zu vereinigen, daß die Tatsachen und Forderungen des Glaubens vom Verstande erkannt würden. Hier ist der springende Punkt der Scholastik, die mit der aufsteigenden Hierarchie gleichen Schritt hält, in Thomas von Aquino ihren Höhepunkt erreicht und mit dem sinkenden Papsttum sich der Auflösung zuneigt. Es war im 14. Jahrhundert, als das Band zwischen Glauben und Wissen zu zerreißen begann, als Occam lehrte, daß die menschliche Erkenntnis an die Sinne gebunden, das Wesen der Dinge nicht zu erfassen vermöge, daß der Glaube eine Sache göttlicher Offenbarung und kirchlicher Autorität sei. Durch ihn und seine Nachfolger erhielt die Philosophie nun jenen skeptischen, sensualistischen und empirischen Charakter, der das Zeitalter der neueren Philosophie vorbereitet.

Das Studium der Epoche Kants, in welcher der deutsche Idealismus seinen Höhepunkt zu ersteigen begann, die Verflechtung von Wissenschaft und Literatur in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, dann auch der rege Verkehr mit Gervinus und Strauß hatten Kuno Fischer literarhistorischen Studien näher gebracht. Es war die Zeit der Säkularfeier von Schillers Geburt, noch lebten viele, die ihn und Goethe persönlich gekannt hatten, vor allem die verwitwete Großherzogin Maria Paulowna, der ihr verständnisloser, in engsten Standesvorurteilen erstarrter Gemahl Karl Friedrich die Freude an der Schönheit der deutschen Dichtung und das beglückende Gefühl ihres Verkehrs mit Schiller und Goethe nicht zu trüben vermocht hatte. Oft hat Kuno Fischer von seinen Beziehungen zu dieser geistig so hochstehenden Frau erzählt, die als kostbarsten Besitz das Manuskript der ihr gewidmeten „Huldigung der Künste" besaß und dem Jenenser Professor gerne aus dem Reichtum ihrer Erinnerungen mitteilte. So entstanden denn seine literarischen Schriften, oft angefeindet und angegriffen, weil sie sich gar so sehr von der schulmäßigen Behandlung deutscher Literaturgeschichte entfernten und ihre eigenen Wege gingen. Aus der Tiefe psychologischen Lebens und Empfindens heraus erklärt und erläutert er die Werke von Shakespeare, Lessing, Goethe und Schiller; er legt die feinsten Fäden offen, die Leben und Schaffen des Dichters miteinander verknüpfen und zum Verständnis seiner Schöpfungen führen. Nicht in trockene Untersuchungen vertiefte er sich, sondern er bot das, was er zu sagen hatte, in künstlerisch schöner Form, und so durfte er auf freudige Aufnahme auch seiner literarischen Schriften in den Kreisen der Gebildeten rechnen: wie sich vor seinem Katheder die Angehörigen aller Fakultäten versammelten, so mochte er auch im Geiste um seinen Arbeitstisch alle Stände des Volkes erblicken, die auf seine Worte hörten, und er glaubte sich und seinen eminenten Fähigkeiten mehr schuldig zu sein, als einem kleinen Kreise von Gelehrten vorzubehalten, worauf die große Zahl der Gebildeten Anspruch hatte.

So liegt ein reiches Tagewerk hinter dem greisen Forscher, der mit dem Pfunde, das ihm gegeben ward, gewuchert hat als ein redlicher und treuer Knecht, und wenn sein Leben köstlich genannt werden kann, so ist es nicht wegen der ungeahnt reichen Erfolge, die es ihm gebracht hat, sondern weil es Mühe und Arbeit gewesen ist. Denn wie er selbst sagt, ist ihm von den Anstrengungen und Kämpfen des akademischen Lebens nichts erspart geblieben. Und doch gesteht er, vom Gipfel eines achtzigjährigen Lebens auf den Weg zurückschauend, der nun hinter ihm liegt, daß es eine glückliche Wahl war, die ihn den akademischen Beruf ergreifen ließ, und daß keine andere Wahl ihm und seinem Wesen besser gepaßt hätte. Sein Haar ist weiß geworden und seine Schläfe hat sich gefurcht, aber die stete Berührung mit aufwärtsstrebenden Kommilitonen hat ihm jene Geistesjugend erhalten, von der Schleiermacher sagt: „Ich gelobe sie mir, selbst unter erbleichendem Scheitel." Hier im Bunde mit der akademischen Jugend, die sich ihm so oft verjüngt hat, fühlt auch er sich verjüngt. „Diese Verjüngung ist ein Zaubertrank ohne Medea" — rief er

einst dankbar und begeistert aus. Und wenn der achtzigste Geburtstag des greisen Gelehrten heute stille verläuft, weil die Schatten eines herben Verlustes über ihm lagern, so ist der 23. Juli doch ein Festtag für die vielen Tausende, die im Laufe langer Semester lernend zu seinen Füßen saßen und sich dankbar ihres Lehrers erinnern. An seinem siebzigsten Geburtstage sprach er es aus, daß die Jugend seinem Lebensabend Licht, viel Licht entgegenbringe, aber auch er hat es seinen Schülern gegeben, wenn er ihnen die edelsten Güter des Menschengeistes offenbarte „nicht als ein mürrischer Kastellan, nein, als ein Priester und Hüter". Und weil er wie ein Priester das Heiligtum der Wissenschaft hütete und erschloß, darum ist ihm auch die Verehrung seiner Schüler in so reichem Maße zuteil geworden, deren Schicksal er allezeit mit reger Anteilnahme begleitete. Denn über aller geistigen Größe, über aller persönlichen Würde hat er nie das echt Menschliche vergessen, nie jenen gemütvollen Zug des Herzens, der ein enges, untrennbares Band zwischen Lehrer und Schüler knüpft. Möge daher die Abendsonne seines Lebens noch einen langen, sorgenlosen Weg beleuchten und ihm nach schwerer Tagesarbeit ein glückliches, friedliches Ausruhen gegeben sein.

Frau Christine Reinhard über Goethe.

Mitgeteilt von Ludwig Geiger.

Der große Reichtum der uns überlieferten Gespräche Goethes stammt aus den letzten 20 Jahren seines Lebens der Zeit seiner unbestrittenen europäischen Berühmtheit. Um so dankbarer muß man über die Mitteilung sein, die uns in eine frühere Zeit führt. Solche sind die vor einiger Zeit erschienenen der Frau Christine Reinhard, geb. Reimarus, die im Jahre 1807 aus Karlsbad in Briefen an die Mutter der Genannten niedergelegt wurden.[1]) Aus der Zeit jenes Aufenthaltes waren bisher fast ausschließlich (vgl. Biedermanns Gespräche, Band II) die mit Riemer geführten bekannt. Die nun folgenden waren bisher nur in einer französischen Uebersetzung bekannt. Von ihnen wird hier eine dem Sinne nach genaue deutsche Fassung gegeben, da eine Veröffentlichung des deutschen Originals wohl ausgeschlossen sein, das französische nur für eine gelehrte Gesellschaft bestimmte Werk schwerlich in viele Hände gelangt sein dürfte.

Frau Christine (ca. 1770—1815, verheiratet seit 1796) machte durch ihre geistigen Eigenschaften dem Hause, dem sie entstammte, Ehre. Sie war eine hochgebildete, vielseitig unterrichtete, kunstbegabte Frau, die, ohne übermäßig hoch von sich zu denken, ihr Urteil selbst Großen gegenüber nicht gefangen gab und bei aller herzlichen Verehrung für ihren Gatten, trotz der Unterordnung unter seinen Verstand und sein Wissen, sich keine Bewunderung diktieren ließ. In den Annalen (1807) wird sie nur (Werk, W. A. 36, 14) ganz kurz als „höchstgebildet" erwähnt; in den Gesprächen wird sie nur einmal (1811, Biedermann III, 6) flüchtig gestreift. Auch in den Briefen an R. wird ihrer ausdrücklich fast nie gedacht; ihr Tod seitens Goethes nicht erwähnt, — freilich ist der Briefwechsel von 1815—1818 äußerst spärlich. Immerhin ist die Vernachlässigung der Frau, gegenüber der großen Beachtung, die der Mann erfährt, charakteristisch, wenn man auch nicht aus ihr den Schluß ziehen darf, daß Frau Reinhard dem Dichter unsympathisch war.

Nur zwei Aeußerungen Goethes sind erhalten, die freilich nicht völlig ausreichen, um seine Gesinnung klar zu erkennen. Die eine wird von Reinhard überliefert, der in einem Briefe 1822 an Goethe schrieb: „Das Autochthonische das Sie einst so schnell und so richtig an meiner guten Frau entdeckten." Sie kann nur bedeuten: das ursprünglich Eigenartige, entweder spezifisch Hamburgische, oder in ihrer Urwüchsigkeit Begründete, nicht durch die Fremde und nicht durch die Kultur veränderte Wesen. Goethe selbst, der seiner Gattin den Besuch der Fremden ankündigte, gab von ihr (16. Juni 1807) folgende Charakteristik, die sich weit mehr auf ihren Geist als auf ihr Gemüt bezieht und nicht von unbedingtem Wohlwollen Zeugnis ablegt. Sie lautet: „Inwiefern Du zu ihr einiges Verhältniß haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig; Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest."

Reinhard selbst, Karl Friedr., 1761—1837, seit 1808 geadelt, seit 1829 Graf, von Geburt Deutscher, von 1792 an französischer Diplomat, ist den Mitgliedern der großen Goethe-Gemeinde keine unbekannte Persönlichkeit. Im Goethe-Jahrbuch z. B. werden außer zahlreichen einzelnen Erwähnungen (vgl. das Gesamtregister) von ihm (XI, 42 ff.) Briefe an Kanzler Müller abgedruckt, die eine Ergänzung des Goethe-Reinhardschen Briefwechsels bilden. Aus ihnen, wie aus sonstigen Aeußerungen des Diplomaten geht seine große Bewunderung des Dichters hervor; wie hoch aber auch dieser, der seit dem Hinscheiden Schillers sich recht vereinsamt fühlte, die Würdigung seitens allgemein gebildeter Weltmänner besonders zu schätzen wußte, von dem neuen Bekannten dachte, läßt sich aus seinen eigenen Worten in den Annalen (a. a. O.) erschließen, die hier folgen mögen:

„Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe tat, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt, sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald, zurecht gelegt, in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem jeden sein Ohr, und so gönnte mir auch dieser neue Freund anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Uebersetzung einiger Stellen, ja, wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mitteilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre, von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, und auch meine Bemühungen, eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem, was begegnet, er mit dem, was mich auf das lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in wechselseitigen Interessen erleichtert."

Reinhard kam nach Karlsbad, um von schwerer Aufregung und körperlichen Leiden zu gesunden. Am 17. März 1806 war er zum Ministerresidenten beim Prinzen der Moldau ernannt worden; im September langte er mit seiner Familie in Jassy an. Dort war seines Bleibens nicht lange. Der dort im November 1806 eingerückte russische General Michelsen ließ ihn, auf Anstiften des Fürsten Dolgorucki, der sich für eine ihm persönlich von Napoleon widerfahrene Beleidigung an einem französischen Beamten rächen wollte, verhaften und mit den Seinen nach Krementschuk unweit Pultawa in Gefangenschaft schleppen. Die Unbilden dieser Reise, die seelischen Aufregungen, auch die beschwerliche Rückreise, die er nach bald erlangter Freiheit anzutreten hatte, machten eine längere Kur nötig, die Reinhard von Mitte Mai an brauchte.

Ueber sein Zusammentreffen und seinen Verkehr mit Goethe, über den jetzt die Tagebücher (W. A. III, 3, S. 216—240) genauesten Aufschluß geben, schrieb auch Reinhard manchen Bericht; von der Frau (Lang, S. 344) war bisher nur eine für Frau Frommann bestimmte Aeußerung bekannt, in der die Begegnung mit Goethe als „ein Geschenk des Himmels" bezeichnet, die Darlegung und Begründung des Urteils im einzelnen auf einen gemütlichen Teeabend verschoben wurde.

[1]) Vgl. Une femme de diplomate. Lettres de Madame Reinhard à sa mère 1798—1815, traduites de l'allemand et publiées pour la société d'histoire contemporaine par le baronne de Wimpffen, née Reinhard, sa petite-fille. Paris, A. Picard 1901. — Für das Folgende ist ferner W. Lang: Graf Reinhard, Bamberg 1896, und Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, Stuttgart 1850, sowie Goethes Briefe benutzt. Die Briefe Goethes an Reinhard bis 1818 finden sich außer in der Reinhardschen Korrespondenz auch in der W. A.

Ihre Mutter konnte sie auf derartige Zusammenkünfte nicht vertrösten, da sie zu unbestimmt waren; diesem Zufall verdanken wir die folgenden Berichte:

Karlsbad, 1. Juni 1807.

„Vorgestern wurde in meinem Salon die Frage behandelt, ob Deutschland und die deutsche Sprache zu völligem Verschwinden bestimmt seien. „Das glaube ich nimmermehr," sagte jemand, „die Deutschen wie die Juden lassen sich wohl unterdrücken, aber nicht vertilgen.[2]) Sie lassen sich nicht entmutigen, und würden stark geeint bleiben, selbst wenn es ihnen beschieden sein sollte, kein Vaterland mehr zu besitzen." Der das sprach, war Goethe. Er war wenige Tage [3]) vorher hier angelangt, hatte mir am Tage seiner Ankunft einen Brief von Frau Frommann geschickt, und durch Riemer seinen Besuch melden lassen. Mein Mann begab sich gleich nach dem Mittagessen zu ihm. Man führte ihn in ein Zimmer, wo ein älterer, ziemlich starker, mit einer Jacke bekleideter Mann saß, der sofort ins Nebenzimmer verschwand und alsbald mit einem Ueberrock bekleidet, zurückkehrte. Er setzte sich aufs Sopha, und war bemüht, sich gerade zu halten. Seine Manieren haben nichts französisches, sind nicht freundlich, sondern rasch und abgehackt. Sein Ausdruck ist ernst, aber wenn er lächelt, glänzen seine Augen, und Ironie läßt sich in allen Runzeln seines Antlitzes blicken. Er war sehr zuvorkommend, sprach von Jassy, unserer Gefangennahme und erinnerte sich einer Reise, die er in jene Gegend gemacht hatte.[4]) Das Bild, das ich mir von Goethe vorgestellt, ist, wie es berühmten Leuten gegenüber so häufig geschieht, nicht genau. Er gleicht mehr dem Antonio als dem Tasso. Sein ganzes Auftreten ist das eines Staatsmannes; nur sein Auge verrät den Dichter.

•

Karlsbad, den 11. Juni.

Goethe hielt uns auf einem Spaziergange einen förmlichen Vortrag über seine neue Farbenlehre. Seine Art sie zu betrachten und darzustellen, ist sehr interessant; trotzdem sagt man sich, sobald man nicht mehr unter seinem geistigen Einflusse steht, es werden viele seiner Ausführungen von competenten Beurteilern ins Reich der Chimäre verwiesen werden. Karl folgt diesem blendenden Geist besser als ich. Die geistige Welt in der er sich bewegt, umfaßt alles, Philosophie, Botanik, Astronomie, alle Zweige der Wissenschaft sind ihm bekannt. Wenn ich ihm einige Zeit gefolgt bin, wie er alle Gegenstände berührt und sich immer in unersteiglicher Höhe hält, so verweigert mein Verstand jeden Dienst, und ich werde durch das Gefühl meiner Inferiorität vernichtet. Aber ich bin überzeugt, daß dies der von ihm gewünschte Eindruck ist, der ihm außerordentlich schmeichelt.

An einem einzigen Tage kam er 4 Mal. Vormittags, um mir in der Copie seiner Höhenkarte zu helfen,[5]) dann um das von ihm erbetene Tagebuch unserer Einschließung mir zurückzustellen, später um uns farbige Gläser zu bringen die sich auf seine Arbeit beziehen, endlich abends, um sich zu entschuldigen, daß er nicht mit uns speisen könne . . . .[6]) Der Dichter brachte uns sein Stammbuch[7]) und bat uns, daß wir uns hinein schreiben möchten. Ich war darüber sehr betreten, denn er hat bestimmte Ansichten über die Handschrift die nach ihm Schlüsse auf den Charakter der Person gestatte. So hat er ein förmliches Studium über die Handschrift Napoleons gemacht, und ist zu einem sehr richtigen Urteil über sie gelangt. Doch haben wir uns dadurch aus der Prüfung zu ziehen gesucht, daß wir das allumfassende Genie des Mannes lobten, vor dem Natur und Menschenherz keine Geheimnisse mehr besitzen. Diese Schmeicheleien wurden gut von ihm aufgenommen.

•

24. Juni. Mein Mann traf Goethe Vormittag,[8]) und erzählte ihm, daß die erwartete Schlacht (die von Friedland), am 14. Juni statt gefunden habe. „Es werden noch mehrere folgen," sagte er auf französisch. Nach dem Conzert kam er uns entgegen und ging mit uns in ostensibler Weise spazieren. Diese Demonstration wurde allgemein bemerkt. Goethe bringt fast alle Abende bei uns zu. Dann ist die Politik völlig aus der Unterhaltung verbannt. Die Herren plaudern über Kunst, Wissenschaft und Litteratur. Der funkelnde Geist des Forschers weiß auch den ernstesten Fragen eine neue Wendung zu geben. Man kann ihn nicht auf den ersten Blick beurteilen, nur wenn man mit ihm allein ist, giebt er sich als den allumfassenden Geist kund; sobald man in zahlreicher Gesellschaft ist, wird er schweigsam und bleibt in seine Gedanken versunken. Unsere Begegnung mit ihm gehört zu den wenigen glücklichen Zufällen unseres Lebens. Für meinen Mann ist die geistige Anregung die er aus der Intimität mit Goethe empfängt, nützlicher als alle von ihm gebrauchten Heilmittel. Er und Goethe scheinen sich täglich mehr aneinander zu gewöhnen und sich zu schätzen. Wir bringen ganze Tage miteinander zu. Einmal las Goethe mehrere seiner Gedichte vor. Es war ein großer Genuß.

•

5. Juli. Der Herzog hat uns sehr liebenswürdig aufgefordert, Weimar auf unsere Reiseroute zu sehen. Goethe lud uns gleichfalls ein, und sagte bei der Gelegenheit meinem Mann, er wolle ihm seine Frau vorstellen. Er fügte hinzu: „Ich will sie Ihnen schildern, aber nicht in Gegenwart Ihrer Gattin, die ist eine zu aristokratische Natur. Für meine Frau sind meine Werke tote Buchstaben; sie hat keine Zeile davon gelesen; die geistige Welt existiert nicht für sie. Sie ist eine vortreffliche Wirtschafterin, meine Häuslichkeit, die sie ganz allein leitet, ist ihr Königreich. Sie liebt Putz und Theater, und ist dann völlig umgewandelt. Meine Gesellschaft hat sicher einen Einfluß auf ihren Verstand ausgeübt, und das Theater ihren Ideenkreis erweitert. Im allgemeinen giebt man sich nicht immer Rechenschaft, wie sehr der allabendliche Besuch des Theaters während einer Reihe von Jahren den Geist bildet. Dort ist von allem, von Kunst, Gesellschaft, Moral die Rede; die Gefühle des Menschenherzens zeigen sich in allen Lagen, diese Kämpfe rufen Ideen hervor, beeinflussen das Urteil, und geben Stoff für die Ueberlegung. Im Altertum erregte das Theater die Griechen leidenschaftlich; ihre berühmtesten Redner bereiteten sich auf die Tribünenkämpfe vor, indem sie auf öffentlichen Plätzen ihre Reden hielten.

Goethe machte uns ein sehr schönes Geschenk mit der eben erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke. Auf die erste Seite klebte er eine von ihm selbst gemalte Ansicht Karlsbads nach der Natur, mit der Widmung: „dem würdigen Ehepaar Reinhard". Diese Aufmerksamkeit rührte uns sehr. Mein Mann verschaffte sich mehrere französische Werke.

---

[2]) Der Ausspruch ist bekannt. Er war von Riemer: Briefe von und an G., S. 322, in folgender Form überliefert: „Deutsche gehen nicht zugrunde so wenig wie die Juden, weil es Individuen sind" (1. März 1808), und findet sich mit der Abweichung: „weil es lauter Individuen sind" auch in Goethes Tagebüchern III. S. 323 vom 13. Mai 1808. Die französische Fassung lautet: Les Allemands comme les Juifs se laisseront opprimer mais pas plus qu'eux ils ne se laisseront exterminer. — Das Beispiel ist ungemein lehrreich für die allmähliche Bildung eines Spruchs, Zuerst der allgemeine Vergleich, dann die Begründung, zuletzt deren Zuspitzung, wodurch der Spruch erst seine typische Bedeutung erlangt. Zwischen der ursprünglichen Fassung und endgültigen Gestaltung liegt beinahe ein Jahr.

[3]) Ankunft in Karlsbad 28. Mai; erster Besuch Reinhards am 29. Tgb. a. a. O. S. 216. Die Frau zum erstenmal 1. Juni, dann 2., 8., 26. (ihr Vorlesen von Gedichten); sonst heißt es nur (bis inkl. 15. Juli) häufig: Reinhards.

[4]) Das muß ein Irrtum sein. Goethe ist nie in Rumänien gewesen. Ueber die Gefangenschaft des Reinhardschen Paares vgl. oben.

[5]) Näheres über diese Höhenkarte s. in meinen Erklärungen zu einem Briefe an F. J. Bertich, G. J. IV, 20 fg. — Gemeint ist wohl der 8. Juni, wo aber im Tagebuch nur ein Besuch notiert ist.

[6]) Die folgende Stelle über Karl August ist ausgelassen. Sie ist nicht sehr freundlich, spricht zuletzt von seinem auch in Karlsbad betriebenen Angelsport.

[7]) Goethes Stammbuch ist bisher nicht veröffentlicht, das des Sohnes August, in dem übrigens keine Einzeichnung des Reinhardschen Paares steht, publizierte W. Vulpius in der Deutschen Rundschau Bd. 68.

[8]) Gerade an diesem Tage meldet das Tagebuch nichts von einem Zusammentreffen mit Reinhards.

die er ihm schenken will. Augenblicklich ist nur von Corinna[9]) die Rede. Der Herzog ließ ein Exemplar auf Bitten Goethes kommen. Dieser hat es seit einigen Tagen und scheint entzückt zu sein, wenigstens lobt er es ohne jeden Vorbehalt.

*

10. Juli. Ich habe Ihnen schon von unseren täglichen Beziehungen zu Goethe und von dem Interesse gesprochen, mit dem ich dieses außerordentliche und allumfassende Genie betrachte. Ich sage „betrachte", denn trotz all dieses Entgegenkommens waren meine Beziehungen zu ihm niemals herzlich. Es ist an ihm zu viel Gemachtes, sein Mangel an Natürlichkeit schließt die Zuneigung eher aus, als daß er Zutrauen weckt. Es wäre zu eingebildet, wenn ich mir herausnehmen würde, ihn völlig zu beurteilen, und wenn ich zu behaupten wagte, ich hätte ihn entschieden ganz verstanden. Ich will vielmehr nur den Eindruck wieder geben, den er auf mich machte. . . . Huber hat Recht, wenn er sagt, Goethe vermeide jede Individualität. Deshalb hat er mein Herz auch nie erregt. Er schwebt wie ein Bewohner einer anderen Sphäre über dem menschlichen Elend. Niemals spricht er von sich selbst. Niemals interessiert er sich so weit ich bemerkt habe, an Freuden und Leiden anderer. Ein Zeichen von Zustimmung oder Abweisung erhält man selten von ihm. Er wird durch nichts ergriffen. Erzählt man ihm Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen seiner Bekannten, so betrachtet er solche Erzählungen als Anekdoten und führt ähnliches an. Er lebt in dem allumfassenden Kreise seiner Ideen und seines Wissens; er beschäftigt sich abwechselnd mit Botanik, Chemie, Mineralogie, Astronomie; augenblicklich ist die Farbenlehre sein Steckenpferd. In dieser geht er von der Chemie aus und landet bei der Philosophie. Er ist an Lob und Schmeichelei so gewöhnt, daß ihn keine Huldigung in Erstaunen setzt. Karl sagte ihm im Laufe einer Unterhaltung, in der Goethe sich mit ungewöhnlichem Schwung und Feuer aussprach, daß er bei niemand, mit so bedeutenden Männern er auch in Beziehung gewesen, eine solche Ideenrichtung so vollkommen harmonisch übereinstimmend gefunden habe, daß er ihm trotz eifrigen wiederholten Nachdenkens kaum zu folgen vermöge, und von der Kühnheit und Richtigkeit seiner Gedanken oft geblendet sei. Eine solche Huldigung brachte ihn jedoch nicht in Verwunderung. Vielmehr antwortete er, man müsse in der That an seine Sprache gewöhnt sein, um ihn zu verstehen. Deshalb habe er im allgemeinen auf Unterhaltung verzichtet, und plaudere nur wenn er Menschen fände, die auf gleicher Höhe mit ihm ständen, wie mein Mann und Schiller. Letzteren lobte er ohne jeden Gedanken an Nebenbuhlerschaft und ohne den Versuch eines Vergleiches zwischen ihnen anzustellen. Bei Frauen dagegen begnügt sich Goethe mit geringerem geistigen Vermögen, zieht geradezu eine gewöhnliche Natur einer verfeinerten geistigen vor. Ebenso läßt er sich in seinen Beziehungen zu ihnen von dem augenblicklichen Eindruck leiten, und weiß Gründe genug anzuführen, um seine Launen und deren Folgen zu rechtfertigen. Die von erhabenen Gefühlen beseelten Heldinnen seiner Werke erregen und gefallen deshalb so, weil man immer den Eindruck hat, als hätte der Dichter sie nur deshalb mit solcher Liebe geschaffen, und mit so viel Tugend geschmückt, um dadurch besser als der Schöpfer zu erscheinen. Die Vorlesung seiner Gedichte durch ihn ist ein wahrer Genuß. Seine Stimme ist klangvoll, stark und schön moduliert. Sein Blick hat viel Feuer. Ausdruck und Gesten sind passend, und rufen einen großen Eindruck hervor. Am liebsten deklamiert er, wie er uns selbst gestand, Balladen; Gedichte in denen die Situation in die Augen springt, bevorzugt er vor denen, in denen Gedanken und Gefühle vorherrschen. Meines Mannes Anschauung über Goethe unterscheidet sich von der meinigen in vielen Punkten. Er bewundert Goethe viel mehr als ich, und schmückt seinen Heros fast mit einem Heiligenschein.

*

Weimar, 9. August.[10]) Ich hatte mir fest vorgenommen, die Bekanntschaft von Goethes Frau zu machen, um ihm zu beweisen, daß meine Natur nicht so exclusiv sei, wie er vermutete. Zu Gunsten seiner Frau ist, obgleich Goethe eine hervorragende Stellung einnimmt, obgleich alles von ihm abhängt und man überall seinen Geschmack spürt, keine Abweichung von der Etikette gemacht worden. Der Zutritt zu Hofe ist ihr nicht gestattet, und wenige Personen überschreiten ihre Pforte außer den Fremden, die stets begierig sind, das Heiligtum dieses Mannes ohne gleichen zu überschreiten. Das Aeußere von Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen, gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen machen, die in die Gesellschaft kommen, nachdem sie lange Zeit eine niedrige Stellung eingenommen haben. Sie drängte uns gutmütig, eine Mittagseinladung bei ihr anzunehmen.[11]) Goethes Wohnung ist ein wahrhafter Musenpalast in italienischem Stil eingerichtet. Auf jedem Treppenabsatz sind Nischen angebracht, in denen Statuen stehen. Am Fußboden des ersten Salons ist in Mosaik das Wort „Salve" zu lesen. Man meint in einen Tempel einzutreten, aber die darin wohnende Gottheit hat nichts aetherisches. Wollte ich sie Ihnen genau charakterisieren, so könnte ich sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm. Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher. . . .[12]) Es ist seltsam, daß ein Mann von so erhabenem Wesen der das Schöne verehrt, in seinen Wohnräumen keine mittelmäßigen Kunstgegenstände duldet, eine so gewöhnliche Frau zu seiner Lebensgefährtin gemacht hat, daß er, der in Kunstgegenständen so schwer zu befriedigen ist, in Gefühlssachen so bescheiden war. Diese Seltsamkeit, dieser Mangel an Logik stimmt jedoch mit dem Eindruck überein, den der Dichter mir machte, so oft es sich über sein äußeres Leben handelte.

Reinhards blieben ein paar Tage in Weimar, wo Reinhard sich besonders eng an Wolzogen anschloß. Ein weiterer Bericht der Frau über Goethe ist nicht vorhanden. Die einzige dem Dichter gewidmete Notiz ist vom 11. November 1814, ein kurzer Bericht über einen Brief Goethes, um so wichtiger, weil dieser Brief in dem gedruckten Briefwechsel fehlt. Er wird noch bedeutender, weil Reinhard in seinem Briefe vom 18. Mai 1815 von einer „seit zwei Jahren unterbrochenen Korrespondenz" redet. Es handelt sich in diesem Bericht um Goethes Zusammentreffen mit Boisserée und die merkwürdige Auffindung des ursprünglichen Plans des Kölner Domes.

Frau Christine starb am 18. Februar 1815. Eine direkte Nachricht über ihr ganz unerwartetes Hinscheiden findet sich in Reinhards Briefen an Goethe nicht; nur in der schon erwähnten Epistel vom 18. Mai 1815 sprach er seinen Entschluß aus, „Deutschland wieder anzugehören und dem fremden Lande zu entsagen, wo, wissend, schauend, unverwandt meine Kassandra ihr Geschick vollendet hat".

Sie war, wie sie uns jetzt aus ihren Briefen entgegentritt, eine so eigenartige, bedeutsame Frau, daß ihre Beobachtungen und Urteile, wenn sie auch mit den landläufigen, namentlich von Frauen über Goethe ausgesprochenen, nicht übereinstimmen, der Mitteilung wert sind. Der sie mitteilt, unterschreibt damit nicht jedes Wort, übernimmt keine Verantwortung für jedes ungünstige Urteil, aber es entspricht der Gerechtigkeit, auch einmal die Seiten hervorzukehren, die von den Männern nicht gesehen und von den Frauen nicht gern berührt werden.

---

[9]) Von diesem Buch ist in Goethes Tagebuch seit dem 7. Juli fast täglich die Rede. Das Tagebuch meldet die Schenkung der Werke an Reinhards nicht, notiert dagegen am 14.: „Geschenk einer kleinen Reisebibliothek in einem schönen Kästchen von Reinhard."

[10]) Einzelne Bemerkungen über die Herzogin, Charlotte von Stein, die allenthalben aufgefallene Aehnlichkeit Reinhards mit Schiller sind ausgelassen, ebenso einiges über Wieland und ein Volksfest in Weimar, an dem sie teilnahmen. Reinhards waren am 6. August über Leipzig, wohin sie am 31. Juli gekommen waren, in Weimar eingetroffen. Goethe war in Böhmen geblieben.

[11]) „Ihrer Frau und Meyern", schrieb Reinhard an Goethe 2. August, „verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hofe oder im Wolzogenschen Hause zubrachten".

[12]) Hier wiederholt Frau Reinhard die Aeußerung Goethes über die Unbildung seiner Frau.

Bücher und Zeitschriften.

Die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringer Walde. Von Professor Dr. Wilhelm Stieda. Leipzig. Volkswirtschaftlich-historische Studien. Mit 24 Abbildungen. Verlag von Gustav Fischer in Jena, 1902.

Die Keramik, also das Porzellan und die Fayence, bildet zweifellos das wichtigste Gebiet im Kunstgewerbe des 18. Jahrhunderts. Nichtsdestoweniger ist die Anzahl der wirklich wertvollen Arbeiten auf diesem Gebiete eine recht geringe. Wir sind kaum über mehr als die größten Fabriken unterrichtet. Die Geschichte der Fayence im 18. Jahrhundert, deren erste systematische Sammlung und Bearbeitung eine der vielen Ruhmestaten des Direktors Dr. Justus Brinckmann vom Hamburger Kunstgewerbemuseum ist, steht noch in den Anfängen, und die meisten kleineren Porzellanfabriken, deren Arbeiten hinter denen von Meißen nicht zurückbleiben, dieselben sogar öfters übertreffen, wie Fulda, Kloster Veilsdorff, Bruckberg u. a., sind in der Literatur bisher nur oberflächlich behandelt worden. Die Wiener Manufaktur wird im Verlauf des nächsten Jahres in einer größeren Publikation behandelt werden, über Meißen, Höchst, Nymphenburg, Frankenthal, Berlin und Ludwigsburg existieren zwar Werke, zum Teil sogar mehrere über dieselbe Fabrik, aber auch diese sind alle absolut nicht abschließend. Um so dankenswerter ist das vorliegende Buch von Professor Stieda zu begrüßen, den als Nationalökonomen die Anfänge der heute so blühenden Thüringer Porzellanindustrie interessierten, und der die große Mühe nicht gescheut hat, alles erreichbare urkundliche Material über die Gründung und die Frühzeit der Thüringer Fabriken durchzusehen, und so zum erstenmal ein klares und außerordentlich interessantes Bild dieser Thüringer Fabriken zu geben. Wer selbst auf diesem Gebiete archivalische Studien gemacht hat, weiß den Wert einer derartigen Untersuchung zu schätzen. Stieda hat z. B. auch in den einschlägigen Orten die Kirchenbücher durchgesehen, um auf diese Weise Arbeiterlisten zu gewinnen, resp. die archivalischen Nachrichten zu ergänzen. Kein Kunstgewerbe, nicht einmal die Glasindustrie hat so viele vazierende Arbeiter aufzuweisen, die bald hier, bald dort, besonders wenn ein ehrgeiziger kleiner Serenissimus seine „Porzellainefabrique" errichten wollte, auftauchten und geheimnisvoll von ihrer Kenntnis des Arkanums und der Emailfarben orakelten. Wir kennen heute schon eine Reihe von solchen Vaganten, die mitunter recht Bedeutendes leisteten, allerdings ebenso oft auch Schwindler waren. Wir finden z. B. dieselben Leute als Dreher in der Fayencefabrik zu Ansbach, dann als Blaumaler in der Porzellanfabrik zu Höchst, andere zogen aus Deutschland in die nordischen Fabriken, wieder andere in die italienischen und spanischen. Es ist daher außerordentlich wichtig, in der Weise, wie es Stieda und vor ihm alle anderen ernsten Forscher auf diesem Gebiete getan haben, sorgfältig alle Malernamen zu sammeln und zu registrieren. — Es ist klar, daß Stieda als Nationalökonom sein Hauptaugenmerk auf die Produktionsverhältnisse der von ihm behandelten thüringischen Fabriken gerichtet hat, und das technische, sowie das kunstgewerbliche Moment in den Hintergrund treten mußten. In dieser Beziehung wird die für den Herbst dieses Jahres vorbereitete Ausstellung von alt-thüringischem Porzellan eine wertvolle Ergänzung zu dem Stiedaschen Werk bringen, und ebenso wie die vor einigen Jahren im Mannheimer Altertumsverein veranstaltete Ausstellung von Frankenthaler Porzellan, ferner, wie die im Vorjahre und heuer in den Museen zu Troppau und Wien arrangierten Ausstellungen von Alt-Wiener Porzellan zum erstenmal ein geschlossenes Bild der künstlerisch recht oft hochbedeutenden altthüringischen Porzellane bieten. Stieda behandelt in seinem Werk die Fabriken in Gera, Volkstedt, Limbach, Wallendorf, Kloster Veilsdorf, Gotha, Großbreitenbach, Ilmenau, Rauenstein, Blankenhain, Eisenberg und Pößneck. Vorauf gehen die Berichte über vergebliche Gründungsversuche und untergegangene Fabriken zu Saalfeld, Rudolstadt, Ilmenau und Koburg. Allerdings glaube ich, daß die Fabriken zu Saalfeld und Rudolstadt kein echtes Porzellan erzeugten, sondern nur Fayence, das im Sprachgebrauch der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ebenfalls fortwährend Porcellaine genannt wird. Das beweist auch die aus den Akten überlieferte Provenienz ihrer Begründer, die aus Fayencefabriken kamen. Die von Stieda weiterhin erwähnte und 1738 begründete Fabrik in Koburg scheint ebenfalls eine Fayencefabrik gewesen zu sein, in der man auch das rotbraune glasierte Böttchersteinzeug, wie in Meißen, Plaue und Bayreuth, verfertigte, denn in einem 1743 aufgenommenen Inventar der Koburger Fabrik (Stieda S. 22) werden „15 Pfund braune oder schwarze Glasur" erwähnt, wie man sie zum Glasieren dieser rotbraunen Steinzeuge brauchte. Recht interessant sind die Ausführungen Stiedas über die von den thüringischen Fabriken in großem Maße betriebenen Nachahmungen der Meißener Kurschwerter, gegen die verschiedene kurfürstliche Mandate erlassen wurden. Angesichts des reichen wissenschaftlichen Gewinnes, den die Kunstgeschichte dem Stiedaschen Werke verdankt, ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß der Verfasser seine seit zwei Jahren in den verschiedensten Lokal- und Provinzialzeitschriften erscheinenden Studien über die deutschen Fayencefabriken zu einem Buche vereinen will.

Troppau. Museumsdirektor Dr. Edm. Wilh. Braun.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Die Feinheit biochemischer Reaktionen.

Von welcher Feinheit die chemische Empfindlichkeit der in den Lebensprozeß eingreifenden Substanzen ist, davon hat man bei biochemischen Untersuchungen schon oft staunenerregende Beweise erhalten. Alles Bisherige wird jedoch in Schatten gestellt durch eine von dem Botaniker Ewert (Dr. Ewert, Eine chemisch-physiologische Methode 0,00000051 Milligramm Kupfersulfat in einer Verdünnung von 1 : 30,000,000 nachzuweisen, und die Bedeutung derselben für die Pflanzenphysiologie und Pflanzenpathologie. Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten, XIV. Band 1904, 3. Heft) ausgearbeitete und soeben veröffentlichte Methode des Nachweises von Kupfer in der lebenden Pflanze. Gewisse Pflanzenkrankheiten werden nämlich durch Bespritzungen mit Kupferlösungen geheilt, was jedoch insofern nicht ganz ohne Nachteil für die Pflanze ist, als dadurch Hemmungen des Stoffwechsels eintreten, da eines der wichtigsten Stoffwechselenzyme, die Diastase, schon durch die minimalste Menge von Kupfer an ihrer chemischen Wirksamkeit geschädigt wird. Dies führte zu Experimenten mit künstlich gewonnener Diastase, um die Grenze der Reaktionsfähigkeit auf Kupfer festzustellen. — Ein Tropfen einer Kupfersulfatlösung von 5 millionenfacher Verdünnung enthielt, wie sich leicht berechnen ließ, 0,00000306 Milligramm Kupfersulfat. Wurde er mit Diastase- und Stärkelösung versetzt, so trat noch immer eine merkliche Reaktion ein. Bei weiteren Versuchen wurde die Kupfersulfatmenge auf 0,00000051 Milligramm verringert, was einer Verdünnung von 1 : 30,000,000 entsprach. Es ergab sich hierbei noch immer eine so große Aktivität des Kupfers, daß auch hiermit nicht die Grenze biochemischer Empfindlichkeit erreicht zu sein scheint. Dieses interessante Resultat ist wohl ein deutlicher Fingerzeig, von welcher Feinheit die Vorgänge sind, welche sich im lebenden Körper abspielen, und daß nicht nur in der Richtung des größten, sondern auch des kleinsten Raumes Energien tätig sind, deren Intensität unsere Fassungskraft zu überschreiten droht.

R. F.

*

Die indischen Kinderehen.

Ueber den Einfluß der Kinderheiraten auf die körperliche Beschaffenheit der Bevölkerung Indiens bringt, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, der General Report über den dortigen Zensus von 1901 (XXV und 582 Seiten, London 1904) einige bemerkenswerte Daten. Jene Form der Kinderehe, wie sie in Nordindien, namentlich im Panjab, existiert, hat keinerlei degenerierende Wirkung auf die Bevölkerung. Es findet nämlich da nur die religiöse Zeremonie im Kindesalter statt, während das eheliche Zusammenleben erst relativ spät nach erlangter Geschlechtsreife des Weibes beginnt. Bei den Rajputs hingegen kommen Heiraten

im 15. bis 16. Lebensjahre vor; die körperliche Entwicklung derselben ist eine etwas weniger gute als bei den Jats von Panjab. Im Südosten dieser mehr oder weniger gebirgigen Landstriche, besonders in den Ebenen des Ganges, treffen wir jedoch ganz andere Verhältnisse; schon in den vereinigten Provinzen Agra und Oudh ist es bei den drei höchsten Kasten (Brâhman, Râjput und Kânasth) Gepflogenheit, daß die Braut sofort nach der Hochzeitszeremonie in das Heim ihres Gatten gesandt wird, ganz ohne Berücksichtigung des Alters derselben. In noch ausgedehnterem Maße finden wir diese Gewohnheit in Bengalen, wo in der Regel das eheliche Leben der weiblichen Personen bei den höheren Kasten mit dem neunten Jahre beginnt. Im letzten Jahrhundert hat diese Unsitte immer mehr um sich gegriffen, namentlich auch bei den unteren Volksschichten. Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung ist in diesen Regionen durchaus als keine gute zu bezeichnen; frühzeitiger Eintritt der Geschlechtsreife, schwache Körpergestalt und auch Mangel an geistiger Energie sind allgemein anzutreffen. Am meisten gilt dies von den Hindus, doch in mehr oder weniger hohem Maße auch von den Angehörigen anderer religiöser Bekenntnisse. — Um die degenerierenden Wirkungen der Kinderehen zu vermindern, haben die Clans von Rajputana die Bestimmung getroffen, daß kein Mädchen unter 14 Jahren verheiratet werden dürfe; auch in anderen Teilen Indiens ist man daran gegangen, ähnliche Maßregeln zu ergreifen. Es wird in dem erwähnten amtlichen Bericht der Erwartung Ausdruck verliehen, daß dann, wenn diese dem Einfluß der europäischen Kultur zuzuschreibenden Bestrebungen mehr an Boden gewonnen haben werden, auch der Degeneration weiter Kreise der indischen Bevölkerung ein Ende bereitet sein dürfte.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* Die Deutsche Kolonialschule zu Witzenhausen ist im laufenden Sommersemester von 67 Schülern besucht. Mehr können in den gegenwärtig vorhandenen Räumen nicht untergebracht werden. Die anerkannt guten wirtschaftlichen und pädagogischen Einrichtungen der Anstalt, die bereits auf eine 6jährige Erfahrung zurückblicken kann, lassen die Hoffnung berechtigt erscheinen, daß sie auch weiterhin regen Zuspruch finden und die besten Erfolge erzielen werde. Ein bereits in Angriff genommener, entsprechend dem alten Klosterbau auch in gotischen Formen gehaltener schöner Erweiterungsbau soll die Zahl der Wohn- und Lehrräume in praktischer Weise vermehren.

* Botanische Forschungsreise. Im Auftrage des Berliner Botanischen Museums, welches Anbau und Ausbeutung von Kautschukpflanzen in den Tropen seit längerer Zeit verfolgt, hat nach Petermanns Mitteilungen der schon länger in Brasilien ansässige Botaniker E. Ule die von Dr. Kuhla 1899 begonnene, durch dessen frühzeitigen Tod unterbrochene Expedition nach dem Gebiet des oberen Amazonas wieder aufgenommen. Von dem Zentralpunkt Manaos hat er den unteren und oberen Turua, den Rio Negro, den Madeira und dessen Zufluß Rio Marmellos, den peruanischen Amazonas, den Huallaga und die an diesen angrenzenden Ausläufer der Kordillere bereist, reiche Pflanzensammlungen angelegt, die geographische Verbreitung und die Lebensbedingungen der verschiedenen zur Gummigewinnung benutzten Pflanzen eingehend untersucht, die Methoden der Kautschukgewinnung planmäßig festgestellt und Samen der verschiedenen Arten gesammelt. Durch mancherlei Umstände, namentlich schlechte Dampferverbindungen, geringen Wasserstand der Amazonaszuflüsse, Mißtrauen der Kautschuksammler u. s. w. wurde die Expedition wesentlich in die Länge gezogen, und einige in Aussicht genommene Stationen wurden gar nicht erreicht, aber es ist bereits jetzt ein umfangreiches Material an Beobachtungen gewonnen, welche den Anbau der Kautschukpflanzen auch in anderen tropischen Gebieten als durchführbar erscheinen lassen. Um diese Kultur aber ernstlich in Angriff nehmen zu können, bedarf es noch eingehender Beobachtungen, die nur von einer größeren Expedition ausgeführt werden können.

* Rückkehr der schottischen Südpolar-Expedition. Die Scotia, das Schiff der schottischen nationalen Südpolar-Expedition, ist am Freitag auf seiner Rückkehr von der Antarktis in Kingstown angekommen. Die Gesellschaft an Bord befindet sich wohl. Sie hat eine große Sammlung aus den unerforschten Meeren und Ländern innerhalb des südlichen Polarkreises mitgebracht, aber es wird noch einige Zeit vergehen, ehe genaue Berichte über die zoologischen, biologischen, botanischen und geographischen Sammlungen erstattet werden können. Die Expedition entdeckte eine Landgrenze, die mehrere Meilen nördlich von der Grenze auf Sir John Murrays Seekarte ist, und folgte der vereisten Küste über 150 Meilen im südlichen Eismeer, wo Sir James Roß Lotungen von 4000 Faden machte. Die Scotia fand bei 2600 Faden Grund und brachte viele Tiefseetiere herauf, die aufbewahrt wurden. Diese Expedition ist auch die erste, die auf der Gough-Insel landete.

❧

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Der Assistenzarzt an der psychiatrischen Klinik Dr. Specht hält morgen zum Zweck der Erlangung der venia legendi für Irrenheilkunde eine Probevorlesung über „die Psychologie als Hilfswissenschaft der Psychiatrie". Am 26. Juli hält Dr. Fleischer, früher Assistenzarzt an der Augenklinik, zwecks Habilitation für Augenheilkunde ebenfalls eine Probevorlesung über das Thema: „Bakteriologie der Bindehaut und Hornhäute." Mit diesen ist die Zahl der medizinischen Habilitationen im laufenden Sommersemester auf 6 gestiegen.

II. Heidelberg. Gestern früh starb nach kurzem schweren Leiden im Alter von 73 Jahren Professor Dr. Friedrich Eisenlohr, seit 1855 Privatdozent, seit 1872 außerordentlicher Professor der Mathematik an der hiesigen Universität. Am 16. Juli 1831 zu Mannheim geboren, studierte er von Herbst 1849 bis Herbst 1853 Mathematik und Physik an den Universitäten Heidelberg, Göttingen und Berlin. Seit einer Reihe von Jahren hat Professor Eisenlohr weder wissenschaftliche Veröffentlichungen noch Vorlesungen gegeben. Früher las er über Differential- und Integralrechnung, über das Integral, Wahrscheinlichkeitsrechnung, theoretische Optik und Mechanik. Seit 33 Jahren war er Mitglied des Kreisausschusses, seit 29 Jahren Stadtrat.

Hier hat sich ein allgemeines deutsches Komitee zur Begründung eines dauernden Bundes gegen die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses gebildet, der demnächst an die Oeffentlichkeit treten wird. Hervorragende Professoren und Architekten sind dabei beteiligt.

* Marburg. Die Universität hat den Geologen Albert v. Reinach in Frankfurt a. M. zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt.

* Bonn. Nachdem sich die Verhandlungen des preußischen Kultusministeriums mit Geheimrat Binswanger in Jena zerschlagen haben, ist dem Vernehmen nach die Berufung des außerordentlichen Professors Dr. Westphal in Greifswald zum Direktor der psychiatrischen Klinik an der hiesigen Universität in Aussicht genommen.

* Leipzig. Der neuernannte außerordentliche Professor der medizinischen Fakultät Dr. Hans Päßler, hält am 23. Juli seine Antrittsvorlesung über „Die Aufgaben und Prinzipien der Krankenernährung."

* Jena. Zum Neubau der Universität wird der Thüringischen Landeszeitung geschrieben: Die Einzelregierungen werden jetzt durch den geplanten Neubau unserer Universität lebhaft beschäftigt. Nachdem erst kürzlich eine Versammlung der Vertreter der Einzelstaaten hier stattgefunden hat, die sich mit der Frage beschäftigte, wird jetzt bekannt, daß dem in nächster Zeit zusammentretenden Meiningenschen Landtag eine Vorlage um Bewilligung von 50,000 Mark zu diesem Zweck zugehen wird. Der Bau wird voraussichtlich über eine Million Mark kosten, woran der weimarische

Staat mit 150,000 Mark und jedes der sächsischen Herzogtümer mit 50,000 Mark beteiligt ist.

* Berlin. Der Privatdozent in der medizinischen Fakultät und Assistenzarzt an der Charité Prof. Dr. Jacob hat einen längeren Urlaub erbeten und erhalten. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diesen Urlaub mit den in Nr. 165 der Beilage gemeldeten Vorgängen, die das Bekanntwerden des Vorgehens des Professors Jacob bei seinen Heilversuchen im Berliner Verein für innere Medizin zur Folge hatte, in Zusammenhang bringt. Im preußischen Kultusministerium soll man strengste Prüfung dieses Verhaltens für geboten erachten, man will jedoch erst abwarten, zu welchem Spruch die Berliner medizinische Fakultät als die zunächst zuständige Stelle in der Angelegenheit kommt.

* Wien. Der Vorstand der ersten chirurgischen Universitätsklinik im Allgemeinen Krankenhause, Hofrat Professor Dr. Anton Frhr. v. Eiselsberg, ist, nach einer Mitteilung der Neuen Freien Presse, von Berlin zurückgekehrt und hat die Leitung seiner Klinik wieder übernommen. Der Gelehrte hat sich über die Annahme seines Rufes nach der Berliner Hochschule noch nicht endgültig entschieden.

* Von technischen Hochschulen. Die Chemiker Dr. Karl Krug, Assistent im Laboratorium für Eisenprobierkunst, und Dr. Heinrich Winter, Assistent im Laboratorium für chemische Analyse der geologischen Landesanstalt, sind an der königlichen Bergakademie zu Berlin als Privatdozenten zugelassen worden.

☙

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

M. v. Brandt: Fremde Früchte. Sienkiewicz-Hearn-Kipling-Gorki. Essays. Stuttgart 1904. Strecker & Schröder. 128 Seiten. — Dr. Joseph Klausner: Die Messianischen Vorstellungen des jüdischen Volkes im Zeitalter der Tannaiten. Berlin 1904. M. Poppelauer. 119 S. — Gustav Schmoller: Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre. II. Teil. 1. bis 6. Aufl. Leipzig 1904. Duncker & Humblot. 719 S. — Mathilde Gräfin Stubenberg: Eisblumen. Neue Gedichte. Leipzig 1903. Breitkopf u. Härtel. 160 S. — Dieselbe: Myrten. Ein Brautkranz. Zeichnungen von Olga Granner. Wien. Martin Gerlach u. Co. 51 Qu. — Herders Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Reich illustr. durch Textabb., Tafeln und Karten. 3. Band: Elea bis Gyulay. Freiburg i. Br. 1904. Herder. 1818 S. — D. F. v. Bodelschwingh, Pastor der Zionsgemeinde: Aus der Schmelzhütte. Erzählungen. 3. verm. Aufl. 15.—20. Tausend. 1904. Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 202 S. — O. Schrader: Die Schwiegermutter und der Hagestolz. Eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. Braunschweig 1904. Georg Westermann. 119 S. — Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte. Herausg. von der württ. Kommission für Landesgeschichte. 1. Band. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 358 S. — Friedrich Wintterlin: Geschichte der Behördenorganisation in Württemberg. Herausg. von der Kommission für Landesgeschichte. 1. Band: Bis zum Regierungsantritt König Wilhelms I. (2. Teil.) Ebenda 1904. 348 S. — Henri Poincaré: Wissenschaft und Hypothese. (Uebersetzt von F. u. L. Lindemann. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 342 S. — Sanitätsrat Dr. Mencke: Welche Aufgaben erfüllt das Krankenhaus der kleinen Städte und wie ist es einzurichten? Nach langjähriger Erfahrung dargestellt. 5. Aufl. bearb. von Dr. med. Fritz Carlau. Berlin 1904. Richard Schoetz. 83 S. — Alexander Frhr. v. Gleichen-Russwurm: Pfifferlings Reise- und Liebesabenteuer. Berlin 1904. Boll u. Pickardt. 102 S. — Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausg. von Alois Brandl und Wolfgang Keller. 40. Jahrgang. Mit 2 Vollbildern. Berlin 1904. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 475 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 23. Juli. Nummer 167.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die politische Bedeutung der Volksbildung.

Die Frage, ob die Verbreitung von Bildung unter den arbeitenden Klassen unserer Bevölkerung einen erziehlichen Einfluß in politischem Sinne ausübe und hierdurch eine Förderung des Gemeinwesens bedeute, wird immer wieder erörtert, ein Zeichen, daß ihre Bejahung in Deutschland noch bei weitem nicht genug zu einem allgemeinen Grundsatze des öffentlichen Lebens geworden ist. Die Gründe politischer und kultureller Art, die für diese Bejahung sprechen, hat nun kürzlich der Kurator der Bonner Universität, Wirkl. Geheimerat Dr. v. Rottenburg, in einer vortrefflichen Rede vor einer Versammlung zusammengefaßt, die zu dem Zwecke einberufen war, das Interesse der Bonner Bürgerschaft für die Errichtung von Volkshochschulkursen in der rheinischen Universitätsstadt zu gewinnen. Wir haben schon einige Male Gelegenheit gehabt, auf die Ansprachen des Herrn v. Rottenburg unsere Leser hinzuweisen. Sie zeichnen sich ebenso durch große Beherrschung des Stoffes wie durch eine nach jeder Seite hin selbständige und freisinnige Anschauung aus und sind meist auch in formeller Hinsicht bedeutende oratorische Leistungen. Vor allem spricht sich warmes Gefühl und eindringendes Verständnis für das was unserem Volke in erster Linie nottut und für die eigentlichen Grundlagen unseres kulturellen und geistigen Lebens in allen diesen Reden aus, und sie haben wohl aus diesem Grunde meistens weit über den engeren Kreis hinaus, vor dem sie gehalten wurden, Beachtung gefunden und tiefe Wirkung ausgeübt. So wollen wir denn auch heute die bemerkenswertesten Stellen aus der neuesten Rede des Herrn v. Rottenburg über die politische Bedeutung der Volksbildung unseren Lesern vermitteln, indem wir uns für diesen Auszug des in der Bonner Zeitung vom 20. Juli d. J. veröffentlichten Textes bedienen.

Der Redner behandelt zunächst die Ausdehnung der Volkshochschulbewegung in Deutschland in den folgenden Ausführungen:

„Man sollte meinen, daß eine auf die Verbreitung von Bildung abzielende Veranstaltung schon durch die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, in genügender Weise legitimiert sei, zumal in einem Lande, in dem, wie in Deutschland, ein jeder Bürger zur Teilnahme an dem öffentlichen Leben berufen ist. Es darf wohl ohne Beweisführung behauptet werden, daß Bildung aller Klassen der Bevölkerung als ein Korrelat des allgemeinen Wahlrechts anzusehen ist; sie ist im Interesse des Gemeinwesens geboten. Man darf wohl aber auch weitergehen und den Satz aufstellen, daß es dem Vorteile eines jeden Standes und aller seiner Angehörigen entspricht, wenn die letzteren ein gewisses Maß allgemeiner wissenschaftlicher Bildung sich aneignen, wenn sie, wie Fürst Bismarck einmal sich ausgedrückt hat, gebildete Europäer sind. Der alte Reichskanzler hat das mit Bezug auf den Beamtenstand gesagt. Es gilt meines Erachtens aber auch für jeden Erwerbsstand. Ich möchte glauben, daß in dem Wettbewerb, in dem die Industriellen, die Kaufleute, die Handwerker untereinander stehen, der Gebildete bessere Aussichten hat als der Banause. Denn ein richtig geleiteter Bildungsprozeß gewährt nicht nur ein gewisses formales Wissen; vor allem lehrt er logisch zu denken, Kausalitätsverhältnisse richtig zu beurteilen, und das ist für jeden Beruf ein Gewinn, der gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Außer Zweifel steht es, daß nur der Gebildete in der Möglichkeit ist, sich mit dem erworbenen Besitz wirkliche Genüsse zu verschaffen, und endlich wird niemand in Abrede stellen können, daß die Einschätzung eines jeden Standes seitens der öffentlichen Meinung nicht zum geringsten bedingt wird durch das geistige Niveau, auf dem seine Angehörigen stehen.

Nicht selten begegnet man der Auffassung, daß es völlig zwecklos sei, den arbeitenden Klassen eine Darbietung zu machen, wie wir sie beabsichtigen; dieselben brächten der ihnen zugedachten Belehrung kein Interesse entgegen und würden also den Hochschulkursen fern bleiben. Die einen begründen diese Prognose mit der Behauptung, der Arbeiter nehme an geistigen Dingen keinen Anteil; andere drücken sich noch geringschätziger aus und erklären, der Arbeiter benutze seine freie Zeit sehr viel lieber, ins Wirtshaus zu gehen als in einen Hochschulkurs. Zweifellos trifft das auf viele Arbeiter zu; für Tausende übt die Bierbank eine größere Anziehungskraft aus als ein Katheder. Allein daraufhin in genereller Weise die intellektuellen oder moralischen Fähigkeiten des Arbeiterstandes herabzusetzen, heißt auf das Niveau der heutigen sozialdemokratischen Argumentationen heruntersteigen. Jedenfalls ist ein solches Urteil aktenwidrig.

Ich kann Ihnen nun allerdings hier nicht die ganzen Akten vorlegen; ich muß mich darauf beschränken, einige Aktenauszüge zu geben; aber das wird genügen, um meine Kritik zu rechtfertigen.

Die Volkshochschulbewegung in Deutschland ist jungen Datums; sie reicht nur bis in die 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Es bestehen indes nach einer Zusammenstellung von Dr. Witkop schon heute Volkshochschulkurse in zwanzig Plätzen, es liegen also genügende Erfahrungen vor, um sich ein Urteil darüber zu bilden, welche Stellung die Arbeiter solchen Veranstaltungen gegenüber einnehmen. Ich erlaube mir, Ihnen einige Zahlen vorzuführen:

München:

1897 10 Kurse mit 1440 Hörern, darunter 29.7 v. H. Arbeiter und Handwerker.

1897/1898 16 Kurse mit 1870 Hörern, darunter 12.25 v. H. Arbeiter und Handwerker,

1899/1900 14 Kurse mit 3000 Hörern, darunter 31.31 v. H. Arbeiter und Handwerker.
1900/1901 25 Kurse mit 3795 Hörern, darunter 1017 Arbeiter (26.04 v. H.).
1902/1903 21 Kurse mit 3333 Hörern, darunter 44 v. H. Arbeiter und Handwerker.

Leipzig:

1897 12 Einzelvorträge mit 10,546 Hörern, wovon 30 v. H. Arbeiter. Für die folgenden Jahre fehlt es an genauen Angaben. Im Jahre
1901/1902 waren in den Kursen 1932 Zuhörer, darunter allerdings nur 361 Arbeiter.

Berlin:

1898/1899 12 Kurse mit 3497 Zuhörern. Nur von 84.1 v. H. ließ sich der Beruf ermitteln; von diesen 84.1 v. H. waren 50.9 v. H. Arbeiter oder unselbständige Handwerker.
1899/1900 16 Kurse mit 5464 Hörern. Betreffs 43.8 v. H. ist der Beruf festgestellt worden. Es ergab sich, daß 64.4 v. H. Arbeiter waren.
1901/1902 20 Kurse mit über 6129 Hörern, darunter 54.5 v. H. Arbeiter.
1902/1903 20 Kurse mit 6947 Hörern. Von den 80.4 v. H., deren Beruf zu ermitteln war, gehörten 54.8 v. H. dem Arbeiterstande an.

Die Statistik läßt erkennen, heißt es in dem letzten Berliner Bericht, „daß die Besucher der volkstümlichen Kurse den Kreisen angehören, für die sie bestimmt sind, und daß unter der Arbeiterschaft das Interesse für diese Kurse noch im Wachsen begriffen ist".

Nach einem englischen Vorbild, der sog. Toynbee-Hall, hat man vor einiger Zeit in Hamburg ein „Volksheim" geschaffen, welches außer anderen Zwecken auch den verfolgt, durch Vorträge aus den verschiedensten Gebieten von Kunst und Wissenschaft das geistige Niveau der Arbeiterschaft zu heben. In einem Berichte über die Erfolge dieses Volksheims heißt es: Es hätte uns nicht wundernehmen können, wenn die Arbeiter sich unserem ehrlichen Willen gegenüber sehr viel spröder benommen hätten, als sie es in der Tat getan haben. Wir können nur mit Genugtuung feststellen, daß sich bei fast all unseren Veranstaltungen bereits ein ständiger Kreis von Besuchern gebildet hat.

Endlich darf ich auf die erfreulichen Resultate verweisen, welche fast überall die Volksbibliotheken zu verzeichnen haben. Die Arbeiterschaft hat denselben ein lebhaftes Interesse entgegengebracht. Wenn die Herren Scharfmacher sich einmal die Mühe geben wollten, die betreffenden Berichte zu studieren — ich verweise namentlich auf den letzten Bericht aus Osnabrück —, sie würden in ihrem Urteil, glaube ich, etwas vorsichtiger werden."

Nachdem der Vortragende sodann auf die gleich günstigen Erfahrungen, die man mit den Volkshochschulkursen und der sogenannten Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung in England und Frankreich gemacht hat, des näheren eingegangen, schritt er zu der eigentlichen prinzipiellen Erörterung seines Themas. Wir geben diese Erörterung mit einigen Kürzungen im folgenden wieder:

„Ich komme nun zu dem Haupteinwande, zu der Behauptung, daß die Verbreitung von Bildung unter den Arbeitern nicht Segen, sondern Unsegen für sie und das Gemeinwesen stiften müsse. Lesen, Schreiben und Rechnen konzediert man ihnen. Aber jede weitere Erkenntnis soll etwa so wirken wie jener bekannte Apfel, den Eva im Paradiese gepflückt hat. Man begründet diese Prognose deduktiv und induktiv. Wenn immer der Arbeiter eine höhere Bildung erhält, so argumentiert man, erhebt er unberechtigte Ansprüche, und sobald er erkennt, daß dieselben nicht auf Erfüllung rechnen dürfen, treibt die Enttäuschung ihn in die Reihen der Gegner der bestehenden wirtschaftlichen Ordnung. Verifiziert wird diese Argumentation angeblich durch die Kriminalstatistik sowie dadurch, daß die Arbeiterbevölkerung des platten Landes weniger für utopistische Theorien zugänglich ist als die an Bildung überlegene städtische Arbeiterbevölkerung.

Man beruft sich demgegenüber auf das Wort des berühmten Präsidenten Webster: Wir haben unsere Schulen, damit wir mit Türen ohne Riegel schlafen können; auf den Ausspruch Viktor Hugos: Eine Schule öffnen, bedeutet ein Gefängnis schließen; auf die Behauptung eines bekannten Nationalökonomen, daß die Schule bevölkern das Bagno entvölkern heiße. Mit geflügelten Worten wird indes die Position der Gegner nicht sturmreif gemacht. Dazu bedarf es schwererer Geschütze.

Meine Herren, Bildung kann unberechtigte Ansprüche hervorrufen, und das tut sie auch bisweilen nicht nur bei dem Arbeiter. Es kann aber auch das Umgekehrte geschehen; es ist möglich, daß Unwissenheit anmaßend, Bildung bescheiden macht, und dieser zweite Entwicklungsprozeß ist ohne Zweifel der logischere. Der Unwissende kennt keine Bedenken, und es liegt gerade in der Konsequenz dieser beneidenswerten geistigen Verfassung, daß er alles, was ihm gefällt, für erlaubt und auch für erreichbar hält. Der Wissende sieht die Schwierigkeiten, die contras ebensowohl wie die pros, und ihn zwingt die Logik, in seinen Aspirationen maßvoll zu sein. Nun verlaufen die Dinge freilich nicht immer logisch; die Leidenschaften greifen störend in den Prozeß ein. Allein wir, die wir den sogenannten höheren Ständen angehören, gehen bei der Lösung von Bildungsproblemen von der Voraussetzung eines logischen Verlaufes aus — und können auch gar nicht von einer anderen Voraussetzung ausgehen. Wir nehmen an, daß Bildung neben anderem auch den Vorteil bringt, daß sie Maß zu halten lehrt in unseren Ansprüchen an das Leben. Was berechtigt uns nun, für die arbeitenden Klassen eine andere Annahme aufzustellen? Sind diese Klassen aus einem anderen Stoffe gemacht, so daß die Psychologie verschiedene Entwicklungsgesetze für die Reichen und Armen formulieren müßte? Ich behaupte dies: Bildung gleicht dem Regen, der je nach der Natur des Bodens, auf den er fällt, wie der Dichter sagt, zum Schmutze wird oder Segen bringt und jedermann zunutze wird. Wir alle unterstellen, soweit die oberen Zehntausend in Frage kommen, daß der gute Boden überwiegt und daß daher dem Regen freier Lauf gelassen würde. Es ist eine Torheit — oder eine Infamie, wenn man behauptet, bei den arbeitenden Klassen sei nur schlechter Boden anzutreffen.

Mit der Deduktion ist es also nichts — auch die Induktion ist unhaltbar.

Die Argumentation, welche sich auf eine Verschiedenheit zwischen der städtischen und ländlichen Arbeiterbevölkerung stützt, irrt schon eben darin. In Italien beispielsweise sind in der ländlichen Bevölkerung die utopistisch-revolutionären Tendenzen stärker als in der städtischen. Dann aber handelt es sich bei diesen Tendenzen um eine soziale Erscheinung sehr komplizierter Natur, d. h. dieselbe ist jedenfalls verursacht durch eine ganze Reihe von Agentien, und es läßt sich auf empirischem Wege nicht feststellen, ob und inwiefern Bildung dabei mitbeteiligt ist. Bedenken Sie nur das Eine: die utopistische Propaganda ist in den meisten Ländern bisher noch nicht oder nur wenig auf das flache Land gedrungen, und sie hat dort schon aus räumlichen Gründen mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen als in den Städten. Warum sollte der angebliche Unterschied zwischen städtischer und ländlicher Bevölkerung nicht auf dieses Agens zurückzuführen sein?

Was die Kriminalstatistik anbetrifft, so muß ich mich auf einige wenige Bemerkungen beschränken.

Was auf diesem Gebiete in Beweisführungen geleistet wird, dafür nur ein Beispiel. In einem ernsthaften Blatte bin ich der Argumentation begegnet, der Satz, daß Unwissenheit Verbrechen erzeuge, werde schon dadurch widerlegt, daß in dem Gefängnis Petite Roquette zu einer Zeit sämtliche 23 Insassen lesen und nur zwei nicht gut hätten schreiben können; neun seien sogar im Besitze von Studien-Zeugnissen gewesen. Ich kenne keine Kriminalstatistik welche eine zeitliche Koinzidenz der Zunahme der Volksbildung einerseits und der Zunahme der Kriminalität andrer-

keits für einen längeren Zeitraum ergäbe. Dagegen kenne ich Statistiken, welche für ein solches Zusammenfallen der Zunahme der Volksbildung und der Abnahme der Kriminalität sprechen. Allein, meine Herren, ich gebe diese Statistiken preis. Die Schulverhältnisse in England hatten sich schon vor dem Jahre 1870 wesentlich gebessert; aus den Heiratsregistern ergibt sich eine Abnahme der Analphabeten. Die Kriminalität war aber nicht stetig zurückgegangen; sie hatte z. B. in den Jahren 1827—1846 um 33 v. H. zugenommen. Nach einer von dem bekannten französischen Sozialpolitiker Faucher aufgestellten Berechnung kam in England im Jahre 1847 auf 534$^{5}/_{10}$ Einwohner ein Angeklagter; dieser Durchschnitt wurde aber in 6 von den 19 Grafschaften überstiegen, die sich des besten Unterrichtswesens erfreuten. In erster Reihe entscheidend ist aber dieses: Die Kriminalität ist gleichfalls eine soziale Erscheinung, bei deren Verursachung eine ganze Reihe von Agentien eine Rolle spielt: sie steht in einem Abhängigkeitsverhältnis zu den Veränderungen, die in dem Verhältnis der Stadt zur Landbevölkerung und in den Zahlen der Berufsstatistik stattfinden; sie wird bedingt durch den Ausfall der Ernten, die Preise der Lebensmittel, die Entwicklung von Handel und Industrie, und alle diese Beziehungen sind sehr komplizierter Natur. Kurzum, die Verursachung der Kriminalität ist ein schwieriges und bisher noch ganz ungenügend gelöstes Problem. Mit ihrer Hilfe läßt sich also die von mir vertretene psychologische Deduktion nicht verifizieren; eine empirische Verifikation derselben ist aber immerhin möglich. Bei uns freilich ist die Volkshochschulbewegung noch zu jungen Datums, als daß sie nach dieser Richtung hin ein reichhaltiges Beweismaterial bieten könnte.

Einer der Ersten, welche für die Verbreitung der Bildung unter dem Volke eintraten, war ein Geistlicher und Hofman, der Abbé Fleury. Einige Jahrzehnte nach dem Erscheinen seines Traité du choix et de la méthode des études schrieb Diderot an die Kaiserin Katharina von Rußland, der französische Adel wolle nicht, daß der Bauer lesen lerne; denn er fürchte, daß er alsdann schwerer mit ihm fertig werden könne. Wiederum wenige Jahrzehnte später äußert sich Mirabeau dahin, wenn der Adel den Bauer am Erlernen von Lesen und Schreiben hindere, so übersehe er, daß, wer den Menschen wie ein Tier des Waldes behandle, jeden Augenblick die Gefahr laufe, daß dieses Tier sich in eine wilde Bestie verwandle. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Prognose folgte auf dem Fuß. Der französische Bauer wurde zur Bestie und zerriß seinen adeligen Herrn.

Als später die Bourgeoisie in Frankreich das Heft in die Hand bekam, widersetzte sie sich der Verbreitung nationalökonomischer Kenntnis unter dem Volke. Nicht alle! Es traten sogar einige einsichtsvolle Industrielle mit der Forderung auf, es möchten schon in der Schule die Elemente der Nationalökonomie gelehrt werden; die Kinder müßten dieselben gleichsam mit der Luft einatmen. Allein die Mehrheit unter der Führung eines Fabrikanten mit dem ominösen Namen Lebeuf verlangte Einschränkung der nationalökonomischen Lehrtätigkeit sogar an den hohen Schulen und veranlaßte, als sie damit nicht durchdrang, eine Petition an die Regierung, sie möge darüber wachen, daß die Professoren nicht Ungehorsam gegen die Gesetze predigten. Auch Herr Lebeuf war ein schlechter politischer Rechner. Wenn die Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so reich an Revolutionen und Aufständen ist, so muß das in erster Reihe auf die Unwissenheit des Volkes zurückgeführt werden, welche es ermöglichte, daß Charlatans Erfolge erzielten. Das ist die Auffassung nicht nur der Professoren, sondern der tüchtigsten französischen Staatsmänner. Einer der bedeutendsten Minister Napoleons III., Duruy, schreibt in einem Bericht an den Kaiser aus dem Jahre 1863, wenn 80 Jahre früher der nationalökonomische Unterricht in Frankreich hinlänglich organisiert worden wäre, so wären die blutigen Utopien von 1848 vermieden worden, man würde dann davor bewahrt worden sein, daß noch immer gewisse Geister sich durch unsinnige Träume aufregen ließen und in den Massen verhängnisvolle Irrtümer Wurzel faßten. In dem folgenden Jahre weist Duruy in einem Berichte darauf hin, daß England die unter dem Namen cotton famine bekannte Krise nur um deswillen ohne jede Störung des öffentlichen Friedens habe durchmachen können, weil die englischen Arbeiter sämtlich eine Kenntnis von den leicht empfindlichen Triebkräften der Güterproduktion und des Wirtschaftslebens besäßen.

Es gibt heute noch manchen soi-disant-Politiker, der für die Lehren der Geschichte nur taube Ohren hat, und auch mit der Opposition von dieser Seite her müssen wir rechnen.

In jüngster Zeit hört man in den deutschen Landen vielfach den Ruf erschallen nach einem starken Manne, welcher durch Wiedereinführung des Sozialistengesetzes und durch Aufhebung des allgemeinen Wahlrechts das Vaterland retten soll. Um für diese Maßnahmen Stimmung zu machen, gerieren sich die Herren, von welchen dieser Ruf ausgeht, als seien sie die Auserwählten, welche die Tradition der Bismarckschen Staatskunst zu wahren hätten. Es liegt mir sehr ferne, den guten Glauben der Herren in Zweifel zu ziehen; allein ich bestreite die Berechtigung ihres Anspruchs. Fürst Bismarck hat nicht selten sich zornig geräuspert und gespuckt, wenn er den Reichstag verständnislos seine Ideen abwehren sah, und dann ist ihm wohl auch ein abfälliges Wort über das allgemeine Wahlrecht entschlüpft. Aber wer heute für eine Aenderung des Wahlrechts eintritt, der beweist dadurch, daß er vom alten Reichskanzler nur das Räuspern und Spucken begriffen, aber mit seinem Verständnis nicht bis zu seiner Staatskunst durchgedrungen ist. Hält man sich nicht an einzelne Aussprüche des Fürsten, sondern sucht man aus dem Geiste seiner ganzen Politik Konklusionen zu machen, so kann man nur zu dem Schlusse gelangen, daß er heute ebenso wenig an eine Aenderung des Wahlrechts denken würde, wie er je vorher gedacht hat. Ich habe den Fürsten oft über diejenigen spotten hören, welche vollkommene Gesetze verlangten: als ob wir Menschen, die wir aus krummem Holze geschnitzt seien, etwas anderes als Stückwerk zu leisten vermöchten. Der Altreichskanzler hat das allgemeine Wahlrecht niemals für etwas Vollkommenes erachtet; er hat es aber als ein diaphoretisches Mittel geschätzt und diese Mittel spielen in der Pharmakopöe des Politikers eine ebenso wichtige Rolle, wie in der des Mediziners. Das allgemeine Wahlrecht dient dazu, jede in dem Innern des staatlichen Organismus latent vorhandene Krankheit an die Oberfläche zu bringen — und das ist die notwendige Voraussetzung für ihre Heilung. Was sodann das Sozialistengesetz anbetrifft, so mag es ja sein, daß Fürst Bismarck heute auf dasselbe zurückgreifen würde. Ich glaube es kaum. Jedenfalls war das nicht ein Gesetz, welches für den Geist der Bismarckschen Politik charakteristisch war. Das hätten auch, wie man im Englischen zu sagen pflegt, Tom, Dick und Harry erdenken können. Aber nur aus dem gewaltigen Haupte eines Bismarck konnten die Botschaft vom November 1881 und die gesetzgeberische Trilogie, die drei Versicherungsgesetze, entspringen. Wenn die nachfolgenden Geschlechter die unsterblichen Töchter aufzählen werden, welche der alte Reichskanzler hinterlassen hat — das Sozialistengesetz, glaube ich, wird dann nicht genannt werden.

Es hat in der Geschichte der Menschheit Zeiten gegeben, in denen die Staatskunst auf die Anwendung mechanischer Mittel angewiesen war, um die Menschen in einem staatlichen Verbande zusammenzuhalten. Aber diese Zeiten sind wenigstens für die europäischen Staaten überwunden. Ich will gewiß nicht behaupten, daß man der mechanischen Mittel völlig entraten könnte; nur müssen sie die Ausnahme bilden; die ultimae rationes. Denn einmal war der äußere Zwang immer ein unvollkommenes Mittel und wird es für alle Zeiten bleiben; er vermag im günstigsten Falle nichts Weiteres, als die zentrifugalen Neigungen im Menschen lahm zu legen. Sodann, um einen Zwang auszuüben, bedarf es einer bewaffneten Macht, und die Geschichte hat vielfache Beweise dafür er-

bracht, daß eine jede solche Macht Schaden leidet und verkümmert, wenn man sie von ihrem eigentlichen hehren Berufe, dem Schutze des Vaterlandes gegen äußere Feinde, abwendet und sie zu Mameluken- oder Prätorianer-Diensten heranzieht. Nein, die moderne Staatskunst muß an erster Stelle suchen, die ihr gestellte Aufgabe mit dynamischen Mitteln zu lösen; sie muß von innen heraus schaffen, in dem Menschen zentripetale Neigungen wecken, ihn zu einem wirklichen ζῷον πολιτικόν machen, was er im Naturzustande nur unvollkommen ist, aber durch Züchtung vollkommen werden kann. Dieser Züchtungsprozeß wird niemals im Ressort des Polizeiministeriums vorgenommen werden können; er gehört in das Ressort des Kultusministeriums; er muß von der Schule und von der Universität ausgehen, er muß darin bestehen, daß das geistige Niveau des Volkes erhöht wird.

Ich bitte Sie alle, helfen Sie mitarbeiten an dem Prozesse, indem Sie unsere Bestrebungen, wissenschaftliche Bildung zu verbreiten, unterstützen. Jeder von ihnen darf sich sagen: Mea res agitur. Denn wenn die Leitung eines modernen Staatswesens der feinen Hand des mit dynamischen Mitteln arbeitenden Künstlers entwunden wird und in die plumpe Faust des Mechanikers gerät — dann allerdings ist dieses Staatswesen gefährdet. Mögen unsere Schulen und unsere Universitäten uns davor schützen!"

Die Perlenfischerei im Bayerischen Walde.

Von den vielen Naturgaben, die der herrliche Bayerische Wald bietet, ist eine der interessantesten, seltensten und wertvollsten die Perle, das Produkt der Flußperlmuschel. Zahlreich waren ehedem die Waldbäche, in denen die Margaritana margaritifera ihr beschauliches Dasein führte, und zahlreich die Muscheln, in denen die geheimnisvolle Perle sich bildete. Heutzutage sind die Dinge anders geworden. Die meisten niederbayerischen Perlbäche sind ausgeplündert in des Wortes wahrstem Werte und in nur wenigen derselben ist noch ein einigermaßen nennenswerter Muschelbestand vorhanden, der den Grundstock bilden kann für die gegenwärtigen Versuche, den einstmals blühenden, jetzt aber im Absterben begriffenen Kulturzweig der Perlenfischerei neu zu beleben. Vorüber sind die Zeiten, da auf dem von Freyung nach dem Neureichenauer Goldbergwerke in Böhmen führenden „goldenen Steige" zwischen Germanen und Romanen reger Tauschverkehr von Erzeugnissen des Nordens und Südens sich abwickelte und die bayerische Perle bevorzugter Nachfrage seitens der putzsüchtigen Römerin sich erfreute; vergangen die Zeit, da die Offiziere des berüchtigten „Passauer Kriegsvolks" kostbare Ketten von aus altbayerischen Perlgewässern erbeuteten Perlen um den Hals trugen; entschwunden die Tage, da in den Gotteshäusern der Himmelskönigin Diadem, des Gekreuzigten Bildnis, der Heiligen Krone, Kelch, Monstranz und des Priesters Altargewand in festlichem Schmucke prangten, reich besetzt mit Perlen, die der heimische Waldquell bot. Wieso das kam?

Als der wagende Schritt der Waldbewohner früherer Zeiten allgemach in den in jungfräulicher Unberührtheit daliegenden Urwald vordrang, mochte die Perlengewinnung aus den noch unbefischten Bächen sehr einträglich gewesen und hiervon auch ausgiebiger Gebrauch gemacht worden sein. Waren ja nach altgermanischer Rechtsanschauung die Tiere der Luft und der Erde und des Wassers herrenlose Dinge, die in das Eigentum dessen übergingen, der sich ihrer bemächtigte. In der Folgezeit machten dann die Klöster und weltliche wie geistliche Gutsherren Ansprüche auf das Recht, Perlen zu fischen, bis im späteren Mittelalter unter dem Einflusse des römischen Rechts die Lehre von den sogenannten Regalien immer mehr und mehr an Boden gewann und so auch das Perlfischereiregal entstand, d. h. die Perlbäche mitsamt der Perlenfischerei in die Hände der bayerischen Herzoge übergingen. Klöster und Gutsherren, die ältere Ansprüche geltend machten, wurden entsprechend abgefunden.

Schon die erste geschichtliche Nachricht, die wir [illegible] Existenz der Flußperlmuschel in bayerischen Gewässern [illegible]haupt haben, fußt auf der Anerkennung des Obereigentum[illegible] rechtes der Landesfürsten an den Perlbächen. Ohne weitere Umstände beauftragen die Herzoge Ernst (1397—1438) und Albrecht III. (1438—1460) „ihren Diener und Getreuen Frantz Zaler", auf die Zeitdauer von sechs Jahren allerorten Perlen aufzusuchen und dieselben an den herzoglichen Hof zu verbringen, mit der Bemerkung: „als in unserer Herrlichkeit und Landgerichten in dem Niederland zu Baiern vor und in dem Wald in allen Flussen und Wassern und sunderlich in dem Regen und in der Teyschnach vein Perlen wachsen und valln".

Kein Wunder, wenn sich die hier wie dort am Althergebrachten haftende Bergbevölkerung mit den neuen Rechtsverhältnissen und ihren Ausflüssen nicht einverstanden fühlte und die Hoffnung auf reichen Gewinn des Diebes frevelnde Hand gar bald verlockte, unbefugterweise dem Herzog und seinen Dienern zum Trotz nach dem ungelenken Muscheltier zu greifen, das ja zur Zurücklegung einer Strecke wie etwa die der eigenen Länge gut eine halbe Stunde braucht und sich nicht wie der pfeilgeschwinde Fisch räuberischen Eingriffen zu entziehen vermag. Schon Herzog Wilhelm V. sah sich im Jahre 1579 veranlaßt, zur Abwehr dieser Uebelstände mit den „halsnotpeinlichsten" Verordnungen und strengsten Strafen vorzugehen. Zum abschreckenden Exempel wurden an den Perlenbächen Schnellgalgen errichtet, es wurde zur Eruierung von Perlfischereifreveln fleißig die Tortur angewendet und Perldiebstähle sogar mit Handabhauen und Augenausstechen geahndet. Wenn auch unserer humanen Zeit diese Gewaltmaßregeln allzu hart und barbarisch erscheinen wollen, so müssen wir doch bedenken, daß der Charakter der damaligen Zeit überhaupt ein rauherer und die Beaufsichtigung der Perlbäche in den ausgedehnten Urwäldern des Bayer- und Böhmerwaldes eine ungemein schwierige war, so daß wohl manches an dem Perlmuschelbestande verübtes Vergehen ungesühnt geblieben sein mag.

Unter Kurfürst Maximilian I. (1597—1651) erreichte das Perlfischereiregal seinen Höhepunkt. Der genannte Fürst war der Perlenfischerei einerseits aus großem Interesse für die Sache sehr zugetan — er soll z. B. für zwei im Besitze der Nürnberger befindliche bayerische Perlen die respektable Summe von 500 Goldgulden geboten haben, andrerseits wollte er seinem durch den 30jährigen Krieg arg mitgenommenen Lande alle nur immer erfindlichen Einnahmequellen erschließen. In seinem Auftrage bereiste der Kostenamtsschreiber Leonhard Vischer von Schwarzach als „Perlinspektor" die sämtlichen Perlenbäche des Bayerischen Waldes und nahm dieselben auch auf. Unter seiner Regierungszeit erschien auch die erste Schrift über die bayerische Perle von dem Münchener Stadt- und Hofarzte Malachias Geiger. Dem Autor ist es vor allem darum zu tun, zu beweisen, daß die einheimische Perle der ausländischen wenn auch an materiellem Werte als Schmuckgegenstand, so doch nicht bezüglich des medizinischen Gebrauches nachstehe. Geiger kam also in seiner Schrift den Bestrebungen seines Landesherrn sehr entgegen, indem er den Wert der damals überhaupt in der eigenen Heimat noch wenig bekannten bayerischen Perle von einer ganz neuen Seite beleuchtete und die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf dieselbe zu lenken suchte. Er erzählt, daß er vierundzwanzig (1)! Personen, die er behandelte, vollständig von Lues Venerea geheilt habe, indem er ihnen nach Versagen der also schon damals üblichen Quecksilberkur, bayerische Perlen verschrieb. Außerdem hätten sich diese als heilkräftig erwiesen gegen Fieber, Epilepsie, ja auch gegen Wahn- und Trübsinn u. a. m. Wir können uns leicht denken, daß die Perle wohl nur in den Rezepten der Reichen eine Rolle gespielt haben wird und daß hierzu edle Perlen wohl nur in den seltensten Fällen zur Verwendung gekommen sein werden. Die bayerische Perle rangierte nämlich immer gleich nach den orientalischen, d. h. den aus den östlichen Meeren, namentlich um Ceylon gewonnenen, die sie an Größe wie an Glanz und Reinheit übertreffen, soll aber oftmals unter diese gemischt und als ebensolche in den Handel gegangen sein. Daß die Perle irgendwelche Heilkraft besitze, ist nach den neueren Forschungen, nach welchen sie im wesentlichen aus kohlensaurem Kalk besteht, nicht anzunehmen. Im Waldvolke selbst hat sich allerdings bis

...utigen Tage dieser Wahnglaube erhalten. Zu Staub ...ene Perlen und Perlmuschelschalen wendet heute noch der ...auer des Bayerischen Waldes als Heilmittel an, wenn ihm ein Stück Vieh an den Augen erkrankt.

Was der 30jährige Krieg mit seinen Schrecken noch nicht verwüstet, das holten der spanische und noch mehr der österreichische Erbfolgekrieg herein. Panduren und Kroaten, deren Namen heutzutage noch im Volksmunde als Schimpfworte fortleben, spielten den Perlbächen arg mit und der ersteren berüchtigter Führer Trenk zeichnete sich hierin namentlich aus. Dann kam wohl noch einmal eine bessere Zeit unter Max Joseph III. Unter ihm wurden aus den reicher mit Muscheln bestandenen Bächen solche in ärmere Bäche versetzt, die künstliche Perlenerzeugung versucht und in seine Zeit fällt auch der mißglückte Versuch, Gewässer des südlichen Bayerns, wie die Würm und den Nymphenburger Kanal, mit Perlmuscheln zu bevölkern. Man war der Anschauung, daß die zur Bildung ihrer Schalen an sich so kalkbedürftige Muschel gerade in den harten, kalkreichen Gewässern Südbayerns besonders gedeihen müsse. Die Perlmuschel findet aber nur in den weichen, kalkarmen Wasserläufen ihr Fortkommen. Der naturwissenschaftliche Irrtum von damals hat sich bitter gerächt, indem alle die vielen Tausende verpflanzter Muscheln naturgemäß zugrunde gingen.

Was Max Joseph III. mit seinen Bemühungen um die Perlenfischerei mühsam wieder aufgebaut, rissen die Verwüstungen der napoleonischen Kriege zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts wieder nieder. In der nächstfolgenden Zeit überstiegen die aus dem staatlichen Regiebetriebe der Perlenfischerei sich ergebenden Ausgaben bei weitem die erforderlichen Einnahmen, welch ständiges Manko den bayerischen Staat veranlaßte, vom Jahre 1866 ab die niederbayerischen Perlbäche zum Teil mitsamt dem Perlenfischereirechte an Private zu veräußern, zum Teile in Pacht zu geben.

Die eigentliche Katastrophe jedoch, die die Perlenbäche des Bayerischen Waldes auf den eingangs erwähnten betrübenden Standpunkt von heute brachte, trat zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Säkulums ein. Mit dem Aufschwunge der Industrie im neuen Deutschen Reiche trat auch die Perlmutterindustrie ins Leben, die sich mit der Verarbeitung der Muschelschalen zu Knöpfen, Geldtäschchen und dergl. Galanteriewaren befaßten. Wagenladungsweise wanderten unsere Perlenmuscheln namentlich in sächsische Fabriken zum Preise von 12 M., 18 M., 20 M., und 33 M. pro Tausend je nach Größe. Der Dieb, der früher nach der Perle suchen mußte, um Gewinn aus seinem frevlerischen Tun zu erzielen, konnte sich jetzt mit der Muschelschale begnügen. Die Masse machte es jetzt aus. Wie die Aktenbelege der einschlägigen Berichte ausweisen, sind ganz enorme Mengen von Perlmuscheln zu dem genannten Zwecke den Perlgewässern entnommen worden und bei weitem die meisten waren — gestohlen.

So konnte es kommen, daß die neueste statistische Erhebung über die Perlenfischerei im Bayerischen Walde „ein Bild ergab, das trauriger ist, als man sich gedacht hatte". „Eine Menge Perlbäche," sagt das veröffentlichte Protokoll der Delegiertenversammlung der bayerischen Fischereivereine in Landshut im Jahre 1901, „sind verödet, die früher reich an Muscheln waren, so im Bezirksamt Bogen, Kötzting, Regen, Wegscheid; eine Anzahl von Bächen wird nicht mehr bewirtschaftet, so in Hengersberg, wo die besten Bedingungen für die Entwicklung der Perlmuscheln gegeben sind, und auch im Bezirke Passau. In Grafenau und Wolfstein liegen die Verhältnisse noch am günstigsten, obwohl diese Bäche auch unter den Plünderungen der siebziger Jahre sehr gelitten haben." „Es ist eine förmliche Mutlosigkeit eingerissen. Sehr viele von den Pächtern und Besitzern hegen die Anschauung, daß nichts mehr zu machen ist, weil zu viel zerstört sei; man müsse alles gehen lassen, wie es gehe."

Angesichts dieser traurigen Verhältnisse kann es nicht dankbar genug aufgenommen werden, daß die bayerische Staatsregierung, der Hoffnung auf Besserung Raum gebend, sich entschlossen hat, zur Wiedererhebung und Erhaltung der Perlenfischerei im Bayerischen Wald einen alljährlichen finanziellen Zuschuß zu leisten, mit Hilfe dessen es ermöglicht werden soll, das angestrebte Ziel zu erreichen. Zunächst wurde bei Regen ein Musterbach eingerichtet, aus welchem in der Folgezeit die nächstliegenden Perlbäche neu bevölkert werden sollen. Nach und nach sollen auch in anderen Bezirken solche Musterbäche entstehen, um von ihnen aus allmählich alle die ausgeraubten Perlbäche wieder auf einen normalen Muschelstand zu bringen. Der ersterwähnte Musterbach wird aber zugleich als Versuchsbach benutzt. Wie auf allen Gebieten der Fischerei eine wirklich rationelle Hege und Pflege nur dann möglich ist, wenn wir über die Lebensbedingungen der zu züchtenden Objekte möglichst eingehend unterrichtet sind, so ist das naturgemäß auch hinsichtlich der Perlenfischerei der Fall. Auch hier muß der Mann der Wissenschaft dem praktischen Züchter beihelfen, auch hier müssen Theorie und Praxis sich die Hand reichen. Gerade in dem Bereiche der Perlmuschelzucht stehen wir vor einer Unzahl naturwissenschaftlicher Probleme, deren endgültige Lösung der näheren oder entfernteren Zukunft vorbehalten ist. Wir wissen z. B. von der Entwicklung, von Ernährung und Wachstum der jungen Muschel noch blutwenig. Der erst kurz verstorbene Professor Dr. Nitsche an der sächsischen Forstakademie Tharandt wies schon im Jahre 1888 darauf hin, daß das Vorhandensein von Fischen in den Perlengewässern eine unerläßliche Vorbedingung für die Fortpflanzung der Muscheln sei. Dr. Nitsche sagt: „In den Hohlräumen der Kiemen der Muschel, im Schutze des Elternkörpers, entwickeln sich die Eier zu kleinen, zweischaligen, mit bloßem Auge kaum wahrzunehmenden Larven. Wenn diese nun später die Kiemen verlassen, so siedeln sie sich nicht direkt auf dem Boden ihrer Wohngewässer an, sondern setzen sich zuerst an der Körperoberfläche und an den Kiemen von Fischen fest, um hier eingekapselt ein parasitisches Uebergangsstadium zu durchlaufen und erst später von hier an ihre definitive Wohnstätte überzugehen." Die Hypothese ist aber keineswegs erwiesen. Welche praktische Bedeutung die Gewißheit in dieser e i n e n Frage z. B. hat, ist sofort einleuchtend. Ermangelt ein Gewässer aus irgend einem Grunde der Fische, so kann sich die Muschel, wenn die von Dr. Nitsche ausgesprochene Hypothese Richtigkeit hat, schlechterdings nicht fortpflanzen und von einer Perlmuschelzucht nicht die Rede sein. Zu den ungelösten Problemen gehört aber auch noch der Brennpunkt des Ganzen, die Bildung der Perle. Auch der keuschen Perle Werden hat Mutter Natur, die sich ihre Geheimnisse nur schwer abringen läßt, bis auf den heutigen Tag noch in rätselhaftes Dunkel gehüllt.

Die interessante, aber vielumstrittene Frage der Entstehung der Perle hat die bedeutendsten Naturforscher aller Zeiten beschäftigt. Es ist hier nicht der Platz, auf alle die einzelnen Hypothesen näher einzugehen. Nur eines möchte ich bemerken, daß auch Plinius in seiner Naturgeschichte der sinnigen Anschauung des Altertums sich anschließt, daß die Perle aus dem Tau entstehe. Die neueren Forschungsergebnisse stimmen sämtlich in dem e i n e n Punkte überein, daß die Perlenbildung einen Krankheitsprozeß der Perlmuschel darstelle, hervorgerufen durch das Eindringen eines Fremdkörpers in die Weichteile des Tieres. Dieser Fremdkörper übe auf die Muschel einen ständigen Reiz aus, infolgedessen dieselbe die perlbildende Substanz ausscheide. Nitsche stellt den Vorgang folgendermaßen dar: „Man darf nicht vergessen, daß die Perle durchaus nicht das ist, wofür Dichter sie ausgeben, eine vom Himmel in die Muschel gefallene Träne, sondern vielmehr das Produkt des Heilungsvorganges einer meist von einem in ihre Weichteile eingedrungenen Fremdkörper verursachten Krankheit. Die in den tierischen Muskel eingedrungene Trichinenlarve wird, wenn der Organismus überhaupt die durch ihr Eindringen verursachten Störungen aushält, eingekapselt und so in einen nunmehr unschädlichen Körper verwandelt. Das Gleiche findet mitunter bei eingedrungenen Geschossen bei Wild und Menschen statt. Die Perle ist eine aus konzentrischen Schichten um einen eingedrungenen minimalen Fremdkörper oder einen anderen Krankheitsherd entstandene solche Kapsel, zu deren Bildung die Muschel einen Teil der ihr zu Gebote stehenden Schalensubstanz verwendet."

Welcher Art nun die eingedrungenen Fremdkörper sind, welche die Perlenbildung verursachen, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Sicher ist, daß auf irgend eine Weise in das Innere der Muschel gelangte Sandkörnchen diese Wirkung hervorrufen können. Aber in allen diesen Fällen entsteht nur die sogenannte Halbperle, nicht die echte, edle Perle. In den Muscheln, in denen sich die reine Edelperle

vorfindet, die zu ihrer Reife sechs bis sieben Jahre braucht, ist keine Spur von Ueberresten eines Fremdkörperchens zu finden. De Filippi, Küchenmeister und namentlich v. Siebold, der berühmteste Ichthyologe seiner Zeit, nehmen an, daß der Erreger der Perlenbildung ein winziges Wasserinsekt sei, eine Milbenart, der der letztgenannte Forscher deshalb auch den Namen „Perlenmilbe“ (Hydrachna Anadontae) gegeben hat. Nicht aber das Insekt selber dringe in den Leib der Muschel ein, sondern lege dorthin nur seine Eier ab, die wohl die Ursache zur Perlenerzeugung gäben, im übrigen aber während dieses langwierigen Prozesses vollständig vertrocknen. So komme es, daß man in durchschnittenen oder abgeschliffenen Perlen vielfach keinerlei Rücklaß entdecken könne. Man sieht, daß diese Theorie viel Wahrscheinliches an sich hat; doch ist sie keineswegs erwiesen. In allerjüngster Zeit haben nach der Allgemeinen Fischereizeitung Professor Herdmann und sein Assistent Hornall im Auftrage der englischen Regierung in der Gegend von Ceylon über die Entstehung der echten Perlen Untersuchungen angestellt und hierbei gefunden, daß die allermeisten der untersuchten ceylonesischen Perlen im Mittelpunkte einen mehr oder weniger gut erhaltenen parasitischen Plattwurm enthielten, so daß die Richtigkeit des Duboisschen Ausspruches, die schönste Perle sei im Grunde genommen nichts anderes als der glänzende Sarg eines Wurmes, dargetan sei. Wenn es sich nun bei diesen Untersuchungen auch um die Meerperle und nicht um die Flußperle handelt, so könnte doch die Möglichkeit eines Analogon für unsere einheimische Perlmuschel gegeben sein. Wenn man bedenkt, daß auf durchschnittlich 1000 Muscheln erst eine Perle trifft, so erhellt von selbst, wie ungemein wertvoll die endliche Gewißheit in dieser Frage wäre, und mit ihr die Möglichkeit, durch geeignete Maßnahmen eine größere Ergiebigkeit der Perlmuscheln herbeizuführen.

Auch die Verschiedenheit der Farbe der Perlen ist ein noch ungelöstes Problem. Theodor v. Heßling, auf dessen bahnbrechendes Werk „Die Perlenmuscheln und ihre Perlen“ ich hiermit jedermann verweisen möchte, der Lust hat, sich mit der Sache näher zu befassen, schreibt, daß auf 12 Perlen höchstens zwei rein weiße träfen, die anderen seien schwarz, rot oder braun. Er erklärt diese Erscheinung dadurch, daß der Mantel der Muschel zweierlei Arten von Ausschwitzungen absondere, die zur Schalenbildung führen. In der einen sei Pigment, in der anderen, welche die innere Schale bilde, keines. Je nachdem nun die Perle in die pigmentfreie, oder in die pigmenthaltige Gegend des Mantels zu liegen komme, sei sie farblos oder gefärbt. Natürlich erzielt nur die ganz reine weiße Perle den höchsten Kaufpreis. Freilich, auf den Sitz der Perle werden wir wohl nicht einwirken können, um eine möglichst große Anzahl reiner weißer Perlen zu erzielen. Aber es kommt noch ein anderer Punkt hinzu, hinsichtlich dessen sich unter Umständen zur Erreichung dieses Zieles viel machen ließe. Man will im bayerischen Walde die Beobachtung gemacht haben, daß in einem Bache mit von den anstoßenden Moorwiesen verunreinigtem Wasser stets farbige Perlen gefunden wurden. Als aber diese angrenzenden Wiesen kultiviert waren, habe man weiße Perlen zutage gefördert. Beruht diese Beobachtung auf tatsächlicher Grundlage, d. h. wirkt die Menge der in einem Perlbache enthaltenen Farbstoffe bestimmend auf die Farbenbildung der Perle ein, dann wird es unsere Aufgabe sein, für möglichst klares Wasser Sorge zu tragen und etwaige Verunreinigungen hintanzuhalten. Aber bis jetzt sind das lauter Probleme, die der exakten wissenschaftlichen Forschung noch harren!

In der Tat: Ein weites Feld tut sich den von der kgl. Staatsregierung unterstützten Versuchen in dem schon erwähnten Versuchsbache auf, ein mächtiges Pensum, aus kleinen und kleinsten Beobachtungen große Gesichtspunkte zu gewinnen für eine allgemeine vernunftgemäße Bewirtschaftung unserer Perlbäche. Möge es durch dieselben gelingen, einen entschwundenen Produktionszweig der Mehrung des Volkswohlstandes wieder dienstbar zu machen, das historische Interesse an demselben wieder wachzurufen und die Zeiten wieder heraufzuführen, da die bayerische Fürstentochter sich schmückte mit Perlen, die die Nixe reichte aus heimatlichem Waldbronn!

Piscatorius.

Bücher und Zeitschriften.

1. **Evangelische Lebensbilder aus Schwaben in 4 Jahrhunderten.** Von A. Landenberger. A. Deichert Nachf. Georg Boehme, Leipzig.

In hübscher Ausstattung ist hier eine unterhaltend und instruktiv geschriebene Schrift soeben erschienen. Es sind in populärer, wenigstens für alle Gebildeten leicht verständlicher Darstellung Skizzen aus dem religiösen Leben der evangelischen Kirche Württembergs, vom Zeitalter der Reformation an bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, die zu einem bunten Strauße in diesem Büchlein zusammengebunden sind, nachdem einzelne derselben in verschiedenen Zeitschriften schon früher veröffentlicht wurden. Es sind zwar nicht alle hier geschilderten Persönlichkeiten geborene Schwaben, aber sie haben doch alle im schönen Schwabenland ihre Heimat und Wirkungsstätte gefunden, z. B. der edle Türkenkämpfer, der Freiherr Hans Ungnad von Sonneck, ferner Primus Trüber, der ehemalige Reformator Laibachs, und der wackere Verteidiger des Hohentwiels, der Hesse Konrad Widerholt. Die Helden dieses Buches haben auch für das religiöse und sonstige Leben unseres gesamten deutschen Vaterlandes ihre Bedeutung, und tiefgreifend war der Einfluß, den manche von ihnen auf weite Kreise ausgeübt haben. Die meisten der hier geschilderten Männer sind schwäbische Theologen, die teilweise aber auch auf anderen Gebieten eine oft hervorragende Rolle gespielt haben: Johann Valentin Andrea, diese Helden- und Leidensgestalt des dreißigjährigen Krieges, der weitgereiste vielseitige Johannes Osiander, der weise Staatsmann Georg Bilfinger, der berühmte spätere französische Graf und Minister Karl Friedrich Reinhard, der stille, tiefgründige Prälat Magnus Friedrich Roos und der edle Dekan und frühere Professor der Theologie Jonathan Friedrich Bahnmaier, der wegen seiner Sympathie für Sand von dem württembergischen König Wilhelm I. zur Strafe von Tübingen auf das Dekanat Kirchheim u. T. einst versetzt wurde. An diese Männer reiht sich der besonders im Schwabenlande wohlbekannte tapfere Patriot und Dulder Johann Jakob Moser, der tüchtige Jurist, fromme Christ und wohl der fruchtbarste Schriftsteller Deutschlands, ferner zugleich zur Erinnerung an sein in diesem Jahre den 6. November zu feierndes 100jähriges Geburtsjubiläum der edle Sänger der schönen „Lieder des Leides“, der in weiten Kreisen einst und heute noch so wohlbekannte Obermedizinalrat Dr. Albert Zeller von Winnenthal. Es sind, wie der Verfasser bemerkt, zwar mannigfach gestaltete Charakterbilder mit persönlicher Eigenart und Wirksamkeit, aber alle Träger eines und desselben Geistes, voll aufrichtiger, warmer, evangelischer, echt deutscher Frömmigkeit und weitherziger, liebevoller Gesinnung. Eine Darstellung der Geschichte des weltbekannten Tübinger Stifts vom 16. bis 19. Jahrhundert bietet ebenfalls manches Interessante dar. Den Reigen des Buches eröffnet eine Schilderung der Gründung der ersten Bibel- und Missionsanstalt der evangelischen Kirche Deutschlands in dem prächtig gelegenen Städtchen Urach, jenem Waldparadiese voll reicher geschichtlicher Vergangenheit, der ehemaligen Residenz schwäbischer Grafen vom Jahre 1441—1482, und noch früher der Sitz der alten Grafen von Urach und Achalm. Wir wünschen dem Büchlein, das bei seinem mäßigen Preise leicht von jedermann gekauft werden kann und manche Belehrung darbietet, nicht bloß im Schwabenlande selbst, sondern auch außerhalb desselben freundliche Aufnahme.

Goethe und die Descendenzlehre. Von W. v. Wasielewski. Frankfurt a. M. 1904. Rütten u. Lönning.

Daß Goethe in gewissem Sinne ein Vorläufer Darwins war, ist schon in ungezählten Aufsätzen behauptet worden, aber man hat entweder zu viel aus Goethes Werken herausgelesen oder seine Vorahnungen entschieden bestritten. Die Descendenztheorie taucht in Goethes Werken auf und verschwindet, sie kommt wieder empor, um in den letzten Lebensjahren sich zu einer bestimmteren Form zu verdichten, aber was Goethe geschaut, hat ein Teil seiner Zeitgenossen mit und vor ihm gesehen. Als er Schiller seine „symbolische Pflanze“ aufzeichnete und sie für eine Erfahrung ausgab, sagte ihm

aber: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Der Dichter grollte, um später einzusehen, daß sein Freund recht hatte. Die Descendenztheorie fiel nicht als reife Frucht vom Baume, sie hat ihre Wurzeln weit in der Vergangenheit; kein Wunder, daß Männer wie Goethe sich mit derselben beschäftigten, aber er war auf diesem Gebiete ein Pfadsucher, kein Pfadfinder.

m.

※

Allgemeine Rundschau.

Der Eukalyptus als „Fieberbaum".

Aus zahlreichen Beobachtungen, die vornehmlich in der römischen Campagna, ferner in Algerien und in den Vereinigten Staaten seit langem gemacht sind, ist es allgemein bekannt, daß den Eukalypten in hohem Maße die Eigenschaft zukommt, sumpfige Gegenden auszutrocknen, und daß sie somit indirekt ein wirksames Mittel zur Urbarmachung dieser Gebiete und zur Bekämpfung der Malaria abgeben. Man hat aus dieser Fähigkeit des Baumes geschlossen, daß dementsprechend seine Blätter eine verhältnismäßig hohe Transpiration aufweisen müßten. Die Irrtümlichkeit dieser Annahme haben, wie der Tropenpflanzer mitteilt, neuerliche Versuche von Griffon bewiesen, nach denen die Transpiration der Eukalyptusblätter im Vergleich zu denen unserer heimischen Bäume, wie namentlich Weide, Birke und Esche, zwei- bis dreimal schwächer ist. Die austrocknende Wirkung des Eukalyptusbaumes, die ja auch zu dem Namen Fieberbaum Veranlassung gegeben hat, muß aus diesem Grunde wohl hauptsächlich der Eigenschaft zugeschrieben werden, in sehr kurzer Zeit eine starke Belaubung zu produzieren.

※

Kleinere Mitteilungen.

St. Die württembergische Kos-Expedition wird gegen Ende des Monats die Ausgrabungen am Asklepieion auf der Insel Kos in Kleinasien wieder aufnehmen. Prof. Dr. Herzog (Tübingen) hat seine Reise über Konstantinopel bereits angetreten und wird etwa am 25. August am Reiseziel eintreffen. An Stelle von Regierungsbaumeister Eberhardt (Heilbronn), der aus beruflichen und gesundheitlichen Rücksichten die Aufforderung zur Fortsetzung seiner letztjährigen Arbeit für diese Kampagne ablehnte, werden die Reg.-Bauführer Hecht und Wagner (Stuttgart) die Expedition als Architekten begleiten und haben sich dieser Tage bereits in Triest eingeschifft. Die Kampagne gilt der vollständigen Freilegung des Koischen Tempels; gleichzeitig wird die Expedition mit der architektonischen Aufnahme der alten Johanniterbauten auf der Insel Rhodus und auf der kleinasiatischen Küste beginnen, wobei besonders auch die auf einer kleinen Insel gelegene alte Feste St. Petri bei Budrun, Kos gegenüber — ehemals das stärkste Bollwerk der Johanniter im Orient, heute türkischer Kerker für schwere Verbrecher — berücksichtigt werden soll. Für die Dauer des Aufenthalts der Expedition in Kleinasien sind etwa fünf Monate vorgesehen.

γ. Die Papyrussammlung Theodor Reinachs, die, zwar nicht groß an Umfang, dennoch aber durch einige schöne Stücke ausgezeichnet, von ihrem Besitzer vor wenigen Jahren in Aegypten erworben wurde, ist der philologischen Welt noch nicht bekannt gegeben worden. Doch hielt kürzlich der Pariser Gelehrte in der Académie des inscriptions einen Vortrag, in dem er eine gut erhaltene Klageschrift seiner Sammlung besprach. Es ist die Beschwerdeschrift des Kephalos, Sohnes des Dionysios, eines Söldners aus dem königlichen Heere, der sich über verschiedene Unbilden zu beklagen hatte, die ihm von seinen Kameraden zugefügt worden sind. Die Beschwerdeschrift ist an den König Ptolemaios Euergetes II. gerichtet und stammt aus dem Jahre 141 v. Chr. Hoffentlich wird Reinach bald die in Aussicht gestellte Gesamtausgabe vorlegen können.

* Archäologisches. Man schreibt der Wiener Abendpost aus Klagenfurt: Das heftige Unwetter vom 12. d. M. hat auf dem Grazerkogel nördlich vom Zollfelde in Kärnten eine Erdrutschung bewirkt, durch welche Teile eines römischen Tempels, der am Gipfel dieses oberhalb der Römerstadt Virunum sich erhebenden Berges lag, zum Vorschein kamen. Man gewahrt den Eingang zum Tempel, ferner die Basis einer großen Säule mit einem Teile des Säulenschaftes; auch eine große Inschrift, die sich auf die Gründung des Tempels bezieht, ist teilweise vom Erdreiche entblößt. Der sichtbare Teil dieser Inschrift meldet, daß zwei Römer mit Namen Hermes und Priscus den Tempel erbauen und bedachen ließen. Der Geschichtsverein für Kärnten hat bereits Sorge getroffen, daß der Fund bis auf weiteres unberührt bleibe. — Das österreichische Unterrichtsministerium hat die Erbauung eines Antiken Museums in Spalato, in welchem alle bisher in Magazinen untergebrachten dalmatinischen Funde aus der Römerzeit gesammelt und aufgestellt werden sollen, beschlossen. Die Architekten Oberbaurat Ohmann und Kirstein, die auch das Museum in Carnuntum erbauten, werden mit dem Museumsbau betraut werden.

* Eine Abmahnung vom Studium der Medizin, verfaßt von Dr. Neuberger (Nürnberg), ist vom Geschäftsausschuß des Deutschen Aerztevereinsbundes an die Direktionen von 482 Gymnasien und 131 Realgymnasien mit der Bitte um Verteilung an ihre Abiturienten versandt worden. Die Schrift enthält eine Aufklärung über die ungünstigen Erwerbsverhältnisse eines sehr großen Teiles der deutschen Aerzte. Der Stand befindet sich in einer ernsten und bedrängten Lage. Die wirtschaftliche Notlage vieler Aerzte Deutschlands ist bittere Wahrheit. Anerkanntermaßen gelten als Ursache hierfür: 1. die Ueberfüllung des Aerztestandes, 2. die Aufhebung des Kurpfuschereiverbots, 3. die Krankenkassengesetzgebung. Die Steigerung der Aerztezahl ist eine ganz exorbitante. Während 1876 nur 13,728 Aerzte vorhanden waren, gab es 1887: 15,824, 1898: 24,225, 1902: 29,133 Aerzte. Seit 1876 hat sich also die Zahl mehr als verdoppelt. Als Erwerbsstudium kann das medizinische zur Zeit nicht betrachtet werden. Und das wird in den nächsten Jahren sich noch weit ungünstiger gestalten. Die Zulassung der Realgymnasial-Abiturienten und Frauen zum medizinischen Studium spricht kaum für eine wesentliche Abnahme der Medizinstudierenden. Durch die Einführung des praktischen Jahres wird das ohnedies schon Geldopfer erheischende medizinische Studium noch wesentlich verteuert. Möge ein jeder, der die Universität bezieht, erwägen, daß der Arzt in Zukunft manches Jahr verbringen muß, ehe er den für seinen Lebensunterhalt nötigen Verdienst sich erringen kann.

* Die Hauptversammlung des Gesamtvereins Deutscher Geschichts- und Altertumsvereine findet vom 8. bis 11. August in Danzig statt, in Verbindung mit dem 4. Deutschen Archivtage. Am Abend des 8. August ist eine Begrüßung im Artushof mit Bewirtung seitens der Stadt Danzig. Am Vormittag des 9. August erste allgemeine und öffentliche Versammlung im Franziskanerkloster: Stadtschulrat Dr. Damus „Danzig in Geschichte und Kunst". Nachmittag Fahrt nach Oliva. 10. August vormittags: zweite allgemeine und öffentliche Versammlung; Vorträge von Prof. Dr. Krauske (Königsberg) über König Friedrich Wilhelm I. und vom Staatsarchivar Archivrat Dr. Bär (Danzig) über die geschichtliche Entwicklung der Provinz Westpreußen. 11. August, morgens, Besichtigung der städtischen Sehenswürdigkeiten und des westpreußischen Provinzialmuseums; 12 Uhr Schlußversammlung, Besichtigung des Ordensschlosses unter Führung des Geh. Baurats Steinbrecht. Eine besondere Tagesordnung ist für die Abteilungssitzungen aufgestellt. Wir heben hervor: Für die vereinigten fünf Abteilungen „Die Erforschung der Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten", Berichterstatter Archivrat Prof. Dr. Warschauer (Posen), Korreferenten die Oberlehrer Dr. van Niessen (Stettin) und Dr. Schumacher (Königsberg); für die 1. und 2. Abteilung: Das Erdlager bei Kneblinghausen in Westfalen, Referent Direktor Prof.

Dr. Dragendorff. Der 4. Deutsche Archivtag findet am 8. August im kgl. Staatsarchiv zu Danzig statt. Tagesordnung: Staatsarchivar Archivrat Dr. Bär (Danzig) über eine gesetzliche Regelung des Schutzes von Archivalien und der Beaufsichtigung nicht fachmännisch verwalteter Archive und Registraturen; Archivrat Dr. Erhardt (Berlin) über die Hauptphasen der Entwicklung des Geheimen Staatsarchivs in Berlin; Staatsarchivar Dr. Bär über die Begründung des Staatsarchivs in Danzig; Besichtigung des Archivgebäudes.

* Wissenschaftliche Stiftung. Die in Weimar verstorbenen Schwestern des früheren Bibliothekars der weimarischen Staatsbibliothek, Reinhold Köhler, der am 15. August 1892 gestorben ist, haben ein Kapital von 19,500 M. gestiftet, das unter dem Namen Reinhold Köhler-Stiftung verwaltet wird und dessen Zinsenertrag insbesondere zur Gewährung von Stipendien an junge strebsame Gelehrte dienen soll. Nähere Auskunft erteilt das weimarische Kultusministerium.

* Von deutschen Museen. Die bisherigen Direktorialassistenten Dr. phil. Albert Grünwedel und Dr. med. et phil. Felix Ritter v. Luschan, sowie die bisherigen Dirigenten, Professoren Dr. med. et phil. Karl von den Steinen und Dr. phil. Eduard Seler sind zu Abteilungsdirektoren bei dem königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin ernannt worden.

✠

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Die von mehreren Blättern, darunter auch der Beilage gebrachte Meldung, daß zur bevorstehenden Feier des 80. Geburtstages Kuno Fischers „Deputationen von 19 Universitäten" angemeldet seien, trifft nach einer ausdrücklichen Erklärung in Heidelberger Blättern nicht zu. Ueberhaupt wird Prof. Kuno Fischer offiziell niemanden empfangen, weshalb auch die beabsichtigte Deputation der Universität Jena unterbleiben wird. Die von seiten der hiesigen Universität dem Jubilar zugedachten Ehrungen werden daher durch die Pedelle in dessen Wohnung überbracht werden.

* Bonn. Der Privatdozent der Geologie der hiesigen Universität Professor Dr. Hermann Rauff wird, der Kölnischen Zeitung zufolge, einen Ruf als ordentlicher Professor der Geologie und Paläontologie an der Bergakademie in Berlin Folge leisten.

hc. Berlin. Dem ersten Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik der Universität, Privatdozenten Dr. med. Friedrich Pels-Leusden ist der Professortitel verliehen worden.

H. Basel. Der ordentliche Professor für germanische Philologie an der hiesigen Universität Dr. John Meier ist für das kommende Wintersemester beurlaubt worden.

* Aus Griechenland. Durch königliches Dekret wurde am 1. Juni d. J. die philosophische Fakultät der National-Universität zu Athen in eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine philologisch-philosophische Fakultät geteilt. Die bisher der medizinischen Fakultät unterstellte pharmazeutische Schule wurde der neuen naturwissenschaftlichen Fakultät zugewiesen, zu deren Komplettierung die Ernennung von Professoren für mathematische Physik, für physikalische und analytische Chemie, für angewandte Chemie und für Geologie und Paläontologie beabsichtigt wird. Zur Zeit hat die Athener Universität 57 Professoren, wovon 5 der theologischen, 9 der juristischen, 19 der medizinischen, 10 der naturwissenschaftlichen und 14 der philologischen Fakultät angehören.

* Von technischen Hochschulen. (Zur Ausländer-Frage.) Der Verbandstag der Studierenden der Technischen Hochschulen Deutschlands hat den Ministerien und Rektoraten folgenden Beschluß unterbreitet: „Ausländer können an allen deutschen technischen Hochschulen als Studierende aufgenommen werden, wenn sie ein Zeugnis haben, das von den Ministerien als völlig gleichwertig mit den Reifezeugnissen eines humanistischen Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule oder einer diesen Schulen für das technische Studium gleichgestellten Lehranstalt des Deutschen Reichs anerkannt wird. Ferner muß dieses Zeugnis im Lande seiner Ausstellung zum Studium an einer technischen Hochschule oder, falls keine solche Anstalt vorhanden ist, an einer Universität als Studierender berechtigen. Für die russischen Staatsangehörigen ist der Nachweis der bestandenen Konkurrenzprüfung, die zum Hochschulstudium berechtigt, zu erbringen oder das Zeugis über den Besuch als Studierender an einer russischen Hochschule. Für Ausländer ist weiter Bedingung, daß in ihrem Heimatland Angehörige des Deutschen Reichs mit einem deutschen Reifezeugnis zum Hochschulstudium als Studierende zugelassen werden. Ferner können den Ausländern in den Zeichensälen und Laboratorien erst 14 Tage nach Beginn des Hochschulsemesters Plätze angewiesen werden. Der Verbandstag spricht sich schließlich für eine entsprechende Honorarerhöhung aus."

An der Technischen Hochschule zu Karlsruhe wurden die außerordentlichen Professoren Dr. Hans Hausrath und Dr. Udo Müller (beide für Forstwissenschaft) und Max Leuger (Figurenzeichnen und Dekorieren) zu ordentlichen Professoren ernannt.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Baurat J. Kübler in Esslingen: Woher kommen die Weltgesetze? M. 3 Figuren im Text. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 30 S. — P. Stephan, Regierungsbaumeister in Posen: Die technische Mechanik. Elementares Lehrbuch für mittlere maschinentechnische Fachschulen und Hilfsbuch für Studierende höherer Lehranstalten. 1. Teil: Mechanik starrer Körper. Ebenda 1904. 344 S. — Lord Byron: Don Juan. Episches Gedicht in sechzehn Gesängen. Uebersetzt u. m. e. Vorwort versehen von Alexander Neidhardt. (Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. No. 1792—1798.) Halle a. d. S. Otto Hendel. 526 S. — Funken. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Walther Schulte vom Brühl. No. 1. München 1904. Friedrich Rothbart. 32 S. — Lic. Dr. Carl Clemen, Privatdozent der Theologie in Bonn: Die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie. Giessen 1904. J. Ricker. 39 S. — Walther Wolff, Pfarrer in Aachen: Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart? Ein Konferenzvortrag. Ebenda 1904. 54 S. — Jos. Poppelreuter: Der anonyme Meister des Poliphilo. Eine Studie zur italienischen Buchillustration und zur Kunst des Quattrocento. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. XX.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 61 S. — C. Hasse, Prof. d. Anatomie in Breslau: Roger van Brügge, der Meister von Flémalle. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft XXI.) Ebenda 1904. 53 S

Für den Inseratenteil verantwortlich i.V.: H. Wassmann, München.



Jahrgang 1904. München, Montag, 25. Juli. Nummer 168.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Raumkunst und Illusionsmalerei.*)

Von Prof. Dr. Karl Doehlemann.

Denken wir uns alles, was den Geist und das Gemüt des Menschen beschäftigt, die sämtlichen Wissenschaften sowohl wie auch Kunst und Religion, durch einzelne Gebiete wie Länder auf einer Karte dargestellt, und zwar in der Weise, daß zwei solche Gebiete auf eine um so längere Strecke aneinander grenzen, je näher sie verwandt sind, so wird in einer solchen Uebersichtskarte der menschlichen Kultur das Land, welches die Mathematik repräsentiert, an eine große Zahl anderer Länder grenzen. Mit dem Gebiete der Naturwissenschaften zum Beispiel wird es eine lang gestreckte Linie gemein haben; andere Bezirke, wie etwa das der vergleichenden Sprachwissenschaften, werden von dem Territorium der Mathematik ganz getrennt sein. Auf eine schmale Strecke hängt die mathematische Landesgrenze aber auch mit dem großen Reiche der Kunst zusammen. Der Streifen, der diese beiden Territorien verbindet, ist so schmal, daß viele diesen Zusammenhang vielleicht gar nicht anerkennen: er ist aber vorhanden und kann vernünftig, das heißt nicht kleinlich benutzt, ein nützliches, formales Prinzip in der Kunst liefern.

Die Mathematik, im besonderen die Geometrie, ist die Lehre vom Raum. Sie untersucht dessen Eigenschaften direkt oder auf dem Wege der Rechnung. Die Kunst ihrerseits erreicht ihre Wirkung auf den Menschen dadurch, daß sie Raumobjekte abbildet. Genau genommen, sind diese Raumobjekte allerdings abstrakter Natur: denn es sind die Gebilde, welche sich der Künstler auf Grund seiner Naturbeobachtung in seiner inneren Anschauung erschafft. Immer aber ist bei einem Kunstwerk eine Abbildung, eine Art Uebertragung vorzunehmen. Das ist selbstverständlich für die Malerei, welche auf der zweidimensionalen Bildfläche einen mehr oder weniger ausgedehnten Teil des dreidimensionalen Raumes zur Darstellung zu bringen hat. Es trifft aber auch zu für die Plastik und für die Architektur. Ich darf da nur an den Begriff der Reliefwirkung erinnern oder daran, daß etwa eine Giebelfigur, die aus größerer Entfernung und von unten betrachtet wird, andere tatsächliche Formen haben muß, als eine entsprechende Figur, die in Augenhöhe auf einem Sockel steht.

Beschränken wir uns im folgenden auf die Malerei, so ist für sie die Uebertragung des Raumes auf die Bildfläche die wichtigste, formale oder technische Aufgabe. Als Mittel zur Lösung dieses Raumproblems stehen der Malerei zur Verfügung: die Zeichnung oder Linienführung, die Verteilung von Licht und Schatten, die Farbengebung und die Komposition.

Was die Zeichnung betrifft, so gibt die Lehre von der Perspektive die mathematische Lösung dieses Teiles der Abbildung. Dem Künstler liefert sie wenigstens die Hauptgesetze der Linienführung. Davon freilich kann keine Rede sein, daß er sich jederzeit an diese starre Schablone halten muß: in vielen Fällen wird er durch kluges Abweichen von derselben eine bessere Wirkung erzielen. Denn ihm ist ja nicht die theoretische Abbildung des Raumes die Hauptsache, sondern die Kraft, mit der er auf die Vorstellung des Beschauers einwirkt. Aber um die Vorschriften der Perspektive wirklich in freier Weise benutzen zu können, muß der Künstler sich dieselben angeeignet haben und es gilt hier Goethes schönes Wort:

> Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Die Verteilung von Licht und Schatten auf der Bildfläche, ein im letzten Grunde auch mathematisches Problem, rechne ich zur Perspektive. Aber auch in betreff der Farbenwerte gibt die Zeichnung eines Bildes schon gewisse Anhaltspunkte. Denn durch sie werden ja alle im Bilde dargestellten Objekte in eine gegenseitige, räumliche Beziehung gebracht, es wird der „Raumzusammenhang“ des Bildes festgelegt. Ein Bild ohne Raumzusammenhang, also z. B. eine rein ornamentale Malerei, ein Teppichmuster, kann hinsichtlich der Farbe beliebig behandelt werden. Es kommen da bloß die Gesetze der Farbenlehre, die Kontrastwirkungen u. s. w. in Betracht. Wird aber das Bild durch das Mittel des Raumes einheitlich zusammengefaßt, so daß jedes Objekt wirklich den ihm zukommenden Teil des Raumes einnimmt, so wird auch jedem Punkte des Bildes ein gewisser Punkt im Raume zuzuweisen sein und die Farbe eines Körpers an dieser Stelle ist streng genommen nicht mehr ganz willkürlich. Denn es ist die Farbe, die der Körper im Raume an dieser Stelle annimmt, also die Lokalfarbe desselben. Demgemäß hängt von der Linienperspektive in gewissem Sinne auch die Farbenperspektive oder, wie man weniger richtig zu sagen pflegt, die Luftperspektive ab, und an dieser naturgemäßen Reihenfolge ändert die Tatsache nichts, daß man eine schlechte Linienperspektive durch eine gute Luftperspektive verbessern kann. Denn eine gute Linienperspektive würde durch eine feine Farbengebung um so mehr gewinnen.

Die Komposition eines Bildes endlich kommt insofern in Betracht, als sie dessen Raumwirkung im stärksten Maße steigern kann durch die Einschaltung plastisch wirksamer Objekte, welche das Auge nach der Tiefe leiten, durch Ueberschneidungen oder kräftige Bewegungsmotive.

Aber die möglichst wirksame Darstellung der Raumobjekte, der klare und übersichtliche Raumzusammenhang eines Bildes ist dem Künstler nur Mittel zum Zweck; denn

*) Nach einem Vortrage, gehalten im „Mathematischen Verein München“.

er will dadurch nur die Eindrücke, Vorstellungen und Stimmungen beim Beschauer hervorrufen, die er selbst aus der Betrachtung der Natur gewonnen hat. Daß der Beschauer die Raumobjekte wirklich vor sich zu sehen glaube, also einer Täuschung, einer groben Illusion verfalle, liegt gar nicht im Interesse einer künstlerischen Wirkung. Wenn wir die Wand eines Zimmers mit einem Landschaftsbilde schmücken, so sind wir bei dessen Betrachtung keinen Augenblick im Zweifel, daß sich die dargestellte Gegend nicht wirklich hinter der Wandfläche ausbreitet. Das wird schon durch den Umstand bewiesen, daß wir das Bild gegen die Wandfläche durch den Rahmen abschließen. Derselbe ist gerade die Grenze, wo der ideale Raum des Bildes beginnt. Wie also das Bild keine Kopie der Natur, sondern eine künstlerische Umbildung und Verarbeitung derselben, so ist auch der Raum des Bildes samt den dargestellten Objekten nur ein idealer oder gedachter.

Als Raumkunst bezeichne ich nun diejenige künstlerische Lösung des Raumproblems, welche die Raumobjekte als Bestandteile des von Licht und Luft erfüllten Raumes mit diesem selbst zur Darstellung bringt, um irgend einen künstlerischen Gedanken zu veranschaulichen.

Eine solche Verbildlichung der Raumobjekte in ihrer realen Räumlichkeit setzt schon eine höhere Stufe der Raumanschauung und des Formgefühls voraus. Naive Menschen mit noch wenig entwickeltem Raumgefühl, z. B. Kinder oder auch Völker in den ersten Anfängen ihrer Kultur, werden in ihren Darstellungen der Körperwelt recht wenig Raumzusammenhang erkennen lassen. Sie zeichnen für jedes Detail des darzustellenden Objektes ein Merkzeichen hin, ohne auf die gegenseitigen Beziehungen und auf eine einheitliche Ansicht zu achten. Das ganze Mittelalter, beispielsweise das Trecento in Italien, hat fast ausschließlich Figuren zur Darstellung gebracht und den Raum, in dem sie sich bewegen, die Landschaften, Architekturen, nur schematisch oder symbolisch angedeutet. Die Bilderreihen in mittelalterlichen Handschriften sollen gewissermaßen auch mehr erzählen, als auf die Anschauung einwirken.

Diesem hiermit, wie ich hoffe, hinreichend erörterten Begriffe der Raumkunst stelle ich den der Illusionsmalerei entgegen. Zunächst ist vorauszuschicken, daß jedes Kunstwerk beim Beschauer eine gewisse Illusion hervorrufen muß, aber nur insofern, als ihm die idealen Objekte des Bildes zum Bewußtsein kommen. Mit der Vortäuschung eines wirklichen Objektes hat diese Tätigkeit der Phantasie fast nichts gemein. So wäre es beispielsweise gewiß kein großartiger Erfolg eines Porträtmalers, wenn er durch sein Bild in uns den Eindruck hervorrufen würde, die von ihm dargestellte Persönlichkeit stünde leibhaftig hinter der Leinwand. Wohl aber soll durch ein gutes Porträt der ganze Komplex von Vorstellungen, also der Eindruck etwaiger Charaktereigenschaften, persönlicher Fähigkeiten u. s. w. hervorgerufen werden, wie wir ihn durch den Verkehr mit der betreffenden Persönlichkeit erleben.

Es hat aber zu allen Zeiten Richtungen in der Kunst gegeben, welche die Darstellung der Raumobjekte nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Endzweck betrachteten. Dann ist die letzte Absicht des Künstlers die, beim Beschauer eine Täuschung in der Weise zu erreichen, daß derselbe die gemalten Objekte wirklich, realiter, vor sich zu haben glaubt. Das wäre z. B. der Fall, wenn wir auf der Fläche einer Innenwand einen zweiten Raum bildlich darstellen und statt des Rahmens eine die Vorstellung des zweiten Raumes unterstützende architektonische Begrenzung wählen. Diese Wandmalerei verfolgt dann die Absicht, uns die Existenz eines weiteren Raumes statt der Fläche der Wand vorzutäuschen. Nun behaupte ich natürlich nicht, daß eine solche Absicht der Kunst absolut unwürdig sei. Der Architekt mag dadurch mancherlei Wirkungen erzielen, etwa daß der ursprüngliche Raum größer erscheine, aber eine gewisse Gefahr für die wirklich künstlerischen Interessen liegt immerhin in einer solchen mehr auf äußerliche Effekte hinarbeitenden Illusionsmalerei.

Es leuchtet ein, daß zur Erzielung dieser Art von Illusion die Raumkunst schon eine gewisse Höhe der Ausbildung erreicht haben muß. Ja, eine hochentwickelte Illusionsmalerei können wir als eine raffinierte, lediglich nach der technischen Seite hin ausgebildete Raumkunst bezeichnen. Ueberhaupt wird sich zwischen beiden Kunstgattungen keine scharfe Grenze ziehen lassen: ob ein Werk zur einen oder anderen Art von Malerei zu rechnen ist, dürfte Sache der Empfindung und des Geschmackes sein. Ich darf da etwa auf das Panorama hinweisen. Im allgemeinen wird man geneigt sein, dasselbe zur Illusionsmalerei zu rechnen: doch können gewisse Teile eines Panoramas, vielleicht landschaftliche Partien, einen durchaus idealen Kunstwert besitzen.

Das Vorherrschen der einen oder anderen der beiden in Rede stehenden Kunstanschauungen oder auch ihr gleichzeitiges Auftreten soll nun im folgenden für einige Perioden der Kunstentwicklung verfolgt werden, nämlich für die Zeit des Hellenismus, der Renaissance und des Barock. Gleichzeitig werden wir Gelegenheit finden, auf die allmähliche Entwicklung einer Raumkunst, also auf die Ausbildung der Raumanschauung, unser Augenmerk zu richten. Dabei wäre es freilich nötig, das ganze unermeßliche Feld der Kunsttätigkeit in Betracht zu ziehen: wir hätten nicht bloß die Tafelbilder, sondern auch die Fresken und Reliefs zu berücksichtigen. Die Behandlung der Fassade, sei es in architektonischer, sei es in malerischer Hinsicht, wird ebenso wichtig sein wie die Ausschmückung der Innenräume. Kann doch die Wand entweder durch ornamentalen Schmuck als Fläche betont oder durch illusionistische Malerei gewissermaßen negiert werden. Das Gleiche gilt für die Decke. Denn sie nimmt entweder die in der Wand angeschlagenen Motive aufs neue auf oder läßt dieselben wenigstens ausklingen. Gerade die Deckenmalerei soll nun im folgenden eingehender betrachtet werden, da sie mir für die Beurteilung der Kunstweise einer Zeit besonders charakteristische Beiträge zu liefern scheint.

Unter den Völkern der Alten Welt haben ohne Zweifel die Griechen in der Kunst den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Aber trotz ihres ungemein ausgebildeten Sinnes für Raumwirkungen fanden sie für das Raumproblem nur eine empirische Lösung, die sie aus der Beobachtung der Erscheinungen ableiteten. Denn sie führten bloß den Begriff des „Gesichtswinkels“ ein, unter dem wir irgend einen Gegenstand erblicken. In der „Optik“ des Euclid werden mancherlei Sätze aufgestellt, unter welchen Winkeln z. B. gleich große Gegenstände in verschiedenen Entfernungen erscheinen. Den wesentlichen, weiteren Schritt aber, die Sehstrahlen mit einer Ebene zu schneiden und das auf dieser Ebene entstehende Bild des Raumes zu untersuchen, führten sie nicht aus. Wenn die Griechen, trotz ihrer eminenten, geometrischen Befähigung, nicht bis zu dieser Abstraktion vordrangen, so ist dies vielleicht damit zu erklären, daß sie bei ihrer in naturwissenschaftlichen Fragen etwas ins Ungebundene schweifenden Phantasie den Sehprozeß eben nicht scharf genug analysierten. Jedenfalls kamen sie über eine Art von „Gefühls-Perspektive“ nicht hinaus, die sie aber immerhin in den Stand setzte Illusionsmalereien durchzuführen. Gewiß haben die griechischen Maler auch die Verkürzungen ziemlich beherrscht. Aber zu einem auf Anschauung gegründeten Urteil können wir nicht gelangen, weil uns aus dem griechischen Altertum keine Bilder erhalten sind. Auffallen muß uns eine große Zahl von Anekdoten, die sich auf illusionistische Täuschungen beziehen: so die bekannte Erzählung von den Trauben des Zeuxis und dem Vorhange des Parrhasius oder von der Kuh des Bildhauers Myron, an deren Euter Kälber saugen wollten und auf welche sich Bremsen niederließen. Trotzdem dürfte man nicht fehlgehen, wenn man die griechische Kunst für eine idealistische hält, die nur zeitenweise nach der illusionistischen Richtung neigte. Das scheint die Plastik zu beweisen, welche im allgemeinen mehr das Typische als das Individuelle betont. Eine eigene Sparte der Prospektmalerei wird durch die Bedürfnisse des griechischen Theaters sich ausgebildet haben.

Aber für eine kurze Zeit von etwa 200 Jahren, von 100 vor Christus bis 80 nach Christus, und speziell für

die dekorative Wandmalerei dieser Zeit können wir eine wirkliche Anschauung gewinnen auf Grund der Grabungen in Pompeji, die durch die Bloßlegung zweier Häuser in Rom ergänzt werden. Mau hat diese Wandmalereien genau studiert und vier Stile scharf unterscheiden können. Der älteste, der sogenannte Inkrustationsstil, gibt in plastischer Stuckarbeit eine farbige Nachahmung des Marmorbelags, wird also als eine Flächendekoration zu bezeichnen sein. Im zweiten Stile dagegen, dem Architekturstil, dient die Wand zur Aufnahme einer gemalten Architektur, mit Durchblicken in andere Räume, ganz im Sinne einer Illusionsmalerei. Darauf folgte wieder eine rein ornamental gehaltene Ausschmückung der Wandflächen und endlich bildete sich aus dem Architekturstil ein letzter Stil aus, in dem die Architektur einen tändelnden, spielenden Charakter annahm und zu einem bloßen Stabwerk ausartete.

Fand bei den Griechen das Raumproblem in der Malerei nur eine empirische Behandlung, so stellte sich die Renaissance dessen theoretische und praktische Lösung geradezu als Kulturaufgabe, und wenn wir von den Brüdern van Eyck in den Niederlanden und von unserem großen Albrecht Dürer absehen, so hat das Italien des 15. und 16. Jahrhunderts eine wirkliche Raumkunst ins Leben gerufen. Es ist nicht leicht sich eine Vorstellung zu machen, mit welchem Eifer in jener merkwürdigen Zeit die Probleme der Perspektive von den Künstlern und Gelehrten studiert und mit welchem Interesse alle Fortschritte auf diesem Gebiete von den Gebildeten verfolgt wurden: dies fällt uns heutzutage besonders schwer, wo so häufig der Künstler die Aneignung der wenigen Grundgesetze des perspektivischen Zeichnens im günstigsten Falle als ein notwendiges Uebel betrachtet. Die theoretischen Studien des Quattrocento machen sich bald geltend, naturgemäß vor allem in der Darstellung größerer Raumgebiete, also in der Landschaft und im Interieur. Als Vorläufer der Renaissance deutet schon Giotto durch seine wenn auch unsicher gezeichneten und nicht proportionierten Architekturen, durch Bäume, Felsen und ähnliche Staffagen den Raum wenigstens symbolisch an. Im übrigen wirkt er durch ausdrucksvolle Köpfe und Gestalten. Bei Masaccio aber, dem ersten Maler der Renaissance, können wir bereits von einem wirklichen Raumzusammenhange im Bilde sprechen, und von ihm geht eine aufsteigende Linie über Benozzo Gozzoli, Ghirlandaio, Leonardo da Vinci zu Michelangelo und Raffael. Des letzteren Schule von Athen mag als Beispiel einer Darstellung von vollendeter Raumwirkung genannt sein. Aber auch perspektivische Kunststücke, rein auf Täuschung berechnete Scherze versuchten schon die ersten Raumkünstler des Quattrocento, wenn die Laune sie anwandelte. Der moderne Illusionseffekt des Panoramas war ihnen zum Beispiel bereits bekannt. Wenigstens wird uns von „demonstrationes" berichtet, welche Brunelleschi und Alberti veranstaltet haben. Dabei scheint man, ganz wie in unseren Dioramen, Städtebilder, Architekturprospekte und Ansichten vorgeführt zu haben. Die perspektivisch tunlichst genau konstruierten Umrißlinien wurden ausgeschnitten und hoben sich gegen den wirklichen oder gespiegelten Himmel möglichst plastisch ab: alles wie heutzutage, nur daß uns noch die Photographie ihre mächtige Unterstützung verleiht.

Am instruktivsten aber scheint mir der Unterschied der beiden in Rede stehenden Kunstauffassungen an der verschiedenen Behandlung der Decke verfolgt werden zu können, als deren vornehmster Schmuck von jeher Bilder oder Darstellungen gegolten haben. Die eine Auffassung ist dann die, daß man die horizontale Fläche des Plafonds oder die krumme Fläche des Gewölbes so benutzt, als wäre sie eine vertikale Bildtafel. Ein nach diesem Prinzip ausgeführtes Deckengemälde kann also ohne wesentliche Aenderung von der Decke weg an eine vertikale Wand versetzt werden. Der Inhalt des Gemäldes bildet einen rein idealen Faktor in der ganzen Ausschmückung ohne einen direkten Zusammenhang mit der Architektur. Daß die Decke mit dem Bilde horizontal verläuft, stört die Ausbildung unserer Vorstellung ebensowenig, als wir es unzulässig finden, eine Zeichnung auf einen Tisch zu legen und in dieser Lage zu betrachten.

Im Sinne einer illusionistischen Wirkung ist aber auch eine andere Ausnutzung der Decke denkbar. Dieselbe kann etwa eine gemalte Architektur tragen, welche eine Fortsetzung der Wandflächen gibt. Dadurch erreicht man, daß der betreffende Raum höher erscheint. Dann muß natürlich die Decke als eine horizontale Bildtafel benutzt werden, und diese Auffassung ist auch beizubehalten, wenn man in konsequenter Weiterführung solcher Absichten die Decke zur Darstellung von Objekten und Vorgängen benutzt, die man sich als in dem Raume oberhalb der Decke befindlich, beziehungsweise vor sich gehend denkt. Eine solche Abbildung des Raumes auf eine horizontale Ebene zeigt aber ganz andere Eigenschaften als die uns geläufige auf eine vertikale Ebene. Beispielsweise gehen bei einer solchen Deckenperspektive die parallelen Vertikalen in Linien über, die nach einem Fluchtpunkt konvergieren. Ein solches Deckengemälde kann nicht an eine vertikale Wand verbracht werden. Auf die vielen Unzuträglichkeiten dieser sog. Froschperspektiven brauche ich nicht einzugehen. Wir erdenschwere Menschen brauchen eben immer eine Unterlage für unsere materielle Existenz: verläßt man also das Gebiet der Engel und Geister, so wird meistens bloß der Zustand des Emporfliegens oder Schwebens für solche Ansichten di sotto in su brauchbar sein und auch da nur mit großer Vorsicht. Denn das menschliche Antlitz und der ganze Körper wirken in zu starken Untersichten leicht unschön und unnatürlich. Namentlich aber werden Architekturen, Personengruppen und überhaupt irdische Verhältnisse wegen der Schwindel erregenden Stellungen der Personen auf den Treppen und Balustraden nur selten in künstlerisch wirksamer Weise zur Darstellung kommen können. Aber es scheint bezeichnend, daß solche Untersichten um so beliebter und allgemeiner werden, je mehr sich überhaupt die Kunst nach der illusionistischen Seite hin entwickelte. Einige Beispiele mögen dies veranschaulichen.

Schon Mantegna, einer der ernsthaftesten und geschicktesten Raumkünstler des ausgehenden Quattrocento, hat, man möchte fast glauben, im Anflug einer heiteren Laune, in der Camera degli sposi des Gonzaga-Palastes zu Mantua (1474) an der Decke eine Illusionsmalerei kleineren Stils ausgeführt.

Ferner muß man hier erwähnen die herrlichen musizierenden Engel von Melozzo da Forli, mit welchen die Kuppel in der Kirche S.S. Apostoli in Rom geschmückt war. In Hinsicht auf Kühnheit der Verkürzung werden sie bloß von Michelangelo erreicht in seiner Decke der Sixtinischen Kapelle, die ich als eines der größten Kunstwerke nicht unerwähnt lassen darf, wenn mich auch eine gewisse Angst beschleicht bei dem Versuche, über die an dieser Decke ausgebreitete Welt von Formen und Gedanken etwas zu bemerken. Natürlich hat Michelangelo keinen Augenblick daran gedacht, diese Deckenbilder etwa in Untersichten durchzuführen. Bei ihm überwiegen der Gedanke und die schöpferische Phantasie, die Macht des Ausdrucks und der Reichtum an Bewegungsmotiven und Kontrasten so gewaltig, daß ein so äußerliches Moment daneben gar nicht in Betracht kommt. Die Decke trägt auch eine Architekturmalerei, die aber wohl in erster Linie nur dazu dient, eine Einteilung der Decke in Felder, sowie Farbenkontraste zu liefern. Illusionistische Absichten sind völlig ausgeschlossen, ebenso wie bei den Figuren der Propheten und Sibyllen, die auf die Gewölbezwickel oberhalb der Fensterpfeiler gemalt, den Uebergang zur Decke vermitteln. Diese Figuren sind im übrigen perspektivisch mit der größten Kunst durchgeführt, aber für jede derselben ist ein eigener Augpunkt angenommen. Das glänzendste Beispiel für Michelangelos eminente Beherrschung der Verkürzungen liefert die weltbekannte Figur des Propheten Jonas, der an der Schmalwand der Kapelle auf einem gegen den Beschauer vorspringenden Gewölbezwickel gemalt ist, während der Körper im Raume nach rückwärts gerichtet zu denken ist.

In gleicher Weise hat Raffael in seinen überaus anmutigen Bildern der Farnesina (1516—1517) und der Loggien (1516—1518) die Darstellungen so gehalten, wie wenn sie sich auf einer vertikalen Wand befänden. Aber schon in den Jahren 1526—1530 führte Correggio seine Kuppel im Dome zu Parma aus. In ihr stürmt eine ganze Schar von Engeln in selig aufjauchzendem Taumel zum Himmel empor, so daß sich die Kuppel zu öffnen scheint. Das ist eine illusionistische Tendenz, aber sie ist mit der größten Zurückhaltung und Feinheit durchgeführt; die späteren Generationen entnahmen aus diesem Kunstwerk bloß das, was sie für ihre gröberen Zwecke brauchen konnten. Endlich muß ich noch Veroneses Deckengemälde „Triumph der Venetia" (1580) in der Sala del Maggiore Consiglio des Dogenpalastes in Venedig erwähnen. Auch das ist eine reine Untersicht mit Architektur und Personen und steht meinem Geschmack nach gerade an der Grenze des noch Zulässigen.

Mit Veronese, der uns in seinen prachtvollen, farbenreichen, in der Perspektive allerdings oft etwas leichtsinnig konstruierten Existenzbildern das üppige Leben Venedigs vorführt, verabschieden wir uns von dem lebensfrohen, aber doch von einer gewissen Feinheit der Kultur beherrschten Zeitalter der Renaissance in Italien und treten in die Zeit des Barock ein.

Die theoretische Ausbildung der Raumkunst hatte stetige Fortschritte gemacht: mit der allgemeinen Formulierung und dem strengen Beweise des Satzes vom Fluchtpunkt durch Guido Ubaldi (1600) ist ein gewisser Abschluß in der Wissenschaft der Perspektive erreicht. Abgesehen von der Entdeckung weiterer theoretischer Hilfsmittel bildeten das 17. und 18. Jahrhundert die Anwendung der Perspektive in virtuoser Weise aus: das Architekturbild, die Herstellung gemalter Altäre und Prospekte bei den großen Schaufesten der Jesuiten, die Anfertigung der Theaterdekorationen, die Reliefperspektive und namentlich auch die Deckenmalerei sind dafür sprechende Beweise.

Wird doch der ganze Barockstil dadurch charakterisiert, daß er in erster Linie auf perspektivische Wirkungen ausgeht. Das zeigen uns die Façaden mit ihrem starken Relief, mit der Verdoppelung, ja Häufung der einzelnen Glieder, wie Säulen, Pilaster, Giebel, das zeigen die zahllosen Verkröpfungen, die gebrochenen Giebel, die überall auftretenden krummen Linien; werden doch selbst die Façaden im ganzen ein- oder auswärts gewölbt. Architektur, Bildhauerkunst und Malerei vereinigen sich, um, ohne Rücksicht auf das Material, starke, malerische Wirkungen zu erzielen. Das gilt namentlich für die Deckenmalerei. Im Bilde vorkommende Gegenstände, ja ganze Figuren werden auf Blechstücke gemalt und einer stärkeren plastischen Wirkung zuliebe vor dem Rahmen angebracht, oder es wird der Rahmen selbst schon gemalt, wodurch das Uebergreifen des Bildes über denselben noch erleichtert wird. Mehr und mehr dringt sozusagen der ideale Raum des Bildes über die Umgrenzung hinaus und vereinigt sich mit dem wirklichen Raume. Dem etwas ekstatischen Zuge der Zeit entsprechend, finden wir mit Vorliebe Himmelfahrten, Glorien oder Allegorien dargestellt.

Aber eine Blüte feinerer Art möchte ich doch erwähnen, welche aus dieser ins Raffinierte entarteten Raumkunst hervorgewachsen ist: die holländische Kunst des 17. Jahrhunderts; dabei denke ich sowohl an die schlichten, vom Sonnenschein durchfluteten Interieurs, wie sie etwa ein Pieter de Hooch darzustellen versteht, als namentlich an die Landschaftsmalerei. Hat diese doch einen solchen Grad der Intimität und Feinheit erreicht, daß manches Bild aus dieser Zeit — ich nenne Hobbemas „Allee von Middelharnis" — direkt als modern gelten könnte. Unter welchen Bedingungen und Voraussetzungen sich diese Landschaftsmalerei entwickelte, soll nicht erörtert werden. Das aber kann man behaupten, daß gerade die Darstellung der mehr oder minder unregelmäßigen, aber doch so fein unterschiedenen Formen einer Landschaft, die Verbildlichung weiter Flächen und freier Horizonte ein ungemein stark ausgebildetes Raumgefühl und ein tiefes Verständnis für perspektivische Wirkungen voraussetzt.

Drei Namen darf ich, gewissermaßen als Schlagwörter, für die italienische Barockkunst des 17. und 18. Jahrhunderts, nennen: Pietro da Cortona (1596 bis 1669), für die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, Andrea Pozzo (1642—1709) für die zweite, und den gerade hundert Jahre nach Cortona lebenden Giovanni Battista Tiepolo (1696—1770).

Von dem ersteren seien die Deckengemälde im Palazzo Pitti (1640) in Florenz erwähnt. Noch begrenzt in ihnen der Rahmen die ideale Welt des Bildes, und bei maßvoller Verwendung der reichen Mittel werden allzu störend wirkende Untersichten vermieden.

Weiter geht schon Pozzo, den wir aus seinem kolossalen Deckengemälde in der Jesuitenkirche S. Ignazio in Rom beurteilen können. Es stellt die Aufnahme dieses Heiligen in den Himmel dar und ist als Bravourstück einer Perspektive zu bezeichnen. An die Fenster der Kirche schließt sich eine großartige, gemalte Architektur, eine Art von Säulenhalle vorstellend. Zahllose Figuren, die vier Weltteile, sitzen auf den Balustraden und Gesimsen, zahllose andere schweben dem Empyraeum zu. Das Bild ist für einen Standpunkt konstruiert, den man auf dem Boden des Mittelschiffes durch eine Platte bezeichnet findet. Hier wäre auch der Platz, wo man die Barockkunst Südbayerns erwähnen müßte.

Den Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung endlich bezeichnet wohl der Venezianer Tiepolo. Mit einer starken Phantasie begabt und über eine brillante Farbengebung und Virtuosität der Zeichnung verfügend, hat er Raumwirkungen geschaffen, die man — die ganze Richtung als für diese Zeit berechtigt vorausgesetzt — wohl schwer übertreffen kann. Seine Deckengemälde zeigen Architekturen, an denen sich die Figuren in schwindelerregenden Stellungen mit Mühe festzuhalten scheinen, oder sie stellen Allegorien dar, in denen sich in reiner Untersicht gesehene Gespanne in Wolkenlandschaften, zwischen Pyramiden und symbolischen Figuren, namentlich hochgeschürzten Posaunenengeln, herumtummeln. Gar oft schweben die Wolken über den Rahmen hinaus und über das Kranzgesimse, welches das Bild häufig begrenzt, sehen Köpfe in den Zuschauerraum hinunter oder es werden Personen hinuntergeschleudert.

Es ist eine feine Ironie der Geschichte, daß Tiepolo gleichzeitig mit seinem Gegner Raphael Mengs nach Madrid zur Ausschmückung des Schlosses berufen wurde. Denn Mengs, übrigens ein kalter, phantasieloser Nachahmer Raffaels und Correggios, hat zuerst wieder die frühere Behandlung der Deckengemälde angebahnt, wie sie seit Cornelius in der Gegenwart vorherrscht.

München, Juli 1904.

Zur Frage der Echtheit der österreichischen Freiheitsbriefe.

Mit besonderem Interesse betrachtet der deutsche Rechtshistoriker die österreichischen Freiheitsbriefe. Denn sie geben uns nicht nur mustergültige Zeugnisse für das frühe Erstarken landesfürstlicher Gewalten an der südöstlichen Grenze des Deutschen Reiches, sondern zeichnen sich auch noch dadurch aus, daß wir es hier mit zwei Urkunden zu tun haben, die beide Kaiser Friedrichs I. Namen tragen, an demselben Tage ausgestellt erscheinen, hinsichtlich ihres Inhaltes jedoch sich soweit voneinander abheben, daß die Glaubwürdigkeit der einen von vornherein jene der anderen völlig ausschließt. Jahrhundertelang hielt man beide Stücke für echt. Der modernen historischen Forschung konnte jedoch die zweite erweiterte Fassung, in der Literatur kurzweg privilegium majus genannt, nicht mehr stand halten. Dagegen wurde bisher im allgemeinen an der Echtheit des minus nicht gezweifelt.

Nun gelangt Erben in der vorliegenden äußerst lehrreichen Abhandlung[1]) zu dem Schlusse, daß uns auch vom minus —

[1]) Das Privilegium Friedrichs I. für das Herzogtum Oesterreich. Von Wilhelm Erben. Wien, Carl Konegen 1902. VI und 144 S.

wir kennen den Inhalt desselben nur aus Abschriften von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ab — nur ein an mehreren Stellen interpolierter Wortlaut vorliegt. Die Arbeit baut sich auf diplomatischer und rechtshistorischer Grundlage auf. Was die erstere angeht, so stellt er vor allem fest, daß das privilegium minus gerade in den Anordnungen über die Kriegs- und Hoffartspflicht des neuen Herzogs von der in den Königsurkunden seit den Tagen der Karolinger mit ziemlicher Regelmäßigkeit beobachteten subjektiven Fassung in ganz erheblichem Maße abweicht und in der gewählten objektiven Formulierung von einem imperator und dem imperium redet, ja sogar diesen Kaiser, der doch der Aussteller des Privilegs ist, in der dritten Person anführt. So scharfsinnig und vollwertig Erbens weitere der diplomatischen Kennzeichnung dieser Urkunde gewidmete Ausführungen sind, schließt dieser Teil, wie er selbst betont, doch mit einem non liquet. Die zahlreichen kleineren und größeren Verstöße und stilistischen Unebenheiten, vor allem die objektive Fassung eines Teiles der dispositio, sie berechtigen für sich allein noch nicht dazu, eine Interpolierung anzunehmen, rufen aber jedenfalls einen gewissen Verdacht gegen die Authentizität jener Bestimmung über die Befreiung von der Teilnahme an der Reichsheerfahrt und an außerbayerischen Hoftagen hervor. Diese aus einer Betrachtung der formellen Seite der Urkunde resultierenden Zweifel, sie werden durch die den zweiten Teil ausmachenden rechtshistorischen und historischen Erörterungen in sehr bedeutendem Maße gesteigert. Vor allem betont Erben meines Wissens als der erste, daß die Babenberger schon als Markgrafen und ebenso späterhin als Herzoge zahlreiche Hoftage außerhalb Bayerns besuchten, ja daß mit dem wachsenden Anteil, den dieses Geschlecht an den großen Fragen der Reichspolitik nahm, die Beteiligung an außerbayerischen Hoftagen ganz erheblich gesteigert wurde, so daß beispielsweise Herzog Leopold VI. in der Zeit von 1200—1230 nur viermal bei in Bayern gehaltenen, dagegen 18mal bei in anderen Ländern des Deutschen Reiches veranstalteten Hof- und Reichstagen erschien, wobei die Züge nach Italien gar nicht mitgerechnet wurden. Ebenso tritt er der bisherigen Anschauung entgegen, daß den Markgrafen überhaupt und so dem österreichischen insbesondere mit Rücksicht auf die Einrichtungen der Mark gesetzlich eine Beschränkung der Heerfahrtspflicht zugesprochen worden wäre. Nur so viel steht fest, daß man die Marken ihrer militärischen Kräfte nicht entblößte, wenn etwa dem Reiche auch von dieser Seite ein Angriff drohte. Lag aber eine solche Befürchtung nicht vor, dann wurde der Markgraf mit seinem Heerbann auch zu Reichsheerfahrten, die sich nicht in den der Mark benachbarten Ländern abspielten, aufgeboten. Da erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß gerade Friedrich I., der den Darlegungen Erbens zufolge auf die kriegerischen Leistungen so großes Gewicht legte, dem neuen Herzog eine so wesentliche Begünstigung zugestanden hätte, und selbst wenn er wirklich zur Entschädigung der Babenberger für den Verzicht auf Bayern von solchen Absichten erfüllt gewesen wäre, so hätte er für eine solche Maßregel schwerlich jemals die Billigung und Zustimmung der anderen Fürsten erreicht. Gegen die Glaubwürdigkeit dieser Stellen des minus spricht ferner der Umstand, daß Heinrich II. und dessen Nachfolger zu wiederholtenmalen an entfernteren Reichsheerfahrten teilnahmen und daß der Kronzeuge der Vorgänge des Jahres 1156, Bischof Otto von Freising, der bekannte Geschichtschreiber, eine solche seinem herzoglichen Bruder angeblich gewährte Begünstigung doch erwähnt hätte.

Wann erfolgte diese Interpolierung des minus? Mit richtigem Blicke greift Erben auf die Regierungszeit des letzten Babenbergers Friedrich II. Eine engere Grenze ergibt sich aus dem Verhältnisse des Herzogs zum Kaiser für die Zeit von 1243 Juni bis August 1244. Wer nun die Politik des Herzogs in jenen Tagen verfolgt, wird mit Erben geneigt sein, auch noch die so oft erwähnte und als ein lehenrechtliches Unikum hingestellte Befugnis, dem Kaiser für den Fall des Aussterbens des Herzogsgeschlechtes einen Nachfolger vorschlagen zu dürfen, das sog. jus affectandi, als eine in dieser Zeit erfolgte Einschiebung hinzustellen. Seither hat übrigens Erbens Vermutung, die Interpolierung des minus mit der Wendung in Zusammenhang zu bringen, welche die babenbergische Politik unter der Regierung Friedrichs des Streitbaren genommen hat, eine ganz besondere Stärkung in einem Hinweis gefunden, den Luschin im 24. Bande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung Seite 112 ff. auf eine seiner früheren Arbeiten gab, daß nämlich in jener Zeit auch in die Georgenberger Handfeste von 1186 ein Zusatz aufgenommen wurde, der sich als das Ergebnis von Verhandlungen zwischen dem Herzog und seinen Dienstmannen darstellt und für den Herzog eine Sicherstellung gegen einen künftigen Abfall seiner Getreuen bilden sollte. In diesem Zusammenhange tritt nunmehr die Interpolierung des minus in ein ganz besonderes Licht, und wir stimmen Erben gerne zu, wenn er diese Fälschung nicht als übermütige und rasch ersonnene Angriffe auf Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern als das Ergebnis einer durch mehr als zehn Jahre mit unausgesetzten Kämpfen erfüllten Regierung hinstellt. War der Herzog aus den Kämpfen des emporstrebenden Landesfürstentums gegen die Reichsgewalt siegreich hervorgegangen, so mochte er sich auch für berechtigt halten, ihr Ergebnis in urkundlicher Gestalt für alle Zukunft zu sichern. Zu dieser Politik aber drängte ihn die Entwicklung seiner eigenen Stände, sie zwang ihn, mit der mächtigen Anteilnahme Oesterreichs an den Angelegenheiten des Reiches zu brechen. — Gewiß werden Verteidiger der vollen Echtheit des minus auftreten. Aber ich glaube, sie werden gegenüber Erben einen schweren Stand haben; denn diese Arbeit gehört, nicht nur was ihre Ergebnisse angeht, sondern auch was die Verarbeitung eines breiten Materials und die Methode der Behandlung des Stoffes anbelangt, zu den besten, die in letzter Zeit auf dem Felde deutscher und österreichischer Verfassungsgeschichte geschrieben wurden, ganz abgesehen davon, daß ein klarer, leicht faßlicher Stil und eine lebendige gewandte Sprache die Lektüre des Buches zu einer sehr angenehmen und anziehenden gestaltet.

Innsbruck. A. v. Wretschko.

Bücher und Zeitschriften.

Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst. Vergleichende Betrachtung der bildenden Künste, als Beitrag zu einer neuen Aesthetik. Von Julius Meier-Gräfe. Stuttgart, Verlag Jul. Hoffmann.

Deutschland hat einen Kunsthistoriker mehr. Das ist seit dem Erscheinen dieser „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" nicht wohl zu leugnen. Er gehört nicht, wenigstens äußerlich nicht, zu dem privilegierten Stand dieser Leute; er steht der „Universität" so fern als möglich, er war, glaub' ich, gar Kaufmann: aber die Universität wird sich mit ihm zu beschäftigen haben, daran ist kein Zweifel. Ja, mir scheint, sie bekommt dabei harte Nüsse zu knacken. — Nein, dieses Werk schmeckt nicht nach der Schule. Darin weht eine andere Luft. Mancher mag zwar die Nase rümpfen, weil ihn dünkt, es sei eine allzu spezifisch Pariser Luft aus der Gegend von Montmartre und Batignolles, wo es nach Dingen riecht, die unsere deutschen Nasen ungewohnt sind; wer bei gewissen Abschnitten diese Empfindung haben sollte und vielleicht einigen deutschen Unmut in sich aufsteigen fühlte, dem rate ich, die Eingangskapitel des Werkes, die er vielleicht überschlagen hat, nachzulesen, und er wird finden, daß dieser begeisterte Apostel der Pariser „Moderne" ganz alten Dingen gegenüber ein Verständnis an den Tag legt und eine Wärme ausströmt, deren selbst berühmte Autoritäten sich weniger fähig gezeigt haben. Ein paar Seiten, die ich im Auge habe, geben überraschende Aufschlüsse und lesen sich zugleich wie Poesie. Auch auf einige Stellen, die über Rembrandt handeln, kann man in diesem Sinn verweisen. Auch auf die Kapitel über Feuerbach und Marées. Wer für solche Künstler solche Worte findet, dessen Hymnen auf Monet und Manet wird niemand, wenn er sie auch etwas übertrieben finden möchte, von vornherein verdächtigen dürfen. — Freilich werden viele den Kopf schütteln, wenn sie lesen, daß Meier-Gräfe unseren Böcklin einen Realisten oder gar Naturalisten und den Max Liebermann einen Idealisten nennt. Aber die Begründung dieser Urteile wird auch für den noch interessant und vielleicht belehrend sein, der das Resultat nicht unterschreiben mag. Vor allem ist zu sagen: Meier-Gräfe schreibt

nicht für Leute, die in Rom in einem gewissen Zimmer ihre einzige Aufmerksamkeit der „Schule von Athen“ zuwenden, weil es sich hier um Philosophie handelt, und die die viel bessere Malerei, die „Disputa“, beharrlich mit dem Rücken ansehen, weil hier der Gegenstand oder Vorwand ein katholisch-religiöses Mysterium ist. Für derartige Kunstbetrachter redet Meier-Gräfe spanisch oder meinetwegen japanisch. Ich begreife, daß des Autors Urteile über Böcklin auf viele ehrliche Enthusiasten wie eine persönliche Beleidigung wirken. Das ist kein Unglück, wenn die Urteile richtig sind. Ob sie es sind, dies festzustellen, ist hier nicht der Ort. Nur beiläufig: Anläßlich gewisser Strandbilder Monets schreibt Meier-Gräfe: „Die Wucht, mit der die Brandung an den rotbraunen Felsenresten mit gleich Wogenschlägen gewaltigen Pinselhieben gemalt ist, singt ein stärkeres Lied von der Größe des Elements als die dicksten Tritonen des Schweizer Meisters; und der ungeheure Horizont in anderen erschreckend phantasielosen Bildern, die nichts wie Wasserfläche geben, wirkt bedeutender als alle die berühmten Meeresidyllen, mit denen sich die deutschen Museen in den letzten Jahrzehnten gefüllt haben. Gute Malerei hat nun einmal alle diese gegenständlichen Ungeheuerlichkeiten nicht nötig....“ Nun ja, Monet hat sogar bewiesen, daß gute Malerei nichts braucht, auch für ganze Reihen von Bildern, als einen Baumstrunk und die Luft um ihn herum, und er wäre nur konsequent gewesen, wenn er auch auf diese Gegenständlichkeiten noch verzichtet hätte, aber was dann? — Lassen wir so naseweises Fragen. Vom Neoimpressionismus meint Meier-Gräfe, er „nähert die Malerei einem hochentwickelten Anstreichergewerbe; das können wir noch nicht brauchen.“ Meier-Gräfe wird aber kaum zugeben, daß das eine Antwort sei auf unsere Frage. Sein Urteil über Böcklin ist das französische im allgemeinen. Ueber Eigentümlichkeiten der Rassen und das Trennende zwischen ihnen hat er viel Richtiges gesagt. Ueber ihn, als Deutschen, wird sich wenigstens die französische Rasse nicht beklagen können; sie hat in ihm einen Erklärer ihrer Kunst gefunden, wie er, trotz Richard Muther, noch nicht da war. Den Deutschen schmeichelt das Buch weniger, auch von Böcklin abgesehen; es steht aber zu hoffen, daß es ihnen um so mehr nütze. Es ist insofern, ohne es vielleicht zu wollen, sogar eine patriotische Tat. Im Kapitel Marées lesen wir bei Meier-Gräfe: „Mit Bewunderung vor dieser Kunst mischt sich der Ekel vor der Welt, die sie zurückwies. Wohin sind wir gekommen, daß solche Gottbegnadete in Einsamkeit verbluten müssen, wo ist der Fürst, der solche Untertanen duldete, welche Hohnmoral haben wir in den Knochen, daß solche Verdammte gezwungen werden, sich selbst lebendigen Leibes zu verzehren! Eine unerhörte Zeit! Man kann vor ihren humanen Regungen Abscheu empfinden....“ Das ist der Aufschrei eines Künstlers über die Not der Kunst. Und es ist vielleicht auch der Aufschrei eines bekümmerten Patrioten.

Benno Rüttenauer.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Eine Goethesche Rede bei der Niederlegung von Schillers Schädel.

Als neue Mitteilung aus dem Goethe- und Schiller-Archiv wird im 25. Bande des Goethe-Jahrbuches eine Rede veröffentlicht, die August v. Goethe bei Niederlegung des Schillerschen Schädels am 17. September 1826 auf der großherzoglichen Bibliothek als Vertreter seines Vaters in Weimar gehalten hat. Max Hecker führt in Anmerkungen den Nachweis, daß die Rede nicht eine Arbeit des Sohnes, sondern des alten Goethe ist. Das Manuskript stelle sich als hastige Niederschrift nach Diktat dar, Wiederholungen und selbst Hörfehler sind nicht ausgeblieben. Die Redeweise des Dichters ist in der Tat an mehreren Stellen nicht zu verkennen, und es drängen sich auch Anklänge an Goethes sinnreiche poetische „Betrachtung von Schillers Schädel“ auf:

Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten! . . .
. . . Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Modern fromm entwendend . . .;

Der Schädel wurde in dem Piedestal von Danneckers Marmorbüste Schillers niedergelegt. Die Rede wandte sich in erster Reihe an den anwesenden Ernst v. Schiller, den zweiten Sohn des Dichters und Mandatar der Familie: „Theurer Freund, verehrteste Anwesende! Die erste Pflicht, welche ich heute zu erfüllen habe, ist die, meinen Vater zu entschuldigen, daß er diesem feyerlichen, höchstwichtigen Act nicht selbst beiwohnen kann. Es war früher sein fester Wille, dieses zu thun. Doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle wach, welche jene Vergangenheit vorüberführte, wo er mit seinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die schönsten Tage verlebte, auch manche Trauer erduldet hatte, einem Freunde und Zeitgenossen, dessen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen im Stande war. Auch uns Lebende, die Söhne der zwey Unzertrennlichen, vertrautester Freund, trennte das waltende Schicksal, indem es mich hier fesselte, Dir aber in der Ferne Dein Los bereitete. Im Geiste sind wir uns immer nah und danken wollen wir der Leitung, die uns so in den größten Lebensmomenten zusammenführt. Wenn mir nun heute mein Vater auftrug, an seiner Stelle dieser Feyer bey zu wohnen, so fühle ich ganz die Wichtigkeit und die Ehre dieses Auftrags und darf gewiß Ihnen sämmtlich nicht näher ausführen, wie mein Gemüth von allen denen Gefühlen durchdrungen und erhoben ist, welche bei großen Gelegenheiten den Geist berühren, ja bestürmen. Die zweite Pflicht, welche wir Anwesende sowohl als jeder Weimaraner gewiß gern erfüllen wird, ist, den Dank auszusprechen gegen Dich, geliebter Freund, und die übrigen Hinterlassenen Deines großen Vaters, wenn Du heute das theure Haupt des Geliebten, Verehrten, einem Lande, einer Stadt weihst, wo sein hoher Geist die schönsten Blüthen entfaltete und die herrlichsten Früchte trug. Doppelt aber muß unser Dank seyn, da Du außerdem noch die von dem Prof. Dannecker im Jahre 1805 mit so vieler Liebe als Kunst ausgeführte Marmorbüste des großen Mannes unserem verehrten Landes-Fürsten und dieser Anstalt überließest, und so gleichsam den ernsten Tod mit dem heiteren Leben verbandest. Was nun die Aufbewahrung dieses heiligen Ueberrestes anlangt, so soll derselbe in jenem Postament, auf welchem die vorerwähnte Büste steht, in einer würdigen Halle niedergelegt werden. Der Schlüssel zu diesem Behältniß soll stets in den Händen der Oberaufsicht bleiben und nur solchen Personen die Oberaufsicht des Verwahrten gestattet seyn, von denen man mit Gewißheit voraussetzen kann, daß nicht Neugier ihre Schritte leitet, sondern das Gefühl, die Erkenntniß dessen, was jener große Mann für Deutschland, für Europa, ja für die ganze cultivirte Welt geleistet hat. Und nun sey mir vergönnt, noch einen wichtigen Punkt zur Sprache zu bringen! Schon sind mit wohlempfundener Dankbarkeit die Bemühungen anerkannt, welche von wohlgesinnten Männern diesem Geschäft gewidmet worden, wir aber sehen uns in dem Falle, sie nochmals um geneigte Verwendung anzugehen. Es ist nämlich zu vollkommenem Abschluß dieser Angelegenheit höchst wünschenswert, die noch außer diesem theuren Haupt vorhandenen Reste des zu früh Geschiedenen nach erfolgter genauer Anerkennung ebenfalls so lange hier beigelegt zu sehen, bis man über die Vorschläge zu schicklicher Bestattung und zu würdiger Bezeichnung der Stelle sich vereinigt und worüber mein Vater seine Gesinnungen zu eröffnen sich vorbehält. Und indem wir auf diese Weise dem auflösenden Moder einen köstlichen Schatz entziehen, so gleichen wir den hohen Alten, die nach erloschenem Holzstoß aus verglommenen Kohlen, aus unreinlicher Asche fromm das Ueberbliebene sammelten, um solches in würdiger Urne bewahrt, mit lange dauernden Monumenten zu schmücken. Jetzt ersuche ich Sie, Herr Bibliothekar Riemer, die theuren Reste zu übernehmen, mir zu folgen, damit wir sie gemeinschaftlich und in Gegenwart dieser geehrten Versammlung an dem ihnen bestimmten Ort niederlegen.“



Kleinere Mitteilungen.

* Ein neuer Saturnusmond entdeckt. Nach einer Mitteilung der Kieler Zentralstelle für astronomische Telegramme ist ein neuer (neunter) Saturnusmond von amerikanischen Astronomen auf der Höhensternwarte Arequipa photographisch entdeckt worden. Bereits im Jahre 1899 vermutete W. H. Pickering nach photographischen Aufnahmen auf der in den Anden Perus gelegenen Höhenstation Arequipa, einer Zweigsternwarte des nordamerikanischen Harvard College Observatory, daß der Ringplanet Saturn außer seinen bekannten acht Monden noch einen ganz schwachen neunten Satelliten besitze. Derselbe wurde damals Phoebe genannt, konnte jedoch von keiner Seite sichergestellt werden. Jetzt ist es neuerdings in Arequipa gelungen, diesen neunten Saturnusmond als sehr lichtschwaches Sternchen zu photographieren. Seine Entfernung vom Planeten Saturn wird am 24. Juli etwa 14 und am 3. August 1904 fast 11 Bogenminuten betragen.

Z. Die neugegründete römisch-germanische Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, deren Direktor Dr. Dragendorff bereits im Oktober 1902 seinen Amtssitz nach Frankfurt a. M. verlegt hatte, ist, wie der soeben erschienene Jahresbericht des Instituts hervorhebt, mit der ersten Sitzung in Frankfurt a. M. am 4. Januar d. J. in volles Leben getreten. Die Kommission besteht nunmehr außer dem Direktor und außer dem Generalsekretär des Instituts, Professor Conze, aus 16 Herren, von denen zwei (Hirschfeld und Loeschke) von der Zentraldirektion aus ihrer Mitte gewählt sind, drei (Adickes, Ed. Meyer, Schumacher) vom Reichskanzler, sechs (Fabricius für Baden, Henning für Elsaß-Lothringen, Herzog für Württemberg, Jacobi für Preußen, Ranke für Bayern, Soldan für Hessen) von ihren Regierungen berufen und fünf (v. Domaszewski, Ohlenschlager, Ritterling, Schuchhardt, Wolff) von der Zentraldirektion vorgeschlagen worden sind. Unter den wissenschaftlichen Untersuchungen des Jahres stand die Erforschung des Römerlagers bei Haltern an der Lippe an erster Stelle. Die römisch-germanische Kommission hat bei diesen Ausgrabungen sowohl selbst eingegriffen, indem Herr Professor Dragendorff mit dem Vorsitzenden der Altertumskommission für Westfalen Herrn Koepp in Münster die Leitung der Ausgrabungen teilte, als auch die westfälische Kommission mit Geldmitteln unterstützt. Die Ausgrabung richtete sich im abgelaufenen Rechnungsjahr auf die weitere Klarlegung des sogenannten Uferkastells auf der „Hovestadt“ und stellte verschiedene Perioden dieser Anlage fest. Am großen Lager wurden einige kleine Nachuntersuchungen vorgenommen. Die Kommission hat sodann mitgewirkt bei der Unterstützung des sogenannten Römerlagers bei Rüthen und bei der Untersuchung des Xantener Amphitheaters. Professor Dragendorff hat sich außerdem der Beobachtung der bei den Kanalisationsarbeiten in Trier gemachten Römerfunde gewidmet und ist mit dem Hanauer Geschichtsverein zur Untersuchung vorrömischer Wohnplätze in Verbindung getreten. Die Stadt Frankfurt hat für die Kosten der Tätigkeit der Kommission einen Jahresbeitrag ausgeworfen. Die an die Gründung der Kommission geknüpften Hoffnungen auf ein für die heimische Altertumsforschung ersprießliches Zusammenwirken beginnen sich zu erfüllen.

* Die Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung in Berlin hat den Studienplan für die Fortbildungskurse im Winterhalbjahr 1904/05 ausgegeben. Die Kurse sind, wie bisher, berechnet für Personen, die eine Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse auf dem Gebiete der juristischen und wirtschaftlichen Staatswissenschaften erstreben. Wie in den vorigen Winterkursen werden auch diesmal konversatorische Vorlesungen, Exkursionen und Besichtigungen und Einzelvorträge abgehalten werden. Es sind 24 konversatorische Vorlesungen angekündigt, die sich auf juristische, staats- und handelsrechtliche, volkswirtschaftliche, sozial- und kolonialpolitische, sowie auf technische Fragen erstrecken. Jeden Mittwoch vormittag finden Besichtigungen größerer gewerblicher Betriebe und öffentlicher Anlagen und Einrichtungen statt. Für die Zeit vom 21. bis 24. November ist ein größerer Ausflug nach Bremen in Aussicht genommen, auf dem die Freihafen- und sonstigen Hafenanlagen von Bremen und Bremerhaven, der Betrieb des Norddeutschen Lloyds und sonstige Einrichtungen für die Schiffahrt u. s. w. besichtigt werden sollen. In den Einzelvorträgen (jeden Freitag abend 8 Uhr) werden allgemein interessierende Fragen und Themata behandelt werden. Die Kurse beginnen am 8. November d. J. und endigen am 25. Februar k. J. Die Teilnehmergebühr beträgt 20 Mark, wofür die Teilnahme von zwei konversatorischen Vorlesungen, sowie der Besuch der sämtlichen Einzelvorträge und die Beteiligung an allen Exkursionen und Besichtigungen gestattet ist. Für jede weiter belegte konversatorische Vorlesung ist ein Honorar von 10 Mark zu zahlen. Meldungen zur Teilnahme an den Kursen sind an die Geschäftsstelle der Vereinigung, Berlin W 64, Wilhelmstraße 68, zu richten, die auch über alle weiteren Einzelheiten Auskunft erteilt.

* Von deutschen Bibliotheken. Dem Bibliothekar der kgl. landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, Dr. Franz Engel, ist der Titel „Professor“ beigelegt worden.

* Wir erhalten folgenden Aufruf an die ehemaligen Schüler der Unterrichtsanstalten des k. k. Technologischen Gewerbemuseums in Wien.

Mit dem 26. Oktober d. J. schließt die 25jährige Periode des Bestandes des k. k. Technologischen Gewerbemuseums ab. Aus diesem Anlaß soll in einer Denkschrift ein Rückblick auf die Entwicklung unserer Anstalt gegeben werden. Es wäre uns nun in hohem Grade erwünscht, zu erfahren, an welchen Orten und in welchen Stellungen sich gegenwärtig die einstigen Schüler unserer Fachschulen und die Frequentanten unserer Speziallehrkurse befinden. Auch von jenen Mitgliedern des Lehrkörpers, welche in die technische Praxis übergetreten sind, wünschten wir zu wissen, welche Positionen sie gegenwärtig einnehmen.

Ich spreche daher die dringende Bitte aus, mir die gewünschten Daten mit möglichster Beschleunigung zu liefern.

K. k. Technologisches Gewerbemuseum. Der Direktor: Exner, k. k. Sektionschef.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** In der theologischen Fakultät der hiesigen Universität haben sich am Samstag die Herren Dr. theol. Andreas Bigelmaier mit einer Vorlesung über das Thema „Das Christenthum in Bayern vor der bonifatianischen Organisation“ und Dr. theol. Joseph Göttler mit einer Vorlesung „Das kirchliche Dogma und der Fortschritt der Theologie“ habilitiert.

* **Heidelberg.** Zum 80. Geburtstag Kuno Fischers hat die Universität zwei in vornehmer Einfachheit ausgestattete Adressen überreichen lassen, deren eine die Glückwünsche des engeren Senats, die andere die der philosophischen Fakultät enthält. Letztere hat folgenden Wortlaut:

„Ihrem hochverehrten Senior, Sr. Exzellenz Herrn Wirkl. Geheimen Rat Kuno Fischer

beehren sich die Mitglieder der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg zum Feste seines 80. Geburtstages den Ausdruck ihrer Hochschätzung, Dankbarkeit und Liebe zugleich mit ihren innigen Wünschen in herzlich ergebener Weise darzubringen. Was ihnen vor einigen Jahren auszusprechen schon vergönnt war, dürfen sie heute, zurückschauend auf eben diese Zeit immer neuer, reicher und glanzvoller Tätigkeit, die erst vor kurzem durch das gebieterische Bedürfnis der Ausspannung von unausgesetzter Arbeit unterbrochen werden mußte, wiederholen. Sie gedenken der begeisternden Kraft und Lehre, welche Tausenden und Abertausenden die sichere Grundlage umfassender Bildung geworden ist, sie gedenken der staunenswerten, literarischen Schöpfungen, welche die Ideale unserer erhabenen Denker und Dichter widerspiegeln und, die geistigen Zusammenhänge einer unvergleichlichen Kulturperiode darlegend, deren treues Bild späteren Zeiten überliefern; sie gedenken der Förderung und Erhebung, die ein jeder von ihnen bei seinen Bestrebungen solchem die wissenschaftlichen Einzeldisziplinen zur höheren Einheit verbindenden Schaffen verdankt.

Möge, dies ist ihr Wunsch, der Segen eines im Forschen und Gestalten so unermüdlichen, an edlen Erfolgen so fruchtbaren Wirkens dem Hochverdienten in dem freudigen Bewußtsein von der Bedeutung seines großen Lebenswerkes, zugleich aber auch von der ihm dargebrachten, unbedingten Bewunderung sich bewähren!“

Die naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät hat den Jubilar zum Ehrendoktor ernannt; die Adresse der Schüler und Verehrer Kuno Fischers wurde am Vormittag durch Dr. Richard Degen übergeben. Auch frühere Hörerinnen ließen eine Adresse überreichen; ferner hat der Vorstand der Goethe-Gesellschaft in Weimar in einer herzlich abgefaßten Adresse, deren Urheber der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs Prof. B. Suphan ist, zum Ausdruck der engen Verbindung der Gesellschaft mit der literarischen Wirksamkeit des Jubilars ihm seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft mitgeteilt. Eine besonders wertvolle Jubelgabe bildet des weiteren der soeben fertiggestellte 1. Band einer von Geh. Rat Windelband in Winters Universitätsbuchhandlung herausgegebenen Festschrift, die den Titel führt: Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.° (Ueber den Inhalt dieser Festschrift werden wird demnächst des näheren berichten.)

* **Freiburg i. B.** Die philosophische Fakultät der hiesigen Universität hat dem bekannten politisch-anthropologischen Schriftsteller Otto Ammon in Karlsruhe die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie verliehen.

* **Münster.** Der außerordentliche Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Greifswald Dr. Emil Ballowitz ist vom Wintersemester 1904/05 an als außerordentlicher Professor der Zoologie in die philosophische und naturwissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität versetzt worden.

* **Leipzig.** (Akademische Disziplin.) Da es vorgekommen ist, daß Studierende einige Wochen vor dem offiziellen Schlusse des Semesters die Universität verlassen haben, so ist die Universitätskanzlei vom Rektor angewiesen worden, Abgangszeugnisse und Paßbescheinigungen nicht vor dem 30. Juli bezw. 30. März auszustellen. Ausländern sollen die hinterlegten Pässe nur dann vor diesem Termine ausgehändigt werden, wenn sie nachweisen können, daß zwingende Gründe ihren früheren Weggang nötig machen.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Kinderheilkunde Dr. Siegert hat eine Berufung an die Akademie für praktische Medizin in Köln erhalten.

hc. **Berlin.** Zwei neue Privatdozenten haben sich bei der philosophischen Fakultät eingeführt: Dr. Friedrich Ristenpart mit einer Antrittsvorlesung über den „Aufbau des Weltgebäudes" und Dr. Ernst Gehrcke mit einer Rede über „Elektrische Wellen".

* **Königsberg.** Der außerordentliche Professor der romanischen Philologie in Berlin Dr. O. Schultz-Gora hat die Berufung als Ordinarius des gleichen Faches an die hiesige Universität angenommen.

* **Wien.** Der Chirurg der hiesigen Universität Prof. Dr. Frhr. v. Eiselsberg hat, wie die Nationalzeitung erfährt, den Ruf nach Berlin als Nachfolger des Chirurgen König abgelehnt.

* Von technischen Hochschulen. Der Vorstand der Weinbauversuchsanstalt an der Weinbauschule in Geisenheim a. Rh., Prof. Dr. K. Windisch, ist zum ordentlichen Professor für landwirtschaftliche Technologie und organische Chemie an der landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Adolf Gottschewski: Die Fresken des Antoniazzo Romano im Sterbezimmer der heiligen Catarina von Siena zu S. Maria Sopra Minerva in Rom. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. XXII.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 24 S. — Franz Bock: Die Werke des Mathias Grunewald. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 54.) Ebenda 1904. 178 S. — Albrecht Penck, Prof. d. Geographie a. d. Univ. Wien: Neue Karten und Reliefs der Alpen. Studien über Geländedarstellung. Leipzig 1904. B. G. Teubner. 112 S. — Albert Stäuble, Sekretär der offiziellen Verkehrskommission Zürich: Die öffentlichen und privaten Bildungsanstalten in der Stadt Zürich. Nach authentischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet. Zürich. Inst. Orell Füssli. 72 S. — Dr. Neuberger, Nürnberg: Die Verhütung der Geschlechtskrankheiten. Im Auftrage d. Ver. f. öff. Gesundheitspflege zu Nürnberg bearb. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volkshygiene etc. Heft 6.) München u. Berlin 1904. R. Oldenbourg. 46 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: Waßmann, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine neue Biographie Spinozas.

Kein Mensch, und sei er auch der weiseste und größte, kann sich dem Einflusse seiner Zeit und seines Milieus ganz entziehen. Auch das seiner Zeit weit vorauseilende Genie ist ein höherer Zeitgenosse. „Wie weniges haben und sind wir,“ sagt Goethe, „das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen. Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind.“ Der Spruch: „Willst du den Dichter verstehen, mußt du in Dichters Lande gehen,“ hat daher volle Berechtigung. Er gilt auch für den Philosophen, zumal, wenn die Quellen über ihn so spärlich fließen, wie dies bei Spinoza der Fall ist. Wir sind daher der Berliner Akademie der Wissenschaften zu großem Danke verpflichtet, daß sie J. Freudenthal, Professor der Philosophie an der Breslauer Universität, instandsetzte, das Land kennen zu lernen, in dem Spinoza gelebt, gekämpft und gelitten hat, und in den Bibliotheken und Archiven Hollands wichtige Schriften und Urkunden zu studieren, die unbekannt oder unbenützt geblieben waren. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen hat er in einem 1899 erschienenen Quellenwerke veröffentlicht. Dort wurde das urkundliche Material ergänzt, die Quellenschriften wurden kritisch erforscht, einige schwer zugängliche neue veröffentlicht und viele wichtige Notizen gesammelt. Durch diese Kärrnerarbeit wie durch seine gründliche Kenntnis der Geschichte der Juden und der weitschichtigen jüdischen Religionsphilosophie war er wie kaum ein anderer berufen, die mustergültige und nicht zu überbietende Biographie Spinozas zu schreiben, die uns nun vorliegt[1]) und alle bisherigen Lebensbeschreibungen Spinozas weit hinter sich läßt. Er ist in der glücklichen Lage, uns neue Gesichtspunkte zu eröffnen, die seinen Vorgängern wegen des Mangels an diesen Kenntnissen entgehen mußten, Etappen seines Entwicklungsganges, die von ihnen übersehen oder unterschätzt wurden, in die richtige Beleuchtung zu rücken.

Freilich enthält die Lebensgeschichte Spinozas noch immer viele Lücken, die nicht auszufüllen sind. Das Genie stellt uns zudem vor eine Fülle von Rätseln. Kein Psycholog vermag die Fäden, deren unendlich feines Geflecht das Seelenleben eines gottbegnadeten Menschen bildet, völlig zu entwirren. Freudenthal begnügte sich daher in weiser Selbstbeschränkung, die Zahl der unbekannten und unerklärten Tatsachen zu verringern, indem er sorgsam betrachtete, was er selbst und was andere zuverlässige Berichterstatter über Spinoza mitteilten, und diese Nachrichten, die in neuester Zeit durch glückliche Funde wesentlich vermehrt wurden, durch die Streiflichter zu erhellen suchte, die die Verhältnisse seiner Zeit, seiner Umgebung und Erziehung auf ihn warfen. „Gehen wir so dem stillen Laufe seines Lebens aufmerksam nach und verfolgen wir ihn bis zu seinen Quellen und Zuflüssen,“ sagt er zum Schlusse der Einleitung, „so werden wir imstande sein, die Beschaffenheit, die Richtungen und Biegungen dieses großen und tiefen Stromes wenigstens in den Hauptzügen zutreffend zu beschreiben“.

Er entwirft ein genaues Bild von dem Boden, dem Spinoza entsprossen ist, und gewährt uns einen Einblick in den nie ganz aufgegebenen Untergrund seiner Anschauungen. Spinoza verbrachte die ersten 24 Jahre seines Lebens in dem Amsterdamer Ghetto, der Jodenbuurt. Leider ist über die Geistes- und Gemütsart der Eltern nichts bekannt. Wir wissen nur, daß der Vater, Michael, der ein Kaufmann war, öfter die Ehrenämter bekleidete, welche die jüdische Gemeinde zu vergeben hatte. Da er nicht durch Reichtum oder Gelehrsamkeit hervorragte, muß er, wie schon sein Vater, durch Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Klugheit die Aufmerksamkeit der Glaubensgenossen auf sich gelenkt haben. Aber bei aller Gottesfurcht war er ein Feind der Frömmelei, und seinen Haß gegen Heuchelei und Scheinheiligkeit hat er auch dem Sohne eingeflößt. Dieser soll, kaum zehn Jahre alt, eine alte Heuchlerin, die unter vielen frömmelnden Worten und Ermahnungen seinen Vater um zwei Dukaten betrügen wollte, entlarvt haben. Und als furchtbarster Feind aller unwahren Frömmigkeit hat er sich im Mannesalter erwiesen.

Die Mutter, Hanna Debora, starb, als er kaum sechs Jahre alt war. So hat das Auge der Mutter nur in der ersten Zeit der Kindheit über ihm gewacht, und gerade in den Jahren der Entwicklung fehlte ihm ihre Liebe und Fürsorge. — Sieben Jahre verbrachte er in der Lehranstalt der Amsterdamer jüdischen Gemeinde, die ihr Stolz war. Ueber diese Schule, ihren Lehrplan und ihre Leiter erfahren wir erst durch Freudenthal Authentisches. Sie war in sieben Klassen geteilt, und die gelehrtesten Rabbinen führten die Jugend von den ersten Elementen der hebräischen Sprache bis hinauf zu den feinsten und subtilsten Diskussionen des Talmuds und seiner Erklärer. Der Unterricht beschränkte sich auf die hebräische Literatur, profane Gegenstände waren ausgeschlossen. Diese mußte man sich, wenn man Lust dazu hatte, auf privatem Wege aneignen. In der obersten Klasse ward fast nur Hebräisch gesprochen. Sonst war die Unterrichtssprache nicht das Holländische, sondern das Spanische. So groß war die Anhänglichkeit der Juden an ihr einstiges Vaterland, das sie in der unmenschlichsten Weise behandelt hatte. Unser Philosoph soll durch verblüffende Fragen und Bemerkungen die Bewunderung der Lehrer und die Hoffnung erweckt haben, daß er einst eine Leuchte des Judentums sein

[1]) Spinoza. Sein Leben und seine Lehre. Erster Band: Das Leben Spinozas. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1904.

werde. Er ist es geworden, aber in ganz anderem Sinne, als man erwartet hatte.

Wie tief das jüdische Schrifttum seine Wurzeln in Kopf und Herz unseres Philosophen eingesenkt hat, beweisen seine Schriften. „Man braucht nur," sagt Freudenthal, „den theologisch-politischen Traktat zu lesen, um zu erkennen, wie vollkommen er sich Sprache und Inhalt der Bibel zu eigen gemacht hat. Er hat in diesem Buche geschichtliche Wahrheiten aufgedeckt, an denen die gelehrtesten Theologen früherer Jahrhunderte achtlos vorüber gegangen waren, Widersprüche und Verderbnisse der heiligen Schrift, die nur dem schärfsten Auge sichtbar waren, nachgewiesen. . . . Seine tiefe Kenntnis der Sprache des alten Testaments geht ferner aus jedem Kapitel seines Abrisses der hebräischen Grammatik hervor. Dieses Schriftchen zeigt zugleich, ein wie großes, während seines ganzen Lebens andauerndes Interesse für Sprache und Literatur seines Volkes ihm die Studien seiner Jugend eingeflößt hatten. Denn er schrieb diesen kurzen Leitfaden in der spätesten Zeit seines Lebens, als die Religion des Judentums weit hinter ihm lag."

Wie in der Schule, so atmete er auch außerhalb derselben die Luft des Orients. Und das Ghetto erzählte ihm in flammenden Worten die mit Blut geschriebene Geschichte seines unglücklichen Volkes. Es gab damals in Amsterdam kaum eine jüdische Familie, die nicht unter ihren Vorfahren oder Mitgliedern Glaubensmärtyrer zählte. Es ist natürlich, daß er, in diesen Erinnerungen groß geworden, den tiefsten Abscheu gegen den blindwütigen Fanatismus empfinden mußte, noch ehe ihn sein eigenes Geschick die Ausschreitungen desselben hassen lehrte.

Mit der Absolvierung der Schule waren die Lernjahre keineswegs zu Ende. Er sichtete und vertiefte die Kenntnisse, die er sich als Knabe erworben hatte, und auch auf ganz neue Gebiete des Wissens führte ihn die glühende Wißbegierde, die ihn zeitlebens beseelt hat. An ihr scheiterte des Vaters lebhafter Wunsch, daß Baruch sich dem Kaufmannsstande widme. Er bereitete sich für den theologischen Beruf vor. Vor allem dürfte er sich mit der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters beschäftigt haben. Sie bildete keinen Teil des in der Schule behandelten Lehrstoffes, er mußte sie daher auf eigene Faust studieren. Auf welch vertrauten Fuß er sich mit ihr gestellt hat, zeigen einzelne seiner Briefe und der theologisch-politische Traktat. Er zitiert oft Maimonides' „Führer der Zweifelnden", erwähnt nicht selten die Werke des R. Jehuda Alphakar, Gersonides und des scharfsinnigen Chasdai Kreskas und gedenkt Abraham ibn Esras und Leo Ebreos mit großer Anerkennung. Bei den beiden letzteren stieß er auf Keime des Pantheismus. Der Einfluß der jüdischen Religionsphilosophie ist also, wenn er auch später durch andere mächtigere Einwirkungen verdeckt wurde, niemals ganz verdrängt worden. Ihre Spuren sind noch in den Werken des Mannesalters deutlich zu erkennen.

Neben den theologischen widmete sich Spinoza auch profanen Studien. Er nahm Unterricht im Lateinischen, und die Kenntnis der Sprache des alten Rom ebnete ihm den Weg zu anderen Wissenschaften, zur Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie, Chemie und den philosophischen Systemen der alten Denker und der Scholastiker. Die Einwirkung, welche die Philosophie Descartes', dessen Name um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden auf den Lippen aller Gelehrten schwebte, den man um diese Zeit in Holland den „Morgenstern der aufgehenden Philosophie", den „einzigen Förderer der aus Dunkelheit und Knechtschaft sich erhebenden Wahrheit" nannte, auf Spinoza geübt, wird von Freudenthal mit besonderem Nachdruck behandelt.

Seine wissenschaftliche Ausbildung raubte ihm den Glauben der Kindheit. Allerdings haben ihn schon die biblischen Studien wankend gemacht; je mehr er sich in den Geist der jüdischen Literatur vertiefte, desto ernstere Zweifel an die göttliche Offenbarung wurden in ihm wach. Wir erfahren von ihm selbst, daß er schon frühzeitig den Text der Bibel als vielfach verderbt angesehen und sich Aufzeichnungen über verstümmelte und verschriebene Stellen der heiligen Schrift gemacht hat. Von da war nur noch ein kleiner Schritt zur Leugnung der Lehre, daß der Pentateuch auf göttliches Geheiß von Moses geschrieben sei. War ihm aber der göttliche Ursprung der Bibel zweifelhaft geworden, dann konnte folgerecht das Zeremonialgesetz für ihn nicht verbindlich sein. Ob Spinoza sich völlig aus eigener Kraft von den Fesseln des angestammten Glaubens befreite oder dazu von anderen angeregt wurde, und wer es gewesen ist, der den zündenden Funken in seine nach Klarheit ringende Seele geworfen hat, vermag der Verfasser nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Nur als wahrscheinlich stellt er es hin, daß jüdische Schriftsteller einen tiefgreifenden Einfluß auf ihn übten. Es fehlte im Judentum nicht an Grüblern und Zweiflern, deren Meinungen ihm bekannt waren, noch bevor er das profane Wissen in sich aufnahm. Er unterschied sich von diesen Skeptikern nur dadurch, daß er die letzten Konsequenzen zog und das freie, vernunftgemäße Denken allein als zu Recht bestehend erkannte, während jene die anstößigen Stellen allegorisch umdeuteten, um auf künstlichem Wege eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen zustande zu bringen.

Die Ketzerei war übrigens zur Zeit Spinozas in Holland keine seltene Erscheinung. Die dortigen Rabbinen ergingen sich in Klagen über die vielen Abtrünnigen. Freudenthal berichtet über den Arzt Joseph del Medipo und tut dar, daß Spinoza die Ansichten dieses seltsamen Mannes gekannt haben muß. Ob er auch die ketzerischen Schriften Uriel da Costas gelesen hat, ist ungewiß, da alle Exemplare seines 1624 erschienenen Hauptwerkes verbrannt, seine Autobiographie aber erst zehn Jahre nach Spinozas Tode herausgegeben wurde. Aus Pietät für den Vater verschloß er jedoch seine Ueberzeugung in sich, bis das Trauerjahr für ihn verstrichen war. Dann brach er offen mit den jüdischen Satzungen und nahm an den religiösen Uebungen der Mennoniten und Kollegianten teil. Zu diesen christlichen Sekten fühlte er sich hingezogen, weil sie die Haarspaltereien der Theologen verwarfen, keine Priester hatten, sich von dem äußerlichen Treiben der kirchlich Gesinnten fernhielten und sich zu einem einfachen und lebendigen Glauben bekannten, der sich in stiller Herzensfrömmigkeit und in Taten der Liebe und Barmherzigkeit betätigt. Da er um keinen Preis zu einer Sinnesänderung zu bewegen war, wurde er am 27. Juli 1656 mit dem großen Bann belegt. Freudenthal folgte dem Beispiele Spinozas, seiner Forderung, die Menschen und ihre Handlungen nicht zu verabscheuen, sondern zu verstehen, wenn er dieses unselige Anathema mit der ihm eigenen vornehmen Objektivität betrachtet und uns vor Augen hält, daß selbst in den toleranten Niederlanden die verschiedenen Glaubensparteien einander oft aufs bitterste verfolgten. Auch hier wurden diejenigen, welche es wagten, den Dogmen ihrer Kirche zu widersprechen, oft genug von den Staatsbehörden mit schweren Strafen belegt. Sogar die sehr duldsame Sekte der Mennoniten strafte mit Entziehung des Abendmahls, mit Exkommunikation und Untersagung alles freundschaftlichen Verkehrs „die hartnäckigen Sünder, Ketzer und die, welche in der Lehre irrten". Menno, der Begründer der Sekte, nannte den Bann „das Kleinod der Kirche, ohne den eine Gemeinde wie eine Stadt ohne Mauern und Tore sei". Außerdem gibt Freudenthal zu bedenken, daß die Juden Spaniens um ihrer Religion willen die grausamsten Verfolgungen heroisch ertragen hatten. Sie atmeten in den duldsamen Niederlanden auf und waren glücklich, ihrer Religion wieder leben zu können. Eine gewaltige Erbitterung mußte sich daher ihrer bemächtigen, als der Sproß einer angesehenen Familie, auf den sie so große Hoffnungen gesetzt hatten, es wagte, ihren altehrwürdigen Glauben offen für einen Irrtum und damit alle ihm gebrachten Opfer für eine Torheit zu erklären. Daß die jüdische Gemeinde ihn von sich stieß, wird man ihr daher nicht zum Vorwurf machen dürfen. Uebt doch noch heute jede Gemeinschaft das Recht, ein Mitglied von sich zu weisen, das sich ihren Satzungen widersetzt. Nur die mittelalterliche Art, wie man dabei zu Werke ging, schreit gen Himmel.

Schwere innere Kämpfe müssen die nächsten Jahre ausgefüllt haben. Heißt es doch in der Einleitung zu der um das Jahr 1661 verfaßten Schrift: De intellectus emendatione, daß auch er lange Zeit nach den Gütern verlangt habe, welche die große Menge für die höchsten hält, nach Reichtum, Ehre und Sinnengenuß; die Erfahrung aber habe ihn gelehrt, daß diese vermeintlichen Güter eitel und nichtig, ja oft verderblich seien: „Durch anhaltendes Denken kam ich nun zu der Erkenntnis, daß ich, wenn ich mich nur ernstlich entschließen könnte, sichere Uebel für ein sicheres Gut aufgeben würde. . . . Nicht ohne Grund aber habe ich die Worte gebraucht: „wenn ich mich nur ernstlich entschließen könnte". Denn obgleich ich dies alles sehr klar erkannte, konnte ich darum doch nicht alle Habsucht, Sinnenlust und Ruhmsucht ablegen. Eines aber sah ich, daß mein Geist, so lange er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, von jenen Affekten sich abwendete und ernstlich an eine neue Lebensweise dachte. Das war mir ein großer Trost; denn jene Uebel waren doch, wie ich erkannte, nicht derart, daß sie keinen Heilmitteln wichen. Und obgleich im Anfang diese Zwischenzeiten nur selten und von kurzer Dauer waren, so wurden sie doch häufiger und länger, nachdem das wahre Gut von mir mehr und mehr erkannt worden war." Dieses wahre, höchste und ewige Gut ist die Erkenntnis Gottes und die Einheit mit ihm; denn „die Liebe zu einem ewigen und unendlichen Wesen erfüllt die Seele mit lauterer Freude und ist frei von jeder Traurigkeit". Freudenthal bemerkt dazu sehr richtig, daß man ein solches Bekenntnis bei anderen zeitgenössischen Philosophen vergebens sucht. „Weder Descartes, noch Hobbes, noch Leibniz verraten in den Schilderungen ihres Lebens soviel von den innersten Triebfedern ihrer Entwicklung, von dem Ringen und Bangen einer aus den Fesseln der Sinnlichkeit sich lösenden, Gott suchenden Seele. Von besonderem Interesse ist es, das Selbstbekenntnis, das Descartes der Darlegung seiner Methodenlehre vorausschickt, mit Spinozas Schilderung seiner inneren Erlebnisse zu vergleichen. Auch Descartes erzählt uns die Geschichte seiner geistigen Entwicklung. Aber Ausgangspunkt und Ziel der beiden großen Denker sind sehr verschieden. Von der Ungewißheit aller bisher ausgebildeten Wissenschaften geht Descartes, von der Eitelkeit und Fruchtlosigkeit der allgemeinsten menschlichen Bestrebungen geht Spinoza aus. Descartes fragt sich: Wie soll ich mein Denken leiten, um zu voller Sicherheit des Wissens zu gelangen? Spinoza fragt: Was kann ich tun, um ein Gut zu erreichen, das unvergänglich ist und mir wahre Glückseligkeit gewährt? Der Verschiedenheit der Fragestellung entspricht der Fortgang der Untersuchung. Descartes begnügt sich, eine Methode des Erkennens gefunden zu haben, die ihm selbst volle Befriedigung gewährt. Allgemein gültige Gesetze des Denkens will er nicht aufstellen, und die ethische Lehre, die er seinen Erörterungen anschließt, soll nur eine zeitweilig geltende, eine „ethica ad tempus" sein. Spinoza überschaut alle Arten der Erkenntnis; sein Ziel aber ist das höchste Wissen, „das uns befähigt, ohne Gefahr des Irrtums und so genau wie möglich das Ganze und die Teile der Natur zu erfassen und dadurch zur Vollkommenheit auch des Handelns und zu wahrem Glücke zu gelangen." So hat ein durch und durch ethischer Charakter auch abstrakten theoretischen Untersuchungen den Stempel sittlichen Wollens aufgeprägt. So wird Spinozas Erkenntnistheorie zur Lehre der Moral, wie seine Metaphysik zur Ethik geworden ist.

Spinoza war nicht weltfremd. Dies bezeugt, um von allem anderen abzusehen, ganz besonders der theologisch-politische Traktat, der eine Tendenzschrift im vornehmsten Sinne ist und um dessentwillen er die Ethik unmittelbar vor ihrer Vollendung für einige Jahre beiseite legte. Freudenthal widerlegt die Vermutung Wilhelm Bolins, daß das angeblich durch Theologen herbeigeführte traurige Geschick des Philosophen Geulincx Spinoza zum Kampfe gegen die Theologie seiner Zeit veranlaßt habe, und beweist in eingehender Weise, daß ganz andere und wichtigere Motive hierfür maßgebend waren. Der Kampf zwischen Staat und Kirche, der die Völker Europas im Mittelalter aufs tiefste erregt hat, ist auch den vom spanischen Joche befreiten Niederlanden nicht erspart geblieben, wenn er auch hier allerdings mildere Formen angenommen hat. Dieser Kulturkampf hat in Spinozas Geist den Plan zum Traktat gezeitigt. Den theologischen Inhalt des Buches hatte er schon während seiner Studienjahre überdacht und in späteren Jahren immer wieder von neuem in Erwägung gezogen. Die politischen Gedanken aber erhielten erst eine feste Gestalt, seitdem er im Sommer 1663 durch seine Uebersiedlung nach Voorberg Jan de Witt, der 20 Jahre lang die Politik seines Landes geleitet hat, näher getreten war. Hier bot sich ihm die Gelegenheit, de Witts politische Ansichten und Ziele und die Machenschaften seiner Gegner kennen zu lernen. Er sah das Vertrauen zu dem großen Staatsmann durch die Wühlereien der Orthodoxie erschüttert und die Grundlagen des republikanischen Staatswesens, wie er sie verstand, im Namen mißverstandener Religiosität angetastet. Da ließ er die Hand von seinem metaphysischen Lebenswerk, das kein unmittelbar praktisches Interesse hatte, und trat als ein mächtiger Mitstreiter in die Reihe der Männer ein, die seit dem Anfange der 60er Jahre für die Politik des Ratspensionärs in Wort und Schrift gekämpft hatten. Der Traktat wuchs jedoch über die engen Grenzen einer bloßen Parteischrift weit hinaus, sofern er die Idee der Gewissensfreiheit zum erstenmal nach ihrer religiösen, politischen und philosophischen Seite entwickelt und begründet. So ist er eine der Fackeln geworden, welche dem Zeitalter der Aufklärung vorangeleuchtet haben.

Aus dem tendenziösen Charakter des Traktats erklären sich die scheinbaren Widersprüche, die zwischen demselben und der „Ethik" bestehen. Spinoza mußte sich, wenn er der Stimme der Wahrheit Gehör verschaffen wollte, der Fassungskraft des Volkes anpassen. Daher rührt die Zurückhaltung in der Aeußerung seiner philosophischen Ansichten, die stete Hervorhebung dessen, was ihn mit der Bibel verbindet, und die Zurückdrängung dessen, was ihn von ihr trennt, die Verurteilung alles dessen, was er für die Außenseite der Religion hält, das rücksichtslose Eintreten für die Unterwerfung der geistlichen Macht unter die Herrschaft des Staates, aber zugleich die volle Anerkennung des Wertes und der Notwendigkeit der Religion für das Volk. Freudenthal hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er auch persönliche Motive für die vorsichtige Haltung des Traktats ins Feld führt. Spinoza ist ihm keiner jener kampflustigen Federhelden, wie sie die Zeit der Renaissance und der Reformation in großer Zahl erzeugt hat, keiner jener Männer, die den Kampf um des Kampfes willen suchten und einer Welt von Feinden entgegenzutreten sich nicht scheuten, wenn es galt, dem Rechte und der Wahrheit oder dem, was sie dafür hielten, zum Siege zu verhelfen. Er hat neben anderen wertvollen Eigenschaften auch ein tiefes Friedensbedürfnis von seinen Vorfahren geerbt. Das waren nicht streitlustige Krieger, sondern unglückselige Dulder, die, wegen ihrer Religion und ihrer Rasse unterdrückt und gehetzt, untätig hinnehmen mußten, was das Geschick über sie verhängte. Der Vergewaltigung mit Gewaltmitteln zu begegnen, konnte ihnen nicht in den Sinn kommen; denn sie bildeten eine verschwindend kleine Minderheit, die einer erdrückenden Uebermacht gegenüberstand. So verloren sie die Wehrhaftigkeit und den Kampfesmut alter Zeiten. Der Enkel dieser, nur im Leiden, nicht im Kämpfen heldenhaften Männer ist Spinoza. „Vor Streitigkeiten schaudere ich zurück," sagte er einmal. Und sein Siegelring trug die Aufschrift: „Vorsichtig!" Außerdem kommt in Betracht, daß er sich gedrängt fühlte, die gegen ihn geschleuderten Verdächtigungen abzuwehren. Er trachtete wohl nicht nach irdischen Gütern, aber er wollte mit den Menschen zusammenleben, auf die Gebildeten einwirken, ihnen seine Gedanken mitteilen, sie für dieselben empfänglich machen. Darum konnte es ihm nicht gleichgültig sein, daß man ihn als Atheisten, Religionsspötter und gemeingefährliches Werkzeug in der Republik verschrie.

Erst als sein Leben sich dem Ende zuneigte, schien das Schicksal ihm gewähren zu wollen, was es ihm bisher versagt hatte. Es führte ihm Leibniz zu, der vom Verfasser

ganz mit Unrecht als ein ihm ebenbürtiger Denker bezeichnet wird. Freudenthal selbst schwächt dieses Epitheton erheblich ab, indem er erklärt, daß Leibniz Spinoza an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit übertraf, aber an Folgerichtigkeit des Denkens weit hinter ihm zurückblieb. Er zeigt aber auch, daß er an Charakterstärke nicht an ihn heranreichte. Leibniz las den anonym erschienenen Traktat, der auch in Deutschland überraschend schnelle Verbreitung fand, unmittelbar nach seiner Veröffentlichung und nannte ihn in einem Briefe vom September 1670 „eine bis zur Unerträglichkeit freche Schrift". Bald darauf erfuhr er, daß Spinoza das „entsetzliche" Buch verfaßt habe. Das hinderte ihn aber nicht, eine Verbindung mit ihm anzuknüpfen. Er schickt ihm seine „Notitia opticae promotae", weil er „einen besseren Beurteiler in dieser Art der Wissenschaft nicht leicht finden werde". Er adressiert den Brief an den „sehr berühmten Naturforscher und sehr tiefen Philosophen", spricht von den „trefflichen Eigenschaften Spinozas, die der Ruf weit verbreitet habe", „seiner hervorragenden Kenntnis der Optik", „seinem höchst scharfsinnigen Urteil", und unterschreibt sich als Spinozas cultor sedulus. Seinem Lehrer Thomasius, dem eifrigen Gegner Spinozas, berichtet er im Januar 1672 von den „ungeheuerlichen Ansichten" Spinozas und findet in des Lehrers scharfer Gegenschrift eine zutreffende Widerlegung des theologisch-politischen Traktats. Tschirnhaus dagegen, dem Freunde Spinozas, sagt er, daß er das Werk hoch schätze. Die Spuren seines Verkehrs mit Spinoza sucht er zu verwischen und, wo dies nicht möglich ist, diesen Verkehr als einen völlig unverfänglichen erscheinen zu lassen. Er wünscht nicht, daß seine Korrespondenz mit Spinoza ruchbar werde. Darum bittet er ihn, die Antwort auf seinen Brief ihm nicht durch die öffentliche Post, sondern durch eine Privatperson zugehen zu lassen. Und da er seinem Lehrer Thomasius berichtet, der „aus der Synagoge wegen ungeheuerlicher Ansichten gestoßene Jude Spinoza" sei der Verfasser des Traktats, verschweigt er, daß er mit dem gefährlichen Juden korrespondiert habe. Es ist ihm auch höchst unerwünscht, daß einer seiner Briefe an Spinoza mit Angabe seines Namens veröffentlicht wurde. Aber nur diesen einen Brief will er ihm geschrieben haben, während er selbst früher eines anderen Schreibens an ihn Erwähnung getan hat und Spinoza von mehreren Briefen spricht, die zwischen ihnen gewechselt wurden. Was seine Begegnung mit Spinoza betrifft, so will er ihn nur einmal „nach Tische" gesehen und von ihm einige „nicht verächtliche" Mitteilungen über die Vorgänge jener Zeit erhalten haben. Anderweitig aber gibt er zu, daß er mit ihm „mehrere Male und sehr lange" gesprochen und über wichtige physikalische und metaphysische Probleme verhandelt habe.

Freudenthal, dessen Unparteilichkeit wir überall anerkennen müssen, weist zu Leibnizens Entschuldigung auf die Zeitverhältnisse hin, die ängstliche Vorsicht in bezug auf theologische und philosophische Fragen den mutigsten Männern jener Zeit aufnötigten und die auch Spinoza zur Verhüllung und Verschleierung des als wahr Erkannten wiederholt gezwungen haben.

Der erste Band des Freudenthalschen Werkes gibt uns einen Vorgeschmack des zweiten, und wir wünschten daher, ihn recht bald genießen zu können.

Bernhard Münz.

Schulhygienisches.*)

Jeder ältere Schulmann hat mehrere revolutionäre Flutwellen erlebt, die zeitweise alle anderen Schulinteressen zurückdrängten, und erst nach vielem Rauschen ließen die stürmischen Wellen etwas fruchtbares Erdreich am Gestade zurück. Die Turnbewegung, die Realschulfrage, die didaktische Reform, die Schulhygiene, die Einheits- und Reformschule, die Lehrplanreform, die Kunsterziehung. Meist verzehren sie sich ja untereinander nach dem Modell der mythologischen Sparten: die Kunsterziehung greift das bestehende Schulturnen an (Lichtwark: „Unser Turnen hat die Neigung, in die ödeste, abstrakteste Schulmeisterei zu erstarren."), die Schulhygiene nagt überall den Lehrplan an, und zwischen dem badischen und hessischen Turnwesen selbst sehen wir soeben einen Kampf entbrennen. Das bewirken die radikalen Rufer im Streite; zum Glück sieben die Regierungen mit ruhiger Hand das Mögliche aus der Kleie heraus, und „ihre Hand bricht unreif nie die gold'nen Himmelsfrüchte". Eine der allberechtigtsten Forderungen ist sicher die schulhygienische, die fast alle jene anderen überdies mit umfaßt. Aber welche Wandlungen seit Lorinsers erster Tat! Bis in die 40er Jahre hat die Schulverwaltung die Verantwortlichkeit für die körperliche Gesundheit — im ganzen — abgelehnt, und erst Friedrich Wilhelms IV. persönlicher Eingriff hat einen Umschwung in Preußen hervorgerufen. Und heutzutage genügt die negative Formel, die Schule habe den Leib des ihr anvertrauten Kindes vor Schädigung zu hüten, längst nicht mehr, sondern die Richtgedanken mancher Aerzte verlangen einen allmählichen Eroberungszug der Gesundheitslehre bis ins innerste Heiligtum der Schule, nicht nur Normalbänke und Steilschrift, sondern auch Wandlung im Unterrichtsverfahren und Abschaffung der Prüfungen. Summiert man dazu die radikalen Wünsche vom letzten Kunsterziehungstag, daß die „Stimmung" der Schüler — und der Lehrer — die Art der Arbeit bestimmen muß, so wird das Wort Erziehung ganz ausgeschaltet und Juvenal behält recht mit der Warnung, des physischen Lebens halber nicht den Lebenszweck daranzusetzen.

Ueberaus maßvoll und wohlabgewogen ist dagegen das Urteil, welches vom Standpunkt der Schulgesundheitspflege aus Dr. Kotelmann in die Wagschale legt: über ihn hat sich der Pädagoge von seinem engeren Interessenkreise aus wahrlich nicht zu beschweren. Hier redet eben ein feingebildeter, idealen Lebenszielen zugewandter Mann, nicht ein technischer Banause. Und das war, schon vor der ersten Auflage, nach der ganzen literarischen Vergangenheit des Verfassers zu erwarten, der die Zeitschrift für Schulgesundheitspflege ins Leben gerufen und so lange gesteuert hatte. Wo man auch dies Buch, um sich Rats zu erholen, aufschlägt, findet man die letzte und zuverlässigste Kunde, und der Rezensent, der es — nach vielen anderen Werken dieser Materie — im Zusammenhang zu lesen hat, steht hier einmal vor einer angenehmen Pflicht. Die klare Darstellung in schöner Sprache, die lichtvollen Erläuterungen (bezw. Verbildlichungen) der Apparate orientieren aber auch den Neuling leicht; selten, daß ein Begriff (wie Astigmatismus, Unterschied vom Stammeln, Stottern, Gammazismus) vorausgesetzt, oder gar eine Materie wie der fast mythische Schulkropf, die hygienische Würdigung der Stenographie, die Frage der Bronsschüler beiseite gelassen wird. Unter der Masse der zuverlässigsten Zahlen ist wohl auch einmal Horrendes tradiert: Zahlen für Skoliose, Augen- und Nervenbeschädigte (wo man bei den Russen an die Papyros u. s. w., bei den Deutschen an das Bier denken, es aber auch sagen muß!); für schulfreie Tage (in Württemberg gebe ein Gymnasiallehrer 150 freie Tage an, während doch dies Land, wie die meisten deutschen, elf Ferienwochen hat, plus Sonntage und eventuell einige katholische Feiertage). Ueberhaupt ist bei den Deutschen, trotz Bismarck, der Glaube an die Zahl noch zu weit verbreitet. Was hört man nicht über Schwindsucht und Epilepsie. Unter ca. 10,000 Schülern habe ich 3 epileptische und etwa 10 schwindsüchtige an höheren Schulen der verschiedensten deutschen Provinzen gefunden. Aber die Vertrauensseligkeit zur tradierten Statistik greift in den großen Hauptwerken für Schulgesundheitspflege noch viel weiter.

Vorausgeschickt seien nun einige interessante Stellungnahmen des Verfassers in oft ventilierten Fragen: Südostrichtung des Schulhauses (beginnt allgemein durchzudringen, nachdem selbst Boreas seine Verehrer ge-

*) Betrifft Dr. Kotelmanns „Schulgesundheitspflege", München, C. H. Beck, 2. Aufl. 1904 (aus Dr. A. Baumeisters „Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre").

hat hat); einseitige Belichtung (gegen die meisten französischen Hygieniker), Empfehlung des Tageslichtreflektors für dunkel liegende Schulzimmer; Rouleaux an der Innenseite der Fenster, abgesehen von außen und unten zu befestigenden Markisen. Natürlich ist Kotelmann für indirektes, diffuses elektrisches Licht noch am ersten; aber auch Petroleum weise erhebliche hygienische Vorteile auf. Gegen Auer-Gaslicht spricht die Zerbrechlichkeit der „Strümpfe" auch unsres Erachtens entschieden, die schon zusammenfallen, wenn man nur scharf hinsieht. Zur Luftfrage empfiehlt er Wolperts Luftprüfer, wie er überhaupt in rühmlichem Alleinstehen den praktischen, schlichten, nicht unerschwinglichen Apparaten oft den Vorzug gibt (dem Wingenschen Verfahren bei photochemischen Untersuchungen u. a.), und sieht eine Erschwerung darin, wenn Doppelstauböl teurer ist, als z. B. die Leipziger, Ehrenfelder und Rüsselsheimer Produkte. Wie oft scheitert doch der schönste schulhygienische Gedanke am fatale aurum Ovids: ein Direktor wollte das Pflaster dicht an der Breitseite der Anstalt durch geräuschloseres Bodenmaterial ersetzt haben; als die Stadt 13,000 M. Kosten in Aussicht stellte, mußte er verstummen. Wenn der Nürnberger Schulhygiene-Kongreß Linoleum als Zimmerbelag wünscht, so rechne man das einmal für 25 Räume aus. Für Preußen Millionen — die am Boden liegen! Bei wie vielen Fragen (Abort, Kanalisation!) ist einzig die Geldfrage ebenso entscheidend wie für jede Reform des Unterrichtsverfahrens die mangelnde Zeit. Mit diesen beiden Hebeln aber ist jede Schulfrage zur Höhe zu bringen.

Ob auch mit dem Schularzt allein? Bekanntlich wollen die Spezialisten für jede Schule einen Ohren-, Augen-, Zahn-, Nerven-, Hals-, Lungen- und Herz-Spezialisten, dazu einen gediegenen Orthopäden: wenigstens einen Schularzt würde auch Dr. Kotelmann an den höheren Schulen gern sehen, wie ihn Sachsen auf dem Papier, Hessen verfügungsgemäß und, gelegentlich in einem eifrigen Kreisarzt, Meiningen angeblich jetzt in Wirklichkeit genießt. Aber die Spezialisten läßt Kotelmann außen und will auf die Zahnpflege nur hingewirkt sehen. Der Unterzeichnete weiß von einem Gymnasium, dessen Direktor unsterbliche Werke über Schulhygiene geschrieben und auf allen ihr gewidmeten Kongressen Vordergrundfigur gemacht hat, aber im Vertrauen auf die Abluftventilation in den Mauern u. s. w. nie ein Fenster öffnen ließ, mit jenem Erfolge, den Otto Anthes in seinem „Dichter und Schulmeister" beschreibt; ebenso auch sechs Monate heizen ließ — höchstens — aber bei 8 Grad Anfangstemperatur im April, Mai, September erbarmungslos ungeheizt unterrichten ließ, während Kotelmann 13 Grad R. hierfür annimmt (1 bis 2 Grad zu hoch!). Da würde ein Schularzt gut tun! Und ferner würde er glätter gewisse kostspielige Einrichtungen durchsetzen, z. B. die ideale Heizung: nicht Kotelmanns Niederdruckdampf-, bezw. Dampfluftheizung, sondern eine Kombination der Wasserheizung und des Holzkachelofens; oder den gut unterschotterten und mit Granitkies belegten Schulhof oder den mit einigen Dutzend Quadratmetern Drahtnetzmatten belegten untersten Korridor.

Zu einigen Fragen, aber wenigen, nehmen wir allerdings eine andere Stellung ein. Wenn (wie freilich allseitig!) Latein und Französisch als eine konstante Größe bei der Ermüdungsfrage gilt, wo doch eine der kursorischen Lektüre gewidmete Stunde einer grammatischen Stunde gewiß nicht gleichsteht; ja auch für ein und denselben Lehrer, je nachdem er jetzt und anders ein Lehrkapitel behandelt, so daß Herm. Schiller deshalb(?) Geschichte einmal als Erholungs-, einmal als Belastungsfach einstellte. Hierbei fällt grundsätzlich das erlösende Wort Kotelmanns, es komme hierbei alles auf den Lehrer an. Gewiß, soweit daß er, weil er anstrengt, vielleicht die Schüler nicht ermüdet! Man kann auch zu weit gehen in Schulhygiene, so wenn Schulbücher, die zu eng gedruckt waren, in der neuen hygienischen Ausgabe förmlich kastriert erscheinen, weil der Verleger seinen improbus nummus nicht verkürzt sehen will. Und wenn behauptet wird, deutsche Schrift müsse weichen, weil sie verschnörkelt sei, während das etwas Verschnörkelte viel leichter erkennbar, also hygienischer ist als die runde Schrift (z. B. soeben das Wort nummus).

Gegen die „graphische Doppelwährung" tritt Kotelmann ja auch energisch ein und befürwortet lebhaft die theoretisch unantastbare Steilschrift. Allein die Praxis wendet sich von ihr ab; in einzelnen deutschen Staaten ward sie wieder abgeschafft; im Gießener Gymnasium, wo sie vom ersten Tag an seit lange allein gelehrt wird, schreiben sie nur etwa fünf Primaner, und die Großkaufleute Hamburgs (wo Dr. Kotelmann wohnt), nehmen den Steilschreiber erst, wenn er „schreiben gelernt hat". Recht erfreulich ist, daß Kotelmann das Turnen wieder als Erholung anerkennt; denn das ist es, wenn es nicht prokrustisch mißbraucht wird, indem man eine halbe Stunde lang stemmt oder grätscht oder wippt und dergl.; auch daß er das Schreien der Kleinen im Hofe nach seinem atemgymnastischen Werte einschätzt. Aber fraglich ist mir, ob wirklich alle Tinten ungiftig sind, bedenklich der unbedingte Glaube an die Schülerangaben über Arbeitszeit, Kopfweh (und seine Provenienz!), und daß die Flüstersprache bei der Gehörprüfung die beste Methode genannt wird, da sie doch in sich ein unausschaltbares subjektives Moment (Stärke, Bekanntschaft) enthält. Objektiv fehlerhaft — eben wegen seiner Geringfügigkeit sei es erwähnt — ist die Schreibung Ysui. Erwähnt sei auch, daß ein trefflicher und interessant gestalteter Ueberblick über die Geschichte der Wissenschaft und ihre Vorläufer vorausgeht. Man kann nun einmal nicht aus jeder deutschen Massenschule ein Abbotsholme oder auch nur eine Blairlodgeschool machen, aber wenn die Direktoren und Lehrer ihren Kotelmann fleißig wälzen werden, werden sie „zwar Sandkorn nur für Sandkorn reichen, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streichen." Denn, freilich, bis zu jener Schule, wo einst alle Schüler von geborenen und nur hierfür lebenden Lehrern, die mit geborenen und nur hierfür lebenden Lehrerinnen verheiratet sind, in Familienhäusern nach dem Rauhenhaus-System wirklich erzogen werden, ist's noch weit; kurz, der Weg vom Schulhaus zur Hausschule, der ist wohl annähernd ebenso weit wie der ins Tausendjährige Reich.

Gießen. L. Schädel.

Bücher und Zeitschriften.

Ernst Haeckel. Ein Bild seines Lebens und seiner Arbeit. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. Odenkirchen. (Gemeinverständl. Darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach, Odenkirchen. Heft 11.) 1904. 8°. 107 S.

Bei der eigenartigen Stellung Haeckels in unserem Kulturleben, als Vorkämpfer einer Weltanschauung, deren Anhänger nach Zehntausenden zählen und die daher als „Machtfaktor" gilt, konnte es gar nicht ausbleiben, daß die Beurteilung seiner Person, so wie die eines führenden Politikers zur reinen Parteisache wurde. Sein Name, seine Naturerklärung, für die sich der Name Haeckelismus immer mehr einbürgert, wirken auf jeden, der über ihn schreibt, wie ein Parteiprogramm. Daß die objektive Schätzung seines Lebenswerkes darunter leidet, ist demnach nur selbstverständlich. Darin liegt aber der Wert der vorliegenden Schrift, daß sie eine solche objektive Wertung mit vielem Glück versucht. Man mag über den Haeckelschen Hylozoismus urteilen wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß diese mit so viel Kühnheit und Konsequenz ausgebaute Naturphilosophie das Spiegelbild einer großen Persönlichkeit ist. Der große und gemütstiefe Mensch Haeckel aber tritt in Breitenbachs Biographie um so plastischer hervor, als der Verfasser durch viele persönliche Erinnerungen und bisher unbekannte feine Einzelzüge das von ihm entworfene Bild liebevoll vertieft hat. Die Freunde Haeckels werden viel Anmutendes in dem Büchlein finden — die Gegner Haeckels aber werden ihn achten lernen.

R. Francé.

Hungarica. Ungarn betreffende und im Ausland gedruckte Bücher und Flugschriften. Gesammelt und beschrieben von Graf Alexander Apponyi. München 1903. Jacques Rosenthals Verlag. I: VIII und 488 S.; II: 423 S.

Der über die Grenzen Ungarns hinaus bekannte Bibliophile Graf Alexander Apponyi hat das zuerst in magyarischer Sprache veröffentlichte beschreibende Verzeichnis seiner Sammlung Hungarica nunmehr in deutscher Sprache den Sammlern und Bibliographen außerhalb Ungarns zugänglich gemacht. Bescheiden lehnt er den Namen eines Bibliographen ab, und ebenso erhebt seine Sammlung keinen Anspruch auf Vollständigkeit; aber trotzdem ist das Verzeichnis seiner Sammlung für den Bibliographen wie für den Historiker interessant genug. Schon aus den 1538 Nummern, die vorläufig die von Apponyi gesammelten Hungarica aus den Jahren 1470 bis 1720 repräsentieren (ein dritter Band ist in Aussicht genommen), läßt sich deutlich erkennen — was auch schon der Herausgeber zutreffend bemerkt — wie lebhaft das ganze gebildete Europa damals die Dinge dort im Osten verfolgt, wie viel Anteil es an den Geschicken des immer noch halbbarbarischen Staatswesens genommen hat, das aber drei Jahrhunderte lang die freilich schwache und meist unzuverlässige Vormauer der Christenheit gegen den Erbfeind gewesen ist. Die geistigen Wechselbeziehungen zwischen dem Lande der Stephanskrone und den westlichen Ländern wurden durch den Umstand gefördert, daß die Sprache des gelehrten und gebildeten Ungarns noch die lateinische war, die den Werken ungarischer Gelehrter und Publizisten und damit dem geistigen und politischen Leben Ungarns damals die Beachtung und Teilnahme weiterer Kreise sichern konnte. In der Tat finden wir in dem vorliegenden Verzeichnis neben den Schriften in deutscher und lateinischer Sprache auch zahlreiche Schriften in italienischer und französischer, selbst spanischer und englischer Sprache, die von dem Interesse Kunde geben, mit dem man selbst in Westeuropa die Kämpfe auf ungarischem Boden verfolgte. Besonders reichhaltig ist die Literatur über die großen Kriegsjahre von 1529, 1566, 1664 und seit 1683. Vornehmlich dieser Teil des Verzeichnisses ist für den Historiker interessant, der dem Herausgeber noch dafür dankbar sein wird, daß er neben bibliographischen Nachweisen nicht selten auch Inhaltsangaben bietet, an die sich kritische Ausführungen schließen. Die Ausstattung des Katalogs — der in 125 Exemplaren gedruckt wurde — ist luxuriös.

Würzburg. A. Chroust.

⁂

Allgemeine Rundschau.

Zu den Couvaden.

L. J. Zu der Darstellung der ethnographisch so interessanten Couvaden (vgl. Beilage Nr. 163 S. 125) möchte ich an die romantisch-humoristische Ausgestaltung dieser Sitte in Aucassin et Nicolette (ed. Suchier, Paderborn) erinnern: Aucassin kommt mit seiner Geliebten in das Land Toulore und naht sich dem Kastell des Königs. „Er fragte, wo der König sei und man antwortete ihm: Er liege im Kindbett. — Und wo ist dann seine Frau? Man sagte ihm, sie sei beim Heere und habe alle Frauen des Landes mitgeführt. — Aucassin hörte es mit Staunen, ritt zum Palast und stieg mit seiner Geliebten ab. Sie hielt ihm das Pferd, während er mit dem Schwert an der Seite die Treppe hinaufstieg und auf das Zimmer zuschritt, in welchem der König lag. „In das Zimmer trat Aucassin ein, der edle, gute. An das Bett trat er, wo der König lag. Vor ihn stellte er sich und sagte: Hört, was er sagte: „Heda, Spaßvogel! Was machst du da im Bett?" — Sagte der König: „Bin mit einem Sohn niedergekommen. Wenn mein Monat beendigt sein wird und ich geheilt bin, dann werde ich zur Messe gehen, wie es mein Ahnherr hielt. Dann werde ich in den Krieg gehen gegen meine Feinde — davon lasse ich nicht!" Wie Aucassin den König so sprechen hörte, nahm er alle Bettücher, die auf ihm lagen, und warf sie auf den Boden herab. Er sah hinter sich einen Stock. Den nahm er, drehte ihn, schlug zu und prügelte den König derartig, daß nicht viel fehlte, so hätte er ihn totgeschlagen. „Ha! guter Herr", ächzte der König. „Was wollt Ihr von mir? Seid Ihr verrückt, daß Ihr mich in meinem eigenen Hause schlagt?" „Bei Gott", ruft Aucassin, „mißratener Herrensohn! Ich töte dich, wenn du mir nicht versprichst, daß niemals wieder in deinem Lande ein Mann ins Kindbett kommen soll." Er versprach ihm und wie er versprochen hatte, sagt Aucassin: „Herr, nun führt mich dahin, wo eure Frau im Kriege ist." „Gern, Herr", sagte der König." — Sie ziehen nun gemeinsam zum Heere, wo diese sich mit dem Gegner mit Aepfeln, Eiern und frischen Käsen bewirft. „Herr", frägt Aucassin, „sind das eure Feinde?" „Ja, Herr", sagt der König. „Und wollt Ihr, daß ich euch an ihnen räche?" „Oh ja! gern!" sagt er. Da fuhr Aucassin mit dem Schwert unter die Feinde des Königs von Toulore, und obgleich dieser ihm jammernd nachrief, er solle sie verschonen, es sei bei ihnen nicht üblich, sich gegenseitig umzubringen, richtete er ein Blutbad unter ihnen an und warf sie in die Flucht. — (Ueber die umfangreiche Literatur über die Couvaden vgl. Suchiers Anmerkung zu 28, 18 seines Textes.)

*

Gebrannte rote Terra sigillata.

In der chemisch-technischen Versuchsanstalt bei der königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin-Charlottenburg ist der Unterzeichnete mit analytischen und synthetischen Arbeiten über die gebrannte Terra sigillata, jenes korallenrote Töpfergeschirr mit dem Sammetglanze, beschäftigt. Alle diejenigen, welche in der Lage und geneigt sind, namentlich auch im Ausland, chemisch-technisch an der Klärung der römisch-germanischen Terra sigillata-Frage sich zu beteiligen, sei es durch Uebermittelung von technisch verdächtigen und wichtigen Scherben, auch solcher der altgriechischen Schwarzglanztechnik, Angabe technisch wertvoller Literatur an schwerer zugänglicher Stelle, Beschreibung von Techniken ähnlich aussehender Waren wie die von China, der Türkei, Aegypten, Rumänien (schwarz), und anderswie, werden höflichst gebeten, ihm hiervon Mitteilung zu machen. Beziehungen zu Lokal-Mineralogen der in Frage kommenden Töpferkolonien besonders Germaniens oder Galliens (z. B. Pfalz, Graufesenque (Aveyron), Lesoux) u. a. sind im wissenschaftlichen Interesse durchaus erwünscht.

Eine Arbeit über die zu pharmakologischen Zwecken verwandte ungebrannte Terra sigillata geht nebenher. Es soll hier zunächst das in vielen Apotheken und Museen zerstreute Material nach Möglichkeit literarisch zusammengestellt und gesichtet werden.

Jede Anregung, namentlich auch aus dem Ausland, wird mit Dank angenommen und nach Möglichkeit im Text selbstredend berücksichtigt werden. Zuschriften beliebe man möglichst in deutscher, französischer oder englischer Sprache unter der obigen Adresse.

Berlin, im Juli 1904. Paul Diergart.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

-ie- Zur Geschichte des Mittelalters. Die endgültige Lösung einer für die Quellenkunde der deutschen, vornehmlich aber habsburgischen Geschichte des Mittelalters wichtigen Frage ist dem Archivar der Stadt Freiburg i. Br., Dr. Albert, gelungen. Es handelt sich um die sogenannte habsburgische Chronik des Konstanzer Bischofs Heinrich von Klingenberg (1293—1306), die seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts in einer Reihe von Geschichtswerken genannt und gerühmt, aber als verloren bezeichnet und demzufolge seit einem halben Jahrhundert inhaltlich wiederherzustellen versucht wurde. Als sich dies auf dem bisher eingeschlagenen Wege als unmöglich erwies, wurde sie einfach als niemals vorhanden hingestellt. Archivar

Dr. Albert hat nun in einer Reimchronik des beginnenden 16. Jahrhunderts (1507), einer Schrift gerade jenes Autors, der die Chronik des Klingenbergers im Jahre 1519 erstmals erwähnt und ihren Wert hervorhebt, deren Existenz in völlig überzeugender Weise nachgewiesen und wird das Ergebnis dieser seiner ebenso scharfsinnigen wie ergebnisreichen Untersuchung demnächst im Druck veröffentlichen.

ot. Die nördlichste biologische Station. An der Murman-Küste, dem Nordufer der Halbinsel Kola gegen das nördliche Eismeer, ist jetzt in der Nähe der Hauptstadt Alexandrowsk an der Bucht von Kola eine biologische Station in Tätigkeit gesetzt worden, die sich mit der Erforschung aller Verhältnisse des dortigen Meeres und im besonderen seiner Lebewelt beschäftigen soll. Sie ist mit allen nötigen Apparaten ausgerüstet. Die vorläufigen Forschungen im vorigen Sommer haben bewiesen, daß ein außerordentlich reiches Material für die Studien dort gegeben ist.

* Preisaufgaben der Berliner Akademie der Wissenschaften. Aus dem Ellerschen Legat schreibt die Akademie folgende Preisaufgabe aus: „Die Akademie verlangt Untersuchungen über die unsern Süßwasserfischen schädlichen Myxosporidien. Es ist alles, was von der Entwicklung dieser Parasiten bekannt ist, übersichtlich zusammenzustellen und mindestens bei einer Spezies der vollständige Zeugungskreis experimentell zu ermitteln." Der Preis beträgt 4000 M. Bewerbungsschriften können in deutscher, lateinischer, französischer, englischer oder italienischer Sprache abgefaßt werden. Schriften, die in störender Weise unleserlich geschrieben sind, können von der Bewerbung ausgeschlossen werden. Die Einlieferung hat bis 31. Dezember 1909 zu erfolgen. Am Leibniz-Tage 1906 hat die Akademie aus der Graf Loubat-Stiftung einen Preis von 3000 M. an diejenige gedruckte Schrift aus dem Gebiete der präkolumbischen Altertumskunde von ganz Amerika zu erteilen, welche unter den ihr eingesandten oder ihr anderweitig bekannt gewordenen als die beste sich erweist. Einsendungstermin ist der 1. Januar 1906. Es dürfen nur solche Schriften prämiiert werden, die innerhalb der letzten 10 Jahre erschienen sind. Als Schriftsprache wird die deutsche und die holländische zugelassen.

* Der Tag für Denkmalpflege wird dieses Jahr am 26. und 27. September zu Mainz stattfinden. Die Tagesordnung ist folgende: Montag, 26. September, morgens 9 Uhr. 1. Begrüßung und Konstituierung. 2. Bericht des Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses. 3. Bericht des Ausschusses für Behandlung der Frage der Steinerhaltung. 4. Verhandlung über die Vorbildung zur Denkmalpflege. Berichterstatter Regierungs- und Baurat Tornow und Geheimer Hofrat Professor v. Oechelhaeuser. 5. Verhandlung über die mit der Erhaltung des Berliner Opernhauses zusammenhängenden Fragen. Berichterstatter Professor Wallé. 6. Vorschläge für die Bezeichnung von wiederhergestellten Teilen eines Bauwerkes. Berichterstatter Architekt Ebhardt. 7. Berichte über die den Denkmalschutz betreffende Gesetzgebung. — 1 Uhr: Frühstückspause. Abends 7 Uhr: Bericht von Prof. Rathgen über die Erhaltung von Altertumsfunden aus Metall. Dienstag, 27. September, morgens 9 Uhr. 1. Bericht über das Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, erstattet vom Geheimen Hofrat Professor v. Oechelhaeuser. 2. Verhandlung über die Verzeichnung von beweglichen Kunstgegenständen im Privatbesitz. Berichterstatter Geheimer Hofrat Prof. Gurlitt. 3. Verhandlung über Aufnahme, Sammlung und Erhaltung der Kleinbürgerhäuser mittelalterlicher Städte. Berichterstatter Stadtbauinspektor Stiehl. 4. Verhandlung über die städtischen Bauordnungen im Dienste der Denkmalpflege. Berichterstatter Prof. Frentzen und Geheimer Baurat Oberbaurat Stübben. 5. Beschlußfassung über den nächsten Tag für Denkmalpflege. Wahl eines geschäftsführenden Ausschusses. — Abends 7 Uhr: Gemeinschaftliches Essen. Nach Schluß der Verhandlungen werden an beiden Tagen die Denkmäler und Museen von Mainz besichtigt. Für Mittwoch, den 28. September, ist ein Ausflug nach Oppenheim und Worms in Aussicht genommen.

R. Der Deutsche Medizinalbeamten-Verein hält seine dritte Hauptversammlung in Danzig am 12. und 13. September im Saale des Stadtmuseums (Franziskanerkloster). Tagesordnung: Gerichtsärztliche Wünsche mit Rücksicht auf die bevorstehende Neubearbeitung der Strafgesetzgebung für das Deutsche Reich, Referenten Professor Dr. Kohlrausch-Königsberg, Professor Dr. Aschaffenburg-Halle, Professor Dr. Straßmann und Gerichtsarzt Dr. Hoffmann in Berlin; Erfahrungen mit den neueren Methoden der bakteriologischen Typhusdiagnose, unter Berücksichtigung der vom Reichsgesundheitsamt gegebenen Vorschriften, Ref. Prof. Dr. Sobernheim-Halle; die Stellung, Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung der Hebammen im Deutschen Reich, Ref. Medizinalrat Dr. Flinzer, Bezirksarzt zu Plauen i. V.

* Todesfall. Am Sonntag, den 17. d. M., starb, wie wir dem Athenäum entnehmen, zu Crowborough in Sussex im Alter von 85 Jahren der Astronom Dr. Isaac Roberts, ein verdienter Förderer insbesondere der photographischen Erforschung der Nebelflecke. Roberts begann seine astronomische Tätigkeit bei Liverpool, errichtete sich aber wegen der dort herrschenden ungünstigen klimatischen Verhältnisse ein Observatorium auf Crowborough Hill. Er war Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und von der Universität Dublin zum Ehrendoktor der Naturwissenschaften ernannt worden.

✕

Hochschulnachrichten.

* Würzburg. Morgen (Mittwoch) habilitiert sich hier Dr. Karl Mayr auf Grund einer Arbeit über „Physiologie und Pathologie des Geschmacks" als Privatdozent für innere Medizin; seine Probevorlesung behandelt die „Inhalations-Tuberkulose".

H. Heidelberg. An der hiesigen Universität hat sich Dr. O. Schoetensack, von Haus aus Chemiker, bekannt durch seine ethnologisch-anthropologischen Studien, für das Fach der Anthropologie als Privatdozent niedergelassen. Seine Habilitationsschrift behandelt „Die neolithische Fauna Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der Funde am Mittelrhein". Seine, am 30. d. M. stattfindende, Probevorlesung betrifft „Die Australier in ihren Beziehungen zur Urgeschichte des Menschen". — Der Engere Senat genehmigte die Statuten der hiesigen Ortsgruppe des Deutschen Vereins abstinenter Studenten.

Unter den zahlreichen Ehrungen, die Kuno Fischer zu seinem achtzigsten Geburtstage dargebracht wurden, heben wir noch die Schreiben und Telegramme der Mitglieder der großherzoglichen Familie, der Kaiserin, sowie zahlreicher hochgestellter Persönlichkeiten hervor; von akademischer und gelehrter Seite einen lateinischen Gruß Eduard Zellers, sowie Glückwunschschreiben der philosophischen Fakultäten von Rostock und Gießen, des Senats der Universität Jena, der Akademie zu Neuchatel, der Akademie zu Erfurt, sowie mehrerer weiterer akademischer und wissenschaftlicher Vereine und Korporationen.

II. Freiburg i. B. Der Privatdozent der Chemie, Dr. Franz Fischer, ist vom nächsten 1. Oktober ab zu Studienzwecken auf ein Jahr beurlaubt worden.

* Bonn. Der Lektor der englischen Sprache Dr. Henry E. Cann ist plötzlich am Herzschlag gestorben.

* Münster. Der außerordentliche Professor der Nationalökonomie in Greifswald, Dr. J. Schmöle, ist nunmehr in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität versetzt worden; das durch Professor Waentigs Berufung nach Halle erledigte Ordinariat ist vom 1. Oktober ab dem Professor v. Heckel übertragen worden.

* Berlin. Hiesigen Blättern zufolge trägt sich Geheimrat v. Leyden mit der Absicht, von seinem Lehramt an der Universität zurückzutreten.

* Breslau. Der Professor der Anthropologie und Ethnologie an der hiesigen Universität Dr. Georg Thilenius hat einen Ruf als Direktor an das staatliche Museum für Völkerkunde in Hamburg erhalten und wird ihm, dem Vernehmen nach, Folge leisten.

* Greifswald. Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Professor der Theologie an der evangelischen Fakultät in Wien Dr. phil. Johannes Kunze zum Ehrendoktor der Theologie ernannt.

* Wien. Der Professor der alttestamentlichen Exegese in der theologischen Fakultät Dr. Bernhard Schäfer hat dem Unterrichtsminister sein Pensionierungsgesuch überreicht.

* Prag. Die Ernennung des Privatdozenten an der Berliner Universität Dr. Alfred Weber zum ordentlichen Professor der politischen Oekonomie an der hiesigen Universität ist nunmehr erfolgt.

* Von technischen Hochschulen. An der Technischen Hochschule zu Braunschweig hat sich Dr. P. Daun aus Berlin-Friedenau für Kunstgeschichte, insbesondere Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts und der Barockzeit, habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Paul Stettiner, Oberlehrer: Der Tugendbund. Königsberg i. Pr. 1904. Wilh. Koch. 57 S. — Carl Bleibtreu: Mars la Tour-Vionville. Illustriert von Chr. Speyer. Stuttgart. Carl Krabbe. 127 S. — Hermine Villinger: Zenz. Novelle. Illustriert von A. Wald. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 106 S. — Dr. Heinrich Schnee, früher kais. Richter in Deutsch-Neu-Guinea: Bilder aus der Südsee. Unter den kannibalischen Stämmen des Bismarck-Archipels. Berlin 1904. Dietrich Reimer. 394 S. — Julius Stettenheim: Die Ballmutter und andere Typen der Gesellschaft. Amateur-Photographien. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 214 S. — Emmi Elert: Funken unter der Asche. Roman. Ebenda 1904. 294 S. — Dr. H. Gaudig, Direktor des Lehrerinnenseminars in Leipzig: Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. III. Abteilung: Schillers Dramen II. 3. verm. u. verb. Aufl. (Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische dram. Dichtungen erläutert etc. 5. Band.) Leipzig u. Berlin 1904. Theodor Hofmann. 524 S. — Prof. Dr. O. Weise: Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. 7., völlig umgearb. Aufl. der „Praktischen Anleitung von Dr. L. Cholevius". Leipzig 1904. B. G. Teubner. 141 S. — Prof. Heinrich Runge: Lecciones Castellanes. Kurze prakt. Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der spanischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. (Teubners kleine Sprachbücher: IV.) Ebenda 1904. 181 S. — Max Schuchardt: Amyntas. Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M. Gebr. Knauer. 134 S. — von Kortzfleisch, Oberstleutnant b. Stabe des 2. kurhessischen Inf.-Regts. No. 82: Der oberelsässische Winterfeldzug 1674/75 und das Treffen bei Türkheim. Nach archivalischen Quellen bearb. M. 2 Kartenbeilagen. (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen. XXIX. Heft.) Strassburg i. E. 1904. J. H. Ed. Heitz. 178 S. — Karl v. Perfall: Frau Sensburg. Roman. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 306 S. — Dr. E. v. Sallwürk, Geh. Hofrat: Ueber die Ausfüllung des Gemüts durch den erziehenden Unterricht. Zur Kritik der Herbartischen und der Zillerschen Aesthetik. (Sammlg. v. Abhandlungen a. d. Gebiete der päd. Physiologie. VII. 5.) Berlin 1904. Reuther u. Reichard. 47 S. — Lic. Dr. Wilhelm Koppelmann, Oberlehrer in Leer: Kritik des sittlichen Bewusstseins vom philosophischen und historischen Standpunkt. Ebenda 1904. 385 S. — Dr. E. Vogel: Taschenbuch der praktischen Photographie. Ein Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene. 12. verm. u. erg. Auflage. Bearb. von Paul Hanneke, Herausg. der „Photographischen Mitteilungen". M. 104 Abb., 14 Tafeln etc. Berlin 1904. Gustav Schmidt. 324 S. — Fritz Loescher: Leitfaden der Landschafts-Photographie. 2. neu bearb. und erw. Aufl. M. 27 erl. Tafeln. Ebenda 1904.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine wissenschaftliche Huldigung für Kuno Fischer.*)

Besprochen von **Rudolf Eucken.**

Kuno Fischers hervorragende Stellung in der wissenschaftlichen Welt konnte nicht besser illustriert werden als durch die Tatsache, daß sich eine Anzahl hervorragender Gelehrter verbunden hat, um in einer ihm zu überreichenden Festschrift über den gegenwärtigen Stand der Philosophie zu berichten. So ehrenvoll aber ein solches Unternehmen für den Gefeierten, so schätzbar und willkommen darf es dem Leser sein. Die sonstige Gefahr von Sammelschriften, ein zusammenhangsloses Nebeneinander von Einzeluntersuchungen zu bringen, ist bei dem hier verfolgten Plane gänzlich vermieden, verbindet doch eine gemeinsame Idee alle Mannigfaltigkeit und wird diese selbst zu einem reinen Vorteil, indem auf jedem Teilgebiet kompetente, ja führende Mitarbeiter das Wort ergreifen. Auch das darf nicht als ein Nachteil erscheinen, daß sich unter den Berichterstattern nicht nur anerkannte Meister, sondern auch jüngere Kräfte befinden; jedenfalls erhellt daraus deutlich, daß nicht nur die ältere, sondern auch die jüngere Generation sich dem Gefeierten dankbar verpflichtet fühlt.

Was zunächst von dem Werke vorliegt, ist nur der erste Teil, der zweite wird anfangs 1905 erscheinen, und damit erst wird das Bild der gegenwärtigen Philosophie sich zu einem Ganzen zusammenschließen. Aber auch für sich betrachtet, enthält dieser erste Band so viel Bedeutendes und Anziehendes, daß er allgemeinster Beachtung und Schätzung nur empfohlen werden kann.

Eine stimmungsvolle Einleitung bieten Gedichte O. Liebmanns „An Kuno Fischer. Zu seinem achtzigsten Geburtstag, 23. Juli 1904." Sie geben in formvollendeter Weise den Gefühlen Ausdruck, die ein solcher Tag erweckt, sie stellen das persönliche Geschick in den Zusammenhang des gemeinsam menschlichen und erheben damit auf die Höhe philosophischer Betrachtung, ohne die Wärme persönlicher Empfindung irgend abzuschwächen.

Den Reigen der wissenschaftlichen Untersuchungen beginnt Wilhelm Wundt mit einer Darstellung der Psychologie. Diese Abhandlung ist gleich hervorragend durch die souveräne Beherrschung des Stoffes, die lichtvolle Klarheit der Darstellung, die energische Herausarbeitung eines Gesamtbildes, die Universalität philosophischer Betrachtung und Gesinnung, die auch ein edles und sicheres Gleichmaß des Urteils mit sich bringt. Eine durchgebildete historische Denkweise läßt alles Einzelne aus den Zusammenhängen verstehen und zugleich schärfer in seiner charakteristischen Art erfassen. So sehen wir denn das Aufkommen der modernen Psychologie, ihre Verzweigung und ihre Probleme, ihre Erfolge und ihre Weiterbildung, wir sehen die Lage der Gegenwart aus der Bewegung hervorwachsen, wir erhalten in solcher höchst wertvollen Orientierung ein wahres Kabinettstück wissenschaftlicher Forschung und literarischer Gestaltung.

In Vergleichung mit einer so hervorragenden Leistung hatte der Darsteller der Ethik, Bruno Bauch, keinen leichten Stand, aber auch er hat seine Aufgabe ebenso geschickt angegriffen wie tüchtig behandelt. Er erörtert nicht sowohl die technischen Einzelfragen der Ethik als er sich mit den Hauptrichtungen beschäftigt, welche das ethische Denken der Gegenwart beherrschen. Dabei ist er gleichmäßig bemüht, die treibenden Kräfte der verschiedenen Ueberzeugungen zu klarer Darstellung zu bringen wie ein gerechtes Urteil über ihren endgültigen Wert zu gewinnen. So werden die schroffen Gegensätze des „ethischen Dogmatismus" (als Naturalismus wie als Erfolgsethik) und des „immoralistischen" Individualismus (Nietzsche) anschaulich gezeichnet, dann aber ihnen gegenüber mit lebendiger Frische der Standard der kritischen Ethik verfochten, die freilich an Wirkung in die Breite hinter jenen beiden Strömungen weit zurückbleibt, die ihnen aber innerlich überlegen ist und die immerhin Anhänger genug besitzt, um auch zum Bilde der Zeit zu gehören.

Die Religionsphilosophie ist in sehr umfassender, aufklärender und anregender Weise von Ernst Troeltsch behandelt. Da sich der gegenwärtige Stand dieser Disziplin nicht wohl als ein einheitlicher vorführen ließ, so werden die für ihre Gestaltung wesentlichen Bewegungen gesondert behandelt. Es ergeben sich dabei fünf Gruppen: Einflüsse der philosophischen Weltanschauungen, Theologie, vergleichende Religionsgeschichte, Erkenntnistheorie und Psychologie der Religion, die Tradition der klassischen modernen Religionsphilosophie. Ein Schlußwort und Ausblick läßt die eigene Auffassung des Verfassers von der notwendigen Fortentwicklung dieses Gebietes ersehen. Bei der Erörterung der Prinzipienfragen ist er vornehmlich darauf bedacht, den Unterschied zwischen dem Psychologisch-Tatsächlichen und dem Erkenntnistheoretischen-Geltenden bei der Religion zu deutlicher Entwicklung und voller Anerkennung zu bringen. Mit Recht bezeichnet er als die wichtigste Frage die nach dem Wahrheitsgehalt der Religion und zeigt dabei in einer nach unserer Ueberzeugung durch-

*) Die Philosophie im Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer, unter Mitwirkung von B. Bauch, K. Groos, E. Lask, O. Liebmann, H. Rickert, E. Troeltsch, W. Wundt herausgegeben von W. Windelband. 1. Band. VIII, 186. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1904.

aus zutreffenden Weise, welche Richtung vornehmlich die weitere Arbeit hier einzuschlagen habe. Zugleich aber soll die psychologische Seite der Religion ihr volles Recht erhalten, auch alle tiefere Besinnung auf das Grundphänomen der Religion nicht zu einem Bruch mit der religiösen Gemeinschaft führen.

In sehr umsichtiger, scharfsinniger und liebenswürdiger Weise behandelt Wilhelm Windelband die Logik; in wenigen, aber sicheren Strichen entwirft er meisterlich das Gesamtbild der logischen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Ausgehend von Kants Scheidung der formalen und der transzendentalen Logik, verfolgt er beide Ströme durch das 19. Jahrhundert. Führte die transzendentale Logik zu den großen spekulativen Systemen, so erweckte auch die formale Logik viel Bewegung und Erörterung. Bisweilen geriet freilich die Arbeit dabei auf minder glückliche Nebenwege, aus der Diskussion aber hob sich immer deutlicher eine gemeinsame Einsicht hervor: die Anerkennung des Urteils als des logischen Grundphänomens. Es wurde das in dem Maße einleuchtender, als sich die Frage über die Kriterien formaler Korrektheit hinaus auf die sachliche Verwendbarkeit und die inhaltliche Fruchtbarkeit der Denktätigkeiten für die Zwecke des Erkennens richtete. Mit solcher Anerkennung des Urteils als der Zentralfunktion wurde die herkömmliche Anordnung der Logik hinfällig, die Forderung einer neuen Urteilslehre aber wurde zur Grundfrage der heutigen Logik.

Damit entstanden nach verschiedenen Seiten hin neue Aufgaben und Probleme. Es galt, das Verhältnis von Logischem und Psychologischem beim Anteil genauer zu bestimmen, es galt auch, die logische Form deutlicher gegen die sprachliche abzugrenzen. Bedeutende logische Systeme erhoben sich auf der neuen Grundlage, so die von Lotze, Sigwart, Wundt; immer engere Beziehungen gewann dabei, wenn auch in individuell verschiedener Art, die Logik zur Methodologie und damit zu den einzelnen Wissenschaften. Aus den dabei erwachsenden Erörterungen hoben sich gegen den Schluß des 19. Jahrhunderts mit besonderer Deutlichkeit die über das Verhältnis des naturwissenschaftlichen und des historischen Verfahrens hervor; immer energischer sucht die geschichtliche Wissenschaft ihre Eigentümlichkeit gegen das Eindringen naturwissenschaftlicher Denkformen zu wahren. Diese methodologischen Fragen aber führen schließlich mit Notwendigkeit auf die Erkenntnistheorie. Damit aber ergab sich wieder eine Anknüpfung an Kant, große prinzipielle Probleme erheben sich von neuem; vor allem hat das der Transzendenz (Beziehung des Bewußtseins auf eine von ihm verschiedene Wirklichkeit) und das der Kausalität Interesse erweckt und mannigfache Lösungsversuche hervorgerufen. Auch bei dieser alten Disziplin findet sich jetzt die Wissenschaft vor neuen Aufgaben und Ausblicken.

Verschieden sind die durchwanderten Gebiete und verschieden ist auch die Art der Behandlung. Aber sichtlich genug erscheinen in aller Mannigfaltigkeit gemeinsame Züge und geben dem Ganzen einen durchgehenden Charakter. Augenscheinlich ist die Philosophie der Gegenwart nicht dogmatisch abgeschlossen, sondern mitten im Suchen und Weiterstreben begriffen, sie ist erfüllt von einem kritischen Geiste, sie fühlt sich inmitten einer fortschreitenden Bewegung. Im Suchen aber zeigt sie eine große Universalität der Gesinnung. Eine solche Universalität erscheint schon in dem vornehmen und konzilianten Ton, welcher hier, in wohltuendem Gegensatz zu dem Parteigezänk früherer Zeiten, die Darstellung beherrscht: durchgängig ein eifriges Bemühen, jeden Mitarbeiter aus seinem eigenen Wollen heraus zu verstehen und ihm sein volles Recht zukommen zu lassen. Wichtiger noch ist die Universalität in der Sache, das Streben, ihre verschiedenen Seiten gleichmäßig zu würdigen, vor allem eine willige, ja freudige Anerkennung der Breite der Tatsächlichkeit mit einem Aufbau der Gedankenwelt von innen her zu verbinden, und damit der Philosophie, bei aller Festhaltung ihres Zusammenhangs mit den besonderen Wissenschaften, eine selbständige Stellung zu wahren. Ob dies Streben zur Einheit schon weit genug vordringe, und ob es nicht noch weitere Fortbildungen, ja Umkehrungen des ersten Weltanblicks mit sich bringe, das bleibe hier unerörtert, jedenfalls ist jenes Streben kräftig vorhanden und in deutlicher Erstarkung begriffen.

Bedeutet das überhaupt eine gewisse Wiederaufnahme der älteren philosophischen Tradition, so findet im besonderen die deutsche Philosophie von Kant bis Hegel damit eine wachsende Schätzung. Bei Kant ist dies ja nicht neu, bis in die letzten Jahrzehnte hinein aber mußten wir erleben, daß Männer wie Fichte, Schelling, Hegel als bloße Abenteurer im Reich des Gedankens behandelt wurden. Wie sehen wir das hier verändert! Denn so sehr man sich seine selbständige Art gegenüber jenen Denkern wahrt, einmütig wird ihre Größe und auch ihre Fruchtbarkeit anerkannt, werden die Fäden aufgewiesen, die ihre Arbeit mit der unsrigen verbinden, durchgängig wird es als eine Verkehrtheit empfunden, so große Bewegungen einfach ignorieren und ohne weiteres an ihre Vorgänger wieder anknüpfen zu wollen, als sei inzwischen nichts geschehen. Indem aber alle hier dargebotenen Untersuchungen Zeugnis ablegen für die gewaltige Kraft und das fruchtbare Fortwirken der großen spekulativen Denker, steigern sie auch das Gesamtbild der Epoche, der jene angehören. Diese Epoche aber in ihrem ganzen Reichtum und ihrer unversieglichen Lebensfülle den späteren Geschlechtern voll zu erschließen, sie ihnen durch Kraft des Denkens und Kunst der Darstellung zu eigenem Besitz zu machen, das ist das nicht genug zu schätzende Verdienst des Mannes, denen das Ganze dieser Abhandlungen gewidmet ist. Indem so das Buch aus der Sache selbst heraus die Größe und Bedeutung seiner Lebensarbeit in helles Licht stellt, wird es zu einer echten Huldigung nicht nur für seine Persönlichkeit, sondern auch für sein Lebenswerk, als für ein unentbehrliches und unverlierbares Stück der heutigen Wissenschaft nicht nur, sondern unserer gesamten Geisteskultur.

Schweizer Schriftsteller in ihren ökonomischen Verhältnissen.

Es seien mir unter obigem Titel einige berichtigende Zusätze gestattet zu dem in Nr. 161 dieses Blattes veröffentlichten Aufsatze „Das spezifisch Schweizerische in Leutholds Lyrik“ von Alfred Beetschen. Wer den vierten Abschnitt dieses Artikels gelesen hat, könnte leicht auf die Vermutung kommen, es habe an irgend einer besonderen Ungunst speziell schweizerischer Verhältnisse gelegen, wenn im jüngst vergangenen Jahrhundert Dichter wie Leuthold, Dranmor, Jakob Frey und andere ökonomisch auf keinen grünen Zweig gelangen konnten. Nun ist so viel zwar richtig, daß in der deutschen Schweiz, die nur wenige mittelgroße Städte mit damals etwa 30,000 Einwohnern besaß, die Nachfrage nach Poesie keine große war und es namentlich an Zeitschriften fehlte, die mit anständigen Honoraren arme Schriftsteller einigermaßen hätten über Wasser halten können. Wenn man sich aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach den gleichzeitigen Literaturzuständen in Süd- und Norddeutschland und in Oesterreich umsieht, so entdeckt man bald, daß es dort — vielleicht ein paar größere Residenzen ausgenommen — um die Schriftsteller auch nicht besser stand. Ich erinnere daran, wie Hermann Kurz durch meisterhafte, aber schlecht bezahlte Uebersetzungen (Orlando furioso und anderes) sich mühselig das Leben fristete und wie schwer es den Dramatikern Otto Ludwig und Fr. Hebbel wurde, sich vor ökonomischem Ruin zu bewahren. Die besseren Verhältnisse — ohne sonderlichen Unterschied deutscher und schweizerischer Landesgrenzen — datieren ganz einfach von dem Zeitpunkte, da das literarische und das künstlerische Eigentum unter Rechtsschutz gestellt wurde und ein Staat nach dem andern sich dem internationalen Verband dieser den schriftstellerischen Erwerb sicher stellenden Gesetze anschloß.

Sehen wir uns übrigens die von Beetschen gewählten Beispiele näher an, so ergibt sich, daß es sich bei Leut-

hat und bei Dranmor um ausgesprochen lyrische Dichter handelt, wo denn wohl in Erwägung fallen mag, daß selbst heute noch bei allem Rechtsschutz geistigen Eigentums die Honorare für Lyrik auch in Deutschland keine so splendiden geworden sind, daß selbst der populärste und fruchtbarste Lyriker von dem Ertrag seiner Verse leben könnte. Die deutschen Lyriker haben zwar einen sehr berechtigten Bund geschlossen, dessen Mitglieder sich verpflichten, die Zeile an Journale nicht unter 50 Pf. abzugeben; aber ich fürchte, die Journale werden infolge dessen ihr lyrisches Bedürfnis bedeutend einschränken. Dranmor (Ferdinand Schmid), den Beetschen öfter erwähnt, wäre übrigens der letzte gewesen, seinen Band Gedichte mit einem Scheckbuche zu verwechseln; denn er war Großkaufmann in Brasilien, und wenn es ihm gegen Ende seines Lebens finanziell nicht besonders gut gegangen ist, so rührte das davon her, daß ihm bei seinen letzten Geschäften das Glück nicht mehr zur Seite stand, dem er im Anfang seiner Tätigkeit ein beträchtliches Vermögen zu verdanken hatte. Hier sei auch gleich der kleine Lapsus Beetschens berichtigt, als habe Dranmor die Herrlichkeit des Südens um eine einzige schneebehang'ne Tanne „eintauschen" wollen; im Gegenteil: hingeben wollte er den sonnetrunkenen Süden, indem er sich nach der schneebehang'nen Tanne sehnte.

Ich kann ferner den Satz Beetschens nicht gelten lassen: „Man komme mir nicht mit Gottfried Keller, dem die Sinekure eines zürcherischen Staatsschreibers sozusagen auf dem Präsentierteller angetragen worden ist, so daß der kauzige Junggeselle die größte Zeit seines Lebens ein für einen schweizerischen Literaten selten sorgenfreies, von äußeren Einflüssen ungestörtes Dasein hatte." Bächtold und auch andere Biographen Gottfried Kellers bezeugen, daß der Dichter seine Staatsschreiberstelle keineswegs als Sinekure auffaßte. Und der beste Beweis, daß sie seine ungeteilte Kraft in Anspruch nahm, liegt wohl darin, daß er, solange er diese Staatsstelle bekleidete, poetisch unproduktiv blieb; höchstens, daß er an älteren Sachen wie „Der grüne Heinrich", „Die Leute von Seldwyla" und an einzelnen Gedichten Umformungen vornahm. Schaffend trat er mit den „Zürcher Novellen", „Sieben Legenden", „Sinngedicht" und zuletzt mit „Martin Salander" erst wieder hervor, als er, zum wahren Entsetzen seiner Schwester, die nun Armut und Not und Hunger im Hause befürchtete, die Staatsstelle, die angebliche „Sinekure", niederlegte.

Daß die deutsch-schweizerischen Schriftsteller, wenn sie vom Ertrag der Feder leben wollen, mit ihren Werken auf den Absatz im sprachenverwandten Deutschen Reiche angewiesen sind und von dort, wie schon Gottfried Keller und C. F. Meyer und so auch unsere neuesten Erzähler Heer und Zahn, ihre besten Honorare beziehen, ist selbstverständlich und hängt mit der Kleinheit der Schweiz zusammen. Aehnliche Verhältnisse bestehen übrigens für jedes kleine Land, z. B. für Dänemark, Holland u. s. w. Doch haben gerade die genannten schweizerischen Romandichter in der Schweiz selbst ein so treues Publikum mit entsprechend starker, kaufkräftiger Nachfrage nach ihren Werken, daß der brummige Ausspruch G. Kellers, die Schweiz sei ein Holzboden für Poeten, ein Anachronismus geworden ist.

Schließlich halte ich in Beetschens Aufsatz auch die Bemerkung für deplaciert, man würde in der Schweiz dem Dichter Leuthold nun nach 25 Jahren wohl eher ein Denkmal gesetzt haben, wenn er in denjenigen seiner Gedichte, die sich mit seiner Heimat beschäftigen, den Schweizern nicht allerlei bittere Worte zu kosten gegeben oder, wie Beetschen sich ausdrückt, „weniger Salz und mehr Rosinen" verwendet, d. h. seiner Nation mehr Komplimente gemacht hätte. Ich glaube das nicht und wäre einer der Ersten, mich dagegen zu erheben, wenn mit solcher Begründung dem großen Lyriker jemals ein Denkstein sollte verweigert werden. Die Sache liegt einfacher. Erstlich ist man in der Schweiz überhaupt etwas langsam mit Dichter-Monumenten. In vier Jahren werden zwei Jahrhunderte vergangen sein, daß der große Haller in Bern geboren wurde. Und er hat noch kein öffentliches Monument; allerdings wird für ein solches seit einigen Jahren gesammelt. Auch Keller und C. F. Meyer haben nur ihre Grabsteine. Leuthold aber gehört durch die ganze Art seiner parnassischen Lyrik zu jenen Dichtern, die zwar den Kenner und Literaturfreund entzücken, aber niemals volkstümlich werden. So steht er gewissermaßen außerhalb des Gesichtskreises der Nation. Um so dankenswerter war es, daß Beetschen auf ihn und auf das spezifisch Schweizerische in Leutholds Lyrik hinwies, und wenn hier einigen Bemerkungen Beetschens widersprochen werden mußte, so geschah es nicht in der Absicht, seine im übrigen so sehr berechtigte Erinnerung an Leuthold anzufechten.

Bern. J. V. Widmann.

Mozart und Schikaneder.

In seinem Artikel „Ein Schubart-Fund" (Beilage Nr. 141) weist Ernst Holzer darauf hin, daß die Melodie des von Schubart 1782 komponierten „Lieds eines Vogelstellers" unverkennbare Aehnlichkeit mit der Melodie von Papagenos Lied „Ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich" in der „Zauberflöte" besitze. Hier wie dort — so weit erstreckt sich die Aehnlichkeit — folgt der Strophe ein kurzes Nachspiel im Sechsachteltakt, dessen Melodie eine Art Lockruf vorstellen soll. Holzer ist der Ansicht, daß Mozart und Schubart die gleiche ältere Melodie erneuert hätten. Er erinnert dabei daran, daß nach Friedländers Nachweis (D. d. Lied I, 253 f.) die Mozartische Lockfigur merkwürdigerweise schon vier Jahre vor der Entstehung der Zauberflöte bei dem Gasthofbesitzer „zum weißen Ochsen" in Memmingen, dem schwäbischen Liederkomponisten Rheineck, sich findet; seiner Meinung nach ist es ausgeschlossen, daß Mozart die Melodien von Schubart und Rheineck gekannt habe.

Durch einen Zufall bin ich imstande, den Beweis für die Möglichkeit einer direkten Uebertragung der Melodie Rheinecks in die „Zauberflöte" zu erbringen. Ob diese Möglichkeit mit der Wirklichkeit identisch ist, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls ist ihr Bestehen interessant und ganz geeignet, ein helleres Licht auf das noch immer in vielem unaufgeklärte Verhältnis Schikaneders zu Mozart zu werfen.

Ich habe in meiner vor drei Jahren erschienenen Monographie über Schikaneder dargetan, daß die ganze abenteuerliche Entstehungsgeschichte der „Zauberflöte", wie sie uns Jahn zusammenfassend bietet, in sich selbst haltlos zusammenfällt, und erwiesen, daß Schikaneder ohne persönliche fremde Mithilfe seinen Text geschaffen hat, dabei aber freilich zur Grundlage der Handlung Gieseles „Oberon" machte und die Umgestaltung des Buches unter Benützung von Geblers Schauspiel „Thamos, König in Aegypten" — das Schikaneder 1780 in Salzburg aufgeführt und zu dem damals Mozart eine Musik geschrieben hatte — vornahm. Dabei sprach ich mich auch über das Verhältnis Schikaneders zu Mozart aus und betonte ausdrücklich, daß wir eine viel innigere Gemeinschaft zwischen dem Textdichter und dem Komponisten annehmen müssen, als dies auf Grund der überlieferten, durchaus unwahren gehässigen Anekdoten möglich ist. Insbesondere habe ich betont, daß wir in der „Zauberflöte" unmöglich ein durch Betrug und Diebstahl zusammengerafftes Libretto finden können, das Mozart übergeben und erst dann fertig als Ganzes von diesem komponiert worden sei; sondern ich hielt diesen Text für eine teilweise auf Grund Mozartischer Ratschläge, sozusagen unter Kontrolle von Seite Mozarts, entstandene, wenn auch plumpe und unbeholfen ausgeführte Dichtung.

Und eine solche wechselseitige Beeinflussung des Dichters und des Musikers müssen wir ja auch gerade auf Grund der überlieferten Nachrichten annehmen. Schikaneders Text ist vollendet worden, während Mozart schon den Anfang komponierte. In jenem Gartenhäuschen im Hof des Freihauses und in dem Gasthaus auf dem Kahlenberg hat gemeinsame Arbeit die beiden miteinander verbunden. Und es ist überliefert, daß Mozart sich in seiner Musik nach den Weisungen Schikaneders in gewissen Dingen gerichtet hat. Schließlich war ja doch der letztere der Direktor, der die Oper bestellt hatte; ihm lag die Aufführbarkeit, die Sicherheit eines mög-

lichst großen Erfolges bei Aufwendung möglichst geringer Mittel am Herzen. Er war ein alter Praktikus und wußte, daß auf Lachlust, Schaulust und Rührseligkeit des Publikums bei einem neuen Stück, das einschlagen sollte, die meiste Rücksicht genommen werden müsse. Die komische Figur, den Papageno, wollte er selbst geben und diese Partie mußte seinen nicht gerade reichen Stimmitteln angepaßt werden. Und so ist es denn unter anderem auch erwiesen, daß Schikaneder die Melodien der Papageno-Lieder — sie alle weisen ja auch in ihrer Einfachheit und in der Leichtigkeit, gemerkt zu werden, eine große Aehnlichkeit auf — Mozart vorgesungen haben soll.

Hier ist der Punkt, an dem ich einzusetzen habe. Schikaneder war ausgezeichnet durch ein glänzendes Gedächtnis und durch eine unglaubliche Fähigkeit, fremdes Geisteseigentum jeder Art, das er einmal als brauchbar erfunden hatte, für seine eigenen Zwecke zu verwerten. So werden denn auch die Papageno-Melodien keineswegs von ihm erfunden gewesen sein, sondern aus seiner musikalischen Erinnerung gestammt haben. Und es trifft sich ohne Zweifel höchst sonderbar, daß Schikaneder als wandernder Theaterprinzipal den ganzen Sommer des Jahres 1786 eben in Memmingen Vorstellungen veranstaltete! Er hatte damals, nachdem er im Februar 1786 Wien plötzlich verlassen hatte, sein altes Wanderleben wieder aufgenommen und sich zunächst nach Schwaben gewendet. Nach dem „Gothaischen Theaterkalender" für 1787 hatte er vor, „Schwaben und die Schweiz zu durchziehen". Allein er scheint sich auf Süddeutschland beschränkt zu haben, und nachdem er den Sommer 1786 in Memmingen verbracht hat, kündigt er in einem „Memmingen, 1. November 1786" datierten Brief der Stadt Augsburg seinen Besuch für den Winter an. Das betreffende Schreiben ist im Besitz der Stadtbibliothek zu Augsburg. (Man vgl. übrigens Monatshefte für Musikgeschichte 1898, Nr. 6; Fachkatalog für deutsches Drama und Theater der Musik- und Theater-Ausstellung. Wien 1892, S. 185; in E. v. Komorzynski, Emanuel Schikaneder. Berlin 1901, S. 13 f.)

Es liegt also gar nicht außer dem Bereich der Möglichkeit, daß unter denjenigen Melodien, welche Schikaneder früher oft gesungen hatte und die er nun Mozart vorsang, sich jene Rheineckische Melodie befunden hat. Schikaneder hat sie in Memmingen gewiß kennen gelernt; sie mag vielleicht sogar im Theater gespielt oder als Einlage gesungen worden sein! Jedenfalls ist zu bedenken, daß Schikaneder auch ein außerordentlich tüchtiger Musiker gewesen ist. Er stammt aus einer Musikerfamilie, sein älterer Bruder Urban war Hornist in Freising; er selbst war in seiner Jugend, ehe er Schauspieler wurde, ein wandernder Musikant, der auch später zu allen Singspielen, die er während seiner Wanderzeit dichtete, die Musik schrieb; sein Neffe Karl ist als Schauspieler, Dichter und Musiker in gleicher Weise tätig gewesen. Daß Schikaneder die Melodie kennen lernte, daß er sie behielt und sie nach vier Jahren noch singen konnte, daß er solche Melodien aus der Erinnerung Mozart vorsang und Mozart sie für die Papageno-Lieder willig verwertete — alle diese Tatsachen bestehen, jede für sich, einzeln gewiß zu Recht; und wir sind durch nichts gehindert, sie miteinander zu verknüpfen und so eine von Rheineck zu Mozart führende Brücke herzustellen.

Wien. Egon v. Komorzynski.

Ein Brief der „Karschin" an Goethe.*)

Ich kam gestern bei Sternenlicht hier; ich fand Ihr Briefchen, wußte nicht, von wem es war, aber mein Pulsschlag sagte mir's, daß seine, gute, liebe Seele mich grüßen würde. Der mildselige Mond schien nicht in die Kammer, sonst hätte ich's gelesen. Ich wollte meine Kinder nicht im Schlaf stören, ließ mir kein Feuer schlagen, legte mein Gefundenes unter's Kopfkissen und schlief ein. Heute, beim ersten Sonnenglanz, erwachte ich und las; lieber Goethe, lassen Sie sich's Ihr Herz sagen, wie mir's gefiel, daß Sie so ohne Zier, so von Herzen geradeweg mich grüßen. Ich möchte gern meinem Tochtersöhnchen Flügel anzaubern, der Bub' sollte morgen nach Frankfurt durch die Sonnenluft reisen, er sollte Ihnen meine Antwort bringen; er ist bräunlich und krausköpfig, hat Sprache in den Augen und Geschwätz auf den Lippen und würde dem Menschenkenner Goethe traun so gut gefallen als dem liebhabenden Werther (?) das kleine Vetterchen, das ihm mit freimüthiger Miene die Hand gab. Sie hören hier die Großmutter sprechen, aber auch die Wahrheit. Ich freue mich unmäßig über's Knäbchen, aber wer mag wissen, was aus ihm wird. Viele Freude hatte ich vor 12 Tagen über ein gemaltes Mädchen, von dessen Original Ihr Genie Vater gewesen ist. Ich ging zum Zeichner Chodowiecky; ich bat ihn um eine Elmire in kleinem Format, in himmlischen Farben, leichtem Gewande, mit fliegendem Haar und entzückten Augen. Ich kam Tages darauf wieder hin, und fand das Mädchen, wie Du sie gedacht hast, wie sie vom Berg herabgeflogen kommt, ihre Arme ausgebreitet und singt, er ist nicht weit! Guter, schöpferischer Goethe, wärest Du hier gewesen, ich hätte Dich bei der nächtlichen Lampe gestört, du hättest mit mir die Freude theilen müssen, denn ich lief des abends noch zu jedem Freund, jeder Freundin, die ich erreichen konnte. „Seht Ihr's, rief ich, seht Ihr's, Kinder, so dachte sich Goethe das hoffnungsglühende Mädchen, das den todtgeglaubten Erwin suchte, das ihn wiederfinden sollte; so war Lotte gebildet, so flügelleicht ihr Fuß, so seelenvoll ihr Auge, als Werther mit ihr tanzte. Ich war närrisch froh; das Bildchen sollte zum Geschenke für das 21jährige Mädchen welches uns die Schattenzüge Deiner Elmire vorstellt. Sie macht's gut genug, hat Feuer und Gefühl, modulirt auch die Redestimme wie sich's gebührt, aber die Töne der Musik werden nicht erreicht, davor kann die Mutter Natur. Ich wollte durch's Bild die Spielerin aufmuntern; eine von ihren Kameradinnen gab es ihr, und es wird, in Kupfer gestochen, allen Kenneraugen des weiten Deutschlands gefallen. Mir hat es ein Fest gegeben. Du siehst wohl, daß ich mir Freude zu haschen weiß, und Du würdest mich darum neiden, wenn Du weniger edel wärest, denn ich bin schon in dem Alter, wo man gewöhnlicherweise stumpf von Empfindungen wird. Dank sei es meinem Geiste, der mich vor diesem Schlappsein, vor dieser schläfrigen Trägheit bewahrt. Ich kenne das häßliche Ding, das man bösen Humor nennt, nicht in mir; ich habe keine Sonderlingslaunen, ich bin mir fast immer gleich, es fehlt mir nicht an Kümmernissen, meine Glücksumstände, meine häuslichen Angelegenheiten sind noch mit manchen Sorgen vermischt; ich aber hänge den Kopf nicht, ich denke, der Vater des Ganzen wird's auch mit mir einzelnem Theil bis an's Ende gut machen. Ich lege meine Leiden und Freuden auf eine Wage, und die zweite Schale behält stets ein großes Uebergewicht. Ich schreibe nicht für die Ewigkeit, weil ich's nicht kann; das verdreußt mich auch nicht; eine rührende Bittschrift, die mir aus dem Herzen fließt, welches an fremdem Kummer eigenen Anteil nimmt, eine solche Schrift und ihre Wirkung macht mir mehr warm als dem ewigen Milton sein vollendetes Heldengedicht gemacht haben mag. Ich kenne nichts süßeres, und schreibe nichts lieberes, und frage wenig danach, ob mir von den Geholfenen Dank oder Undank gesagt wird. Siehe, so bin ich voller kleiner Thorheiten, voller Fehler und überdies alles noch ein geschwätziges Weib; das mußt Du schon merken an diesem Brief, der zehnmal mehr sagt als Du hören wolltest und noch hinzusetzt, daß ich Dich lieb habe wie eine Mutter den Sohn.

*) Dieser Brief von Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, an Goethe vom 4. September 1775 ist die Antwort auf Goethes Brief vom 17.—28. August 1775, der zuletzt abgedruckt ist in der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken. IV. Bd. 2. S. 281 bis 283 (Original im Besitz von Herrn Alexander Meyer-Cohn in Berlin). Die Kenntnis des Antwortschreibens der „Karschin" beruht auf einer in alten Familienpapieren vorgefundenen Abschrift. Geh. Rat Suphan, Direktor des Goethe-Archivs in Weimar, schreibt am 6. Juni 1904 über diesen Brief: „Mit unseren Mitteln und Kenntnissen hat es sich nicht herausbringen lassen, ob der Brief der Karschin an Goethe schon irgendwo gedruckt ist."

Bücher und Zeitschriften.

‡ Ueber **„Franz v. Kobell, sein Leben und seine Dichtungen"** veröffentlicht Dr. Aloys Dreyer (München 1904 bei G. Franz, 132 S. gr. 8°) eine mit ebenso großem Fleiß wie mit umsichtiger Kritik und liebevollstem Verständnis abgefaßte Studie. In kurzem Umriß wird die Biographie Kobells[1]) skizziert, welchem, geboren am 19. Juli 1803 als der Sohn eines damaligen kurfürstlichen Rates und späteren Ministerialrates und Generalsekretärs im Ministerium des Innern, alle Wege zu seiner Entwicklung geebnet waren. Während tausend andere mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, erfreute sich Kobell eines behaglich sorgenfreien Daseins. Auch auf seiner ferneren Lebensbahn stand er in der Sonne des Glücks; die Bitterkeit der Sorge kannte er fast nur vom Hörensagen. Auch die Gesundheit blieb ihm treu bis in die letzten Jahre, wo des Alters Last sich plötzlich fühlbar machte. Ausgestattet mit allen Gaben des Geistes, absolvierte der Siebzehnjährige das Gymnasium und besuchte die naturwissenschaftlichen Vorlesungen am Münchener Lyzeum 1820—1822. Nachdem er zwischendurch in Begleitung des Chemikers Vogel zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der französischen Sprache und Literatur eine Ferienreise nach Paris gemacht hatte, bezog Franz mit seinem später so seltsam gearteten Bruder Wilhelm die Landshuter Universität nach dem Willen des Vaters zum Studium der Jurisprudenz, doch fesselte ihn neben dem lustigen Studententreiben mehr die Mineralogie, welche bleibend als Fachwissenschaft erwählt wurde. Schon 1823 folgte Kobell seinem zum Konservator der Staatssammlungen ernannten Lehrer Joh. Nep. Fuchs als wohlbestallter Adjunkt nach München. In kurzer Promotion am 25. Februar 1824 erholte er sich den Doktorhut und bestieg, ohne sich je mit den Freuden eines Privatdozenten abgequält zu haben, seinen Lehrstuhl als Professor an der neuen Münchener Universität, heiratete sein als außerordentliche Schönheit berühmtes Bäschen und erhielt Sitz und Stimme in der Akademie der Wissenschaften, zu deren Zierden er sich durch unausgesetzte Studien, Forschungen und Experimente alsbald aufschwang. Seine Resultate verarbeitete er beispielsweise in der „Charakteristik der Mineralien" (1830) und in den äußerst handsamen und deshalb seit 1833 in vielen Auflagen erschienenen, fast in alle Sprachen Europas übersetzten „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien". Als sein Schwiegervater, Staatsrat Egidius v. Kobell, zum Mitglied der Regentschaft für den minderjährigen König Otto nach Griechenland berufen wurde, begleitete ihn auch unser Professor, der aber nicht zu denjenigen gehörte, die, wie er selbst spöttisch betont, nichts aus Hellas zurückbrachten „als eine lange Pfeife". Doch prunkten einige Prachtstücke dieser Art von riesigem Kaliber unter den zahllosen Jagdtrophäen in Kobells buntmalerisch ausgestatteter Studierstube! Außer der nicht unbeträchtlichen wissenschaftlichen Ausbeute von einer kleinen Odyssee nach dem Innern des Landes und den berühmtesten Cykladen traten in der späteren Edition seiner „Gedichte" (1841) allerlei lyrische „Erinnerungen" in hochdeutscher Sprache zutage, mit welchen er freilich noch in Heines salopper Metrik herumstapfte. Als Kobell in der Folge mit seinen fröhlichen Kindern an den Geländen des Tegernsees sommerfrischelte und als leidenschaftlicher Weidmann der edlen Jagd in den höchsten Bergen oblag, ergab sich von selbst ein genaueres Studium der altbayerischen Mundart und ihrer köstlichen, erfrischenden Plastik des Ausdruckes. Die ganze Pracht des Hochlandes und die dramatische Kraft dieses Jäger- und Sennerlebens brachte Kobell in unvergleichlich packender Weise zur Wiedergabe. Der neckische Zufall in Gestalt eines Pfälzer Kindermädchens vermittelte ihm dann auch das Idiom der Rheinpfalz, welches er alsbald offenen Ohres mit der ganzen neckischen Originalität erfaßte und gleichfalls in Prosa und in Versen verarbeitete. Diese urwüchsige Sicherheit gewann ihm auch die Freundschaft des zitherspielkundigen Herzogs Maximilian von Bayern und die Neigung des ebenso weidwerkliebenden Kronprinzen und nachmaligen Königs Max II., zu dessen poetischer Tafelrunde und Jagdgesellschaft Kobell immerdar und um so mehr gehörte, als er allein unter allen „Eingeborenen" sich mit den zahlreichen „Berufenen" auf guten Fuß zu stellen verstand, um so mehr, da von allen den „Nordlichtern" ihm keines „ins Gäu ging"; er hätte sich trotz alles herzlichen und naiven Entgegenkommens doch jeden unbefugten Eingriff auf „drei Schritte vom Leibe" zu halten gewußt. Während Kobell durch praktische Lehrbücher, als intellektueller Urheber der Photographie, als Erfinder der Galvanographie und des Stauroskops, als Forscher auf dem Gebiete der Morphologie, der Kristallographie und durch die „Geschichte der Mineralogie" (1865) seines Namens Achtung als Gelehrter begründete und durch den „Wildanger" sogar als Kulturhistoriker erweiterte, erblühte ihm der Ruhm des Dichters. Auf diesem Felde hat nun Dr. Dreyer sich angebirscht und Kobells poetische Entwicklung klargelegt. Dreyer, welcher für seine gediegene Leistung von der Ludwigs-Maximilians-Universität mit dem höchsten akademischen Ehrentitel ausgezeichnet wurde, durchhäste das ganze Revier von Kobells Vorgängern, Vorbildern und Zeitgenossen, unterzog ihn der Spektralanalyse und Nagelprobe auf seine metrische Form, begleitete ihn beim Verarbeiten des Rohmaterials wie auch auf seinen Ausflügen über die liebgewonnenen altklassischen und neueren Blütenfelder der Lyrik und verfolgte sein fortgesetztes Feilen nach Formvollendung. Als weitere Dreingabe folgt die psychologische Erläuterung seines Humors, der ihm treu blieb und in so rührender Weise noch aus seinen am 3. Oktober 1882, also in seiner schweren Leidenszeit, an Herzog Maximilian gerichteten Zeilen spricht: Ew. kgl. Hoheit haben mir einen Gratulationsgruß geschickt, der sich vielleicht auf eine wohlgemeinte Besserung meines leiblichen Befindens beziehen soll. Ich sage dafür meinen schuldigen Dank, bemerke aber, daß dieses Befinden der Katz gehört oder einem boshaften Kater, es ist mir nähmlich (!) noch nie so miserabel gewesen als in der letzten Zeit. Die Doctores tappen immer nach dem Puls und finden ihn charmant, sie verschreiben den Teufel und seine Großmutter, homöopathisch und allopathisch; das Elend aber bleibt dasselbe. Ich soll zur Stärkung meiner Kräfte gut essen und guten Wein trinken; ich thu's mit Vergnügen und habe nie so viele Rebhühner gegessen als in diesem Jahre, und Forster, Hochheimer und Portwein (auch auf Ihre Gesundheit) getrunken; von einer Besserung der Haxen habe ich aber nichts verspürt. Da fängt der Humor auch an, sauer zu werden, und ruft mir zu: „Gieb dich drein, es ist nichts zu machen! Wohlan, es sei! Und als ein sichtbares Zeichen meiner Trauer hierüber lasse ich mir einen Vollbart wachsen und werde mit einem solchen in einiger Zeit Ew. Kgl. Hoheit meine Aufwartung machen." Er kam aber nimmer dazu, seinen „verehrten Herrn Herzog" zu besuchen: am 11. November 1882 war Kobell entschlafen; sechs Jahre später folgte ihm sein allzeit gnädiger Herr und Freund.

So begleiten wir den Dichter während seines ganzen Aufstiegs zum bajuwarischen Parnaß! Zu seinen Intimsten zählte der geistreiche Zeichner, Karikaturist, der Töne Meister und Dichter Franz Graf v. Pocci (1807—1876), der ebenso als sarkastischer Poet und Klaviervirtuos gleich hervorragende Hofmedikus Dr. Ludwig Koch (1806—1888) und der biedere Joh. Petzmayer (1803—1884), dessen seelenvolles Zitherspiel an Kobell einen so gelehrigen Schüler fand. Dreyer hat aus Kobell-Dichtungen, die er gewiß unzählige Male, nach immer neuen Gesichtspunkten, durchgelesen haben muß, ein wahres Studium gemacht. Dabei assistierte ihm ein außerordentlich scharfes philologisches Gehör, welches insbesondere bei der Charakteristik von Kobells Nachfolgern im sogen. altbayerischen Idiom hervortritt. Kobells humoristische Ader hat vielfach ähnlichen Pulsgang mit Moriz Schwind: beide sind bei aller Feinfühligkeit zuweilen doch auch grobkörniger gestimmt, als ihnen selbst zum Bewußtsein kam; beiden eignete im geselligen Verkehr eine oft knütteldicke Offenheit, die häufig nur als Deckmantel für die eigene Rührung diente, wie z. B. Kobell bei Vorlesung seines „Brandner-Kaspar" (der übrigens als echter Extrakt seiner ganzen Dogmatik gelten kann) „an seinen eigenen Kohlen schmolz" ebenso wie Goethe bei Vortrag einzelner Teile seiner „Dorothea". Eine solche Stimmung ist immer berechtigt, wenn durch vollendete Form ein Kunstwerk den höchsten

[1]) Wir verweisen übrigens auf Dreyers Artikel zur Centenarfeier Franz v. Kobells in Beil. 160 Allg. Ztg. 1903.

Adel empfängt. Aber auch vom Weimarischen Olympier erging manch scharfgeprägtes Wort; Kobells Kugeln verfehlten nie ihr Ziel und selbst der verheerende Pfeil des Spottes wurde von Lasaulx immer „klangvoll vom Bogen geschnellt". Es war und bleibt das Vorrecht des echten Genius: die Wahrheit in der prägnantesten Form zum Ausdruck zu bringen. (Dr. Dreyers Schrift erschien als Separatabdruck aus den Publikationen des Historischen Vereins von Oberbayern, welcher in neuester Zeit eine Reihe sehr anziehender ähnlicher Monographien edirte, z. B. von Dr. Karl Trautmann, Legband (Münchener Bühne und Literatur im 18. Jahrhundert), O. Kronseders Lachner-Biographie (mit den zahlreichen Reproduktionen nach Zeichnungen von Moriz Schwind) u. s. w., welche gewiß unseren innigsten Dank verdienen.)

Für die Echtheit des Privilegium minus. In der Beilage dieser Zeitung Nr. 168 hat A. v. Wretschko in einem Aufsatze „Zur Frage der Echtheit der österreichischen Freiheitsbriefe" seine Zustimmung zu dem Angriffe ausgedrückt, welchen W. Erben in seiner Schrift: „Das Privilegium Friedrichs I. für das Herzogtum Oesterreich" gegen die Echtheit des sogenannten Privilegium minus Friedrich Rotbarts vom Jahre 1156 gerichtet hat. Ohne mich vorerst hier in eine weitere Polemik darüber einlassen zu wollen, muß ich doch darauf hinweisen, daß ich — was Hrn. v. Wretschko entgangen zu sein scheint — bereits in Nr. 16 (vom 23. April d. J.) der Deutschen Literaturzeitung meine schweren Bedenken gegen Erbens Aufstellungen in einer ausführlichen Anzeige von dessen Schrift dargelegt und mich für die Echtheit des Privilegium minus und gegen die von Erben angenommene Interpolation ausgesprochen habe.

München, 26. Juli 1904. H. Simonsfeld.

∷

Allgemeine Rundschau.

Meeresforschungen.

Vom internationalen Kongreß für Meeresforschung, der zur Zeit in Kopenhagen tagt, wird der Nationalzeitung geschrieben, habe bereits die erste Sitzung viel Interessantes gebracht. So haben die schottischen Untersuchungen, die sich auf die Meeresteile um Schottland erstrecken, den Nachweis erbracht, daß der Teil des Golfstromes, der bis zu den Faröern geht, nicht, wie bisher angenommen, von dort unmittelbar gegen die norwegische Küste läuft, sondern einen Bogen in südöstlicher Richtung bis zu den Shetlandsinseln macht und erst hier in östlicher und nordöstlicher Richtung nach Norwegen geht. Der südlichste Teil des Golfstromes sendet, wie ebenfalls ein Ergebnis dieser Untersuchungen ist, einen Zweig in die Nordsee, indem er südwärts längs der Küsten Schottlands und Nordenglands läuft, von dort zur Küste Jütlands und dann weiter gegen Norden geht. Für die Nordsee ist dieser Teil des Golfstromes von besonderer Bedeutung, denn er gibt diesem Meeresteil einen hohen Salzgehalt und eine hohe Temperatur. An der internationalen Meeresforschung sind bekanntlich Deutschland, die skandinavischen Länder, England und Schottland, Rußland und Finnland, sowie Holland beteiligt. Nachträglich hat sich auch Belgien angeschlossen. Bedingung ist, daß alle Staaten die Untersuchungen mit eigens eingerichteten Fahrzeugen ausführen, zu welchem Zweck das Deutsche Reich den Forschungsdampfer Poseidon beschafft hat, der die international vorgeschriebenen vier jährlichen Terminfahrten sowohl in der Nordsee wie in der Ostsee ausführt. Besonderen Wert erhält die gegenwärtige internationale Meeresforschung durch den Umstand, daß sie zunächst fünf Jahre hindurch fortgesetzt wird. Bei dieser umfangreichen methodischen Arbeit kann erwartet werden, daß die Forschungen ein erschöpfendes Bild über alle Verhältnisse des Meeres geben, namentlich auch über Fragen, die für die praktische Fischerei von größter Bedeutung sind, wie die Wanderungen der Fische und die angebliche Ueberfischung der Nordsee, Klarheit bringen.

Akademie der Wissenschaften zu München.

Juli-Sitzungen. In der philosophisch-philologischen Klasse legte Herr Kuhn als Klassensekretär vor eine Abhandlung: Einige neugefundene etruskische Inschriften. Herausgegeben von Alf Torp und Gustav Herbig. Einige auf zwei italienischen Reisen von den beiden Genannten gesammelte Inschriften werden hier zum erstenmal kritisch mit genauen Faksimiletafeln herausgegeben. Es handelt sich um etwa 60 meist kurze Inschriften: einzeln ist keine von bemerkenswertem Umfang, doch enthalten sie im ganzen nahezu 200 Wörter, leider zum größten Teil wieder Personennamen, die indes öfters durch besondere Bildung auffallen. Die Fundgegenstände zeigen eine bunte Mannigfaltigkeit, und Sarkophag-, Cippus-, Ossuarien-, Grabziegel- und Steininschriften wechseln mit Instrumentuminschriften der verschiedensten Typen. Die Fundstätten verteilen sich über einen großen Teil des einst von Etruskern besiedelten Gebietes: Cortona, Chiusi, Città della Pieve, Perugia, Orvieto, Bolsena, Proceno bei Acquapendente, Viterbo, Toscanella und Corchiano sind vertreten. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Sarkophaginschriften und unter diesen zweifellos die Funde von Toscanella. Geben verschiedene der Cippen- und Instrumentuminschriften zunächst nur neue Rätsel auf, so scheinen einige Aufschriften der altertümlichen Toscanella-Sarkophage die Lösung eines anderen zu fördern: des heiß umstrittenen Problems der etruskischen Zahlwörter, das einem älteren Toscaneller Fund, den berühmten Würfeln, seine Formulierung verdankt. Die Abhandlung wird in den Sitzungsberichten gedruckt werden. Herr Schlagintweit hielt einen für die Denkschriften bestimmten Vortrag: Bericht über eine Adresse an den Dalai Lama in Lhassa (1902) zur Erlangung von Bücherverzeichnissen aus den dortigen buddhistischen Klöstern, dessen Abdruck — mit dem Text der inzwischen über Peking nach Lhassa übermittelten Adresse — die sämtlichen auf den Gegenstand bezüglichen Aktenstücke beigegeben werden sollen. Der Klassensekretär legte ferner vor eine Abhandlung des Paters W. Schmidt in St. Gabriel, Mödling bei Wien: Grundzüge einer Lautlehre der Khasi-Sprache in ihren Beziehungen zu derjenigen der Mon-Khmer-Sprachen. Mit einem Anhang: Die Palaung-, Wa- und Riang-Sprachen des mittleren Salwin. Es wird nach einer eingehenden Analyse der Präfix- und Infixbildungen des Khasi das gesamte Lautsystem einer speziellen Erforschung unterzogen und auf Grund derselben festgestellt, daß das Khasi den eigentlichen Mon-Khmer-Sprachen gegenüber ein selbständig entwickeltes Glied des diese und andere Gruppen umfassenden Sprachstammes darstellt. Die im Anhang erörterten Sprachen bilden dann — wie nach ihrer geographischen Lage zu erwarten ist — die Vermittlung zwischen den beiden. Die Abhandlung wird in den Denkschriften gedruckt werden. Herr Furtwängler machte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mitteilung: Zu früheren Abhandlungen. 1. Zu den marathonischen Weihgeschenken der Athener in Delphi. Mit Bezug auf die neueren Veröffentlichungen von Homolle und Pomptow wird die Frage über die Topographie der Denkmäler am Anfang der Periegese des Pausanias von neuem behandelt. Ein Anhang hierzu gibt eine neue Rekonstruktion des plataeischen Weihgeschenkes in Delphi. 2. Zu den Tempeln der Akropolis. Es wird die neue These von Dörpfeld behandelt, wonach das Erechtheion nur einen Teil des ursprünglich geplanten viel größeren Baues darstellt, und werden die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Geschichte der Akropolis gezogen. Dabei kommt auch die Frage nach der Zeit der Erbauung der Propyläen und des Athena Nike-Tempels zur Erörterung. 3. Zum Tropaion von Adamklissi. Es werden die neueren Behandlungen der Frage erörtert und wird die Datierung des Denkmals in die Augusteische Zeit neu gestützt.

In der mathematisch-physikalischen Klasse hielt Herr Adolf v. Baeyer einen Vortrag: „Ueber Anilinfarbstoffe"; derselbe wird anderweit veröffentlicht werden. Herr W. Muthmann reichte

nachträglich eine von ihm und F. Fraunberger verfaßte Abhandlung: „Ueber Passivität der Metalle" ein, welche den Inhalt des von ihm in der Juni-Sitzung gehaltenen Vortrages bildet.

In der historischen Klasse legte Herr Traube den in den Denkschriften gedruckten dritten Teil seiner Palaeographischen Forschungen vor: Jean-Baptiste Maugérard. Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte von L. Traube und R. Ehwald. Es wird in dieser Abhandlung der Versuch gemacht, die mannigfachen Transaktionen aufzuklären, durch die der im Titel genannte Bibliophile in den Jahren 1766 bis 1815 Verwirrung in die Bestände hauptsächlich der französischen und deutschen Handschriftensammlungen gebracht hat. Die Bibliotheksvorstände werden ersucht, der Abhandlung ihre Aufmerksamkeit zu schenken und weitere Beziehungen Maugérards nachzuweisen, an denen es nicht fehlen wird.

Derselbe sprach ferner: Ueber den Anonymus Cortesianus. Im Jahre 1884 fand Herr Giacomo Cortese, jetzt Lehrer an der Universität zu Rom, ein Fragment, wie er meinte, der verlorenen Vita Catonis des Cornelius Nepos, das erlesene und sonst nicht überlieferte Nachrichten über literarische Strömungen in Rom zur Zeit des Dichters Ennius und des Historikers A. Postumius Albinus enthält, und veröffentlichte es zusammen mit einem Faksimile. Obgleich alsbald aus der Sprache der Nachweis erbracht wurde, daß Nepos nicht der Verfasser sein könne, hat man doch sonst dem merkwürdigen Stück, das man einem späteren römischen Historiker zuschrieb, vollen Glauben geschenkt und sein Inhalt ist längst Gemeingut der römischen Literaturgeschichte geworden. Allein Herr Cortese war das Opfer einer frechen Fälschung geworden. Der Nachweis kann auf paläographischem Wege geführt werden. Und da die Kenntnisse des Fälschers gering waren, so genügt, um ihn zu entlarven, das erwähnte Faksimile. Herr Brentano hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag: Ueber die Entstehung des modernen Kapitalismus. Nach einer Kritik der Meinung Sombarts, die er ablehnt, führt er aus, der moderne Kapitalismus habe sich in ununterbrochener Kontinuität aus den Ansätzen entwickelt, welche bereits in der römischen Kaiserzeit dazu vorhanden gewesen und welche in Byzanz und den sarazenischen Staaten weitere Fortbildung gefunden hätten. Im Occident habe der moderne Kapitalismus seinen Anfang in Italien genommen. Der Vortragende scheidet Italien in eine nordöstliche Hälfte, in welcher eine Landwirtschaft möglich gewesen, ausreichend, um die dort Wohnenden zu ernähren, und in eine südwestliche, in welcher die hierzu nötigen Bedingungen fehlten. Diese Scheidung falle im großen und ganzen mit den Grenzen der Langobardenherrschaft und denen der Stadtgebiete zusammen, die mehr oder weniger byzantinisch geblieben. In den letzteren entwickelte der Handel mit dem byzantinischen Reiche und den sarazenischen Staaten sowie mit dem germanischen Hinterlande schon in der Zeit vor den Kreuzzügen die kapitalistische Unternehmung und die ihr adäquate Wirtschaftsverfassung in einem Maße, daß dort schon lange vor dem Jahre 1202, welches Sombart als das Geburtsjahr des modernen Kapitalismus betrachtet, dieser über die feudale Wirtschaftsorganisation, welche den Gegensatz zu ihm bildet, triumphiert hatte. Der Vortragende betont die Dringlichkeit von Forschungen über byzantinische Wirtschaftsgeschichte, damit die wirkliche Genesis des modernen Kapitalismus geschrieben werden könne.

•

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

14. Juli. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Herr Waldeyer. 1. Herr Engelmann las über die Erschlaffung des Herzmuskels. Die Geschwindigkeit des Erschlaffens der Muskelfasern von Vorkammer und Kammer des Wirbeltierherzens (Fische, Amphibien, Reptilien, Säuger) ist viel weniger variabel als die gewöhnlicher Muskeln. Viele Umstände, welche sie bei diesen auffällig herabsetzen — Ermüdung durch anhaltende Reizung in kurzen Intervallen, Aufhören des Blutstroms, Wasserentziehung, Einwirkung von CO_2 u. a. — haben beim Herzmuskel innerhalb sehr weiter Grenzen keinen, zum Teil sogar eher einen beschleunigenden Einfluß auf die Wiederverlängerung der Fasern. Diese funktionelle Eigentümlichkeit ermöglicht eine gleichmäßigere Wiederfüllung des klopfenden Herzens und damit eine größere Konstanz des Blutstroms in den Gefäßen, muß also als eine besonders zweckmäßige Einrichtung bezeichnet werden. 2. Herr Klein sprach über die Namen Siderophyr und Bronzit-Pallasit. Es werden die gegen letzteren Namen erhobenen Einwände widerlegt. 3. Herr Branco legte eine Arbeit des Herrn Prof. Dr. Alexander Tornquist in Straßburg i. E. vor: „Die Gliederung und Fossilführung der außeralpinen Trias auf Sardinien." Während die Trias-Bildungen Sardiniens im allgemeinen alle Hauptabteilungen der außeralpinen Trias wiedererkennen lassen, so daß hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu dieser kein Zweifel bestehen kann, beginnt in der oberen Etage des mittleren Keupers ein Facieswechsel, indem hauptdolomitähnliche Lagen sich in die Steinmergelbänke einschieben. Darin zeigt sich also der beginnende Einbruch des alpinen Meeres in das sardinische Binnenmeer. Daß dieser Einbruch dann zu einem völligen Siege des alpinen Meeres hier führte, ergibt sich daraus, daß das Rhät Sardiniens eine völlig alpine Facies in Form von Korallen- und Lithodendron-Kalken besitzt. — 4. Herr Engelmann legt vor: „Bericht über einige Untersuchungen zur Physiologie des Menschen im Hochgebirge" von Prof. A. Durig (Wien) und Prof. N. Zuntz (Berlin). Es ergab sich, daß der Ruhestoffwechsel in 2900 m kaum merklich, in 4600 m erheblich erhöht war; vorangegangene bedeutende Muskelanstrengungen hatten erhebliche Steigerungen im Gefolge. Sonnenstrahlung und Wind hatten keinen, die elektrischen Verhältnisse der Atmosphäre keinen deutlichen Einfluß. Die Gewichtsmenge der pro Minute eingeatmeten Luft erwies sich, entgegen Mosso, in beiden Höhen fast konstant. 5. Herr Schwarz legte eine Mitteilung des Herrn Dr. Edmund Landau (Berlin) vor: „Ueber eine Verallgemeinerung des Picardschen Satzes." Der Herr Verfasser beweist folgenden Satz: Wenn eine ganze transzendente Funktion

$$F(x) = a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + \ldots + a_n x^n + \ldots$$

gegeben ist, in welcher a_0 von Null und Eins verschieden, a_1 von Null verschieden ist, so gibt es eine nur von a_0 und a_1 abhängende, also von allen folgenden Koeffizienten unabhängige Zahl $R = R\ (a_0\, a_1)$ von der Beschaffenheit, daß innerhalb des Kreises $|x| < R$ sich mindestens ein Wert des Argumentes x befindet, für welchen die Funktion $F(x)$ einen der beiden Werte Null oder Eins annimmt. 6. Vorgelegt wurden die Druckschriften: Max Rothmann, Ueber experimentelle Läsionen des Zentralnervensystems am anthropomorphen Affen (Schimpansen) (Sep.-Abdr. aus dem Archiv für Psychiatrie, Bd. 38) und R. Woltereck, Beiträge zur praktischen Analyse der Polygordius-Entwicklung nach dem „Nordsee-" und dem Mittelmeertypus". I. (Sep.-Abdr. aus dem Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen Bd. 18), beide Ergebnisse von Arbeiten, die mit Unterstützung der Akademie ausgeführt sind.

14. Juli. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Harnack las: „Ueber die Herkunft der 48 (47) ersten Päpste." Nur durch das „Papstbuch" sind wir über die Nation und den Vaternamen der ältesten Päpste direkt unterrichtet. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß diese Angaben, denen man bisher nicht getraut hat, größtenteils zuverlässig sind; doch gilt das nicht für die frühesten (Nr. 1—13). Die „Nation" unterliegt indes auch hier kaum einem Bedenken, während umgekehrt die Vaternamen auch noch nach Nr. 13 einige Anstöße bieten. 2. Hr. Erman teilte das Bruchstück einer ägyptischen Inschrift mit. Dieselbe stammt von der großen Sphinx her und scheint einen ähnlichen Inhalt wie die bekannte Sphinxstele gehabt zu haben. 3. Hr. Pischel legte eine Abhandlung vor: Neue Bruchstücke des Sanskritkanons der Buddhisten aus Idykutsari, Chinesisch-Turkestan. Die Entzifferung von drei Blättern in zentralasiatischer Brahmi wurde vorgelegt und das Verhältnis der Texte zum Palikanon erörtert. 4. Hr. Hirschfeld legte aus dem Nachlaß Mommsens eine nicht vollendete Studie über „das Verhältnis des Tacitus zu den Akten

des Senats“ vor. 5. Hr. Sachau überreichte im Auftrag der Verfasser das Werk: Ali Ibn Isa. Erinnerungsbuch für Augenärzte. Aus arabischen Handschriften übersetzt und erläutert von J. Hirschberg und J. Lippert. Leipzig 1904

☙

Kleinere Mitteilungen.

* **Palästina-Forschung.** Der bekannte alttestamentliche Forscher Professor Dr. Ernst Sellin in Wien trat gestern (Dienstag) über Aegypten eine neuerliche Forschungsreise nach Palästina an. Es handelt sich darum, die Ausgrabungen auf dem Tell Ta'annek, auf dem schon in zwei Kampagnen mit sehr lohnendem Erfolge gearbeitet wurde, zu einem definitiven Abschlusse zu bringen und zugleich einen passenden Platz für künftige Grabungen zu gewinnen. Professor Sellin ist diesmal begleitet von Dr. Friedrich Hrozny, der die im vorigen Jahre gefundenen keilinschriftlichen Tafeln von Ta'annek entziffert hat. Die Expedition wird von den Großindustriellen Anton Dreher und Paul v. Schoeller unterstützt, die auch schon in früheren Jahren neben anderen die Forschungen Prof. Sellins subventionierten.

* **Pädagogisches.** Bei der am 13. und 14. August zu Jena stattfindenden Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft werden verschiedene wichtige Fragen zur öffentlichen Erörterung kommen. Es handelt sich um das Problem der Volkserziehung und deren Organisierung durch den Staat und die Gemeinde, sowie um deren Förderung auf genossenschaftlichem Wege. Das Referat über den ersten Punkt, die staatliche Fürsorge über die Volkserziehung, hat Ober-Studiendirektor Dr. Ziehen (Berlin) übernommen, über die Förderung der Volkserziehung als Aufgabe der Gemeindepolitik wird Hr. Adolf Damaschke sprechen und Prof. D. Dr. Zimmer (Berlin) wird die Frage der genossenschaftlichen Förderung behandeln. Den Vorsitz des Ortsausschusses zu Jena hat Professor Dr. Rein übernommen. Das Programm der Verhandlungen wird auf Anfordern von der Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 22, kostenlos versandt.

hc. **Von deutschen Bibliotheken.** Der Bibliothekar an der Berliner Universitätsbibliothek Dr. phil. Maximilian Blumenthal ist zum Oberbibliothekar ernannt worden.

☙

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Mit einer Probevorlesung: „Die Anthropologie der Mongolen“ hat sich der Assistent an der kgl. anthropologisch-prähistorischen Sammlung kgl. Hofpriester und Diakon an der kgl. Hofkirche St. Michael Dr. Ferdinand Birkner in der philosophischen Fakultät als Privatdozent eingeführt.

* **Würzburg.** Am Montag hat sich hier Dr. H. Pauly mit einer Probevorlesung über „Die Harnsäure und ihre Derivate“ als Privatdozent für Chemie, insbesondere anorganische Chemie, habilitiert.

W. **Heidelberg.** (Zur Schloßfrage.) Die außerordentliche Generalversammlung nahm die Protesterklärung gegen die Restauration des Otto-Heinrichsbaues an. Zahlreiche Professoren waren anwesend. Die vier größten Bürgervereine schlossen sich dem Proteste an.

* **Straßburg.** Am Montag hat der Direktor der Klinik für innere Medizin, Geheimer Medizinalrat Dr. Bernhard Naunyn, seine langjährige akademische Tätigkeit beschlossen, bei welchem Anlaß ihm zahlreiche Beweise der Verehrung dargebracht wurden.

* **Leipzig.** Der Professor der indogermanischen Sprachwissenschaft an der hiesigen Universität Dr. Karl Brugmann wurde von der königl. Accademia dei Lincei in Rom zum auswärtigen ordentlichen Mitglied ernannt.

* **Kiel.** Am 19. d. M. habilitierte sich Dr. [illegible] Rößle, früherer I. Assistent am pathologischen Insti[illegible] einer Probevorlesung über „Pathologie und Immun[illegible]forschung“. Die Habilitationsschrift handelt „Ueber den [illegible]mentierungsvorgang im Melanosarkom“.

* **Aus Holland.** In Amsterdam ist, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, der Professor der Chemie an der dortigen Universität Dr. C. A. Lobry van Troestenburg de Bruyn im Alter von 47 Jahren gestorben.

* **Von Technischen Hochschulen.** Dem Dozenten für Wasserkraftmaschinen an der Technischen Hochschule zu Darmstadt Geh. Baurat Professor A. Pfarr wurden zur Fortsetzung seiner Versuche über die Bewegungsverhältnisse des Wassers innerhalb der Turbinen aus der Jubiläumsstiftung 3000 Mark bewilligt. — Dem Professor für landwirtschaftliche Technologie an der Akademie in Weihenstephan Dr. Max Bücheler wurde der Titel und Rang eines ordentlichen Hochschulprofessors verliehen.

hc. Der Assistent am chemischen Laboratorium der Berliner Bergakademie Dr. Heinrich Winter hat sich daselbst mit einer Schrift: „Ueber gelbes und rotes Arsentrisulfid, ein Beitrag zur Kenntnis der Kolloide“, als Privatdozent für Chemie niedergelassen.

☙

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Emil Stern: Grillparzers Ansichten über Sprache und Stil. (Programm der Staatsrealschule in Wien, I. Bezirk.) Wien 1904. 17 S. — Professor Dr. R. Dorr: Mikroskopische Faltungsformen. Ein physikalisches Experiment. Danzig 1904. A. W. Kafemann. 76 S. — Mitteilungen des k. u. k. Militärgeographischen Instituts. Herausg. auf Befehl des k. u. k. Reichskriegsministeriums. XXIII. Band. 1903. Mit 10 Taf. Wien 1904. R. Lechner i. Komm. 317 S. — Heinrich Hansjakob: Sommerfahrten. Tagebuchblätter. Illustr. von Curt Liebich. Stuttgart 1904. Adolf Bonz & Comp. 559 S. — Eugen Wolf: Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Tagebuchblätter. Mit 3 Porträts und 1 Brief in Faks. Berlin 1904. Egon Fleischel u. Co. 232 S. — Charles Eustace Merriman: Briefe an Papa. (Diese Briefe schrieb Pierrepont Graham, der Sohn des Dollarkönigs John Graham, an seinen Vater, den Chef der Schweinefleisch-Versand-Grosshandlung Graham u. Co. in Chicago.) Einzige autoris. Uebersetzung von Alfred Brieger. Ebda. 1904. 342 S. — Wilhelm Schmidt-Bonn: Die goldene Tür. Ein rheinisches Kleinstadtdrama in drei Aufzügen. Ebda. 1904. 160 S. — Wilhelm Ramm: Ein Kampf um die Ehre. Colberg 1904. Firma C. Lück. 12 S. — Leo Tolstoi: Besinnt euch! Uebers. von Dr. A. Skarvan. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 98 S. — Ferdinand v. Saar: Oesterreichische Festdichtungen. (Allg. National-Bibliothek 334.) Wien. Theodor Daberkow. 44 S. — Fercher von Steinwand: Kryptofloren. Ein poetisches Spruch- und Tagebuch in vier Teilen. (Allg. National-Bibliothek Nr. 335–339.) Ebda. S. 73–258. — Dr. J. G. Haagmann, Professor an der Kantonsschule in St. Gallen: Zur Reform des Lehrplans der Volksschule. 2. neubearb. u. verm. Aufl. St. Gallen 1904. Fehr. 116 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich i. V.: H. Wassmann, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zu Ludwig Feuerbachs Geburts-Centenarium.

Am 28. Juli 1804 ist Ludwig Feuerbach in Landshut geboren. Seit seinem Tode sind über 30 Jahre verflossen. Trotzdem also die gesetzliche Schutzfrist vorüber ist, hat erst ein einziger Verleger gewagt, eine neue Ausgabe der von Otto Wigand verlegten Originalausgabe zu machen. Unsere billigen Verlage haben es bis jetzt nicht der Mühe wert gefunden, auch nur sein Hauptwerk, das „Wesen des Christentums", durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Auch nach seinem Tode bleibt dem Philosophen der eigentümliche Unstern treu, der sein Leben begleitet hat. Für Schopenhauer ist die Zeit gekommen, da er gelesen wird. Für Feuerbach anscheinend immer noch nicht — trotz der edlen Bemühungen eines Jodl, eines Bolin.

Da trifft es sich günstig, daß ein Franzose durch ein umfangreiches und inhaltsreiches Buch zu zeigen unternimmt, welch eigenartigen und bedeutenden Denker die Deutschen in Ludwig Feuerbach ignorieren; welch mächtige Wellen von dem Mann einst ausgegangen sind; wie tief und stark er mit dem geistigen Gesundungs- und Befreiungsprozesse des neunzehnten Jahrhunderts verwachsen ist.[1]) Vor kurzem erst hat Emil Faguet in einem sehr lesenswerten Bande versucht, sich selbst und seinen Landsleuten die Philosophie Nietzsches auseinanderzusetzen; A. Bosserts Essay über Schopenhauer ist noch kein Jahr alt; und schon zeigt A. Lévys Werk über Feuerbach, wie stark das Interesse der Franzosen an deutscher Philosophie immer noch ist. Es ist mehr als ein hübscher Zufall, daß es gerade die drei großen Ungünstigen der neueren deutschen Philosophie sind, denen auch in Frankreich die Teilnahme der Gebildeten sich in wachsendem Maße zuwendet. Große geistige Strömungen lassen sich nicht in ihrem Laufe hemmen; sie gehen ihre Bahn, es nützt alles nichts, sie durchbrechen die Grenzen der Nation, der Sprache. Nichts Bedeutendes, was einmal in der Welt gedacht und ausgesprochen worden ist, kann je mehr verloren gehen. Es mag lange unbeachtet am Wege liegen und warten. Das Große **kann** warten; es steht außer der Zeit; es ist Zeitgenosse des Großen aller Jahrhunderte.

Feuerbach gehört zu den Denkern, deren Philosophie einen konsequenten Gang der Entwicklung darstellt. Seine Werke sind seine Biographie. Er geht langsam vorwärts, mit Umsicht, aber sicher und entschieden. Die gleiche besonnene Energie ist seinem Leben wie seinen Werken eigentümlich. Von dem Moment an, wo er Paulus in Heidelberg verläßt, um zu Hegel nach Berlin zu gehen, gibt es für ihn kein Halten mehr auf dem eingeschlagenen Wege. Es ist heutigestags Mode geworden, über Hegel ziemlich unbillig zu urteilen. Die ungestüme Ablehnung Hegels, zu der ein Schopenhauer Recht und Pflicht in sich fühlte, steht auch nur einem Schopenhauer zu. Die Deutschen im allgemeinen aber tuen Unrecht, leichthin über einen der bedeutendsten Köpfe des neunzehnten Jahrhunderts zu urteilen; über den letzten großen Systematiker, der einen Gedankenbau von großartigen Dimensionen mit Hilfe einfacher architektonischer Prinzipien gesetzmäßig und einheitlich konstruiert hat. Der Mann, zu dessen Füßen alles sich sammelte, was in Deutschland an Intelligenz und philosophischem Ehrgeize vorhanden war, kann nicht der hohle Charlatan gewesen sein, als den seine Verkleinerer ihn darzustellen lieben. Die Logik hat damals ihre lautesten und festlichsten Triumphe gefeiert; die jungen Leute berauschten sich ganz mit dem logischen Feuertranke, den ihnen der Meister kredenzte. Eine immense Gedankenschulung, ein keckes Drauflosstürmen auf das scheinbar Unmöglichste ist die nächste Folge. Der Bezirk des Schwierigen war wieder um ein großes Stück kleiner geworden; es war wie mit der ersten Ersteigung des Matterhorns oder der Kleinen Zinne oder des Uschba: wieder war eine Leistung da, an der man alle kommenden Leistungen eine Zeitlang messen konnte; ein Maximum von Geschmeidigkeit, von Technik der Problemlösung, von Spürsinn, Adaptionsfähigkeit an neue Aufgaben war geleistet. Der rein technische Gewinn, die gewonnene schmiegsame Kraft blieb, mochte auch die Leistung an sich an Wert verlieren.

Feuerbach ist nicht ungelohnt und nicht ungestraft durch die scharfe Schule bei Hegel gegangen. Die Lust an syllogistischer Entwicklung schwieriger Gedankenreihen ist ihm zeitlebens geblieben, zeitlebens auch die etwas monotone, rabulistisch klingende Leidenschaft logischer Ueberredung, die in prachtvollen Antithesengewittern anrückt. Von was er sich jedoch von Anfang an nie hatte locken lassen, das war Hegels Vorliebe für das Dunkle, Bedeutende um jeden Preis, für die feierliche Unklarheit, die zugleich skeptische und dogmatische Zweideutigkeit: man kann Feuerbach vorwerfen, daß er im Eifer manchmal zu deutlich wird, — Mangel an Deutlichkeit ist jedenfalls sein letzter Fehler.

Der Tod Hegels bedeutet für die Philosophie das, was der Tod Goethes für die Dichtung bedeutet hatte: nicht etwa das Ende einer Epoche, am wenigsten das Ende einer klassischen Epoche, sondern das Verschwinden des größten gleichzeitigen Namens vom Schauplatze, Raum und Licht für die zahlreichen jungen Talente, die allenthalben grün und üppig hervorschießen. Wie Lévy fein und richtig bemerkt: „Der Geist der Hegelschen Philosophie triumphiert über den Buchstaben des Hegelschen Systems." Die vieldeutigen,

1) *La philosophie de Feuerbach*, son influence sur la littérature allemande contemporaine, par *A. Lévy*, professeur au Lycée de Toulouse. 1 volume in 8⁰ de la Bibliothèque de philosophie contemporaine, 10 Fr. (Félix Alcan, éditeur).

schwer faßlichen Ausdrücke Hegels werden mit einem Male revolutionär und unheimlich leicht zu fassen; die Rechtsphilosophie fängt an, die Zukunft interessanter zu finden als die Vergangenheit; die rationalistische Religionsphilosophie wird zur kritischen Religionsgeschichte. Hegels Philosophie war die Vergöttlichung der Logik, ein Panlogismus, wie er nie vordem da gewesen war. Der lang vernachlässigte „Wille" rächte sich. Mit einem Schlage wird die Philosophie mit ihren Grenzgebieten aktuell; von ihren Vertretern gilt, was Goethe einmal von den Mitarbeitern des Globe sagt: „Sie schreiben keine Zeile, die nicht politisch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete." „Nicht die Uebergriffe der Philosophen hatten die Gewissen erregt; nein, die Frechheit der Reaktion hatte die Denker erbittert," damit charakterisiert Lévy die nunmehrige Offensive des linken Hegelschen Flügels ganz richtig.

Zwei Berliner Berufungen sind typisch für die Zeit, in der Feuerbach sich entwickelt: diejenige Schellings als Nachfolger von Hegel, diejenige Stahls in die juristische Fakultät als Nachfolger von Gans. Der alternde Schelling, der sich selbst nicht mehr verstand, schien der Reaktion ganz der geeignete Mann, das allenfalls von Hegel Aufgewühlte zu sänftigen. Feuerbach selbst hat sich an dem Kampfe gegen den Theosophen Schelling nicht unmittelbar beteiligt; er hatte Wichtigeres zu tun. In lapidarer, auch heute noch herrlich wirksamer Polemik verhöhnte er F. J. Stahls Rechts- und Staatslehre und das drollige System der Medizin des bayerischen Obermedizinalrats J. N. v. Ringseis. Die vierzehn kurzen Pamphlete, die den ersten Band der Feuerbachschen Werke bilden, geben ein glänzendes Gesamtbild vom Manne selbst, von seinem tiefen, ingrimmigen Ernste, seiner bohrenden Konsequenz, seinem vernichtenden Hohne. Seine Studien zur Geschichte der Philosophie folgten, besonders die Bemerkungen über Bayle und das Toleranzprinzip. Bald jedoch lockte ihn eine neue Aufgabe, seine Aufgabe: das Wesen des Christentums zu beschreiben. Feuerbach ist Strauß gegenüber weitaus die tiefere, im strengen Sinne religiösere Natur. Er ist in seiner Kritik am rücksichtslosesten, der schroffste Feind jeder Versöhnung der ewigen Gegensätze, zugleich der vorgeschobenste Posten im Kampfe. Es wäre erheiternd, jedenfalls lehrreich, eine Kritik Feuerbachs über Harnacks Wesen des Christentums sich vorzustellen: gerade die theologische Unbestimmtheit, das Hineininterpretieren philosophischer Ideen in das Dogma, die theologische Vorsicht, mit schillernden Worten gleichzeitig Ja und Nein zu sagen, zweierlei Wahrheiten halb und halb erraten zu lassen, die eine für den großen Haufen, die andere für die theologischen Humanisten —, das alles war es, wogegen Feuerbachs stürmischer Wahrheitsdrang sich bäumte.

Gleichzeitig wird dem Philosophen ein anderes klar und deutlich, nämlich die innere Unmöglichkeit für ihn, Universitätslehrer zu werden. Er wußte, daß nur ein gänzlich unabhängiges Leben, mochte es noch so dürftig sein, ihn befriedigen konnte. Die Existenz des philosophischen Schuhmachers Jakob Böhme, das stolze, einsame und schweigsame Leben des brillenschleifenden Spinoza schienen ihm erstrebenswerter zu sein als ein durch Kompromisse erkauftes Wirken als Universitätslehrer für Philosophie. „Laßt mich in Frieden! Ich bin nur so lange E t w a s, solange ich N i c h t s bin."

Schon in den „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit" hat man den ganzen Feuerbach mit seiner triumphierenden Verachtung des Todes, seiner inbrünstigen Treue gegen Erde und Leben; auch e r hat, wie Nietzsche, seinen „Hymnus auf das Leben" geschrieben, auch e r in d i e s e m Leben d a s Leben überhaupt gepriesen, in jedem Augenblick eine ewige Bedeutsamkeit und Fülle gesehen: „Unsterbliches Leben ist d a s Leben, das um sein selbst willen da ist, das seine Bestimmung, seinen Zweck und Wert in sich selbst hat, — unsterbliches Leben ist inhaltsvolles Leben. Jeder Augenblick des Lebens ist erfülltes Sein, von unendlicher Bedeutung, um seiner selbst willen, durch sich selbst gesetzt, in sich selbst befriedigt, uneingeschränkte Bejahung seiner selbst; jeder Augenblick ist ein Trunk, der bis auf den Grund den Kelch der Unendlichkeit ausleert, der wie der Wunderkelch des Oberon immer aus sich selbst wieder sich erfüllt. Toren sagen, das Leben sei ein bloßer leerer Schall, vergehe wie der Hauch, verwehe wie der Wind. Nein! Das Leben ist Musik, jeder Augenblick eine Melodie oder ein erfüllter, seelenvoller, geistreicher Ton!" Auch darin trägt jenes geistsprühende Erstlingswerk das Gepräge seines Verfassers, daß es von einer sonderbaren, ingrimmigen Lust an der Ziehung von Konsequenzen durchglüht ist. Die Konsequenz und die Antithese — das sind die zwei dominierenden Gewalten im Denken und Schreiben Feuerbachs; die Antithese jedoch immer eine notwendige, nie eine willkürliche, immer eine logisch-konsequente, nie eine nur stilistisch-effektvolle Antithese. Die Konsequenz war ihm das Entscheidende, der Mut zu jeder, auch der strengsten und härtesten Konsequenz das eigentliche Kriterium des Philosophen. Mangel an Konsequenz war ihm gleichbedeutend mit Heuchelei oder Feigheit.

Lévys Buch ist in zwei Hauptteile zergliedert: 1. Die Philosophie. 2. Der Einfluß. Der zweite Teil ist dem Verfasser wichtiger als der erste; er ist auch mehr als doppelt so lang; auf ihn wird vielleicht später einmal zurückzukommen sein. Im ersten Teile hat der Verfasser eine sehr glückliche Disposition gewählt. Hier ist der ungefähre Inhalt des 6. Kapitels: Er untersucht Feuerbachs Stellung unter seinen Zeitgenossen, seine hervorragende Position gegenüber seinen Mitstrebenden, Förderung und Hemmung, Reiz und Lähmung, die er durch seine zeitliche Umgebung erfuhr (Feuerbach et la gauche hégélienne). Er zeigt, wieso Feuerbach dazu kam, seine berühmten Sätze zu schreiben: „Einst war mir das Denken Zweck des Lebens, aber jetzt ist mir das Leben Zweck des Denkens." „Die wahre Philosophie besteht darin, nicht Bücher, sondern Menschen zu machen." Er vergleicht ihn mit Comte, der, von einem anderen Lehrmeister, Joseph de Maistre, einem anderen religiösen Prinzip, dem Katholizismus, endlich von der Naturwissenschaft, nicht von der Theologie ausgeht und sich einen Positivismus aufbaut, der demjenigen Feuerbachs in vielem wesensverwandt ist (Le positivisme de Feuerbach). Das Problem der Unsterblichkeit, das triumphierende Ja-Sagen zum Leben, zu dem vom Tode begrenzten, ohne den Tod nicht zu denkenden, durch den Tod endgültig und feierlich besiegelten Leben ist Feuerbachs Herzens- und Lieblingsproblem; es hat ihn zum Philosophen gemacht, ihm gewissermaßen die Zunge gelöst; an ihm ist er nicht nur zum Philosophen, sondern auch ein wenig zum Dichter geworden, wie die kecken Distichen und die an Schellings Heinz Widerporsten gemahnenden Reimverse auf den Tod beweisen (L'immortalité). Im „Wesen des Christentums" zeigt Feuerbach zuerst eine gänzlich neue Art von Religionsphilosophie. Wie der Mensch sein eigenes Wesen, seine Sehnsucht, das Objekt seiner innigsten Wünsche ins Außer-Sich, Ueber-Sich projiziert, das war in diesem Werke zuerst mit feinstem psychologischen Eindringen dargestellt. Es ist durchaus nicht Religionsgeschichte, sondern Religionspsychologie, aus der Feuerbach das Wesen des Christentums entwickelt. Erstere — Harnack hat es erst jüngst wieder bewiesen — versagt gegenüber dem Problem vollständig. Nicht umsonst hatte Feuerbach ursprünglich die Absicht gehegt, dem Werke den Titel zu geben: *Γνῶθι σεαυτόν*. (L'essence du christianisme). Feuerbach konnte sich nicht zufriedengeben, seine Methode nur auf das Christentum anzuwenden. Die alten heidnischen Kulte mußten seine Hypothese bestätigen, oder sie war falsch. Eine Erklärung des Wesens des Christentums mußte auch das Wesen der Religion erklären, das Wesen und die Aeußerungsformen jeder historischen Art von Religion. Unter der Hand wächst dem Philosophen sein Thema: es erweitert sich zu einer Entwicklungsgeschichte der Religion von ihren Anfängen an bis zum Eintreten des Christentums. Was er sucht, ist der typische Fall, der typische Zustand, die typische Interpretation. Alles, was dazu beiträgt, hier aufzuhellen, ist ihm gleich wert und gleich willkommen: ein Vers Homers, ein Zitat aus Aristoteles, ein Satz Plutarchs, ein Bericht eines Reisenden über einen

australischen oder innerafrikanischen Stamm, der Brief eines Missionärs, die Hypothese eines Forschungsreisenden (hier berührt sich übrigens Feuerbach mit Kulturhistorikern wie Lippert und Ethnologen wie Adolf Bastian); hier vereinfacht Feuerbach schließlich seine Hypothese zu dem lapidaren Satze: Das Prinzip der Religion ist der Egoismus (L'essence de la religion). Die neue Auffassung vom Wesen der Religion und von der Stellung des Menschen involvierte eine neue Moral. Schopenhauer hatte dem Mitleiden die dominierende Stellung in der Moral angewiesen. Feuerbach geht weiter: er faßt das Mitleid als Ausdruck des Egoismus, des Glückseligkeitstriebes. „Unterdrücke den Egoismus, und du unterdrückst das Mitleid." „Deine erste Pflicht ist, dich selbst glücklich zu machen. Bist du glücklich, so machst du auch andere glücklich. Der Glückliche kann nur Glückliche um sich sehen" (La morale).

Es ist ein geistvolles und gutes Buch, von dem wir hier einen kurzen Auszug versucht haben. Gut ist die Grundanschauung, aus der es hervorging: daß die Denker aller Zeiten zusammen eine einzige Zeit, die Wahrheitsfreunde aller Nationen zusammen eine einzige Nation bilden. Gut und glücklich aber ist vor allem auch der Zeitpunkt, zu dem das Buch erschien. Die Freunde Feuerbachs begehen den Geburtstag des Mannes in stiller Feier. Manch einer mag seine Schritte zu dem alten Nürnberger Johannesfriedhof lenken, um eine Blume auf das bescheidene Grab zu legen. Zur rechten Zeit erinnert uns ein Franzose, wie groß der Mann war, der von sich sagen durfte: „Was ich bin, fragst du mich? Warte, bis ich nicht mehr bin."

Josef Hofmiller.

Modernes im Altertum.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Paul Wagler, Gymnasialoberlehrer in Wurzen bei Leipzig.

(Fortsetzung.*)

Der Pessimismus, der uns Modernen seit Schopenhauer und Ed. v. Hartmann ein vielbesprochenes Thema geworden ist, streckt seine Wurzeln weit zurück ins graue Altertum. Schopenhauer, der diese Welt bekanntlich die schlechteste aller erdenklichen Welten nannte, hat eine ganze Reihe von Vorläufern im Altertum, die sich in Weltschmerz und schwarzseherischer Stimmung gegenseitig überboten. Prodikos (Plato Axioch. 366c), Simonides, Bakchylides, alle drei aus Keos gebürtig, sie alle predigten, daß „nicht geboren zu sein und nie der Sonne Licht zu schauen das Beste sei für den Sterblichen". Aehnliche Anschauungen finden sich bei Theognis (v. 425 ff.) und gelegentlich auch bei Euripides (vgl. Nauck, Euripidis fragmenta, Leipzig, 1869, Nr. 452). Herodot (V 4) erzählt von dem thrakischen Volke der Trauser, sie hätten die Neugeborenen beweint und den Tod als Erlösung von allen irdischen Leiden gepriesen.

Im äußersten Nordosten Sibiriens pflegen heutigestags noch die sogenannten Renntier-Tschuktschen die Greise und Kranken zu töten, um ihnen lange Leiden und schweren Todeskampf zu ersparen. Ein jeder Lebensmüde dieses Stammes sieht seine Tötung als eine Art Wohltat und Liebesdienst an. Man kann dreist behaupten, daß diese Greisentötung, die dem Töten alter, schwacher und hilfloser Exemplare in der Tierwelt — besonders der Vogelwelt — durch gesunde Individuen der gleichen Gattung und Art entspricht, in den ältesten Kulturperioden der Menschheit bei vielen Völkern nahezu die Regel gebildet hat. Strabo berichtet von Greisentötung bei den Baktrern (XI 11, 3), bei den Kaspiern (XI 11, 8) und bei den Massageten (XI 8, 6); Aehnliches weiß Herodot zu erzählen (I 216, III 99). Nach Porphyrios — † um 300 nach Chr. — (de abstinentia ab esu anim. IV 21) wurden bei den Skythen die Greise lebendig begraben. Es gab eine Zeit der Unkultur, wo sogar in Italien die Alten und Gebrestigen von der Brücke herunter in den Tiber gestürzt wurden. Die sprichwörtlichen Redensarten depontani senes und sexagenarii de ponte, womit man alte klapperige Greise bezeichnete, die die „60" hinter sich hatten, hatte sich in Rom noch bis in die Zeiten der Kultur hinein erhalten, wo man sich später der früheren barbarischen Sitte selbstverständlich schämte und von ihr nichts wissen wollte, auch nicht in der historischen Erinnerung. An die Stelle des Umgebrachtwerdens trat später infolge überkommener uralter Landessitte das Umgebrachtseinwollen, bezw. das Sichselbstumbringen der Greise und Krüppel. In der Phokäerpflanzstadt Massilia konnten sich alte Selbstmordkandidaten auf dem „Rathause" melden, wo man ihnen nach Untersuchung ihres „Falles" feierlich Schierling verabfolgte, der dort immer vorrätig gehalten wurde (vgl. Val. Max. II 6, 7 gegen Ende). Und auf der Insel Keos galt der Selbstmord kränklicher Greise noch zur Zeit des Kaisers Tiberius als etwas Selbstverständliches, von ihren Angehörigen direkt Erwartetes: die Aermsten sehnten sich nach ihrem Lebensende und beklagten ihr Los nicht im mindesten (Näheres siehe bei Bernh. Schmidt, „Der Selbstmord der Greise von Keos" in Ilberg-Gerths Neuen Jahrbüchern f. d. klass. Altert., Jahrg. 1903, 1. Abt., 9. Heft, S. 617 ff.).

Wenn wir Modernen ein Gepäckstück durch den Diener nach dem Bahnhof schaffen lassen mit dem Auftrage, es dort einstweilen im Gepäckaufbewahrungsraume für uns, die wir erst in einigen Stunden nachfolgen werden, zu deponieren, so zerreißen wir nicht selten die erste beste Visitenkarte und geben dem Diener die eine Hälfte mit, damit er diese an der Bahn mit abgibt. Wer später die genau passende andere Hälfte vorzeigt, legitimiert sich dadurch auf die einfachste und sicherste Art von der Welt als Eigentümer des Gepäcks. Der Gedanke ist nicht übel ausgedacht und jedenfalls sehr praktisch; aber die Idee an sich ist keineswegs neu. Im Altertum gab es die sogen. tessera hospitalis, die freilich ganz anderen Zwecken diente, aber doch — und darauf kommt es hier für uns an — von der gleichen Grundidee ausging, nämlich durch absichtliches Zerbrechen des Ganzen und durch Wiederzusammenpassen der beiden Teile ein einwandfreies Erkennungszeichen herzustellen. Diese tessera hospitalis (griech. σύμβολον) war unter Privatpersonen das Zeichen der Gastfreundschaft. Sie war eine Art Würfel und wurde in der Mitte durchgebrochen oder gespalten, und jede Partei hob ihre Hälfte sorgfältig auf, um durch späteres Aneinanderpassen der Hälften noch nach vielen Jahren, ja selbst noch nach Generationen ein Wiedererkennen mit Bestimmtheit zu ermöglichen: die Bruchflächen mußten eben voll und ganz in- und zueinander passen. Dieses Institut antiker Contremarken verpflichtete die Gastfreunde nicht bloß zu gegenseitiger gastlicher Aufnahme, sondern auch zu Schutz und Hilfe in allen politischen und privaten Angelegenheiten (vgl. Plato conviv. 191 d = cap. 16 am Anfang und gegen Ende Plaut. Poen. 901 Cist. 232).

Die Sitte, Mauern und Hauswände zu beschmieren, ist uralt. Wer in Pompeji war, wird gesehen haben, daß die Wände der Häuser mit unzähligen Pinseleien (dipinti) und Kritzeleien (graffiti) bedeckt sind. Die ersteren sind leicht, die letzteren schwer zu entziffern. Beide Arten bilden sozusagen die primitivste Art der Reklame oder der Annonce. Bald handelt es sich um die Empfehlung eines geeigneten Kandidaten für irgend eine Wahl, z. B.: „Der Bürger Philippus bittet euch, den Holconicus Priscus zum Richter zu wählen" oder „Lucretius Fronto stellt sich für die Wahlen zur Aedilität vor: er wird die Stadtkasse beisammenhalten (aerarium conservabit)", bald um Mietsanzeigen, bald um bevorstehende Schaustellungen, z. B. Gladiatorenkämpfe, bald werden Steckbriefe erlassen, bald Geldbelohnungen ausgesetzt, z. B. für den, der eine gestohlene eherne Uhr wiederbringt, bald handelt es sich — namentlich bei den graffiti — um Seufzer unglücklich Liebender, bald um stumpf-

*) S. Nr. 162 und 163 der Beilage d. J.

sinnige Schmierereien von Narrenhänden ganz wie heutzutage „Der und der ist ein Esel“ (Crassus est asinus“, „Paulus est stolidus“), bald um Verewigungen von Rendez-vous Liebender (z. B. „Staphylus hic fuit cum Romula“), bald um die spontane Huldigung eines Verliebten an seine abwesende Schöne, z. B. „Cestilia, Königin der Pompejaner, süße Seele, sei gegrüßt!“

Von der Stenographie im Altertum — den Tironischen Noten u. s. w. — war schon früher (Beilage 1902, Nr. 213 S. 533) die Rede. Hier sei noch nachgetragen, daß man vor nicht langer Zeit auf der Akropolis zu Athen die Trümmer eines Steines ans Tageslicht zog, der gewissermaßen einen kurzen Leitfaden der Stenographie enthielt, eine Art Silbenschrift. Die Vokale — nicht, wie bei uns, die Konsonanten — bilden hier das Gerippe der Kurzschrift. Die Konsonanten sind als kurze bezw. lange Striche oben, unten oder an der Mitte des Vokalzeichens hinzugefügt, in gerader oder schräger Richtung, je nachdem. Der Inschriftenforscher Larfeld vermutet in seinem „Handbuch der griechischen Inschriftenkunde“, daß kein Geringerer als der große Philosoph und Polyhistor Aristoteles der Erfinder dieser Art Kurzschrift sei. Doch scheint letztere sich in der Praxis nicht bewährt zu haben, sondern sehr bald in Vergessenheit geraten zu sein. Erst dem Tiro war es — drei Jahrhunderte später — vorbehalten, nachhaltigeren Einfluß auszuüben.

Aber nicht nur die Kurzschrift war den Alten bekannt, die alten Lacedämonier hatten sich auch schon eine Art Geheimschrift ausgesonnen. Die dabei verwendeten Schriftzeichen waren dieselben wie sonst; nur das Verfahren an sich war originell und erinnert in gewissem Sinne an die oben erwähnte tessera hospitalis. Die Ephoren sowohl wie die auswärts befindlichen Feldherren hatten nämlich runde Stäbe von gleicher Dicke und gleicher Länge. Wollte ein Teil dem anderen eine geheime Nachricht geben, so wickelte er schräg um seinen Stab (σκυτάλη) einen langen schmalen Riemen und schrieb darauf der Länge nach die Botschaft, so daß das Leder, wenn es von dem Stabe abgewickelt wurde, nur eine Reihe einzelner Buchstaben enthielt, die so, wie sie dastanden, keinen Sinn gaben. In diesem abgewickelten Zustande hatte nun der jedesmalige Bote den Lederstreifen zu befördern; lesen konnte er den Inhalt also nicht. Der Empfänger des Schreibens besaß aber einen Stab von genau der gleichen Dicke, wie ihn der Absender hatte, wußte auch, wie schräg er zu wickeln hatte: er konnte mithin allein den Inhalt des Schreibens ablesen und verstehen (vgl. Aristoph. Lysistr. 991 nebst Scholion zu dieser Stelle). Die Römer übersetzten das Wort σκυτάλη mit surculus (Gellius XVII 9) oder mit clava (Cornel. Nepos Pausan. 3). Wir haben also in der alten σκυτάλη unverkennbar einen Vorläufer unserer Kryptographie sowie der modernen Chiffrier- und Dechiffrierkunst zu erblicken.

An Hofnarren ergötzten sich im Mittelalter die Fürsten und die Reichen. Auch im Altertum liebten es die Vornehmen — insbesondere bei Tafel —, sich von Possenreißern und Lustigmachern (γελωτοποιοί, scurrae, derisores) die Zeit vertreiben zu lassen. Man kann in gewissem Sinne schon den Brutus, den Neffen des grausamen Tarquinius Superbus, als ältestes Beispiel eines römischen Hofnarren in Anspruch nehmen. Dadurch, daß er sich, wie die Sage berichtet, dumm stellte (vgl. Livius I 56, 8), entging er den Nachstellungen des Königs, der sich über ihn turmhoch erhaben dünchte, und Tarquinius amüsierte sich über den ihm harmlos erscheinenden Trottel. Auch Alexander der Große und die Dionyse, die Tyrannen von Syracus, haben allerhand derartigen Zeitvertreib bei Gastereien geliebt. Von Kaiser Augustus heißt es bei Sueton (Octav. 74 am Ende): „Bei Tisch ließ er Vorleser, Schauspieler, auch selbst Clowns aus dem Zirkus und häufiger noch sogenannte schmarotzende Moralprediger oder Tugendschwätzer (aretalogos) zur Kurzweil und Erheiterung auftreten. Dagegen waren dem Augustus Zwerge (pumili), Verwachsene (distorti) und alle sonstigen Mißgeburten als unheimliche Spottgeschöpfe der Natur gründlich zuwider (Octav. 83 am Ende). Wohl aber hatte Augustus' Enkelin Julia, die Tochter des M. Agrippa, als Hofnarren einen zwerghaften Menschen namens Conopas (vgl. Plinius n. h. VII, 75). Dieser war nur 2½ Fuß hoch. Solch ein Zwerg hieß νᾶνος oder νάννος = nanus oder nannus, rein lateinisch pumilio (vgl. Gellius XIX 13, 2). Waren solche Zwerge sehr häßlich, auch sonst kretinartig und blödsinnig, so waren sie als Belustigungsnarren doppelt willkommen. Sie hießen dann moriones (von μῶρος) und waren als Rarität gesucht. In der Biographie des Domitian heißt es bei Sueton (Kap. 4): „Während der ganzen Dauer des Gladiatorenspiels stand zu des Kaisers Füßen ein scharlachrot gekleideter Zwerg — puerulus coccinatus (das deutsche Wort „Zwerg“ hängt — nebenbei bemerkt — etymologisch möglicherweise zusammen mit θεουργός = göttliche Werke verrichtend = Uebernatürliches tuend = zaubernd)[3]) — mit kleinem und ungestaltetem Kopfe; mit diesem Zwerge plauderte er sehr viel.“ Unter den Bronzen von Pompeji und Herculaneum befinden sich viele solcher Mißgestalten. Offenbar ließ man die als Hofnarren fungierenden Zwerge auch tanzen, mit Weibern kämpfen oder sich sonst pantomimisch bewegen, um sich Augenweide und Anlaß zum Lachen zu verschaffen. Es liegt offenbar eine arge Entgleisung des Gefühlslebens, ja geradezu etwas Rohes darin, sich durch verwachsene und mißgestaltete Mitmenschen belustigen zu lassen. Gott sei Dank, daß sich in dieser Beziehung unser Geschmack erheblich gebessert hat! Noch vor zwei Jahrhunderten ergötzte man sich an sogenannten Kammerzwergen, ja selbst der gewöhnliche Edelmann glaubte ihrer zu seiner Unterhaltung nicht ganz entraten zu können. In Kursachsen hatte man besoldete Hofnarren bis gegen das Jahr 1750. Peter der Große von Rußland († 1725) hatte noch so viele Hofnarren, daß er sie in verschiedene Klassen einteilen mußte, um den Ueberblick zu behalten. Eine besondere Klasse der Hofnarren ließ er diejenigen Edelleute bilden, die in ihrem Privatleben irgend eine Torheit begangen hatten und nun zur Strafe von ihm feierlich zu „Narren“ ernannt worden waren. Näheres siehe bei Nick, Die Hof- und Volksnarren (zwei Bände, Stuttgart 1861).

Ein ebenso harmloses wie ergötzliches Pröbchen von antikem Byzantinismus im kleinen möchte ich meinen Lesern nicht vorenthalten. M. Porcius Latro († 4 v. Chr.), der berühmte Lehrer der Rhetorik — er war u. a. auch der Lehrer des Ovid und ein Freund des älteren Seneca — hatte durch vieles Studieren eine blasse Gesichtsfarbe bekommen. Und seine Schüler und Verehrer? Sie hatten nichts Eiligeres zu tun, als durch absichtlichen reichlichen Genuß des bleichmachenden Kümmeltrankes (cuminum, vgl. Persius V 55: pallentis grana cumini) ihre ursprünglich rotbackigen und frischen Gesichter allesamt blaß zu machen, um auch in dieser Aeußerlichkeit ihrem großen Meister zu gleichen. Diese kulturgeschichtlich nicht uninteressante Tatsache berichtet uns Plinius (n. h. XX § 160). „Wie Latro geräuspert und wie er gespuckt, das hat man ihm glücklich abgeguckt“: so könnte man in Versuchung kommen, die bekannten Worte aus Wallensteins Lager für den mitgeteilten Fall abzuändern.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Wer sein Geld nicht kann seh'n liegen, der kaufe sich Tauben, da sieht er's fliegen“. Schon im Altertum gab es Taubennarren, d. h. Liebhaber, die für ein schönes Paar Rassetauben enorme Preise zahlten. Der römische Ritter L. Axius wollte ein Paar Tauben nicht für 400 Denare hergeben (Varro de r. r. III 7, 11; Plin. n. h. X 110), ja selbst den doppelten Preis erwähnt Columella, nämlich 640 Mark nach unserem Gelde (VIII 8, 11 f.), so daß Plinius angesichts solcher Geldverschwendung in die charakteristischen Worte ausbricht: „Es muß bei solchen Käufern nicht recht richtig im Oberstübchen sein“ („insaniunt multi“); vgl. Lorentz, Die Taube im Altertum S. 19. Für schöne Tische zahlte man im Altertum ganz horrende Summen. Besonders geschätzt waren die

[3]) Die Zwerge werden nämlich im Glauben der heidnischen Vorzeit der Deutschen als listige, übernatürliche Wesen bezeichnet.

runden aus mauretanischem Citrusholz auf Füßen von Elfenbein oder Silber. Je schöner die Maserung war, desto höher der Preis. Nach Plinius (n. h. XIII 91) gab Cicero für solch einen besonders schönen Tisch 500,000 Sesterzen aus, C. Asinius Gallus († 3 n. Chr.) gar eine Million Sesterzen, d. h. etwa 218,000 Mark. Den größten derartigen Luxustisch besaß der König Ptolemäus von Mauretanien, der Sohn des Juba; die Platte hatte 4½ Fuß im Durchmesser und ¼ Fuß Dicke (Plin. XIII 93). Auch für alte Silbersachen zeigte man viel Sammeleifer und scheute selbst die höchsten Kosten nicht. Namentlich sah man — ganz wie heutzutage — teils auf einen berühmten Namen des Verfertigers, teils aber auch darauf, daß eine möglichst hohe oder berühmte Person den Gegenstand bei Lebzeiten in Benutzung gehabt hatte (vgl. Juvenal sat. I 76 VI 157 XII 47 und vor allem Martial VIII 6).

Welche Summen werden heutigestags nicht selten von Sammlern und Liebhabern ausgegeben für an sich ganz schlichte Dinge, die bloß dadurch Wert und Interesse haben, daß sie vor Zeiten irgend einer Berühmtheit eigentümlich zugehörten. Daß ähnliche Sammel- und Andenkenfexerei schon im Altertum ihre Blüten trieb, beweist folgender Fall: Der berühmte stoische Philosoph Epiktet (um 110 n. Chr.), dessen Wahlspruch bekanntlich „leide und meide" (ἀνέχου καὶ ἀπέχου = sustine et abstine!) lautete, lebte sehr ärmlich. Sein Haus in Rom bedurfte keines Riegels. Ein Strohsack, eine hölzerne Bank, eine Decke von Binsen und eine irdene Lampe bildeten den ganzen Hausrat (vgl. Simplicius comment. ad Enchir. 101). Aber kaum war Epiktet gestorben, da kam ein Raritätenjäger und ersteigerte als „Andenken" mit Enthusiasmus des berühmten Mannes ärmliche irdene Lampe, die an sich vielleicht 1 oder 2 Drachmen wert war, für — sage und schreibe 3000 Drachmen (= 2100 M.). Lucian, der die Geschichte erzählt (adv. indoct. cap. 13), fügt boshaft hinzu, der Käufer habe wahrscheinlich geglaubt, wenn er beim Scheine dieser Lampe studiere, werde er bald ebenso weise und berühmt werden wie jener bewunderungswürdige Greis. „Noch ganz kürzlich" — so fährt Lucian (Kap. 14) fort — „bezahlte ein anderer für den Stock, den der Zyniker Proteus wegwarf, als er in die Flammen sprang, ein bares Talent (= 4700 Mark) und bewahrt ihn jetzt als ein Kleinod auf, das er vorzeigt wie die Tegeaten die Haut des kalydonischen Ebers, die Thebaner die Gebeine des Geryones oder die Bewohner von Memphis die Locken der Isis." Man sieht hieraus, daß schon die antiken Heiden Reliquien gesammelt haben. Einige andere Beispiele findet der verehrte Leser in dem Nachtrage des Dr. Landau (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Jahrgang 1902 Nr. 226 S. 14).

Wer kennt nicht die Strophe aus Bürgers Gedicht „Der Kaiser und der Abt":

> Und könnt ihr mir die drei Fragen nicht lösen,
> So seid ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
> So laß' ich euch führen zu Esel durchs Land,
> Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.

Uns interessieren hier lediglich die letzten zwei Zeilen, die das kulturgeschichtlich wichtige Eselreiten erwähnen. Offenbar galt es im ganzen deutschen Mittelalter als eine öffentliche Strafe und Schande, ganz ähnlich wie das Stehen am Pranger, das Hundetragen u. s. w. In der preußischen Armee hat sich das Eselreiten als Strafform verhältnismäßig lange erhalten. Bismarcks Urgroßvater August Friedrich v. Bismarck war Oberst und Kommandeur der später so berühmt gewordenen Ansbach-Bayreuth-Dragoner und zog im Heere Friedrichs des Großen mit nach Schlesien und Böhmen († im Mai 1742). Dieser Gestrenge ließ in seinem Regimente die Sitte des Eselreitens zur Strafe für pflichtvergessene Soldaten nicht eingehen, wohl aber gestattete er, da ein lebender Esel nicht immer gleich zu haben war, als Ersatz die Verwendung eines hölzernen Esels, der auf dem Exerzierplatze stand und zur Strafe als eine Art Pranger jeweilig bestiegen werden mußte, so oft ein militärisches Vergehen Sühne erheischte. Noch Fürst Bismarck soll gelegentlich im Scherze versichert haben, daß sein Urgroßvater mit seiner Strafmethode viel Erfolg gehabt habe. Im Mittelalter wurden mit dem Eselreiten meist Frauen[4]) bestraft, die ihren Mann geschlagen oder sich sonst gegen ihn vergangen hatten. Dabei war es Sitte, daß der beleidigte Gatte den Esel selbst durch die Gassen der Stadt führte, während die Sünderin rittlings auf dem Langohr saß. Bis ins 16. Jahrhundert und noch länger nannte man unglückliche Ehen mit bezug auf diesen Brauch einfach „Eselsehen". Erwähnt sei noch, daß die adelige Familie der Frankensteiner vom Darmstädter Rate Jahrhunderte hindurch alljährlich eine bestimmte Geldsumme empfing, wogegen sie die Verpflichtung übernahm, den Esel zu liefern, so oft er gebraucht wurde. Hat es nun so etwas wie Strafeselreiten schon im Altertum gegeben oder nicht? Die Antwort lautet „ja", und zwar bei den Kymäern. Die Hauptstelle findet sich bei Plutarch im 2. Kapitel seiner Quaestiones Graecae. Dort wird erzählt, daß bei den Kymäern Ehebrecherinnen, die man in flagranti erwischte, zunächst auf den Marktplatz geschleppt und dort auf einen weithin sichtbaren Stein gestellt wurden, den gute Menschen als unreinen Stein mieden. Dann wurde ein Esel herbeigebracht; die Sünderin mußte ihn als ὀνοβάτις, was als Schimpfwort galt, besteigen und wurde so zum allgemeinen Skandal im Kreise durch die Stadt geführt. Alsdann ging es wieder zurück zum Prangerstein. Ihn mußte jetzt die Aermste abermals besteigen und für die Zukunft ehrlos bleiben (ἔδει ... τὸ λοιπὸν ἄτιμον διατελεῖν). Soweit Plutarch.

Die Burg Greifenstein zwischen Bozen und Meran heißt im Volksmunde das „Sauschloß", weil die Belagerten im Jahre 1426 von dort oben ein lebendes Schwein heruntergeworfen haben sollen, um den Belagerer, Herzog Friedrich, glauben zu machen, von bevorstehender Hungersnot oben auf dem Schlosse könne gar keine Rede sein, da sie noch ganze Schweine wegzuwerfen hätten. Daß sich Herzog Friedrich durch diesen Trick nicht täuschen ließ, sei nur nebenbei erwähnt. Die ganze Erzählung hat aber ihr antikes, wohl gleichfalls sagenhaftes Pendant. Als im Jahre 390 v. Chr. die von den Alpen hergekommenen Gallier nach dem Siege an der Allia Rom verbrannt hatten und nun die auf dem Kapitol eingeschlossenen Römer belagerten, drohte bei den Belagerten oben Hungersnot auszubrechen. Man entschloß sich auf Jupiters Geheiß zu einer List, die zugleich eine ultima ratio war. Nur wenig Getreide war noch vorhanden. Gleichwohl wollte man dem Feinde vortäuschen, man schwelge im Ueberflusse. Man buk also vom letzten Mehle, das man hatte, noch in aller Eile Brote und warf diese vom Kapitole herunter auf die Helme und Schilde der Gallier, wo sie mit lautem Schalle auftrafen. Ovid, der uns in seinen Fasten den ganzen Hergang ausführlich schildert (VI 349—394), schließt mit den Worten: „Posse fame vinci spes excidit (nämlich den Galliern). Hoste repulso Candida Pistori ponitur ara Iovi." Dem Jupiter Pistor (dem Brotbäcker) wurde zum bleibenden Gedächtnis seines guten Rates ein marmorner Altar auf dem Kapitol errichtet.

Im Teplitzer Thermalwasser, sowie in dem Thermalwasser der Riesenquelle in Dux — beide hängen zusammen — ist kürzlich angeblich Radium entdeckt worden.[5]) Das gleiche gilt von der Quelle des

[4]) Doch fehlt es auch nicht an Belegen, daß Männer so bestraft wurden. Kaiser Otto III. soll einen römischen Konsul zu dieser Strafe verurteilt haben, und von dem englischen König Jakob I. heißt es, er habe einen Advokaten damit bestrafen lassen, weil er seinen Schwiegersohn, den unglücklichen böhmischen Winterkönig Friedrich von der Pfalz, nach dem Verluste seines Königreichs verspottet habe. Der harte oströmische Kaiser Konstantin V. in Konstantinopel ließ einen abgefallenen Patriarchen erst blenden, dann auspeitschen und zuletzt obendrein noch den schimpflichen Eselsritt machen.

[5]) Auch im Sedimente der Nauheimer Quellen ist radioaktive Substanz durch Prof. Schott nachgewiesen worden. Desgleichen darf die Strahlungsfähigkeit der Karlsbader Quellengase nach den Mitteilungen von Hermann und Pesendorfer in der Wiener Klinischen Wochenschrift für erwiesen gelten.

Clitumnus in Mittelitalien, deren strahlende Eigenschaften auf Radioaktivität von den heutigen italienischen Gelehrten zurückgeführt werden. Nun hatten freilich die Alten noch keine Ahnung von der Existenz irgendwelchen „Radiums". Sind doch selbst die Gelehrten unserer Tage über dessen Wesen keineswegs im klaren. Wohl aber waren die Alten doch schon bessere Naturbeobachter, als man gemeiniglich glaubt. Die Clitumnus-Quelle kam nämlich schon dem jüngeren Plinius, der sie aus Autopsie kannte, so merkwürdig und eigentümlich vor, daß er es für angezeigt hielt, über dieses Thema an Romanus einen besonderen Brief zu schreiben (epist. VIII 8). In diesem Briefe heißt es u. a.: „Am Fuße eines mäßigen, mit einem alten Zypressenhaine bewachsenen und beschatteten Hügels entspringt die Quelle, in mehreren, aber nicht gleich starken Adern hervorsprudelnd, und bildet, sobald sie sich hervorgearbeitet hat, ein Becken, dessen weiter Schoß so rein und spiegelklar ist, daß man die hineingeworfenen Münzen und die heraufschimmernden Kiesel zählen kann. . . . Die Ufer sind mit einer Menge Eschen und Pappeln bekleidet, welche man in dem durchsichtigen Strome, wie versenkt in seinem grünen Wasserspiegel, nachzählen kann: dabei ist das Wasser kalt und weiß wie Schnee." Wir sehen, die eigentümlichen Wirkungen und das Aussehen des Wassers fielen schon dem Neffen des älteren Plinius, also einem Zeitgenossen des Kaisers Trajan, auf. Eine gute Abbildung der Clitumnus-Quelle findet der Leser in Nr. 3165 der „Leipziger illustrierten Zeitung" (S. 266).

(Fortsetzung folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Immermanns Alexis. Von August Leffson. Eine literarhistorische Untersuchung. Gotha, Perthes 1904. 8°. 106 Seiten.

In Leffsons Untersuchung, die aus einer Berliner Dissertation von 1903 hervorgegangen ist, darf ein schätzenswerter Beitrag zur Würdigung Immermanns als Dramatiker begrüßt werden. Trotz der unleugbaren Tatsache, die auch der Verfasser der vorliegenden Monographie hervorhebt, daß Immermann seiner innersten Natur nach niemals Dramatiker gewesen, und daß er in seiner gesamten Produktion stets abhängig von Vorbildern — im Drama hauptsächlich von Shakespeare und Calderon — geblieben ist, besitzen wir in Alexis eine trotz ihrer Schwächen und Unvollkommenheiten so interessante und bedeutende dramatische Dichtung, daß der Versuch einer eingehenden literarhistorischen Würdigung dieses Werkes keiner Entschuldigung bedarf. Die Vorzüge insbesondere des ersten Teils, der „Bojaren", mit seiner vortrefflichen dramatischen Anlage, seiner scharfen und fesselnden Charakteristik, seiner kraftvollen Sprache, der große Zug des ganzen Werkes, der auch in den folgenden Teilen, trotz der zunehmenden Zerfahrenheit der Handlung, der sich steigernden Verschwommenheit der Charaktere und der formalen Unmöglichkeit des Epiloges nie völlig verwischt wird: diese Eigenschaften sichern dem Werke, nicht nur unter Immermanns dramatischen Arbeiten, eine erste und dauernde Stellung in der Geschichte unserer Bühnenliteratur. Einer einleitenden Uebersicht über die Geschichte des vielfach behandelten Stoffes läßt der Verfasser eine eingehende Untersuchung folgen über die Entstehungsgeschichte der Immermannschen Dichtung, die den Namen einer Trilogie, ähnlich wie Schillers Wallenstein, eigentlich mit Unrecht trägt, da ebenso wie dort nur die Ueberfülle des Stoffes den Dichter veranlaßte, das ursprünglich geplante Drama in zwei Stücke zu zerlegen und von dem zweiten zuletzt den Epilog „Eudoxia" als „tragischen Nachgesang" loszulösen. Den Hauptinhalt des Buches bildet sodann eine sorgfältige kritische Analyse des Werkes, die von dessen Verhältnis zu seinen historischen Quellen ausgehend, die Eigenart der Dichtung, in der die ursprüngliche Hauptfigur von der sie immer mehr überwachsenden gewaltigen Gestalt des Zaren ganz und gar verdunkelt wird, mit ihren Vorzügen und Schwächen in die richtige Beleuchtung rückt, ohne der naheliegenden Gefahr zu verfallen, sich irgendwie in eine Ueberschätzung des Werkes zu verlieren. Daß der Dichter selbst wenig Freude an der vollendeten Dichtung erlebte, erfahren wir aus dem folgenden Kapitel über die Aufnahme des Werkes, dem als letzter Abschnitt die Mitteilungen über die kurze Bühnengeschichte der Dichtung folgen. Es ist immerhin bezeichnend, daß das Gesamtwerk nur an einer einzigen Bühne (und auch da mit Weglassung des Epilogs), zu Düsseldorf unter Immermanns eigener Leitung (zum erstenmale am 21. April 1835), in Szene ging. Nach des Dichters Tod ruhte das Drama viele Jahrzehnte in völliger Vergessenheit. Erst neuerdings hat sich Wilhelm Buchholz in München durch seine zusammenziehende Einrichtung, die allerdings in einem neu erfundenen Schlusse der Idee des Originals zuwider läuft, das Verdienst erworben, dem Werk von neuem den Weg auf das Theater zu ebnen. Der Münchener Bühne (1883) folgten Bremen, Karlsruhe, Prag und Düsseldorf mit der Aufführung des Alexis in der Buchholzschen Fassung. Es wäre erfreulich, wenn Leffsons Monographie ernstgeleitete Bühnen zu neuen Versuchen mit Immermanns Dichtung anregte.

Dr. Eugen Kilian.

Allgemeine Rundschau.

Von Goethes römischem Aufenthalt.

Das kürzlich herausgegebene Goethe-Jahrbuch für 1904 enthält zwei Aufsätze „Aus Goethes römischem Kreise" von Dr. Friedrich Noack. In einem davon wird die Aufnahme Goethes in die römische Poeten-Akademie Arkadia auf Grund eingehender Quellenstudien einer Betrachtung unterzogen, welche den ganzen Vorgang in ein neues eigenartiges Licht rückt. Zunächst berichtigt Noack nach Funden in bis jetzt unbenutzten römischen Quellen, die seit Düntzer geläufige Annahme, als sei der Fürst Karl Borromäus Liechtenstein es gewesen, mit dem Goethe in Rom zusammentraf, und der bei seiner Aufnahme in die Arkadia die Hand im Spiele gehabt habe. Es wird nachgewiesen, daß nicht dieser, sondern die beiden Fürsten Philipp und Wenzel Liechtenstein im Winter 1786 bis 1787 in Rom weilten und mit Goethe wie mit literarischen Kreisen der päpstlichen Hauptstadt in Beziehung standen. Nach Noacks Untersuchung wäre der Gedanke, Goethe in die Arkadia zu bringen, aus verschiedenen Motiven entsprungen. Der römische Dichter Monti, der ihn bei den Liechtensteins kennen lernte, habe Goethes Aufnahme in die arkadische Schäferakademie betrieben, um sich sein Wohlwollen im Interesse der eigenen literarischen Laufbahn zu erwerben; die näheren deutschen Freunde unseres Dichters haben die Aufnahme als eine ihrem Landsmann zukommende Ehrung mit nationalem Stolz begrüßt und darum auf ihn eingewirkt, daß er sich der Zeremonie unterzog; die Liechtensteins dagegen scheinen nicht ganz frei von jugendlichem Uebermut gewesen zu sein, indem sie die Ernennung des revolutionären Dichters des Götz und Werther zum Mitglied eines päpstlich approbierten Dichtervereins als einen guten Witz ansahen, als einen lustigen Streich, den sie der römischen Pfaffenwelt nur zu gern spielten. Die eigentlich leitenden Kreise der Arkadia dagegen haben Goethes Aufnahme unter die arkadischen Schäfer entweder nicht gewünscht, weil der Sturm- und Drangdichter nicht recht zu ihnen paßte, oder waren vollkommen gleichgültig dagegen, weil ihnen seine bis dahin veröffentlichten Werke unbekannt geblieben waren. Noack nimmt an, Goethe sei von seinen Freunden gewissermaßen in die Arkadia hineingeschmuggelt worden, deren zeitweilige Leiter sich alsdann bemühten, jede Spur davon zu verwischen; denn tatsächlich enthalten weder die handschriftlichen Sitzungsprotokolle der Arkadia, noch die in der damaligen römischen Amtszeitung veröffentlichten Sitzungsberichte einen Hinweis auf Goethes Ernennung zum arkadischen Schäfer, während sonst die Aufnahmen neuer Genossen sorgfältig protokolliert wurden. Auch die Berichte des derzeitigen kaiserlichen Gesandten in Rom, des Kardinals Hrzan, an die Wiener Regierung, die sich in auf-

fallender Weise mit der Aufnahme Goethes in die Arkadia beschäftigen, bestärken den Eindruck, als sei dieselbe in gewissen römischen Kreisen unliebsam vermerkt worden. Mit dieser Auffassung erklärt sich auch manches Widersprechende in Goethes eigenen Berichten über die Arkadia-Angelegenheit. Er wurde offenbar, wie die Kölnische Zeitung dazu bemerkt, in die Sache hineingedrängt, ohne sich recht klar darüber zu sein; die Aufnahme selbst brachte bei ihm einen so peinlichen Eindruck hervor, daß er unmittelbar darauf in bitterster Weise darüber spottete; erst nach vielen Jahren, als dieser Eindruck vergessen war, hat er über seine Ehrung durch den römischen Schäferbund einen ruhigen, sachlichen Artikel verfaßt, der dem zweiten Band seiner italienischen Erinnerungen einverleibt wurde.

*

Die Ferienkurse der German Society in Edinburg.

n. Der Jahresbericht 1903—1904 der German Society zeigt, wie diese Gesellschaft unermüdlich bestrebt ist, deutsches und englisches Geistesleben in gegenseitige engere Beziehungen zu bringen. Während des Winters wurden monatlich Vorträge in deutscher Sprache über Gegenstände und Probleme des deutschen Lebens gehalten; im Dezember 1903 wurden Rezitationen von Hrn. Emanuel Stockhausen vom Thalia-Theater (Hamburg) vorgetragen, die dann auf Anregung der Gesellschaft auch in Glasgow und St. Andrews stattfanden. Vor allem aber war die Gesellschaft in Verbindung mit der Franco-Scottish Society und der Scottish Modern Languages Association bemüht, die Einrichtung von Ferienkursen in neueren Sprachen an der Universität Edinburg herbeizuführen. Die drei Gesellschaften reichten ein dahingehendes Gesuch an den Senat der Universität ein und erhielten auf dessen Empfehlung die Benutzung der Universitätsräume für Ferienkurse bewilligt, die nun für den August 1905 in Aussicht genommen sind. Die Leitung des Ganzen wird einem Komitee zufallen, in dem jene drei Gesellschaften vertreten sind. Man denkt an erster Stelle daran, Kurse im Deutschen und im Französischen für britische Studenten, sowie Kurse im Englischen für fremde Studenten einzurichten; es sollen diese Kurse durchaus auf der Höhe des Universitätsunterrichts stehen. — Man darf mit Sicherheit erwarten, daß Edinburg mit seinem bedeutenden wissenschaftlichen Leben, seinen historischen Erinnerungen, seiner herrlichen Natur auf deutsche Studenten eine große Anziehungskraft üben wird.

*

Neues aus Alt-Aegypten.

Die vom **Egypt Exploration Fund** eifrig betriebenen Ausgrabungen in Aegypten haben wieder einen großen Tempelbau zutage gefördert, den Tempel des Pharao Mentuhetep Nebkher-Ru, der um 2832 v. Chr. als achter König der XI. Dynastie in Theben regierte. Soweit der Bau, der in Trümmern lag und in seinen Hauptteilen zerstört ist, erkennen läßt, war er umgeben von einer hohen Säulenhalle, getragen von achtseitigen „dorischen" Säulen. Zu der Halle führte eine Rampe empor und über eine fein polierte, große Schwelle von rotem Granit betrat man sie. Die Wände waren reich bemalt. Die vielen erhaltenen Trümmer zeigen den König, wie er von fremden Völkern Tribut entgegennimmt, den Göttern opfert, mit seinen Feldherren sich berät. Der Tempel war von ihm erbaut worden als Ruhestätte für seine Seele, für die dort so lange die Totenfeier abgehalten war, so lange noch die Wände standen. Mit ihm dürften seine Königinnen Tumem und Aach (Mond) dort begraben sein, außerdem fand man zahlreiche Grabkammern von Feldherren und hohen Beamten. Diese Gräber sind aber schon unter der XVIII. Dynastie ausgeraubt worden und man fand jetzt nur noch einige Holzfigürchen, Ruderer im Totenboote, Bäcker beim Brotbacken, einen Kupfermeißel mit gehärteter Spitze, Holzhämmer. Das Heiligtum des Mentuhetep III. hat über 1000 Jahre in vollem Glanze bestanden; es wurde damals Akhet-asut, „Ruhm ist sein Sitz", genannt und der Geist des Pharao, seines Stifters, galt als Schutzherr der ganzen Nekropole, sowie des späteren Neubaues der Königin Hatschepsut. Diese, die Gemahlin von Thutmosis II., baute sich und ihm an den Abhängen der Hügel von Der el Bachri eine wunderbare Tempelstadt. Es zeigt sich nun, daß der neuere Prachtbau in seinen Grundlinien eine Nachahmung des alten Tempels von Mentuhetep gewesen ist mit seinen Kolonnaden, dorischen Säulen, die bei dem Neubau sechzehnseitig sind. Hatschepsut (Maatka-Ra, XVIII. Dynastie, von 1516—1481) ist die berühmte Regentin, die die gefeierte Meerfahrt nach dem südlichen Lande Punt — Ostafrika — ausgerichtet hat, von wo die erfolgreichen Seefahrer „Elektron", Elfenbeinzähne, Weihrauchbäume, Leoparden, Affen mitbrachten. Ihre Grabstätte und die Thutmosis II. wurden erst in diesem Frühjahre unter den Schutthügeln von Der el Bachri entdeckt. Die große Königin hat, offenbar um etwas von dem Glanze des ältesten Tempels von Theben auf ihren Tempelbau zu übertragen, diesen in riesenhaften Massen, nach dem Muster des gefeierten Akhetasut erbauen lassen. Der Tempel des Mentuhatept III. zerfiel um die Zeit der XIX. (Ramses) Dynastie.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Fund einer römischen Windemaschine. Im Verlaufe der Ausgrabungen auf dem Forum Romanum, die von Boni geleitet werden, hat man, wie die Antiquitäten-Rundschau aus italienischen Blättern entnimmt, in der Erdschicht, die den See des Curtius umgibt, einen sehr großen Brunnen aufgedeckt, dessen Wände verstärkt sind durch feste eichene Bohlen und der eine Maschine enthält, aus Ulmen-, Eichen- und Fichtenholz erbaut. Auf den ersten Blick sieht diese Maschine aus wie das gewaltige Netz einer riesigen Spinne; schaut man aber näher zu, so erkennt man, daß sie zu etwas wie einem Windmühlenflügel oder zu der Welle eines Rades mit acht Speichen gehörte. Das Holz der großen Scheibe, das der Welle sowie der Räder, die den Hebel in Bewegung setzen mußten, ist völlig unbeschädigt und scheint neu zu sein. Die Nägel verschwinden unter einer dicken Kruste einer kalkartigen Masse. Diese antike Maschine hat Boni für eine Sucula erklärt, eine Art Windemaschine, die etwa an diesem Ort aufgestellt sein mochte, als man den Versuch machte, die Galerien Cäsars für die Spiele der Gladiatoren auszugraben, ein Versuch, der aus unbekannten Gründen dann aufgegeben wurde. Die Sucula war eine Maschine mit einer horizontalen zylindrischen Achse, die mit Hilfe von gleich Speichen befestigten Stangen mit der Hand in Bewegung gesetzt wurde, die als Hebel an der Peripherie eines mit der Achse verbundenen Rades wirkte. Die Achse oder der Baum der antiken Sucula, so wie sie die Mathematiker Alexandriens beschreiben, war aus einer starken viereckigen Bohle hergestellt und hatte ein rundes, mit Bronze beschlagenes Ende. In der Mitte der Achse griff durch ein viereckiges Loch das Hebelrad ein, dessen Drehung die Achse in Bewegung setzte. Eine Zugschnur, die um die Welle der Sucula gelegt war, ersetzte manchmal die Hebel, wenn die Kraft der Maschine verstärkt werden sollte. Gewöhnlich aber dienten die an der Achse angebrachten Stricke zum Aufheben der Lasten.

Außerordentliche Generalversammlung des Heidelberger Schloßvereins. **„Die Großherzogl. Staatsregierung hat sich in ihrer Mitteilung an die Zweite Kammer dahin ausgesprochen, daß die Frage, ob der Ottheinrichsbau in seiner gegenwärtigen Gestalt erhalten werden könne, von den zu Rate gezogenen Sachverständigen in verneinendem Sinne entschieden worden und somit für die Großh. Staatsregierung erledigt sei. Demgegenüber erachten wir es für unsere Pflicht, gemäß den Satzungen unseres Vereines, der die Förderung der Erhaltung der Schloßruine sich zur Aufgabe gemacht, folgende Erklärung abzugeben: Wir vermögen die angeführte Auffassung der Großh. Staatsregierung nicht zu teilen, wir halten vielmehr daran fest, daß es der modernen Technik gelingen muß, die Fassade des Ottheinrichsbaues in ihrem gegenwärtigen Bestand aufrecht zu erhalten. Wir sind fest davon überzeugt, daß die geplante Wiederherstellung des Ottheinrichsbaues nicht zu seiner Erhaltung, sondern zu einer nicht zu verantwortenden und nicht wieder gutzumachenden Zerstörung dieses edelsten Werkes der deutschen Renaissance und zu einer Fälschung des geschichtlich Gewordenen führen**

muß.“ Vorstehende, dem Großh. Geheimen Kabinet, der Großh. Staatsregierung und den zuständigen Staatsbehörden zu übergebende Protestresolution wurde Dienstag Abend in der außerordentlichen Generalversammlung des Schloßvereins nach einer anregenden Debatte mit allen gegen vier Stimmen zum Beschluß erhoben. Der Vorsitzende des Vereins, Geh. Hofrat Prof. Dr. H. Buhl berichtete eingangs über die Vorgänge, welche zur Einberufung der Versammlung geführt haben. Geh. Hofrat Prof. Dr. Adolf v. Oechelhäuser (Karlsruhe) sprach seine volle Sympathie zu der Resolution aus. Dem Proteste redeten ferner das Wort die Professoren v. Lilienthal, Osthoff (mit fein ironischen linguistischen Glossen) und Thode, ferner Dr. Th. Alt (Mannheim). Allein Baurat Seitz verteidigte den Wiederaufbau und wollte die Beschlußfassung vertagt wissen. Der Gemeinnützige Verein, die Vereine Altheidelberg, Westheidelberg und Mannheim schlossen sich dem Protest des Schloßvereins an.

H. H.

* **Titel-Verleihung.** Dem Malaria-Forscher, Marineoberstabsarzt Dr. med. E. Martini, kommandiert zum k. Institut für Infektionskrankheiten in Berlin, und dem ständigen Mitarbeiter des k. Materialprüfungsamts in Berlin-Dalehm, Ingenieur Magnus Gustav Dalén ist der Professortitel verliehen worden.

* **Von deutschen Bibliotheken.** Außer dem Bibliothekar Dr. M. Blumenthal an der Berliner Universitäts-Bibliothek, von dessen Ernennung wir gestern berichteten, sind auch die Bibliothekare Dr. E. Dorsch in Bonn, Dr. A. Roquette in Göttingen und Dr. W. Schultze in Halle zu Oberbibliothekaren ernannt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Mit einer Habilitationsschrift „Studien über die elektrischen Erscheinungen bei der Phosphoroxydation“ und einer Probevorlesung „Ueber den gegenwärtigen Stand der Elektronenlehre“ hat sich am Dienstag der Assistent am physikalischen Institut Dr. Harms habilitiert.

* **Bonn.** Die Ernennung des bisherigen Studiendirektors an der Kölner Handelshochschule und außerordentlichen Professors in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Schumacher zum ordentlichen Professor ist nunmehr erfolgt.

* **Kiel.** Professor v. Esmarch hat sich bereits derart von seinem Unfall erholt, daß er seine regelmäßigen Spazierfahrten in der Umgegend Kiels wieder aufnehmen kann.

* **Posen.** Der Dozent für Staatswissenschaften an der hiesigen Kgl. Akademie Dr. H. Gebauer ist zum Professor an derselben ernannt worden.

* **Aus Frankreich.** Aus Paris wird der Frankfurter Zeitung berichtet: Nach einer zu Ende des Studienjahres 1903/04 aufgestellten Statistik betrug die Gesamtzahl der Besucher der französischen Universitäten 30,505; Paris allein zählte 12,985, dann folgten Bordeaux mit 2320, Toulouse mit 2191 und Lyon mit 2069 Studenten. Die geringste Besucherzahl wiesen Besançon und Clermont-Ferrand auf, nämlich 333, bezw. 299. Die meisten Hörer hatten die Rechtsfakultäten, nämlich 10,972. Die medizinischen verzeichneten 6686 Studenten, die Besucher der Vorbereitungsanstalten nicht einbegriffen.

* Akademische Jubiläen. Vier Professoren der Medizin konnten gestern das 25jährige Jubiläum als Universitätslehrer begehen: Am 26. Juli 1879 traten die Doktoren Gad, Horstmann, Salomon und M. Runge bei der medizinischen Fakultät als Privatdozenten ein. Zwei der Herren, der Ophthalmologe Prof. Horstmann und der medizinische Chemiker Prof. Salomon, haben die ganzen 25 Jahre in Berlin doziert. Prof. Johannes Gad ist Ordinarius der Physiologie in Prag und Prof. Runge Ordinarius für Frauenheilkunde in Göttingen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

C. F. Janke: Treue siegt. Novelletten und Skizzen. Liegnitz 1904. C. Seyffarth. 168 S. — Ernst Walter: Am Webstuhl der Geschichte. Eine kulturhistorische Episode aus dem 19. Jahrhundert. Dresden 1904. E. Pierson. 426 S. — Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen Tramping with Tramps von Josiah Flynt von Lili du Bois-Reymond. Berlin 1904. J. Guttentag. 259 S. — B. Bauer: Nach Spanien und Portugal. Reise zu den interessantesten Stätten und heiligen Orten von Südfrankreich, Spanien und Portugal. M. zahlr Illustr. Radolfzell. 1904. Wilhelm Moriell. 361 S. — Baron Hermann Tinti: Hoffähigkeit. Eine Studie. Wien u. Leipzig 1904. Wilhelm Braumüller. 34 S. — J. C. Graf von Wartensleben: Veränderte Zeiten. Eindrücke von Weltreisen und Reflexionen. Berlin 1904. Dietrich Reimer. 214 S. — Richard Bredenbrücker: Hartköpfe. Erzähl. a. Südtirol. Illustr. v. Hugo Engl. Stuttgart 1904. Ad. Bonz u. Co. 250 S. — Dr. Eduard Löwenthal: Das Radium u. d. unsichtbare Strahlung. Aufgeklärt durch die Fulguro-Genesis-Theorie. Berlin 1904. Otto Dreyer. 12 S. — Alb. Neumann v. Schönfeld: Ueber das Stottern! Vortrag. 3. Aufl. Mit Vorwort von Prof. Dr. Karl Hennig. Zürich 1904. Institut Hephata. 44 S. — Pfarrer Dr. J. Rieks: Emmerich-Brentano. Heiligsprechung der stigmatisierten Augustiner-Nonne A. K. Emmerich und deren Fünftes Evangelium nach Clemens Brentano. Leipzig 1904. Richard Wöpke. 425 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: Waßmann, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 29. Juli. Nummer

Beilage zur Allgemeinen Zeitun

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Liefe Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften A (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.- Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexped

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Streit um das Heidelberger Schloß.

Wohl könnte man sich versucht fühlen, den Streit um die Frage, ob das Heidelberger Schloß ausgebaut werden oder wie es ist auf die Nachwelt kommen soll, den querelles d'Allemand zuzuzählen. Doch weist die Angelegenheit einige Züge auf, welche sie ein wenig aus dem Rahmen jener berühmten Gattung herausheben.

Um was handelt es sich? Mäßig erhöht über der reizenden Neckarstadt liegt an waldigen Hügel gelehnt ein Gebäude von seltsamer Gestalt, einst ein stolzes Fürstenschloß und ein hohes Meisterwerk der Kunst, heute eine Ruine. Doch nein, Ruine ist etwas zu viel gesagt. Zwar ist das ursprüngliche Leben den ragenden Mauern völlig und für immer entflohen, aber schon länger als ein Jahrhundert bemühen sich empfindsame und kunstbegeisterte Menschen, Freunde der Geschichte, Staat und Gemeinde, das natürliche Schicksal der Ruine, das in einem ungestörten Zerfließen des Menschenwerks in die Elemente der umgebenden Natur besteht, zu unterbrechen und festzuhalten, was an Stoff und Form in dem Trümmerrest noch festzuhalten war. Und seitdem lebt das Bauwerk mit einer Art künstlicher Seele ein Dasein zwischen Ruine und Mumie, trotz des Verfalls erhalten und trotz der Erhaltung verfallend.

Diesen und jenen aber beschleicht je länger je mehr der Zweifel, ob denn die Mühe der Erhaltung und der Gewinn in erwünschtem Verhältnis stehen. So mußte der Gedanke reifen: Beseitigen wir die Ruine. Das, was noch vorhanden, einfach unter Dach und Fach zu setzen, das hieße nur ein Museum um die Mumie bauen. Also Ausbau. Zwar fehlen genaue Angaben über Anlage und Aussehen des Schlosses vor der Zerstörung. Aber muß es denn eine Kopie des alten Werkes sein? Hat nicht die Gegenwart so gut das Recht, selbst zu formen an allem erreichbaren Stoff, wie eine lange, unbekümmerte, schaffensstarke Vergangenheit getan, die ein Kolosseum zum Steinbruch gemacht und gotische Säulenhallen mit dem Schaumgold des Rokoko bedeckt hat. Und haben wir nicht deutsche Dome zu Dutzenden ausgebaut und kleiner gemacht, die Häuser, die sich um ihre Strebepfeiler schmiegten, den Blick emporziehend und alle Handwerksblöße deckend, niedergerissen zum ewigen Zeugnis unseres Kunstgefühls? Zwar handelte es sich dabei um Werke der Baukunst, denen heute i ein unverwüstliches Leben innewohnt. Doch auch für · ausgebaute Heidelberger Schloß wird sich ja wohl irg eine Art von Bestimmung finden lassen, ein Museum . Gipsmodelle der in den letzten zehn Jahren in Deutschla errichteten Denkmäler, eine Provinzialgemäldegalerie, ei Sammlung von Hirschgeweihen, ein Sanatorium, e Hotel.

Mit der Frage nach der künftigen Verwendung d ausgebauten Schlosses ist ein Punkt berührt, der in de bisherigen Erörterungen lange nicht die Würdigung ge funden hat, die er verdient.

Ein Werk der Architektur ist, von allem abgesehen, was es sonst noch sein mag, vor allem eine Veranstaltung, einen Teil des Raumes aus der Unendlichkeit herauszuschneiden, in die Grenzen der Endlichkeit zu fassen. Der Zweck ist in erster Linie immer, die Summe der Wirkungen, welche ein Individuum oder eine Mehrheit solcher von der Umgebung erfahren kann, einzuschränken. Zwischen der Schäferhütte, welche den Oberleib eines Einzigen vor Wind und Regen schützt, und dem Tempel, in welchem die Gottheit wohnt und Tausende zugleich Zuflucht finden vor einer Welt der Körper und einer Welt der Geister, sind alle Grade jener Einschränkung eingeschlossen. Neben diesem Hauptzweck gehen hunderterlei andere, welche die Erfüllung jenes zur Voraussetzung haben. Die Summe der Zwecke erzeugt den gestalteten Raum und gibt das Maß dafür, wieviel die Gestalt an lebender Form, an Kunstinhalt annehmen kann. Die Form nun ergibt sich aus dem Zusammenwirken zwischen dem den Innenraum füllenden Zweck, dem diese Fülle zusammenhaltenden Baustoff und dem Außenraum. Insofern die drei Faktoren niemals in gleichem Verhältnis in der Welt wiederkehren können, ist das Bauwerk wie jeder Organismus einzig, unersetzbar, nicht wiederholbar, ein Gegenstand möglicher Kunstübung.

Im Gegensatz zu allen übrigen Künsten zerfällt der von dem Werk der Baukunst ausgehende Kunstgenuß in zwei zeitlich immer getrennte Teile: in den Genuß, welchen der Innenraum gewährt, und den Genuß, welchen der Anblick des Bauwerks von außen bietet. Der erste Teil ist von höherer Art, insofern er auf einer unserer feinsten Geistesgaben, auf dem Raumgefühl beruht, während der andere wesentlich auf unserer Fähigkeit, Bilder aufzufassen und künstlerisch zu empfinden, begründet ist. Im Genusse der ersten Art sind wir, wie es sonst nur noch in der Musik statthat, völlig umgeben von dem Genuß spendenden Mittel, wie eingetaucht, mit der ganzen Oberfläche unseres Seins umspült von den Fluten der Wirkungen. Die Kunstwirkung ist um so feiner und tiefer, je ausschließlicher der Innenraum sich an unser Raumgefühl wendet, je weniger er zugleich Behälter ist. Dies ist im höchsten Grade bei dem Tempel der Fall, im geringsten bei einem Warenhaus etwa, das überhaupt keinen Raum mehr enthält, sondern nur gefüllte Fächer, zwischen welche ein Käuferstrom durchgepreßt wird. In diese Grenzen sind alle Arten von Innenraumbildungen eingeschlossen: der Areopag und der Reichstag, die Königsburg und der Börsenpalast, die Raubritterburg und die Spielbank, das Patrizierhaus und die Tiergartenvilla, das Haus des Bürgers, des Bauern, des Jägers, die Alm und die Fischerhütte. Mit dem Zwecke schrumpft der Raum, und der Mensch, der im

Tempel neben der Gottheit steht, Mitbewohner und Mitbeherrscher eines Himmels, ist in der Hütte kaum mehr als ein Geräte, aufbewahrt unter Geräten.

In seinen Beziehungen zur Umwelt ist das Bauwerk in erster Linie ein Zeichen, ein Verständigungsmittel, eine Nachricht. Es verkündet mit der äußeren Gestalt den Zweck des Inneren, welche Art von Menschen der Beschauer als Bewohner zu erwarten hat. Ein Widerspruch zwischen solcher Ankündigung und der Wirklichkeit macht ein Gebäude unheimlich oder lächerlich. Beide Fälle schließen die Möglichkeit ästhetischer Wirkung aus. Letztere fordert außer der Klarheit und Unzweideutigkeit der Sprache, außer der Kraft und der Eindringlichkeit des Ausdrucks allgemeine lokale Verständlichkeit. Ein friesländischer Bauernhof, so klar und einleuchtend aus seinem Mutterboden verständlich und voll der tiefsten Kunstwirkung, wäre ein sinnlos häßliches Kauderwelsch an den Ufern der Isar oder in den Weinbergen des Rheingaues. Nicht bloß weil verschiedene Zwecke und verschiedene Arten der Zweckerfüllung verschiedenen baulichen Ausdruck bedingen, sondern auch weil die Landschaft, in welcher ein Gebäude steht, die Sprache der Baukunst bestimmt. Diese Wirkung der Landschaft ist eine doppelte. Sie geht von den ruhenden Elementen aus zum Teil, von Wald und Berg und Fluß und See, und zum anderen von allem, was vorgeht im Umschwung der Jahreszeiten, von Sturm und Sonnenschein, vom Gießbach und der Springflut, von Schnee und Eis und allem, was sich folgenschwer ändert für den schutzbedürftigen Menschen. Die Linien der Landschaft und ihre Lebensart, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bestimmen nun, was die von innen hervordringende Formung durch den Zweck noch an Bestimmbarem übrig gelassen hat, und damit endlich die Gesamtheit der äußeren Erscheinung des Bauwerks.

Die formgebende Kraft des Zwecks aber ist nicht unveränderlich im Laufe der Zeiten. Sie erschöpft sich mehr und mehr mit der Entfernung von dem Tage, da der Neubau seiner Bestimmung übergeben war. Mehr und mehr gleitet das Schwergewicht der ästhetischen Wirkung auf das Aeußere, auf das Bild über, welches das Bauwerk im Rahmen der Landschaft abgibt. Endlich aber, wenn der Zweck völlig dem Innern entschwunden, wenn das Bauwerk zur Ruine geworden, bleibt nichts mehr als jene Bildwirkung übrig.

Hat sich nicht von den schimmernden Palästen Venedigs die Wirkung so ganz auf die Fassade gezogen, daß sie fast nur mehr gespensterhaft auf den Spiegelbildern in der Lagune zittert? Und Versailles und Trianon, und das Würzburger Schloß, und die Herrlichkeiten von Ansbach und Bayreuth, ja selbst Schlüters unvergleichlicher Königsbau an der Spree sind sie nicht zu Glasschrankkostbarkeiten geworden, die, nicht mehr vom Strom des Lebens durchflutet, ein Schattendasein führen, aus dem sie nur Zufall und Laune gelegentlich zu flüchtigem, gleichgültigem Scheinleben aufrütteln?

Fiat applicatio. Wenn behauptet wird, ein Kleinod deutscher Baukunst sei in Gefahr, es müsse erhalten werden, so muß entgegnet werden, daß die Behauptung falsch, die Forderung gegenstandslos ist. Was da oben noch steht an Trümmerresten auf dem Heidelberger Hügel war einst ein Meisterwerk der ersten der Künste und ist heute eine Ruine, nicht mehr, nicht weniger. Ihr Kunstwert erschöpft sich heute völlig in der Rolle, welche sie als Bestandteil eines über alles reizvollen Landschaftsbildes spielt. Die Erhaltung dieser Rolle ist aber eine technische und keine künstlerische Aufgabe. Und es gehört zu den drolligsten Widersprüchen, wenn unsere Zeit, für welche es technische Unmöglichkeiten wirklich nicht gibt, sich in einem Atemzuge für unfähig erklärt, das, was sich seit Melacs Tagen sozusagen fast von selbst erhalten hat, weiter zu erhalten, dagegen sich berufen und befähigt hält, an die Stelle der Ruine ein neues Meisterwerk der Baukunst zu setzen. Unsere Zeit ist aber zu solcher Tat weder berufen, noch befähigt. Nicht berufen, weil ein Leben, welches ein Heidelberger Schloß zu erfüllen vermöchte, heute da droben über dem Neckar nicht zu baulichem Ausdruck drängt; nicht imstande, weil in solches Leben, wie es einst in der kraftstrotzenden Fülle der Fürstenherrlichkeit das alte Schloß gebar, heute auf dem ganzen weiten Erdenrund nicht mehr vorkommt, solches Leben zu schaffen aber völlig außerhalb des Bereichs menschlicher Kraft liegt. Offenbar nicht befähigt, weil die unausweichliche Erkenntnis, daß das ausgebaute Schloß eine Totgeburt naturnotwendig sein muß, jeden Gedanken an eine Erneuerung hätte ausschließen müssen.

Handelt es sich aber nicht darum, daß an Stelle der Ruine ein neues Kunstwerk der Architektur erstehe und kann es sich nicht darum handeln und bliebe dem Neubau als einzige mögliche künstlerische Wirkung neben den unvermeidlichen vielen unkünstlerischen übrig, das Bild der Ruine zu verändern, dann ist nicht einzusehen, was das neue Bild vor dem alten voraus haben soll, warum diejenigen unrecht haben müssen, welche das jetzige Bild mit seinen unzweifelhaften Qualitäten einem neuen mit zweifelhaften vorziehen und nicht wünschen, daß alles, was, ausstrahlend von dem märchenhaften Anblick, sich eingesenkt hat in Geist und Gemüt unseres Volkes, nun in die Nacht der Unwirklichkeit verscheucht, für immer zum blassen Schein der Erinnerung verflüchtigt werde.

Paul Garin.

Technische Briefe.

IX.

Ein Besuch der Kühlhäuser der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen in Berlin.

Der Gedanke, bei 28 Grad Celsius im Schatten eine Kühlhalle zu besuchen, hat an und für sich schon etwas Verlockendes. Ich folgte daher gern einer Anregung zum Besuch der Kühlhäuser der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen, die, vor noch nicht langer Zeit nach den Plänen des Herrn Professor Linde fertiggestellt, als eine mustergültige Anlage gelten können.

Unter sachkundiger Führung betreten wir zunächst den geräumigen Hauptmaschinenraum. Hier liegen nebeneinander zwei große Tandem-Dampfmaschinen, welche je bis zu 450 Pferdestärken entwickeln können. Diese liefern die Arbeit, welche zur Eisfabrikation und zur Erzeugung der Kälte in den Kühlräumen nötig ist. Für die elektrische Beleuchtung ist ferner noch eine Parsonsche Dampfturbine vorgesehen. Wer nun geglaubt hat, sich in den Kühlhäusern nur in kühlen Räumen zu befinden, der hat sich geirrt. Die Temperatur in dem Maschinenraume bleibt nicht hinter derjenigen auf der Straße zurück. Um so wunderbarer muß es erscheinen, daß dieser Raum nötig ist für die Erzeugung der niedrigen Temperaturen, denen wir im weiteren Verlaufe unserer Wanderung begegnen sollen. Die zu Eis gefrorenen Niederschläge an einzelnen Rohrstücken lassen zwar etwas derartiges ahnen, aber ohne weiteres nicht erkennen.

Um nun den Werdegang der Kältefabrikation und die Wirkung der zahlreichen von den Dampfmaschinen angetriebenen Maschinen verfolgen zu können, müssen wir, bevor wir unsere Wanderung fortsetzen, zunächst einen kleinen Abstecher in das Gebiet der Physik machen.

Die Dampfmaschine ist zunächst für die theoretischen Betrachtungen unwesentlich. Sie dient nur als zweckmäßigster Motor zum Antrieb der zahlreichen Hilfsmaschinen und der Ammoniak-Kompressoren, von denen an jede Schwungradachse zwei Stück angekuppelt sind. Ammoniak ist ein sehr leicht flüchtiger Körper, und die Kompressoren dienen dazu, die flüchtigen Ammoniakdämpfe zu verdichten. Die Gase — Dämpfe — unterscheiden sich im wesentlichen von den festen und tropfbar flüssigen Körpern dadurch, daß sie infolge der ihnen innewohnenden Expansions- oder Ausdehnungskraft jeden gebotenen Raum ausfüllen. Dieselbe Menge eines Gases, also auch der Luft, kann einen beliebig großen und einen beliebig kleinen Raum vollständig ausfüllen. Dabei ist natürlich die Spannung des Gases in dem großen Raum eine niedrige und in dem kleinen Raum eine hohe. Bringt man nun ein bestimmtes, abgeschlossenes

Volumen Gas von einer niederen Spannung auf eine höhere, zwingt man also z. B. die in dem Zylinder einer Luftpumpe eingeschlossene Luft durch mechanisches Bewegen des Kolbens, sich auf einen kleineren Raum zu beschränken, so muß hierbei die Expansionskraft der Gasatome, der Widerstand derselben gegen das Zusammendrücken, überwunden werden. Hierbei, also bei steigendem Druck, nimmt das Gas nach bestimmten Regeln eine höhere Temperatur an. Diese Beobachtung wird wohl schon ein jeder gemacht haben, der den Luftschlauch eines Fahrrades aufgepumpt hat. Wird zum Schluß der Widerstand gegen das Einführen weiterer Luft größer, so kann die Luftpumpe ordentlich heiß werden.

Wird derartig komprimiertes Gas sich selbst überlassen oder in einen größeren Raum übergeleitet, so expandiert es, es dehnt sich so weit wie möglich aus und verliert dabei die vorher erlangte Wärme, was so zu erklären ist, daß die beim Komprimieren entstandene Wärme die Energie liefert, durch welche die Arbeit des Expandierens der Gasatome bestritten wird, denn ohne ein Aequivalent kann nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie keine Arbeit geleistet werden.

Entzieht man nun aber einem vorher komprimierten Gasvolumen die hierbei entstandene Wärme durch Kühlwasser und läßt es dann in einen größeren Raum übertreten, so wird auch jetzt das Gas expandieren. Eine überschüssige Wärme als Energieträger für diese Arbeit ist aber nicht mehr vorhanden. Infolgedessen muß die noch im abgekühlten Gase enthaltene Wärme zur Expansion aufgebraucht werden, und dadurch nehmen die expandierten Dämpfe eine erheblich niedrigere Temperatur an, als die des Kühlwassers, und diese Temperatur ist um so niedriger, je weitgehender die Expansion getrieben wird, weil eben die geleistete mechanische Expansionsarbeit aus der im Gase enthaltenen Wärme bestritten werden muß. Man hat einem derartigen Prozeß unterworfene Luft zum direkten Kühlen von Räumen u. s. w. z. B. in England auch tatsächlich angewandt.

Man benutzt heute bei den Kältemaschinen und Kühlanlagen zur Wärmebindung, bezw. Kälteerzeugung nicht die Luft oder solche Gase, die bei den in Frage kommenden Verhältnissen in dem gasförmigen Zustand verbleiben, sondern man bedient sich leicht flüchtiger Flüssigkeiten — Ammoniak, schwefelige Säure oder Kohlensäure. Wenn diese Flüssigkeiten zum Verdampfen gebracht werden, so findet auch hier eine beträchtliche Volumenvergrößerung, Expansion, statt, welche aus den oben erläuterten Gründen eine erhebliche Abkühlung der Dämpfe zur Folge hat. Die hierzu nötige Arbeit ist vorwiegend eine innere, durch die Eigenart der Flüssigkeit bedingte, während bei der Luft die Ausdehnung lediglich durch äußere Arbeit bewirkt werden mußte. Diese „kalten" Dämpfe lassen sich, nachdem sie ihren Zweck erfüllt, d. h. ihre Kälte an die Umgebung in genügendem Maße abgegeben haben, von einem Kompressor verdichten, und darauf unter Anwendung von Kühlwasser in einem besonderen Kondensator wieder in den tropfbar flüssigen Zustand zurückführen, so daß dann der Kreislauf von neuem beginnen kann.

Wie bereits oben angegeben, haben wir es hier mit einer Ammoniakkältemaschine zu tun. Die zur Ausführung des oben erläuterten Arbeitsganges dienenden zahlreichen Apparate und Hilfsmaschinen sind neben dem Hauptmaschinenraum, den wir jetzt verlassen, in fünf Stockwerken übereinander untergebracht. Zunächst gelangen wir zu den Ammoniakverdampfern. Diese sind aus eisernen Rohrspiralen hergestellt, in welchen das flüssige Ammoniak verdampft wird. Durch die dabei entstehende Kälte wird der die Verdampferschlangen umgebenden Salzlösung die Wärme entzogen, das heißt diese wird auf Temperaturen abgekühlt, die weit unter dem Gefrierpunkt des Wassers liegen. Man ist gezwungen, Salzlösung oder eine andere „Kältemischung" zu nehmen, denn reines Wasser würde sofort gefrieren. Die Kältemischungen haben aber bekanntlich die Eigenschaft, erst bei viel niedrigeren Temperaturen in den festen Aggregatzustand überzugehen als das Wasser.

Durch Röhrenleitungen gelangen die Ammoniakdämpfe dann in die Kompressoren, die wir im Hauptmaschinenraum bereits gesehen hatten, aus denen sie, entsprechend verdichtet, durch weitere Rohre in die ebenfalls in den Nebenräumen untergebrachten Kondensatoren gelangen, in welchen sie nach dem oben erläuterten Arbeitsgange verflüssigt werden. Alsdann wird dieses flüssige Ammoniak, nachdem es möglichst auf die Temperatur des Kühlwassers heruntergebracht ist, durch ein weiteres Rohrsystem den Verdampfern neuerdings zugeführt, um, wie vorher, die Salzlösung zu kühlen. Außer den zu diesen Vorgängen bestimmten Apparaten, den Pumpen zum Heben und Weiterbefördern der Salzlösung und den zum Antrieb der Hilfsmaschinen nötigen Riemscheiben, Wellenleitungen u. s. w., sind in diesen übereinanderliegenden Räumen noch die Destillierapparate untergebracht, welche, wie weiter unten beschrieben werden soll, das zur Eisfabrikation nötige Wasser liefern. Die Dampfkessel liegen über der Hauptmaschinenhalle, in der zum Heben der Kohlen ein besonderer Aufzug sich befindet. Durch diese Aufstellung der Hilfsmaschinen, Apparate und Kessel in Räumen übereinander erscheint die ganze Anlage etwas kompliziert. Man ist zu dieser Anordnung aber gezwungen gewesen, um den verfügbaren Raum so weit als möglich auszunutzen, um bei dem beschränkten Baugrund und dem hohen Bodenpreis für die Kühlräume an Platz zu gewinnen und das Unternehmen rentabler zu machen. Denn die Auspizien, unter denen der Bau der Kühlhallen begonnen wurde, waren keine günstigen. Fast gleichzeitig wurden die Kühlhallen der Norddeutschen Eiswerke in Berlin gebaut, so daß also gleich ein Konkurrenzunternehmen da war. Man durfte kein Mittel unversucht lassen, um an Nutzraum zu gewinnen. Deswegen suchte man auch die Außenmauern möglichst dünn zu halten, so weit es natürlich mit dem Wärmeaustausch gegen die Außenluft vereinbar war. Das Mauerwerk trägt nicht selbst, sondern es ist, ähnlich wie bei den amerikanischen Wolkenkratzern[1]) ein in sich tragendes und versteiftes Eisenskelett errichtet, dessen Fächer mit Ziegeln ausgemauert sind. Auf diese Weise brauchten die unteren Mauern nicht verstärkt zu werden, wodurch ein beträchtlicher Gewinn an nutzbarer Bodenfläche erzielt werden konnte. Wenn man bedenkt, daß die Kühlräume nach Quadratmetern Bodenfläche vermietet werden, läßt sich diese Bauweise wohl rechtfertigen. Das Eisengerüst wurde beim Bau besonders aufgestellt und hintermauert. Das Gewicht des Eisens beträgt 1,473,000 Kilogramm. Das Fundament besteht aus einem Betoneisenkörper. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie man die amerikanische Bauweise unseren Verhältnissen angepaßt hat.

Die äußere Architektur war nicht leicht zu lösen, da der Natur der Kühlhallen entsprechend, Fenster nach außen nicht führen durften. Durch Auskragungen, Zinnen und geputzte Stellen zwischen dem Ziegelrohbau ist eine entsprechende Lösung gefunden worden.

Für die Isolierung der Wände hat man sich in den Kühlräumen mit einer Hintermauerung mit Korkstein begnügt und von doppelten Wänden und Zwischenlagen Abstand genommen.

Die in den Verdampfern gekühlte Salzlösung gelangt nun zum Teil durch Rohrleitungen in Rippenkühlkörper in den Kühlräumen, welche wir jetzt betreten, zum Teil wird sie zur Eisfabrikation verwendet.

Die Rippenkühlkörper sind eine direkte Umkehrung der Rippenheizkörper, deren Form allgemein bekannt sein dürfte. Während die Heizkörper aber am Boden des Zimmers aufgestellt sind, müssen die Kühlkörper an der Decke befestigt sein, damit die von ihnen abgekühlte und somit schwerere Luft nach unten sinken und die wärmere Luft nach oben steigend an den Kühlkörpern entlang streichen und ebenfalls gekühlt werden kann. Durch Regulierung des Kältestroms kann die Temperatur in den einzelnen Räumen verschieden eingestellt werden. Der kälteste Raum zur Aufbewahrung von Wild und Geflügel hatte eine Temperatur von — 6° C. Die Kühlräume werden durch starke

[1]) Technische Briefe. VIII.

hölzerne Türen gegen die Korridore und Treppenhäuser beziehungsweise gegen kleine Vorräume abgeschlossen. Der Uebergang zwischen der Hitze draußen und der Kälte drinnen machte sich nicht in dem Maße bemerkbar, wie anzunehmen war. Allerdings war die Zeit des Aufenthalts in den Kühlräumen selbst eine kurze, und zur Vorsicht gemahnt, haben wir die Röcke fest zugeknöpft und den Rockkragen hochgeschlagen. An langen Gängen rechts und links reiht sich in jedem der Kühlräume ein Abteil an das andere, zu denen jeder Mieter seinen Schlüssel hat. Damit die kalte Luft überall leicht hinzu kann, sind die Abteilungen voneinander durch Lattenverschläge getrennt, so daß man auch bei geschlossenen Türen von den Gängen aus bei der elektrischen Beleuchtung, die natürlich wegen des Fehlens der Fenster vorhanden sein muß, sehen kann, wie das Wild und Fleisch aufgehängt ist, wie Gemüse, Geflügel, Eier, Butter luftig aufgespeichert sind. Bei unserem Durchgang wird gerade Geflügel aus einem der Verschläge entnommen. Die Hühner sind steinhart gefroren, wie man sich durch den Augenschein überzeugen kann. Für jede Kategorie dieser Waren ist eine besondere bestimmte Temperatur als die zweckmäßigste ausprobiert. Auch für den Abzug der schlechten Luft und die Erhaltung eines bestimmten Feuchtigkeitsgrades ist Sorge getragen. Hierzu sind besondere durch kaltes Salzwasser gekühlte Rohrgruppen in Holzgehäusen mit zwei Systemen von Saug- und Druckkanälen angeordnet. Ein Ventilator saugt die Luft aus dem Kühlraum an, führt sie an der Oberfläche dieser Röhren entlang und bläst sie durch die anderen Kanäle wieder aus. Bei der Berührung mit dem kalten Eisen gibt die Luft durch Niederschlag Wasser ab und wird außerdem gereinigt. Durch die Dauer dieses Luftkreislaufes hat man es in der Hand, den Feuchtigkeitsgrad nach dem Hygroskop genau einstellen zu können. Auch ist die Einrichtung getroffen, daß von außen frische Luft eingeführt werden kann, wobei die innere kalte und verbrauchte im Gegenstrom zur Vorkühlung vorbeigeführt wird.

Besonders große Aufmerksamkeit ist dem Raum zur Aufstapelung der Eier zugewandt. Bei zu geringem Feuchtigkeitsgrad trocknen dieselben aus, und ist die Luft zu feucht, so wird die Holzwolle, die zur Lagerung und Verpackung dient, leicht muffig, was von den Eiern sofort angenommen wird. Es ist vorgekommen, daß ganze Füllungen von Eiern schlecht geworden sind, bevor man diesem Punkt und einer sorgfältigen Auswahl der einzelnen Eier besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Bei sachgemäßer Behandlung ist das Mißtrauen, das dadurch hier und da entstand, aber nicht gerechtfertigt.

Nach dem Rundgang wird dem Besucher die wirtschaftliche Bedeutung der Kühlhäuser recht klar. Alle die aufgehäuften Lebensmittel würden unter gewöhnlichen Verhältnissen bald unerwünschten Veränderungen unterworfen sein, sie würden verderben. Durch die Regelung der Temperatur, des Feuchtigkeitsgehaltes und der Reinheit der Luft, entsprechend den jedesmaligen Anforderungen, ist man in den Stand gesetzt, die in einer Jahreszeit im Ueberschuß gewonnenen Produkte für lange Zeiten aufzuspeichern und genußfrisch zu erhalten. In Amerika und England hat man den Nutzen der Kühlhäuser schon lange erkannt und dort bestehen viele großartige Anlagen. Durch überseeisches gefrorenes Fleisch wird z. B. der englischen Bevölkerung ein billiges Nahrungsmittel geboten. Zwar haben auch wir bereits viele Kühlanlagen, aber diese beschränkten sich im wesentlichen auf Brauereien und Schlachthäuser. Es ist als ein wesentlicher Fortschritt zu bezeichnen, daß das Bedürfnis und die Nachfrage von vermietbaren Kühlräumen stetig wächst. Wenn auch zur Zeit noch nicht alle Räume der Kühlhäuser voll belegt sind, so ist zu erwarten, daß dieses in kurzer Zeit geschehen wird, und daß man den Nutzen der Kühlhäuser immer mehr und mehr erkennen wird. Die Eisschränke können als vollgültiger Ersatz für die letzteren nicht angesprochen werden. Dieses zeigen auch die neuerdings wiederholt anzutreffenden kleinen Kühlanlagen für Hotels und für den Hausbedarf, für welche kleine Kältemaschinen mit direkter Luftkühlung gebraucht werden. Hierbei, wenn also die flüchtigen kalten Dämpfe nicht zunächst auf Salzwasser wirken, sondern direkt durch die Kühlleitungen gehen, ist, nebenbei bemerkt, Kohlensäure dem Ammoniak als Kälteträger vorzuziehen, weil bei Undichtheiten der Leitung Belästigungen der Umgebung dann nicht auftreten.

Wie bereits oben gesagt, dient der Rest der in den Ammoniakverdampfern gekühlten Salzlösung zur Eisfabrikation. Indem dieselbe eiserne mit Wasser gefüllte Kästen umspült, bringt es das Wasser zum Gefrieren.

Um nun die Konkurrenz mit dem Natureis erfolgreich aufnehmen zu können, ist es erforderlich, daß das „künstliche" Eis besser ist als das natürliche. Vielfach wird das Eis zur direkten Kühlung von Getränken, z. B. Zitronenlimonade u. s. w., benutzt, oder es kommt in unmittelbare Berührung mit Fleisch u. s. w. Wenn das Eis dann nicht einwandfrei ist, können dabei Infektionskrankheiten sehr leicht entstehen. Bei Anwendung von Natureis, welches unseren Flußläufen oder Seen entnommen ist, muß man daher höchst vorsichtig sein. Zur Fabrikation des künstlichen Eises wird nur destilliertes Wasser verwendet, so daß also die größtmögliche Sicherheit gegen Verbreitung von Ansteckungskeimen erreicht ist. Das Destillieren von frischem Wasser in einem Kessel mit besonderer Feuerungsanlage würde zu teuer sein. Man hat aber auch so schon destilliertes Wasser in dem Abdampf der Dampfmaschine bezw. dem Kondensationsprodukt derselben. Keimfrei ist dieses auch. Aber ein anderer schwerer Fehler macht sich bemerkbar. Zur Schmierung der Kolben wird in den Dampfzylinder Oel eingeführt, welches sich mit dem Dampf innig vermischt. Soll das Kondenswasser der Dampfmaschine nun das Material zur Herstellung von Eis liefern, so muß dasselbe vorher einer gründlichen Reinigung unterzogen werden. Diesen Weg hat man z. B. bei der Kühlanlage auf dem neuen Schlachthof in Berlin eingeschlagen, bei welcher, nebenbei bemerkt, schweflige Säure als Kälteträger dient. In den Kühlhäusern der Gesellschaft für Markt- und Kühlhallen ist folgendes Verfahren angewandt. Der Abdampf der Dampfmaschinen wird in zwei großen Destillatoren kondensiert und überträgt dabei seine Wärme auf Leitungswasser, das der städtischen Wasserleitung entnommen ist, so daß letzteres zum Verdampfen gebracht wird. In einem unter dem Dach angeordneten Berieselungskondensator wird dieser Dampf dann verflüssigt und im Gegenstrom mit dem zur eigentlichen Destillation dienenden Leitungswasser zur Füllung der erwähnten Eiskästen — Gefrierzellen — weitergeleitet. Durch das Leiten des Wassers im Gegenstrom wird erreicht, daß das Destillat abgekühlt und das zu destillierende Wasser vorgewärmt wird.

Die Gefrierzellen sind in einem Rahmen zu einer großen Zahl vereinigt und werden durch einen elektrisch angetriebenen Kran nach Füllung mit dem destillierten Wasser in den Eisgenerator herabgelassen. Dieser besteht aus einem eisernen Kasten, in dessen Innerem durch Propeller ein Kreislauf des kalten Salzwassers hergestellt wird. Ein Ammoniakverdampfer sorgt ferner noch dafür, daß die Temperatur auf — 6 ° C. bleibt. Die Gefrierzellen rücken nun selbsttätig allmählich vor, bis sie am anderen Ende des Raumes, etwa nach 24 Stunden, angekommen sind. Diese Zeit braucht das Wasser, um bei der obigen Temperatur vollständig ohne Blasen und kristallklar zu gefrieren. Dann wird diese Zellenreihe durch den Kran ausgehoben, einen Augenblick in kochendes Wasser getaucht, damit der Eisblock von den Wänden der Gefrierzelle abtaut, und ausgekippt, um entweder direkt verladen, oder zur späteren Verwendung aufgestapelt zu werden. Das Gewicht eines solchen Blockes beträgt rund einen Zentner. Die entleerten Zellen werden dann durch den Kran in die Füllstellung zurückgefahren und der Kreislauf kann von neuem beginnen. Auf diese Weise sollen täglich 3500 Zentner Eis fabriziert werden. Bei der Vorzüglichkeit des Produktes wächst die Nachfrage ständig, so daß augenblicklich noch ein weiterer Eisgenerator hinzugebaut wird.

Wir verlassen das Kühlhaus mit dem Wunsche, daß es sich so weiter entwickeln möge, wie es begonnen hat.

E. Wrobel.

Modernes im Altertum.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Paul Wagler, Gymnasialoberlehrer in Wurzen bei Leipzig.

(Fortsetzung.)

Wie viel wird jetzt gezetert über die Korsetts unserer modernen Frauenwelt! „Schaut auf das Altertum hin," so heißt es, „da hat man keine Korsetts gekannt!" Wenn das nur richtig wäre! Korsetts im strengsten Sinne des Wortes sind ja freilich unbekannt gewesen. Wie stand es denn aber mit den vielen Binden und Bändern? Pflegten sich damit nicht die griechischen und römischen Damen unterhalb der mammae zu umwickeln und — wer will es verneinen — zu schnüren? Hat es nicht die στηθόδεσμα oder στηθόδεσμοι, nicht die στρόφια, nicht die taeniae, nicht die fasciae, nicht die Gürtel (ζῶναι = zonae)[6]) gegeben? Kennt man nicht die wichtige Stelle aus dem Eunuchen des Terenz, wo in der vierten Szene des zweiten Aktes (v. 23 = 316 des ganzen Stückes) der verliebte Chaerea mit Begeisterung die körperlichen Vorzüge seines Schätzchens schildert, indem er sagt:

Kein Mädchen ist's, wie unsre hier, wo fort und fort die Mutter ruft:
„Herab die Schultern! Festgeschnürt die Brüste, daß man schlanker wird!"
Ist eine wohlbeleibt, so heißt's: „Den Fechter setzt auf schmale Kost!"
Wie voll auch die Natur, man macht sie binsengleich durch lauter Kunst.
Drum liebt man sie.

Während also die meisten Mädchen der damaligen Zeit ihren Stolz darein setzten „vincto pectore" einherzustolzieren, „ut gracilae sient", d. h. um iunceae, d. i. schlank zu erscheinen wie eine Binse — wir würden sagen, um durch eine „Wespentaille" zu imponieren —, lobt sich Chaerea sein Liebchen, bei dem alles strotzende Natürlichkeit war: „color verus — man scheint also schon damals die Beobachtung gemacht zu haben, daß zu festes Schnüren den Teint verdirbt —, corpus solidum et succi plenum". Auch die μίτρα war eine Binde, die die griechischen Frauen unter dem Chiton um die Brüste legten. Bei den Römerinnen hießen die Schnürleibchen castulae. Sie wurden nach Varro (bei Nonius Marcellus p. 376, ed. Gerlach-Roth) „infra papillas" angelegt und scheinen unseren Korsetts schon näher gekommen zu sein als die bloßen Bänder. — Ja, ja, die Damen des Altertums waren eben auch schon kokett! Von besonderem Raffinement zeugten die koischen Gewänder, die das Frauenfleisch durchschimmern ließen und die Petron als „gewobene Luft" bezeichnet. Diese koischen Kostüme, deren sich natürlich in erster Linie sehr bald die Demimonde, das Hetärentum, bemächtigte — multicia bei Juvenal. II 66 —, waren dünn und fast durchsichtig gearbeitet. Martial sagt (VIII 68, 7): „Der weibliche Körper schimmert durch das florartige Gewand, wie ein Steinchen genau erkennbar durchs klare Wasser schimmert."

Femineum lucet sic per bombycina corpus,
Calculus in nitida sic numeratur aqua. —

Die Toilettenkünste der Hetären waren im alten Griechenland schon ziemlich raffiniert. Sogar falsche Hüften wurden heimlich getragen, um die εὐπυγία, d. h. die Schönheit eines hier nicht näher zu bezeichnenden Körperteiles in besseres Licht zu setzen (vgl. Alexis bei Athen. XIII 568 b). Von da bis zum Cul gesegneten Andenkens war's schließlich nur ein Schritt.

6) Solche Gürtel waren oft aufs kostbarste verziert. Der Gesamtschmuck an Smaragden und Perlen, den Lollia Paulina, die Gemahlin des Caligula, gewöhnlich trug, wird von Plinius auf 40 Millionen Sesterzen (= 7 Millionen Mark) taxiert (Nat. hist. IX 117 f.). Unsere heutigen Fürstinnen können nichts Wertvolleres tragen.

Daß übrigens auch Handschuhe (χειρίδες, χειρίδες, δακτυλῆθραι) den Alten nicht ganz unbekannt waren, zeigen Stellen wie Odyssee XXIV 230. Hier hat der alte, zerlumpte Laërtes, um bei der Gartenarbeit sich vor Dornen zu schützen, Handschuhe (χειρῖδες) angezogen. Zum Schutze gegen Kälte erwähnt sie Xenophon in der Kyropädie (VIII 8, 17), und bei Athenaeus trägt sie einer sogar bei der Mahlzeit, um warme Speisen damit besser anfassen zu können (I 6 d).

Auch Gigerl gab es im Altertum, insbesondere bei den alten Römern. Sie hießen „homines compti semper et pumicati", zu deutsch: Leute, die immer „geschniegelt und gebügelt" umherliefen. Pumicatus heißt eigentlich: „mit Bimsstein abgerieben", denn die Weichlinge und Gecken liebten es, sich die Haut mit Bimsstein glatt und glänzend zu machen, vgl. Plinius epist. II 11, 23; Martial I 66.

Auch alte gefallsüchtige Gecken gab es, die ihr weißes Haar künstlich schwarz färbten, um äußerlich den Jüngling zu spielen. Solch einer war der Lebemann und Genußmensch Laetinus. Mit Bezug auf die von ihm so oft geübte Haarmetamorphose redet ihn Martial (III 43) ironisch an: „Laetinus, du färbst dir dein Haar und willst dadurch die Welt glauben machen, du seiest ein Jüngling. Eben warst du noch ein Schwan, und jetzt erscheinst du im Handumdrehen als Rabe":

Mentiris iuvenem tinctis, Laetine, capillis,
Tam subito corvus, qui modo cycnus eras. —

Erwähnenswert ist auch die Geschichte von dem alten geckenhaften Aufschneider und Prahlhans, die Aelian erzählt (varia histor. VII 20). Besagter ἀλαζών stammte aus Chios und war schon ein Greis. Bei alledem pflegte er seinem stark melierten Haare durch künstliche Färbung (βαφή) nachzuhelfen. Damit kam er aber bei Archidamos von Sparta schön an. „Dieser Geck — so urteilte Archidamos — „trägt die Lüge nicht nur im Herzen mit sich herum, sondern auch auf dem Kopfe" (οὐ μόνον ἐπὶ τῇ ψυχῇ τὸ ψεῦδος, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ τῇ κεφαλῇ περιφέρει). —

Bei den Römerinnen war die Unsitte, das Haar zu färben, ziemlich verbreitet. Namentlich liebte man das „Rötlich-Gelb" und bediente sich zu diesem Zwecke einer Art Schaumseife aus Talg und Asche (spuma caustica), mit der sich auch die Germanen das Haar färbten (vgl. Martial XIV 26).

Wie viele Mittelchen werden doch heutzutage angepriesen, die die gefürchteten Glatzen, die sich leider bei nicht wenigen schon zeitig einstellen, bekämpfen oder hintanhalten sollen! Da ist es denn nun interessant zu erfahren, daß schon die alten Aegypter auf Mittel sannen, die Kahlköpfigkeit zu heilen. Wir haben Kenntnis von einem Haaröl, welches für die Mutter des Königs Chata, des zweiten Königs der ersten Dynastie, zusammengesetzt wurde, die offenbar an Haarausfall litt. Die Mixtur ist also vor etwa 5900 Jahren angefertigt worden. Sie bestand aus Sohlen von Hundefüßen, aus Datteln und Eselshufen, zerrieben und in Oel gekocht. Damit mußte die Königsmutter ihre Kopfhaut kräftig einreiben, — ob es etwas genützt hat, ist eine andere Frage. Das Rezept findet sich samt Angabe seines Kurzweckes auf einem uralten Papyrus, den Professor Macalisher, der gelehrte Aegyptologe der Universität Cambridge, entziffert hat. Auf den Gedanken, falsche Haare auf den Kopf zu tun, war die Mutter des Chata wohl noch nicht verfallen. Später wußte man sich zu helfen: man kaufte sich einfach Haare und Zähne und trug beides höchst ungeniert; vgl. Martial (epigr. XII 23), wo eine gewisse Laelia angeredet wird:

Dentibus atque comis — nec te pudet — uteris emptis.

Perücken aus falschen Haaren kannte die römische Damen- und Herrenwelt der Kaiserzeit gleichermaßen und verwendete sie. Solch eine Perücke hieß capillamentum oder galerus (galerum). Besonders für Frauen dürfte

es interessant sein zu erfahren, daß es schon im grauesten Altertum so etwas wie Haarnadeln gegeben hat. Heute sind sie aus Eisendraht; damals waren sie aus Bleidraht und infolgedessen sehr zäh und leicht biegsam. Sie dienten zum Festhalten der Haarlocken und wurden um diese wohl mehr gewickelt als gesteckt. Kein anderer als Schliemann war es, der diese „prähistorische Ahnfrau" unserer Haarnadeln unter dem Schutte der dritten Stadt auf Hissarlik gefunden hat (vgl. K. B. Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Altertums, 1885 S. 21).

Bei Tafel hatten die Griechen die Gewohnheit, die Speisen mit den Fingern anzufassen. Die Pädagogen schrieben genau vor, wie viele Finger beim Essen jedesmal je nach dem Gerichte verwendet werden durften. Wir Modernen essen bekanntlich Fisch mit der Gabel, ohne Messer; die Griechen nahmen zum Fisch zwei Finger, während sie z. B. Eingepökeltes (τάριχος) mit nur einem Finger aufnahmen (Plutarch, Virtutem doceri posse, cap. 2 am Ende). Sogar Zahnstocher haben die Alten gekannt. Alkiphron, ein Zeitgenosse des Lucian von Samosata — von manchen Gelehrten wird er freilich erst dem dritten nachchristlichen Jahrhundert zugewiesen — schreibt in einem seiner Briefe (I 22): „Einer ergriff einen Holzstocher (κάρφος) und säuberte damit alles Faserige heraus, was ihm von Mundbissen zwischen den Zähnen haftete."

Was übrigens meine frühere Bemerkung (vgl. Beilage Nr. 219 vom Jahre 1902 S. 581) über ein angebliches Monocle anlangt, dessen sich Nero im Zirkus bedient habe (vgl. Plinius n. h. XXXVII 64), so neige ich jetzt dazu, die Pliniusstelle in Uebereinstimmung mit Professor Magnus in Breslau vielmehr so aufzufassen, daß Nero, der schwache Augen hatte — wahrscheinlich litt er an Hypermetropie — beim längeren Gebrauche der Augen ab und zu auf einen Smaragd blickte, den er in der Hand hielt, denn die grüne Farbe des Smaragds sollte sein Auge stärken. Daß Grün den Augen wohltut, wußten schon die Alten. Näheres hierüber bei Magnus, Augenheilkunde der Alten, Breslau 1901.

Der berühmte englische Romanschriftsteller Thackeray († 1863) sah einst den schottischen Schriftsteller Reach bei sich zu Besuch. Thackeray erwies seinem Gaste jede Aufmerksamkeit, aber es verdroß letzteren, daß Thackeray seinen Namen stets „rietsch" aussprach, statt „riäch" zu sagen oder, falls dies dem Thackeray auszusprechen unmöglich sei, wenigstens „riäck". Schließlich machte Reach seinen Gastgeber höflich darauf aufmerksam, daß er nicht „rietsch" heiße, sondern „riäck". Thackeray erwiderte zunächst kein Wort darauf. Aber bei Tafel griff er zur Pfirsichschale, die auf dem Tische stand, und sagte mit höflicher Verneigung und der unschuldigsten Miene von der Welt: „Mr. Re-ack (sprich „riäck"), may J offer you a pe-ack (sprich piäck); so mit Absicht statt peach = Pfirsich (sprich „pietsch")?" Scheinbar läßt sich also Thackeray belehren, überträgt aber nun die neue Lehre mit absichtlicher Chokierung des Partners auf Dinge, für die sie weder gemeint noch am Platze ist, bloß, um so den anderen ein wenig wieder zu ärgern, natürlich nur in feiner, neckender Weise. Die Anekdote findet sich sogar in englischen Schullesebüchern (nachgedruckt z. B. auch in Deutschbeins Lehrgang der englischen Sprache, Ausg. A, S. 335). Ein ganz herrliches Analogon zu dieser feinen Art des Scherzens bietet uns das klassische Altertum. In Suetons Biographie des Kaisers Vespasian heißt es im 22. Kapitel: „Während der Tafel und auch sonst war Vespasian stets sehr leutselig und ging über vieles mit Witzen hinweg. Der Konsular Mestrius Florus hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, statt plostra sei es besser zu sagen plaustra. Um sich für diese Belehrung zu rächen, nannte ihn Vespasian fortan nicht mehr Florus, sondern scherzhaft bloß noch Flaurus."

Ueberhaupt war man in sprachlichen Dingen im Altertum viel empfindlicher und nahm es damit viel genauer, als die meisten ahnen. Im heutigen England ist der Ungebildete sofort daran zu erkennen, daß er im Anlaut den spiritus asper mit dem lenis vertauscht und umgekehrt. Der englische Arbeiter sagt hegg statt egg (Ei); er sagt andererseits to 'ave statt to have. Damit vergleiche man, wie sich der römische Dichter Catull im Carmen 84 mit launigem Spotte lustig macht über einen gewissen Arrius, der statt insidiae stets hinsidiae sagte und mare Hionium statt mare Ionium und chommoda statt commoda. Gellius erzählt (XIII 6), der zu Cäsars Zeit lebende Grammatiker Nigidius Figulus habe den Satz aufgestellt: Rusticus fit sermo, si adspires perperam (vgl. Quintil. I 5, 20, wo wir erfahren, daß auch manche Ungebildete choronae und chenturiones sagten).

Es wird gegenwärtig viel darüber geschrieben, daß in England und Amerika sogar Damen aus der höchsten Aristokratie dem Alkoholgenusse mehr, als gut ist, fröhnen. Schon die Schwiegertöchter des letzten römischen Königs, des Tarquinius Superbus, und die sonstigen Prinzessinnen seines Hofstaates liebten es, „durchzukneipen". Als die allerhöchsten römischen Offiziere sich bei der Belagerung von Ardea langweilten und einer beim Gelage in munterer Laune den Vorschlag machte, jeder anwesende Kavalier solle schleunigst und zwar gleich noch in derselben Nacht heimreiten, um zu sehen, was daheim die überraschte Strohwitwe treibe, da ergab sich, daß sämtliche hohe Gemahlinnen betrunken angetroffen wurden und zwar in einer infolge eben dieser Trunkenheit völlig derangierten Toilette (vgl. Ovids Fasten II 739 ff.). Eine rühmliche Ausnahme machte nur die edle Lucretia, die Gemahlin des Collatinus. — Auch an männlichen berühmten Zechgrößen, die es mit jedem mittelalterlichen oder modernen Sausaus im Wettzechen aufgenommen hätten, hatte das Altertum nicht Mangel. Von L. Cornelius Piso († 32 nach Chr.) wird erzählt, er habe sehr häufig zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen durchgezecht (Plin. n. h. XIV § 145). Trotzdem brachte es der biedere Herr auf 80 Lebensjahre (Tac. ann. VI 11). Sueton erzählt vom Kaiser Tiberius (cap. 42): „Einen ganz obskuren Menschen, der um das Quästoramt sich bewarb, zog er — Tiberius — den hochadeligen Mitbewerbern vor, weil derselbe bei einem Gastmahle auf sein Zutrinken eine ganze Amphora Wein ausgetrunken hatte", also eine Art Stiefeltrinker im Altertum! Tiberius selbst wurde bekanntlich im Lager, wenn er es nicht hörte, von seinen Soldaten scherzhaft Biberius Mero genannt statt Tiberius Nero (vgl. Sueton Tib. 42). Andere mehr oder weniger erstaunliche Beispiele von Trinkleistungen, die ich aus Mangel an Raum hier absichtlich übergehe, finden sich aufgezeichnet bei Plinius (n. h. XIV 143—148) und anderweit. Als der vielseitige Alkibiades sich bei den Thrakern aufhielt, soll er diese Leute im Zechen sogar noch überboten haben, und das will viel sagen (Cornel. Nep. Alcib. 11,4).

Von den Alkoholbekämpfern Ramses II. und Decaeneus war schon in der Beilage Nr. 213 vom Jahre 1902 (S. 532) die Rede. Hier sei noch nachgetragen, daß es auch sonst nicht an Belegstellen aus dem Altertum fehlt, aus denen hervorgeht, wie mißtrauisch man sich doch auch teilweise dem Alkohol gegenüber verhielt. Von dem streitbaren und sonst Tafelfreuden doch keineswegs abholden Hektor bezeugt dies Homer im 6. Gesange der Ilias. Als Hektor vom Schlachtfelde nach der Stadt eilt, trifft er seine Mutter Hekabe, die ihm einen Trunk süßen Weines anbietet mit den Worten (v. 261):

> Denn dem ermüdeten Mann ist Wein ja kräftige Stärkung,
> So wie du dich ermüdet, im Kampf für die Deinigen stehend

Aber Hektor gibt ihr zur Antwort:

> Nicht des lieblichen Weins mir gebracht, ehrwürdige Mutter,
> Daß du mich nicht entnervst, und der mutigen Kraft ich vergesse

Hektor hatte offenbar die ganz richtige Einsicht, daß der Trinker eine vorübergehende Anregung hinterdrein mit doppelter Erschlaffung büßen muß, und daß man nicht Wein trinken soll, wenn man am selben Tage noch Wich-

liges vor hat. Auch wenn Cäsar (bell. Gall. I 1, 3) von den Belgiern sagt, sie seien deswegen so stark, weil sie keine Kaufleute in ihr Land hineinließen mit verweichlichenden Dingen, so wird in erster Linie an den Wein zu denken sein, und von den Sueven heißt es geradezu (IV 2, 6): „Vinum ad se omnino importari non sinunt, quod ea re ad laborem ferendum remollescere homines atque effeminari arbitrantur." O, wenn doch die Naturvölker unserer Tage dem Branntwein der Bleichgesichter gegenüber sich ähnlich verhalten möchten!

Daß hervorragende Bühnenkünstler des Altertums mitunter ganz horrende Gagen bezogen, ist schon früher erwähnt worden.[7]) Hier sei noch nachgetragen, daß auch das Einkommen berühmter Aerzte zuweilen eine erstaunliche Höhe erreichte. Qu. Stertinius erzielte durch seine Praxis in Rom jährlich 600,000 Sesterzen = 130,000 Mark (Plin. n. h. XXIX 7), und Crinas aus Massilia, ein Zeitgenosse des Plinius, hinterließ gar 10 Millionen Sesterzen, also ein Vermögen von 1,700,000 Mark; dabei hatte er eine ähnliche Summe schon bei Lebzeiten für den Bau der Mauern von Massilia und andere gute Zwecke gespendet (Plin. n. h. XXIX 9).

7) Zu S. 589 in Nr. 220 der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1902 sei hier noch nachgetragen, daß auch bei den Griechen das musikalische Virtuosentum zuweilen fürstliche Honorare einheimste. Da lebte um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. der berühmte Kitharode Amoibeus. Dieser ließ sich in Athen sein Auftreten tagtäglich mit je einem attischen Talente (= 4715 Mark) bezahlen (vgl. Aristeas bei Athenaeus XIV 623 d). Dabei wohnte der Mann direkt neben dem Theater, hatte also bloß einen ganz kurzen Weg zurückzulegen. Von anderen Musikern, die öffentlich auftraten, wissen wir, daß sie zum Teil fabelhaft teure Instrumente besaßen. Die in Korinth gekaufte Flöte des berühmten Ismenias, dieses größten aller Flötenvirtuosen des Altertums, kostete 7 Talente, also rund 33,000 Mark (Lucian adversus indoct 5). Dieser fabelhaft hohe Preis erklärt sich daraus, daß die Instrumente, deren sich die ersten Meister bedienten, mit den kostbarsten Edelsteinen und Juwelen förmlich übersät zu sein pflegten (vgl. Plin. nat. hist. XXXVII 6 ff.). Eine solche Prunkzither schildert Lucian (adv. indoct. 8): „Sie war ein wahres Wunder von Pracht und Kostbarkeit, aus gediegenem Golde, geziert mit geschnittenen Edelsteinen und Juwelen aller Art, zwischen welchen die Bilder der Musen, des Apollo und Orpheus in erhabener Arbeit angebracht waren. Man konnte sie nicht ohne Staunen betrachten (vgl. Apul. Florid. p. 114 ed Bipont.). Auch an Künstlerstolz, der mitunter ganz eigenartige Blüten zeitigte, hat es den alten Musikern nicht gefehlt. Wenn z. B. der Flötenvirtuos Timotheos sich herabließ, musikalischen Privatunterricht zu erteilen, so mußten solche Schüler, die nicht gleich von vornherein seinen Unterricht gesucht, sondern erst einen anderen, wenn auch noch so berühmten Lehrmeister gehabt hatten, genau das Doppelte des ohnehin schon hohen Honorars zahlen (Quintil. II 3, 3.).

(Der Schluß dieses Artikels folgt in nächster Woche.)

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Prof. Dr. Friedrich Koch und Prof. Max Vogt. 2. Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Während die erste Auflage (1897) dieses Werkes den ganzen Stoff in einen Band zusammenfaßte, hat die zweite, neubearbeitete denselben zweckmäßig auf zwei Bände verteilt, deren Verfasserschaft in der Reihenfolge der obigen Nennung den Herausgebern zugefallen ist. Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man das Werk in dieser Gestalt unter die brauchbarsten deutschen Literaturgeschichten rechnet, die mit Rücksicht auf die Bedürfnisse eines größeren Publikums bis jetzt dargeboten worden sind. In der bekannten Ausstattung und mit den reichlichen Beigaben an Bildnissen, Faksimiles und sonstigem illustrativem Material, die den literargeschichtlichen Veröffentlichungen dieses Verlages eigen sind, wird hier eine Uebersicht über die Entwicklung des deutschen Schrifttums bis zur jüngsten Zeit gegeben, die in hervorragender Weise wissenschaftliche Genauigkeit mit flüssiger Darstellung und einer für den angestrebten Zweck hinreichenden Ausführlichkeit vereinigt. Das Verhältnis des Werkes zu anderen Darstellungen der deutschen Literatur — insbesondere der neueren und neuesten — wird wesentlich bestimmt durch die Stellung, die der Verfasser des zweiten Bandes — Professor Koch — gegenüber der jüngsten literarischen Entwicklung, ihren Trägern und Emporgetragenen einnimmt; ein Urteil, das keineswegs in uneingeschränkter Anerkennung der vom Tageserfolg am meisten gekrönten, meistgelesenen und meistgespielten heutigen Schriftsteller gipfelt, und das namentlich in der andeutenden Kennzeichnung des Einflusses mächtiger Literaturcliquen auf die Gestaltung der öffentlichen Literaturmeinung recht beachtenswerte Anschauungen zum Ausdruck bringt. Wie der Verfasser darum mit manchen der Lieblinge der heutigen Bühne und Lesewelt ein scharfes Gericht hält, so läßt er andrerseits manchen von der Literaturkritik sonst weniger gut Behandelten mehr Anerkennung widerfahren. Durch diese streng sachliche, von jeder Beeinflussung durch Nebentendenzen freie Darstellung verdient das Werk die Beachtung und Verbreitung, die es bisher gefunden hat. Unter den Neuerungen dieser zweiten Auflage sind als besonders erwünscht die ziemlich reichhaltig beigefügten Literaturnachweise in erster Linie zu nennen.

C. S.

* Von den **Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Gesundheitspflege** erschien soeben in 2. Auflage **Nothilfe bei Verletzungen** von Dr. J. Feßler (München). Wir wissen dem Verfasser Dank, daß er seine Kenntnisse in den Dienst der Allgemeinheit gestellt und in der gut illustrirten Arbeit einen sehr nützlichen Ratgeber bei Verletzungen gegeben hat. Man muß als Arzt die vielen Fehler gesehen haben, welche in solchen Fällen von Laien, die vom besten Willen beseelt sind, gemacht werden, wie frische Wunden infiziert werden und durch mangelhafte Abschnürung das Leben direkt gefährdet wird, um den Wert eines populären Führers schätzen zu können. Feßlers Ausführungen gewinnen dadurch besonders, daß er in zwei Feldzügen reiche Erfahrungen sammeln konnte und als Instruktionsarzt der Freiwilligen Sanitätshauptkolonne München versteht, ohne wissenschaftlichen Ballast doch das Nötige zu sagen.

m.

Allgemeine Rundschau.

Shakespeare in Rußland.

Man hat in der letzten Zeit so viel von „Shakespeare in Japan" gehört, daß man auch einmal von Shakespeare im gegnerischen Lager reden darf, ohne in den Verdacht der Russophilie zu fallen. Dazu gibt eine neue Shakespeare-Ausgabe in russischer Uebersetzung Veranlassung, von der soeben drei Bände in St. Petersburg erschienen sind und die in den englischen Wochenschriften ausgezeichnete Würdigung findet. Mad. Vengerov (S. A. Vengerova), die Herausgeberin, hat früher erschienene Uebersetzungen von Kroneberg, Druzhinin, Sokolowski und neuere von Gniedich, Minski, Mademoiselle Chiumin, Balmont u. a. m. vereinigt; in dem kritischen Material sind die neuesten Forschungen verwertet; die Illustrationen weisen Holmant Hunt, Burne Jones, Madox Brown, aber auch französische Künstler, sowie Makarts „Romeo und Julia" und Pilotys „Heinrich IV." auf. Aus der Geschichte Shakespeares in Rußland erwähnt das Athenaeum, daß es ebenso unbewiesen ist, daß Mikulin, ein russischer Gesandter am Hofe der Elisabeth von England, Shakespeare in einem seiner Stücke auftreten sah, wie verschiedene russische Literarhistoriker annehmen, als daß Sophia, die gebildete Schwester Peter des Großen, Molières „Médecin malgré lui" übersetzte, wie behauptet wird. 1748 hörte man zuerst von Shakespeare auf der russischen Bühne, als Sumarokov eine russische Bearbeitung des Hamlet nach der willkürlichen französischen Herrichtung des Ducis auf die Bretter brachte. So armselig sie war, gab sie doch den Anstoß zu der großen Hamletliebe des russischen Volkes. Von

Jahre 1780 finden sich Fragmente von „Romeo und Julia“ und „Heinrich IV.“ in russischen Zeitschriften, und die Kaiserin Katharina machte eine Bearbeitung der „Lustigen Weiber von Windsor“ zurecht. Der Hauptübersetzungseifer begann im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts; von einigen Stücken wurden fünfzehn und mehr Uebersetzungen gemacht. Eine vollständige Prosaübersetzung, die sich genau an das Original hielt, publizierte Ketcher 1840; 1860 gab Gerbel sämtliche Stücke, von verschiedenen in russische Blankverse übertragen, heraus; diese Ausgabe, obwohl teuer und voluminös, konnte fünfmal neu herausgegeben werden. Sokolowski arbeitete dreißig Jahre an der poetischen Uebertragung des ganzen Shakespeare, die 1890 erschien; 1893 erschien diejenige Kanshins in Prosa. Mit der jetzt bei „Brockhaus-Ephron“ in St. Petersburg in der Sammlung „Große Schriftsteller“ herauskommenden Ausgabe unter der Leitung der S. A. Vengerova kann also die russische Shakespeare-Verehrung auf fünf verschiedene vollständige Shakespeare-Editionen und unzählige Ausgaben von einzelnen Stücken des großen Briten blicken.

-s.

Kleinere Mitteilungen.

* **Eine erfolgreiche Behandlung des Kretinismus?** Der Professor der Psychiatrie in Wien Dr. J. Wagner v. Jauregg übersandte dem Ministerium des Innern einen Bericht über erfolgreiche Behandlung des Kretinismus mit Schilddrüsentabletten, die ihm in dem steierischen Bezirk Judenburg, einem ausgesprochenen Verbreitungsgebiet dieser Krankheit, diesem Bericht zufolge gelungen ist. Ein enger Zusammenhang zwischen der Funktion der Schilddrüse und psychischen Vorgängen, bezw. Erkrankungen ist bekanntlich durch klinische Erfahrungen seit längerer Zeit festgestellt und gab den Anlaß, einerseits die Totalexstirpation der Schilddrüse bei notwendigen Operationen möglichst zu vermeiden, andererseits aber Präparate der Schilddrüse als Heilmittel zu versuchen (Organotherapie). Professor Wagner hat nach dem Bericht durch sein Verfahren sowohl eine günstige körperliche Beeinflussung, als auch eine geistige Hebung der behandelten Kretins erreicht. Die Kretins wurden sprechfähig und zum Schulbesuch geeignet; zugleich wurde nach Verlauf von etwa drei Monaten ein allmähliches Verschwinden der Kröpfe erzielt. Er glaubt daher durch seine Erfolge den günstigen Erfolg der Schilddrüsenbehandlung bei der Therapie der Kretins erwiesen zu haben.

ct. **Eine schwierige geographische Arbeit** leistet jetzt die Geodätische Behörde der Vereinigten Staaten durch eine Aufnahme der gesamten Küstenlinien und Häfen der Philippinen. Nach den bisherigen Ergebnissen besitzt diese Inselgruppe eine Küstenlänge von über 11,400 englische Meilen oder rund 18,500 Kilometer; was die Küstenlänge der Vereinigten Staaten um das Doppelte übertrifft. Auf jedes Quadratkilometer der Fläche ist ein Kilometer Küstenlinie zu rechnen, während das entsprechende Verhältnis in den Vereinigten Staaten 555 : 1 beträgt. Die Philippinen umfassen beinahe 1700 benannte Inseln, insgesamt aber verzeichnen die neuesten und genauesten Karten etwa 3000 Inseln und Eilande.

* **Deutscher Juristentag in Innsbruck.** Um die Arbeiten des Wohnungsausschusses nicht zu sehr zu verzögern, werden die Mitglieder des Juristentages gebeten, die ihnen Ende Juni zugegangenen Fragebogen ausgefüllt ehestens, sicher aber vor Mitte August an den „Ortsausschuß des 27. Deutschen Juristentages in Innsbruck, Justizgebäude“, zu senden. Anmeldungen, die erst im letzten Augenblick erfolgen, werden vielleicht nicht mehr in allen Punkten ganz nach Wunsch berücksichtigt werden können, während für die bis Mitte August dem Ortsausschusse bekanntgegebenen bestens vorgesorgt werden wird.

* Der bewährte Leiter des Münchener Volksschulwesens, Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner, feiert heute seinen **fünfzigsten Geburtstag.** Wir haben schon öfter an dieser Stelle Gelegenheit gehabt, auf die großen Verdienste dieses Mannes besonders um das Fortbildungsschulwesen hinzuweisen und unsere Leser mit seinen trefflichen zum Teil bahnbrechenden Schriften über den ersten naturkundlichen Unterricht, über die gewerbliche Erziehung und über die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend bekannt zu machen. Wir wünschen heute dem schaffensfreudigen Reformator auf diesem Gebiete der Jugenderziehung ein rüstiges und erfolgreiches Fortschreiten auf den von ihm eingeschlagenen Bahnen.

hc. **Titel-Verleihung.** Dem Lehrer der Kunstgeschichte und Literatur an der Königlichen Kunstakademie in Düsseldorf Dr. Heinrich Kraeger ist der Professortitel verliehen worden.

* **Von deutschen Bibliotheken.** Auf dem Gelände des Neubaues der Berliner Königlichen Bibliothek wird jetzt an der Nord- und Ostseite mit der Aufmauerung begonnen; zum Jahresschluß soll sie hier sowohl wie an der Westseite bis zum Erdgeschoß vorgeschritten sein. Die Fassade der alten Akademie bleibt vorläufig noch als Baumaske stehen. Für die Bekleidung des Sockels ist Granit gewählt, im übrigen wird das große Bauwerk mit Sandstein ausgestattet. — An der Hofbibliothek zu Darmstadt wurde der Bibliothekar L. Voltz zum Oberbibliothekar, der Hilfsbibliothekar Lic. G. Ponmüller zum Bibliothekar befördert.

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Die Professoren Dr. Max Weber und Dr. Ernst Troeltsch werden sich demnächst, einer an sie ergangenen Einladung Folge leistend, nach St. Louis begeben, um daselbst Vorträge zu halten.

H. In der medizinischen Fakultät unserer Universität hat sich Dr. Jussuf Bey Ibrahim aus Kairo, Assistenzarzt für die Ambulanz und die Säuglingsstation der Luisenheilanstalt (Universitäts-Kinderklinik), für das Fach der Kinderheilkunde als Privatdozent niedergelassen. In seiner Probevorlesung wird er am 29. ds. Mts. über „Moderne Prinzipien der Säuglingsernährung“ sprechen. Dr. Bey Ibrahim, der an der Münchener Universität studiert hat, wirkt an der Luisenheilanstalt seit dem Sommer 1901, zuerst als Volontärarzt.

* **Münster.** Zur Errichtung eines hygienischen Instituts für Universitätszwecke haben die Stadtverordneten 50,000 Mark bewilligt.

* **Köln.** Zum Studiendirektor an der hiesigen Handelshochschule wurde — als Nachfolger von Prof. Dr. Schumacher — der Professor der Handelshochschule Dr. Eckert gewählt.

* **Berlin.** Zur Erinnerung an die 200jährige Jubelfeier der Akademie der Wissenschaften hat der Kultusminister Dr. Studt sämtlichen preußischen Universitäten eine Plakette gestiftet. Die Plakette, die in einer grünen, mit dem preußischen Adler geschmückten Seiden-Enveloppe ruht, ist von Professor A. Vogel (Berlin) in Bronze ausgeführt und zeigt zwei allegorisch gehaltene Reliefs. Die Vorderseite der Plakette ist eine Versinnbildlichung der Wissenschaft, während die Rückseite das Meer und den Himmel darstellt. Die beiden Seitenfelder tragen die von Lorbeerkränzen umrahmten Jubiläumszahlen 1700—1900 nebst einer Reihe von Namen der berühmtesten Akademiemitglieder von Leibniz, Friedrich dem Großen bis Virchow und Mommsen. Die Plakette ist den Universitäten vor einigen Tagen übersandt worden.

H. **Aus der Schweiz.** Der Eidgenössische Schulrat hat dem Privatdozenten am Eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich Dr. Robert Saitschick die venia legendi auf moderne Literaturgeschichte erweitert.

München, Samstag, 30. Juli. Nummer 173.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine Biographie Adalbert Stifters.

Eine höchst anerkennenswerte und eifrige positive Arbeit leisten die wackeren Männer, die in Böhmen gegenüber dem anspruchsvollen und lauten tschechischen Chauvinismus sich die Pflege deutscher Kultur, deutschen Wesens und deutschen Geistes angelegen sein lassen. Man muß die große, nach allen Richtungen hin ausgreifende Tätigkeit der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ seit Jahren verfolgt und die treffliche, von ihr nun im dritten Jahrgang herausgegebene Monatsschrift „Deutsche Arbeit“ eingehend kennen gelernt haben, um einen vollen Begriff von dem tüchtigen und ernsten Streben zu erlangen, das jene, auf einen so heftig umstrittenen Boden gestellten Pioniere des Deutschtums beseelt. Nicht lautes oder gar vorlautes Wesen macht in ihrer Tätigkeit sich breit; diese Männer sind sich, wie es scheint, durchaus bewußt, daß sich kulturelle Erfolge nicht im Handumdrehen erreichen lassen, daß nicht ein sprunghaftes und ungeklärtes Vorwärtsdrängen, wie sie es an ihren tschechischen Landsleuten oft genug beobachten können, sie auf die Dauer in den Besitz neuen oder wiedergewonnenen Bodens setzen kann. Sie gehen ernsthaft Schritt für Schritt vorwärts; sie bauen auf den starken Grundlagen, die deutsche Kultur in früheren Jahrhunderten bis auf unsere Zeit herauf in jenen Boden versenkt hat, in dem sicheren Gefühle, das innere geschichtliche Zusammengehörigkeit gewährt, Stein für Stein zu einem neuen Baue auf. Mit starkem historischen Empfinden, wie es ja gerade die Bewohner der Grenzmarken des Deutschtums auszeichnet, weisen sie auf alle Spuren germanischen Geistes und germanischer Kulturarbeit in den böhmischen Landen hin und pflegen pietätvoll das Andenken der Männer, die, aus diesem Boden entsprossen, an jener Arbeit vornehmlich beteiligt waren. So stärken sie durch Rückblicke das Bewußtsein von den Zusammenhängen zwischen ihren jetzigen Bestrebungen und einer bedeutungsvollen Vergangenheit und gewinnen aus diesem Bewußtsein den Anstoß zu neuen selbständigen Leistungen.

Auch die besonders eifrige Pflege literarhistorischer Erinnerungen, die sich die obengenannte Gesellschaft neben ihren anderen Aufgaben angelegen sein läßt, müssen wir unter diesem allgemeinen Gesichtspunkte betrachten. Sie scheint auf den ersten Anblick zuweilen sich allzu sehr in Einzelheiten und Kleinigkeiten, die für die Literaturgeschichte nur nebensächliches Interesse haben, zu verlieren; den einzelnen Vertretern des österreichischen oder speziell deutsch-böhmischen Schrifttums wird oft eine literarhistorische Sorgfalt zugewendet, die nicht im Verhältnis zu der wirklichen Bedeutung der geschilderten Persönlichkeiten für die Gesamtheit steht. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieser lokalgeschichtliche Eifer gerade auf jenem Boden nicht nutzlos entfaltet wird. Nicht nur die Leuchten im Geistesleben sind es, die ihr Licht von den Höhen her auf die Hänge und Gefilde einer Kulturentwicklung erstrahlen lassen. Durch tausend Adern und Ritzen quillt dieses Licht aus den Tiefen der Volksseele und des Volksgemütes heraus und breitet seine Helle über das Leben hin. Da verlohnt es sich wohl, seinen Spuren nachzugehen, wo immer es hervorbricht, und mit liebevoller Sorgfalt auch das Andenken längst vergessener oder in ihrem Wirken nicht über einen engen Kreis hinausleuchtender geistiger Fackelträger zu erneuern und zu pflegen. Und je schwerer ein Bruchteil unseres deutschen Volkstums an den Grenzmarken um seinen Bestand zu kämpfen hat, um so bedeutungsvoller werden für die Gesamtheit die Geister, die jenen Kampf dereinst nach ihren besten Kräften führten, wenn sie auch nur in ihrem engeren Bereiche eine kulturelle Wirksamkeit entfalteten. Wie häufig kann man beobachten, daß solche Männer nur darum nicht zu größerer Bedeutung und zur vollen Entfaltung ihrer Gaben gelangten, weil sie eben als Kämpfer an der Grenzmark unseres Volkstums standen, weil sie draußen auf der Vorwacht so mancher Vorteile für ihre Entwicklung, die den im Mittelpunkte unseres Kulturlebens wirkenden Geistern von selbst zufließen, entbehren mußten. Ist es darum nicht auch eine Pflicht der Dankbarkeit, die nachkommende Generationen erfüllen, wenn sie das Andenken solcher in engerem Kreise wirkenden Vorkämpfer des Deutschtums in oft überschwänglicher Weise ehren?

*

Als eine überschwängliche Ehrung eines vielfach Vergessenen erscheint dem ersten Blick auch die umfangreiche Biographie Adalbert Stifters, die auf Anregung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen jetzt Alois Raimund Hein herausgegeben hat.[1]) Es ist ein Ungetüm von einem Buch, seinem äußeren Umfange wie der Fülle seines Inhalts nach. Die kleinsten und feinsten Fädchen, aus denen das Gewebe eines im ganzen in recht prosaischen Linien verlaufenen Dichter- und Beamtenlebens sich zusammengefügt hat, werden von dem begeisterten Biographen aufgedeckt; alle Beziehungen und Zusammenhänge, in die der Schriftsteller im täglichen Leben gestellt war, werden ausführlich dargestellt und zum Teil in völlig überflüssiger Weise doku-

1) Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Von Alois Raimund Hein. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem faksimilierten Stammbuchblatte, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern. 691 Seiten in Großoktav. Prag, 1904. Im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. (Kommissionsverlag der J. G. Calveschen k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.)

mentarisch belegt; selbst sein dichterisches Lebenswerk wird, man möchte sagen: Seite für Seite, vor unseren Augen aufgeblättert und mit ausführlichen Kommentaren versehen. So ist ein gewaltiger Foliant entstanden, durch den sich durchzulesen in unserer hastigen Zeit wohl nur wenige die Lust und Muße haben werden. Um so weniger, als das Ganze nicht Anspruch darauf machen kann, ein biographisches Kunstwerk zu sein. Der hingebungsvollen Liebe und warmen Verehrung für den Gegenstand seiner Darstellung, die dem Biographen die Feder geführt und ihn zu mühevollen und zeitraubenden Nachforschungen und Materialsammlungen veranlaßt haben, entspricht nicht ein kritisch feinabwägender Zug in der Auswahl und Anordnung des Stoffes. Wer in solchen Darbietungen zu vieles geben will, gibt oft zu wenig. Das an sich nicht ganz einfache Charakterbild Adalbert Stifters wird durch die Fülle der Mitteilungen, die uns aus diesem Werke über ihn zufließen, eher noch verwirrter gestaltet, als daß es an Klarheit gewönne. Die wesentlichen Beeinflussungen, die sein Leben von außen her erfuhr, sind nicht scharf und deutlich genug herausgearbeitet; sie verschwimmen mit den vielen Unbedeutendheiten, die uns berichtet werden, in einem großen und breiten Strome der Darstellung, aus dem sich der Leser nur mit Mühe zu einem Standpunkte, der weite Ueberblicke gewährt, herausarbeitet. Und auch die Umschwünge in seinem inneren Leben, die Irrungen und Wirrungen, durch die seine Seele hindurchgehen mußte, sind nicht plastisch herausgearbeitet; an Andeutungen und Anhaltspunkten für das Verständnis der inneren Bewegung, die des Dichters Leben durchströmte, fehlt es nicht; oft genug geben uns Briefstellen oder Hinweise auf die in die Schriften hineingearbeiteten Selbstbekenntnisse genügenden Aufschluß über schwere Kämpfe, die sich in seiner Brust abspielten. Aber wir vermissen das künstlerische Zusammenfassen solcher Andeutungen zu allgemeinen Schlußfolgerungen und Betrachtungen. Der Biograph überläßt es dem Leser, sich selbst das Bild von des Dichters Wesen zu gestalten; er gibt ihm nur die Materialien in Fülle an die Hand, die zu solcher Gestaltung unentbehrlich sind.

Vielleicht ist das gerade im Hinblick auf einen Dichter von so ausgesprochener Eigentümlichkeit, wie Adalbert Stifter es war, ein ganz richtiges biographisches Prinzip. Die Beurteilung seiner Persönlichkeit verlangt vielleicht denselben Grad mitschaffender Tätigkeit, den der Genuß seiner Werke erfordert. Es ist nicht einem jeden gegeben, Stifters Studien und Novellen mit wirklichem Behagen zu lesen; sie erfordern einen ausgeprägten Stimmungsgehalt, der nicht so leicht in jedermanns Seele und zu jeder beliebigen Stunde hervorgerufen werden kann; sie setzen bei dem Leser ein malerisches Anschauungsvermögen voraus, das nicht überall vorhanden ist, und sie verlangen ein so völliges Sichversenken in die vom Dichter geschilderte Umgebung, ein so gänzliches Sichloslösen von der alltäglichen Umwelt, daß ihr Genuß zugleich zu einer mitschaffenden Tätigkeit wird. Sollte es sich nicht auch mit der Beurteilung der sonderbaren und häufig zwiespältig erscheinenden Persönlichkeit dessen, der jene Kunstwerke schuf, ganz ähnlich verhalten? Der arme Leinewebersohn aus dem Böhmerwald lebte, wie so viele der von ihm erdichteten Gestalten, sein Leben lang ein seltsames Doppelleben und haftete immer nur mit e i n e m Fuße auf dem Boden des realen Geschehens. Das war sein Unglück und doch auch sein Glück; das brachte ihm niemals in allen seinen Tagen die Erfüllung seiner Lebenswünsche, trieb ihn aber dafür mit unwiderstehlicher innerer Gewalt hinaus in das Reich der Träume, aus dem er dann mit funkelnden Schätzen reich beladen heimkehrte. Wie den Gestalten seiner Dichtungen, haftet auch seinem persönlichen Charakter ein Zug der Passivität, der Untätigkeit an; wo er mit Gewalt sich dieses Zuges entledigen will, wird er verschroben, unbehilflich, in seiner Dichtung wie in seinem Leben, wird er auch als Mensch zu einem jener Sonderlinge, die er so gern und so meisterhaft darstellte. Das gibt dem ganzen Gefüge seiner äußeren Lebensumstände einen melancholischen Anstrich. Es ist kein heiteres, nicht einmal ein erhebendes Bild, das Adalbert Stifters Leben dem Beschauer darbietet; selbst der Tragik, welche der Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Träumen in jedes Dichters Dasein legt, fehlt bei ihm der befreiende, uns hinreißende Zug; auch sie erscheint angehaucht von der Philiströsität, die seinem ganzen späteren Leben den Stempel aufdrückt. So kommen in seinem Dasein ganz seltsame und gegensätzliche Elemente zur Auslösung, die wir in ihrer Bedeutung nur begreifen, wenn wir aus der Fülle der biographischen Einzelheiten, die das umfangreiche Werk Heins uns an die Hand gibt, uns selbst ein Fazit ziehen, wenn wir, in mitschaffender Tätigkeit, aus den vielen Widersprüchen und dem inneren Zwiespalt, die Adalbert Stifters Dasein in seinen verschiedenen Phasen aufweist, die einheitliche Grundlage seines Wesens herauszufühlen suchen.

*

Die landläufige Literaturgeschichtschreibung hat es sich mit der Beurteilung Stifters bequem gemacht, wenn sie ihn einen „wackeren, doch etwas philisterhaften Mann" nennt, „dem nun doch einmal alle dem Dichter nötige Leidenschaft fehlt".[2]) Das ist es nicht. In Stifters frühestem und bestem literarischen Schaffen wie in seinem ganzen Leben kommt eine Leidenschaftlichkeit zur Betätigung, die wohl der größten und tiefsten Einwirkung auf die Mit- und Nachwelt fähig gewesen wäre, wenn sie nicht in ihrer Entwicklung unterbrochen worden wäre. Es ist die Leidenschaftlichkeit des unmittelbar schauenden und empfindenden Künstlers, die nach dem Ausdruck ringt und sich nicht genug tun kann, bis das dichterisch Ausgesprochene oder bildlich Dargestellte dem innerlich Geschauten und Empfundenen adäquat erscheint. Stifter hatte, wie vielleicht nicht allgemein bekannt, einen ganz ausgesprochenen, auf künstlerische, im besonderen malerische Aussprache hindrängenden Trieb. Ohne jede akademische oder sonst berufsmäßige Schulung hat er als Landschaftsmaler ganz Tüchtiges geleistet. Mehrere seiner Bilder kamen seinerzeit zur Ausstellung in Wien und zum Verkauf und schmücken jetzt noch die Sammlung eines seiner wärmsten Verehrer. Auch die Reproduktionen mancher seiner Gemälde, die Hein uns in der vorliegenden Biographie gibt, zeigen ein unleugbares, freilich nicht zur technischen Entwicklung gelangtes malerisches Talent. Freilich fehlt der künstlerischen Leidenschaftlichkeit, die in diesen Malereien sich überall ausspricht, der zusammenfassende und zusammenhaltende Zug, den nur unablässige technische Arbeit verleihen kann. Und ganz richtig sagt der Biograph: „Wahrscheinlich wäre der Dichter auch in der bildenden Kunst rascher zu größeren Erfolgen gelangt, wenn er sich nicht von Anfang her hartnäckig in die schwierigsten Aufgaben verbohrt hätte. Da er selbst, wie sein Held im Hochwald, ein so toller Schwärmer war, daß er am liebsten hätte „den Sonnenschein auf seinen Hut stecken und die Abendröte umarmen" wollen, so hing er unermüdlich den seltsamsten Luftstimmungen nach, die er leidenschaftlich gern beobachtete, und bestrebte sich immer und immer wieder, den Abglanz davon auf seine Leinwand zu bekommen. Dazu aber reichten seine ungeschulten Kräfte nicht aus, und die bittersten Enttäuschungen konnten ihm nicht erspart bleiben. Sein Sinn war auf das Außerordentliche und Unermeßliche gerichtet, schon zu einer Zeit, als die Kräfte am Kleinen und Faßbaren sich noch nicht versucht und gestärkt hatten. Er hat diesen Zug an sich selbst richtig beobachtet, ohne sich doch von dem schwärmerischen Drange befreien zu können."

Höchst bezeichnend ist es, daß diese leidenschaftlichen Bemühungen um Ausdruck des innerlich Geschauten auf der Leinwand mit den ersten schriftstellerischen Versuchen Stifters zusammenfallen. Bekanntlich bedeuteten diese Versuche sofort einen vollen Erfolg. Der Fünfunddreißigjährige, der nach einer zwischen juristischen und naturwissenschaftlichen Studien hin und her schwankenden, nicht zu einem äußeren Abschluß gelangten Universitätszeit und nach einer voreiligen Heirat mit einem geistig tief unter ihm stehenden, wenn auch leidenschaftlich geliebten armen Mäd-

[2]) S. Geschichte der deutschen Literatur von **Fr. Vogt** und **Max Koch**, 1. Aufl. S. 703.

chen, sein Leben als Privatlehrer auf das kümmerlichste fristete, dachte im Grunde, als er seine erste Novelle, den „Kondor", niederschrieb, wohl kaum daran, sich je durch die Feder sein Brot zu erwerben. Durch einen Zufall — das Manuskript fiel ohne sein Wissen in die Hände einer kunstverständigen Frau — eröffnete sich ihm der Weg zu der Zeitschrift, in der diese Novelle und in schneller Folge dann die rasch entstandenen „Feldblumen", das „Heidedorf", der „Hochwald", die „Narrenburg" und die „Mappe meines Urgroßvaters" erschienen. Den ersten Anstoß zur schriftstellerischen Tätigkeit hatte Stifter also nicht von außen her, durch das Streben nach gewinnbringender Verwertung seines Talents, empfangen, sondern vielmehr aus dem inneren Trieb heraus, das Empfundene auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen. Es waltete in jenen Jahren, in denen er sich in erster Linie noch als Landschaftsmaler fühlte und in seinen Eingaben an die Kunstakademie um die Verleihung eines Reisestipendiums als solcher unterzeichnete, die echte, nach künstlerischer Gestaltung auf irgend einem Wege ringende Leidenschaftlichkeit in ihm vor, die seine ersten Schöpfungen zu reinen Kunstwerken stempelte. Und diese Leidenschaftlichkeit verließ ihn auch später nicht, als er nur noch mühsam schuf und sich in der Kunstform des Romans, die seinem Wesen fremd war, ohne jeden Erfolg versuchte. Sie kam bei diesen mühsamen und gequälten Versuchen auf dem Gebiete des Romans in dem unabläßigen Eifer zum Vorschein, mit dem er an der Form seiner Erzeugnisse so lange herumfeilte, bis er schließlich über der bloßen, künstlich herausgefeilten Form jeden größeren Zusammenhang des Inhalts aus den Augen verlor.

Ohne jene innere Leidenschaftlichkeit des unmittelbar schauenden und empfindenden Künstlers wäre es auch nicht möglich gewesen, daß Stifters Studien gleich bei ihrem Erscheinen eine so tiefgehende Wirkung auf alle seiner fühlenden Leser ausübten und daß sie noch heute sich immer wieder neue Bewunderer und Freunde erobern. Das Elementare des künstlerischen Ausdrucks für unsere feinsten und zartesten Naturempfindungen, das in ihnen sich zeigt, war vorher kaum in einem literarischen Erzeugnisse so rein und unvermittelt zutage getreten. Noch niemals hatte ein Dichter das Rauschen und den Zauber des Hochwalds, die feierliche Stille der Nacht, das leise Fallen des Schnees mit so einfachen Mitteln und doch so fein und zart in Worten ausgedrückt, wie es diesem nicht zur Vollendung gelangten Maler gelungen war. Das war das Ueberraschende an seinen Novellen, das Hinreißende und Fesselnde in ihnen, das bis auf den heutigen Tag an Wirkung nichts eingebüßt hat und immer seine tiefe Wirkung auf alle mit Naturempfinden begabte Leser ausüben wird.

Und aus solchem Naturempfinden heraus sind auch die Gestalten gedichtet, die des Malerdichters eigene Welt bevölkern. Es sind nicht Menschen von Fleisch und Blut, hat man wohl in wegwerfendem Sinne von ihnen gesagt; es fehlt ihnen die Leidenschaft des glühenden, des in Freude oder Leid sich verzehrenden Herzens. Allerdings stehen diese Gestalten Stifters nur selten mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie scheinen hinausgehoben über den Zwang der realen Lebensbedingungen; als ob sie einer verklärten Natur angehörten, ist auch ihr Wesen in einem idealistischen Sinne verübermenschlicht, der doch weit entfernt von den mystischen Ausartungen der Romantik ist. Auch diese Eigentümlichkeit, das Menschliche durchaus in eine künstlerisch geschaute Umgebung künstlerisch hineinzupassen, die irdischen Gestalten entblößt von aller niederziehenden Leidenschaft gleichsam als nackte Götterkinder in dem Zauberwalde der verklärten Natur und des verklärten Lebens wandeln zu lassen, entspringt durchaus Stifters angeborenem tiefen Empfinden von einer leuchtenden Welt hinter der Welt der Erscheinungen. Wie dieses Empfinden allein es ist, das ihn die Stimmen des Waldes und der Quellen, die Farben der Gebirge und der Seen, die Strahlen der Sonne und der Gestirne in ihrem ureigensten Wesen und Zauber zu erraten und zu künden befähigt, so löst es auch seine Menschen von den Bedingungen des Zeitlichen los, läßt sie in einer ihnen eigenen Welt sich bewegen und umkleidet sie mit einem zauberhaften Schimmer.

Für manche Leser sind freilich hierdurch die Stifterschen Gestalten zu blutlosen Schemen geworden, und nicht wenige unter diesen Gestalten lassen sich in der Tat nicht anders bezeichnen. Aber es bleiben immer einige von ihnen übrig, die unvergänglich leuchtend vor unseren geistigen Augen dahinwandeln und deren Zauber nimmer erlöschen wird. Diese Gestalten mit ihren zarten, wie von leichtester Künstlerhand mit feinster Feder hingezeichneten Umrissen lassen sich freilich niemals von dem Untergrund einer verklärten Natur loslösen, auf den der Dichter sie stellte. Als ein Ganzes erscheinen sie und die Welt, die sie umgibt, als ein Ganzes von unvergänglicher Leuchtkraft, geschaut von einer aus den geheimnisvollen Tiefen des Volksempfindens emporgetauchten Künstlerseele.

*

Auch in dem ganzen Lebensgefüge Adalbert Stifters steht die kurze Periode des frischen und ungezwungenen dichterischen Schaffens — sie umspannt nicht viel mehr als ein Jahrzehnt — wie ein aus dunklen Tiefen des unmittelbaren künstlerischen Empfindens und Schauens emporgetauchter und dann wieder erlöschender Schöpfertraum. Sobald der Erzähler beginnt, sich in fast gewaltsamer Absichtlichkeit auf einen besonderen Kunststandpunkt festzuschrauben, also in ganz bewußter Weise zu „dichten", ist auch die Frische und der Zauber, der bis dahin aus seiner Welt dem Leser entgegenstrahlt, wie mit einem Schwamm weggewischt. Das ist aber schon der Fall in einem Teil der Erzählungen, die unter dem Titel „Bunte Steine" im 48. Lebensjahre des Dichters gesammelt erschienen. Nur die am frühesten entstandenen dieser Schöpfungen tragen die unbewußte Leidenschaftlichkeit der künstlerischen Empfindung des Dichters noch in ihren Zügen, so besonders das Juwel dieser Sammlung: die Erzählung „Bergkristall". Die später entworfenen und in unabläßiger Feilarbeit mühsam aufgebauten zeigen schon einen „studierten" Charakter, denselben Charakter des mittelbaren Kunstempfindens, den auch die beiden letzten Werke Stifters, die ganz verunglückten und für uns kaum noch lesbaren umfangreichen Romane „Nachsommer" und „Witiko", an sich tragen. Die ursprüngliche künstlerische Leidenschaftlichkeit, die sich in seinem dunklen Drange zum Gestalten kundtut, ist nunmehr in dem Schriftsteller Stifter in peinliche Gewissenhaftigkeit und in kleinliche Formspielerei ausgeartet, wie auch der Maler Stifter in seinem ganzen Gehaben immer mehr und mehr etwas Spielerisches in sich ausbildet. Das Traumhafte in seinem Schaffen ist verschwunden und die künstlerische Reflexion, die an seine Stelle getreten, ist nicht kraftvoll und belebt genug, um den Schriftsteller und Maler über die Nüchternheit hinauszuheben. Sein Schaffen versandete mehr und mehr, wie das ja leider auch mit seinem Leben der Fall war.

Wir können uns bei dem Gang durch die reiche Materialiensammlung zu Stifters Leben und Schaffen, die Hein in seinem Buche darbietet, des Eindrucks nicht erwehren, daß vielleicht doch auch der Künstler mehr Frische und schaffensfreudige Ursprünglichkeit bis in die späteren Jahre seines Lebens hinübergerettet hätte, wenn seine äußeren Lebensumstände in freieren Bahnen verlaufen wären. Auch für Stifter ist die äußere Lebensnot die Mörderin der kräftigsten, noch ihrer Entwicklung harrenden schöpferischen Keime gewesen. Wir haben schon oben kurz erwähnt, daß der schon frühzeitig in die Bande einer ihn zum mindesten nicht innerlich befreienden und emporziehenden Ehe Gefesselte in seinen besten Jahren sein Leben durch Privatunterricht in adeligen Häusern fristen mußte. Obwohl er dadurch Beziehungen zu den angesehensten Familien der österreichischen Lande gewann, bekam er doch niemals das Gefühl der peinlichsten Abhängigkeit aus seiner Seele los, und dieser Mangel an persönlichem Freiheitssinn, der notwendig unter solchen Umständen in seinem Wesen Platz greifen mußte, beeinflußt sein ganzes späteres Leben. Auch als ihn der rasche und zum Teil glänzende

Erfolg seiner schriftstellerischen Tätigkeit des mühseligen Stundengebens überhob, kam er nicht aus dem Zustand der äußeren Abhängigkeit, diesmal gegenüber seinem Verleger Hackenast, heraus und mußte es schließlich als eine Erlösung aus materieller Not begrüßen, als sich ihm, dem nun schon Vierundvierzigjährigen, die Beamtenlaufbahn auftat. Doch auch hier erblühte ihm keine selbständige, den inneren Menschen erfassende und so eine wohltätige Grundlage für seinen dichterischen Gestaltungsdrang bildende Tätigkeit. Das ist umsomehr zu bedauern, als Stifter für das ihm übertragene Amt eines die Aufsicht über die Volksschulen Oberösterreichs ausübenden Schulrats nicht nur die geeignete Vorbildung, sondern auch die nötige Begeisterung mitbrachte. Man war auf ihn aufmerksam geworden, weil er in einer Reihe von Artikeln über Schulreform auf die zur Hebung der Volksschulen führenden Wege in ebenso freisinniger wie vernünftiger Weise hingewiesen hatte. Er suchte eben auch auf diesem Gebiete die ideale Welt hinter der der bestehenden Erscheinungen. Aber er besaß nicht genug Tatkraft, um sich durch das Gestrüpp des bestehenden Schlendrians durchzuarbeiten und zu seiner erträumten Gestaltung der Jugenderziehung hindurchzudringen oder andere hindurchzuführen. Gar bald erkannte er, daß er lediglich ein gewöhnlicher Verwaltungsbeamter auf dem Schulgebiete, eines der vielen im täglichen Getriebe der großen Staatsmaschine mitschnurrenden Räder sei — und damit war ihm jede Freude an seiner neuen Tätigkeit genommen. Sein ganzes Sehnen war von nun an wieder auf die Befreiung vom Amte, auf die Rückkehr zur schaffenden Tätigkeit gerichtet. Diese Befreiung kam ihm schließlich, als er nach fünfzehnjähriger Amtstätigkeit unter hohen Ehren und mit Fortbestehen seines Gehaltes vom Kaiser in den Ruhestand versetzt wurde. Aber da war es schon zu spät. Er war bereits ein durch Krankheit gebrochener Mann, in dem längst die Quelle des Schaffens versiegt war. Nur zwei Jahre später schied er aus dem Leben, bis an sein Ende von materiellen Sorgen niedergedrückt.

In den meisten seiner Erzählungen hat Stifter seine Menschen über die irdische Not hinausgehoben. Mit Vorliebe führt er große äußere Glücksfälle, reiche Erbschaften und dergleichen ein, um die innere sanfte Lösung der Konflikte durch ebenso glückliche äußere begleiten zu lassen und in ihrer Wirkung zu erhöhen. Auch für sein eigenes Leben hörte er nicht auf, solche äußeren Glücksfälle zu erträumen, weil er nur von ihnen die Befreiung seines gebundenen Gestaltungsdranges erhoffte. In der Tat können wir uns einen Dichter seiner Art, der nur aus dem Verweilen in einer verklärten Natur seine Stoffe gewann, nicht siegreich gegenüber den Nöten des Lebens vorstellen. Er konnte diese Nöte innerlich nicht überwinden; es war seinem ganzen Wesen nach notwendig, daß er ihnen, den härteren Gewalten, unterlag und unter ihrem Zwang in seinem Schaffen wie in seinem Leben verkümmerte. Vielleicht hat auch sein vormärzliches Leben in Wien und sein nachmärzliches Beamtendasein in Linz sehr viel zur Auflösung seiner Lebensenergie gegenüber jenen harten Gewalten beigetragen. Trotz steter Not und Sorge hatte Stifter sich zu einem recht behäbigen Staatsbürger ausgewachsen, dem ein gewisses Wohlleben und ängstliche philisterhafte Bequemlichkeit zu Lebensbedingungen wurden. Das Phäakenleben in Oesterreichs Hauptstadt hatte seinen Einfluß auf ihn ausgeübt. So arteten auch in seinem täglichen Treiben sein tiefes Naturempfinden und sein künstlerischer Sinn ins Spielerische aus: er vertändelte seine Zeit mit Kakteenzucht, mit dem Zusammensetzen alter Schränke, mit kleinlichen Malversuchen.

Wie seinem Zeitgenossen Mörike, mit dem er überhaupt als Mensch wie als Dichter innere Verwandtschaft hat, zerfließt auch dem österreichischen Dichter nach einer von der regsten künstlerischen Energie beseelten Schaffensperiode das Leben und die Gestaltungskraft unter den Händen. Es fehlt seinem Leben an erschütternden äußeren Ereignissen, an einem großen persönlichen Inhalte, an wirklichem Kampf, an Anregern und Förderern. Eine einzige große Anregerin und Freundin hatte er auf seinem Lebensgange gefunden: es war die Natur, die sich ihm aus ihren Schleiern enthüllte. Und was er von ihren Geheimnissen kündet, wird Tausenden von Lesern auch in Zukunft als eine jener Offenbarungen gelten, die nur durch den Mund ihrer Lieblinge von der großen Allmutter den Menschenkindern zukommen. Daß aber Adalbert Stifter, der Sohn des echtesten deutschen Volkstums auf böhmischer Erde, in seiner kurzen Schaffenszeit einer dieser ihrer Lieblinge war, wer möchte das bezweifeln?

O. B.

Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein.

Die Württembergische Kommission für Landesgeschichte, die seit ihrem noch nicht ganz dreizehnjährigen Bestehen eine rege Tätigkeit entfaltet und namentlich eine Reihe wertvoller Quellenpublikationen dargeboten hat, eröffnet nunmehr eine Serie von „Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte", deren erster Band, „Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein von Max Schuster",[1]) seines Stoffes wegen auch auf weitere Kreise Anziehung ausüben wird. Man kann allerdings die Frage aufwerfen, ob es sich bei der bekannten flüchtigen und oberflächlichen Arbeitsweise Hauffs überhaupt lohnt, so eingehende Quellenuntersuchungen anzustellen, und auch das geschäftsführende Mitglied der Kommission hat dieselbe Empfindung gehabt, wenn es im Vorwort den Umfang der Schrift, die aus der preisgekrönten Bearbeitung einer von der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen gestellten Aufgabe hervorgegangen ist, entschuldigen zu müssen glaubt. Indessen wird die nicht wegzuleugnende übermäßige Breite des Buches durch seine sonstigen guten Eigenschaften wettgemacht, und außerdem wächst sich das Thema dem Verfasser ganz von selbst zu einer vollständigen kritischen Geschichte Herzog Ulrichs bis zu seiner zweiten Flucht im Herbst 1519 aus.

Eine positive Grundlage für die Untersuchung geben die Hauffschen Konzepte des Romanes, die erst neuerdings von Hans Hofmann in dessen Biographie des Dichters („Wilhelm Hauff", Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1902) S. 262—269 veröffentlicht worden sind. Bei der Dürftigkeit dieser Entwürfe, Varianten und Materialien mußte jedoch das Schwergewicht auf den überaus mühsamen Vergleich der Hauffschen Darstellung mit den in Betracht kommenden Geschichtswerken fallen. Schuster hat sich dieser Aufgabe mit ebensoviel Fleiß wie Scharfsinn unterzogen.

Nach einer allgemeinen Einleitung beginnt er damit, im ersten Kapitel die rein dichterischen und sagenhaften Bestandteile im Lichtenstein auszuscheiden. Unter den letzteren nehmen die beiden aufs engste miteinander zusammenhängenden Sagen von den Aufenthalten Ulrichs auf dem Lichtenstein und in der Nebelhöhle besonderes Interesse in Anspruch. In beiden Fällen hat ganz gewiß der Dichter des Lichtenstein im Volksbewußtsein nur noch sehr undeutlich fortlebenden Ueberlieferungen erst wieder neue und starke Nahrung gegeben. Wenn jedoch Schuster zu dem Ergebnis gelangt (S. 27), daß die Sage von der Nebelhöhle überhaupt bloß Hauff ihr Dasein verdanke, so geht das entschieden zu weit. Irgend eine Ueberlieferung ist gewiß schon vorhanden gewesen, die seine schöpferische Phantasie weiter ausgesponnen hat. Vielleicht bildet eine Spur, die dem Verfasser entgangen ist, den Ausgangspunkt der Sage. Der Humanist Nikolaus Winmann, der seinen Tübinger Aufenthalt in der 1538 erschienenen Schrift Colymbetes beschrieben hat, machte im Jahre 1530 den bekannten Auszug der Hochschule aus dem durch die Pest verseuchten Tübingen nach Blaubeuren mit. Er durchstreifte die dortige interessante Umgegend und kam auch in eine Höhle, die er ausführlich geschildert hat, und zwar in einem Anhang zu seiner 1541 veröffentlichten Schrift Syncretismus. Der Bauer, der die Besucher der Höhle

[1]) Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer. 1904. 358 S.

führte, sagte: „Me duce quoque se ausus est olim hue recipere Udalrichus ille noster dux atque dominus huius terrae, additque quid princeps donasset." P. Beck, der diesen vergessenen Bericht Winmanns erst neuerdings (Reutlinger Geschichtsblätter 1903 Nr. 6) wieder ausgegraben hat, deutet ihn auf die Nebelhöhle. Das ist unmöglich, da die Beschreibung der Höhle also beginnt: „Est locus a Blabiria lapidem distans magnum." Daß die Nebelhöhle einen starken Steinwurf von Blaubeuren entfernt sei, wird die üppigste Phantasie nicht behaupten können. Eher kommt dafür das am Südabhang der Schwäbischen Alb gelegene Sontheimer Erdloch in Betracht. Jedenfalls aber ist Herzog Ulrichs Besuch in einer Höhle seines Landes durch einen Zeitgenossen in durchaus glaubwürdiger Weise bezeugt: wie schon die Erwähnung des Trinkgeldes dartut, handelte es sich um einen vorübergehenden Besuch, nicht um einen längeren Aufenthalt. Aber immerhin war ein Anhaltspunkt gegeben, an den die Sage anknüpfen konnte. Winmanns Worte „se ausus est recipere" sind überdies möglicherweise der Deutung, als ob sich der Herzog in der ungenannten Höhle versteckt habe, förderlich gewesen, und die Uebertragung von dem in der Nähe Blaubeurens gelegenen Erdloch auf die Nebelhöhle war dann nur noch ein kleiner Schritt.

Im zweiten Kapitel gibt der Verfasser einen Ueberblick über Hauffs Quellen. Was man im allgemeinen längst gewußt hat, daß der Dichter sich bei seiner raschen Art zu arbeiten mit Vorstudien unmöglich lange aufhalten konnte, wird hier im einzelnen bestätigt. Bezeichnenderweise benutzte er hauptsächlich abgeleitete Quellen ohne streng historische Bedeutung: Gustav Schwabs „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs" und desselben „Neckarseite der schwäbischen Alb", außerdem die Geschichte Württembergs des ihm persönlich nahestehenden Karl Pfaff, stellenweise Sattlers Geschichte des Herzogtums Württemberg unter der Regierung der Herzoge, gelegentlich auch einige zeitgenössische Werke, insbesondere Johannes Tethingers lateinisches Epos auf Ulrich mit dem angehängten Prosa-Kommentar. Als sicher darf gelten, daß Hauff außer den Quellen, die er in seinen Anmerkungen zum Lichtenstein ausdrücklich erwähnt, keine weiteren zu Rate gezogen hat. Ja Schuster ist sogar der Nachweis gelungen, daß der Umfang der Quellenangabe den Umfang der Quellenbenutzung überschreitet, daß der Dichter Bücher, die er zitiert, nicht selbst eingesehen, sondern die Zitate aus anderen übernommen hat. Je unsicherer er sich in der Beherrschung des geschichtlichen Stoffes fühlte, desto stärker war für ihn die Versuchung, mit dem Schein von Gelehrsamkeit zu prunken und so dem Publikum ein wenig Sand in die Augen zu streuen. Uebrigens muß eine wichtige Quelle noch entschiedener betont werden, als es von Schuster geschehen ist: das sind die historischen Kenntnisse, die Hauff von seiner ausgedehnten Jugendlektüre her in seinem Gedächtnis aufgespeichert hatte. Wahrscheinlich stand seine Vorstellung von Herzog Ulrich und dessen Zeit schon lange fest, ehe er an eine belletristische Bearbeitung dachte, und als er dann zu dieser schritt, ergänzte er nur seinen vorrätigen Bestand an Kenntnissen aus Geschichtswerken, denen er Einzelheiten entnahm, ohne sich durch sie in seiner schon vorher fixierten Auffassung beeinflussen zu lassen.

Nach diesem grundlegenden Kapitel geht Schuster Abschnitt für Abschnitt die Geschichte Ulrichs von dessen Jugend bis zum Feldzug im Herbst 1519 durch, das heißt, bis zu dem Punkte, an dem Hauffs Darstellung aufhört, und prüft die Erzählung des Dichters im einzelnen auf ihren historischen Gehalt hin oder vergleicht sie mit den ihr zugrunde liegenden Quellen. Der Eindruck von Hauffs mangelhaften historischen Kenntnissen wird wohl dadurch noch etwas übertrieben, daß Schuster nirgends der Möglichkeit Raum gibt, Hauff könnte auch manches in seiner Erzählung wider sein besseres Wissen dargestellt haben, weil es sich ihm eben so zu seinen poetischen Zwecken fügte. Im allgemeinen interessiert in diesen neun Kapiteln mehr die selbständige Behandlung der Geschichte Ulrichs als die Untersuchung über Hauffs Arbeitsmethode. Der Verfasser steht in seiner Auffassung auf eigenen Füßen und bietet in manchen Punkten Neues. Sehr stark betont er das pathologische Element im Charakter des von seiten seines geistesgestörten Vaters erblich belasteten Ulrich. Indessen liegt kein zwingender Grund vor, das impulsive und sprunghafte Handeln des Herzogs aus wirklicher, wenn auch nur sporadischer Verwirrung des Geistes abzuleiten; mit demselben Rechte könnte man diese Methode auf viele Fürsten aller Zeiten anwenden. Man muß bedauern, daß der Plan des Schusterschen Werkes es nur gestattet hat, die ersten Epochen von Ulrichs Regiment zu schildern, da so das grau in grau gemalte Bild des jugendlich übermütigen und gewalttätigen Herrschers nicht durch das Gegenstück des durch das Unglück geläuterten und gereiften ergänzt wird.

Nach dem siebenten Kapitel macht Schuster in dieser fortlaufenden Darstellung einen Ruhepunkt, um die Charakteristik, die man von Ulrich aus dem Lichtenstein gewinnt, mit der des geschichtlichen zu vergleichen, wobei die bequeme idealistische Manier, in der die Gestalt von dem Dichter angelegt und behandelt ist, in grelle Beleuchtung tritt. Das 12. Kapitel bringt dann nochmals einen zusammenfassenden Rückblick über das Verhältnis Hauffs zu seinen Quellen und zur Geschichte. Im 13. und letzten, das „Der Roman „Lichtenstein" nach seiner literarhistorischen Stellung" betitelt ist, wird endlich die ästhetisch-literarische Würdigung des Werkes der rein historischen Betrachtung angefügt. Hierbei ist vor allem Schuster entgegenzuhalten, daß nicht Herzog Ulrich, sondern Georg v. Sturmfeder der Held des Lichtenstein im technischen Sinne ist, weshalb auch die Parallele zwischen Georg-Marie und dem mehr episodenhaften Liebespaar im Wallenstein hinkt. Zum Vergleich werden natürlich in erster Linie Walter Scott, ferner Arnims „Kronenwächter", Spindlers Romane und die beiden großen kulturhistorischen Erzählungen von Hauffs Landsmann Hermann Kurz herangezogen. Gerade an den letzteren hat der Verfasser die Minderwertigkeit der historischen Auffassung und die Oberflächlichkeit der Charakteristik im Lichtenstein am besten zu verdeutlichen vermocht. Seine Stärke liegt überhaupt in einer mit jugendlicher Keckheit losfahrenden und manchmal über das Ziel hinausschießenden, aber berechtigten, weil scharfsinnigen und auf gediegene wissenschaftliche Grundlage gestellten Kritik. Die dabei zum Vorschein kommende Vorliebe für philosophische Begriffsbestimmungen ist freilich nicht nach jedermanns Geschmack. Und die befriedigende Erklärung für die unvergängliche Jugendfrische des Lichtenstein ist uns Schuster schuldig geblieben. Je unbestreitbarer auf der einen Seite die großen Mängel an historischem Gehalt und tiefdringender Charakteristik sind, desto sicherer müssen wir auf der anderen Vorzüge annehmen, durch die jene wettgemacht werden. Mit „Schwung des sittlichen Gefühls" und ähnlichen Erklärungsgründen reicht man da nicht aus. Den großen und dauernden Erfolg des Lichtenstein kann man nur verstehen, wenn man sich entschließt, die naive Erzählungskunst schon an sich als einen poetischen Faktor von höchstem Werte anzuerkennen.

Rudolf Krauß.

Schiller und die Bühne.

Ein bis dahin wenig beachtetes Gebiet der Schiller-Kunde wird in einem soeben erschienenen Buche von Dr. Petersen zum erstenmal der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht.[1]) Die Bühnenanweisung Schillers, ein sehr charakteristischer Bestandteil seiner dramatischen Dichtung, wird einer gründlichen und nach allen Seiten erschöpfenden wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen und für die Erkenntnis des Dichters und des

[1]) Julius Petersen: Schiller und die Bühne. Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von A. Brandl, G. Roethe und Er. Schmidt. Bd. XXXII. Berlin, Mayer u. Müller 1904. 8⁰. 497 S.

Theaters seiner Zeit in erfolgreicher Weise verwertet. Mit Recht kann der Verfasser in der Einleitung seines Buches sagen: „Die Bühnenanweisungen eines Dichters bilden (gleichviel, ob das Stück zur Aufführung bestimmt war oder nicht) einen Gradmesser für die Theaterschulung seiner Phantasie. In ihnen spiegelt sich aber auch das Theater seiner Zeit selbst; die Zumutungen, die der Dichter an eine Aufführung zu stellen wagt oder zu stellen verzichtet, sind Grenzsteine für die Leistungsfähigkeit des Theaters und der Schauspielkunst."

Petersen hat seine Aufgabe gelöst in einer Weise, die der Umsicht, Gediegenheit und Gründlichkeit deutschen Forscherfleißes das ehrenvollste Zeugnis ausstellt. Auf Grund einer erstaunlichen Belesenheit und einer mustergültigen Beherrschung der gesamten einschlägigen Literatur wird das Stoffgebiet nach allen Seiten durchleuchtet und eine Fülle zum Teil sehr interessanter Resultate zutage gefördert zur Kenntnis Schillers, des Dramatikers und Theatralikers, und zur Kenntnis der Bühne und Schauspielkunst in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Es liegt in der Natur des Stoffes, daß es sich dabei um keine Resultate von epochemachender Bedeutung handelt; das Buch löst sich auf in eine zahlreiche Menge kleiner Einzelresultate, die äußerlich vielfach unansehnlich, in ihrer Gesamtheit doch ein charakteristisches Bild geben. Wenn der philologische Eifer und die philologische Gründlichkeit des Verfassers in einzelnen Teilen des umfangreichen Buches vielleicht etwas zu weit geht und die Untersuchung manchmal mehr als wünschenswert in die Breite zieht, ohne daß die Resultate mit dem Aufwande der Arbeit in richtigem Verhältnis stehen, so soll dem gediegenen Werke aus dieser Uebergründlichkeit sicher kein Vorwurf gemacht werden. Für einzelne Abschnitte, die dieser Vorwurf vielleicht treffen könnte, entschädigen zahlreiche andere, die durch ihren Inhalt selbst für den Nichtfachmann das lebhafteste Interesse bieten.

Der Verfasser gliedert sein Buch in drei Hauptabschnitte: der erste beschäftigt sich mit den Angaben für das Publikum, der zweite mit der Inszenierung, der dritte mit dem Spiel. In den Untersuchungen des ersten Abschnittes über Titel, Gattung und Aktzahl, Personenverzeichnis und Namen erhalten wir interessante Beiträge zur Geschichte des Theaterzettels. Zu den belehrenden Abschnitten über Zeit und Zeitdauer hätte Bulthaupts vortrefflicher Vortrag über „Raum und Zeit bei Shakespeare und Schiller" (Shakespeare-Jahrbuch 36) herangezogen werden können. In Einzelheiten geht der Verfasser vielleicht zu weit, indem er besondere Absichten des Dichters wittert, wo solche wohl schwerlich vorlagen; es war wohl kaum Schillers Absicht, dadurch, daß Melchthal bei seinem ersten Auftreten mit Namen nicht genannt wird, und der Nichteingeweihte diesen Namen erst durch Stauffachers Erzählung von der Blendung des Vaters erfährt, einen besonderen „Bühneneffekt" zu erzielen. So möchte ich auch zwischen den beiden Stellen des Don Carlos „Wir haben jetzt April" und „Monarchin einer Sommernacht" keinen Widerspruch hinsichtlich der zeitlichen Angaben des Stückes erblicken. Domingos prachtvolle ironische Anrede an die Prinzessin „Ich wünsche Glück, Monarchin einer Sommernacht!" ist der höchst charakteristische Ausdruck für das kurze Monarchenglück der Eboli, schließt aber keineswegs den wörtlichen Sinn in sich, als ob es sich bei der Tat der Prinzessin um den Vorgang einer Sommernacht handle. Jene Worte können unter keinen Umständen als eine Zeitbestimmung gelten. Zu den interessantesten Teilen des Buches möchte ich die Ausführungen des zweiten Abschnittes über die Inszenierung, insbesondere die Kapitel über den Vorhang, Zwischenakt, Aktanfang und Aktschluß, Szenenwechsel, Dekoration u. s. w. rechnen. Hier wird von dem Verfasser eine Fülle wertvollen theatergeschichtlichen Materials zusammengebracht und zum erstenmale in sehr lehrreicher Weise gezeigt, welchen bedeutenden Einfluß die Bühneneinrichtung jener Zeit, die offenen Verwandlungen, der Wechsel zwischen kurzer und tiefer Bühne auf die Technik der Schillerschen Stücke ausgeübt hat und wie viele Eigentümlichkeiten in der äußeren Anordnung und Szenenführung seiner Dramen sich erst erklären, wenn man sich der besonderen szenischen Bedingungen des ihm zur Verfügung stehenden Theaters erinnert. Wertvolle Beiträge zur Geschichte und Entwicklung der Schauspielkunst enthält endlich der letzte Abschnitt, der sich über Maske, Mimik, Gesten, Deklamation u. s. w. verbreitet und auch hier vieles Neue aus der zusammenfassenden Beobachtung der Schillerschen Bühnenanweisungen herauszieht. Die chronologische Betrachtung der Schillerschen Stücke zeigt, wie des Dichters Bühnenanweisungen namentlich in den Jugendstücken noch zahlreiche epische Reste anhaften, wie erst allmählich und langsam des Dichters kühne und überschwengliche Phantasie, die in den Vorschriften für die Schauspieler oft ihre bezeichnendsten Ausgeburten zeigt, sich den Bedingungen des realen Theaters anpaßt. Im übrigen bieten gerade die Bühnenanweisungen Schillers die deutlichsten Belege für den angeborenen und enormen Theaterverstand des Dichters. — Es ist zu bedauern, daß Petersen die Uebersichtlichkeit des inhaltreichen Buches nicht dadurch etwas erleichtert hat, daß er am Schluß der einzelnen Abschnitte die Hauptresultate jeweils in einigen summarischen Worten zusammenfaßt. Bei einem Werke, dessen Inhalt sich in so zahllose Einzelheiten auflöst, und wo man über der Fülle der Details die Hauptsache leicht aus dem Auge verliert, wären derartige öftere Rekapitulationen des Wesentlichen sehr wünschenswert. Einen willkommenen Anhang des Buches bildet der Bericht über eine Räuberbearbeitung des jungen Tieck frei nach Plümicke, und ein zweiter über eine gedruckte, nicht von Schiller stammende Prosa-Bühnenbearbeitung des Carlos aus dem Jahre 1790. Zum Schluß vermag ich dem Verlage gegenüber eine Bitte nicht zu unterdrücken: das umfangreiche, volle 497 Seiten zählende Buch trägt als großgedruckten, zuerst in die Augen springenden Titel den der Sammlung, innerhalb deren das Buch erschienen ist: Palaestra. In großem Drucke folgen die Herausgeber dieser Sammelbände: Brandl, Roethe und Er. Schmidt. Zuletzt folgt im kleinsten, unscheinbarsten Drucke, so daß das Auge lange danach suchen muß: der Titel des Buches und der Name seines Verfassers! Ohne den Verdiensten der Herausgeber der Palaestra zu nahe zu treten: In den Mittelpunkt des Titelblattes gehören Titel des Buches und Verfasser; alles andere, Sammlung und Herausgeber, haben dagegen, wie es auch bei anderen derartigen Unternehmungen Brauch ist, in bescheidenen Hintergrund zu treten. Schon das rein geschäftliche Interesse des Verlegers müßte zu der richtigen Anordnung führen: für die dem Auge des flüchtigen Lesers sich aufdrängende Palaestra werden sich nur einige wenige Gelehrte interessieren; ein Buch aber, das „Schiller und die Bühne" als Aushängeschild trägt, wird auch einem weiteren Kreise von Schillers Volksgenossen lockend in die Augen fallen.

Dr. Eugen Kilian.

Bücher und Zeitschriften.

n. **Gegenwärtige Strömungen in der englischen Ethik.** Ueber Bewegungen und Wandlungen in der modernen englischen Ethik berichtet in umsichtiger und anschaulicher Weise Professor Sorley (an der Universität Cambridge) in einem Buche Recent Tendencies in Ethics (William Blackwood and Sons, 1904). Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen und hat sich, bei verschiedenen Zusätzen und Veränderungen, die Frische des lebendigen Vortrags voll bewahrt. Der erste Abschnitt (Characteristics) zeigt, wie sehr sich in jüngster Zeit das moralische Problem gegen den früheren Stand in England verschoben hat. Damals bewegte sich der Streit vornehmlich um die Fragen des Ursprungs der moralischen Ideen und des Kriteriums des moralischen Wertes, dieser Streit ließ aber den Grundbestand der Moral im wesentlichen unangetastet. Jetzt aber sind eben darüber große Zweifel entstanden und es ist das Problem damit aus einer mehr akademischen Erörterung in eine weit kritischere Phase getreten. Es wird das näher gezeigt an den Ideen Nietzsches, die auch in England wachsende Beachtung finden, und in einem besonderen zweiten Abschnitt (Ethics and Evolution) an der Gestaltung der Ethik im Darwinismus. Der Verfasser ist zur Anerkennung einer naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre durchaus bereit, scheidet diese aber aufs

[illegible] von einem Naturalismus, der sich als abschließende [illegible]ysische Weltanschauung gibt. — Der letzte Abschnitt ([illegible]ics and Idealism) behandelt die idealistische Gegenwirkung und bringt damit uns Deutschen, die wir uns viel zu wenig um die englische Philosophie der Gegenwart kümmern, am meisten Neues. Namentlich Green und Bradley werden dabei näher behandelt; interessante eigene Gedanken und Anregungen bilden den Schluß des in hohem Grade „aktuellen" Buches. — Von besonderen Punkten sei aus ihm nur noch einer angeführt: die hier gebotene Aufklärung über die Entstehung des Terminus „Utilitarianer". Nicht Mill hat, wie er selbst glaubt und wie ihm vielfach nachgesprochen ist, das Wort, im Anschluß an eine Stelle in Galts Annals of the Parish, zuerst als Parteibezeichnung verwendet, sondern Bentham gebrauchte es schon 1781, und er hat 1802 ausdrücklich erklärt, daß dies die einzig richtige Bezeichnung seiner Ueberzeugung sei (Werke X, 92, 392).

Richard Bredenbrücker. Von **Heinr. Bischoff.** Stuttgart, A. Bonz u. Comp., 1903.

Von Bredenbrücker, dem Volksdichter, der in seinen Novellen wie keiner die Eigenart und Besonderheiten von Land und Leuten Südtirols bloßzulegen weiß, konnte man nicht einmal sagen, daß er die sogenannte Heimatskunst bereichere, denn er ist ein Sohn der Rheinlande und geriet erst in verhältnismäßig später Zeit auf den Gedanken, jenen schönen Fleck Erde als den Bereich seiner dichterischen Betätigung zu wählen. Er lebte sich durch den unmittelbaren Verkehr mit charakteristischen Typen niederer Volksschichten, Bauernknechten, herumziehenden Krämern und „Künstlern" eben völlig in die Volksseele hinein, und da er sich nur auf objektive Schilderung verlegt und seine Person ganz abseits hält, so unterscheidet er sich in dieser Richtung prinzipiell von Rosegger und Anzengruber, welche durch subjektiven Einschlag den Naturalismus ihrer Schilderungen mildern. Der Verfasser bespricht Bredenbrückers Dorfnovellen sodann im einzelnen; „Unterm Liebesbaum" nennt er das „unerreichte Muster eines Dorfromans". Er sagt weiter: „Nur den allerbesten unter den Dorfdichtern ist eine eigenartige Darstellung der Liebe auf dem Dorfe in ihrer besonderen Psychologie gelungen. Eine so vollständige und tiefgreifende, wie sie hier gegeben, kenne ich nicht." Allerdings wünschte er, der Verfasser, daß der Gebrauch des Dialekts, den Bredenbrücker sicherlich in- und auswendig kennt, wegen der durch denselben verursachten Beschwerden des Lesens eingeschränkt würde, ja er schlägt sogar eine hochdeutsche Fassung des Meisterwerkes vor. — Nun, darüber kann man wohl anderer Meinung sein; das Aufgeben des Dialekts in einer so realistischen Darstellung wäre sicherlich ein Opfer zum Schaden des Gesamteindrucks.

Dr. **Karl Fuchs.**

✕

Allgemeine Rundschau.

Mäßigkeitsbestrebungen im Altertum.

Ueber dieses interessante Thema hat Prof. Bergmann in Stockholm in seiner kürzlich erschienenen Arbeit über die Geschichte der Antialkoholbestrebungen eine Reihe von bemerkenswerten Mitteilungen gebracht. Bergmann scheidet die auf Enthaltsamkeit gerichteten Bestrebungen des Buddhismus und des Judentums von denen der anderen altorientalischen Völker, indem er erstere als überzeugte Abstinenten für sich annektiert, der letzteren Enthaltsamkeit aber nur als Ausfluß asketischer Religionsforderungen ansieht. Das ist wohl nicht ganz richtig, sehen wir doch in sämtlichen sozialhygienischen Systemen der altorientalischen Völker eine Verquickung von Religion, Ethik und Hygiene, die eine reinliche Scheidung kaum zuläßt. Richtig ist, daß das fünfte Gebot Buddhas lautete: „Du sollst keine berauschenden Getränke trinken", aber ein ähnliches Gebot findet sich auch bei fast allen anderen Religionssystemen des Orients. Denn das Leitmotiv dieser wie auch des Buddhismus war, über die Begierde Herr zu werden, und nur von diesem Gesichtspunkte aus resultieren auch die Mäßigkeitsbestrebungen des Mosaismus. Das Verbot der Unmäßigkeit in Speise und Trank gehört zu den essentiellsten Bestimmungen der biblischen Hygiene. Ja, es geht teilweise noch weiter; um die Kinder Israels in der Enthaltsamkeit zu üben, um „die Leidenschaften und Begierden zu vernichten, welche den Menschen verleiten, ausgesuchte Speisen zu begehren und das gute Fleisch und Getränk als Lebensziel zu betrachten", ermuntert es die Gläubigen zu Gelübden der Enthaltsamkeit und insbesondere zum „Nazirat", das ist zur völligen Enthaltsamkeit von Weinen und allen berauschenden Getränken (Numeri, Cap. VI, 2—4). Was nun die Mäßigkeit des klassischen Altertums anbetrifft, so sieht Professor Bergmann die griechischen und römischen Zecher wohl mit etwas zu milden Augen an. Anathemata gegen die Völlerei findet man allerdings allerorts, ich erinnere nur an die bekannte Stelle in der Ilias, I. 225, wo Achilles den Agamemnon schilt: „Trunkenbold! Mit den Augen des Hunds, mit dem Mute des Hirsches", aber alle diese heute so gern zitierten Verdikte beweisen doch nur das Vorhandensein einer starken Trinklust. Und die war nach allen uns zur Verfügung stehenden Quellen auch vorhanden. Bei den Griechen z. B. finden wir ausgesprochene Trinksitten, die sich in völlige Parallele mit modernen Unsitten stellen lassen: So tranken bei Gelagen die convivae der Reihe nach auf ihre Liebsten und zwar so viele Becher als der Name der Herzenskönigin Buchstaben hatte. Teils trank man, wie der Tischphilosoph Athenäus und mit ihm eine ganze Schar von Altertumsforschern berichten, aus Stierhörnern, teils aus kleinen Trinkschälchen, cyathos genannt, die man aus einer großen Schale gerade so füllte, wie wir heutzutage den Punsch aus der Punschbowle zu schöpfen pflegen. Bei den Bacchusfesten durfte ein solches Horn nicht eher abgesetzt werden, als bis es geleert war, daher das griechische Wort ἄμυστις von ἀ und μύω, ich schließe die Lippen, welches einen herzhaften Schluck bedeutet, zwischen welchem man die Lippen nicht schließt. Also Völlerei und Unmäßigkeit in höchster Potenz. Darum ereifert sich auch ein frommer Kirchenvater, der heilige Ambrosius, nicht wenig gegen diese Sitte, die also noch im 4. Jahrhundert nach Christus bestanden haben muß. Auch bei den Römern, selbst in der gutrepublikanischen Zeit, war von allgemeiner Mäßigkeit wenig zu spüren, wenngleich sie auch reinen Wein nur selten tranken, in den meisten Fällen dagegen mit Wasser gemischten. Das Verhältnis dieser Mischung wechselte je nachdem es sich um leichte Tischweine oder um schwerere Sorten, wie den berühmten Falerner und Sorrenter handelte.

Dr. **J. Marcuse** (Mannheim).

✕

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Auszeichnung.** Das **Franklin-Institut in Philadelphia**, eines der größten technischen Institute Amerikas, hat eine goldene Medaille an Dr. **Hans Goldschmidt** in Essen verliehen für seine hervorragenden Arbeiten in der Aluminothermie. Goldschmidt ist bekanntlich der Erfinder des sogenannten Thermit-Schmelzverfahrens, das in wenigen Jahren wegen seiner einfachen Handhabung zur Erzeugung außerordentlich hoher Temperaturen eine weite Verbreitung gefunden hat.

* Für die 76. **Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte**, welche vom 18. bis 24. September in Breslau tagen wird, ist nunmehr folgende allgemeine Tagesordnung festgestellt: Sonntag, den 18., Sitzungen des wissenschaftlichen Ausschusses und der Gruppenvorstände. Abends Begrüßung der Gäste. — Montag, den 19., erste allgemeine Versammlung. Vortrag des Hrn. Prof. Dr. **Roux** (Halle a. S.): „Die Entwicklungsmechanik, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft"; Vortrag des Hrn. Dr. **Gazert** (Berlin): „Die deutsche Südpolarexpedition". Nachmittags, sowie Dienstag, den 20., vor- und nachmittags, und ebenso am Mittwoch, den 21., Abteilungssitzungen. Am Montag Abend findet eine Festvorstellung im Stadttheater und am Dienstag Abend ein Festessen statt. — Donnerstag, den 22., morgens Geschäftssitzung der Gesellschaft; vormittags Ge-

samtsitzung der beiden wissenschaftlichen Hauptgruppen, Verhandlungsgegenstand: Bericht und Debatte über den naturwissenschaftlich-mathematischen Unterricht an den höheren Schulen; Referate haben übernommen Prof. Dr. R. Fricke (Bremen): Die heutige Lage des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichtes an den höheren Schulen, Geh.-Rat Prof. Dr. Klein (Göttingen): Neue Tendenzen auf mathematisch-physikalischer Seite, Geh.-Rat Prof. Dr. Merkel (Göttingen): Wünsche, betreffend den biologischen Unterricht, Med.-Rat Prof. Dr. Leubuscher (Meiningen): Schulhygienische Erwägungen. Nachmittags: a) Gemeinschaftliche Sitzung der medizinischen Hauptgruppe, Verhandlungsgegenstand: 1. „Die Leukocyten", Referenten Professor Dr. Grawitz (Charlottenburg) und Prof. Dr. Askanazy (Königsberg), 2. Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ehrlich (Frankfurt a. M.): Ueber den jetzigen Stand der Lehre von den eosinophilen Zellen. b) Gemeinschaftliche Sitzung der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe, Verhandlungsgegenstand: Die Eiszeit in den Gebirgen der Erde; Referate übernahmen Prof. Dr. Brückner (Bern): Die Eiszeiten in den Alpen, Prof. Hans Meyer (Leipzig): Die Eiszeit in den Tropen, Geh.-Rat Prof. Dr. J. Partsch (Breslau): Die Eiszeit in den Gebirgen Europas zwischen dem nordischen und dem alpinen Eisgebiet. Abends Gartenfest im Zoologischen Garten. — Freitag, den 23., vormittags, zweite allgemeine Versammlung. Vortrag des Prof. Dr. Eugen Meyer (Charlottenburg) über „Die Bedeutung der Verbrennungskraftmaschine für Erzeugung motorischer Kraft"; Vortrag des Prof. Dr. Haberlandt (Graz) über „Sinnesorgane im Pflanzenreiche"; Vortrag des Prof. Dr. Rhumbler (Göttingen) über „Zellenmechanik und Zellenleben"; Schluß. — Sonnabend, den 24., Ausflüge.

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Der außerordentliche Professor der pathologischen Anatomie Dr. M. Borst hat einen Ruf an die Akademie für praktische Medizin in Köln erhalten und angenommen.

hc. **Bonn.** Zwei neue Privatdozenten werden sich demnächst in der medizinischen Fakultät niederlassen. Der Assistent am hygienischen Institut Dr. Emil Hugo Selter aus Altena i. W. für Hygiene und Bakteriologie und der Assistenzarzt an der Klinik für Hautkrankheiten Dr. Karl Zieler für Dermatologie.

* **Halle.** (Aufhebung einer überlebten Sitte.) Durch Verfügung des Kultusministeriums sind an der hiesigen Universität eine Reihe von Gedächtnisreden aufgehoben worden, die von den Empfängern gewisser Wittenberger Stipendien auf Grund der Stiftungsbestimmungen gehalten werden mußten. Zur möglichsten Erreichung der Absichten der Stifter soll jedoch als Ersatz in der Universitätschronik auf die Stiftungen und auf die Tage, an denen die Reden zu halten waren, hingewiesen werden.

hc. **Kiel.** Der Direktor des chemischen Instituts Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Claisen wird aus Gesundheitsrücksichten mit Ende des laufenden Sommersemesters vom Lehramte zurücktreten. Prof. Claisen wird nach Berlin übersiedeln und dort in dem Maße, wie es seine Gesundheit gestattet, noch weiter in Vorlesungen und wissenschaftlichen Arbeiten tätig sein. Im nächsten Wintersemester wird er dortselbst die bisher von Prof. Dr. Emil Fischer an der Universität gehaltene Vorlesung über „Organische Experimentalchemie" übernehmen.

* **Innsbruck.** Wie wir bereits an anderer Stelle meldeten, ist am Donnerstag der Professor des österreichischen Zivilrechts an der hiesigen Universität Dr. Ernst Demelius mit dem Führer Joseph Dembt aus Sulden i. T. am oberen Gabelhorn (Kanton Wallis) durch Steinschlag getötet worden. Professor Demelius war am 10. Juli 1859 als Sohn des Romanisten der Wiener Universität Hofrat Dr. Gustav Demelius geboren. Gleich seinem Vater Jurist, wählte sich der Verstorbene das Zivilprozeßrecht zum Hauptfach und gab den ersten Kommentar zur neuen österreichischen Zivilprozeßordnung heraus, was seine Berufung als Ordinarius an die Innsbrucker Universität zur Folge hatte. Von dem Ansehen, das er durch seine Persönlichkeit unter seinen hiesigen Kollegen besaß, gibt der Umstand Zeugnis, daß er nicht nur für das verflossene Jahr zum Rektor der Universität gewählt worden war, sondern daß die Wahl zu diesem bei den bekannten hier waltenden Verhältnissen viel Takt und Entschlossenheit verlangenden Amt vor wenigen Wochen auch für das nächste Jahr wiederholt wurde.

* **Prag.** Die Egerer Bezirksvertretung hat, um das Ausharren deutscher Studenten auf dem Boden Prags zu fördern, die Schaffung eines Stipendiums von 300 Kronen jährlich für Studenten der Prager deutschen Universität oder Technischen Hochschule aus dem Egerer Bezirk beschlossen. Die Verleihung erfolgt auf vier Jahre abwechselnd an einen Hörer der beiden Hochschulen.

* **Basel.** Der Professor der Pathologie an der hiesigen Universität Dr. Eduard Kaufmann hat einen an ihn ergangenen Ruf an die Akademie für praktische Medizin in Köln abgelehnt.

II. Von technischen Hochschulen. Das großherzogl. badische Ministerium hat die Habilitation des bisherigen Privatdozenten an der Würzburger Universität Dr. Robert Petsch für das Fach der deutschen Philologie, insbesondere Literaturgeschichte, in der Allgemeinen Abteilung der Technischen Hochschule Fridericiana zu Karlsruhe genehmigt.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Heinrich Stümcke: Die vierte Wand. Theatralische Eindrücke und Studien. Leipzig 1904. Georg Wigand. 408 S. — Dr. Hans Gerhard Gräf: Goethes Anteil an der ersten Faust-Aufführung in Weimar am 29. August 1829. Weimar 1904. Hermann Böhlaus Nachf. 24 S. — Dr. G. Sodeur, Pfarrer in Würzburg: Luther und die Lüge. Eine Schutzschrift. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 54 S. — Ludwig Zamponi: Zur Frage der Einführung einer internationalen Verkehrssprache. Zusammengestellt im Auftrage des Weltsprachen-Zentralvereins für Steiermark für den internationalen Kongress der Akademien der Wissenschaften in London 1904 vom I. Schriftführer. Graz 1904. „Leykam." 64 S. — Bruno Sturm: Für die Farben. Ein Akt aus dem Studentenleben. Berlin. Gustav Schuhr. 66 S. — Derselbe: Will's tagen? Soziales Drama in 3 Akten. Ebda. 159 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich i.V.: H. Wassmann, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Eine moderne Wohnungsenquete.

Von Dr. Hans Rost (Augsburg).

Die kommunale Sozialpolitik steht unter dem Zeichen der Wohnungsfrage. Allenthalben rüsten sich die deutschen Stadtgemeinden zur Inangriffnahme wohnungspolitischer Maßnahmen zur Hebung der Wohnungsmißstände in ihren verschiedensten Formen. Die sozialpolitische Literatur hat längst der Wohnungsfrage ihr Augenmerk zugewendet. In jüngster Zeit sind zwei Zeitschriften auf dem Plane erschienen, die sich speziell mit der Wohnungsfrage in ihrer weitverzweigten Verästelung befassen. Die Zeitschrift für Wohnungswesen (herausgegeben von Prof. Dr. H. Albrecht in Groß-Lichterfelde) erscheint bereits im zweiten Jahrgang und hat sich als ein alle Seiten der Wohnungsfrage umfassendes Organ allgemeiner Art bestens eingeführt. Seit Mai 1903 erscheint des weiteren in München die Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern (herausgegeben vom Verein für Verbesserung der Wohnungsverhältnisse in München), die der intensiven Erfassung des Wohnungswesens in Bayern ihr Ziel widmet. In Büchern und Zeitschriften ist demnach der Wohnungsfrage ein sehr geräumiges Feld geschaffen. Männer der Wissenschaft und der Praxis erörtern daselbst die praktischen und theoretischen Gesichtspunkte des Wohnungswesens unserer Tage und tragen das Interesse und die Zielrichtung zur Lösung der Frage in weite Kreise. Alle Welt ist darüber einig, daß zur Sanierung der Wohnungsmißstände durch Staat und Gemeinde auf sozialgesetzgeberischem und verwaltungspolizeilichem Wege geschehen soll, was die Sachlage erheischt.

Das sozialpolitische Wollen jedoch hat zur Voraussetzung das klare Erkennen der Zustände, für die Remedur geschaffen werden soll. Wie die Tätigkeit des Arztes bei einem operativen Eingriff in zwei Hauptteile sich zerlegt, die Diagnose, die Prüfung des Sachbefundes und in die auf der gewonnenen Erkenntnis und Erfahrung beruhende Operation, so zerfällt auch ein wirksam sein sollendes Eingreifen zur Hebung der zweifelsohne kranken Wohnungsverhältnisse in eine zweiteilige Tätigkeit. Erfolgreichen Maßnahmen einer gesunden Wohnungspolitik hat die Kenntnisvermittelung der tatsächlichen Wohnungsverhältnisse durch umfangreiche und klar abgegrenzte statistische Erhebungen vorauszugehen. Nur auf der Basis einer statistischen Enthüllung ihres Seins werden die Wohnungsverhältnisse einem sozialpolitischen operativen Einschnitt gegenüber auch eine wirksame und günstigere Gestaltung annehmen. Die Wohnungsstatistik ist der Schlüssel für die Wohnungsreform, die Grundlage der Wohnungspolitik.

Wohnungsstatistische Erhebungen sind bisher in einer ziemlichen Anzahl norddeutscher Städte vorgenommen worden. In Württemberg ergriff der Staat die Initiative. In ganz besonderer Weise ist auf dem Gebiete kommunaler Wohnungsstatistik die Schweiz vorangegangen. Es liegen Wohnungsenqueten zum Teil überaus umfangreicher Art vor von den Städten Basel, Lausanne, Bern, Zürich, St. Gallen, Winterthur. In München hat eine Probeenquete stattgefunden.

Bei dem allgemein herrschenden Interesse an der Wohnungsfrage überhaupt, namentlich in Großstädten, dürfte es auch allgemein interessieren, wie eine moderne Wohnungsenquete beschaffen sein soll und unter welchen Gesichtspunkten eine solche Wohnungsuntersuchung unternommen wird. Der Typus einer modernen Wohnungsenquete ist bereits geschaffen. Das System, nach welchem die Wohnungsuntersuchung in der Stadt Nürnberg erhoben wurde, ist von allgemeiner Bedeutung und kann den Anspruch erheben, das Muster für alle derartig geplanten Wohnungsaufnahmen abzugeben. Die Nürnberger Erhebung hat bereits schon einmal dem Wohnungserhebungsgeschäfte in der Stadt Fürth gedient. In gleicher Weise ist die in Angriff genommene Wohnungsuntersuchung in der Stadt Augsburg dem Nürnberger Muster hinsichtlich der zwei notwendigen und als Grundlage dienenden Erhebungspapiere lokalen Bedingungen entsprechend angepaßt. Dadurch ist — nebenbei — auch der Charakter der Vergleichbarkeit der später folgenden Ergebnisse in den drei bayerischen Industriestädten erfreulicherweise gewahrt. Nürnberg hat eine Wohnungsuntersuchung großen Stils mit dem Charakter der Allgemeinheit, unter Beobachtung möglichst zahlreicher Erfragungsmomente und unter Zugrundelegung der prinzipiellen Vermessung der Räume unternommen. Mit der Betonung der Notwendigkeit und der Ausführung der genauen Ausmessung der Wohnräume ist Nürnberg mit einer wirklich modernen Wohnungsenquete an die Spitze der deutschen Städte überhaupt getreten, da Wohnungsausmessungen in Deutschland bisher nur bei beschränkten Spezialaufnahmen versucht wurden. Die Bedeutung anständiger und hygienisch unanfechtbarer Wohnungsverhältnisse ist von Staat und Gemeinde anerkannt; es bedarf keiner Erörterung weiter, wie die Körperkraft und die Moralkraft des Volkes in der engsten Wechseldurchdringung steht mit dem Wohnen. Eine genaue Erkenntnis der Wohnungsverhältnisse einer Stadt erfordert demnach in erster Linie die genaue Ausmessung der Wohnräume, mit der alsdann weitergehende Feststellungen der Bewohnungs-, der sanitären und baulichen Verhältnisse der Wohnungen verknüpft sind. Die Zugrundelegung des Prinzips der Ausmessung eines jeden Wohnraumes und die Inbeziehungsetzung anderer Wohnmomente zu diesen Ausmaßen, z. B. die Schlafbelegung eines Raumes zu dem durch die Ausmessung ermittelten Luftquantum, macht eine Wohnungsaufnahme zu einer befriedigenden, wirklich modernen, echt sozialen Tat.

Betrachten wir an der Hand namentlich des Nürnberger Musters in den Hauptzügen, von welchen bedeutsamen Gesichtspunkten eine moderne Wohnungsuntersuchung geleitet sein soll.

Zur Begriffsklärung sei eine kurze Erörterung über die vielfach angewendete Bezeichnung „Wohnungsenquete“ und ihr Verhältnis zur eigentlichen Statistik angefügt. Der Titel „Enquete“ für nach statistischen Grundsätzen mittels Zahl und Maß vollführte Wohnungsuntersuchungen ist wohl durch die schweizerischen Städte gang und gäbe geworden. Die Hauptbedeutung bei einer Wohnungsaufnahme fällt zweifelsohne der Statistik zu. Deren Wesen beruht in der Erfassung der Wohnungsmassen in Zahl und Maß. Sie liefert exakte zahlenmäßige Beantwortung der Erfragungspunkte der Erhebungsformulare. Der Statistik fehlen jedoch die konkreten Bilder. Den Ersatz hierfür zu liefern ist die Enquete berufen. Ihr Wesen besteht in der auf persönlicher Anschauung, auf Sach- und Ortskenntnis beruhenden Schilderung typischer Wohnungszustände. Die Enquete soll Beobachtungen über das Leben im Mietshause, über die Lebenshaltung, über die Stimmung der Bewohner von zu beanstandenden Wohnungen in ihrer Farbenfrische durch den Besucher darlegen. Wie kann nun diese farbige Illustration zu der trockenen Zahlenaufnahme durch die Statistik gewonnen werden? Der Weg ist ein doppelter. Einmal kann das Erhebungspersonal zeitweise und bezirksweise, sowie am Schlusse der Aufnahme im allgemeinen nach seinen persönlichen Wahrnehmungen gefragt werden. Alsdann kann der Weg begangen werden, auf dem in Basel sehr zufriedenstellende Resultate gewonnen wurden. Um ein Kolorit zu den statistischen Erfragungen zu bekommen, wurden in einer einberufenen Versammlung von Personen aus den verschiedensten Ständen, vorzugsweise aber intelligenten Arbeitern, solche enqueteartige Fragen vorgelegt und zu einer ersprießlichen Debatte umgewandelt. Im übrigen dürfte aus dem vorstehenden erhellen, daß es wissenschaftlicher ist, die Bezeichnung „Wohnungsenquete“ als Gesamttitel für die Erhebungen über die Wohnungsverhältnisse fallen zu lassen und den Titel „Wohnungsuntersuchung“ zu wählen, weil er als Ergebnis von Statistik und Enquete sachlich eher zutrifft.

Das Haupterfordernis einer modernen Wohnungsuntersuchung nunmehr besteht darin, daß der Untersuchung der Charakter der Allgemeinheit aufgeprägt ist. Sodann ist maßgebend der Grundsatz der weitesten Verzweigung der Erfragungsmomente, soweit dies die hygienischen, ethischen, sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkte der modernen Wohnungsfrage erheischen und soweit sie die Fragestellung in den Grenzen des Zulässigen erlaubt. Als Erhebungsgebiet gilt das Weichbild einer Stadt. Hierbei muß vom Standpunkte der Vollkommenheit der erhofften Ergebnisse bedauert werden, wenn außerstädtische, nicht eingemeindete Vororte nicht mit in die umfassende Wohnungserhebung einbezogen sind, wie dies z. B. in Augsburg leider der Fall sein wird. Insbesondere erhält hierdurch das Bild der Mietgelegenheit, der Wohnungsmarkt, infolge der engen gegenseitigen Verknüpfung einer Stadt mit ihren Vorortgemeinden ein verschwommenes Aussehen.

Was den Objektkreis der Erhebung anlangt, so können trotz der grundsätzlich ausgesprochenen Allgemeinheit der Erstreckung der Wohnungsaufnahme Einschränkungsmomente gegeben sein. So fehlen bei leerstehenden Wohnungen die Beziehungen der Insassen zu den Räumen, so daß nur für den Wohnungsmarkt bedeutsame Momente, wie Stockwerklage, Zahl der Räume, Zahl der darunter befindlichen heizbaren Zimmer, Zubehör und etwaiger Mietpreis, festzustellen sein werden. Hinsichtlich der Einfamilienhäuser im Eigentumsverhältnis kann man schwanken, da diese für die soziale Seite der Untersuchung, für den Wohnungsmarkt zum Beispiel, bedeutungslos sind, wenngleich die Ermittelung der Wohn- und Schlafverhältnisse der Dienstboten zur Miteinbeziehung in die Gesamtuntersuchung reizt. Die Aufnahme von Einfamilienhäusern in Miete, von Eigentumseinfamilienhäusern mit Gewerbegehilfen, Zimmermieter- und Schlafgängerhaltung, von Dienst- und Freiwohnungen ist selbstverständlich. Militärgebäude, Gefängnisse, Klöster, Staats-, Kultus-, Stiftungsgebäude können infolge der staatlichen oder gemeindlichen Wohnungsaufsicht ausfallen. Bei verschlossen oder verweigert vorgefundenen Wohnungen wird auf indirektem Wege ein Mindestmaß von Erhebungsmomenten, wie für leerstehende Wohnungen zu ermitteln sein. Diese Fälle sind übrigens leicht auf eine verschwindende, unwesentliche Zahl zu reduzieren. In Nürnberg war die Zahl der verschlossen gefundenen Wohnungen (bei 56,000 im ganzen) 70 = 0.12 Prozent, und der der Untersuchung verweigerten Wohnungen 29 = 0.05 Prozent. Als ein weiterer Grundsatz hat zu gelten, daß nur Wohnungen Gegenstand der Erhebung sein sollen. Infolgedessen bleiben alle Nichtwohnräume, d. h. alle zu öffentlichen Zwecken und alle nur gewerblich benutzten Räume unberücksichtigt, z. B. Läden, Gastwirtschaftsräume u. s. w. Bei hausindustriellen Betrieben sind die bezüglichen Wohn- und Arbeitsräume selbstverständlich der Untersuchung zu unterwerfen.

Nach diesen allgemeinen übersichtlichen Orientierungen ist die zunächst und zumeist interessierende Frage die, welche Momente bei einer Haushaltung erhoben werden sollen. Die Beantwortung der Frage nach den Erhebungsmomenten hat der Direktor des Statistischen Amts in Nürnberg, Dr. Karl Buechel, in den Grundlagen des gesamten Wohnungsaufnahmegeschäftes, den zwei Erhebungspapieren: Wohnungskarte und Hausbogen, in umfassender Weise niedergelegt. Die beiden Entwürfe, die mit den entsprechenden lokal bedingten Abänderungen auch in Fürth und in Augsburg grundlegend waren, dürfen als ein eminent praktischer Ausfluß des Wissens und der Erfahrung eines gewiegten Wirtschaftsstatistikers angesprochen werden.

„Das Formular A, als „Wohnungskarte“ bezeichnet und als zweiseitig bedrucktes Blatt starken Papieres gedacht, enthält die für die einzelne Wohnung zutreffenden Ermittelungsrubriken und stellt das Haupterhebungspapier dar, welches gleichzeitig so eingerichtet ist, daß es nach Eintragung der Berechnungsergebnisse auch als sogenannte Manipulationskarte für die Aufarbeitung dienen kann. Das Formular B, als „Hausbogen“ bezeichnet und als voller, aber nur einseitig bedruckter Bogen gewöhnlichen Papieres gedacht, soll zunächst als Sammelumschlag für die Wohnungskarten eines Hauses dienen und zugleich die Kontrollangaben über Vollzähligkeit der Einlagen bieten. Außerdem enthält es die das Haus im allgemeinen betreffenden Befragungspunkte. Schließlich soll es durch Ausfüllung eines besonderen Vordrucks für Sammlung bestimmter Angaben der zugehörigen Wohnungskarten zum sogenannten Konzentrationsformular und gleichzeitig zur Manipulationskarte für die erste Feststellung einiger Hauptergebnisse der Erhebung werden.“ (Buechel.)

Bezüglich der Eintragungstechnik bei der Fragebeantwortung ist an dem Grundsatze festgehalten, daß „immer nur der Eintrag einer Zahl oder eines siegelmäßigen Buchstabens, bezw. nur die Unterstreichung eines Vordruckes, höchstens in besonderen oder selteneren Fällen der Eintrag eines Wortes oder einer kleinen Wortphrase erforderlich sein soll.“ (Buechel.) Eine derartige Formulargestaltung ist nicht nur beim Niederschreiben der Erhebungsbefunde äußerst zweckersprießlich, sondern sie bietet auch beim Aufarbeiten der Erhebungsangaben nach statistisch-technischer Erfahrung dankbare Verwendbarkeit.

Es würde zu weit führen, hier eine eingehendere Beschreibung dieser praktischen Erhebungspapiere folgen zu lassen. Aber in den Hauptzügen soll der Umfang der Erhebungsmomente bekannt gemacht werden, schon um den Nutzen einer solchen umfassenden Erhebung sowohl für die wissenschaftliche Bearbeitung als hauptsächlich für die verwaltungspolizeiliche Erkenntnis greifbar in die Augen fallen zu lassen.

Die Wohnungskarte umfaßt in der Ausgliederung der Erfragungspunkte 23 Erhebungsrubriken mit verschiedenen jeweiligen Spalten. Der Kopf der Wohnungskarte enthält Identifizierungs- und Kontrollangaben. In der Rubrik 1 wird der allgemeine Charakter, ob Hauseigentümer-, Dienst- oder Freiwohnung festgestellt. Die Rubrik 2 fragt nach dem Namen, dem Berufe und der Stellung im

Berufe des Haushaltungsvorstandes. Einmal ist diese Angabe als Identifizierungsmoment unerläßlich, sodann gewähren diese Rubrikangaben eine Aufarbeitung behufs Gegenüberstellung von sozialen Gruppen der Mieter und der Hauseigentümer. Die Rubrik 3 ermittelt die Zahl der Haushaltungsmitglieder, das ist der Wohnungsinsassen, sowie die Gliederung nach Familienmitgliedern, Gewerbegehilfen, Dienstboten, Pflegekindern, Zimmermietern, Schlafgängern in der jedesmaligen Unterscheidung nach dem Geschlechte. „Es soll auf diese Weise das Material gewonnen werden, um nicht nur die Raumbesetzung, die Wohndichtigkeit berechnen, sondern auch die weitergehenden Gesichtspunkte des Zusammenlebens nach sanitären und moralischen Rücksichten darstellen zu können.“ (Buechel.) Die Gruppe der Aftermieter ist wegen ihrer Bedeutung im modernen Wohnungs- bezw. Mietwesen in zwei selbständigen Rubriken nach den ihr anhaftenden Merkmalen differenziert. Hierher sind noch zu rechnen die Kost- (Zieh-, Bewahr-) Kinder und Besuchsgäste einer Haushaltung, die jedoch ausgeschaltet werden, da sie auch bevölkerungsstatistisch nicht zur Haushaltung gehören.

Die Rubrik 4 umfaßt den Hauptteil der technischen Aufnahmepunkte bezüglich der einzelnen Wohnräume. Sie ist abgeteilt in 22 Spalten. In der ersten Spalte ist durch Eintrag laufender Nummern der einzelnen Wohnräume für die Orientierungsmöglichkeit Sorge getragen. Es ist sodann die Art des Gebäudes (ob Vorder-, Hinter-, Seitengebäude) erfragt; ferner die Lage der Wohnräume nach Höhenabstufungen vom Kellergeschoße ab bis zum Dachgeschoß und der Wohnung über Kehlgebälk. Sodann wird die Verwendungsweise der einzelnen Räume festgestellt, wobei in der Hauptsache in Betracht kommen dürfte das eigentliche Wohnzimmer für den Tagesaufenthalt (W) mit der Spezialart des besonderen Wohnraumes (Salon, Boudoir, gute Stube Wb), ferner die Arbeitsstätte, die zimmermäßige Werkstatt (A), das Schlafzimmer (S), das Gelaß (G) zum Zwecke der Aufbewahrung (Schrankzimmer u. s. w.), jedoch mit Ausschluß der Speisekammern, Badezimmer und aller nichtzimmermäßigen Aufbewahrungsräume, endlich die Küche (K). Mehrfache Verwendungsweise kann durch entsprechende Zusammenfassung der Buchstaben bezeichnet werden. Die Spalte gibt auch Anlaß zur Erörterung der eventuellen Fragestellung über die Zahl der Betten für Erwachsene und Kinder in den einzelnen als Schlafstätten bezeichneten Wohnräumen. Eine genaue Ermittelung, ob der Normalfall vorliegt, wonach jede Person (Kinder ausgenommen bis zu einigen Lebensjahren) ein eigenes Bett zur Verfügung hat, oder wie weit hiervon Abweichungen bestehen, kann nur durch strikte Fragestellung gewonnen werden. Aus der Beantwortung ergibt sich das Verhältnis der verfügbaren Betten zur Zahl der Wohnungsinsassen. In der Heidelberger Wohnungsuntersuchung wurde auf diese Fragestellung ein Ergebnis von begrenztem Werte erzielt. In Nürnberg wurde infolge wenig günstiger Erfahrungen bei der Januarprobeermittelung die Frage nach der Zahl der vorhandenen Betten beiseite gelassen, „weil Fragen so intimen Charakters überhaupt vermieden werden sollten und weil die Erfahrung gezeigt hat, daß die Beantwortung bezüglich der vielartigen Bettersatzobjekte bei größter Umständlichkeit doch eine mangelhafte bleibt“. (Buechel.) Desgleichen wurde die Frage in der Münchener Probeenquete gestellt, bei der Bearbeitung des Materials wurden die diesbezüglichen Erhebungen auch nicht weiter ausgenützt, sondern blieben unfruchtbar. Die Bettgerätschaften und Schlafgelegenheiten sind eben zu mannigfaltiger Natur, als daß man zu durchsichtigen Angaben käme, wenn man der Sache nicht eine umfängliche Fragerubrik widmet, die sodann wegen des delikaten und in manchen Fällen beschämenden Charakters der Antworten ohnedies eine recht fragliche Ausbeute liefern würde. Die Frage nach der Erhebung der Bettenzahl ist im allgemeinen zu verneinen, da überdies durch die Feststellung des Zusammenschlafens in einem Raume durch andere Spalten die Promiscuität der Geschlechter hinreichend erfaßt ist.

Drei weitere Spalten haben den Zweck, die Ausmessungsergebnisse festzuhalten, aus denen alsdann bei der Ausarbeitung für die einzelnen Wohnräume Bodenfläche, Kubikinhalt, sowie das Vielfache des Minimalluftkubus von 10 Kubikmetern berechnet wird. Für rechtwinklige Zimmer genügt die Angabe der Größenmaße für Länge, Breite und Höhe. In den Fällen, wo die Bodenfläche polygonartig gestaltet ist, oder in denen in einem einheitlichen Raume die Höhe wechselt, muß für die zur richtigen Berechnung der Räume notwendigen Eintragungen Sorge getragen werden. Eine weitere Spalte setzt die Zahl der Fenster der Einzelräume fest, eine andere orientiert über die Lage der Fenster, sie beschreibt, wohin ein Wohnungsinsasse allenfalls sein Auge könnte schweifen lassen, ob auf die Straße, einen Garten, nicht ins Freie u. s. w. Eine weitere Spalte bringt noch ein allgemeines Urteil über den Beleuchtungseffekt der Fenster, da in manchen Fällen, zum Beispiel durch Stockwerküberhang, die Wirkung sonst ausreichender Fenster beeinträchtigt sein kann. Man kann hier abstufen mit ausreichend, mangelhaft, düster, lichtlos. Das Erhebungspersonal muß bei der Charakterisierung des Helligkeitsgrades eines Raumes durch das von den Fenstern gewährte Tageslicht auch auf die Berücksichtigung der herrschenden Wetterstimmung aufmerksam gemacht werden. Eine weitere Spalte „dient der Ermittlung über die Heizbarkeit, die mit Recht in der Statistik der Wohnungsfrage zu einem Beobachtungsmoment ersten Ranges geworden ist, derart, daß das heizbare Zimmer die eigentliche Einheit für die Bewertung der Wohnung darstellt“. (Buechel.) Eine neue Spalte gibt Auskunft über den Trockenzustand der Einzelräume, eine andere erfragt die Senkung unter Terrain bei Kellergeschoß- und Erdgeschoßwohnungen, zwei weitere Spalten klären auf über den Zusammenhang der einzelnen Wohnräume durch Türen unter sich. Weitere drei Spalten bringen ein Bild über die Verteilung der Wohnungsinsassen auf die Räume während der Nacht. Diese Spalten müssen gegliedert sein nach hygienischen Gesichtspunkten hinsichtlich der Luftzumessung für verschiedene Altersgruppen, nach sozialen Gesichtspunkten hinsichtlich des Verhältnisses der in einer Haushaltung schlafenden Personen zum Haushaltungsvorstande und nach moralischen Gesichtspunkten hinsichtlich der Trennung nach Geschlechtern. Für diese Gesichtspunkte sind im allgemeinen nachstehende Normalzahlen maßgebend. Die Schlafräume für jede über 10 Jahre alte Person müssen mindestens 10 Kubikmeter Luftraum, für jedes Kind unter 10 Jahren 5 Kubikmeter Luftraum haben und für jede Person 3 Quadratmeter Bodenfläche enthalten. Die lichte Höhe der Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume muß mindestens 2.70 Meter betragen. Ledige, über 14 Jahre alte Personen müssen nach dem Geschlechte getrennt, in besonderen Reihen oder Verschlägen schlafen können. Die Altersausgliederungen der drei Spalten sind demnach abgestuft für schlafende Personen über 14, von 10—14 und unter 10 Jahren. Durch Vereinigung der einzelnen Spaltenangaben kann der entsprechend notwendige Minimalluftraum dargestellt werden. Desgleichen ist die zulässige Vereinigung oder gebotene Trennung nach dem Altersunterschied der Geschlechter in einem Raum durch Zusammenziehung der entsprechenden Spalten erfaßbar. Die Anlage dieser drei Spalten erlaubt fernerhin die Eintragung der beiden bedeutsamen Merkmale: Geschlecht und Sozialstellung im Haushalte, Trennung oder Vermischung von Familienmitgliedern und familienfremden Haushaltungsangliederungen (insbesondere Schlafgängern). Die letzten vier Spalten dieser Rubrik dienen dem Zwecke, die bei der Materialaufarbeitung vorzunehmenden Berechnungen über Bodenfläche, Kubikinhalt, verhältnismäßigen Luftraum in den Einzelräumen aufzunehmen.

(Schluß folgt.)



Modernes im Altertum.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Dr. Paul Wagler,
Gymnasialoberlehrer in Wurzen bei Leipzig.

(Schluß.*)

Zu der Parallele Pfarrer Kneipp = Asklepiades (vgl. Beil. vom Jahre 1902 Nr. 219 S. 580) sei hier noch nachgetragen, daß auch der Arzt Antonius Musa, ein Schüler des Asklepiades (Plin. n. h. XXIX 6), ein begeisterter Apostel der Kaltwasserkuren war. Kaiser Augustus litt 23 vor Chr. rückfällig an einer langwierigen Leberkrankheit. Sein bisheriger Leibarzt C. Aemilius hatte ihm heiße Bäder verordnet, die nichts halfen. Da übernahm Antonius Musa die Behandlung des Kaisers und erreichte durch diametral entgegengesetzte Behandlungsweise, nämlich durch kalte Waschungen und dadurch, daß er den Kaiser kaltes Wasser trinken ließ, ihm auch frischen Lattichsalat verordnete, den sein Vorgänger ausdrücklich verboten hatte, daß der Kaiser in kurzer Zeit genas (vgl. Plin. n. h. XIX 128, XXIX 6, Sueton. Oct. 81, Dio LIII 25—30). Antonius Musa wurde ob dieses Heilerfolges vergöttert. Man befreite ihn von allen Abgaben, erhob ihn in den Ritterstand, beschenkte ihn reich, ja man setzte ihm sogar bei Lebzeiten eine Bildsäule (Suet. Oct. 59). Im Handumdrehen war die Kaltwasserkur in Rom Mode geworden. Auch Horaz scheint sich dafür stark interessiert, auch die Kur an sich selbst erprobt zu haben (epist. I 15, 3). Aber eines paßt eben nicht für alle. Man verfiel in Uebertreibung (vgl. Plin. XXVI 20) einer an sich guten Sache, und als der Neffe des Kaisers, Marcellus, erkrankte, litt Antonius Musa mit seiner Kaltwasserbehandlung schmählich Schiffbruch, denn Marcellus starb nach kurzem Kranksein (vgl. Dio a. a. O.). Uebrigens war auch der Philosoph Seneca in seinen jüngeren Jahren ein leidenschaftlicher Freund möglichst kalter Bäder gewesen, später aber mehr und mehr davon zurückgekommen. Zuletzt nahm er überhaupt nur noch Wannenbäder und zwar in solchem Wasser, das von der Sonne zuvor erwärmt war (vgl. epist. mor. XII 1, 5 = ep. 83, 5).

Unter Umständen, d. h. wo es angebracht ist, verordnen die heutigen Aerzte ihren Pfleglingen geradezu Mastkuren. Solche Mastkuren hat man im Altertum auch schon gekannt. Man bezeichnete die Kur mit *ἀναγκοφαγία* (Zwangsfütterung) und ließ sie in erster Linie — wenn auch keineswegs ausschließlich — gewissen Gruppen von Athleten zuteil werden. Diese Leute wurden geradezu gemästet; sie mußten ihren Magen Tag für Tag übermäßig anfüllen (*ὑπερπίμπλασθαι*) (Galen. Protrept. 11, 28), um zu großer Fleischmasse (*πολυσαρκία*) zu gelangen. Insbesondere für Ringer — auch für Faustkämpfer — war großes Körpergewicht von erheblichem Nutzen, weil sie weniger Gefahr liefen, vom Gegner emporgehoben und zu Boden gedrückt zu werden. Uebrigens endete die nicht ungefährliche Kur der *ἄνδρες ἀδηφάγοι* (Theocr. 22, 115 = homines altiles Tert. de spect. 18) nicht selten mit schwerer Erkrankung oder gar mit tödlichem Schlagfluß (vgl. Plutarch de sanit. tuenda 5, Aristot. Problem. I 28). — Bei dieser Gelegenheit sei gleich mit erwähnt, daß das Altertum auch im Mästen der Tiere, insbesondere der Hühner und Gänse, mit ziemlichem Raffinement verfuhr. Poularden und Kapaunen (capi, capones, aves altiles oder kurz altilia) waren eine gern gesehene Speise auf den Tischen der Wohlhabenden; Genaueres hierüber bei Lorentz, kulturgesch. Beiträge zur Tierkunde des Altertums, Progr. v. 1904 S. 7. In den großen Chenoboskien hielten die Villenbesitzer ganze Scharen von Gänsen, bei denen, ganz wie heutigestags in Straßburg, durch Zwangsfutter die übergroße Leber (iecur anserinum) erzeugt wurde, die künstlich hervorgerufene Krankheit und gleichzeitig doch die Wonne aller Gourmands von heute wie von ehedem. Man mußte die Leber der Gänse durch Mast mit Feigen, Datteln und süßer Milch zu ungeheurer Größe zu ziehen. „Schau hin" — sagt Martial (XIII 58) — „wie die Gänseleber angeschwollen ist, größer als eine große Gans" (vgl. auch Juvenal V 114, Persius VI 71).

Der gegenwärtig leider hin und wieder vorkommende Kinderselbstmord gilt gemeiniglich als eine ausschließlich moderne Erscheinung, als ein trauriges Zeichen der Zeit, als eine hochgradig beklagenswerte Schattenseite unserer komplizierten Kulturverhältnisse. Hat doch erst kürzlich — um nur an ein Beispiel zu erinnern — sich in Braunschweig ein dreizehnjähriger Junge in die Oker gestürzt und ist ertrunken. Und weshalb das? Weil er mit seinem Fahrrade eine Kollision mit einem Lastfuhrwerke gehabt hatte, wobei sein Fahrrad in Stücke gegangen war. Uebertriebene Angst vor Strafe trieb den Jungen in den Tod. Unwillkürlich legen wir uns die interessante Frage vor: Hat es schon im Altertum Kinder gegeben, die freiwillig aus dem Leben schieden? Diese Frage ist leider mit „Ja" zu beantworten. Ein sicheres Beispiel ist der etwa dreizehnjährige Sohn des vornehmen Syrakusaners Dion, welch letzterer dem 4. vorchristlichen Jahrhundert angehört († 353 v. Chr.) und unter den beiden Dionysen, den Tyrannen von Syrakus, lebte. Als der jüngere Dionys erfuhr, daß der aristokratisch gesinnte Dion im Peloponnes gegen ihn (Dionys) ein Heeresaufgebot sammle, suchte er sich an dem in der Ferne weilenden Vater Dion dadurch zu rächen, daß er dessen etwa dreizehnjährigen Sohn, der in Syrakus verblieben war, absichtlich moralisch total ruinieren ließ. Cornelius Nepos erzählt im 4. Kapitel seiner Dion-Biographie, daß dem Knaben, noch ehe die Pubertät sich bei ihm eingestellt hatte, auf Befehl des Tyrannen Frauenzimmer von bedenklichstem Rufe zugeführt wurden und daß man den Knaben überfütterte und geflissentlich betrunken machte, so daß er nie mehr richtig nüchtern wurde (puero, priusquam pubes esset, scorta adducebantur, vino epulisque obruebatur, neque ullum tempus sobrio relinquebatur). Als Dion, der Vater, wieder in Syrakus eingetroffen war, wollte er das vollständig auf Abwege geratene Kind wieder bessern und ließ es beständig durch Wächter streng beaufsichtigen, die es von dem entnervenden Lebenswandel kurieren sollten. Aber der Junge war moralisch schon zu tief gesunken. Als er merkte, daß mit ihm strengere Saiten aufgezogen werden sollten, mochte er sich an die neue Lebensweise nicht gewöhnen und zog es vor, durch Selbstmord zu enden. Er ging auf das Dach des väterlichen Wohnhauses, stürzte sich kopfüber herunter und gab seinen Geist auf (usque eo vitae statum commutatum ferre non potuit . . ., ut se de superiore parte aedium deiecerit atque ita interierit). Zerschellt hob man ihn auf und trug ihn zum Vater. Dieser war gerade mit einigen Freunden in eine politische Unterhaltung vertieft, die er aber des Vorfalls halber keineswegs abbrach, sondern ruhig fortsetzte, als ob nichts geschehen wäre. Er ordnete nur kurz an, den Leichnam den Frauen zur üblichen Bestattung zu übergeben. Eine solche Ruhe wird begreiflich, wenn man erwägt, daß Dion die Hoffnung auf Errettung seines Kindes aus dem Sumpfe moralischer Verkommenheit offenbar schon aufgegeben hatte. Alles Nähere bei Plutarch (Dion Kap. 55, sowie in Plutarchs consolatio ad Apollonium cap. 33), desgleichen bei Aelian (varia historia III 4).

Wenn man übrigens die Beschäftigungen und Spiele der altgriechischen Kinder näher ins Auge faßt, so staunt man, wie groß die Aehnlichkeit ist mit dem, was unsere heutigen Knaben und Mädchen treiben. Die Knaben ritten ihr Steckenpferd (*κάλαμον περιβῆναι* = equitare in arundine longa Hor. sat. II 3. 248, Val. Max. VIII. 8 ext. Aelian var. hist. XII 15, Plut. Ages. 25, Apophthegm. Lacon. Ages. § 70), sie kreiselten[5]) sowohl mit Brummkreiseln, als auch mit gepeitschten Kreiseln (die Ausdrücke für Kreisel sind *στρόμβος*, *στρόβιλος*, *ῥόμβος*, *βέμβιξ*, *κῶνος*), sie schaukelten sich (die Schaukel hieß *αἰώρα*), sie spielten Blindekuh

*) S. Nr. 162, 163, 171 und 172 der Beilage d. J.

5) Der römische Dichter Persius gebraucht für „kreiseln" mit der Peitsche den Ausdruck „buxum torquere flagello" (sat. III 51).

(Poll. IX 123), König und Soldaten (βασιλίνδα, vgl. Hesych. I 791, Eustath. zu Odyss. I 395, Herod. I 114), „Plumpsack" oder „Der Fuchs geht rum" (Poll. IX 115), ja sie spielten sogar eine Art „Schinkenklopfen" (κολλαβίζειν): einer mußte sich in Gegenwart mehrerer Mitspieler die Augen zuhalten und sich dann — sei es auf die Backe, sei es aufs Gesäß — schlagen lassen. Riet er den richtig, der geschlagen hatte, so kam dieser an die Reihe. Riet er aber falsch, so mußte er sich die Fortsetzung des Spieles so lange „gefallen" lassen, bis er schließlich mal richtig riet. Das „Spiel" — es ist nicht gerade geistreich, wohl aber ein bißchen derb — war in Dresden noch zu meiner Schulzeit ein willkommener „Zeitvertreib" der Tertien in den Pausen. Bei den alten Griechen wurde es auch so gespielt, daß der Geschlagene raten mußte, ob er mit der linken oder rechten Hand geschlagen war. Auch das Anschlagespiel (ἀποδιδρασκίνδα Poll. IX 117) war bekannt, ferner das Ballspiel (σφαιρίζειν), das Reifenspiel (τροχός), sowie das Raten auf Gerade und Ungerade (ἀρτιάζειν, ludere par impar). Die Mädchen spielten schon mit Puppen (κόραι, πλαγγόνες, πλαγγῶνες, κοροκόσμια, δαγῦδες, δάγυνα), ja sogar Tonpuppen mit beweglichen Armen und Beinen sind in Attika gefunden worden und befinden sich gegenwärtig in mehreren Sammlungen. — Wie unsere Mütter mit dem „schwarzen Manne", dem Knecht Ruprecht oder dergleichen drohen, der angeblich die unfolgsamen Kinder straft oder gar wegholt, so fürchteten sich die kleinen Kinder von ehemals vor Schreckgespenstern wie Mormo, Lamia, Gello, Empusa, Akko und Alphito. Charakteristisch ist, daß noch lange nach 212 vor Chr. die römischen Mütter ihre Kleinsten, wenn sie unartig waren, mit der Drohung einschüchterten: „Warte, warte, Hannibal kommt!" —

Vor etwa Jahresfrist brachten die Blätter eine merkwürdige Meldung. Ein Norweger, so hieß es, habe in Liverpool dadurch Selbstmord verübt, daß er durch bloße Willenskraft seinen Atem so lange verhalten habe, bis die Lungen gesprengt waren. Da es bisher noch niemand gelungen ist, seine Atmung länger als eine oder höchstens zwei Minuten zu unterdrücken, ist der mitgeteilte Fall in den medizinischen Fachzeitschriften stark angezweifelt worden, obschon die ärztliche Untersuchung des Toten zu dem Schlusse gekommen war, daß der energische Norweger tatsächlich alle bisherige medizinische Erfahrung Lügen gestraft zu haben scheine. Das „Für und Wider" zu untersuchen, ist hier natürlich nicht der Ort. Aber angenommen, der Norweger habe wirklich auf obige Art geendet, so würde er — und das ist das Interessanteste an der ganzen Sache — nicht einmal ohne antikes Pendant sein: Ben Akiba behält auch hier wieder einmal recht. Coma, der Bruder des großen Bandenführers Cleon und selbst Führer im sizilischen Sklavenkriege, geriet im Jahre 132 vor Chr. in die Gewalt der Römer und tötete sich, um nicht kompromittierende Aussagen vor seinen Feinden machen zu müssen, durch Anhalten des Atems. Als man ihn über die Streitkräfte und Wagnisse der Flüchtlinge ausforschen wollte, sagte Coma, er müsse erst ein Weilchen nachsinnen. Dabei ließ er den Kopf in seine Hände sinken und verhielt sich das Atmen; die Ellenbogen hatte er gegen die Kniee gestemmt. Bald darauf war er zum Schrecken der anwesenden Wächter eine Leiche (compresso spiritu inter ipsas custodum manus . . . adquievit und intra pectus inclusa anima finem sui repperit; vgl. Valerius Maximus fact. et dict. memor. IX 12 ext. 1).[9])

9) Daß die Willenskraft der Selbstmörder oft erstaunlich groß ist, dafür sind ein gutes Beispiel die Anamiten. Sechs vom Hundert aller Selbstmörder aus der Bevölkerung von Anam beißen sich die Zunge ab, und da die Kraft der Kiefermuskeln, bezw. der Grad von Energie, der sich auf sie übertragen läßt, oft ungenügend ist, schlagen die anamitischen Selbstmörder von unten her mit der Faust gegen den Kiefer. Daß gar manche ihre Absicht trotz alledem nicht erreichen, sondern sich nur schauerlich dabei zurichten, sei nebenher erwähnt.

Nicht selten tauchen — auch in den Zeitungen — beunruhigende Gerüchte auf, wonach die eine oder andere Person, die vom Arzte für tot erklärt worden sei, hinterdrein wieder zum Leben erwacht sei. In den meisten Fällen sind diese grausigen Gerüchte zum Glück unbegründet oder mindestens stark aufgebauscht. Auch aus dem Altertum werden Fälle von Scheintod (asphyxia) berichtet. Valerius Maximus erzählt (I 8, 12) von einem gewissen Acilius Aviola, der sowohl von seinen Aerzten als auch von seinen Hausgenossen für tot gehalten und, nachdem man ihn eine Zeitlang liegen gelassen hatte, dem Scheiterhaufen übergeben wurde. Als die Flammen bereits seinen Leib beleckten, rief er plötzlich vom Scheiterhaufen herab, er lebe noch. Trotzdem vermochte niemand mehr ihn aus dem gewaltigen Flammenmeer zu erretten (vgl. Plin. n. h. VII 173). Ein gleiches Schicksal hatte auch der Prätor L. Lamia (Val. Max. a. a. O.), dessen Stimme gleichfalls vom brennenden Scheiterhaufen herab nochmals deutlich gehört wurde. Besser erging es dem scheintoten C. Aelius Tubero; dieser konnte nach Plinius (VII 173) noch glücklich vom Scheiterhaufen gerettet werden. Einen merkwürdigen Fall von Scheintod erzählt auch Varro (bei Plin. n. h. VII 176 f., Licinian. p. 10, Bonn) von einem römischen Ritter Corfidius, dem Gatten von Varros Tante, der zu Aquinum vom Tode auferstand, kurz ehe man seinen Bruder begrub, so daß die ursprünglich für ihn selbst getroffenen Begräbnisvorkehrungen nun gleich für den Bruder Verwendung fanden (vgl. *Le Bon*, De la mort apparente et des inhumations prématures. Paris 1866).

Auch ein Beispiel von Schlafsucht (hypnosis, sopor) im Altertum erzählt die alte Sage. Danach soll Epimenides von Knossos, ein Zeitgenosse der sieben Weisen, derselbe, der ums Jahr 596 v. Chr. nach Athen berufen wurde, um dort eine religiöse Sühnung und Reinigung vorzunehmen, in der diktäischen Höhle auf Kreta einen vieljährigen ununterbrochenen Schlaf — Diogenes Laërtius (I § 109) spricht von 57 Jahren — getan haben; dabei soll er im ganzen 157 Jahre alt geworden sein (Val. Max. VIII 13, 5). —

Mit dem herzlichen Wunsche, daß die „bunte Fruchtschüssel" (lanx satura), die ich meinen geschätzten Lesern vorsetzen durfte, allerseits wohl bekommen möge, schließe ich für diesmal meine anspruchslosen Betrachtungen. So Gott will, werde ich bald wieder kommen und — mit besonderer Berücksichtigung der uralten Städte am Euphrat und Tigris — mehr auftischen.

Bücher und Zeitschriften.

Wer ist der Angreifer im konfessionellen Kampfe? Oeffentliche aktenmäßige Antwort auf die Landtagsrede des Herrn Domkapitulars und Abgeordneten Dr. Pichler vom 14. Mai 1904. — Dieses ist der Titel einer in der Beckschen Buchhandlung in Nördlingen erschienenen Broschüre (75 S.), die als ein offenes Sendschreiben vom Hauptverein des Evangelischen Bundes in Bayern an Dr. Pichler gerichtet ist, nicht etwa im gewaltsamen Stil leidenschaftlicher Polemik, sondern in ruhig objektiver Darlegung. Es ist eine wahrhaft vernichtende Fülle von Beweisen, die aus offiziellen Aeußerungen von Päpsten und Bischöfen, Katholiken- und Kirchenversammlungen, Katechismen und Presse, neuerer und neuester Kirchengeschichte beigebracht werden, um darzutun, daß überall im westlichen Europa die grundsätzliche römische Unduldsamkeit das eigentliche Hindernis religiösen Friedens bildete, längst ehe der angebliche Friedensstörer endlich in Gestalt des Evangelischen Bundes auftrat zur notwendigen Abwehr der sich mehrenden und steigernden Uebergriffe. Die unlauteren Künste des kampflustigen Domkapitulars werden gebührend aufgedeckt, die gegenwärtige konfessionelle Lage in Deutschland, speziell in Bayern, unter dem ultramontanen Hochdruck treffend beleuchtet und eingehend mit Beispielen belegt. Die Schrift mit ihrem reichen

wertvollen Material und ihrer klaren übersichtlichen Anlage dürfte des Interesses weiter Kreise sicher sein und hoffentlich den Erfolg haben, uns endgültig von der kostspieligen Landplage ultramontan konfessioneller Kammerreden zu befreien.

A. S.

Fyenboen Claudius Claussön Swart (Claudius Clavus), Nordens aeldste Kartograf. En Monografi af *Axel Anthon Björnbo* og *Carl S. Petersen*. Kopenhagen 1904. A. F. Höst & Son. 240 S. 4°. Mit paläographischen und kartographischen Beigaben.

Dieses stattliche, von der philologisch-historischen Abteilung der kgl. dänischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Werk, auf dessen baldiges Erscheinen der Unterzeichnete schon vor einiger Zeit (Geschichte der Erdkunde, Wien-Leipzig 1904, S. 99) hinweisen zu sollen glaubte, schafft erstmalig volle Klarheit über eine Persönlichkeit, die seit der Publikation der Abhandlung von Storm im Jahrgange 1889 der Zeitschrift „Ymer“ zwar keine völlig unbekannte mehr war, immerhin aber noch nicht in ihrer vollen Bedeutung übersehen werden konnte. Da die Herren Björnbo und Petersen ihrer Schrift auch eine gedrängte Uebersicht in französischer Sprache beigegeben haben, so ist es jedermann leicht gemacht, die wichtigsten Aufschlüsse über den verdienten Kartographen der nordischen Welt entgegenzunehmen. Der Berichterstatter behält sich, da er hier nur die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf die sehr verdienstliche Arbeit zu lenken beabsichtigt, eingehende Erörterungen für eine spätere Gelegenheit vor. — Da Claudius Clavus oder Niger als „Cymbricus“ bezeichnet wird, so hielt man ihn, dessen dänische Abkunft feststand, bisher zumeist für einen Jütländer; nunmehr aber erfahren wir, daß er Claudius Claussön Swart (Claudius Schwarz, Sohn des Claus) hieß und am 14. September 1388 zu Sallinge auf der Insel Fühnen (Fyen) geboren wurde. Wahrscheinlich erhielt er seine Ausbildung im Zisterzienserkloster zu Sorö auf Seeland, und 1412 begab er sich auf eine Reise, die ihn nach Rom führte. Hier weilte er viele Jahre und hier hat Dr. Björnbo, der — beiläufig bemerkt — in München promovierte, großenteils das für die gegenwärtige Schrift maßgebende Material aufgefunden. Daß er sich dort den Humanistenkreisen anschloß, steht fest; er gehörte mit dem bekannten Poggio demselben literarischen Zirkel an. In Rom verfaßte er auch sein erstes geographisches Werk, einen handschriftlich in Nancy aufbewahrten Anhang zur Geographie des Ptolemaeus. Wann er in die Heimat zurückkehrte, ist nur ungefähr und die Zeit seines Todes ist gar nicht bekannt. Aber sicher weiß man jetzt, daß er von Dänemark aus mindestens *eine* größere Reise durch die skandinavischen Länder unternommen und sich da jene gründliche Autopsie angeeignet hat, welche in seiner zweiten geographischen Niederschrift zutage tritt. Dieselbe, in Wien befindlich, wurde nicht gedruckt, wohl aber von den beiden deutschen Gelehrten Schoener — so und nicht Schoner ist der Name dieses Franken zu schreiben — und Friedlieb (Irenicus) für ihre Zwecke verwertet. Auch W. Pirckheymer, S. v. Herberstein, Peter Apian, Jakob Ziegler haben aus Clavus' Text, der im siebenten Kapitel unserer Vorlage mit beigefügter dänischer Uebersetzung wiedergegeben wird, und aus seinen Karten geschöpft. Noch strittig erscheint, ob der weitgereiste Mann, eigener Angabe zufolge, wirklich bis nach Grönland gekommen ist, welches er von den „Kareli infideles“ (heidnischen Eskimos) bewohnt sein läßt und dessen Küstenlinien er zuerst mit einer gewissen Annäherung an die Wirklichkeit abbildet. Unsere Autoren neigen der Vermutung zu, er habe die Wahrheit gesagt, und in der Tat muß es sehr auffallen, daß er in seinen Scholien zum Ptolemaeus noch der landläufigen Irrlehre vom Bestehen einer Landverbindung zwischen Grönland und dem nördlichen Norwegen huldigt, nachmals aber die Inselnatur des ersteren kennt und betont. Auch die Lage Islands und Grönlands ist auf der Wiener Karte, die uns hier im Faksimile mitgeteilt wird, überraschend richtig angegeben. Wir übersehen jetzt also mit voller Deutlichkeit, daß Clavus ein echter Geograph war, der einer so tüchtigen und eingehenden Gedächtnisschrift, wie sie ihm seine beiden Landsleute gewidmet haben, wohl würdig genannt werden muß.

S. G.

Allgemeine Rundschau.

Die Biologie der „schwarzen Flüsse“.

Den „schwarzen Flüssen“ Südamerikas, jenen auf dem dortigen Festland zahlreich vorhandenen Gewässern, die infolge einer starken Beimischung von gelösten organischen Bestandteilen mit fast schwärzlicher Färbung ihrer Mündung zuströmen — daher z. B. der „Rio Negro“ den Namen trägt —, hat unlängst Dr. Joseph Reindl (München) eine in vieler Hinsicht belehrende Studie gewidmet, die über die Eigentümlichkeiten der Entstehung und Beschaffenheit dieser Ströme sorgfältiges Material zusammenbringt. („Die schwarzen Flüsse Südamerikas. Münchener Geographische Studien. Herausg. von Siegmund Günther. 13 Stück. München. Theod. Ackermann.) Interessant sind dabei für uns die Vergleiche, die sich von dort zu den in mancher Beziehung trotz der Verschiedenheit des Größenmaßstabes verwandte Erscheinungen aufzeigenden Schwarzwasserflüssen in der Oberpfalz ziehen lassen. Ueber die wichtige Frage nach der Beschaffenheit dieser eigenartigen Gewässer in biologischer Hinsicht gibt der Verfasser mit folgenden Darlegungen Auskunft:

Schon Humboldt hat beobachtet, daß sich in den schwarzen Gewässern zwischen dem 5. n. und dem 2. Grad s. B. sehr wenige Krokodile und noch weniger Fische aufhalten, und daß die Moskitos, die sonst in Schwärmen von Millionen in den Tropen die Reisenden belästigen, hier in auffallend geringer Zahl sich finden. Speziell vom Atabapo erzählt Humboldt, daß es im eigentlichen Bette dieses Flusses oberhalb von San Fernando keine Krokodile und keine Seekühe mehr gäbe und daß nur hier und da eine Boa oder einzelne Süßwasserdelphine zu treffen seien. Auch zahlreiche andere Forscher bestätigen, daß die schwarzen Flüsse ungemein arm an Lebewesen sind. „Im Tapajos sind die Fische selten,“ schreibt Bates, und vom Jacuhy berichtet Avé-Lallemant, daß das Wasser desselben arm an Lebenserscheinungen sei. „Kaum einzelne Schildkröten sieht man, die auffallend schlecht untertauchen. Fast nie zeigt sich ein Fisch. Oft freilich scheinen einzelne größere dicht unter der Oberfläche des Wassers sich zu bewegen, kommt man aber hinzu, so entdeckt man den Irrtum: ein Baumast unter dem Niveau kräuselt die Fläche, eine Untiefe macht einen kleinen Wirbel und mit Mühe nur streift das Dampfschiff dahin über den Steinboden des Flusses.“ Vom Rio Negro schreibt Prinzessin Therese von Bayern: „Wie alle Schwarzwasserflüsse beherbergt auch der Rio Negro wegen Mangels an Wasserpflanzen und Ufergras verhältnismäßig wenig Fische und ist auch von der entsetzlichen Mückenplage befreit, welche den Aufenthalt am Amazonas zu einem so qualvollen macht.“ Auch der Uruguay ist fast gänzlich bar an größeren Lebewesen. „Er kam mir wie ein Totenfluß vor,“ schreibt Avé-Lallemant, „kein Tierleben am Strande; kein Fisch sprang aus der Tiefe auf, kein Vogel flog über das weite Wasser im Westen von Rio Grande.“ Diese merkwürdigen Erscheinungen bedürfen noch der allseitig begründenden Erforschung. Was das Fehlen der Krokodile im Atabapo anbelangt, so scheint diese Tatsache nur auf beschränkte örtliche Verhältnisse zurückzuführen zu sein; denn die übrigen Schwarzwasserflüsse Guayanas und des Amazonentales zeigen keinen Mangel an solchen Tieren. Nach Spix und Martius (den bayerischen Forschern, die in den Jahren 1817 bis 1820 auf Veranlassung König Ludwigs I. Brasilien durchzogen) lieben diese Wesen das ruhige, warme Wasser der Flüsse und Seen und werden in großen Mengen in solchen Gewässern gefunden. Da nun der Atabapo ausnahmsweise unter den dunklen Gewässern eine tiefere Temperatur als sein heller Hauptstrom, der Orinoco, hat, was seinen Grund ohne Zweifel im beständigen Laufe des Atabapo durch unermeßliche Urwälder haben wird, so darf mit Recht angenommen werden, daß die Krokodile einzig und allein das Orinocowasser deshalb lieber aufsuchen, weil es 2—3 Grad wärmer ist als das Atabapowasser. Diese Erklärung dürfte ebenso auch auf den Mangel an Seekühen im Atabapo zutreffen, denn auch diese Tiere lieben nach den Aussagen von Spix und Martius die wärmeren Gewässer mehr als die kühleren. Daß aber ein Temperaturunterschied von 2 bis 3 Grad in den Tropen-

gegenden von den Organismen schon sehr empfunden wird, ist von allen Reisenden, die diese Gegenden schon besucht haben, bestätigt worden und bedarf keiner näheren Erörterung. Dagegen dürfte das geringe Vorhandensein von Fischen in den Schwarzwassern besondere Beachtung verdienen. „Während wir auf dem Amazonas und Solimoes schifften", schreibt Martius, „fehlte es niemals an Jagd, und mit jedem Wurfe des Netzes zog man 50 bis 100 Fische von verschiedener Größe heraus. Das Gegenteil findet auf den schwärzlichen Gewässern des Rio Negro statt. Weder der Wald noch das Wasser bieten etwas dar, und man kann Tage lang fischen, ohne einen Fisch zu erbeuten." Dieser Mangel an Fischen wurde nicht nur bei den dunklen Gewässern Südamerikas konstatiert, sondern er zeigt sich auch sehr bedeutend bei den Schwarzwasserflüssen der bayerischen Oberpfalz. Daß diese Erscheinung im engsten Zusammenhang mit der chemischen Beschaffenheit der Gewässer gebracht werden muß, ist fast allgemeine Anschauung der Gelehrten. Baumann schreibt z. B. über die diesbezüglichen Verhältnisse der oberpfälzischen Flüsse: „In der Region des Gneises, Granits, Glimmerschiefers sind die Quellen und Flüsse außerordentlich arm an gelösten Mineralsubstanzen, insbesondere sind Boden und Gewässer so arm an Kalk und Magnesia, daß die ganze Tier- und Pflanzenwelt eine eigenartige Ausbildung erfahren mußte." Auch Schwager und Gümbel haben für diese Erscheinung die gleiche Erklärung und bestätigen eine auffällige Armut an Tieren und eine eigentümliche, an Arten verhältnismäßig sehr arme Flora. Da nun die schwarzen Flüsse Südamerikas in ihrer Entstehungsweise eine auffallende Aehnlichkeit mit den oberpfälzischen Gewässern zeigen, so dürfte auch bei ihnen der Mangel an zahlreichen Fischen durch die große Armut an Mineralsalzen, namentlich durch das Fehlen von Kalk und Magnesia, zu erklären sein. Ob das geringe Vorhandensein der Insekten an den schwarzen Gewässern nicht auch mit der Grund ist für die geringe Zahl an Fischen, das dürfte gewiß weiterer Beobachtungen wert sein.

✕

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Eine planmäßige Erforschung des Erdmagnetismus** will das von Andrew Carnegie gegründete und nach ihm benannte Institut in Washington einleiten und hat dazu einen besonderen Ausschuß von Gelehrten berufen. Selbstverständlich können diese Arbeiten nur durch eine internationale Mitwirkung zum Ziel gelangen, auf die aber umsomehr zu hoffen ist, als die gestellten Aufgaben die ganze Welt interessieren. In Aussicht genommen sind eine magnetische Durchforschung der Meeresflächen und der unbekannten Erdgebiete, internationale Beobachtungen über die Schwankungen des Erdmagnetismus, insbesondere derer von längerer Periode, die Errichtung von erdmagnetischen Stationen über die ganze Erde hin, die Schaffung geeigneter Apparate für diese Untersuchungen, besondere Studien in großen Tiefen des Ozeans und größeren Höhen des Luftmeers u. s. w.

* **Todesfall.** Im Alter von 96 Jahren ist in Santiago in Chile der Professor der Naturwissenschaften an der dortigen Universität und Direktor des Museo nacional, Dr. Rudolf Amandus Philippi, gestorben. Er war nicht nur der Patriarch der dortigen Deutschen, sondern hat auch durch seine langjährige wissenschaftliche Arbeit den deutschen Namen dortselbst zu hohen Ehren gebracht; seinen vielseitigen Arbeiten ist es zu danken, daß Chile heute als das besterforschte Land Südamerikas gilt. Diese Verdienste hat eine von Rudolf Virchow anläßlich des 70jährigen Doktorjubiläums Philippis verfaßte Adresse mit folgenden Worten gefeiert:

„Mit Freude haben wir die andauernd tief eingreifende Tätigkeit verfolgt, welche Sie auf dem ganzen Gebiete der Biologie und Ethnologie entfaltet haben. Mit Stolz haben wir gesehen, daß Sie für Ihre neue Heimat ein Bahnbrecher geworden sind und daß Sie die deutsche Methode der Forschung auch in Chile bekannt und populär gemacht haben."

Philippi war, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, am 14. September 1808 zu Charlottenburg als Sohn eines Rechnungsrates geboren. Von 1826—1830 studierte er an der Berliner Universität Medizin und Naturgeschichte. Schon als Gymnasiast und Student hat er seltene Pflanzen der märkischen Flora entdeckt. Physische Geographie hörte er noch bei Alexander v. Humboldt, auch Hufeland, Rudolphi u. a. waren seine Lehrer. 1830 promovierte er mit einer Arbeit über „Orthoptera Berolinensia". Ein Onkel ermöglichte ihm dann eine Reise nach Italien. Er veröffentlichte Studien über die Vegetation des Aetna und eine vergleichende Untersuchung der sizilianischen Flora. Später wurde er Direktor an der höheren Gewerbeschule in Kassel. Infolge eines Blutsturzes (1837) wurde er auf zwei Jahre nach Neapel geschickt. Er wandte sich jetzt überhaupt mehr der Zoologie zu und verkaufte sogar sein Herbar an die Universität Göttingen. Die Reaktion von 1850 veranlaßte ihn seinen Abschied zu nehmen. In der Sorge um eine angemessene Stellung folgte er 1851 der Einladung seines Bruders nach Chile. Hier berief ihn die Regierung an die Universität Santiago als Professor der Naturwissenschaften und Direktor des Museo nacional. Alsbald wurde er beauftragt, eine Entdeckungsreise nach der Wüste Atacama zu unternehmen. Er hat sie in einem besonderen Werke beschrieben. Es folgten zahlreiche größere und kleinere Studienreisen. Die Naturprodukte des Landes und die Reste seiner Ureinwohner vereinigte er in einer Vollständigkeit, daß das von ihm geschaffene Museum in ganz Südamerika ohne gleichen dasteht. Noch als hoher Achtziger gab er ein sechsbändiges Werk heraus: „Plantas nuevas Chilenas". Sein Lehramt legte er 1874 in die Hand seines Sohnes Friedrich. Zu Anfang der achtziger Jahre richtete Professor Philippi in Santiago unter größten Schwierigkeiten einen Botanischen Garten ein.

* **Von deutschen Museen.** Der bekannte „Fall Lepsius" ist nun durch die Ernennung Geheimrat Römhelds zum Direktor des Landesmuseums in Darmstadt glücklich erledigt. Professor Back, der die provisorische Geschäftsleitung des Handelsmuseums nunmehr beendigt hat, bleibt Direktor der Kunstsammlungen und Geheimrat Lepsius Direktor der mineralogisch-geologischen Abteilung. Damit bleiben beide Professoren selbständige Leiter ihrer Abteilungen.

✕

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Paläontologie und Kustos an der paläontologischen Staatssammlung Dr. J. Pompeckj hat einen Ruf als ordentlicher Professor an die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim erhalten und wird ihm, dem Vernehmen nach, Folge leisten.

* **Tübingen.** Der Assistent am kunsthistorischen Institut, Dr. Erich Heyfelder aus Berlin, hat sich für Aesthetik habilitiert und hält seine Probevorlesung heute (Montag) über den „Begriff der ästhetischen Einfühlung". Die Habilitationsschrift behandelt „Die Illusionstheorie und Goethes Aesthetik."

* **Göttingen.** Ueber die Entwicklung des nunmehr fertiggestellten Geographischen Instituts der hiesigen Universität teilt die soeben erschienene Universitätschronik folgende Angaben mit: Als 1875 die geographische Professur in Göttingen, wie an anderen preußischen Universitäten, errichtet ward, wurde dem Fachvertreter jährlich die Summe von 300 Mark zur Beschaffung eines „Geographischen Apparates" zur Verfügung gestellt. Man hatte damit wohl ausschließlich Demonstrationsmittel für die Vorlesungen im Auge. Der 1879 verstorbene Professor der Erdkunde, Joh. Heinr. Wappäus, hinterließ seinem Nachfolger nur einige Atlanten, Wandkarten, einen Globus, einen Schrank und eine beträchtliche Summe nichtverbrauchter Fonds. Im Jahre 1880 übernahm Professor Dr. H. Wagner die Verwaltung. Die nächsten Jahre brachten zunächst eine nicht unwesentliche Bereicherung an eigentlichem Unterrichts-

material, das in einem der Hörsäle des Auditoriengebäudes, welchen der Geograph mit vielen anderen Dozenten teilen mußte, Aufstellung fand. Es war daher für den Betrieb eine große Errungenschaft, als der Geograph 1883 in dem Neubau der kgl. Bibliothek ein geräumiges Sammlungszimmer unmittelbar neben dem wesentlich für die Zwecke geographischer Vorlesungen eingerichteten Hörsal der Bibliothek zugewiesen erhielt. Im Jahre 1886 wurde der gesamte Kartenbestand der Bibliothek (rund 17,000 Einzelblätter) dem Geographen zur Verwaltung unterstellt; diese Kartenschätze fanden im Verein mit der Kartensammlung des Apparates in sieben großen Kartenschränken auf dem abgeschlossenen Korridor vor dem Hörsaal Aufstellung. Je mehr die Sammlungen sich vergrößerten und die praktischen geographischen Uebungen zur Ausbildung gelangten, um so unzureichender wurden allerdings die genannten Räume. Der Andrang zum geographischen Studium wuchs in den letzten Jahren ungemein. Es ist bereits in der vorigjährigen Chronik berichtet, daß diese Verhältnisse die kgl. Staatsregierung veranlaßten, die Mittel zu einem Anbau an die kgl. Bibliothek im unmittelbaren Anschluß an die bisher vom Geographischen Apparat benutzten Räume zu bewilligen. Der Bau wurde im Jahre 1903 vollendet, die innere Ausstattung ist teilweise im vergangenen Winter beschafft, aber erst zu Ostern 1904 wirklich fertiggestellt, so daß der Umzug erst mit Beginn des Sommersemesters 1904 sich vollzog. Das Geographische Institut, zu dem sich nunmehr der Geographische Apparat ausgewachsen hat, verfügt fortan über acht Räume.

hc. **Leipzig.** Hier hat sich Dr. Otto Schulz als Privatdozent für alte Geschichte niedergelassen.

hc. **Berlin.** Drei neue Privatdozenten haben sich in der medizinischen Fakultät eingeführt: der zum pathologischen Institut kommandierte Stabsarzt Dr. Max Westenhoeffer mit einer Antrittsvorlesung „Ueber Quecksilbervergiftung", der Assistent an der Klinik für Haut- und Geschlechtskrankheiten Dr. Erich Hoffmann mit einer Rede über „Die Primelkrankheit und andere durch Pflanzen verursachte Hautentzündungen" und der Assistent in der ersten medizinischen Klinik Dr. Leonor Michaelis mit einer Antrittsvorlesung „Ueber das Ultramikroskop". — Eine Doppel-Jubelfeier begeht in den nächsten Tagen der Professor der Augenheilkunde Geh. Medizinalrat Dr. Heinrich Leopold Schoeler: am 2. August das 25jährige Jubiläum als Universitätsprofessor in Berlin und am 5. August seinen 60. Geburtstag.

* **Innsbruck.** Die Nachricht von dem Tode des Professors Demelius wurde hier durch eine Extraausgabe der Innsbrucker Nachrichten bekannt gemacht. In der ganzen Stadt herrschte Trauer. Von dem Gebäude der Hochschule wehte eine Trauerflagge. Als erster kondolierte Korpskommandant Erzherzog Eugen, der zum Zeichen der Trauer auch den Zapfenstreich absagen ließ. Professor v. Skala richtete namens der Universität an die Witwe in Unter-Waltersdorf ein Telegramm, worin er hervorhebt, welchen Verlust durch den Tod ihres Gatten die Universität, die Wissenschaft und der deutsche Volksstamm erlitten haben.

* Aus der Schweiz. In Lausanne ist der Professor der Theologie, Jules Bovon, gestorben.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Moritz Dreger, Kustos am k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie, Privatdozent an der Universität Wien: Künstlerische Entwicklung der Weberei und Stickerei innerhalb des europäischen Kulturkreises von der spätantiken Zeit bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. Mit Ausschluss der Volkskunst. 1 Textband: 365 S. 2 Tafelbände: Taf. 1—161 und 162—348. Wien 1904. K. k. Hof- und Staatsdruckerei. — Monumenta Palaeographica. Denkmäler der Schreibkunst des Mittelalters. 1. Abteilung: Schrifttafeln in lateinischer und deutscher Sprache. In Verbindung mit Fachgenossen herausgegeben von Dr. Anton Chroust, Professor der Geschichte an der Universität Würzburg. 1. Serie, Lief. XV. (Preis 20 M.) München 1904. F. Bruckmann A.-G. — Walther Eggert-Windegg: Eduard Mörike. Stuttgart 1904. Max Kielmann. 105 S. — Friedrich Paulsen: Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 31 S. — Zwinglis Vademekum für gebildete Jünglinge. Nach dem Basler Urdruck vom Jahre 1523 neu herausgegeben von Constantin v. Kügelgen. (Zeitgemässe Traktate aus der Reformationszeit. Heft 4.) Leipzig 1904. Richard Wöpke. 22 S. — Dr. Eugen Friedrichowicz: Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. Bd. IX: Spezielle oder praktische Verwaltungslehre. 1.: Sicherheitspolizei, Gesundheitswesen, Sittlichkeitspolizei. Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 126 S. — R. H. Francé, München: Die Weiterentwicklung des Darwinismus. Eine Wertung der neuen Tatsachen und Anschauungen. (Gemeinverständliche Darwinistische Vorträge und Abhandlungen, Heft 12.) Odenkirchen 1904. Dr. W. Breitenbach. 136 S. — Hugo v. Hofmannsthal: Unterhaltungen über literarische Gegenstände. Mit 2 Heliogravüren, 10 Vollbildern etc. (Die Literatur. Herausg. von Georg Brandes.) Berlin 1904. Bard, Marquardt u. Co. 64 S. — Otto Julius Bierbaum: Hans Thoma. Mit 13 Vollbildern. (Die Kunst. Herausg. von Richard Muther.) Ebda. 1904. 63 S. — Pharus-Atlas deutscher Städte. (Verkehrs-Ausgabe.) Gruppe I: Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Breslau, Dresden, Köln, Nürnberg, Hannover. Berlin 1904. Pharus-Verlag. — Prof. Dr. O. Weise: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 5. verb. Aufl. Leipzig u. Berlin 1904. B. G. Teubner. 264 S. — Wilhelm Viëtor, Professor an der Universität Marburg: Deutsches Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung). Als Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache herausgegeben. 1. Teil: Fibel und erstes Lesebuch. 2. durchges. Aufl. Ebda. 1904. 158 S. — Prof. Dr. H. Gaudig: Didaktische Ketzereien. Ebda. 1904. 137 S. — Prof. Dr. Gustav Holzmüller: Vorbereitende Einführung in die Raumlehre. Im Anschluss an die preussischen Lehrpläne von 1901 zur freien Auswahl für den Anfangsunterricht bearbeitet und mit Anleitungen zum Herstellen von Unterrichtsmodellen versehen. Ebda. 1904. 123 S. — Arnold Seydel, Archidiakonus von St. Nikolai in Berlin: Unterricht in der christlichen Religion auf heilsgeschichtlicher Grundlage. In Anlehnung an den kleinen Katechismus Luthers für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und Mittelschulen etc. etc. bearb. Ebda. 1904. 211 S. — Hessische Blätter für Volkskunde, herausgegeben im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Strack. Bd. II. Ebda. 1904. 248 u. 182 S. — Prof. Dr. Friedrich Ludwig: Die Milbenplage der Wohnungen, ihre Entstehung und Bekämpfung. Nebst einem Anhang über neuerliche Massenverbreitung einiger anderer bisher wenig beachteter Wohnungsschädlinge. (Sammlung naturwissenschaftlich-pädagogischer Abhandlungen. Bd. 1, Heft 9.) Ebda. 1904. 20 S. — Jung-Russland. Neue Novellen von M. Gorki, W. Werestajeff, L. Andrejew. Autoris. Uebers. a. d. Russischen. (Internat. Novellen-Bibliothek. Russische Autoren. Bd. 13.) München. Dr. J. Marchlewski u. Co.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: Waßmann, München.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 2. August. **Nummer**

Beilage zur Allgemeinen Zeitun

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lief Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7. Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auc Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpe

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Frage der höheren Mädchenbildung nach ihrem derzeitigen Stande.

Ansprache bei Gelegenheit des öffentlichen Schlußfestes der Städtischen Höheren Töchterschule in München.

Von Direktor Dr. Winter.

Jahresschluß und Ferienanfang! Die Fülle des schönen Inhaltes, die in diesen Worten liegt, erleichtert mir den Weg zu den Herzen eines großen Teils meiner Hörerinnen. Man darf den jungen Leuten nur recht lassen, und man erscheint ihnen angenehm und vernünftig. Also, meine lieben Schülerinnen, ihr sollt recht haben, daß ihr euch des heutigen Tages freut. Noch mehr: wir nehmen selber Anteil an dieser eurer Stimmung. Nur müsset dann auch ihr verständig sein und ein wenig auf das achten, was wir Aeltere an einem solchen Tage noch zu denken haben. Und ihr werdet hoffentlich um so lieber darauf achten, wenn ich im voraus bemerke, daß es eben euch selber am meisten angeht, was wir Lehrer mit unseren verehrten Gästen, euren Eltern und Angehörigen, zu besprechen gedenken. Und da will ich denn — hierin werdet ihr einverstanden sein — mit dem Lobe beginnen, mit dem Lobe so vieler braver und strebsamer Schülerinnen, die unter dem halben Tausend unserer Schulkinder sich finden und die uns das ganze Jahr eigentlich nur Freude gemacht haben. An zweiter Stelle, nun an zweiter Stelle verschweige ich, wie viele oder wenige uns keine Freude oder gar Verdruß bereitet haben; doch werden dieselben darüber, wenn es ihnen auch nichts Neues mehr ist, unser Urteil in ihren Zeugnissen bestätigt finden. An dritter Stelle endlich — und das soll der Hauptgegenstand sein — stehen einige Fragen, einige Sorgen: die ernste Frage vor allem, ob wir mit dem, was wir erreicht oder doch erstrebt und gefordert haben, auch das Richtige getroffen, ob die Mühe der Lehrer, die Opfer der Eltern, der eigene Fleiß der Schülerinnen, ob sich dies alles wohl lohnen mag durch die Frucht, welche daraus hervorgehen wird, durch die Vorteile, welche daraus zu ziehen sind. Mit anderen Worten: bietet unsere Schule den Kindern, die in ihre Obhut gegeben sind, das in zureichendem Maße, was sie im Leben nötig haben werden?

Die Antwort darauf ist, wenn wir die Frage eini maßen wörtlich nehmen, ein offenes Nein. Eine sc Schule für Mädchen, die einer jeden gerade das mitg was gerade sie später einmal braucht, gibt es eben üb haupt nicht. Aber, könnte man einwenden, es besteht d eine ziemliche Zahl scharf umgrenzter Fachschulen, direkt auf ein bestimmtes Berufsziel hinlenken? Jawo. Ob aber dieses Ziel an sich, ob es im einzelnen Falle d rechte war? Ob nicht vielleicht gerade die Einseitigke mit der man diesem einzigen Ziele nachgegangen u dabei anderes versäumte, hinterher dazu beiträgt, da Leben zu erschweren oder ganz zu verpfuschen, wie ma etwa im Unmute sagt? Wie leicht kann es kommen, da sich dann vor dem Auge der Unzufriedenen ein Gespenst erhebt, das, wenn eben auch nur ein Gespinst der Gedanken, doch böse genug ist, um Geist und Herz zu verwirren, der quälende Vorwurf: warum hat man mich zu einer Zeit, da mir das eigene Urteil, das Maß meiner Kräfte und berechtigten Ansprüche noch fehlte, gerade auf diesen Weg gelenkt?

Ich lasse ab, weiter zu gehen; denn ich bin bei dem, was ich sagen will: nichts ist wohl unter den heutigen Verhältnissen für alle, die es angeht und mitangeht, ein schwerer Ding als die Frage nach der rechten Erziehung und Unterrichtung der Mädchen. Alle Vorsicht, alle Liebe und Opferwilligkeit kann da von vornherein nicht mehr tun als was nach menschlichem Ermessen im einzelnen Falle das verhältnismäßig Bessere erscheint.

Verhältnismäßig! Das führt uns in das Gebiet der Zahlen, und den Zahlen wohnt ja eine beweisende Kraft inne. Die Statistik — mit einer verzeihlichen Beflissenheit hat sich diese neuere Wissenschaft auch der sogenannten Frauenfrage zugewendet — die Statistik also erweist, daß derjenige Beruf, der dem Weibe nach den Gesetzen der Natur und der menschlichen Ordnungen als der erste und oberste gesetzt ist, d. h. der Beruf, als Frau und Mutter des Hauses zu walten, im heutigen Deutschland von rund 60 Prozent erreicht wird — ob gut oder schlecht, ist dabei allerdings nicht unterschieden. Hingegen fehlt nicht der wichtige Zusatz, daß diese Prozentgröße sich um etwas erhöht, je weiter man vom mittleren Durchschnitt der sozialen Stufen nach abwärts geht, aber sehr beträchtlich sich verringert, sobald man nach aufwärts geht, so zwar, daß für diejenigen Stufen, denen die Mehrzahl unserer Schülerinnen angehören, kaum mehr 40 Prozent auf Versorgung, wie man es schlechthin heißt, rechnen können. Das wird wenig scheinen, ist aber gleichwohl für unsere Frage viel, so viel, daß kein anderer Einzelberuf nur annähernd eine gleich große Prozentzahl aufnimmt. Dazu kommt aber noch ein anderes: von den für jeden Fall noch übrigen 40, nach aufwärts zu 60 Prozenten gehören den Nachweisen der Statistik zufolge indirekt noch immer gegen 20 Prozent als Angehörige, Mithelfende, Dienende dem Hausfrauenberufe an, ohne dem eigentlichen Dienstbotenstande zugezählt zu sein. Das sind ihrer allerdings zu viel; aber, sagt die Statistik, es ist so. Damit stünden wir bei der sehr stattlichen Zahl von mindestens 70 Prozent weiblicher Wesen, welche ihre Existenz innerhalb der Familie haben. Diese Tatsache redet doch wohl eine klare Sprache, klar genug, daß sie endlich auch in den Mädchenschulen nicht mehr überhört werden kann. Denn wollte man auch die letzten 30 Prozent, welche alleinstehend in eigenen Berufen,

sei es selbständig oder dienend, tätig sind, für unsere Erwägung ausscheiden — es geschähe sehr mit Unrecht — so haben doch sicherlich jene 70 Prozent für sich genommen das unbestreitbare Anrecht auf eine Erziehung und Bildung, die ihrem Lebenszweck am gemäßesten ist. Und darum kann es gar keinem Zweifel unterliegen: eine Schule wie die unsrige, die eben keine Fachschule ist, um etwa ein paar vereinzelte Prozente zu irgend einem sonderartigen Frauenberufe auszubilden, mußte ihren Unterrichtsgang tunlichst den wahren Bedürfnissen des gebildeten Familienstandes annähern, weil nur so den künftigen Erfordernissen wenigstens nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit doch noch am ehesten vorgearbeitet ist.

Sie wissen, verehrte Eltern, daß aus solchen Erwägungen die Lehreinrichtung unserer Schule hervorgegangen ist. Nicht bloß etwa der Betrieb einer Schulküche auf der Oberstufe, auch der erweiterte naturkundliche Unterricht mit seiner unmittelbaren Anwendung auf Haushaltungs-, Gesundheits- und Erziehungslehre, dazu die Fächer des Handarbeits- und Zeichenunterrichts, auch des Rechenunterrichts sind es, die schon durch ihre Namen, um so mehr durch ihren besonderen Inhalt der Lehrführung unserer Schule erkenntlicherweise die Richtung zur praktischen Brauchbarkeit des Gelernten geben. Indem aber hierzu in wohlerwogenen Grenzen und Absichten noch als hochgewertete Ergänzung eine auf die geistige Schulung und innere Erziehung abzielende Ausbildung kommt, wofür neben allem anderen namentlich die sprachlichen und historischen Stoffe fruchtbar ausgenützt werden können, so soll damit der heranwachsenden Tochter eben diejenige bessere Bildung vermittelt werden, die ihr nach der allgemeinen Seite ein gebührendes Verständnis unserer Zeit und ein gewisses inneres Genügen gewährt, sie dabei aber doch gleichzeitig auf die Aufgaben in Haus und Familie hinlenkt und diese ihre künftige Haupttätigkeit frühzeitig in die verdiente Hochschätzung rückt.

Durch solche Organisation suchte die städtische Schulverwaltung zugleich der Töchterschule einen Charakter zu geben, der sie befähigt, jener Verkehrtheit der Unterrichtsziele entgegenzuarbeiten, welche noch immer mit beklagenswerter Zähigkeit die deutsche Mädchenbildung auf unfruchtbaren Irrwegen festhalten und mit fremdländischem Firnis aufputzen möchte. Nach den öffentlichen Verlautbarungen zu schließen, wird die demnächstige Reorganisation des höheren Mädchenschulwesens, welche von der höchsten Unterrichtsstelle aus in unserer Kammer der Abgeordneten bereits in bestimmtester Weise angekündigt wurde, diesen Irrtümern noch weiterhin steuern und den Grundsatz zur Geltung bringen, daß die Mädchen in erster Linie für das Haus zu erziehen sind. Auch der preußische Kultusminister hat sich schon im Jahre 1902 hierüber wörtlich also geäußert: „Wichtiger als die Ausdehnung wissenschaftlicher Kenntnisse ist eine Ergänzung der Bildung unserer jungen Mädchen in der Richtung der allgemeinen Lebensaufgaben einer gebildeten deutschen Frau, ihre Einführung in den Pflichtkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Erziehungslehre und Kinderpflege, in Hauswirtschaftslehre und Wohlfahrtkunde und in die weiten Gebiete helfender Liebe.“ Wer möchte fürchten, daß mit solchen Lehrzielen die Mädchenbildung an geistigem und seelischem Gehalte geschwächt werde? Vielmehr kann gerade dieser erst recht fruchtbar gemacht werden, wenn eben nur das Brauchbare und wirklich Wertvolle zu stärkerer Geltung gebracht wird.

Aber ganz am richtigen Ende wären wir damit dennoch nicht. Wir haben damit nur einen sehr guten Anfang, von dem aus die Bahn fortgeführt werden müßte. Auf solcher soliden Unterlage, die dem Mädchen zunächst eine ihrer Natur entsprechende w e i b l i c h e Bildung vermittelt — ich betone gerade diese Eigenschaft — sollte nämlich mit der Zeit ein Oberbau aufgeführt werden: es sollte als Fortsetzung, und zwar in unmittelbarem Anschluß und Uebergang, eine mehrseitig sich verzweigende Fortbildungseinrichtung geschaffen werden, innerhalb deren die jetzt 16jährigen Schülerinnen sich selber die am besten zusagende Richtung auszuwählen bezw. fortzusetzen hätten, vor allem in denjenigen gewiß sehr zahlreichen Fällen, wo die Eltern in Anbetracht der bestehenden Unsicherheit ihr Kind nicht ausschließlich dem engeren häuslichen Pflichtkreis zuzuführen sich getrauen. Diese erweiterte Fortbildungsgelegenheit könnte wohl derart organisiert und abgeschlossen werden, daß an ihr in angemessener Ruhe und Gründlichkeit auch die Vorbildung für bestimmte Berufsarten erworben wird, die unter den jetzigen Verhältnissen noch nicht oder nur auf mühsamen, kostspieligen und gesundheitsschädlichen Umwegen errungen werden können, ja förmlich erstohlen werden müssen. Ich unterlasse es grundsätzlich, den nicht ferne liegenden Hoffnungen, die sich zum Teil unschwer schon in der angekündigten Reorganisation verwirklichen ließen, durch vorzeitiges und vielleicht unberufenes Plänemachen zu Hilfe kommen zu wollen. Auch wäre dazu der heutige Tag wenig geeignet. Heute müssen wir mit dem rechnen, was ist, nicht mit dem, was sein sollte oder könnte.

Darum scheint es mir statthaft, ja im Umfange meiner Pflichten zu liegen, in Ihrer Gegenwart, hochverehrte Anwesende, eine flüchtige Umschau anzustellen über diejenigen Möglichkeiten, welche sich schon unter den jetzigen Verhältnissen ausfindig machen lassen, um gegebenenfalls die von unseren Schulen abgehenden Mädchen auf irgend einen besonderen Berufsweg zu lenken. Man wird dabei von selbst fühlen, wo künftig der Hebel für Verbesserungen einzusetzen wäre. Da schwebt einem nun, wenn man von Berufen für gebildete Mädchen redet, wohl in erster Linie die Lehrerin oder Erzieherin vor. Wie steht es damit? Die Erzieherin, ich meine die Gouvernante, ist heutzutage, wenigstens im Inlande, eine viel weniger gesuchte Persönlichkeit als ehedem; das liegt schon in der Entwicklung unserer öffentlichen Schulverhältnisse. Eine Stellung ist äußerst selten zu gewinnen; die Anforderungen aber, welche an eine Erzieherin in bezug auf Sprachen, Musik, allgemeine Kenntnisse und gesellschaftliche Formen gestellt werden, sind sehr hoch und stehen in keinem Verhältnis zu der Entlohnung, davon ganz abgesehen, daß es kaum eine trostlosere Frauenexistenz gibt als die alternde und damit stellenlos gewordene Gouvernante. Nach den Erfahrungen, welche man nach dieser Seite zu machen sehr oft die Gelegenheit hat, habe ich es noch immer für meine Pflicht gehalten, von der Wahl dieses Berufes direkt abzumahnen, zumal das beabsichtigte Ziel, wie gesagt, in der Regel doch nicht erreicht wird. Auch Privatstunden sind heutigentags viel seltener zu haben. Damit ist indirekt auch eine Warnung vor den ganz unzutreffenden Hoffnungen ausgedrückt, welche so vielfach an die Ablegung des englischen und französischen Examens geknüpft werden. Um des ideellen Wertes, d. h. um des damit verbundenen Bildungsfortschrittes willen, auch zur Erprobung der Arbeitstüchtigkeit mag dieser so beliebte Weg der Mädchenfortbildung sein Gutes haben, vorausgesetzt, daß sich damit nicht eine gewisse Ueberschätzung verbindet. Auf eine praktische und finanzielle Nutzbarmachung aber ist in den seltensten Fällen zu rechnen.

Wer von unseren Schülerinnen im Lehrberuf sein Ziel sucht, muß noch auf zwei Jahre an ein Lehrerinnenseminar zu kommen trachten. Mit dem Lehrerinnenzeugnis in der Hand kann ein Mädchen mit fast unbedingter Sicherheit auf entsprechenden Verdienst rechnen, selbst wenn sie nicht in den öffentlichen Schuldienst eintreten will. Aber wie ist das zu erreichen, da gerade am hiesigen Seminar infolge des großen Andranges der Zutritt so erschwert ist? Nun, wo ein Wille ist, findet sich auch ein Weg. Fünf unserer diesjährigen Schülerinnen der sechsten Klasse gehen zu solchem Zwecke nach auswärts: nach Landshut, nach Passau, nach Erlangen, nach Aschaffenburg; noch andere Wege ließen sich finden, so nach Neuendettelsau, nach Würzburg, nach Memmingen, nach Günzburg. Freilich dürfte man den Kopf schütteln: die Mädchen unserer Hauptstadt, deren Schulwesen in anderer Beziehung mit Recht so hoch gerühmt ist, müssen sich in die Provinzen zerstreuen, um die Möglichkeit der gesuchten Fortbildung wenigstens dieser Art zu erlangen!

Vorteilhafter hingegen stünde es, was die Zulassung anlangt, für einige andere Arten von Lehrberufen, die ich um der Vollständigkeit willen nicht unerwähnt lassen darf,

obschon die Aussichten auf spätere Verwendung um so ungünstiger sind: ich meine den Beruf der Handarbeitslehrerin, der Zeichenlehrerin und der Musiklehrerin, wofür, wie bekannt, an den entsprechenden hiesigen Fachschulen die theoretische Befähigung zu erwerben ist; neu hinzu kommt von heuer an auch die Ausbildung zur Turnlehrerin. Hervorheben möchte ich noch den Beruf der Kindergärtnerinnen, wofür gerade gut vorgebildete Mädchen gerne angenommen werden.

Muß es aber denn, möchte man fragen, überhaupt nur die Lehrerin sein, die man in Aussicht nimmt, wo einmal eine besondere Berufswahl für das Mädchen in Frage kommt? Sehen wir denn nicht schon allenthalben Frauen und Mädchen auch in kaufmännischen und gewerblichen Berufen und in Bureauarbeiten tätig? Wie teilt die Inhaberin eines besseren Geschäftes für Kleidermachen und Putzarbeit an ihre Kundinnen um reiches Entgelt ihre Gnaden aus? Oder wäre es etwa denkbar, daß eine tüchtige Wirtschafterin, die auch die Küche zu meistern versteht, heutzutage so vergeblich ihren Unterhalt suchte wie Hunderte von Musik- und Sprachlehrerinnen? oder eine geschulte Krankenpflegerin, die mit Hand und Herz bei ihrem edlen Berufe stünde?

Aber da liegt ein starkes Hindernis im Wege: man will auf der Höhe der gesellschaftlichen Verhältnisse bleiben; und wenn schon einmal öffentliche Arbeit, so müßte sie wenigstens vornehmeren Zielen gelten! Ja, Vorurteile sind Tyrannen, und es ist in der Tat seelisch nicht gerade leicht, sich denselben zu entwinden.

Unter solchen Umständen werden dann vielleicht Berufe gewählt, die sonst als die gewagtesten und unsichersten gelten. Man denke z. B. an die verschiedenen Zweige der ausübenden Künste. Welche Kämpfe, welche Opfer an Kraft und Geld kostet es, hier vorwärts zu kommen! Gewiß, Hochachtung für die Siegerin in solchen Kämpfen und Mühen! Aber gerade auf diesem Felde gehörten von jeher aus der Zahl derer, die sich berufen glaubten, immer nur die allerwenigsten zu den Auserwählten.

Viel eher ließe sich Gutes erwarten von einer vielseitigeren Ausbildung der Mädchen für kunstgewerbliche Berufe, eine Idee, welche die oberste Schulbehörde schon jetzt in die Wege leiten will. Auch eine ausgedehntere Verwendung der Mädchen im Telephon-, Post- und öffentlichen Bureaudienste ist teilweise schon angebahnt, teilweise in Aussicht gestellt. Ich weiß von einer ziemlichen Zahl früherer Schülerinnen unserer Schule, daß sie ihren Eintritt in solche Posten durchaus nicht bereuen, im Gegenteil sich sehr befriedigt fühlen. Zudem besteht die Anwartschaft, daß den Erprobten mit der Zeit höhere Dienststellen eröffnet werden. Endlich gibt es öffentliche Arbeits- und Wohltätigkeitsorganisationen, bei denen die Mithilfe der Frau bereits erfolgreich mit eingesetzt hat und nicht mehr entbehrlich scheint.

Also doch Fortschritt da und dort. Nur wird man nach alledem fürderhin auch von der Schule noch mehr fachliche, technische und geistige Ausbildung fordern, also kurz eine Erweiterung der bisherigen Lehreinrichtungen. Man muß für das Leben lernen, das ist heutzutage nicht mehr bloß eine alte Schulphilosophie, sondern zugleich eine zwingende Not. Vielleicht kann dann, wie schon oben angedeutet, zugleich eine letzte Frage, die merkwürdigerweise manchen Leuten die oberste scheint, mitgelöst werden: die Vermittelung einer wissenschaftlichen Vorbildung, die die Mädchen zum Besuche der Hochschulen befähigt. Daß der dazu erforderliche Bildungsgang nicht die pedantische Kopie des Knabengymnasiums zu sein braucht, ist heute schon selbst solchen bewußt, die noch dafür kämpfen.

Aber, wie gesagt, das ist nicht die vordringlichste Frage; denn während man durch das Gymnasium etlichen wenigen, die vielleicht doch nicht ans Ziel kommen, die langwierige höhere Studienlaufbahn eröffnet, warten Hunderte und Hunderte, die man auf bessere und kürzere Weise an passende Plätze bringen könnte und sollte. Kein Billigdenkender mißdeutet mehr den Frauen die Forderung auf Arbeit und damit auf Ermöglichung der notwendigen Ausbildung. Der billige Spott, mit welchem man ehedem erst den Blaustrumpf, später die höhere Tochter und zuletzt die Studentin und Frauenrechtlerin abtun zu können glaubte, hat seine Wirkung längst versagt. Kurzsichtige Vorurteile verblassen an der Macht der Tatsachen. Diejenigen Mädchen und Frauen, denen der natürliche Beruf versagt ist, oder die aus eigener Entschließung darauf verzichten, verdienen gestützt und gefördert zu werden. So kann manche Existenz, die man hartherzigerweise als verfehlt zu bezeichnen pflegt, an rechtem Lebensinhalt gewinnen, sich selbst, den Familien und der Gesellschaft zum Glück.

Alle anderen aber, denen ein günstigeres Geschick gesicherte Verhältnisse im Hause bietet, die mögen ihrerseits nicht minder eine treue Pflichterfüllung üben und ihre Stellung adeln durch Gemeinsinn gegen den weniger begünstigten Teil ihrer Genossinnen. In diesem höheren Sinne suche schon die Schule ihren Zöglingen durch eigene Gewöhnung die Uebung der Pflicht, die Achtung jeglicher Arbeit und ein tätiges Verständnis für die allgemeine Wohlfahrt, eine wahrhaft ideale Denkungsart anzuerziehen. So war es tatsächlich unser Wille, wie eng auch die Schranken sind, die uns schon durch das jugendliche Alter unserer Schülerinnen und die immerhin kurze Dauer ihrer Unterrichtsjahre gezogen werden. Daß der letzte Zweck schon erreicht werde, wird man billigerweise nicht verlangen können. Ob aber wenigstens der Same auf fruchtbaren Boden gefallen, wo er später, kommenden Gefahren zum Trotz, zur guten Frucht gedeihen mag? Die Antwort hierauf liegt zu allernächst bei Ihnen und an Ihnen, meine lieben Absolventinnen! — — —

Eine moderne Wohnungsenquete.

Von Dr. Hans Rost (Augsburg).

(Schluß.)

In der Rubrik 5 wird in den Wohn- und Arbeitsräumen für die Zahl der Fenster die Höhe und Breite vermessen zum Zweck der Herstellung des Verhältnisses der Fensterfläche zur Bodenfläche.

Die Rubrik 6 bringt Ergänzungen zu den Arbeitsräumen, indem durch die Frage nach der Betriebsart und der Zahl der darin beschäftigten Personen das Material für die Beurteilung der sanitären Verhältnisse, insbesondere des einer Person zukommenden Luftraumes, zu gewinnen getrachtet wird.

Die Rubrik 7 fragt nach der Lage zum Terrainniveau, zur Hervorhebung namentlich der Hochparterrewohnungen, alsdann nach der Art des Unterbaues (ob unterkellert, hohlgelegt, oder direkt auf Terrain aufliegend).

Die Rubrik 8 beschreibt die als Schlafräume benützten Nebengelasse; insbesondere kommt hier in Betracht die zu einer Stockwerkwohnung gehörige, als Schlafraum für Gewerbegehilfen oder Dienstboten verwendete Bodenkammer. Es sind hier wissenswert die Art der Umfassungswände, die Raumdimensionen, die Beleuchtungsverhältnisse, namentlich aber die innere Dachverkleidung, da es von sanitärer Bedeutung ist, ob der bauliche Zustand in dieser Beziehung genügenden Schutz gegen Hitze und Kälte gewährt.

Die Rubriken 9 und 10 sollen die zur Charakterisierung der Wohnung im allgemeinen gehörigen Nichtwohnräume und Zubehöre (Badezimmer, Gartenbenützung u. s. w.) aufnehmen.

Die Rubriken 11—15 beziehen sich auf die hauswirtschaftlichen Verhältnisse, betreffend den Wasserbezug, den Verbleib des Abwassers, Gaseinrichtung und Verwendungszwecke desselben, ferner das Kochen und Waschen. Diese Fragen umfassen die Hauptfunktionen des menschlichen Alltagslebens in bezug auf die Fürsorge der notwendigen Lebensbedürfnisse in Haus und Familie. Es ist durchaus nicht gleichgültig, woher der Bedarf an Wasser gedeckt wird. Nicht weniger bedeutsam ist die Frage nach dem Schicksal des verwendeten Wassers. Es ist festzustellen, was als Ausgußstelle (zumeist Becken) verwendet wird und wo sich

dieselbe befindet. Sodann ist zu ermitteln die weitere Ableitung des Abwassers in Kanäle, in Versitzgruben oder in sonstige Endstationen. Die Wichtigkeit dieser Punkte im Zusammenhang mit den gleich zu erörternden Abortverhältnissen für die Wohnungshygiene liegt klar zutage. Von den beiden modernen, namentlich Beleuchtungszwecken dienenden, hauswirtschaftlich so nutzvollen Momenten der Gaseinrichtung und der Elektrizität sind die verschiedenen Verwendungszwecke der Feststellung wert. Unter Punkt Kochen ist zu fragen nach dem Vorhandensein eines Küchenherdes, eines Wandkochofens oder sonstiger zum Kochen verwendeter Feuerungsapparate. Wegen des erheblichen Unterschiedes der Benützung der Kochherde oder Kochapparate unter dem Gesichtswinkel jahreszeitlicher Verteilung erscheint es ratsam, die Fragestellung für Winter und Sommer getrennt aufzunehmen. Hinsichtlich des Waschens wird nach den drei Arten zu fragen sein, ob in einer Waschküche, ob in der Wohnung oder ob außer Haus.

Die Rubrik 16 ist den Abortverhältnissen gewidmet. Da nach allgemeiner Erfahrung in diesem Punkte große Mißstände herrschen und die Wohnungspolizei mit ihrer Aufgabe der Sanierung ungesundheitlicher Zustände bei den Abortzuständen am ehesten das Seziermesser wird anlegen müssen, so sind zum Zwecke genauer Erfassung der tatsächlichen Zustände möglichst viele Angaben zu fordern. Es ist zu fragen, für wieviel Wohnungen ein Abortlokal bestimmt ist und von wem er auch wirklich benützt wird, ob allein oder mit anderen Wohnungen gemeinsam. Von Wichtigkeit ist dann seine Lage, ob in der Wohnung, im Hofe oder sonstwo. Bezüglich seiner Beschaffenheit ist festzustellen das Vorhandensein und die Verschließbarkeit der Türe, ob der Abort zu bemängeln ist in bezug auf Sitte und Anstand. Es ist zu beantworten die Richtung der Fensterlage, die Beleuchtung und die Luftventilation. Eine andere Frage hat das Vorhandensein eines Dunstabzuges festzustellen, eine andere das Material, aus dem das Fallrohr verfertigt ist (ob Ton, Holz, Blech, Eisen). Es ist ferner zu erfragen das Vorhandensein einer für die Abortatmosphäre wesentlichen Wasserspülung.

Noch wichtiger als das Schicksal des zu hauswirtschaftlichen Zwecken gebrauchten Wassers und die Mittel seiner Ableitung ist die Aufbewahrung der „Abortgeheimnisse". Es sind hierbei die Hauptmöglichkeiten bei der Frage nach der Ableitung der Fäkalien in der Wohnungskarte vorzudrucken, so daß das Erhebungspersonal leicht die vorkommenden Fälle durch Unterstreichen fixieren kann. Noch ist in weiteren Fragen nach beweglichen Tonnen, feststehenden Behältern, gemauerten oder gewöhnlichen Gruben mit der hygienisch wichtigen Feststellung, ob offen, überwölbt, abgedeckt, neben obigen auch anderen Systemen Rechnung zu tragen.

In der Rubrik 17 wird in sanitärer Hinsicht noch die Abschlußfrage gestellt nach der allgemeinen Haltung der Wohnung seitens des Mieters, worauf mit den drei allgemein charakterisierenden Worten sauber, vernachlässigt, unsauber geantwortet werden soll, um nicht der subjektiven Beurteilung und dem Urteilsausflusse in willkürlichen und verworrenen Bezeichnungen üppigen Spielraum zu gewähren.

Die Rubrik 18 bringt finanzielle Feststellungen. Auf die ja recht wissenswerte Frage nach dem Einkommen zur Bestimmung des Verhältnisses von Einkommen und Mietzinslast kann nach den Nürnberger Erfahrungen, die in Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit der Ergebnisse gipfeln, im allgemeinen Verzicht geleistet werden. Als sekundäres Hilfsmittel kann die Beruflichkeit der Mieter in Betracht gezogen werden. Die Feststellung des Mietzinses ist zu trennen nach der Quote für Wohnung, Gewerberaum und Nebenvergütungen. Auch für die Eigentümer-, Dienst- und Freiwohnungen sind Schätzungsmietwerte zu ermitteln. Im gegebenen Falle ist auch die Frage über die im Mietzins enthaltenen oder neben demselben für den Fall des Auszugs vereinbarten Abnützungsentschädigungen nicht zu übersehen. In Augsburg kommt hier beispielshalber das bei Abschluß des Mietvertrags in üblicher Weise entrichtete Haft- oder Draufgeld in Betracht.

In Rubrik 19 ist noch dem Falle der Untervermietung an eine selbständige Haushaltung Fürsorge gewidmet. Eine solche ist vorhanden, wenn weder Bedienung noch Beköstigung, noch ein Teil der Beköstigung vom Vermieter bezogen wird.

Die zwei sozial bedeutsamen Gruppen der Zimmermieter und der Schlafgänger suchen die Rubriken 20 und 21 näher zu erfassen. Es wird für den Zimmermieter, d. i. derjenige, dem ein Zimmer zur ausschließlichen Benützung überlassen ist, zunächst die Feststellung des Geschlechts erfragt, sodann was er entweder per Woche oder Monat bezahlt und was er außer dem Genusse des Zimmers noch an Frühstück (Morgenkaffee), Mittagessen, Abendessen und Wäsche bekommt. Für den Schlafgänger, d. i. derjenige, dem nur Anspruch auf eine Schlafstelle ohne volle Verfügung über ein bestimmtes Zimmer zusteht, ist außer denselben Frageermittlungen wie beim Zimmermieter noch für den Eventualfall Sorge getragen, wenn der männliche oder weibliche Schlafgänger noch ein Kind bei sich hat, oder wenn er außerhalb der Stadt seinen Familienwohnsitz hat, wohin er regelmäßig über die Sonn- und Feiertage zurückkehrt.

Eine wünschenswerte Fragestellung bei den beiden Kategorien Zimmermieter und Schlafgänger enthält die Nürnberger Wohnungskarte nicht, nämlich die Ermittlung des Berufes. Es wäre des Wissens wert, welche Berufsstände in der Bevölkerung das Kontingent zu der wohnungsstatistisch bedeutsamen Gruppe der Aftermieter stellen. Von gleich großem Interesse wäre es, welche Berufsklassen der Bevölkerung durch Aufnahme von Aftermietern in ihre Wohnung das Zimmermieter- und Schlafgängerwesen in Händen haben, und welche Bedeutung diese Erwerbsquelle für die Mietgeber hat. Durch Gegenüberstellung des erfragten Berufes des Hauptwohnungsinhabers mit diesen Angaben kann die interessante soziale Wechseldurchdringung der genannten Gruppen gewonnen werden.

Die Rubrik 22 bespricht die Zugangsverhältnisse zur Wohnung unter Berücksichtigung der hauptsächlich vorkommenden und mit Erfolg festzustellenden Fälle.

Die letzte Rubrik 23 dient dem Eintrage für allgemeine Bemerkungen. Es können hier Angaben angebracht werden über Luftwechsel, schlechte Gerüche, Bedenklichkeiten der Betriebarten, schlimme Abortzustände, über Zustand und Art der Betten, wahrgenommene Betterjatzobjekte, Beobachtungen über Ungeziefer, über schlechte Fußböden, feuergefährliche Bretterwände, überhaupt Mängel, die in den Rubriken der Wohnungskarte nicht vorgesehen sind.

Damit ist die Zahl der Erfragungsmomente der Wohnungskarte erschöpft und es besteht kein Zweifel, daß die peinlich genaue Ausführlichkeit, sowie die scharfe Präzision der Erhebungspunkte der Nürnberger Wohnungskarte eine Musterleistung wirtschaftsstatistischen Verständnisses und verwaltungspolitischer Erfahrung darbieten.

Das zweite Erhebungspapier ist der Hausbogen. Die Fragen desselben beziehen sich auf Allgemeinverhältnisse des Hauses zum Zweck einer möglichst differenzierten Häuserstatistik. In der Hauptsache erstrecken sich dieselben auf die Blockbebauungsweise, die Bestandszeit, die Gliederung nach Vorder- und Nebengebäuden, den baulichen Zustand, die Treppenanlage, die Waschgelegenheit, die Zahl der Aborte, das Zutagetreten des Grundwassers. (Buechel.)

Die Frage danach, was alles bei einer Wohnungsuntersuchung modernen Stils erhoben werden soll, ist mit den vorstehenden Ausführungen im Grunde erledigt. Aber auch die Frage nach dem „wie" muß bei der Beschreibung einer modernen Wohnungsenquete kurz gestreift werden.

Was das Erhebungspersonal anlangt, so wird die erste Frage sein, wer hierzu geeignet erscheint. Auszuschalten ist wegen der erforderlichen Kenntnisse bautechnischer Art die bei Volkszählungen übliche Verwendung von freiwilligen Kräften im Ehrenamte. Die Erhebungsbeamten sollen sich zusammensetzen vorwiegend aus bautechnisch erfahrenen und kenntnisreichen Personen, Bautechnikern u. a. Mindestens die Hälfte des Aufnahmepersonals muß

aus solchen bestehen. Die andere Hälfte besteht aus Schreibkräften. An beide Teile aber werden weitgehende Anforderungen gestellt in bezug auf allgemeine Kenntnisse, kritische Beobachtungsfähigkeit, namentlich aber in Hinsicht auf gewandtes und taktvolles Benehmen im Umgang mit dem Publikum.

Die Instruktion des Personals bezieht sich auf genaue Erklärung der Wohnungskarte und des Hausbogens, sowie der Wichtigkeit und des Zweckes der Tätigkeit im allgemeinen. Nach vollendeter Anweisung setzt die Erhebungstätigkeit ein. Als Regel ohne Ausnahme hat zu gelten, daß stets je zwei Erhebungsbeamte, und zwar ein technisch geschulter und ein als Schreibkraft bestimmter, in gemeinsamer Weise zusammenarbeiten. Der erstere vollzieht die technischen Obliegenheiten der Erhebungspapiere, die Messungen und zahlenmäßigen sonstigen Untersuchungen, während der andere unter gleichzeitiger Einsichtnahme der Aufnahmeobjekte und unter Beobachtung der Richtigkeit die Angaben des Messungsbeamten in seine Erhebungsformulare einträgt. Als Hilfsmittel sind den beiden an die Hand gegeben, dem einen Meßinstrumente (Maßstab, Bandmaß), dem anderen die Wohnungskarte und der Hausbogen, sowie eine detaillierte Anweisung, in der die Erhebungspapiere erklärt und sonstige Verhaltungsmaßregeln gegeben sind. Diese Anweisung dient in Zweifelsfällen der Selbstinstruktion. Die Schreibkraft hat ferner ein Blatt in Händen über die bei der Eintragung anzuwendenden Abkürzungen und Sigel, sowie Benachrichtigungsformulare für das Publikum und schließlich die erforderlichen Schreibwerkzeuge.

Die Richtschnur der Erhebungserstreckung ist der Stadtplan neben gleichzeitiger Verwertung des Adreßbuches. An der Hand eines Stadtplanes, auf dem die Straßen nebst Hausnummern ersichtlich sind, vollzieht sich die Aufnahme. Die Erhebungsbeamten operieren ungefähr in gleicher Gegend, sie sind nicht auf vorher fixierte Erhebungsbezirke einzeln zerstreut. Hierdurch ist einmal die Beobachtung des Gesamtpersonals durch die Leitung des Aufnahmegeschäfts ermöglicht. Ferner wird durch das Zusammenhalten des Personals die Vergleichung der Tagesleistung der Einzelnen und die Kontrolle über gewissenhafte Ausnützung der Arbeitszeit sehr erleichtert. Die eingelaufenen Erhebungspapiere sind alsdann auf Fehler- und Lückenhaftigkeit durch eingehende Revision zu prüfen. Die wegen irgendwelcher Mängel beanstandeten Papiere werden dem betreffenden Erhebungsbeamten zum Zwecke der Ausbesserung und Ergänzung durch nochmaligen Besuch in der betreffenden, ungenügend aufgenommenen Wohnung zurückgestellt. Des Abends ist sodann das Tagespensum zu überweisen, das aus der durchschnittlich sich ergebenden Tagesleistung und der Art und Größe der aufzunehmenden Wohnungen zu bemessen sein wird. Im Interesse der Materialkontrolle und der Erfassung der Arbeitsleistung eines jeden Personenpaares ist der allabendliche Einlauf einer genauen Buchführung zu unterwerfen.

Dem Publikum gegenüber dürfte sich zweierlei empfehlen. Zu Beginn der Erhebung wird als allgemeine Maßnahme durch Artikel und Inserate in sämtlichen Tagesblättern die Bevölkerung auf die Wohnungserhebung aufmerksam gemacht, „über die Ziele derselben aufgeklärt und gebeten, den Erhebungsbeamten ihre Arbeit durch verständiges Entgegenkommen zu erleichtern". (Bücher, Baseler Enquete.) Sodann hat sich täglich ein Erhebungsbeamter mit den sogenannten Benachrichtigungsformularen in die Häuser bezw. Wohnungen zu begeben, um Anzeige zu erstatten, daß im Laufe des nächsten bezw. der nächsten Tage die Wohnungserhebung eintrifft.

Die Erhebung soll alsdann in neueren Stadtteilen zuerst ihren Anfang nehmen. Einmal bietet in solchen die technische Aufnahme weniger Schwierigkeiten, so daß die allmähliche Schulung der Erhebungspaare sich leichter und rascher vollzieht. Auf Grund der gemachten Erfahrungen und erprobter Kenntnisse zeigt die Aufnahmearbeit sodann bei schlimmeren und schwieriger zu erfassenden Wohnungsverhältnissen verminderte Fehler und weniger Verlegenheiten. Die Aufsparung der nach allgemeinem Urteile mit schlimmen Wohnungsbedingungen behafteten Stadtbezirke an das Ende der Erhebungszeit gewährt sodann neben der erworbenen und nun gut verwertbaren Sicherheit und Gewandtheit der Aufnahmetätigkeit noch den Vorteil, daß das zuletzt am besten erhobene Wohnungsmaterial auch das jüngste Material ist. Die eingelaufenen und nicht weiter beanstandeten Erhebungspapiere werden alphabetisch nach Straßen und der topographischen Reihenfolge der Häuser entsprechend nach Hausnummern geordnet und angesammelt. Alsdann beim Uebergang zur wissenschaftlichen Verarbeitung werden statistische Bezirke geschaffen, für die im Gegensatz zu den verwaltungspolitischen Bezirken deren eigenartiger Charakter, bedingt durch lokalgeographische Besonderheiten, maßgebend sein soll.

Schließlich muß noch zwecks nachträglicher Berichtigung von Aufnahmeverschiebungen durch Zu-, Ab- und Umzüge der Bevölkerung während der Aufnahmezeit auf Meldung derselben Bedacht genommen werden.

Was die Erhebungszeit anlangt, so ist die zweckmäßigste Gelegenheit diejenige, die zwischen zwei Ziehterminen und womöglich zur Zeit der Heizperiode zu liegen kommt. Die Zeitdauer des Erhebungsgeschäftes ist abhängig von der Größe der Zahl der Erhebungsbeamten und der Zahl der Haushaltungen.

Die nach Abschluß des Aufnahmegeschäftes einsetzende Verwertung des Materials ist von statistischen Grundsätzen diktiert, die namentlich nach der sozialen und sanitären Seite hin die Gewinnung eines übersichtlichen Bildes über die Wohnungsverhältnisse sich zum Ziele zu setzen hat. Die alsdann beginnende statistisch-technische Aufarbeitung, die erforderlichen rechnerischen Arbeiten und die Tabellarisierungsarbeiten nach praktischen wie nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten in ihrer übersichtlichen Darlegung können hier übergangen werden. Die sozialpolitische Klugheit, wonach die beste Sanierung der Wohnungsschäden durch eine allgemeine und tief eindringende Wohnungsaufnahme zu erwarten ist, gebietet solche, eben beschriebene Wohnungsuntersuchungen. In Regierungsentschließungen, amtsärztlichen Gutachten, baupolizeilichen Erlassen ist in sozialer, hygienischer, bautechnischer Beziehung durch Einzelbestimmungen, z. B. Minimalluftraum, der wünschenswerte Zustand vorgezeichnet, der in den verschiedenen Direktiven den Solletat befriedigender Wohnungsverhältnisse, das durch gemeinsames Zusammenwirken der berufenen Faktoren anzustrebende Ziel darstellt.

Eine eingehende Wohnungserhebung wird in ihren Resultaten den Istetat der Wohnungszustände einer Stadt aufrollen. Auf der Grundlage der Materialien über die Wohnungsverhältnisse, der tabellarischen und wissenschaftlichen Enthüllung ihres Seins, kann alsdann der Aufbau zur sozialpolitischen Bilanzierung erfolgen, die in der Minderung der entdeckten Uebelstände und in der Anbahnung wohnungspolitischer Ideale besteht. Inwieweit sodann wohnungspolitische Maßnahmen, wie Wohnungsnachweis, Wohnungsinspektorat, Förderung etwa als notwendig erwiesener baugenossenschaftlicher Tätigkeit, sanitär- und baupolizeiliche Eingriffe in bezug auf Aborte, Schlafgängerwesen u. s. w., sich als Ausfluß der Ergebnisse der Wohnungsuntersuchung herausbilden, alle diese Folgemaßnahmen bleiben Sache der städtischen Verwaltungsbehörden. Sie können alsdann in ihrem wohnungs- und sozialpolitischen Handeln erfolgreich aufbauen auf der Basis einer modernen „Wohnungsenquete".

Bücher und Zeitschriften.

Die neue Welterkenntnis. Julius Hart hat auf einen als erster Teil einer Schriftenfolge namens „Zukunftsland. Im Kampfe um eine Weltanschauung" bei Eugen Diederichs-Leipzig 1899 erschienenen Band „Der neue Gott" einen zweiten Band, betitelt „Die neue Welterkenntnis", folgen lassen. Der erste Band (350 Seiten) hat vier Abteilungen: „Am Aus-

gange des Jahrhunderts", „Individualismus und Renaissance-Romantik", „Welt-Ich" und „Der letzte Gott", der 2. Band (324 Seiten) hat zwei Abteilungen: „Verwandlungen" und „Die Welt als Künstlerin". Exakte Angaben außer den vorstehenden zur eigentlichen Charakteristik der Bücher zu machen, bin ich vom Standpunkt des Referenten ebensowenig wie vom Standpunkt des einen Fortgang der Welterkenntnis bezw. neue Anregungen zu einer vernunftgemäßen Lebensgestaltung suchenden Kritikers in der Lage. Wäre ich Literarhistoriker mit der Befugnis zu summarischen Verurteilungen, so würde ich den Verfasser einen sehr geistreichen, leicht in Affekt geratenden und seinen Nebenmenschen sehr wohlgesinnten Schriftsteller nennen, der in dem vorherrschenden Streben, als Genie und Prophet zu gelten, mit reichlichem Aufwand pastoral-rhetorischen Beiwerks und paradoxen Antithesen ohne zureichende Kenntnis der Geschichte der Philosophie sich um eine gemeinverständliche und unmittelbar für religiöse Zwecke verwertbare Lösung letzter Probleme bemüht. — Mit diesen Worten möchte ich aber weder der außerordentlichen Begabung des Verfassers in Bezug auf die Form der Darstellung noch seiner Leistung insofern zu nahe treten, als bestritte ich, daß sie auch höchst beachtenswerte und die gegenwärtige Geisteskultur bereichernde Gedanken birgt. Um wenigstens einen Anhalt zu geben, was die Bücher bieten, erwähne ich: In einer trefflichen Skizze werden die epochemachenden vergangenen Zeitalter und die Gegenwart sozusagen kulturpsychologisch charakterisiert. Auf Grund etwas subjektiver Auslegungen seiner Sätze wird Nietzsche abgelehnt; er als Vertreter romanischen und Tolstoi als Vertreter orientalischen Rassengeistes werden überwunden werden durch den allmählich erstarkenden Geist einer neuen germanischen Kultur. Den Gegensatz idealistischer und materialistischer Weltanschauung, der Einheits- und der Atomenlehre führt Hart auf einen Rassengegensatz zurück, auf die naturgemäße Aeußerung des Asiaten und des „Mittelmeerländers". Rassencharaktere sind ihm aber nicht starr und unveränderlich, sondern unterstehen dem Einfluß der Kultur, der höchsten schöpferischen Kraft. Die Welt ist eine Einheit, der Mensch ist die Welt; Welt-Einheit — All-Ich; das Ich ist nach dem Bilde der Welt, die Welt ist nach dem Bilde des Ich. „Ist die Umgestaltung von Myriaden Zellen," so fragt Hart, „zu einem menschlichen Ich, von dem Ichbewußtsein dieser zahllosen Mikroorganismen zu einem makroorganischen Einheitsbewußtsein nicht wesensgleichartig der Entstehung des Wassers aus Sauer- und Wasserstoff? Ist dieses Ichbewußtsein, entstanden aus dem der Zellen, nicht wie das Wasser, etwas ganz Neues und wiederum vollkommen Anderes? Als lebendige Teile leben die Zellenbewußtseinsformen in ihm fort, aber im Augenblick, da sie sich vermählen, wie Wasser- und Sauerstoff, gehen sie auch in ein Drittes ein, welches wiederum nur von sich weiß und jene Individualformen in sich vernichtete und auflöste." — Werde eine Persönlichkeit, gestalte dein Ich — aber zugleich: komm heraus aus deinem Ich zur Welt, werde All! Der Glaube an die Kausalität, an den Grund muß vernichtet werden, eine neue Welt, die Welt des reinen Schauens soll erstehen! „Sei, was du schaust und weißt. Gestalte dein Leben wie eine Dichtung. Bilde, Künstler, rede nicht!" Das Eine ist das Viele, das Viele ist das Eine. Das reine Schauen ist die vollkommene und höchste Welteinheitserkenntnis, der wahre und echte Monismus, der aber kein absoluter, die Vielheit der Dinge ausschließender Monismus ist, sondern den Gegensatz zwischen Welteinheits- und Weltvielheitserkenntnis überhaupt verneint. — Als das Bedeutsamste möchte ich die Propaganda für eine ästhetische Weltanschauung und jenen Aufruf bezeichnen, für ein Größerwerden der Menschheit alle Kräfte einzusetzen; ob beides zusammenstimmt, will ich dahingestellt sein lassen. Wer sich durch den Prophetenstil nicht stören läßt, wird immerhin von dem Lesen der Bücher vielfach Genuß und großen Gewinn haben.

C. D. P.

αβ. Linzer Skizzen von Susi Wallner. Linz 1904. Vinzenz Fink Hofbuchhandlung.

Schlicht und gemütlich als muntere Heimatplaudereien geben sich diese Linzer Skizzen, sind aber in ihrer literarischen Anspruchslosigkeit gehalt- und wertvoller als manch großmäuliges, breitspuriges modernes Werk. Fein und scharf beobachtete Alltagsszenen gewinnen in der lebendigen gewandten Schilderungskunst der Verfasserin, die humoristische Schlaglichter wirksam aufzusetzen liebt, Interesse, und wo dichterische Phantasie vertiefend und ausgestaltend hinzutritt, entstehen wahrhaft poetische Stimmungsbilder. „In der Turmruine", das Kleinod der Sammlung, wäre der Feder eines Stifter oder Storm nicht unwürdig. Höher noch als ihre gute Laune und ihr durch allzu viele billige Zitate etwas verunzierter „Humor" ist der sinnige Ernst und die Innerlichkeit einzuschätzen, die gerade in den besten der Skizzen vorschlagen. Jedenfalls ein, zum Teil sogar des wiederholten, Lesens wertes Büchlein.

---

* **Theologisches.** Eine englische Uebersetzung des Haaseschen Handbuchs der protestantischen Polemik wird, wie das Athenäum mitteilt, zur Zeit auf Veranlassung der „Religious Tract Society" von Rev. Dr. Streane (Cambridge) vorbereitet und soll nächstes Jahr erscheinen.

✠

Allgemeine Rundschau.

Die Schlangenkönigin im Palast des Minos.

C. K. Bei den Ausgrabungen in Knossos hat Arthur Evans im Innern des „Palastes des Minos" zwei steinerne Behältnisse entdeckt, welche eine Menge Geräte eines kleinen Heiligtums enthielten, dessen Aussehen der Forscher danach zu rekonstruieren versucht hat. Diese Gegenstände erläutert Salomon Reinach, dem Evans das nötige Material überwiesen hat, in der Gazette des Beaux-Arts. Die bemerkenswerteste Entdeckung in diesem uralten Heiligtum war die Figur einer „Schlangengöttin", die einen interessanten Einblick in diese frühe Periode der Kultur eröffnet. In der Mitte einer Wand erhebt sich ein kleines Postament, auf dem ein 22 Zentimeter hohes Marmorkreuz aufgestellt ist, an die Wand gelehnt. Rechts und links an der Wand sind geweihte Gewänder aus bemalter Fayence aufgehängt, die mit Pflanzen- und Blumenmotiven geschmückt sind. Auf dem Boden zur Linken des Kreuzes thront die „Schlangengöttin" mit einer hohen Tiara geschmückt; auf der anderen Seite des Kreuzes befinden sich zwei Figürchen, auch aus Fayence, deren Köpfe nicht aufgefunden worden sind und die vielleicht Dienerinnen und Begleiterinnen der Göttin waren. Diese Figuren sind von Weihgeschenken umgeben, die teils aus Fayence das Symbol der sich ringelnden Schlangen wiederholen, teils aus kleinen Töpfen und Vasen von Terrakotta bestehen. Den Hintergrund der Wand schmücken Seemuscheln, die in lebhaften Farben erstrahlen. Die Fayence, aus der die Statuen geschaffen sind, ist sicherlich in Knossos verfertigt, denn Evans hat noch alle die Vorrichtungen zur Herstellung im Palaste selbst aufgefunden; so hatten also schon die Priesterkönige von Kreta ihre eigene Fayencefabrik und nahmen so die Porzellanmanufakturen von Sèvres und Meißen, den Stolz moderner Herrscher des 18. Jahrhunderts, voraus. Nach chemischen Untersuchungen besteht die Fayencemasse aus Silicium, Magnesia, Soda und Potasche. Der blaugrünliche Ton der Glasierung ist durch Kupferoxyd hervorgerufen. Augenscheinlich hat da die ägyptische Fayence als Vorbild gedient. Doch die Herstellung von Fayenceperlen findet sich in Knossos schon um 2000 v. Chr. und hat hier ganz unabhängig mehrere Jahrhunderte hindurch geblüht. Die Malereien an den Fayencefiguren sind braun, purpurn und lila; der Fond ist gewöhnlich blau oder grün; doch bisweilen auch, so bei den nackten Teilen der Statuetten, von einer milchig leuchtenden Weiße. Die Schlangengöttin, die allein völlig, selbst mit dem Kopfe, erhalten ist, ist 34 Zentimeter hoch. Sie trägt eine Tiara von purpurner Farbe mit weißem Rand, um die sich eine Schlange ringelt. Augen und Augenbrauen sind schwarz; die letzteren sind sehr stark hervortretend modelliert. Die Ohren sind ungewöhnlich groß, ohne Zweifel aus einem religiösen Grunde, der uns verborgen ist.

Die vorn kurzen Haare fallen in langen gewellten Flechten auf die Schultern herab. Die Kleidung besteht aus einer steifen, sehr eng geschnürten Taille, über die sich eine elegante Korsage schließt, die den größten Teil der Arme und der Brust frei läßt, sie ist mit Malereien geschmückt, die Stickereien in ihrem verschlungenen Muster nachahmen. Die Göttin trägt eine Doppelschürze, die vorn und hinten in einer ovalen und zierlich ausgeschnittenen Form tief herabgeht; auch dieser Schurz schließt sich fest um die Taille und scheint an den Hüften stark ausgepolstert zu sein. Der Rock ist ganz mit Bändern besetzt, aus einem steifen Stoff und über und über gefältelt, so daß diese alte tausendjährige Göttin mit der enggeschnürten Taille, den stark betonten Hüften und dem Glockenrock bereits all die Modeschönheiten besitzt, auf die die Reifrockdame des Rokoko stolz war und die die Frau von heute sich wieder gewinnt. Als besonderen und freilich recht antiken Schmuck umringeln die Göttin drei grüne braunbesprenkelte Schlangen. Das Haupt der einen hielt sie in der rechten Hand, mit der linken faßte sie den Schwanz des Tieres. Die beiden anderen Schlangen winden sich um die Hüften, die Schürze abwärts und am Ohre vorbei bis zur Tiara herauf. Man sollte dieses kapriziöse und elegante Figürchen für eine Schlangenbändigerin halten, wüßte man nicht, daß die kretische Sage unterirdische Göttinnen kannte, die in Höhlen wohnten und die man mit den aus Dunkelheiten ans Licht schlüpfenden Schlangen symbolisierte. Andere Gottheiten, die in Lufträumen ihr Reich hatten, stellte man dar als Tauben oder beschwingte Vögel, und die christliche Taube, das Symbol des heiligen Geistes, soll sogar mit dieser kretischen Darstellung in Verbindung stehen. Die zweite kopflose Statuette macht noch einen eleganteren und „mondaineren" Eindruck als die Schlangengöttin. Sie trägt ein sehr enges Mieder, eine bogig ausgeschnittene Korsage darüber und hat auch die Auspolsterungen an den Hüften. Der Rock zeigt sieben übereinanderfallende, sehr elegante Volants, die wieder in einzelnen Fältelungen aufgenäht erscheinen. Die Glockenform ist hier deutlich ausgesprochen, und so wurde die elegante Linie von den Hüften zum Rocksaum hernieder, die wir bis jetzt für eine Blüte modernster Kulturen gehalten haben, schon von den Damen des Königs Minos mit höchstem Schick getragen. Auch diese Figur hielt in jeder Hand eine Schlange und war eine Begleiterin der Göttin. Die Doppelschürze scheint etwas der kretischen Mode Eigentümliches gewesen zu sein. Doch die ausgebogte Taille mit enggeschnürter Korsage findet sich auch in der mykenischen Periode, z. B. auf dem berühmten Goldring von Mykenae. Griechenland, das Land der freien Gewandung und der großen naturwahren Haltung, hat diese Mode nicht aufgenommen. Dagegen findet sie sich bei alten persischen Figuren und bei sehr vielen weiblichen Gottheiten Indiens. Reinach möchte einen Zusammenhang der kretischen Kultur mit diesen persischen und indischen Darstellungen annehmen, und jedenfalls ist auch hier wieder der Unterschied deutlich, der die frühen und barbarischen Erzeugnisse der archaischen und orientalischen Künste von der griechisch-klassischen Kunst auf immer trennt.

*

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

21. Juli. Gesamtsitzung. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Der Vorsitzende las Beiträge zur Berichtigung der römischen Elegiker. I. Catullus. Dies erste Stück beschäftigt sich vornehmlich mit der Schreibung und Deutung des Widmungsgedichtes an Cornelius Nepos. 2. Hr. Schmidt überreichte einen von Hrn. Burdach eingesandten Nachtrag zu seiner im Sitzungsberichte vom 19. Mai 1904 veröffentlichten Abhandlung über „Die älteste Gestalt des West-östlichen Divans". 3. Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des Hrn. Prof. Dr. O. Lenel in Straßburg i. E. über neue Fragmente des Ulpian vor. Die jetzt mitgeteilten Bruchstücke stammen aus derselben Schrift Ulpians und gehören zu derselben Handschrift, wie die in dem Sitzungsbericht vom 22. Oktober 1903 bekannt gemachten und stehen ihnen an Wert und Interesse nicht nach. 4. Hr. Sachau überreicht eine Abhandlung des Prof. Dr. Oskar Mann: Kurze Skizze der Lurdialekte. Es wird in engem Rahmen eine phonetische und morphologische Schilderung der Sprache der Luren gegeben. Beigefügt sind Proben der Dialekte der Mammaseni, Bakhtiaren und Feili in Transliteration und mit neupersischer Uebersetzung. 5. Derselbe überreichte eine Abhandlung des Direktorial-Assistenten im Museum für Völkerkunde, Dr. F. W. K. Müller: Handschriften-Reste in Estrangelo-Schrift aus Turfan, Chinesisch-Turkistan. II. Teil (deren Aufnahme in den Anhang zu den Abhandlungen genehmigt wird). Die Abhandlung enthält: 1. Ergänzungen und Nachträge zum Alphabet. 2. Auffindung eines Bruchstückes des von Mani verfaßten Buches Schapurakan, desgleichen aus seinem Evangelium. 3. Auffindung einiger Zitate aus dem Neuen Testament. 4. Reste der manichäischen Kosmologie, Liturgie, Polemik, Chronologie u. s. w. 5. Nachweis eines bisher nicht bekannten Pehlevi-Dialekts. 6. Neupersischer Text mit arabischen Lehnwörtern. 7. Fragmente in nestorianischer Schrift — 6. Hr. v. Wilamowitz-Moellendorff legte vor: *Inscriptiones Graecae. Vol. XII Fasc. 3 Supplementum ed. Fr. Hiller de Gaertringen* und *Friedrich Freiherr Hiller v. Gaertringen, Thera.* Bd. III. Stadtgeschichte von Thera. Berlin 1904. 7. Vorgelegt wurde ferner das Werk des korrespondierenden Mitgliedes Hrn. G. Haberlandt in Graz „Physiologische Pflanzenanatomie". 3. Auflage. Leipzig 1904.

*

Kleinere Mitteilungen.

γι Eine neue antike Einladungskarte ist in dem eben ausgegebenen 4. Bande der Oxyrhynchospapyri zu finden. Sie stammt aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. und lautet: „Es bittet dich der Delurio zu seinem Gastmahl am 6. vor den Kalenden von der 8. Stunde an." In demselben Bande werden in einer anderen Urkunde Lieferungen zu Gastmählern aufgezählt, z. B.: „Für das 5. Essen: Leckerbissen aus Kanopos. Leber. Für das 6. Essen: 10 Austern, 1 Lattich" u. s. w. Es ist ohne Zweifel, daß hier die Beiträge eines Einzelnen (*σύμβολα*) zu einem gemeinschaftlichen Essen aufgezeichnet sind. So läßt sich aus jeder neuen Urkunde neues Licht für die Beleuchtung der antiken Kultur gewinnen.

C.K. Eine britische Expedition nach Nord-Nigeria. Aus London wird berichtet: Eine Expedition zur Erforschung von Britisch-Nord-Nigeria nahe der Westküste des Tschadsees wird in Großbritannien organisiert. Der Zweck der Expedition ist die gründliche Vermessung und Untersuchung und die Sammlung zoologischer Kenntnisse in dem von der Expedition besuchten Lande. Sie wird drei Monate in Tonga am Gongola, einem der nördlichen Nebenflüsse des Binue, zubringen, da dieser Ort für die Erforschung der Provinzen Süd-Bornu und Bauchi günstig gelegen ist. Die Expedition führt zwei stählerne Boote mit flachem Boden mit sich. Sie sind in Abteilungen gebaut und werden erst dort zusammengesetzt. Sie sollen die Schiffahrt auf seichteren Flüssen erleichtern und werden bei den Vermessungsarbeiten und für die zoologische Sammlung sehr gute Dienste leisten. Von Tonga wird sich die Expedition nördlich in das Gebiet des Koma-Lugu begeben, wo ein großes Gebiet des wenig bekannten Landes kartographisch aufgenommen und erforscht werden soll. Alsdann wird sie den Fluß hinunter zum Tschadsee nach Kuka fahren. Von dort hofft die Gesellschaft in die deutschen und französischen Interessengebiete an den Südküsten des Sees vordringen zu können.

R. Von deutschen Bibliotheken. Der Abteilungsdirektor der Kgl. Bibliothek zu Berlin, Geh. Regierungsrat Dr. Valentin Rose, feierte gestern unter Teilnahme der wissenschaftlichen Welt das goldene Doktorjubiläum. Geh. Rat Rose ist der Sproß einer angesehenen Gelehrtenfamilie. Der Jubilar selbst hat, gleich seinem Bruder, dem Berliner Chirurgen, den väterlichen Namen zu Ehren gebracht. Geboren am 8. Januar 1829 zu Berlin, erwarb er den Doktorgrad hier vor 50 Jahren mit einer Arbeit de Aristotelis librorum ordine et auctoritate. Fast ein halbes Jahrhundert steht er auch im Dienste der Kgl. Bibliothek, bei

der er von Stufe zu Stufe aufgerückt ist. Neben seiner amtlichen Tätigkeit gab er Werke alter Autoren heraus und hat eine größere Zahl philologischer Schriften veröffentlicht. Vor allem gab er ein Verzeichnis der lateinischen Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der von ihr erworbenen lateinischen Meerman-Handschriften des Sir Thomas Philipps heraus. — Anläßlich dieses Tages hat die Berliner Universität dem Jubilar das Doktordiplom in ehrenvollster Weise erneuert.

*

Hochschulnachrichten.

△ **Tübingen.** Eine eigentümliche akademische Sitte an der hiesigen Hochschule ist der am Schlusse des Semesters erfolgende „Kliniker-Umzug", der in den Stunden des Nachmittags vorgenommen wird und wobei verschiedene Begebnisse aus dem Klinikerleben des letzten Semesters in heiterer Studentenlaune vorgeführt und persifliert werden. Dieser Zug geht vom Marktplatz aus, durchzieht die Mühl- und Wilhelmstraße und endigt im nahe gelegenen, mit einer schönen Allee verbundenen Dorfe Lustnau mit einem feuchtfröhlichen Umtrunk. Die Tübinger Einwohnerschaft bringt dieser Abschiedshuldigung der Mediziner ein allgemeines Interesse entgegen und säumt die durchzogenen Straßen mit einer dichten Zuschauermasse ein.

oc. **Heidelberg.** Der Heidelberger Universitäts-Ausschuß für Volkshochschulkurse erwählte den Professor der Nationalökonomie Dr. E. Gothein zum Vorsitzenden.

oc. **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor Dr. M. Schlegel hat einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie an die Tierärztliche Hochschule in Dresden erhalten.

dr. **Jena.** Am 30. Juli promovierte die erste Dame, Frln. Morse, die Enkelin des Erfinders des Schreibtelegraphen, in der philosophischen Fakultät. Sie erwarb den Doktorgrad magna cum laude.

* **Berlin.** Eine große Stiftung ist der Berliner Universität zugefallen: Der 1864 verstorbene Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Johann Ludwig Casper hatte testamentarisch seine drei Töchter und die Universität derart zu Erben eingesetzt, daß den Töchtern lediglich der Nießbrauch zugewendet und die Universität ihnen fideikommissarisch substituiert war. Die Universität ist verpflichtet, mit dem ihr zufallenden Vermögen, das in dem Grundstück Bellevuestr. 16 und einem Kapital von etwa 300,000 M. besteht, eine „Caspersche Stiftung" zu errichten. Die Einkünfte sollen zur Hälfte zur Unterstützung armer Studierender evangelischen Glaubens und zu einem weiteren Teile zur Unterstützung von Witwen und Töchtern von Professoren und Privatdozenten dienen. Nachdem jetzt alle drei Töchter Caspers gestorben sind, ist der Universität auch noch der Nachlaß derselben mit der Auflage zugefallen, ihn der Hauptstiftung zuzuschlagen. Dazu kommt noch eine Stiftung von 18,000 M. der 1903 verstorbenen Frau Ernestine Sorgatz zur Unterstützung von Studierenden der evangelischen Theologie; ferner hat die Witwe des verstorbenen Professors Dr. Immanuel Munk zum Andenken an ihren Gatten der Universität ein Kapital von 12,000 Mark übergeben, dessen Zinsen einmal jährlich einem würdigen Studenten der Medizin zufallen sollen. Der verstorbene Botaniker Prof. Dr. Garcke hat, wie schon früher gemeldet, den dritten Teil seines Vermögens im Betrage von 75,000 M. der Universität zur Unterstützung von Witwen und Waisenhäusern testamentarisch hinterlassen; ebenso wurde der Universität zum Andenken an das unter tragischen Umständen verstorbene Frl. Dr. Elsa Neumann (die erste Berliner Doktorin) von demselben nahestehender Seite ein Betrag von 30,000 Mark zur Begründung einer Stiftung überwiesen.

* Von technischen Hochschulen. Der Erbauer der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen, Bauinspektor F. Zeidler, hat einen Ruf für Zeichnen und darstellende Geometrie an die Technische Hochschule in Braunschweig angenommen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Emil Herzfelder: Das Problem der Kreditversicherung mit bes. Berücksichtigung der berufsmässigen Auskunftserteilung und des aussergerichtlichen Vergleichs. (Wirtschafts- und Verwaltungsstudien m. bes. Berücksichtigung Bayerns. Herausg. von Georg Schanz. XX.) Leipzig 1904. A. Deichert. 226 S. — Dr. Georg Friedrich Preuss, Privatdozent an der Universität München: Wilhelm III. von England und das Haus Wittelsbach im Zeitalter der spanischen Erbfolgefrage. 1. Halbband. Breslau 1904. Trewendt u. Granier. 315 S. — Dr. Jul. Fessler, Privatdozent an der Universität München: Nothilfe bei Verletzungen. 2. durchges. und verm. Auflage. (Veröffentlichungen des Deutschen Vereins für Volks-Hygiene etc. Heft III.) München u. Berlin 1904. R. Oldenbourg. 77 S. — Schwäbischer Schillerverein Marbach-Stuttgart. Achter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1903/04. Marbach a. N. 1904. A. Remppis. 40 S. — Gsell Fels: Tirol und angrenzende Gebiete: Vorarlberg, Gardasee etc. Neu bearb. von A. Schupp. M. vielen Illustrationen und grosser Reise- und Touristenkarte. (Bruckmanns ill. Reiseführer. No. 114 bis 121.) München 1904. A. Bruckmann. 414 S. — Fritz David, Dr. phil.: Das Problem der Willensfreiheit bei Friedrich Eduard Beneke. Berlin 1904. E. S. Mittler u. Sohn. 116 S. — Curt Radlauer: Lorbeer und Liebe. Einakter-Zyklus. Stuttgart. Luckhardts Musikverlag. 86 S. — Dr. Alexander Pfänder, Privatdozent a. d. Univ. München: Einführung in die Psychologie. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. 423 S. — Max Verworn: Naturwissenschaft und Weltanschauung. Eine Rede. Bielefeld u. Leipzig 1904. 48 S. — Prof. Dr. Hans W. Singer: Der Kupferstich. Sammlg. III. Monographien. Herrausg. in Verb. m. a. v. H. v. Zobeltitz. 15.) Ebenda 1904. Velhagen u. Klasing. 142 S. — Felicitas Rose: Provinzmädel. Bd. IX: Kerlchens Mutterglück. Berlin o. J. Rich. Bong. 203 S. — Dr. Max Ettlinger: Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie. — Georges Chesley: Brocéliande. Légende dramatique en quatre actes et en vers. Empruntée au cycle Breton. Bordeaux-Paris 1904. Feret et Fils-Fontemoing. 142 S. Dr. Wilhelm Pabst aus Gotha: Grundzüge der allgemeinen Witterungskunde. (Hilgers ill. Volksbücher. Bd. 6.) Berlin u. Leipzig o. J. H. Hilger. 95 S. — S. Röckl: Was erzählt Richard Wagner über die Entstehung seiner musikalischen Komposition des Ringes des Nibelungen? Nach brieflichen Aeusserungen des Meisters zusammengestellt. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 30 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Klassiker der dänischen Neuromantik.*)

Von Lorenz A. Krapp.

Der Fremde, der die Ny Adelgade in Kopenhagen heraufkommt, sieht am Kongens Nytorv dort ein dunkelgetöntes, stilles Haus. Der Fremdenführer aus dem Viertel der Bredgade, dem Kopenhagener Stadtteil, aus dem sich die meisten dieser Leute rekrutieren, geht achtlos daran vorüber. Aber wer tiefer in die literarhistorischen Zustände Dänemarks eingeweiht ist, betrachtet das Haus mit der stummen Wehmut, die Stätten in uns wecken, die das Ringen und die Erfolglosigkeit stürmisch strebender Menschenseelen in uns heraufbeschwören. Denn hier, in der Einsamkeit einer kalten, dämmerigen Studentenwohnung, starb an einem fröstelnden Vorfrühlingstag des Jahres 1885 ein Dichter, der eine direkte Revolution in den dänischen Literaturzuständen zu schaffen berufen gewesen wäre, hätte ihn nicht das Los aller Lieblinge der Götter ereilt, der frühe Tod. Aber auch so ist Jens Peter Jacobsen neben Georg Brandes diejenige Gestalt gewesen, die in Dänemark am meisten eine Jugend zu erschüttern, ein junges Wollen zu entfesseln vermochte. Freilich, sein Wirken war nicht der Sturm, der überschäumend den alten Moder wegrafft und verknöcherte Hüllen sprengt. Das konnten seine Werke nicht sein, weil sie alle so voll und rein aus seiner Seele geboren waren, daß alles Laute, Stürmischbegehrende in ihnen Verneinung ihrer selbst und Lüge gewesen wäre. Aber er hat selbst richtig die Grenzen seines Könnens erkannt und gezogen. Er hat gewußt, daß er nur durch ein Mittel das Größte schaffen könne, das ihm bestimmt war: durch den schmeichelnden Ton, durch den leisen Lautfall, mit dem stille, innige Seelen in der Stunde höchster Innigkeit, der Dämmerstunde, zu einander sprechen. Diese leisen Worte voll Süße und Versonnenheit hinterlassen keine tiefgegrabenen Spuren in der Seele des Lauschenden: aber sie ziehen sie in ihren Bann, sie machen sie selbst inniger, reiner, verträumter.

Das ist im voraus das erste Charakteristikon der Kunst Jens P. Jacobsens: sie darf nicht als Absolutes, in sich selbst Ruhendes gefaßt werden; nur die Beziehungen zu der Kunst anderer geben ihr Größe, Wert und Schönheit. Wer sie mit der „Einäugigkeit“ der starren Kritik mißt, von der Selma Lagerlöf, eine seiner innigsten Schülerinnen, einmal spricht, wird nie zu ihrem vollen, reinen Erfassen gelangen. An keinem vielleicht ist Goethes Wort: „Wer den Dichter will verstehen, Muß in Dichters Lande gehen“ so gegenständlich geworden, als an ihm. Keiner aber auch hat so sehr alles methodenhaft Starre in der Wertung organisch bewegter und durchströmter Werke verurteilt, wie es doch die Kunstwerke sind: „Diese positiven Naturen mit ihrem guten Kopf für Systeme und ihrem breiten Rücken für Dogmen! Denn die Systematiker sind alle sehr kluge Leute, die ihre Systeme nach ihren Werken machen und nicht ihre Werke nach ihren Systemen!“ (Niels Lyhne, S. 112 in der unten zitierten Ausgabe.)

Nur zwei größere Werke sind es, die Jens P. Jacobsen seinem Volke schenkte. Aber in ihnen ist alles umschlossen, was wir von seinem Talente in der Richtung, die er einmal eingeschlagen hatte, zu erwarten hatten. Eine zu spärlicher Anzahl gediehene Sammlung Novellen, die alle mehr oder minder von seiner ersten literarisch in Betracht kommenden Erzählung „Mogens“ ausgingen, dienen nur dazu, einzelne Lücken in seiner Gesamterscheinung unwesentlich zu ergänzen.

Die Abhandlung über den spezifisch dänischen Charakter von Jacobsens tiefstem Werk „Niels Lyhne“ in Nr. 182/183 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1902 wies lediglich auf eine Eigentümlichkeit seines Kunstschaffens hin, allerdings die markanteste, nämlich den innigen Zusammenhang seiner Kunst mit dem dänischen nationalen Charakter. Inzwischen ist Jacobsens Name in Dänemark wieder mehr und mehr genannt worden, vor allem als erster Vertreter der dortigen Neuromantik. Als solcher ist sein Name ein halbes Schlagwort geworden, für und wider das man einen erbitterten Kampf führt. Da erscheint eine Gesamtbeleuchtung dieser eigenartigen Dichtergestalt mehr denn je am Platze.

Das Bild, das uns aus seinen Werken von der Persönlichkeit des Dichters aufsteigt, ist ein altes, oft geschautes. Es ist der blasse, stubenbleiche Typus jener Menschen, die verkannt und vergessen ihre Zeit durchwandern. Sie sind Fremdlinge in der Fülle des Lebens, Enterbte in der Flut ringsum strömenden Reichtums. Sie sind die Kugeln, von denen Raabe im „Hungerpastor“ spricht, die das Fatum zertritt oder breit stößt und in die elendesten Weltwinkel

*) Jens P. Jacobsen. Die Werke Jacobsens, die eine Uebertragung ins Deutsche erfuhren, sind: „Frau Marie Grubbe“, Interieurs aus dem 17. Jahrhundert, übersetzt von Adolf Strodtmann, Berlin, Otto Janke; „Niels Lyhne“, übersetzt von Marie v. Borch, Leipzig; „Aus den Sandregionen und andere Erzählungen von Holger Drachmann und J. P. Jacobsen“, übersetzt von Adolf Strodtmann, Berlin 1877, Janke; „Sechs Novellen“, übersetzt von Marie v. Borch, Leipzig. — Die wichtigsten biographischen Mitteilungen über Jacobsen enthält die dänische Zeitschrift Tilskueren vom Juni und Juli 1885 aus der Feder von Skram, Oktober, November und Dezember 1886 von Eduard Brandes. Im November und Dezember 1887 teilte Dr. G. Brandes ebendort Briefe von Jacobsen mit („Breve fra Jacobsen, meddelte af Dr. G. Brandes“). Eine deutsche Biographie schrieb 1889 Theodor Wolff; eine Analyse über Jacobsens Hauptwerk „Niels Lyhne“ enthält die Beilage zur Allg. Ztg. 1902 Nr. 188/89 aus der Feder des Verfassers.

wirkt, wo sie abgeplattet und stumpf in Dunkel sich verlieren. Es sind die wandelnden, Leben atmenden Tragödien der Menschheit. Aus enger, dunkler Jugend steigen sie auf; ihre Seelen sind voll Begehrens nach dem Licht. Verkannt und zerdrückt treiben sie sich auf den Universitäten umher, immer scheu und verschüchtert und gleichsam die larmoyante Bitte um die Berechtigung zum Leben auf den Lippen. In nächtlichen Cafés verzehren sie ihr Abendbrot, oder lesen gierig die faulen Neuigkeiten des Großstadttrubels aus den tagsüber abgegriffenen Blättern, oder sie treten in Literatenvereinen auf, wo die Talente sich herumstoßen „wie das Herbstlaub auf der Allee"; aber es sind alle mehr Dichter durch ihr Hoffen und Stürmenwollen, als durch das, was sie erreichten, und mit dem Herbstlaub der Großstadtalleen teilen sie das Los, mißachtet und getreten zu sein. Selten einmal, daß einer aus Dunkel und Verkanntheit aufsteigt zu jenen in mystisches Glänzen gehüllten Regionen, wo seine glücklicheren Genossen gehen, wo die Tantiemen eines Sardou oder die Tausendtalernoten eines Dickens winken. Die meisten versimpeln an irgend einer subalternen Skribentenstelle, nachdem sie vergebens des Kusses der Musen gewartet, oder sie verschwinden im Wirrwarr der Namenlosen.

Jens P. Jacobsen hatte alle Merkmale dieser Klasse Literaten an sich. Sein Wesen war das zerdrückte, verängstigte dieser wurzellosen Großstadtpflanzen. Aber er gehörte wenigstens nicht zu denen, die vergebens harrten, nachdem sie den Einsatz von so viel Hoffnungen, Sehnsüchten und Verzweiflungen gewagt hatten. Er hatte das Glück, um mit ihm zu reden, wenigstens einmal dort zu stehen, „wo der Sieg Sieg heißt, wenn auch Sieg mit strömendem Herzblut, zerrissenen Fahnen, zertretenen Saatfeldern". Und all sein künstlerisches Ringen ist ihm erfüllt von stiller, lächelnder Freude und Hoffnung: er hofft, daß sein Sieg keiner von denen ist, „wo sogar die Sieger klagen, daß ihr Siegen war vergebens", sondern einer, der anderen zum Heile ist, der verhindert, „daß die siegende Wahrheit wieder von Troßknechten der Lüge beschimpft, gepeitscht, in den Kot gezerrt werde".

Im stillen, engen Städtchen Thistedt, einem Ort von heute vielleicht fünftausend Einwohnern, im Nordwesten vom Ljim-Fjord, wurde Jacobsen als Sohn eines begüterten Kaufmanns geboren. Beschränkt waren Ort und Verhältnisse, beschränkt der Gesichtskreis seines Vaters. Die Intelligenz, die die Jacobsens während früherer Generationen auszeichnete und die Familie zu einem gewissen Wohlstand brachte, schien in Jacobsens Vater müde geworden. Er faßte jedes Ding vom praktischen Standpunkte, freilich ohne vielen Willen zu noch praktischeren Neuerungen. Er war einer der Bäuerlichkonservativen, die den Typus der Landbevölkerung im großen und ganzen überall, und natürlich auch in Dänemark bilden. Nur schwer konnte sich Jacobsens Mutter in ihn finden. Denn sie war die stille, verträumte Frau, der Jacobsen in seinem Hauptwerke „Niels Lyhne" in der Mutter des Helden ein schönes, inniges Denkmal setzte. Sie konzentrierte alle ihre Liebe von der Umgebung, die sie nicht verstand, hinweg auf Jens, dem sie eine solche Zartheit und Innigkeit der Neigung zuwandte, daß es begreiflich ist, wie dessen ohnehin schweigsames, weltflüchtiges Naturell alle Gedanken auf dies innige, rührende Verhältnis verströmte und dadurch den anderen gegenüber nur stets verschlossener wurde.

Mit 16 Jahren kam Jens P. Jacobsen nach Kopenhagen ins Unterrichtsinstitut der Gebrüder Dahl. Und von hier an datiert seine eigentlich literarische Entwicklung. Alles Charakteristische, das später aus seinen Werken leuchtet, wurzelt hier, vor allem seine Vorliebe zur Akribie, zur minutiösen Naturschilderung. Denn — weit entfernt, den Gebrüdern Dahl durch Fleiß und Sittsamkeit Grund zum Lobe zu geben — streifte er tagsüber im Freien umher, warf sich, dieser Streunereien satt, dann in den Stadtgraben und angelte nach Algen und allerlei Flechtwerk. Durch Wissen oder Eifer glänzte er nicht, und daß er im Examen durchfallen mußte, wußten nicht bloß seine Freunde und Mitschüler voraus, sondern auch er. Aber ohne Gram über diese trüben Aussichten machte er sich mit siebzehn Jahren an die Herausgabe einer natürlich nur geschriebenen und niemals unter die Presse geratenen Zeitschrift „Noak", über die der Kopenhagener Autor Skram am unten zitierten Orte und Theodor Wolff in seiner Jacobsen-Biographie recht interessante Details geben. Literarischen Wert besaß diese Erscheinung selbstverständlich nicht.

Die Studien Jacobsens an der Universität Kopenhagen bewegten sich weniger auf dem Gebiete der Literaturgeschichte als vielmehr auf dem — bei ihm jedoch nicht befremdlichen — der Naturwissenschaft. Vor allem warf er sich mit regstem Eifer auf die Theorien Darwins, über die er einige vom Großteil seines Volkes nicht gerade liebenswürdig aufgenommene Abhandlungen in der Zeitschrift „Nyt Dansk Maanedskrift" schrieb. Man war, vor allem auch in der Heimat des Autors, entrüstet über den in diesen Darlegungen an den Tag tretenden Atheismus, der der unctuous virtue seiner meisten Landsleute als etwas geradezu Unbegreifliches erschien. Hier haben wir auch die ersten Anfänge und zugleich die Vollendung jener religiösen Anschauungen zu suchen, die in „Marie Grubbe" und noch mehr in „Niels Lyhne" hervortreten und diese beiden Gestalten beim Atheismus als letzter Lebensanschauung landen lassen. In den fast gleichen Wortwendungen ist dieser im Angesicht des Todes mit besonderer trotziger Forcierung auftretende Atheismus in beiden Werken geschildert.

In diesen Studententagen beginnen auch die literarischen Arbeiten Jacobsens, die für sein Volk und jeden, der an einer stark originellen, aus dem Herzen elementar hervorgebrochenen Kunst Anteil nimmt, von höchster Wichtigkeit sind. Sie nehmen ihren Anfang — das muß stets im Auge behalten werden — zugleich mit seinen gründlichen Naturstudien, aus denen 1873 das von der philosophischen Fakultät der Universität preisgekrönte Buch herauswuchs: „Aperçu systématique et critique sur les desmidiacées du Danmark"; eine Abhandlung, die im Kopenhagener „Botanischen Journal" 1874 gedruckt erschien. Die ersten Versuche waren poetischer Natur; er legte 1869, also zweiundzwanzig Jahre alt, Georg Brandes einen Band Gedichte vor, die ihren Schwerpunkt vor allem in den Liebesliedern hatten. In diesen Gedichten steht Jacobsen noch im Banne Oehlenschlägers; die Sujets seiner Gedichte bewegen sich in dunklen Wäldern, in fernen Gegenden voll Glanz und Märchenzauber; Mystik und Pantheismus verfließen ineinander; forcierte Gefühle in schroffen Kontrasten prallen, das eine wider das andere, aber alle finden sie sich doch schließlich in dem „Sich-ründen", in dem Traum der Weltharmonie, wie ihn Novalis hegte. Aber schon singt kaum hörbar ein anderer Ton mit, der völlig Jacobsen zu eigen gehört, der sich vor allem in dem starken Impressionismus des Autors zeigt. Seine Liebe ist klarer umgrenzt als die der Helden, die durch Eichendorffs oder Oehlenschlägers Bücher gehen:

> Sie war dem süßduftenden Schnee des Jasmins
> Aehnlich, in ihren Adern rann Mohnblut,
> Die kalten, marmorweißen Hände
> Ruhten in ihrem Schoß
> Wie Wasserlilien im tiefsten See.
> Ihre Worte fielen
> Gleich Apfelblütenblättern
> Auf taufeuchtes Gras.
> Doch Stunden gab es,
> Da quollen sie kalt und klar
> Gleich dem steigenden Strahl des Wassers.[1])

So singt er in einem seiner Gedichte, „die Arabeske", das Theodor Wolff im Vorwort zu Niels Lyhne zitiert. Aber diese Schilderung ist jahrhundertweit entfernt von der breiten, bequemen Art der Skizzierung der alten romantischen Schule; diese Schilderung beruht wesentlich auf dem Schauen, während die eines Eichendorff oder Novalis wesentlich aus dem Hören geboren war. In Eichendorffs Liedern brausen die Wälder, tönen die tiefen Brunnen,

[1]) cf. „Niels Lyhne," Einleitung S. 7.

jubelt das Posthorn in die schweigende Nacht, sausen die Mühlen; nur selten gelingt ihm ein Bild wie jenes, wo die Reiter auf dunkler Wacht um die roten Feuer liegen, wo er die lautlose Glut eines Sommermittags schildert. Anders die Jungromantiker und mit ihnen einer ihrer stärksten Führer, Jacobsen: hier ist alles Schauen und jeder Laut ist abgetönt, hier streiten und kämpfen die Farben: er sieht den Wald, wie er — ein rossettihaftes Bild — starr, dunkel, zypressenähnlich steht; er sieht die Schatten, die an den Häusern Kopenhagens emporhuschen, und indem er dies seltsame Lichter- und Farbenspiel Schritt für Schritt verfolgt, baut er aus ihm das Bild eines Sommerabends in der Phantasie empor, aber er baut es stumm, lautlos. Am Ende des erwähnten Gedichtes z. E. schildert er einen Wintersturm; aber mit bisher unerhörter Kunst rüttelt er an Lessings Theorien über die Grenzen von Malerei und Dichtung; denn diesen Sturm sehen wir wie ein Gemälde vor uns:

Alles vorbei!
Auf verschneiter Ebene
Im braunen Wald
Wächst ein einsamer Dorn.
Die Winde jagen sein Laub.
Und nacheinander,
Sacht nacheinander
Wirft er die blutroten Beeren
Hinab in den weißen Schnee,
Die glühenden Beeren
In kalten Schnee. —

„Die Originalität liegt da noch im Keim. Aber in der Sprachbehandlung ist eine gewisse Breite, eine gewisse Kraft im Ausdruck der Gefühle, die vielversprechend sind", urteilte Brandes über diese Gedichte.

Es waren einsame Tage, die Jens in seiner Studentenzeit verlebte. Tagsüber vergraben in die Werke Darwins und seiner Schule, mit gierigem Hunger die Theorien dieser ihm seltsam berauschenden Bahnbrecher in sich aufnehmend; abends hin- und herflanierend auf den dunkelwerdenden Promenaden und bis Mitternacht in einem der strahlend erleuchteten Cafés ruhend und rauchend oder auch in einem Studentenvereine verkehrend, aber immer karg mit Worten, in ruhigen, vornehmen Gesten, mit verschlossenen und aufeinandergepreßten Lippen, ein wandelnder Beweis von Goethes Wort aus „Wahrheit und Dichtung": „Das Vornehme hat immer etwas Ablehnendes an sich." Er hat keine eigentlich tiefere Freundschaft hier geschlossen, wenigstens gewiß keine so innige, wie er sie mit weichen, verfließenden Linien in „Niels Lyhne" kennzeichnet in dem Freundschaftsverhältnis zwischen Niels und Erik Refstrup. Und doch bricht eine Sehnsucht nach Verständnis und eine Innigkeit der Gefühle ohnegleichen aus den Worten, die jene knabenhafte Freundschaft schildern: „Solch eine Liebe, die niemals spricht, sich niemals in einer Liebkosung, einem Blick, einem Worte Luft zu machen wagt, solch eine sehende Liebe, die tief trauert über einen Mangel oder Fehler bei dem, den sie liebt, die Sehnsucht und Bewunderung und Selbstvergessen, Stolz, Demut und ruhig atmendes Glück ist!" Ein unbegreiflich stark entwickeltes aristokratisches Gefühl trieb ihn zur Absonderung und Einsamkeit, zu heftigem Selbstvertrauen und zu einem Verlangen nach Hoheit und vor allem Reinheit, das keusch und glänzend aus seinen Büchern bricht.

Ich habe an dieser Stelle[2]) dieses inbrünstige Reinheitsbegehren in seiner Seele, diesen Aristokratismus und diese Tatenlosigkeit, die mit leisem Hauch aus seinen Zeilen wehen, an seinem Hauptwerk bereits zu ergründen versucht und auf jene Zeiten hingewiesen, da *βασιλεύς* und *ἱερεύς* noch eines waren, und zu diesen beiden heiligsten Aemtern das dritte trat, das des Propheten, des Sehers. Und in der Tat, wenn wir an Nietzsche denken und Parallelen zwischen ihm und dem bleichen, kranken, wie er in der Fülle des Mannesschaffens jählings gebrochenen und erstarrten Dichter von Thistedt ziehen, tun sich uns in dieser Hinsicht überraschende Fernblicke auf. Diese ruhigen, im gesellschaftlichen Leben so passiven Naturen, deren jedes Wort dem Nebenmenschen gegenüber nur Liebe, stille Freudigkeit und Friede war, und deren ganzes doch so stürmisches Innenleben in unerhörten seelischen Kämpfen und in dem seltsam Paradoxen ihrer Schriften hervorbrach, versetzen uns hinaus aus unseren Tagen. Wir sehen eine andere Welt, oder besser, wir sehen diese unsere alte, tausendmal geschaute Welt voll kleiner, schlüpfriger Gedanken und verlorener Ziele in anderem Lichte. Wie in eines klaren, kristallenen Spiegels Glänzen ruht die Vielgestaltigkeit alles Seins vor uns. Durch alle Schiffe der englischen Marine — spricht die Sage — zieht sich ein roter Faden und eignet sie dem König. Aber in solchen Stunden fühlen wir dann, daß auch durch all das Widerstrebende, Sichstoßende im Weltsein eine Einheit geht, ein roter Faden, der alles diesem Prinzip der in sich ruhenden, in sich abgeschlossenen Eins eignet.

Im Jahre 1872 schrieb Jacobsen seine erste Novelle von bleibendem Werte: „M o g e n s". In ihr ist das schon klar ausgedrückt, was wir hier sagten. Es ist die Technik, die aus der Vielgestaltigkeit zur Einheit strebt. Als einst die Plastik starb, gebar sie in ihrer Todesstunde ihr Kind, die Mosaik. Dies Sterben der Plastik in der dänischen Literatur, die Geburtsstunde der Mosaik im jungdänischen Schaffen zeigt „Mogens" an. Die ganze Novelle ist nur ein Sammelbild, eine Aneinanderkettung von Stimmungsblättern. Und ihre Einheit ist nicht die Handlung, nicht die Idee und die „Fabel", das aus dem V e r s t a n d Geborene: ihre Einheit ist das G e f ü h l, die Stimmung. Zuerst ein Stimmungsbild: ein Sommermittag im Freien. Eine krummgewachsene Eiche; üppiges Haselnußgesträuch mit dunklem, glanzlosem Laub; Nußgebüsch neben schlanken, fröhlichen Ahornbäumen mit lustig ausgezackten Blättern und roten Stengeln mit langem Gehängsel von grünen Fruchtbüscheln; dazwischen dunkle Nesseln und großer, weißer Convolvolus. Und in diese Szenerie schiebt sich nun eine Geschichte so klein, einfach und alltäglich, daß selbst das geistig ärmste Kind sie erdenken könnte. Aber wie ist diese Geschichte gegeben! Da zerrinnen Natur und Menschenseele in eins, in eins dies große, webende Sein und all unser bißchen armes Menschentum. Da flimmert die Luft, und mit ihr leuchtet die Menschenseele; und dann, wenn die zerrissenen Wolken über die alten dänischen Buchenkronen segeln, erschauert auch das Herz, fröstelt, wird matt, arm, mutlos. Da tauchen Pferdehändler auf, wie das sonderbare Original, das sie den „Krugküster" nennen, weil er immer singt und zecht, und Existenzen, wie dies verkommene, hochaufgeschossene Zwitterding zwischen Matrose und Hausierer, das unter dem Namen „Peer Steuerlos" berühmt und gefürchtet ist; und dann Frauenzimmer mit dunklen Vergangenheiten und scharfen, gelben, frühgealterten Gesichtern, Geschöpfe, die durch Brutalität, Armut und niedrige Laster zerrüttet sind und sich zum Ueberfluß stets in verschossenen Sammt und schmutziges Rot kleiden und keine anderen Gedanken mehr haben, als an den greisen Lüstling, der sie reich macht, oder an den Düngerhaufen, auf dem sie enden werden, verfehmt, aus der Gesellschaft der Gesunden und Unverbrauchten gestoßen. Doch über all diesem Wirrwarr von Schönheit, Sehnsucht, Irrtum, Verkommenheit, Elend und dunklem Tod liegt eines, was alle diese Momentbilder eint, verkettet und unlösbar zusammenhält, das ist die Stimmung. Und selbst über den dunkelsten Bildern voll Tragik und Verworfenheit schwebt dieser reine, feine Hauch, der ganz aus Jacobsens Seele geboren ist und von dieser Novelle an alle seine übrigen Werke beherrschen sollte: dieses transzendentale Feingefühl, diese außerweltlich sehnsüchtige Stimmung, die in alle Abgründe leuchtet und doch immer rein und unbefleckt bleibt, diese aristokratische Würde.

Der äußere Erfolg von „Mogens" war noch nicht groß. Wohl fühlte man, daß aus dieser Novelle etwas rede, was bisher unerhört war; daß es „wie eine Offenbarung aus einem schönen Lande wirkte, von dem man nicht wußte, wo es lag" (Skram). Man ahnte, daß eine junge Romantik sich vorbereite; aber man maß diese junge Ro-

[2]) Beil. z. Allg. Ztg. 1902 188/89.

mantik mit den Normen, die für die alte Schlegels, Eichendorffs, Oehlenschlägers gültig waren. Aber diese paßten nicht. Denn, um den Unterschied ganz kurz zu geben: in der älteren Romantik saß die Kunst noch beim Märchen, in der jüngeren Romantik sitzt die Kunst am Herdfeuer des Lebens. Der Jungromantik fehlt das Kindhafte, Gläubige, Vertrauende eines Novalis; darum landet sie auch fast stets beim Atheismus, indes die ältere Romantik in Gottverzückungen schwamm. Das Märchen ist zu oft der schönen Lüge überführt worden; am Herd des Lebens aber brennt das weiße Opferfeuer der Wahrheit: so sagt die Jungromantik. Und so sagt Jacobsen. Er sagt es aus innerster Seele und verspritzt sein Herzblut dabei: denn wir haben an seinen Naturstudien ja gesehen, wie hoch er die Empirik wertete.

Die reservierte Aufnahme von Mogens hinderte Jacobsen nicht, auf der betretenen Bahn weiter zu gehen. Er versuchte sich an einem größeren Stoffe, zu dem er tiefe, umfassende Vorstudien sich schuf: der Roman „Marie Grubbe“ entstand. Seine Abfassungszeit füllte die Jahre 1873—1876 völlig aus. Mit gewissenhaftem Eifer arbeitete er an ihm, in Chroniken und Pergamenten der Kopenhagener königlichen Bibliothek seine Themen suchend; am 4. Dezember 1876 dann schrieb er in seiner Heimatstadt das letzte Wort des Buches. Es ist ein ganz eigenartiges Werk, das in dieser Sammlung historisch und chronikalisch angehauchter Stimmungsbilder niedergelegt ist, und das im zweiten Teile ausführlicher zergliedert sei. Nur eines sei hier gleich erwähnt, was man stets im Auge behalten muß, das Buch ist unter steten Kämpfen mit einer mehr und mehr zerbrechenden Gesundheit geschrieben. Das schleichende Leiden, das später dem Achtunddreißigjährigen den Tod brachte, tritt während der Abfassung dieses Romans schon hervor und hemmt die ungetrübte Heiterkeit seines Schaffens und seiner Lebensanschauungen. Vielleicht war dies Leiden auch indirekt die Ursache des — rein formell betrachtet — so abrupten Endes des Romans „Marie Grubbe“.

Die Reiseschilderungen, die schon in „Marie Grubbe“ auftreten, sind veranlaßt durch die Tatsache, daß Jacobsen 1873 Italien besucht hatte. 1877 wiederholte er diese Reise, von dem Honorar für „Marie Grubbe“, 1250 Kronen für eine Auflage von 2500, und außerdem von einem ihm zuerteilten Stipendium lebend. In Montreux und Rom nahm er dann einen alten, schon halb fallen gelassenen Plan wieder auf: eine Art Analyse des dänischen Menschen zu schaffen, in diese Analyse die hervorragendsten Züge aus seinem eigenen Leben zu verflechten, und das ganze Buch „Niels Lyhne“ zu nennen.

Wir sind mit diesem Werke beim Höhepunkte Jacobsenschen Schaffens angelangt. Und zugleich bei dem Punkte, wo die dunkle Tragik seines Lebens ihn sofort so unendlich tief hinabreißt. Denn schon während er an „Niels Lyhne“ schrieb, hatte die Lungenkrankheit, die ihn von seinen Mannesjahren an nie mehr verließ, sich verschlimmert; unter den wühlendsten Schmerzen, die Lippen herb zusammengekniffen, hatte er am Schluß des Romans geschrieben, indessen die Entkräftung ihn oft die Feder aus der Hand fallen ließ und ihn in den Sessel sich zurückzulehnen zwang. Dann hatte sich das Leiden wieder etwas gehoben, aber nur, um stärker, verzehrender zurückzukehren. Die Ny Adelgade sah dann den Abschluß dieses Lebens, das noch von der stürmischen Sehnsucht durchglüht war, mehr, immer mehr zu wirken. In den Krankensessel zurückgelehnt, die vergnälten Augen starr und schmerzlich in die Weite gerichtet, immer noch das Bild der Sehnsucht, die seine tiefste, am innigsten gekündete Empfindung lebenslang gewesen, — so zeigt ihn eine Radierung aus seinen letzten Tagen. Am 30. April 1885 starb er; das Zimmer war vom Dufte der Fuchsien, Tuberosen und Hyazinthen, seiner Lieblingsblumen, seltsam heiß durchschwängert; über der Stadt lag ein trüber, frostiger Frühjahrstag; seine Mutter, die zarte, zerbrechliche Frau, harrte bei ihm aus, bis er hinüberging und „den Tod starb“, den sein Niels Lyhne gestorben war, „den schweren Tod“ („Niels Lyhne“, S. 241).

(Schluß folgt.)

Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte.

Die Bedeutung, die es hat, wenn heute der ernste Mensch nachforscht, woher er stammt, wo und in welcher Stellung seine Ahnen gelebt haben, liegt auf der Hand. Der Sinn für die Heimat und die Familie wird dadurch geweckt, die Wertschätzung des Familienzusammenhanges steigt und die einzelne Person wird sich ihres Verhältnisses zum Volksganzen bewußt. Gerade das aber ist ja im Grunde die Absicht, die alle sozialpolitische Arbeit der Gegenwart veranlaßt und leitet. Es ist nichts weniger als müßige Spielerei, sondern eine Arbeit von hohem sittlichen Werte — von dem etwaigen materiellen Vorteil ganz zu geschweigen —, wenn der und jener die Vergangenheit seiner Familie und die Geschichte des einzelnen den Durchschnitt nicht überragenden Ahnen studiert und aufzuhellen sucht. Aber diese Arbeit ist meist schwer, sie erfordert Sachkenntnis und Sorgfalt, und deswegen sind nur die wenigsten Personen in der Lage, sie selbst auszuführen. Ein ganzes Heer gewissenloser Genealogen hat deshalb seit geraumer Zeit eine meist im Verborgenen blühende Tätigkeit entfaltet, die um des meist recht großen materiellen Gewinnes willen dem Auftraggeber dasjenige urkundlich „beweisen“, was er bewiesen haben will. Die Vertreter der ernsten wissenschaftlichen Genealogie haben darunter insofern schwer zu leiden, als man auch ihnen meist mit Mißtrauen begegnet, und die gesamte Familienforschung ist dadurch bei der Oeffentlichkeit in einen gewissen Mißkredit geraten, der sich in höhnenden und wenig schmeichelhaften Ausdrücken wie „Ahnensucher“ für den, der sorgsam nachforscht, wo und wie seine Vorfahren lebten, äußert.

Wohl hat eine Anzahl Vereine, voran der „Herold“ schon seit zwanzig Jahren, tatkräftig dem entgegengearbeitet, aber bei aller Anerkennung, die dieser Verein und die verwandten Bestrebungen huldigenden Vereine „Roland“, „Adler“ und „Kleeblatt“, sowie das „Genealogische Handbuch bürgerlicher Familien“ und v. Dassels „Familiengeschichtliche Blätter“ verdienen, fehlen ihnen eine Reihe Eigenschaften, die im Interesse der Sache notwendig sind. Die Vereine dienen ihren Mitgliedern, die Veröffentlichungen haben ihren bestimmten Interessentenkreis, d. h. ihre Wirksamkeit ist stets von vornherein mehr oder weniger beschränkt, es fehlt ihnen das Moment der Oeffentlichkeit. In vollstem Maße würde dieser Anforderung nur ein mit der Autorität der Behörde ausgestattetes „Genealogisches Reichsamt“ zu entsprechen vermögen; da aber gegenwärtig jede Aussicht fehlt, daß ein solches Reichsinstitut ins Leben gerufen werden könnte, ja da selbst in den maßgebenden Kreisen noch kaum das Verständnis für die hohen Aufgaben einer solchen Anstalt vorhanden sein dürfte, so hat sich eine Anzahl Freunde der genealogischen Forschung entschlossen, eine entsprechende Sammel- und Arbeitsstätte zunächst privaten Charakters ins Leben zu rufen und ihr den Namen „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ beigelegt.

Um diese Zentralstelle zu schaffen und die erforderliche Arbeit zu leisten, bedurfte es eines Organs, und dieses Organ ist ein Verein mit einem geschäftsführenden Ausschuß von neun Mitgliedern an der Spitze. Aber der Verein ist hier nicht Selbstzweck, sondern er will nur die Zentralstelle gründen und unterhalten, die ihrerseits eine der breitesten Oeffentlichkeit zugängliche Anstalt sein soll. Ihr Sitz ist Leipzig, und fünf Ausschußmitglieder müssen satzungsgemäß hier oder in der nächsten Umgebung wohnen. Die Gründung des Vereins ist am 16. Februar 1904 erfolgt, und bis Ende Februar hatten 172 Personen, bezw. Körperschaften, allen Teilen Deutschlands und allen Berufsklassen angehörig, Jahresbeiträge — mindestens 5 Mark — gezeichnet. Die Liste dieser 172 ersten Vereinsmitglieder liegt gedruckt vor. Die Einrichtung und Erhaltung der Zentralstelle erfordert bedeutende Mittel — darüber waren sich von vornherein alle Beteiligten klar. Entsprechend den im Anfang zur Verfügung stehenden bescheidenen Mitteln, kann die Tätigkeit nur in verhältnismäßig bescheidenem Umfange aufgenommen werden, aber jeder, der sein Scherflein beiträgt, hilft das große nationale Werk fördern, und sobald einmal Leistungen

und greifbare Arbeitsergebnisse vorliegen, werden Unterstützungen seitens staatlicher und kommunaler Behörden, sowie solche gemeinnütziger Körperschaften nicht ausbleiben können. Denn überall, wo das Bedürfnis nach Untersuchung genealogischer Zusammenhänge auftaucht, da will die Zentralstelle an ihrem Teile zur Aufklärung helfen, und gerade für die Organe der Staatsverwaltung dürfte diese Tätigkeit vielfach von Nutzen werden.

So deutlich sich aus dem vorher Gesagten die Aufgaben, zu deren Lösung die Zentralstelle beitragen soll, im allgemeinen erkennen lassen, hinsichtlich des speziellen Arbeitsprogramms und der besonderen Aufgaben ist doch noch ein Wort der Aufklärung nötig. Im Gegensatze zu den Vereinen, bei denen die Arbeit im wesentlichen von den Vorstandsmitgliedern im Ehrenamte geleistet wird, bedient sich die Zentralstelle von vornherein einer wissenschaftlich geschulten Hilfskraft, die unter Anleitung und Aufsicht des geschäftsführenden Ausschusses arbeitet. Und nur eine Frage der Geldmittel ist es, ob sich nicht bald ein bewährter genealogischer Forscher für diese Zwecke wird gewinnen lassen, dem etwa noch untergeordnete Hilfskräfte zur Seite gestellt werden könnten.

Die Zentralstelle ist in erster Linie **Sammelstelle**, d. h. die Ergebnisse der gesamten deutschen genealogischen Forschung, kurz alles das, was die verschiedenen Vereine und Privatpersonen geleistet haben und was in Zeitschriften oder sonst gedruckt oder im Manuskript vorliegt, soll hier **systematisch** gesammelt und zu einem großen alphabetischen Zettelkatalog — dem Rückgrat der Zentralstelle — verarbeitet werden; aus diesem Zettelkatalog wird sich zum mindesten stets feststellen lassen, ob und eventuell wo über irgend eine Person bezw. eine Familie bereits genealogische Nachforschungen angestellt worden sind. Die spezielle familiengeschichtliche Literatur soll durchaus vollständig zusammengebracht werden, und die spätere Drucklegung einer einschlägigen Bibliographie wird von Anfang an vorbereitet. Darüber hinaus sollen aber auch im Druck vorliegende Materialien, die Namenslisten enthalten,— z. B. Rats-, Bürger- und Zunftlisten, Universitätsmatrikeln, Adreßbücher, Vereinsmitgliederverzeichnisse u. s. w. — gesammelt werden. Für praktische Zwecke geht daneben her die Anlage eines Verzeichnisses der Familienverbände, der Familienstiftungen u. s. w., ferner die Sammlung von Siegelabdrücken, Familienwappen, Briefsiegeln, Exlibris u. dgl., die zur Aufklärung verwandtschaftlicher Beziehungen und zur Charakteristik bestimmter Personen dienen können. Aber dieses gesamte Material soll nicht nur aufgespeichert, sondern allmählich so verarbeitet werden, daß jede einzelne Angabe auch in dem großen Zettelkatalog zu finden ist.

In zweiter Linie ist die Zentralstelle **Auskunftsstelle**. Jeder kann bei ihr sein besonderes Anliegen vorbringen, es wird nicht gefragt, ob der Fragende Vereinsmitglied ist und welchem Stande oder Berufe er angehört; insonderheit ist es gleichgültig, ob die Person adliger oder bürgerlicher Abkunft ist. Sind über die gewünschten Tatsachen bereits Angaben vorhanden, dann werden gegen billiges Entgelt Abschriften der entsprechenden Zettel mitgeteilt. Fehlen die Unterlagen dafür, was im Anfang natürlich oft der Fall sein wird, so wird dem Frager der Weg gezeigt, auf dem er voraussichtlich vorwärts kommen wird, es wird ihm eventuell die Literatur nachgewiesen oder eventuell auch die sachkundige Person genannt werden, durch deren Hilfe sich vermutlich ein Ergebnis gewinnen läßt. Drittens ist aber die Zentralstelle auch bereit, durch ihre Beamten im Auftrage von Privaten selbst Untersuchungen anzustellen: die größere Uebung und die Vertrautheit mit dem einschlägigen Material läßt erhoffen, daß ein geschulter Genealog viel rascher und billiger Ergebnisse gewinnt als der in solcher Arbeit weniger bewanderte Privatmann.

Ganz von selbst wird die Zentralstelle, wenn einige Jahre lang in diesem Sinne gearbeitet worden ist, der Mittelpunkt der genealogischen Forschung überhaupt werden. Sie wird aber zugleich ein ungeheures Material für **wissenschaftliche** Untersuchungen ansammeln: Namensforschung und Namensetymologie, Bevölkerungsmischung und innere Wanderungen, die Erblichkeit gewisser Eigenschaften und das gesellschaftliche Auf- und Absteigen während drei bis vier Menschenaltern, sowie eine Menge anderer Fragen werden sich auf Grund der schematisch erfaßten Lebensschicksale, von denen der Zettelkatalog zu Tausenden erzählt, wissenschaftlich untersuchen lassen.

Es ist eine gewaltige Aufgabe, die sich die Gründer der Zentralstelle gestellt haben, aber ihre Lösung ist eine Notwendigkeit für unser Kulturleben; denn wir haben alle Ursache, innerhalb des Staates und der Gesellschaft der Familie wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Da eine Wirksamkeit der öffentlichen Organe zu diesem Behufe vorläufig ausgeschlossen erscheint, läßt sich das Ziel nur durch genossenschaftlichen Zusammenschluß erreichen, und an alle Freunde der Familiengeschichte, sei es, daß sie die eigene pflegen, sei es, daß sie sich in die soziologischen Probleme, die damit zusammenhängen, vertiefen, sowie an alle diejenigen Vereine, Verbände und Personen, die darauf hinarbeiten, daß im deutschen Volke das Nationalbewußtsein erstarkt, daß der Familiensinn erhalten bleibt, bezw. wieder gewonnen wird, ergeht deshalb die dringende Bitte, auch der **Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte** ihr Wohlwollen entgegen zu bringen. Anmeldungen nimmt entgegen und jede nähere Auskunft erteilt der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Rechtsanwalt Dr. **Breymann** in Leipzig, Neumarkt 29.

Das Museum Alexanders III. in Moskau.

Trotz des Reichtums an antiken Kunstgegenständen, den der Boden Südrußlands seit langer Zeit spendet, ist der Sinn für die antike Kunst in Rußland wenig entwickelt. Die Schuld daran trägt gewiß zum Teil der russische Nationalcharakter, der, bald zum krassen Naturalismus neigend, bald sich dem Mystizismus ergebend, für die klassische Ruhe der Antike wenig übrig hat. Der Russe ist entschieden künstlerisch begabt; er zeigt ungemein viel Sinn und tiefes Verständnis für Musik, doch liegt ihm die bildende Kunst relativ fern. Ohne Zweifel hat die russische Kunst in den letzten 30 bis 40 Jahren einen enormen Aufschwung genommen, doch ist trotzdem das Verständnis der weiteren Schichten der Bevölkerung für die bildende Kunst nicht gewachsen. Unzweifelhaft ist an diesem Mangel an Verständnis auch das Fehlen großer öffentlicher Sammlungen mit schuld.

Das einzige große Museum, das bedeutende Werke antiker Kunst enthält, ist die Eremitage in St. Petersburg; doch sind die Sachen hier zum Teil so aufgestellt, daß man fast nichts sieht, zum Teil überhaupt nicht sichtbar im Direktionszimmer verschlossen. Doch auch diese Sammlung bietet kein vollständiges Bild der antiken Plastik.

Die übrigen Museen in Rußland sind meist nur für den Archäologen interessant und bieten dem Kunstliebhaber sehr wenig; so z. B. das Historische Museum in Moskau, das Museum der Archäologischen Gesellschaft in Odessa u. a. Das letztere hat unter der Leitung des um die Archäologie Südrußlands sehr verdienten Direktors E. v. Stern einen großen Aufschwung genommen und wird wohl bald eines der für den Archäologen wichtigsten Museen sein. Die Sammlung ist reich an außerordentlich feinen Werken der Kleinkunst, doch sind diese zum großen Teil nur dem geübteren Auge verständlich. Der Versuch, diesem Mangel an Originalen durch Gipsabgüsse der hervorragendsten Werke klassischer Kunst abzuhelfen, ist merkwürdigerweise in Rußland nicht gemacht worden. Allerdings, jede Universität besitzt ein kleines Abgußmuseum, doch sind diese zum großen Teil sehr schwach dotiert und daher sehr ärmlich, so daß sie kaum ein Bild von der antiken Plastik zu geben imstande sind.

Erst kürzlich ist der Plan gefaßt worden, ein großes Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke im Herzen Rußlands, in Moskau, zu errichten. Der Urheber der Idee ist der Professor für Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Moskau J. Cvetajev. Die Kosten werden nur aus privaten Mitteln bestritten. Die großzügige Natur des Russen zeigt sich hier im hellsten Lichte; der Bau und die Einrichtung des Museums kosten viele Millionen Rubel — die Baukosten

allein 2 Millionen —, die auf relativ wenige Mitglieder der Geburts- und Geldaristokratie verteilt werden.

Der Bau ist ein mächtiges Viereck, von Säulenhallen umgeben. Den Eingang bildet ein kolossaler Portikus im jonischen Stil. Die Mauern sind mit Marmorplatten belegt, die teils aus dem Ural, teils aus Norwegen bezogen werden. Die Säulen wurden von italienischen Steinmetzen nach athenischen Originalen gearbeitet. Der Fries an der Mauer der Fassade in der Säulenhalle ist eine Kopie nach dem Friese des Parthenon. Die Arbeit wird in Dresden unter der Aufsicht Georg Treus ausgeführt, unter dessen Leitung auch die fehlenden Teile ergänzt werden. Es ist allerdings eine äußerst heikle Aufgabe, dieses Meisterwerk phidiasischer Bildhauerarbeit zu kopieren und zu ergänzen, doch bürgt ja der Name Treus dafür, daß die Kopie jedenfalls unser Stilgefühl nicht verletzen wird. Der Fries am Portikus wird nach Modellen des St. Petersburger Bildhauers Salemann ausgeführt.

Das Innere ist zweistöckig, mit einem großen durch zwei Etagen gehenden oblongen viereckigen Raum in der Mitte; auch hier wurden die zweistöckigen Säulenhallen nach antiken Mustern, hauptsächlich des Poseidontempels in Pästum kopiert.

Da kolossale Räumlichkeiten zur Verfügung stehen, wird die klassische Kunst wohl ziemlich vollständig vertreten sein. Professor Cvetajev ist selbst in Italien gereist, um noch nicht geformte Sachen abgießen zu lassen. Besonders dankenswert ist es, daß auch Werke des Kunsthandwerks, wie die pompejanischen Bronzegeräte, in Abgüssen vorhanden sein werden.

Doch nicht nur die griechische Plastik soll hier möglichst vollständig vertreten sein; auch Abgüsse von den hervorragendsten Werken der Renaissance sollen im neuen Museum aufgestellt werden. Daran soll sich eine reiche archäologische und kunsthistorische Bibliothek anschließen. Mit einem Wort, hier ist ein Unternehmen im Entstehen, das alle ähnlichen durch seine Großartigkeit in den Schatten stellen wird. Hoffen wir nur, daß der verschwenderische Schmuck des Baues die Wirkung der darin aufzustellenden Kunstwerke nicht abschwächen wird. Wie sich die Ausführung im einzelnen gestalten wird, ist noch nicht klar.

Jedenfalls können wir der Moskauer Gesellschaft unsere Anerkennung nicht versagen. Sollte eine solche Schöpfung von Privatpersonen nicht die reichen „Kunstliebhaber" Deutschlands beschämen? Welch eine wundervolle Sammlung könnte unsere Glyptothek sein, wenn die Münchener Bürgerschaft sich mehr dafür interessierte; müßte unsere schöne Gipssammlung dann noch in jenen unwürdigen Räumen unter den Arkaden zusammengestopft bleiben?

W.

Bücher und Zeitschriften.

Oesterreichische Burgen. Von Dr. O. Piper. 3. Teil. Im Auftrage Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein und Sr. Exzellenz des Grafen Hans Wilczek. Wien, Alfred Hölder, 1904. Pr. 8 Kr.

Demselben unermüdlichen Fleiße und derselben Genauigkeit wissenschaftlicher Forschung, mit welcher der gelehrte Burgenforscher in den beiden früheren Bänden seines umfänglich angelegten Werkes verfahren hat, verdanken wir nunmehr eine durch alte Abbildungen, solche des gegenwärtigen Zustandes und Lagepläne im Maßstabe von 1 : 1000 veranschaulichte Schilderung folgender österreichischer Burgenreste: Dürnstein, Gars, Heidenreichstein, Hinterhaus, Köllmitz, Rauheneck, Rauhenstein, Scharfenegg, Thomasberg (Niederösterreich); Luftenberg, Stauf, Werfenstein (Oberösterreich); Forchtenstein, Kaisersberg, Landskron, Lichtenegg, Pfannberg (Steiermark); Bärneck, Heimfels, Ivano, Kaldiff, Landeck, St. Michaelsburg, Neuburg, Rodenegg, Straßberg, Torquadra (Tirol und Vorarlberg); Geiersberg, Hardegg, Stein (Kärnten); Starigrad, Straßfried (Krain); Pietrapelosa, San Servolo (Istrien); Ruine und Schloß Duino (Görz und Gradiska); Landstein, Riesenburg, Wittingshausen (Böhmen) und Hochwald (Mähren). — Wieder findet der Verfasser in tausenderlei Einzelheiten die allgemeinen Gesetze deutschen Burgenbaues, wie er sie in seiner „Burgenkunde" (1895) und v. Cohausen in seinem Handbuche „Befestigungsweisen des Mittelalters" festgestellt hat, bestätigt. Ein Kabinettstück in Hinsicht der Schilderung und der beigebrachten Abbildungen ist die Erörterung über die Burg Dürnstein, die sagengefeierte Feste der Kuenringe im romantischen Donautale. Sie ist der Typus eines Wehrbaues, dessen Befestigung im organischen Zusammenhange mit der des am Fuße des Burgberges gelegenen Ortes steht. Nicht nur die alten Bilder in Merians und Vischers Werken aus dem 17. Jahrhundert, deren Details übrigens zum Teil unrichtig sind, ja sich gegenseitig widersprechen, zieht er zum Vergleiche mit dem gegenwärtigen Bauzustande heran, sondern insbesondere eine durch die Gunst des Schicksals im Archiv von Dürnstein erhaltene Abbildung, wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert, welche der Abschrift des 1476 der Stadt erteilten Wappenbriefes eingefügt ist. Ein Glanzpunkt der Ausführungen des Werkes ist auch die Schilderung der Burg Landeck in Tirol, wo insbesondere die 18 Meter lange Flurhalle mit ihrem imposanten gotischen Gewölbe die Aufmerksamkeit des Verfassers erregt (Fig. 126); es begegnen uns hier so gewaltige architektonische Linien, wie sie sonst nur in den gewaltigen Burgen des deutschen Ordens im äußersten Nordosten deutscher Kolonisationsgebiete angetroffen werden. Unter den behandelten Burgen ist das niederösterreichische Heidenreichstein als wohlerhaltenes Muster einer Wasserburg wichtig, da sonst Wasserburgen wegen ihrer leichten Zugänglichkeit in der Ebene meist gebrochen wurden, sei es in Kriegszeiten mit feindlicher Hand, sei es in Friedenszeiten, um das Baumaterial zu modernen Anlagen zu verwenden. Ab und zu stößt der eifrige Forscher auch auf Besonderheiten der Bauweise; so bemerkt er als eine solche den dreieckigen Bergfrit von Rauheneck; dreieckig im Innern, was nur durch seine großen Dimensionen möglich war, erscheint er von außen nur dadurch fünfeckig, daß Mauerstücke zum Anschluß an die später angelehnten Mauern der anderen Bauteile angefügt wurden. Eine spezifisch österreichische Manier der Befestigung stellt er in den „Fräsierungen" der Ringmauer in Heimfels in Tirol durch Sturmpfähle fest, spitze Pfähle, die, mit der Spitze nach außen gerichtet, oben knapp unter dem Rande der Mauer eingemauert wurden, um das Anlegen der Sturmleitern zu erschweren. Nur an der Trostburg in Tirol und auf den Abbildungen von Enzesfeldt, Steiersberg, Heidau und Rabenspurg in Merians Topographie von Niederösterreich hat er gleiches gefunden, was bisher fälschlich als Rest alter Wehrgänge gedeutet ward. Der nur in Oesterreich gebräuchliche, wohl von den Hussiten aufgebrachte Name „Täber", der bei Dürnstein und Scharfeneck vorkommt und bisher mit „Blockhaus" übersetzt wurde, wird von Piper allgemein als „castrum", befestigter Platz, erklärt, ohne daß es ihm gelingt, hierbei zu völlig klarer Begriffsabgrenzung vorzudringen. Eine kostbare Reliquie aus dem 16. Jahrhundert, Wandmalereien in einem Erker und eine in frischem Kolorit erhaltene Tanzszene über einem alten Ofen, findet er auf Burg Rodenegg in Tirol. Es ist hier nur möglich, einige markanteste unter den zahlreichen an Ort und Stelle von dem Verfasser gemachten Beobachtungen herauszugreifen. Sicher ist, daß das burgenreiche Gebiet der Ostmark demselben noch lange Stoff von Einzelstudien bieten wird; das System, in welches sie gebracht sind, ist durch das alphabetische Sachregister, das jedem Bande am Schlusse beigegeben ist, repräsentiert.

Dr. Karl Fuchs.

Moderne französische Literatur. Albert Boissière läßt heute auf seine normannischen Bauernromane und auf seine feinsinnigen psychologischen Novellen der Tributaires ein Werk ganz anderer Gattung folgen. Dem Titel nach, der La tragique aventure du Mime Properce lautet, vermutet man einen antiken Gegenstand, aber der römische Dichter Properz hat mit dieser höchst modernen Geschichte durchaus nichts zu tun. Nur zufällig führt der Pantomimenspieler des Romans seinen Namen. Boissières Gedanke war es offenbar, einen geistreichen Kriminalroman zu schreiben, der den Lesern des Temps, denen er zuerst vorgesetzt wurde, alle Spannung des gewöhnlichen Verbrecherromans gewäh-

ten sollte. Das Problem ist ihm recht gut geglückt, wenn man von der etwas kühnen Voraussetzung absieht, daß sich zwei Frauen, die nicht im mindesten verwandt sind, so ähnlich sehen können, daß der Gatte der einen vollständig getäuscht wird. Dagegen entspricht es allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, wie der Mime Properz, der ein sehr ehrlicher, aber wenig entschlossener Mensch ist, für den Mörder einer Selbstmörderin gehalten werden konnte. Die Untersuchung über den seltsamen Fall wird nach Dieppe verlegt, das Boissière als Normanne genau kennt. Die Schilderung des kleinen Hotels am Hafen, wo sich das „tragische Abenteuer" zuträgt, ist sehr ergötzlich. Im Buche ist die Geschichte durch ein neues Schlußkapitel bereichert worden, worin der Verfasser die tragische Ironie vielleicht doch zuweit treibt. Warum muß der unschuldige Pantomime so sehr herunterkommen und sich auf dem Grabe der Selbstmörderin, der er nichts zuleide getan hat, umbringen? Das hätte glaubhafter motiviert werden müssen.

✻

Allgemeine Rundschau.

Entwürfe Goethes zu einem Werke über Italien.

C. K. In der demnächst erscheinenden neuen Lieferung der großen Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Werken, die die zweite Abteilung des 34. Bandes enthält, werden die Entwürfe zu einem Werke Goethes über Italien mitgeteilt werden. Die Kollektaneen nehmen geschrieben über 80 Blätter ein. Der Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, Professor Bernhard Suphan, berichtet darüber im Augustheft der „Deutschen Rundschau". Goethe hatte im Gedanken an die einst dort verlebten Zeiten in den Jahren 1795 und 1796 den Plan gefaßt, das Land der reinen Schönheit in einem großen Werke vor den begeisterten Augen ganz erstehen zu lassen. Wie er an seinen Freund Heinrich Meyer schrieb, wollte er auf einer physikalischen und geographischen Grundlage die Darstellung des ganzen Lebens und der gesamten Kultur sich erheben lassen. „Ich habe indessen auch mancherley zu unserm Zweck zusammengetragen und hoffe die Base zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir einer Darstellung der physicalischen Lage, im allgemeinen und besondern, des Bodens und der Cultur, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und des Menschen in seinem nächsten Verhältnisse zu diesen Naturumgebungen. Auch ist Italien eins von denen Ländern, wo Grund und Boden bey allem was geschieht immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockne sind bey Begebenheiten viel bedeutender und die entscheidenden Abwechselungen der Lage und der Witterung haben auf Cultur des Bodens und der Menschen, auf Einheimische, Colonisten, Durchziehende mehr Einfluß als in nördlichern und breiter ausgedehntern Gegenden." Der Gedanke einer Schilderung und Erklärung aus dem Milieu heraus, den schon Herder gehabt und den dann Taine in unserem Jahrhundert durchgeführt hat, tauchte ihm auf. Es ist immer wieder erstaunlich, aus diesen verstreuten Notizen und Aufzeichnungen, abgerissenen Bemerkungen und schnell hingeworfenen Sätzen, aus den zusammengerafften Büchertiteln und Zitaten die umfassende Kenntnis und den weitausschauenden, Zukünftiges vorausahnenden Blick Goethes zu erkennen. Was Hehn in seinem Buche „Italien" versucht, was Niebuhr und Mommsen oder Heinrich Leo in seiner „Geschichte der italienischen Staaten" betont, die günstige Lage des Landes, die zentrale und dominierende Stellung Roms, den Einklang von Natur und Temperament der Bewohner mit dem klaren Himmel und dem Klima, das hat schon Goethe angedeutet. Die Einteilung der Geschichte wollte er der natürlichen Zusammensetzung des Landes aus vielen einzelnen Städten und kleinen Völkerschaften angliedern. Die Ideen einer geographischen Anthropologie, deren wissenschaftliche Ausgestaltung in unseren Tagen Friedrich Ratzel versucht hat, wollte Goethe in seinem Buche schon anwenden, aus mineralogischen und geologischen Beobachtungen, aus den einfachsten Formen der Natur und des Lebens sollte die gesamte Kultur herauswachsen in tausendfachen Aeußerungen und Gestaltungen. Und nicht nur die großen Künste sollten diesen Unterbau krönen. Neben der Baukunst, über die ein Kapitel ausführlicher skizziert und dann in den nachgelassenen Werken publiziert wurde, neben Betrachtungen über den Volksgesang und die alte Kirchenmusik beschäftigte ihn das Kunstgewerbe, so Stickereien und anderes, Dinge, auf die erst Gottfried Semper wieder hingewiesen. Ein Interesse an der Volkskunde ließ ihn die Sprichwörter genau beachten, aus denen er Charakter, Art und Sitten der Menschen zu erkennen glaubte. Man fühlt sich schon an Burckhardts Art der Kulturbetrachtung gemahnt, wenn er auf die verschiedenen Formen der Jagd und des Militärs und noch verborgenere Blüten des Kulturgeistes sein Augenmerk richtet.

✻

Gebrannte und ungebrannte Terra sigillata.

In Ergänzung der Mitteilung in Nr. 169 dieser Beilage S. 174 möge darauf hingewiesen werden, daß sich die betreffende Bitte um Uebermittlung von technisch wichtigem Scherbenmaterial, schwerer zugänglicher Literatur und anderes namentlich sowohl auf die betreffenden Herren Museumsvorsteher als auch auf zuständige Privatpersonen des In- und Auslandes bezieht, soweit der Unterzeichnete zu ihnen noch nicht in Beziehung steht. Es wird in erster Linie an dasjenige Ausland gedacht, welches in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung unter römischem Einfluß gestanden hat. Auch ist die geographische Skizzierung der bisherigen Terra sigillata-Funde in Aussicht genommen, wobei besonders die Peripherien der römischen Grenzgebiete in Betracht kämen, so die festen Standlager der oktavianischen Heere an den Grenzen am Rhein, an der Donau und am Euphrat, dann auch etwaige Terra sigillata-Funde an den skandinavischen Grenzen. — In Bezug auf die literarische Zusammenstellung und Sichtung der als Universal-Heilmittel verwandten ungebrannten Terra sigillata sei ergänzt, daß von einheimischen Bolusarten besonders die von Schlesien, Böhmen, Hessen, Württemberg in Betracht kommen, wenngleich auch diejenigen romanischen und orientalischen Ursprungs eingehend berücksichtigt werden sollen. — Gefällige Zuschriften, Anregungen u. s. w., die wie in Nr. 169 bereits zum Ausdruck gebracht, nach Möglichkeit im Text selbstredend berücksichtigt werden, beliebe man an den Unterzeichneten, der als Praktikant in der Chemisch-Technischen Versuchsanstalt bei der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin-Charlottenburg bis auf weiteres mit derartigen Arbeiten beschäftigt ist, möglichst in deutscher, französischer oder englischer Sprache zu richten.

Berlin, Anfang August 1904. **Paul Diergart.**

✻

Kleinere Mitteilungen.

* Ein Aufruf zum Bunde gegen die Wiederherstellung des Heidelberger Schlosses geht uns soeben von einem engeren Ausschuß zu, in dessen Namen die Herren Prof. Dr. Tode (Heidelberg), Prof. Wilh. Trübner (Karlsruhe), Professor Konr. Sutter (Mainz), Prof. W. Manchot und Dr. F. Mamroth (Frankfurt a. M.) zeichnen. Außerdem ist ein weiterer Ausschuß gebildet, dem u. a. in München die Herren Hans E. Berlepsch von Valendàs-Maria Eich-Planegg b. Mch., Otto Julius Bierbaum, Martin Greif, Hofrat, Dr. Georg Habich, Dr. Georg Hirth, Herausgeber der „Jugend", Fritz Frhr. v. Ostini, Prof. Dr. Berth. Riehl, Prof. Wilhelm v. Rümann, Dr. Benno Rüttenauer, Prof. Gabriel v. Seidl, Prof. Franz Stuck, Prof. Fritz v. Uhde, Prof. Dr. Karl Voll und Wilhelm Weigand angehören. Der Beitritt zu diesem Bunde geschieht ohne Geldbeitrag durch Anmeldung bei einem der Mitglieder der beiden Ausschüsse oder bei geeigneten Vereinen.

cf. Altertumsfunde. Als ein Fund von großer Bedeutung wird die Entdeckung eines Pfahldorfes geschätzt, die bei der Gelegenheit von Ausschachtungen im Laufe der Erweiterung des Hafens von Heyst-Zeebrugge bei Brüssel gemacht wurde. Nach der vorläufigen Untersuchung schreiben die Sachverständigen das Alter des Pfahlbaues der Römerzeit zu. Alle Funde werden in das Brüsseler Museum übergeführt werden. — Im sogenannten Oxford-Ton, einer in Südengland weitverbreiteten Bodenschicht, die dem oberen Jura zugehört, ist in 20 Fuß Tiefe der Riesenschädel eines ausgestorbenen Ungeheuers gefunden worden, das am ehesten einem Alligator geglichen zu haben scheint. Die Kiefer messen zwei Fuß in der Länge und sind durch den Gesteinsdruck fest miteinander verkittet. Derartige Funde in den Schichten des bezeichneten Alters sind nicht unerhört. Namentlich ist dabei an die enormen Geschöpfe der Gattung Teleosaurus zu denken, deren Reste im Jura von Württemberg, allerdings in den etwas älteren Schichten des unteren oder schwarzen Jura, zutage gekommen sind. Die Teleosaurier unterscheiden sich von allen lebenden Krokodilen durch die Gestalt der Wirbel, die auf beiden Seiten ausgehöhlt sind, ferner durch sehr kurze Vorderbeine, die eine Bewegung auf dem Lande wohl nur in beschränktem Maße gestatteten, außerdem durch den Besitz eines mächtigen Bauchpanzers und durch eine eigentümlich reihenförmige Anordnung des Rückenpanzers, die etwa an den Panzer der Gürteltiere erinnert haben muß. Das Tier, dessen Ueberbleibsel jetzt in England gefunden worden sind, scheint der Gattung Steneosaurus anzugehören.

*

Hochschulnachrichten.

* **München.** Hier hat sich für das Fach der Psychiatrie Dr. Alois Alzheimer, Assistenzarzt der psychiatrischen Klinik, mit einer Probevorlesung über „Hysterische Geistesstörung" habilitiert. Die Habilitationsschrift führt den Titel: „Histologische Studien zur Differentialdiagnose der progressiven Paralyse".

* **Würzburg.** Mit einer Habilitationsschrift über die „Salze der Blutkörperchen" hat sich der Assistent am physiologischen Institut Dr. med. et phil. A. Gürber für physiologische Chemie habilitiert.

mh. **Freiburg i. Br.** Dr. Schlegel, außerordentlicher Professor an der tierhygienischen Abteilung des hygienischen Instituts der hiesigen Universität, wird den an ihn ergangenen Ruf an die erledigte Professur für pathologische Anatomie an der tierärztlichen Hochschule in Dresden, wie wir von zuverlässiger Seite erfahren, ablehnen, da seitens der badischen Regierung und Fakultät Anstrengungen gemacht worden sind, den Gelehrten der Freiburger Universität zu erhalten.

* **Straßburg.** Der Privatdozent für Zahnheilkunde und Leiter der zahnärztlichen Poliklinik Dr. Jessen hat seine akademische Stellung aufgegeben.

* **Bonn.** Die Berufung des außerordentlichen Professors Dr. Westphal in Greifswald auf den erledigten Lehrstuhl für Psychiatrie an der hiesigen Universität ist nunmehr erfolgt.

hc. **Berlin.** Der Professor der Astronomie und Direktor der hiesigen Sternwarte Geh. Oberregierungsrat Dr. Wilhelm Foerster (der bekanntlich zum 1. Oktober in den Ruhestand tritt) feiert am 5. August das fünfzigjährige Doktorjubiläum. Professor Foerster steht im 72. Lebensjahre.

* Der Privatdozent Dr. Jacob, dessen Einspritzungsbehandlung bei Lungenkranken zu so unliebsamen Auftritten im Berliner Verein für innere Medizin geführt hat, teilt am Schwarzen Brett der Universität mit, daß er krankheitshalber seine Vorlesung über Tuberkulose in diesem Jahre nicht mehr fortsetzen könne, daß er dies aber im nächsten Jahre tun werde. — Der Privatdozent für Kinderheilkunde Dr. L. Bendix ist zum leitenden Arzt der Waldschule für kränkliche Kinder der Stadt Charlottenburg ernannt worden. — Der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. Erich Bennecke ist in der Nacht vom Montag auf Dienstag infolge einer Blutvergiftung im Alter von 39 Jahren gestorben. Der Verstorbene war 1895 als Assistent in die chirurgische Klinik der Charité gekommen und wurde 1902 Nachfolger des Professors Hildebrandt als Vorsteher der chirurgischen Poliklinik des Geheimrates König.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der Kinderheilkunde Dr. F. Siegert hat den Ruf als Professor und ordentliches Mitglied der neu zu eröffnenden Akademie für praktische Medizin in Köln sowie als Leiter des Kinderkrankenhauses (v. Oppenheimsches Kinderhospital) angenommen.

hc. **Breslau.** Der ordentliche Professor der Geographie Geh. Regierungsrat Dr. Joseph Partsch hat einen Ruf nach Halle an Stelle von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff abgelehnt.

* **Kiel.** Der Oberarzt der Frauenklinik Dr. Ottomar Hoehne habilitierte sich für Geburtshilfe und Gynäkologie. Die Habilitationsschrift lautet: „Zur Frage der Entstehung intramuskulärer Abzweigung des Tubenlumens." — Als Nachfolger des vom Lehramt zurücktretenden Professors Dr. L. Claisen wird der außerordentliche Professor der Chemie an der Universität Berlin Dr. C. Harries genannt.

* **Jena.** Die theologische Fakultät der Berliner Universität hat dem bisherigen Jenaer Privatdozenten Ernst v. Dobschütz, der als Nachfolger Professor Holtzmanns nach Straßburg berufen ist, die Ehrenwürde eines Doktors der Theologie verliehen.

dr. Der bisherige außerordentliche Professor der Geschichte an der Universität Jena Dr. Alexander Cartellieri ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden. Damit ist die durch den Tod von Professor Lorenz erledigte Professur wieder besetzt.

* **Greifswald.** Der Privatdozent für Chirurgie Dr. R. Klapp scheidet, nach der Münchener Medizinischen Wochenschrift, aus dem Lehrkörper der Universität aus, um als Assistenzarzt an die chirurgische Universitätsklinik in Bonn überzusiedeln.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 4. August. Nummer 177.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Japanismus.

Was uns Modernen die Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts so interessant macht, ist die hier zum Ausdruck kommende hochgesteigerte Empfänglichkeit für den Wohlklang der Linie und die vornehme Farbenanschauung. Diese Kunst rechnete nicht mit dem Detail und erstrebte auch nicht absolute Naturwahrheit; sie sah wie die auf eine jahrhundertelange Tradition zurückblickende Malerei ihr Ideal in der knappen Niederschrift des Charakteristischen einer Erscheinungsform, in der Kunst des Umrißmalens in wenigen Strichen. In der Betonung der dekorativen Silhouette waren in der Malerei die Grundelemente der Holzschnittkunst schon vorgebildet; die neue Technik brauchte nur die sparsame Linienführung ihrer Vorläufer nochmals zu vereinfachen. Wie sich die japanische Holzschneidekunst in der kurzen Spanne von kaum zwei Jahrhunderten zu einer technischen Vollendung erhob, die seit ihrem Bekanntwerden in Europa bis heute das Entzücken aller Kenner erregte, wie sie die einzelnen Typen, vor allem den Frauentypus, in immer neuen Feinheiten ausbildete, wie allmählich der Landschaftssinn erwachte, wie sich die nach und nach gefundenen Ausdrucksmittel bis zur höchsten Feinheit, Leichtigkeit und Sicherheit steigerten, das alles hat Friedr. Perzynski in einem äußerst lesenswerten und interessanten Buche auseinandergesetzt.[1])

Den älteren japanischen Holzschnittmeistern kam es nicht darauf an, einen seelischen Vorgang auszudrücken; was sie anzog, war das feierliche Wogen und Zusammenfließen schöner Linien, waren Bewegungsmotive. Wenn der Hauptreiz der Menschendarstellung für sie im Gewandmotiv lag, wurden sie dabei ebenso sehr durch Raffinement wie durch Gleichgültigkeit gegen den nackten Körper geleitet. So ist die Vernachlässigung des Studiums menschlicher Körperformen zu erklären. Die wichtigsten Ausdrucksfaktoren der japanischen Linear-Komposition sind Haltung und Bewegung. Die Physiognomie bleibt zunächst leer: „es gilt eines Edelmannes unwürdig, Gemütsbewegungen auf dem Gesichte zu verraten".

Durch die Erfindung des Buntdruckes wurden zwei neue Ausdrucksmöglichkeiten erschlossen: Farbe und Fläche. Der Raumsinn erwacht. In der häufigen Anwendung des Blindplattendrucks mittels farbloser Holzstöcke, deren erhaben geschnittene Zeichnung sich in das Papier einprägte, wurde ein äußerst feines und zartes Mittel gefunden, eine zu tote Farbenfläche durch die blinde Musterung aufzulockern. In den zahlreichen Schauspielerporträten wurde zum erstenmal die Struktur des Gesichts individuell aufgefaßt und Aehnlichkeit angestrebt.

Bis jetzt war aber immer noch der Mensch der Träger dekorativer Gedanken; der Hintergrundsarchitektur, der Landschaft, wurde nur eine untergeordnete Rolle zugewiesen. Darin trat erst eine Aenderung ein, als in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die japanische Holzschnittkunst ihre höchste Blüte erreichte. Hokusai (1760 bis 1841) hat in seinem langen Leben fast alle Entwicklungsstufen seiner Kunst noch einmal durchlaufen. Seine Vorstellungswelt ist von keiner Konvention mehr eingeengt. „Er beobachtet die Handwerker Jeddos in ihren offenen Werkstätten, macht kleine Reisen in die Provinz, wo über gähnende Schluchten malerische Brücken geschlagen sind oder Seile die Stege abgeben, an denen man entlang klettert, er lauscht den rhapsodischen Wasserfällen und versenkt sich in die Poesie der vielen stillen Seen seines Heimatlandes. Er läßt in pantheistischem Erschauern das leidenschaftlich-schöne Spiel der Elemente auf sich einwirken, die herzbeklemmende Gewalt des Sturmes, unter dem die Baumwipfel auflodern wie Menschenhaar, das sich sträubt, das raubtierartige Keuchen und das Gebrüll des entfesselten Meeres, dessen züngelnde Gischtkrallen nach den heutigen Fahrzeugen der Menschen langen, den grandiosen Schrei des Donners und den nervenerschütternden Sturz der gelben und violetten Blitze. Er sieht die nackten Kulis in den Straßen Jeddos herumlaufen, mit Waren bepackt, überall Halt machend, um den Straßengauklern zuzusehen oder dem eintönigen Geschrei der Ausrufer zu lauschen, sieht, wie sie immer guten Humors die Jinrischika ziehen, das zweirädrige leichte Menschengefährt." Das 18. Jahrhundert hatte der Frau gehört, das neue Jahrhundert gehörte dem Manne und der Landschaft. Die Vorgänger Hokusais strebten graziösen Fluß der Linie an, dieser lebendigen Ausdruck, knappeste, kürzeste und darum sinnenfälligste Niederschrift einer Impression.

Am Ausgang der Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes steht Hiroshige (1797—1858), der letzte große Künstler und einer der bedeutendsten Landschafter Japans. In seinem Werke ziehen die Schönheiten aller Jahreszeiten an uns vorüber, deren zarten Stimmungshauch wir am besten, dem Beispiel Perzynskis folgend, mit den Worten der Dichterin Sei Shonagon wiederzugeben versuchen: „Im Frühling liebe ich es, zu beobachten, wie die Morgendämmerung allmählich weißer und weißer wird, bis ein feiner, rosiger Schleier die Kämme des Gebirges krönt, während dünne Streifen von Purpurwolken sich darüber breiten.

Im Sommer liebe ich die Nacht, nicht nur die des hellen Mondes, sondern auch die ganz dunkle, wenn die Feuerfliegen sich in schwirrendem Fluge kreuzen oder wenn ein leiser Regen fällt.

Im Herbst ist es die Schönheit des Abends, die mich am tiefsten bewegt, wenn ich den Krähen zusehe, die zu

[1]) Die Kunst. Sammlung illustrierter Monographien. Herausgegeben von R. Muther. Band XIII: Der japanische Farbenholzschnitt. Von Friedr. Perzynski. Berlin, Julius Bard.

zweien, dreien und vieren zu Horst ziehen, während die untergehende Sonne weithin ihre Strahlen verschickt und sich mehr und mehr dem Bergrand nähert. — Und noch viel entzückender ist es, die Linienbahn der fliegenden Wildgänse zu verfolgen, zu sehen, wie sie kleiner und kleiner werden mit der wachsenden Entfernung. Und wenn die Sonne ganz untergegangen ist, wie schlägt mein Herz beim Zirpen der Grillen und beim leisen Atmen des Windes!

Im Winter, o wie schön ist da der Schnee! Aber ich liebe auch die blendende Weiße des Reiffrostes und die Kälte, die die Glieder erstarren macht. . . ."

In Europa lernte man vor einem halben Jahrhundert den Farbendruck der Japaner kennen. Zur Zeit des zweiten Kaiserreichs gelangten die ersten japanischen Kunsterzeugnisse nach Paris. Man stand in sprachlosem Entzücken vor diesen kühnen, gleichsam von der Natur improvisierten Farbenkompositionen, deren harmonischen Wohlklang keine schrille Dissonanz störte. In Frankreich wurden die beiden Goncourt die überzeugten literarischen Vorkämpfer der neuen Kunstanschauung. Die Künstler blieben in ihrer Begeisterung nicht hinter den Schriftstellern zurück und zogen die nötigen Konsequenzen. Manets beste Porträte sind aus diesen Anregungen hervorgegangen, und der Impressionismus Monets verrät deutlich den Geist der neueren Japaner, „die die flüchtige, vibrierende Schönheit eines Momenteindruckes zu bannen suchten". Das Unsymmetrische in der Art der Raumausfüllung auf den Ballettszenen von Degas ist unmittelbar aus den japanischen Vorbildern entnommen. Am deutlichsten tritt der japanische Einfluß bei dem in England arbeitenden Amerikaner Whistler hervor. Der Künstler wollte nicht wirklichkeitsgetreu ein Stück Natur wiedergeben, sondern ihr nur den Stoff zu selbständigen Farbenkompositionen entnehmen. In seinen Porträten macht sich der Japanismus in seinem feinsten Extrakt geltend. Auf Japan geht das Kompositionsschema zurück, die Gliederung der Hintergrundsarchitektur in rechten Winkeln und Parallelen; japanisch ist die Vorliebe für „silberige Harmonien, in denen die Konturen sich auflösen". Schattenhaft weich sitzt auf dem berühmten Bilde Carlyles die farbige Silhouette vor dem seidigen Grau der Wandfläche. Japanisch ist es, wenn Whistler in dem Vordergrund einer „Marine" die vom Winde geschaufelten Halme des Schilfes malt, wie ein japanischer Künstler etwa in einem Winkel seines Bildes einen blühenden Zweig anbringt. Neben Whistler hätte Perzynski auch des mit ihm eng verbundenen Belgiers Alfred Stevens gedenken können. Aeußerlich schon steht dieser Maler den Japanern durch sein Darstellungsgebiet nahe. Bis auf Hokusai war die Frau das Hauptthema der japanischen Künstler gewesen. Alfred Stevens war, wie Muther in seiner „Belgischen Malerei" sagt, „berufen, der erste Schilderer der modernen Frau zu werden. So fand das Froufrou der modernen Damentoilette, die Grazie der weiblichen Bewegung in ihm den ersten feinsinnigen Interpreten". Auf vielen seiner Bilder sehen wir feine, glänzende Stoffe, japanische Lackarbeiten, Bronzen und Töpfereien verwendet. In den Landschaften strebt er weniger nach absoluter Naturwahrheit als nach dem schönen Ton. Von jüngeren Künstlern sei hier der Engländer Aubrey Beardsley erwähnt, „der sich aus japanischen und französischen Rokokoformen einen neuen Stil zurechtmachte", und in Deutschland Th. Th. Heine, „der dem Japanismus in dem Biedermeierelement eine drollige und bizarre Note zuführte".

Der Einfluß ostasiatischer Aesthetik erstreckte sich aber noch weit über das spezielle Gebiet der Malerei hinaus. Wir machen uns heute selten eine Vorstellung davon, welch ungeheures Absatzgebiet die Erzeugnisse japanischer Industrie bei uns gefunden haben, von den einfachsten Gebrauchsgegenständen an bis zu den kostbarsten Nippes. Von höchster Bedeutung ist die Einwirkung dieser Vorbilder, die sich ebenso durch hervorragende Sachlichkeit wie durch sorgfältige Technik und erlesenen Geschmack auszeichnen, auf viele Erzeugnisse des modernen europäischen Kunstgewerbes gewesen. Um nur an Bekanntes zu erinnern, sei hier der Eckmannschen Tapetenmuster gedacht, sowie der Töpfereien Läugers, bei denen der Künstler eine seit Jahrhunderten im südlichen Schwarzwald heimische und handwerksmäßig ausgeübte Industrie den modernen Dekorationsbestrebungen unterwarf. Auf keinem Gebiet jedoch hat das Vorbild der japanischen Gravüre so von Grund aus neuschaffend gewirkt, wie auf dem der Plakatmalerei. „In der flächigen Art ihrer Farbengebung, in der Intensität der Bildwirkung, die auf Weglassung alles Unwesentlichen und Betonung der charakteristischen Linie beruhte, waren alle für das Wesen des Plakats bedeutungsvollen Elemente vorgezeichnet." Auch auf diesem Gebiete haben französische Künstler, wie Chéret und Henri de Toulouse-Lautrec, bahnbrechend gewirkt.

L. Henrich.

Der Klassiker der dänischen Neuromantik.

Von Lorenz A. Krapp.

(Schluß.)

Eine Analyse der Werke Jacobsens verknüpft sich mit harten Schwierigkeiten. Denn seit Novalis ist kein Dichter mehr auferstanden, in dem Leben und Wirken so unerfaßlich eines waren. Man denke an Goethe: sein Schaffen war voll siegmächtiger Herrlichkeit: er hatte die Kraft, in seinen Stoffen aufzugehen, die Geschichte der Entstehung von „Werthers Leiden" oder vom „Götz von Berlichingen" beweisen es; aber immer stand er zugleich auch über seinem Werke, von sonniger, klarer Höhe darauf niederblickend. Anders das Schaffen Jacobsens: er ist der Sklave seiner Werke, er ist in Unbewußtheit, in Willenlosigkeit das, was seine Bücher reden. Er brauchte sich nicht wie Goethe abzusondern und, in Einsamkeit vergraben, im Fieber der Inspiration glühend, seine Werke niederzuschreiben; sein Leben war eine stete Inspiration, von den ersten Tagen im Kopenhagener Stadtgraben, unter der traumhaften Bläue eines wolkenlosen Himmels, bis zu den furchtbaren Schmerzenstagen von Thistedt und von der Ny Adelgade. Er war immer emporgehoben über dies arme bißchen Erdenhaftigkeit und sein ganzes Leben spielte sich wie auf dem Kothurn ab: als blasser, schöner, hochaufgeschossener Junge schon lebte er sein Traumleben in dem Reich der blauen Blume, der tiefen, harmonisch getönten Farben; und so lebte er weiter bis zu den Duldertagen seiner letzten Krankheit, wo unter den buschigen Wimpern die Augen im Glanze der Hektik strahlten, aber in ihrem tiefsten Grunde glühte noch ein anderes Licht, das einer transzendentalen, außerzeitlichen Welt.

Das erschwert so sehr eine Zergliederung von Jacobsens Werken: der unerhört innige Zusammenhang zwischen ihm und seinen Büchern. Eine Zergliederung seines Schaffens nach der Art, wie wir etwa das Verständnis von Goethes „Faust" uns zu erringen suchen, ist Unmöglichkeit; sie hätte vivisektorischen Charakter, wäre wie ein Einschnitt ins heiße, rote, zuckende Leben des Leibes. Sie wäre im letzten Grunde Vernichtung all des Wesenhaften, das seiner Poesie eignet. Seine Schülerin Selma Lagerlöf hat einmal in der Gösta-Berlingsaga ein Wort gesprochen von Märchen, die wie Rosen sind: entblättre die Rosen, und mit den niederrieselnden Blättern verrieselt Duft und Farbe und Schönheit und Zeugungskraft und Sein. Er ist eine Gestalt, wie der keusche, zarte, engelhafte Shelley mit seiner knabenhaft reinen Liebe und seinem sterbenstraurigen Schicksal. Oehlenschläger, der große Landsmann Jacobsens, den Jacobsen so unendlich klein machen wollte[3]) und doch so demütig himmelhoch verehrte, hat einmal in „Correggio" (1809) in der Gestalt des zarten Antonio Allegri diesen ganzen Typus gekennzeichnet:

Er ist zu sanft und weich für diese Welt.
Er ist wie seine Kunst ein holder Schein,
Den jede Wolke leicht verdunkeln kann.

(1. Akt.)

[3]) cf. „Niels Lyhne" S. 19.

Und selbst seine heftigsten Paradoxe erzürnen nicht und reizen nicht zum Widerspruch; denn nicht aus Liebe zum Streit sind sie emporgewachsen, sondern aus Liebe zum Frieden, zum Verständnis. Wer vorm stillen Haus in der Kopenhagener Ny Adelgade steht, dem summen auf einmal die träumerisch-traurigen Worte des harten, heftigen Wahrheitsfanatikers Zola durch den Sinn, die dieser bei einem Gang durch den Père Lachaise über eine Jacobsen ähnliche Gestalt, Alfred de Musset, spricht:

„Neue Winter sind über den Marmor Mussets dahingezogen. Ich fand ihn blässer und zarter. Die letzten Regen haben ihm ein neues Gewand gegeben. Ein Sonnenstrahl, der von einem benachbarten Baume herabdrang, ließ das feine Profil des Dichters wie belebt hervortreten. Dieses Medaillon mit seinem ewigen Lächeln hat einen seltsamen Reiz, der traurig stimmt. — Sag, woher kommt wohl die seltene Macht, die Musset über meine Zeitgenossen ausübte? Es gibt wenig junge Leute, die, nachdem sie seine Bücher gelesen, in ihrem Herzen nicht eine ewige Milde bewahrten. Und doch hat Musset weder zu leben noch zu sterben gelehrt; er ist bei jedem Schritt gestürzt; er vermochte sich in seiner Agonie nur auf die Knie zu erheben, um wie ein Kind zu weinen. Doch das schadet nichts: wir lieben ihn: wir hegen für ihn dieselbe Liebe wie für eine Geliebte, die unser Herz befruchtet, indem sie ihm den Todesstoß gibt." (Zola, „Erinnerungen".) Vor der außerzeitlichen Milde solcher Gestalten sinkt selbst die harte, schwielige Proletarierfaust eines Zola, senkt sich sein im glühenden Zorn des Proletariers brennendes Auge. Die Aristokratie dieser Seelen überwältigt.

Die Aristokratie dieser Seelen! Wir haben schon dieser priesterhaften Hoheit gedacht, mit der Jacobsen vor uns steht. Seine Welt ist die von Parmegianinos schlankgliedrigen Frauen mit den herrlichen, weißen Prinzessinnenhänden, die von Luinis Jungfrauen mit dem mystischen, nach innen gewandten Lächeln, die von Rossettis überschlanken Gestalten mit der tempelreinen Luft in allen Falten der langen, steifen, schwerbrokatnen Kleider.

Und als drittes Grundelement tritt zu diesen beiden — dem sacerdotalen und aristokratischen — dasjenige eines gewissen weichen, verträumten Quietismus, einer stummen Tatenlosigkeit. Dies Element ist geboren aus Jacobsens Grundstimmung, die er tausendfältig variiert: der Sehnsucht. Er ist einer von denen, die Goethe „Hungerleider nach dem Unerreichlichen" nennt. Aber dies Unerreichliche läßt sich doch nie mit der hohlen Faust umspannen, selbst die härteste Arbeit vermag es nicht an sich zu ringen und zu reißen. Es ist das Suchen nach den Gärten des Okeanos, nach den Torpfeilern des Paradieses, von denen Milton in weltverlorener Sehnsucht singt. „Ueber den Grenzen der Erdhaftigkeit müssen sie liegen — raunt die Sage —, die Torpfeiler des Paradieses. Alabastern sind sie, und Satteldächer von Rubin krönen ihren Knauf, und das Licht fließt um sie wie ein Seidenkleid." Aber so göttlich schön diese Torpfeiler sind, so göttlich unerreichbar ragen sie in der Ferne. Selbst der stärkste Arm sinkt, der sich zu lang in Sehnsucht nach ihnen gebreitet hat. Die „schöne, stumme Untätigkeit" ist das Ende alles dieses Sehnens: Nirvana, Avalun. Schon durch die Verse Homers (Odyssee IV, 563) und Pindars (Olymp. 2, 129) oder die Worte Platons im Timaios zittert ein leiser, müder Hauch, wo sie von diesen „Gärten des Okeanos" oder von „Atlantis, der untergegangenen Welt" reden; denn was sind diese Namen anders als vielwechselnde Symbole für das Menschentumsheimweh nach dem Licht, das im Westen stirbt, nach dem Reinen, Guten, Klaren? Aber Jacobsen hat, an Novalis anknüpfend, dieser uralten, niegestorbenen Sehnsucht, die in Müde und Untätigkeit verfließt, den höchsten Ausdruck gegeben, der bisher gefunden wurde. Seine Sprache hat etwas an sich, was wie eine starke, köstliche, betäubende Essenz wirkt, was einschläfert. „In seinem Vortrag liegt etwas Bestrickendes, Berauschendes. Es ist der stärkste Stimmungstrank, der in unserer Prosa gebraut worden ist," sagt G. Brandes über ihn.

■

Schon sein Roman „Marie Grubbe" zeigt ihn auf dieser Höhe selbsteigenen Schaffens. „Marie Grubbe" ist der Roman der modernen Frau. Er ist das Pendant zu „Niels Lyhne", dem Roman des modernen Mannes. Aber in beiden Büchern ist ein ganz spezifischer Typus des modernen Menschen geschildert, der des nervösen Menschen. Die Gestalten, die durch diese Bücher gehen, sind alle wie aus schönen, feiervollen Visionen geschaut: aber mit stärkster Kunstbetätigung sind sie zugleich auch hereingezerrt in den Rahmen des realen Seins. Gewaltsam sind sie hereingestellt; eine „Marie Grubbe" mit den durchweg modernen Ideen der freien Liebe und freien „Zuchtwahl" fügt sich nicht in den Rahmen der pietistischen Tage des heranziehenden 17. Jahrhunderts in Dänemark. Aber das ist eben das Köstliche, wahrhaft Große an Jacobsen, daß wir dies alles bei der Lektüre völlig vergessen, überwältigt von seinem stärksten Kunstmittel, der Stimmungskraft.

Der Roman „Marie Grubbe" beginnt mit einem solchen wundervoll feinen Stimmungsbild. Unter den Kronen der Lindenbäume wiegt sich eine Luft, die herübergezogen ist über die braune Heide und über brausende Aehrenhalme. Diese Luft muß frisch sein und klar; denn das dichte Laubwerk hat sie gereinigt und die kühlen Lindenblätter haben sie erquickt. Gelbe Lindenblüten rieseln nieder, unhörbar, sacht, sacht.

Und nun hebt Jacobsen zu erzählen an. Leise, unhörbar beginnt er; keine laute Handlung darf sich noch eindrängen, nur Ruhe und Traum eignet sich für eine solch wunderleise, zarte Mittagstimmung. Marie Grubbe wird uns vorgeführt, jedes Detail an ihr beschrieben. Neben ihr wölbt sich der Baumgang; Melissen ranken sich um die Latten in weißen Schnörkeln und durstige Balsaminen; Boborellen und Goldlack stehen zwischen dunkelfeurigen Nelken, „die dastehen und die Köpfe zusammenstecken wie die Schafe auf offenem Felde". Und im Glanz dieser Mittagssonne lehnt sich Marie Grubbe, das junge, zarte Mädchen, zurück und träumt vor sich hin. Das Märchen von Griseldis, der armen, gestoßenen Markgräfin, dämmert vor ihr auf: in dem Zimmer mit den roten Purpurteppichen und dem vergoldeten Alkoven liegt Griseldis dem Markgrafen zu Füßen, aber er stößt sie von sich; vor kurzem hat er sie von dem warmen Lager emporgerissen, jetzt öffnet er die schmale rundbogige Tür, und die kalte Luft strömt herein auf die arme Griseldis, die auf dem Estrich liegt und weint, und zwischen der kalten Nachtluft und ihrem warmen, weißen Körper ist weiter nichts als das dünne, dünne Leinen. „Aber er jagt sie hinaus und schließt die Tür hinter ihr und sie drückt die nackte Schulter gegen die kalte glatte Tür und schluchzt und hört ihn auf dem weichen Teppich gehen, und durch das Schlüsselloch kommt das Licht von der duftenden Kerze und setzt sich wie eine runde kleine Sonne auf ihren entblößten Busen. Und sie schleicht sich weg und geht die dunkle Marmortreppe hinunter, und es ist ganz still, und sie hört nichts als den weichen, klappernden Ton ihrer nackten Füße auf den eisigen Stufen. Dann kommt sie ins Freie — der Schnee . . . nein, es regnet, es regnet in Strömen, und das kalte, schwere Wasser plätschert auf ihre Schultern herab; sie aber irrt klagend und jammernd weiter, in Nacht und Sturm verstoßen." — Und plötzlich zerrinnt dies Bild vor der Seele Marie Grubbes, in schüchterner Mädchenhaftigkeit staunt sie; denn eine andere Vision dunkelt schon wieder empor: der Streit zwischen Brunhilde und Kriemhilde, und die Rache, die Kriemhilde an Brunhilde nimmt, wie sie die stolze, hohe Königin von schwarzen, wütenden Hengsten zu Tode schleifen läßt.

Mit prächtigen Zügen sehen wir so das Bild Marie Grubbes schon vor uns hingestellt; ihr unklares, dunkles Träumen, ihre stürmische Sehnsucht nach einem Großen, einem Unbekannten, — der Ruf, der das Mädchen aus seinen Sehnsuchten schreckt und jäh zum Weibe macht, ist angedeutet; eine Exposition ersten Ranges ist aus dem dämmerumwobenen Stimmungsbild emporgewachsen. In dieser Marie Grubbe, wie die wenigen Seiten der Einleitung sie zeichnen, ruhen unklar schon alle die Konflikte bei-

sammen, die später ihre Seele erschüttern und in ihr wie auf der Windharfe bei Sudermanns Magda spielen und jauchzen und röcheln sollen; ihr nie Genügen und ihre endliche schmerzhafte Resignation, ihr Sichverirren und Sichvergessen im tiefen Elend lagern hier im Keime nebeneinander.

Zwischen episodenhaftem, zerstückelndem Beiwerk rankt sich die Handlung weiter, oft straff weiterschreitend, oft auf lange Strecken rastend. Aber dann kommt ein Höhepunkt: Marie Grubbe verehelicht sich mit Ulrik Frederik Güldenlöwe, dem natürlichen Sohne des Königs. Sie hat ihn geheiratet, warum, war ihr selbst nicht völlig klar. Sie liebte ihn wohl, gewiß; aber es war nicht die mit allen Inbrünsten rufende Liebe, die Naturen wie sie zum Manne hinreißen muß; ein zweites Moment noch war zu ihrer Liebe getreten, das das Verhältnis zwischen ihnen schon von vornherein zu einem unmöglich dauernden gestalten mußte, das Mitleid. Denn weil Ulrik Frederik Güldenlöwe als natürliches Kind des Königs vom übrigen Adel gemieden wurde, und auch sie sich überaus einsam fühlte, hatte sie ihm die Hand zum Ehebunde gereicht, der denn auch bald gewaltsam gelöst wurde. Denn wohl hatte Güldenlöwe ein überschießendes Kraftnaturell, aber seine Kraft entlud sich nach anderen Richtungen; er konnte „ein wütender Hund sein in seinem Zorn und ein Schwein in seiner Leidenschaft und ebenso gut ein Alexander in Mut und Stärke", aber eines, das Ideal der Männlichkeit für ein Weib wie Marie Grubbe, das im Manne seinen Gott sich ans Herz ringen und reißen will, das zu sein ging über seine Kraft: „Ihr von euerm Geschlecht," sagt er zu Marie Grubbe: „ich weiß, es gibt unter euch solche, die, wenn sie einen Mann lieben und er sie auch mit Füßen von sich stößt, doch wiederkommen, immer und immer wiederkommen, denn ihre Liebe ist gegen alle Wunden gefeit." „Ja, das ist richtig, mein Herr Gemahl," entgegnet Marie Grubbe, „und ich, ich bin ein solches Weib, müßt Ihr wissen, aber Ihr, Ihr seid — nicht der rechte Mann."

Unter schweren äußeren Konflikten vollzieht sich die Scheidung. Marie Grubbe ist einsamer denn je. Und in dieser ihrer Einsamkeit vollzieht sich der psychologische Prozeß, der bei ihrer in Träumerei und Sehnsucht verlebten Jugend unausbleiblich war, und dem die ohnehin träumerische dänische Natur in ihr Vorschub leistete, sie verlor sich in der Romantik. Sie dünkte sich, um mit ihr zu reden, vor der Pforte des Lebens stehend, unfähig, die Klinke des goldenen Tores niederzudrücken, das in den Kerzensaal des Glückes leitet; es war ihr, als müßte sie hier ewig auf die Töne des Festes lauschen, ungeladen und von niemand gesucht, wie eine armselige Magd. Wenn jetzt einer kam, der sie in seiner Liebe zur Königin machte, der als Sklave vor ihr kniete in Demut und Ehrfurcht und stummem Staunen wie vor einem Gnadenbild, dem mußte sie sich zu eigen geben. Und Sti Høg, ihr zweiter Gatte, war dieser Mann. Die Szene bei dem phantastischen Gartenfeste beim König am Ende des elften Kapitels, wo er in Andacht versunken vor ihr kniet, gewann ihm ihre Seele. Und die Betätigung grober physischer Kraft im Krug zu Lohndorf bei Vechta, wo er zwei ihn angreifende Gegner überwältigt und dem einen über dem vorgestreckten Knie den Schenkel bricht, stellt ihn noch höher in ihren Augen. Freilich, von Bestand konnte eine Liebe nicht sein, die auf so unwahren, romantischen Gefühlen sich aufbaute. Und schon die nächste Seite sagt es: Der Ekel faßte Marie Grubbe an, sie suchte nur eines, das Vergessen.

Dies fand sie auch endlich nach langer Irrfahrt. Sie verließ Sti Høg, nochmals verheiratet mit Justizrat Palle Dyre, der ihr nichts bot, weil er selbst ein Nichts war, loderte zum letztenmal eine Liebe in ihr auf, die diesmal dauernd war: die zum Großknecht Sören. An ihm fand sie ihren Herrn. Er war roh, unwissend, dumm, tölpisch. Aber er war eines, und das besiegte sie, das machte ihren Willen zum Sklaven, zum reinen Nichts: er war stark. Er schlug sie, wenn sie nicht gehorchte; wie ein Lasttier wurde sie im Uebermaß der rauhen Arbeit, die er ihr auflud; aber er hatte das, worüber sie nicht hinaus konnte, die Unbändigkeit der Manneskraft. Stumm und klanglos rinnt von nun an ihr Leben hin; ihre Gefühle verrohen, eine dickblütige Sinnlichkeit kommt über sie. Aber sie fühlt sich glücklich; denn eines ist ihr aufgegangen, was das Los allen Frauentums war seit Ewigkeit und worüber selbst die wütendste Frauenemanzipation nie hinwegkommen wird: die Idee vom Opfertum des Weibes. Das ist auch der Grundgedanke der Dichtung, die mit der Verkündigung dieses Gedankens organisch abgeschlossen ist und von Jacobsen daher auch jäh geendet wird. Eine wehe Melancholie liegt über den letzten Worten, in denen all das schmerzhafte Ringen, das im Roman an uns vorüberging, verklingt: „An einem hellen Sommertage begrub man sie an Sörens Seite, und über dem blanken Sund und den goldigen Kornfeldern sang das arme Leichengefolge, müde von der Wärme, ohne Trauer und ohne Gedanken:

Wende von uns, Herr, wir fleh'n mit Zagen,
Deine Rute, die uns wund geschlagen,
Mit uns schwachen, schuldbewußten Armen
Hab' Erbarmen!

Denn wenn Du nach unserem Verschulden
Strenge strafen wolltest ohn' Geduldeu,
Alles ging zugrunde, käm' zu Falle,
Wir und alle.

Ein buntbewegtes, farbenloderndes Bild ist es, was in „Marie Grubbe" an uns vorüberzieht. Der Ton des 17. Jahrhunderts ist oft prächtig getroffen; ein Duft wie von alten, knitternden Pergamenten liegt darüber; der Staub gelber Chroniken überdeckt manche psychologische Feinheit und macht die Erzählung annalenhafter, gedrängter. Und dann schieben sich oft wieder die prachtvollsten Episoden ein: der Tod Christian Güldenlöwes, den die Bürger Oberst Satan nannten, und der doch in den furchtbarsten Reuequalen starb; die stürmische Volksszene mit Jesper Kim bei der Belagerung Kopenhagens durch die Schweden; die Gestalt des Komikers Daniel Knopf im Stataffrug bei Kopenhagen, oder die Szene, wo der Scharfrichter von Aarhus sich einen Gehilfen wirbt, sind meisterhaft gezeichnet. Freilich — zur Handlung fügen sie sich nur schwer. Und hier kommen wir zu einem Moment, das wir heute bei den meisten nordischen Autoren finden (man denke z. B. an Selma Lagerlöf, Thoroddsen), an die Zerstückelung ihrer Romane in eine Mosaik von Novellen oder sogar nur von Stimmungsbildern. Diese Autoren arbeiten wesentlich alle mit der Technik, für die Zola Hauptrepräsentant ist. Denn das ist das Schaffen Zolas: ein Bild taucht vor ihm auf: in den Hüttenwerken kauern die moderzerfressenen Gestalten der vom Erdsturz überraschten Arbeiter; am Baumast baumelt die Leiche des Proletariers, der den Hungertod vor sich sah; über die Trümmer seines Kunstwerks hingestreckt liegt mit blutender Schläfe der an seinem Können verzweifelnde Künstler. Zu diesen Bildern nun schreibt Zola eine Geschichte, eines dieser Gemälde ans andere reihend. Das ist deskriptive Art; daraus entsteht das Mosaikhafte, das ein Goethe nicht kannte, weil er von der Idee ausging, nicht vom unwesenhaften Einzelbilde. Und dieses Mosaikhafte ist es, was dem Roman „Marie Grubbe" auch so viel an künstlerischen Werten entzieht.

Es ist daher eine Eigentümlichkeit nicht bloß Jacobsens, daß seine kürzeren, novellenartigen Werke vollere und reinere künstlerische Befriedigung gewähren. Denn sie erscheinen auch in den feinsten Nuancen als Werke aus einem Guß, als Kinder einer überreichen Stunde. Man lasse z. B. die sechs Novellen, die M. v. Borch prächtig übersetzte und im oben zitierten Bande vereinte, ruhig auf sich wirken, und jede wird einem eine ganz neue Welt vor die Seele stellen. Da ist das dämmerung- und grauenumwobene Bild „Ein Schuß im Nebel", das in Farbe und Duft zerfließende „Hier sollten Rosen stehen" und die wohl innigste, ergreifendste Novelle Jacobsens „Frau Fönß". Vor allem eine Novelle aber wird die zündendsten Konflikte in jeder Seele auslösen: ich meine „Die Pest in Bergamo". Hier hat Jacobsen in die ihm so innig liebe Welt

des Mittelalters mit überraschender Heftigkeit gegriffen und ein stürmisch bewegtes Bild herausgehoben: den schwarzen Tod in den oberitalischen Ländern und die Fahrten der in mystischen Verzückungen und direktem Wahnsinn aufgehenden Flagellanten. Hier wie nirgends auch operiert Jacobsen mit seiner Kunst der Farbenkontraste: mit bis hieher bei ihm unerhörter Brutalität prallt das Weiß der totenbleichen Gesichter der Geißler, das sammtene Schwarz der Kreuze in ihren Händen, das blutige Rot ihrer Banner, Fahnen und Standarten und das häßliche schwefelartige Gelb des Feuerregens, der auf allen diesen Fahnen abgebildet ist, wider einander. Und dazwischen der Geruch nach Schweiß, nach Asche, nach Straßenstaub und altem Weihrauch, das Lästern der Gottlosen, das Stöhnen der Schlemmer, das Geheul der Trinker, und all dieses Rufen übertönend der wilde, gellende Brunstschrei der Unzucht, der zum Gott erhobenen Sünde. Nie ist vielleicht der latente Wahnsinn dieser mittelalterlichen Bewegung machtvoller geschildert worden als in dem stumpfen Hinbrüten, mit dem diese Schwärme daherziehen, ein heiseres Miserere auf den Lippen, irre Lichter in den eingesunkenen Augen; und der offen emporlodernde Wahnsinn mancher kann keinen wilderen Ausdruck mehr finden als die Worte jenes Flagellantenmönches, der von ragender Kanzel her die Worte in die stumpf kauernden Massen mit den zerfleischten Rücken und dem Wahnsinnspunkt im Hirn schleudert: „Kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben! Kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben! Kein Jesus ist für uns am Kreuze gestorben!“ Eine schaudernde Angst überwältigt wohl jeden, der von dem roten, dickbäuchigen Schlächter hört, der sich entsetzt vordrängt und in der unerhörten Angst vor der Nichterlösung und Nichtentsündigung, die in diesen Worten des Mönches liegt, schreit und schluchzt: „Mönch! Mönch! Willst du ihn wieder ans Kreuz nageln, willst du?“ Und hinter ihm zischt die ganze Menge heiser: „Ja, ja, kreuzige, kreuzige, kreuzige ihn!“

Solch stürmische Gegensätze wirken die letzten, reifsten Werke des Dichters nicht mehr aus. Schon in „Marie Grubbe“ war Jacobsens Stil gedämpfter, ruhiger als in seinen Jugendnovellen. Die höchste Vollendung aber erreicht seine formale Kunst in seinem letzten und ausgedehntesten Werke, das zugleich auch sein reifstes ist: in seinem Roman „Niels Lyhne“.

Der Roman „Niels Lyhne“ ist die Skizzierung des modernen dänischen Menschen. Nur von diesem Gesichtspunkte aus, den Jacobsen in einem Briefe an Eduard Brandes, den Bruder von Georg Brandes, am 4. Dezember 1880 selbst bezeichnet, wird ein ganzes Eindringen in dies seltsame, bei erster Lektüre ganz verwirrende Buch gelingen. Das Vorwärtsstrebende und dann doch wieder in Ruhe und schmerzhafter Erschlaffung Anhaltende der Handlung und des Stils ist nur so erklärbar. Denn ein Stück Hamlet liegt immer noch im dänischen Menschen auch nach Shakespeare, und diesen Hamlet in seiner Seele zu zerbrechen, wird dem Dänentum so wenig gelingen, als wir je den Wolfram von Eschenbach in uns bekehren. Dieser Stil ist Farbenübereinstimmung, er bricht notwendig aus der Seele des Buches. Und das ganze Buch ist reinste Synthese.

„Niels Lyhne“ ist die Geschichte eines Menschen, der in stürmischen Hoffnungen in eine Welt voll der Träume und Ideale springt, um jählings zu erschrecken und seine Seele vor der Macht der Tatsachen zu beugen. Alles Stolze und Sieghafte stirbt in ihm, das übermächtige Brausen einer Zeit voll drängender, stoßender Kraft und starrer Einfügung alles Selbstherrlichen in ihre engen, alten Normen überwältigt ihn. Er hat nicht die primitive, elementare Wucht an sich, die dem Hamlet Shakespeares selbst in Momenten feigster Tatflucht eignet: dieser Hamlet des 16. Jahrhunderts ist Kraftmensch voll robuster, vitaler Stärke, und nur Tücke und Hinterlist kann ihn stürzen. Aber der moderne Hamlet — und der ist Niels Lyhne — ist ein Sensitiver, seine Freuden jauchzen nach innen, und nach innen verbluten seine Wunden. Seine Gestalt hätte schon vor Novalis aufdämmern können: wie dessen Ofterdingen mutet er an, still, ruhig, oder mit schmerzlichem Lächeln und schön klingenden, rhythmisch herflutenden paradoxen Theoremen auf den Lippen. Denn dies letztere ist das Auffallendste, was sowohl ihm wie dem Hamlet Shakespeares eigen ist: beide flüchten vor der Notwendigkeit angestrengter äußerer Tat zum konzentrierten, in höchstem Maß gesteigerten Innenleben.

Die Schwierigkeit einer Analyse von Jacobsens Büchern, die wir schon oben betonten, zeigt sich an „Niels Lyhne“ am klarsten. Denn tausend Elemente verschmelzen in diesem Buche. Dies Werk erzählt die Geschichte eines einzelnen so gut wie die einer Klasse, einer Zeitepoche, eines Volkes. Die Art Dichter, in deren Rubrik wir anfangs Jacobsen reihten, die dänische Evolutionsperiode von 1840 bis 1860, die Natur des Dänentums überhaupt werden hier zur organischen Eins. Sie werden geschildert im Symbol Niels Lyhnes, des Einzelmenschen, in dessen Leben so merkwürdig wenig äußere Handlung eingreift außer etwa dem tragischen Tod, den er in der Schlacht für Dänemark findet. Aber wir fühlen: auch in dieser Einfachheit des Lebens gehen dunkle Katastrophen vor sich, und wenn als Schluß dieses an äußeren Ereignissen blutarmen Seins in feierlichem Ernste ein dröhnendes, orgelbrausendes Requiem durch das Buch Jacobsens geht, so hat dieses mächtige Finale organische Berechtigung: denn hier verblutet nicht bloß einer, über den eine übermächtige Zeit stählernen Schrittes hinwegwuchtet: hier röchelt das Miserere einer Zeit, einer Weltanschauung, die stirbt, aber in Stolz und Glorie stirbt. Dieser Niels Lyhne, der im Spital in irren Fieberträumen liegt und von einer goldenen Rüstung träumt und davon fabelt, daß er stehend sterben wolle, den Jacobsen mit den kurzen, dumpfen Worten untergehen läßt: „Und endlich starb er dann den Tod, den schweren Tod,“ steigt als Symbol ganzer Kulturströmungen in sein Grab.

Wundervoll gezeichnete Nebengestalten gehen neben Niels Lyhne einher. Vor allem die Frauen dieses Buches sind alle so eigen geartet, von Niels Lyhnes Mutter, der stillen, versonnenen Frau, die ewig aufs Glücksschiff mit seinen roten Blüten an Bord harrt, bis zu Gerda, der keuschen Mädchenknospe, und Frau Boye, dem starken, reifen Weibe. Da ist jede so innig verwandt mit ihrem Milieu: Edele, das Kind des stillen, ruhigen Kopenhagener Adelsviertels, mit ihrer Sehnsucht nach dem weichen Duft der Räucherkerzen in Vaters Zimmer und dem knisternden Rauschen der Seidenkleider, oder Niels' Mutter mit ihrer einsamen Seele und ihrem nie bezwungenen Heimweh nach den Tälern des goldenen Südens. — Und dann diese Fähigkeit, das Leben und Weben der großen, unendlichen Weltseele mit dem armen Menschensein in Berührung zu bringen! Da sind diese Schilderungen der Kopenhagener Sonnenuntergänge, die jede Nerve der auftretenden Personen weicher vibrieren machen und sie einlullen lassen in Freude, Ruhe und Erinnerung, oder das Brausen des sommerlichen Waldes, das im Blute stürmischen Aufruhr und heiße Wallung entzündet. Jede Nuance, an die Jacobsen tastet, vermag er zu zeichnen; am besten aber gelingt ihm stets seine heiligste Domäne, die Analyse der sehnsuchts- und träumedurchwobenen Abendstimmungen.

Auf diesem Gebiete liegt auch die Hauptbedeutung Jacobsens in kulturhistorischer Hinsicht. Seine weiche, schmiegsame, auf jede Regung reagierende Sprache war wie eine Revolution gegenüber dem Konventionalismus der Oehlenschlägerschen, dem erhitzten Kraftmeiertum der bald sentimentalen, bald hochfeierlichen Baggesenschen Schule. Das ganze literarische Jungdänentum steht stilistisch auf ihm. Und auch inhaltlich hat keiner der jüngeren Generation in Dänemark bis jetzt ein Thema angeschlagen und erschöpft, an das nicht schon Jacobsen gerührt hätte. Vor allem Hermann Bang, der jetzt am meisten gefeierte Autor jenes Landes, hat alle seine Kräfte aus ihm befruchtet. Und auch die deutsche Literaturbewegung zeigt Rudimente, die auf ihn zurückgehen. Freilich wird es schwer halten, in sein Verständnis einzudringen; ihn lieb zu gewinnen und

immer gern wieder zur Hand zu nehmen aber ist leicht, dafür bürgt die sanfte, erschütternde Tragik seiner Ideen, der innige, vertraute Ton, in dem er redet und seine seltsam schöne, leise und doch so bestrickend herflutende Sprache.

Bücher und Zeitschriften.

* **Neue Veröffentlichungen der Gesellschaft für Romanische Literatur.** Hat die Gesellschaft für Romanische Literatur im ersten Jahre ihres Bestehens ihre Publikationen aus dem Gebiet der romanischen Epik gewählt, so bringt sie im zweiten Jahre ihren Mitgliedern Veröffentlichungen aus anderen Gebieten der romanischen Literatur, zunächst aus dem der provenzalischen Troubadourpoesie, mit der im Süden Galliens ein neuer Völkerfrühling erblüht gegenüber dem alles verschlingenden Römertum, mit welcher also die moderne Literatur überhaupt beginnt. Eine kritische Ausgabe der Lieder des altfranzösischen Dichters Blondel de Nesle führt uns auf das Gebiet der französischen Lyrik. — Ein weiterer Band enthält den altfranzösischen Roman Trubert von Douin de Lavesne aus der Mitte des 13. Jahrhunderts. Dieses Denkmal ist literarhistorisch von größter Bedeutung, denn es ist der erste Schelmenroman, eine Gattung, die später in der Weltliteratur zu großer Bedeutung gelangt ist, und die nicht, wie bisher allgemein geglaubt wurde, von Spanien ausgeht, sondern wie wir jetzt wissen, drei Jahrhunderte früher von Frankreich. Sie erhielt nur in Spanien ihre weitere Ausbildung. Die Wichtigkeit dieser Literaturgattung auch für Deutschland bezeichnet genügend der eine Simplizissimus von Grimmelshausen, der bedeutendste Roman des 17. Jahrhunderts. Im Trubert werden Schelmereien und Schandtaten besonders an Herzogsfamilien ausgeübt. Der Inhalt ist außerordentlich interessant, unterhaltend und literarhistorisch bedeutsam. Eine ausführliche deutsche Inhaltsangabe erleichtert die Lektüre auch dem des Altfranzösischen nicht Kundigen. — Der letzte Band des zweiten Jahrgangs führt uns auf das weltbeherrschende Gebiet des romanischen Theaters, nämlich des spanischen. Die Spanier sind die Dramatiker unter den Romanen. Das spanische Drama umfaßt etwa 60,000 Stücke. Viele aus der Blütezeit desselben sind verloren oder noch nicht wieder ans Licht gezogen. Das spanische Theater hat das ganze Abendland befruchtet und wirkt noch bis auf den heutigen Tag nach, was nur die meisten Menschen nicht wissen. Lope de Vega, „der Stern des spanischen Theaters", „das Wunder der Natur", wie ihn sein Zeitgenosse Cervantes nannte, hat allein über 1000, vielleicht 1800, Stücke geschrieben, von denen nur ein kleiner Teil erhalten ist. Aus diesem Gebiet bringt die Gesellschaft für Romanische Literatur jetzt die Werke des Alonso de la Vega, drei Stücke, 1566 in Valencia gedruckt, von welchen nur noch zwei Exemplare, eines in der Nationalbibliothek in Madrid und eines im Besitz eines reichen Sammlers in New-York, vorhanden sind. Diese Stücke gehören zu den größten Seltenheiten und sind als Dichtung aus der Schule des Lope de Rueda literargeschichtlich von Bedeutung. — So bringt die Gesellschaft für Romanische Literatur, deren Sitz in Dresden ist, für den Jahresbeitrag von nur 20 Mark (oder 300 Mark einmaligem Beitrag, wofür die Veröffentlichungen auf Lebenszeit umsonst geliefert werden) jedes Jahr ihren Mitgliedern bedeutsame Publikationen. Die Ausstattung ist eine sehr schöne: gelbgetöntes, imitiertes, starkes Büttenpapier mit breitem Rand. Jedes Exemplar erhält mit der Buchdruckerpresse eingedruckt die Nummer und den Namen des Mitgliedes. Die Publikationen sind also auch für die Bibliophilen besonders wertvoll.



Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat August

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

In mondfreien Augustnächten kommt der Anblick des gestirnten Himmels hinsichtlich des Glanzes und der Anzahl der sichtbaren Sterne jenem in klaren Winternächten ziemlich nahe. Die Milchstraße hat nunmehr ihren höchsten Stand am Himmel erreicht, in leicht geschwungenem Bogen zieht sie, den sichtbaren Teil der scheinbaren Himmelskugel nahezu halbierend, vom nordöstlichen Horizont nahe am Zenitpunkt vorüber zum südwestlichen Horizont.

Im Scheitelpunkt, inmitten der Milchstraße, steht das Sternbild des Schwans mit dem Stern erster Größe Deneb, während im Süden, am unteren Rande der Milchstraße, das Sternbild des Adlers glänzt, dessen hellster Stern, Atair, eben durch den Meridian geht. Zwischen Schwan und Adler bemerken wir den Fuchs mit der Gans und östlich von beiden letzteren, am Ostrande der Milchstraße, das Sternbild des Delphins. Südlich vom Adler kulminiert das Sternbild des Antinous. Die gleichfalls im Süden stehenden Sternbilder des Schützen und des Steinbocks, in welch' letzterem gegenwärtig der Planet Saturn glänzt, erheben sich nicht sehr hoch über den Horizont. Ein breiter dunkler Kanal zieht sich, in der Nähe des Zenitpunktes beginnend, durch den südlichen Teil der Milchstraße bis zum Horizonte hinab: in ihm liegt, südwestlich vom Adler, der Sobieskische Schild, an welchen sich weiter westlich das Sternbild des Schlangenträgers anschließt.

Westlich vom Scheitelpunkt, nur wenig außerhalb der Milchstraße, steht das Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega (gleichschenkeliges Dreieck Wega-Deneb-Atair!); noch weiter westlich bemerken wir in geringerer Höhe die Sternbilder des Herkules und der Schlange, ersterer mit einem außerordentlich reichen und prächtigen Sternhaufen. Die Wage und der Skorpion sind im Westen schon teilweise untergegangen, doch ist der rotfunkelnde Antares, der hellste Stern im Skorpion, noch tief am südwestlichen Himmel sichtbar.

Hoch im Norden steht der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern, umgeben von den Sternbildern des Drachen und der Giraffe. Im Nordwesten erblicken wir die nördliche Krone und unterhalb dieser, schon ziemlich tief, das Sternbild des Bootes (Bärenhüters) mit dem Stern erster Größe Arkturus; ferner bemerken wir dort die Jagdhunde und noch weiter gegen Norden das allbekannte Sternbild des Großen Bären.

Im Südosten ist der Südliche oder Große Fisch mit dem glänzenden Stern erster Größe Fomalhaut im Aufgehen begriffen; in etwas größerer Höhe steht dortselbst das langgestreckte Sternbild des Wassermanns und zwischen dem Wassermann und dem Delphin das Füllen.

Im Osten steht noch ziemlich tief das Sternbild der Fische und über diesem das ausgedehnte Sternbild des Pegasus. Im Nordosten erblicken wir endlich noch die Sternbilder der Andromeda und des Widders, in welchem gegenwärtig der alle Fixsterne an Helligkeit weit übertreffende Planet Jupiter seine Bahn zieht, und im nördlichen Teil der Milchstraße die Sternbilder des Cepheus, der Cassiopeja, des Perseus und des Fuhrmanns, letztere beide noch tief am Himmel stehend.

Die Sonne nähert sich im Monat August dem Aequator um weitere 9½ Grad. Um die Mitte des Monats steht sie noch rund 14 Grad nördlich von ihm, wonach ihre Kulminationshöhe um diese Zeit für die Breite von München immer noch 56 Grad beträgt. Die Entfernung der Sonne von der Erde nimmt im Laufe des Monats um 120,000 Meilen ab, was ein Anwachsen des scheinbaren Durchmessers ihrer Scheibe von 31′ 31.1″ auf 31′ 42.2″ zur Folge hat.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

August	Aufgang			Untergang		
1.	4 h	51 m	früh	7 h	48 m	abends
8.	5	1	"	7	37	"
15.	5	10	"	7	26	"
22.	5	20	"	7	13	"
29.	5	29	"	7	0	"
31.	5	32	"	6	56	"

Die Tageslänge nimmt hiernach im Laufe des Monats August ziemlich genau um 1½ Stunden ab; am Ende des Monats beträgt sie noch 13 Stunden 24 Minuten, wozu noch je etwa 50 Minuten für die Morgen- und Abenddämmerung kommen.

Die Phasen und Stellungen des **Mondes** im Monat August sind folgende:

4. August	3 h	nachm.	Letztes Viertel
11. "	2	nachm.	Neumond
12. "	10	vorm.	Erdnähe (48,820 Meilen)
18. "	5	früh	Erstes Viertel
26. "	2	nachts	Vollmond
27. "	5	früh	Erdferne (54,750 Meilen).

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

August	Aufgang			Untergang		
1.	10h	2m	abends	9h	46m	vorm.
8.	1	38	nachts	4	56	nachm.
15.	10	1	vorm.	9	38	abends
22.	5	6	nachm.	1	47	nachts
29.	8	32	abends	8	39	vorm.
31.	9	28	abends	10	40	vorm.

Am 6. August wird der Stern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) vom Monde bedeckt. Da diese Bedeckung aber gegen 5 Uhr nachmittags stattfindet, ist sie bei uns nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der **großen Planeten** sind fortgesetzt ziemlich günstige.

Merkur passiert am 7. August den niedersteigenden Knoten, am 17. August die Sonnenferne (Aphelium) seiner Bahn; am 20. August erreicht er seine größte östliche Elongation von der Sonne mit 27.4 Grad. Er ist während des ganzen Monats **Abendstern** und als solcher besonders während der ersten Monatshälfte, in welcher er durchschnittlich erst ¾ Stunden nach der Sonne untergeht, am westlichen Himmel sichtbar. Am 13. August kommt er in Konjunktion mit dem um diese Zeit als schmale Lichtsichel am Abendhimmel glänzenden Monde zu stehen.

Venus kommt am 11. August in Konjunktion mit Regulus, dem hellsten Stern im Sternbild des Löwen, am 12. August in Konjunktion mit dem Monde zu stehen. Sie geht am Schluß des Monats bereits wieder ½ Stunde nach der Sonne unter, so daß sie um diese Zeit als hellglänzender **Abendstern** am westlichen Himmel wahrgenommen werden kann.

Mars ist im Sternbild des Krebses rechtläufig. Er geht im Monat August durchschnittlich um 3 Uhr früh, also 2¼ Stunden vor der Sonne, auf, und kann dann bis in die Morgendämmerung hinein beobachtet werden. In seiner wenig sternreichen Umgebung bildet er sowohl seiner Helligkeit, als seines intensiv roten Lichtes wegen ein leicht in die Augen fallendes Objekt.

Jupiter geht durchschnittlich um 9½ Uhr abends auf und ist somit gegenwärtig die ganze Nacht hindurch am Himmel wahrzunehmen. Infolge seiner überaus großen Helligkeit bildet er schon bald nach seinem Aufgang ein auffallendes Objekt am östlichen Himmel. Mit dem Monde kommt er am 3. und dann wieder am 30. August in Konjunktion zu stehen.

Saturn kommt am 10. August in **Opposition zur Sonne**, also in die für seine Sichtbarkeit günstigste Stellung zu stehen (gerade Linie Sonne-Erde-Saturn). Er geht Mitte August schon bald nach 7 Uhr abends auf und gegen 5 Uhr früh unter, um Mitternacht passiert er in rund 25 Grad Höhe über dem Horizont den Meridian. Wie Jupiter ist er also die ganze Nacht hindurch sichtbar, wegen des geringen Sternreichtums seiner Umgebung und wegen seines mattgelben, dabei sehr hellen Lichtes (das in der Opposition reichlich dem eines Sternes erster Größe gleichkommt) ist er am südlichen Himmel unschwer aufzufinden.

Uranus bleibt durchschnittlich bis Mitternacht sichtbar. Nach Einbruch der Dunkelheit ist er im Sternbild des Schlangenträgers, das um 7½ Uhr abends durch den Meridian geht, als Sternchen sechster Größe am südlichen Himmel wahrzunehmen.

Neptun geht Mitte August um 1 Uhr nachts auf und kann dann (im Sternbild der Zwillinge) mit größeren Fernrohren bis zum Anbruch der Dämmerung verfolgt werden.

Sternschnuppen. Einer der schönsten und am längsten (seit mehr als 1000 Jahren) bekannten periodischen Sternschnuppenschwärme, der von dem Stern Eta im Perseus ausstrahlt und deshalb den Namen **Perseiden** (volkstümlicher „Laurentiusstrom" oder „feurige Tränen des heiligen Laurentius") führt, erreicht am 10. August das Maximum seiner Häufigkeit. Bemerkenswert ist dieser Sternschnuppenschwarm besonders dadurch, daß er, wie Schiaparelli zuerst zeigte, die Sonne in einer elliptischen Bahn umkreist, die mit der Bahn eines periodischen Kometen (1862, III) zusammenfällt. — Da um die Zeit der Maximalfrequenz der Perseiden die Nächte heuer vollkommen mondfrei sind (Neumond findet statt am 11. August), so wird die diesjährige Erscheinung der Perseiden unter besonders günstigen Umständen beobachtet werden können. — Vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger starker Frequenz sind während des Monats August noch aus dem Wassermann („Aquariden"), aus dem Pegasus („Pegasiden"), aus dem Drachen und endlich aus dem Cepheus zu erwarten.

—rt—

✕

Kleinere Mitteilungen.

* **Aus Hessen.** Nach einer knappen, aber zutreffenden Meldung des Mainzer Anzeigers vom 15. d. M. hat der bekannte Mainzer Kunsthistoriker Prälat Dr. **Friedrich Schneider** seine ehrenamtliche Stellung im Denkmalrat für das Großherzogtum Hessen niedergelegt, eine Nachricht, die in weitesten Kreisen beachtet und bereits in der Presse mit dem Ausdruck der Ueberraschung und des Bedauerns erörtert worden ist. Zu dem Vorgang erfahren wir nun Folgendes, was vielleicht nicht als erschöpfend, aber doch als verläßig betrachtet werden darf. Daß der Durchführung des Denkmalgesetzes erhebliche Schwierigkeiten im Wege stehen, ist kein Geheimnis. Die Organisation ist neu und der Verwaltungsapparat mag vielfach noch ungenügend funktionieren. Das erschwert gewiß älteren erfahrenen Pflegern des Gebietes die Mitwirkung recht erheblich. Dann aber haften dem Denkmalgesetz gewisse Eigentümlichkeiten an, die von fachkundiger Seite stark bekämpft und geradezu als eine nicht unbedenkliche Richtung zum Staatssozialismus auf dem Denkmalgebiet bezeichnet werden. Daneben erwuchsen dem Herrn Prälaten Dr. Schneider spezielle Schwierigkeiten daraus, daß er noch zu Lebzeiten des verstorbenen Bischofs Brück seines Amtes als Kustos der Domkirche wegen eines Augenleidens in einer höchst verletzenden Weise enthoben wurde. Der Oeffentlichkeit blieb der Vorgang völlig verborgen, da er nicht einmal in der herkömmlichen Form amtlich gemeldet wurde. Die wissenschaftliche Welt nahm freilich an, daß der Geschichtsschreiber des Domes und langjährige Pfleger seiner Denkmäler nach wie vor an der Stätte seines Wirkens tätig sei. Um dieser peinlichen Lage zu entgehen, glaubte Herr Prälat Dr. Schneider die Beziehungen lösen zu sollen, die ihn mit der staatlichen Denkmalpflege noch verknüpften, da er nach seiner Auffassung deren Interesse ferner an einer Stätte nicht glaubt vertreten zu können, wo ihm die frühere Berechtigung von kirchlicher Seite entzogen ist. So erklärt sich der gemeldete Verzicht. Der für diesen Herbst anberaumte Denkmaltag wird nun den gewohnten Cicerone am ersten Baudenkmal der Stadt und der Diözese Mainz nicht mehr treffen.

* **Philologisches Preisausschreiben.** Amtlich wird bekannt gegeben, daß von der „**Charlotten-Stiftung für Philologie**" an der Akademie der Wissenschaften in **Berlin** eine Preisaufgabe ge-

stellt worden ist. Es soll „als erste Vorarbeit zu einer kritischen Ausgabe der Biographien Plutarchs die Geschichte und Ueberlieferung derselben vom Altertum ab so weit verfolgt werden, daß die Bildung der einzelnen Sammlungen und die Zuverlässigkeit so weit kenntlich wird, um zu bestimmen, welche Handschriften vornehmlich zu vergleichen sind. Es genügt, wenn das für die einzelnen Gruppen an Stichproben gezeigt wird.“ Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1905 bei der Akademie in Berlin einzureichen. Der Verfasser der mit dem Preise ausgezeichneten Arbeit kommt in den Genuß der Jahreszinsen (1050 M.) des Stiftungskapitals auf die Dauer von vier Jahren.

Bü. **Aus Griechenland.** Wilhelm Vollgraf hat seine Grabungen beim alten Argos wieder aufgenommen und gedenkt sie bis Ende September, d. h. bis zum Eintritt der Regenzeit weiter zu führen. Zunächst will er eine Nachlese auf dem Hügel bei der alten Stadt, dem südlichsten Teil des Rückens der Larisa (im Altertum Aspis genannt) halten, wo er im vorigen Jahre die promykenäischen Gegenstände gefunden hat. Hierauf will er seine Tätigkeit dem Tempel und der Orakelstätte des Apollon Pythaios und dem der Athena Oxyderkó und endlich der Agora, an deren Seiten die beiden Heiligtümer lagen, zuwenden. — Die 250 (!) Schädel (vgl. Beilage Nr. 160 und 163), die ein deutscher Kraniologe bei Olympia ausgegraben hat, sind nach eingehender Untersuchung freigegeben worden.

✻

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der frühere österreichische Schuldirektor Prof. Dr. Walz, ein geborener Badener, der seit einer Reihe von Jahren in Freiburg lebt, konnte kürzlich in voller Rüstigkeit sein 50jähriges Doktorjubiläum feiern; die hiesige Universität gedachte durch Erneuerung des Doktordiploms des seltenen Festes. — Von Prof. Kuno Fischer finden unsere Leser im heutigen Blatte eine Erklärung, in der er allen, die ihn anläßlich seines 80. Geburtstages durch die Unterzeichnung der Glückwunschadresse erfreuten, seinen herzlichen Dank ausspricht.

* **Gießen.** Auf das durch den Weggang Professor Brauns' nach Kiel erledigte Ordinariat für Geologie ist nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung der Professor an der Technischen Hochschule in Hannover Dr. Fritz Rinne berufen worden.

* **Leipzig.** Der Assistent im medizinisch-poliklinischen Institut Privatdozent Dr. G. Köster ist zum außeretatmäßigen außerordentlichen Professor, der Assistent am zoologischen Institut und außeretatmäßige Professor Dr. Otto zur Straßen zum etatmäßigen außerordentlichen Professor mit Lehrauftrag für Zoologie ernannt worden.

* **Königsberg.** Hier hat sich gestern Dr. Arrien Johnsen für Mineralogie und Geologie habilitiert.

* **Rostock.** Der Assistent an der Klinik für Ohren- und Kehlkopfleiden Dr. H. Henrici hat sich als Privatdozent habilitiert.

hc. Von technischen Hochschulen. Zu Dozenten an der Technischen Hochschule in Danzig sind unter Verleihung des Professortitels ernannt worden: der Direktor der städtischen hygienischen Untersuchungsanstalt Dr. med. Johannes Petruschky, der Kustos am Westpreußischen Provinzial-Museum Dr. phil. Paul Kumm, sowie die Oberlehrer Dr. Heinrich Loebner und Albrecht v. Bodelmann, sämtlich aus Danzig.

✻

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Arthur Laser: Der moderne Dirigent. Leipzig 1904. Breitkopf u. Härtel. 70 Seiten. — Leo Kofler. New - York: Richtig Atmen. Atemgymnastik für Gesunde, Schwache und Kranke nebst besonderen Uebungen für Lungenkranke. A. d. Engl. übers. von Hedwig Andersee. Berlin. M. e. Einl. von Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Eulenburg. Berlin. Ebenda 1904. 37 S. — Dr. Horst Krahmer. Gerichtsassessor und Privatdozent a. d. Univ. Halle: Gegenseitige Verträge. Studien zur Systematik des Reichsrechts. Halle a. S. 1904. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 172 S. — Joh. Streckenbach: Hutten. Ein fränkischer Edelmann im Kampfe mit Rom. Tragisches Schauspiel in fünf Akten. Breslau 1904. Schlettersche Buchhandlung. 141 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: Waßmann, München.

Zu meinem achtzigsten Geburtstage bin ich durch eine künstlerisch ausgestattete Glückwunschadresse von Schülern und Freunden hoch erfreut worden. Allen denen, die in so liebenswürdiger Weise an dieser hohen Ehrung für mich teilgenommen haben, spreche ich meinen allerherzlichsten, tiefempfundenen Dank aus.

(7999) k

Kuno Fischer.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zwei Künstlerromane.*)

Geehrter Herr!

Mein Interesse für das Künstler-Dreigestirn Wagner-Liszt-Bülow, das, wie Ihnen bekannt, bereits aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts datiert, einer Zeit also, in der noch jeder, der die musikreformatorische Bedeutung Wagners und Liszts erkannte, sich der Gefahr psychopathischer Behandlung ausgesetzt sah, hat Ihnen den liebenswürdigen Gedanken eingegeben, mir die beiden „Künstlerromane“ A. O. v. Pozsonys: „Der Roman Richard Wagners. Herzensgeschichten des Kompositeurs“ und „Franz Liszt und Hans v. Bülow“ zur Kenntnisnahme zu übergeben, vielleicht auch in der Erwartung, daß mir, der ich nicht nur den Werken, sondern auch dem Leben der genannten Tonheroen ein eingehenderes Studium gewidmet, die Bücher Anlaß bieten könnten, über deren literarischen Wert ein objektives Urteil abzugeben. So sehr mich auch überall die Namen dieser großen Künstler magnetisch anziehen, gestehe ich doch, daß ich die beiden von den Verlagsfirmen „Frauen-Rundschau“ in Leipzig und Friedrich Rothbarth in München vornehm ausgestatteten Werke mit einer gewissen Skepsis in die Hand genommen habe.

Sind denn, fragte ich mich, die Zeiten Heribert Raus wiedergekehrt, der vor bald einem halben Jahrhundert auf dem von der verewigten Luise Muehlbach geebneten Boden mit seinen Künstlerromanen Mozart, Beethoven, Carl Maria von Weber klingende Früchte einheimste und dessen Bücher jahrelang von allen Musikdilettanten verschlungen wurden? Ließen Pozsony die Lorbeeren nicht ruhen, die einst Brachvogel mit seinem Romane Friedmann Bach geerntet? Oder wollte er gar, wie Elise Polko mit ihren musikalischen Märchen und Skizzen, den Salontischen junger empfindsamer Damen einen neuen Schmuck zuführen? Seit jenen Zeiten ist viel Wasser im Rhein und Main heruntergeströmt und man hätte glauben sollen, daß diese Spezialität der Romane, welche schon damals wegen ihrer Oberflächlichkeit bei dem feinfühligeren Publikum berechtigtem Mißtrauen begegnete, der veränderten Geschmacksrichtung zum Opfer gefallen wäre. Die weite Verbreitung, deren sich diese Romane erfreuten, findet in den damaligen Verhältnissen einigermaßen Erklärung. Die Musikgeschichte war noch zu keiner allgemeinen Wissenschaft herangereift, keine Universität besaß für sie besonders dotierte Lehrstühle und die großen biographischen Werke eines Marx über Gluck und Beethoven, eines Otto Jahn über Mozart waren so musik-analytisch und gelehrt gehalten, daß ihnen nur in ernstlichem Studium, das sich bei dem Publikum der Leihbibliotheken nicht voraussetzen ließ, wirklicher Genuß abgewonnen werden konnte. Die erwähnten, überdies nicht ohne technisches Geschick verfaßten Künstlerromane, die wegen ihrer Helden, deren Schöpfungen man täglich in Konzertsälen und Opernhäusern begegnete, reges Interesse erweckten, kamen damals — wenigstens bei dem zu ernsteren Studien nicht aufgelegten Teile des Publikums — einem Bedürfnisse entgegen, und die Schriftsteller hatten sich nicht in große literarische Unkosten zu stürzen. Das Gerüst ihrer Bauten war ihnen bereits von anderer Seite gegeben und ihnen lag es nur ob, es auszufüllen und mit Hilfe einiger Phantasie und leichter kulturhistorischer Studien auszuschmücken. Da das Geschick großer Künstler nur zu oft auch der Tragik nicht entbehrt — und der Lebenslauf eines Mozart, Beethoven, Friedmann Bach bietet nach dieser Richtung mehr als zu viel Momente —, so ließen sich für Empfindsamkeit und Sentimentalität unschwer Erfolge erzielen, die in dem Zeitalter der Maschinen und des Militarismus kaum noch verständlich sind. Bei wem können aber heutzutage derartige Musikromane noch auf liebevolle Teilnahme oder selbst nur auf flüchtiges Interesse rechnen? Die Zeiten haben sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wesentlich geändert. Die Romantik, wie sie noch von Schumann in der Musik, von Novalis, Tieck, den beiden Schlegel in der Dichtkunst vertreten wird, verblaßt immer mehr, die Leser besitzen unter dem Gehämmer der Maschinen, von der Politik und dem öffentlichen Leben angekränkelt, in dem schweren, alles über den Haufen rennenden Kampfe um das Dasein nicht mehr die Sensibilität früherer Generationen, die stille Beschaulichkeit, welche sich mit vollem Genuß in die Leiden und Freuden eines großen Künstlers vertieft. Sensation, nervöse Spannung ist zur Devise geworden. Aber nicht nur die Leserwelt, auch die Stellung der Schriftsteller auf dem Gebiete des Musikromans ist eine andere geworden. Die Musikgeschichte und vor allem das biographische Gebiet sind in den letzten Dezennien derart gepflegt, daß über jeden hervorragenden Künstler — fast möchte ich sagen, in jeder Preislage (Reclam!) — Werke vorliegen, die auf den exaktesten Studien beruhen und das Leben der großen Meister zum Gemeingut des deutschen Volkes gemacht haben. Die heutige Zeit begnügt sich nicht gedankenlos mit mehr oder weniger interessanten Episoden aus dem Leben der Tonkünstler, auch wenn sie noch so phantastisch aufgeputzt sind, und verlangt in ihrer Skepsis auf zuverlässigem Materiale beruhende Darstellung des Werdeganges des Helden. Unter diesen Umständen bedarf heute sicher eines nicht zu unterschätzenden Mutes, wer mit einem Musikroman hervortreten will. Er muß nicht nur über das volle literarische Rüstzeug verfügen und die Romantechnik beherrschen, er muß auch auf der gesamten Bibliographie fußen und nicht zum letzten die ganze künstlerische und psychologische Entwicklung

*) Der hier abgedruckte Brief ist einem unserer Mitarbeiter von einem mit den Verhältnissen des älteren Weimar und mit der Musikgeschichte genau vertrauten Herrn zugegangen.

seines Helden zu überschauen in der Lage, überdies durch keine Rücksichten auf die Gegenwart gebunden sein.

Wir ersehen hieraus, daß es von vornherein ein Mißgriff ist, wenn der Schriftsteller zu seinem Romanhelden einen Zeitgenossen wählt, den man noch persönlich gekannt, dessen Bild sich in den Augen der Gegenwart noch nicht feststehend geklärt hat und der noch — namentlich auch als Privatperson — fortgesetzt von der Gunst und Mißgunst der Menge umtobt wird. Ueberdies ist die Frage nicht unberechtigt, ob mit der Hervorzerrung von Intimitäten vor die Oeffentlichkeit, bei der das persönliche Detail eine so überwiegende Bedeutung erlangt, die Größe des Meisters, wie sie uns seine Werke kundgeben, nicht eine bedauerliche Einbuße erleidet. Heribert Rau und Emil Brachvogel haben dieses feinsinnig herausgefühlt, als sie ihre durch keine Rücksichten auf die Gegenwart gebundenen, in einer vergangenen abgeschlossenen Periode spielenden Romane schrieben. Wer wollte leugnen, daß Wagner, Liszt und Bülow sich — wenn man die Zwittergattung des Künstlerromans überhaupt anerkennt — sehr wohl zu Romanhelden eignen? Nicht nur die unvergänglichen Werke der beiden ersteren Musikreformatoren und die heldenhafte Tätigkeit des letzteren als Virtuos und Dirigent, sein origineller Charakter, sichern ihnen das weitgehendste Interesse, sondern auch ihr Leben bietet so viel Tragik, daß ein wirklicher Seelenmaler sich kaum einen ergiebigeren Stoff wünschen könnte. Aber für derartige Schilderungen liegt die Zeit, will sich der Schriftsteller nicht mit einzelnen Episoden begnügen, noch fern. Noch leben die Gattinnen Wagners und Bülows, noch lebt in hoher Hofstellung die Tochter der geistvollen Freundin Liszts, der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein, welche fast vier Dezennien lang einen bestimmenden Einfluß auf das ganze Leben und Schaffen des großen Künstlers und Menschen gehabt hat. Das Material, das die künstlerische und psychologische Entwicklung der drei Tonheroen klarstellen kann, liegt, trotz der hervorragenden umfangreichen Biographien Wagners von Houston Stewart Chamberlain und Glasenapp, der dreibändigen Biographie Liszts von Lina Ramann und der kleineren anderen Werke von Reuß, Louis, Nohl, Göllrich, sowie trotz der Veröffentlichung vieler Bände Liszt-Briefe durch La Mara, auch heute noch nicht vor. Immer kommen noch weitere Briefe zum Vorschein, die ganz neue Streiflichter auf das Leben der Künstler werfen und zu einer Berichtigung der bisher festgehaltenen Auffassung nötigen; ich verweise auf die herrlichen Briefe Wagners an Mathilde Wesendonk. Wer wollte etwa behaupten, daß das Verhältnis Liszts zu der genannten Fürstin nach dem sonst so trefflichen Aufsatz im Jahrgang 1900 der Bayreuther Blätter jetzt in allen Phasen feststeht, wer weiß die innersten Gründe der zeitweisen Entfremdung Wagners und Liszts mit unumstößlicher Gewißheit anzugeben, wer vermag — trotz Glasenapp — die Seelenzustände Bülows zu deuten, als sich seine erste Gattin von ihm trennte, um heroisch an der Seite Wagners dem spießbürgerlichen Gerede der Alltagswelt Trotz zu bieten und dem großen Reformator für sein Schaffen endlich die lang ersehnte Stätte zu bereiten?

Sehen wir nun, wie A. O. v. Pozsony diesen Anforderungen gerecht geworden ist, so muß ich leider bekennen, daß mir selten ein Schriftsteller begegnet ist, der mit größerer Naivetät den gegenwärtig unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegengetreten ist oder, wohl richtiger, sie überhaupt nicht erkannt hat. Die beiden Bücher machen auf jeden unbefangenen Gebildeten den Eindruck eines Fünfzigpfennig-Bazars, der seine Armseligkeit mit einem hochtönenden Aushängeschild decken will. Die großen Namen, welche die Titelblätter schmücken, sind nur die Lockspeise, zu der auch noch die an Hintertreppen-Romane erinnernden Kapitelüberschriften (z. B. „Das Recht auf Liebe", „Der Barrikaden-Held", „Von einer Enterbten der Liebe", „Im Lager der Heimatlosen") verführerisch wirken sollen. „Die Herzensgeschichten des Komponisteurs" (!) beginnen mit Wagners Geburt und enden mit dessen zweiter Heirat. Auf eine psychologische Charakterentwicklung oder eine Darstellung von Wagners künstlerischem Werdegang ist von vornherein verzichtet; fortgesetzt wechseln bekannte biographische Notizen mit breit ausgeführten, in diesem Detail nur der Phantasie des Autors entsprungenen Szenen und Gesprächen, so daß jede Einheitlichkeit zu vermissen ist. Und was am meisten verdrießt — sehr viele Episoden — denn der Roman ist nur ein Konglomerat solcher — stehen mit Wagner selbst kaum in irgend einer Beziehung. Was soll insbesondere die breit ausgeführte Liebesgeschichte der Hedwig Sommer mit dem reichen Fabrikanten Eduard Solling, welche mindestens die Hälfte des Romans ausfüllt, was hat das lange Kapitel „Gräfin von Tschetschen", das in einem Romane von Eugen Sue Platz finden könnte, was die romanhafte Figur Gregor v. Grisalys mit dem Kunstreformator zu tun? Alles, was Wagner direkt betrifft (vielleicht von dem mir bisher nicht bekannt gewordenen oder wenigstens nicht mehr erinnerlichen Briefe Minna Planers S. 420 abgesehen), ist in jeder größeren Biographie des Tonmeisters bereits ausführlich enthalten und hier rein mechanisch ohne Verarbeitung zusammenhanglos wiedergegeben. Wozu hat der Autor seinen Roman nicht Hedwig Sommer oder, da er nach seinen Kapitel-Ueberschriften sensationelle Titel zu lieben scheint, „Andre Biron, der steckbrieflich verfolgte Verbrecher" genannt? Er hätte damit wohl auf die bekannten Raum füllenden biographischen Mitteilungen über Wagner verzichten müssen, aber jeder, der das Buch in die Hand nimmt, wüßte, was er zu erwarten hat, und könnte sich, wenn er die 425 Seiten durchgerungen, nicht beklagen, daß er wohl sehr viele Schauergeschichten, aber von Wagner sehr wenig erfahren hat. Der Verfasser nehme gefälligst den bekannten so viel kürzeren Roman „Kraft-Mayr" von Ernst v. Wolzogen zur Hand und überzeuge sich selbst, wie man, ohne den glorreichen Namen eines Tonkünstlers als Aushängeschild zu benutzen, ein nicht nur sehr interessantes, sondern auch getreues Spiegelbild von dem Leben und Charakter desselben geben kann.

Fast noch schlimmer ist es um den Künstlerroman „Franz Liszt und Hans v. Bülow" bestellt, dessen Titel mich schon vor einigen Monaten in den Buchhandlungen Münchens so stutzig machte, daß ich mich trotz der lockenden Namen nicht zum Ankauf des Buches entschließen mochte. Die Zusammenfassung der beiden Künstler in *einem* Roman weist darauf hin, wie mechanisch und äußerlich der Verfasser bei seinen Arbeiten vorgeht. Der jeder Sentimentalität abholde, sarkastische Bülow allein bot ihm offenbar nicht ausreichenden Stoff für einen dritten Künstlerroman, und so wurde er kurz dem seinem großen Lehrer und Schwiegervater gewidmeten Romane angeflickt. Alles, was bei dem Wagner-Roman zu beanstanden war, kommt hier noch unverhüllter zum Vorschein.

Das ganze erste Buch — beinahe die Hälfte des Romans — füllt das Verhältnis der Tante Franz Liszts, einer Gräfin Csiky, zu einem ungarischen Edelmann Egon v. Roszny. Ich lasse dahingestellt, ob diese Schwester Adam Liszts überhaupt auf historischem Boden fußt — keine der Biographien Liszts erwähnt ihrer —, aber selbst wenn dieses der Fall sein sollte, welche Bedeutung hat diese ganze mit einem obligaten Intriganten (Sardi) hyperromantisch aufgeputzte Liebesgeschichte für das Leben Liszts? Etwa nur zur Motivierung der Tatsache, daß Fürst Nikolaus Esterhazy sich nicht den anderen Magnaten anschloß, welche Liszt zu seiner Ausbildung eine jährliche Sustentation von 600 Gulden zusicherten? Zur Begründung dieses ganz nebensächlichen Umstandes hätte es doch sicherlich nicht 181 Seiten bedurft, zumal dem Titelhelden selbst nur etwa ein Dutzend Seiten in der Form allgemein bekannter Anekdoten gewidmet ist! Aber auch der Verfasser hat seine eigenen Quellen; Seite 140 weist er mit einer gewissen Emphase darauf hin, daß die von ihm gebrachte Kritik der Zeitschrift Panonia über das erste Auftreten Liszts „in keinem Werke vorhanden sei", und Seite 142 gibt er „unveröffentlichte Aufzeichnungen" Hummels „in der Sprache damaliger Zeit" wieder. Es ist mir unbekannt, ob sich in den Pester oder Weimarer Archiven solche Aufzeichnungen finden. Abgesehen davon, daß die „Sprache" absolut nicht von der des Romans abweicht und es höchst unwahrscheinlich ist, daß Hummel die bei der Konferenz über die Sustentation Liszts gehaltenen Reden so wortgetreu und wohl-

stilisiert niedergeschrieben haben sollte, zumal er den späteren Ruhm des damals im zarten Knabenalter stehenden Liszt nicht voraussehen konnte, erscheint das mannhafte Eintreten Hummels für den letzteren auch um so unglaubwürdiger, als es eine bekannte Tatsache ist, daß die künstlerische Unterweisung Liszts durch Hummel gerade an dessen exorbitanter Forderung eines Honorars von einem Dukaten für die Stunde scheiterte.

Das zweite Buch beginnt mit dem sensationell betitelten Kapitel „Heinrich Heines und Franz Liszts Liebesabenteuer". Also wieder bedarf Liszt oder vielmehr der Autor einer Anlehnung an eine episodisch auftretende Figur, als wenn des ersteren Leben allein nicht genug interessante Momente böte! Die ersten zwei Seiten bringen denn auch die bekannten Tatsachen über die Pariser Aufführung der ersten und letzten Oper des Tonmeisters: Don Sancho; aber bereits auf der dritten Seite besinnt sich der Autor, daß vielen die Liebesgeschichte der Gräfin Csiky doch wohl interessanter sein wird, als der damals kaum dem Knabenalter entwachsene Titelheld und so müssen wir sie dann, nur durch ein Bild Liszts unterbrochen, weiter durchwaten. Aber wo bleibt Heine? Unvermittelt erscheint er plötzlich auf der Bildfläche, um ein Manöver auszuführen, welches wohl kaum dem Geschmack und Gehirn des Dichters entsprossen sein dürfte. Heine führt sich bei der Gräfin Roßny und deren Verwandten Karoline, Gräfin Saint-Crig, nachmaligen Gräfin d'Artigau, als Liszt ein, obschon letzterer in allen Salons und in ganz Paris mehr als bekannt und auch elf Jahre jünger war als Heine. Diese schmale, unsichere Brücke führt den Autor endlich zur ersten Liebe Liszts, zu der genannten Karoline. Aber was hat Herr oder Frau v. Pozsony (ich möchte aus vielem auf eine Dame schließen) aus der poesieerfüllten Gestalt der Tochter eines Ministers unter Karl IX. gemacht? Man sollte glauben, daß Liszt sich um eine Grisette oder ein kleines Bürgermädchen beworben, wenn er über die Mauer klettert, um „nächtlichen Abenteuern" nachzugehen! Arme Karoline, an deren Keuschheit und strenger Religiösität bisher niemand gezweifelt! Noch nach vielen Dezennien schrieb Liszt seiner fürstlichen Freundin am 9. Mai 1872, als er Karolinens Tod erfuhr: „**Elle était une des plus purs manifestations de la bénédiction de Dieu sur terre**" und an einer anderen Stelle: „Ein Frauenbild, keusch und rein wie der Alabaster heiliger Gefäße, wie die Hostie, die ich unter Tränen dem Gott der Christen darbot"! Wahr ist, daß Liszt als Lehrer der Gräfin Karoline seine Besuche bis in den späten Abend ausdehnte und daß der Portier des Hotels, welcher ihm die Tür öffnete, dem Grafen — die Mutter Karolinens war kurz vorher gestorben — davon Mitteilung machte, was eine friedliche Auseinandersetzung des Grafen mit Liszt zur Folge hatte. Wozu aber dieses reine Verhältnis zu einem Hintertreppen-Roman ummodeln, in welchem Liszt sich schließlich mit dem schon genannten Sardi duelliert? — bisher auch eine gänzlich unbekannte und sicher nicht urkundlich belegte Tatsache! Eine überaus wertvolle Bereicherung für die Liszt-Literatur bietet aber die Veröffentlichung der „Tagebücher" Liszts, welche der Autor unter bestimmten Daten und Tageszeiten wiedergibt! Bisher hat man nie etwas von ihnen vernommen, es ist sogar bekannt, daß Liszt Hanslick auf dessen Frage, ob er nicht seine Memoiren zu schreiben gedenke, antwortete: „sein Leben nehme ihm so viel Zeit, daß er es nicht auch noch schreiben könne". (Hanslick: Musikalisches Skizzenbuch.) Wer in das Leben Liszts auch nur einen flüchtigen Blick geworfen oder die Briefe an die Fürstin Sayn-Wittgenstein gelesen, weiß, daß diese Antwort mehr als begründet war und Liszt nicht einmal Zeit zur Erledigung seiner Korrespondenz fand. — Das nächste Kapitel führt uns nach einer höchst oberflächlichen Behandlung des Lisztschen Saint-Simonismus zu Madame George Sand, welche Liszt in einer sehr banalen Weise in einem Omnibus kennen gelernt haben soll, während bisher angenommen wurde, Alfred de Musset habe den Tonkünstler bei der genialen Schriftstellerin eingeführt. Es würde zu weit führen, wollte ich den Roman in allen seinen ferneren planlosen Phasen verfolgen; der fortwährende Wechsel trockener biographischer Notizen mit romantisch aufgeputzten Szenen, Anekdoten, von anderen (z. B. Lina Ramann, welche der Autor Luise Raman nennt) entlehnten Interpretationen der Werke, echten und erdichteten Briefen, macht das Lesen des Buches geradezu zur Qual. Der Autor trägt auch keine Bedenken, ohne Angabe seiner Quellen ganz belanglose Sätze anderer Schriftsteller abzuschreiben. Ein Teil der Seite 378 ist wörtlich Hanslick: „Zur Biographie Liszts" („Am Ende des Jahrhunderts" S. 355) entlehnt, wobei der Autor so kritiklos vorgegangen ist, daß er den gar nicht hingehörigen bissigen Ausfall des Wiener Feuilletonisten gegen Wagner ruhig mitabschreibt; das Urteil Lassalles über Cosima v. Bülow S. 412 findet sich wörtlich in Weisheimers bekannten „Erlebnissen mit Richard Wagner", die Begegnung Liszts mit Joszy Seite 318 in Nohls Liszt-Biographie. Daß die Zeit der Kompositionen Liszts teilweise (z. B. bezüglich der **Années de pélerinage** und der beiden Threnodien) falsch angegeben, will ich dem Autor nicht verargen, denn bei dem Wirrwar seines Buches konnte wohl auch er den Kopf verlieren. Was aber unverzeihlich, ist die durchaus schiefe Darstellung des Verhältnisses Liszts zur Gräfin d'Agoult und zur Fürstin Wittgenstein. Nach dem Roman hat sich der Künstler in ein Porträt der ihm bis dahin unbekannten Gräfin derart verliebt, daß er dasselbe aus einer Ausstellung (freilich unter Zurücklassung eines Tausendfrancs-Billetts) entwendete! Tatsache ist, daß Liszt der Gräfin in den Salons anfänglich vollkommen ausgewichen ist. Unrichtig ist auch, wenn der Autor S. 334 behauptet, Liszt hätte nach der Trennung die Gräfin niemals wiedergesehen; wenn Herr v. Pozsony vielleicht Zeit findet, die Briefe des Künstlers an seine fürstliche Freundin vom 28. Mai 1861 und 8. Oktober 1864 nachzulesen, wird er finden, daß sie sich noch mehrfach begegnet sind. Seite 331 läßt der Autor Liszt zur Gräfin sagen: „wir werden Protestanten und heiraten" — allerdings sehr einfach, aber für jeden, welcher Liszts tiefe Anhänglichkeit an die römisch-katholische Kirche gekannt, von vornherein unglaubwürdig. In dem Briefe Liszts an die Fürstin Wittgenstein vom 10. November 1880 berührt er diesen auch in die Biographie von Lina Ramann eingeschlichenen Irrtum und bemerkt: „**quiconque me connait un tant soit peu, ne m'attribuera jamais semblable pratique**". Aber alles dieses verschwindet gegen die frevelhafte Art, wie der Autor Liszt die Beziehungen zu der genannten Fürstin anknüpfen läßt. Der große Künstler soll mit ihr und ihrem Gatten, dem Fürsten Wittgenstein, dem der Autor den Vornamen Maxim beilegt (meines Wissens hieß er Nikolaus), in einem Spielklub zusammengetroffen sein und dem letzteren, welcher in 36 Stunden sein ganzes Vermögen verloren, im Spiele dessen Frau gegen bares Geld abgewonnen haben. Wer den ritterlichen, vornehmen Charakter Liszts kennt, weiß, daß er in keiner Periode seines Lebens einer solchen schamlosen Handlung fähig war; er lernte die Fürstin gelegentlich eines Dankbesuches kennen, den er ihr dafür abstattete, daß sie das Billett zu einem von ihm veranstalteten Wohltätigkeitskonzerte mit hundert Rubel honorierte.

Und der arme Bülow? Er muß sich mit zwei Kapiteln begnügen, von denen das erste natürlich wieder den lockenden Titel „Hans v. Bülows Liebesabenteuer" führt! Letztere sind aber sehr harmloser Natur und so wenig ergiebig, daß sie auf einer halben Seite, zur Steigerung des Effektes teilweise in direkter Rede, wiedergegeben sind. Alles andere sind planlos durcheinander gewürfelte Lexikon-Extrakte, Anekdoten und Abdrücke aus Bülows von seiner zweiten Gattin herausgegebenen Briefe. Um den etwas spröden Bülow-Stoff interessanter zu gestalten, werden wir ohne jeden Zusammenhang wieder einmal zu Herrn Roßny, diesmal aber in das Irrenhaus, geführt, wohnen der Entlarvung des Direktors und der Befreiung Roßnys bei, machen eine Hochzeit bei dem Grafen Palffy mit und kommen, nachdem auch noch Lassalle, Bülows Freund, die erste Gattin des letzteren und vieles andere (z. B. eine Rede des früheren Münchener Hoftheaterintendanten Baron v. Perfall) vorgeführt worden, endlich ganz verwirrt zum Schluß. — Sicher wäre eine so herbe und eingehende Kritik eines gewöhnlichen Romans nicht ge-

boten; die gebildete Leserwelt würde über derart dilettantenhafte Machwerke ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen und sie in den Leihbibliotheken vermodern lassen. Aber die Leichtfertigkeit, mit welcher die Namen der berühmtesten Tonkünstler aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Aushängeschild für durchaus minderwertige Ware mißbraucht werden, die Zerrbilder, in denen die Meister dargestellt sind, die Unsterblichkeit errungen und durch ihre Werke die ganze Welt zu Dank verpflichtet haben, verdienen eine scharfe Abwehr, zumal die Schnelligkeit, mit welcher der zweite Roman dem ersten gefolgt ist, die Vermutung nahe legt, daß die drei Tonheroen nicht die letzten sind, die der Autor zu zerarbeiten gedenkt. Das deutsche Strafgesetzbuch kennt einen wegen seiner elastischen Fassung berüchtigten Paragraphen über den „Unfug"! Nun, hier ist der Tatbestand eines literarischen Unfugs gegeben, welcher, wenn auch nicht strafrechtlich, so doch mindestens kritisch zu ahnden ist. Einer unserer feinsinnigsten Musikschriftsteller, Louis Ehlers, sagt an einer Stelle: „Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, über Liszt ein langweiliges Buch zu schreiben." A. O. v. Pozsony hat diesen Ausspruch glänzend widerlegt.

Frankfurt a. M. O. Bacher.

Das Berliner Institut für Meereskunde.

Dem Geographischen Institute, welches 1887 unter F. v. Richthofens Leitung an der Universität Berlin begründet ward und dort überaus segensreich gewirkt hat, trat 1901 das „Institut für Meereskunde" zur Seite, dessen Aufgabe sich mit derjenigen des erstgenannten zwar nahe berührte, immerhin aber doch ausreichend selbständige Zwecke zu verfolgen hat, um auf eigene Füße gestellt zu werden. Denn zugleich mit dieser Anstalt wurde auch ein „Museum für Meereskunde" ins Leben gerufen, und beide gehören eng zusammen. Nicht bloß die geographische Wissenschaft, sondern auch die volkswirtschaftliche Seite der Lehre vom Meer soll durch sie gefördert werden. Dazu bedurfte es auch eines literarischen Organes, und dieses konnte in der natürlichsten Weise dadurch geschaffen werden, daß man die beiden Organisationen, die ja auch unter gemeinsamer Leitung standen, zusammenwirken ließ. So entstanden die „Veröffentlichungen des Instituts für Meereskunde und des Geographischen Instituts an der Universität Berlin, herausgegeben von deren Direktor Ferdinand Frhn. v. Richthofen"; ihre Devise ist: „Terra Marique." Eine eigentliche Zeitschrift in regelmäßigem Erscheinen der Lieferungen war hier natürlich nicht am Platze, weil ja die Frage, ob in jedem entsprechenden Zeitpunkte genügendes Material vorliegt, nicht ohne weiteres entschieden werden kann. Ungleich zweckdienlicher mußte die Ausgabe in zwanglos einander folgenden Heften sein, und dieser Weg ist denn auch beschritten worden. Die kgl. Hofbuchhandlung Ernst Siegfried Mittler u. Sohn in Berlin hat den Verlag übernommen und dem Unternehmen jene äußere Ausgestaltung gesichert, die in unserer Zeit zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden ist. Die bisher herausgekommenen Schriften bekunden eine mit der Gediegenheit des Gebotenen in Einklang stehende Vornehmheit der Ausstattung. Wir gehen nunmehr daran, den Inhalt der vorläufig vorliegenden fünf — oder eigentlich sechs — Hefte mit kurzen Strichen zu skizzieren.

1. Heft. Dasselbe gibt uns einen Bericht über die ozeanographischen Arbeiten, die von dem Stabe des bekannten Expeditionsschiffes Gauß auf der Fahrt von Kiel bis Kapstadt (11. August bis 27. November 1901) hatten ausgeführt werden können. Berichterstatter war Prof. E. v. Drygalski, der, als er seine Mitteilungen einschickte, noch nichts von der Art und Weise wußte, in welcher dieselben an die Oeffentlichkeit gelangen würden. Einer das Wesen des Schiffsdienstes darlegenden Schilderung der Fahrt folgen geographische, geologische und botanische Angaben über die Kapverden-Insel „Sao Vicente", wo vom 11. bis 16. September Station gemacht wurde; daran beteiligten sich Dr. Werth und Dr. Philippi. Weiter bespricht Prof. v. Drygalski die ozeanographischen Bestimmungen im allgemeinen, Dr. Philippi die Untersuchungen über Salzgehalt und Beschaffenheit der aufgeholten Grundproben, Dr. Gazert die bakteriologischen Befunde, die auch in sehr großer Tiefe, wenngleich nicht überall, solche Mikroorganismen als vorhanden ergaben. Plankton und größere Meerestiere sammelte und studierte Prof. Vanhöffen, und Dr. Bidlingmaier tut dar, daß man auch auf dem Schiffe, wenn man die nötigen Vorsichtsmaßregeln anwendet, ziemlich genaue erdmagnetische Messungen zu machen vermag. Absolute Kontrollbestimmungen wurden nachher in Kapstadt ausgeführt. Kapitän Ruser und Obermaschinist Stehr erläutern schiffstechnische Fragen, und einem Schreiben Dr. Enzenspergers ist der Reisebericht der für den Kerguelen-Archipel designierten Expeditionsmitglieder entnommen. Als der Erzähler davon sprach, daß man mit den chinesischen Kulis, welche das Schiff Tanglin begleitet hatten, recht schlimme Erfahrungen gemacht habe, ahnte er nicht, daß die allertrübste ihm selbst noch bevorstehen sollte. Bekanntlich infizierten ihn diese Leute, denen man unter den gegebenen Umständen ihre Arbeitsunlust nicht zum schweren Vorwurfe wird machen können, mit tödlichem Krankheitsstoffe, und diesem Leiden mußte der sonst außerordentlich widerstandsfähige junge Mann im Februar des übernächsten Jahres erliegen.

2. Heft. Der Inhalt desselben gleicht durchaus dem seines Vorgängers, indem jetzt der südliche Indische Ozean mit dem Atlantischen abwechselt. Am 27. November 1901 von Kapstadt abgefahren, landete die Gauß am 2. Januar 1902 auf den Kerguelen und weilte da bis zum 2. April. Die Einförmigkeit der Reise unterbrach das Anlaufen der Crozet-Inseln; auf „Possession-Island", wo künftig die „Weihnachts-Bucht" an dieses Ereignis erinnern wird, konnte am 25. Dezember gelandet werden. Dr. Philippi wies nach, daß die Oberfläche ganz aus Basalt- und Doleritströmen zusammengesetzt ist, und Dr. Werth konnte auf dem unwirtlichen Boden ziemlich viele Blütenpflanzen zusammenbringen. Auch Prof. Vanhöffens Tierausbeute war eine verhältnismäßig reichliche (26 ausgebildete Fliegen, 60 Spinnen, 40 Asseln). Die meteorologischen Aufzeichnungen von Dr. Bidlingmaier lieferten interessante Daten über die Beziehungen zwischen Temperatur und Luftdruck, welche beide Elemente nach Ausweis der Drachenversuche nach oben gleichmäßig sich vermindern. Der Gesundheitszustand lobte, wie Dr. Gazerts Bericht zeigt, die getroffenen hygienischen Maßnahmen. Von dem Leben und Treiben auf der Kerguelen-Station unterrichtet Dr. Werth.

3. Heft. Auf ein ganz anderes Gebiet sehen wir uns in dieser dritten Lieferung geführt. Sie ist bearbeitet von Dr. Kurt Wildenfeld, Privatdozent der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, und trägt hauptsächlich dem zweiten der beiden Ziele Rechnung, welche sich, wie angegeben, das neue Institut vorgesetzt hat, wogegen die Erdkunde als solche mehr zurücktritt. Mit sechs Steindrucktafeln ausgerüstet, führt uns das Heft, welches aber schon mehr als Buch bezeichnet zu werden verdient, die wirtschaftliche Bedeutung der großen kosmopolitischen Seehäfen von Nordwesteuropa vor. Zur Darstellung kommen Amsterdam, Antwerpen, Bremen, Hamburg, Havre de Grâce, Liverpool, London und Rotterdam.

4. Heft. Diesmal kommt mehr das Geographische als das Ozeanologische Institut zum Worte, indem Dr. Leonidas Chalikiopoulos aus Kairo, der sich seine wissenschaftliche Ausbildung ganz in Deutschland geholt hat, „Sitia, die Osthalbinsel Kretas", zum Gegenstande seiner — hier wiedergegebenen — Doktordissertation gewählt hat. Die Aufgabe, die es zu lösen galt, und die angesichts der sehr wenig zahlreichen Vorarbeiten gewiß keine leichte war, mußte sich als eine wesentlich geologische darstellen, und so handelt es sich denn zunächst hauptsächlich um stratigraphische und tektonische Feststellungen. Schiefergebirge und verkarsteter Kalkstein wiegen vor, und diese Oberflächenbeschaffenheit mußte auch auf Art und Anlage der Siedelungen ihre Rückwirkung äußern. Die Annahme, daß die griechischen Inseln Ueberreste eines dereinst zusammenhängenden Gebirgslandes waren, welches durch das Eindringen des Meeres in der Tertiärperiode zerstückt ward, bestätigt der Verfasser. Auch über Klima, Bodenbildung und wirtschaftliche Verhältnisse weiß derselbe, dem der Herausgeber nachrühmt, er habe „eine Fülle feinsinnig und sorgfältig ausgeführter tatsächlicher Beobachtungen" seiner Arbeit einverleibt, wertvolle Bemerkungen zu machen.

5. **Heft a.** Ohne besondere Zählung wurde, ganz im Einklange mit der äußeren Form der Institutsveröffentlichungen, im Jahre 1903 ein „Allgemeiner Bericht über den Verlauf der Deutschen Südpolarexpedition" von Erich von Drygalski ausgegeben. Vorbemerkungen fügte der Herausgeber, ein Referat über die Betätigungen der Kerguelen-Station Dr. K. Luyken an. In der Einleitung werden die Gründe auseinandergesetzt, welche den Leiter der Expedition veranlaßten, nach Ablauf des fast ganz im Eise verbrachten Jahres, ohne sich auf einen erneuten Vorstoß einzulassen, das Schiff in die Heimat zurückzuführen. Aus der Originalmeldung von Professor v. Drygalski ist zu ersehen, daß am 3. Februar 1902 „Heard-Island" mit seinem vielgestaltigen Tierleben — Prof. Vanhöffen zählte etwa 400 See-Elefanten — gestreift und am 13. d. M. die Grenze des Scholleneises erreicht wurde. „Termination-Land", welches man nach Wilkes Positionen zu berühren gehofft hatte, wurde in Wirklichkeit nicht gesichtet und muß mutmaßlich von der Karte gestrichen werden. Am 22. Februar 1902 begann die Gefangenschaft im Eise, die erst am 8. Februar 1903 enden sollte. Wie die Gesellschaft ihr Leben während dieser langen Periode unfreiwilligen Stilleliegens einrichtete, zeigt uns der Berichterstatter in anschaulicher Schilderung, auf Schlittenreisen waren neun Mitglieder 11 bis 57 — im Mittel 38 — Tage abwesend. Die Schicksale der Kerguelen-Abteilung waren minder erfreulich; Dr. Luykens Bericht ähnelt nur zu sehr einer Leidensgeschichte.

5. **Heft b.** Was in der vorbesprochenen Gesamtübersicht nur kursorisch angedeutet war, findet nunmehr seine weitere Ausführung. Die generellen Mitteilungen v. Drygalskis und Luykens werden ergänzt durch Dr. Gazerts medizinische Erörterung, die glücklicherweise fast nur die hygienische Prophylaxe und deren günstige Erfolge betreffen; eigentliche Krankheitsfälle, zumeist traumatischer Natur, gab es im ganzen nur sieben, und alle sind mit Heilung ausgegangen. Die Beiträge von Ruser und Stehr sind wiederum technischen Charakters, und zwar hat sich der letztere besonders des Ballons angenommen, der allerdings nur einmal, am 28. März 1902, in vollen Gebrauch genommen werden konnte. Diejenige Schlittenreise, welche zur Orientierung über die Oertlichkeit des aufgezwungenen Winterquartiers am meisten beitrug, setzten im selben März der zweite Offizier Vahsel und der Geologe Philippi, in Begleitung des Matrosen Johannsen, ins Werk; auf ihr wurde der nach späterer Messung 366 Meter hohe „Gaußberg", eine domitische Vulkankuppe, aufgefunden. In die wissenschaftlichen Arbeiten, auf welche besonderer Nachdruck gelegt wurde, als man sich überzeugt hatte, daß die Verhältnisse geographisch wichtige Entdeckungen unmöglich gemacht hatten, teilten sich der Expeditionsleiter und die uns bereits dem Namen nach bekannten Gelehrten. Der meteorologische Dienstzweig lag bis zum 18. Mai in den Händen des Magnetikers Bidlingmaier, der dabei von den Schiffsoffizieren unterstützt wurde; später ersetzte ihn zum Teile der Schiffsarzt, und die Register im Indischen Ozean führte auf der Hin- und Rückfahrt Herr Ott. Die Vermessungsarbeiten v. Drygalskis ergaben, daß die Gauß unter 66° 2′ s. Br. und 89° 48′ ö. L. eingefroren war; die Berechnung der Pendelbeobachtungen wird uns wichtige Aufschlüsse über die Verteilung der Erdschwere in jenen fernen Zonen bringen. Sehr viel ist offenbar für die Ermittlung der geomagnetischen Zustände geschehen; anscheinend hatte man aber gar keine Gelegenheit, Polarlichter zu sehen, weil von ihnen nichts ausgesagt ist. Philippis Mitteilungen über Vulkanismus, eiszeitliche Residuen und Wasserbeschaffenheit sind ebenso von Wert wie Vanhöffens biologische Ermittlungen, die sich bezüglich des Pflanzenreiches allerdings nur auf die allerniedersten Formen erstrecken konnten. Bakterien sind nach Gazert in diesem Teile des Südlichen Eismeeres sehr seltene Gäste.

Diese wenigen Worte können trotzdem ihre Absicht, einer neuen geographischen Publikation[1]) von hoher Bedeutung die allgemeinere Teilnahme zuwenden zu helfen, erreicht haben. Wenigstens ist dies der Wunsch des Referenten, der in der Schaffung des Instituts für Meereskunde einen bedeutsamen Akt der Förderung geographischer Wissenschaft und Lehre erblickt.

S. Günther.

[1]) Die Lieferungen sind einzeln verkäuflich. Heft 1 kostet 4 M. 50 Pf., Heft 2 kostet 4 M., Heft 3 kostet 14 M. 50 Pf., Heft 4 kostet 7 M., Heft 5 b (wodurch 5 a überflüssig gemacht wird) kostet 7 M. Die Preise beziehen sich auf Exemplare im Originalband.

Bücher und Zeitschriften.

-tz- **Neue Studien über Heinrich v. Kleist.** Von **Berthold Schulze.** Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1904. 92 Seiten.

Aus einem gewissen Gegensatze zu R. Steigs wichtigem Buche „H. v. Kleists Berliner Kämpfe" (1901) und dem Bestreben, manche seiner Darlegungen nachzuprüfen und zu berichtigen, sind die vorliegenden Studien erwachsen, und obwohl die eigentlich gegen Steig gerichteten Ausführungen nur ziemlich geringfügiger Art sind, so ist das Büchlein trotz einer ziemlichen Breite nicht ganz ohne Reiz. Das erste Stück der Studien „Die Ehrung der Erbprinzessin von Oranien" weist im Anschluß an die bekannte Klage Nataliens im „Prinzen von Homburg" (II, 6) den mehrfach gegen Kleist erhobenen Vorwurf der Flüchtigkeit und mangelhaften Geschichtskenntnis zurück, indem es die tatsächlich vorkommenden Verstöße gegen die wirklichen Verhältnisse als vollbewußte Absicht des Dichters hinstellt. Der Verfasser meint, Kleist habe seine Vertrautheit mit den fraglichen Dingen anderwärts hinreichend dargetan und sich der Verschleierung nur bedient, um unter ihr einen Angriff auf Frankreich und Napoleon schwach zu verhüllen. Das zweite Stück handelt über „Kleist, den Sänger der Königin Luise". Mit verschiedenen guten Gründen wird hier — gegen Steig — wahrscheinlich gemacht, daß das Gedicht, welches der Königin am 10. März 1810 zum Geburtstage dargebracht wurde, nicht das bekannte herrliche Sonett gewesen ist, sondern eine andere Fassung in Blankversen; außerdem wird dargelegt, daß das sogenannte „Rosensonett", das bei derselben Gelegenheit Verwendung fand, nicht von Kleist, sondern von Fouqué stammt, der sich darin eng an jenes ihm wohlbekannte Luisen-Gedicht anschließt. Das dritte Kapitel „Kleist, ein Wissender" ist insofern von Bedeutung, als es auf den starken Einfluß aufmerksam macht, den Vergil und Lucan auf den Dichter ausgeübt haben; denn wenngleich nicht alle Stellen, die der Verfasser für beweiskräftig hält, der Nachprüfung standhalten, so hat er doch im ganzen das Richtige getroffen. Der nächste Abschnitt betrifft „Kleists dichterische Anfänge". Zuerst betrachtet er den zehnten Auftritt im „Zerbrochenen Krug", wo die pythagoreischen Erwägungen über die Zahlen vorkommen, und führt diese auf die Einwirkungen einer Vergilstelle, der achten Ekloge, auf Vossens Anmerkung dazu und auf Schillers „Wallenstein" zurück. Dann beschäftigt er sich eingehend mit der „Familie Schroffenstein" und bringt auch hierfür eine Reihe von Anregungen zur Sprache, die bei der Ausgestaltung des Dramas mitgewirkt haben. Wieder ist es der „Wallenstein", dann persönliche Erlebnisse, vor allem aber die Kantstudien des Dichters, die ja einen so großen unheilvollen Einfluß auf ihn gewonnen haben. Schulze sieht in der Dichtung geradezu „ein Sichaufbäumen" gegen den Bann, in dem ihn Kant hielt. Auf Grund dieser Darlegungen kommt er dann auch dazu, den Entwurf des Dramas und seine ersten Anfänge etwa in den Herbst des Jahres 1801 zu setzen. Endlich wird auch noch bemerkt, daß die Idylle „Der Schrecken im Bade" nicht 1808, wie man früher annahm, sondern schon 1802 entstand. — Der Schlußabschnitt bringt dann noch zwei Beiträge „Zum Prinzen von Homburg". Der erste davon untersucht nochmals die Frage nach der Entstehungszeit des Stückes und kommt zu dem Ergebnis, daß die Anfänge desselben bereits in das Jahr 1809 hineinreichten. Der zweite „Noch einmal: Der Charakter des Kurfürsten im „Prinzen von Homburg", ist ziemlich überflüssig; denn er hat nur die Aufgabe, einen, wie es nach Schulzes Ausführungen scheint, recht törichten Zeitungsartikel von A. Matkowsky (Nationalzeitung, 31. Mai 1903) zu widerlegen, was nicht schwer ist, da jener den Kurfürsten als einen „pedantischen Autokraten" auffaßt, „der in der Ausführung seiner innersten Absichten

und Neigungen nur dadurch gehemmt ist, daß Ziel und Umstände sich ihm nicht eignen, offen und frei Tyrann zu sein". Trotz aller Breite der Abwehr ist er dabei doch nicht eben gründlich verfahren; denn er hat ebensowenig wie Matkowsky bemerkt, daß in den bekannten Worten Nataliens:

Nun, so versich'r ich Dich, er faßt sich Dir
Erhaben, wie die Sache steht, und läßt
Den Spruch mitleidslos, morgen Dir vollstrecken!

das scheinbar so schöne „mitleidslos" der Ausgaben nichts anderes als ein alter Irrtum ist, der auf Tieck zurückgeht. Kleist selbst hat nämlich „mitleidsvoll" geschrieben, und das erledigt die ganze an diese Worte angeknüpfte Frage. — Das Büchlein hätte wahrscheinlich gewonnen, wenn es nur halb so umfangreich wäre; denn allzu große Ausführlichkeit ist auch ein Nachteil. Und bei solcher Beschränkung hätte der Verfasser vielleicht auch Zeit gefunden, ein wenig sorgfältiger den Druck zu überwachen. Denn die vorne berichtigten zwanzig Druckfehler sind längst nicht alle, die überhaupt vorhanden sind.

---

* **Zoologische Annalen.** Unter diesem Titel gibt Prof. Dr. Max Braun in Königsberg i. Pr. eine Zeitschrift für Geschichte der Zoologie bei A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch) in Würzburg heraus. Wie wir dem Prospekt entnehmen, wird die neue Zeitschrift Arbeiten bringen, welche einzelne Tierarten, bezw. kleinere und größere Gruppen, die zoologischen Anstalten und Sammlungen, die Vertreter der Wissenschaft und ihre Arbeiten, sowie die Zoologie selbst oder einzelne Gebiete derselben geschichtlich behandeln. Außerdem wird die neue Zeitschrift, deren erstes im August erscheinendes Heft eine Reihe einschlägiger Arbeiten bringt, den mit der Einführung der Nomenklaturregeln zusammenhängenden Fragen, sowie der Terminologie der Organe Aufmerksamkeit schenken und regelmäßig die Literatur verzeichnen, bezw. besprechen. Ein reiches Programm, dem bereits viele und bedeutende Fachgelehrte ihre Unterstützung zugesichert haben.

Allgemeine Rundschau.

Kunst und Malerei.

Wenn es eines Zeugnisses bedarf, daß die Anschauungen des Altertums über darstellende Kunst den unseren nicht entsprechen, so ist es die Anekdote von den beiden Malern, welche sich gegenseitig durch „Illusionsmalerei" von ihrem Können überzeugen und übertreffen wollten. Die Illusion, die Höhe der Illusion ist auch im Mittelalter der Gradmesser von der Kunst eines Bildes. Wie oft finden wir als Lob eines Bildes erwähnt, so schön sei es gewesen, daß man es für lebend gehalten habe, „einer sah den anderen an", heißt es von Posaunenengeln in der Karlsreise, „lächelnd, daß ich gedacht hätte, sie seien lebend". Ueber Täuschungen, Verwechslungen zwischen Leben und Bild kursierten deswegen auch im Mittelalter, gerade wie im Altertum, mancherlei Anekdoten. Der „reine Tor", d. h. der naive Held, welcher einsam aufgezogen, von Konvention und überkommener Anschauung unberührt zum erstenmal in die Welt tritt, stutzt vor dem Kruzifix, das er am Wege sieht. „Was hat denn der gute Mann getan, daß man ihn ans Kreuz geschlagen hat?" fragt Trubert und hält den hölzernen Heiland für einen Menschen aus Fleisch und Blut. Rainoart (im Moniage Rainoart) redet ihn direkt an: „Geh, sag! Wer hat dich denn da hinaufgebracht? Komm herunter zu mir, daß ich mit dir spreche.

Porquoi m'esgardes ensi comme maufés?
As vis deables soies tu commandés!"

Auch die Fabliaus lassen sich das leicht zu Kombinationen verwendbare Thema nicht entgehen und benutzen es öfters. So befindet sich z. B. einmal ein ehebrecherischer Priester bei der Frau eines Bildhauers, als der Gatte naht. Er hat nicht die Zeit sich anzukleiden, geschweige denn zu entfliehen, und streckt sich, nackt, wie er ist, auf einem am Boden liegenden hölzernen Kreuz aus, um auf diese Weise dem Ehemann zu entgehen. Dieser geht auf die Komödie ein, beschäftigt sich als Bildhauer mit ihm und entmannt ihn. — Ueber die Bilderverehrung hat Augustinus geklagt, Gregor hat sie verteidigt: „Ein ander Ding ist es", sagt er, „ein Bild zu verehren oder durch den Inhalt des Gemäldes zu erfahren, was zu verehren sei. Denn das, was die Schrift die Lesenden lehrt, das lehrt die Malerei die Ungebildeten. In ihr sehen die Ungebildeten, was sie befolgen sollen; in ihr lesen sie, obgleich Analphabeten. Deshalb ist die Malerei in der Hauptsache als eine Lektion für das Volk zu betrachten." Dementsprechend finden wir öfters den Begriff „schreiben" auch auf die Malerei ausgedehnt. So in Doons Wimpel im Gaufrey 228.

Saint Jorge i fu escript, si comme un chevalier,
Devant li un paien, cui'l fist le chief tranchier.

„St. Georg sei darauf geschrieben gewesen, wie ein Ritter, Vor ihm ein Heide, dem er den Kopf abschlug." Diese Anschauung ist natürlich und volkstümlich, Malerei und Schrift sind Zwillinge, die in einer Wiege gelegen haben und sich später trennten, gerade wie Geschichte und epische Dichtung, Philosophie und Religion. Die Malerei geht deshalb auch das ganze Mittelalter hindurch selten weiter als bis zur Darstellung von Gattungen. Bis zu dem, was Jakob Burckhardt „physiognomisch personifizieren" nennt. Aber auch die Absicht zu porträtieren findet sich. So bei Christus und bei einer Anzahl Heiliger, bei denen ein bestimmter Typus stets wiederzufinden ist. Das Symbolische hört hier bereits auf. Zugleich stellt sich mit dem „Konterfei" eine neue Vorstellung ein. Die Aehnlichkeit des Porträts gibt intime Beziehungen zwischen Urbild und Abbild, in der Heiligenlegende können beide sich vereinigen, das Bild tritt aus dem Rahmen heraus oder spricht. Dieser Zusammenhang gehört, wie besonders das Entstehen des Bildes zum Wunderbaren, der Aberglaube, der an dem Konterfei hängt, findet sich aber auch bei profanen Dingen. So besaß ein Fürst die Bildnisse aller seiner Vasallen, fiel aber einer ab, so drehte sich sein Bild von selber um. (Joies Nre Dame in Ztschr. f. rom. Phil. Bd. III.) Das Hängen in effigie ist vielleicht auch hiermit in Zusammenhang zu bringen. Auch die oft zu findende Sage von dem Ritter, der sich in das Bild eines Mädchens verliebt und nun die Welt nach ihr durchstreift. Porträts als Erinnerungszeichen waren bereits üblich, besonders zwischen Liebenden. Im Girart von Vienne schenkt Alda einem Verehrer eine Fahne mit ihrem farbigen Porträt darauf. Sachlich ist mit dem Zweck unseres Porträts hierin kein Unterschied zu sehen, wenn dasselbe auch in seiner Eigenart und Weltherrschaft erst ein Kind des XV. Jahrhunderts ist. Darüber hat uns Jakob Burckhardt in seinen Beiträgen zur Kunstgeschichte in bewunderungswürdiger Weise belehrt In den Beobachtungen über das Porträt zeigt sich schließlich, daß auch dem Mittelalter eine Vorstellung über die Kunst eigen war, die ihre Werke unter Umständen über das rein Technische hinausgehen ließ, in ein mysteriöses Gebiet, wo damals das Mirakel, heute das Geniale Wunder wirkt. Die Wirkung dieser geheimen Kräfte beobachtete die Vorzeit freilich an ganz anderen Momenten, als wir dies tun.

L. J.

Künstliche Färbung der Seidenraupen.

Die Frage, ob es möglich sei, der Seide bereits im Körper der Seidenraupen selbst eine bestimmte Färbung zu verleihen, hat im Laufe des verflossenen Jahrhunderts von verschiedenen Autoren eine negative Beantwortung gefunden. Einwandfreie positive Resultate sind in dieser Beziehung erst in den letzten Jahren durch die Versuche von Levrat und Conte erzielt worden. C. de Labonnefon, der gleichzeitig mit den genannten Experimentatoren zu denselben Ergebnissen gelangt ist, berichtet hierüber, wie wir dem bei R. Mückenberger in Berlin erscheinenden „Prometheus" entnehmen, im Kosmos etwa folgendes: Raupen von Attacus Orizaba, einer in Mexiko heimischen Spinner-Art, die in Frankreich akklimatisiert worden ist,

wurden in vier Abteilungen mit Blättern des Ligusters, die mit verschiedenen Farbstoffen überstrichen waren, ernährt. Die Tiere der ersten Abteilung wurden von Jugend an mit Laub gefüttert, das mit Neutralrot imprägniert war; sie verzehrten diese Speise ohne Zögern und entwickelten sich völlig normal. Ihr Körper nahm dabei eine dunkelrote Färbung an, das Blut erwies sich als lebhaft rot gefärbt, und auch der Cocon zeigte ein prächtiges rotes Kolorit. Ein gleich günstiges Resultat wurde mit den Tieren der zweiten Gruppe erzielt, die nur die letzten vierzehn Tage vor ihrer Verpuppung mit Neutralrot gefüttert worden waren. Weit ungünstiger verliefen die Versuche mit Methylenblau. Dieser Farbstoff wurde zunächst nur ungern von den Tieren angenommen und das Gespinst fiel relativ dürftig aus und besaß nur einen leichten Anflug von Blau. Die Raupen der vierten Gruppe endlich wurden mit Blättern genährt, die einen Ueberzug von Pikrinsäure hatten. Diese Tiere gediehen außerordentlich schlecht und der Cocon zeigte dieselbe graue Färbung wie bei Exemplaren, denen keinerlei Farbstoff verabreicht worden war. Dieselben Versuche wurden nun auch mit den Raupen des Seidenspinners (Bombyx mori) angestellt und zwar mit einer gelb- und einer weißspinnenden Rasse. Beide Rassen verzehrten das Neutralrot ohne Schaden; der Cocon der gelbspinnenden zeigte ein lebhaft orangefarbenes, derjenige der weißspinnenden Rasse ein prachtvoll rotes Kolorit. Aus diesen Versuchen geht hervor, daß es möglich ist, die Raupen zur Aufnahme eines Farbstoffes zu bringen, der ins Blut und von da in die Spinndrüsen übergeht. Freilich verhalten sich die verschiedenen Farbstoffe in dieser Hinsicht verschieden; während Neutralrot treffliche Erfolge liefert, nimmt Methylenblau seinen Weg durch die Gewebe der Raupen nur in geringem Maße, und Pikrinsäure endlich wird überhaupt nicht in die Spinndrüsen übergeführt. Man wird also nur nach geeigneten Farbstoffen sich umzusehen haben, und man wird dann in der Lage sein, jede gewünschte Nüance in der Färbung der Cocons von vornherein zu erreichen. Zu berücksichtigen wird man dabei auch die Verschiedenheit der Rassen und Arten haben.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Internationale Ballonfahrt.** Gestern früh morgens fand wieder eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es stiegen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf: in Berlin, Hamburg, Crinan, Harbour, Trappes, Itteville, Paris, Guadalajara, Rom, Zürich, Straßburg, München, Barmen, Wien, St. Petersburg, Kasan, Torbino, Blue Hill U. S. A., auf dem Atlantischen Ozean u. s. w. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf vorsichtige Behandlung der Instrumente u. s. w. wird besonders aufmerksam gemacht.

* **Todesfälle.** **Aus Frankfurt wird uns gemeldet: Heute Nacht ist plötzlich der Leiter des Senckenbergischen Instituts, Geh. Medizinalrat Dr. Karl Weigert gestorben. Er galt als einer der hervorragendsten Bazillenforscher und Anatomen und stand auch seiner persönlichen Eigenschaften wegen in hohem Ansehen.** — Ferner schreibt unser S.-Korrespondent aus **Württemberg: Mit dem in einem Alter von erst 48 Jahren verstorbenen Stuttgarter Professor Dr. Gustav Sixt** ist ein Numismatiker und Altertumsforscher gestorben, der weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus bekannt war. Aus dem Tübinger Stift hervorgegangen, hatte er sich dem Lehrfach gewidmet und eine Professur am Stuttgarter Karlsgymnasium erhalten. Aber schon seit langen Jahren hatte er sich auch dem Gebiet der Münzen- und Medaillenforschung sowie dem der Altertumskunde zugewendet und war darin ein anerkannter Fachmann geworden. So wurde er denn 1893 zum Inspektor der staatlichen Münzen- und Medaillensammlung sowie der Sammlung antiker Steindenkmale ernannt. Eine nicht unbedeutende schriftstellerische Tätigkeit ging neben dieser Verwaltungsaufgabe her, die durch die Beteiligung an der Reichs-Limesforschung noch erweitert wurde, zu deren Streckenkommissär er für einen Teil Schwabens ernannt wurde. Neben zahlreichen Arbeiten für die Tages- und Fachblätter übernahm er für das große, im Auftrag des Kgl. statistischen Landesamtes herausgegebene Sammelwerk „Das Königreich Württemberg" das gesamte Gebiet der Altertümer; auch gab er die „Fundberichte aus Schwaben" heraus. Im Jahre 1897 wurde er zum korrespondierenden Mitglied des Kaiserlich deutschen archäologischen Institutes in Berlin ernannt.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor der Geologie und Paläontologie Dr. J. F. Pompecki hat den Ruf als Ordinarius an die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim angenommen.

B. **Freiburg i. Br.** Der außerordentliche Professor Dr. Schlegel von der tierhygienischen Abteilung des hygien. Instituts der hiesigen Universität hat den Ruf an die Tierärztliche Hochschule in Dresden abgelehnt. — Der Assistenzarzt Dr. Bumke hat sich bei der hiesigen medizinischen Fakultät für Psychiatrie habilitiert.

* **Bonn.** Der Professor der Psychiatrie Dr. Pelman, der zum 1. Oktober von seiner Stellung als Leiter der psychiatrischen Klinik und Direktor der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zurücktritt, hat sich am Montag von seinen Schülern verabschiedet. Prof. Pelman wird indessen auch in Zukunft noch Vorlesungen halten.

* **Berlin.** Die Abteilungsvorsteher am ersten Chemischen Institut der Universität Professoren Dr. Harries und Dr. Ruff sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden. Der erstgenannte wird, wie schon gemeldet, als Nachfolger Professor Claisens die chemische Professur in Kiel, der zweite eine solche an der neugegründeten Technischen Hochschule in Danzig übernehmen. Als Nachfolger von Prof. Harries ist nun Dr. Pschorr zum Abteilungsvorsteher ernannt und mit der Verwaltung der früheren Ruffschen Stelle Dr. Stock betraut worden.

* **Halle.** (Landwirtschaftliches Studium.) Am landwirtschaftlichen Institut der hiesigen Universität haben im Sommersemester 1904 mit Einschluß der nachträglich Immatrikulierten und Hospitanten 225 Landwirte von Beruf studiert.

dr. **Jena.** Dem Vernehmen nach hat der Gynäkologe Professor Franz (Berlin) einen Ruf an die Stelle des Prof. Krönig erhalten und angenommen.

* **Wien.** Der Privatdozent der Physik Dr. A. Lampa wurde zum außerordentlichen Professor des gleichen Faches an der hiesigen Universität ernannt. — Der akademische Senat hat an Stelle des wegen Arbeitsüberbürdung vom Präsidium zurücktretenden Professors Dr. Jakob Schipper den Professor Dr. Albrecht Penck zum Vorsitzenden des Ausschusses für volkstümliche Universitätskurse ernannt.

* **Innsbruck.** Die Leiche des am 28. v. M. bei der Besteigung des Gabelhorns durch einen Steinschlag verunglückten Rektors der Universität, Professor Dr. Ernst Demelius, wird nach Mödling gebracht und Sonntag, den 7. d. M., um 5 Uhr nachmittags auf dem dortigen Friedhofe im Familiengrabe beigesetzt werden.

* **Graz.** Der Privatdozent der Physik an der hiesigen Universität Dr. F. Streintz wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

* Von technischen Hochschulen. Die Einweihung der Technischen Hochschule in Danzig, die für Anfang Oktober in Aussicht genommen war, ist bis Mitte November verschoben worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Liselotte: Eine Schöneberger Familie. Satiren. Berl. 1904. Hugo Steinitz. 47 S. — Eduard Faber, kgl. Bauamtmann in Nürnberg: Die Verbesserung der Schiffbarkeit der bayerischen Donau und die Durchführung der Grossschiffahrt bis nach Ulm. Vortrag. (Süddeutsche Verkehrsfragen. Beitrag 1.) Stuttgart 1904. Hobbing u. Büchle. 44 S. — Hans Ferdy: Sittliche Selbstbeschränkung. Behagliche Zeitbetrachtungen eines Malthusianers über die begriffliche Wandlung des „moral restraint" in dem Jahrhundert 1803—1903 und die Ausbreitung des Neo-Malthusianismus. Hildesheim 1904. Selbstverlag des Verfassers. 204 S. — Dr. Christian Meyer, Staatsarchivar a. D.: Die „Ehre" im Lichte vergangener Zeit. München 1904. Selbstverlag. 46 S. — Derselbe: Reformation, Antireformation und Aufklärung in Oesterreich. Ebenda 1904. Selbstverlag. 70 S. — Derselbe: Beiträge zur ältesten Verfassungs- und Gewerbegeschichte der Stadt Augsburg. Ebenda 1904. Selbstverlag. 88 S. — Der Kaiser, die Kultur und die Knnst. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes. Aus den Papieren eines Unverantwortlichen. München u. Leipzig 1904. Georg Müller. 139 S. — Hans May, Lehrer in München: Der Fahrenberg. Ein Natur-, Wirtschafts- und Geschichtsbild aus dem Böhmerwald. Als e. Gabe zum 700jähr. Jubiläum der Wallfahrt zu diesem Berge nach urkundl. Material verfasst. E. Auszug aus des Verf. ungedrucktem Werke: Waldthurn, Waldau und Schellenberg. München 1904. Selbstverlag. 92 S. — Dr. Max Offner: Zurechnung und Verantwortung. Progr. d. k. hum. Gymnasiums Ingolstadt f. d. Schuljahr 1903—1904. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. S. 48—103. — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. A. Goldscheider: Anleitung zur Uebungsbehandlung der Ataxie. M. 115 Abb. 2. erw. Aufl. Leipzig 1904. Georg Thieme. 59 S. — Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin: Die Aufgabe der Mutter in der Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit. Vortr., geh. in der Jahresversamml. des Zürcher Frauenbundes zur Hebung der Sittlichkeit am 19. Mai 1904. Zürich 1904. Zürcher u. Furrer. 26 S. — Dr. Joachim Graf v. Pfeil: Warum brauchen wir Marokko? (Flugschriften des Alldeutschen Verbandes. Heft 18.) München 1904. J. F. Lehmann. 24 S. — Jacques Jolowicz: Der Kampf gegen Unzucht in Schrift und Bild. §§ 184 und 184a R.-St.-G.-B. Ein ernstes Wort für denkende Leser. Leipzig 1904. Jacques Jolowicz. 36 S. — Joseph Reiter, Pfarrer: Die alleinseligmachende Kirche oder Katholizismus und Seligkeit. Zeitgemässe populäre Abhandl. über die kathol. Kirche für jedermann, Katholiken und Protestanten. M. oberhirtl. Approb. Paderborn 1902. Bonifacius-Druckerei. 84 S. — Samuel Lublinski: Vom unbekannten Gott. Ein Baustein. Dresden o. J. Carl Reissner. 99 S. — Baumann: Pflücke das Leben! Geschichte. II. Aufl. Berlin-Charlottenburg 1904. Modern-Paedag. und Psychol. Verlag. 126 S. — Georg Sylvester Viereck: Gedichte. New-York 1904. Progressive Printing Co. 54 S. — Heinrich Keiter: Theorie des Romans und der Erzählkunst. 2. verm. u. verb. Aufl. bearb. von Tony Kellen. Essen-Ruhr (sic) 1904. Fredebeul u. Könen. 314 S.

Für d. Inseratenteil verantwortl. i. V.: Waßmann, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 6. August. Nummer 179.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Moderner Mystizismus.

In einem der ganz entzückenden Stimmungsbilder, in denen Maurice **Maeterlinck** neuerdings seine Beobachtungen über Tiere und Blumen niedergelegt hat,[1]) findet sich die Bemerkung, die wohl manchen Nicht-Botaniker überraschen wird, daß der größte Teil der Blumen, die heute unsere Gärten schmücken und die uns von Jugendzeit auf vertraut sind, unseren Altvorderen noch unbekannt waren. „Alte Blumen, sagte ich. Ich irrte. Geht man ihrer Vergangenheit nach, spürt man ihre Genealogie auf, so erfährt man voller Staunen, daß die meisten von ihnen, bis herunter zu den einfachsten und verbreitetsten, neue Wesen sind, Freigelassene, Verbannte, Emporkömmlinge, Gäste, Fremde. . . . Jedes botanische Lehrbuch gibt Aufschluß über ihren Ursprung. . . . Welche Blumen blühten also in den Gärten unserer Voreltern? Ohne Zweifel sehr wenige, sehr kleine und bescheidene, kaum unterschiedlich von denen, die wild am Wegrain, auf Wiesen und in Waldlichtungen wachsen. Vor dem 16. Jahrhundert sind die Gärten fast öde und auch später hätte selbst Versailles, das prunkvolle Versailles, nicht mehr aufbieten können, als wir heutzutage im ärmlichsten Dorfe finden. Nur Veilchen, Gänseblümchen, Maiglöckchen und Ringelbume, der Gartenmohn, der Bruder der Klatschrose, einige Krokus- und Irisarten, Herbstzeitlose, Fingerhut, Baldrian, Levkoje, Malve, Rittersporn, Kornblume, wilde Nelke, Vergißmeinnicht, die fast noch wilde Rose und die große weiße Lilie, die eingeborenen Zierden von Feld und Wald, deren Ehrgeiz durch Schnee und Nordwind eingeschüchtert ist, lächelten unseren Vorfahren zu. Uebrigens wurden diese ihre Dürftigkeit nicht gewahr. **Der Mensch verstand noch nicht, um sich zu schauen und das Leben der Natur mitzugenießen.** Erst mit der Renaissance und den großen Reisen kam die Entdeckung und das Umsichgreifen der Sonne. Alle Blumen der Erde, all ihr erfolgreiches Bemühen, ihre heimlichen Tiefen und Schönheiten, die frohen Pläne und Gedanken unseres Planeten drangen bis zu uns herauf, getragen auf den Strahlen eines Lichtes, das man bisher vom Paradies erhoffte, und das nun aus unserer eigenen Erde brach. Der Mensch wagt sich heraus aus Klostermauern und Kirchengrüften, aus den Ziegeln und Steinen der Stadt, aus der finsteren Burg, in der er sein Leben verträumt hatte. Er geht in den Garten hinunter, der sich mit Himmelsbläue, Purpur und Wohlgerüchen erfüllt. Er tut die Augen auf und erstaunt wie ein Kind, das den Träumen der Nacht entrann. Wald und Feld, Meer und Gebirge und schließlich auch Vögel und Blumen, die Sprachführer der Welt in einer menschlicheren Sprache, die er zu verstehen beginnt, begrüßen sein Erwachen."

Es ist eine neue Form des Mystizismus, die in diesen Worten, wie überhaupt in der ganzen Essay-Sammlung Maeterlincks und in ihr besonders deutlich in dem „Der Oelzweig" betitelten Abschnitt zum Ausdruck gelangt; ein Mystizismus, der nicht mehr auf ein Versenken in Gott und auf das Einswerden mit ihm, sondern auf das Einswerden mit der Natur hinstrebt. Der Zusammenhang zwischen dem inneren Leben der Dinge und dem Empfindungsgehalt unserer Seele, die Einheit des Beseeltseins ist sein Inhalt. Wir leben, so sagt Maeterlinck, in dem Zustand des erwartungsvollen Bebens, denn das Ersehnte, eben diese Einheit, ist schon in der Nähe und gibt sich durch Bewegungen kund. „Es ist, als hörten wir diese Bewegungen schon: den Schall übermenschlicher Schritte, das Aufgehen eines Riesentores, herabströmendes Licht oder uns umschmeichelnden Odem — man weiß es nicht; doch die Erwartung auf dieser Stufe ist ein glühender, wundersamer Lebenszustand, die schönste Periode des Glückes, seine Jugend und Kindheit. . . ."

Aus unserer gesteigerten Empfänglichkeit für das „Mysterium der Kräfte", die in der Natur walten, aus dem Wachsen unserer Fähigkeit, „das Leben der Natur mitzugenießen", glaubt Maeterlinck die Hoffnung auf eine neue, leuchtende Aera des Menschentums, ja die Gewißheit, daß diese Aera im Heranziehen sei, entnehmen zu können. Und die feine, geist- und gemütvolle Art, in der er die oben erwähnten Stimmungsbilder vor uns hinmalt, legt davon Zeugnis ab, daß wenigstens er, für seine Person, das Mysterium der geheimnisvoll in der Natur waltenden Kräfte ganz und tief in sich empfunden, daß er den „glühenden, wundersamen Lebenszustand", der aus dem Versenken in das beseelte Leben der Dinge entspringt, an sich erfahren hat. Aber er ist auch einer der wenigen lebenden Dichter, der sich nicht nur in mystischer Weltverlorenheit in die Tiefen des Geschehens versenkt, sondern der auch durch eindringliche und anhaltende Beschäftigung mit den zutage tretenden Erscheinungen des Naturlebens einen konkreten Untergrund für seinen inneren Zusammenhang mit diesem Leben zu gewinnen bemüht ist. Schon sein Buch über das Leben der Bienen, das an scharfen, tatsächlichen Beobachtungen reich ist, gab davon Kunde. Auch die neuen obenerwähnten Essays zeigen uns ihn auf denselben Pfaden. In seiner Elegie auf den Tod eines jungen Hundes, die den Sammelband eröffnet, weiß er die ungeheure geistige Arbeit, die das kleine Hundegehirn auf seinem kurzen Lebens-

1) Sie stehen unter den Ueberschriften: „Beim Tode eines jungen Hundes", „Der Zorn der Bienen", „Frühlingskunde", „Feldblumen", „Chrysanthemen", „Alte Blumen" in einer soeben erschienenen Essay-Sammlung Maeterlincks, die den deutschen Titel trägt: „Der doppelte Garten." (Autorisierte Ausgabe, in das Deutsche übertragen von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. Mit Schmuckleisten und Initialen von Wilhelm Müller-Schoenefeld. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904.)

weg zu leisten hat, um in seiner von der Menschen Willkür gestalteten Umwelt sich zu orientieren, mit wundervollem Humor und zugleich äußerst scharfer Beobachtung darzustellen; in der Abhandlung über den Zorn der Bienen bringt er ganz neue Gesichtspunkte über das Verhalten der Biene gegenüber den Eindringlingen in das Gefüge ihres Staates zur Geltung; auch hier fußt er auf der Beobachtung einiger Tatsachen, die wohl vielen Bienenzüchtern bisher entgangen sein mögen. Und in den Kapiteln über die Feldblumen, über die Chrysanthemen und über die alten Blumen läßt er eine Welt von Einzelheiten voll des eigentümlichsten, geheimnisvollsten Zaubers vor uns erstehen, in die nur der, der fortwährend in und mit der Natur lebt, mit solcher Innigkeit einzudringen vermag. Freilich sind es nicht Beobachtungen im strengen Sinne der naturwissenschaftlichen Forschung, von denen er ausgeht. Er setzt als Dichter ein inneres Leben, ein Beseeltsein der Dinge voraus, von denen jene Forschung a priori nichts wissen und mit ihren exakten Methoden nichts erkunden kann; aber trotz dieser anthropomorphistischen Grundlage seiner Naturbetrachtung ist er ein aufmerksamer Belauscher der tatsächlichen Vorgänge im Naturgeschehen und ein eifriger, in seiner Beschäftigung mit den Erscheinungen unermüdlicher Beobachter der scheinbar geringfügigsten Einzelheiten. An Tatsachensinn fehlt es ihm also sicherlich nicht trotz aller mystischen Vertiefung in das Leben der Geschöpfe, trotz aller ästhetischen Grundauffassung von den inneren Zusammenhängen zwischen der Natur und unserem Bewußtsein.

Maeterlinck glaubt aus seinem mystischen Empfinden heraus an die Möglichkeit der Ueberbrückung der Gegensätze zwischen materialistischer und spiritualistischer Welterklärung. „Inzwischen geht uns die Einsicht auf," so sagt er im Anschluß an einen Ausspruch Huxleys, „daß Materialismus und Spiritualismus nur zwei entgegengesetzte, aber identische Ausdrücke sind für unsere Angst und Ohnmacht, zu verstehen." Und er erblickt in dem Fortschreiten unseres wissenschaftlichen Erkennens die Anzeichen dafür, „daß unsere Weltanschauung sich von Grund aus und sehr merklich umgewandelt hat, und namentlich, daß sie das Bestreben zeigt, sich immer schneller umzuwandeln". Unsere jetzige Welterkenntnis vergleicht er mit einem undeutlich und dunkel vor uns schwebenden Bilde, „das den ganzen Horizont einnimmt und dessen ungeheure Größe wir ahnen. Seine Züge sind unzusammenhängend wie bei nächtlichen Illuminationen. Ein Giebel, eine Säulenreihe, eine Kuppel, ein Portikus erscheinen vereinzelt und plötzlich am Himmel. Man weiß nicht, was sie bedeuten und wozu sie gehören. Sie hängen widersinnig im unbeweglichen Aether; es sind unbeständige Träume am ruhigen Firmament. Doch mit einem Male schießt eine kleine Lichtschlange in das Blau hinauf und verknüpft für eines Blickes Frist die Kuppel mit den Säulen, den Portikus mit dem Giebel, und das Bauwerk steht unerwartet da, als hätte es die Maske der Finsternis abgeworfen, und man versteht seinen Zusammenhang trotz der Nacht. — Diese kleine Lichtschlange, diese ausschlaggebende Bogenlinie, dieser allgemeine, ergänzende Feuerstrich fehlt noch in der Nacht unseres Verstandes. Aber man fühlt, er ist da, er ist vorhanden, mit Schatten in die Finsternis gezeichnet, und ein Nichts, ein Funke aus ich weiß nicht welcher Wissenschaft genügt, um ihn zu entflammen und unseren grenzenlosen Vorahnungen und zerstreuten Kenntnissen, die sich ins unerkennbare Nichts zu verlieren scheinen, einen untrüglichen und bestimmten Sinn zu verleihen."

Diesen untrüglichen und bestimmten Sinn in den Erscheinungen kann aber der Mensch nur finden, wenn er sein individuelles Sein aufgibt gegenüber dem allgemeinen, einheitlichen Wesen der Dinge, wenn er sich in die Unermeßlichkeit des Geschehens versenkt, aus dem heraus allein ihm die Erkenntnis von diesem Geschehen und von sich selbst kommen kann. Und mit dieser Erkenntnis wird sich die Umwandlung unseres moralischen Wesens vollziehen. „Wir sind größer, edler und moralischer im Schoß einer Welt, die als unmoralisch erwiesen ist, aber als unendlich aufgefaßt wird, als inmitten einer Welt, die die Vollkommenheit des menschlichen Ideals besäße, uns aber begrenzt und ohne Mysterien erschiene." Hier kommt die neue Form des Mystizismus zum Ausdruck, als deren Prophet sich Maeterlinck bekennt. Durch unsere vermehrte Naturerkenntnis und durch unsere erhöhte Freude an der Natur haben wir, nach der Ansicht Maeterlincks, dargetan, daß wir auf dem Wege zu unserer Vereinigung mit dem unendlichen Wesen, zu unserer Versenkung in das Mysterium der Kräfte der Natur sind. Das Einswerden der Welt in uns mit der Welt um uns wird alle Rätsel des Daseins lösen und unsere moralische Umgestaltung zu einem wahrhaft freien Wesen bewirken.

Es läßt sich leicht erkennen, daß dieser neue Mystizismus von dem alten, dessen Ziel das Einswerden mit Gott war, alle Formen der Selbstentäußerung übernommen hat und daß nur seine naturalistische Färbung, deren erste Ausprägung übrigens schon bei Paracelsus und, wie es scheint, auch bei Leonardo da Vinci zu bemerken ist, ihn von jenem älteren unterscheidet. Gemeinsam ist beiden das pantheistische Element, denn auch Maeterlinck muß zugeben, daß die „materiellen Energien", von denen er das All erfüllt denkt, im Grunde auf eine Beseelung desselben hinauskommen, „denn die Ausdrücke „Geist" und „Materie" sind nur die vertauschbaren Attribute der gleichen unbekannten Größe." Und gemeinsam ist den Mystikern aller Zeiten und aller Schattierungen das persönliche Element, das die Immanenz des Unendlichen im Endlichen auf das eigene inbrünstige Empfinden gegenüber Gott oder der Natur begründet. Auch in Maeterlinck ist es die Inbrunst der Naturbetrachtung, die hingebungsvolle Liebe, mit der er sich in das innere Leben der Tiere und Pflanzen zu versenken sucht, welche ihn zum Mystiker machen. Dem „Mysterium der Kräfte" gegenüber als Gleich zu Gleich zu stehen, erscheint ihm das Endziel der Entwicklung unserer Weltanschauung, das er mit prophetischem Optimismus nahezu erreicht glaubt. Die Menschheit harrt schon „in erwartungsvollem Beben" der letzten Erfüllung ihres Einswerdens mit der Natur; das mystisch Ersehnte ist schon in der Nähe.

Auf jeden Fall ist es sehr bemerkenswert, diese Entwicklung einer mystischen Sehnsucht aus der modernen Naturbetrachtung heraus in dem neuen Buche Maeterlincks zu beobachten. Die dichterische Intuition ist hier mit der glühenden Begierde nach dem Aufgehen des Individuums in dem großen Naturganzen und zugleich mit dem monistischen Bedürfnis, das unsere moderne Naturwissenschaft beseelt, zu einem einheitlichen Streben verbunden. Aber die Stärke dieser Empfindung, die Maeterlinck in sich verspürt, berechtigt ihn noch nicht, auch der gesamten modernen Weltanschauung den mystischen Zug, der in ihm selbst aus jener Verbindung erwuchs, zuzuschreiben. Hier geht der prophetische Optimismus des Dichters seine eigenen phantastischen Wege, die wohl nur in wenigen Punkten noch den Boden der Tatsachen berühren. Schon die historische Voraussetzung, daß das Naturgefühl der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte zu größerer Ausbildung gekommen sei, daß der Mensch erst in neuerer Zeit und unter dem Einfluß der modernen Weltanschauung gelernt habe, „das Leben der Natur mitzugenießen", steht auf schwachen Füßen. Ueber die Entwicklung des Naturgefühls im Leben der Völker können wir uns nur in vagen Vermutungen ergehen. Der Umstand, daß bei den Schriftstellern des Altertums sich keine Spuren von ästhetischer Naturbetrachtung finden, daß in der Zeit der Renaissance die ersten Bergbesteigungen zum Zwecke des Naturgenusses unternommen wurden und ähnliche Bemerkungen berechtigen uns noch nicht, den Angehörigen früherer Kulturen die feine Empfindung für das Zusammenwirken der Einzelheiten in der Natur wie den Sinn für das Naturganze ohne weiteres abzusprechen. Vielleicht könnte man von einem naiveren Naturempfinden der primitiven Völker sprechen, ähnlich dem der Kinder, die sich auch nur an das Einzelne und rein Gegenständliche in der sie umgebenden Natur halten und zu einer ästhetischen Betrachtung des Naturganzen erst erzogen werden müssen. Aber gerade diesem naiveren Naturempfinden ist die Ahnung von der Beseeltheit der Dinge und damit die Grundvoraussetzung für ein mystisches

Sichversenken in das Geheimnisvolle des Lebens und Webens der Umgebung unlöslich zugesellt, und erst wenn die Naturbetrachtung zu einer ästhetischen wird, sich also dem Gegenstand urteilend gegenüberstellt, tritt das Subjekt aus dem Zusammenhang mit dem lebendigen Naturganzen heraus. Das Fortschreiten in der Ausbildung unseres ästhetischen Natursinns, die wachsende Befähigung, vom betrachtenden Standpunkte aus das Leben der Natur mitzugenießen, entzieht also dem mystischen Empfinden von dem Einssein mit den dunkel waltenden Kräften oder „Energien" eher den Boden, als daß es dieses Empfinden in uns heraufruft und nährt. Die moderne Naturbetrachtung, sei sie wissenschaftlicher oder ästhetischer Art, ist jeder Mystik abhold; nur dem großen dichterischen Optimismus Maeterlincks war es vorbehalten, ihr die Sehnsucht nach Vereinigung des Ich-Bewußtseins mit den materiellen Energien unterzulegen.

Jede mystische Weltvertiefung ruht auf einem ausgeprägt persönlichen Grunde und kann sich deshalb nicht zu einer allgemeinen, die Massen erfassenden und mit sich fortreißenden Weltanschauung auswachsen. Auch Maeterlincks Mystizismus bleibt sein persönliches Eigentum und ist von seiner individuellen dichterischen und zugleich philosophisch und naturwissenschaftlich in die Tiefen gehenden Veanlagung nicht loszulösen. Ganz besonders spiegelt sich die Welt in diesem Hirne. Auch dem Dichter und Naturforscher Goethe war ein mystischer Zug eigen; doch bildete für ihn die Beseelung der Natur und das Gefühl des Einsseins mit ihr nur einen der Töne im vollen Akkorde seiner Weltanschauung. Ganz andere Potenzen von besonderer Stärke und Klarheit drängten neben diesem in seiner Seele auf Objektivierung der Betrachtung hin. Bei Maeterlinck ist es die Ueberschwänglichkeit des Naturempfindens, die solcher Objektivierung im Wege steht. Die Dinge haben Leben in ihm angenommen; die Blumen, von dessen Farben und Düften er erzählt, sind Teile seines Wesens geworden; die Tiere, deren Innenleben er zu enthüllen versucht, stehen ihm als Schicksalsgenossen nahe. Aber diese Ueberschwänglichkeit wirkt berauschend auf uns. Die Bewegungen des allgemeinen Geschehens scheinen sich unter dem Einfluß seiner Worte in unsere Seele fortzupflanzen. „Es ist als hörten wir diese Bewegungen schon; den Schall übermenschlicher Schritte, das Aufgehen eines Riesentores, herabströmendes Licht oder uns umschmeichelnden Odem — man weiß es nicht."

O. B.

Eine Eisenbahnfahrt durch das untere Kongo-Gebiet.

Von Georg Berlinger (Basel).

Der ganze Erdball beinahe ist mit eisernen Banden gefesselt; da, wo früher in glühender Sonnenhitze die Karawanen todmatt einherschwankten, saust das Dampfroß durch die Steppen. Durch die eisbedeckten Ebenen Sibiriens sowohl wie durch den ausgedörrten, kahlgebrannten afrikanischen Busch hat der Mensch mit eiserner Energie und ungeheuren materiellen Opfern den Schienenstrang zu legen vermocht. Eine der interessantesten Bahnstrecken der Erde ist die Linie Matadi-Leopoldville im belgischen Kongo-Staate, die ungefähr 400 Kilometer lang ist und deren Strecke in zwei Tagen durchlaufen wird.

Zwischen dem kahlen, öden Randgebirge der westafrikanischen Küste klettert wöchentlich dreimal ein Bahnzug zum Hochplateau hinauf, keuchend und pustend zieht die Lokomotive neues Menschenmaterial und die Produkte Europas ins Innere Afrikas. Ist die Höhe erreicht, so schlägt die tapfere Maschine ein für afrikanische Verhältnisse sehr rasches Tempo an, der beste Schnelläufer der Welt könnte dann dem zentralafrikanischen Orientexpreß nicht mehr folgen. Unwillkürlich erinnert man sich an alle die köstlichen Vizinalbahnwitze, die seit Jahrzehnten immer und immer wieder den geduldigen Lesern in unseren einheimischen Witzblättern aufgetischt werden, unwillkürlich denkt man aber auch an die komischen Zeichnungen unserer lieben Illustratoren Hengeler, Oberländer und Meggendorfer. Alles stimmt bis auf die Affen auf den Wagendächern, die neugierigen Elefanten, die aus dem Urwald hervor nach dem rasselnden und schnaubenden Ungetüm blinzeln, um darauf Kopf und Ohren schüttelnd und trompetend, zur Tränke zu gehen.

Anfangspunkt der „Kongo-Eisenbahn" ist das Felsennest Matadi, unstreitig der ungesündeste Ort in der Privatdomäne des belgischen Großkaufmanns Leopold. Die Station gilt als eine Art „Sibirien der Hitze" und ist auch schon oft als Strafkolonie für allzu selbständige Beamte bekannt geworden. Es liegt am Südufer des Stromes da, wo sich derselbe in einem engen Bette durch das Randgebirge gezwängt hat, und ist ganz zwischen die Felsen gebaut, daher es Matadi = Fels genannt ist. Nicht gar weit entfernt liegt die alte Gouvernementsstadt Bivi, die nun aber seit dem Aufschwung Bomas sehr an Bedeutung verloren hat. Der Ort Matadi selbst besteht meist aus Faktoreien und Regierungsgebäuden, alle Nationen der alten und neuen Welt haben ihre Vertreter, und zwar handelskundige Vertreter, hingesandt, und der von ihnen schwunghaft betriebene Schankbetrieb mit den von diesem ausgehenden Segnungen haben dazu beigetragen, die Niederlassung in den Ruf zu bringen, den alten biblischen Städten Sodoma und Gomorrha ähnlich zu sein. Was hier an Bier, Wein und ganz besonders in Spirituosen schlimmster Mischung konsumiert wird, könnte ganz leicht die Heilsarmee oder den internationalen Alkoholgegnerbund veranlassen, hier eine Rettungsstation für Verlorene zu gründen; der Alkoholkonsum ist ganz bedeutend und wird dadurch erleichtert, daß den Europäern Gelegenheit geboten ist, auf den großen europäischen Dampfern ihr Gelüste nach „frisch importiertem", sehr stark alkoholisiertem Münchener Bier „auf Eis" zu stillen, was für manchen schon den plötzlichen Tod als unmittelbare Folge gehabt hat. Besonders gefährlich ist dieses „Münchener Bier" für Leute, die nach Jahre dauerndem Aufenthalt im Inneren sich nicht enthalten können, wieder einmal nach langer Zeit einen frischen Trunk zu tun. — Denn weiter als Matadi wird kein Eis importiert und bis heute existieren weiter im Landesinneren noch keine Eismaschinen, ein Umstand, der die Herren Distriktskommissäre schier zur Verzweiflung bringt, denn was nützt aller Sekt, wenn er nicht kalt gestellt werden kann.

An einem schönen, verhältnismäßig kühlen Wintermorgen des Jahres 1902 bestieg ich den „Salonwagen" des „Chemin de Fer du Congo", mit mir noch fünf Leidensgenossen, alle wohl mit Proviant versehen, denn „Restaurationswägen" existieren auf dem zentralafrikanischen Expreßzug noch nicht. Man sitzt in den leider viel zu niedrigen Wagen leidlich bequem und wenn man nicht gar zu lange Beine hat, sogar ziemlich gemütlich, je zwei Passagiere besitzen einen kleinen Tisch, den man nach Bedürfnis auf- und niederlassen kann; als Sitzgelegenheit figurieren drehbare Korbsessel, jeder Reisende hat das Recht, einen Boy als Diener anzunehmen, diese Burschen nützen aber nicht allzu viel, da sie laut Reglement nur vorübergehend sich im Wagen aufhalten dürfen, sonst sitzen sie in einem offenen Wagen zweiter Klasse; der Aufenthalt in diesen ist bei weitem gemütlicher, die Gemütlichkeit hört aber alsbald auf, wenn einer jener orkanartigen Platzregen, wie sie zu jeder Jahreszeit im Kongo vorkommen, rauschend niederfällt oder niederprasselt, oder die Mittagssonne ihre senkrechten Strahlen herniederbrennen läßt; aber auch in geschlossenem Kompartiment macht sich die Mittagshitze recht fühlbar, langsam senkt sich bleierner Schlaf auf die Augenlider aller und friedlich ruhen die roten Häupter der Reisenden auf den Tischen nebeneinander. Ich glaube, daß aus diesem Grunde die Bahnverwaltung den Eingeborenen den Aufenthalt im „Luxuswagen" verbietet, denn in Zentralafrika, wie auch im Orient, ist ein friedliches Zusammenstrecken der Köpfe zweier Menschenrassen sehr gefährlich. Ein arabisches Sprichwort sagt: Schneller als ein Pfeil ist die — Laus.

Die Fahrtaxen entsprechen ganz den Phantasiepreisen Afrikas, 495 Fr. erster Klasse und 187 Fr. für zweite

Klasse müssen bezahlt werden, ehe sich uns der Weg zum Herzen Afrikas erschließt; allerdings sind die Kosten im Vergleich zum früheren Karawanenweg ungleich niedriger, die Strecke Matadi (Vivi)—Stanley-Pool erforderte 19 bis 22 Tage angestrengtester Marschtätigkeit; sehr erschwerend waren die immerwährenden Palaver mit den Eingeborenen, unübersteiglich beinahe für Warenzüge war das Randgebirge mit seinem dornigen Buschwerk, außerdem der Wassermangel und die zahlreichen Sümpfe des Plateaus recht unangenehm; auf dem Flusse konnte man von Manianga aus wieder mit Booten fahren; die Stromschnellen von Fellalah und Isangila mußten umgangen werden; die anwohnenden Basundi und Baskongo heischten gewaltigen Tribut und mancher Weiße erlag den ungewohnten Strapazen. Die Londoner Afrikanische Gesellschaft hatte im Jahre 1816 den Kapitän Tucken mit den Herren Smith, Cranch, Tudor und Galway zur Erforschung des Stromes abgesandt, alle Mitglieder der Expedition erlagen dem mörderischen Klima in kürzester Zeit. Stanley selbst, der mutige Pionier, geriet in diesen traurigen Einöden in harte Bedrängnis, aus dieser Gegend datiert jenes denkwürdige Schreiben vom 4. August 1877: „An irgend einen Herrn in Emboma, der Englisch versteht", worin Stanley dringend um sofortige Hilfe ersucht, die ihm auch seitens der englischen Firma Hatton and Cookson, die heute noch große Niederlassungen in West- und Zentralafrika besitzt, bereitwillig zuteil wurde. Daß die Eisenbahn ein sehr dringendes Bedürfnis war, beweist die Tatsache, daß die Gesellschaft heute außerordentlich prosperiert und die höchsten Dividenden an ihre Aktionäre auszahlt.

Die Fahrt beginnt gleich hinter Matadi äußerst interessant und romantisch zu werden, längs einer schroffen Felswand, aus Laterit bestehend und mit spärlichem Buschwerk bewachsen, braust der Zug pustend und pfeifend einher, zur Linken brodeln die erregten Schlammfluten des Riesenstromes wie in einem Hexenkessel, von starren Felsen hoch umsäumt, dann biegt die Lokomotive nach rechts ein, rasselnd geht's über ein hohes Viadukt aus Eisenkonstruktion, um dann sogleich in die Höhe zu klimmen; hart an Abgründen, deren Sohlen mit üppigen Pflanzen bewachsen sind, vorbei, aufgeschreckt durch das Gerumpel des Bahnzuges fliehen zierliche Gazellen durch die feuchten Wiesengründe, Adler und Geier ziehen ihre Kreise hoch in der blauen Luft, und laut kreischend flüchtet ein tolles Affenheer von Baum zu Baum. Hier und da tauchen zwischen den Felsen elende Bahnwärterhüttchen auf, deren Bewohner mit Kind und Kegel uns grinsend und johlend nachblicken, ja einmal sah ich anstatt der schwarzen Mohrenköpfe mit den blendend weißen Zähnen das gelbe Gesicht eines Sohnes des Reiches der Mitte; so weit treibt die aurea sacra fames die Chinesen. Die „gelbe Gefahr" hat also auch schon in Zentralafrika geherrscht, doch das Klima und die guten Lanzen und Pfeile der Kannibalen haben die „Frage" rasch gelöst, von 500 Chinesen, die zum Bahnbau als Arbeiter versuchsweise verwendet wurden, haben alle bis auf zwei Mann das Zeitliche gesegnet und liegen fern ihrer Heimat in der heißen afrikanischen Erde oder auch in den Mägen der schwarzen Söhne Hams. Die beiden Chinamänner aber haben sich akklimatisiert und naturalisiert, einer hat sogar sich eine Bakongoschönheit zum Weibe erkürt und soll im großen und ganzen glücklich mit seinem Frauchen leben. Nachkommenschaft ist, zum großen Aerger eines Rassenproblematikers, noch nicht vorhanden und ich kann daher einem solchen auch keinerlei Auskunft erteilen.

Bei Nkenge hat die Bahn und die Hitze ihren Höhepunkt erreicht, der arme Weiße, der dort stationiert ist, hat sicherlich nicht über Rheumatismus zu klagen, als Getränk steht ihm kein Quellwasser, sondern nur der brackige Inhalt einer großen Tonne mit Regenwasser gefüllt, zur Verfügung, ein Labsal, das er noch mit der Lokomotive teilen muß, die hier wieder Wasser einnimmt. Einige Niggers beladen den Tender mit dürrem Holz, denn die Brikettfeuerung käme zu teuer, wo es angeht, wird mit Holz geheizt. Die Maschinisten, überhaupt das ganze Zugpersonal besteht aus Schwarzen, ein Umstand, der der Eisenbahngesellschaft viel Seife und Handtücher erspart, also das Betriebsbudget wesentlich erleichtert. Der Zugführer übergab dem Stationschef, in Pisangblätter eingewickelt, ein Kilo Rindfleisch, das er irgendwo auf der Maschine versteckt hatte, auf allen Stationen geschah das Gleiche; in jenen Gegenden sind die frischen Lebensmittel nur sehr schwer erhältlich, alle Wochen ist nur einmal Markttag, es gelangen aber meist nur Früchte und Palmöl zum Verkauf, so versieht denn die Bahnverwaltung in sehr aufmerksamer Weise ihre Angestellten mit den notwendigen Lebensmitteln. Die Staatsangestellten stellen sich im Gegensatz zu den Eisenbahnern sehr schlecht, im ganzen unteren Kongogebiet erhalten die Beamten eine tägliche Verpflegungssumme von 6—10 Franken, mit denen man sogar in Boma und Matadi kaum auskommen kann, weiter innen kann man mit Geld nichts anfangen, ein Fingerhut oder ein Stück Seife hat mehr Wert als Talerstücke.

Nach kurzem Aufenthalt geht's zwischen gebirgigem Terrain weiter, die Landschaft gewinnt immer mehr die afrikanischen Merkmale: Hügeliges Gelände, die Talsenkungen mit Busch bepflanzt oder kleinere Tümpel von hohem Gras umrandet. Zuweilen erheben sich auf einem Hügel die niedrigen Behausungen der Eingeborenen, von Palisaden eingezäunt, in der Ferne blitzt hier und da der Spiegel eines Flusses oder Sees auf. Einförmig ist der Charakter der Landschaft, aber auch erhaben ist sie zugleich.

Nach stundenlanger Fahrt brüllt der Schaffner, ein Senegalese, mit seiner Stentorstimme: Songollolo, schon am Klang dieses Wortes erkennt man, daß dies eine sehr wichtige Station sein müsse. Und so ist's auch in der Tat. Von hier führt eine breitangelegte Straße südöstlich ins fruchtbare Kuangogebiet und dessen Hauptort Popocabaca. Da führt die große Karawanenstraße nach dem Kassai-Gebiete vorüber und bald, vielleicht während ich diese Zeilen niederschreibe, braust ein Töff-Töff durch das Gelände; man planierte schon lange eine Eisenbahnlinie, doch mit der Erfindung der Automobile brachte man dies Fahrzeug in nähere Erwägung. Von hier aus kann man südlich in die geheimnisvollen Wälder des „Portugiesischen Kongo" gelangen, ich traf später in Léopoldville zwei Deutsche, die aus Südafrika vor den Briten flüchtend, sich monatelang durch die Urwälder und Steppen eine Straße gebahnt hatten und endlich auf Umwegen völlig erschöpft an den Stanley-Pool gekommen waren. Auch eine Art tüchtige Pioniere. Es folgen eine Menge Stationen, zeitweise geht's durch üppigen Wald, dann wieder durch öde, verbrannte Landstriche, bis man abends gegen 5 Uhr in Tumba anlangt, um zu nächtigen. Diese Station, die aus einigen 20 Holzbuden, deren etliche die vielversprechende Aufschrift: „Hotel" tragen, besteht, besitzt ein für Kongoverhältnisse paradiesisches Klima und ist deshalb zum Luftkurort erhoben worden; alle Rekonvaleszenten des unteren und mittleren Kongo-Gebietes weilen dort zur Herstellung ihrer Gesundheit und jeder Angestellte trachtet mehr oder weniger danach, einige Monate dort zu verweilen, um seiner Gesundheit, hauptsächlich aber auch seinen — Finanzen aufzuhelfen. Tumba ist der einzige Ort in Zentralafrika, wo man sparen kann, die Lebensmittel sind relativ sehr billig, und der Staat bezahlt in Tumba die höchsten Diäten. —

Eine halbe Tagereise in nordwestlicher Richtung liegt die landwirtschaftliche Versuchsstation Kitobola, wo alle Nutzpflanzen der Tropen angebaut werden und wo bereits sehr günstige Resultate in der Viehzucht erreicht wurden. Tumba wird von da aus beinahe täglich mit Fleisch und frischem Gemüse versorgt, man ißt für acht Franken ziemlich ergiebig zu Abend, die Flasche Hamburg-Bergedorf-Bier kostet nur zwei Franken, und obgleich eine Flasche Limonade gleich hoch im Preise steht, wird mehr Bier konsumiert. In Tumba kann man die billigsten Kleinigkeiten für zwei Franken haben, dieser Preis scheint Landesbrauch zu sein. Hüte aus Segeltuch, Spazierstöcke, Radfahrerdiners in Pappschachteln, Bastoszigaretten, zerbrochene Trinkgläser; Rhein- und Moselweine für zwei- bis dreimal zwei Franken; Champagner und eingekalkte Schinken! Alles, alles kann man haben, nur kein Nachtquartier. Wer Unterkunft genießen will, muß schon mit

den gediegenen Staatsbaracken vorlieb nehmen, die den stolzen Namen „Maisons des passagers“ an der niederen Stirne tragen. Als Bettstatt figurieren vier eingerammte Pfähle, die mittels geradegeklopfter Faßreifen aus Eisen verbunden sind, also noch zur Not als Federmatratzen gelten können. Darüber liegt ein Bettsack, mit allerlei Laub angefüllt, später, während einer sehr genauen Untersuchung entomologischer Art, ergaben sich noch allerlei andere Füllsel, die nirgends in ein Bett, auch nicht in ein afrikanisches gehören; die Nacht war sehr unruhig für beide Teile, und als gegen Morgen einige talergroße Spinnen sich meiner erbarmten und auf die kleinen Lebewesen über mein Gesicht hin Jagd machen halfen, erhob ich mich gleichzeitig mit der rosenfingrigen Eos von meinem Lager und räumte den gegnerischen Mächten das Feld. Heute kann ich in jedem afrikanischen Bett ziemlich gut, in einem europäischen aber ausgezeichnet schlafen. Gewohnheit ist das halbe Leben.

Als ich nach schnell beendigter Toilette vor die Türe meines Nachtquartiers trat, zogen bereits die schwarzen Arbeiter unter Lachen und Scherzen vorbei, Männer und Weiber mit Aexten, Schaufeln und Hacken. Auf dem großen Exerzierplatz übten sich die schmucken Soldaten unter den Mißklängen einiger verbogener Clairons im Laufschritt. Jungen von 15 Jahren tragen hier bereits den allerdings sehr leichten Waffenrock und das Soldatenspielen macht den Rekruten ersichtlich anfangs viel Vergnügen. Die alten Troupiers mit 10 und 12 Jahren Dienstzeit schauen schon unzufriedener drein, höher als bis zum Sergeanten bringt's keiner der Wackeren. —

Abseits bemühte sich mein Boy, einen Kaffee zu kochen, nachdem er zuvor noch um 6 Eier ein stundenlanges Feilschen mit den glücklichen Hühnerbesitzern gehabt hatte. Die Eier sind außerordentlich klein und dabei aber noch enorm teuer, denn für dieses halbe Dutzend Eier hatte ich 1.50 Franken zu bezahlen gehabt; die Hühner sind beinahe noch billiger.

Ein kleiner Morgenspaziergang führte mich zur katholischen Mission der Patres Redemptoristen, deren einer mein Reisegefährte von Antwerpen aus gewesen war. Die Mission ist in vortrefflicher Lage gebaut und man war eben beschäftigt, noch eine Kirche zu errichten. — Die Patres sprachen sich einstimmig sehr günstig über ihre schwarzen Zöglinge und Nebenmenschen aus, priesen ihre Intelligenz, mehr aber noch ihre außerordentliche Fähigkeit zu allerlei Handwerken. Ich finde, daß auf der Basis tüchtiger körperlicher Arbeit vor allem bei den Eingeborenen Afrikas etwas Kultur verbreitet werden kann, alles Beten, Katechisieren sollte erst in zweiter Linie kommen; ganz unchristlich aber mutet einen der ewige Zwist und Streit zwischen den verschiedenen Konfessionen alten und neuen Glaubens an, der bereits recht häßliche Schatten und Schlaglichter auf die ausländische Missionstätigkeit geworfen hat. Die Eingeborenen selbst werden leicht stutzig und der weiße Mann hat gar bald sein Prestige verloren. Bis jetzt ist es im Kongo-Staat zwischen den Anhängern der verschiedenen Konfessionen meines Wissens noch nicht zu ernstlichen Zwistigkeiten gekommen.

Die Missionäre selbst leben sehr einfach, nicht ohne einen gewissen Luxus ganz zu entbehren, denn in den Tropen muß jedermann bemüht sein, sich das Leben angenehm zu gestalten, es ist ja so außerordentlich arm an Abwechslung, selbst die tägliche Abendzeitung fehlt und kann nur alle paar Monate gelesen werden.

Um 7½ Uhr stand der Zug zur Abfahrt bereit, es verging aber noch eine gute Stunde, bis die Passagiere zur Weiterfahrt eintrafen, kistenweise wurde Bier und Proviant herbeigeschleppt, denn in Léopoldville ist schon alles 100 Prozent teurer und für manchen galt es daher, ein genügendes Quantum Bier, bis Stanley-Falls ausreichend, mitzunehmen. Als alles beisammen war, setzte sich der Zug endlich in Bewegung und der Maschinist suchte nach Möglichkeit die Verspätung einzuholen. Der Zug raste wie ein angeschossener Büffel davon und wir im hintersten Wagen wurden wüst durcheinandergerüttelt, ja einige empfanden mit Grausen die Seekrankheit anrücken. Wenn jetzt der Zug entgleist wäre, wären wir alle verloren gewesen, allein die Lokomotive kam eher zur Besinnung als ihr Führer, sie verlangsamte ihr rasendes Tempo, fing an zu pusten und zu keuchen und hielt mitten in einem Wäldchen still — aus Erschöpfung? Jawohl, das Wasser war ihr ausgegangen. Der Heizer und der Maschinist gerieten mit dem Kondukteur in Konflikt und bald entstand vor unseren Augen eine hitzige Katzbalgerei, der erst durch das Machtwort eines Capitaine commandant de 1. cl ein Ende mit Schrecken gemacht wurde; der würdige Herr bearbeitete eigenhändig die Kämpfenden mit einer Nilpferdpeitsche, und dieser bescheidene Hautstreifen trennte die Erbitterten vollständig. Eine halbe Stunde entfernt lag ein Stationsgebäude, man zog unter großem Halloh dorthin und der Beamte depeschierte nach Tumba um sofortige Hilfe. Hierauf lud er uns zu einem kleinen Imbiß ein, es gab Bananen, Ananas, Mangos und als Getränk süßen Palmwein, der ungemein erfrischend war. Nach Ablauf von zwei starken Stunden kam die erbetene Lokomotive samt dem Zuge an und die unterbrochene Reise nahm ihren Fortgang. Vor Kisantu passierten wir die gewaltige Eisenbahnbrücke von Inkissi, die über den gleichnamigen Fluß führt, um endlich in Madimba, einem ziemlich ansehnlichen Dorfe, anzulangen. Es war gerade großer Markttag, von weither waren die Eingeborenen mit ihren Produkten gekommen, es war ein Gekeife, Gezeter und Lärmen, daß man sein eigenes Wort nicht mehr hörte. Da wurden Ziegen, kleine schwarze Ferkel, Affen, Hühner und Enten verkauft, die Weiber brachten Erdnüsse, Eier, Früchte aller Art, gedörrte Fische und Krabben zu Markt, Matten, kunstreich aus verschiedenem Gras geflochten, Rindenstoffe, Musikinstrumente und Kinderspielzeug eigener Industrie, glasierte und unglasierte Töpfe, kleinsten und größten Kalibers, Lanzen, Pfeile, Bogen und Schilde, lebende Schildkröten, Graupapageie, Palmwein, Quanga (Maniokbrot), alles das und noch viel Namenloses lag zum Verkaufe ausgestellt. Meine weißen Kleider waren nach kurzer Zeit in dem Gedränge gelb, grau, ja sogar rot geworden, die Eingeborenen beschmieren sich nämlich mit Ockererde, ranziger Palmbutter und anderen Farbstoffen. Es herrschte ein Geruch, der einem den Atem zu benehmen drohte, kurz ein Gang über den Marktplatz zu Madimba hat auch seine Schattenseiten. Die Männer sind von kleiner Statur und mit Zeug oder Rindenstoff bekleidet, die Weiber lassen puncto Kleidung sehr viel, für manchen sehr wenig zu wünschen übrig, vielen dient eine dicke Schmutzkruste als einzige und dauerhafteste Kleidung. Daß sie außerdem noch ungewaschene Mäuler in doppelter Bedeutung des Wortes hatten, konnte man sehen und hören, allerorten setzte es Rede und Gegenrede und hageldicht sausten die Hiebe. Ich kaufte mir von einem schwarzen Höckerweib, das zwei Kinder auf der Hüfte rittlings sitzen hatte, für mein buntbedrucktes Taschentuch ein halbes Dutzend köstlich duftender Ananas und hatte höchste Zeit, den Zug zu besteigen. Von der Veranda einer sehr elenden Bretterbude winkte der Gerant einer Faktorei uns zum Abschied, er hatte gute Geschäfte gemacht, denn noch ist in Madimba alles 50 Proz. billiger als am Stanley-Pool. Ein schriller Pfiff der Lokomotive brachte für einen Moment Stille auf den Marktplatz, nur für einen Moment, denn gleich nachher erhoben tausend Stimmen ein gellendes Abschiedsgebrüll, ein Blick auf den Platz zeigte, daß männiglich die gewagtesten Tänze und Sprünge ausführte, uns zu Ehren und den Eingebornen zum Vergnügen. Der Zug bog in ein Gehölz ein, durchfuhr hernach endlose Grassteppen, hier und da tauchte ein schillernder Wassertümpel auf, von Wasservögeln und schwerfälligen Krokodilen bewohnt. Allgemeine Müdigkeit befiel uns, ein Halbschlummer bemächtigte sich aller, die Landschaft nahm immer unbestimmtere Umrisse an und bald schlief alles wie am Tage vorher. Zuweilen kreischte die Bremse und der Bremser fuhr wild auf, um bald wieder zu schnarchen. Erst als die Hitze etwas nachließ, erwachte man allmählich, gerade zu rechter Zeit, um das seeartige Becken des Kongo-Flusses bei Dolo zu sehen, jenseit ragten die Berge des französischen Kongo in die Luft, dann kam Kui-

thasa mit seinen riesigen Affenbrotbäumen, den saftig-grünen Kaffeeplantagen, man fuhr an der idyllisch gelegenen englischen Missionsstation vorbei, die mit ihren weißen Baulichkeiten zwischen riesigen Palmen und Pisangpflanzen durchschimmert, da breitet sich der glänzende Stanley-Pool von dunkeln Wäldern umsäumt aus und das gewaltige Rauschen der Katarakte von Léopoldville dringt an unser Ohr. Ein langgezogenes Geheul der Lokomotive verkündet, daß wir in Léopoldville glücklich angelangt sind. Links und rechts von uns befinden sich blauschillernde Sümpfe, mit Tausenden von Seerosen bedeckt. Von einer Höhe herab grüßt uns die Flagge des „Roten Kreuzes" und der Wimpel der Kongolia-Faktorei. Am Bahnhof haben sich ein Dutzend Europäer eingefunden, uns zu begrüßen, aus den naheliegenden Werkstätten eilen die rußgeschwärzten Arbeiter europäischer Nation herbei, die schwarzen Gefangenen, die mit Ketten über und über beladen sind, rasseln und klirren mit denselben, jeder von ihnen bemüht sich, das leichteste Gepäckstück zu erwischen. Es wird wacker geflucht und gezerrt, doch die Knute bringt Ordnung unter die widerspenstige Gesellschaft. —

Die für den Stanley-Pool bestimmten Reisenden werden in den Staatsgebäuden einquartiert, die übrigen beziehen die Kabinen der Dampfer, die sie früher oder später in entlegene Gebiete befördern sollen. Ermüdet von dem Gerüttel der Eisenbahn und hungrig gemacht durch den ausgedehnten Mittagsschlaf, herrscht abends doch an der gemeinsamen Tafel im Kasino (so muß man den Vereinigungsort nennen) die fröhlichste Geselligkeit; unter den 130 Anwesenden findet jeder neue Ankömmling einen Landsmann, der nicht ermangelt, durch allerlei Münchhausiaden dem „Neuen" gehörig angst zu machen vor den unbekannten Bestien und Menschen, den unglaublichen Gerichten und den kriegerischen Amazonen Innerafrikas. Arm in Arm geht's dann vielleicht noch in eine der vielen Faktoreien, um erst tief in der Nacht, „arm am Beutel, krank am Herzen" sein Gemach aufzusuchen und schrecklich zu träumen von Riesenaffen und kleinen, zwerghaften Menschenfressern.

Bücher und Zeitschriften.

μσι. **Liebe und Ehe in Indien.** Unter diesem Titel ist im Verlag von H. Barsdorf (Berlin) ein dickleibiges Werk von Richard Schmidt erschienen, das Liebe und Ehe im alten und modernen Indien (Vorder-, Hinter- und Niederländisch-Indien) behandelt. In einem originellen Vorwort verwahrt sich der Verfasser, dessen Uebertragung des Kamasutram und dessen Beiträge zur indischen Erotik wir seinerzeit an dieser Stelle besprochen haben, vor allem, daß das vorliegende Buch ein Konkurrenzunternehmen zu seinem letztgenannten Werke sei: „Vorliegendes Buch bedarf dringend eines erklärenden, ja beinahe entschuldigenden Vorwortes. Ueberkluge Leute nämlich, die das Gras wachsen und die Maikäfer niesen hören, könnten meinen, ich wolle ein Konkurrenzunternehmen zu meinen Beiträgen zur indischen Erotik ins Leben rufen. Nichts von alledem! An dem buchhändlerischen Erfolge jenes Werkes habe ich — wie ich ausdrücklich öffentlich erklären möchte — gar kein Interesse, indem ich davon keinen roten Heller bekomme; ich denke, daß auch sein Verleger durch mein neues Buch keinen Schaden haben wird. Jenes bleibt als Materialiensammlung durch dieses unberührt, so sehr ich auch von seinem Inhalte selbstverständlich habe leben müssen. Das ist aber ein gänzlich unschuldiges, von dem Plane des neuen Buches bedingtes upajivanam. Es ist als eine Fortsetzung und Ergänzung der Beiträge zur indischen Erotik gedacht. Hier ist zum erstenmal der Versuch gemacht worden, die altindische Theorie der Liebe im Zusammenhange darzustellen, wozu es nötig war, die bisher so gut wie unbekannten Erotiker, soweit ihre Werke in Sanskrit geschrieben sind, in Text und Uebersetzung wiederzugeben. Damit war zu gleicher Zeit für die Sanskritisten und die des Sanskrit unkundigen Forscher, besonders Aerzte, Ethnologen, Kulturhistoriker und Juristen, eine breite Grundlage geschaffen, auf der weiter gebaut werden kann und — muß! Denn der ungeheure Stoff ist in den sechzig Bogen jenes Buches noch lange nicht erschöpft, ja, noch nicht einmal vollständig zur Sprache gebracht worden, und zahllose Ergänzungen werden nötig sein, um alles berührt zu haben. Eine solche Nachlese bietet nun die vorliegende Arbeit. Ihr Verfasser hat darin nicht nur eigentliche Nachträge geliefert, sondern ist noch ein gut Stück weitergegangen, indem er auch das moderne Indien berücksichtigt, Bestätigungen der Theorie durch die Praxis in älteren und neueren Reisewerken über Indien gesammelt und endlich seine Untersuchungen auch auf die angrenzenden Länder ausgedehnt hat. Kommen dabei gelegentlich auch stammesfremde Völkerschaften zu Worte, so hat doch der Verfasser glaubt, sie nicht unbeachtet lassen zu dürfen, zumal sich dabei eine Fülle interessanter Einzelheiten ergeben." — Der Verfasser bringt seinen ungeheuren Stoff in sechs großen Kapiteln unter, die er Paragraphen nennt und die behandeln: die Psychologie des Sexuellen in Indien, die Liebe in Indien, die Physiologie des Sexuallebens in Indien, Ehe und Hochzeit im modernen Indien, Embryologie, Schwangerschaft und Geburt und endlich die Prostitution. Das mit dem Register 571 Seiten starke Buch ist eine wahre Fundgrube nicht nur für den Kulturhistoriker, sondern auch für den Mediziner, im gewissen Sinne vielleicht auch für den Theologen. Wenn einer dabei leer ausgeht, ist es der Philosoph und der Schätzer der indischen Religionsphilosophie. Wer die alten Inder in ihren tief bohrenden religiösen und philosophischen Schriften, wer ihre Askese kennen gelernt hat, ihre grenzenlose Verachtung des menschlichen Leibes und Lebens, wie sie sich z. B. in den Liedern buddhistischer Mönche und Nonnen (Theragatha und Therigatha) mit grausamer Deutlichkeit ausspricht — der steht vor einem Rätsel, wenn er die glutatmenden Beweise höchster Lebensbejahung, wie sie in diesem einzigartigen Kompendium der Ars amandi niedergelegt sind, teils wider Willen gefesselt, teils durch deren erotische Perversitäten angewidert durchgeht. Auch der Verfasser, der sich nach seiner musterhaften Uebertragung des auch an dieser Stelle gewürdigten Pancatantram und der Sukasaptati auf dieses unerschöpfliche, aber recht schlüpfrige Gebiet begeben hat, weiß sich diesen Widerspruch in der indischen Volksseele nicht zu deuten, auch er sucht sie eben mit der wunderreichen Natur des Landes zu erklären: „Mit unendlich mehr Berechtigung als mancher weltschmerzlich zerrissene Bekenner zur Dekadenz darf der Inder ältester wie jüngster Zeit von sich sagen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust!" Als breiter, unüberbrückbarer Riß klafft der Dualismus Weltflucht-Weltgenuß in Indien uns entgegen; freilich nicht als etwas sonderlich Ueberraschendes: denn wie dort neben märchenhaften Blumen die Cobra, in dem üppigen Wuchse des Dschungels der Tiger, in den gesegneten Niederungen das Sumpffieber lauert, so liegen auch in dem Menschen dort die schreiendsten Gegensätze hart, unversöhnt und unvermittelt nebeneinander. In dem von altersher so genannten Wunderlande Indien hat sich auch der Mensch zu einer wahren Wunderblume entwickelt, gleich erstaunlich in seinem grandiosen Geistesringen, seinem abgrundtiefen Philosophieren, wie in seiner maßlosen Freude am Sinnengenuß, seiner Wollustraserei. Wie alt dieser Zwiespalt ist, wer vermöchte das zu sagen? Und ob es jemals anders geworden wäre, wenn etwa ein mächtiger, alles mit sich fortreißender, das Alte zertrümmernder Anstoß von außen her erfolgt wäre, wer will das entscheiden?" — Auch Richard Schmidts „Liebe und Ehe in Indien" ist wie seine vorhergegangenen Bücher über dasselbe Thema nur eine Lektüre für reife Männer. Wenn es sogar dem Verfasser selbst einmal zu arg wird, schließt er seine Uebersetzung wohl mit einem ehrlichen „Pfui Teufel!", und nicht weniges, was er nicht in den Originalsprachen Sanskrit, Französisch, Englisch unübersetzt lassen kann, übersetzt er ins Lateinische. Das verhältnismäßig genießbarste, weil anständigste Kapitel, es ist auch kulturell das interessanteste, ist das über Ehe und Hochzeit im alten und modernen Indien. Bei dem auffallenden Ueberhandnehmen wissenschaftlicher und pseudowissenschaftlicher erotischer Bücher in den letzten Jahren — das vorliegende zählen wir gern noch zur ersteren Gattung — darf man es, ausnahmsweise, einmal nicht bedauern, wenn der hohe Preis des Buches unberufene Leser vom Kauf abschrecken würde.

Allgemeine Rundschau.

Eine amerikanische Stimme über die medizinische Abteilung der Deutschen Ausstellung in St. Louis.

ct. Das Journal der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung veröffentlicht von Dr. Hinsdale über die medizinische und hygienische Abteilung in der Weltausstellung von St. Louis eine Besprechung, mit deren Inhalt die Deutschen wohl zufrieden sein können. Der amerikanische Sachverständige setzt an die Spitze seiner Ausführungen das Urteil, daß Deutschland von allen ausländischen Regierungen die interessanteste und vollständigste Ausstellung geliefert habe. Sie ist auf mehrere Gebäude verteilt, hauptsächlich auf den Palast für Erziehungswesen und Volkswirtschaft und auf das Gebäude der freien Künste. Die 4 Millionen Mark, die von der deutschen Regierung zur Repräsentation Deutschlands auf der Weltschau bewilligt worden sind, haben nach der Ueberzeugung des Amerikaners ein höchst bewundernswertes und lehrreiches Ergebnis geschaffen. Namentlich wird die Ausstellung des Ministeriums für medizinische Angelegenheiten, des Kaiserlichen Gesundheitsamts und der Stadt Berlin wegen ihrer Planmäßigkeit gerühmt. Weiterhin werden die wichtigsten Tatsachen aus der deutschen Bevölkerungsstatistik herausgezogen und daran gezeigt, wie Deutschland immer mehr die segensreichen Früchte der Tätigkeit einer verständigen nationalen Gesundheitsbehörde und der Einführung eines strengen Sanitätswesens zur Reife bringe. Es wird auf die Abnahme der Sterblichkeit in den Großstädten hingewiesen an den Beispielen von Berlin und Frankfurt, ganz besonders auf das fast völlige Verschwinden der Todesfälle an Pocken, in deren Ausrottung gerade Preußen allen Ländern vorangegangen ist, so daß es jetzt die niedrigste Pockensterblichkeit von allen Staaten hat. Auch die Sterblichkeit an Typhus im preußischen Heer ist jetzt geringer als sonstwo, fast zehnmal geringer beispielsweise als im französischen Heer. „Es ist," sagt der amerikanische Arzt, „wahrscheinlich ein Glück, daß die Zahlen für die Armee der Vereinigten Staaten nicht auch als Vergleich mitgeteilt worden sind; Deutschland hat uns wenigstens diese Demütigung erspart." Weiter wird auf die Tätigkeit des Kaiserlichen Gesundheitsamtes in der Bekämpfung epidemischer Krankheiten eingegangen, namentlich auf die Flugblätter und Denkschriften, die zur Aufklärung möglichst weiter Kreise veröffentlicht werden. Sie sind „zum Nutzen englischer Leser" auf der Ausstellung in englischer Uebersetzung vorhanden, und der amerikanische Sachverständige rühmt an ihnen den gediegenen Inhalt und die gleichzeitige wissenschaftliche und leicht verständliche Darstellung. Aus den Veröffentlichungen dieser Art über die Tuberkulose entnimmt Dr. Hinsdale, daß der Einfluß von Behring stärker zu sein scheine als der von Koch. Besonders gelobt werden die strengen Verordnungen über Dysenterie, denen zufolge die daran erkrankten Kinder aus der Schule fortbleiben und die Leichen der daran Verstorbenen so schnell wie möglich beseitigt werden müssen. Die Arbeit von Prof. Frosch über die Bekämpfung des Typhus wird in allen Sprachen auf der Ausstellung verteilt und findet gleichzeitig hohe Anerkennung bei dem amerikanischen Arzt. Ferner verbreitet er sich über die sanitären Maßnahmen einzelner deutscher Städte, namentlich von Berlin, Breslau, Dortmund, Kiel, Köln und Frankfurt, und vorzugsweise wiederum mit Bezug auf die Kanalisationsanlagen und die Straßenreinigung. „In Deutschland hat man es sichtlich begriffen, daß sich die Vervollkommnung auf Kleinigkeiten aufbaut, daß aber die Vervollkommnung an sich keine Kleinigkeit ist; die Amerikaner müssen das bewundern, sich aber auch darüber wundern, wie lange sie wohl darauf zu warten haben werden, bis solche Maßnahmen möglich sein werden in einem Lande mit einer Regierung des Volkes, für das Volk und durch das Volk!" Vom Deutschen Kaiser wird gesagt, daß er ohne Zweifel den sanitären Angelegenheiten mehr Interesse entgegenbringe als irgend ein anderer Monarch. Von den Ausstellungen der Universitäten werden hervorgehoben die von Bonn, Breslau, Marburg und Leipzig, ferner das Modell der neuen Gebäude der Berliner Charité und der ausgezeichneten Wachsmodelle in Lebensgröße aus der Bergmannschen Klinik, die einzelne schwierige Operationen darstellen. Auch die unter Leitung von Professor Mikulicz stehende chirurgische Klinik in Breslau ist durch Modelle von Operationen dieses berühmten Chirurgen vertreten. Hervorragende Beachtung wird der deutschen Ausstellung für Serumtherapie gewidmet, die einen Beweis dafür liefere, daß die Deutschen auf dem Feld der Bakteriologie zu Hause seien. Die Heilstätten für Tuberkulose finden ungeteilte Anerkennung des amerikanischen Arztes, der sie als mustergültig bezeichnet und als sicher annimmt, daß sie einen wunderbaren Einfluß auf die Behandlung der Tuberkulose nicht nur in Deutschland selbst, sondern auch bereits in anderen Teilen der Welt ausgeübt haben. Im einzelnen gibt der amerikanische Sachverständige den in Deutschland zur Behandlung der Schwindsüchtigen benutzten Pavillons und Zelten den Vorzug gegenüber den großen Baulichkeiten, die in anderen Ländern zu diesem Zweck errichtet werden. Endlich werden die Einrichtungen der deutschen Bäder sowohl an eigentlichen Badeorten wie in den Großstädten besprochen und rühmend hervorgehoben. Aus der österreichischen Ausstellung beschreibt Dr. Hinsdale die großartige Vorführung der Einrichtungen von Karlsbad.

*

Der Streit um „Termination-Land".

* Die Ansicht von Prof. v. Drygalski über das Nichtvorhandensein von Termination-Land (vergl. Beilage Nr. 178 S. 245) bekämpft, nach einem Bericht H. Wichmanns in Petermanns Mitteilungen, der Amerikaner E. S. Balch (National Geogr. Mag. 1904, S. 220), indem er darauf hinweist, daß weder der Challenger 1874 noch der Gauß 1902 die Stelle passiert hat, wo Wilkes 1840 Land zu sehen glaubte, sondern nur die von Wilkes als mutmaßlich angedeutete nordwestliche Fortsetzung des Landes. Wilkes sichtete das Binneneis von seiner Position 64° S. und 97° 37′ Oe. im SW.; die Entfernung von seiner Schiffslage und dem Lande gibt er nicht an. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß das Termination-Land etwas südlicher liegt als Wilkes' Karte angibt, und damit würde das Termination-Land mit dem hohen eisbedeckten Lande, das v. Drygalski vom Gauß-Berge nach Nordosten gesehen hat, oder mit seiner östlichen Fortsetzung zusammenfallen. Allerdings scheint gegen das Vorhandensein von Termination-Land auch der Umstand zu sprechen, daß v. Drygalski an der Stelle, wohin Wilkes die nordwestliche Fortsetzung des Landes verlegte, Tiefen von 3165 und 3452 Meter gemessen hat. Aber im Südwesten von diesen Positionen nimmt die Tiefe bei der Annäherung an Kaiser Wilhelm II.-Land ebenso schnell ab, so daß die Möglichkeit nicht abzusprechen ist, daß auch bei Wilkes' Termination-Land ein jäher Absturz nach Norden stattfindet. Jedenfalls liegt nach dieser Aufstellung kein Zwang vor, den Namen Termination-Land von der Karte zu streichen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Blindenwesen in Deutschland. Aus den zum Teil sehr eingehenden Verhandlungen des 11. Deutschen Blindenlehrer-Kongresses ist nach einer Mitteilung der Vossischen Zeitung folgendes zu entnehmen: Der Stand der Blindenfürsorge ist befriedigend. So gibt es in Deutschland gegenwärtig 35 Blindenbildungsanstalten mit 2500 Zöglingen und 26 Heime mit 1100 Pfleglingen. Bis jetzt haben 13,000 Blinde in diesen Anstalten Aufnahme gefunden. Die Zahl der Lehrer beträgt 165, die der blinden Hilfskräfte 54. Die Aufwendungen erreichen eine Höhe von 2,600,000 Mark, wozu noch die Grundstücke im Werte von 14 Millionen, die Lehrmittel im Werte von 260,000 Mark und die Einrichtungen für 1,300,000 Mark kommen. Der Absatz von Blindenarbeiten beziffere sich auf 900,000 Mark. Auch in außerdeutschen Staaten gibt es heutzutage eine stattliche Reihe von derartigen Schöpfungen, in Europa insgesamt 188 Lehranstalten und 140 Versorgungshäuser. Außerhalb Europas zählt man noch 58 Lehranstalten und 10 Heime. Von besonderem Interesse waren ferner die Erörterungen über die Ursachen der

Erblindung. Die meisten Erblindungen sind nach dem Bericht des Augenklinikers Prof. Schmidt-Rimpler in Halle im Kindesalter bis zu fünf Jahren und im Alter über 50 Jahren festzustellen. Die Hauptursache der Erkrankungen ist bei den Neugeborenen die ansteckende Augenentzündung, gegen die als bewährtes, aber noch nicht genügend verbreitetes Mittel Einspritzungen von Höllenstein zu nennen sind. Bei den Erwachsenen spielt namentlich die Berufstätigkeit (Maurer, Schlosser, Steinhauer und Mäher) hinsichtlich der Erblindungen eine Rolle, aber auch Krankheiten und Verletzungen beim Schießen kommen in Betracht. Das Alter hat den Verlust der Sehkraft meistens der Netzhautablösung, dem grünen Star und dem Sehnervenschwund zuzuschreiben, während der graue Star in vielen Fällen zu heilen ist. Man war weiter im allgemeinen der Ansicht, den Blinden mehr eine geregelte, berufliche Tätigkeit als den Aufenthalt in den Heimen zu verschaffen, da die Blinden selbst glauben, daß sie in den Heimen die Kraft und die Liebe zum Arbeiten verlieren.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der ordentliche Professor der Physiologie Geheimrat Prof. Dr. v. Voit, Vorstand des physiologischen Instituts und Sekretär der mathematisch-physikalischen Abteilung der bayerischen Akademie der Wissenschaften, feiert am 8. August sein goldenes Doktorjubiläum.

hc. **Bonn.** Der bisherige Privatdozent für neutestamentliche Exegese Lic. theol. Arnold Meyer, der zum Oktober 1904 an Stelle von H. Kesselring an die Universität Zürich übersiedelt, ist von der hiesigen evangelisch-theologischen Fakultät zum Dr. theol. honoris causa ernannt worden.

* **Leipzig.** Am 5. August beging der besonders durch seine ausgezeichneten Arbeiten zur Sinnesphysiologie bekannte Professor der Physiologie und Direktor des physiologischen Instituts der Universität Leipzig Dr. med. et phil. Ewald Hering seinen 70. Geburtstag. Professor Hering hat sich den ihm zugedachten Ehrungen durch eine Reise nach Tirol entzogen. Die medizinische Fakultät hat es sich jedoch nicht nehmen lassen, den Kollegen durch eine von sämtlichen Fakultätsmitgliedern unterzeichnete Glückwunschadresse, in der die hohen Verdienste des Jubilars um die Wissenschaft dankbare Würdigung finden, besonders auszuzeichnen.

* **Berlin.** Gegenüber der Zeitungsmeldung, daß Prof. v. Leyden sich mit Rücktrittsgedanken tragen solle, stellt die Deutsche medizinische Wochenschrift auf Grund zuverlässiger Informationen fest, daß dies Gerücht absolut erfunden ist.

hc. **Breslau.** Der seit 1. Oktober 1902 als Assistenzarzt von Prof. v. Strümpell an der medizinischen Klinik wirkende Dr. med. Georg Jochmann hat sich mit einer Antrittsvorlesung: „Ueber funktionelle Nierendiagnostik" als Privatdozent für innere Medizin eingeführt.

* **Aus Oesterreich.** (Erweiterung des akademischen Studiums.) Vom nächsten Semester ab wird den Abiturienten der Oberrealschule der Zugang zum akademischen Studium ermöglicht sein, sofern sie vor einer eigenen Prüfungskommission, die in Zukunft in jeder Universitätsstadt eingesetzt werden wird, sich über genügende Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und in der philosophischen Propädeutik ausgewiesen haben.

* Von technischen Hochschulen. Dr. Karl Thieß, der Leiter des literarischen Bureaus der Hamburg-Amerika-Linie, ist zum Professor der Staatswissenschaften an der neuen technischen Hochschule in Danzig ernannt worden.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

H. H. Pflüger: Ciceros Rede pro Q. Roscio Comoedo rechtlich beleuchtet und verwertet. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 160 S. — Athanasius Zimmermann S. J.: England und die soziale Reform. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 10.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann. — Dr. Karl Schad, kgl. Notar in Memmingen: Gesetz betreffend das Nachlasswesen vom 9. August 1902 nebst den §§ 86—99 des Reichsgesetzes über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit vom 17. Mai 1898 erläutert. München 1904. J. Schweitzer. 364 S. — Dr. Otto Kienitz, Professor am Gymnasium zu Karlsruhe i. B.: Landeskunde des Grossherzogtums Baden. M. 13 Abb. und 1 Karte. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 122 S. — Friedrich Barth, Oberingenieur in Nürnberg: Die Maschinenelemente. Kurzgefasstes Lehrbuch mit Beispielen f. d. Selbststudium und den praktischen Gebrauch. M. 86 Figg. (Samml. Göschen.) Ebenda 1904. 154 S. — Dr. Gustav Rauter: Anorganische Chemische Industrie. I: Die Leblancindustrie und ihre Nebenzweige. M. 12 Tafeln. 140 S. II: Salinenwesen, Kalisalze, Düngerindustrie und Verwandtes. M. 6 Tafeln. 127 S. III: Anorganische chemische Präparate. 138 S. — Ebenda 1904. — Prof. Lic. Dr. Carl Clemen: Paulus, sein Leben und Wirken. I: Untersuchung. II: Darstellung. M. e. Karte der Missionsreisen des Apostels. Giessen 1904. J. Ricker. 416 u. 339 S. — Prof. Dr. Leonhard Weber: Wind und Wetter. Fünf Vorträge über die Grundlagen und wichtigeren Aufgaben der Meteorologie. M. 27 Figg. in Text und 3 Tafeln. (Aus Natur und Geisteswelt. 55. Bdchen.) Leipzig 1904. B. G. Teubner. 130 S. — Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik über die Lage der in der Seeschiffahrt beschäftigten Arbeiter und über die Störungen im deutschen Wirtschaftsleben während der Jahre 1900 ff. Leipzig 1904. Duncker u. Humblot. 318 S. — Gottfried August Bürgers Ehestands-Geschichte. (Berlin u. Leipzig 1812.) (Neudrucke literarhistorischer Seltenheiten No. 1.) Berlin. Ernst Freesdorff. 258 S. — Aechte Darstellung der bekannten Müller Arnoldischen Sache. 1787. Ebenda. 19 (Qu.) S. — Warhafftige Beschreibung vnd gründtlicher Bericht / von der vnerhörten verräterischen Mörderey zu Paris in Frankreich etc. welche sich begeben hat / den 24. tag Augusti / in diesem 72.Jahr . . . auf des . . . Prinzen zu Condé . . . hochzeit. Ebenda. 8 (Qu.) S. — Franz Herczeg: Andor und Andrés. Eine Geschichte aus dem Journalistenleben in Budapest. Einzige autoris. Uebersetzung a. d. Ungarischen von Karl v. Bakonyi sen. M. Illustrat. von Ludwig Mark. Wien 1904. Karl Konegen. 252 S. — Konrad Günther, Privatdozent a. d. Universität Freiburg i. B.: Der Darwinismus und die Probleme des Lebens. Zugleich eine Einführung in das einheimische Tierleben. Freiburg i. Br. 1904. Ernst Fehsenfeld. 460 S. — Anna K. Green: The Filigree Ball. London, Leipzig, Paris 1904. T. Fisher Unwin. 418 S. — Mrs. Campbell Praed: Nyria. Ebenda 1904. 432 S. — Gehruske: Kapital. — Sommer. (Die Horen. Vierteljahrsschrift für Poesie und Kritik. 2. Jahrg.) Wien 1904. Horen-Verlag. 92 S. — Neumann-v. Schönfeld: Stärkere Nerven! Schule des Willens und die Wach-Autosuggestion nach der Nancyer Methode. Eine moderne Psychotherapie, mit besonderem Erfolge angewendet gegen Nervenstörungen und deren Folgen. 3. Aufl. Zürich 1904. Institut Hephata.

Für den Inseratenteil verantwortlich i. V.: **H. Wassmann, München.**

Jahrgang 1904. München, Montag, 8. August. Nummer 180.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt.

Die auswärtige Politik und die Kritik.

Wie auf anderen Gebieten, muß auch bezüglich der Politik volle Freiheit für die Kritik bestehen. Die Oeffentlichkeit muß, wie Bismarck gesagt hat, in alle Ecken und Winkel hineinleuchten. Deshalb hat auch die Presse eine gewisse Verpflichtung zur Kritik, deren verständige Ausübung sich ohne Zweifel als nützlich erweist. Ebenso unzweifelhaft ist es, daß durch eine unverständige, insbesondere durch eine gehässige und ungerechte Kritik die öffentlichen Interessen erheblich geschädigt werden können. Deshalb ist, wenn der Kritiker gerecht sein will, was allerdings nicht gerade häufig der Fall ist, eine gewisse Vorsicht geboten. Das ist, soweit es sich um die auswärtige Politik handelt, in noch höherem Maße der Fall, als bezüglich der die innere Politik betreffenden Maßregeln. Die maßgebenden Verhältnisse sind nicht immer leicht zu beurteilen, und diese Beurteilung setzt oft Kenntnisse voraus, die nicht allgemein verbreitet sind. Das gilt z. B. für die (mehr oder weniger geheim gehaltenen) Absichten der anderen Regierungen, von dem Umstande, ob es eine andere Macht wegen einer bestimmten Frage zum Kriege kommen lassen und ob sie dabei allein stehen oder einen Bundesgenossen haben wird, sowie davon, ob man, wenn es zu einer Entscheidung durch die Waffen kommt, Aussicht auf Erfolg oder eine sichere Niederlage zu erwarten hat, welcher Zeitpunkt für ein beabsichtigtes Vorgehen am geeignetsten ist u. s. w. Auch die Regierungen können sich in diesen Beziehungen, da die Entscheidung oft schwierig ist, irren; ja Irrtümer und Mißgriffe sind, da auch die Staatsmänner Menschen sind, unvermeidlich. Wie bei anderen Dingen, z. B. bei der Kriegführung, läßt häufig erst der Erfolg erkennen, ob eine Maßregel richtig war. Beispiele eines Verhaltens, das sich nachher als unrichtig herausstellte, liefert die Geschichte in großer Zahl. Selbst Bismarck, der große Meister in der Kunst, die Machtverhältnisse richtig abzuschätzen, und sich auf das Erreichbare zu beschränken, hat sich einmal geirrt, als er in der Annahme, die Spanier würden sich die Besetzung der Karolinen durch Deutschland ruhig gefallen lassen und weil er einen Krieg trotz der Zweifelhaftigkeit der spanischen Ansprüche und der unzweifelhaft bestehenden deutschen Uebermacht verhüten wollte, in der Uebertragung des Schiedsrichteramtes auf den Papst einen Ausweg suchte, um aus der nicht vorausgesehenen unerwünschten Lage herauszukommen. So groß die Gefahr eines Irrtums schon für Staatsmänner ist, so ist sie doch für diese erheblich geringer als für Personen, die den auswärtigen Angelegenheiten ferner stehen. Haben die ersteren doch, ganz abgesehen von ihren berufsmäßigen Kenntnissen, in den Berichten der Gesandten, den gutachtlichen Aeußerungen der Sachverständigen in Heer und Flotte u. s. w., zuverlässigere Mittel zur Beurteilung der Verhältnisse, und kommt ihnen meistens die eigene, wie die in den vorhandenen Ueberlieferungen enthaltene Erfahrung zugute. Bismarck konnte deshalb, obgleich er den Wert der bloßen Routine gewiß nicht übertrieben einschätzte, sogar einem Mann wie Gneist sagen, wenn er ein Jahr oder ein halbes Jahr im Auswärtigen Amte gearbeitet hätte, würde ihn dies besser zur Beurteilung der auswärtigen Politik befähigen als seine hervorragenden Kenntnisse des Staatsrechts, des Völkerrechts und der Politik als solcher. Schon diese Umstände lassen eine gewisse Vorsicht in der Beurteilung der auswärtigen Politik und eine Berücksichtigung der bestehenden Schwierigkeiten, sowie der Mittel zu ihrer Ueberwindung, wie sie ja auch in der Volksvertretung und der Presse von besonnenen und verständigen Politikern in der Regel geübt wird, als geboten erscheinen. Insbesondere gilt dies, wenn die Machtverhältnisse verschiedener Staaten in Frage stehen. Wer in einem Lande mit einem schwachen Landheer von der Regierung verlangt, daß sie es außer zum Zwecke der Verteidigung oder zur Wahrung der nationalen Ehre auf den Kampf mit einem übermächtigen Gegner ankommen lasse, oder sie in einem solchen Falle wegen ihres friedlichen Verhaltens tadelt, handelt töricht. Nicht anders verhält es sich, wie gleichfalls auf der Hand liegt, aber merkwürdigerweise weniger beachtet wird, wenn bei dem in Betracht kommenden Kriege lediglich oder doch vorzugsweise die Seemacht entscheidend ist. Ueber derartige Erwägungen setzt man sich manchmal mit der Bemerkung hinweg, dafür seien die Diplomaten da, daß sie die zu erstrebenden Ziele auf friedlichem Wege oder durch Bündnisse zu erreichen suchten. Aber dabei wird die Macht der Diplomatie, der keine Zaubermittel zur Verfügung stehen, gar leicht überschätzt. Die Geschicklichkeit vermag meistens nur dann etwas zu leisten, wenn die erforderliche Macht hinter ihr steht. Auch Bismarck hätte ohne ein starkes Heer seine Pläne nicht durchführen können und wir brauchen, wenn wir uns in der „Weltpolitik" behaupten wollen, vor allem eine starke Kriegsflotte, die wir erst seit kurzer Zeit haben, und die noch lange nicht ausreicht.

Die Notwendigkeit, bei Beurteilung der auswärtigen Politik die erwähnten Verhältnisse, insbesondere die ganze Weltlage und die bestehenden Machtverhältnisse zu berücksichtigen, ist etwas so Selbstverständliches, daß man die bisherigen Darlegungen vielleicht als Gemeinplätze bezeichnen wird. Aber in der Wirklichkeit fehlt es leider noch gar zu oft an deren Beachtung, so daß es als zweckmäßig erscheint, sie manchmal ins Gedächtnis zurückzurufen. Noch mehr gilt dies aber, soweit es sich um Deutschland handelt, bezüglich der inneren Verhältnisse, die ebenfalls berücksichtigt werden müssen, wenn man darüber urteilt, was der leitende Staatsmann tun konnte oder hätte tun sollen. Besonders ist zu beachten, daß wir

keine parlamentarische Regierung haben, die Minister sonach von dem Monarchen abhängig sind, und daß der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung für die Regierung vielfach einen Hemmschuh bildet.

Ein anderer, sehr einfacher, aber deshalb doch häufig außer acht gelassener Umstand ist, daß auch der Kritiker ein Mensch ist, der sich irren kann. Man erzählt von einer alten Frau, die ihre Verwunderung darüber aussprach, daß sie im Falle von Meinungsverschiedenheiten immer recht habe, obgleich sie weder besonders begabt sei, noch eine besonders gute Erziehung gehabt habe. Darüber wird gelacht; die dieser Aeußerung zugrunde liegende Auffassung, wenn man glaube, recht zu haben, müsse dies auch notwendig der Fall sein, findet sich aber nur allzu häufig. Niemand behauptet grundsätzlich, daß er unfehlbar sei; aber derselbe Mensch, der eine derartige ihm zugeschriebene Meinung mit Entrüstung zurückweist, entschließt sich im einzelnen Falle, obgleich von zwei gutgläubigen Streitenden doch nur einer recht haben kann, nur sehr schwer zu dem Zugeständnis, daß er vielleicht im Irrtum sei. Nun muß ja schließlich jedermann, also auch der Kritiker, mit dem Vorbehalt, daß er sich eines besseren belehren lassen wolle, davon ausgehen, daß das, was er nach gewissenhafter Prüfung als richtig ansieht, auch wirklich richtig sei. Aber er muß auch seinen eigenen Ansichten gegenüber kritisch verfahren, muß die Selbstkritik üben, die bei dem Geschichtschreiber neben der Wahrhaftigkeit als die notwendigste Eigenschaft gilt, aber auch vom Kritiker verlangt werden soll. Er darf nicht ohne weiteres annehmen, wer anderer Meinung wie er sei, müsse entweder dumm oder schlecht sein. Ein Schluß auf die Unfähigkeit der leitenden Staatsmänner ist nicht einmal dann gerechtfertigt, wenn man glaubt, ihnen unzweifelhafte Irrtümer oder Mißgriffe nachweisen zu können, noch weniger aber in solchen Fällen, in denen gewisse an sich wünschenswerte Ziele nicht erreicht wurden, ohne daß man in glaubhafter Weise darlegen kann, daß und auf welche Weise sie sich hätten erreichen lassen. Sonst könnte man jedem Rechtsanwalte und jedem Arzt Unfähigkeit vorwerfen, weil der erstere Prozesse verloren hat, und dem letzteren die Heilung von Kranken mißlungen ist.

In Deutschland wurde früher, besonders als Bismarck die Leitung der auswärtigen und inneren Politik in Preußen übernommen hatte, im Punkte der Kritik sehr viel gesündigt. Nicht bloß auf der Bierbank, sondern auch in der Presse und in den Volksvertretungen war man fast durchweg (auch in ganz nationalgesinnten Kreisen) davon überzeugt, daß „der unfähige Junker" durch seine in den Jahren 1864—1866 befolgte Politik Preußen ins Unglück stürzen und, wegen der zu erwartenden Einmischung des Auslandes, wahrscheinlich die Schwächung Deutschlands herbeiführen werde. Man sagt nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß Bismarck die deutsche Einheit im Kampfe gegen die öffentliche Meinung und im Gegensatze zu den Ansichten der ungeheuren Mehrheit des deutschen Volkes erringen mußte. Nachdem sich seine Politik in ungeahnter Weise als erfolgreich erwiesen hatte, trat allerdings eine große Aenderung ein. Man vertraute ihm, wenigstens bezüglich der auswärtigen Politik, in den weitesten Kreisen unbedingt und dachte auch in solchen Fällen, die an sich zu Bedenken Veranlassung gaben: „Bismarck wird schon recht haben." Seit seinem Abgang hat sich dies sehr geändert. Die Kritik hat vielfach Bahnen eingeschlagen, die an die Zeiten vor 1866 erinnern. Besonders stark ist diese Aenderung seit dem Burenkrieg hervorgetreten; auch nationalgesinnte Kreise, besonders die Mitglieder des Alldeutschen Verbandes, haben der auswärtigen Politik gegenüber einen auffallend scharfen Ton angeschlagen. Im Zweifel ist man vielfach geneigt, anzunehmen, das Vorgehen der Regierung sei unrichtig. Worin hat nun diese Aenderung ihren Grund? Sind seitdem so viele Fehler begangen worden, daß man die Regierung, wie es so oft geschieht, als unfähig bezeichnen darf? Oder hat man sich seit dem Abgang des großen, unersetzlichen Staatsmannes, besonders seit der während des Burenkrieges in weiten national gesinnten Kreisen entstandenen Unzufriedenheit mit der Haltung der Regierung, daran gewöhnt, bei Beurteilung der auswärtigen Politik einen anderen Maßstab anzulegen und dem alten Hang zur Nörgelei mehr nachzugeben als man es dem Gründer des Deutschen Reiches gegenüber für zulässig hielt? Diese Frage verdient eine kurze Betrachtung.

Daß die Staatskunst des Fürsten Bismarck von keinem seiner Nachfolger auch nur annähernd erreicht wurde, wird niemand bezweifeln, ist aber kein Grund zu einer so feindlichen Haltung gegenüber der Regierung, wie sie auch in national gesinnten Kreisen oft hervortritt. Einen Staatsmann, wie er dem deutschen Volke in Bismarck beschert war, findet man nicht so leicht wieder, und den Vergleich mit den vor Bismarcks Zeiten vorhandenen Staatsmännern wie mit denjenigen in anderen Staaten können die Leiter unserer auswärtigen Politik wohl aushalten. Auch der Umstand, daß sich das persönliche Eingreifen des Kaisers infolge seines impulsiven Charakters manchmal in unliebsamer Weise geltend macht, und daß unsere Politik nicht den einheitlichen ruhigen Charakter hat, der ihr unter Bismarck innewohnte, erklärt das Verhalten der Kritik nicht in genügender Weise. Wir haben in Deutschland kein parlamentarisches Regierungssystem, bei dem die Minister als Organe der jeweiligen Mehrheit der Volksvertretung regieren, und können eine solche Regierung, die Bismarck als das größte Uebel, das Deutschland widerfahren könne, ansah, und zu der zudem alle Voraussetzungen fehlen, nicht brauchen. So muß man sich an die Eigenart unseres Kaisers gewöhnen, der, wie es bei bedeutenden Männern immer der Fall ist, neben vielen glänzenden Eigenschaften auch solche hat, die man sich anders wünschte. Sieht man genauer zu, so sieht man denn auch, daß die gegen unsere auswärtige Politik gerichteten Angriffe sehr oft einer zuverlässigen Grundlage entbehren und auf Voreingenommenheit beruhen, deshalb auch in weitem Umfange als ungerecht erscheinen. Das gilt insbesondere von den Angriffen, die Rechtsanwalt Claß in Mainz, ein Mitglied der Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes, in seinem von diesem als Flugschrift veröffentlichten Vortrage „Die Bilanz des neuen Kurses" und in der weiteren, in Nr. 125 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung besprochenen Flugschrift „Marokko verloren" erhoben hat. Claß hat in beiden Flugschriften, die u. a. den Vorwurf enthalten, daß es der Regierung „an allem fehle, was von der verantwortlichen Leitung eines Volkes verlangt werden muß", ohne Zweifel im guten Glauben gehandelt, daß er den nationalen Interessen diene. Aber dieser Glaube kann die mangelnde Beweiskraft der von ihm angeführten, tatsächlichen Behauptungen nicht ersetzen; noch weniger folgt daraus, daß die gefällten Urteile richtig sind. Auch die Behauptung, „daß sehr viele Männer, die treu zu Volk und Staat stehen, an der Leitung der Reichsangelegenheiten irre geworden sind", genügt nicht, um das von Claß gefällte Urteil zu begründen. Das war auch, als in den Jahren 1864—1866 die auswärtige Politik Bismarcks so heftig angegriffen wurde, der Fall und doch haben sich diese Angriffe später als unbegründet erwiesen.

Von den dargelegten Forderungen an eine objektive, gerechte Kritik genügt der Vortrag von Claß, der den Eindruck einer geschickt abgefaßten und deshalb bei oberflächlicher Betrachtung blendenden Advokatenrede macht, kaum einer einzigen. Bei Beurteilung der getadelten Handlungen oder Unterlassungen wird nirgends untersucht, ob nach der gesamten Weltlage, insbesondere nach den Machtverhältnissen der beteiligten Mächte, überhaupt anders verfahren werden konnte oder ob diese Lage die Handlungsweise der Regierung wenigstens erklärt und entschuldigt. Vielmehr werden vom hohen Roß herab in der absprechendsten Weise die schärfsten Vorwürfe erhoben und wird aus den angeblichen Fehlern ohne weiteres die Unfähigkeit des leitenden Staatsmannes abgeleitet, „der verwirtschaftet habe, was Caprivi übrig gelassen". Ja, es wird vielfach nicht einmal geprüft, ob wirklich Fehler gemacht worden sind, sondern die erwähnte Unfähigkeit ohne weiteres daraus gefolgert, daß andere Staaten in einem gewissen Zeitraum mehr neue Eroberungen gemacht hätten als das Deutsche Reich. Eine ernstliche Kritik der eigenen

Ansichten ist kaum erfolgt. Es hat vielmehr den Anschein, daß Claß alles, was gegen die Regierung zu verwerten war, unbesehen für richtig gehalten hat. Bei einem solchen Verfahren kann man zu einer gerechten Beurteilung natürlich nicht gelangen. Darauf, daß die Urteile von Claß von den sachkundigen Ausführungen, die der gleichfalls nationalgesinnte Schiemann in der Deutschen Monatsschrift in seiner regelmäßigen Monatsschau über die auswärtige Politik gegeben hat, sehr weit abweichen, soll kein besonderes Gewicht gelegt werden, da solche Meinungsverschiedenheiten oft vorkommen. Auffällig ist es aber, daß seine Beurteilung der neueren politischen Vorgänge in ihren Einzelheiten sehr oft mit derjenigen von Maximilian Harden übereinstimmt, der eine prinzipiell negierende Tendenz wohl nicht abzusprechen ist. Wäre es nicht bei der Verschiedenheit der Standpunkte durchaus unwahrscheinlich, daß Claß die Zukunft als Quelle benützt und als zuverlässig angesehen hat, so läge diese Annahme bei der Uebereinstimmung der Beurteilung sehr nahe. Jedenfalls ist die erwähnte Tatsache interessant genug. Leider gestattet es der dem Einsender vergönnte beschränkte Raum nicht, wie er es beabsichtigt hatte, auf alle von Claß vorgebrachten Einzelheiten einzugehen. Aber einzelne Proben müssen mitgeteilt werden.

Bezüglich des so oft angefochtenen Sansibar-Vertrags wird niemand bestreiten, daß England dabei besser wegkam als Deutschland. Claß verkennt aber, daß es sich nicht darum, sondern um die Fragen handelt, ob das Deutsche Reich die dem Sultan von Sansibar gehörige Küste brauchte, und ob es dazu ohne eine Verständigung mit England gelangen konnte, ferner darum, ob Deutschland bei der gegebenen Sachlage mehr zu erhalten vermochte, als es erlangt hat. Dabei ist zu beachten, daß Deutschland es damals auf einen Seekrieg mit England nicht ankommen lassen konnte, und daß England sehr wohl in der Lage war, sich den Sultan von Sansibar zu unterwerfen, während Deutschland im Falle eines englischen Widerspruchs nicht hierzu imstande war. So erklärt sich der Vertrag, dessen Kern darin zu finden ist, daß Deutschland durch die Vermittlung Englands die der ostafrikanischen Gesellschaft zeitweise verpachtete Küste erhielt, ohne die das dazu gehörige Hinterland wenig Wert gehabt hätte, während England die Schutzgewalt über die Insel Sansibar zugewiesen wurde. Claß legt den sehr fragwürdigen, jedenfalls stark übertreibenden Ausspruch, England habe die Hose, Deutschland einen Hosenknopf erhalten, den der Afrikareisende Stanley gemacht haben soll, irrtümlich Bismarck in den Mund, der bekanntlich gesagt haben soll, wenn ein günstigerer Vertrag nicht zu erreichen gewesen sei, hätte man die Vertragsschließung auf einen späteren Zeitpunkt verschieben sollen. Es mag sein, daß dies richtiger gewesen wäre und daß Caprivi mit Unrecht annahm, Deutschland müsse die ostafrikanische Küste sofort erwerben, weil die ostafrikanische Gesellschaft ihre Stellung nicht länger behaupten und das Reich als solches nicht in den Pachtvertrag eintreten könne. Aber ein solcher Irrtum würde nicht die Behauptung von Claß rechtfertigen, Deutschland habe „wertvolle Ansprüche ohne alle Not verschenkt". Ein „Anspruch" auf Sansibar stand ihm überhaupt nicht zu und die ostafrikanische Küste hat es erst durch den sogenannten Sansibar-Vertrag erhalten.

Die Haltung der deutschen Regierung während des Burenkrieges und der Abschluß des auf die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika bezüglichen „Delagoa-Vertrags", den Claß einen „unseligen" nennt, wird von diesem besonders heftig angegriffen, weil er annimmt, das Deutsche Reich sei in der Lage gewesen, die Buren zu retten. Er sagt, Deutschland habe die Buren „schutzlos preisgegeben" und zufolge des Delagoa-Vertrags zusehen müssen, „wie niederdeutsches Volkstum erwürgt worden und Lebensinteressen unseres Volkstums geopfert worden seien". Diese Behauptungen sind hinfällig, sobald feststeht, daß das Deutsche Reich, wie heute wohl nur wenige Personen bezweifeln werden, damals nicht in der Lage war, wegen der Buren einen Seekrieg mit England zu unternehmen, in dem es allein gestanden wäre, und der nicht einmal die Lage der Buren verbessert, vielleicht auch einen Angriff seitens Frankreichs zur Folge gehabt haben würde. Verhielt es sich so, dann hatte Deutschland keinen Grund dazu, das Verhältnis zu England noch unfreundlicher zu gestalten, als es ohnedies geschehen ist; ebensowenig hatte es Veranlassung zur Ablehnung des Delagoa-Vertrages, der uns vielleicht Vorteil, in keinem Falle aber Schaden bringen konnte. Die ganze Beurteilung von Claß beruht also auf einer durchaus willkürlichen Unterstellung. Wie er sich die Möglichkeit der deutschen Hilfe für die Buren denkt, ob er annimmt, Deutschland hätte es auf einen von ihm allein zu führenden Seekrieg mit England ankommen lassen oder es hätte dabei (etwa bei Frankreich oder Rußland?) Unterstützung finden können, oder ob er glaubt, England würde vor einer deutschen Kriegsdrohung zurückgewichen sein, ist nicht ersichtlich. Er hat die aufgestellte Behauptung zur Begründung seiner Angriffe gebraucht und sie deshalb wie eine zweifellos feststehende Tatsache behandelt. Das ist bequem, aber das Gegenteil von einem gründlichen Verfahren.

In Beziehung auf Rußland tadelt Claß wohl mit Recht, daß der sogenannte Rückversicherungsvertrag, den Bismarck abgeschlossen hatte, nicht erneuert worden sei. Aber er erwähnt nicht, daß dieser Fehler später wieder gut gemacht wurde, indem wir mit Rußland seit langer Zeit in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis stehen und daß der lange Zeit drohende Krieg mit zwei Fronten unwahrscheinlicher geworden ist, als es jemals der Fall war, ja daß dasselbe von einem Krieg mit Frankreich gilt, welches durch die russische Allianz nur gegen einen Angriff Deutschlands geschützt wird. Ferner eignet er sich kritiklos die ganz unhaltbare Behauptung an, der Handelsvertrag mit Rußland, der diesem Lande alle Vorteile, uns die Nachteile gebracht habe, sei lediglich aus Furcht vor einem damals drohenden Kriege mit diesem Lande und in der Absicht geschlossen worden, es durch wirtschaftliche Zugeständnisse zu versöhnen; er fügt sogar die Bemerkung bei, die Drähte seien abgerissen geblieben. Daß ein Handelsvertrag mit Rußland notwendig war und daß er unserer Industrie Vorteile brachte, ist kaum zu bestreiten; er bildet ein Glied in der Kette von Handelsverträgen, die Schmoller erst vor kurzem eine rettende Tat nannte. Die Agrarier haben zwar (wohl mit Unrecht) geltend gemacht, man habe die Interessen der Landwirtschaft denjenigen der Industrie zum Opfer gebracht. Aber das ist etwas ganz anderes, als was Claß behauptet.

Einen Haupttrumpf spielt Claß aus, indem er unter Angabe der Quadratmeilenzahl darlegt, welche Gebiete in der Zeit von 1890 bis 1903 von Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland und den Vereinigten Staaten erobert worden seien. Daraus soll sich die Geringfügigkeit der „Leistungen" des Deutschen Reiches ergeben, das nur Helgoland, Kiautschou, die Karolinen und Samoa — die ostafrikanische Küste hat Claß vergessen — „als Beute" heimgebracht habe. Dabei wird Rußland die Mandschurei mit 939,280 Quadratmeilen in Rechnung gesetzt, um deren Besitz es jetzt zu kämpfen hat. Das berührt eigentümlich in einem Augenblicke, in dem der russischen Regierung, deren zielbewußtes Vorgehen der deutschen vielfach als Muster vorgehalten wurde, in Rußland selbst vielfach vorgeworfen wird, das Streben nach dem Besitze dieses Landes habe die ohnedies schlechten russischen Finanzen ruiniert und ihm die Mittel entzogen, die inneren, in vielen Richtungen beklagenswerten Zustände zu verbessern. Nun ist es schon sonderbar, daß der Wert der gemachten Erwerbungen nach der Quadratmeilenzahl bemessen wird, wodurch sich der Wert von Samoa und Kiau-tschou allerdings als ein sehr geringer darstellt. Ganz verkehrt ist es aber, daß Claß als die einzigen oder doch die wichtigsten Leistungen der einzelnen Staaten die von ihnen gemachten Eroberungen ansieht, ferner, daß er nicht fragt, welche Gelegenheit dem Deutschen Reiche geboten war, wertvolle Gebiete zu erwerben, und ob die etwa dafür zu bringenden Opfer gerechtfertigt gewesen wären. Der Umstand, daß solche Besitzungen häufig wenig Wert haben, erst durch große finanzielle und wirtschaftliche

Opfer nutzbar gemacht werden müssen, kommt für ihn anscheinend so wenig in Betracht, wie die Tatsache, daß die Mittel zur Nutzbarmachung der jetzt vorhandenen Kolonien dem Reichstage nur mit der größten Mühe abgerungen werden können. Es kann ja sein, daß in manchen Richtungen, z. B. bezüglich des Erwerbs von Kohlenstationen, mehr hätte geschehen können. Aber die Art, wie Claß die Frage behandelt, ist ebenso verkehrt, wie wenn man, ohne zu fragen, ob bestimmte Gesetze notwendig waren und ob sie ihrem Zwecke entsprechen, die innere Tätigkeit der verschiedenen Regierungen danach abschätzen wollte, wie viele Gesetze sie in einem bestimmten Zeitraum erlassen haben und wie viele Paragraphen diese enthalten.

Diese Blütenlese könnte noch weiter fortgesetzt, insbesondere auf die Bemerkungen über unser Verhältnis zu Oesterreich und Nordamerika erstreckt werden, das Claß gleichfalls zu heftigen Vorwürfen Veranlassung gibt. Es soll aber nur noch ein besonders bezeichnender Angriff hervorgehoben werden. Claß bemerkt (S. 40), daß sich die Regierung „von dem Zentrum und der Sozialdemokratie regieren lasse, statt wie Bismarck 1863 bis 1867, wenn nötig, gegen Mehrheiten im Reichstag und Landtag kräftig deutsche nationale Politik zu treiben“. Das kann kaum anders verstanden werden, als daß die Regierung, wenn sie eine Mehrheit im Reichstage nicht erlangen könne, ohne dessen Zustimmung die erforderlichen Ausgaben bestreiten, also, wie es Bismarck in der sogenannten Konfliktszeit tat, ein budgetloses Regiment führen solle. Wenn die erwähnte Aeußerung diesen Sinn hat, so enthält sie aber eine vollständige Verkennung der Verhältnisse. Das Bismarcksche Vorgehen war ein großes Wagnis, das man auch in Preußen ohne die äußerste Not nicht wiederholen wird. Es erscheint wegen der damaligen Notlage als gerechtfertigt; aber es war nur in Preußen wegen der dort bezüglich des Einnahmerechts der Regierung bestehenden Verfassungsbestimmungen und nur mit Hilfe des Herrenhauses möglich. Im Reiche würde es sich als unmöglich erweisen, sich die Mittel zur Verstärkung des Heeres und der Flotte, zum Bau von Eisenbahnen in den Kolonien u. s. w. ohne die Zustimmung des Reichstags zu verschaffen. Bismarck, der lange Zeit Reichstagsmehrheiten gegen sich hatte, hat dieses Mittel auch nie angewandt, sondern es (bald mit, bald ohne Erfolg) mit der Auflösung des Reichstags versucht, und wenn diese nicht half, eine Verständigung mit dem Zentrum erstrebt, mit dessen Hilfe er seine Schutzzollpolitik und Sozialpolitik durchführte. Daß der sogenannte Kulturkampf in Preußen nicht durchgeführt wurde, sondern daß man eine Reihe von darauf bezüglichen Gesetzen aufhob oder abänderte, enthielt gewiß ein großes Entgegenkommen gegen das Zentrum. Man mag über die Zugeständnisse, die Graf Bülow machte, um die leider unentbehrliche Zustimmung des Zentrums zu gewissen Gesetzen, z. B. zur Verstärkung des Heeres oder der Flotte, zu erlangen, denken, wie man will. Ein Vorgehen, wie es Bismarck in den Jahren 1863—1867 einhielt, wird bei unbefangener Betrachtung auch der Alldeutsche Verband nicht empfehlen. Man sollte also auch seine Unterlassung nicht der Regierung zum Vorwurf machen.

Handelte es sich bei den Schriften von Claß um seine Privatmeinung, so kämen sie lediglich als ein interessantes Beispiel in Betracht, wohin man kommt, wenn man den festen Boden verläßt und sich durch Voreingenommenheit oder durch die Erbitterung gegen bestimmte Personen hinreißen läßt. Nun wurden sie aber als Flugschriften des Alldeutschen Verbandes verbreitet und auf dem Verbandstage in Lübeck von Professor Hasse ganz besonders gelobt. Das verleiht ihnen eine größere Bedeutung und wird bei vielen, die es, wie der Einsender, mit dem Alldeutschen Verbande gut meinen und ihm eine erfolgreiche Tätigkeit wünschten, Bedauern hervorgerufen haben. Dieser Verband hat es sich zur Aufgabe gestellt, das Nationalgefühl der Deutschen zu kräftigen und darauf hinzuwirken, daß vom Deutschen Reiche in vollstem Umfange nationale Politik getrieben werde. Das verdient die höchste Anerkennung. Aber durch eine so negative, ungerechte und auch unfruchtbare Kritik, wie sie in den von Claß verfaßten Schriften enthalten ist, wird das erwähnte Ziel gewiß nicht erreicht; vielmehr werden dadurch die übrigen Bemühungen des Verbandes zum großen Teil vereitelt. Der Alldeutsche Verband, der ja wünscht, daß das Deutsche Reich in möglichst großem Umfange „Weltpolitik“ treibt, kann dieses Ziel nur durch die Regierung erreichen. Der Reichstag kann dem Auswärtigen Amt, da wir keine parlamentarische Regierung haben, zwar eine solche Politik unmöglich machen oder doch erheblich erschweren, aber zwingen könnte er sie dazu nicht, selbst wenn er es wollte. In Wirklichkeit steht seine Mehrheit aber auch dem Alldeutschen Verband und seinen auf die Weltpolitik gerichteten Bestrebungen viel feindlicher gegenüber als die Regierung und wird deshalb von diesem Verbande mit allen Kräften bekämpft. Eine positive, die nationale Politik fördernde Tätigkeit könnte hiernach der Alldeutsche Verband in der erwähnten Richtung nur dann entwickeln, wenn er eine gewisse Fühlung mit der Regierung bewahrt und sich mit Erfolg bemüht hätte, auf sie Einfluß zu erlangen. Ja, er sollte eigentlich darauf ausgehen, in Verbindung mit anderen entschieden nationalgesinnten Vereinigungen, z. B. dem Flottenverein und der Kolonialgesellschaft, der Regierung gegenüber anderen, der Weltpolitik wie der Verstärkung von Heer und Flotte feindlich oder doch kühl gegenüberstehenden Parteien eine Stütze zu gewähren. Das würde keineswegs voraussetzen, daß der Verband seine unabhängige Stellung aufgibt oder auf eine sachliche, wenn auch scharfe Kritik verzichtet. Ein richtiges Verhältnis kann aber nicht zustande kommen, wenn er in Verkennung des Umstandes, daß auch die Regierung eine selbständige Stellung einnimmt, und nicht bloß ihrer eigenen Ansicht folgen darf, sondern dies tun muß, sie als unfähig behandelt und sie, wie es in den Schriften von Claß geschehen ist, mit Beschimpfungen überhäuft, wenn sie nicht einfach nach der Pfeife des Alldeutschen Verbandes tanzen will. Dieser Verband kann auf den Kaiser wie auf den Reichskanzler, dessen Beseitigung nicht in seiner Macht steht, nur dadurch einwirken, daß er sie von der Richtigkeit seiner im einzelnen verfolgten Ziele überzeugt. Durch Beschimpfungen wird dies aber nicht erreicht; vielmehr wirken sie eher in der entgegengesetzten Richtung. Die Sache steht denn auch so, daß von einem Einfluß des Alldeutschen Verbandes auf die Regierung kaum mehr die Rede sein kann. Dem Kaiser, der ja die Notwendigkeit einer Weltpolitik vertritt, sich aber auch seiner Verantwortlichkeit bewußt ist und so lange wie möglich Deutschland den Frieden erhalten will, wird eine ausgesprochene Abneigung gegen den Alldeutschen Verband zugeschrieben, der ihm wegen seiner allgemeinen Richtung an sich so nahe stehen müßte wie die Kolonialgesellschaft. Wenn diese Abneigung wirklich besteht, so ist diese Tatsache zwar nach dem Verhalten des Verbandes gegenüber der Regierung — die erste Flugschrift von Claß ist der Sache nach hauptsächlich gegen den Kaiser gerichtet — durchaus erklärlich, aber auch sehr bedauerlich; sie erschwert es diesem Verbande im höchsten Grade, den Einfluß zu erlangen, den er wünschen muß, weil er mit seiner ganzen Tätigkeit, die nur auf positive Dinge gerichtet sein sollte, darauf angewiesen ist. Aber auch ein Einfluß auf den Reichskanzler läßt sich auf dem von Claß betretenen und von den Leitern des Verbandes gebilligten Wege nicht wohl erreichen. Eine Kritik wie die von Claß geübte wäre auch in einem parlamentarisch regierten Staate schädlich, weil sie ungerecht ist. Aber dort hätte sie immerhin einen Sinn, weil die Opposition darauf ausgeht, das die Regierung führende Ministerium zu verdrängen und anders zu besetzen. In Deutschland kann sie nur schaden, indem sie die „Reichsverdrossenheit“, über die man selbst Klage führt, vermehrt. Wem durch eine derartige Kritik (abgesehen von den Gegnern des Verbandes) gedient werden soll, ist wirklich nicht einzusehen. Wohl aber werden dadurch sehr viele, nationalgesinnte Männer, die von einer derartigen — auch im höchsten Grade unpraktischen — Politik nichts wissen wollen, abgestoßen. Der Alldeutsche Verband sollte eine große und einflußreiche Vereinigung sein und hätte dies auch werden können; denn es gibt gottlob noch viele Männer, denen das Wohl des Vaterlandes

in erster Linie am Herzen liegt und die dafür Opfer zu bringen bereit sind. Sie halten sich aber vom Alldeutschen Verbande fern oder ziehen sich von ihm zurück, weil sie mit dessen unpraktischem und unduldsamem Verhalten nicht einverstanden sind. Es ist kaum zu erwarten, daß die Leiter des Verbandes, die ja gewiß von den reinsten und edelsten Absichten beseelt sind, von der dargelegten, mit Zustimmung der Mitglieder betriebenen Politik ablassen. Dann werden sie ihn aber auch wohl zu gänzlicher Einflußlosigkeit verurteilen und das ist bedauerlich. Es ist jammerschade, daß so viel guter Wille und so viel warmes nationales Empfinden, wie es sich in dem Alldeutschen Verbande findet, durch das dargelegte Verhalten, das geradezu schädlich wirkt, in weitem Umfange unwirksam gemacht wird.

J. P.

Ein altnordisches Freilichtmuseum.

-bra- Auf den wildromantischen Höhen außerhalb Lillehammers — einem idyllischen Städtchen am nördlichen Rande des Mjösen — ist vor kurzem ein großes Freilichtmuseum eröffnet worden, welches sowohl in seinen wissenschaftlichen wie nationalen Beziehungen als einzig in seiner Art unter den verwandten Institutionen des Kontinents gelten kann. Auf dem M a j h a u g e n — so heißt der Platz, auf dem das Freilichtmuseum eingerichtet worden ist — soll eine systematische Zusammenstellung altnordischer Architektur-Denkmäler und Handgewerbe-Erzeugnisse in Verbindung mit Ueberresten der äußeren Entwicklung frühnorwegischen Geisteslebens auf wissenschaftlichem, künstlerischem und ökonomischem Gebiete dem Beschauer ein historisch getreues Bild von dem Werdegang der norwegischen Kultur übermitteln. Die Verwirklichung dieses Planes, dessen Grundidee zuerst von einem archäologisch interessierten Lillehammer Arzte aufgegriffen wurde, ließ sich insofern ohne allzu große Schwierigkeiten durchführen, als die Mehrzahl der für den vorliegenden Zweck in Frage kommenden altertümlichen Bauwerke, Kapellen, Bauernhäuser u. s. w. nach bekannter norwegischer Manier im Blockstil aus Holz aufgeführt waren und somit ohne weiteres im zerlegten Zustande aus den entlegensten Teilen des Landes nach ihrem neuen Bestimmungsorte übergeführt werden konnten. Auf diese Weise hat es sich ermöglichen lassen, daß die ganze Sammlung aus durchweg echten Zeugen einer geschichtlichen Vergangenheit, unter strenger Fernhaltung aller künstlichen Rekonstruktionsversuche, zusammengestellt werden konnte. Manche der geborgenen Bauwerke sind mit allerlei historischen oder sagenhaften Ueberlieferungen verknüpft, die ihnen auch über den spezifisch archäologischen Gesichtskreis hinaus das rege Interesse des Historikers und Demographen sichern.

Den größten und einstweilen zugleich vollständigsten Teil der M a j h a u g e n - S a m m l u n g e n bilden die architektonischen Reliquien aus den inneren Landesteilen, vor allem dem traditionenreichen Gaus- und Gudbrands-Tal, deren charakteristische Eigenart in Björnsons klassischen Bauernromanen ein bleibendes literarisches Denkmal erhalten hat. Mit welcher Umsicht und wissenschaftlichen Fürsorge aus diesen Distrikten alles irgendwie Merkenswerte zusammengestellt worden ist, erhellt am besten aus der Tatsache, daß die einschlägige Abteilung sämtliche Bautypen vom 10. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters umfaßt, eine Entwicklungsreihe, in welcher die primitivsten Ansätze altnordischer Baukunst bis zum Einzuge der südländischen, insonderheit hanseatischen Geschmackseinflüsse einbegriffen erscheinen. Als pièce de résistance kann füglich ein aus dem südlichen Gudbrands-Tal stammendes Bauwerk gelten, welches nachweisbar aus dem 10. Jahrhundert nach Chr. herrührt und den zu jener Zeit allgemein gebräuchlichen Typus des norwegischen Wohnhauses, wie es aus alten Bildern und Beschreibungen bekannt ist, repräsentiert. Das Gebäude führt den Namen aare-stue (aare = altnordisch Feuer, Heerd) und ist in der Form eines plattgedrückten Würfels gebaut. An der einen Seite des einstöckigen Hauses zieht sich ein loggienartiger Vorbau hin, der zu feierlichen Zusammenkünften benutzt wurde. Das Innere hat in der Mitte eine aus kunstvoll zusammengefügten Steinen gebildete Feuerstätte nebst offenem Rauchfang aufzuweisen, dessen unterer Teil zu Zeiten mit einer flachgespannten, durchscheinenden Tierhaut (ein primitiver Vorläufer des modernen „sky-light") verschlossen werden konnte. Fenster hatte die aare-stue natürlich keine, dagegen finden sich an den Wänden in Augenhöhe eine Anzahl quadratförmiger Oeffnungen, welche durch mächtige geschnitzte Holzpflöcke gegen Witterungsunbill geschlossen werden konnten, außerdem nahe dem Estrich mehrere lange und schmale Luken, welche nach alter Ueberlieferung (vgl. Edda) dem Zwecke dienten, feindliche Ueberfälle durch Speerstöße gegen die Füße der Gegner abzuwehren. An die bei den alten Germanen allgemein verbreitete Heilighaltung des Herdfeuers erinnert der Brauch, durch symbolische Berührung der Feuerstätte beim Besuch einer aare-stue mit deren Bewohnern in Beziehung zu treten. Berührte beispielsweise ein fremder Gast die am Rauchfang („ljoren") befestigte Hebestange, so war dies ein Zeichen, daß er mit Freiersabsichten gekommen war und von den Bewohnern hing es nunmehr ab, den Gast zu weiteren Erklärungen zu ermutigen oder durch kühles Ignorieren der symbolischen Anfrage weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen. Die Sage vermeldet übrigens mit einem Anflug von Humor, daß in Häusern, wo ein unwillkommener Freier erwartet wurde, die ominöse „Ljoren"-Stange von den Töchtern des Hauses im voweg versteckt zu werden pflegte, damit der Fremde gar nicht erst in die Lage kommen konnte, seine Wünsche zum Ausdruck zu bringen.

Einen nur um weniges jüngeren Typus repräsentiert die sogenannte ramloft- oder pejsen-stue, von welcher auf „Majhaugen" mehrere vorzüglich erhaltene Exemplare Unterkunft gefunden haben. Die pejsen-stue (pejsen = eine Art altertümlicher Kamine) läßt die ersten Ansätze der spezifisch nordischen Bauart, wie sie in ihren Grundzügen bis weit in das Mittelalter sich erhielt, erkennen. Das Gebäude besteht aus einem langgestreckten Erdgeschoß, dessen eine Giebelseite von einem auf kapitälenartig geschnitztem Balken ruhenden Oberbau (= loft) gekrönt wird. Der Oberbau diente als Schlafgemach der weiblichen Hausbewohner, während in der eigentlichen „Stue" ein mächtiger Kamin nebst Alkoven und pittoresken Wandteppichen in einfacher, aber charakteristisch stilisierter Durchführung von dem allmählich verfeinerten Bequemlichkeitsbedürfnis der Bewohner Zeugnis ablegte. In einer dieser pejsen-stuen, dem sogenannten Hjälter-Hause, befindet sich ein mächtiger Tisch nebst altertümlichem Trinkhorn, beides von dem alten Häuptlingssitze Seielstad in Gudbrandsdalen herrührend. Nach schriftlichen Ueberlieferungen wurde in dem fraglichen Raum und an demselben Tische im Jahre 1612 von den Seielstader Bauern der historische Ueberfall des Schottenheeres unter Oberst Sinclair beraten und beschlossen, ein Vorgang, der in manchem an die Taten des Rütlibundes erinnert.

Gleichfalls in den Ausgang des Mittelalters versetzt uns ein unscheinbares Blockhaus mit Oberbau und bleiumrandeten Butzenscheiben, welches seinerzeit als erstes Pfarrhaus nach Einführung der Reformation auf Staatskosten erbaut wurde. Prächtige Schnitzereien, Bilderteppiche mit biblischen Motiven sowie eine ansehnliche Sammlung von — Kinderwiegen (letztere mit dem eingeschnitzten chronologischen Datum ihrer erstmaligen Ingebrauchnahme) legen Zeugnis davon ab, daß es dem ersten Inhaber der lutherischen Pfarre weder an künstlerischem Geschmack noch offenem Blick für seine neuen sozialen Mitbürgerpflichten gebrach.

Dichterisch geweihten Grund betritt man schließlich beim Besuch der sogenannten Per Gynt-Stue. Mancher, der Ibsens großartiges Drama gleichen Namens ohne näheren Kommentar gelesen, dürfte kaum auf den Gedanken gekommen sein, daß sich hinter der Hauptfigur der Dichtung der Träger eines uralten Nordenfjelder Geschlechts verbirgt, dessen abenteuerliches Tun und Lassen dem Dichter willkommenen Stoff zu poetischer Ausbeute darbieten mußte. Haus und Einrichtung der Per Gynt-Stue rühren von dem Landsitze Hoge in Nordre Fran her, der sich bis auf den heutigen Tag in den Händen der Gyntschen Familie befindet. Lediglich mit Rücksicht auf den nationalen Charakter des Majhaugen-Institutes hat sich diese zu dem Opfer bewegen lassen, das sorgsam gehütete Kleinod nach der neuen Unterkunftsstätte überführen zu lassen. Die Per Gynt-Stue besteht aus einem zwei-

stöckigen Bau, dessen Erdgeschoß von dem sogenannten Stabur eingenommen wird, während die Oberwohnung von Per Gynt persönlich benutzt wurde. Hier findet sich noch die aus einem rohen Holzstamm geschnitzte Lagerstatt, auf welcher der Einsiedler und spätere Volksheld von seinen Jagd- und Irrfahrten auszuruhen pflegte, ebenso eine erlesene Sammlung Jagdwaffen, mit denen Per seine wagemutigen Kämpfe mit Bär, Wolf und Elch zu siegreichem Ende zu führen pflegte: primitive Werkzeuge, bei deren Anblick der moderne Jünger Dianens sich kaum eines leisen Grausens erwehren kann, wenn er sich im Geiste vorstellt, welch immense Geschicklichkeit, Kraft und Ruhe dazu gehört haben müssen, um mit Hilfe dieser größtenteils selbstgefertigten Waffen einen jener mächtigen Urwaldsrecken zur Strecke zu bringen, wie sie zu Per Gynts Zeiten in den Weiten der nordischen Fjelden noch in ungezählter Menge anzutreffen waren.

Bücher und Zeitschriften.

Vom Fürsten Bismarck und seinem Haus. Von Eugen Wolf. Tagebuchblätter, mit drei Porträten und einem Brief in Faksimile. Berlin, Egon Fleischel u. Co. 1904.

„Am siebenten Todestage des Fürsten" (30. Juli) gibt der seit drei Jahrzehnten rastlos tätige, bekannte Weltreisende Eugen Wolf, ein enthusiastischer Verehrer des großen Kanzlers, in diesem interessanten Büchlein seine Tagebuch-Aufzeichnungen über seinen Verkehr in Friedrichsruh in der fürstlichen Familie, der seit 1885 datierte und besonders durch seinen Freund Wißmann und Bismarcks Interesse für die Kolonialfragen lebhafte Förderung erhielt. In den anschaulichen Detailnotizen tritt das Bild Bismarcks nicht bloß, sondern auch das seiner Gemahlin, die mit Wolf korrespondierte, in liebenswürdigster Frische hervor; wir erstaunen über die ausgesuchte Aufmerksamkeit der fürstlichen Familie für ihre Gäste und erfreuen uns immer wieder an der schon oft geschilderten Heiterkeit und Ungezwungenheit der Friedrichsruher Tafelrunde, die ihresgleichen sucht. Das hübsch gedruckte und sauber ausgestattete Buch bringt einige bemerkenswerte Aeußerungen Bismarcks in authentischer Form, dürfte aber namentlich für die Kenntnis des Familienlebens des Fürsten eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen und als neues Zeugnis gelten für die unerschöpfliche Vielseitigkeit, den unermüdlichen Arbeitsfleiß und die bis ins kleinste gehende Umsicht, sowie zugleich den wunderbaren Tiefblick des gewaltigen Mannes, dem nichts Menschliches fremd war.

A. B.

Deutsche Volksforschung. Einem Rundschreiben des Herausgebers der Zeitschrift Deutsche Erde, Professor Paul Langhans in Gotha, entnehmen wir nachstehende Ausführungen, die ganz in Lamprechts Sinne uns ein gewisses Mißverhältnis zwischen der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins und Machtbereichs und seiner wissenschaftlichen Erforschung treffend zu kennzeichnen scheinen:

„Bereits in den Jahren der Einigungssehnsucht des deutschen Volkes, von 1847—1849, hat der praktische Arzt Dr. Wilhelm Stricker in Frankfurt a. M. den Versuch gemacht, in einer Zeitschrift Nachrichten über die Deutschen des Auslandes und die Wechselbeziehungen zwischen deutscher und fremder Kultur zu sammeln. Drei Bände sind unter dem Titel „Germania, Archiv zur Kenntnis des deutschen Elements in allen Ländern der Erde" erschienen. Die Ungunst der Zeiten bereitete diesem ersten Versuch ein schnelles Ende; ihre weitere Entwicklung munterte nicht zu einer Wiederholung auf. — Wohl brachten die folgenden Jahrzehnte allmähliche Erstarkung und Vertiefung des Volksbewußtseins, die Vorbedingung für das Entstehen des heutigen deutschen Staatswesens, des Deutschen Reiches. Wohl drängte das nationale und wirtschaftliche Kraftgefühl des deutschen Reichsvolks zur Erwerbung staatseigenen Pflanzbodens über See und zur Erhaltung deutscher Volkssplitter im Fremdlande. Aber eine Befruchtung der wissenschaftlichen Erforschung deutschen Wanderns und Wirkens durch den nationalen Gedanken ist nur in vereinzelten Fällen erfolgt. Die Geschichte der größten kolonialen Taten des deutschen Volkes, der Besiedelung der Ostmarken und des nördlichen Amerika, liegt noch wie vor im Dunkeln; nur wenige Einzelforschungen erhellen den einen oder anderen örtlich beschränkten Vorgang. Trotzdem wir Deutsche das wanderfreudigste Kulturvolk der Erde bilden, fehlt bis heute eine „Geschichte der deutschen Auswanderung". Seit dem Erscheinen von Altmeister Böckhs Werk „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" 1869 ist nie wieder ein wissenschaftlich begründeter, zusammenhängender Versuch gemacht worden, die Zahl der Deutschen im Muttererdteil festzustellen, geschweige denn auf der ganzen Erde."

Wenn daher ein gutes halbes Jahrhundert nach Strickers „Germania" die „Deutsche Erde" seit drei Jahren bestrebt ist, einen neuen Mittelpunkt deutscher Volksforschung zu bilden, in Wort und Karte der Sammlung und Förderung unserer Kenntnis von deutschem Volkstum zu dienen, so glaubt sie damit auf die Anteilnahme aller Gebildeten des deutschen Volkes rechnen zu dürfen.

Allgemeine Rundschau.

35. Deutscher Anthropologen-Kongreß.

I.

γσ. **Greifswald**, 5. Aug. Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft hat heuer, nachdem sie mehrere Jahre hindurch den Südwesten und Westen Deutschlands auf ihren Wanderversammlungen besuchte, den Norden unseres Vaterlandes zum Boden ihrer Tagung gewählt; denn sie beabsichtigt im Anschluß an die wissenschaftlichen Diskussionen sich zu einer Exkursion in das skandinavische Gebiet aufzumachen und Stockholm, sowie das alte hansische Wisby auf Gothland zu besuchen. Unter dem Vorsitze des Wiener Ethnologen Frhrn. v. Andrian-Werburg trat sie gestern zu ihrer 35. Versammlung zusammen. Die Aula der Greifswalder Hochschule, der ältesten im Gebiete des preußischen Staates, einer Gründung des Greifswalder Bürgermeisters Dr. Heinrich Rubekow aus dem Jahre 1456, hatte festlichen Schmuck angelegt und die Universität hatte ihr kostbarstes Besitztum, den Croy-Teppich, einen figurenreichen, berühmten Gobelin aus deutscher Kunstwerkstatt der Mitte des 16. Jahrhunderts, ausgestellt. Der Vorsitzende gedachte in seiner Eröffnungsrede Rudolf Virchows, der ein Sohn Pommerns gewesen ist und die wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Heimatprovinz stets mit besonderer Vorliebe gefördert hat. Es folgte die Begrüßung des Kongresses seitens des Ober-Präsidenten der Provinz Pommern Frhrn. v. Maltzahn-Gültz im Namen der Staatsregierung, der den deutschen Charakter des Landes an der Ostsee hervorhob. Geh. Regierungsrat Dr. Gesterding begrüßte die Versammlung seitens der Stadt Greifswald. Prof. Schütt, der zeitige Rektor, namens der Universität, Prof. Dr. Cohen namens des Ortsausschusses, Geh. Rat Dr. Schulz im Namen der wissenschaftlichen Vereine Greifswalds. Der schwedische Reichsantiquar Direktor Hildebrand (Stockholm) brachte ihr Grüße von Skandinavien. Prof. J. Ranke (München) konnte nunmehr den wissenschaftlichen Jahresbericht erstatten, in dem er die wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Anthropologie, die im Laufe des letzten Jahres veröffentlicht wurden, eingehend besprach. Aus den folgenden Berichten über die in Worms im letzten Jahre erwählten Kommissionen für somatische Anthropologie, für prähistorische Typenkarten, für Denkmalschutz und für Gehirnuntersuchungen heben wir folgendes heraus:

Prof. Dr. G. Schwalbe (Straßburg i. E.) referierte über die Arbeiten der somatisch-anthropologischen Kommission. Diese Kommission, bestehend aus den Herren Waldeyer (Berlin), v. Luschan (Berlin), Thilenius (Breslau), Fischer (Marburg), Martin (Zürich) und dem Referenten selbst als Vorsitzenden, will eine Statistik aufstellen über die

körperlichen Eigenschaften der Bevölkerung Deutschlands. Diese Untersuchungen können an Wehrpflichtigen am besten durchgeführt werden, und die maßgebenden Behörden, in erster Linie der Reichskanzler, haben sich dem Unternehmen gegenüber wohlwollend gezeigt. Die Kosten solcher Untersuchung sind auf 500,000 Mark veranschlagt, doch ist diese finanzielle Grundlage noch nicht gesichert. In Ungarn, Oesterreich, Holland, England und Dänemark werden gleichfalls ähnliche anthropologische Untersuchungen der Bevölkerung durchgeführt. Prof. Lissauer (Berlin) hat ein großes Material in seine „Typenkarten" hineingearbeitet, die das Verbreitungsgebiet der Aexte und der Gewandnadeln (Fibeln) in der Bronzezeit Deutschlands und seiner Nachbarländer darstellen sollen und über deren Fortgang er berichtete. Dr. Seger (Breslau) berichtete über die Kommission für Denkmalschutz. Sie empfiehlt einen gesetzlichen Schutz für die Denkmäler, wie er schon in anderen Kulturstaaten besteht, auch für Deutschland zu erstreben. Geh. Rat Waldeyer, der über die Beschlüsse der Kommission für Gehirnuntersuchungen referierte, forderte eine möglichst einfache Grundlage für diese Untersuchungen. Die wichtigste Untersuchung sei die der Zentralfurche. Der Kirchen- und Kunsthistoriker Konsistorialrat Dr. Schultze (Greifswald) erläuterte darauf die Darstellung auf dem Croy-Teppich. Es ist ein Gobelin, der im Jahre 1554 hergestellt wurde. Auf ihm sind die kursächsischen und die pommerschen Fürsten dargestellt, die während des Reformationszeitalters lebten, vereinigt unter der Predigt Luthers. Ihre Wappen schmücken den Teppich, der einst in einem herzoglichen Schlosse zu Wolgast als Wandschmuck gedient hat. Das Schloß, ehemals ein schöner Renaissancebau, existiert heute nicht mehr, und der Gobelin selbst ist ein Geschenk der Herzogin Anna von Croy, der letzten Prinzessin aus dem pommerschen Herzogsgeschlechte, an die Greifswalder Hochschule, die den neuerdings restaurierten Teppich nur alle 10 Jahre ausstellt. Die Technik ist die der Gebildweberei aus wollenen, seidenen, Silber- und Goldfäden hergestellt nach Kartons aus der Werkstatt von Lucas Cranach, soweit es die Porträte aus dem kursächsischen Hause betrifft. Das Ganze wirkt besonders dekorativ in bester Weise.

Die wissenschaftlichen Vorträge und Diskussionen wurden eingeleitet durch einen Vortrag des holländischen Ethnologen Prof. Nieuwenhuis (Leiden) über Kunst und Kunstsinn bei den Bahau Dajak auf Borneo. Diese Dajakstämme zeichnen sich durch eine feine künstlerische Technik aus, von der der Referent eine große Zahl von Zeugnissen vorlegen konnte. Sie betreiben zunächst Verzierungskunst und wählen Motive, die auf sie selbst sei es in religiöser Beziehung oder sonst einen bedeutenden Eindruck machen. Mensch, Hund, Tiger, Rhinozerosvogel, Eule u. s. f. stellen sie dar. Sie suchen die bösen Geister durch gewisse Darstellungen an ihren Häusern zu vertreiben. Perlenarbeiten, Schnitzereien aus Horn, Bambus, Holz verfertigen zumeist die jüngeren Leute für ihre Geliebten; denn die Kunstfertigkeit steht bei diesen Eingeborenen Borneos in engster Verbindung mit ihrem Gemütsleben. Die Männer entwerfen meist die Muster, die Frauen zeichnen sich durch Farbensinn aus. Da sie ein kleines, armes Volk sind, haben sie keine große Anzahl von künstlerischen Motiven und deshalb scheinen auch die schlechten Produkte europäischer Industrie so schnell Eingang bei ihnen gefunden zu haben.

Daran schlossen sich die Darlegungen, die Museumsdirektor Prof. Schmeltz (Leiden) über die holländischen Kolonien in Süd-Neuguinea machte. Er entwarf ein Bild von den anthropologischen und ethnologischen Beziehungen und legte eine Anzahl von Abbildungen vor, die seinen Mitteilungen zur Illustration dienten. Geh. Rat Friedel (Berlin) legte seine in der Mark gefundenen Kieselstücke vor, die als von Menschen bearbeitet angesehen worden sind und zur Eolithenfrage einen neuen Beitrag zu liefern scheinen. Er hatte diese mit Schlagmarken versehenen Stücke noch durch neuerdings gemachte Funde auf Rügen vermehrt, die wohl gleichfalls als Zeugnisse für den tertiären Menschen angesprochen werden dürfen. Prof. Kossinna (Berlin) legte in der Diskussion, die zur Friedelschen Demonstration stattfand, eine ihm von Rutot (Brüssel) überlassene Sammlung von Eolithen vor, welche von Rutot schon ethnologisch bestimmt worden ist. Auch Geh. Rat Zenker (Stettin) stellt die Vorlage von eolithischen Stücken aus Stettins Umgegend in Aussicht. Die Erörterungen, die Prof. Deecke (Greifswald) über Steinwerkzeuge machte, wirkten klärend auf die Frage der Eolithen. Der Referent hob hervor, daß auf Rügen oftmals schwarze Kieselstücke gefunden werden, die beim Bruch gleichfalls schwarze Bruchflächen aufweisen. Den Grund für diese Erscheinung sieht er darin, daß diese Stücke Kohle enthalten. Außerdem findet man gebleichte Feuersteine und man nahm bisher an, diese Bleichung sei durch Feuer erzeugt; dies ist jedoch nicht der Fall, denn bei der Erhitzung zerspringen diese Stücke unter großem Knall. Der Referent legte solche Stücke in Kalilauge, erhitzte sie und hatte nach etwa 24 Stunden dieser Erhitzung eine hellere Farbe auf diesen Stücken erzeugt. Die blaue Farbe der Feuersteine muß deshalb als Anätzungserscheinung angesehen werden, die durch das Ammoniak des Bodens erzeugt ist. Die Patinierung auf dem Feuerstein ist die beste Probe dafür, ob die Stücke als echt anzusehen sind. Die braune und gelbbraune Patina hat ihren Grund in dem Eisensalz, das aus dem Boden in die Kiesel hineingedrungen ist. Diese Erwägung muß naturgemäß bei der Eolithenfrage in jedem Falle gemacht werden.

*

Der älteste griechische Brief.

U. Briefe, die persönlichsten aller Dokumente, haben immer den Reiz einer unmittelbaren Situation. Wenn sie aus Zeiten stammen, die uns als kulturschaffende wertvoll sind, so interessieren sie, auch wenn sie an sich völlig unbedeutend sind. Der älteste griechische Brief, der im Original erhalten ist, ist in Attila gefunden, sodann aus dem Besitze von Richard Wünsch in das Berliner Museum gelangt und jetzt von A. Wilhelm, Sekretär des österreichischen Archäologischen Instituts in Athen, mit vielem Scharfsinn zum erstenmal vollständig entziffert worden. (Vgl. Jahreshefte des Oesterreichischen Archäologischen Instituts 1904, S. 94 ff.) Es ist ein dünnes Bleitäfelchen, das zusammengefaltet und ehemals jedenfalls mit einer versiegelten Schnur umwickelt war. Außen steht die Adresse: „Zu bringen auf den Topfmarkt; abzugeben aber dem Nausias oder dem Thrasykles oder dem Sohne." Innen stehen acht Zeilen Text: „Mnesiergos entbietet denen zu Hause Gruß und Gesundheit (*χαίρειν καὶ ὑγιαίνειν*) und meldet, daß es ihm selbst wohl ergeht; eine Decke, wenn ihr eine senden wolltet, oder Schaffelle oder Ziegenfelle, aber möglichst gewöhnliche und nicht mit Pelzwerk besetzt, und dicke Sohlen. Sobald Gelegenheit ist, werde ich (sie) zurückgeben." Die Situation ist unschwer zu erraten. Mnesiergos ist auf dem Lande und friert, vielleicht weil ihn ein vorzeitiger Wintersturm oder verspätete Frühlingskälte überrascht hat. Wie man in Griechenland frieren kann, hat schon Hesiod in den „Werken und Tagen" V, 504 f. beweglich geschildert und mancher reisende Archäologe ihm nachempfunden. Der Notschrei des Mnesiergos ist nach den Buchstabenformen in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. geschrieben worden. Er ist das älteste Beispiel in der langen Reihe griechischer Briefe, die auf Papyrus oder Ton erhalten sind, und bei denen die typische Eingangsformel, nur in der Regel kürzer, wiederkehrt, mit dem wundervollen *χαίρειν*, das Gruß und Wunsch zugleich enthält, und mit der angefügten Meldung vom eigenen Wohlergehen. Die Römer haben die Briefform vollkommen übernommen, und noch heute beginnt das griechische Volk seine Briefe mit Wünschen für die Gesundheit des anderen und Bericht über die eigene.

*

Kleinere Mitteilungen.

bra. **Zur neuesten Andrée-Kunde.** Aus Stockholm wird uns geschrieben: Die Nachricht von der Auffindung einer neuen Andrée-Botschaft, welche laut Angabe norwegischer Eismeerfahrer in einer vom Jahre 1898 datierten und in der Höhe des Mossen-Eiland aufgefischten Flaschenpost bestehen

soll, begegnet in arktischen und geographischen Kreisen einstweilen noch lebhaften Zweifeln. Andrées Aufstieg von der Adventbay erfolgte bekanntlich in der ersten Julihälfte des Jahres 1897. Die Authentizität des neuen Fundes vorausgesetzt, würde diese also nichts Geringeres besagen, als daß die schwedischen Polarfahrer ein volles Jahr nach der Abreise noch am Leben waren und erst später, infolge Entbehrungen und Klima-Unbill, einen qualvollen Tod gefunden hatten. Diese Mutmaßung klingt so unglaublich und steht mit allen bisherigen Annahmen betreffs des „Oernen"-Schicksals dermaßen in Widerspruch, daß man schwerlich umhin kann, bis zum Eintreffen endgültiger Aufschlüsse den skeptischen Standpunkt der schwedischen Fachgelehrten als begründet zu erachten. Eine naheliegende, bis auf weiteres allerdings rein hypothetische Erklärung würde vielleicht in der Voraussetzung zu suchen sein, daß es sich um eine Verwechslung mit der Nathorstschen Polarexpedition handelt, welche in den Jahren 1898—99 die in Frage stehenden Teile des Arktischen Meeres besuchte und bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Flaschenposten auswarf, um über die Bewegung des Arktischen Golfstromes eingehende Anhaltspunkte zu gewinnen. Diese schwimmenden Posten waren mit einem gedruckten Vermerk versehen, in welchem die betreffenden Finder um Weitersendung der Post an den in Gotenburg ansässigen Bruder Andrées gebeten wurden. Es wäre hiernach also sehr wohl denkbar, daß eine oberflächliche Einsichtnahme der in der Flaschenpost deponierten Mitteilungen bei unkundigen Personen die Vermutung wachrufen konnte, man habe es mit einer direkten Nachricht von Andrées eigener Hand zu tun.

* Ein apologetischer Instruktionskursus, vom Zentralausschuß für die Innere Mission der deutschen evangelischen Kirche veranstaltet, findet in den Tagen vom 4. bis 14. Oktober d. J. in der Universität zu Berlin statt. Für die in Aussicht genommenen Themata sind Referenten gewonnen worden, durch deren bisherige Leistungen eine streng wissenschaftliche Behandlung verbürgt erscheint. Den Teilnehmern des Kursus wird in den Vorlesungen apologetisches Material zugänglich gemacht werden, das sie befähigt, ihrerseits in volkstümlicher Weise vor einem größeren Publikum apologetische Vorträge zu halten. Auch wird zugleich Anweisung zur praktischen Darbietung und Popularisierung sowie Gelegenheit zu gemeinsamem Gedankenaustausch über das Gehörte gegeben werden. Die Anmeldungen zum Kursus werden bis zum 15. September d. J. an den Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin W. 35, Genthinerstr. 38, erbeten. Das genaue Programm nebst Stundenplan wird den Angemeldeten in der letzten Septemberwoche zugehen.

✠

Hochschulnachrichten.

* Tübingen. Am Freitag ist der hervorragende, seit ungefähr einem Jahr im Ruhestand lebende Vertreter der Philosophie an der hiesigen Universität, Geh. Rat Professor Dr. Christoph v. Sigwart, im Alter von 74 Jahren gestorben. Mit ihm verliert nicht nur die württembergische Landesuniversität, an der der Verstorbene 40 Jahre lang als an der einzigen Lehrstätte während seiner akademischen Tätigkeit gewirkt hat, sondern auch die ganze deutsche Philosophenwelt einen Gelehrten von weitreichendem und wohlverdientem Ansehen. Sigwart hat verschiedene philosophische Gebiete — Methodologie, Ethik, Geschichte der Philosophie und Metaphysik — als Lehrer wie als Schriftsteller bearbeitet, seine verdienstreichste Tätigkeit indessen als Logiker entfaltet. Seine zweibändige, bis jetzt in zwei Auflagen erschienene „Logik" bedeutet einen der wertvollsten bisher geleisteten Versuche, die Urteils- und Schlußlehre samt ihren Grundlagen aus den überlieferten Banden künstlicher Konstruktion, wie sie z. B. auch noch bei Kant deutlich zu bemerken ist, zu lösen und eine natürliche, d. h. psychologische Begründung und Gruppierung der logischen Erscheinungen an deren Stelle zu setzen. Mit diesem Werke hat sich Sigwart einen bleibenden Platz in der Geschichte der Philosophie gesichert. Ueber den Lebensgang des Verstorbenen werden wir morgen ausführlicher berichten.

* Straßburg. Hier hat sich Dr. Kinner aus Sulz i. W. für elsässische Geschichte habilitiert.

hc. Bonn. Der an Stelle von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Pelman zum ordentlichen Professor der Psychiatrie berufene bisherige außerordentliche Professor in Greifswald Dr. Alexander Westphal ist vom Provinzialausschuß zum Leiter der Provinzial-Irren-Heil- und Pflegeanstalt in Bonn gewählt worden. Auch diese Stelle bekleidete bisher Prof. Pelman.

* Gießen. Der Professor der Mineralogie und Geologie an der Technischen Hochschule in Hannover Dr. Fr. Rinne, dessen Berufung als Ordinarius des gleichen Faches an die hiesige Universität wir unlängst meldeten, hat sich, wie wir hören, entschlossen, an der Technischen Hochschule in Hannover zu bleiben.

* Köln. Neben dem seit einem halben Jahre an der hiesigen Handelshochschule bestehenden englischen Seminar ist für das am 15. Oktober beginnende Wintersemester ein französisches Seminar unter Leitung von Professor Dr. Lorck eingerichtet worden. Der Lehrplan der Hochschule umfaßt damit 116 Vorlesungen und Kurse.

* Leipzig. Der Physiolog Professor Dr. Ewald Hering ist anläßlich seines 70. Geburtstages von der Prager deutschen Universität zum Ehrendoktor ernannt worden (vgl. Beilage Nr. 155). Die dem Gelehrten von seiten der hiesigen medizinischen Fakultät gewidmete Adresse hat seinen Kollegen in Prag und Leipzig, Prof. Dr. Rabl, zum Verfasser.

* Berlin. Anläßlich des goldenen Doktorjubiläums (5. August) des Astronomen Geh. Rats Dr. Wilh. Förster hat die philosophische Fakultät zu Bonn dem Jubilar das vor 50 Jahren ausgeführte Doktordiplom in ehrenvollster Weise erneuert. Die Berliner Universität, welcher er seit 47 Jahren angehört, ließ durch den Rektor Prof. v. Richthofen und die vier Dekane ihre Glückwünsche aussprechen; auch von sonstigen Verehrern, Schülern und Freunden gingen dem Jubilar zahlreiche Grüße zu.

* Wien. Der Professor der Botanik Hofrat Dr. Wiesner hat dieser Tage eine wissenschaftliche Studienreise nach Amerika angetreten, die ihn von New-York in das Yellowstonegebiet und von dort nach St. Louis führt. Die Reise gilt vor allem Studien über die Beziehungen des Lichtes zur Pflanze. — Von der hiesigen Universität werden heuer zum erstenmale Ferienkurse für Lehrer in Villach veranstaltet, die am heutigen Tage beginnen.

hc. Von technischen Hochschulen. Dem Dozenten für Pharmakologie an der Braunschweiger Technischen Hochschule Apotheker Dr. Otto Linde ist der Titel eines außerordentlichen Professors verliehen worden.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hans Stoll, leitender Arzt der Herzheilstätte Alicenhof und Bade-Arzt in Bad Nauheim: Alkohol und Kaffee in ihrer Wirkung auf Herzleiden und nervöse Störungen. M. e. Vorw. v. Prof. Dr. Martin Mendelsohn. Karlshorst b. Berlin. Hans Friedrich. 63 S. — Dr. Carl Schmidt, Prof. a. d. Univ. Basel: Geologische Reiseskizzen und Universalhypothesen. Akad. Vortrag. Mit 2 Abb. Basel 1904. Benno Schwabe. 47 S. — Meta Reinberger: Zerstörtes Leben. Erzählung. Dresden und Leipzig 1904. E. Pierson. 124 S. — Karl A. Boethke: Steinort. Ein Lied aus Preussens Vorzeit. Ebenda 1904. 268 S. — Otto Münch: Heiteres und Boshaftes. Humoristisch-satirische Gedichte. Ebenda 1904. 26 S. — Wolfgang Buchwald: Gedichte. Ebenda 1904. 128 S. — Geröll. Ungeordnetes von Lia. Ebenda 1904. 112 S.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 9. August. Nummer 181.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber den Einfluß der Maschine auf die Kunst.

Von Dr. G. Münzel.

Es ist eine für die Gestaltung aller menschlichen Dinge fundamentale Erscheinung, daß die verschiedenen geistigen Energien des Menschen wie Intellekt, Wille, Gefühl, religiöser Glaube, die sich in der Psyche des Menschen zusammen finden, das Bestreben zeigen, keinen Gleichgewichtszustand unter sich aufkommen zu lassen, sondern daß jede von ihnen versucht, zwischen sich und den anderen ein Verhältnis von Herrschaft und Botmäßigkeit aufzurichten. Je nach der Suprematie der einen Potenz über die andere entscheidet sich die charakteristische Ausprägung der Individuen, und ebenso die der höheren Einheiten, der Völker. Von allergrößter Bedeutung für die Geschichte der Menschheit wird dieser Kampf der Energien dadurch, daß eine von ihnen, die Grenzen der Völker durchbrechend, ihre Herrschaft über einen ganzen Völkerkreis verbreitet und sich da so fest verankert, daß es ihr gelingt, eine ganze Reihe von Generationen in ihren Dienst zu zwingen. In einer Succession von Geschlechtern hat das herrschende Prinzip den Spielraum, sowohl die ganze in ihm lebende Macht zu entfalten wie auch die anderen Energien so seinen Absichten untertänig zu machen, daß sie willig oder widerwillig durch ihre Dienste seinen Glanz und seine Ziele fördern helfen müssen — bis deren Rebellion die unbeschränkte Herrschaft des einen Prinzips ins Wanken bringt und sie endlich stürzt —, worauf eine der anderen Potenzen den frei gewordenen Platz einzunehmen sich anschickt. Es ist ein Hauptreiz der Geschichte, diesen Kampf der Kräfte zu verfolgen — den harten und mühsamen Aufstieg eines Prinzips, den Sieg und Rausch seiner unbestrittenen Geltung, die Vorboten des kommenden Abfalles und die ungeheure Gewalt des Zusammenbruches. So folgt in diesem Spiel eine Epoche der anderen, doch es scheint, als ob immer gewisse Elemente sich aus einem Zeitalter in das andere hinüber retteten, die sich so zu einem dauernden Bestandteil verschiedener Perioden herauskristallisierten, so daß sie auf die Gestaltung der späteren Epochen mitbestimmend einwirken.

Die herrschende geistige Macht der Gegenwart ist unbedingt der Intellekt. Er hat den Grund gelegt zu seiner dominierenden Stellung im 17. Jahrhundert in der Zeit der großen umwälzenden Forschungen, die dem naturwissenschaftlichen Denken gelungen waren. Von da an hat die Herrschaft des Intellekts, und zwar gerade diese spezifische, auf naturwissenschaftlicher Methode beruhende Art, die in der Aufdeckung mathematisch gesetzmäßiger Beziehungen besteht, Schritt für Schritt an Boden gewonnen. Auch in die übrigen, nicht naturwissenschaftlichen Bezirke der Erkenntnis, die in ihrem Einfluß sehr gegen die Naturforschung zurücktraten, suchte das naturwissenschaftliche Denken einzudringen. Auf diese Weise sollten auch die historischen Bildungen verstanden werden. An Stelle der historischen Methode in der Geschichtswissenschaft wollte sich die naturwissenschaftliche als die wissenschaftlich allgemein verbindliche setzen. — Von der Wissenschaft, die durch ihre Ergebnisse zu einer überragenden Bedeutung gelangt war, pflanzte sich die intellektualistische Bewegung auf die anderen Gebiete des Lebens fort; sie wurden dazu getrieben, deren Grundgedanken als für ihre eigene Entwicklung maßgebend hinzunehmen. So übertrug sich dieser Geist aus dem Theoretischen in das Praktische. Die Struktur des Lebens erlitt einschneidende Aenderungen; seine ganze Führung fing an, in einem sehr viel höheren Maße als früher durch verstandesmäßige Ueberlegungen geleitet zu werden. Die Gütererzeugung wurde auf eine rationelle Basis gestellt und der Leitung der Technik, der praktischen Anwendung der gefundenen naturwissenschaftlichen Resultate, übergeben.

Am unzugänglichsten schien für diesen Intellektualismus die Kunst. Sie hat ihrem innersten Wesen nach nichts mit mathematisch gesetzmäßigen Beziehungen zu tun, sie ist das Werk ganz irrationaler schöpferischer Individualitäten, deren Kräfte im Kern ihres Wesens in geheimnisvollem Dunkel ruhen. Aber wie stark die Kraft des intellektualistischen Prinzips ist, beweisen verschiedene Ansätze, es in den redenden wie in den bildenden Künsten zur Anwendung zu bringen. Es sei hier nur an die moderne französische Malerschule, deren Glieder man mit dem Namen mathematische Maler bezeichnet hat, erinnert, die ihre Kunst in dem Studium von Licht- und Luftproblemen erschöpfen. Dann sei noch weiter auf verwandte Richtungen in der Dichtkunst und der Musik hingewiesen, die auf ihren Gebieten etwas Analoges erstreben.

Von diesem Einbruch intellektualistischer Denkweise in das ihr so fremde Gebiet der Kunst, dessen Tragweite noch nicht zu bestimmen ist, soll hier nicht die Rede sein. Auch nicht von der Bereicherung der technischen Mittel der Künste durch die Wissenschaft, die diesen durchaus nicht zum Vorteil zu gereichen braucht, ihnen vielmehr geradezu verhängnisvoll werden kann.[1] In diesem Zusammenhang handelt es sich darum, den Einfluß des methodisch rationellen Verfahrens, wie es in der maschinellen Technik vorhanden ist, auf die Güterproduktion festzustellen, insofern sie sich mit der Hervorbringung von Kunstwerken, unter denen namentlich kunstgewerbliche Gegenstände in Betracht kommen, beschäftigt. Hierdurch werden ihre Wirkungen, die sie auf die künstlerische Bildung des Volkes und somit auf die Entwicklung und Verbreitung der Kunst hat, in ihrer ganzen Schädlichkeit

[1] Vergl. darüber die treffenden Ausführungen bei Große, Kunstwissenschaftliche Studien, 1900 (S. 243 ff.).

offenbar. Zu diesem Zwecke müssen zunächst einige allgemeinere Ausführungen vorausgeschickt werden, die über die Gegensätzlichkeit künstlerischer und maschineller Tätigkeit aufklären sollen.

Vor allem gilt es den Unterschied des Wesens von Werkzeug im engeren Sinne und der Maschine festzustellen, soweit er hier, wo es sich um künstlerische Zwecke handelt, von Bedeutung ist. Der Unterschied liegt darin, daß das Werkzeug unter der unmittelbaren Herrschaft des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand steht, also ein ganz anderes Verhältnis zum Menschen hat wie die Maschine, die völlig selbständig funktioniert, und bei der Hand und Geist nicht tätig sind zur direkten Erzeugung der Form wie beim Werkzeug, sondern hier nur die Aufgabe haben, die Auslösung der dann durchaus unabhängigen Kraft der Maschine zu bewirken.

Der Unterschied von Maschine und Werkzeug könnte auch dahin festgesetzt werden, daß wir im Werkzeug dasjenige Mittel zur Erzeugung eines Werkes besitzen, welches dazu unbedingt erforderlich ist, so daß ohne dieses die Hervorbringung überhaupt nicht, oder zum mindesten dem künstlerischen Endzwecke nach nicht stattfinden könnte.

Die Maschine aber im Gegensatz dazu ist ein Mittel, welches nicht zur Herstellung nötig ist, vielmehr lediglich eine schnellere, glattere und vor allem billigere Ausführung ermöglichen soll — also auf einen ökonomischen Effekt abzielt.

Das Werkzeug arbeitet demnach auf ein künstlerisches Erzeugnis hin, die Maschine auf einen mechanisch-technischen Erfolg. Ersetzt die Maschine das Werkzeug, so tritt an die Stelle des künstlerischen das technische Produkt. Wie im Kunstwerk Geist und Persönlichkeit des Künstlers zum Ausdruck kommen, so ist auch die Maschine ein verkörperter Gedanke; der Geist ihres Erfinders steckt in ihr. Aber dieser in der Maschine inkorporierte Geist ist nicht künstlerischer, sondern technischer Natur.

Wird die Maschine allein verwendet, so hat das Erzeugnis einen von dem prima facie gleichen Werk, das seine Entstehung der Hand und dem Werkzeug verdankt, seinem ganzen Wesen nach verschiedenen, nämlich rein technischen Charakter.

Wer eine Maschine benutzt, benutzt fremden Geist und zwar ohne weiteres, ohne jede Umformung, ganz anders wie fremder Geist verwandt wird in der Geschichte der geistigen Arbeit, wo jedes Fortschreiten auf der Kontinuität, d. h. der Verarbeitung schon vorhandener Formen und Gedanken fußt; denn diese Verarbeitung behandelt das Vorgefundene als Material, sie besteht in seiner fortwährenden Umbildung, dem einzigen Weg, auf dem neue Werte gewonnen werden können.

Was hier von der Mitwirkung der Maschine bei der Herstellung eines Produktes gesagt wurde, durch die es seinen technischen Charakter erhält, gilt nur für die Verwendung der Maschine zur Endarbeit, d. h. eben der direkten technischen statt künstlerischen Hervorbringung der Form, nicht aber für die Hilfeleistung der Maschine bei der vorbereitenden Arbeit, deren Aufgabe es allein ist, dem Material eine für die künstlerische Behandlung passendere Gestalt zu geben. Hierbei tritt die maschinelle Arbeit der künstlerischen Tätigkeit nicht feindlich gegenüber, vielmehr hat sie lediglich den Zweck, das Objekt für die künstlerische Arbeit brauchbarer zu machen; sie hört auf, wann diese beginnt.

Es ist einleuchtend, daß die Maschine und ihr Werk ihrer ganzen eben beschriebenen Natur nach einen Gegensatz zu dem Kunstwerk bilden, und daß es demnach eine Verdrängung der Kunst bedeutet, wenn an die Stelle des Kunstwerkes das Maschinenwerk tritt.

Wie man auch ein Kunstwerk beurteilen möge, ob man nach den Grundsätzen formaler oder ideeller Aesthetik verfährt, also seinen Wert in der Durchbildung der Form oder in seinem Inhalt erblickt, immer wird man seine Bedeutung in dem persönlichen Anteil des Künstlers an seinem Werke finden. Die enge Verbindung zwischen Künstler und Kunstwerk ist es, die diesem unsere Teilnahme sichert. Damit ist keineswegs gesagt, daß wir bei der Betrachtung des Kunstwerkes noch die Persönlichkeit des Künstlers als solche ins Auge fassen, diese innige Verbindung zwischen schaffendem Künstler und seiner Schöpfung besteht gerade darin, daß er seine Persönlichkeit seinem Werke mitgeteilt hat. — Aus der Tatsache, daß der künstlerische Geist des Schöpfers in sein Werk investiert ist, ergeben sich verschiedene Folgerungen. Weil sich die Gelegenheit hier bietet, sei zunächst auf etwas hingewiesen, das zwar in keinem direkten Zusammenhang mit dieser Betrachtung steht, dessen Erwähnung aber heute sehr am Platze ist.

Aus der Projizierung des Künstlers in sein Werk, dem er damit einen ausgesprochenen Gehalt ideeller oder formaler Art eingegossen, es dadurch verselbständigt und ihm einen Eigenwert verliehen hat, ergibt sich die Forderung, daß es nicht zu einem bloßen Dekorationsstück herabgewürdigt werden darf. Auch dort, wo es sich um Werke der Raumkunst handelt, die von vornherein für einen bestimmten Raum geschaffen sind, erlischt diese Selbständigkeit nicht. Im Gegensatz zu dieser Auffassung ist gegenwärtig die Ansicht sehr verbreitet, der Hauptzweck eines Kunstwerkes liege in seiner dekorativen Wirkung. Man billigt ihm keinen selbständigen Wert zu, sondern verlangt von ihm, es solle sich als ein Glied in ein Raumganzes einordnen. Gegen diese Anschauung lehnt sich der Gehalt des Werkes auf, der nicht dazu da ist, um einen Raum mitschaffen zu helfen, vielmehr ist dieser bestimmt, ihm zu dienen. Zu diesem Zwecke ist es aber nicht nötig, daß dem Werke eine raffinierte und ausgeklügelte Umgebung ersonnen werde. Sie schadet mehr als sie nutzt, indem sie ablenkt. Das Kunstwerk braucht keinen Glanz durch die Ausstattung des Raumes zu empfangen, sondern sein eigener Gehalt verklärt diesen mit seinem Licht. Man trage nur für das Eine Sorge, daß dieses Licht auf würdige Gegenstände falle.

Viel wichtiger als dieses und für unsere Untersuchung von großer Bedeutung ist aber das Folgende: Es ist nicht sowohl die Verschiedenheit der äußeren Erscheinung, die den Unterschied zwischen Original und maschineller Reproduktion ausmacht, denn diese kann bei den heutigen Mitteln der Technik, wenigstens für manche Werke, bis auf ein Minimum reduziert werden (wie z. B. bei den Reproduktionen der Reichsdruckerei und von Fischer und Franke), als die Anwesenheit des künstlerischen Geistes und seiner Arbeit im Originale, die notwendig jeder Reproduktion fehlen muß. Alle Wertschätzung eines Originals gegenüber seinen Kopien findet in dieser Tatsache ihre Berechtigung und Begründung — eine Unterscheidung, die ohne diese keinen wahrhaft ästhetischen Wert mehr, sondern lediglich einen solchen der Kuriosität oder des Sammlerinteresses hätte. Mit dieser Bestimmung ist zugleich die absolute Individualität und Einzigheit eines Kunstwerkes ausgesprochen.

Eine Erörterung ist hier geboten, die sich auf die Werke der graphischen Künste bezieht. Da bei ihnen wie bei der mechanischen Reproduktion eine Vielheit von Abzügen hergestellt werden kann, so muß der absolute Gegensatz zwischen beiden, der künstlerischen und der maschinellen Vielheit, klargelegt werden, um die Werke der graphischen Kunst vor einer Verwechslung mit einem Maschinenprodukt sicherzustellen. Das geschieht durch den Nachweis, daß die verlangten charakteristischen Merkmale des Kunstwerkes auch bei ihnen vorhanden sind.

Darum gilt es zu prüfen, wie sich die graphischen Werke mit der Forderung der Einzigheit eines Kunstwerkes abfinden, da doch eine ganze Reihe von Abzügen hergestellt werden kann. Oder sind am Ende diese Abzüge gar nicht das Originalwerk, sondern nur dessen Reproduktionen, während wir dieses in der dem Druck zu Grunde liegenden Zeichnung oder in der Platte zu sehen hätten, wodurch die Schwierigkeit gehoben wäre, da diese ja immer nur einmal vorhanden sind?

Ganz sicher läßt sich negativ bestimmen, daß der Stein bei der Lithographie, der Holzstock beim Holzschnitt, die Platte bei Kupferstich und Radierung nicht die Originale sind. Das leuchtet ohne weiteres ein. Die mit dem Messer, Stichel oder durch Aetzung bearbeitete Platte bietet keinen künstlerischen Eindruck dar. Aber müssen wir nicht in der Zeichnung das gesuchte Original des graphischen Werkes erkennen? Das ist durchaus zu verneinen. Es kann nicht daran gezweifelt werden, daß die Zeichnung zur Litho-

graphie oder zum Holzschnitt, und natürlich auch zum Kupferstich oder zur Radierung, wenn eine solche vorliegt, nicht das Original ist. Die Zeichnung ist nur eine Vorarbeit, ihre Stellung zu dem fertigen Kunstwerk ist ganz analog der eines Kartons zu einem Gobelin und Glasgemälde, oder der zeichnerischen Vorlage zu einer kunstgewerblichen Arbeit.

Wie der Architekt und der Bildhauer ihre Werke direkt für ein bestimmtes Material denken, so ist auch bei den gesamten graphischen Künsten die Zeichnung auf die Mitwirkung des Steines, des Holzes und der Kupferplatte abgestellt, sie nimmt schon Rücksicht auf die Natur der Platte. Die Art und die Grenzen der Einwirkung derselben sind in Betracht gezogen bei der Führung der Zeichnung. Eine Zeichnung, die nur Vorarbeit für den Druck ist, wird anders behandelt und sieht darum anders aus als eine Zeichnung, die für sich besteht, die also Selbstzweck ist. Daher muß auch, wenn richtig vorgegangen wird, derselbe Gegenstand beim Uebertragen von einer Technik in die andere eine durch die Natur des Materials bedingte Umsetzung erfahren. So hat jedes der verschiedenen graphischen Verfahren ein ganz spezifisches Wirkungsvermögen; Material und Technik weisen jedes von ihnen darauf hin, die Darstellung in einer bestimmten Richtung auszubilden, worin deren besondere ästhetische Kraft und Bedeutung liegt. Die Lithographie wird in dieser Weise dazu veranlaßt, das Flächenhafte zu betonen; der Charakter des Holzschnittes äußert sich in der starken Hervorhebung des Linienmomentes, während Kupferstich und Radierung vorzüglich für die Tiefenwirkung und den Gegensatz von Licht und Schatten geeignet sind. Nach diesem Prinzip ist z. B. Klinger bei seiner Uebertragung Böcklinscher Gemälde in Radierungen verfahren, indem er das Gemälde so gestaltet, wie es die Eigenart der Radierungstechnik verlangt.

Die Zeichnung kennt diese durch die Natur des graphischen Materials bedingten Wirkungsweisen, die in anderer Hinsicht zugleich Beschränkungen sind, nicht. Sie folgt als reine Zeichnung lediglich der Natur ihres Materials; insoweit sie aber Zeichnung zu einem Stich, Holzschnitt oder Steindruck ist, muß sie sich in der Anordnung und Ausführung ihres Gegenstandes der Materialnatur dieser Techniken anpassen, ohne aber mit ihren Mitteln deren Wirkung vollständig erreichen zu können. Was in der Anlage der Zeichnung in ihrer Rücksichtnahme auf die Natur des Plattenmaterials und in der durch diese bedingten Technik angedeutet ist, kommt zur vollen Ausbildung in der Mitwirkung der Platte beim Druck. Die gedruckten Abzüge sind etwas ganz anderes und zugleich künstlerisch viel Schöneres und Eindrucksvolleres als die ihnen zu Grunde liegende Zeichnung. Ein vorzüglicher Beleg für die künstlerisch stärkere Wirkung des Druckes ist das Vorhandensein der farbigen Drucke mit e i n e r Platte, bei denen also nicht so viele Platten wie Farben verwandt werden, sondern wo die eine Platte selbst mit allen Farben koloriert und dann abgedruckt wird. Bei diesem Verfahren mit einer Platte könnte der Künstler ebenso gut statt der Platte die Umrißzeichnung selbst kolorieren; er tut es aber nicht der Wirkung wegen, die beim Druck außerordentlich viel eindringlicher und tiefer ist.

Also haben wir allein in dem Druck das Original zu sehen, nicht in der Zeichnung zum Druck. Dabei taucht nun die eben berührte Frage auf, wie sich die Vielheit der möglichen Drucke mit der Einzigheit des Originals, die eben als dessen charakteristische Eigentümlichkeit hingestellt wurde, verträgt. Die Antwort geht dahin, daß jeder einzelne Abzug eine Individualität für sich ist — jeder hat einen Eigenwert, weil jeder durch eine künstlerische Tätigkeit, denn als eine solche muß der Druck qualifiziert werden, hervorgebracht wird. Und weil nun jeder Abzug durch diese künstlerische Tätigkeit hergestellt wird, so ist es gleichgültig, ob ein einziger oder eine ganze Reihe von Abzügen genommen wird, denn jeder von ihnen ist ein Kunstwerk. Infolge dieser künstlerischen Natur des Druckes sind auch die einzelnen Drucke einander nicht völlig gleich; sie zeigen Abweichungen geringerer oder größerer Art, je nach den Wirkungen, welche der druckende Künstler jedesmal beim Einfärben und Pressen der Platte erzielen wollte, wie sie auch künstlerisch mehr oder minder wertvoll sind nach dem verschiedenen Grad des Gelingens des Druckprozesses und der Abnutzung der Platte. Dieser Unterschied der Drucke kann sehr bedeutend sein, so daß der künstlerische Eindruck mehrerer Drucke außerordentlich variiert. Das gilt sowohl für einfarbig wie für mehrfarbig gedruckte Platten; bei diesen ist natürlich die Unterschiedsmöglichkeit noch weit größer als bei jenen. Auch an dieser Stelle sei wieder auf die von einer Platte gezogenen Farbendrucke hingewiesen, die ganz besonders stark von einander abweichen können. Namentlich zeichnen sich hierin die modernen französischen Farbendrucke aus, bei denen die Farbengebung der einzelnen Abzüge nicht nur den Nuancen, sondern den ganzen Tönen nach in hohem Maße von einander verschieden sind. Ganz analoge Erscheinungen finden sich aber auch bei den einfarbigen Drucken wie bei dem farbigen Druck mit mehreren Platten, nur daß hier — und dies gilt zumal von den einfarbigen Drucken — dieser Unterschied, weil viel intimer und leiser, nicht so sinnenfällig und nicht so dem ungeübteren Auge erkennbar ist.

Am besten kann man die Verschiedenheit der Abzüge mit der Wiederholung eines Bildes durch denselben Künstler vergleichen, nur daß diesem dabei natürlich eine weit größere Freiheit zu Gebote steht. Man denke hier an mehrere bekannte Gemälde von Thoma und Böcklin, z. B. die Toteninsel in ihren verschiedenen Wiedergaben. Hierbei ist keine photographisch genaue Wiederholung beabsichtigt, vielmehr vertieft sich der Künstler immer wieder in seinen Gegenstand und arbeitet an ihm, er sucht nach neuen Nuancen, er ändert an den Formen und Ausdrucksmitteln, um neue Wirkungen künstlerischer Art hervorzubringen, so daß diese Bilder untereinander alle starke Abweichungen zeigen. Bei Werken der graphischen Kunst liegt die Möglichkeit, Veränderungen und neue ästhetische Werte zu schaffen, wie eben dargelegt, in dem Druckverfahren, das von künstlerischen Absichten geleitet wird. Außer dieser Einwirkung des Druckens auf die Hervorbringung künstlerisch individueller Abzüge kommt hierfür noch der Eingriff in die Platte selbst in Betracht. Die Abänderungen an der Platte, welche in den sogenannten Plattenzuständen ihren Ausdruck finden, gestatten naturgemäß einen noch viel stärkeren Einfluß auf die malerische wie zeichnerische Gestaltung des Bildes. — Die tatsächliche Vielheit von Abzügen bei den graphischen Werken ändert also nichts daran, daß jedes Kunstwerk eine Individualität und darum einzigartig ist; jeder Abzug ist ein Original.

Darin unterscheidet sich das Original von der mechanischen Reproduktion, daß in ihr jeder persönliche Geist fehlt, der Künstler seiner Persönlichkeit nach hat damit nichts mehr zu tun. Bei der Kopie eines Werkes durch eine andere Künstlerindividualität (z. B. Feuerbachs Kopie von Tizians „Assunta“ oder die Lenbachs von dessen „Himmlischer und irdischer Liebe“) versucht es der nachschaffende Künstler, sich in diese Persönlichkeit hineinzuleben, wodurch ein außerordentlicher Vorzug gegenüber der mechanischen Reproduktion entsteht, von der hier die Rede ist. Denn diese ist nichts anderes als Wiedergabe der äußeren Erscheinung des Originalwerkes. Sie ist einem Spiegelbild zu vergleichen, das nur den Schein einer Gestalt darbietet ohne deren inneres Leben. Dieser Gegensatz beider, des Originals und der Reproduktion, darf durchaus nicht verwischt werden. Eine Kopie kann darum selbst in bester Ausführung ein Original niemals ersetzen, jene ist immer nur ein Schatten von diesem. In einer Zeit, deren Hauptstärke im Technischen liegt, und die darum leicht geneigt ist, zu glauben, daß das technische Element als dem persönlichen gleichwertig an dessen Stelle gesetzt werden dürfe, kann dieser unüberbrückbare Gegensatz nicht scharf genug hervorgehoben werden. Aber auch bei schärffter Betonung dieses prinzipiellen Unterschiedes ist der Wert einer guten Reproduktion kaum zu hoch zu veranschlagen, indem wenigstens durch sie ein Schatten und eine Ahnung von dem künstlerischen Werke an Stellen gebracht werden kann, die auf immer von dem Verkehr mit dem originalen Schaffen ausgeschlossen sind. Ja, in einem bestimmten Sinne hat eine Reproduktion höheren Wert als ein Original, nämlich die Reproduktion eines hervorragenden Originalwerkes ist entschieden einem

nichtssagenden oder schlechten Original vorzuziehen, denn gerade das, was die Auszeichnung, das Bedeutungsvolle und die überlegene Stellung des Originalwerkes ausmacht, fehlt hier bei dem schlechten Original: der wahrhaft künstlerische Geist, der in seinem Werke erscheint. Wir schätzen nicht das Persönliche an sich, sondern allein die wertvolle Persönlichkeit. Da diese dem schlechten Werke fehlt, muß der Reproduktion des guten Werkes mit ihrer Wiedergabe der äußeren Erscheinung wertvollen Schaffens jenem gegenüber der Vorzug zugesprochen werden. Nur liegt bei einer derartigen Verwendung der Reproduktion die Gefahr vor, daß sich ganze Massen und Bevölkerungsschichten mit Reproduktionen begnügen, die sehr wohl imstande wären, Originalwerke guter Herkunft anzuschaffen. Schuld an diesem Zustand ist die Maschine mit der Massenhaftigkeit und Billigkeit ihrer Erzeugnisse, die jede Konkurrenz der Originale von vornherein unmöglich machen, wenn man bedenkt, daß Ausgaben für Kunstzwecke von vielen nur unwillig getragen und darum gern und willig bei so guter Gelegenheit, wie sie das wohlfeile Maschinenprodukt bietet, reduziert werden. Auf diese Weise wird ein großer Teil des Volkes von dem direkten Verkehr mit der wahren Kunst abgedrängt und zur Domäne ihrer Surrogate.

Einen Beleg für die Ausbreitung der mechanischen Reproduktion in diesen Kreisen kann man in der bekannten Tatsache finden, daß die volkstümlichen Veröffentlichungen der letzten Jahre mit den billigen Reproduktionen berühmter Bilder u. s. w. gar nicht an die richtige Adresse gelangt sind. Nicht die in ihren Mitteln sehr Beschränkten, für die sie vorzüglich bestimmt waren, um der dort herrschenden Verwilderung des Geschmacks entgegenzutreten, haben diese Blätter erworben, sondern jene Gesellschaftsschichten, die keineswegs darauf angewiesen waren, die vielmehr ganz gut auch einmal ein originales Werk, sei es eine moderne Radierung, einen Stich oder Holzschnitt, wenn nicht gar ein Aquarell oder Oelgemälde, hätten erwerben können, und dies früher auch hin und wieder taten, die aber jetzt ihr Kunstbedürfnis durch den Ankauf dieser Reproduktionen sehr häufig befriedigt fühlen. Wie an Stelle der alten gemalten Familienporträte die Photographie getreten ist, so werden nun auch noch die alten Kupfer durch die moderne Reproduktion verdrängt. In den Wohnungen der unteren Schichten aber feiern nach wie vor die bunten Bilder der illustrierten Zeitungen, die Kalender, die Reklamezugaben u. s. w. wahre Orgien. Siegreich haben sie den Angriff auf ihre Existenz abgeschlagen, sie stehen heute fester denn je.

Liegt in der Reproduktion originaler Werke eine Anwendung der Maschine auf künstlerisches Gebiet, deren Einwirkung ihre guten wie ihre schlechten Seiten hat, so besitzt die Maschine, wenn sie die bisher ausschließlich zur Domäne der Handarbeit gehörenden Werke mit künstlerischem Gepräge ihrerseits nach deren Muster und Stil herstellen will, ohne ihnen Reproduktionscharakter zu geben, einen schlechthin schädlichen Einfluß. Wie schon erwähnt, braucht für die wohltätige Wirkung der mechanischen Reproduktionen an der richtigen Stelle nur darauf hingewiesen zu werden, daß durch sie wenigstens eine Vorstellung von den Werken der großen Meister ermöglicht wird da, wo Anschauung oder eine künstlerische Wiedergabe ausgeschlossen sind. Auch für die Kunstwissenschaft sind derartige Reproduktionen ein wahrer Schatz, sie bilden das heute unerläßliche Hilfsmittel für die Forschung, durch das die wissenschaftliche Einsicht in die Kunst und ihr Werden sehr erleichtert, wenn nicht gar erst ermöglicht wird. Die jüngst erschienene Publikation der Katakombenmalereien von Wilpert ist hierfür ein klassischer Beleg. Durch diese Wiedergaben ist ein Einblick in das Wesen der christlichen Wandmalerei jener Zeit für immer möglich gemacht, deren Originale früher oder später dem sicheren Verfall anheimgegeben sind. Das Schlimme der Reproduktionen besteht darin, daß sie sich nicht darauf beschränken, einen derartigen Behelf zu bieten, sondern daß in ihrer großen Verbreitung und leichten Beschaffbarkeit die Tendenz liegt, Originalwerke zu verdrängen oder ihrer Einführung Widerstand entgegenzusetzen.

Hingegen ist das mit der Maschine hergestellte Originalwerk, dessen Anwendungsgebiet hauptsächlich das Kunstgewerbe ist, unter allen Umständen ein Uebel. Es bringt keinen Wert hervor, der irgendwie zu seinen Gunsten spräche. Namentlich die folgenden Momente sind anzuführen, die die Schädlichkeit dieses Maschinenwerkes bedingen. Sie alle beruhen auf der Charakterlosigkeit des Maschinenwerkes, das Form und Eigentümlichkeit der Handarbeit ohne jede innere Berechtigung beibehält, und auf der Gleichgültigkeit der Maschine gegenüber ihrem einzelnen Produkt, da ihr ganzes Interesse auf Herstellung einer Masse gerichtet ist. Hierher gehört die Anwendung falscher Zierformen, d. h. die Ausschmückung von Gegenständen auf eine Weise, die nach den Prinzipien der Handarbeit gemacht wird, tatsächlich aber Maschinenarbeit ist. So wird mit der Absicht, den gleichen Effekt zu erzielen, gepreßt statt getrieben oder gemeißelt, gestanzt statt geschmiedet, gegossen statt gehämmert; wie oft tritt Gips oder Holzfaserpressung an Stelle der Bildhauerarbeit u. s. w.! Dabei wird in der Hinnahme eines Unechten und Falschen und seiner Schätzung ein Gegensatz zur echten Kunst, wie überhaupt zu allem Wertvollen geschaffen, dessen unbedingte Richtigkeit sofort erkennbar ist. Zu ihrer Unechtheit tritt noch die Sinnlosigkeit dieser Werke, die alle richtigen Verhältnisse geradezu umkehren. Diese Formen haben ja nur ihre Bedeutung, wenn sie durch die Hand hergestellt sind. Die Eigenart der handwerklichen Technik, deren besondere Ausdrucksmöglichkeiten und Beschränkungen, sind die Bedingungen der äußeren Gestalt des Gegenstandes, die nun bei dem Maschinenwerk einfach übernommen werden, während sie selbst doch ganz andere Ausdrucksmittel besitzt, so daß das fertige Werk ein hohles und nichtssagendes Produkt darstellt. Unregelmäßigkeiten wie sie mit der Handarbeit untrennbar verbunden sind, werden von der Maschine künstlich angebracht; da sie allem Wesen der Maschine widersprechen, ergeben sie ein unwahres und ungemein widerwärtiges Bild.

(Schluß folgt.)

Christoph v. Sigwart †.

(1830—1904.)

Früher als man beim Rücktritt des Tübinger Philosophen vom Amte im vorigen Herbste dachte, ist er in den allerletzten Ruhestand eingetreten, am 4. August schlossen sich seine Augen für immer. Die Begrüßung als „Exzellenz", mit der ihn des Königs Gnade bei der Verabschiedung im vorigen Herbste erfreut hatte, ist ihm nicht oft zuteil geworden. Als ein echter Philosoph hat er freilich auf menschlich vergängliche Titel und Würden wenig Wert gelegt; es ging ihm wie Goethe, der sich „nichts dabei denken konnte", als er in den Freiherrnstand erhoben wurde, oder wie Bismarck, der, da er seinen mit Orden geschmückten Rock anlegte, einmal scherzend bemerkte, er schlüpfe in sein „Schlittengeschirr".

Als Dr. jur. und theol. seit dem Luther-Jubiläum 1883, als Staatsrat seit 1901, Geheimer Rat 1903, als korrespondierendes Mitglied der Berliner und der Münchener Akademie der Wissenschaften seit 1885 und 1901, als Kommentur des württembergischen Kronordens seit 1897, blieb er immer der gleiche bescheidene, liebenswürdige Mann, der die Gäste in dem freundlich über der Neckar-Brücke gelegenen Tuskulum aufs herzlichste empfing. Es war das die altklassische Stätte, die Universitätskanzler v. Wächter vor 80 Jahren vor dem Neckar-Tor erbaut und dann Ludwig Uhland von 1836 bis zu seinem Tode 1862 bewohnt hatte, worauf das Anwesen mit dem herrlichen Blick auf den rauschenden Neckar und die das Tal umsäumenden grünen Berge durch Kauf an den Prälaten v. Georgi und durch Erbschaft an dessen nun verewigten Schwiegersohn übergegangen war.

Als Philosoph gehörte Sigwart zu den Schwaben, die von der Theologie aus und dann nach und nach zur Philosophie weitergeschritten sind. Er war ein Zögling der theo-

logischen Seminare wie ein Schelling und Hegel, Vischer und Strauß, Zoller und Rümelin. Schon sein Vater, Christoph Sigwart der Aeltere, einer württembergischen Pfarrers- und Beamtenfamilie entstammt, die ihrer Heimat manchen treuen und hervorragenden Diener gegeben hat, war zwar Ephorus des Stiftes 1834—1841 und dann noch drei Jahre Prälat des Haller Sprengels mit dem Sitze in Stuttgart gewesen, aber sein eigentliches Fach war die Philosophie, die er von 1816 an in Tübingen dozierte. Er hatte herausgegeben: Grundzüge der Anthropologie (1827), Handbuch zu Vorlesungen über Logik (1835), Forschungen über Spinoza (1839) und schließlich eine dreibändige „Geschichte der Philosophie", Werke, die ihm einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt verschafften. Dessen Vater war Stabsamtmann im nahen Remingsheim, seine Mutter eine geborene Schwab, eine Verwandte des Dichters Gustav Schwab, er selbst vermählt mit Luise, einer Schwester des vormaligen württembergischen, um die Entwicklung der Eisenbahnen hochverdienten Finanzministers Knapp († 1861).

Der nun verstorbene hochbegabte Sohn beider war gleich dem Vater der erste seiner Promotion, wiewohl der jüngste. Schon mit 16 Jahren trat er ins Stift ein, ein ganz ungewöhnlicher Fall, und verließ es 1850 mit 20 Jahren, Seite an Seite mit dem weltlichen, in Straßburg verstorbenen Historiker Julius Weizsäcker, dem jüngeren Bruder des Kirchenhistorikers, Verfassers des Apostolischen Zeitalters und Kanzlers Karl v. Weizsäcker, des Vaters des gegenwärtigen Kultministers. Auch der spätere Oberhofprediger Prälat D. v. Schmidt, gehörte dieser Promotion an. Das Jahrzehnt von 1850 bis 1860 war mit eifrigen Studien und Studienreisen, Erwerbung des Doktorgrades, 1854, und folgender Repetentenlaufbahn, die auch schon zum Halten von Vorlesungen führte, ausgefüllt. An der förmlichen Habilitation hinderte die Rücksicht, die auf eine zartere, auch später manchmal erschütterte Gesundheit zu nehmen war, wiewohl die Familie Sigwart im allgemeinen zu den „langlebigen" zählt; hat sie doch in ihren Reihen kraftvolle Gestalten, die ein Alter bis über 90 Jahren erreichten. So übernahm er denn gern mit 31 Jahren eine Professur am theologischen Seminar in Blaubauren, jenem stillen, romantischen Erdenwinkel, in dem Karl Christian Planck sein „Testament eines Deutschen" entworfen hat. Doch schon nach zwei Jahren sah ihn die heimische Hochschule wieder als Dozenten, im Jahre 1865 wurde er Ordinarius der Philosophie und erwarb sich bald ein solch allgemeines Ansehen, daß er 1875 die Ehre des Rektoratsamtes hatte.

Die ersten schriftstellerischen Arbeiten galten theologischen Forschungen: 1855 erschien die Schrift über Zwingli und seinen theologischen Charakter. Ein Blaubeurer Seminarprogramm galt Schleiermacher, insbesondere in seinen Beziehungen zu den Brüdern Schlegel. Durch seine Jubelrede am 100jährigen Geburtstage des Theologen (1868), wie durch andere Veröffentlichungen (Schleiermachers Erkenntnistheorie) bewies er sich als einer der hervorragendsten Kenner dieses Erneuerers der christlichen Glaubenslehre im Zeitalter nach Kant. Mit Vorliebe beschäftigte sich Sigwart mit den Grenzfragen zwischen Philosophie und Naturwissenschaften, seine Untersuchungen der philosophischen Grundbegriffe in den letzteren gehörten zu den besuchtesten Vorlesungen mit Hörern aus allen Fakultäten, in seiner Fehde mit dem Chemiker Justus Liebig erwies sich der schlagfertige, scharfsinnige Dialektiker dem Manne der Erfahrungswissenschaft überlegen. Von Schleiermacher wurde er weitergeführt zu Spinoza, dessen neu entdeckten Traktat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit er glänzend behandelte (1866). Die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden die Meisterjahre des Philosophen. 1871 veröffentlichte er eine Studie zum hypothetischen Urteil, im Jahre 1873 und 1878 kamen die zwei Bände seiner epochemachenden Logik heraus, seines eigentlichen Lebenswerkes, die schon nach rund zehn Jahren eine starke zweite Auflage erlebten (1889). Die alte Lehre vom Denken mit der üblichen Einteilung in Begriff, Urteil und Schluß unterwarf Sigwart einer neuen gründlichen, selbständigen Untersuchung und scharfsinnigen Neubehandlung. Im zweiten Bande in der Methodenlehre zeigt er sich mit den Problemen und Ergebnissen der neueren Natur- und Geisteswissenschaften so vertraut, daß er einen neuen eigenartigen Aufbau der wissenschaftlich sicheren Wege unternehmen kann. Die letzten Prinzipien des Denkens, Seins und Sollens münden aus im Absoluten, dem tragfähigen unbedingten Fundament alles Bedingten. So bekundet sich Sigwart als ein Philosoph der Neuzeit, der fest auf dem erkennbaren Boden der Wirklichkeit steht, aber zugleich als mutiger Vertreter eines synthetisch das Einzelne zum Ganzen zusammenfassenden Idealismus.

In die Reihe der Untersuchungen zur Urteilslehre gehören ferner die „Impersonalien", ein Fakultätsgruß 1887, zum 50jährigen Doktorjubiläum von Gustav Rümelin, dem er bald darauf die Gedächtnisrede halten sollte. Der Ethik wandte er sich zu 1879 in der Schrift über den Begriff des Willens im Verhältnis zum Begriff der Ursache, und 1886 in den „Vorfragen der Ethik", dem Fakultätsgruß zum 50jährigen Doktorjubiläum Eduard Zellers. Geschichtlichen Charakter endlich tragen sein Giordano Bruno (1880), das „Collegium logicum im 16. Jahrhundert" und insbesondere die unvergänglichen „Kleinen Schriften" (1881, 1889 in zweiter Auflage). Hier behandelt Sigwart insbesondere gern Gegenstände aus dem schon genannten 16. Jahrhundert und analysiert scharfsinnig Männer wie Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus und andere, in denen das Ringen des Menschengeistes mit den Fesseln des Mittelalters deutlich zum Ausdruck kommt. Daneben hat Sigwart in verschiedenen Zeitschriften noch eine ganze Anzahl von Aufsätzen zergliedernder logisch-methodologischer, psychologischer, ethischer, geschichtlicher Art veröffentlicht. Er ist auch der Lehrer des württembergischen Königs geworden, dem er als einstigem Prinzen Wilhelm zusammen mit dem so früh dahingeschiedenen Herzog Eugen Vorträge über Anthropologie hielt.

Es war ein hervorragender Genuß, zu den Füßen eines Mannes zu sitzen, dem die Gabe klarfließender, freier Rede auch bei den schwierigsten Problemen nicht versagte. Meisterhaft verstand er in seiner Vorlesung über Psychologie den feinsten Nüancen des Seelenlebens nachzugehen, in seiner Metaphysik die höchsten Probleme der Erkenntnis zu erörtern, in seiner Geschichte der Philosophie den verschiedenen Zeiten und Männern den Puls in allen zartesten Schwankungen zu fühlen. Er verstand es, ein großes, dankbares Auditorium aus beiden theologischen Fakultäten zu fesseln, ebenso auch manche Zuzügler aus anderen Studienkreisen. Seine philosophische Lebensarbeit wird noch lange befruchtend wirken. Er erlebte die Freude, seinen Schwiegersohn Dr. Heinrich Maier auf einem Tübinger Lehrstuhl als Nachfolger Dr. Edmund Pfleiderers, des geistvollen, ideenreichen, gedankensprudelnden Bruders des Berliner Theologen D. Otto Pfleiderer, zu schauen, auch an der Entwicklung dreier Söhne, eines Pfarrers, Mediziners und Technikers, Hoffnungen sich erfüllen zu sehen. Die Familie betrauert in ihm ein teures, liebevolles Oberhaupt, der ihr sein Andenken auch in einer familienhistorischen Schrift hinterlassen hat, die als Manuskript gedruckt wurde: „Zur Genealogie und Geschichte der Familie Sigwart."

Pfullingen. Dr. G. Maier.

Bücher und Zeitschriften.

Geschichte der spanischen Literatur. Von Philipp August Becker. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner 1904. 151 S. 8°. Preis 2 Mark.

Demjenigen, der sich rasch und ohne Mühe, aber doch gründlich über die wichtigsten Erscheinungen der spanischen Literaturgeschichte orientieren will, sei das vorliegende Büchlein bestens empfohlen. Es gibt, wie dies bei dem bescheidenen Umfang nicht anders möglich ist, nur Tatsachen und verzichtet auf gelehrte Konjekturen, Exkurse und Anmerkungen. Populäre Ausdrucksweise, lebhafte Darstellung und gelungene Gruppierung des Stoffes sind seine Vorzüge. Den Fachmann

wird allerdings die allzu ausführliche Behandlung der neueren Literatur gegenüber der älteren befremden, doch wollte der Verfasser hierin wohl dem Interesse weiterer Kreise Rechnung tragen, welche in der Poesie die Gegenwart über die Vergangenheit stellen. Vermissen wird man dagegen ein historisches Kapitel über die äußere und kulturelle Entwicklung Spaniens, dessen Schrifttum mit der Geschichte in engerem Zusammenhang steht als die irgend eines anderen Landes. Auf Literaturangaben hat der Verfasser vollkommen verzichtet. Als ein Schritt, eine gelehrte Materie breiten Schichten des Volkes zugänglich zu machen, ist Beckers Arbeit jedenfalls mit Sympathien zu begrüßen.

W. v. W.

Hermann Haessel, ein deutscher Buchhändler. Reisebriefe aus der Mitte des 19. Jahrhunderts nebst einem Lebensabriß. Herausgegeben von Theodor Sorgenfrey. Mit einem Bildnis. Leipzig 1904, H. Haessel Verlag.

Der deutsche Buchhandel zählt eine Reihe von Namen, deren Träger sich um das Geistesleben Deutschlands unvergängliche Verdienste erworben haben. Wir erinnern nur an Cotta, Goeschen, Brockhaus, Hartknoch, Perthes, Reimer, Hirzel, von denen einige ihre Biographen gefunden haben. Nun ist auch eine Lebensskizze von Hermann Haessel erschienen, der am 8. Februar 1901, 82 Jahre alt, in Leipzig starb. Haessel gehört zwar nicht, wie die Obengenannten, zu den Koryphäen des Verlagsbuchhandels, er war aber seit 1854 einer der angesehensten Kommissionsbuchhändler und viele Jahre Schatzmeister des Börsenvereins Deutscher Buchhändler in Leipzig. Aber auch als tätiger und erfolgreicher Verleger ist er erwähnenswert: sein Verlagskatalog enthält die Namen Bodenstedt, Laube, C. F. Meyer, Rodenberg, Roquette, Waldmüller-Duboc, Th. Zeller und auch die Titel vieler hervorragender wissenschaftlicher Werke. Wir haben noch besonderen Anlaß, dieses Mannes zu gedenken: er lieferte der Beilage der Allgemeinen Zeitung im Jahre 1849 „Oktobertage in der Krim", eine Reihe von Reisebriefen, die auch jetzt noch gelesen zu werden verdienen. Haessel hat auch einige Lustspiele und Schwänke geschrieben.

W. H.

✕

Allgemeine Rundschau.

35. Deutscher Anthropologen-Kongreß.

II.

γσ. Greifswald, 6. Aug. Das Femur (Oberschenkelknochen) des Menschen und der Anthropoiden bildete das Thema, über das Prof. Walkhoff (München) im „physikalischen Institut" sprach. Der Redner suchte die funktionelle Gestalt des Femur darzulegen, und zwar mittelst einer in der Anthropologie bisher nicht angewandten Methode, indem er eine vergleichende Entwicklungsmechanik der Knochenformen zu schaffen unternimmt. Neben der äußeren Form war hierbei die funktionelle Struktur vornehmlich zu beachten. Roux und Julius Wolff (Berlin) haben für die Zweckmäßigkeitslehre der Knochenstruktur eine Grundlage gelegt. Diese Lehren der funktionellen Selbstgestaltung sollen nun nach anthropologischer Richtung hin zur Erweiterung gebracht werden. Insbesondere muß gegenüber den diluvialen Resten des Menschen diese neue Methode, wenn sie Erweiterung unseres Wissens verspricht, zur Anwendung gelangen. Mittelst der Röntgenstrahlen wurde die funktionelle Struktur der Knochen durch Walkhoff festgestellt; denn auf ihr basiert ja die äußere Gestalt des Knochens selbst. Die Radiogramme am oberen Femurrande ergaben die schon von Julius Wolff beschriebene Struktur, aber auch Abweichungen hiervon konnten konstatiert werden. Das quantitative Verhältnis der Knochenbälkchen trat in den Radiogrammen sehr deutlich hervor, und das „Trajektorium der aufrechten Haltung" hebt sich beim Menschen sehr stark ab, was beim Affen nicht der Fall ist. Schon die Röntgenaufnahme eines einzigen Oberschenkelkopfes gibt daher den Ausweis darüber, ob das Individuum, dem dieser angehörte, aufrechten Gang besaß oder nicht. Die Strukturen beim Oberschenkel des Affen sind von denen beim Menschen völlig verschieden, und vor allem erkennt Walkoff beim Vorhandensein der Nahtlinie ein jüngeres Alter bei dem betreffenden Individuum. Diese Nahtlinien entstehen durch den Zwischenknorpel zwischen Epiphyse und Diaphyse, und eine kompaktere Substanz in zwei Platten begrenzt sie gegen beide. Diese Substanz kommt in den Röntgenaufnahmen deutlich zur Erscheinung. Beim erwachsenen menschlichen Individuum vereinigen sich diese beiden Kompaktplatten und so entsteht eine einzige knöcherne Verschmelzungslinie, die gar nicht mit der echten Nahtlinie zu identifizieren ist, da diese eine Verwachsung zweier Knochenstücke durch eine anders geartete Substanz darstellt. Solche echte Nahtlinie tritt nach Walkhoff nicht nach dem 30. Lebensjahre auf, während die Verschmelzungslinie sich noch bei Greisen findet.

An dem Oberschenkel der Neanderthaler Menschen sind diese Nahtlinien noch mit doppelter Begrenzung als verschwommenes, mehrere Millimeter breites Band vorhanden, woraus Walkhoff auf ein individuelles Alter von nicht über 30 Jahren für den Neanderthaler Menschen schließt. Die fossilen Oberschenkel von Spy zeigen keine Spur einer Nahtlinie, selbst nicht solche einer Verschmelzungslinie, trotzdem bei beiden Individuen noch keine Verschmelzung der Schädelnähte wie beim Neanderthaler eingetreten ist. Die beiden fossilen Spymenschen waren individuell älter als der Neanderthaler Mensch; die nicht vorhandenen Nahtlinien am Eppelsheimer Femur deuten auf ein älteres Individuum hin, dem dieses Femur angehört hat, das aber auch die typische Affenstruktur aufweist. Auch das Kniegelenkende des Oberschenkelknochens zeigt bei Mensch und Affen die für das Genus charakteristische Struktur.

Gleichfalls ist am tibialen Femurende des Neanderthaler Menschen, wie der Redner zeigte, die doppeltbegrenzte Nahtlinie noch vorhanden, so daß man daraus folgern kann, der Neanderthaler habe zwar einen aufrechten Gang besessen, doch muß er mit stärker gebogenen Beinen gegangen sein; denn es zeigen sich wie beim Affen die bogenförmigen Trajektorien, woraus man auf eine Beugestellung der Knie schließen muß. Ueberhaupt sind seine Oberschenkelknochen viel runder und plumper als dies beim heutigen Menschen der Fall ist. Desgleichen zeigt auch das tibiale Ende des Eppelsheimer Femur die für die Affen typische Struktur.

Dieser neue Weg der vergleichenden Entwicklungsmechanik soll nach Walkhoffs Erwartungen Ausblicke bieten in die Stammesgeschichte und in die Fortentwicklung des Menschen.

Dr. Bartels (Berlin) legte unter Vorführung von Lichtbildern die Resultate dar, die er bei seiner Untersuchung der Schädel der jüngeren Steinzeit und der ersten Bronzezeit gefunden hat, die bei Worms durch Dr. Köhl ausgegraben worden sind. Er fand, daß in der jüngeren Steinzeit um Worms mindestens zwei verschiedene Rassen sich gefolgt sind, die als dolichocephal angesehen werden müssen; ihnen ist in der beginnenden Bronzezeit dann noch eine dritte Rasse von durchweg brachycephalem Typus gefolgt. Er konnte die Schädelformen in photographischen „Mittelbildern" aufnehmen, die so entstanden, daß man etwa 10 der betreffenden Einzelbilder sämtlich auf eine Platte brachte, jedes aber in einem Bruchteil der Expositionszeit aufnahm.

Dr. Schröder (Greifswald) sprach über Prognathie (tierische Gesichtsbildung). Gegen die Anschauung Prof. Walkhoffs (München) vom individuellen Alter des Neanderthalers wandte sich Prof. Schwalbe (Straßburg i. E.). Auf Grund seiner eigenen Untersuchungen über das Verhalten der Nähte am Oberschenkel des Neanderthalers kommt er zu dem Ergebnis, daß es sich um ein Individuum von 40 bis 65 Jahren handelt. Genauer sei das Alter nicht bestimmbar. Er glaubt in den Röntgenbildern Walkhoffs keine Epiphysenlinie (die Epiphyse ist der knorpelige Gelenkkopf) zu erkennen. Die Verdickungsregion im oberen Ende des Schenkels ist schon früher bei einem 72jährigen Individuum festgestellt worden. Die Behauptungen Walkhoffs erklärt er deshalb für irrig. Prof. Dr. v. Hansemann (Berlin) ist der Ansicht, daß die atrophischen Er-

scheinungen am Schädel des Neanderthalers durchaus auf ein hohes individuelles Alter hinweisen, eine Ansicht, die auch Rudolf Virchow vertrat. Die Röntgenaufnahmen können nach Schwalbes Anschauung für diese Fragen keine Klarheit schaffen. Prof. Toldt (Wien) behandelte Strukturverhältnisse des menschlichen Unterkiefers, während Prof. Bonnet (Greifswald) einen kahnförmigen Schädel, den des sogenannten „Stettiner Webers" vorlegte und in seinen die Norm geradezu umkehrenden Verhältnissen des Näheren erörterte. Der geistig normale ehemalige Besitzer des Schädels, der im Alter von 38 Jahren starb, war so häßlich, daß er alle vom Verkehr mit sich abschreckte, er konnte seinen Kopf nie zum Himmel erheben, da der hintere Teil des Schädels alsdann auf die Wirbelsäule drückte. Alle Nähte des Schädels waren in sehr früher Zeit, vielleicht schon in der Anlage vor der Geburt verknöchert, doch ist der Grund dieser Erscheinung bisher noch nicht genügend geklärt. Dr. Karl Ranke (Arosa) gab eine kritische Betrachtung des sogenannten „Fehlergesetzes" bei der Betrachtung statistisch aufgenommener Reihen und seiner durch Fechner und Pearson durchgeführten Verallgemeinerung in ihrer Tragweite für die Anthropologie, während Hofrat Scheitz (Heilbronn) deformierte Schädel germanischer Rasse vorlegte. Er kam bei seiner Darlegung zu dem Ergebnis, daß die Deformationen meist an weiblichen Schädeln wahrnehmbar, herbeigeführt aber seien durch eine in früher Jugend — etwa durch ein Haarband — versuchte Hemmung des Schädelwachstums, ein Umstand, der vielleicht gar keinen Zusammenhang mit einer Volkssitte habe. Eine durch einen amerikanischen Künstler gut ausgeführte Rekonstruktion des Neanderthalers in Form einer Büste erregte das allgemeine Interesse der Gesellschaft.

Von Bedeutung waren ferner die durch Professor Dr. Uhlenhuth (Greifswald) gemachten Blutuntersuchungen, die auf einem reinen Forschungswege die Blutsverwandtschaft von Mensch und Affen evident erwiesen haben. Die von dem Engländer Nuttal angestellten Untersuchungen haben gezeigt, daß wie auch Prof. v. Hansemann (Berlin) bewies, diese Untersuchungsmethode selbst noch auf Jahrtausende alte Mumien anwendbar ist. Das Wesen dieser biologischen Methode besteht darin, daß man Versuchstieren (Kaninchen) eine bestimmte Art von Tierblut einspritzt, daraus ein Serum gewinnt, das dann nur, aber mit absoluter Sicherheit auf das Blut derselben Tiergattung reagiert. Die Bedeutung dieser Methode für die gerichtliche Medizin ist längst anerkannt. Das Serum eines mit Menschenblut vorbehandelten Kaninchens erzeugt bei Menschenblut einen sofort auftretenden starken Niederschlag im Reagenzglase, dasselbe zeigte sich bei Zusatz dieses Menschenblutserums zum Blute von anthropoiden Affen, so daß die Unterscheidung dieses Affenblutes vom Menschenblut sehr schwer wurde. Schwächer war der Niederschlag beim Blute des Halbaffen, noch schwächer bei den Lemuren, und er war nicht mehr vorhanden beim Blute von Schafen, Hunden, Kühen, Schweinen, Hühnern und so fort, je weiter sich diese Tiere von der Verwandtschaft mit dem Menschen entfernten.

Sanitätsrat Dr. M. Alsberg (Kassel) erörterte in seinen Darlegungen über Deszendenz und Krankheit einige Erscheinungen, die wir pathologisch nennen, deren Grund indessen in der permanent aufrechten Körperhaltung des Menschen zu suchen ist, da sie bei Vierfüßlern sich kaum vorfinden: wie Verkrümmungen der Wirbelsäule, Deformitäten des Kniegelenkes u. s. w. Auch gewisse „rudimentäre Bildungen" geben nicht selten im Menschen- und Tierkörper Anlaß zu Erkrankungen, so daß man von einer entwicklungsgeschichtlichen Seneszenz sprechen kann, wenn gewisse Organe sich ausgelebt haben. Er regte die Frage an, ob nicht Anomalien in der menschlichen Magenbildung auf Zustände bei den Vorfahren des Menschen zurückzuführen seien.

Prof. Karl von den Steinen (Berlin) erörterte an Lichtbildern die Bedeutung der Textilmuster für den geometrischen Stil der Naturvölker. Gewisse in Natur und Technik schon gegebene Formen regen die Gestaltungskraft des primitiven künstlerischen Individuums an. Dekorationsmotive, plastisch dargestellt, können durch Stilisierung zu zoomorphen Ableitungen einschrumpfen, indem aus den Körperteilen Zacken, Dreiecke und andere geometrische Figuren entstehen. Die Dreiecke, Stufenrauten und Zickzacklinien, die beim Flechten, Schnüren und Weben entstehen und von Stamm zu Stamm wandern, geben den Anlaß zum „Symbolismus", d. h. der Erkenntnis, daß jedes Ornament bei den verschiedenen Stämmen verschiedene Bedeutung hat. Die Flecht- und Schnürmuster werden auf Malerei, Schnitzerei und Tätowierung übertragen und frei ausgebildet, aber die Anschauungen des bestimmten Stammes bewirken, daß dem Polynesier das Dreieck den Haifischzahn, dem Nordamerikaner ein Zelt, dem Xinguindianer das Besidreieck der Frauen bedeutet. In der ganzen Dekorationskunst Südamerikas wies der Vortragende einen einheitlichen Textilstil der Stufenmuster nach.

Die neuesten Funde aus Roms frühester Zeit haben deutlich gezeigt, daß auch auf diesem Boden eine Kultur der Bronzezeit bestand. Prof. O. Montelius (Stockholm) demonstrierte, daß einige dieser Funde bis ins Jahr 1000 v. Chr. zurückdatiert werden müssen. Er wies auf die Tonsärge hin, die Nachbildungen der auch in Nordeuropa bekannten aus Baumstämmen bestehenden Särge sind, die in die Bronzezeit gehören und sich unterhalb der Servianischen Mauer fanden. Auf dem Forum Romanum fanden sich in Gräbern Hausurnen. Das deutet darauf hin, daß die Gräber, die sie enthielten, bedeutend älter sein müssen als Roms Gründung (um 750 v. Chr.), denn das römische Gesetz verbot ja eine Bestattung innerhalb der Stadt. Nun gab es ja, wie Mommsen schon mitgeteilt hat, vor Roms Gründung auf seinem Boden zwei Städte, eine palatinische und eine quirinalische Stadt, und zwischen beiden Städten befand sich der Begräbnisplatz. Die Mehrzahl dieser neuerdings gefundenen Gräber gehört nach Montelius dem Regulini-Galassi-Typus an, den er ins 9. vorchristliche Jahrhundert verlegt. Nur in Latium und in Etrurien fanden sich auf italienischem Boden bisher Hausurnen. Montelius meint, die auf dem Forum gefundenen Hausurnen sind bis ins 12. vorchristliche Jahrhundert zurückzudatieren. In Cumae bei Neapel fanden sich Dinge, die bis ins 11. vorchristliche Jahrhundert zurückzusetzen sind und einen Verkehr zwischen Italien und Griechenland in jener Periode schon deutlich beweisen. Prof. Tischer (Berlin) sprach über Birma und Direktor Schmeltz (Leyden) über die Gonini-Expedition.

*

Der Ursprung des Namens: „böse Sieben".

Der Ausdruck „böse Sieben", der sich in der Bedeutung „böses Weib" zuerst 1609 bei Sommer, Ethnographia mundi 2,15 „ist denn deine Fraw so eine böse Siebene?", nachweisen läßt, erscheint, wie K. Kant in der „Zeitschrift für deutsche Wortforschung" mitteilt, bereits früher als Name eines Spielkartenblattes in dem beliebten Karnöffelspiele der Landsknechte (1562 bei Cyriacus Spangenberg, Wider die böse Sieben ins Teuffels Karnöffelspil), und zwar war diese Sieben eine Freikarte, die von keinem Blatt gestochen werden konnte, sie führte auch den Namen „der Teufel". Beachtet man den Soldatenhumor und die Rolle, die das weibliche Element in einem Landsknechtsheere spielte, so legt sich die Vermutung nahe, daß das Kartenbild der sogenannten „bösen Sieben" ein böses Weib darstellte und daß daraus die heutige Bedeutung dieses Ausdrucks erwachsen ist. Beim Nachschlagen in Jodocus Ammans Charta lusoria, Nürnberg 1588 (neugedruckt 1888 von G. Hirth in München) fand der Verfasser seine Vermutung bestätigt. Die erste Sieben auf S. 15 (Bl. F 3) zeigt folgende Szenerie: ein böses Weib höhnt einen Korbmacher, der im Begriff ist, sie mit einem Knüttel dafür zu belohnen. Ueber dieser Karte stehen zwei lateinische Distichen:

Nulla uxore mala res est deterior, ausu
  Quae superat pestem, et nigra aconita, suo.
Desine, fuste malum qui pellere niteris, uno
  Pulso, bis quinis panditur hospitium.

Unter dem Bilde aber als Uebersetzung dazu acht „teutsche Verßlein", gleich den lateinischen Versen verfaßt (wie der Titel des Buches besagt) von dem „Kayserlichen Coronirten Poeten Janus Heinricus Schröterus von Güstrow":

Nichts ergers kan auff diser Erdn /
Dann ein böß Weib erfunden werdn
Welch alle gifft / wie herb die sind /
Mit jrer boßheit oberwind.
Laß ab / der du mit Prügeln starck /
Außtreiben wilst all boßheit argk /
Schlegst du gleich einen Teuffel drauß /
Besitzen zehen dasselbe Hauß.

(Vergl. Beilage 1900 Nr. 257 S. 6.)

*

Das Ende der Sage vom Mumienweizen.

ct. Manche irrtümliche Angaben, die sich wegen ihrer Merkwürdigkeit der Erinnerung besonders gut einprägen, sind äußerst schwer zu beseitigen. Neben der in jedem Sommer wieder behandelten Seeschlange ist der Mumienweizen ein sprechendes Beispiel für diese Tatsache. Immer wieder kann man von Zeit zu Zeit lesen, daß die Weizenkörner, die in den Särgen altägyptischer Mumien gefunden werden, ausgesät worden sind und noch gekeimt und gar Früchte getragen haben, obgleich sie drei Jahrtausende oder länger in ägyptischen Gräbern gelegen haben. Die Verwaltung der großen botanischen Gärten von Kew bei London hatte den Beschluß gefaßt, die Frage endlich einmal durch wissenschaftliche Experimente mit Weizenproben, über deren Herkunft aus altägyptischen Särgen sichere Beweise vorlagen, in Ruhe zu prüfen. Die Versuche, die von Beamten der botanischen Gärten geleitet wurden, sind durchweg erfolglos gewesen, und damit dürfte die Sage vom Mumienweizen wenigstens für die wissenschaftlichen Kreise endgiltig abgetan sein. Die Botaniker waren freilich schon seit längerer Zeit davon überzeugt, daß Weizenkörner in wenigen Jahren ihre Keimkraft verlieren.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Personalien. Der Präsident der physikalisch-technischen Reichsanstalt, Professor Dr. Friedrich Kohlrausch, gedenkt, nach einer Mitteilung der Kreuzzeitung, mit Ablauf dieses Jahres in den Ruhestand zu treten. Prof. Kohlrausch ist am 14. Oktober 1840 zu Rinteln (Reg.-Bez. Kassel) geboren, bekleidete zuerst 1875 eine Professur in Würzburg, alsdann von 1893 ab in Straßburg i. E. und wurde 1895 als Nachfolger Helmholtz' nach Charlottenburg berufen. Seit dem 13. August 1895 ist Professor Dr. Kohlrausch ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und seit 1896 Inhaber des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste.

hc. Von deutschen Bibliotheken. Dem Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Dresden Dr. Arthur Lier ist der Titel und Rang eines Professors verliehen worden.

*

Hochschulnachrichten.

* Leipzig. Der ordentliche Honorarprofessor der Aegyptologie an der hiesigen Universität Dr. Georg Steindorff ist zum ordentlichen Professor ernannt worden. — Am 26. Juli hat sich, wie schon gemeldet, Dr. Schulz für alte Geschichte habilitiert. Seine Habilitationsschrift lautete „Der sachlich-historische Autor in Spartianus Vita des Kaisers P. Aelius Hadrianus" nebst einem Anhang: die Vita des Helius"; sie ist der erste Teil eines demnächst im Verlag von B. G. Teubner erscheinenden Buches: „Leben des Kaisers Hadrian. Quellenanalysen und Untersuchungen."

* Berlin. Zum Nachfolger des in den Ruhestand getretenen Chirurgen Professor König ist nunmehr der Professor an der Universität Basel Dr. Otto Hildebrand an die hiesige Universität und Charité berufen worden und hat diesen Ruf angenommen. Professor Dr. Hildebrand, ein Sohn des Nationalökonomen Bruno Hildebrand und Bruder des Bildhauers Adolf Hildebrand, steht im 46. Lebensjahre.

* Aus Oesterreich. (Bergakademien.) Für die Bergakademien in Leoben und Przibram wurde soeben ein neues Statut genehmigt, welches mit Beginn des nächsten Studienjahres in Wirksamkeit tritt. Nach diesem werden die genannten Lehranstalten die Bezeichnung „Montanistische Hochschulen" zu führen haben. Weiter ist aus den Aenderungen in den Bestimmungen dieser Hochschulen zu erwähnen, daß die normale Studiendauer für jede der beiden Fachschulen (für Berg- oder Hüttenwesen) von drei auf vier Jahre und zur Absolvierung beider Fachschulen von vier auf fünf Jahre ausgedehnt wird, daß ferner eine erste oder allgemeine Staatsprüfung über die grundlegenden und allgemein technischen Disziplinen zur Neueinführung gelangt. Außerdem wird den montanistischen Hochschulen durch das neue Statut das Recht der Promotion zum Doktor der montanistischen Wissenschaften zuerkannt und den Rektoren dieser Hochschulen die Berechtigung zugesprochen, während ihrer Funktionsdauer den Titel Magnifizenz zu führen; auch werden deren Rektoren bei akademischen Feierlichkeiten eine goldene, mit dem Bildnisse des Kaisers gezierte Ehrenkette tragen dürfen.

* Von technischen Hochschulen. In Darmstadt wurde dem Dr. K. Fritsch die venia legendi für Physik und Photographie erteilt. — Zu Lehrern im Kriegsschiffbau an der Technischen Hochschule in Danzig wurde der Geh. Marine-Oberbaurat Hoßfeld und der Marine-Baurat Krieger ernannt.

hc. Die Dozenten an der Tierärztlichen Hochschule zu Dresden Dr. Joh. Max Lungwitz (Hufbeschlaglehre), Dr. Johs. Walter Schmidt (Geburtshilfe) und Dr. Martin Klimmer (Bakteriologie, Infektionskrankheiten, Geschichte der Tierheilkunde) sind zu Professoren ernannt worden. — Der Dozent für Maschinen-Ingenieurwesen an der Aachener Technischen Hochschule Regierungsbaumeister Reinhold Lutz ist daselbst zum etatsmäßigen Professor ernannt worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

D. v. Hansemann: Das menschliche Skelett. Eine kurze Zusammenstellung für Nichtmediziner zum Gebrauch bei Ausgrabungen. Mit 6 Tafeln. Berlin 1904. August Hirschwald. 14 S. — Silas K. Hocking: Meadowsweet and Rue. London, Leipzig etc. 1904. T. Fisher Unwin. 303 S. — Curt Sachs: Das Tabernakel mit Andreas del Verrochios Thomasgruppe an Or San Michele zu Florenz. E. Beitrag zur Florentiner Kunstgeschichte. (Zur Kunstgeschichte des Auslandes. Heft XXIII.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 46 S. — E. Schumann, Oberstudienrat zu Stuttgart: Lehrbuch der Ebenen Geometrie für die ersten drei Jahre geometrischen Unterrichts an höheren Schulen. M. 87 Textfigg. Stuttgart u. Berlin 1904. Fr. Grub. 202 S. — Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes. 11. Band, 3. Heft. Altenburg 1904. — H. A. Krose S. J.: Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert. Mit einer Karte. Freiburg i. Br. 1904. Herder. 198 S. — Theodor Meyer, Priester der Gesellschaft Jesu: Die christlich-ethischen Sozialprinzipien und die Arbeiterfrage. 4. verb. Aufl. (Die soziale Frage, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach". Heft 1.) Ebda. 1904. 142 S. — Wer ist der Angreifer im konfessionellen Kampfe? Oeffentliche aktenmässige Antwort auf die Landtagsrede des Herrn Domkapitulars und Abgeordneten Dr. Pichler vom 14. Mai 1904. Erteilt vom Hauptverein des Evangelischen Bundes in Bayern. Nördlingen 1904. C. H. Beck. 75 S. — M. v. Reusner, ehem. Professor des Staatsrechts an der Universität Tomsk: Gemeinwohl und Absolutismus. Berlin-Charlottenburg 1904. Friedr. Gottheiner. 142 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 10. August. Nummer 182.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Reiseskizzen aus Südamerika.*)

Von La Paz zum Stillen Ozean.

Von G. Steinmann (Freiburg i. Br.).

Wie in den Gärten von La Paz Rosen, Nelken, Pelargonien und der steife Eukalyptus sich fremdartig und unharmonisch zwischen den einheimischen Pflanzenformen ausnehmen, so besteht in Bolivia auch die europäische Kultur ziemlich unausgeglichen neben dem Indiertum, das das Grundelement der bolivianischen Städte bildet und auf dem Lande völlig herrscht. Dadurch unterscheiden sich die Städte Bolivias sofort auffallend von den Städten in Argentinien und Chile, sowie auch von den meisten peruanischen, daß der Weiße, d. h. der Bolivianer spanischer Abstammung (mit mehr oder weniger indischer Blutbeimischung) und der eingewanderte Deutsche, Engländer u. s. w. gegen die große Masse rein indischer Bevölkerung und sozial nicht ebenbürtiger Mischlinge oder Cholos der Zahl nach gänzlich zurücktritt. Die spanische Eroberung hat dem Indier zwar neue Kulturelemente, Weizen und Gerste, Schaf, Rind, Pferd und Esel zugeführt, und er hat sie sich auch angeeignet, aber im wesentlichen ist er geblieben, was er zur Zeit der Inka-Herrschaft war. Er bestellt sein Feld in altgewohnter Weise mit primitivsten Hilfsmitteln, hält seine Lamaherden, die auch heute noch einen großen Teil des Transports an Brennmaterialien, Erzen u. dergl. besorgen, arbeitet aber nicht über seine dringendsten Bedürfnisse hinaus. Der spanische Grund- und Minenbesitzer hat keinen Anlaß genommen, den Hörigen irgendwie zu fördern, und der Kirche kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie den Indier zwar dem Namen nach christianisiert hat, sich aber sonst weder um sein äußeres noch um sein moralisches Wohlbefinden anders bekümmert, als indem sie ihm den letzten Cent seiner Ersparnisse entreißt gegen Gestaltung von kirchlichen „Festen“, die nach voraufgegangener Messe und Prozession sich in tage- oder wochenlangen Saufgelagen fortsetzen. Die vier Jahrhunderte kirchlicher und weltlicher Herrschaft haben die angeborenen Laster des Indiers nur gestärkt, von einer moralischen Hebung ist ebenso wenig zu spüren wie von weltlicher Erziehung. In den Nachbarrepubliken ist der Eingeborene entweder ganz in der zugewanderten Bevölkerung aufgegangen, wie in Chile, oder dieser Prozeß wird durch Einrichtung guter staatlicher Schulen doch rasch gefördert, wie in Argentinien, wo die Bezeichnung „indio“ selbst in entlegenen Teilen der Kordillere nur ungern gehört wird, Bolivia dagegen ist ein Indier-Staat geblieben. Es gibt nur wenige Gegenden, wo Spanisch die herrschende Sprache ist, und das sind solche, wie Tarija und Cinti, wo durch Ordensniederlassungen die Quichua-Sprache früh und gründlich ausgerottet ist. Sonst versteht der Indier zumeist nur seine Muttersprache, Quichua oder Aimará, und der Weiße sieht sich gezwungen, eine von beiden, oder in den Grenzbezirken der zwei Sprachen beide zu erlernen, wenn er mit Eingeborenen zu tun hat.

Dieses Dominieren des indischen Elements prägt auch der Hauptstadt La Paz ihren eigenartigen Charakter auf. Barfüßige Indier von reinem Blute sind die Lamatreiber, Lastträger und Arbeiter; auf dem Markte findet man neben ihnen zahlreiche Mischlinge, besonders Cholos in grellen Kostümen, die vor Erfindung der Anilinfarben das Auge vielleicht weniger verletzten. Die Wohlhabenheit einer Chola zeigt sich in der Fußbekleidung. Unbestrumpft steckt der Fuß im Lederschuh bei der einen, bestrumpft bei der anderen; junge Frauen und Mädchen aber, die es sich leisten können, tragen hohe Knopfstiefel von einer Eleganz, wie man sie in Europa nur selten im Schaufenster zu sehen bekommt, dazu verziert mit allerhand Schmuck und Stickerei.

Uebrigens besteht keineswegs eine scharfe soziale Grenze zwischen den drei Klassen. Wenn der Indio sein starres Wesen vor der Kultur beugt, der Cholo sich über sein angeborenes Niveau emporhebt, ist er „Blanco“, und gelingt es ihm, zu Besitz zu kommen, so vermag er gerade so gut seine Rolle in der Herrscherklasse zu spielen, wie ein Spanier von reinem Blute. Dieses dürfte im Lande überhaupt sehr sparsam sein, denn die Eroberer brachten anfänglich gar keine, und auch später doch nur wenige Frauen ins Innere, und indisches Blut steckt — das lehrt oft schon der erste Anblick — in vielen Familien, die stolz auf ihre reine Abstammung sind und sich durchaus als „castellano“ fühlen.

La Paz gebührt entschieden die Krone unter allen bolivianischen Städten. Hier sieht man einige wirklich schöne Häuser und angefangene Paläste, elektrisches Licht erhellt das Zentrum der Stadt bis 1 Uhr nachts, alles ist zu bekommen. Für den Reisenden, der wochenlang die einsame Wildnis des Hochgebirges durchritten, ein doppelt angenehmer Anblick.

Aber wie eigenartig dabei. Die Stadt liegt in einem über 300 Meter tief eingerissenen Tale, dem der ebene Boden gänzlich abgeht. Alle Straßen steigen gegen den Berg steil an, so daß man bei der hohen Lage des Ortes an jeder Straßenecke stehen bleiben muß, um Luft zu schnappen, wenn man mit der bei uns gebräuchlichen Geschwindigkeit geht. Auch die Treppen muß man hübsch langsam steigen, und es braucht schon einige Zeit, bis man sich an dies veränderte Tempo in allen Bewegungen gewöhnt hat.

*) Vergl. Nr. 250 der Beilage des Jahrgangs 1903.

Trotz dieser Steilheit der Straßen gibt es in der Stadt eine Anzahl breitspuriger Fuhrwerke, private und öffentliche, deren Benutzung freilich zuweilen lebensgefährlich wird. Wenn ich selbst den Aufstieg zu dem über 300 Meter höher gelegenen Bahnhofe nicht wie üblich mit dem Wagen, sondern auf dem Maultier reitend zurücklegte, so war es allerdings nicht Furcht vor einem derartigen Unfalle, was mich dazu bestimmte, als vielmehr der Wunsch, das entzückende Panorama der Bergstadt mit seiner Hintergrunddekoration von gewaltigen Schneebergen bis ins einzelne hinein zu genießen und zu erfassen.

Auch das Klima der Hauptstadt ist eigenartig. Der Ort besitzt bei einer Höhe von ca. 3500 Meter eine geschützte Tallage, so daß auch hier der heute in Südamerika weit verbreitete Eukalyptus die hauptsächlichste Baumzierde darstellt. Bei der starken Neigung des Talweges gedeihen aber schon dicht unterhalb von La Paz Birnen, Aepfel, Kirschen und Stachelfeigen, etwas tiefer Pfirsiche, Aprikosen, Orangen, Feigen und Wein, und dementsprechend auch alle möglichen Arten Blumen. Rosen in prächtigen Farben, wenn auch mit wenig Duft, Pelargonien in langen, meterhohen Hecken geben den unterhalb der Stadt gelegenen Gärten ein besonders schmuckes Ansehen, kontrastieren aber doch eigentümlich mit den Kaktusarten und anderen einheimischen Stachelgewächsen. Es gibt wohl kaum eine zweite Stadt, die Blumen und Früchte zu gleicher Zeit und in gleicher Mannigfaltigkeit böte, wie La Paz, denn zu den Produkten des Tales selbst gesellen sich die tropischen, Bananen, Paltas u. dgl., die in wenig Tagereisen aus den heißen Yungas auf der Ostseite der vergletscherten Kordillere gebracht werden.

Seit kurzer Zeit besitzt die Hauptstadt eine direkte Eisenbahn- und Dampferverbindung mit der Westküste. Früher gelangte man vom peruanischen Hafenorte Mollendo mit der Bahn nach Puno am Titicaca-See und von dort mit dem Dampfer nach Chililayo im Norden von La Paz, mußte aber die letzten 70 Kilometer zu Wagen zurücklegen. Jetzt führt eine Bahn von Guaqui am Titicaca-See bis nach La Paz, oder doch wenigstens bis zum Alto, dem Rande der Hochfläche, in welcher das Tal von La Paz eingesenkt liegt. Bald dürfte auch die Frage entschieden sein, in welcher Weise man den steilen Abstieg zur Stadt mit der Bahn überwinden wird.

Die Bahn von La Paz nach Guaqui führt an Tiaguanaco, der bekannten Ruinenstadt aus vorinkaischer Zeit, vorbei und erleichtert dem Fremden den Besuch dieses sehenswerten Ortes. Freilich, was ist von den Palästen und Tempeln heute noch übrig? Ein Trümmerfeld, aus dem sich der stolze Anblick, den sie früher boten, mehr ahnen als erkennen läßt. Die Bauten stammen aus der Zeit vor der Inka-Herrschaft von einem nachmals von den Inkas unterworfenen Volke. Sie sind wohl bei der Eroberung durch die Inkas, vielleicht durch die damit verbundene Einführung eines neuen Kultes, unterbrochen worden; vollendet waren sie nie. Ob die Zerstörung schon zur Inkazeit begonnen hatte, weiß man nicht. Sicher aber ist, daß die spanischen Konquistadoren in ihrer Goldgier das meiste schon durchwühlt haben. Zudem boten die sorgfältig behauenen und vielfach fein polierten Quader aus rotem Sandstein und grauem Trachyt ein vorzügliches Baumaterial, und so entstanden in der ganzen Umgegend große, schön gebaute Kirchen, die zwar vorteilhaft gegen die halbzerfallenen Lehmbauten anderer Orte abstechen, aber doch über die Zerstörung der Zeugen einer uralten Kultur nicht zu trösten vermögen. Auch der Indier verschmähte es nicht, Türeinfassungen u. dgl. aus dem vorzüglichen Material herzustellen. Aber die Barbarei der jüngsten Zeit steht nicht hinter der früherer, verständnisloserer Zeiten zurück. Man hat nicht verhindert, daß die Brücken der kürzlich erst erbauten Eisenbahn aus den Quadern von Tiaguanaco hergestellt wurden. Massenhaft wurden die Riesenblöcke gesprengt, blieben aber zum Teil unverwendet liegen, weil sie zu schwer zu transportieren waren. Zuguterletzt hat die bolivianische Regierung mit einer französischen „wissenschaftlichen" Kommission Ausgrabungen vereinbart, die nötigen Arbeitskräfte, sowie Soldaten zur Bewachung gegen die Indier gestellt und die Abmachung getroffen, daß die ausgegrabenen Gegenstände im Lande bleiben sollen, und nur Dubletten mit fortgenommen werden dürfen. Die Ausgrabungen haben manches Neue und Bemerkenswerte zutage gefördert. So sind lange Galerien aufgedeckt, deren Wände dicht über dem Boden in regelmäßigem Wechsel mit einfachen Quadern durch zahlreiche, leider meist stark verwitterte Köpfe verziert waren; ferner ein sorgfältig gearbeiteter Kanal, der in mehreren Absätzen zu dem Berge emporführt, an dessen Fuß sich die hauptsächlichsten Bauten befanden und der wohl eher als Zuleitungskanal für Wasser, denn als Kloake gedient hat. Aber was an wertvollen Gegenständen gefunden wurde, ist alles nach Paris geschafft, und die Ausgrabungen haben keineswegs eine systematische Aufdeckung und Erhaltung der alten Bauten zum Ziele gehabt. Es ist im wesentlichen ein Raubbau gewesen wie alle früheren Durchwühlungen. Jetzt, wo es zu spät ist, scheint in La Paz die Erkenntnis aufzudämmern, daß eine planmäßige Aufnahme und Konservierung geboten sei. Ob es dazu kommt, möchte ich bezweifeln. So verlassen wir Tiaguanaco mit dem Gefühl des Bedauerns, daß hier durch Unverstand so viel unwiederbringlich verloren ist.

Man hat gefunden, es sei schwer zu erklären, auf welche Weise die großen Monolithe von den Erbauern an Ort und Stelle geschafft werden konnten. Allein ein Problem scheint mir hier nicht vorzuliegen. Manchen, namentlich den nicht fertiggestellten, Blöcken sieht man deutlich an, daß sie auf dem Boden fortgeschleift worden sind, und dazu gehört nur die nötige Anzahl Arme. Der rote Sandstein findet sich in wenigen Kilometern Entfernung, und man sieht auch noch die Brüche, in denen die großen Blöcke gewonnen wurden. Die dunklen Trachyte und verwandten Gesteine sieht man zwar in der Nähe nicht anstehen, und darum hat man vermutet, daß sie aus großer Entfernung, von Orten, wo derartige Gesteine anstehend gefunden werden, über den See herbeigeschafft worden seien. Diese Annahme erscheint aber unnötig, wenn man bedenkt, daß die benachbarte Kordillere von Quimsachaca außer dem roten Sandstein Trachytdurchbrüche verschiedener Art enthält, daß durch Eis große Blöcke dieser Gesteine bis an den Fuß des Gebirges verfrachtet worden sind, und daß an den halb bearbeiteten Blöcken die Findlingsnatur noch ganz deutlich erkannt werden kann. Die Erbauer von Tiaguanaco werden eben das Material zu ihren Riesenbauten aus nächster Nähe genommen haben, und sicherlich haben sie es ohne weitere Transportmittel, nur mit zahlreichen Arbeitskräften und mit Geduld an Ort und Stelle geschafft und dort behauen.

Die Fahrt über den Titicaca-See, welche von Guaqui aus am Nachmittag angetreten wird, bietet, wenn sie von klarem Wetter begünstigt ist, eines der großartigsten Schauspiele der Welt. Im Osten der ungeheuren Wasserfläche zieht die hohe, mit Schnee bedeckte Kordillere hin, deren tief hinab vergletscherte Bergriesen nahe an 7000 Meter hinanreichen. Vergegenwärtigt man sich, daß das Seeniveau in 3800 Meter Meereshöhe liegt — manche Menschen werden durch Atembeschwerden ununterbrochen daran erinnert —, so kann man die Großartigkeit des Eindruckes einigermaßen ermessen. Auch dem Laien wird sich, wenn er die ungewöhnliche Größe des Sees, seine beträchtliche Höhenlage und den vielfach gebuchteten Umriß seiner mit Halbinseln und Inseln versehenen Ufer bedenkt, die Frage aufdrängen, wie dies große Wasserbecken entstanden sein mag. Unsere Alpenseen besitzen zumeist ein individuelles Gepräge. Sie bilden Ausweitungen eines Tales im Gebirge, oder sie liegen am Ausgang der Täler vor dem Gebirge; in einzelnen Fällen, wie beim Vierwaldstätter Luganer und Comer See, verzweigt sich die Wasserfläche in Nebentäler hinein. Für alle diese Seen besitzen wir eine hinreichende Erklärung ihrer Entstehung in der aushobelnden Wirkung der großen Eisströme, die hier zur Eiszeit tätig gewesen sind, die Täler übertieft und erweitert, zuweilen auch die Wasserscheide zwischen zwei Tälern so weit erniedrigt haben, daß sie mit einer einheitlichen Wassermasse erfüllt werden konnten.

Für den Titicaca-See lassen uns diese Erklärungen aber im Stich. Die 170 Kilometer lange und durchschnitt-

lich 50 Kilometer breite Seefläche bedeckt eine ganze Gebirgszone, und große Gebirgsketten ragen als Halbinseln und Inseln aus ihr hervor. Die Achse des Sees liegt nun aber nicht, wie bei den Alpenseen, in der Richtung der Eisströme, die zur Eiszeit hier wie in den Alpen von der Höhe des noch jetzt vergletscherten Gebirges herabgekommen sind, sondern sie verläuft gerade senkrecht dazu, und es läßt sich auch ohne Schwierigkeit feststellen, daß die Eisströme den See nicht überquert, also auch nicht ausgehobelt haben. Sie haben vielmehr das Flußsystem, das auf der Westseite des Gebirges entlang verlief und erst südlich von Illimani die Kette durchbrach, mit ihren Moränen und Schuttmassen verbaut und abgedämmt. Hierdurch ist zwischen La Paz und dem Titicaca-See ein mächtiger Riegel geschaffen worden, der sich vom Gebirge nach Südwesten abdacht, und die Abflüsse des ganzen oberhalb gelegenen Gebirgslandes zu einem großen See umgewandelt hat. Hätte nun der Ueberlauf dieses großen Sees das alte Flußbett wieder getroffen, so würde er sich bei dem starken Gefälle rasch wieder in den Schuttriegel eingesägt und das Becken entwässert haben. Der Ueberlauf lag aber nicht im Südosten, gegen das alte Flußbett zu, sondern im Süden, nach einer Hochfläche zu, die durch den Mangel an Niederschlägen fast wüstenartigen Charakter besitzt und wie das große Becken der Salzseeregion Nordamerikas auch gänzlich abflußlos ist. Nach hierher entwässert der Desaguadero den See, den er als ansehnlicher Strom verläßt. Aber je weiter das Wasser nach Süden fließt, um so mehr vermindert es sich infolge der starken Verdunstung und der geringen Zuflüsse. In dem flachen Becken des Lago Aullagas sammelt es sich von neuem an, aber von hier führt nur noch gelegentlich ein zum Teil unterirdischer Ablauf in den großen Salzsumpf der Laguna de Coipasa, aus der das Wasser nur noch verdunstet, nicht mehr abfließt.

Man sollte meinen, daß der Titicaca-See bei dem Mangel an guten Wegen und Eisenbahnen einen viel benutzten Verkehrsweg bilden müsse. Das ist aber nur in ganz beschränktem Maße der Fall. Regelmäßige Dampferverbindungen bestehen nur zwischen Guaqui und Puno, als Teil der direkten Verbindung zwischen La Paz und der Küste; außerdem von Guaqui den Desaguadero hinunter. Sonst ist der Verkehr über den See sehr gering. Die beiden Uferstaaten Peru und Bolivia tauschen eben nur wenig Produkte aus und die Umgebung des Sees produziert kaum mehr, als nötig ist, um die paar Indier zu ernähren, die dort wohnen. Der größte Teil des Landes ist öde oder nur mit dünner Schaf- und Lamaweide bedeckt, wie die Puno-Region des hohen Peru überhaupt. Jedenfalls erhält man von der Produktionsfähigkeit der Gegend eine ganz unrichtige Vorstellung durch die oft erwähnte Tatsache, daß trotz der beträchtlichen Höhenlage dort Mais gedeihe.

Von Puno aus hat die Bahn die vegetationsarme Westkordillere zu überschreiten, deren Höhen bis zu 6000 Meter hinaufreichen, wegen der dürftigen Niederschläge aber nur mit beschränkten Schneekappen bedeckt sind. Der Anstieg auf dem öden Berglande bietet wenig Abwechslung. Nur zwei größere Bergseen mit vielfach gebuchteten Ufern, Erzeugnisse der Eiszeit, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Den höher gelegenen umfährt die Bahn in zahllosen scharfen Windungen. Auf der Höhe des Gebirges herrscht zur Regenzeit winterliches Schneetreiben, das mehr an heimatliches Klima, denn an den 16. Breitengrad gemahnt. Einige armselige Indianerhütten und eine Lamaherde, die sich scharf von der weißen Fläche abhebt, führen uns zum letztenmal das typische Bild der Hochfläche des Alto Peru vor Augen, dann geht es in mehrstündiger Fahrt steil nach Arequipa hinunter.



Ueber den Einfluß der Maschine auf die Kunst.

Von Dr. G. Münzel.

(Schluß.)

Was von den Formen gilt, kann in gleicher Weise von dem Material des Gegenstandes gesagt werden. Die Technik hat es mit Hilfe der Maschine so weit gebracht, daß sie keine Eigenart irgend eines Materials mehr anzuerkennen braucht, sie ist imstande, ihren billigen Surrogaten das Ansehen des teueren, echten Materials zu geben. Man denke an die Rolle von Gips und Steinguß, Blech, Zement, Papier, Glas, Zink, der verschiedenen Legierungen, Stoffimitationen u. s. w., die sie als Ersatzmittel von Marmor, Holz, Stein, Leder, Bronze, Seide u. s. w. in ihren verschiedensten Anwendungen heute spielen.

Dabei tritt als ästhetisch bedeutsam hervor, daß wir uns von irgend einem Gegenstand aus unechtem Material abgestoßen fühlen, wenn unser Auge auch über dessen Natur vollkommen getäuscht worden ist, wir aber anderweitig, z. B. durch Mitteilung, von der Verwendung des falschen Materials Kenntnis haben. Diese Wirkung findet ihre Erklärung darin, daß für ein ästhetisches Urteil nicht der momentane Sinneseindruck allein maßgebend ist, sondern die Gesamtheit aller in Betracht kommenden Eindrücke, die für die Bestimmung des Objektes von Einfluß sind. Es liegt in unserem Geiste, daß Eindrücke, die in einer gegenwärtigen Wahrnehmung nicht enthalten sind, die wir aber sonst mit einer ähnlichen Wahrnehmung verbunden wissen, sich an diese anschließen. Sie werden gewissermaßen durch die Wahrnehmung vertreten, indem wir antizipierend von dieser auf jene schließen, gemäß den Erfahrungen, die in uns aufgespeichert liegen. Allein diese Vertretung, die sowohl frühere Erfahrungen desselben Sinnes, wie auch die anderer Sinne in sich begreift, ist nicht immer zuverlässig. Die Anhaltspunkte sind entweder nicht genügend, oder ihre Beziehung auf die früheren Eindrücke wird nicht richtig vollzogen. Dadurch entstehen Täuschungen der eben beschriebenen Art. Man wird auf Grund einer Wahrnehmung zu Assoziationen veranlaßt, die dem Gegenstand Eigenschaften zusprechen, durch die er ästhetisch gerechtfertigt wird. Wie aber der Irrtum erkannt ist, der durch die fehlerhafte Assoziation hervorgerufen wurde, heben wir das günstige ästhetische Urteil sofort wieder auf. So hat uns in dem angeführten Falle der Augeneindruck vollständig befriedigt, bis wir durch die korrigierende Mitteilung unser erstes Urteil verwarfen. Wir erklären mit dieser Wandlung, daß unseren ästhetischen Anforderungen nicht Genüge getan wird, wenn eine Wahrnehmung eine Ansicht über bestimmte Eigenschaften erweckt, die nicht begründet ist. Dabei ist es gleichgültig, ob wir zu diesem Resultat durch eigene genauere Prüfung oder lediglich im Vertrauen auf die Kenntnis anderer gekommen sind. So zeigt sich, daß der augenblickliche Sinneseindruck nicht in der Weise ein Uebergewicht hat über andere von ihm vertretene Eindrücke, so daß von ihnen abgesehen werden könnte, vielmehr stehen diese völlig gleichwertig neben ihm. Erst die Uebereinstimmung aller Eindrücke läßt eine ästhetische Billigung zu.

Das findet vor allem eine Anwendung bei den Materialimitationen, wo eine Täuschung über bestimmte Qualitäten des Objektes beabsichtigt ist. Aus dem äußeren Anblick soll man auf die innere Beschaffenheit des Gegenstandes zu schließen veranlaßt werden; weil das angestrichene Blechornament wie Stein aussieht, soll man zu dem Glauben kommen, es sei Stein. Sobald aber diese Täuschung als solche erkannt ist, lehnen wir den Gegenstand ästhetisch ab; unser ästhetisches Gefühl dringt von der Oberfläche zum Innern der Dinge vor. Das Nichtsichtbare, dem gegenwärtigen Eindruck Unzugängliche ist dem Sichtbaren gleichgeordnet.

Die Forderung, daß eine Uebereinstimmung der vollzogenen mit den durch diese vertretenen Wahrnehmungen für das Urteil bestehen muß, könnte man in ihrer Beziehung auf die Materialnatur des Dargestellten als eine ästhetische Kategorie des Echten bezeichnen.

Wenn diese Uebereinstimmung durch Täuschung als vorhanden behauptet wird, lehnen wir uns dagegen auf, indem wir unsere ästhetische Verwerfung des Objektes dadurch ausdrücken, daß wir es als falsch oder unecht bezeichnen.[2])

Gerade die Technik ist es in ihren „Errungenschaften", die ein derartiges verwerfendes Urteil besonders häufig macht. Während früher Täuschungen über das Material so gut wie unbekannt waren, die auch wegen der technischen Unvollkommenheiten nur sehr unbeholfen hätten ausgeführt werden können, ist heute das ganze Bereich des Kunstgewerbes damit durchsetzt. Wie die Ersatzmittel unser ganzes modernes Leben überhaupt sich dienstbar gemacht haben, so haben sie vorzüglich das Kunstgewerbe als ein Hauptanwendungsgebiet okkupiert. In der raffiniertesten Weise werden alle Arten von kunstgewerblichen Erzeugnissen von den billigsten bis hinauf zu den teuersten mit Hilfe dieser fälschenden „Errungenschaften" hergestellt. Die Kunstläden sind mit ihnen gefüllt. Es ist gar nicht auszurechnen, welche Verwüstung des Geschmackes durch den ununterbrochenen Strom von derartigen Falsifikaten, der sich aus den Fabriken in die Läden, und von da in die Häuser ergießt, herbeigeführt wird.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann der Besuch von öffentlichen Sammlungen, kunstgewerblichen Museen, Galerien, Bauwerken u. s. w. nicht als genügendes Mittel angesehen werden, um den Sinn für echte Kunst wirklich wieder zu heben, denn ausschlaggebend bleiben immer die Führung des täglichen Lebens und die Räume, in denen es sich abspielt. Hier allein kann jene innige Wechselbeziehung zwischen Genießendem und Schaffendem erzeugt werden, die erst das wahre Verständnis für die Kunst eröffnet, den Sinn für ihre Werke und das Gefühl ihrer Unersetzlichkeit für das Leben hervorruft, und die damit auch den Besucher dem Museum gegenüber erst die richtige Stellung einnehmen läßt.

Wohl haben sich viele Große der Kunst aus bitterster Armut und kunstfeindlichsten Verhältnissen emporringen müssen, deren Beispiel kann aber hier nicht als ein Gegenargument angeführt werden, weil wir es in diesem Zusammenhang allein mit dem Durchschnitt des Volkes zu tun haben, der die Kunst nicht, wie der Künstler, selbsttätig aus seinem Innern erzeugen kann, und der ihr darum entfremdet wird, wenn er sie nicht um sich hat.

Macht man darauf aufmerksam, daß eine patinierte Bronzevase aus gefärbtem Gips etwas sehr Häßliches und Falsches sei, so kann man unter hundert Fällen mindestens neunzigmal die Antwort erwarten: „Aber das macht doch gar nichts, man sieht's ja nicht; wenn die Vase auf dem Schranke steht, macht sie sich wunderschön."

Ganz analog ist es, wenn es dem Antiquar gelingt, dem Bauer seinen prachtvollen, alten Schrank, der schon seit Generationen in der Familie ist, gegen den funkelnagelneuen, so schön abwechselnd matt und glänzend gehaltenen Fabrikschrank mit der verlogenen Muschel und den gestanzten Beschlägen, auszutauschen, dem obendrein der gutherzige Althändler noch einen Guldenzettel folgen läßt, obgleich es der alte Kasten gar nicht wert ist. Man könnte sich eigentlich dabei beruhigen, beide Teile sind ja zufrieden, der Antiquar h a t ein gutes Geschäft gemacht, er schlägt das alte Stück zu enormem Preise an den Liebhaber wieder los; der Bauer g l a u b t ein gutes Geschäft gemacht zu haben, er hat durch die Stadt so sehr den Zusammenhang mit der alten Art verloren, und ist durch den falschen Glanz der Fabrikware schon so sehr verdorben, daß er fröhlichen Herzens den neuen Schund auf seinem Leiterwagen nach Hause fährt und an der Stelle des alten Erbgutes aufstellt.

Es ist immer die gleiche Erscheinung: der natürlichen Freude an Zier und Schmuck des Daseins kommt die gleißnerische Freundin, die Maschine, entgegen. Und zu dem verlangenden Menschen spricht sie: „Du willst Schönheit, du willst glänzende und gefällige Form für deine Geräte? Ich will sie dir geben. Tag und Nacht, ohne Aufhören, gehen meine Räder, denn so will es mein Herr, der Fabrikant, der nur den einen Wunsch hat, dir zu gefallen! Ich drucke, presse, stanze, rühre, schneide ohne Unterlaß, und siehe da, mein guter Wille, dir zu dienen, wird belohnt. Aus Papier wird Leder, aus Zement wird Stein, aus Gips wird Bronze, aus Glas wird Edelstein, und aus hundert anderen nur mir bekannten Mischungen entstehen alle die herrlichen Dinge, die du hier aufgespeichert siehst, und mein höchster Stolz ist es: kein einziges ist echt, kein einziges ist das, wonach es aussieht. Mein Herr, der Fabrikant, und mein Erbauer, der Techniker, haben ihre Nächte daran gesetzt, um den Widerstand des letzten echten Materials gegen seine fälschende Nachahmung zu brechen. Und es ist uns gelungen!"

„Nun aber zur Hauptsache. Diese ganze Pracht ist billig, sehr billig. Bist du zum Beispiel imstande, dein Zimmer fortwährend, zumal im Winter, mit lebenden Blumen zu schmücken? Das kostet viel, aber wir schaffen Rat. Siehe hier diese Büsche von Papierblumen und -blättern; alle möglichen Sorten sind dabei, in- und ausländische, und solche, die es gar nicht gibt, denn die Phantasie der Fabrikanten ist reicher als die Natur. Meine Blumen kann jeder erschwingen, und wie herrlich nehmen sie sich aus hier vor dem Oeldruckbild. Jetzt noch auf dessen eine Seite die neusilberne Streitaxt mit dem Thermometer darauf, auf die andere den bronzierten Gipsteller mit Faust und Gretchen oder dem Trompeter von Säkkingen. Und willst du noch etwas ganz Feines, so nimm für das Wandbrett hier diese Bronzebüste aus Zink oder stelle in

---

[2]) Hieraus ergibt sich ein entscheidendes Argument gegen eine Konstruktion Simmels in seinen „Vorlesungen über Kant" (S. 157). Simmel sucht die Gleichgültigkeit der Existenz eines Gegenstandes für das ästhetische Wohlgefallen aus der Ausschließung des Tastsinnes bei der Hervorbringung ästhetischer Eindrücke abzuleiten. Durch diese Ausschaltung des Tastsinnes werde zwischen dem betrachtenden Subjekt und dem Gegenstande eine Distanz geschaffen, die nicht überbrückt werden könne, weil der dazu allein fähige Sinn, der Tastsinn, der als der wahre Realitätssinn anzusprechen sei, von vornherein ausgeschlossen bleibe. Aus dem Fehlen dieses Sinnes erwachse dann die ästhetische Gleichgültigkeit gegen die empirische Existenz des Objektes.

Diese ganze Ableitung beruht auf der Verkennung der Tatsache, daß in einem ästhetischen Urteil über ein Objekt allerdings dessen empirische Realität völlig belanglos ist, daß aber zur Fixierung seines Vorstellungsbildes, das dem Urteil zugrunde liegt, auch Tastempfindungen wirksam sind. Es ist bei Simmel nicht beachtet, daß der Tastsinn, wenn er auch nicht direkt in Tätigkeit tritt, doch seinen Anteil am Zustandekommen des Vorstellungsbildes hat, indem er durch das Auge vertreten wird, das dessen Erfahrungen vikariierend an den Gegenstand heranträgt. Wenn die ästhetische Schätzung durch die Formen des Gegenstandes bedingt ist, so können wir zu ihrer Feststellung alle Sinne anwenden, die anzuwenden die Natur der Sache erlaubt. Und gerade der Tastsinn ist es, der uns Aufschlüsse über die Eigenart von Formen gewährt, durch die deren Qualität wesentlich mitbestimmt wird.

Der Tastsinn wirkt also durch Vermittlung des Auges mit bei der Gestaltung unseres ästhetischen Urteils über den Wert eines Objekts. Diese indirekte Mitwirkung ist übrigens nicht die einzig mögliche Form seiner Anwendung, es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß er bei Werken der Plastik und des Kunstgewerbes ohne die Mittlertätigkeit des Auges in Funktion tritt und so direkt an der Bildung des Urteils beteiligt ist. Und daß das Auge durchaus keinen idealen Ersatz für den Tastsinn bietet, ersieht man aus den Täuschungen, denen es über Material und Struktur seiner Objekte ausgesetzt ist.

Die Unabhängigkeit des ästhetischen Wohlgefallens an einem Gegenstande von dessen empirischer Existenz bedeutet nicht, daß das ästhetisch sich verhaltende Subjekt nicht in die empirische Wirklichkeit hinübergreifen k a n n, weil bei dem ästhetischen Verhalten das Organ dazu, der Tastsinn, ausgeschlossen wäre, sondern daß es dieses Hinübergreifen nicht w i l l und nicht braucht. Denn sein ganzes Interesse erschöpft sich an den F o r m e n der Darstellung, die ihm durch die Sinne vermittelt werden. Hierzu gehört, um es noch einmal hervorzuheben, auch der Tastsinn, der gewöhnlich durch das Auge vertreten wird, der aber auch unmittelbar in Tätigkeit treten kann, aber nicht um eines Realitätsinteresses, sondern lediglich um eines Formeninteresses willen an dem gegebenen Objekte. Er dient nur dazu, für das Vorstellungsbild noch diejenigen Bestimmungen zu erhalten, die für die Erkenntnis der Formen des Gegenstandes von Wert und Bedeutung sind, aus deren Würdigung dann das ästhetische Urteil hervorgeht.

die Nähe auf einen Sockel, der wie Ebenholz aussieht, aber Tannenholz ist, eine Figur aus Alabastermasse oder gar aus gepreßtem Marmorstaub. Das ist ganz besonders beliebt bei den Vornehmen und Gebildeten, weil es sich so wirkungsvoll von der Papiertapete, die Seide sein soll, abhebt. Gepriesen seien die heiligen Urstoffe, Glas und Gips, Baumwolle und Papier und alle die anderen, mit deren Hilfe wir ein so schönes Zimmer zustande bringen können. Ja freilich, früher hat man so etwas nicht fertig gebracht, das können wir erst heute."

Ja, das hat man früher freilich nicht machen können. Der Lust am schönen Gegenstande konnte keine Maschine mit ihren billigen Surrogaten entgegenkommen. Wer etwas Schönes haben wollte, mußte die Qualitätsarbeit des Handwerkers und das echte Material bezahlen. Wer es nicht konnte, mußte sich mit einfachen Dingen begnügen, die aber gemäß der Tüchtigkeit ihrer Verfertiger wohl durchgebildet waren und das darstellten, was man heute mit dem Ausdruck „reine Sachlichkeit der Formen" bezeichnet. Er mußte es, es gab keine andere Wahl. Und diese Lage der Dinge war ein Glück für Volk und Kunst, denn darin liegt gerade das Elend der heutigen Zeit, daß die Maschine diese Alternative aufgehoben hat durch die Produktion billiger, in die Augen fallender Surrogate, die in echtem Material und in gediegener Arbeit für den Käufer unerschwinglich wären. Und dieser kann der Versuchung, für wenig Geld statt des ebenso billigen, einfachen, echten, den prunkenden, unechten Gegenstand zu erwerben, nicht widerstehen. Aber nicht nur das Einfach-Echte muß dem Surrogate weichen, auch die teure Qualitätsarbeit verliert ganze Provinzen an den emporkommenden Nebenbuhler; ist doch dafür gesorgt, daß er es an bestechendem Glanz nicht fehlen läßt. Dazu geht diese Verdrängung des Echten, was nicht geleugnet werden kann, in immer steigendem Maße vor sich. Mit dem Siege des Surrogates wird die enge, früher einfach selbstverständliche Verbindung aufgehoben, die zwischen Echtheit und Kunstwerk unbedingt bestehen muß. Man hält es für möglich, daß etwas schön sei, ohne echt zu sein. Wie zerstörend eine solche Auffassung wirken muß, ist ohne weiteres klar. Denn sie bleibt nicht bei der äußeren Form, der Gestalt und dem Material stehen, sondern überträgt sich auch auf den inneren Gehalt. Das Hohle, Theatralische, der leere Aufputz im gedanklichen Inhalte der Kunstwerke wird geschätzt. Die fortschreitende Gewöhnung in der Hinnahme des Unechten vermindert auch die Fähigkeit, das Geistige in den Darstellungen der Kunst richtig zu beurteilen, die leere Pose wird mit dem Ausdruck wahren Gefühls verwechselt. Die für die Masse bestimmte Produktion arbeitet dieser Kritiklosigkeit in die Hände, indem sie mit Vorliebe widerlich sentimentale, süßliche Vorwürfe in den Handel bringt.

Des weiteren verführt die Billigkeit der Surrogate, mehr zu kaufen als nötig ist, und verschuldet so die Ueberfüllung der Wohnungen mit sinn- und nutzlosem Krimskrams. Da das Fabrikat aber ebenso billig wie schlecht ist, muß die Billigkeit ermöglichen, was die schlechte Machart nötig macht: den häufigen Wechsel in den Gerätschaften. Ohne Bedauern, wie es durch den Verlust der lange mit Liebe besessenen Sachen hervorgerufen wird, werden sie von dem Besitzer fortgeworfen und durch gleich schlechte und unpersönliche ersetzt. Der Eigentümer verwächst nicht mehr mit seinem Hausrat. Es entsteht ein unheilvoller Zirkel, der Käufer erwirbt die unechten glänzenden Sachen, weil sie billig sind, sie sind billig, weil sie schlecht sind, und darum müssen sie bald ersetzt werden; weil er dies weiß, legt er kein Gewicht mehr auf ihre Durchbildung.

Ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer wie diese Folge der Billigkeit der Maschinenproduktion ist die durch ihre Massenhaftigkeit bewirkte. Sie führt zu einer Gleichförmigkeit in den Ausstattungen der Häuser, die wahrhaft erschreckend ist. Von den großen Zentren aus werden die Massenartikel der Fabriken überall hin verbreitet. Jeder persönliche Geschmack wird durch sie erstickt, keine lokale oder landschaftliche Tradition, kein Unterschied von Stadt und Land, die sich vordem so stark geltend machten, können sich dagegen halten.

Diesen schädlichen Wirkungen der Maschinenarbeit suchte man zu begegnen, und glaubte die Abhilfe in diesem Programm gefunden zu haben:[3]) absolute Einfachheit bei Echtheit des Materials und Gediegenheit der Arbeit, Verzicht auf alle schmückende Kunst an den Geräten. — Wie glücklich wären wir, wenn die Ausführung dieses Programms gelänge. Doch es ist sehr die Frage, ob es dazu kommen wird, denn seine Durchführung setzt voraus, daß man es mit einem künstlerisch geradezu durchgebildeten Volke zu tun hat. Denn es bedarf eines sehr geläuterten Geschmackes, um dem einfachen, völlig schmucklosen Gegenstand vor dem glänzenden, unechten den Vorzug zu geben; denn nur ein solcher wird einsehen, daß jener in seiner Einfachheit allein verdient für wert gehalten zu werden, weil er die Anforderungen erfüllt, die das ästhetische Urteil an seine Objekte stellt. Wohl nicht allzu häufig wird man in einem Volke, das die hervorgehobenen Wirkungen der Maschine über sich ergehen ließ, diese Gediegenheit des Geschmackes finden. —

Das künstlerische Bedürfnis des Volkes verlangt nach Schmuck, aber sein ästhetisches Unterscheidungsvermögen ist nicht stark genug, zu erkennen, daß es in dieser Liebe durch die Fabrikprodukte der Maschine betrogen wird. So verkehrt sich diese an sich schätzenswerte Neigung in einen Fluch, und es ist nicht zu verkennen, daß die Entwicklung eher abwärts als aufwärts geht. Die neueren kunstgewerblichen Bewegungen haben, in dieser Richtung wenigstens, so gut wie keine Besserung gebracht. Die neu aufkommenden Formen wurden sofort von der Maschine aufgegriffen und mechanisiert. —

Derartige große Erscheinungen, wie wir eine in der maschinellen Technik vor uns haben, die das ganze Leben von Grund aus umgestalten, tragen die Kräfte ihrer Entwicklung in sich. Sie lassen sich nicht meistern. Mögen sie auch auf einem Gebiete förderlich sein, in anderen wirken sie verderblich und zerstörend. Hier gilt das Wort:

Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los.

Daß die Technik auf das künstlerische Vermögen des Volkes schädlich wirkt, ist gewiß, ob es aber gelingen wird, diese Wirkung aufzuheben, ist sehr fraglich.

Ein besonderer Umstand trägt noch das Seinige dazu bei, den Erfolg der Maschinenarbeit zu vergrößern; er liegt in der gänzlich veränderten sozialen Stellung des Künstlers und des dadurch bedingten durchgreifenden Unterschiedes früherer, namentlich mittelalterlicher und moderner Kunstpflege. Früher dem Handwerker nahestehend, war der Künstler in ständigem Verkehr und in Fühlung mit den mittleren Ständen, hatte ihre Anschauungen und Bedürfnisse. Aus dieser engen Berührung gingen Aufträge hervor, sowohl von einzlnen als von seiten der Korporationen, Bruderschaften, Gilden, Innungen, Stiftungsverwaltungen u. s. w. Eine Folge war die Ausstattung der Kirchen, Zunfthäuser, Ratsstuben, Wohnungen mit Werken echter Kunst und die fast allgemeine Kunstübung und der Kunstsinn in den weitesten Kreisen des Volkes. — In der modernen Zeit löst sich der Künstler immer mehr von diesen Schichten ab und tritt in Beziehung zu der vornehmen und kapitalkräftigen Gesellschaft. Die fortschreitende Entfremdung zwischen Volk und produzierender Kunst wird durch diese Entwicklung noch gesteigert.

So wirken diese Faktoren in einträchtigem Verein zusammen, um der Kunst im Volke den Boden zu entziehen. Ob in diesem Sinne der technischen Erfindung dem Kunstwerk gegenüber die Rolle zufallen wird, die der Archidiakon in Viktor Hugos „Notre Dame de Paris" dem Druckwerk zuweist gegenüber dem Bauwerk?

L'archidiacre considéra quelque temps en silence le gigantesque édifice, puis étendant avec un soupir sa main droite vers le livre imprimé qui était ouvert sur sa table et sa main gauche vers Notre-Dame, et promenant un triste regard du livre à l'église:

Hélas! dit-il, ceci tuera cela.

3) Vergl. Muthesius: Kunstgewerbe, Jugendstil und bürgerliche Kunst. Rheinlande IV. 1. Oktober 1903.

Bücher und Zeitschriften.

* **Zur Heidelberger Schloßfrage.** In einem soeben unter dem Titel „Aus Liselottens Heimat" bei G. Grote in Berlin erschienenen Büchlein ergreift, nicht zum erstenmal, wo es sich um die Bewahrung idealer Güter des deutschen Volkes handelt, Ernst v. Wildenbruch das Wort zu der brennenden Frage der Erhaltung oder — angeblichen! — Erneuerung der Heidelberger Schloßruine. Das mit einem Bilde der Titelheldin und mehreren Ansichten des Schlosses geschmückte Büchlein gibt zunächst eine prächtig geschriebene zusammenfassende Charakteristik der charakterstarken, innerlich so gesunden und im Grunde doch unendlich beklagenswerten deutschen Fürstentochter, die aus Gründen der Staatsraison unter Verleugnung ihres Glaubens in das trübe Milieu des französischen Hofes einzutreten gezwungen wurde, ohne sich doch am französischen Hof jemals wohl und eigentlich zu Hause zu fühlen. Die Betrachtung dieser typischsten Vertreterin des Heidelberger Landes und seiner Schicksale lenkt aber seinen Blick von selbst auf das steinerne Wahrzeichen des Landes und läßt ihn für den Widerspruch gegen die beabsichtigte Zerstörung all der Stimmungen, die das Heidelberger Schloß in seiner Ruinenpracht heute hervorruft, die nachdrucksvollen Worte finden:

„Die Heidelberger Schloßruine in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist etwas in der Welt absolut Einziges. Wer sie auch nur ein einziges Mal mit Augen angeschaut, wer gesehen hat, wie sich das rotbraune Getrümmer in die Arme der umgebenden Waldungen einbettet und einschmiegt, wie das Grün der Bäume aus dem Tale heraufsteigt und das Grün des Efeus an den Mauern emporklimmt, als wollte es all die alten, immer noch schmerzenden Wunden und Spalten mit tröstender, kühlender Hand verhüllen und bedecken, der weiß, daß durch das Zusammenwirken geschichtlicher Ereignisse und nie aufhörender triebkräftiger Natur ein Schönheitsbild entstanden ist, wie es eigenartiger nicht gedacht, geschweige denn nachgeschaffen werden könnte.

Und dieses wunderbare Bild soll frevelhaft zerstört werden! Denn es würde zerstört werden, wenn man das Schloß, wie es einstmals gewesen, wieder herstellte.

Es muß hier einmal ausgesprochen werden, was gar nicht allgemein genug bekannt ist, daß die jetzige Schloßruine zehntausendmal schöner ist, als es das alte, nicht zerstörte Schloß war. Wer meinem Worte nicht glaubt, der sehe sich den Merianschen Stich aus dem 17. Jahrhundert an, wo das alte Schloß klassisch treu in seiner unangerührten Gestalt dargestellt ist. Alles, was heut in den freistehenden Mauern wundervoll luftig und leicht emporsteigt, war damals ein Gebäudekomplex von erdrückender Schwere. Nicht nur ein schwerer, sondern zugleich ein abenteuerlicher Komplex, weil er zur Hälfte Prunkbau, zur anderen Festung, regelrechte, enorme Festung war. Die jetzt enthaupteten und zerborstenen Türme, die, wie namentlich der Dicke Turm und der Krautturm, gerade dadurch so malerisch wirken, daß sie uns in ihre aufgerissenen Eingeweide hineinsehen lassen, plumpe, runde, mit unschönen Helmen geschlossene, von schmalen Fenstern und Schießscharten durchbrochene, an Elefantenbeine erinnernde Kolosse. Und vor allem der Otto-Heinrich-Bau mit seiner heute frei aufsteigenden italienischen Renaissancefassade, von deren oberster Kante die beiden Gestalten des Jupiter und des Sonnengotts in den blauen Aether ragen, wie Wahrzeichen und Hüter des Ruinenbezirks zu ihren Füßen, dieser in seiner heutigen Zerstörtheit geradezu geheimnisvoll schöne Bau, wie sah er damals aus? Auf den Renaissance-Unterbau waren in unbegreiflicher architektonischer Verfehlung niederländische Giebel als Bedachung aufgesetzt, so daß das ganze Gebäude um seine ursprünglich gewollte Schönheit gewissermaßen betrogen wurde. Will man ihn so wieder aufbauen? Dann baut man mit Bewußtsein an Stelle von etwas Schönem Unschönes auf. Will man ihn nicht so wiederherstellen, sondern, dem Unterbau entsprechend auf das Renaissancegebäude ein Renaissancedach legen? Dann baut man mit Bewußtsein etwas anderes, als was da einstmals gestanden hat. Schon hier also ein Dilemma, aus dem es gar keinen ehrlichen Ausweg gibt. Und so geht das weiter: Will man das ganze alte Schloß wieder herstellen? Das ist schon deshalb unmöglich, weil sich die Türme in ihren riesigen Verhältnissen gar nicht wieder aufrichten lassen würden. Auch habe ich nicht gehört, daß man den „Ruprechts-Bau", den „Englischen Bau", überhaupt etwas anderes als den Otto-Heinrich-Bau, den gläsernen Saalbau und den Glockenturm wieder herstellen will. Ein Teil also bleibt Ruine, ein anderer Teil wird neu aufgedonnertes, modernes Bauwerk. Man stelle sich den geradezu schreienden Kontrast vor, der dadurch an der Stätte entstehen würde, an der jetzt das große, geweihte Schweigen der einheitlichen Ruine herrscht."

Diphtherie-Merkblatt ist der Titel eines vom Kaiserlichen Gesundheitsamt herausgegebenen Schriftchens, welches sich in Form und Ausstattung den von dieser Stelle früher veröffentlichten Merkblättern (Tuberkulose-, Typhus-, Ruhr- rc. Merkblatt) anschließt und den Zweck hat, weitere Kreise der Bevölkerung mit dem Wesen der genannten, namentlich für die Kinder so mörderischen Krankheit bekannt zu machen. Durch eine frühzeitige Erkennung der Krankheit, durch ihre sachgemäße Behandlung und durch die sorgfältige Beseitigung der für die nähere und weitere Umgebung so gefährlichen Ansteckungsstoffe kann manches junge Menschenleben dem Tode entrissen und können weitere Erkrankungen verhütet werden. In diesem Sinne ist das für die Kenntnis der Diphtherie und für deren Bekämpfung Wichtigste in folgenden 9 Abschnitten zusammengestellt: 1. Verlauf der Krankheit. 2. Erkennung und Behandlung der Krankheit. 3. Uebertragung der Krankheit. 4. Absonderung der Kranken. 5. Beseitigung der Ausscheidungen. 6. Verhalten des Pflegepersonals. 7. Behandlung der Wäsche, Kleider und Gebrauchsgegenstände. 8. Desinfektion der Wohnung und 9. Beförderung der Diphtheriekranken. — Das Merkblatt ist im Verlage von Julius Springer in Berlin N. erschienen. (Preis 5 Pf., 100 Exempl. 3 M., 1000 Exempl. 25 M.).

*

Allgemeine Rundschau.

Friedrich Ratzel †.

Auf seinem Besitztum in Ammerland am Starnberger See ist gestern nachmittag der bekannte Geograph Professor Dr. Friedrich Ratzel plötzlich am Herzschlag gestorben. Indem wir uns eine ausführlichere Würdigung der Tätigkeit des Verstorbenen vorbehalten, geben wir die bereits im Hauptblatt mitgeteilten hauptsächlichen Daten seines Lebensganges in folgendem ergänzend wieder: Friedrich Ratzel wurde am 30. August 1844 zu Karlsruhe in Baden geboren. Er war zuerst Apotheker, studierte dann Naturwissenschaften in Heidelberg, Jena, Berlin und Montpellier. Darauf unternahm er große Reisen nach Italien, Frankreich, Ungarn, Nordamerika, Mexiko und Kuba. 1876 wurde er Professor an der Technischen Hochschule in München und redigierte mehrere Jahre lang die früher in Augsburg erschienene Zeitschrift Das Ausland, die dann später im Globus aufging. Seit 1886 war er Professor an der Universität Leipzig. Ratzel hat vor allem der Verbindung der Geographie mit der Anthropologie und Politik (im weitesten Umfang des Wortes) sein Augenmerk zugewandt und für die Abhängigkeit der verschiedensten Erscheinungen der menschlichen Kultur von geographischen Faktoren eine Reihe wichtiger und allgemein anerkannter Gesichtspunkte in die geographische Methodologie eingeführt. Unter seinen Werken sind „Anthropogeographie", „Völkerkunde" und „Politische Geographie" in erster Linie zu nennen, ferner das durch bekannte politische Tagesereignisse veranlaßte Werk „Das Meer als Quelle der Völkergröße". Frühere Veröffentlichungen hatten die Vorgeschichte der europäischen Menschen, Zustände und Probleme Nord- und Mittelamerikas, sowie geographische und anthropologische Schilderungen allgemeinerer Art zum Gegenstand. Auch diese Beilage verliert, wie unseren Lesern bekannt ist, in dem Verstorbenen einen langjährigen und hochgeschätzten Mitarbeiter.

Halbierte Münzen und Ringe als Erkennungszeichen.

Wir haben kürzlich von den tessera hospitalis gehört, mit deren Bruchstücken sich Gastfreunde erkannten. (Beilage zur Allg. Zeitg. Nr. 171 S. 187.) Solche Surrogate für Beglaubigungsbriefe sind aus vorliterarischer Zeit zahlreich überliefert, nicht nur aus dem Altertum. Clodwig der Frankenkönig gibt den Brautwerbern seinen Ring mit auf den Weg. Isolde erkennt Tristan an der Lücke in seinem Schwerte, in welche das Bruchstück, das sie im Schädel ihres Vaters einst fand, hineinpaßt, als den Mörder ihres Vaters. Dies alles und vieles Verwandte gehört unter einen Begriff: Erkennungs- und Beglaubigungszeichen. — In der Sage über Childerich, Clodwigs Vater, spielt die Teilung einer Münze eine Rolle; die Sage, die uns von allen drei Chronisten der Merowinger in verschiedener Weise, nach verschiedenen Versionen berichtet wird, ist bereits von Pio Rajna (Origini dell 'Epopea francese Cap. II) und Godefroid Kurth (Hist. Poét. des Mérovingiens) behandelt worden, und wird eine Revision im Archiv für das Studium der neueren Sprachen demnächst erfahren. Childerich, heißt es nach Gregor und dem Liber Historiae, begann die Töchter der Franken zu mißbrauchen und deshalb setzten ihn diese ab. Er hatte angst, daß ihm die beleidigten Gatten und Väter auch nach dem Leben trachteten und deswegen beschloß er, sein Vaterland zu verlassen. Vorher aber beriet er sich mit seinem Getreuen Wiomad, der die Pflicht übernahm, die Gemüter seiner Franken ihm wieder zuzuführen. Bei der Abreise teilten beide einen Aureus, wenn es Zeit zur Rückkehr sein würde, so sollte ihm Wiomad seine Hälfte als ein Zeichen dessen zuschicken. Childerich suchte und fand Zuflucht bei dem Thüringerkönige Bysinus und seiner Gattin Basina. Die Franken hatten unterdessen den Römer Egidius zu ihrem König erhoben. Stulti sunt Romani, sapienti Franci! heißt es im Kasseler Glossar. Der schlaue Wiomad wußte den dummen Römer zu betören, daß er den Franken noch schlimmer aufsaß als Childerich. Erst brachte er ihn dazu, den Franken, den abgabefreien Herren, einen Tribut aufzuerlegen, für den Germanen eine Entehrung. Sie trugen die Schande und murrten nicht. Wiomad ließ Egidius die Abgabe verdoppeln, unter dem Vorwand, er müsse die Franken unter sein Szepter zwingen. — Sie murrten nicht. Da ließ Egidius eine Anzahl unter ihnen umbringen und nun standen sie auf gegen ihn: „Jetzo," sagte Wiomad zu dem König mit diabolischer Ironie. „Jetzo ist das Frankenvolk deinem Willen unterworfen", und sandte Childerich die Hälfte des Aureus, als das verabredete Zeichen. — Childerich hatte sich auch als Flüchtling als unverbesserlicher Verführer gezeigt und hatte seinen Gastfreund, den König Bysinus, mit seiner Frau betrogen. Nun, als er heimkehrte, lief ihm Basina nach, „weil sie seinen Wert erkannte" und nicht von ihm lassen wollte. So ehelichte er sie. Basina ist es, die Clodwigs Mutter wurde und von der die Legende jenen, die künftigen Geschicke der Merowinger kündenden Tiertraum erzählt. Erst seien ihr Löwen, Urochsen (Einhörner), Leoparden erschienen. Dann Bären und Wölfe — schließlich Hunde und erbärmliches Getier. Dies erzählt Fredegar, der eine von den beiden anderen abstechende, meiner Ansicht nach südfranzösische, speziell burgundische Version der Sage vorträgt: Childerich flieht hier nicht nach Thüringen, sondern zu Mauritius, Kaiser von Byzanz, der 100 Jahre nach ihm lebte. Childerich ist hier mit dem im Süden populären Prätendenten Gundovald vermischt, der. 582/3 von Konstantinopel kommend, die Königskrone erkämpfen wollte, aber umkam. Diese interessanten, aber sicheren Zusammenhänge hat Pio Rajna nachgewiesen. — Noch eins macht Fredegars Version interessant: Der schlaue Wiomad schickt den halbierten Aureus in einem Säckel, in dem sich angeblich Goldstücke, in Wirklichkeit Bleiklumpen befinden, unter dem Vorwande, „er habe zu wenig Silber und wolle sich in Konstantinopel solches wechseln lassen". Die ältere Merowingerzeit prägte nur Gold, der Silberbedarf wurde durch die kursierende römische Münze gedeckt. Mit dem wachsenden Verkehr genügte diese aber nicht mehr, und wir haben hier ein interessantes Dokument der Uebergangsperiode, in der Silbermangel als typisch gelten kann. Die Silberprägung war dann in den letzten Zeiten der Merovinge lebhaft und herrschte fast ausschließlich seit der Aera der Arnulfinge und Karlinge.

L. J.

35. Deutscher Anthropologen-Kongreß.

III.

γσ. Greifswald, 7. Aug. Aus den Verhandlungen des letzten Tages heben wir noch heraus: Dr. Buschan (Stettin) sprach über Kultur und Gehirn. Er hat aus der Literatur eine große Menge von Angaben über Gehirngewicht und Schädelbinnenraum zusammengetragen und zwar von Individuen aus kulturell hochstehenden Völkern und Rassen, wie von solchen, die sehr tief stehen, von geistig bedeutenden Männern und normal begabten Individuen, von Hirnarbeitern und Handarbeitern, von begabten und unbegabten Studenten und Schülern und er hat alle diese Angaben tabellarisch geordnet. Als Resultat der Betrachtung ergab sich ihm folgendes: Geistig niedrig stehende Völker haben ein leichteres Gehirn als Kulturvölker, Hirnarbeiter und namentlich hervorragende Geister zeichnen sich durch schwerere Gehirne und größere Schädel (unbeschadet der Ausnahmen) aus. Das gleiche Verhältnis zeigt sich im allgemeinen bei begabten und unbegabten Schülern und Studenten. Paralytiker zeigen Abnahme des Hirngewichts. Interessant ist die Tatsache, daß die Chinesen das relativ größte Hirngewicht und dementsprechend den relativ größten Schädelbinnenraum unter den Kulturvölkern besitzen, was der Referent ihrer uralten Gesittung mit zuschreibt. In Frankreich hat die Forschung seit der jüngeren Steinzeit eine regelmäßige Zunahme an Hirngewicht und Schädelbinnenraum bei der Bevölkerung ergeben, dasselbe ist für Westdeutschland nachweisbar mit nur zwei Rückschlägen, die durch die Stürme der Völkerwanderung und durch die mittelalterlichen Fehden wohl veranlaßt sind. In Aegypten haben wir die umgekehrte Erscheinung. Dort hat sich Hirngewicht und Schädelbinnenraum bei der heutigen Bevölkerung gegenüber den Verhältnissen merklich verringert. Die Zunahme der Geisteskrankheiten ist ein Nachteil der höheren Kultur. Namentlich im Osten Nordamerikas, wo das soziale Leben die höchsten Anforderungen stellt, ist die Höchstzahl von Geisteskranken festgestellt worden, die in anderen Teilen der Vereinigten Staaten zugleich mit Abnahme der Bevölkerungsdichte abnimmt. Die seit der Negeremanzipation sehr gestiegene Zahl der Geisteskranken unter den Negern, die während der Sklaverei minimal war, zeigt deutlich, daß die moderne Kultur für die äthiopische Rasse den Niedergang bringt. Prof. Günther (München) erörterte in geistvoller Darlegung die Anfänge des Zählens, Rechnens und Messens im Lichte der vergleichenden Ethnologie. Es handelt sich bei der ethnologischen Betrachtung dieser Fragen um die Anwendung zweier Auffassungen. Man hat sich stets bei einer Erscheinung zu fragen: ist sie autochthon bei dem betreffenden Volke oder Stamme entstanden, ist sie gleichsam ein Produkt des Bastianschen „Völkergedankens" oder haben wir hier eine Uebertragung im Sinne der von Friedrich Ratzel angewandten „geographischen Methode" zu konstatieren. Zahlbildung, Zahlzeichen und die einfachsten Rechnungsregeln, so das mittelalterliche „Fingerrechnen", überhaupt die sogenannte „rudimentäre Volksmathematik" ist an Punkten des Erdballs, die durch weite Zonen von einander getrennt sind, in wesentlich übereinstimmender Weise entstanden und ausgebildet worden, während wir die merkwürdigsten Entlehnungen und Fortpflanzungen auf der anderen Seite konstatieren können. Die dezimal und duodezimal gemischten europäischen Zahlensysteme haben Johannes Schmidt einen der zwingendsten Beweise von der asiatischen Urheimat der Indogermanen geliefert. Die Uebereinstimmung in den geometrischen Vorstellungen weit entlegener Völker zeigt sich darin, daß die Bezeichnungen für Raumgebilde die gleichen sind wie sie für Glieder des menschlichen Körpers gebraucht werden. Wir finden den Kuppelbau der Häuser im Innern Afrikas, bei den prähistorischen Minyern in Griechenland ebenso wie bei den Eskimos. Nordamerikanische Indianer haben die gleiche Methode zum Mes-

sen von Flußbreiten, die die agrimensores der römischen Kaiserzeit anwandten. Der Koordinatenbegriff findet sich in den Bemalungen der ägyptischen Tempel und in den sogenannten „Nugetanweisungen“ der Mikronesier zur Anwendung gebracht; altindische, altägyptische und altbabylonische Mathematik stehen, wie in neuerer Zeit mehr und mehr gefunden wird, in bestimmter Verbindung zu einander und haben ihrerseits in höherem Grade auf die griechische Mathematik eingewirkt als man bisher annahm. Diese Dinge sollten namentlich bei den Naturvölkern durch Forschungsreisende auf das genaueste beobachtet werden. Prof. Oppert (Berlin) ergänzte diese Mitteilungen durch die Erklärung des indischen Ziffernsystems. Prof. R. Much (Wien) suchte das Zeitverhältnis sprachgeschichtlicher und urgeschichtlicher Erscheinungen an Beispielen aus der Entwicklung der germanischen Sprachen auseinander zu setzen. Er kam zu dem Ergebnis, daß die reine Steinzeit als die Zeit des indogermanischen Urvolks angesehen werden müsse, es gibt in ihr jedoch schon mundartliche Sonderungen. Die germanische Sprache trennt sich in der Bronzezeit von der indogermanischen Sprache während in der Kupferzeit, wie das Studium der Lautgesetze an entscheidenden Worten, wie etwa πέλεκυς = Beil zusammen mit den Funden der Dinge selbst gelehrt haben, noch die indogermanische Sprache als ungetrennt anzusehen ist. Prof. J. Ranke (München) legte dar, wie gerade die vergleichende Anatomie des Schulterblattes beim Menschen und Affen mit Sicherheit den Schluß gestatten würde, ob etwa das Schulterblatt des Pithekanthropus Erectus-Dubois einem Hylobates angehöre. Bisher ist es ihm nicht gelungen, den Originalknochen zu untersuchen. Er hofft dies in nächster Zeit tun zu können. Dr. Birkner (München) ergänzte seine Beiträge zur Rassenanatomie der Chinesen in bemerkenswerter Weise und gab eine neue Methode für die Präparation von Köpfen an. Zum Schlusse sprachen Prof. Dr. Deecke (Greifswald) über Rügen und Dr. Buschan (Stettin) über Bornholm.

Die wissenschaftlichen Vereine Greifswalds und Pommerns haben dem Kongresse eine Reihe von Festschriften gewidmet. Als Vorstand für das Jahr 1904/05 wurden von der Gesellschaft gewählt: die Herren Geh. Rat Waldeyer (Berlin), Prof. Dr. Karl von den Steinen (Berlin) und Frhr. v. Andrian-Werburg (Wien). Zum Tagungsort für 1905 wurde Salzburg in Aussicht genommen.

3. Internationaler Mathematiker-Kongreß.

* **Heidelberg**, 9. Aug. Der 3. Internationale Mathematiker-Kongreß wurde gestern unter starker Beteiligung eröffnet. Die Anzahl der Teilnehmer beträgt gegen 400. Die Begrüßungsansprache hielt Geh. Hofrat Professor Dr. Cantor. Die eigentlichen Sitzungen begannen heute vormittag um 10 Uhr im großen Saale des ehemaligen Museumsgebäudes in Anwesenheit des Erbgroßherzogs. Nach einer kurzen Ansprache Prof. Dr. Webers (Straßburg) eröffnete der Erbgroßherzog, indem er zugleich für die Uebertragung des Ehrenvorsitzes dankte und die Teilnehmer namens des Großherzogs willkommen hieß, den Kongreß. Namens der Regierung begrüßte Geheimrat Frhr. v. Marschall die Versammlung, namens der drei badischen Hochschulen Hofrat Professor Dr. Braune, namens der Stadt Heidelberg Oberbürgermeister Wilken. Geheimrat Königsberger hielt sodann die Gedächtnisrede auf den vor 100 Jahren geborenen berühmten deutschen Mathematiker Jacoby. Abends fand ein Bankett statt, dem auch der Erbgroßherzog beiwohnte. Morgen wird der Erbgroßherzog dann die Teilnehmer im Schlosse zu Schwetzingen empfangen.

Kleinere Mitteilungen.

ct. Eine Biographie Andrees, des so tragisch verunglückten Polarforschers, will die Anthropologische und Geographische Gesellschaft in Stockholm veröffentlichen, deren hervorragendes Mitglied der verschollene Forscher jahrelang gewesen ist. Das Werk wird auch einige bisher ungedruckte Schriften Andrees enthalten. Da Andree auch in Deutschland zahlreiche Freunde gehabt hat, so werden diese es sich wohl nicht nehmen lassen, auch ihrerseits manches zu dem Lebensbilde des Forschers beizutragen, der nicht nur in der praktischen Luftschiffahrt und in der Meteorologie Bedeutendes geleistet, sondern auch als Mensch einen großen Zauber auf jeden ausgeübt hat, der mit ihm verkehren durfte.

* Medizinisches. Unter dem Vorsitze des bekannten Kehlkopfspezialisten Prof. Dr. Moritz Schmidt wurde in Frankfurt a. M. in Gegenwart der Abgeordneten der Berliner, Kölner und Münchener laryngologischen Vereinigungen und des Vereins süddeutscher Laryngologen eine das ganze Reich, die Schweiz und Deutsch-Oesterreich umfassende Laryngologische Gesellschaft gegründet, deren erste Tagung in Heidelberg stattfinden wird. Durch diese Gliederung soll der Fortbestand der bisherigen engeren Vereinigungen nicht berührt, dagegen aber die Vertretung der Laryngologie in wissenschaftlicher und sozialer Hinsicht auch den Behörden gegenüber gefördert werden.

* Todesfall. In Geisenheim (Rheingau) starb im 83. Lebensjahre Eduard v. Lade; er war der Begründer und Leiter der kgl. Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau und galt im ganzen Reiche auf diesem Gebiete als Autorität.

Hochschulnachrichten.

* **Breslau.** Das neue Zoologische Institut (Direktor Professor Dr. Kükenthal) wurde am 1. August feierlich eröffnet.

* **Greifswald.** Der Assistent am chemischen Institut Dr. O. Anselmino (aus Mannheim) hat sich in der philosophischen Fakultät als Privatdozent habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Werner Sombart, Professor an der Universität Breslau: Gewerbewesen. Teil 1. 2. (2 Bände.) (Sammlung Göschen.) Leipzig 1904. G. J. Göschen. 108 und 122 S. — Derselbe: Die gewerbliche Arbeiterfrage. Ebda. 1904. 142 S. — Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Herausg. von dem Kgl. Statistischen Landesamt. 1. Band: Allgemeiner Teil und Neckarkreis. Stuttgart 1904. W. Kohlhammer. 675 S. — Dr. W. Borgius: Die Ideenwelt des Anarchismus. Leipzig 1904. Felix Dieterich. 68 S. — Frau P... A. v. B...w: Ueber die Notwendigkeit ethischer Unterweisung durch die Schule. Ein Beitrag zur Schulreformfrage. Ebda. 1904. 15 S. — Dr. med. A. Smith: Herzstörungen und Neurasthenie. Berlin. Hans Baake Nachf. 33 S. — Dr. Paul Zenetti, a. o. Professor am kgl. Lyceum Dillingen: Der geologische Aufbau des bayerischen Nord-Schwabens und der angrenzenden Gebiete. Mit einer geologischen Uebersichtskarte. Augsburg 1904. Theodor Lamprecht. 139 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher**, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 12. August. Nummer 184.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Alexander der Große im Volksglauben von Griechen, Slaven und Orientalen.

Von Karl Dieterich.

Einen der Hauptansprüche, den die Griechen auf Mazedonien zu haben glauben, leiten sie aus der Tatsache ab, daß in diesem uralten griechischen Lande noch das Andenken Alexanders des Großen lebendig sei. Es ist allerdings richtig, daß der Begründer der griechischen Weltmonarchie, der Ahnherr des byzantinischen Reiches, noch im Bewußtsein des griechischen Volkes als eine, wenn auch noch so verschwommene Sagenfigur fortlebt, und ein englischer Folklorist, Abbott, der vor zwei Jahren Mazedonien bereiste, hat in seinem soeben erschienenen hübschen Buche „Macedonian Folklore" (Cambridge 1903) Alexander und Philipp in der mazedonischen Volksüberlieferung ein eigenes Kapitel eingeräumt. Da erfahren wir, daß, wie es so häufig den Gestalten der Sage ergeht, der Name des großen Königs noch an Ruinen und auffallenden Felsformen haftet. Auf der Straße von Drama nach Cavalla, gegenüber den Ruinen des alten Philippi, steht ein Pfeiler, der im Volksmund unter dem Namen „Alexanders des Großen Palast" bekannt ist; und in der Ebene von Serres erheben sich in der Nähe des Dorfes Nigrita zwei einsame Felsen, die von den Einwohnern als „Felsen Alexanders des Großen" bezeichnet werden, der sie umgestürzt haben soll. Dann liegt nördlich von dem alten Stagira ein Berg, dem die Bauern des Dorfes Stavros ebenfalls den Namen des Mazedonierkönigs beigelegt haben.

Das alles ist natürlich keine Frucht griechischer Propaganda in Mazedonien, sondern beruht auf wirklicher Volkstradition. Ganz willkürlich aber ist es und nur ein sehr unsicherer Rettungsanker in dem heftigen Kampfe um den gefährdeten Besitz des so heiß umstrittenen Landes, wenn die Griechen in ihrer Not den Schatten Alexanders beschwören, um ihnen sein Heimatland zu retten. Denn dieser Schatten irrt nicht nur auf den Gefilden des griechischen Mazedoniens umher, wie man nach Abbotts Beispielen annehmen könnte, sondern überall auf griechisch-orientalischem Boden, und nicht nur bei den Griechen überhaupt, sondern auch bei ihren Todfeinden, den Slaven, und nicht nur bei diesen, sondern bei allen den Völkern, die einst zu dem mazedonisch-römischen Weltreich gehörten, also bei den Orientalen, bei Türken, Armeniern, Syriern, Kopten, Abessyniern, Arabern und Persern, ja selbst bei Siamesen und Malayen finden sich Legenden, die sich um die Wundergestalt des welterobernden Herrschers geschlungen haben.

Man ist bei uns, den dem Mittelalter Entfremdeten, geneigt, zu vergessen, daß Alexander, der eine internationale Heldenfigur des ganzen Mittelalters geworden war, das Vorbild eines Helden, wie Virgil als Typus des Dichters, Aristoteles als Typus des Philosophen galt. So hatte jedes Volk Europas im Mittelalter seinen Alexanderroman, worin von dem historischen Alexander natürlich wenig zu spüren ist.[1] In den zahlreich kursierenden Volksbüchern wurde sein Bild immer mehr durch Legende und Sage umgestaltet. Jetzt kennt sie höchstens noch der Literaturhistoriker und Volkssagenforscher, der Masse des Volkes in Deutschland, Frankreich, Italien u. s. w. sind sie fremd geworden.

Anders im Osten. Hier ist das Mittelalter noch nicht überwunden, wie bei uns im Westen durch die Geistesbewegungen der Renaissance und der Reformation. Wer einmal längere Zeit im Osten gereist ist, sei es auf der Balkanhalbinsel, in der Türkei und Rußland und sich nicht nur in den großen Städten aufgehalten hat, die man als moderne Kulturoasen bezeichnen kann, der wird wissen, was gemeint ist. Da fühlt man sich plötzlich um Jahrhunderte zurückversetzt, Sitten, Anschauungen und Bücher, die man sich bei uns nur aus kulturhistorischen Romanen rekonstruieren kann, gehören dort noch der Gegenwart an; bei den fliegenden Antiquaren findet man neben modernen französischen Romanen noch mittelalterliche Heiligenleben und altprovenzalische Liebesgeschichten von Peter und der schönen Maguelone, von Flore und Blanchefleure, von dem Wundermann Apollonios von Tyrus, in griechischen, slavischen und orientalischen Bearbeitungen.

Von einem solchen fliegenden Buchhändler erstand Abbott in Mazedonien auch ein „Leben Alexanders des Großen" um den Preis von zwanzig Pfennigen — also Reclampreis. Nur würde Reclam vermutlich mit dieser Alexander-Biographie nicht die glänzenden Geschäfte machen wie sein Konkurrent im Orient. Dieses Buch zeichnet das Bild des Mazedoniers nicht gerade nach der neuesten historischen Quellenforschung, sondern so, wie ihn das naive Volk sich denkt und seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gedacht hat. Denn schon damals, und zwar in Aegypten, hat sich die Sage der geschichtlichen Gestalt bemächtigt.

Wie vielen großen Männern wird auch Alexander vom Volke übernatürlicher Ursprung zugeschrieben; er ist nicht der Sohn des Philipp, sondern des Gottes Ammon, der daher auch in griechischen Volksmärchen eine Rolle spielt. Ein ägyptischer Magier und Sterndeuter Nektenabos war bei seiner unter Donner und Blitz erfolgten Geburt zugegen. Dieser und Aristoteles teilten sich in Alexanders Jugenderziehung: zu dem einen ging er vormittags, zu

[1] So sagt Chaucer in den „Canterbury Tales": Die Geschichte von Alexander d. Gr. ist so allgemein, daß es niemand von einiger Bildung gibt, der nicht etwas oder alles von seinem Schicksal gehört hat.

dem anderen nachmittags. Den Magier stößt er in einer Zornaufwallung vom Turm, nachdem er von ihm erfahren, daß er nicht Philipps Sohn sei. Nach dessen Tode besteigt er den Thron und beginnt — ähnlich wie Columbus in der Phantasie der Mecklenburger Bauern Amerika — die Welt zu erobern. Zunächst geht es gegen Rom; die Römer wissen ihn zu gewinnen, indem sie ihm die ganze Garderobe König Salomons, die Nebukadnezar aus Jerusalem gestohlen hatte, zum Geschenk machen, nebst der Rüstung des Priamos. Aehnlich wie der Hohepriester Hilkia dem Josia, überreicht der Priester des Apollo dem Alexander eine Weissagung, die an die Vision des Daniel erinnert und auf die Weltherrschaft Mazedoniens gedeutet wird. Von Kriegslust beseelt, läßt er nun durch die Lords von England eine Flotte von 12,000 Schiffen erbauen, mit der er den Orient erobern will. Während seine Kavallerie das Barbarenland unterwirft, segelt er selbst nach Aegypten, wo er Alexandria erbaut. Dann setzt er über nach Troja und wird von dessen Fürsten mit der Krone der Königin Helena gekrönt. Ehe er weiter reist, nimmt er noch Hektors Helm und ein Exemplar des Homer als Andenken mit. Nun soll es gegen Darius gehen. Unterwegs aber kommt er mit den Juden in Berührung, an die er eine Epistel erläßt, die nur zu deutlich zeigt, daß er schon dem Cäsaren-Wahnsinn verfallen ist, wenn er sie auffordert, sich ihm sofort zu unterwerfen, da er sie im Namen des Gottes Zebaoth von den Götzenanbetern befreien werde. Diese aber geben ihm schlau zur Antwort, da sie durch ihre Sünden in die Gewalt des Darius geraten seien, so solle er erst diesen besiegen; wenn sie sich erst unterwerfen, könne der Perserkönig sich furchtbar an ihnen rächen. Alexander ist über diese Antwort sehr erbost, nennt sie Feiglinge, erinnert sie an ihre religiöse Gemeinschaft und stellt ihnen in Aussicht, daß er sofort gegen sie ziehen werde. Bald darauf finden wir auch den König in Jerusalem betend, die Juden unter Führung des Jeremias bringen ihm ihre Huldigung dar. Der Prophet gewinnt des Königs Gunst und prophezeit ihm die Herrschaft über das Universum sowie seinen Besuch auf der Insel der Seligen. Mit Waffen und Kleidungsstücken von Goliath, Samson und Saul beladen, zieht Alexander nach Aegypten, dessen Bewohner in ihm sofort ihren neuen, vorhergesagten König erkennen, wie die amerikanischen Wilden in Columbus ihren Entdecker. Nach seinem Triumphzug durch Asien erscheint ihm auf dem Wege nach Babylon der Geist seines inzwischen gestorbenen Freundes Jeremias und teilt ihm mit, daß sein Ende bevorstehe und er von der Hand eines seiner Teuersten fallen werde. Inzwischen wird er noch durch einen Besuch des Aristoteles erfreut, der ihm die Todesgedanken etwas vertreibt. Endlich aber naht das Verhängnis in Gestalt seines Mundschenken, den der König wegen eines zerbrochenen Bechers durchgeprügelt und durch Urlaubsverweigerung noch mehr erbittert hatte; von ihm wird Alexander vergiftet.[2]) Darauf beginnt ein allgemeines Sterben: der Mörder, des Königs Roß Bukephalos, seine Frau „Rhoxandra" — alles stirbt, und den Schluß bildet der Ausruf: alles ist eitel!

Ist schon diese auf literarischer Ueberlieferung[3]) beruhende „Biographie" eines Volksbuches ein wüstes Gemisch von Sage und Geschichte, voll von Anachronismen, und jedenfalls mehr ein Produkt orientalischer als griechischer Phantasie, wie das Hineinweben der vielen alttestamentlichen Züge verrät, so kann man sich denken, wie nun erst die mündliche Tradition mit der historischen Wahrheit umgesprungen ist. Von einer Festhaltung der charakteristischen Züge des großen Königs ist da keine Rede mehr; es ist nur noch sein Name, der lebendig ist, ohne Inhalt und Bedeutung, eine leere Hülse. Aber diese leere Form erfüllt die nimmer rastende Phantasie des Volkes wieder mit neuem Inhalt, mag er auch noch so wenig für sie passen. Alexander ist nun einmal für den Orientalen ein Name, bei dem er sich zwar nichts denken kann, bei dem er aber doch das Gefühl von etwas Gewaltigem, Außergewöhnlichem hat. Und alles, was ihm sonst von fabelhaften Eigenschaften und Schicksalen an anderen längst vergessenen Gestalten bekannt ist, überträgt es auf seinen Lieblingshelden.

Dafür gibt es einige merkwürdige Beispiele zunächst aus der g r i e c h i s c h e n Volkspoesie, die Abbott nicht erwähnt und die zugleich zeigen, wie wenig die Sage vom Mazedonierkönig auf Mazedonien selbst beschränkt ist. In E p i r u s erzählt man sich eine merkwürdige Sage von den Ohren Alexanders des Großen. Danach hatte dieser statt zweier Menschenohren ein Hundsohr und ein Eselsohr. Beide verbarg er durch seinen Helm, und die Haarschneider, die allein sein Gebrechen kannten, ließ er umbringen. Nur einen, den er wegen seiner Schönheit nicht töten lassen konnte und der versichert hatte, daß er an des Königs Ohren nichts Ungewöhnliches bemerken könne, ließ er frei, und dieser wurde zum Verräter des Geheimnisses. Wie man sieht, hat sich hier die Sage vom König Midas mit der von Alexander verquickt. Dabei ist aber das Charakteristischste und Folgenreichste an dessen Leben, die Begründung und der Verfall seiner Weltherrschaft, im Volksbewußtsein doch lebendig geblieben: eine Zauberin prophezeit dem König, wenn er den unsterblichen Strom mit dem unsterblichen Wasser gefunden und er daraus getrunken habe, so werde er ewig leben. Er müsse nur ein Faß damit füllen, dann zurückkehren und am 41. Tage davon trinken. Dieser Fluß aber war am äußersten Rande der Welt. Er macht sich nun mit seinen Kriegern auf und kommt endlich nach dreijähriger Wanderung an sein Ziel. Sie taten, wie ihnen geboten war, und traten den Rückweg an, aber einen Tag vor ihrer Ankunft in der Heimat fiel eine Schar Fledermäuse über sie her mit einem ellenlangen Schnabel und ellenlangen spitzen Krallen, machten das Heer nieder und durchbohrten die Fässer. „Und so," schließt das Märchen, „starb der große Alexander und sein Reich ging zugrunde."

In einem Volksliede aus K r e t a wird die Geschichte von Judith und Holofernes in einer Episode aus Alexanders Leben erneuert. Dieser wollte einst um eine kleine Königstochter freien, doch da man sie ihm nicht gab, ließ er die Quellen versiegen. Nun schickt man die Königstochter zu ihm, um ihn um Gnade zu bitten. Er ist hocherfreut und läßt das Lager bereiten. Doch die „Hündin" hatte ein Rasiermesser mitgenommen und schnitt ihm den Kopf ab.

In einem anderen Märchen aus A r a c h o v a am Parnaß wird der König durch ein schönes Weib vor dem Weitervordringen gewarnt, weil es ihm das Leben kosten werde. Dafür finden wir ihn hier als Besucher auf der Insel der Seligen, die ihm in der Ferne als eine starke Festung mit ehernen Mauern erscheint. „Auf ihr," sagt ihm das Mädchen, „ist das Paradies, und kein Lebender kann dorthin gelangen, sondern nur ein Verstorbener, und auch dieser erst, nachdem ihn Gott für würdig befunden." Sie verschafft ihm indes ein Mittel, um wenigstens einige der Toten zu sehen, und er findet nun dort, an Ketten gefesselt, den von ihm besiegten Perserkönig in einer finsteren Höhle, die man nur mit Fackeln betreten konnte, und in der er den Ort der Verdammten erkannte. Man sieht, die Vorstellung der Unterwelt, des Paradieses und der Hölle wirbeln hier bunt durcheinander.

In einer vierten, aus A t h e n stammenden Sage wird Alexander mit dem Kekrops-Mythus in Verbindung gebracht: wie in diesem Athene den Töchtern des Kekrops verbietet, die Kiste zu öffnen, in der der kleine Erechthonios verborgen ist, so wird in der modernen Sage Alexander dargestellt, wie er einen Alten mit seiner Frau in sein Schloß nimmt, ihnen kostbare Speisen vorsetzt, ihnen aber verbietet, von der in der Mitte stehenden Schüssel den Deckel aufzuheben. Die Alte tut es aus Neugierde dennoch, und der darin befindliche Vogel fliegt heraus.

[2]) In einer Tropfsteinhöhle von Antiparos befand sich früher eine Inschrift, von der die Bewohner glaubten, sie enthalte die Namen der gegen Alexander Verschworenen, die sich nach dem Fehlschlagen ihres Planes dorthin geflüchtet hätten. Unter den Namen ist auch der des Antipater, der vielleicht zu der Sage den Anstoß gegeben hat.

[3]) Dem Volksbuche des sog. Pseudo-Kallisthenes. Vgl. darüber Beilage 1901, Nr. 38.

Man sieht: alle diese Sagen haben mit Alexander selbst herzlich wenig zu tun, sie beweisen aber die große Popularität seiner mythisch gewordenen Gestalt. Einen Schatten seiner Herrschergewalt bewahrt nur noch eine alte Schiffersage, die wieder an des Königs Kampf mit den Amazonen anknüpft und zugleich an unsere Sage von der Lorelei erinnert. Bei stürmischem Wetter, so erzählen die griechischen Schiffer, erhebt das Meerungetüm der Gorgone ihr Haupt aus den Wogen und brüllt dem Schiffer die Frage ins Ohr, ob der König Alexander noch lebe. Wenn er mit „Ja" erwidert, ist sie befriedigt und verschwindet, und mit ihr der Sturm. Wehe aber dem Schiffer und seinem Schiffe, wenn er sagt, der König sei gestorben! Dann peitscht sie in ihrem Schmerz mit ihrem Schuppenschwanz um sich und bringt das Schiff zum Scheitern.

So viel von dem Fortleben der Alexander-Gestalt bei den Griechen selbst. Wie erwähnt, haben sich aber auch die Slaven ihrer bemächtigt. Sie besitzen nicht weniger phantasievolle Sagen über den großen König, und — wenn es danach ginge, hätten sie genau denselben Anspruch auf Makedonien wie die Griechen. Es sei hier nur eine russische Sage mitgeteilt, die bezeichnenderweise Alexanders Welteroberungsgelüste kennzeichnet. Als der König die ganze Welt erobert hatte, blieb nur noch der Pontus Euxinus, das Schwarze Meer, übrig: er schlug mit seinen wilden Wogen die Vorschläge des Helden stolz ab. Da ergrimmte dieser, rief das Heer zusammen, ließ das ganze Meer mit Heu bestreuen, es mit Naphtha tränken und dann anzünden. Bald loderte es denn auch wie ein Feuermeer auf, und die Anwohner, die nahe daran waren, zu verbrennen, schickten Gesandte zum König, um ihn zu bitten, sich ihrer zu erbarmen und das Feuer zu löschen. Er tat es, forderte aber Tribut von ihnen. Da trat ein Pygmäe vor, hielt dem Herrscher drei Weizenkörner hin und sprach: „Wenn du das erste Korn issest, wirst du ewig jung bleiben, wenn du das zweite verschluckst, der weiseste aller Menschen werden, und wenn du von dem dritten genießest, deine Todesstunde erfahren." Als der König das Alter nahen fühlte, dachte er an die Körner, ließ daraus drei Brote backen und veranstaltete ein großes Festmahl, um den Generalen seine Verjüngung ad oculos zu demonstrieren. Er aß die Brote, aber es ging keine der Veränderungen mit ihm vor. „Das Schwarze Meer hat mich betrogen," rief er und ließ den Bäcker kommen. Auf Befragen erfuhr er, daß die Brote zu braun geraten seien, daß man sie einem Bettler geschenkt und bessere dafür gebacken habe. Alexander ließ nun sämtliche Bettler des Landes herbeiholen, und als sie versammelt waren, stellte es sich heraus, daß einer fehlte. Nach der Beschreibung der übrigen mußte er die Brote gegessen haben, denn die verheißenen Eigenschaften hatten sich an ihm erfüllt. Man brachte ihn herbei, der König machte ihn zum Hausarzt, und als er ihn nach einem Jahre fragte, wann er sterben werde, erwiderte der Arzt: „An demjenigen Tage, wo ein eherner Himmel mit ehernem Gewölbe über einer ehernen Erde sein wird." So geschah es. Als Alexander krank auf seinem ehernen Bette lag in seinem ehernen Palast, da wunderte er sich plötzlich, daß der Himmel über ihm — die Decke des Zimmers — von Erz erschien, die Erde unter ihm — der Fußboden — ebenfalls von Erz. Und da merkte er, daß seine Todesstunde nahe sei. „Der große Feldherr, der General aller Generale, der sterbliche Halbgott, neigte das Haupt, schloß die Lider und hauchte den Geist aus."

Von allgemeinem Interesse wird es endlich sein, die Umbildung der Alexander-Sage bei den Orientalen zu verfolgen. Als älteste und vornehmste Quelle bietet sich uns da die Darstellung in des persischen Dichters Firdosis Königsbuch, aus der die meisten späteren Berichte und Sagen über Alexander im Orient geflossen sind und die daher als typisch gelten kann.

Alexander erscheint hier als der Enkel des Filiqûs (d. i. Philipp) von Griechenland, dessen Tochter er seinem siegreichen Feinde, dem Schah von Persien, Dârâb, als Friedensunterpfand hatte zur Frau geben müssen, die aber dann wieder verstoßen und ihrem Vater zurückgeschickt wurde. In der Heimat gebar sie den Iskender (d. i. Alexander). Von dem zweiten, aus einer anderen Ehe des Schahs von Persien geborenen Sohn, Dârâ (d. i. Darius), wird Iskender, also sein Stiefbruder, um die Leistung des von seinem Vater her fälligen Tributes ersucht; er lehnt ihn ab und rüstet sich zum Kampfe. Er zieht zunächst nach Aegypten, dessen König er nach achttägigem Kampfe besiegt, dann nach Irân zur Niederwerfung seines Gegners Dârâ. Nachdem er sich selbst als Kundschafter in dessen Lager begeben und, obwohl schließlich erkannt, doch entkommen ist, stellt er sich dem über den Euphrat gerückten persischen Heere gegenüber, was wieder acht Tage dauert, ohne daß sich etwas entscheidet. Dann erfolgen zwei Zusammenstöße, Iskender bleibt Sieger und zieht in die Hauptstadt ein, Dârâ flieht, nachdem er jenen vergebens gebeten, den Rückzug anzutreten, und wird von seinen Begleitern ermordet, doch trifft ihn Iskender noch am Leben, dem er seine Familie anempfiehlt. Nach dem Einzug macht er die Tochter Dârâs zu seiner Gattin, einem Wunsche des Vaters entsprechend.

Iskender zieht nun weiter nach Indien, dessen König inzwischen von einem Traumdeuter vorbereitet wird und den Rat erhält, dem König vier Kleinode zu schenken: seine Tochter, einen Philosophen, einen berühmten Arzt und einen Becher, dessen Wasser weder warm wird noch auszehrt. Iskender willigt ein und geht sogleich mit dem Philosophen und dem Arzt eine Art Wettstreit ein, in dem diese Sieger bleiben. Nach Besiegung eines anderen indischen Fürsten tritt er den Rückzug an und besucht dabei die Kaaba in Mekka und das dort befindliche Haus Abrahams (!); von dessen Enkel Nasr erfährt er, daß der jetzige Herrscher des Landes, Chosaa, ungerecht regiere, worauf er dessen Nachkommen tötet und so das Land befreit. In Aegypten angelangt und feierlich empfangen, erhält er eine neue Gelegenheit, sich zu betätigen, und zwar auf sehr seltsame Weise: Die Königin Qidâfa von Andalusien (!) — das ist keine andere als die biblische Königin Candace — will des Königs Bild haben und schickt einen Maler nach Aegypten, um den König heimlich abzukonterfeien. Als dieser von ihrer Macht hört, schickt er Gesandte zu ihr, um Tribut zu erheben, und macht sich, als dieser verweigert wird, selbst auf. Nach einer gut gespielten Komödie gegenüber ihrem Sohne wird er von ihr, da sie sein Bild besitzt, entlarvt. Er beschwört mit ihr ein Bündnis und entzieht sich, abermals durch eine List, den Verfolgungen ihres Sohnes Tinûs.

Von Andalusien geht es mit einem Sprunge in das Land der Brahmanen, mit denen er philosophische Gespräche führt; von da an beginnt die Reise des Königs einen immer abenteuerartigeren Charakter anzunehmen; auf dem Meere werden die ausgeschickten Soldaten von einem gelben Fisch verschlungen, auf dem Lande von Schlangen, eine Stadt befreit er von einem Drachen. Dann geht es zur „Stadt der Frauen", offenbar der Amazonen, in die er nur eingelassen wird gegen die Versicherung, daß er nicht gekommen sei, sie zu erobern, sondern nur, um sie zu unterrichten. Von hier kam er zu streitbaren Männern mit rotem Gesicht und weißem Haar, und von ihnen erfuhr er, daß weiterhin das Land der Finsternis sei, darin aber die Quelle des Lebens, und wer von ihr trinke, sterbe nie. Er macht sich mit seinen Tapfersten dahin auf, ein vorausgesandter Pfadfinder kehrt nicht zurück, und er irrt nun mit dem Heere umher, kommt auf einen Berg, darauf ein an die Gralsburg erinnerndes Gebäude mit einem reich geschmückten und von einem Edelstein erhellten Gemach, worin ein Toter lag und eine Quelle sprudelte, aus der es ihm entgegentönte, er hätte nun genug von der Welt gesehen und solle umkehren. Trotzdem zieht er noch weiter bis nach China, dann zurück zu den Sindiern und über Yemen nach Babylon, wo er anlangt mit der Ueberzeugung, nun sterben zu müssen. Aristoteles rät ihm, das Reich nicht einem einzelnen zu hinterlassen, sondern die einzelnen Könige in ihrem Besitze zu bestätigen. Seinen letzten Willen tut er in einem Briefe an seine Mutter kund, wonach er in Alexandria begraben sein will. Nach einer Anrede an das Heer stirbt er, ohne daß etwas Näheres über seinen Tod gemeldet wird.

Wie man sieht, sind die Hauptzüge der Sage bei dem Mohammedaner Firdosi bewahrt, wenn sie auch ein stark moslemitisches Kolorit zeigt. Auffallend ist nur die Erzählung von Alexanders Geburt, die sich wohl daraus erklärt, daß der persische Nationalstolz den Sieg eines Ausländers nicht anerkennen wollte. Wenn Alexander sodann in der persischen Bearbeitung nach Mekka zum Besuch der Kaaba zieht, so ist dies, wie seine Reise nach der Quelle des Lebens, der Verquickung mit Gestalten der arabischen Sage und Religion zu verdanken, ähnlich wie in der mitgeteilten griechischen Volkssage Alexander mit Midas vermischt wurde. Wie tief übrigens auch diese orientalische Elemente in sich aufgenommen hat, beweist, daß auch nach ihr Alexander auszieht, um das „unsterbliche Wasser“ zu suchen; denn dieses Motiv kennt die griechische Sage nicht.

Hier sei auch schließlich noch auf ein anderes orientalisches Motiv in der Alexander-Sage hingewiesen, das nicht nur in die Poesie, sondern auch in die bildende Kunst des Abendlandes übergegangen ist. Es ist dies die sagenhafte Vorstellung von einer Himmelfahrt Alexanders des Großen. Eine bildliche Darstellung davon sieht man, wie nicht vielen bekannt sein wird, auf einer Skulptur an der Nordfassade der Markuskirche in Venedig, in der man früher irrigerweise den Raub der Proserpina durch Pluto dargestellt glaubte, die aber ein französischer Archäologe als das Richtige erkannt hat. Man sieht da den König in der Rüstung, mit zwei Lanzen bewaffnet, auf einem Wagen stehen, der von zwei emporgerichteten Greifen gezogen wird. Die Arbeit ist byzantinisch und stammt aus dem 12. bis 13. Jahrhundert; Alexanders Kostüm selbst ist ganz das eines byzantinischen Kaisers. Da wir nun wissen, daß die Kultur von Byzanz stark unter dem Einfluß des Orients gestanden war und die Vorstellung von Luft- und Meeresreisen bei asiatischen Dichtern eine große Rolle spielte — man denke an 1001 Nacht —, so hat man auch in diesem Zuge einen asiatischen Ursprung zu sehen. Schon in Firdusis Heldengedicht kommt die Beschreibung einer solchen Himmelsreise vor, die in ihren Einzelheiten sehr an das Relief der Markuskirche erinnert: König Kaons läßt einen Thron bauen, an seinen beiden Seiten lange Lanzen befestigen, an deren jede das Viertel eines Lammes gespießt wird — in dem Relief sind es Hasen — und vor den vier Adler, stark wie Löwen, gespannt werden (der Greif ist aber nur eine Kombination von Adler und Löwe). Eine ähnliche Abbildung fand der genannte Archäologe in einem modernen arabischen Volksbuch über Alexander den Großen. Wenn die Erzählung schon in der alexandrinischen Bearbeitung steht, so kann sie, wie so vieles andere darin, dem Orient entlehnt sein.

Blicken wir zurück, so müssen wir anerkennen, daß der Begründer der griechischen Weltmonarchie noch heute, über 2200 Jahre nach seinem Tode, in der Sage und Dichtung des Orients fortlebt, daß er aber ebensowenig eine echt griechische Gestalt mehr ist wie das von ihm geschaffene Reich einen griechischen Charakter trug. Mit Alexander wird zwar der Orient dem Griechentum gewonnen, aber der Orient erobert schließlich auch das Griechentum. So hat er sich auch der Gestalt Alexanders bemächtigt und sie, mit orientalischer Phantasie umkleidet, allen den Völkern wiedergegeben, die einst zu seinem Riesenreich gehörten oder aus ihm hervorgegangen waren.

Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß es eine sehr dankenswerte Aufgabe wäre, die sicher sehr zahlreichen, im vorderen Orient noch lebendigen Sagen über Alexander zu sammeln. Graezisten, Slavisten und Orientalisten könnten sich dazu erfolgreich vereinigen.

Zur Geschichte der deutschen Amtssprache.

Von Dr. Wilhelm Feldmann.

Als Gellert 1760 am 18. Dezember Friedrich dem Großen in Leipzig vorgestellt wurde, fragte ihn der König unter anderem, ob er denn nicht auch wider das „Stylum Curiae“ geschrieben habe, und als Gellert dies bejahte, weiter: „Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes, sie bringen mir ganze Bögen, und ich verstehe nichts davon.“ „Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können,“ antwortete Gellert, „so kann ich es noch weniger; ich kann nur raten, wo Sie befehlen.“

Diese Unterhaltung machte ein Mitarbeiter von Dohms Deutschem Museum zum Ausgangspunkt eines Aufsatzes „Ueber den Kanzleistil“ (Jahrgang 1779. 1, 208 ff.), der als beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache ausgegraben zu werden verdient. Der Verfasser — Lfg. ist sein Zeichen — meint, auch ein Befehl des Königs hätte keinen Erfolg, denn „die Befehle der Regenten können den Staatsbedienten keinen Geschmack geben, wenn sie keinen haben; und wie viele machen den Anspruch darauf?“ Der deutsche Kanzleistil, den viele „noch immer in Ehren halten, wie ein Katholik das schmuzige Hemde der Jungfrau Maria“, sei ein Gemisch aus vier verschiedenen Sprachen: Lateinisch, Französisch, altes und neues Deutsch; man müsse sich wirklich wundern, daß nicht auch das Griechische darin aufgenommen sei. Eine Eigenheit des Kanzleistils seien „Perioden, von denen die beste Lunge kaum die kürzesten in einem Atem auslesen kann“. Daher wüßten die Kunstrichter „einen Schriftsteller, der mit der Lunge eines Stentors seine Sachen in Perioden ohne Ende daher leiert, nicht bitterer zu tadeln, als daß sie sagen: Sein Stil ist kanzleimäßig“. Weiter wird die Ueberladung jedes Satzes mit überflüssigen Bestimmungen getadelt. In sonderbarem Gegensatz dazu stehe, daß der Kanzleimensch oft ohne Berechtigung unentbehrliche Hilfswörter auslasse, „gerade wie ein Verschwender, der jedem mehr gibt als er fordert, aber dem Bäcker von dem bestimmten Preise der Semmeln etwas abziehen will“. Mit den Fürwörtern wüßte von zwanzig Beamten kaum einer richtig umzugehen. Unerträglich sei der ewige Gebrauch des Perfektums statt des Imperfektums in Berichten, die größtenteils Erzählungen seien, „ebenso ekelhaft als überflüssig“ das „Komplimentieren“ in Berichten, z. B. „Gestalten Ew. königl. Majestät wir dannenhero hiermit allerunterthänigst, jedoch ohne alle ungeziemende Maaßgebung, anlagen“. „Wozu diese Albernheiten?“, fragt Lfg. „Es versteht sich von selbst, daß der Diener dem Herrn weder vorschreiben, noch sich ungeziemend gegen ihn ausdrücken darf.“ Von dem Kanzleistil unterscheide sich sehr der Stil der Kabinettsbefehle, besonders der preußischen. „Wie kurz, wie gedrungen! Er kann allen übrigen zum Muster dienen.“

Auch die Gesetze seien in einer Sprache abgefaßt, die das Gegenteil einer „planen aber edlen, kurzen aber vollen Schreibart“ sei. Ihre Verfasser fürchteten sich, sonst in den Verdacht der Schöngeisterei zu fallen, „den man nirgends mehr zu verhüten Ursache hat, als in Bedienungen, in denen eine Kenntnis der schönen Wissenschaften für entbehrlich, überflüssig, oder gar für schädlich gehalten wird“. So sei die Tatsache zu erklären, daß dichtende Beamte — man denke an Rabener, Wieland, Weiße —, die als Schriftsteller hochgeschätzt werden, im Dienst einen jämmerlichen Kanzleistil schreiben. Und doch seien die Landesherren sicher einverstanden, wenn die Gesetze in einem Stil abgefaßt würden, „welcher der Sprache und dem Geschmack der Nazion vom Jahre 1779 angemessner, als der vom Jahre 1679 wäre“. Auch die deutschen Staatsschriften seien erbärmlich geschrieben und ständen tief unter den englischen und französischen; indessen seien die preußischen Staatsschriften (während des bayerischen Erbfolgekrieges) denen der Oesterreicher sehr überlegen. Zum Schluß tadelt der Verfasser die „barbarische Sprache“ der Anwälte,[1] die ihm in den sächsischen Kanzleien Ekel, in den preußischen Widerwillen verursacht, in keiner gefallen habe, und faßt dann seine Vorschläge zur Besserung kurz zusammen. „Ihr Minister und Räthe!“, ruft er Seite 235 aus, „macht unserm

---

1) Hier mag erwähnt werden, daß sich der Ausdruck Juristendeutsch bereits im 18. Jahrhundert findet, z. B. Neue Bibl. der schönen Wissenschaften 17, 41: „So entstand das Juristendeutsch, eine Sprache, die noch barbarischer ist (und das ist recht sehr viel gesagt) als das Juristenlatein.“

Jahrhunderts, unsern Kenntnissen, Sitten und ausgebildeten Sprache die Ehre, das elende Geschwätz zu verbannen, was man Kanzleistil heißt. Das ganze aufgeklärte Publikum ist der Meinung, die Geschäfte selbst würden unendlich dabei gewinnen und in der That gehört ja nur ein mäßiger Verstand dazu, um das zu begreifen." Seite 221 ff. gibt Lfg. ein Verzeichnis von Wörtern und Floskeln, die er „bei Durchlesung von zwei Stück Akten" angestrichen habe, und bemerkt zu jedem, wie es seiner Ansicht nach richtiger lauten müsse. „Vielleicht," setzt er hinzu, „wär' ein Wörterbuch dieser Art für alle die nicht undienlich, welche sich mit dem Kanzleistile beschäftigen. Wenigstens würde dadurch die Revolution erleichtert werden, welche ich der Sprache der Kanzleien um des öffentlichen und Privatbestens willen, von Herzen wünschte."

Dieser Aufsatz wurde, wie sich denken läßt, von vielen mit Beifall aufgenommen, aber die Verfehmung einzelner Wörter erregte Widerspruch. So trat J. J. Eschenburg, der Neubearbeiter von Wielands Shakespeare-Uebersetzung und Herausgeber der „Denkmäler altdeutscher Dichtkunst", im Deutschen Museum (1779. 1, 565) für eine Reihe der getadelten Wörter, z. B. (sich) äußern, anerkennen, Behuf, dienlich, erörtern, geringfügig, triftig u. s. w., ein. Ein anderer Jurist nahm im Dezemberstück des Deutschen Museums (1779. 2, 517 ff.) zu den Ausführungen von Lfg. Stellung. Die meisten Juristen, erklärte er — R. ist sein Zeichen — wünschten eine Verbesserung der amtlichen Schreibart. „Mancher arbeitet schon lange unter dem Zwange, will gerne das Joch abschütteln, thut etwas, kann und darf aber nicht alles thun, wenn gleich der Vorwurf von Neuerungssucht und Liebe zum Sonderbaren jetzt so häufig nicht mehr gehöret wird." Vieles verhindere eine plötzliche durchgreifende Wandlung. Ueberhaupt müsse man zunächst den eigentlichen Kanzleistil von dem „sogenannten juristischen Stil" scheiden. Der Stil in fürstlichen Schreiben könne nur durch ein Reichsgesetz verändert werden, und das sei vom Reichstag kaum zu erhoffen. „Eine willkührliche Abänderung in der Titulatur kan ernstlichere Folgen nach sich ziehen, als wenn einmal ein Spötter über die wunderbaren Ausdrücke lacht." Mehr Willkür sei bei der „Einkleidung der Sache selbst" gestattet, aber man dürfe nicht vergessen, daß die altmodische Schreibart durchs Alter geheiligt und den Beamten nicht nur zur Gewohnheit, sondern zur Neigung geworden sei. Man könne wohl nicht von ihnen verlangen, daß sie plötzlich in gellertschem Briefstil schrieben. Jedenfalls hätte es keinen Erfolg — jener Minister, der das Wort zugeschweigen so sehr liebte, daß er es wenigstens einmal in jedem Schreiben zu lesen wünschte, sei sicher nicht der einzige in seiner Art. Gegen die Sprache der Gesetze, Verordnungen u. s. w. lasse sich nicht viel einwenden, besonders in ganz Niederdeutschland bemühe man sich fortgesetzt, sie „deutlicher, körniger, und mehr deutsch" zu machen. Für gelegentliche „kleine Flecken in der Schreibart" seien die Verfasser verantwortlich, in deren Belieben es stehe, sie zu vermeiden. Warum verteidigt R. die alten Anreden Edler, Vester, Mannhafter, Ehr- und Achtbarer, Würdiger u. s. w., die den „neugebackenen Curtesien vom Hochgebohrnen an bis zum Wohledlen herunter" vorzuziehen seien. In Schreiben der Untertanen an die Landesherren könne leicht „der kriechende unleidliche Stil voller Kurialien" abgeschafft werden — das habe man in Preußen und ganz neuerdings durch Struensee in Dänemark bewiesen.

Eine Verbesserung des juristischen Stils sei nötig und möglich, aber nur teilweise. Beizubehalten seien u. a. einzelne Wörter und Benennungen, die aus den römischen Gesetzen hergenommen und ohne genügende Entsprechung im Deutschen seien. „Wie wollte man z. B. Appellazion ohne Umschreibung durch ein gleichlautendes deutsches Wort ausdrücken? Und warum soll ich es denn nicht beibehalten?"[1]) Daß der Stil der Reichsgerichte verbessert werden könne, lehre das Vorgehen Preußens und Braunschweigs — noch früher als die brandenburgischen „Dikasterien" habe das Gericht in Celle einen reinen, körnigen Stil gebraucht. Die sächsischen Urteile dagegen „haben ein etwas steifes Aussehen, welches vermutlich von den vielen Subtilitäten des sächsischen Rechtes, noch mehr aber wol von der ungeheuren Menge Ausleger herrührt". Sonderbar sei das Zurückbleiben der Fakultäten und Schöppenstühle in ihren Aussprüchen und Gutachten. „Ohne zu erwähnen, daß sie ihre Formulare, die gerade vom Geiste der Dunkelheit und Verwirrung eingeflößt zu sein scheinen, unverbrüchlich beibehalten, ist auch die Schreibart meistens ganz unausstehlich." Göttingen sei in Verbesserung der Sprache mit gutem Beispiel vorangegangen, Halle und andere preußische Universitäten seien noch nicht so weit. Die niederdeutschen Universitäten, z. B. Kiel, Rostock, Bützow, strebten neuerdings merklich nach Sprachverbesserung. Auf den hessischen Hochschulen liebe man das Ausstoßen der römischen Namen, sei aber nicht glücklich in der Auswahl deutscher Wörter, „und jezo muß man oft aus gezwungenem unverständlichen Deutsch mit Mühe enträtseln, was man noch lieber in barbarischem aber doch verständlichem Latein lesen mögte". Die Lehrer der Rechtswissenschaft hindere nichts, ihre Sprache zu verbessern, und sie „hätten auch wol eigentlich vor allen andern den dringendsten Beruf, uns gute Muster juristischer Schreibart zu liefern".

Aus dem Verzeichnis verwerflicher Wörter von Lfg. hob R. eine ganze Reihe heraus, um sie zu verteidigen. „Mich dünkt," erklärt er, „wenn ein Wort deutschen Ursprungs, dem Geiste der Sprache angemessen, nicht wider die Analogie zusammengesetzt ist, und übrigens den Begrif, welchen es bezeichnen soll, deutlich ausdrückt: so sind wir weder befugt, noch ist es der Klugheit gemäß, unsre Sprache ärmer zu machen". Zum Schluß fordert er die Juristen auf, dem Beispiel der „Göttinger und Berliner Rezensenten" (d. h. der Mitarbeiter an der Göttinger gelehrten Zeitung und der Allgemeinen deutschen Bibliothek), sowie der fremdwortfeindlichen Botaniker zu folgen und vor allem deutsch zu schreiben — die Verfeinerung der Sprache komme dann von selbst.

Zu diesen Ausführungen bemerkte der Verfasser des ersten Aufsatzes, Lfg., in einem kurzen Nachwort (S. 539 bis 541), er habe den größten Teil der genannten Wörter nicht völlig verworfen, sondern nur ihre besondere Verwendung in der Amtssprache getadelt. Im übrigen gebe er zu, daß er zu weit gegangen und durch R. in mancher Hinsicht eines Besseren belehrt sei. Um zu beweisen, daß die Gewohnheit auch auf gute Schriftsteller übel einwirke, erzählt er: „Ich erinnere mich, daß Hr. Wieland selbst in einem Gespräch zu mir sagte: ihm entwische zuweilen noch ein Ausdruck, der ihn an seinen Aufenthalt zu Biberach erinnere; (wo er Kanzleidirektor war)." Bekannt ist, wie Wieland in den Abderiten seinen Spott mit der Kanzleisprache treibt.

Schon vor Lfg. hatte ein deutschgesinnter Rechtsgelehrter die undeutsche Amtssprache der Juristen scharf getadelt, nämlich Karl Ferdinand Hommel in seinem Werk „Teutscher Flavius oder Vollständige Anleitung sowohl bei bürgerlichen als peinlichen Fällen Urthel abzufassen" (1763. 3. Ausg. 1775. 4. Ausg. 1813). Er bot (S. CIII—CLXVI der vierten Ausgabe) ein „antibarbarisches Wort-Verzeichnis", in dem neben vielen Fremdwörtern auch einige deutsche Kanzleiausdrücke, z. B. abschläglich („statt verneinend"), Ausflucht („statt Einwendung oder Einwand"), bewahrheiten („statt beweisen"), Bezüchtigung („statt Beschuldigung") u. s. w., und als letztes das schöne zweifelsohne („statt ohne Zweifel") getadelt wird. Karl Bruns hat Hommels Werk in der neuesten (7.) Auflage seines Büchleins „Die Amtssprache" (1903. Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins V.) benutzt. Ganz vergessen scheint dagegen das viel reichere Werk von dem Leipziger Notar Heinrich Kuppermann „Juristisches Wörterbuch zur Verbesserung des Aktenstils und Einführung einer reinen deutschen Schreibart in gerichtlichen und außergerichtlichen Geschäften" (Leipzig, 1792) zu sein. Kuppermann tadelt

[1]) Berufung und berufen für appellieren hatte Campe vorgeschlagen, erklärte aber später Anrufung (oder einfach Anruf) und anrufen für besser. (Vergl. sein Fremdwörterbuch 1813.)

im Vorbericht „die unverzeihliche Anmaßlichkeit und den stolzen Eigendünkel neuerer unberufener Schriftsteller", die „den Fortschritten ächter Sprachverbesserung" durch unnötige Sprachmengerei „absichtlich in den Weg treten und ihren schnellen Fortgang hindern". Das werde durch viele Schriften der 80er Jahre des 18. Jahrhunderts bewiesen. „Ja man befleißigt sich sogar noch izt, statt ächter deutscher Wörter und Ausdrücke, französische dafür vorsätzlich einzuführen und jene, ganz ohne Noth, zu verdrängen." Das Aktendeutsch sei oft mit Recht getadelt worden. An der Möglichkeit einer Verbesserung dürfe man nicht mehr zweifeln, da man nicht nur reindeutsche rechtswissenschaftliche Abhandlungen vorzeigen könne, sondern auch die Anwälte sich hier und da, „obschon noch nicht allgemein", einer reinen deutschen Schreibart befleißigten. Sein Zweck sei, „zur allgemeinen Verbesserung unsers Aktenstils etwas beygetragen und dadurch . . . zum allgemeinen Besten mit gewirkt zu haben".

Auf 660 Seiten schlägt Kuppermann Verdeutschungen für eine große Zahl fremder und aktendeutscher Ausdrücke vor. Eine Würdigung seiner Vorschläge im einzelnen wird erst möglich sein, wenn das so oft gewünschte geschichtliche Fremdwörterbuch einmal vorliegt. Jedenfalls hat Kuppermann die Vergessenheit nicht verdient, die er trotz seiner fleißigen Arbeit gefunden hat.

Ich muß es mir heute versagen, diese Zeilen, die nur als kurzer Hinweis auf Vergessenes, aber Beachtenswertes gelten sollen, zu einer längeren Abhandlung über die deutsche Amtssprache des 18. Jahrhunderts zu erweitern. Anderen bleibe es überlassen, den gebotenen Anregungen zu folgen, z. B. einzelne Wörter und Redensarten näher zu betrachten, den Spuren der Kanzleisprache bei Wieland, Rabener, Weiße u. a. nachzugehen und überhaupt ihren Einfluß auf die Schriftsprache zu bestimmen oder die allmähliche Verbesserung des Aktenstils nach dem Wirken von R. zu untersuchen. Hier sei nur noch betont, daß die Bemühungen Hommels und Kuppermanns nicht ohne Erfolg geblieben sind. 1793 verordnete die **Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten** (Teil II, Tit. 2, § 51): „Bei Abfassung solcher Urkunden und Ausfertigungen müssen die Gerichte und Expedienten sich einer guten deutschen und allgemein verständlichen Schreibart befleißigen; alle nur Sachverständigen nach ihrem eigentlichen Sinne bekannten Kunstwörter möglichst vermeiden und sich statt deren lieber einer deutlichen und richtigen Umschreibung bedienen, den Terminum technicum aber in einer Parenthese beifügen; sich des verworrenen, dunkeln und weitschweifigen sogenannten alten Kanzelleistyls gänzlich enthalten und mit einem Worte dafür sorgen, daß sowohl die Parteien, als jeder andere, dem daran gelegen ist, das, was eigentlich verhandelt worden, aus der Ausfertigung deutlich, bestimmt und zuverlässig entnehmen können." Im Grunde ist diese Verordnung nur als Scheinerfolg zu betrachten, denn eine durchgreifende Befolgung war ihr ebenso wenig beschieden wie ähnlichen Verordnungen im 19. Jahrhundert. Die Ausdrücke Aktendeutsch, Kanzleistil, Amtssprache, Juristendeutsch haben heute noch denselben Klang, wie im 18. Jahrhundert, wenn wir auch freudig zugeben wollen, daß schon vieles besser geworden ist!

Bücher und Zeitschriften.

Sternennächte. Dichtungen von **Emil Luda**. **Stimmungen.** Von **Georg Rothe** (1904). **Letzte Verse vom armen Kurti.** Leipzig, Modernes Verlagsbureau, Kurt Wigand.

Daß das künstlerische Schaffen der Gegenwart kein einheitlicher Stil mehr beherrscht, wie es bei früheren Perioden in unserer Literatur der Fall war, bezeugen die Gedichtbücher dreier jüngerer Schriftsteller, die sich alle drei als „Moderne" fühlen. Emil Luda knüpft an weit zurückliegende Vorbilder an. Dante scheint vor allem seinem Dichtertraume vorzuschweben. Die zyklische Dichtung „Beatrice" spricht deutlich dafür. Mittelalterlich romanisches Leben, Dichten, Fühlen und Denken überhaupt übt auf ihn eine mächtige Anziehung aus. Schon die äußere Gestalt seiner Gedichte verrät einen fremden Geschmack. Die starke Bevorzugung des Sonettes fällt vielleicht weniger ins Gewicht als manche Vers- und Reimkünsteleien. Dabei tritt es auch bei Luda klar zutage, daß die deutsche Sprache sich nicht zu spielerischen Formen eignet. Unförmige Wortbildungen wie „Goldhaarmaidsehnsuchtbezwungen, mitternachtsonnebeschienen" werden freilich auch in anderen Sprachen nicht schön klingen. Unnatürlichkeit und Künstelei drücken auch den Wert der Gedanken und Empfindungen des Dichters herab. Mit verstecktem Symbolismus, flimmernder Mystik, verstiegenen Liebes- und Ewigkeitsgedanken sucht Luda seine Gedichte in die erhabenen Sphären tiefsinniger Höhenkunst zu erheben. Ohne Erdenreste sind aber wenige seiner strahlenschimmernden, oft lichtverschwommenen Gesänge. Einen merkwürdigen Kontrast zu seinen übrigen Gedichten bildet der Zyklus „Dämonen", in dem er eine wahre Lust im Ausmalen abscheulicher Grabszenen zeigt. Der Gedanke, daß die Leichen einander auffressen, hat ihm wohl besonders gefallen; denn er bringt ihn mehrere Male. Luda beweist seine Verwandtschaft mit mittelalterlichen Dichtern hier aufs neue; bei ihnen ist die Beobachtung häufig zu machen, daß ihre mystische Verzückung in die Lust umschlägt, scheußliche Leichen- und Höllenszenen auszumalen. Schlichte Gefühle und lebenswahre Empfindungen gelingen Luda nur in einigen schönen Gedichten aus dem Zyklus: „Weibes Weben und Weh". Die bedeutende Begabung des Dichters offenbart sich überall; aber sie bedarf noch einer gesunden Festigung und Geschmacksläuterung.

Auf einem ganz anderen Boden wurzeln die Gedichte Georg Rothes. Er ist durchaus deutsch und lehnt sich nicht an Altes an. Ein weiches, stilles, tiefes Gemüt ist ihm eigen. Der Titel „Stimmungen", den er seinem Buche gegeben hat, drückt wirklich einmal das Wesen der Gesamtheit der Gedichte aus. In mildem Dämmerlichte träumt der Dichter dahin. Kaum daß er einmal ins helle Tageslicht schaut. Der blasse Mond mit seinem magischen Schein ist sein Lieblingsgestirn. Starkes und Glutvolles ist seinem Leben fremd. Die Gefahr dabei ist nur die, daß seine Gedichte bisweilen am Mangel kräftigerer Töne, an Physiognomielosigkeit der Gedanken leiden, daß sie verschwommen, unbestimmt, verschleiert werden. Die persönliche Empfindung dürfte Rothe mehr betonen. Die Lust zu verweben und zu verschlingen tritt auch in der äußeren Gestalt der Gedichte hervor. In der Form ist Rothe zwar rühmenswert selbständig und mannigfaltig; er bildet seine Strophen nicht nach Schemen, sondern von innen heraus nach eigenen Gesetzen; aber das Streben nach Weichheit der Melodie führt manchmal zu verflachtem Singsang. Möchte man jedoch den Blüten der Rotheschen Poesie da und dort auch sattere Farben wünschen, damit ihr Kranz ein lebhafteres Bild gäbe, so atmen sie doch alle einen süßen Duft aus, der die Seele mit tiefem Wohlgefühl erfüllt.

Vielseitiger und lebendiger sind die Verse des „armen Kurti", eines pseudonymen rheinischen Poeten. An Tiefe des Gefühls steht er keinem der beiden besprochenen Dichter nach. Seine Empfindungs- und Stimmungsgedichte sind von einer Reife, Schönheit und Innerlichkeit, daß sie vollste Bewunderung verdienen. Wie weiß aber daneben der arme Kurti die Geißel der Satire zu schwingen! Das blitzt, höhnt und lacht! Seine Gedanken entwachsen freilich einer pessimistischen Weltanschauung; aber die Lebenskraft des Dichters ist stark und gesund genug, um ihn vor Gemütsverbitterung zu bewahren, so trüb auch seine Lebenserfahrungen gewesen zu sein scheinen. Seine Satire wird nie verletzend derb; ein frischer, wundervoller Humor bricht den Pfeilen die scharfen Spitzen ab. Dazu fließen die Verse so glatt und ebenmäßig dahin, daß man seine Freude daran haben muß. Der Dichter braucht keine großen Kunstmittel; mit den einfachsten Formen erzielt er die besten Wirkungen: Edelsteine funkeln auch in schlichten Reifen! Hoffen und wünschen wir, daß die „letzten" Verse des armen Kurti noch viele Nachfolger bekommen werden.

Dr. Arnulf Sonntag.

Allgemeine Rundschau.

Der Weg zum Nordpol.

C. K. Ueber seine „Pläne, den Nordpol zu erreichen“, veröffentlicht der bekannte Nordpolforscher R. E. Peary einen sehr bemerkenswerten Aufsatz in „Harpers Weekly“. Er unterzieht zunächst die verschiedenen Wege, die sich dem Nordpolfahrer bieten und die auch schon versucht worden sind, einer Kritik und erörtert dann seinen eigenen Plan, auf der sogenannten „amerikanischen“ Route durch den Smith Sund vorzugehen, in folgender Weise: „Diese Route ist mit Vorliebe von amerikanischen Expeditionen gewählt worden; amerikanische Forscher haben die Küstenlinie aus arktischem Nebel und Dunkelheit bis zum äußersten Punkte von 83 Grad 39 Minuten nördlicher Breite herausgehoben. Die Mehrzahl der arktischen Forscher und Geographen, seien sie nun Praktiker oder Theoretiker, erkennen an, daß dieser der praktischste Weg ist. Seine Vorteile sind eine Landbasis, die dem Pol um hundert englische Meilen näher als auf jedem anderen Wege ist, ein festeres Packeis, das überschritten werden kann, eine weite Küstenlinie zur Rückkehr und die Gelegenheit, das Unternehmen in einem Jahre auszuführen. Seine Nachteile sind die größere Schwierigkeit, ein Schiff zu einem höheren Breitengrad zu bringen, und das zerklüftete Eis. Diesen Weg will ich benutzen und meine große Erfahrung, die persönliche Vertrautheit mit jedem Fußbreit der Gegend und die Fähigkeit, die äußersten Anstrengungen der Eskimos zur Unterstützung meiner Pläne nutzbar zu machen, in den Dienst dieses Unternehmens stellen. Der kritische Teil des Planes ist die Ueberschreitung des mittleren Teils des Weges, der vom Eis versperrten Kanäle zwischen Kap Sabine und der Nordküste des Grant-Landes, eine Strecke von nur 350 Meilen, die schon von vier Schiffen gemacht wurde. Von diesen hat die kleine „Polaris“ die ganze Fahrt gemacht, ohne Eis zu sehen. Nördlich davon ist eine Schlittenfahrt zu machen von noch nicht 500 Meilen zum Pol, von denen ich 100 schon einmal zurückgelegt habe und die im ganzen nicht mehr als vier Schlittenreisen erfordert, wie ich sie in jener Gegend schon gemacht habe. Südlich davon erstrecken sich etwa 3000 Seemeilen zwischen Kap Sabine und New-York, die von jedem geeigneten Schiff im August jeden Jahres gemacht werden können. Für den schwersten Teil der Fahrt von Sabine nach Nord-Grant-Land brauche ich das beste arktische Schiff, das gebaut werden kann. Es soll aber nicht wie Nansens „Fram“ oder wie die deutsche „Gauß“ oder die englische „Discovery“ gebaut sein. Mein Schiff — es handelt sich nicht um einen Traum, sondern um einen sorgfältig ausgearbeiteten Plan mit den Zeichnungen dazu — muß Widerstandskraft haben, ferner eine solche Form, daß es sich beim Druck des Eises hebt, und es muß so kräftig sein, daß es schwimmende Eisfelder spaltet und sich hindurchdrückt. Es muß ein massiver, kräftiger Dampfer sein, kein Segelschiff mit Hilfsmaschinen. Dies wird das einzige teuere Hilfsmittel sein, das ich brauche. Ich wollte in diesem Sommer ein Schiff nach Norden schicken, um eine Kohlenstation anzulegen und die Eskimos anweisen zu lassen, Hunde, Fleisch und Pilze zu sammeln und sich im nächsten Sommer für mich bereit zu halten; aber wegen der großen Kosten habe ich den Gedanken aufgegeben. Die Kohlenstation, die ich in Etah errichten will, wo sich mein Depot im Jahre 1898 befand, wird von einem Hilfsschiff eingerichtet, das den Hauptdampfer der Expedition im nächsten Sommer begleitet und Anfang September zurückkehrt. In den nächsten zehn Monaten werde ich mit der Beaufsichtigung des Schiffsbaues und der Aufbringung der noch fehlenden Geldmittel genug zu tun haben; dann kommen noch dazu die wiederholten Proben des Schiffes und der Maschinen und die Zusammenstellung der Vorräte und Ausrüstung. Anfang Juli 1905 werde ich nach Norden dampfen, das Kohlendepot in Etah und die Hilfsstation für Lebensmittel auf Kap Sabine einrichten, meine Eskimos und Hunde an Bord nehmen und die Strecke Eisschiffahrt nördlich von Kap Sabine in Angriff nehmen. Die Nordküste von Grant-Land hoffe ich Anfang September zu erreichen, dort mit meinem Schiff zu überwintern und Anfang Februar die Schlittenfahrt zu beginnen; so hoffe ich den Pol zu erreichen und vielleicht ein neues Land aus der „terra incognita“ am Nordpol aufzufinden.“

*

Die Felsnadel des Mont Pelé.

Die seltsame spitze, kegel- oder nadelförmige Erhebung, die sich nach dem jüngsten Ausbruch innerhalb des Kraters des Mont Pelé bildete, hat bekanntlich das Interesse der Geologen lebhaft erregt. Ihrer Beschaffenheit nach wurde die Riesennadel fast allgemein als eine eigentümliche Bildung der erstarrten Lava angesehen, die sofort bei ihrer Ausstoßung erstarrte und unter dem Druck der vulkanischen Kräfte vertikal in die Höhe getrieben wurde, anstatt wie die normalen Lavaströme auszufließen. Im Gegensatz zu dieser Annahme hält, wie wir der Naturwissenschaftlichen Rundschau entnehmen, der amerikanische Geologe Heilprin den Turm für den alten Kern des Vulkans, der, aus seinen Verbindungen gelockert, als Ganzes durch die Gewalt der Eruption emporgehoben worden ist. Das ganze Aussehen des Felsobelisken (die deutlich verschiedene Beschaffenheit der zwei entgegengesetzten Flächen, das Fehlen fluidalen Ueberfließens und die scharfe Demarkationslinie zwischen der Basis des Gebildes und der umgebenden Masse) spricht mehr für einen alten, durch die Wärme metamorphosierten Felsen als für neugebildete und schnell erstarrte Lava. Ein solches Heben von Gebirgskernen in der Kraterachse eines Vulkans ist bereits von einigen Geologen behauptet worden, so von Abich im Kaukasus und von Scrope für die Auvergne. Die Tatsache, daß die meisten Vulkane sich nach wechselnder Tätigkeitsdauer „zustopfen“ und daß einige sich dann wieder öffnen in der Richtung der früheren Eruptionen, läßt vermuten, daß von Zeit zu Zeit diese Pfropfen und Kerne aus der Krateröffnung an die Oberfläche emporgehoben werden und solche Türme bilden, wie sie der Pelé-Vulkan in schönster Ausbildung gezeigt hat. Herr Heilprin will diese Auffassung in einer demnächst erscheinenden ausführlichen Abhandlung eingehend begründen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Das Komitee zur Veranstaltung ärztlicher Studienreisen hat, wie uns der Generalsekretär mitteilt, einem vielfach geäußerten Wunsche entsprechend, beschlossen, den Anmeldetermin der am 7. September beginnenden Studienreise bis zum 28. August zu verlängern. Der Gesamtpreis für die 11½tägige Reise einschließlich des vom Komitee herausgegebenen offiziellen Reiseberichts beträgt 135 Mark. Die Anmeldungen für die Reise werden, zugleich mit einer Posteinzahlung von 25 M. als Einschreibegebühr bis spätestens 28. August l. J. an die Adresse des Generalsekretärs Hofrat Dr. W. H. Gilbert (Baden-Baden) erbeten. Der Restbetrag von 110 Mark wird bis zum 28. Aug. l. J. an den II. Schriftführer Dr. A. Oliven, Steglitz bei Berlin, Heilanstalt Berolinum, erbeten oder wird nach diesem Termine durch Postnachnahme erhoben.**

*

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Privatdozent der Botanik, Dr. J. Winkler, der voriges Jahr das Reichsstipendium zum Besuche des Botanischen Gartens in Buitenzorg in Niederländisch-Indien erhielt und ein Jahr dahin beurlaubt war, kehrt, wie wir der Frankfurter Zeitung entnehmen, am 1. Oktober zurück und wird wieder eine Assistentenstelle am botanischen Institut der hiesigen Hochschule übernehmen.

H. **Freiburg i. B.** Die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät der hiesigen Universität setzt, als Verwalterin der Rudolf Schleiden-Stiftung, einen Preis von 1000 Mark aus für die beste Bearbeitung einer „Zunftgeschichte Freiburgs i. Br“.

hc. Bonn. Der Privatdozent Dr. Adolf Weber ist als Nachfolger Professor Gotheins zum Dozenten für Volkswirtschaftslehre an der landwirtschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf ernannt worden.

* Göttingen. Der Professor für Mechanik und Statik der Baukonstruktion an der Technischen Hochschule zu Hannover, Dr. Ludwig Prandtl, ist nunmehr zum Professor in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. Halle. Mit Ende dieses Semesters legt der Geographieprofessor Geh. Regierungsrat Dr. Alfred Kirchhoff sein Lehramt nieder und zieht sich nach Moskau bei Leipzig zurück. Der ausgezeichnete Geograph wirkt seit 1873 in Halle, wo damals die erste ordentliche Professur für Erdkunde in Preußen errichtet wurde. Geboren am 23. Mai 1838 zu Erfurt, studierte Kirchhoff in Jena und Bonn (1858 bis 1861) anfangs Rechtswissenschaft, dann Naturwissenschaften und Geschichte und promovierte an letzterer Universität Mai 1861 mit einer Dissertation: „De Labiatarum organis vegetativis". Dann wirkte er als Lehrer an den Realschulen in Mühlheim a. d. Ruhr und Erfurt, seit 1865 an der Luisenstädtischen Gewerbeschule in Berlin. 1871 bis 1873 war er zugleich Dozent der Erdkunde an der Kriegsakademie in Berlin. Seit 1. Oktober 1873 lehrt er als ordentlicher Professor an der Universität Halle.

* Berlin. (Stiftung.) Für die von der verstorbenen Rentnerin Frl. Luise Piper errichtete Ferdinand Piper-Stiftung für christliche Archäologie sind nunmehr vom Senat die Satzungen genehmigt worden. Der Zweck dieser Stiftung ist die Pflege des Studiums der christlichen Archäologie im Sinne der von Ferdinand Piper begründeten „Monumentalen Theologie". Geeigneten Bewerbern soll ein Reisestipendium verliehen werden, damit sie die Ursitze des Christentums aufsuchen, dort ihre christlich-archäologischen Studien durch eigene Anschauung ergänzen und die Forschung auf diesem Gebiet fördern können. Die Stiftung wird vom Senat verwaltet und beträgt rund 65,000 M. Eine Nichte der Stifterin erhält von den Zinsen jährlich 500 M. Aus dem übrigen Ertrag wird zunächst jedes zweite Jahr ein Stipendium von 3000 M. verliehen. Der weitere Zinsertrag fließt dem Stiftungsvermögen zu. Ist das Kapital soweit angewachsen, daß jährlich ein Zinsertrag von 3000 M. zur Verfügung steht, so soll das Stipendium alljährlich verliehen werden. Zur Bewerbung sind zugelassen junge Theologen evangelischen Bekenntnisses, welche Angehörige des Deutschen Reiches sind, mindestens schon drei Jahre Theologie studiert haben und den Nachweis führen können, daß sie sich christlich-archäologische Kenntnisse erworben haben. Den Vorzug erhalten Bewerber, die begründete Aussicht geben, der christlich-archäologischen Wissenschaft später als Lehrer dienen zu können. Als Reiseziel gelten vornehmlich Italien, Frankreich und der Orient. Bei näherem Reiseziel kann das Stipendium unter Umständen geteilt werden.

* Breslau. Der ordentliche Professor der Physik Geh. Rat Dr. O. E. Meyer beabsichtigt in den Ruhestand zu treten. Geh. Rat Meyer steht im 70. Lebensjahre.

H. Kiel. An der hiesigen Universität habilitierte sich am 10. d. M. Dr. Albert Mayer-Reinach aus Mannheim als Privatdozent der Musikgeschichte mit einer Probevorlesung „Friedrich der Große und die Musik". Seine Habilitationsschrift ist betitelt: „Beiträge zur Geschichte der Musik in Preußen".

* Wien. An der hiesigen Universität hat sich Dr. K. Linsbauer für Anatomie und Physiologie der Pflanzen habilitiert.

* Von technischen Hochschulen. Professor Krohn, der Leiter der Brückenabteilung der Gutehoffnungshütte, ist auf den Lehrstuhl für Brückenbau an der Technischen Hochschule in Danzig berufen worden.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 11. August. Nummer 183.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Michelangelo und das Ende der Renaissance.*)

E. F. Von Henry Thodes großer Michelangelo-Biographie, deren erster Band um Weihnachten 1902 erschien, ist nun der zweite Band herausgekommen. Es mag vorweg gesagt werden, daß er sich ganz auf der Höhe des ersten hält und daß er einen dritten von gleich großem Werte verspricht. Der erste gab einen kurzen Lebensabriß des unsterblichen Künstlers, einen sehr gründlichen Index von allen uns bekannten Daten seines Lebens und endlich an der Hand einer Gliederung in freilich etwas seltsame Schopenhauersche schulphilosophische Begriffe eine wundervolle Darstellung von Seele und Charakter des Schöpfers der sixtinischen Decke und des Moses. Die Fülle von Zitaten aus den Briefen des Meisters, aus beglaubigten Aeußerungen von ihm, sowie aus zeitgenössischen Urteilen über ihn ließ es vergessen, daß Michelangelo etwas gewaltsam über den Schopenhauerschen Rahmen gespannt war und daß hier und da mit einem noch kühneren Salto mortale eine Verbindung zwischen ihm und Richard Wagner, dem Schwiegervater des Biographen, hergestellt war. Wir bemerken dies gleich im voraus, um uns ein- für allemal damit abzufinden, während wir im übrigen die Biographie eine Meisterleistung nennen müssen. Michelangelo ist eine der meistbehandelten Persönlichkeiten der Kunstgeschichte. Sein langes Leben gibt nur einen ganz äußerlichen, keineswegs den innerlich entscheidenden Grund für diese dominierende Stellung. Allerdings lebte er von 1475 bis 1564; sein Leben umspannte also die ganze Hochrenaissance; er überlebte Raffael um vierundvierzig Jahre. Aber darin übertraf ihn Tizian doch noch weit; dessen Erdenwallen dauerte von 1477 bis 1576, also neunundneunzig Jahre, und erlosch an der Pest, „gerade als er endlich gelernt habe, ein Auge zu malen“. Aber Tizian war nur Maler, nicht wie Michelangelo Universalgenie, das auch die Bildhauerei und die Baukunst beherrschte, und vor allem nahm er an geistiger und seelischer Größe nicht annähernd eine solche Stellung ein wie Michelangelo. Von jeher hat die Welt sich von diesem nicht nur durch seine Werke angezogen gefühlt, sondern durch die auch aus anderen Zeugnissen bekannte Größe seines Geistes.

*) Von Henry Thode. Berlin, G. Grotesche Buchhandlung.

H. Grimms großes Michelangelo-Werk hat die Tätigkeit des Malers benutzt, um eine Kulturgeschichte Italiens und der ganzen Renaissance zu schreiben. Thode macht es ganz anders; er setzt die allgemeinen Umrisse als bekannt voraus und schildert nur Michelangelo. Der Gegenstand ist wahrlich für ein umfassendes dreibändiges Werk nicht zu groß; wir glauben nicht, daß irgend jemand die erschienenen zwei Bände als zu ausführlich aus der Hand gelegt haben wird.

„Der erste Band,“ so sagt der Verfasser in seinem Vorwort, „versucht in Form einer psychologischen Studie die Charakteristik des Genies zu geben und zeigt den in seinem Wesen begründeten, durch das Schicksal verschärften Konflikt mit der Welt. Der zweite (jetzt erschienene) ist der Erkenntnis der Ideen, die den Meister beherrschen, und des Zusammenhanges, in welchem sein geistiges Leben mit der allgemeinen Kultur der Renaissance steht, gewidmet. In dem dritten (noch ausstehenden) werden die künstlerischen Schöpfungen von dem so gewonnenen Standpunkte einer gleichzeitigen Berücksichtigung des Persönlichen und des Allgemeinen, das in ihnen zum Ausdruck kommt, ins Auge gefaßt und nach ihrer Eigenart wie nach ihrer Bedeutung für die Erkenntnis des Problems christlicher Kunst überhaupt betrachtet.“

Damit hat man den allgemeinen Rahmen auch des zweiten Bandes vor sich. Im einzelnen knüpft Thode an sein eigenes Werk über Franz von Assisi, den Stifter des großen Bettelmönchordens der Franziskaner, an, dessen Kenntnis er bei eifrigen Lesern seines neuen Werkes mit Recht voraussetzen darf. Man darf in der Tat aus der zweiten Hälfte der Hohenstaufenzeit eine neue geistige Revolution datieren. Aus Südfrankreich, wo das Waldensertum schon früher blühte und den Aufschwung zu einer Reformation nehmen zu wollen schien, flog der Same zu einer geistlichen Reform nach Italien herüber. Die Mutter Franz von Assisis war eine Südfranzösin. In den Lehren ihres Sohnes fand sich viel Waldensertum, was denn auch den aus seiner Lehre hervorgegangenen Orden mehr als einmal unter die Anklage der Ketzerei gebracht hat. Um 1208 vollzog sich der Umschwung Franz von Assisis von der Weltlichkeit zur Askese und Weltflucht. 1223 wurde sein Orden anerkannt. Schon um die Mitte des Jahrhunderts waren Franziskanerklöster und -kirchen über ganz Westeuropa, selbst Skandinavien, verbreitet. Und ungefähr gleichzeitig dehnte sich der Dominikaner-Orden, allerdings mit dem ganz anders gearteten Ziel der Aufrechterhaltung der Reinheit des Glaubens, über die ganze katholische Welt aus. Ueberall entstanden in den Städten die gotischen Predigtkirchen, überall gewannen die beiden Predigerorden einen großen entscheidenden Einfluß auf alle Gemüter. Wie hoch selbst ein so kühn und in gewisser Weise vorurteilsfrei und selbständig denkender Mann wie Dante, der rund ein Jahrhundert später lebte, über die Tätigkeit der Orden dachte, geht aus der Verherrlichung ihrer beiden Stifter im Paradiese hervor. Die Seele der Völker, namentlich des italienischen, war in starke Schwingungen versetzt. In Petrarca und Boccaccio entstanden abermals Meister der Dichtkunst. Vor allem nahm die Malerei einen großartigen Aufschwung. Giotto, ein Zeitgenosse Dantes, schuf an der Hand der Franziskus-Legenden in Assisi die erste dramatische Malerei. Von da ab stieg die bildende Kunst in ununterbrochenem Sieges-

laufe zu den Höhepunkten der Renaissance empor. Thode macht dabei nachdrücklich geltend, daß die Umbildung der Ornamentik von der Gotik zu den antikisierenden Formen und die Rückkehr zu den Idealen der Antike nicht so sehr das entscheidende Moment gewesen sei wie der Umschwung der Geister im ganzen, und daß dieser letztere im vollen Gange war, als die meist mit dem Namen Renaissance bezeichnete Reform einsetzte.

Die sonstige geistige Reform machte die wunderbare Entfaltung der bildenden Kunst in Italien nicht mit. Die Blüte wurde geknickt durch widrige äußerliche Verhältnisse, durch Krieg und Fehde und Zersplitterung der politischen Kräfte sowie durch Demoralisation der Geistlichkeit und der Laien. Die religiöse Tiefe des italienischen Volkes war nicht so groß, um eine kirchliche Reformation zu erzeugen wie hernach in Deutschland und der Schweiz. Seine Begabung lag mehr auf anderen Gebieten; die bildende Kunst absorbierte die besten Geister. Auch die Dichtkunst nahm rasch einen absteigenden Gang an. Man gab die Volkssprache, diesen einzigen wahrhaft erquickenden Brunnen der Poesie, auf und kehrte zum toten Latein, das nur die Sprache der Gelehrten war, zurück. „Nicht aus einer inneren Gefühlsnotwendigkeit der Volksseele," so sagt sehr richtig Thode, „wie im Jahrhundert des Franz, sondern aus dem Luxusverlangen einer lebensfreudigen, in ästhetischer Bildung Genuß suchenden glänzenden Gesellschaft ist die Poesie der Hochrenaissance hervorgegangen. Sie ist eine künstliche, nicht eine natürliche Blüte. Sie hat nichts aufzuweisen, was auch nur entfernt an Stilvollendung und rein menschlichem Gehalt mit den großen Schöpfungen der gleichzeitigen bildenden Kunst sich messen könnte. In ihren edelsten Hervorbringungen ein bezauberndes Spiel mit anmutigen flüchtigen Bildern der Phantasie, in der weitaus größten Zahl der Produktionen ein gefühlloser gekünstelter Vortrag von entlehnten Gedanken in entlehnter Form." Das hat auch auf einen dichterisch so begabten Mann wie Michelangelo zurückgewirkt. Die Zwangsjacke des Sonetts mußte für seine tiefe Gedankenwelt ein verhängnisvolles Hemmnis sein. Dennoch ragt er auch als Dichter hoch aus seiner Umgebung heraus. Es machten sich auf ihn Einflüsse geltend, die den ganzen Menschen in einem tief innerlichen Feuer läuterten. Der geringere Einfluß stammt von der Wiederbelebung philosophischer Studien, die in jene Zeit fällt. Die mittelalterliche Kirchengelehrtheit, die ebenfalls ihre höchste Blüte in Franziskaner- und Dominikanerklöstern erreichte (Thomas von Aquino, Thomas von Canterbury, Albertus Magnus, Antonius von Padua) hatte als maßgebenden Philosophen Aristoteles betrachtet; die aristotelische Lehre war eine Art Ehe mit dem Christentum eingegangen. Jetzt endlich kam der große Idealist Plato wieder zu Ehren. Lorenzo di Medici, der schon das bemerkenswerte Verdienst hatte, die italienische Sprache wieder in der Dichtkunst einzuführen, sammelte um sich einen kleinen Kreis von Freunden platonischer Philosophie. Zu diesen gehörte auch der junge Michelangelo; durch Lorenzo, seinen Gönner, wurde er wohl erst eingeführt in die Gedankenwelt des Griechen.

Thode behandelt die philosophische Dichtung Michelangelos etwas stark in der Weise, wie ein Anatom bei der Sektion die Organe des Körpers zerlegt. Er legt an alle Sonette und Madrigale den Maßstab der Fachphilosophie. Das kommt dem Dichter nicht zugute, zumal auch dieser schon unserem poetischen Empfinden ziemlich fern steht. Auf der anderen Seite muß man dem Biographen aber dankbar sein, daß er nicht nur über jedes einzelne der oft sehr dunklen Sonette die größte den Umständen nach erreichbare Klarheit ausgießt, sondern daß er sie, wahrscheinlich vollständig, in eigener trefflicher Uebersetzung wiedergibt. Ein großer Teil der Dichtungen hat zu seinem Kern die Liebe und ist von der Philosophie nur angeglüht und geläutert. Andere sind rein philosophisch. Wir wollen wenigstens eins der philosophischen Sonette wiedergeben:

Gleichwie der Schmied durchs Feuer dehnt das Eisen,
Drin er des lieben Werkes Plan verwirklicht,
Wie ohne Feuer auch kein Künstler weiß
Das Gold zu höchster Reinheit zu verfeinern,

Wie neu der selt'ne Phönix sich nicht bildet,
Verbrennt er nicht zuvor, so hoff' auch ich,
Sterb' ich in Gluten, lichter zu erstehen
Bei jenen, die im Streben zeitlos wachsen.

Ein seltnes Glück ward mir, daß solches Feuer
Mich zu erneu'n, noch Raum in mir gefunden,
Der zu den Toten ich schon fast zu zählen.

Erstrebt sein Element, gen Himmel lodernd,
Das Feuer von Natur, und werd' ich Feuer —
Wie könnt es anders als mich aufwärts tragen?

Etwas kühl lassen uns heutzutage fast alle diese Dichtungen. Sie sind für unser Ohr zu wenig lyrisch, zu sehr logisch, zu gekünstelt im Stil.

Weit nachhaltiger als durch die Dichtung seiner Zeit wurde Michelangelo von der religiösen Seite her beeinflußt. Dessen Darstellung ist eine geradezu großartige Seite in der Thodeschen Biographie. Mehr noch als hinsichtlich der Dichtung und Philosophie kann er hier anknüpfen an sein Werk über Franz von Assisi. Der politische Verfall war seit der großen Erhebung im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert Hand in Hand gegangen mit der Entsittlichung der Geistlichen und Laien. Der Egoismus der Fürsten und Päpste ruft die Fremden ins Land, welches fortan der gewaltsamen Einmischung der Franzosen, Deutschen und Spanier preisgegeben ist. „Die Habsucht der Kirche, als deren Gonfaloniere der ungeheuerlichste der Gewaltmenschen: Cesare Borgia, die Halbinsel durchzieht, und die Eifersucht der im Norden derselben miteinander ringenden zwei Staaten bereitet die Ereignisse vor, welche im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts alle Mächte Europas mit in den Kampf ziehen. Auf die Verbrecherschaft Alexanders VI. folgt die kriegerische Unternehmungslust Julius' II. Italien wird für Jahrzehnte ein Lagerplatz fremder Heere. Aus moralischer Verkommenheit, aus der Zersplitterung in gemeinen Individualismus hervorgegangen, haben die Zustände den unaufhaltsamen sittlichen Ruin des Landes zur Folge gehabt. Aber aus der Erkenntnis und dem Empfinden der seelischen Not, in welche das in Genußsucht und kirchlichem Formelwesen verkommende Volk mehr und mehr geraten mußte, hatten edle Männer während des fünfzehnten Jahrhunderts die Kraft heiß eindringlicher Mahnung gewonnen. Zahlreiche, zumeist den Bettelmönchorden angehörende Prediger, unter denen Johannes Capistranus und Bernhardin von Siena die größte Wikung ausübten, wanderten von Ort zu Ort, riefen zur Einkehr, zum Glauben; ihr Ruf wurde lauter und eindringlicher, bis er, ein Schrei tiefgefühlter Not, aus Savonarolas Seele brach. Mit der Kraft der Verzweiflung suchte dieser innerlichst von seiner hohen Aufgabe überzeugte und erfüllte gewaltige Mann das Fünkchen wahrer Liebe und Glauben, welches noch in den Herzen glühte, zum Feuer zu entfachen, dem Taumel besinnungslosen Egoismus zu wehren, der fieberhaft erregten Gemeinde das Bewußtsein zu wecken, daß es nur eine Rettung gäbe: die Verinnerlichung und Selbstentäußerung in der christlichen Liebe. Wen sein mächtiges Wort erreichte, dessen Seele nahm er mit überwältigender Macht gefangen."

Sicherlich gehörte der jugendliche Michelangelo zu seinen Hörern und zu den von seinem Wort Ergriffenen. War doch ganz Florenz von dem mächtigen Mann erschüttert und zerknirscht. Wie hätte gerade der, der von allen Zeitgenossen seines Landes das tiefste religiös-philosophische Gefühl hatte, teilnahmslos an der Erscheinung vorübergehen sollen? Wir wissen aber Näheres. Beide hatten in Lorenzo di Medici denselben Freund und Gönner. Da war es doch unmöglich, aneinander vorbei zu kommen, ohne sich zu berühren und zu beeinflussen.

Savonarola war kein Florentiner. Er war zu Ferrara 1452 als Sprößling einer angesehenen Familie geboren, also dreiundzwanzig Jahre älter als Michelangelo. Die ihm bestimmte ärztliche Laufbahn verschmähte er zugunsten des Eintritts in den Dominikaner-Orden. In seinem Kloster zu Bologna erregte er durch die ihm verliehene Kraft packender Rede — Thode gibt lebendige Beispiele

davon — bald großes Aufsehen. Das veranlaßte Lorenzo di Medici, ihn 1489 nach Florenz kommen zu lassen, wo er schon 1491 Prior des (noch jetzt erhaltenen) Klosters von S. Marco wurde. Auch in Florenz erlangte er bald einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter, der alsbald auch auf die Politik übergriff. So gewiß es ist, daß er die Kirche reformieren, vor allem den Lebenswandel der Geistlichkeit und der Laien reinigen wollte, so gewiß ist es, daß er kein Reformator im Sinne der bald nach ihm erstehenden deutschen und schweizerischen Kirchenerneuerer war. Keine einzige Wendung in seinen Predigten deutet darauf hin, daß er einen Abfall von der römischen Papstkirche auch nur wünsche. Aber die Person Alexanders VI., die ja auch heutzutage selbst unter den Ultramontanen keinen Verteidiger findet, griff er schonungslos an. Das Strafgericht Gottes sei sicher und nahe bereits heran.

Lorenzo di Medici entwickelte sich mehr und mehr zum Fürsten, sicherlich im Gegensatz auch zu Michelangelo, der später gegen eine gleiche Tendenz seiner Nachfolger mit den Waffen in der Hand gekämpft hat; sicherlich auch im Gegensatz zu Savonarola, der nun öffentlich auch gegen Lorenzo auftrat. Dessen Tod, 1492, erledigte den Zwist, aber Savonarola wurde nur noch mächtiger, vollends als die Florentiner 1494 Lorenzos Sohn Piero vertrieben. Er hatte die Heimsuchung Italiens durch die Franzosen vorausgesagt und als diese nun wirklich erschienen, sah das Volk ihn als einen Propheten an. Das im eigentlichen Sinne zu sein, lehnte Savonarola ab, aber gern glaubte er selbst, daß ein prophetischer, an der heil. Schrift genährter Geist seine Weissagung leite; er könne nicht irren, oder Gott selbst müsse irren. Für die bürgerliche Verfassung von Florenz ersann er einen republikanisch-theokratischen Plan; zugleich aber sollte kirchlich und religiös eine gründliche Besserung durchgeführt werden. Papst Alexander VI. wurde besorgt und fühlte sich auch unter der Drohung mit einem Konzil nicht sicher. Er lud 1495 Savonarola vor sich nach Rom, und als dieser nicht erschien, tat er ihn in den Bann; doch auch das erschütterte dessen Macht noch nicht. Erst als er in seiner Askese in den Karnevalszeiten Werke des Luxus und der Kunst öffentlich verbrannte, wandten sich die edlen Geschlechter immer mehr gegen ihn. Der Mönch-Diktator wurde immer politischer. Als nun Karl VI. von Frankreich, auf den er so sehr gerechnet hatte, aus Italien zurückgedrängt wurde, erlosch sein Ansehen als Prophet; die wankelmütige Menge verließ ihn, der ihm feindliche Franziskaner-Orden konnte das Kloster überfallen lassen und ihn vor das Glaubensgericht schleppen, das ihn 1498 auf dem Scheiterhaufen erhängte und verbrannte.

Von 1489 bis 1496 waren Michelangelo und Savonarola gleichzeitig in Florenz. Urteile des Künstlers über den Prediger sind uns nicht erhalten geblieben. Doch ist es nicht nur aus den schon angeführten allgemeinen Gründen wahrscheinlich, daß auch er stark von den erschütternden Reden gepackt worden ist, sondern wir finden ihn auch hernach wieder inmitten eines Kreises von Klerikern, die längere Zeit eine reformatorische Tendenz verfolgten. Die lutherische Lehre war nicht ganz ohne Echo in Italien geblieben. In Venedig gehörten mehrere Bischöfe und selbst der Kardinal Bembo zu ihm, in Neapel der Spanier Valdés und der Kapuzinerpater Ochino. Die übrigen gerieten allmählich wieder in den Bannkreis der Gegenreformation, die in dem Spanier Kardinal Caraffa ihren tätigsten Vorkämpfer hatte. Caraffa hatte in jenem freier gesinnten Kreise verkehrt und seine Neigung zur Ketzerei kennen gelernt. Es gelang ihm, den Papst Paul III. zu bewegen, die Häupter mit dem Kardinalshut zu belehnen, was dazu gedient zu haben scheint, sie an die alte Kirche zu fesseln. Einige sind sogar später Ketzerverfolger geworden, so der aus England gebürtige Reginald Pole, der später Erzbischof von Canterbury wurde. Einigen drohte die alsbald geschaffene Inquisition, und sie wären ihr wohl verfallen, wenn nicht der Tod ihren Lebensfaden früher abgeschnitten hätte. Pater Ochino, als Prediger der gewaltigste von allen, entging 1542 nebst einem Freunde der Inquisition durch die Flucht; er wurde in Genf calvinistischer Prediger. Damit war die Reformation für Italien unterdrückt; das Konzil zu Trient setzte das Siegel unter die Gegenreformation.

Michelangelo stand zu mehreren dieser Reformfreunde in nahen Beziehungen, namentlich zu Bembo, Pole, Contarini und Sadoleto. Man hat daraus wohl herleiten wollen, er sei eigentlich Lutheraner, Protestant gewesen. Aber das ist unhaltbar. So etwas kann man doch nicht in die blaue Luft hinein „vermuten", am wenigsten bei einem Manne, der so viel eigenes Handschriftliches hinterlassen hat und über dessen Seelenleben wir so manchen Aufschluß haben. Ueberdies hat der große Meister noch in seinem ganz hohen Alter eine Pilgerfahrt nach Loreto und gar nach S. Jago da Compostella in Spanien machen wollen. Thode weist denn auch die Hypothese von dem Luthertum Michelangelos zurück. Das allerdings vertritt er nachdrücklich, daß seine ganze Gedankenwelt von Savonarola und den Reformfreunden stark beeinflußt sei, namentlich von dem ersteren. Er war nicht der einzige unter den großen Künstlern seiner Zeit, von dem das galt. Fra Bartolommeo, Sandro Botticelli, Lorenzo di Credi, Simone Cronaca und die Robbias waren die Freunde des Dominikaners. Dessen „größter Schüler und Nachfolger als Christ" ist nach Thode Michelangelo. Er „empfing durch die Predigten in San Marco und im Dom sein Christentum und mit ihm die Kraft des Duldens und Schaffens, die Innerlichkeit des künstlerischen Genius, unermeßlich empfänglich und fruchtbar, die Bestimmung des Glaubens aus der verwandten Innerlichkeit des Mönches".

Kein Mensch kann leugnen, daß Michelangelo ein durchaus unabhängig und selbständig denkender Mann war, der mit den Höchstgebildeten als mit seinesgleichen verkehrte und dessen Geist auf der Höhe der damaligen Philosophie stand. Die Aufträge zur Verkörperung der künstlerischen Ideale, die seine Schöpferbrust durchglühten, erhielt er von den Päpsten und den florentinischen Mediceern, welch letzteren er nachweislich in seinen mittleren Jahren als politischer Gegner gegenüberstand. Daraus erhellt die Hinfälligkeit eines etwaigen Schlusses, daß er ein Parteigänger der Päpste Farnese und Caraffa gewesen sein müsse, weil er an ihrem Hofe gelebt habe. Hat er doch Papst Clemens offen beschuldigt, ihn mit Plänen für die Fassade der Kirche S. Lorenzo in Florenz nur hingehalten zu haben, damit er nicht an dem großen Julius-Denkmal arbeiten solle, dem Hauptwerk seines Lebens, von dem nur der Moses und ein paar Nebenfiguren fertig geworden sind! Auch andere Zeugnisse liegen vor, daß er einen Konflikt über weltliche, künstlerische Dinge und mit den Päpsten nicht scheute. Dann wieder gab er im Interesse der Kunstschöpfungen nach. Er war ein völlig selbständiger Geist, der einsam in seiner Gedankenwelt stand. Seitdem jener freigeistige Kreis sich in den Jahren 1535 bis 1542 aufgelöst hatte, stand er einsamer als je.

Nur fünf Jahre länger, bis 1547, genoß Michelangelo die Freundschaft jener seltenen Frau, die durch ihn zur Unsterblichkeit gelangt ist und die gleichfalls dem Kreise der Reformfreunde angehört hatte: Vittoria Colonnas. Wenig Frauen haben in solchem Maße die Aufmerksamkeit und Teilnahme der Nachwelt gefunden wie sie. Sie war 1492 als Tochter des Fabrizio Colonna geboren und wurde 1515 dem Marchese von Pescara vermählt. Geradezu vergöttert hat sie den Gemahl, obwohl sie den Beweis seines Treubruches in der Hand hatte. Nur zwei Jahre teilte sie seine Häuslichkeit, die er durch Ehebruch entweiht hatte. Dann zog er mit den kaiserlichen Heeren ins Feld und kehrte niemals heim; 1525 starb er. Seine Witwe blieb untröstlich; nie hat sie aufgehört, den verlorenen geliebten Gatten zu beweinen. Anfänglich verbrachte sie ihre Tage, indem sie auf Ischia seinen Neffen erzog. Immer mehr bildete sich ihr Hang zu religiösen Gedanken aus, immer mehr erfaßten Glaube, grüblerische Träumereien, Kasteiungen und der Hang zu guten Werken ihr ganzes Wesen. 1525 ging sie in ein Kloster zu Rom, doch duldete der Papst nicht, daß sie den Schleier nahm. Dann trieb sie ihr Sinn nach Neapel, um dort mit gleichgesinnten Frauen in klösterlicher Art zu leben. Inzwischen fingen ihre Gedichte, namentlich Sonette, an, in ganz Italien berühmt zu werden. Man bestürmte sie mit Bitten,

dem eigentlichen Klosterleben fern zu bleiben, man bestritt ihr das Recht zu einem solchen; ein so großes Talent gehöre der Welt, nicht ihr allein.

In Neapel ist Vittoria Colonna mit mehreren Männern aus dem Kreise der Kirchenreformer bekannt und befreundet geworden. Kardinal Pole verehrte sie wie eine Mutter und wendete seinen ganzen geistlichen Einfluß auf, um sie von Hunger und Selbstzerfleischungen fern zu halten, womit sie sich allerdings hauptsächlich in ihren letzten Lebensjahren quälte. Einen nachhaltigen Einfluß auf sie hatte jener Kapuzinerprediger Ochino, dessen Orden samt allen anderen zum Franziskanertum gehörigen Bruderschaften wieder einmal unter der Beschuldigung der Ketzerei stand. Sie bemühte sich eifrig beim Papste um die Abwendung des Verbotes und scheint auch zu dem günstigen Erfolg mit beigetragen zu haben. Ochino, der immer mehr zu wirklichem Protestantismus neigte, führte 1536 sogar Calvin selbst bei ihr ein. Dennoch machte sie den Schritt zum Protestantismus nicht mit. Sie reiste 1538 noch eigens nach Pisa, um Ochino predigen zu hören, sie dürfte, als er 1542 von dem Inquisitionsgericht wegen Irrgläubigkeit angeklagt war, zu seiner Flucht nach Genf beigetragen haben. Aber den Mut, ihre Kirche zu verlassen, hatte sie nicht. Sie empfand die Not der Zeit, aber sie suchte den Frieden ihrer Seele, indem sie sich mit verdoppelter Zerknirschung in den Glauben an ihren Gott vertiefte und dabei in die Arme der alten Kirche zurücksank. Der Einfluß der ihr befreundeten Kleriker, die sich nach dem Sieg der Gegenreformation wieder der Kirche anschlossen, mag hierbei von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein. „Die Geschichte ihres vornehmen Geschlechts und ihre geistige Bildung bannten sie in den Kreis einer Kultur, welcher das bloße Wort Häresie ein Greuel war und die Vernichtung aller Ideale bedeutete. So stark auch ihr Seelenleben sich betätigte, jene Energie, welche nur der Gewalt siegreicher, die Aufopferung in sich schließender Gefühlsbegeisterung entspringt, war ihr nicht eigen. Aller geistlicher Eifer hatte ihr keinen Frieden gebracht. Die Werkgerechtigkeit wehrte dem Glauben den Sieg. Die auf das Formale gerichtete Ausbildung ihres fast männlichen Intellekts hemmte die freie Entfaltung und unbedingte Aeußerung des erlösenden Weiblichen in ihr. So ward sie in einen Zwiespalt versetzt. Dieselbe aus Leiden gewonnene geistige Kraft, welche das leidenschaftliche Sehnen ihrer Seele auf Gott, auf eine unmittelbare Gewißheit der Gnade richtet, weckt ihr die Erkenntnis, daß sie des Heiles nicht sicher ist. Diesem Bewußtsein entspringt ein gewaltsames Streben, sich die Gotteskindschaft zu erringen, das sich in Askese, geistlichen Uebungen und Wohltätigkeit äußert, um dann, da es nur augenblickliche Betäubung, aber keine Befriedigung gewährt, wieder den Reflexionen über Glaube und Gnade Platz zu machen."

Mit Michelangelo war Vittoria Colonna die letzten zwölf bis dreizehn Jahre ihres Lebens in wachsender Innigkeit befreundet. Man sträubt sich fast zu sagen, daß beider Alter jegliche unlautere Beziehung ausschloß. Denn darin läge, daß beider Charakter allein nicht ausreichte, um uns dessen zu versichern. Und doch sehen wir in beide Seelen so klar hinein, wie in den reinsten Bergkristall: es ist kein Falsch darin. Beide sind Menschen von der seltensten Gewissenhaftigkeit. Man sah sich anfänglich im Kreise jener Reformfreunde. Erst 1538 nahm die hohe Frau ihren dauernden Wohnsitz in Rom, und zwar wohnte sie in verschiedenen Klöstern. Gleich die ersten Nachrichten, die wir über den Verkehr der beiden empfangen, verraten uns, daß dieser seinen bedeutenden Gehalt durch die Beschäftigung mit den religiösen Fragen, welche die reformatorischen Geister bewegten, erhalten hat. „Nun erhielt Michelangelo durch die Freundin Ochinos die Betätigung seiner eigenen Ueberzeugungen vom Wesen des Christentums, die frohe Botschaft von der Rechtfertigung durch den Glauben. Ueber der Welt, die er mit der zornigen Gebärde seines Richters in der Sixtinischen Kapelle vernichtete, schien sich ein neues Gottesreich in der Liebe Christi zu erheben, und diejenige, welche ihn in die tiefen Gedanken des venezianischen und des neapolitanischen Kreises einweihte, mußte ihm wie der Engel erscheinen, der es ihm erschloß." So sagt Thode.

Von Zeitgenossen liegen viele Zeugnisse vor, die uns in die gegenseitige Verehrung der beiden den klarsten Einblick gewähren; dazu auch Briefe, die sie miteinander wechselten, und Gedichte, in denen sie voneinander sprechen. Es gibt nichts Reineres und Edleres.

Auch von den Dichtungen Vittoria Colonnas gibt uns Thode in einer Anzahl eigener Uebersetzungen ein ausgezeichnetes Bild. Wir bescheiden uns hier, ein Sonett aus ihrer religiösen Empfindungswelt wiederzugeben:

Wer wird noch in des Lebens letzter Stunde
Fortan den wilden Streich des Todes fürchten,
Erhebt er den Gedanken voller Glauben
Empor zu Christi bittrem Schmerz am Kreuz?
Wer noch mit Grau'n in Eitelkeit verstrickt
Sich sehen wie in schwärzlich dunklen Nebel,
Der ihn umwebt, wenn aus zerknirschtem Herzen
Der Blick sich richtet auf das wahre Licht?
Mit solchen Waffen ist im letzten Kampf
Der Sieg gewiß, wird freudig Himmelsfriede
Nach aller ird'schen Not und Leid errungen.
Und wer sich so wahrhaft'gen Führer wählte,
Der zu uns kam vom Himmel auf die Erde,
Braucht keine List des alten Feinds zu fürchten.

Vittoria kasteite ihren Körper durch Buße und Fasten; auch die wohlmeinendsten Freunde konnten sie nicht davon zurückhalten. „Ihr Tod machte Michelangelo für längere Zeit ganz fassungslos und wie der Sinne beraubt." So erzählt der Zeitgenosse Condivi. „Im besonderen," so sagt derselbe Zeuge, „liebte Michelangelo hoch die Marchesa von Pescara, in deren göttlichen Geist er verliebt war, und fand bei ihr herzliche Gegenliebe. Von ihr bewahrt er noch viele Briefe, keuschester und süßester Liebe voll, wie diese edle Seele sie zu schreiben pflegte, und er selbst hat sehr viele Sonette voll Geist und süßer Sehnsucht geschrieben. Oefters machte sie sich von Viterbo und anderen Orten auf, wohin sie zur Erholung und um den Sommer zu verbringen, gegangen war, und kam nach Rom aus keinem anderen Grunde, als um Michelangelo zu sehen. Und er trug eine solche Liebe für sie im Herzen, daß ich mich erinnere, von ihm gehört zu haben: über nichts betrübe er sich so sehr wie darüber, daß er, nach ihrem Hinscheiden hingegangen, sie zu sehen, ihr nicht wie die Hand so auch die Stirn und das Antlitz geküßt habe."

Neue Dichtungen der Gräfin Mathilde Stubenberg.

Gräfin Mathilde Stubenberg hat den „Gedichten" und dem an Gedankenlyrik reichen epischen Sange „Gabriel von Herrenburg" — beide sind im Jahrgang 1902 in diesen Blättern bereits angezeigt worden — seither einen Band neuer Gedichte: „Eisblumen" (1903 bei Breitkopf u. Härtel in Leipzig erschienen), dann das fünfaktige Drama „Der arme Wenzl"[1]) und als jüngste Festgabe zur Vermählung ihrer Tochter mit dem Grafen Eulenburg den Lieder-Zyklus „Myrten"[2]) folgen lassen.

In den „Eisblumen" erhebt sich die lyrische Gestaltungskraft und mit ihr auch die Form des Gedankenausdruckes der Dichterin zu hoher Kunstvollendung. Wie uns der Frost des Winters Blütengebilde auf die Fenster zaubert, deren Formen an ferne Frühlingspracht erinnern, so sieht die Dichterin nach kalter Leidensnacht ihre Liederblüten werden. Wie sie zur Dichterin geworden, das bringt der „Schwanengesang" ihres Glückes (S. 42) zum Ausdrucke:

Ich trug, mir selbst noch unbewußt,
Ein Saitenspiel in meiner Brust;
Doch konnt' der Ruf der Frühlingsglocken
Kein Lied, kein Echo ihm entlocken;

[1]) 1904 bei Georg Weiß in Kassel.
[2]) Verlag von Martin Gerlach u. Comp. in Wien.

Es mußte nachten, mußt' gewittern,
Der Sturm durch seine Saiten zittern —
Erst dann ertönte schwer und bang
Des ersten Liebes ernster Klang,
Und gleich dem Schwan, der sterbend singt,
Wenn Todesahnen ihn durchdringt,
So fühlt' ich's meine Brust durchbeben,
Verhauchend sang, schon im Entschweben,
Sein erstes Lied — mein sterbend Glück!

Inniges Naturempfinden, das seinen Höhepunkt in dem reizenden „Waldidyll" (S. 17) und in den glänzenden Versgebilden der „Scirocco-Wellen" (S. 20) erreicht, bildet die Grundstimmung dieser Lyrik, wie denn die erste Abteilung des Buches „Natur" betitelt ist. Die ergreifendsten Töne aber klingen wie im ersten Gedichtbande aus der umfangreichen Abteilung „Tränen", so in den „Eisblumen" aus dem Zyklus „Meinen Toten" (S. 123—160). Lenaus nachtdüstere Lyrik hat nicht erschütterndere Töne als das Gedicht „Weihe" (S. 125), welches der toten Mutter gilt. Solchen Liedern gegenüber wird die Frage müßig, ob man es in ihnen mit alter oder moderner Lyrik zu tun habe. Echte Lyrik bleibt ja immer modern und gemachte ist noch immer bald unmodern geworden.

Das Drama „Der arme Wenzl" ist voll packender Szenen, Handlung und Dialog sind ebenso geschickt wie wirksam geführt, das Ganze streng logisch aufgebaut, die Charaktere sind klar gezeichnet; aber der Träger des Stückes ist nicht auch Träger der Handlung, er verhält sich einem unverdient über ihn hereinbrechenden Schicksale gegenüber ausschließlich leidend. Von einer tieferen, unüberwindlichen Liebe zu seiner angebeteten Braut erfüllt, die dieselbe nicht verdient, tut er nichts, um dem drohenden Unheil seines Lebens, das er deutlich kommen sieht, das ihm seine klarblickende Mutter überdies vorhersagt, zu begegnen. Seine Braut läßt sich acht Tage vor der Hochzeit von Wenzls Gutherrn entführen, dem er dafür das Schloß rettet, welches ein sturmgepeitschter Waldbrand zu vernichten droht. Das ist eigentlich alles, was er überhaupt tut, und das hat auf sein eigenes Schicksal nicht den geringsten Einfluß.

Weiblichem Empfinden ist dies ja angemessen, und solche Männercharaktere gibt es auch in Wirklichkeit, besonders in vorwiegend passiv veranlagten Völkern in Menge, aber sie auch im Drama n u r dulden zu sehen, ist doch etwas wesentlich anderes.

Die aristokratische Herrengesellschaft auf Schloß Trübenstein ist mit scharfer Satire angefaßt, die vom dichterischen Scharfblicke der Verfasserin Zeugnis gibt, und der ethisch tüchtige Kern in den Vertretern der Bürger- und Bauernkreise, hauptsächlich in der Gestalt des Professors Ebhard, im Steuerinspektor Horak, im Helden des Dramas selbst und namentlich in dessen Mutter, der aus bäuerlichem Stande hervorgegangenen Forsträtin Hartwig, ist deutlich gezeichnet. Aber auch eine der verderblichsten Krankheiten im kleinen Bürgertume, Fremdland- und Nobelsucht, findet in Frau Horak ihre zutreffende Verkörperung. Dagegen ist es die kernhaft bäuerlich gebliebene Forsträtin, welcher der Leitgedanke des ganzen Dramas: die Notwendigkeit einer „tiefen, tiefen heiligen Liebe", ohne die es kein Glück geben kann, in den Mund gelegt wird. Darüber, daß ihr armer Sohn hierin von seiner Braut getäuscht wurde, verliert er Verstand und Leben. Das Ganze ist mit spannender Entwicklung bis ans dramatisch wirksame Ende des „armen Wenzl" durchgeführt, würde aber einen geeigneteren Stoff doch für eine Erzählung ergeben haben. Und auch in erzählender Form würde unser Gewissen zum versöhnenden Schlusse eine der Schuld entsprechende Sühne des Unheils heischen, welches Wenzls Braut und ihr Entführer angerichtet haben, denn ohne solche Sühne keine Beruhigung, keine Lösung der durch Wenzls Schicksal erregten Gefühle des Mitleids, keine Erhebung. Wir wissen wohl, daß man der Dramatik in unserer Zeit längst nicht mehr mit den Forderungen einer tragischen Schuld, einer poetischen Gerechtigkeit und Läuterung und der daraus sich ergebenden sittlichen Erhebung durch die Sühne kommen darf, denn wo die Lyrik zur Momentphotographie wird, da muß das Drama folgerichtig der kinematographischen Darstellung des menschlichen Lebens und Treibens nachstreben. Aber das frühere Werk der Stubenberg, der „Gabriel", hatte gerade diese Sühne und Erhebung bereits zum ausgesprochenen Zielpunkt alles Geschehens gemacht.

Vielleicht hat die Dichterin selbst, deren bisher erschienene Arbeiten in jeder Zeile das Eingreifen, die Politur allerstrengster Selbstkritik verraten, jenen Mangel empfunden, als sie das Drama, welches bereits zur Aufführung angenommen war, im letzten Augenblicke zurückzog. Auch dies zeigt wieder, wie tief ernst es ihr mit ihrem künstlerischen Schaffen ist, denn Ehre würde das Drama gleichwohl jeder Bühne gemacht haben, steht es doch hoch im Werte über den meisten Schöpfungen, welche heute die Spielpläne großer Theater Abend für Abend beherrschen. Ist tiefe, ungeschminkte Leidenschaft der Lebensnerv wahrhaft dramatischen Geschehens, dann verfügt der „arme Wenzl" über dieses oberste Erfordernis bühnengerechter Wirksamkeit wie nur irgend einer.

Dennoch glauben wir, daß Gräfin Stubenberg geradeso wie ihre Landsmännin, die Ebner-Eschenbach, die auch mit dramatischen Schöpfungen für das Wiener Burgtheater begann, um dann erst ihre Lorbeeren auf dem Gebiete der Romandichtung zu pflücken, ebenfalls zur erzählenden Dichtung übergehen wird, sobald sich nur die zum Erzählen notwendige Schaffensruhe bei ihr einstellt. Mangelte es den Dramen der Ebner gerade an der Macht der Leidenschaften, die den Pulsschlag bühnenwirkender Handlungen immer bilden, weil sie bei dieser großen Dichterin immer mehr als unvermeidliches Uebel, dem zwar keiner entrinnen kann, das aber nur Unglück über die Menschen bringt, erscheinen, so fällt dieser Grund zum Verlassen des Bühnenschaffens bei der Stubenberg sichtlich hinweg, aber ihr im tiefsten Grunde doch bereits erzählend empfundenes Drama sagt uns gleichwohl deutlich, daß die unstreitig größere Zukunft auch ihr erst auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung winkt. Genau dasselbe hat übrigens ihr allerdings noch vorwiegend lyrisch gestimmtes Epos „Gabriel von Herrenburg" vorweg nicht minder verraten wie die en miniature gezeichneten reizenden Bildchen erzählender Situationsmalerei aus dem Leben der Aelpler im ersten Gedichtbande.

Echt lyrisches Gut ist wieder der jüngste Hochzeitszyklus „Myrten". „Ein Brautkranz" ist dieser Reigen anmutvoller Gesänge zubetitelt, und die Feder der Dichterin führte sichtlich die höchste Empfindung des Weibes, die M u t t e r l i e b e.

Wir wurden bei ihrer Lektüre an Chamissos „Frauenliebe und -leben" erinnert, nur noch zarter und duftiger ist der lyrische Blütenstaub, der namentlich über jenen Liedern der Stubenberg ausgebreitet liegt, in denen das Erwachen der jungen Liebe im Herzen der jungfräulichen Braut besungen ist, Liederblumen, wie sie sich in solcher Anmut und Lieblichkeit eben nur der rückschauenden Eigenempfindung eines reichbegabten weiblichen Dichtergemütes erschließen können.

„Jungen glücklichen Herzen" ist das hohe Lied der Brautschaft zugeeignet, und ihnen ruft die Dichterin zu:

Was ich für euch in diesem Buch gesungen,
Der Lenzhauch, der durch seine Blätter zieht —
In tiefster Seele ist es mir erklungen,
Zum Brautkranz habe ich für euch geschlungen:
Der jungen Liebe ewig junges Lied.

Und wenn dereinst in herbstesstillen Zeiten
Der seligen Jugend Märchenzauber flieht —
Dann blättert hier in den vergilbten Seiten
Und lauscht dem Echo der Vergangenheiten:
Der jungen Liebe ewig jungem Lied!

Wie die meisten Lieder der Stubenberg, so ruft namentlich der Zyklus „Myrten" von Anfang bis zu Ende geradezu nach Vertonung, denn er ist, wie alle echte Lyrik, „aus dem Geiste der Musik geboren". Aber wie Chamissos „Frauenliebe und -leben" seinen Schumann fand, so müßte es auch diesmal ein Meister wahrer lyrischer Empfindung, ein Schumann, oder besser noch Schubert sein — kein moderner Meister kontrapunktischer Kunststücke, kein Vertonungs-Virtuose, der unter der beklemmenden Verworrenheit der unlöslich ineinander verfilzten Harmoniegebilde moderner Liederkomposition die zarten Blüten dieser naturwahren Lyrik nur entblättern würde.

Der sinnige, schlichte Bilderschmuck, den Olga Granner zu den Liedern gezeichnet hat, verleiht der Buchausgabe künstlerischen Wert. Er müßte das Vorbild in der Nachempfindung des berufenen Tonmeisters der „Myrten" sein. Wenn wir in diesem Hohenliede der bräutlichen Liebe blättern, will uns dünken, als vernähmen wir unverklungen im Laufe wechselvoller Jahrhunderte einen Nachklang des Minnesanges, der unsere allzeit sangesfrohen Lande einst talaus, talein durchzog; als seien Zeiten zu spätem Nachleben erwacht, in welchen die Adelsgeschlechter unseres Volkes nicht bloß dessen Hüter und Herrscher, sondern auch die Träger und Führer wahrhaft deutscher Kunstpflege waren — nur daß jetzt nicht der Geliebte, sondern die Mutter der Braut das Hochzeitslied singt, daß nun zarte weibliche Finger die Saiten zum Liebesliede rühren, wo ehedem der schwertgeübte Griff des ritterlichen Sängers die Leier zum Sange erklingen ließ.

Dr. Adolf Harpf.

Bücher und Zeitschriften.

Aus alter Zeit. 50 Bilder aus siebenbürgisch-sächsischen Städten. Herausgegeben von E. Sigerus. Kunstverlag von Jos. Drotleff, Hermannstadt 1904.

Die Kunde, daß im Lande hinter dem Walde, in den sieben Bürgen, ein ausgewanderter deutscher Stamm fortlebe, ist im Mutterlande nie ganz verklungen gewesen, wenn auch an die Stelle der geschichtlichen Wahrheit die Sage sich bilden konnte, es sei das die Nachkommenschaft der Länder, die der Rattenfänger von Hameln in den Berg geführt habe — ersichtlich eine Kombination auf Grund der Bezeichnung als Sachsen. Willibald Pirkheimer hielt es noch für möglich, daß sie Ueberreste der Bassanen und Peuciner wären; für Sebastian Frank ist es Karl der Große, der die Sachsen dorthin gesandt, Sebastian Münster, sein jüngerer Zeitgenosse, wußte schon besser Bescheid, daß sie tatten und watten, wie die Niederdeutschen (dat und wat = das und was). Wirklich neu entdeckt aber haben wir Deutsche zwischen den Alpen und der Nord- und Ostsee die fernen Brüder doch erst, seit die Eisenbahn die Entfernung zusammengeschoben hat und wir entdecken noch immer fort, wobei die tüchtigen Siebenbürger Sachsen freilich die besten Fingerzeige geben. Der Bistritzer Gymnasialprofessor Gustav Kisch hat in philologischer Genauigkeit nachgewiesen, daß die Siebenbürger Sachsen der Mundart nach noch heute, nach sieben Jahrhunderten der Abgeschiedenheit, Lützelburger sind, wenn auch nicht von der Art, die sich im Lied gefällt: „mer wolle bleiwe, wat mer sin, mer wolle keine Preiße sin" — was noch kein Mensch verlangt hat, wenn sie nur rechte und echte Deutsche bleiben wollen, wie das ihre Siebenbürger Vettern geblieben sind. Wie sehr, das sieht man nun freilich am besten an Ort und Stelle. Aber die sächsische Arbeit weiß heute, wo es ja keine geistigen Grenzen innerhalb der deutschen Kultur mehr gibt, diese Einsicht auch ins „Mutterland" herüber zu tragen. Ein findiger und geschmackvoller Sammler und scharfer Kustos hat seit 30 Jahren alles zusammengetragen, was die siebenbürgische Volkskunde veranschaulichen kann; er hat so das nicht verwirrend große, aber durchaus interessante und lehrreiche Karpathen-Museum in Hermannstadt geschaffen und er hat außerdem vor 2 Jahren ein prächtiges Bilderwerk über die siebenbürgisch-sächsischen Burgen und Kirchenkastelle herausgegeben und in allerjüngster Zeit die obengenannte Sammlung „Aus alter Zeit", deren 50 Bilder jedem, der die alten Sachsenstädte durchwandert hat, anheimelnde Erinnerungen wachrufen und dem, der sich noch nicht zu der Fahrt ins Waldland aufraffen konnte, deutschen Brudergruß zurufen: „Komm und sieh, auch hier ist Deutschland — freilich nicht das politische, aber das Land echter alter deutscher Kultur seit dem Mittelalter her." Daß auch die moderne deutsche Kultur dort ihre Pflege findet, beweist schon der Umstand, daß die beiden Sammlungen ihren Verleger in Hermannstadt gefunden haben und daß dieser ein Stück künstlerischer Reproduktion geleistet hat, das dem Sachsentum ebenso viel Ehre macht als der Leipziger Schule, in der Herr Peter Drotleff, der Inhaber der Firma, sich auf die Höhe moderner Reproduktionstechnik emporgearbeitet hat. Es bleibt nun noch übrig, sich dem Wunsche anzuschließen, den Sigerus mit den trefflichen Worten von Paul Schultze-Naumburg ausspricht, den der pietätvollen Wahrung des Erbes der Väter. „Es gilt, die Erkenntnis von dem Werte dieses Besitztums wieder zu gewinnen, den noch heute Privatleute und Stadtvertretungen und Regierungen nicht nur verkommen lassen, sondern zerstören, anstatt diese kostbaren Reste als lebendiges Anschauungsmaterial zu bewahren." Die Mahnung ist vielleicht auch bei den sonst so historisch gesonnenen Sachsen nicht unnötig, haben sich doch vor einigen Jahren schon Stimmen kurzsichtiger Nützlichkeitsfanatiker gegen die ehrwürdigen Kirchenkastelle erhoben. Daß auch die moderne Restaurierungswut vandalisch arbeiten kann, dafür haben die Sachsen ein abschreckendes Beispiel in der Verschandelung des alten Rathauses in der Zipser Stadt Leutschau, angesichts dessen der Beschauer sich kopfschüttelnd fragen muß, ob der Unverstand oder die Bosheit die Hauptschuld trägt bei der Verwischung des einst so charakteristischen Gepräges eines deutschen mittelalterlichen Stadthauses.

Fr. Guntram Schultheiß.

Die Musenstadt Tübingen. Von Dr. G. Maier, Stadtpfarrer in Pfullingen. Verlag von S. u. A. Weil, Tübinger Chronik in Tübingen. 224 Seiten, hübsch gebunden, mit 39 Illustrationen. Preis 3.50 Mark.

Ueber den üblichen Führern und den historischen Blättern, die trotz eines Stammes von Abonnenten um ihre Existenz zu ringen pflegen, kommt es selten mehr zu der Gesamtdarstellung einer Lokalgeschichte. Um so mehr verdient der Wagemut Förderung, wo er sich wie hier in einem größeren, mit sehr vielen Lichtbildern glänzend ausgestatteten Werke so kühn auf den Plan wagt. Auf dem Gebiete einer Hochschule wie Tübingen kann man dies freilich noch am ehesten. Sie ist eine kleine Welt für sich, deren Leuchten denn doch auch in die weite und große Welt hinausstrahlen. Eine Universität ist ein geistiger Brennpunkt, der niemals ganz isoliert dasteht. Und welche stattliche Fülle geistiger Größen allgemeinerer Art tritt uns in Tübingen entgegen! Vor allem Uhland, dessen edle Persönlichkeit, dessen einzigartige, anmutig-kernhafte Dichtung der Ruhm Tübingens ist und bleiben wird. So steht denn auch er in diesen „Bildern aus der Vergangenheit und Gegenwart" im Vordergrund. Um ihn gruppieren sich eine Reihe feiner Schwabenköpfe, die meist seine Freunde waren, so Kerner, Mayer, Schwab; auch Hölderlin, Strauß, Paulus Gerok, Weitbrecht erfreuen uns mit erlesenen Gaben ihres Geistes. Wir hören von den gemütsinnigen Weisen eines Silcher, des Schöpfers unseres neueren Volksliedermelodienschatzes, und schauen selbst einem Lenau ins lieb- und leidvolle Auge. Zugleich wird dem württembergischen Fürstenhause wegen seiner Förderung von Stadt und Hochschule in verschiedenen seiner hohen Vertreter ein Kranz der Ehre gewunden. Von allgemeinem Interesse dürften auch die Abbildungen sämtlicher 17 Tübinger Verbindungshäuser sein.

Ludwig Anzengruber. Von Julius Bab. (Moderne Essays, herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Heft 37—38.) Berlin, Gose u. Tetzlaff 1904.

Die vorliegende, etwas breit geratene Würdigung Anzengrubers ist von wahrer Verehrung für den Dichter diktiert, rechtfertigt jedoch durch ihren Inhalt keineswegs den Umfang. Als Beweis sei nur angeführt, daß der Verfasser die Biographie Anzengrubers auf nicht ganz zwei Seiten abtut, sich dagegen doppelt und dreimal so lange bei unklaren Diskussionen über das Wort „tendenziös" und dergleichen nicht zur Sache gehörigen Dingen aufhält, die unbeschadet des Wertes der Schrift hätten unerörtert bleiben können. Jedenfalls sind 60 Seiten solcher Aesthetik für 1 Mark etwas teuer.

W. v. W.

* **Zum Kampf um die Salzburger Universität.** Für die Zeit der diesjährigen Salzburger Hochschulferialkurse ist die Ausgabe einer rund 400 Seiten umfassenden Schrift „Der Salzburger Kulturkampf" in Aussicht genommen, für welche der Salzburger Hochschulverein als Herausgeber und die Höllrigl'sche Buchhandlung in Salzburg als Verleger

zeichnen wird; das Reinerträgnis soll dem Vereine für wissenschaftliche Ferialkurse zugewendet werden. Die Schrift beabsichtigt eine quellenmäßige Zusammenstellung zur Geschichte jener zeitgenössischen Bewegung zu bieten, die durch den Gesamthirtenbrief des österreichischen Episkopats zugunsten der Errichtung einer „freien katholischen Universität" in Salzburg entzündet wurde. — Die Schrift gibt, wie wir einem uns zugegangenen Prospekt entnehmen, alle wichtigen Aktenmaterialien sowohl hinsichtlich der beabsichtigten „freien", d. h. klerikalen Universität, als auch der vom Verein für Errichtung einer staatlichen Hochschule in Salzburg unternommenen Schritte, ferner Auseinandersetzungen mit den wichtigsten kritischen Preßäußerungen, sowie sonstigen, das Ziel des Vereins berührenden Vorkommnisse, einen Bericht über den Verlauf der vorjährigen Ferialkurse u. a. m. Wir glauben daher wohl bei unserem Leserkreise Interesse für die bevorstehende Veröffentlichung voraussetzen zu dürfen.

Allgemeine Rundschau.

Der Ursprung des Namens „Hienzen".

Im Westen von Ungarn, insbesondere in den Komitaten Oedenburg und Eisenburg, lebt bekanntlich ein dichtgeschlossener deutscher Volksstamm, der als die „Hienzen" bekannt ist und an 340,000 Köpfe zählt. Ueber die Deutung dieses Namens der in Oesterreich als wandernde Feldarbeiter und Händler mit ländlichen Produkten sehr bekannten Bevölkerung hat sich bisher keine Uebereinstimmung erzielen lassen. Jüngst ist nun, wie wir einem Referat Prof. Heiderichs in der Zeitschrift „Deutsche Erde" entnehmen, der ausgezeichnete österreichische Mundarten-Forscher Dr. J. W. Nagl in einer Studie über die Hienzen mit einer Deutung hervorgetreten, die wohl Aussicht auf endgültige Annahme haben dürfte. Der Name „Hienzen", der jetzt auch ethnographisch ernste Geltung gefunden hat, ist danach ein Spottname und wird auch von den „Hienzen" selbst als solcher empfunden, indem sie sich nur im Aerger oder Spott untereinander diese Bezeichnung beilegen. Auch die Etymologen, die sich mit der Sache befaßt haben, sind über den spöttischen Charakter des Namens einig, im übrigen aber über dessen Ableitung sehr verschiedener Meinung. Die Erkenntnis der richtigen Ableitung kam dem Verfasser „mitten unter gemeinen Wienern in einer vorortlichen Gasterei". Er sah dort Hienzen und auf die Frage, wer die Leute seien, wurde ihm geantwortet: „Heankramer" (Heankkramer, d. i. Hühnerkrämer, Geflügelhändler). Von diesen Formen, sagt Nagl, ist die Brücke zu „Heanz", wie der Name gesprochen wird, leicht gefunden; nicht durch eine einfache Abkürzung wie etwa „Kuonrad" in „Kuonze", „Friedrich" in „Fritze" vereinfacht wurde, denn diese Kürzung ist nur bei Taufnamen gebräuchlich. Sondern wie wir von den Hauptwörtern „Kropf", „Stück", „Gueme" (Gaumen) u. a. die Zeitwörter „kropfizan", „studizan", „gaimezen" bilden, so können wir dem Hauptwort huon (Huhn) um so eher ein althochdeutsches „huonizan" zur Seite stellen, als auch das seltene, in den Wörterbüchern nicht auffindbare, in Oesterreich als Schmähwort noch übliche „Schweinzer", althochdeutsch „swinizari", ein Zeitwort „swinizan" vorausgesetzt. Die isolierten, heute nur mehr in Spottnamen erhaltenen, sonst unverstandenen Zeitwörter mhd. hüenezen, dial. heanzn, mhd. swînezen, dial. schwainzn bedeuten also: „mit Hühnern bezw. Schweinen hantieren oder handeln". Der hüenze, dial. „Heanz", ist der „Hühnerhändler" oder „Heankramer". Dieser Ableitung entsprechend will auch Nagl den Namen von nun ab „Hüenzen" geschrieben wissen. Es ist ja richtig, daß die Hienzen nicht bloß Hühner- oder besser Geflügelhandel treiben, aber jedenfalls ist er der wichtigste Zweig ihrer Handelsbetätigung und der Volkswitz mußte sich gerade des Geflügelhändlers bemächtigen, der in seiner „Kraksen" einen piepsenden, gluckſenden, schnatternden und krächzenden Inhalt trägt.

Zur Pathologie des Weinstocks.

* Die von den Franzosen „brunissure" genannte Krankheit des Weinstockes, die sich durch das Auftreten brauner, sich mehr und mehr vergrößernder Flecke auf den Blättern und Absterben der letzteren äußert, ist lange Zeit auf die Wirkung bald dieses, bald jenes pflanzlichen Parasiten zurückgeführt worden. Nach den Untersuchungen des Herrn L. Ravaz ist jedoch, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, die Krankheitsursache nicht parasitärer Natur, vielmehr beruht die „Bräune" der Weinblätter auf übermäßiger Produktion und dadurch hervorgerufener Erschöpfung der Pflanze. Die als Plasmodiophora Vitis und Pseudocommis Vitis beschriebenen Krankheitserzeuger sind nichts weiter als Umwandlungszustände der Chlorophyllkörner und des Zellinhalts. Die „brunissure" tritt um so stärker auf, je bedeutender die Produktion im Verhältnis zur Gesamtmasse des Stockes ist. Es ist also leicht, der Krankheit vorzubeugen, entweder durch Verminderung der Produktion oder durch Beförderung der vegetativen Entwicklung oder durch Verwendung kalireichen Düngers. Die „brunissure" ist eine Krankheit der jungen Weinstöcke; sie vermindert sich in dem Maße, als die Rebe in der Entwicklung fortschreitet. Dies ist zweifellos der Grund, weshalb sie vor der Erneuerung der durch die Reblaus zerstörten Weinberge nicht beobachtet worden ist.

Kleinere Mitteilungen.

* Die Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft, die am 13. und 14. August unter Ludwig Kellers Vorsitz in Jena tagt, wird dadurch ihr Gepräge erhalten, daß eine große Zahl verwandter und befreundeter Organisationen Vertreter dorthin abordnen werden. Bei der Zersplitterung, an der das heutige Vereinswesen leidet, wäre es sehr erfreulich, wenn endlich ein neutraler Boden gefunden wäre, auf dem eine gegenseitige Annäherung und eine Verständigung über gemeinsame Aufgaben sich vorbereitete. Angemeldet sind bis jetzt u. a. Vertreter der deutschen Bücherhallen-Bewegung, des Volksheims in Hamburg, des Vereins Gasthaus-Reform, der Landerziehungsheime, des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium, des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele, des akademischen Bundes Ethos, des Vereins für Knabenhandarbeit, des deutschen Frauenbundes und viele andere. Zu bedauern ist, daß die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen in Berlin dienstlich verhindert ist, einen Vertreter zu senden.

* Der Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, der zur Zeit 37 Vereine in allen Teilen Deutschlands mit etwa 7500 Mitgliedern umfaßt, wird vom 11. bis 15. September in Düsseldorf seine Wanderversammlung abhalten. Außer einer größeren Reihe geselliger Veranstaltungen werden folgende Vorträge stattfinden: Dr. Brandt, Geschäftsführer der Düsseldorfer Handelskammer, über „Die Wirtschaftsgeschichte des Rheins". Reg.-Rat a. D. Kemmann aus Berlin über „Die Entwicklung der städtischen Schnellbahnen seit Einführung der Elektrizität". Reg.-Baumeister Moritz in Köln über „Die Entwicklung des modernen Theaterbaues". Wasserbauinspektor Middeldorf in Essen über „Regelung der Vorflut und Abwässer-Reinigung im Emschergebiet". Außerdem wird am Montag, 12. September, nachmittags, eine Besichtigung des Düsseldorfer Kunstgewerbe-Museums und der für den Verband veranstalteten Architektur-Ausstellung unter Führung des Direktors Dr. Frauberger stattfinden.

* Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer. Die deutsche Realschule und höhere Mädchenschule zu Konstantinopel sucht zum 1. September 1904 einen jüngeren Volksschullehrer. Gehalt 2200—4500 Mark in 24 Jahren steigend; Pensionsberechtigung wie in Preußen. 300 Mark Reise-Entschädigung, sowie teilweise möblierte

Wohnung. Bedingung: Erteilung des Turnunterrichts, womöglich unter Nachweis des Turnexamens. — Die deutsche höhere Schule zu Madrid sucht zum 15. September 1904 einen akademisch gebildeten Lehrer oder Mittelschullehrer. Lehrer mit Befähigung für den Unterricht in den neueren Sprachen werden bevorzugt. Sehr erwünscht wäre auch Fakultas im Turnen. Gehalt 3000—4000 Pesetas. Freie Hin- und nach drei Jahren auch freie Rückreise. — Die deutsche Schule zu Galatz sucht zum 15. September 1904 einen Schulleiter. Beherrschung der französischen Sprache erforderlich, der englischen erwünscht. Gehalt 3500 Fr. oder 3000 Fr. nebst freier Wohnung. 150 Francs Reisevergütung, ebenso zur Rückreise nach dreijähriger Tätigkeit. Ferner eine geprüfte Lehrerin; Gehalt 1800 Francs, spätere Gehaltserhöhung in Aussicht genommen. Elementarunterricht, sowie Französisch und Englisch. Eventuell noch besonders vergüteter Handarbeitsunterricht. Reisevergütung wie oben. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und eventuell auch Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W., Landgrafenstraße 7/III.

hc. **Ehrung.** Professor Dr. Alexander Conze, Generalsekretär der Zentraldirektion des kaiserl. deutschen Archäologischen Instituts in Berlin und Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften, ist vom österreichischen Kultusminister zum Ehrenmitglied des österreichischen Archäologischen Instituts ernannt worden.

*

Hochschulnachrichten.

* **Berlin.** Eines der seltensten akademischen Jubiläen, nämlich den 60. Jahrestag seines Eintrittes als Dozent an der Universität Berlin, feierte gestern (Mittwoch) der Professor der Strafrechtswissenschaft Dr. Albert Friedrich Berner. Der Jubilar ist, wie die Vossische Zeitung meldet, aufs engste mit der Universität Berlin verwachsen. 1818 in Straßburg in der Uckermark geboren, machte er seine Universitätsstudien, die der Rechtswissenschaft und der Philosophie galten, in Berlin. 1842 brachte er sie mit der Doktorpromotion zum Abschluß. Zwei Jahre später bereits erwirkte Berner seine Zulassung als Privatdozent. 1848 erhielt er eine außerordentliche Professur. 1861 wurde er zum ordentlichen Professor befördert. Erst vor wenigen Jahren hat er auf die Lehrtätigkeit verzichtet.

hc. Der Privatdozent Dr. H. Pauly, dessen Habilitation an der hiesigen Universität wir unlängst meldeten, war früher an der Universität Bonn habilitiert. Seine Antrittsvorlesung handelte „Ueber die Purin-Gruppe und ihre biologische Bedeutung".

* **Aus Holland.** In Groningen ist, wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, Dr. H. A. Koohler, bis vor zwei Jahren Professor der medizinischen Fakultät an der dortigen Universität, im Alter von 72 Jahren plötzlich gestorben. Er galt für einen der besten Mediziner Hollands.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Paul Cauer: Dichter u. Schauspieler. Betrachtungen im Anschluss an die Festspiele des Rheinischen Goethe-Vereins in Düsseldorf. Düsseldorf 1904. L. Voss u. Co. 40 S. — Dr. Gerhard Anschütz, ord. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg: Der Fall Friesenhausen. Noch ein Beitrag zum Lippeschen Thronstreit. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr. 228 S. — Dr. Karl Hartmann: Der Prozess gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564. München 1904. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 270 S. — A. Luntowski, Lehrer: Beobachtungen eines Beobachteten. Einiges zur Kritik der Bildung und Erziehung in unseren Lehrerseminaren. Leipzig 1904. Walther Römann. 32 S. — A. Jaffé: Gedanken und Gleichnisse. Berlin 1904. Max Schildberger. 259 S. — Die Philosophie im Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Festschrift für Kuno Fischer unter Mitwirkung von L. Bauch, K. Groos, E. Lask, O. Liebmann, H. Rickert, E. Troeltsch, W. Wundt. Herausgegeben von W. Windelband. I. Band. Heidelberg 1904. Carl Winter. 186 S. — Ernest Tarbouriech: Essai sur la propriété. (Bibliothèque socialiste internationale.) Paris 1904. V. Giard et E. Brière. 356 S. — Alfred Moulin: Les Problèmes de la civilisation. Ebda. 1904. 569 S. — E. Reyer: Städtisches Leben im sechzehnten Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Leipzig 1904. Wilh. Engelmann. 129 S. — Dr. J. Scherf, Badearzt: Herzkrankheiten. Ihre Behandlung durch die Quellen von Orb. Berlin 1904. Druck von Jul. Sittenfeld. 31 S. — Dr. Felix v. Schroeder: Die Verlegung der Büchermesse von Frankfurt a. M. nach Leipzig. (Volksw. u. wirtschaftsgesch. Abhandlungen, hrsg. von Prof. Dr. Wilh. Stieda. 9. Heft.) Leipzig 1904. Jäh u. Schunke. 83 S. — Hans Driesch: Naturbegriffe und Naturarteile. Analytische Untersuchungen zur reinen und empirischen Naturwissenschaft. Leipzig 1904. Wilh. Engelmann. 239 S. — Georg Günzel, Oberlehrer: Die Amateurphotographie für Anfänger und Vorgeschrittene. Mit 116 Abb. Leipzig. Konrad Grethlein. 126 S. — Dr. Maier-Pfullingen: Die Musenstadt Tübingen. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit vielen Lichtdruckbildern. Tübingen 1904. O. Riecker. 219 S. — Röntgen-Dörchläuchting Mirbach. Altes und Neues, Helles und Dunkles. 2. Aufl. Zürich 1904. Caesar Schmidt. 47 S. — Dr. Paul Krische, Göttingen: Exzelsior. Kurzer, gemeinverständlicher Abriss über eine neue Religion und Lebensphilosophie. In bescheidenen Formen geschrieben für jedermann. I. Band: Theoretischer Teil. Leipzig 1904. Lotus-Verlag. 401 S. — Gustav Pauli: Gainsborough. (Künstler-Monographien. In Verb. mit anderen herausg. von H. Knackfuss. 71.) Bielefeld u. Leipzig 1904. Velhagen u. Klasing. 108 S. — R. W. Emerson: Essays. 2. Reihe. Aus dem Englischen übertragen von W. Miessner. Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig 1904. Eugen Diederichs. 250 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 13. August. **Nummer 185.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☛ Des Mariä Himmelfahrtfestes wegen erscheint die nächste Nummer am Dienstag.

Inhalt:

Der Prozeß Jesu.

Im Frühjahr des Jahres 1896 hielt in Florenz der Advokat Giovanni Rosadi, einer der glänzendsten forensischen Redner seiner Heimatstadt, einen großes Aufsehen erregenden Vortrag über das gegen Jesus Christus zur Anwendung gelangte Prozeßverfahren und erntete dafür von zwei Seiten her entrüsteten Widerspruch. Aus den Reihen derer, welche sich gegen jede auch nur vermutete Profanierung des Namens Jesu berufsmäßig wenden zu müssen glauben, wurde dem Redner vorgehalten, daß es ungehörig sei, die Gefangennahme, Verurteilung und Kreuzigung des Heilands vom rein juristischen Standpunkte aus und in der juristischen Terminologie zu behandeln, wenn auch das Resultat seiner Darlegung in dem Nachweise bestand, daß an Jesus von Nazareth ein unerhörter Justizmord begangen worden sei. Die politischen Gegner des Advokaten Rosadi dagegen warfen ihm vor, er habe den Verkünder des Evangeliums von der Nächstenliebe und Brüderlichkeit unter den Menschen als einen politischen Revolutionär hingestellt, der lediglich wegen seiner staatsumstürzenden Absichten von den damaligen Gewalthabern zum Tode verurteilt worden sei. Die Rede sei der Ausfluß der bekannten sozialistischen Anschauungen Rosadis. Dieser verteidigte sich damals gegen die beiderseitigen Vorwürfe lediglich durch die Veröffentlichung der stenographischen Niederschrift seines frei gehaltenen Vortrages und behielt es sich für später vor, eine ausführlichere Behandlung des Gegenstandes herauszugeben, aus der seine Gegner ersehen könnten, daß ihn weder ein politisches Parteiinteresse, noch irgend eine, die religiösen Empfindungen verletzende Absicht bei seiner eigenartigen Betrachtung des weltgeschichtlichen Vorgangs geleitet habe. Er hatte nach der Abhaltung jenes Vortrags selbst eingesehen, daß eine solche Betrachtung in dem Rahmen einer kurzen Rede verfänglichen Mißverständnissen leicht ausgesetzt sei und daß die Gesichtspunkte, von denen aus er schon damals zu seinen juristischen Schlußfolgerungen gelangt war, besonders einer ausgedehnteren rechtsgeschichtlichen Begründung bedürften. Diese zu geben hat sich Rosadi in einer Arbeit bemüht, zu deren Abfassung er mehr als sieben Jahre bedurfte. Aus dem viel angegriffenen Vortrage ist ein stattliches Buch[1]) hervorgewachsen, dessen Inhalt der Verfasser nach allen Seiten hin unangreifbar durch Quellenstudien jeder Art zu gestalten versucht.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für den allmählich wieder erwachenden religiösen Sinn in Italien, daß dieses Buch augenblicklich dort zu den meistgelesenen gehört. Denn wäre nicht eine stetig wachsende, innere Anteilnahme an der Gestalt des Angeklagten in dem hier geschilderten Prozesse vorhanden, so würde die große Zahl der Leser sich wohl kaum der Anstrengung unterziehen, sich durch das überreiche Material von Rechtsbelehrung, das der Advokat Rosadi zusammengetragen hat, durchzuarbeiten. Der Indifferentismus gegenüber religiösen Fragen, der in den gebildeten Kreisen Italiens herrscht, beginnt doch allmählich erschüttert zu werden. Bezeichnenderweise gehen die ihn aufrüttelnden geistigen Bewegungen von der kritischen Seite der religiösen Betrachtung aus, keineswegs von der streng kirchlichen Richtung, die einen unveränderbaren Bestand der Glaubenslehren vertritt. Der auf selbständige und selbsttätige Untersuchung des Glaubensinhalts hindrängende Zug, welcher das Geistesleben der protestantischen Länder gerade im 19. Jahrhundert immer stärker und stärker zu beherrschen begann, scheint sich auch in Italien in den geistig nach Befreiung ringenden Kreisen gegenüber der übermächtigen Tradition geltend zu machen. Mit dem Erstarken des historischen Forschersinns auf der einen und dem Weiterausbau der philosophischen Spekulation auf der anderen Seite geht eine angeregtere Beteiligung an den Untersuchungen über die geschichtliche Stellung und Bedeutung des Christentums Hand in Hand — ich verweise unter anderem nur auf die Schriften Raffaele Marianos —, und aus dieser, zunächst rein objektiv-wissenschaftlichen Anteilnahme erblüht ersichtlich immer mehr und mehr die Freude an der subjektiven Vertiefung in den Grundgehalt der christlichen Lehre. Nur aus der Umrankung dieses Grundgehalts durch das Gezweig und Gestrüpp der kirchlichen Tradition, der starren, zum Teil arg veräußerlichten Dogmen und der immer stärker in den Vordergrund des religiösen Lebens tretenden rein kultischen Elemente läßt sich der tief wurzelnde religiöse Indifferentismus erklären, der dem geistigen Leben Italiens in den letzten Jahrhunderten seinen Stempel aufdrückt. Wenn jetzt nicht nur in den Kreisen der berufsmäßigen Historiker, sondern auch in allgemeiner gebildeten Ständen dort unter anderen Sabatiers Schrift über Franz von Assisi oder in neuerer Zeit Harnacks Vorträge über das Wesen des Christentums in guten Uebersetzungen von Hand zu Hand gehen und eifrige, begeisterte Leser finden, wenn nicht nur Renans Leben Jesu, sondern auch Didons und Loisys Werke über die Ursprünge der christlichen Kirche allgemeinere Aufmerksamkeit erregen und sogar die Arbeiten der deutschen kritisch-exegetischen Schulen über die Entstehung des Neuen Testaments vielen bekannt werden, so deutet das doch entschieden darauf hin, daß auch in Italien wenigstens unter denen, auf die es hierbei allein ankommen kann, der Trieb nach einer selbständigen und persönlichen Stellung zu den religiösen Fragen zu erwachen beginnt.

1) *Giovanni Rosadi:* Il processo di Gesù. Firenze, G. C. Sansoni Editore 1904 (440 Seiten).

Auch Rosadis Buch stellt sich als ein bedeutsames Anzeichen dieser erwachenden Bewegung dar. Denn so seltsam es auf den ersten Blick schon erscheint, daß ein Advokat vom Standpunkte seiner rein juristischen Betrachtungsweise aus sich mit der großen, weltbewegenden Tatsache des Leidens und Sterbens Christi abzufinden sucht, so überraschend wirkt es, wenn wir aus der Beschäftigung mit seinem Buche ersehen, daß wir es hier mit einem Kundigen zu tun haben, der das weite Gebiet der kritischen Forschung über das Leben Jesu und über die neutestamentlichen Schriften mit erstaunlicher Sicherheit beherrscht. Dazu berührt der Ton, in dem die ganze Darstellung gehalten ist, außerordentlich warm. Rosadi ist von einer glühenden Begeisterung für die Gestalt Jesu erfüllt. Seine Schrift liest sich an manchen Stellen wie die feurige Verteidigungsrede eines Advokaten, der nicht nur einen forensischen Sieg erringen will, sondern dem die Sache seines Angeklagten das Herz aufregt und die Seele mit edler Erregung erfüllt. Ersichtlich ist seine Begeisterung für die hohe und reine Menschlichkeit, die in der Gestalt Jesu verkörpert erscheint, während der Beschäftigung mit seinem Gegenstande gewachsen. Je mehr er sich in die von den Evangelien uns überlieferte Lehre Jesu vertieft, je aufmerksamer er den einzelnen Aussprüchen seines Angeklagten forschend und vergleichend nachgeht, um ihren wahren Inhalt der von den Anklägern erlogenen Deutung gegenüberzustellen, desto heftiger wird seine Erregung über die Infamie der Anklage. Fast scheint es, als habe der Advokat zunächst nur nach der formal juristischen und rechtsgeschichtlichen Begründung der Ungesetzlichkeit (illegalità) des Vorgehens des Hohen Rates und des Pilatus gegen Jesus geforscht, und sei sodann auf dem Wege dieser Forschung zu der Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit (ingiustizia) der Richter im weitesten ethischen Sinne dieses Wortes gelangt. Seine Darstellung wächst auf diese Weise, je weiter sie vorschreitet, in der Weite wie in der Tiefe. Aus den rein juristischen Anfängen gewinnt sie einen weltgeschichtlichen Standpunkt, von dem aus die Gestalt Jesu weit hinaus in die Herzen und in die Schicksale der Völker leuchtet. Und dieses Hinaufschreiten der groß angelegten Verteidigungsrede von der rein formalen Grundlage aus zu immer höheren ethischen Gesichtspunkten bildet für jeden aufmerksamen Leser das hauptsächlich Anziehende in diesem merkwürdigen und geistvollen Buche.

Es ist selbstverständlich, daß Rosadi, weil er eben von einer rein formalen juristischen Grundlage ausgeht, von vorneherein die Frage nach der göttlichen Natur Jesu beiseite läßt. Jedes Abweichen von dem Wege, den er sich vorgeschrieben, auf das dogmatische Gebiet hin würde seiner rechtsgeschichtlichen Darlegung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben. Auch das von den modernen kriminalistisch-anthropologischen Schulen nahegelegte Hinüberziehen der Frage auf das Gebiet der psychischen Anormalität vermeidet er sorgfältig. „Die große und hehre Wahrheit des Gegenstandes," sagt er in der Einleitung, „hat mir die größte Rücksichtnahme auf die Einfachheit und Natürlichkeit der Voraussetzungen, von denen ich auszugehen habe, vorgeschrieben. Ich habe deshalb absichtlich die einfachen Tatsachen den künstlich konstruierten, die klaren Verhältnisse den mit Spekulation verquickten vorgezogen." Die streng objektive Prüfung des historischen und kulturellen Untergrundes, auf dem die menschliche Gestalt Jesu erwuchs, erscheint ihm mit Recht als die unerläßliche Vorbedingung für die unparteiische juristische Beurteilung seiner unter Anklage gestellten Wirksamkeit, und wenn auf solcher einfachen und natürlichen Grundlage diese Wirksamkeit auch in den Augen des Juristen an Idealität, Reinheit und Größe über das gewöhnliche menschliche Maß hinauswächst, wenn auf ihr die Ungeheuerlichkeit nicht nur des Rechtsirrtums, sondern auch der grundsätzlichen Ungerechtigkeit im Verfahren gegen Jesus besonders eindringlich hervortritt, so hat meines Erachtens diese Betrachtungsweise einen nicht geringeren ethischen Wert als jede dogmatische Darstellung von dem Leiden und Sterben des Heilands. Es ist ein ganz neuer Weg, den der von der irdischen Mission Christi begeisterte Advokat eingeschlagen hat, um die Bedeutung dieser Mission für das Heil der Menschheit und die Größe des Opfers, das Jesus durch sein Sterben dieser leistete, sich selbst klar zu machen und anderen vor die Augen zu rücken. Ein jeder soll eben in seiner Weise und seinem Berufe gemäß sich diese Heilstatsachen zurechtlegen. Von einer Profanation der Gestalt Jesu wird also dabei nur eine streng dogmatische und im engsten Sinne kirchliche Anschauung reden können. Auf jeden Fall wird keines Menschen wahres religiöses Gefühl verletzt, wenn er die Lebensgeschichte Christi auch einmal unter einem rein rechtsgeschichtlichen und historisch-politischen Gesichtspunkte dargestellt findet; denn auch in dieser Beleuchtung greift das Wesen, Wirken und Sterben Jesu mit unwiderstehlicher Gewalt in unser Inneres hinein, erschüttert unser Herz in seinen Tiefen und reißt uns zur Nachfolge auf dem Wege der Selbstentäußerung hin. Rosadi hat deshalb ein gutes Recht, am Schlusse der Einleitung zu seinem Buche auch auf das moralische Ergebnis seiner Darstellung hinzuweisen: „Aus ihrer objektiven Strenge möge sich jeder die Frucht entnehmen, die seinem Denken am besten zusagt. Die große Unkenntnis, welche bei uns über den Ursprung des Christentums, dieses größten weltgeschichtlichen Ereignisses, noch immer herrscht, rechtfertigt schon genügend den bescheidenen Versuch eines „Fachmanns" auf diesem Gebiete, als welchen sich der Verfasser infolge seiner Vertrautheit mit der antiken, besonders der römischen Gesetzkunde wohl bezeichnen darf. Und wenn dieses Buch einen anderen Nutzen nicht beanspruchen könnte, so hat es für manche Leser doch wohl den, daß es sie vertrauter mit der Bibel macht, die selbst dem großen Skeptiker Heinrich Heine als das lesenswerteste aller Bücher erschien: ein Buch so groß und weit wie die Welt, das mit seinen Wurzeln in die Tiefen der Schöpfung, mit seinem Scheitel in das geheimnisbergende Blau des Himmels ragt: Morgenröte und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Werden und Vergehen, das ganze Drama der Menschheit ist in diesem Buch enthalten, diesem Buche der Bücher." Für das noch so bibelfremde Italien ist ein solcher Hinweis in der Tat bedeutungsvoll.

*

Auf die Einzelheiten der kultur- und rechtsgeschichtlichen Untersuchung Rosadis einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß der Verfasser in der eingehendsten Weise die Ergebnisse der neueren, besonders der deutschen Bibelforschung bei seiner Darstellung zu Rate zieht und daß er sich auch kritisch mit ihnen auseinandersetzt. Er ist bemüht, die politischen und rechtlichen Zustände des jüdischen Volkes in möglichst konziser Darstellung und immer im Hinblick auf die an sie anknüpfende und in sie eingreifende reformatorische Wirksamkeit Jesu zu schildern und den Kontrast kräftig herauszuarbeiten, der zwischen der formalistischen Richtung in der Lebensauffassung der jüdischen Gewalthaber und der menschlich-freien Anschauung des Zimmermannssohnes aus Galiläa sich von vornherein bemerkbar machte. Besonders scharf formuliert erscheint in dieser Darstellung das individualistische Prinzip, das in der Lehre Jesu gegenüber den kollektivistischen wirtschaftlichen Zuständen und politischen Einrichtungen des jüdischen Volkes zutage tritt. Rosadi erblickt in dem von Christus gepredigten Individualismus ein rein sozialistisches Element. „Aber der von dem Meister von Nazareth inaugurierte Sozialismus läßt sich mit keinem anderen vergleichen. Er ist nicht auf der Voraussetzung sich widerstreitender Interessen begründet, sondern allein auf dem Bewußtsein einer geistigen Einheit; er stützt die Solidarität der Menschen und die Gemeinschaft des Besitzes nicht auf das sieghaft geltend gemachte Recht der Enterbten, die im Gegenteil immer zum Verzicht und zum Verzeihen bereit sein sollen, sondern auf den unveräußerlichen Besitz der Seele." Der moderne Sozialismus und das Christentum gehen von der idealen Voraussetzung der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen aus, suchen aber diese Voraussetzung auf ganz verschiedenen Gebieten zu verwirklichen. Mit dieser Formulierung, bei der sich

Rosadi übrigens auf Harnack beruft, hat er zugleich den Vorwurf zurückgewiesen, der ihm nach seinem Vortrage gemacht wurde, als habe er in Jesus einen Vorläufer der modernen Sozialisten und in seinem Opfertode lediglich einen politischen Mord erblickt. Gerade das Kapitel, in welchem Rosadi von der Lehre Jesu in ihrer Beziehung zur sozialen Frage spricht, bringt den spiritualistischen Kern in der Weltanschauung des Meisters von Nazareth deutlich zum Ausdruck und bahnt eine ganz meisterhafte Darstellung des Gegensatzes an, in den diese Weltanschauung notwendig zu den Ansichten und Bestrebungen der Verfolger des Meisters treten mußte. Auf die Hervorhebung dieses Gegensatzes aber gründet sodann der beredte und begeisterte Verteidiger des Angeklagten seine gewichtigen materiellrechtlichen Einwendungen gegen das ungerechte prozessualische Vorgehen des Hohen Rates gegen Jesus. Hierin liegt das Wesentliche des Buches, denn die Darlegung der in formaler Hinsicht gesetzwidrigen Einzelheiten des Verfahrens des Hohen Rates und besonders auch der in rechtsgeschichtlicher Hinsicht sehr interessante Nachweis der formalen Rechtsverletzungen von seiten des Pilatus reichen in ihrer inneren Bedeutung natürlich nicht an die Auseinandersetzung über die auf dem unüberbrückbaren Gegensatze der Weltanschauungen beruhende Ungerechtigkeit heran.

Hier führt Rosadi mit glühendem Eifer aus, daß hinter jener illegalità und sie weit überragend die große, weltgeschichtliche ingiustizia stand, die sich immer und überall wieder erneut und das tragische Moment in den Geschicken der Völker bildet. Dem Juristen stellt sich also der Prozeß Jesu als der weltgeschichtlich typische Fall für die Verkehrung der Rechtsprechung in ihr Gegenteil unter der Einwirkung der anti-idealistischen, also der politischen Gewalten dar; der Meister von Nazareth mußte verurteilt werden, um der Nachwelt das Beispiel der unerhörtesten Beugung des Rechts, der schmählichsten Unterdrückung der Wahrheit durch jene Gewalten stets eindringlich vor die Augen zu stellen. Das klingt nach dem Fatalismus des Tertullian und Irenäus, welche den Judas lobten und ihm dankten, weil er durch seinen Verrat das Opfer des Heilands für die sündige Menschheit ermöglicht habe. Aber Rosadi sieht in der Tat in der ungerechten Verurteilung Jesu einen Vorgang von allgemeinster weltgeschichtlicher Bedeutung, denn aus ihr wird uns, so führt er aus, erst die Tatsache deutlich ins Bewußtsein geführt, daß „die Rechtsprechung zu jeder Zeit und bei jedem Volke, das sich zivilisiert nennt, das unheilvolle und unsittliche Amt übernimmt, jeder auf idealen Bestrebungen beruhenden und die fruchtbarsten Keime in sich tragenden sozialen Erneuerung entgegenzutreten und das grausame Werkzeug für die Verhinderung jedes wahren Fortschrittes zu bilden." Es gehört das zu den tragischen Elementen der Weltgeschichte; der an Jesus begangene unerhörte Justizmord predigt lauter als alle anderen geschichtlichen Vorgänge die Notwendigkeit, diese Elemente aus der sozialen Entwicklung auszuschalten. „Die Schmach von Golgatha bedeutet die Schmach der Justiz," so ruft er aus. „Wenn die Willkür und die Ungerechtigkeit, denen der in der Reinheit der Gesinnung unantastbare Erneuerer von Galiläa zum Opfer fiel, die Geschicke der Menschheit gefördert haben, so bedeutet das lediglich, daß auch im Jahre 29 und in der heiligen Stadt die Befugnis zur Rechtsprechung und der menschliche Fortschritt im umgekehrten Verhältnis zu einander standen, wie das zu jeder Zeit und in jedem Volke der Fall ist: je größer die dem Verkünder der Wahrheit gegenüber an den Tag gelegte Ungerechtigkeit war, desto förderlicher für die Geschicke der Menschheit war seine Wirksamkeit. Und in demselben umgekehrten Verhältnis werden stets die Menschlichkeit und die Rechtsprechung zu einander stehen, so lange die letztere gegenüber der ersten immer nur die Widerspiegelung der starren und dürftigen Formen der politischen Macht und der Staats- oder Klasseninteressen, der Majorität oder der in den Schulen, den Kreuzgängen der Kirchen, den Palästen oder auf dem Markte herrschenden Parteien darstellt, so lange die Diener der Gerechtigkeit nicht durch die Kraft der Gesetze oder der Sitte über diesen Geist der Parteiungen und über die von den augenblicklichen Gewalthabern an sie gestellten Anforderungen hinausgehoben werden." . . . „Der schöne, unsterbliche, segensreiche und sieghafte Glaube und eine ganze große, seit 19 Jahrhunderten auf ihm begründete Zivilisation führen kein anderes Ruhmeszeichen als den Schandpfahl, auf dem der Justizmord von Golgatha vollendet wurde."

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die von dem Florentiner Advokaten in diesem Buche durchgeführte Betrachtung des Lebens und Sterbens des Heilands lediglich unter dem Gesichtspunkte eines unerhörten Justizmordes und einer für die ganze Weltgeschichte typischen Verkehrung des Rechtes, die Fülle der Lebenserscheinungen, die uns in der Gestalt Christi entgegentritt, bei weitem nicht erschöpft. Immerhin bleibt es lehrreich, daß auch auf dem Wege einer solchen Betrachtung von einem streng abgegrenzten Standpunkte aus weltgeschichtliche Ausblicke von der größten Weite gewonnen werden, daß auch dem, der den Prozeß Jesu lediglich auf seine rechtsgeschichtliche Grundlage und Bedeutung hin untersucht, sich die Erkenntnis von dem fundamentalen Umschwung, den die Erscheinung Christi in die inneren Geschicke der Menschheit brachte, sich ohne weiteres aufdrängt. Von welcher Seite her man auch an die Gestalt und den Lebensgang Jesu, an die Lehre des Heilands und an seinen Opfertod herantritt, stets bleibt das Herz überwältigt von der unantastbaren Wahrheit und Einheitlichkeit des Menschlichen in dieser Gestalt, die uns in keinem anderen in solcher Reinheit entgegentreten und die man deshalb von Anfang an nur als ein Göttliches sich deuten konnte und als solches im Inneren empfand. So ist es auch dem Florentiner Rechtsgelehrten ergangen, wie sein Buch uns auf jeder weiteren Seite, zu der wir bei der Lektüre vordringen, eindrücklich bestätigt. In diesem Sinne kann dieses Buch, obwohl es von kirchlicher Seite her ebensowenig wie der grundlegende Vortrag dem Vorwurf der Profanierung des Heiligsten entgehen wird, für Tausende belehrend und belebend wirken. Es ist vielleicht, als Ganzes betrachtet wie in seinen stets anregenden Einzelheiten, ein besseres Mittel zur Erneuerung religiösen Empfindens unter den so indifferenten Landsleuten des Autors als viele sogenannte Erbauungsschriften. Denn es bringt auf seine Weise die ins Göttliche erhöhte reine Menschlichkeit des Meisters von Nazareth in idealer Begeisterung zur Darstellung und weist nach, wie die tiefe Tragik in dem Ausgange des Prozesses Jesu zu einem läuternden Feuer für die Geschicke der Menschheit schon geworden ist und weiter werden wird.

O. B.

Die ästhetische Entdeckung des Rheines.

Mehr und mehr beginnt der trauliche Charakter deutscher Landschaft den Anforderungen des modernen Lebens zu weichen und die wohlwollenden Bemühungen zum Schutze werden ihr so wenig helfen wie den Bauwerken, die vor Bazaren und Straßenbahnen in Trümmer sinken. Die übel angebrachten Restaurationspläne des Heidelberger Schlosses haben den Blick darauf gelenkt, wieviel bereits in das ganze umrahmende Landschaftsbild hineingepfuscht ist, und was hat der Verkehr aus dem Rheintal gemacht! Wer vermag in dem sauber abgeböschten Kanal, zu jeder Seite von einer glatten Chaussee und zwei blanken Schienensträngen begleitet, noch den deutschesten Strom, der so viele Dichter und Maler begeistert, zu erkennen? Auf den Bergen die Burgen — ja sie stehen noch, aber zur Schönheit tragen die Reihen der Rebpfähle nicht bei, und eine Burg nach der anderen wird durch den jetzt beliebten Ausbau zum Dekorationsstück.

Wenn wir so bedauern, daß uns ein Bild getrübt wird, in dem uns Schönheit und Poesie verkörpert schienen, so wird uns schwerlich der Gedanke kommen, wie jung doch diese ganze Schwärmerei für das Rheinland ist: gerade so alt wie das verflossene Jahrhundert. Denn wie die Seelenvorgänge erscheint auch das Landschaftsbild im

Spiegel wechselnder Zeitanschauung verschieden reflektiert und die Vergleichung solcher Variationen desselben Themas ergibt einen Maßstab für die jeweils herrschenden Zeitströmungen. Vielfach ist darauf hingewiesen worden, daß der Sinn für das Wildromantische erst ein Erzeugnis moderner Zeit ist, während früher der idyllische Geschmack überwog. Solange eben die Kultur der Natur abgerungen werden mußte, galt sie als schätzenswertes Gut, Wald und Gebirge als feindliche Mächte, während der mit Kultur übersättigte moderne Mensch zu ihnen flüchtet. Es ist die Anschauung, die noch Immermann in die Worte kleidete: „Ich kann nur mit der Natur Freundschaft stiften, der ich es ansehe, daß menschliche Kräfte leicht und frei auf sie einwirken können.“

Auch der Rheinlandschaft gegenüber machte sich diese Anschauung geltend. So groß schon im Mittelalter die Bedeutung der Wasserstraße war, die die reichen Reb- und Fruchtgelände ihres Oberlaufes mit den gewerbtätigen Städten der Mündung verband und weiterhin die Einfuhr der über Italien importierten Orientwaren in die nordische Handelswelt vermittelte — die Schönheit ihrer Ufer zu würdigen, ist niemand eingefallen. Zu große Hindernisse stellte der noch ungebändigte Strom dem Verkehr entgegen und die Landstraßen führten seit der Römerzeit abseits vom Talweg über die unwirtliche Hochebene. Was dem Mittelalter schön erschien, war einzig der für unser Auge einförmige Rheingau, eine der frühesten Kulturoasen in ungerodeter Waldwildnis. Der spätere Prior im Kloster Laach, Johannes Butzbach, der 1496 ins Kloster Johannisberg eintrat, stützt seine eigene Begeisterung noch durch Berufung auf das Urteil eines anderen Klosterbruders: „Zwar klein nur ist das Ländchen, aber auf beiden Seiten des Rheines bis zu den Gipfeln der Berge hinauf wunderbar lieblich und fruchtbar. So überaus schön, so unglaublich fruchtbar ist diese Gegend, daß es nicht bloß die Bewohner, sondern selbst den flüchtig am Ufer vorüberziehenden Wanderer ergötzt und anmutet wie eine Heimat unnennbarer Lust.“ Von den Ufern des Mittelrheins, den er auf seiner Reise zur hohen Schule in Deventer befuhr, weiß der Mann, der seine wilden Jugendfahrten als Schüler und Reitersbube fesselnd schildert, kein Wort zu sagen.

Auch wirkliche Reiseschilderungen würdigen den Rhein nur als Verkehrsstraße. Das Tagebuch der Reise, die Friedrich der Weise 1494 nach den Niederlanden unternahm, hält von der ganzen Rheinfahrt nur das beschwerliche nächtliche Ausbooten in Koblenz der Erwähnung wert, obwohl die später in den niederländischen Städten gemachten Bemerkungen einen offenen Blick verraten. Noch seltsamer mutet es an, wenn wir dieselbe Beobachtung bei einem Künstler machen. Das Reisetagebuch Albrecht Dürers von 1520 — um keinen Geringeren handelt es sich — gibt die Eindrücke des großen Malers von der niederländischen Kultur mit ebenso viel Anschaulichkeit wie naiver Lebensfreude wieder, während der Hinfahrt aber auf Main und Rhein ist es nur Rechnungsbuch und zählt eintönig Ausgaben und Zollstätten auf. Ein Dürer, dem wir so charakteristische landschaftliche Umrahmungen verdanken, hätte hier sicher mit seiner Bewunderung nicht zurückgehalten, — wenn er eben solche empfunden hätte. Wenn Riehl (Das landschaftliche Auge) aus der Vorliebe der Maler des 16. Jahrhunderts für wilde Felspartien als Hintergrund auf eine ästhetische Vorliebe schließen will, so lassen sich dagegen seine eigenen Worte anführen, daß es sich nur um ein phantastisches Ideal handelte. Erscheint doch auch Köln mit solchem Hintergrund, und niederländische Maler, die ähnliches nie in Natur gesehen, huldigten der konventionellen Auffassung, während auch hochgebildete Reisende in den Gebirgen nur Verkehrshindernisse sahen.

Noch lange blieb diese Anschauung herrschend, denn für das Auge der Menschen, die das trostlose Erbe des dreißigjährigen Krieges antraten, konnte es nichts Lieblicheres geben als wohlgepflegte Kulturlandschaften. So zeigen auch die in dekorativem Stile der Zeit beliebten Rheinbilder vom Ende des 17. Jahrhunderts ein Phantasiegemälde gleich jenen älteren, aber im umgekehrter Sinne. Nicht ein Bild der Wirklichkeit geben sie, sondern ein idyllisches Flußtal von sanften Uferformen, bei dem das Hauptgewicht auf die reich belebte Staffage gelegt ist — das Schweigen der Wildnis empfand jene Zeit noch mit Grauen. Eine touristische Würdigung der Rheinufer, wie sie in Wirklichkeit waren, lag damals noch ganz außerhalb des Vorstellungskreises der Gebildeten. Wohl galten im 17. und 18. Jahrhundert Reisen als unentbehrliches Bildungsmittel — es war die Zeit der sogenannten Kavalierreisen —, aber das Augenmerk war dabei weniger auf die Naturschönheiten gerichtet als auf die Schöpfungen menschlicher Kultur, vornehmlich die staatlichen und kommunalen Einrichtungen, von deren Studium man ganz prosaisch Nutzen erwarten konnte. „Es muß einer curieus sein allerhand zu lernen, das er hernach in seinem Vaterlande zu dessen Dienst wieder anbringen kann,“ schreibt 1726 der Sachse v. Flemming.

Bei derartig nüchternen Anschauungen blieb für Naturschwärmerei wenig Neigung. Der spätere Professor zu Frankfurt a. O. Stosch befuhr nach beendeter Studienzeit 1741 auf einer größeren Reise auch den Rhein. Aber was weiß er davon zu berichten? Von Boppard bis Köln werden nur die kurfürstlichen Schlösser zu Ehrenbreitstein und Bonn erwähnt, in Köln aber gewissenhaft die „remarkablesten“ Dinge unter Führung eines Lohndieners beaugenscheinigt, z. B. das Haus mit den Pferdeköpfen zur Erinnerung an die Rückkehr der scheintoten Frau. Diese Richtung auf die Kuriositäten, die schon bei den antiken Touristen hervortritt, blieb noch lange vorherrschend; eine vereinzelte Vorahnung künftiger ästhetischer Auffassung ist es, was Goethe über seine 1773 von Ehrenbreitstein nach Mainz unternommene Rheinfahrt zu sagen weiß — in der Niederschrift (1811), allerdings wohl nicht ohne Einwirkung später gewonnener Anschauungen: So genossen wir mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenstände, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowohl an Größe wie an Gefälligkeit immer neu zu wechseln scheinen; und ich wünsche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld, Biebrich ausspreche, daß jeder meiner Leser imstande sei, sich diese Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.“

Es war damals die Zeit, wo unter dem Einfluß von Sternes Empfindsamer Reise die wirklichen und fingierten Reisebriefe Mode wurden, als bequemer Ausgangspunkt für mehr oder minder geistreiche Reflexionen, wie noch die Briefe von Goethes erster Schweizerreise 1775 ein Beispiel geben. Das Naturempfinden erging sich in meist unklarer Gefühlsschwelgerei. Wie man damals die Gebirge um ihrer selbst willen aufsuchen lernte, so auch den Rhein, auf dem bereits die Schnelligkeit und gute Einrichtung der Segelschiffe als seltener Vorzug gerühmt wird. 1791 begnügte sich Graf Friedrich Stolberg mit der Fahrt von Köln bis Koblenz, um von da über Ems und Wiesbaden nach Mainz zu gehen, und seine Begeisterung gilt noch ganz im hergebrachten Stile der Fruchtbarkeit der Landschaft und „dem freudigen Volke, wo Knaben, Volkslieder singend, dich begleiten, wo kleine Mädchen in reinlichen Näpfen Birnen uns in den Wagen reichten und gefüllte Nelken, wo hier in einem Hause das Getöse tanzender Jugend erscholl und dort ein Dorfvirtuose mit einem hölzernen Beine zum Spiel der Mandoline ein Lied sang und am Ende jedes Verses künstlich seinen Triller pfiff.“ Man merkt, wie die sorgsam gestellte Staffage das Bild beleben soll.

Selbst ein Mann, der wie keiner vor ihm in den Zügen der Landschaft zu lesen verstand, der Begründer der wissenschaftlichen Reiseschilderung, Georg Forster, war noch ganz im Banne der alten Anschauung, als er 1790 von Mainz jene Fahrt rheinabwärts unternahm, die seinen Begleiter, den jungen Alexander v. Humboldt, stets der Anregungen des Meisters dankbar gedenken ließ. Unter einer Fülle seiner Bemerkungen über Landschaft, Bevölkerung und Kunst fallen die folgenden sehr auf: „Romantisch ist nichts am Rhein seit der Gegend, wo er die Schweiz verläßt. — Für die Nacktheit des Rheinufers jenseits Bingen gibt es keine hinreichende Entschädigung; denn die

Hügel an beiden Seiten haben nicht jene imposante Größe, die den Beobachter mit Einem mächtigen Eindrucke befriedigt; ihre Einförmigkeit ermüdet und die Spuren von künstlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge haben einen unaussprechlichen Ausdruck von Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfesten ist zwar eine Dekoration der Szene, aber in dem Geschmacke der Bauart liegt eine Aehnlichkeit mit den verwitterten Felsspitzen, die den so sehr nötigen Kontrast vermissen läßt." Noch krasser tritt diese Anschauung zutage in den pseudonymen Reisebriefen einer französischen Emigrantin an einen deutschen Domherrn 1797: „War es der Verlust der weit auslaufenden Rheingestade, die Verengung der Ufer bei Bingen, die Verwilderung der Phantasie über dem Gemäuer der zahllosen verfallenden Ritterfesten, der Anblick der finstern Städtchen, der schmutzigen Dörfer und ihrer vom Weinbau sich traurig nährenden Bewohner? oder verkannte ich hier mit einem Male so sehr den Rhein, der bei weitem das nicht mehr ist, was er an den Ufern der Schweiz, im Elsaß, im oberrheinischen und bis Bingen im kurrheinischen Kreise vorstellt?"

Wie eine Landschaft beim Zerreißen der Wolkenschleier durch die Sonne eine andere erscheint, so erstrahlt die rheinische erst in vollem Glanze, seit die romantische Dichtung sie als malerischen Hintergrund entdeckte. Vor allen war es der zu Ehrenbreitstein geborene Brentano, der für die Reize seiner Heimat immer neue, begeisterte Töne zu finden wußte. In die ihm vertraute Landschaft bannte er die Gestalt, die das alte mystische Motiv der Vereinigung des Lieblichen und Furchtbaren verkörpert, die Lorelei. 1802 erschien sein Gedicht: „Zu Bacharach am Rheine, wohnt' eine Zauberin, die war so schön und feine, und riß viel Herzen hin." Wegen seiner Länge konnte es nie volkstümlich werden, und so gelang es 1824 Heines behender Fertigkeit, sich den Stoff anzueignen, der in seiner verkürzten Gestalt, unterstützt durch die Melodie, mehr als alles andere der Träger seines Ruhmes geworden ist. Von entscheidender Bedeutung für die Wertschätzung des Rheines war es, daß der von der Romantik geweckte mittelalterliche Zug hier ein unerschöpfliches Feld zum Schwelgen in liebgewordenen Vorstellungen fand. Die Burgruinen und verfallenden Städte, die einer rationalistischen Zeit abstoßend erschienen waren, belebten die neue Dichtkunst und Malerei mit ihren Lieblingsgestalten. Vertieft wurde diese Neigung durch die vaterländische Begeisterung der Freiheitskriege, durch die der Rhein als „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" eine symbolische Bedeutung gewann. Fortan galten Schenkendorfs Worte:

Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind.

Das schönste Denkmal dieser zugleich ästhetischen, wissenschaftlichen und vaterländischen Begeisterung, die dem Rhein fortan sein eigentliches Relief verlieh, ist der Brief Wilhelm Grimms vom 31. Oktober 1815 an Arnim:[1]) „Mir hat diese Reise viel Freude gemacht, auf der ich zum ersten Male den Rhein gesehen, ich kann Dir nicht sagen, wie mir war, als sich unser Nachen mitten in seinem mildgrünen Wasser zu bewegen anfing. Der schönste Himmel hat uns die ganze Zeit begünstigt, morgens, wenn die Sonne die Nebel zerriß, daß sie wie ungeheure Vorhänge herabfielen und die Felsen, Weinberge und alten Burgen im reinsten Licht dastanden, abends mit einer milden, herrlichen Röte und nachts mit dem Mond und den Sternen. Köln kommt mir jetzt als die einzige würdige Stadt vor, die ich kenne; schon der Eindruck, den der große Halbkreis mit seinen hundert Kirchen, denn so viel stehen noch, nachdem die Franzosen fünfzig zerstört haben, macht, ist ungemein; sie liegt wie ein ungeheures Schiff in der Ebene. Aber mächtiger noch sind die Erinnerungen aus allen Zeiten, von den Römern an durch die alte deutsche Zeit bis zum Mittelalter, die einem überall entgegen kommen; wer darin geboren ist und Sinn dafür hat, der muß an allen andern Orten Heimweh fühlen, denn es ist damit wie im kleinen mit Häusern und Wohnungen, wo wir uns erst recht daheim glauben, wenn alles voll steht von uralten ererbten und lang gebrauchten Gerätschaften."

Dieses Heimatsgefühl, in der rheinischen die deutscheste aller Landschaften zu sehen, war es in der Tat, das immer größere Scharen an die Ufer des vielbesungenen Stromes zog. Ein Zeugnis dieses wachsenden Besuchs ist es, daß das erste Reisehandbuch von Schreiber 1821 schon in dritter Auflage vorlag. Es bildete damals den Führer für eine Reise, die, obwohl fingiert, durch ihre Anschaulichkeit auf wirkliche Beobachtungen schließen läßt. Thienes „Wanderungen dreier Musensöhne an den Rhein" führen von Leipzig durch Thüringen nach Mainz — zu Fuß, dann zu Schiffe flußabwärts. Als Beispiel der jetzt herrschenden Anschauung sei eine der neu entdeckten Glanzpartien angeführt: „So fuhren wir nun unterhalb dem Städtchen Oberwesel dem Lurleyfelsen entgegen; dieser Fels tritt gleichsam dem einherwogenden Schiffe in seiner Bahn entgegen, die Gegend verliert ihr freundliches, mildes Ansehen, sie wird wild und schauerlich. Das Thal wird enger, die Ufer sind unangebaut, nur schroffe Felsenwände steigen rechts und links empor und unter diesen ernsten, düstern Umgebungen naht man sich dem Lurleyfelsen, der im wunderschönen Echo fünfzehnmal einen Schall wiederholt. Einen freundlicheren Eindruck machte St. Goar in der Abendbeleuchtung auf uns. Ein solch romantisch gelegenes, von der untergehenden Abendsonne wahrhaft zauberisch beleuchtetes Städtchen mit diesen malerisch schönen Umgebungen werde ich vielleicht nie wiedersehen. Ein entzückendes Bild, das auch auf den Gefühllosesten in unserer Gesellschaft seinen Eindruck nicht versagte. Ein Jude stand neben mir auf dem Verdecke; er faltete bei der Ansicht dieser anmutigen Landschaft seine Hände, blickte froh zum Himmel empor und sagte mit wahrhaftem Gefühle, indem Freudenthränen in seinem Auge glänzten: Wie schön schuf unser Gott die Welt, gebt unserm Gott die Ehre!"

Die Verklärung, in der vaterländische Begeisterung den Rheinstrom erblickte, fand ihr getreues Abbild in den Gemälden der Düsseldorfer Schule. Seine Ufer wurden zum gelobten Lande für die Sehnsucht der Deutschen in den Jahrzehnten, da die Volksseele ein Wiedererstehen der alten Herrlichkeit erhoffte, deren Zeugen dort mahnend grüßten. Auch der, dem die Erfüllung dieser Sehnsucht beschieden war, hat ihren geheimnisvollen Reiz verspürt. Kein Dichter hat den Rheinzauber greifbarer wiedergegeben als Bismarck in einem Frankfurter Briefe von 1851 über einen Ausflug nach Rüdesheim: „Da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäusethurm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben, nur den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgzinnen im Mondlicht zu sehn und nichts als das leise Plätschern der eignen Bewegung zu hören."

G. Liebe.

Bücher und Zeitschriften.

Ascheberger Sprüch'. Gedichte in Aschaffenburger Mundart von Gustav Trockenbrodt mit Zeichnungen von Adalbert Hock. Neue Folge. Zweite Auflage. Aschaffenburg. C. Krebs'sche Buchhandlung (Wilh. Hausmann). 1904. 67 Seiten.

Als ein beklagenswertes Geschick am 27. April dieses Jahres den Notariatskonzipienten zu Rosenheim Gustav Trockenbrodt in der Blüte seiner Jahre rasch dahinraffte, habe ich in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 101, Seite 207, ihm einen kurzen Nachruf gewidmet, wo auf die vortrefflichen Leistungen dieses Originalpoeten, unter Rückweis

[1]) Veröffentlicht von R. Steig.

auf die Anzeige seiner „Ascheberger Sprüch'" in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. Mai 1900, nachdrücklich aufmerksam gemacht ward. Der damals in der Eile übergangene Anlaß, die zweite literarische Spende des viel zu früh verklärten Humoristen — ich kann jetzt auch das Geburtsdatum, 10. November 1869 (also genau 110 Jahre nach Friedrich Schiller), zu Aschaffenburg, nachtragen, so daß er nur etwas über 34 Jahre alt geworden — nach Gebühr hervorzuheben als ein Mustererzeugnis deutscher volkstümlicher Dialektdichtung und ungekünstelten, wirklich angeborenen Witzes, sei jetzt nachgeholt im Anschlusse an die binnen weniger Monate nötig gewordene zweite Auflage dieser Neuen Folge „Ascheberger Sprüch'". In diesem schmächtigen Bändchen, das dem Sohne des Maintals mitten unter oberbayerischer Landbevölkerung in inniger Erinnerung an die geliebte Heimat und ihre landschaftliche, gesellschaftliche und sprachliche Sphäre erwuchs, hat er eine merkliche Höhe erklommen, und man durfte danach hoffen, ihn einmal dereinst mit an der Spitze unseres heutzutage so verhältnismäßig armen mundartlichen Schrifttums zu sehen. Seine Muse hängt hier nicht mehr, wie in dem nun in dritter, unveränderter Auflage vorliegenden ersten Bändchen der „Ascheberger Sprüch'", wesentlich an den kleinen lokalen und kulturellen Anknüpfungspunkten eines eng begrenzten Gebietes, sondern erhebt sich vielmehr mit einem, zwar weniger drastischen, aber von echter Lebensphilosophie vergoldeten Humor über die nebensächlichen Alltäglichkeiten zu prächtigen Stimmungsbildern, öfters zu packenden dramatisch knappen Szenen. Stücke wie „Die letzte Leinreiter", „Am Mä", „Verfehlt", „De Reißmathias", „'s Worschtprinzeßche", „Die Nunn" (die Zeichnung dabei Seite 57 für dies Ich-Gedicht hält unvermerkt die Züge und Erscheinung des Verfassers fest) belegen, mit der längeren, wie ein Bühnen-Einakter sich abspielenden Skizze „Die Katt'", die, reich und höchst launig illustriert, eines Wilhelm Busch würdig wäre, die letztere Art, während jener Trockenbrodt so gut kleidende Ton des leise lehrhaften Schalks durch „E Sunndagsmorge", „Vom Eh'schtand", „Rege bringt Sege" schön vertreten ist, und die beiden einleitenden Nummern „An mei' liebe Landsleit'" und „O du guti, alti Zeit", gegen das Ende „Am Schpessartlug" und das Schlußglied der Kette, „Peifedeckel" (= „keine Ahnung!" als drastische Verneigung), verbrämen diesen unaufdringlich didaktischen Stil durch Ausnutzung persönlicher Erlebnisse des Dichters. Das leicht sentimental verklingende Endpoem „Peifedeckel" lautet fast wie ein Schwanengesang und gewinnt sicher jeden, der ein bißchen Sinn hat für wahrhaft volksmäßigen Ausdruck des Gefühls:

Die Tag' gäihn rum,
Die Zeit verfliecht,
Bald kumme aach die Falte,
Un eh' mer sich ner recht versiecht,
Gehert mer zu de Alte! ....
Ner äns gibt's, an dem halt ich fest,
Des laß ich mer ni' schtehle,
Humor, wenn du mich ni' verläßt,
Kann's gor so weit ni' fehle! ....
Un jetz', jetz' kummt de letzte Vers,
De letzte von de Schprich',
Dann mach' ich unnern letzte Reim,
'n grouße dicke Schtrich.
Un wenn än's glaabt, ich hett' no mehr
Gedichtcher in mei'm Seckel,
Dreh' ich mei Housebasche 'rum:
Ja Hutzel! Peifedeckel!

Das ist nun leider sprichwörtlichste Wahrheit geblieben: der Mund ist verstummt, aus dem im Laufe eines Jahrfünfts eine so köstliche Fülle von — sorgsam ausgefeilten, in Selbstrezitation durchgeprobten — Dialekt- und Scherzgedichten geflossen, und nur eine geringfügige Nachlese könnte in Betracht kommen. Darunter befinden sich übrigens eine Anzahl Prosaskizzen im Stile von Trockenbrodts literarischem Nachbarn Georg Recknagel, dem Vater der gleichfalls in Aschaffenburg und seinem Sprachrevier wurzelnden neckischen „Herzgedoppelten Dingelcher" von Anno 1902, über die in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. Januar 1902 ausführlich berichtet worden ist. Die erste Probe solch leichtgeschürzter Dialekt-Novellistik Trockenbrodts brachten unlängst in Nr. 3072 (Nr. 24 von 1904), S. 285—287, die Fliegenden Blätter. „De Scholli. E' Geschicht' aus de' Fischergaß'." (Leider sind daselbst einige völlig dialektische Ausdrücke unerklärt geblieben; „Bennal" (Anmerkung 10 = Bendel) ist arger Druckfehler statt „Beunell") Nach diesem Druckdebüt, das übrigens fast so kongenial illustriert ist wie die aus Adalbert Hocks, eines eingeborenen Aschaffenburgers, Stift stammenden Federzeichnungen der „Ascheberger Sprüch'" zwischen deren Text dastehen, möchte man allerdings die in höchst geschickte und flüssige Versformen gegossenen Geburten der zwei Folgen „Ascheberger Sprüch'" wesentlich über die mehr philiströs-kleinstädtisch anmutende Prosa des Verstorbenen rücken. So müssen denn künftige Sammler, Auswähler, Herausgeber und Kritiker „Deutscher mundartlicher Dichtungen" — ich habe eben das so betitelte dünne, aber vortreffliche Auslesebändchen (mit Karte und literarisch-geschichtlichem Ueberblick Wilh. Kahls, Leipzig, G. Freytag, 1901) vor mir liegen, wo das Rheinfränkische Trockenbrodts, als Süddeutschlands einzige nicht-oberdeutsche Mundart interessant, bei der Charakteristik berücksichtigt, aber textlich nicht vertreten ist, nicht einmal durch Frdr. Stoltze (Kahl, S. 22), den populären Verkörperer des Frankfurtertums — auch dem ausgezeichneten, vor dem Gipfel seiner selbstvorgezeichneten Bahn von hinnen geschiedenen Gustav Trockenbrodt sein Recht, einen geziemenden Platz einräumen!

München. Ludwig Fränkel.

*

Allgemeine Rundschau.

W. A. Bilbasow †.

Der Name des kürzlich in Pawlowsk verstorbenen Historikers Wasilij Alexejewitsch Bilbasow ist seit anderthalb Jahrzehnten in der deutschen Gelehrtenwelt aufs beste bekannt. Der erste Band seines bedeutendsten Werkes „Geschichte Katharinas II." wurde sofort nach seinem Erscheinen 1889 ins Deutsche übertragen und erregte allseits wegen seiner kritischen Darstellung würdige Anerkennung. Dieselbe günstige Aufnahme fanden auch die übrigen Bände. Bilbasow hatte indes für die deutsche Geschichtswissenschaft noch ein ganz spezielles Interesse. Das Gebiet seiner Forschung bildete vornehmlich die Geschichte Deutschlands im Mittelalter. Mehrere namhafte Arbeiten dieses Gelehrten befassen sich mit deutschen Herrschern in der ersten Hälfte des 2. Jahrtausends. Aber auch als Journalist genoß Wasilij Alexejewitsch eines anerkannten Rufes. W. A. Bilbasow entstammt einer alten Adelsfamilie und war geboren zu Poltawa 1837. Die historisch-philologische Fakultät der St. Petersburger Universität absolvierte er 1861. Auf Grund einer Dissertation „Der Kreuzzug des Kaisers Friedrich II. aus dem Hause der Herzoge von Hohenzollern" erwarb er den Titel eines Magisters der allgemeinen Geschichte. Der Erfolg dieser Studie veranlaßte Bilbasow, sich weiter mit dem deutschen Mittelalter zu beschäftigen. Das Ministerium für Volksaufklärung verlieh ihm ein Stipendium und beauftragte ihn, in Deutschland selbst seine Studien und Forschungen über deutsche Geschichte fortzusetzen. Bilbasow trat nun zu Ranke, Sybel und Pauli in persönliche Beziehungen und erwies sich in der Folge als gelehriger Schüler dieser Meister. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg habilitierte er sich an der dortigen Universität als Privatdozent für allgemeine Geschichte. Ein halbes Jahr später war er ordentlicher Professor derselben Disziplin an der Universität in Kijew. Den Doktortitel erhielt er auf Grund einer Abhandlung über den „Pfaffenkönig Heinrich Raspe, Landgrafen von Thüringen, aus dem Hause Ludwigs des Bärtigen". 1871 entsagte er der Professur und übernahm die Redaktion des Tageblattes Golos, die er mit seinem Schwiegervater Krajewski bis zur Einstellung dieses Blattes, 1884, gemeinschaftlich führte. Hiermit endet auch die erste Periode seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Er widmete sich während derselben fast ausschließlich dem Zeitalter Friedrichs II. Die Früchte dieser Studien gipfeln in den Arbeiten „Die Kultur unter Friedrich II.", „Die ersten Hohenstaufen" und über den Großhofrichter Friedrichs II., „Petrus de Vinea". Aus dieser Wir-

lungszeit Bilbasows sind noch zwei bemerkenswerte Arbeiten über slavische Geschichte zu erwähnen: „Der Tscheche Jan Huß" und die unvollendete Quellenstudie über die beiden Slavenapostel Cyrill und Methodius. In der zweiten Periode seines Schaffens bildete die Geschichte Rußlands den Gegenstand seiner Forschung. Namentlich die Epoche der Kaiserin Katharina II. Diesem nach besten zeitgenössischen Quellen bearbeiteten Werke ist hervorragende Bedeutung für lange Zeit hinaus gesichert.

Ph. L.

Hauptversammlung des Gesamtverbandes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.

S. u. H. Danzig, 11. Aug. Unter dem Vorsitz des Geh. Archivrates Dr. Bailleu (Berlin) hält hier gegenwärtig der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine seine Hauptversammlung in Verbindung mit dem Vierten Deutschen Archiv-Tag ab. Aus dem Geschäftsbericht des Gesamtverbandes ist zu entnehmen, daß die Zahl der angeschlossenen Vereine auf 167 gestiegen ist und daß die Einnahmen 4600 M., die Ausgaben ca. 4500 M. betrugen. Die Hauptarbeit des letzten Jahres galt der römischen Altertumsforschung und der Ermittelung der alten Flurnamen. Die dreitägige Arbeit des Kongresses zerfiel in drei Hauptversammlungen und fünf Abteilungssitzungen, in denen zahlreiche auch die weitere Oeffentlichkeit interessierende Vorträge gehalten wurden. In der Abteilung für Volkskunde sprach Lehrer Schmidtkow (Würzburg) über das Thema: Deutsche Sagen und Geschichtswissenschaften im wechselseitigen Dienst. Der Redner behandelte in sehr beifällig aufgenommenen Ausführungen die Vorteile, die eine verständnisvolle Benutzung der Sagen sowohl der Prähistorie wie der Geschichte der Landesbesiedelung bieten können. Ueber die Frage: Wie können die Geschichts-Vereine die Ortsnamenkunde fördern? verbreitete sich Archivrat Dr. Wäschke (Zerbst). Seine Ansicht über diese Frage faßte der Redner zum Schluß seiner Ausführungen in folgenden Sätzen zusammen: 1. Es ist wünschenswert, daß die Geschichtsvereine die Ortsnamenforschung und namentlich die Erforschung der Ortsnamen ihres Bezirkes fördern. 2. Als Mittel hierzu empfiehlt sich einerseits die Veranstaltung von Vorträgen über die Ortsnamen im allgemeinen wie über die Ortsnamen des betr. Bezirkes im besonderen, andrerseits die Mitarbeit der Vereinsmitglieder an den Vorarbeiten zur wissenschaftlichen Forschung. 3. Als Ziel der Vereinstätigkeit in dieser Hinsicht ist die Anfertigung von Flurkarten, Anlegung eines historischen Ortsnamenverzeichnisses und die auf allen einschlägigen Hilfsmitteln ruhende Deutung der Ortsnamen des Bezirkes zu erstreben. — Die prähistorischen Verhältnisse eines selbst in Fachkreisen ziemlich unbekannten Landstriches behandelte der kgl. Baugewerkschul-Lehrer Hollack (Königsberg i. Pr.) in seinem Vortrag über „Die Vorgeschichte Samlands". Der Redner führte aus, daß das Samland in vorgeschichtlicher Zeit ein sehr dicht bevölkertes Land gewesen sei, das über eine weit höhere Kultur verfügte als man anzunehmen heute noch immer geneigt sei. Wann der Mensch zuerst den Boden Samlands betreten habe, lasse sich nur ganz allgemein beantworten, soviel aber stünde fest, daß es nicht die ältesten Abschnitte der Prähistorie seien, denen man hier begegne. Die Glanzzeit des vorgeschichtlichen Samlands präsentiere sich in den großen Flachgräberfeldern der ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, die ein so überaus reiches Material aufweisen, wie es in seiner Mannigfaltigkeit in keinem Museum Europas auch nur annähernd erreicht werde, selbst nicht in Kopenhagen trotz seiner großen Moorfunde. Diese Flachgräber wären oft mehrere Hektar groß, umfaßten im Durchschnitt je vier Jahrhunderte und lägen oftmals so dicht nebeneinander, daß man mit der Stimme den Zwischenraum zwischen zwei solchen Feldern vollkommen beherrschen könne. Wohin man im Samlande auch seinen Schritt lenke, überall wandle man auf klassisch-prähistorischem Boden. Oberlehrer Dr. Schuhmacher (Königsberg i. Pr.) verbreitete sich im Anschluß an ein Referat des Archivrates Professor Dr. Warschauer (Posen) über die Erforschung der Geschichte der deutschen Kolonisation im Osten über die Kolonisation Ostpreußens vom 15. bis zum 17. Jahrhundert und die Westpreußens vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Von der hochbedeutsamen Kolonisation des Mittelalters unterscheidet sich die Ansiedelungstätigkeit des 15. bis 17. Jahrhunderts, die der Redner als Uebergangsperiode ansieht, dadurch, daß sie nicht wie jene etwas ganz Neues schafft, sondern nur mühsam die Trümmer des durch den Zusammenbruch des Ordensstaates zerstörten Alten zurechtzuflicken sucht; zweitens fehlt ihr die hohe deutschnationale Bedeutung jener; endlich weist sie nicht wie die Kolonisation des Mittelalters und der Hohenzollern imposante Ansiedlermassen auf, sondern setzt sich aus kleinen Einzelzügen der verschiedensten Nationen zusammen, unter denen neben der polnischen Ansiedelung nur die Holländer und Schotten eine bedeutendere Rolle spielen.

Im zweiten Teile unterzog der Vortragende namentlich die besitzrechtlichen Fragen einer Besprechung, bei denen besonders die allmähliche Umwandlung des kölnischen Rechts aus einem Erbzinsrecht in ein Zeitpachtverhältnis (Emphyteuse) interessiert. Besondere Beachtung widmete der Redner den wirtschaftlichen Verhältnissen der Besiedler, besonders der ländlichen, die mitunter zu Konflikten mit der Landesherrschaft führten. Verschärft wurden solche Konflikte durch die kirchliche Stellung der Kolonisten, die trotz mancher Beispiele von Toleranz (so besonders gegen die Mennoniten) im ganzen doch eine schwierige war, da die meisten von ihnen als Wiedertäufer (im evangelischen Ostpreußen) oder Lutheraner (im katholischen Westpreußen) verdächtig waren. — Weitere Vorträge betrafen die geschichtliche Entwicklung Westpreußens, die Stellung Danzigs in Geschichte und Kunst und andere auf den deutschen Osten bezügliche Themen. Dr. Tille (Leipzig) verbreitete sich über die Aufgaben der neugegründeten Leipziger Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, und General Frhr. v. Friesen (Dresden) besprach die Gründung des Verbandes deutscher volkskundlicher Vereine. Mit einem Ausflug zur Marienburg und nach Königsberg schloß die starkbesuchte Tagung ab.

Kleinere Mitteilungen.

* Das Studium der Medizin an den deutschen Universitäten. Auf den Universitäten im Deutschen Reiche sind nach dem im Reichs-Anzeiger veröffentlichten Verzeichnisse im letzten Winterhalbjahr 611 medizinische Doktorpromotionen vollzogen worden. Am meisten Promotionen entfielen auf die Leipziger medizinische Fakultät, nämlich 101. Es hängt dies zum Teil mit der Promotionsordnung der Leipziger Universität zusammen. Sie begann nämlich schon frühzeitig, nur approbierte Aerzte zu Doktoren zu promovieren, soweit es sich um Reichsdeutsche handelt, und hat dementsprechend die mündliche Doktorprüfung auf ein Kolloquium beschränkt, ferner im Zusammenhang damit die Promotionsgebühren ermäßigt. Nächst Leipzig weist München die meisten Promovierten auf, nämlich 88. Es folgen Kiel mit 50, Greifswald mit 37, Bonn mit 36, Straßburg und Würzburg mit je 30 Promotionen. Berlin steht, trotzdem es von allen medizinischen Fakultäten die höchste Hörerzahl hat, erst an achter Stelle. Die Berliner medizinische Fakultät hat nur 26 Mediziner promoviert. Ebensoviel Doktoren wie in Berlin, 26, wurden in Freiburg promoviert. Rostock weist 25 Promotionen auf, Breslau 24, Göttingen, Halle, Marburg je 19, Jena 17, Erlangen und Königsberg je 16, Tübingen 12. Die wenigsten Promotionen vollzogen die medizinischen Fakultäten in Gießen und Heidelberg, nämlich je 10. Zum erstenmal erscheint unter den Doktoren der Medizin einer, der ausschließlich auf einem Realgymnasium vorgebildet ist. Unter den neuen Doktoren der Medizin sind neun Frauen.

* Der kunsthistorische Kongreß in Straßburg verschoben. Der ständige Ausschuß

der internationalen kunsthistorischen Kongresse läßt uns folgende Mitteilung zugehen: „Der 8. Internationale kunsthistorische Kongreß, der, wie wir seinerzeit berichteten, für den 22. bis 24. September nach Straßburg i. E. zusammenberufen war, hat wegen örtlicher Schwierigkeiten abgesagt werden müssen. Für 1906 ist der Kongreß nach Stockholm eingeladen."

* Naturwissenschaftliche Kongresse. Beim internationalen Otologen-Kongreß, der vorige Woche in Bordeaux tagte, wurde der Lenvalsche Preis für die beste Arbeit der letzten drei Jahre dem Dr. Gellé in Paris und dem ersten Assistenten der Politzerschen Klinik in Wien Dozenten Dr. Alexander zuerkannt. — Die Freie Vereinigung der systematischen Botaniker und Pflanzengeographen, die soeben in Stuttgart getagt hat, beschloß, ihren nächsten Kongreß zu Pfingsten 1905 in Wien abzuhalten.

* Die 3. Hauptversammlung des Deutschen Medizinalbeamten-Vereins, die am Montag, 12., und Dienstag, 13. September, in Danzig stattfindet, wird an jedem dieser Tage eine Sitzung abhalten. Außer geschäftlichen Angelegenheiten kommt dabei am ersten Tage zur Verhandlung das Thema: „Gerichtsärztliche Wünsche mit Rücksicht auf die bevorstehende Neubearbeitung der Strafgesetzgebung für das Deutsche Reich. (Referenten: Prof. Dr. Kohlrausch in Königsberg i. Pr., Prof. Dr. Aschaffenburg in Halle, Prof. Dr. Straßmann und Gerichtsarzt Dr. Hoffmann in Berlin.) Die Sitzung des zweiten Tages bringt einen Vortrag über „Erfahrung mit den neueren Methoden der bakteriologischen Typhusdiagnose, unter besonderer Berücksichtigung der vom Reichsgesundheitsamt gegebenen Vorschriften" (Referent: Prof. Dr. Sobernheim in Halle), sowie einen solchen über „Die Stellung, Kranken-, Alters- und Invaliditäts-Versicherung der Hebammen im Deutschen Reich." (Referent: Med.-Rat Dr. Flinzer, Bezirksarzt in Plauen i. V.) Außerdem findet eine Reihe geselliger Veranstaltungen statt, darunter am zweiten Tage eine Besichtigung der neuen Technischen Hochschule in Langfuhr. — Bestellungen von Wohnungen sind an den Vorsitzenden des Wohnungsausschusses, Hrn. Kreisarzt Med.-Rat Dr. Haase in Danzig vom 15. August an zu richten.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. Br.** Prof. Dr. Krönig an der Universität Jena ist nunmehr zum ordentlichen Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie und Direktor der Frauenklinik ernannt worden. — An der hiesigen Hochschule hat sich der Assistent am pharmakologischen Institut Dr. Peter Clausen für Botanik habilitiert.

* **Bonn.** Der Professor in der juristischen Fakultät Dr. Herm. Hüffer ist, wie schon seit längerer Zeit, auch für das kommende Wintersemester von der Verpflichtung zum Halten von Vorlesungen entbunden worden.

hc. **Halle.** Als Nachfolger des in den Ruhestand tretenden Professors Dr. Alfred Kirchhoff hat der Professor der Geographie an der Universität Bern Dr. E. Brückner einen Ruf erhalten und angenommen.

* **Wien.** (Raummangel an der Technischen Hochschule.) Wie im verflossenen, so ist auch für das kommende Studienjahr wegen des herrschenden Raummangels von seiten des Rektorats der Technischen Hochschule eine Einschränkung in der Aufnahme von Hörern verfügt worden. Es werden nämlich wie im Vorjahre in erster Linie Studenten aus Niederösterreich und jenen Kronländern bei der Aufnahme berücksichtigt werden, die keine eigene technische Hochschule besitzen. Da die bauliche Ausgestaltung der Hochschule sich nicht so rasch vollziehen dürfte, so ist für die nächste Zeit das Verschwinden dieses Uebelstandes nicht zu erwarten.

* **Aus Frankreich.** Kürzlich fand die Verteilung der Preise der Académie des Sciences Morales et Politiques zu Paris statt. Den ersten Preis im Betrage von 2000 Frcs. erhielt Mr. Haumont, Maître de Conférence an der Sorbonne, für sein Werk: „Influence de la France sur le Développement intellectuel et social de la Russie"; den zweiten Preis, gleichfalls im Betrag von 2000 Frcs., der Historiker Professor Boissonade von der Universität Poitiers für sein Buch: „L'Houille et le Fer au point de vue économique"; den „Preis Jean Baptiste Chevallier" im Betrage von 3000 Francs, der einem französischen Verfasser der besten Arbeit über das Privateigentum oder das Erbrecht nach dem Code Civil gelten sollte, erhielt Mr. Saleilles für sein Buch „Centenaire du code civil". Einen besonderen Preis von 1000 Frcs. erhielt Mr. Copper für sein Buch: „L'Art et la Loi", das die rechtlichen Verhältnisse mit Rücksicht auf Künstler, Sammler, Kunsthändler und Verleger behandelt.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Emil Kühn: Die Bedeutung Montaignes für unsere Zeit. M. e. einl. Brief von M. Schwalb. Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 80 S. — Hermann Heisler: Gedanken über das Denken. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 52 S. — Hermann Omken: Lassalle. (Politiker und Nationalökonomen. II.) Stuttgart 1904. Fr. Frommanns Verlag. 450 S. — Hermann Grauert: Petrarca und die Renaissance. (S.-A. aus Hochland. 1. Jahrg., 10./11. Heft.) Kempten und München. Jos. Kösel. 30 S. — Carl Enders, Dr. phil.: Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Zur Biographie des Dichters. Dortmund 1904. F. Wilh. Ruhfus. 232 S. — Dr. J. Fricks: Physikalische Technik oder Anleitung zu Experimentalvorträgen, sowie zur Selbstherstellung einfacher Demonstrationsapparate. 7. vollkommen umgearb. Aufl. von Dr. Otto Lehmann, Prof. der Physik an der techn. Hochschule in Karlsruhe. 1. Band, 1. Abt. Braunschweig 1904. Friedr. Vieweg u. Sohn. 630 S. — Hans v. Wentzel: Das Fähnrichsherz. (Ecksteins Miniaturbibliothek No. 88.) Leipzig. G. Müller-Mann. 132 S. — Carsten Borchgrevink: Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Heft 1. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verf. illustr. von Otto Sinding. Breslau 1904. Schles. Verlagsanstalt v. S. Schottländer. — Albert Tottmann, kgl. bayer. Professor der Musik: Das Klavierspiel. (Die Hausmusik.) Leipzig 1904. C. F. Kahnt Nachf. 25 S. — Derselbe: Das Büchlein von der Geige oder die Grundmaterialien des Violinspieles. 2. vollst. rev. Aufl. Ebenda 1904. 45 S. — Derselbe: Der Schulgesang und seine Bedeutung für die Verstandes- und Gemütsbildung der Jugend. M. e. Vorw. von Prof. Dr. Alsleben. 2. Aufl. Ebenda 1904. 27 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 16. August. Nummer 186.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Maschine in der deutschen Landwirtschaft.

Von Dipl.-Ing. Dr. Alexander Lang (Frankfurt am Main).

Die gewaltigen Veränderungen, die sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts auf sozialem, wirtschaftlichem, wissenschaftlichem und technischem Gebiete abspielten, sind auch an der Landwirtschaft nicht spurlos vorübergegangen: Die Bauernbefreiung und die Schaffung des freien Arbeitsverhältnisses führten zur sog. „landwirtschaftlichen Arbeiterfrage"; konnte der feudale Grundbesitzer zuvor die Arbeiter sozusagen kommandieren, Frohndienste zu leisten, so sah er sich nunmehr in die Notwendigkeit versetzt, sich seine Arbeitskräfte sonstwie zu beschaffen. Die Arbeiterbeschaffung gestaltete sich im Laufe des vergangenen Jahrhunderts immer schwieriger: Die mächtig aufstrebende Industrie veranlaßte nicht allein die Abwanderung der intelligenteren Arbeiter nach den industriellen Zentren; ihre höheren Löhne führten weiterhin zu einer allgemeinen Lohnsteigerung, die natürlich auch die Landwirtschaft mitmachen mußte. Zu all dem kam zu guter Letzt die Konkurrenz des Auslandes; entstanden ist diese Konkurrenz durch die Erschließung immer neuer außereuropäischer Gebiete mit jungfräulichem, noch unerschöpftem Boden, die mittels der verbesserten Kommunikationswege ihre Ackerbau-Erzeugnisse billig auf die deutschen Märkte bringen konnten. Die deutsche Landwirtschaft kam dadurch in eine schwere Krisis; der Betrieb wurde in den meisten Fällen unrentabel. Um besser und zugleich billiger produzieren zu können, war die deutsche Landwirtschaft mehr denn je genötigt, sich die wissenschaftlichen und technischen Fortschritte im Ackerbau und die wachsende Erkenntnis im Pflanzenbau zunutze zu machen; an Stelle des empirischen Verfahrens ist seit den Tagen Liebigs immer mehr das rationelle Verfahren getreten und Hand in Hand damit an Stelle der alten Dreifelderwirtschaft immer mehr der Fruchtwechsel u. s. w. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß der Uebergang zu intensiven Wirtschaftssystemen oder auch die Ausnutzung der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nur möglich ist durch Erhöhung der Arbeitsleistung. Der durch soziale und wirtschaftliche Entwicklungsmomente ohnehin schon sehr empfindlich gewordene Arbeitermangel wurde damit noch potenziert. Die Not zwang den deutschen Landwirt, nach Hilfsmitteln zu greifen, die ihn vom zunehmenden Arbeitermangel und den steigenden Löhnen unabhängiger machten: *ein derartiges Hilfsmittel bot sich ihm dar in der landwirtschaftlichen Maschine.*

Durch Anwendung von Maschinen in der Landwirtschaft will man dreierlei erreichen: *Steigerung der Arbeitsleistung, Steigerung der Arbeitsqualität und Verminderung der Arbeitskosten!*

Fassen wir zunächst das erste Moment ins Auge: *Steigerung der Arbeitsleistung.* Der Hauptsache nach weisen alle landwirtschaftlichen Maschinen eine weit höhere Leistung auf als die Gespann- bezw. Handarbeit. Unter normalen Verhältnissen leistet beispielsweise ein Fowlerscher Dampfpflug des Zweimaschinensystems zirka das Zehn- bis Dreizehnfache von vier Pferden am Gespannpflug. Die damit erzielte Verkürzung der Pflügezeit ist von größter Bedeutung einerseits deshalb, weil dadurch das Pflügen im Spätsommer, unmittelbar nach der Ernte stattfinden kann, also in einer Zeit, in welcher der Boden noch eine hohe Temperatur besitzt, wodurch, wie Wrobel konstatiert, die chemische Bindung der in der Luft enthaltenen Düngemittel außerordentlich befördert wird, andrerseits auch deshalb, weil sich die landwirtschaftliche Arbeit in dieser Zeit sehr häuft und die Pferde infolge sonstiger Beanspruchung nicht gut entbehrt werden können.

Eine bemerkenswerte Steigerung der Leistung wird ferner erzielt bei Anwendung der Hackmaschine, der verschiedenen Mähmaschinen (Grasmäh- und Getreidemähmaschinen), der Pferderechen und Heuwender, namentlich aber der Dreschmaschinen, Getreidereinigungs- und Futterzubereitungsmaschinen. Bei letzteren Maschinen ist die quantitative Steigerung der Arbeit eine ganz außerordentliche. Für eine gewöhnliche, dampfbetriebene Rübenschneidmaschine habe ich die Leistung gegenüber Handarbeit festzustellen gesucht und habe gefunden, daß eine solche Maschine in der Zeiteinheit zirka das Achtzigfache der Handarbeit leistet; dabei mußte ich von strenger Qualitätsgleichheit des Futters absehen, da eine solche durch Handarbeit gar nicht erreichbar ist. Die enorme Steigerung der Leistung durch diese Maschinen ist von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung; ohne diese Maschinen wäre der Uebergang von der Weidewirtschaft zum Stallfütterungssystem wohl nicht möglich gewesen; denn die Herstellung so großer Futtermengen, namentlich in großen Viehwirtschaften, wie sie das Stallfütterungssystem mit sich brachte, ist von Hand einfach ausgeschlossen.

Das zweite Moment, das man bei Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen im Auge hat, ist die *Erzielung besserer Arbeit.* Im allgemeinen kann man sagen, daß die Maschinenarbeit eine bessere ist als die Handarbeit; nur wenige Maschinen machen hiervon eine Ausnahme. Meist sind es solche, deren Technik noch sehr jung und deshalb noch nicht genügend ausgebildet ist, so z. B. gewisse Kartoffelerntemaschinen, die einen Teil der Kartoffeln im Boden zurücklassen; auch gewisse Rübenheber und Kartoffelpflanzmaschinen arbeiten mangelhaft.

Eine eigenartige Stellung nimmt die Hackmaschine ein. Die Hackarbeit, von Hand ausgeführt, ist der Maschinen-

arbeit durchaus vorzuziehen; trotzdem erzielt man bei Maschinenanwendung fast durchweg eine Steigerung des Rohertrags. Dies ist nur dadurch zu erklären, daß es mit Hilfe der Hackmaschine möglich ist, die Hackarbeit in der geeignetsten Zeit und mit vollendetster Geschwindigkeit auszuführen.

Eigenartig liegt die Sache auch beim Dampfpflug. Es ist kein physikalisches noch chemisches Gesetz bekannt, wonach eine Tieffurche mittels Dampfpflugs ausgeführt besser sein solle als eine gleich tiefe Gespannfurche. Tatsache ist indessen, daß Dampffurchen fast durchweg höhere Roherträge liefern. Ich kann mir dies nur dadurch erklären, daß eben durch die bedeutend höhere Geschwindigkeit des Dampfpflugs eine radikalere Zertrümmerung der Erdschollen erzielt wird, daß man andererseits aber auch infolge der höheren Leistung des Dampfpflugs einen weit größeren Spielraum besitzt bei der Auswahl der für die Bodenbearbeitung geeignetsten Zeit.

Sehr gute Arbeit liefern auch die Düngerstreumaschinen. Sie gestatten eine so gleichmäßige Verteilung des Düngers wie dies von Hand gar nicht erreichbar ist. Man findet diese Maschinen deshalb sehr häufig, namentlich auch deshalb, weil sie dem Landwirt eine unangenehme und bei längerer Dauer auch gesundheitsschädliche Arbeit abnehmen.

Daß die durch Futterzubereitungsmaschinen erzielte Qualität Futter durch Handarbeit unerreichbar ist, wurde bereits oben erwähnt. Es ist überflüssig, dies auch bezüglich der Getreidereinigungsmaschinen extra zu betonen; diese Maschinen liefern eine bis dahin unerreichte Auslese der Körner und ein vorzügliches Saatkorn.

Mit der Steigerung der Leistung und Verbesserung der Arbeitsqualität ging vielfach Hand in Hand die Verminderung der Arbeitskosten. Inwieweit hat die Maschine die Arbeitskosten vermindert und wie weit kann sie dieselben vermindern? Diese Frage würde, allgemein beantwortet, in das wichtigste Gebiet der modernen Agrarfrage eingreifen, in die Verminderung der Produktionskosten. Es ist das Verdienst des Prof. Dr. Frhrn. von der Goltz, nachgewiesen zu haben, daß der Grund für die Abnahme der Reinerträge zur Zeit weit mehr in der zunehmenden Erhöhung der Wirtschaftsunkosten als in der Abnahme der Verkaufspreise zu suchen ist. So führt er beispielsweise nach Backhaus den Nachweis, daß die deutsche Landwirtschaft zur Beschaffung von Dung- und Futtermitteln heute pro Jahr zirka 250 Millionen Mark mehr Geld verausgabt als vor 10 Jahren; daß ferner die soziale Gesetzgebung, die öffentlichen Abgaben, die Erhöhung der Arbeitslöhne u. s. w. in fortschreitendem Maße das Budget des Landwirts belastet haben. Nicht Hand in Hand damit ging die Steigerung der Roherträge und Preise der landwirtschaftlichen Produkte; letztere sind bekanntlich gefallen. Nun handelt es sich für den landwirtschaftlichen Unternehmer in erster Linie um die Erzielung der höchsten reinen Gewinne und nicht, wie Brentano und seine Schule meint, um die möglichst höchste Produktion. Die wichtigste und zugleich erfolgreichste Aufgabe des landwirtschaftlichen Unternehmers besteht also in der Verminderung der Produktionskosten. Howard, der gründlichste Kenner des landwirtschaftlichen Rechnungswesens, Krämer, Backhaus u. a. haben sich eingehend mit der Produktionskostenverminderung in der Landwirtschaft beschäftigt, und es ist das Verdienst des zuletzt genannten Gelehrten, uns gezeigt zu haben, wo der Hebel einzusetzen habe. Backhaus hat gefunden, daß von allen Posten, die die Produktionskosten beeinflussen: Grundrente, Abgaben und Lasten, Unterhaltung, Verzinsung und Amortisation, landwirtschaftliche Hilfsstoffe (Kunstdünger, Saatfrucht u. a.) u. s. w. die Arbeitskosten fast so viel von dem Gesamtaufwand ausmachen, wie die anderen Faktoren zusammen, daß des weiteren die Gespannkosten der wichtigste Teil des Gesamtaufwandes seien und daß hier die Produktionskostenverminderung einzusetzen habe.

Von unserem Standpunkte aus hätten wir also die Frage zu stellen: **wo und wie weit ist eine Reduktion der Arbeitskosten durch Anwendung von Maschinen möglich?** Diese Frage kann allgemein nicht beantwortet werden, denn sie richtet sich nach den jeweils obwaltenden Verhältnissen. Jede Wirtschaft bildet, wie Steinbrück treffend bemerkt, einen einheitlichen Organismus und die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Produktionsfaktoren: Grund und Boden, Klima-, Besitz-, Arbeiter-, Verkehrs-, Absatz-, Lohn-, Kapitalsverhältnisse u.s.w., hat zu einer noch größeren Verschiedenheit der landwirtschaftlichen Betriebe geführt und bewirkt, daß in Deutschland wohl kaum ein landwirtschaftlicher Betrieb dem anderen gleicht: der Grundzug der deutschen Landwirtschaft ist Mannigfaltigkeit. Die Reduktion der Arbeitskosten wird also von Betrieb zu Betrieb verschieden sein. Unter Zugrundelegung üblicher Arbeitslöhne, Kohlenpreise, Gespannkosten, Maschinenpreise, Amortisation, Verzinsung und Bedienung läßt sich immerhin ein Einblick gewinnen in den Unterschied zwischen den Tageskosten für Hand- bezw. Gespannarbeit und für Maschinenarbeit. Durch mathematische Formulierung dieses Problems und Reduktion des gewonnenen Ausdrucks auf eine Gleichung mit zwei Variabeln habe ich die funktionelle Abhängigkeit der Tageskosten von der Benutzungszeit graphisch dargestellt[1]) und bin dadurch zu einer außerordentlichen Anschaulichkeit bezüglich des Unterschieds zwischen den Tageskosten für Hand-, Gespann- und Maschinenarbeit gelangt. Es würde zu weit führen, all die gewonnenen Erkenntnisse in dieser Uebersichtsarbeit vorführen zu wollen,[2]) es genügt darauf hinzuweisen, daß der größte Teil aller landwirtschaftlichen Maschinen die Arbeitskosten herabsetzt und nur wenige dieselben erhöhen. Letzterer Umstand wird aber gewöhnlich wieder wettgemacht durch eine bessere Arbeit und eine höhere Leistung.

Im Zusammenhang mit der Arbeitskostenverminderung habe ich die Ersetzung der Gespanne durch mechanische Kräfte untersucht; denn dieses Problem ist wichtig genug, wenn man überlegt, daß nach den Berechnungen des Berliner Nationalökonomen Dr. Wallod die Gespannkosten im Deutschen Reich sich auf ca. 1700—1800 Millionen Mark belaufen. Diese Summe ist sehr hoch, aber richtig, wenn man bedenkt, daß die Tiere auch Wartung und Bedienung erfordern, wenn sie nichts arbeiten. Nach Brutschke gibt die deutsche Landwirtschaft für ihre 2,248,000 Zugtiere allein 286 Mill. M. jährlich aus, und zwar nur für die Zeit, in der die Tiere still stehen. **Mit diesem Konto wird die Landwirtschaft von vornherein mehr belastet als die Industrie**, deren Maschinen in der Zeit des Stillstandes weder Wartung noch Bedienung erfordern. Diese Zahlen genügten mir, die Frage zu untersuchen, wo und wie können tierische Zugkräfte durch mechanische ersetzt werden?

Daß die Arbeiten innerhalb des Hofes immer mehr durch mechanische Kräfte: Dampf, Spiritus, Sauggas, Wasser, Wind und Elektrizität, ausgeführt werden, ist bekannt. Einer dieser Kräfte die absolute Ueberlegenheit über die andern zuschreiben zu wollen, wäre verfehlt; die Verhältnisse der einzelnen Wirtschaften sind so verschieden geartet, daß alle diese Kräfte und noch mehr dazu ihren Platz finden können. Es wäre nur zu wünschen, daß auch der rationelle Wärmemotor Diesels für landwirtschaftliche Zwecke ausgebildet würde; der Landwirtschaft wäre damit ein außerordentlicher Dienst erwiesen.

Aber auch bei den Feldarbeiten hat die Ersetzung der Gespanne durch mechanische Kräfte bereits eingesetzt. Zunächst ist hier auf das Tiefpflügen mittelst Dampfs, Spiritus und Elektrizität hinzuweisen. Weiterhin bilden die Feldeisenbahnen ein Mittel, die Gespannkosten zu redu-

[1]) Vgl. meinen Vortrag: „Die Rentabilität der Maschinen in der Landwirtschaft", gehalten am 20. Januar 1904 im „Frankfurter Bezirksverein deutscher Ingenieure"; wörtlich wiedergegeben in der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure", Jahrgang 1904, Nr. 28, S. 1048 ff.

[2]) Siehe des Verfassers Werk: Die Maschine in der Rohproduktion; zweiter Band: Die Maschine in der Landwirtschaft, Berlin 1904, Verlag von Georg Siemens.

zieren. Versuche haben ergeben, daß auf solchen Feldbahnen ein einziges Pferd etwa die zehnfache Last fortbewegen kann, als auf gewöhnlichen Wegen. Durch Verwendung von Feldeisenbahnen ist man in verschiedenen Wirtschaften so weit gekommen, daß sich die Jahreskosten für Gespannhaltung auf zwei Drittel verminderten.

Wie steht es mit der Ersetzung der Gespanne bei den übrigen landwirtschaftlichen Maschinen, den Säe- und Mähmaschinen, Pferderechen u. s. w.? In England sind neuerdings diesbezügliche Versuche gemacht worden. Man begann mit einem achtpferdigen Motor, kam aber bald zur Ueberzeugung, daß mindestens Motoren von 20 bis 30 Pferdestärken angewendet werden müßten; die letzteren wurden entweder auf einem besonderen Wagen untergebracht, den man dann an Stelle der Zugtiere der Maschine vorspannte, oder sie wurden in die Arbeitsmaschine eingebaut. Trotz aller Anstrengungen ist es nicht gelungen, eine genügend leichte Konstruktion zu erzielen, was bei dem meist sehr weichen Boden allererste Voraussetzung ist.

Bei dieser Art von landwirtschaftlichen Maschinen wird man sich also nach wie vor mit Gespannen begnügen müssen. Auch beim Einführen der Ackerfrüchte u. s. w. dürften Gespanne vorerst kaum ersetzbar sein. Das Automobil an Stelle der bespannten Wagen setzen zu können, wäre volkswirtschaftlich von größter Bedeutung; der Gedanke, das Automobil in ähnlicher Weise zu benützen, wie dies seitens der Fabriken und Basare zum Aus- und Einfahren ihrer Waren geschieht, ist zweifellos verlockend. Indessen stellen sich dem im Landwirtschaftsbetrieb fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, sowohl technische, wie auch wirtschaftliche. Das immerhin große Gewicht der Automobile, das sich selbst auf Landstraßen bisweilen störend bemerkbar macht, wirkt hier ungleich empfindlicher. Wir haben es hier meist mit weichem Ackerboden zu tun, in den das vollbeladene Automobil, selbst bei Anordnung sehr breiter Räder, ziemlich tief einzusinken pflegt. Das Anzugsmoment wird in einem derartigen Falle ein außerordentlich hohes sein; es wird das zur normalen Fortbewegung des Wagens erforderliche um ein Mehrfaches übersteigen. Nach dem heutigen Stande der Explosionsmotorentechnik ist zur Ueberwindung eines solchen Anzugsmoments ein die normale Größe derart übersteigender Motor nötig, daß das ohnehin schon hohe Gewicht des Wagens von vornherein ins Ungeheure steigen würde und ein derartiger Donnerwagen wäre dann erst recht nicht von der Stelle zu bewegen.

Solange wir nicht einen Explosionsmotor (Dampf kommt hier nicht in Betracht) besitzen, der bei genügender Leichtigkeit seine normale Leistung ab und zu um ein Vielfaches steigern kann, ist das Problem des landwirtschaftlichen Automobils technisch ungelöst, es sei denn, daß man dahin käme, den Explosionsmotor derart durchzubilden, daß die Leistung durch die Größe der Füllung, also durch die Menge des zur Explosion eingeführten Gases geregelt wird. Bei Spiritusmotoren für Pflügezwecke ist dies bestens gelungen; die dadurch erzielten Vorteile sind so groß, daß diese Pflugmaschine auf der vorjährigen Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sowohl den Kaiserpreis, wie auch den ersten, für Spiritusmotoren ausgesetzten Preis erobert hat.

Aber selbst wenn das Problem des Automobilmotors gelöst wäre, würden sich noch manche Schwierigkeiten bieten. Technologisch-kritisch betrachtet, ist das heutige Automobil eine so unvollkommene Konstruktion, wie eine ähnliche in der modernen Technik nur selten zu finden ist. Die Reparaturen sind deshalb so außerordentlich zahlreich, daß es zu deren Bewältigung nicht nur der Anstellung eines fachverständigen „Chauffeurs“ bedarf, sondern daß man auch genötigt ist, von vornherein schon mehr Wagen anzuschaffen, als man in Wirklichkeit braucht; auf Grund der gemachten Erfahrungen kann man annehmen, daß von sechs Wagen stets einer in Reparatur sich befindet. Daß die ohnehin schlecht rentierende Landwirtschaft derartige Kapitalanlagen nicht machen kann, braucht nicht gesagt zu werden.

Alles in allem ergibt sich, daß zur Zeit eine Gespannersetzung stattfindet bei vielen Hofarbeiten, beim Maschinenpflügen und den Feldeisenbahnen, daß sie aber in den übrigen Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebs ein Problem der Zukunft ist.

Seit einigen Jahren hat auch die Elektrizität in der Landwirtschaft Eingang gefunden. Inzwischen ist hierüber viel geschrieben worden,* von Optimisten und Pessimisten. Pringsheim erwartet von der Elektrizität einen völligen Umschwung im Landwirtschaftsbetrieb; der Betrieb aller landwirtschaftlichen Maschinen erfolgt elektrisch, die meisten Gespanne werden durch Elektromotoren ersetzt, und was der Dampfkraft nicht gelungen ist, „das wird die Anwendung des Drehstroms sicher bewirken, die Verwandlung der Landwirtschaft aus einer alten Manufaktur in einen modernen Großbetrieb“. Nach ihm sind deshalb die Aussichten für die Landwirtschaft im 20. Jahrhundert „wahrhaft glänzende“.

Nach Daul, einem anderen Optimisten, ist die Zeit nicht ferne, wo durch Elektrizität auf einem Gute mehrere Ernten erzielt werden würden, und Max Delbrück, der Berliner Historiker, sagt eine Verachtfachung der Produktion für das Ende des 20. Jahrhunderts, verglichen mit dem Anfang des 19. voraus.

Solchen Optimisten stehen die nüchternen Urteile von Technikern gegenüber, u. a. von Haas, Kreller, Fischer; sie versprechen sich nur wenig von der Anwendung der Elektrizität in der Landwirtschaft.

Diesen Widerspruch der Meinungen in der wissenschaftlichen Literatur und die Wichtigkeit des Problems selbst veranlaßten mich, mehrere größere, unter verschiedenen Verhältnissen arbeitende elektrische Landwirtschaftsbetriebe zu studieren. Besonderes Interesse erweckten die zum Teil vorzüglichen elektrischen Anlagen auf den preußischen Domänengütern; bislang sind 15 solcher Domänen mit Elektrizität versehen worden. Die kgl. preußische Regierung hat diese elektrischen Zentralen sozusagen auf alle Gebiete des Landes verteilt, um auf diese Weise zugleich den Landwirten bei eigenen Anlagen mit mustergültigen Vorbildern an die Hand zu gehen. Eigentümlicherweise ist von Wasserkraft verhältnismäßig nur selten Gebrauch gemacht worden; und mit Recht; nüchterne Berechnungen von Rasch u. a. haben ergeben, daß die Zahl der rationell verwertbaren Wasserkräfte ziemlich gering ist; die einen erfordern außerordentlich teuere Wasserbauten, die anderen liegen in unbewohnten Gegenden und wieder andere besitzen ein allzu erheblich sich änderndes Wasserquantum; in allen diesen Fällen war aber, wie Kreller richtig bemerkt, das eine zu erwägen: eine Betriebskraft, die im Sommer eintrocknen und im Winter einfrieren kann, ist für die weitaus meisten landwirtschaftlichen Betriebe wertlos; es muß daneben stets noch eine Dampf- und Gasreserve angelegt werden; der hierfür nötige Kapitalaufwand ist aber so groß, daß die Anlage bei der ohnehin nur geringen Benützungszeit unrentabel wird. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß Wasserkraft nicht ab und zu gute, sogar sehr gute Dienste leisten kann; verschiedene preußische Domänen sind der beste Beweis dafür.

Auf meiner Studienreise besuchte ich zunächst das Versuchsgut Quednau bei Königsberg. Dasselbe gehörte bis vor kurzem Alexander Backhaus, dem bekannten Landwirtschaftsgelehrten an der Königsberger Universität, und ist mit allen Fortschritten von Wissenschaft und Technik ausgerüstet. Auf diesem Gute ist sozusagen eine Elektrisierung des gesamten Betriebs durchgeführt, gleichsam ein „elektrisches Maschinensystem“ geschaffen worden. Elektrizität dient zur Beleuchtung, zum Pflügen, Dreschen, Betrieb von Schrotmühlen, Häckselschneidmaschinen, Pumpen, Futterdämpfer, zum Holzsägen, Schafscheren und zum Betrieb einer Molkerei. Die Erzeugung der Elektrizität erfolgt durch eine Lokomobile; die Herstellungskosten betrugen durchschnittlich 13 Pfg. pro Kilowatt. Die dabei erzielte Rentabilität war tadellos!

In der Nähe Hannovers befinden sich einige landwirtschaftliche Ueberlandzentralen. Dieselben wurden seinerzeit angelegt zu dem Zwecke, die umliegenden landwirtschaftlichen Betriebe mit Elektrizität zu versorgen. Die einzelnen Landwirte sind entzückt von ihrer elektrischen Einrichtung. Ueber die Rentabilität der Zentrale selbst erfährt man nichts; die Tatsache aber, daß deren Maschinen nur während eines geringen Teiles des Jahres und auch des Tages ausgenützt werden, läßt annehmen, daß man es hier mit „Mißgründungen" zu tun hat.

Eine dritte Art von elektrischen Zentralen findet man in der Nähe Münchens. Ich greife die von dem bekannten bayerischen Elektrotechniker und Baurat Dr. v. Miller projektierten Isarwerke heraus. An diese Isarwerke ist eine außerordentlich große Zahl von landwirtschaftlichen Betrieben angeschlossen, von denen mehrere, ähnlich wie in Quednau, eigentliche „elektrische Maschinensysteme" besitzen. Die Strompreise betragen pro Kilowatt 20 Pfg. für Kraft und 60 Pfg. für Licht; auch hier sind die Landwirte außerordentlich zufrieden und würden sich ihre elektrischen Einrichtungen nicht nehmen lassen, selbst wenn die Strompreise auf das Doppelte steigen würden. Neben den landwirtschaftlichen Betrieben sind aber noch weit mehr industrielle Betriebe an die Isarwerke angeschlossen. Ihre Rentabilität ist eine ausgezeichnete!

Was lehren nun diese Beispiele? Sie lehren, daß die wirtschaftlichen Vorteile des elektrischen Betriebes nur dann eintreten, wenn es gelingt, die Anlage voll auszunutzen! Man muß sich klar darüber sein, daß man in der Landwirtschaft nicht nur mit einem geringen, sondern auch sehr wechselnden Kraftbedarf zu rechnen hat, daß die Landwirte nicht nacheinander pflügen und dreschen wollen, sondern gleichzeitig, daß man deshalb bestrebt sein muß, die dadurch nötigen großen Maschinen in der Zwischenzeit anderswie auszunützen, also für industrielle Zwecke. Handelt es sich um eine Zentrale für den eigenen Gebrauch einer Wirtschaft, so müssen technische Nebengewerbe vorhanden sein; handelt es sich um sogen. Ueberlandzentralen, so müssen die industriellen Anschlüsse von vornherein überwiegen; Ueberlandzentralen für rein landwirtschaftliche Zwecke sind stets unrentabel! Für den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieb selbst ergeben sich nach meiner Enquete unter den üblichen Strompreisen nicht allein außerordentlich große wirtschaftliche Vorteile, sondern auch soziale, die sich nicht in Geld ausdrücken lassen, so Arbeitserleichterung, Bequemlichkeit u. s. w. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man allerdings von einem „Umschwung des gesamten Landwirtschaftsbetriebes" sprechen.

Daß die Elektrizität, wie Pringsheim meint, die moderne Landwirtschaft in einen Großbetrieb umwandle, gehört ins Reich der Phrase. Die Elektrizität kann dies ebensowenig wie das landwirtschaftliche Maschinenwesen überhaupt. Ich würde mich mit dieser Behauptung auch nicht weiter beschäftigen, wenn neben Pringsheim nicht auch noch andere diese Ansicht vertreten würden; neben den Sozialisten Kautsky, Geck und Adler die bürgerlichen Sozialpolitiker Bernhardi, Buchenberger, Wack, Althof-Ragnit u. a. Zu behaupten, die Maschine in der Landwirtschaft würde den Großbetrieb begünstigen, zeugt nicht nur von einer völligen Verkennung des Wesens der landwirtschaftlichen Produktion, sondern auch von einer Verschlossenheit gegenüber der tatsächlichen Entwicklung. Die Statistik zeigt, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts, um dessen Mitte die Maschine in der deutschen Landwirtschaft eingesetzt hat, keine merkliche Betriebsverschiebung stattgefunden hat, daß die Struktur des landwirtschaftlichen Besitzes zu Ende des Jahrhunderts dasselbe Bild zeigte wie zu Anfang desselben, und daß, wie Sombart konstatiert, auch zur Zeit keine diesbezügliche, irgendwie gesetzmäßig fortschreitende Entwicklung konstatiert werden kann. In Anbetracht dieser Tatsache ist es eine von der nationalökonomischen Wissenschaft sowohl als der Wirtschaftspolitik längst gewonnene Erkenntnis, daß der landwirtschaftliche Kleinbetrieb dem Großbetrieb überall da überlegen ist, wo, wie Thiel sagt, der Großbesitz in derselben Weise bewirtschaftet wird wie der bäuerliche Besitz. Da nun aber die Erfahrung gezeigt hat, daß die Wirtschaftsweise des Kleinbesitzes von dem Großbesitz meist nur bis zu einem gewissen Grade erreicht wird, so behauptet man nicht mit Unrecht, daß der landwirtschaftliche Kleinbetrieb dem Großbetrieb im allgemeinen überlegen ist. Sollten die landwirtschaftlichen Maschinen dem Großbetrieb irgendwelche Vorteile bringen, die sie nicht auch in gleicher Weise dem Kleinbetrieb bieten, so hätten diese lediglich zur Folge, daß sie ihn dem Kleinbetrieb gegenüber konkurrenzfähiger machen!

So wird denn voraussichtlich auch in Zukunft die historisch gewordene Besitzverteilung in der deutschen Landwirtschaft trotz oder wegen der Maschine fortbestehen.

Deutschlands Landwirtschaft wird sich wie bisher der Hauptsache nach teilen in Groß-, Mittel- und Kleinbesitz, wobei der mittlere Besitz hinsichtlich der Größe an erster Stelle steht; es ist dies diejenige Besitzverteilung, die dem volkswirtschaftlichen Ideal der anerkanntesten Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft: J. St. Mill, Roscher, Buchenberger, dem Vereine für Sozialpolitik, Sering u. a. am nächsten kommt.

Aus der Geschichte eines Bankhauses.

Mit der gewachsenen Ausdehnung und Macht der großen Aktienbanken, mit der Auffaugung vieler Privatbetriebe ist naturgemäß zugleich die Bedeutung und der Einfluß der individuellen Tätigkeit im deutschen Bankierstand zurückgegangen. Auch die Tradition, das köstliche Gut, das den geschäftlichen Beziehungen eine ideale Seite verleiht, das auch das Gemüt zu seinem Rechte kommen läßt, kann nicht mehr in der früheren Weise gepflegt werden, wenn einmal das Persönliche mehr und mehr ausgeschaltet worden ist. Daß in dieser Entwicklung früher oder später eine Rückbildung erfolgen muß, steht für uns außer Frage, und so wird sicher die private Tätigkeit gegenüber der kollektiven wieder einmal größere Bedeutung erlangen. Daß diese für die Gesamtheit mehr leisten kann und darf als die der Aktiengesellschaft, die nur praktische, nicht ideale Ziele zu verfolgen hat, bedarf wohl kaum einer besonderen Beweisführung. Wie unendlich viel aber der Handel, das Wirtschaftsleben und damit das ganze Interesse des Vaterlandes solcher persönlichen Tätigkeit zu danken hat, dafür ist reiches Material in der Geschichte unserer großen Handelshäuser zu finden. Leider ist dieses Material bisher nur wenig bearbeitet und darum ist jeder neue Baustein zu dem Werk einer künftigen Universalgeschichte der deutschen Handels- und Bankhäuser mit Befriedigung zu begrüßen. Mit besonderer Freude heißen wir darum das geschmackvoll, vornehm und künstlerisch ausgestattete Buch willkommen, das ein glänzendes Ehrenblatt aus der deutschen Bankgeschichte entrollt. Dr. Kurt Moriz-Eichborn, einer der jüngeren Teilhaber des angesehenen Breslauer Bankhauses Eichborn u. Co., hat zur Feier des 175jährigen Bestehens der Firma einen Rückblick auf deren Geschichte unter dem Titel „Das Soll und Haben von Eichborn u. Co. in 175 Jahren. Ein schlesischer Beitrag zur vaterländischen Geschichte"[1]) erscheinen lassen. Wir haben in einem in der Beilage Nr. 162 vom 18. Juli 1901 abgedruckten Artikel „Ein Buch für Bücherfreunde" eines ähnlichen Werkes gedacht, das die hervorragendste Persönlichkeit aus der Geschichte des Bankhauses Gebrüder Bethmann in Frankfurt am Main behandelt. („Simon Moritz v. Bethmann und seine Vorfahren", Frankfurt a. M. 1898). Während dieses Buch nur in der geradezu raffiniert kleinen Auflage von 60 numerierten Exemplaren besteht, hat Dr. Kurt Moriz-Eichborn die Geschichte seines Hauses dem Buchhandel übergeben. Beiden Büchern gemeinsam ist das stolze Gefühl des Enkels, auf solche Ahnherren zurückblicken, ihre

[1]) Breslau, Wilh. Gottl. Korn 1908.

Traditionen fortsetzen zu dürfen, beide könnten das Motto tragen: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“

Auf Grund außerordentlich sorgfältiger Studien und unter Benützung der staatlichen und städtischen Archive hat Dr. Moriz-Eichborn ein Werk geschaffen, das weit über den Rahmen einer Familiengeschichte hinausgewachsen ist. Schon seit den ersten Jahren ihres Bestehens bis zur Neuzeit hat die Firma den regsten Anteil an der Entwicklung der kaufmännischen und industriellen Verhältnisse der Stadt Breslau und der Provinz Schlesien genommen. Die Blätter aus dem Soll und Haben der Firma enthalten eine Fülle kultur- und handelsgeschichtlich interessanter Einzelheiten, zugleich hat der Blick auf das Ganze, die Verbindung des Persönlichen mit dem Allgemeinen dem Buche den Wert eines wichtigen Beitrages zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, zugleich auch der einer Quelle für den Historiker gegeben. Schon bei dem 150jährigen Jubiläum der Firma war der Gedanke, eine solche Festschrift erscheinen zu lassen, entstanden, die Ausführung unterblieb aber damals wegen eingetretener Familientrauer. Der gegenwärtige Zeitpunkt mochte, obgleich der 175. Geburtstag einer Firma kein solcher Markstein ist wie der 100. oder 150., dem Verfasser für die Ausarbeitung seiner Schrift besonders geeignet erscheinen, weil gerade in einer Zeit die auf dem Wirtschaftsgebiete so viel zersetzt, umreißt, umgestaltet, das Bild eines Handelshauses, das so lange Jahre hindurch in der gleichen Familie geblieben und nach den gleichen Grundsätzen verwaltet worden ist, etwas Ehrwürdiges, etwas Erhebendes hat. Manche alte Bankhäuser in London, in Amsterdam, in Frankfurt a. M. zählt der Verfasser auf, mit denen die Firma die gleichen guten Beziehungen noch unterhält, wie vor 125 Jahren. Auch betont er stark den konservativen Sinn des Hauses, in dem dieses sich selbst treu geblieben mitten in der Brandung unserer so veränderten Zeit. Dieser konservative Sinn äußert sich nun freilich nicht in der Weise wie bei manchen verzopften Firmen, daß etwa keine Kopiermaschine, keine gedruckten Quittungsformulare bestehen, daß der Telephonanschluß verschmäht wurde, sondern darin, daß die alten Grundsätze aufrechtgehalten werden, die in dem Testament Johann Friedrich Eichborns (1794), ausgesprochen sind: „möglichsten Fleiß und Vorsicht, insbesondere aber die strengste Redlichkeit in Betreibung ihrer Geschäfte.“ Auch darin, daß die Firma sich in der neueren Zeit nicht an der allgemein entfesselten wilden Konkurrenz beteiligt, keineswegs darauf abzielt, Geschäfte um jeden Preis zu machen, sondern sich vornehme Zurückhaltung auferlegte.

Die Firma wurde im Jahre 1728 durch Johann Ludwig Eichborn begründet, der aus Landau eingewandert war. Nach dem Eintritt seines Bruders Johann Mattheus wurde die Firma „Johann Ludwig und Matthens Eichborn“ „Gebrüder Eichborn“ und auch schon „Eichborn u. Co.“ genannt, welch letztere Bezeichnung dann die allgemein übliche wurde und etwa von 1765 ab in Kraft blieb. Vom Jahre 1813 ab, als nach dem Aussterben des Mannesstammes der Eichborn die Firma an Johann Wolfgang Moriz, Schwiegersohn von Johann Friedrich Eichborn überging, ist sie im Besitz der Familie Moriz geblieben und dem Johann Wolfgang Moriz durch königliche Kabinettsordre aus dem Hauptquartier Neudorf vom 1. Juli 1813 für sich und seine Nachkommen das Recht zur Führung des Namens Moriz-Eichborn verliehen worden. Auch er war aus dem Westen Mittelfrankens eingewandert.

Die Abschnitte aus der Zeit der schlesischen Kriege, des siebenjährigen Krieges und die Jahre 1806—1813 werden besonders eingehend behandelt. Die Firma begann, wie viele Bankhäuser, als Speditions- und Warenkommissionsgeschäft und wandte sich schon frühzeitig den Wechsel- und Bankgeschäften zu, die sie später ausschließlicher betrieb. Wie sie frühzeitig an dem Garn- und Leinwandhandel unmittelbar mitwirkte, so hat sie die verschiedensten Geschäftszweige der Provinz, die Tuchfabrikation, die Wollmärkte, den Weinhandel, die entstehende Bergwerksindustrie gefördert und unterstützt. Den auf politischen und anderen Ursachen beruhenden Rückgang Breslaus von seiner früheren Bedeutung vermochte sie freilich nicht aufzuhalten, aber sie hat zu allen Zeiten durch ihre Tatkraft, ihre Intelligenz und den scharfen Blick für das, was die Zeit verlangte, der Stadt, der Provinz und damit dem Lande vielerlei Dienste geleistet. Mit dem Staate hat sie mannigfache Geschäfte abgeschlossen und bereits im Jahre 1765 wird in einem Schreiben Schlabrendorffs an den König von den königlichen Hoff-Banquiers Herren Eichborn u. Co. gesprochen. Die leuchtende Gestalt des großen Königs ragt wiederholt in das Buch hinein, das mancherlei interessante Belege dafür bringt, welche tiefes Interesse und Verständnis Friedrich II. für die Entwicklung des Handels, für die Schaffung neuer Industrien besaß. Als Titelbild wird das Buch durch ein Porträt des Königs aus dem Jahre 1756 geziert, in dem besonders die feurigen Augen und der feine Mund auffallen. Außerdem sind neben vielen Wechselformularen, Kurszetteln, Städte- und Häuserbildern die Porträts der beiden Begründer der Firma, sowie die Johann Wolfgangs und Ludwig Theodors vorhanden.

Wenn es auch nur wenige Handelsfirmen in Deutschland gibt, die auf eine gleich reiche Vergangenheit zurückblicken können, so könnten und sollten derartiger Bücher doch mehr geschrieben werden. Man würde dann doch allgemeiner erkennen, welch gewaltige Summe „von Arbeit die Existenz einer alten Firma bedeutet und was in heute noch gesteigertem Maße in großen kaufmännischen Betrieben an Tüchtigkeit und Tätigkeit verlangt und geleistet wird.“ Und — dürfen wir hinzufügen — welche Summe von Gemeinsinn, von Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft zeigt die Geschichte der Firma Eichborn u. Co.! Seit dem Jahre 1795 haben die sämtlichen Firmeninhaber zu den Kaufmannsältesten gehört und auch sonst vielfach Beweise des Vertrauens ihrer Mitbürger bekommen. Sie haben allezeit ihren Stolz darin gesehen, Bürger und Kaufleute zu sein, durch das Einsetzen ihrer ganzen Persönlichkeit dem Stande zur Zierde zu gereichen. Der Verfasser zitiert eine Aeußerung von Lipius aus dem Jahre 1761 „Kaufleute sind das Leben eines Staates. Sie geben dem Negotio die Bewegung, und das Negotium gibt wieder den Leuten zu leben; sie stiften mehr Vorteil als Richter, Advokaten und andere Gelehrte öfters nicht tun“ . . . „Es ist vornehmlich in England nichts seltsames, die Cadetts der Milords unter den Kaufleuten zu finden, welche nach dem Tode des Erstgeborenen ohne männliche Erbe in ihre Rechte und Titulaturen treten. Es herrscht in Deutschland die üble Gewohnheit, daß viele Kaufleute, welche große Kapitalien erworben, die Kaufmannschaft niederlegen und entweder sich adeln lassen, Rittergüter ankaufen, die Töchter an Adelige oder vornehme Bediente des Landes verheiraten, oder ihre Söhne studieren lassen, um nach ihren Gedanken große Herren durch das Studium aus ihnen zu machen. . . .“

Damit ist's heute noch schlimmer geworden als vor 150 Jahren. Der Kaufmannstand würde in dem allgemeinen Ansehen eine ungleich höhere Stelle einnehmen, wenn er mehr Glieder hätte, die, wie die Eichborn, ihren Stolz darin sehen, Bürger und Kaufleute zu sein. Das Buch ist als Festgabe der Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Geschichte zu ihrem hundertjährigen Bestehen gewidmet und durch ein Gedicht von Rudolf v. Gottschall eingeleitet.

Der Ertrag soll einem in Breslau zu errichtenden Denkmal Gustav Freytags zufließen, an dessen Roman aus dem kaufmännischen Leben sein Titel anklingt.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Naturwissenschaft und Weltanschauung. Eine Rede von Max Verworn. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1904.

Die vorliegende kleine Schrift ist ein erfreulicher Beweis für die allmähliche Annäherung, die sich auf erkenntnistheoretischem Gebiet zwischen Naturforschern und Philosophen neuerdings zu vollziehen beginnt. Der Verfasser — bekanntlich Ordinarius der Physiologie in Göttingen — zeigt darin kurz zunächst die Unhaltbarkeit des eigentlichen Materialismus auf, der ja leider noch immer nicht von allen Naturforschern aufgegeben ist, kritisiert aber weiterhin mit treffenden Gründen auch jene Bemühungen, das dualistische Problem zu lösen, indem man es nur zurückschiebt, wie das z. B. von Häckel in seiner vom Verfasser sehr glimpflich behandelten Theorie der Atombeseelung, aber auch von einem so hervorragenden Forscher wie Ostwald in seiner Forderung, die

psychischen Erscheinungen als besondere Energieformen aufzufassen, geschieht. Verworn spricht sich dem entgegen, ganz im Sinne der vorgeschrittensten heutigen Erkenntnistheorie, für den Psychomonismus als die einzige widerspruchfreie Lösung des Problems „Natur und Geist“ und einzige mögliche Ueberwindung des Dualismus aus. Nicht ganz klar ist die Art, wie der Verfasser die Empfindungen, die er doch als etwas Selbständiges anerkennt, in strikter Abhängigkeit an ihre äußerlichen und körperlichen Bedingungen „gebunden“ denkt, und ebenso erscheint es nicht ganz konsequent vom Standpunkt des Psychomonismus aus gedacht zu sein, wenn er sich dementsprechend ein selbständiges seelisches Leben nach dem Aufhören des Bestandes dieser leiblichen Bedingungen nicht vorzustellen vermag. Jedenfalls aber ist das Büchlein geeignet, gerade in den durch die Kontroversen zum Fall Ladenburg zum philosophischen Interesse erweckten naturwissenschaftlichen Kreisen, an die es sich in erster Linie wendet, recht günstig zu wirken.

C. S.

Treue. Historischer Roman aus den Jahren 1811 bis 1814. Von Henriette v. Meerheimb. Dresden und Leipzig 1903, E. Piersons Verlag.

Wir haben es mit einem Roman aus der Zeit der deutschen Befreiungskriege zu tun. Was für eine edlere Treue konnte der Deutsche in jenen Jahren bewähren, als die Treue zu seinem Vaterland? Um diese Treue handelt es sich auch in dem Romane Henriettens v. Meerheimb. Georg von Retzow, der Sohn eines preußischen Landedelmannes von altem Schrot und Korn, wurde nach der Niederwerfung Preußens im Jahre 1806 wegen einer Verwundung aus dem Heere entlassen, von der er jedoch bald genas. Das einfache, stille Leben auf dem väterlichen Gute wird dem jungen Offizier immer unerträglicher. Er sehnt sich nach bewegtem Leben. Wie viele junge Gemüter, so blendete auch ihn der Ruhm und der Glanz Frankreichs. Er entschließt sich daher, nach Kassel an den Hof des Königs von Westfalen zu gehen, wohin ihn im besonderen das Verlangen nach seiner Braut zieht, die er seit Jahren nicht mehr gesehen hat. Durch diesen Schritt zerfällt er mit seinem Vater. In Kassel wird er von dem prunkvollen glänzenden Leben ganz und gar gefangen genommen. Er bleibt dort und heiratet seine als Schönheit gefeierte Braut, nachdem er durch Vermittlung seines Schwiegervaters vom König Jérôme zum Rittmeister ernannt worden ist. Trübe Erfahrungen blieben ihm aber nicht lange erspart. Vor allem drückten ihn die Schulden, in die ihn das festlich rauschende Leben stürzte. Da brach für ihn willkommen der Krieg gegen Rußland aus. Er hoffte auf Besserung seiner Verhältnisse. Aber als der unfähige König Jérôme in Polen seines Oberbefehls entsetzt wurde, mußte Georg von Retzow als sein Adjutant mit nach Kassel zurück, wo das alte Leben von neuem begann. Retzow war der immerwährenden Feste satt. Als sogar trotz der Unglücksbotschaften aus Rußland der lockere Kasseler Hof sein Verhalten nicht änderte, da gingen ihm die Augen über die Nichtswürdigkeit der Franzosen auf. Mit Aufmerksamkeit begann er die wachsende Erhebung in Preußen zu verfolgen. Die schlimme Entdeckung vollends, daß er bei König Jérôme nur deshalb in hoher Gunst stehe, weil dieser ganz besonderen Gefallen an seiner hübschen Frau fand, brachte in ihm den Entschluß zur Reise, zu dem Lützowschen Freikorps überzugehen. Im Kampfe für sein Vaterland fand er den Heldentod, durch den er seine vorübergehende Untreue und seine sonstigen Verschulden vollauf sühnte. — Vieles dürfte in dem Roman tiefer und eindringlicher behandelt sein. Die Charaktere entbehren vielfach der individuellen Eigenart. Der Wucht der großen Ereignisse jener Jahre wird die Verfasserin nicht ganz gerecht. Einzelheiten in der Schilderung aber gelingen recht gut. Stil und Sprache sind gewandt und sicher, der Ausdruck im allgemeinen lebendig und anschaulich, so daß der Roman eine angenehme Lektüre bildet, die bei allen Lesern wohl einen günstigen Eindruck hinterlassen wird.

Dr. Arnulf Sonntag.

Wirtschaftliche, naturgeschichtliche und klimatologische Abhandlungen aus Paraguay. Von H. Mangels. München 1904. Dr. F. P. Datterer.

Paraguay, das Zweistromland im Innern Südamerikas, hat sich unverdienterweise lange nicht des gleich hohen Interesses zu erfreuen, das Politik und Kapital an seinen größeren Nachbarn Argentinien und Brasilien genommen haben. Es ist daher besonders verdienstlich, wenn in jüngster Zeit zwei Deutsche, denen die südamerikanische Binnenrepublik sehr viel zu verdanken hat (Mangels und v. Fischer-Treuenfeld „Paraguay in Wort und Bild“, cf. auch des letzteren Aufsatz in Heft 4 der Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft 1904), es mit Glück und Geschick unternehmen, die Aufmerksamkeit weiter Kreise, besonders Deutschlands, auf jenes vielverheißende Land zu lenken. Die meisten werden von ihm kaum mehr wissen, als daß dort in alten Zeiten die Jesuiten ein blühendes Staatswesen begründet und lange Zeit ein den Eingeborenen segensreiches Regiment geführt haben. Und doch sind es nicht in letzter Linie Deutsche, die Paraguay vorwärts gebracht haben. Diesen Pionieren zahlreiche Nachfolger zu werben, und den Ansiedelungslustigen alles an die Hand zu geben, was ihnen zu wissen nötig ist, das ist das erste Ziel des Buches des deutschen Konsuls Mangels in Assuncion. Kurze und längere Aufsätze über Landwirtschaft, Handel, Verkehr, Klima u. s. w., die er im Laufe der Jahre in der Paraguay-Rundschau veröffentlicht hat, sind vereinigt und einem größeren deutschen Leserkreise zugänglich gemacht worden. Die reiche Erfahrung, die scharfe Beobachtungsgabe und der ungeschwächte Patriotismus eines Mannes, der jahrzehntelang in Paraguay mit Energie und Erfolg Landwirtschaft praktisch betrieben und dabei doch sein Deutschtum sich bewahrt hat, sprechen aus diesen Betrachtungen, die, soweit sie botanischen und klimatologischen Inhalts sind, Neues und wissenschaftlich Wertvolles bieten. Von den historischen Streiflichtern interessieren insbesondere die noch wenig bekannten Versuche der Gründung sozialistischer Kleinstaaten in Paraguay, Versuche, die erfolglos verliefen. Das Urteil Mangels über die Zukunftsmöglichkeiten des Landes als Gebiet für europäische, insbesondere deutsche Ansiedlungen, lautet außerordentlich günstig, und der Verfasser hätte diese Möglichkeiten nicht wirkungsvoller illustrieren können als durch die Bilder, welche vor allem sein eigenes hübsches und wohlgepflegtes Besitztum darstellen.

Trotzdem machen seine Darlegungen einen durchaus objektiven Eindruck. Insbesondere wird auch der für eine Kolonisation im großen sehr hinderliche Umstand nicht verschwiegen, daß alles Land in Privatbesitz ist. In der Tatsache, daß die letzten Jahre eine Abnahme der Regenmengen aufweisen, möchten wir noch nicht den Beweis für eine dauernde Verschlechterung des Klimas erblicken. Doch kann man ja dem Verfasser nur wärmstens beipflichten, wenn er energischen Schutz der Wälder verlangt. — Die aus dem Rahmen stark herausfallenden Reisebriefe aus Europa hätten wir gerne vermißt, ebenso einige dichterische Ergüsse.

H.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Schlucht des Todes im Yellowstone-Park.

Unter dem Namen „Schlucht des Todes“ ist schon seit längerer Zeit eine mächtige Erdspalte im Yellowstone-Park bekannt. Der betreffende Ort verdient seinen Namen in der Tat mit vollem Recht, da an ihm immer Leichen von größeren Tieren, so namentlich von Bären, gefunden werden. Eine genauere Untersuchung der interessanten Oertlichkeit hat, wie der in Berlin erscheinende Prometheus aus Science entnimmt, neuerdings F. W. Traphagen vorgenommen. Schon bei seinem ersten Besuche der Schlucht fiel diesem Forscher auf, daß ein ziemlich starker Geruch von Schwefelwasserstoff in ihr herrschte. Bei einem erneuten Besuche wurde ferner bemerkt, daß die Silbermünzen, die die Besucher bei sich trugen, eine schwarze Färbung annahmen. So entschloß man sich denn, der Frage mit Hilfe genauer Apparate näher nachzugehen. Bei dieser Untersuchung ergab sich nun, daß die Luft in der Schlucht neben deutlichen Spuren von Schwefelwasserstoff nicht weniger als 10 Prozent Kohlendioxyd enthielt. Eine nähere Nachforschung zeigte, daß diese Gase ihren Ursprung aus zahlreichen Spalten des Gesteins nahmen. Die Analyse der diesen Spalten entweichenden Luft

lehrte, daß sie etwa 1 Prozent Schwefelwasserstoff und 30 Prozent Kohlendioxyd enthielt. Da nach den bisherigen, freilich noch einer näheren Untersuchung bedürftigen Feststellungen bereits $^{1}/_{10}$ Prozent Schwefelwasserstoff in der Atemluft eine tödliche Wirkung auf Organismen entfalten kann, so dürfte die Todesursache der in der Schlucht des Todes vorgefundenen Tierleichen klar auf der Hand liegen. Es gelang ferner, festzustellen, daß das im oberen Teile der Schlucht fließende Wasser eine entschieden saure Reaktion zeigt; unterhalb der Gasausströmungen ist diese saure Reaktion, die auf die Anwesenheit von Schwefelsäure zurückzuführen ist, verschwunden. Man wird daher wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Entstehung des Schwefelwasserstoffes und des Kohlendioxydes ihre Ursache in der Einwirkung des schwefelsäurehaltigen Wassers auf Karbonate und Sulfide hat.

Tagung der Comenius-Gesellschaft.

dr. Die Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft, die am 13. und 14. August in Jena stattfand, stand unter einem besonderen Stern. Sie hatte eine Reihe verwandter und befreundeter Organisationen geladen, die durch ihre Vertreter die Zielpunkte entwickeln ließen, die sich mit den Zwecken der Comenius-Gesellschaft decken. Nach einer Einleitungsansprache des Vorsitzenden, Geh. Archivrats Dr. Ludwig Keller, die einen kurzen Rückblick über die bisherigen Errungenschaften der Volkserziehungssache gab, und nach einer Begrüßung seitens des Prof. Rein (Jena) interessierten insbesondere die Ausführungen von Ernst Jaques (Hamburg), der das Hamburger Volksheim vertrat und von den guten Erfolgen des Verkehrs zwischen den Wohlhabenden und Arbeiterklassen in Klubs und Lehrlingsvereinen berichten konnte, sowie des Privatdozenten Lic. Otto aus Göttingen, der von den Zielen der Schwesternschaft „Frauendienst“ erzählte, deren Tätigkeit vornehmlich in den Bestrebungen zur Reform der Geselligkeit interessierte. Für die Gesellschaft für Turn- und Jugendspiele sprach Direktor Dr. Wetekamp (Berlin), für die Bücherhallenvereine Bibliothekar Dr. Fritz (Charlottenburg). Der akademische Verein „Ethos“ war durch Stud. Franz Schultze, der Bund deutscher Frauenvereine durch Frl. Rat. v. Milde (Weimar) vertreten. Auf Wunsch des Vorstandes sprach Hermann Hoffmann (Laubegast) über Landerziehungsheime und Frl. Klostermann (Bonn) für das von ihr geleitete Comenius-Seminar. Für den Kruppschen Bildungsverein in Essen war der Vorsitzende v. Blümer, für den Verein für Gasthausreform Dr. Bode (Weimar) erschienen, und endlich hatten der „Verein für Knabenhandarbeit“ und der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“, sowie der „Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ Vertreter gesandt; also ein großer Kreis von Vertretern verwandter Bestrebungen gab sich bei der Comenius-Gesellschaft ein Stelldichein und legte Zeugnis ab von der weit ausgebreiteten Fruchtbarkeit comenianischer Ideen, die auf vielen Gebieten, wie z. B. auf dem der Volkshochschulkurse und der Bücherhallen, eine so glückliche Anregung gegeben haben, daß innerhalb weniger Jahre überaus günstige Erfolge erzielt werden konnten. Wie sich die Ziele der Comenius-Gesellschaft auf den Gedanken eines Plato, Herder, Leibniz, Fries, Fichte, Dante, Petrarca und Goethe aufbauen und wie der Humanismus als der Grundfaktor der Lehren von der Volksbildung sich darstellt, das zeigte der sehr eindrucksvolle Festvortrag von Geheimrat Keller, der das Wesen und die Geschichte des Humanismus behandelte. Als den Wesensinhalt dieses Humanismus stellte der Redner die Pflege einmal der Einzelpersönlichkeit des Menschen und dann diejenige der Volkspersönlichkeit dar, so daß Patriotismus, Toleranz, Nächstenliebe und Fürsorge sich wenden gegen Materialismus und Naturalismus, und er schloß damit, daß diese Weltanschauung, die alle ihre edlen Ziele als nur in Freiheit und nicht mit Gewalt erreichbar hinstellt, weiteste Verbreitung und dauernde Kraft gewonnen habe. Die praktischen Aufgaben wurden in der Abendsitzung von Adolf Damaschke (Berlin), dem bekannten Bodenreformer, und Prof Dr. Zimmer (Berlin) erörtert, während der dritte zugesagte Vortrag von Oberstudienrat Dr. Ziehen (Berlin) wegen Erkrankung des Vortragenden ausfallen mußte. Adolf Damaschke sprach über die Förderung der Volkserziehung als Aufgabe der Gemeindepolitik und erörterte hier die zahlreichen Aufgaben, die den Magistraten auf diesem Gebiete erwachsen, wie er es schon in seinem rühmlich bekannten Buch „Aufgaben der Gemeindepolitik“ (Jena bei Gustav Fischer) getan hat, während Prof. Zimmer in seinem Vortrag über genossenschaftliche Volkserziehung die große erzieherische Kraft der Genossenschaften (Brüderschaften und Schwesternschaften) betonte; unter den Schwesternschaften unterschied er die nach dem Vorbild der Familie konstruierten Mutterhäuser und die schwesternschaftlichen Berufsgenossenschaften, von diesen Arten wieder kirchliche und soziale, und wünschte die Errichtung von Schwesternschaften, die ihren Mitgliedern nach innen Zucht und Rückhalt gäben, nach außen aber die freie Kraft, nicht die Berufstätigkeit der Frauen für Wohlfahrtspflege und Volkserziehung in Anspruch nähmen. Nach einer interessanten Diskussion, in welcher besonders Graf Hoensbroech über die staatliche Bildungsfürsorge sprach, schloß die bedeutungsvolle Tagung, welcher auch von dem Großherzog von Sachsen der schriftliche Ausdruck des „lebhaften Interesses für die im besten Sinne humanen Bestrebungen und die aufrichtige Teilnahme an der Tagung“ zuteil wurde.

Erklärung.

In Nr. 150 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung machte ich auf einen Fehler aufmerksam, der sich in einem Werke Leo Brenners („Spaziergänge durch das Himmelszelt“) vorfindet. Herr Brenner (alias Gopcevic) hat nunmehr in Nr. 57 der Astronomischen Rundschau (S. 188 bis 189) eine Berichtigung gebracht, die geradezu von Unwahrheiten und Entstellungen strotzt. Da eine Widerlegung mit ausführlicher Angabe der Gründe den mir von der Redaktion gütigst zur Verfügung gestellten Raum bedeutend überschreiten würde, so begnüge ich mich an dieser Stelle damit, die hauptsächlichsten falschen Behauptungen vorläufig zu fixieren. Die Gründe finden sich ausführlich in einem der nächsten Monatshefte des Sirius (Zeitschrift für populäre Astronomie, herausgegeben von Prof. Dr. H. J. Klein).

1. Herr Brenner stellt die Verwechslung der Begriffe „Auflösungsprodukte des Kometen“ und „Schweifteilchen“ als kleinen Irrtum hin. Das ist falsch. Professor Schiaparelli hielt die Unterscheidung für so wichtig, daß er ihr in seinem Werke „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen“ ein ganzes Kapitel widmete.

2. Herr Brenner behauptet, er habe beim Lesen des Werkes Schiaparellis nicht mehr wissen können, was er einige Jahre vorher geschrieben habe. Der Ausdruck „einige“ reduziert sich auf höchstens zwei Jahre und außerdem besteht eine ziemlich starke Vermutung dafür, daß Herr Brenner das letzte Kapitel von Schiaparellis Werk schon bei Abfassung des betreffenden Artikels gekannt hat, mithin das Original früher, als er behauptet, irgendwie zu Gesicht bekommen haben muß. Es müßte denn sein, daß er mir Werke nachweisen kann, denen er die betreffenden Stellen entnommen hat.

3. Brenner behauptet, Littrow habe Schiaparelli mißverstanden. Im Sirius 1904, Heft 6, habe ich das Gegenteil nachgewiesen.

4. Brenner hält das von mir zitierte Werk „Le Stelle Cadenti“ für das italienische Original und den „Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen“ für die deutsche Uebersetzung desselben.

5. Brenner behauptet, ich hätte den betreffenden Fehler nicht selbständig gefunden, sondern sei erst kürzlich von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden. Demgegenüber muß ich erwähnen, daß ich schon im Jahre 1899 meinen Vater auf diesen Fehler Brenners aufmerksam gemacht habe und daß mein Vater ihn damals in einer Wiener Zeitung gerügt hat, allerdings ohne Nennung des Namens „Brenner“ und ohne genaue Titelangabe des Buches, indem er nur von „einem

populär-astronomischen Werke" sprach. Deshalb hat auch Herr Brenner, obwohl die betreffende Notiz ihm zugesandt wurde, es damals vorgezogen, seinen Fehler mit Stillschweigen zu übergehen.

6. Herr Leo Brenner, der wahrscheinlich meint, daß mir der in Nr. 5 dieser Notiz geschilderte Sachverhalt unbekannt sei, behauptet, er würde seinen Fehler in den „Neuen Spaziergängen durch das Himmelszelt" berichtigt haben, wenn man ihn darauf aufmerksam gemacht hätte. Das ist eine direkte Lüge. (Vgl. Nr. 5 dieser Notiz.)

7. Herr Brenner behauptet, niemals ein Werk meines Vaters gelesen zu haben und hat doch in einem seiner Artikel einzelne Stellen fast wörtlich aus einem Werke Rudolf Falbs abgeschrieben.

8. Herr Brenner verteidigt sich mit dem Hinweis darauf, daß jeder Mensch einmal irren könne. Ich werde ihm im Sirius neue Fehler nachweisen. So gibt er z. B. eine vor mehreren Jahrzehnten ausführlich erörterte Hypothese als eine erst kürzlich von ihm selbst aufgestellte aus.

9. Obwohl Herr Leo Brenner weiß, daß ich die Universität besuche, stellt er mich dem Leserkreis der Astronomischen Rundschau als „Schuljungen" hin.

10. Herr Brenner behauptet, ich sei nur das Werkzeug einer Clique minderwertiger Astronomen, die mir das Material zu meinen astronomischen Artikeln geliefert hätten. In Bezug auf wissenschaftliche Fragen habe ich mich nur an drei Herren gewendet. Es sind dies Prof. Schiaparelli (Mailand), Professor E. Weiß (Wien) und Professor H. J. Klein (Köln). Daß nach Ansicht des Herrn Brenner diese Herren zur Clique gehören, ist ja recht interessant.

Berlin-Schöneberg. Otto Falb.

*

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der Senior der Juristen-Fakultät, Professor für deutsches bürgerliches Recht Geheimer Justizrat Dr. August Ritter v. Bechmann, Reichsrat der Krone Bayern und ordentliches Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften, feiert am heutigen Tage (16. August) seinen 70. Geburtstag.

* **Würzburg.** Der Professor des Kirchenrechts an der philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Paderborn, Dr. Joseph Freisen, hat einen Ruf auf den neu errichteten Lehrstuhl für Kirchenrecht an der theologischen Fakultät der hiesigen Universität erhalten.

* **Tübingen.** Der Professor der klassischen Philologie Dr. Rudolf Herzog wurde zum wirklichen Mitglied des österreichischen Archäologischen Instituts ernannt.

* **Leipzig.** Dem Direktor des Veterinärinstituts der hiesigen Universität, Prof. Dr. Eber, wurde aus der Albrechtstiftung der Universität ein Stipendium für eine größere Studienreise nach Frankreich, Belgien und Holland verliehen.

* **Göttingen.** Der Professor für innere Medizin Geh. Medizinalrat Dr. W. Ebstein hat mit diesem Semester das 30. Jahr seiner akademischen Lehrtätigkeit, die ganz der Universität Göttingen angehörte, beschlossen.

* **Berlin.** Hier hat sich Dr. Jakob Meisenheimer für Botanik habilitiert; seine Probevorlesung handelte von der Bildung der Kohlehydrate in der Pflanze.

* **Breslau.** Zu unserer in Nr. 184 gebrachten Nachricht erfahren wir, daß der Professor der Physik Dr. O. E. Meyer aus Alters- und Gesundheitsrücksichten zum 1. Oktober d. J. vom Lehramt zurücktreten wird.

* **Königsberg.** Der durch seine vielseitige Förderung der akademischen Studien bekannte Professor Dr. Walter Simon hat der Universitätsbibliothek zu Zwecken des historischen Unterrichts eine Reihe Originalschreiben und -urkunden aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und darauf folgender Epochen geschenkt, unter denen sich nach der Hartungschen Zeitung Schreiben Albrechts von Wallenstein 1625, des Grafen Tilly 1631, Octavio Piccolominis 1628, des schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstierna 1634, des Generals Torstenson 1646, ein Beschwerdebrief Otto v. Guerickes, des berühmten Erfinders der Luftpumpe, 1658, ein Schulddokument August des Starken 1695, ein Schreiben des ersten Konsuls Bonaparte, eine Urkunde des Großen Kurfürsten 1669 u. a. befinden.

* **Zürich.** Professor Dr. Schlatter in Zürich tritt, wie man der Frankfurter Zeitung schreibt, am 1. Oktober als Sekundararzt der chirurgischen Klinik des Kantonspitals in Zürich zurück, um die Leitung der chirurgischen Poliklinik zu übernehmen.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die Carolina und ihre Vorgängerinnen. Text, Erläuterung, Geschichte. In Verbindung mit anderen Gelehrten herausg. u. bearb. von J. Kohler, Prof. der Rechte in Berlin. III. Bd.: Die Bambergische Halsgerichtsordnung in niederdeutscher Uebersetzung Hermann Barkhusens, zus. m. e. Auswahl d. strafrechtl. Artikel des Lübischen Rechtes. Hrsg. v. J. Kohler und Willy Scheel. Halle a. S. 1904. Buchhandlung des Waisenhauses. 140 S. — Alfred Beetschen: Aus dunkeln Welten. Roman. (Kürschners Bücherschatz Nr. 411.) Berlin, Eisenach, Leipzig. Hermann Hillger. 100 S. — Richard Schaukal: Mimi Lynx. Eine Novelle. Leipzig 1904. Insel-Verlag. 58 S. — Wilhelm Heinse: Briefe. 1. Band: Bis zur italienischen Reise. (Der Gesamtausgabe neunter Band.) Ebenda 1904. 416 S. — Dr. S. Riefler: Projekt einer Uhrenanlage für die kgl. belgische Sternwarte in Uccle. München 1904. Theodor Ackermann. 27 S. — Dr. F. Schnedermann, Pfarrer. Die bleibende Bedeutung Immanuel Kants in einigen Hauptpunkten gezeichnet. Leipzig 1904. J. C. Hinrichs. 18 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Technische Briefe.

X.

Milchpulver.

Auf der diesjährigen Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft in Danzig[1]) erregte das Just-Hatmakersche Verfahren zum Trocknen von Milch die Aufmerksamkeit der Besucher in hohem Maße. Da es sich hierbei augenscheinlich um eine Sache von großem Wert handelt, die auf milchwirtschaftlichem Gebiete eine große Umwälzung hervorrufen kann, so treten wir in das Zelt ein und erhalten bereitwilligst Auskunft über den Bau und die Wirkung der Maschine, mittels welcher die frische Milch in trockenes Milchpulver verwandelt wird.

In einem großen gußeisernen Gestell sind zwei Walzen von 750 Millimeter Durchmesser und 1500 Millimeter Länge gelagert. Diese werden durch eine Dampfmaschine in gegenläufige Umdrehung versetzt. Die Walzen sind hohl und die ebenfalls hohlen Lagerzapfen sind für Dampf-Ein- und Austritt eingerichtet. Es führen von ihnen Rohrleitungen auf der einen Seite der Maschine zur Dampfleitung, die den frischen Kesseldampf von drei Atmosphären Spannung in die Walzen hineinleiten. Nachdem letztere auf 110—120 Grad Celsius erhitzt sind, strömt der verbrauchte Dampf durch die auf der anderen Seite der Maschine angeordneten Rohre in die Abdampfleitung und kann nach erfolgter Kondensation als heißes Wasser zum Spülen von Milchkannen u. dgl. verwendet werden.

Sind die Walzen genügend erhitzt und hat der Dampf freien Durchgang, so wird durch ein über dem Gestell angeordnetes Verteilungsrohr die Milch ganz gleichmäßig verteilt und in feinen Strahlen auf die Walzen geleitet, wobei das wertlose Wasser augenblicklich vollständig verdampft. Jede Trommel bedeckt sich alsbald mit einer weißen dünnen festen Schicht, die an einer bestimmten Stelle abgestoßen wird und in einen untergestellten Holzkasten fällt. Diese Masse ist die getrocknete Milch, welche durch Durchsieben zu einem feinen Pulver wird. Im Augenblick ist der frischen Milch alles überflüssige Wasser entzogen, und es bleiben nur die festen Nährbestandteile zurück, und zwar in einer solchen Form, daß sich das Milchpulver, das man in einer Düte bequem in die Tasche stecken und nach Hause tragen kann, am nächsten Morgen im Kaffee wieder auflöst und im Geschmack von frischer Milch nicht zu unterscheiden ist. Verblüffend einfach erscheint das Verfahren und ebenso einfach der Apparat, und man würde es nicht glauben, daß in so kurzer Zeit, im Augenblick aus der frischen Milch das feste Pulver geworden ist, wenn man sich nicht durch den Augenschein davon überzeugt hätte, wenn man nicht sehen würde, wie die Milch auf die Walzen herunterrieselt und sich sofort unter Dampfentwicklung in die feste trockene Masse verwandelt. Das Merkwürdigste dabei ist aber doch die Rückverwandlung des Milchmehles in flüssige frische Milch. Letzteres gelingt allerdings nicht vollständig, wenn der Kaffee — oder das heiße Wasser — nicht etwa eine Temperatur von 70 bis 80 Grad Celsius hat. Diese Temperatur ist aber leicht herzustellen, und die so wieder aufgelöste Milch ist vollständig bakterienfrei, weil beim Trocknen alle Keime getötet waren.

Bei der Einfachheit des Verfahrens und der großen Leistung der Maschine (täglich 3000 Liter Milch) nimmt es nicht wunder, daß bereits in einer Reihe von Kulturstaaten die Milch nach Just-Hatmaker getrocknet und pulverisiert wird.

Natürlich ist der vorliegende nicht der erste Versuch, die für die eigentliche Ernährung nutzlosen und für die Aufbewahrung und den Transport schädlichen Bestandteile aus der Milch ganz oder teilweise zu entfernen. Das oben beschriebene Verfahren hat eine Reihe von Vorläufern, die mit mehr oder weniger gutem Erfolge Milch durch Verdampfen des Wassers ganz oder teilweise eingedickt haben.

Dem vorliegenden am nächsten liegt, soweit mir bekannt, das Verfahren von Streckeisen in Utzenstorf (Schweiz).[2]) Auch hier werden zwei in Rotation versetzte, durch Dampf geheizte Walzen verwendet. Diese tauchen mit ihrem unteren Teil in einen offenen Trog ein, der mit frischer Milch zum Teil angefüllt ist. Beim Durchgang nehmen die Walzen die Milch in dünner Schicht aus dem Trog mit. Dabei verdampft ein Teil des Wassers, und es ist gelungen, das Volumen hierdurch auf ein Drittel bis ein Siebentel zu reduzieren, so daß dann also in dem eingedickten Produkt 70 Prozent Nährstoffe enthalten sind. Dieses Produkt wird hermetisch verschlossen und soll sich sehr gut zum Versand nach den Tropen eignen.

Hierdurch kann man aber kein trockenes Milchpulver bekommen. Im allgemeinen haben sich die Versuche, der eingedickten Milch das Wasser vollständig zu entziehen, nicht bewährt. Die Temperaturen werden hierbei so hoch und die Einwirkung derselben dauert so lange, daß der gute Geschmack und die leichte Verdaulichkeit verloren gehen.

Um die Temperaturen beim Verdampfen niedriger zu halten, ist man auf den ingeniösen Gedanken gekommen, das Eindicken der Milch im Vakuum, im luftverdünnten Raum vorzunehmen. Bekanntlich ist der Siedepunkt des Wassers abhängig von dem Druck, unter welchem seine Oberfläche steht. Hoch oben auf den Bergen, wo der Luftdruck niedriger ist als in der Tiefebene, siedet das Wasser bereits bei Temperaturen unter 100 Grad Celsius. Bringt man also die Milch in eine Vakuumpfanne, so kann man ein Sieden derselben bei weit unter 100 Grad erreichen, wobei die Milch keinerlei Geschmacksveränderungen erleidet.

[1]) Die nächste Ausstellung findet im Juni 1905 in München statt.

[2]) Milch-Zeitung, Band 29, S. 132/4.

Der Betrieb mit einer solchen Vakuumpfanne, die vielfach in Anwendung gekommen ist, ist immerhin etwas umständlich und kostspielig.

Ein anderes, allerdings recht umständliches Verfahren ist in der Molkerei-Zeitung, Berlin 1897, S. 17 beschrieben. Zur Entfernung des Wassers läßt man die Milch gefrieren, wobei zur Isolierung der Eiskristalle die Masse in Bewegung gehalten und die Milch dann mittels Zentrifugen abgeschleudert wird.

Einfacher, aber auch noch umständlich scheint ein in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse 1903 S. 800 beschriebenes und in Amerika in ziemlich weitem Maße eingebürgertes Verfahren zu sein, nach welchem das Wasser unter stetem Umrühren durch Zufuhr von sterilisierter Luft verdampft wird.

Wenn es sich im großen bestätigt, woran eigentlich nicht zu zweifeln ist, daß das Hatmakersche Milchpulver die Haltbarkeit und die Eigenschaften besitzt, die durch Experimente, wie weiter unten gezeigt werden soll, festgestellt wurden, so dürfte es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß dieses Verfahren für den Transport der Milch nach den Tropen, die Verproviantierung von Ueberseedampfern u. s. w. eine allgemeinere Aufnahme finden wird. Wo es sich aber um den unmittelbaren Verbrauch der Milch handelt, wird man, soweit es sich bis jetzt übersehen läßt, einer hygienisch gewonnenen und zweckmäßig behandelten frischen Milch gegenüber dem trockenen Milchpulver den Vorzug geben, denn auch hier ist den schädlichen Bakterien das Weiterleben und Entwickeln bis zu einer gewissen, praktisch genügenden Grenze nicht möglich,[3]) und man hat die Milch fertig zum Gebrauch zur Verfügung und braucht sie nicht erst jedesmal herzustellen.

Es wird interessieren, einiges über die Experimente zu erfahren, welche in dem Carnegie-Laboratorium in New-York mit dem Hatmakerschen Milchpulver gemacht worden sind.[4])

Zunächst hat sich durch das Trocknen die Zusammensetzung der Milch nicht geändert. Die bakteriologische Untersuchung hat die vollkommene Sterilität des Milchpulvers erwiesen. Man infizierte sogar die Milch vor ihrem Eintritt in die Maschine mit lebenden Tuberkelkeimen, und das gewonnene Milchpulver erwies sich doch als vollkommen steril, so daß bei den Versuchs-Meerschweinchen eine pathologische Reaktion nicht wahrgenommen werden konnte. Eine Probe des Milchpulvers, welche auf eine Reise um die Erde geschickt wurde, erreichte ihren Ausgangspunkt in dem gleichen guten Zustand wie sie ihn verlassen hatte.

Auch werden umfangreiche Versuche angestellt über die Wirkung des Pulvers als Nahrung für Neugeborene und Kinder jüngeren Alters. Von der New-Yorker Gesundheitsbehörde wurden 850 Kinder im Alter von fünf Tagen bis zu zwei Jahren vier Monate ausschließlich mit dieser wieder aufgelösten Milch ernährt. „Es war dabei Bedacht darauf genommen, daß sich alle Kinder gesundheitlich kräftig genug befanden, um das Ergebnis nicht zu beeinträchtigen.“ Es ist denn auch kein einziger Todesfall vorgekommen, und bei allen Kindern war eine normale Gewichtserhöhung eingetreten. Durch diesen Versuch ist nun allerdings nicht festgestellt worden, wie diese Nahrung schwächlichen Kindern bekommt, und es erscheint daher der obige Versuch aus diesem Grunde lückenhaft. Ein kräftiges Kind verträgt schon eher eine kleine Unregelmäßigkeit in der Ernährung, während das Milchpulver erst dann für die Säuglingsernährung als absolut gut empfohlen werden kann, wenn es auch von schwächlichen Kindern gut verarbeitet wird. Letzteres wird man auf Grund der Beobachtung allerdings ohne weiteres annehmen können, daß die auf die beschriebene Art aus dem Milchpulver wieder erhaltene Milch im Magen keine so großen Klumpen ballen soll wie die Kuhmilch, sondern kleinkörnige Klümpchen bildet, die den von der Muttermilch gebildeten sehr ähnlich sind, wodurch eine leichtere Verdauung bewirkt wird.

Betrachtet man das Verfahren zum Pulverisieren der Milch vom ökonomischen Standpunkte aus, so bieten sich auch hier mannigfache Vorteile. Der Landmann kann jetzt jeden Tag seine Milch trocknen und kann in den Zeiten des Ueberschusses über den täglichen Bedarf die Milch ohne Schaden aufbewahren für die Zeit, in welcher ein großer Teil seiner Kühe trocken steht, denn das Milchpulver ist von unbeschränkter Dauerhaftigkeit.

Auch fällt ein großer Teil der Kosten und Umstände für den täglichen Transport der flüssigen Milch in Kannen fort, weil die Trockenmilch wöchentlich oder monatlich bezogen werden kann und außerdem die Transportkosten eine bedeutende Ermäßigung erfahren, da das Gewicht der Ware ungefähr um das Achtfache verringert wird. Für manche Hausfrau sowie Bäckereien, Restaurants und Cafés wird es ferner von Bedeutung sein können, daß nur das jeweilig gebrauchte Milchquantum hergestellt zu werden braucht, so daß also keine Reste übrig bleiben und stets genügend Milch vorhanden ist. Allerdings wird, wie bereits oben bemerkt, der Schwerpunkt der Verwendung des Milchpulvers nicht in dem Haushalt liegen, sondern da, wo die tägliche Versorgung mit frischer Milch auf große, zum Teil unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, also z. B. bei dem Versand der Milch nach den Tropen und bei der Verproviantierung eines Ozeandampfers, wo man sonst bekanntlich gezwungen ist, Stalleinrichtungen unter den ungünstigsten hygienischen Bedingungen herzustellen. Ferner kann dieses Produkt zu Tafeln gepreßt und eventuell mit Kakao und Zucker vermischt mit Leichtigkeit auf Ausflügen und Reisen mitgeführt werden, auch läßt sich der Gedanke nicht ganz von der Hand weisen, es zur Verpflegung der Soldaten im Manöver oder im Feldzuge mit heranzuziehen.

Wir müssen abwarten, inwieweit sich diese Perspektiven verwirklichen werden. Dabei wollen wir nicht unbeachtet lassen, daß die Verfälschung der trockenen Milch im Zwischenhandel ungleich viel schwieriger sein wird als die der frischen Milch, und daß dadurch die Lieferung unverfälschter Milch gesicherter erscheint.

•

Sauggas.

Ebenfalls die landwirtschaftliche Ausstellung in Danzig gibt mir Veranlassung, kurz einige Worte über die Kraftgaserzeugung zu sagen, auf welche in dem Technischen Briefe V hingewiesen worden war. Insbesondere ist es die Erzeugung von Energie mittels Sauggas, welche allgemeines Interesse erregt. Auf der obigen Ausstellung waren auch mehrere derartige Anlagen aufgestellt. Die Sauggasmotoren haben das Anwendungsgebiet der Gasmaschine wesentlich erweitert. Die direkte Umsetzung der Wärme der Kohle in Arbeit ermöglicht es, auch kleinere und kleine Betriebe billig mit Energie zu versehen.

Die alte und ursprüngliche Form, in der das Kraftgas zur Verwendung kam, ist das sogenannte Dowson-Gas. Der in einem kleinen Dampfkessel erzeugte Wasserdampf wird mit Luft vermischt durch den Rost eines Ofens — Generators — gepreßt, welcher mit glühender Kohle angefüllt ist. An dieser bildet sich das Kraftgas. Es entsteht durch Zersetzung von Wasserdampf an der glühenden Kohle unter Luftzuführung. Das Gas geht bei einer Temperatur von etwa 500 Grad Celsius durch eine Wasservorlage, den Skrubber und den Sägemehlreiniger zum Gasbehälter und von da zur Verbrauchsstelle. Der Skrubber ist ein Waschapparat für das Gas und dient hauptsächlich zum Ausscheiden von Ammoniak und auch Teer. Er besteht aus einem mit Koks oder Kies gefüllten Behälter. Das Füllmaterial wird durch regenartig herabrieselndes Wasser feucht gehalten.

Es ist bei dieser Art des Betriebes also nötig, den Wasserdampf und die Luft unter Druck durch den Generator zu treiben, was durch den Verbrauch von Kohle unter dem kleinen Dampfkessel einen Energieaufwand erfordert, der die Betriebskosten erhöht. Da es ferner nicht gut angängig ist, die Stärke des Druckes und somit die Erzeu-

---

[3]) Vergl. das Tiefkühlverfahren von Helm. Techn. Briefe IV.

[4]) Cosmos, Revue des Sciences et de leurs applications. Paris, 30 avril, 1904.

gung des Gases genau nach dem jeweiligen oft schwankenden Verbrauch der Maschine zu regeln, muß das oben erwähnte Gasreservoir vorhanden sein, das den Ueberschuß an Gas aufnimmt.

Beides ist nicht nötig, wenn man den hin- und hergehenden Kolben des Gasmotors selbst zum Ansaugen des Wasserdampfes und der Luft benutzt, wenn man also nicht mit einem Ueberdruck arbeitet, sondern durch einen Unterdruck, ein Vakuum, saugend wirkt. Hierdurch wird die ganze Anlage einfacher und zweckmäßiger. Bei der Sauggasanlage wird der erforderliche Wasserdampf anstatt durch einen Kessel, durch einen Verdampfer geliefert, der unmittelbar auf dem Generator aufgesetzt ist. Dieser besteht aus einem offenen mit Wasser bis zum Ueberlaufen gefüllten Behälter. Das Wasser wird durch die strahlende Wärme des Generators erhitzt. Ueber dem Wasser wird Luft zugeführt, die sich mit dem gebildeten Wasserdampf vermischt. Dieses Gemisch wird durch das Vakuum in der Gasmaschine angesaugt und geht durch den Rost und die glühende Kohlenschicht des Generators hindurch, wobei das Kraftgas, wie oben angegeben, entsteht.

Bei den Sauggasanlagen hat sich der Sägemehlreiniger nicht als notwendig erwiesen. Auch fällt der Gasbehälter fort, weil die Gaserzeugung durch die Maschine selbst geregelt werden kann, so daß also nicht mehr Gas erzeugt als jeweils gebraucht wird.

Vor dem Anlassen der Maschine muß der Generator natürlich durch einen Handbläser angefacht werden, da zunächst soviel Gas erzeugt werden muß, daß die Maschine in Betrieb gesetzt werden kann. Diese Arbeit ist ohne Schwierigkeit in kürzester Zeit auszuführen. Während des Betriebes saugt der Motor das fertige Gas an, so daß hier ein Unterdruck entsteht. Infolgedessen strömt darauf das Gas aus dem Skrubber nach und es entsteht auch hier ein Vakuum, welches genügt, um durch den Verdampfer und die glühende Kohlenschicht neues Gas in den Skrubber zu saugen.

Die Sauggas-Maschine erzeugt sich also sozusagen ihr Gas selbst. Man ist deshalb unabhängig von dem Vorhandensein oder der Heranziehung von Leuchtgasanlagen, man braucht keine Konzession für einen Dampfkessel und man kann eine solche Anlage ohne Gefahr im Keller aufstellen, während ein Dampfkessel unter einem bewohnten Raum nicht zulässig ist. Eine Explosionsgefahr besteht nicht. Diese würde nur dann vorhanden sein, wenn die Undichtheiten so groß wären, daß das Gas zur Hälfte aus Luft bestände. Nun wird aber schon bei geringer Undichtheit die Leistung der Maschine wesentlich geringer, so daß man sie sofort bemerken wird und rechtzeitig beseitigen kann. Außerdem ist der Betrieb nicht teurer als der mit einer Dampfmaschine. Diese Vorteile liegen so klar auf der Hand, daß die Nachfrage nach Sauggasanlagen eine sehr lebhafte ist. Eine große Zahl derartiger Anlagen hat die Gasmotoren-Fabrik Deutz geliefert, welche bahnbrechend auf diesem Gebiete vorgegangen ist.

E. Wrobel.

„Einundvierzig Jahre in Indien."

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem dunklen Gebiet instinktiver politischer Massenempfindungen war jene plötzlich aufflammende Begeisterung des deutschen Volkes für die Buren während ihres letzten Kampfes gegen England — eine Begeisterung, die um so eigentümlicher berühren muß, als sie bei früheren ebenso ruhmvollen und erfolgreicheren Kämpfen der Buren gegen England (Majuba Hill!) nicht im geringsten zutage getreten war und ein Volk betraf, von dem weitaus die meisten von denen, die dieses Gefühl teilten, wenig oder soviel wie nichts kannten; — eine Begeisterung, die rasch und ohne tieferen Grund aufflammte und ebenso rasch und überraschend wieder verlosch, die aber in ihrem Höhepunkt das klare und gerechte Urteil der breitesten Volkskreise und vielfach auch der Presse in hohem Grade trübte. Besinnt man sich nunmehr, wo die erhitzten Gemüter, nachdem der Krieg in Südafrika längst geendet, wieder abgekühlt sind, auf alle jene höhnischen, verächtlichen, beleidigenden Urteile, die damals über die englischen Soldaten und Offiziere, über die englische Kriegführung und Politik u. s. w. in Versammlungen, Tages- und nicht zuletzt Witzblättern zu lesen waren, so wird man kaum mehr begreifen können, warum damals die Stimmung gegen das ja nie sehr beliebte England eine derartig gehässige war. Und die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß gerade Fehler, die damals bei den Engländern am meisten belacht wurden, wie z. B. die mangelnde Vorsicht gegen Hinterhalte u. a., auch bei uns im selben Grade gemacht wurden (man denke an die Schlappe Glasenapps in Südwestafrika!), — daß wir gegenwärtig in einen ebenso schwierigen und hartnäckigen kolonialen Krieg verwickelt sind, ohne daß unser Gegner die Qualität des Burenvolkes nur im entferntesten erreichte. Vielleicht haben die seitherigen Ereignisse uns über die Schwierigkeiten des Krieges in Südafrika besser aufgeklärt, uns etwas bescheidener gemacht.

Wie hat man seinerzeit die Person des englischen Oberbefehlshabers Lord Roberts in den Witzblättern ins Lächerliche gezogen! Wieder ohne ihn zu kennen! Wir haben in unserer eigenen Geschichte kurz darauf ein Pendant erlebt: Wie Roberts von seinem höchsten Herrn auf Grund besonderen Vertrauens mit dem Oberbefehl bei einem schwierigen, weit ausschauenden Unternehmen betraut wurde, so ward bei unserer China-Expedition Generalfeldmarschall Graf Waldersee vom Kaiser zum Oberbefehlshaber ausersehen — es bleibe dahingestellt, welcher dieser beiden unserer Verehrung und Bewunderung würdiger ist. Aber ich gestehe, es hat mich ein Gefühl der Beschämung beschlichen, als ich die beiden, obigen Titel tragenden Bände von Denkwürdigkeiten des Lord Roberts of Kandahar[1]) gelesen hatte und mich alles dessen entsann, was über ihn deutsche Blätter während der südafrikanischen Affäre geschrieben hatten. Zwar, was er geleistet hatte, bevor er gegen die Buren geschickt wurde, das war ja jedem, der einigermaßen die Geschichte Indiens während der letzten Jahrzehnte verfolgt hatte, wohlbekannt. Es ist auch nicht die historische Erkenntnis, weswegen diese Selbstbiographie einen so tiefgehenden Eindruck macht. Das drei Zeilen lange Vorwort des Uebersetzers nennt den tieferen Grund; wenn es sagt: „Weit davon entfernt, durch diese Uebersetzung einen politischen Zweck zu verfolgen, konnte ich es mir doch nicht versagen, meinen Landsleuten einen tapferen und edlen Mann näher zu bringen."

Roberts ist Soldat vom Wirbel bis zur Sohle, und sein umfangreiches Buch beabsichtigt auch lediglich eine Schilderung all der Zustände und Ereignisse, in die ihn seine glanzvolle militärische Laufbahn geführt hat. Aber diese Schilderungen sind so packend, klar und anspruchslos, daß man unwillkürlich auf den Seiten nach Angaben über den Autor selbst, über seine persönlichen, familiären Verhältnisse sucht. Die Ausbeute ist gering, denn Roberts vermeidet es sichtlich, von Dingen zu reden, die zu dem Zweck des Buches, Indien seinen Landsleuten näher zu bringen, nicht in Beziehung stehen. Aber trotzdem und um so mehr gewinnt das Wenige, was über des Autors persönliches Schicksal verlautet, den Leser für diesen ausgezeichneten Mann. Roberts' Vater war 50 Jahre in Indien tätig, der Sohn 41 — also fast ein Jahrhundert wenig unterbrochener treuer Dienstleistung dieser beiden Männer in dem heißen Lande. Wir Deutschen, als Kolonialvolk noch so jung, können uns wünschen, daß auch bei uns einst solche wertvolle Geschlechter erstehen, in denen die Lust und Kraft zum schweren Dienst in fernen Landen sich vererben. Anfangs 1852 fuhr Roberts, nachdem seine militärische Ausbildung vollendet, nach Indien, wo er (in Kawnpodre) geboren und sein Vater damals Divisionskommandeur in Lahore war.

---

[1]) „Einundvierzig Jahre in Indien vom Subaltern-Offizier bis zum Oberbefehlshaber" von Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Autor. Uebersetzung von Dr. v. Borosini. Mit Karten und Plänen. Berlin (Karl Siegismund). Preis 12 M., geb. 15 M.

Für zehn Jahre mußte sich damals der koloniale Offizier verpflichten, ohne ein Anrecht auf Heimatsurlaub! Für den Ankömmling die schwerste Zeit! Rasch verlaufen bei vielseitiger Verwendung dem jungen Offizier die ersten Jahre vor dem großen Aufstand, den Roberts bis zu Ende durchmacht und nach dessen Unterwerfung er gezwungen ist (1858), nach England in Urlaub zu gehen. Dort trifft er seinen indessen in Ruhestand getretenen Vater inmitten seiner Familie, dort lernt er Nora Bews kennen, mit der er im Mai 1859 getraut wurde. Bereits im Juni dieses Jahres, zur Zeit der größten Hitze, wird er nach Indien zurückgeschickt, und die schlimmen Sommermonate scheinen seiner Frau ein längeres Leiden zugezogen zu haben, bei dem sie die Gegenwart ihres dienstlich fast stets abwesenden Mannes entbehren mußte. Roberts, der fortdauernd in den verschiedensten Provinzen des weiten indischen Reiches zu tun hatte, trifft mit seiner Frau nur immer ganz vorübergehend für einige Wochen zusammen. Im Jahre 1864, erst 32 Jahre alt, wird er zum Oberstleutnant befördert; das folgende Jahr verbringt er mit Frau in Allahabad, wo damals eine Choleraepidemie herrschte. 1868 reisen beide in Urlaub wieder nach England, wo ihnen ein Mädchen geboren wird, das aber schon im folgenden Jahre bei der Rückreise auf hoher See an den Folgen der stürmischen Seereise stirbt. Das erste Kind, gleichfalls ein Mädchen, hatte die ersten Lebensjahre nicht überwunden. Die Mutter blieb fortdauernd kränklich, und ein Jahr später stirbt ihnen ein drittes Kind, ein Knabe. Die Fährlichkeiten des Klimas, die Beschwerden weiter Reisen, die Unbequemlichkeiten von Feldlagern teilte in den folgenden Jahren, während deren ihr Mann vom Generalquartiermeister-Adjutanten zum Oberstkommandierenden emporstieg, seine Gattin in aufopferndster Weise, und so wenig wir mit Ausnahme des letzten Kapitels von ihr hören, so wird der Leser doch für diese Frau, die Jahrzehnte hindurch ein eigentliches Heim entbehren mußte, ganz gewonnen. Erst am Schluß, wenn Roberts begeistert von ihren Verdiensten um die Neuordnung des Hospitalwesens erzählt, tritt er aus der sonstigen Reserve heraus. In die letzten 25 Jahre von Roberts' Tätigkeit in Indien fallen nur 18 Monate, während deren er — und auch da nicht immer urlaubsweise — von Indien abwesend war — Dienstverhältnisse, wie sie im deutschen Kolonialdienst bisher undenkbar und höchstens im Missionsdienst ausnahmsweise zu finden sind. Es läßt sich begreifen, daß Roberts — und nicht nur er, sondern auch seine treue Lebensgefährtin, die Ruhe wohl verdient hatten, als sie im Frühjahr 1893 Indien dauernd verließen und die keineswegs vergessene Heimat, England, aufsuchten. Es ist aber auch einleuchtend, daß nicht Ehrgeiz, sondern Gehorsam gegen den obersten Kriegsherrn den ehemaligen Höchstkommandierenden Indiens veranlaßten, in seinen alten Tagen in Südafrika noch einmal in einen schweren Kampf zu ziehen.

Das Werk Roberts' will keine Geschichte Indiens während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bieten. Aber seine langjährige Wirksamkeit teils als Adlatus von Zentralstellen, insbesondere im Generalquartiermeisterstab, teils an der höchsten Spitze, hat ihm nicht nur die Teilnahme an allen wichtigeren politischen Ereignissen Indiens gestattet, sondern ihm tiefste Einblicke in die Leitfäden der inneren und äußeren Politik vermittelt. Den ersten Band füllt im wesentlichen die eingehende Schilderung des großen Aufstandes in Indien, den Schwerpunkt des zweiten Bandes bildet der Krieg gegen Abessinien. Dazwischen fallen Expeditionen nach Beludschistan, nach Kaschmir, Nepal, kurze Kämpfe gegen die Luschais und in Burma, und auch ein kurzer Abstecher an die Küste des Roten Meeres gelegentlich einer Aktion gegen Abessinien. Wie die Kolonialgeschichte anderer Nationen für uns überhaupt eine ganz andere Bedeutung gewonnen hat, seit auch wir Deutsche uns bemühen, fremde, unserer Schutzherrschaft unterworfene Völker zu verstehen und uns und unserer Kultur näher zu bringen, so bietet der große indische Aufstand ganz besonders viel Beherzigenswertes. Als im Frühjahr 1857 die ersten Anzeichen des Aufruhrs sich bemerkbar machten, befanden sich die Engländer bereits beinahe ein Jahrhundert im Besitz von Vorderindien und fühlten sich so sehr Herren der Situation, daß sie das Gros der dortigen Kolonialarmee aus eingeborenen Truppen gebildet hatten und farbige Soldaten gegen die Nachbarvölker ins Feld schickten. Englische Offiziere waren bereit, auf die Treue ihrer eingeborenen Regimenter zu schwören; man glaubte Herz und Nieren der dunkelhäutigen Untertanen geprüft zu haben. — Da öffnete sich plötzlich die nur trügerisch verdeckte Kluft, welche verschiedene Rassen stets trennt; farbige Offiziere, deren Narben von ehrenvollen Kämpfen für Englands Größe zeugten, deren Brust mit Orden geschmückt war, schossen ihre weißen Vorgesetzten nieder. Langjährige Diener, die mit dem Hause ihrer Herrschaft verwachsen schienen, verrieten die Herrschaft, an der sie vorher mit hündischer Anhänglichkeit zu hängen schienen. Gerade die Plötzlichkeit, mit der an den verschiedensten Orten des Landes zugleich die Flammen aufloderten, das völlig Unerwartete dieser blutigen Schrecken machte die Lage so gefährlich. Nur die Allerwenigsten waren imstande gewesen, die Anzeichen, welche da und dort auf das Bevorstehende hinwiesen, und die Roberts eindringlich genug darlegt, in ihrer Bedeutung richtig zu würdigen. Weitaus die meisten blieben ungläubig und in blindem Vertrauen, bis es **beinahe** zu spät war oder bis sie ihre Sicherheit mit ihrem Leben bezahlen mußten. Müssen nicht eben auch wir Deutsche bitter dafür büßen, daß wir unserer Herero-Untertanen bereits völlig sicher uns wähnten? — Wir kennen ja jetzt den direkten Anlaß der großen indischen Revolte recht gut. Aber gerade er zeigt so recht, wie völlig fremd im Grunde die Lebensanschauungen der Herrscher und der Beherrschten sich in dem Jahrhundert der Herrschaft geblieben waren. Bei Einführung eines neuen Gewehrmodells bei der Infanterie war unter die Kreise der eingeborenen Soldaten das Gerücht gedrungen, die neuen Patronen seien mit Kuh- und Schweineschmalz eingefettet, um die religiösen Gefühle der Hindus zu vergewaltigen und — das Wichtigste! — die Kaste derjenigen zu zerstören, welche die Patronen abbeißen müßten. Trotzdem man nun koloniale Erfahrung genug besaß, um die Bedeutung dieses Gerüchtes für die Einheimischen richtig einzuschätzen, war doch tatsächlich ein solcher Mißgriff vorgekommen. Allerdings ist Roberts, meines Erachtens mit Recht, der Ansicht, der Aufstand sei nicht nur eine Sepoy-Revolte, sondern eine Hindu-Rebellion gewesen. Er legt auch des genaueren die Ursachen dar, welche den Zündstoff bildeten, in welchen jene Patronen den Funken warfen. Und bezeichnenderweise, zugleich sehr lehrreich für uns Deutsche, bildete einen Hauptgrund der, daß die Engländer trotz ihrer kolonialen Erfahrung und sprichwörtlichen Rücksichtnahme auf einheimische Gebräuche doch noch zu rasch die Hindus zur europäischen Kultur hatten bekehren wollen. Rein militärische Gründe fehlten aber keineswegs. Insbesondere die numerische Schwäche der Engländer in der Armee und der Zivilverwaltung. Diese machte denn auch die Lage in der ersten Zeit so sehr gefährlich. Und wären nicht damals schon die Verkehrsverhältnisse auf einer gewissen Höhe gestanden, so wäre wohl das englische Banner in Indien untergegangen. Sofortige rücksichtslose Entwaffnung der eingeborenen Regimenter, wo solche überhaupt noch möglich, war das geeignetste Mittel, die Autorität vorerst aufrecht zu erhalten. Freilich waren in der Folge noch schwere Opfer, rühmenswerte Mannestaten erforderlich, um schließlich doch Herr der Situation zu bleiben. Verluste von 50—65 Prozent der Anfangsstärke bei einzelnen Korps ist nicht selten. Von den neun Offizieren, die von Roberts' Regiment ins Feld zogen, fielen fünf; drei wurden zweimal, der letzte dreimal verwundet. Die Notwendigkeit rascher Ortsveränderung brachte besonders dem fliegenden Korps, dem Roberts zum Teil attachiert war, Marschanforderungen, die an das Menschenmögliche grenzen; so erzählt Roberts, daß er einmal, vor Lucknow, 60 Stunden im Sattel aushalten mußte. Gerade die detaillierten Verlustlisten, die Zahlenangaben der sich gegenüberstehenden Gegner sind geeignet, die bei uns landläufige Ansicht zu zerstören, daß die englischen Kolonialtruppen bisher bloß mit Haufen unmilitärischer Farbiger es zu tun gehabt hätten. Mag man auch die

Selbstverständlichkeit, mit der von der eigenen als der tapfersten Nation gesprochen wird, nicht berechtigt finden, man wird angesichts des von Roberts gebrachten Materials zu wesentlich anderen Anschauungen über britische Kolonialtruppen kommen, als sie gelegentlich des Burenkriegs zutage traten. Freilich hören wir auch damals von taktischen Fehlern, insbesondere auch von einzelnen Schlappen, die auf die Unterlassung der Aufstellung der erforderlichen Vorposten zurückzuführen sind. Wir werden lebhaft an einige Ueberfälle im Burenkrieg, aber auch an das unglückliche Gefecht bei Owikokorero in unserem Deutsch-Südwestafrika erinnert und können daraus ermessen, wie groß die Versuchung ist, gerade in dieser Hinsicht die nötige Vorsicht außer acht zu lassen. Roberts ist ein scharfer Kritiker solcher Fehler und Mängel; aber am meisten klagt er von Anfang an über die geringe Fürsorge für die nötigen Transportmittel und über die Mangelhaftigkeit der Verproviantierung. Der Lösung dieser Probleme war denn auch seine beste Kraft gewidmet und in ihr beruhen seine größten Verdienste. Freilich ist nicht zu vergessen, daß solch ein größtenteils aus eingeborenen Truppen bestehendes Kontingent etwas von dem Landsknechtheer des Mittelalters behalten hat: eine zahlreiche Schar von „Lagerfolgern", Weibern und Kindern, ein gewaltiger Zug von Bagage begleiten es und erschweren dem Heerführer seine Aufgabe wesentlich. Aber noch klarer tritt in jenen Zeiten höchster Fährlichkeit die große Bedeutung hervor, welche inmitten der vielen Millionen einheimischer Untertanen dem einzelnen verantwortlichen Regierungsvertreter, sei er Militär oder Beamter, zukommt; zeigt sich der Wert einer starken Individualität, die, des Gängelbandes obrigkeitlicher Anweisungen entbehrend, im rechten Augenblick und ohne an Größenwahn zu erkranken, die eigene Initiative ergreift. Roberts Ausführungen lassen erkennen, daß diese damals bei den Zivilbehörden nicht in dem Grade vorhanden war wie bei den Offizieren. Doch scheint sich dies seither mehr ausgeglichen zu haben. Es ist dies vielleicht der Punkt, wo wir Deutschen am meisten lernen können. Unser koloniales System ist immer noch das der kleinen Mittel, der zahlreichen Erlasse der eng begrenzten Verantwortlichkeit. Und vielleicht gerade daher, daß unsere Beamten zu wenig an selbständiges Denken und Handeln gewöhnt sind, kommt es, daß dann ein höheres Maß von Machtvollkommenheit so oft den berüchtigten „Tropenkoller" erzeugt. Forderungen, wie sie ein Land wie Indien an die herrschende Nationalität stellt, können nur deren beste Männer genügen; und gerade in Britisch-Ostindien gilt dies besonders, wo verschiedene, sich selbst vielfach entgegengesetzte Kulte eine zwingende Gewalt über die Millionen ihrer Anhänger äußern. Die Unterströmungen, welche in der Psyche der zum Teil dem Mohammedanismus, zum Teil dem Brahmakultus, zum Teil dem Buddhismus anhängenden Truppen wirksam sind, in ihrer Kraft und Richtung inmitten des Aufruhrs richtig einzuschätzen, war eine Aufgabe, die ebenso Klugheit wie reiche Erfahrung und Vorsicht erforderte.

Durch alle diese Schwierigkeiten, durch blutige Greuel und schwer erkämpfte Siege bis zum endlichen Frieden führt Roberts in prächtiger, strategisch ungemein klarer Schilderung, um dann zusammenfassend seine Anschauung über die Ursachen des Aufstandes und über die für die Folgezeit notwendigen neuen Maßnahmen darzulegen. Die Landfrage, welche wir unterdessen durch die wertvollen Publikationen des „Institut Colonial International" aufs genaueste kennen gelernt haben, die Mißwirtschaft der Wucherer, die Maßlosigkeit der indischen Presse werden besprochen; mancherlei Neuordnungen auf militärischem Gebiet (Erhöhung der Zahl der englischen Truppen, Besserung der Anciennitätsverhältnisse) sind die unmittelbare Folge des Aufstandes. Während in dem ersten Bande hauptsächlich der Soldat das Wort führt, folgen wir dem Stufe um Stufe höher Steigenden im zweiten Bande bereits in das Gebiet der Diplomatie und höheren Politik, die Roberts nunmehr bereits selbst zu üben in der Lage ist.

Im Vordergrund des Interesses steht der zwar noch friedliche, aber doch scharfe Wettstreit um Afghanistan, das damals (1869) die Rolle eines Pufferstaates in gleicher Weise spielte, wie sie heutzutage bereits Persien notgedrungen spielen muß. Wie Weltenkörper, je größer ihr Volumen, einen desto weitreichenderen Einfluß auf ihre Umgebung üben, so begannen auch die beiden Weltreiche England und Rußland ihre Annäherung bereits zu einer Zeit unangenehm zu empfinden, als noch Tausende von Kilometern ihre Grenzpfähle trennten. Einige Zahlen vergegenwärtigen dieses Gegeneinanderwachsen am besten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts betrug die Entfernung zwischen Rußlands und Englands Grenze in der Richtung gegen die Pamirs 3200 Kilometer; 50 Jahre später hatte sie sich auf 1600 Kilometer verringert. Nach Einverleibung Samarkands und Chiwas trennten nur noch 640 Kilometer die Russen von den Grenzen des englischen Kaschmir. Lange schon war beiden Mächten die Notwendigkeit klar geworden, ihren Einfluß in Afghanistan möglichst zu befestigen. Unleugbar hatte Rußland hierin in den 70er Jahren durch diplomatische Geschicklichkeit und den rollenden Rubel vor England einen Vorsprung erhalten. Der von Roberts siegreich vollendete Feldzug gegen Afghanistan brachte hierin einen Umschwung, wenngleich auch bereits früher englisches Gold, in Form eines Zuschusses „zur inneren Festigung Afghanistans" eine nicht belanglose Rolle gespielt hatte. In dieses Getriebe erhalten wir durch Roberts an der Hand bedeutungsvoller und charakteristischer Schriftstücke, von denen ein großer Teil meines Erachtens der Allgemeinheit neu sein dürfte, interessante Einblicke. Wir müssen dabei die hohe Geschicklichkeit des 1880 auf den Emirthron erhobenen Abdur Rhaman bewundern, der durch kluges Lavieren und durch gegenseitiges Ausspielen der beiden mächtigen Nachbarn sich diesen gegenüber trotz seiner politischen Ohnmacht ein gewisses Maß von Selbständigkeit durch Jahre hindurch zu erhalten verstand. Die Person dieses hochbegabten Herrschers ist ja, wenn auch spät, nun bei uns endlich etwas bekannter geworden — allerdings erst nach seinem Tode.

Daß eine endliche Austragung der afghanischen Frage auf kriegerischem Wege sich eines Tages unabweisbar erweisen werde, scheint schon in den 70er Jahren beiderseits erkannt worden zu sein. Ja, Roberts glaubt aus Wahrnehmungen, die er bei seinem Einmarsch in Kabul (1879) machte, den Schluß ziehen zu dürfen, daß damals in Afghanistan mit russischer Hilfe alles zu einem Invasionsfeldzug nach Indien vorbereitet war, daß aber dieser Plan durch die gerade damals ausgebrochenen inneren Wirren vereitelt wurde. Roberts schreibt: „Wir fanden Kabul vielmehr russisch als englisch. Die afghanischen Sirdare und Offiziere waren nach russischem Muster gekleidet, russisches Geld fand sich im Staatsschatz, russische Waren wurden in den Basaren verkauft." Kavallerie- und Infanterie-Regimenter waren errichtet und ausgerüstet, die Artillerie auf nahezu 300 Geschütze gebracht, in den Geschütz- und Gewehrfabriken massenhaft Munition hergestellt worden. Dies alles, sowie das riesige befestigte Lager von Scherpur, von welchem dann die englische Feldarmee Besitz ergriff, konnten die Afghanen nicht bezahlt haben. Dies, meint Roberts, konnte nur Rußland in feindlicher Absicht gegen Indien zu Wege gebracht haben.

Durch die Ermordung einer britischen Gesandtschaft, durch die Abdankung des Emirs Jakub Chan und den siegreichen Feldzug Roberts' nach Kabul und Kandahar wurde die Lage wesentlich verändert. Es wurde Sorge getragen, daß am Hofe des Emirs der Einfluß Englands einstweilen der vorwiegende wurde. Aber die Erfahrungen politischer Art, die die britische Feldarmee und ihr Führer mit nach Hause brachten, rieten doch zur erhöhten Vorsicht und zur Verstärkung der Nordwestgrenzen Indiens. Diesem Ziel, der Vorbereitung Indiens auf den längst erwarteten Entscheidungskampf über die Machtstellung im Herzen Asiens, war nachher Roberts' hauptsächliche Tätigkeit gewidmet; sie war um so notwendiger geworden, als englische und russische Grenzposten bereits fast auf Schußweite sich genähert hatten.

Die Erzählung des afghanischen Feldzuges — der Einmarsch über die geschickt verteidigten Pässe, die Schwierigkeit, einem Verrat des im eigenen Lager als Schützling

mitgeführten, aber heimlichen Verkehrs mit dem Feind dringend verdächtigen Jakub Chan vorzubeugen; die Verteidigung des Kriegslagers in Scherpur, endlich der schneidige Zug nach Kandahar und der endgültige Sieg auf dem dortigen Schlachtfeld — ist ein Meisterstück kriegshistorischer Darstellung. Es taucht beim Leser der Wunsch auf — der allerdings bei den vorgerückten Jahren des seine Ruhe jetzt mit vollem Recht genießenden Siegers von Kandahar unbescheiden ist —, der Wunsch, von seiner Feder auch über die südafrikanische Affäre eine Darstellung zu erhalten. Dieser dürfte dann die große Masse der südafrikanischen Kriegsliteratur kaum eine Konkurrenz bilden können.

Dem Uebersetzer sei für seine umfangreiche Mühe, deren Resultat das Vorliegen einer Uebersetzung nur selten verspüren läßt, Dank gesagt. Die eigentümliche Schreibweise einiger Namen (z. B. Kiwa für Chiwa), einige fremdartige Ausdrücke, die wohl für den nicht eingeweihten Leser der Erklärung bedurft hätten (z. B. Talukdar, ghats u. a. m.; ferner warum Trunkstraße statt Heer- oder Staatsstraße?) stören kaum den Fluß der gut stilisierten Uebertragung. Das Werk ist mit Karten und Plänen und einem Bildnis Lord Roberts' vorzüglich ausgestattet.

R. Hermann.

Bücher und Zeitschriften.

Geheime Korrespondenz Josephs II. mit seinem Minister in den österreichischen Niederlanden Ferdinand Grafen Trauttmansdorf (1787—1789), herausgegeben von Dr. Hanns Schlitter. Wien, Holzhausen, 1902. (XXXIX und 826 S.)

Vor einigen Jahren (1900) erschien der erste Band von Schlitters groß angelegter Geschichte der Regierung Josephs II. in den österreichischen Niederlanden. In diesem von den wissenschaftlichen Kreisen mit Beifall aufgenommenen Bande schilderte der Verfasser auf Grund eingehendster archivalischer Studien die Entwicklung der Verhältnisse in den österreichischen Niederlanden unter Joseph II. bis zur Abberufung des bevollmächtigten Ministers Belgiojoso und des kommandierenden Generals Grafen Murray. An des ersteren Stelle trat Ferdinand Graf Trauttmansdorf, während zum militärischen Befehlshaber dieser Länder vom Kaiser Anfang Oktober 1787 der Graf d'Alton ernannt wurde. Mit der Tätigkeit des Grafen Trauttmansdorf in Brüssel soll der zweite Band des Werkes einsetzen und die Entwicklung der Verhältnisse daselbst bis zum Tode des großen Kaisers fortführen, wobei namentlich auch die Revolutionszeit (1789) eingehend zur Sprache kommen wird und Schlitter sich über die Ursachen dieser ganzen Bewegung äußern will, die er nicht allein in den großen kirchlichen und politischen Reformen Josephs II., sondern auch in Verhältnissen anderer Art erblickt. Namentlich kündigt er schon in dem zur Besprechung vorliegenden Buch an, daß zu den von innen aus treibenden Kräften sich die Ereignisse in Frankreich als ein von außen kommender, jedoch keineswegs zu unterschätzender Faktor gesellte, und er meint, daß der große Kampf in der Hauptsache deshalb geführt wurde, um nach Erklärung der Unabhängigkeit den Gedanken einer starken nationalen Einigung sämtlicher Provinzen herbeizuführen. — In dem vorliegenden Werke veröffentlicht Schlitter einen wichtigen Teil von Archivalien, welche ihm die Grundlage für die Darstellung der Ereignisse von 1787 bis 1789 abgaben. Es ist dies der Briefwechsel zwischen Joseph II. und seinem Minister in Brüssel, Grafen Trauttmansdorf. Wir lernen 259 Stücke kennen. Der Briefwechsel beginnt — drei andere Briefe des Kaisers an den Grafen aus der Zeit von Mai 1787 bis Mitte Juli 1787 gehen voran — mit dem Schreiben Josephs II. vom 8. Oktober 1787, in dem er die baldige Abreise seines neu ernannten Ministers nach Brüssel wünscht und ihm für den neuen, sehr schwierigen Posten Verhaltungsmaßregeln gibt. Das letzte Stück gibt einen Bericht des Grafen an den Kaiser von Herve aus am 15. Dezember 1789 geschrieben. Der Minister sucht darin sein Verhalten zur Zeit der Revolution zu rechtfertigen. Eingehend beleuchtet dieser Briefwechsel den großen persönlichen Anteil, den der Kaiser an seinem Reformwerke hatte, er läßt die Folgen ersehen, die sich an diese Neuerungen, namentlich auch an die Schaffung der Generalseminare in den Niederlanden, knüpften, er wirft ferner manch neues Licht auf die ständischen Verhältnisse dieser Länder und läßt uns deutlich den Beginn von Gärungen, sowie den Fortgang der Abfallsbewegung erkennen. — Die Briefe an Kaiser Joseph II. entnahm Schlitter den reichen Beständen des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, jene des Kaisers an seinen Minister wurden ihm von der gräflichen Familie Trauttmansdorf aus ihrem Archiv zur Verfügung gestellt. In dem fast 300 Seiten füllenden Anhang bringt Schlitter nicht nur eine Reihe wertvoller Erklärungen und Bemerkungen zu diesem Briefwechsel, sondern auch eine stattliche Zahl von in Wien und Brüssel gesammelten, auf diese Fragen bezughabenden Schriftstücken. — Möge dieser mustergültigen Arbeit bald der zweite Band des Hauptwerkes folgen. Der Briefwechsel allein läßt schon ersehen, welch schwierige und für die Erkenntnis der Abfallsbewegung wichtige Fragen darin hoffentlich in befriedigender Weise zur Lösung gelangen werden.

W.

Das Straßenwesen in Bosnien und der Herzegowina. Von Philipp Ballif, Oberbaurat. Wien 1903. Im Selbstverlage des Verfassers. 79 S. 6 Tafeln. gr. 8°.

Der Verfasser dieser Schrift, eines Separatdruckes aus der Allgemeinen Bauzeitung, ist allen, die sich irgendwie mit dem als „Okkupationsgebiet" bezeichneten Annexe Oesterreich-Ungarns beschäftigt haben, wohl bekannt. Offiziell ist er Vorstand des Straßenbau-Departements bei der Landesregierung in Sarajewo, aber aus dieser seiner amtlichen Stellung hat er ungleich mehr zu machen verstanden, als der Wortlaut besagen würde. Ihm ist wesentlich die Organisation sowohl der geologischen wie auch der meteorologischen Landesdurchforschung zu danken, und auch einen zuverlässig arbeitenden Erdbebendienst richtete er ein; zudem aber weiß der reisende Geograph, daß er sich der wohlwollenden und sachkundigen Unterstützung Herrn Ballifs, sowie er die Grenzen des Landes überschritten hat, stets versichert halten darf. Sein eigenstes Gebiet bleibt aber natürlich doch der Straßenbau, für den im Vierteljahrhundert, während dessen die beiden ehemals türkischen Provinzen einer wirklichen Verwaltung teilhaftig geworden sind, so außerordentlich viel getan worden ist. Es gab allerdings, wie wir erfahren, eine Zeit, in der auf diesem späterhin so arg verwahrlosten Boden bereits ein wirkliches Netz von Verkehrswegen bestand, und der Verfasser, der sich im Auftrage des Ministers v. Kállay eifrig der Aufdeckung der alten römischen Straßenzüge widmete, sah seine Bemühungen vom schönsten Erfolge gekrönt. Wie er uns hier auseinandersetzt, konnten nicht weniger als sieben altrömische Heerstraßen der sich tief in das Innere erstreckenden Provinz Dalmatien nachgewiesen werden, erkennbar an den teilweise jetzt erst ausgegrabenen Meilensteinen und an den in den Fels eingemeißelten Wagengeleisen. Und zwar schmiegten sich diese Linien nicht, wie es die Bedürfnisse der Gegenwart weit mehr erheischen, den sich gegen Norden öffnenden Tälern der Hauptflüsse an, sondern es mußte das öde Karstplateau, welches die kulturell wichtigeren östlichen Gebietsteile vom Adriatischen Meere trennt, bewältigt werden. Nach des Verfassers Zeugnis sind die römischen Ingenieure mit dieser schwierigen Aufgabe musterhaft zustande gekommen; derselbe hat sich darüber in einer besonderen Schrift, auf die hier verwiesen werden möge, des näheren verbreitet. Während des Mittelalters herrschte noch immer ein nicht unbeträchtlicher Verkehr, aber der Gebrauch der Wagen ging immer mehr zurück, und seit erst die Türken endgültig ihre kulturfeindliche Herrschaft aufgerichtet hatten, wurden Lasten fast ausschließlich auf dem Rücken von Tragtieren fortbewegt. Anfänglich wurde der Brückenbau noch einigermaßen gepflegt, und die 1577 entstandene Drinabrücke bei Višegrad, die uns in Abbildung vorgeführt wird, stellt ein ganz achtungswertes Denkmal türkischer Baukunst dar, aber späterhin verfiel schlechthin alles, obwohl noch 1826 die Pforte ein sehr schönes Reglement für die Anlage von Straßen hinausgegeben hatte. Zuletzt gab es fast nur noch miserable Saumpfade. Nach der Besitzergreifung durch die habsburgische Monarchie schuf zunächst die Militärverwaltung die dring-

lichsten Zugangswege, worüber eine 1882 in Wien erschienene Monographie berichtet, aber seit 1880 liegt das Verkehrswesen ganz in den Händen der Regierung, indem nur Pioniere und nötigenfalls auch Infanteristen für schwierigere Aufgaben zur Verfügung gestellt wurden. Auf den „Staatsrobot" konnte bei dem Mangel von Zivilarbeitern nicht verzichtet werden. Die Baudirektion normierte die Grundsätze, nach denen die Arbeit vor sich zu gehen hatte, und dabei mußte auf die Landesnatur sorgfältig Rücksicht genommen werden; neben der Bodenbeschaffenheit kamen auch die Struktur der einheimischen Fuhrwerke und die Leistungsfähigkeit der Zugtiere in Betracht. Auch die Wasserversorgung spielt im quellenarmen Karstlande keine unwichtige Rolle. Der Verfasser legt in sehr belehrendem Vortrag dar, wie sich bei der Trassierung der Straßen Feld- und Bureauarbeiten gegenseitig zu ergänzen hatten, und schildert namentlich auch die Schwierigkeit der Kostenberechnung. Im einzelnen erörtert er die Verhältnisse der beiden die unmittelbare Verbindung mit Wien und Budapest herstellenden Straßen durch das Unna- und Vrbastal, sowie der Maklenstraße, welche von Mostar nach Nevesinje führt. Dem Handel und Verkehr neu eröffnet wurden seit 23 Jahren nicht weniger als 24 Linien, und zwar wurden als mittlere Kilometerbeträge 11,712 Kronen für Hauptstraßen, 1368 Kronen für Bezirksstraßen, 3806 Kronen für gewöhnliche Fahrwege und 1228 Kronen für Reitwege ausgegeben. Aber die Verwaltung begnügt sich damit nicht, sondern es sind bereits zahlreiche neue Straßenbauten vorgesehen, die ihrer Ausführung entgegenharren. Wer mit der physischen Geographie des Nordwestens der Balkanhalbinsel halbwegs vertraut ist, wer die Unwirtlichkeit der Karstflächen und die Schwierigkeit der Ueberbrückung von Flüssen mit völlig unkontrollierbarer Wasserführung sich vorzustellen vermag, der wird die Großartigkeit des Geleisteten unumwunden anerkennen. Und durch die vorliegende Schrift, der die Bezeichnung einer Oratio pro domo im besten Sinne des Wortes beigelegt werden kann, wird nunmehr weitesten Kreisen ein bequemer Einblick in die Eigenart eines Dienstzweiges eröffnet, der sich auf altem Kulturboden in grundverschiedener Weise gestaltet hat. Der Ingenieur, der Geograph, der Nationalökonom — sie alle seien auf diese inhaltreiche und anregende Veröffentlichung nachdrücklich aufmerksam gemacht.

S. Günther.

✖

Allgemeine Rundschau.

Die „Farbenwüste" von Arizona.

In dem an wunderbaren und grotesken Landschaftsbildern so reichen Nordamerika ist eine der merkwürdigsten Gegenden jener mächtige Einschnitt des Colorado-River, der unter dem Namen „Grand Canon of Colorado" allgemein bekannt ist. Nicht weit abseits von diesem Punkte liegt, wie wir der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift entnehmen, ein anderes Gebiet, das nicht minder großartige und seltsame Naturschauspiele dem Auge des Besuchers darbietet. Es ist dies die Farbenwüste (Painted Desert) von Arizona mit ihren versteinerten Wäldern. Die Farbenwüste nimmt etwa das Flußgebiet des „kleinen Colorado", eines linksseitigen Nebenflusses des Colorado-River, ein. Ihren Namen verdient sie mit vollem Rechte: denn die Sandsteine, Schiefertone und Letten, welche hier das Gestein zusammensetzen, sind durch prächtige rote, blaue, gelbe oder grüne Färbung ausgezeichnet, so daß das ganze Gebiet namentlich im hellen Sonnenscheine ein in zahllosen, herrlichen Nuancen gemaltes Bild darbietet. Seltsamerweise werden diese fast einzig dastehenden Naturschönheiten kaum gewürdigt; denn während man in dem Yellowstone-Park jährlich über 8000 Besucher zählt, wird die Farbenwüste jährlich kaum von einem Dutzend Menschen aufgesucht.

•

Das Aufnahmezeremoniell des Tugendbundes.

Dem Tugendbunde, jener bekannten geheimen Verbindung, die nach der Niederlage Preußens im Jahre 1806 von ostpreußischen, vaterländisch gesinnten Männern gegründet wurde, und in der Napoleon I. eine Quelle lebhaftesten Argwohns, die preußische Regierung nach anfänglichem Wohlwollen gleichfalls eine unbequeme agitatorische Geheimbündelei sah, so daß sie im Jahre 1809 zur Auflösung des Bundes schritt, hat der Oberlehrer am Städtischen Realgymnasium in Königsberg Dr. Paul Stettiner jüngst eine zwar knappe, aber doch in vieler Beziehung interessante Studie gewidmet. Als charakteristisch für die in diesem Bunde, auf den anfänglich selbst ein Freiherr v. Stein große Hoffnungen gesetzt hatte, herrschende Denkweise möchten wir das von Stettiner nach dem Berliner Geheimen Staatsarchiv mitgeteilte, aus dem Jahre 1809 stammende Aufnahme-Zeremoniell aus dem Buche hervorheben:

. . . „Nachdem Sie nun hiermit nochmals besonders auf den wahren und einzigen Zweck des sittlich-wissenschaftlichen Vereins aufmerksam gemacht worden, fordere ich Sie auf, sich noch einmal genau zu prüfen und zu beantworten, ob Sie den eben gedachten Zweck unseres Vereins mit voller Billigung und ohne alle Nebenabsicht zu dem Ihrigen machen?"

(Antwort.)

„Ich fordere Sie auf, zu sagen, ob Sie zur Beförderung dieses Zweckes alle Ihre Kräfte aufbieten und dabei mit den vorzüglichsten unter uns rastlos wetteifern wollen?"

(Antwort.)

„Ich fordere Ihre bestimmte Erklärung, ob Sie sich verpflichten, von diesem Augenblick mit fortgesetzter strenger Selbstprüfung aller in Ihrer Brust sich regenden Selbstsucht, sowohl der zu entsagen, die mit Hintansetzung des Gemeinbesten, nur eigenen Nutzen betreibt, als der, welche voll blähenden Dünkels eigenen Gedanken, eigenen Worten, eigener Tat allein Meisterwert beilegt?"

(Antwort.)

„Verpflichten Sie sich, der Sache des Vereins auch trotz aller Gefahr und Verfolgung auf immer treu zu bleiben?"

(Antwort.)

„Wohlan! Sie, des Vereins ältere Genossen, bitte ich zu Zeugen, damit ich in Ihrer Gegenwart und vor einem recht richtenden Gott zur Bekräftigung jetzt getaner Verheißungen den altdeutschen Handschlag empfange."

(Bei diesen Worten stehen sämtliche Mitglieder auf und der Zensor empfängt den Handschlag.)

„Es lebe das Vaterland! Ihm weiht sich hier eine neue helfende Hand von einem würdigen Sohne, unserm neuen Bruder."

(Hier nennt der Zensor den Namen des neuen Mitgliedes, und die übrigen Mitglieder wiederholen den Ausruf: „Es lebe das Vaterland!")

„Die Herzen Dieser schlagen Ihnen entgegen; treten Sie in ihre Mitte, um mit ihnen zu handeln!"

✖

Kleinere Mitteilungen.

ct. Die Accademia dei Lincei in Rom hat in einer besonderen Sitzung die Ergebnisse der Preisverteilung verkündet für die königlichen Preise, deren Wettbewerb am 31. Dezember 1902 abgeschlossen wurde. In der Abteilung für Philologie ist eine Arbeit von Professor Trombetti über den genealogischen Zusammenhang zwischen den Sprachen der Alten Welt ausgezeichnet worden. Der Preis für Astronomie ist geteilt worden zwischen Professor Millosewitsch und Vincenzo Reina, der für Philosophie zwischen den Professoren Sante Ferrari und Cobotti. Zum Andenken an die Dreihundertjahr-Feier der Akademie, der ältesten Vereinigung ihrer Art in der Welt, wird demnächst Professor Pirotta die botanischen Werke des Fürsten Federico Cesi veröffentlichen, der gemeinsam mit Galileo Galilei im Jahre 1603 die Accademia dei Lincei gründete.

* Kongresse. Eine internationale Ausstellung für Gesundheitspflege wird in den nächsten Wochen in Paris abgehalten werden. In Verbindung damit werden folgende Kon-

gresse stattfinden: vom 25.—31. August ein Kongreß für Lebensrettung, vom 10.—20. September für öffentliche Gesundheitspflege, vom 1.—10. Oktober für Fischerei, vom 11.—20. Oktober für Volkswirtschaft, vom 21.—31. Oktober für Hygiene, und in einer späteren Woche ein Kongreß für Tuberkulose. — Für das nächste Jahr ist die Abhaltung eines Kongresses für klimatische Kuren und für Großstadt-Hygiene in der französischen Stadt Arcachon beschlossen worden; er soll in der letzten Aprilwoche unter dem Vorsitz von Professor Renaud aus Lyon tagen.

* Oeffentliches Vortragswesen. Zur Förderung des öffentlichen Vortragswesens gibt die „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung" ein Adreßbuch der deutschen Rednerschaft heraus, das kürzlich in neuer Auflage für das Winterhalbjahr 1904/05 erschienen ist. Das Adreßbuch enthält die Vortragsangebote von 172 Rednern aus allen Teilen des Reiches. Die Redner sind nach den Landesteilen zusammengestellt. Außerdem sind in einem besonderen Verzeichnis diejenigen Vortragenden, die Experimental- und Demonstrationsvorträge halten, und die Rezitatoren und Deklamatoren zusammengestellt. Die Gesellschaft selbst veranstaltet auf ihre Kosten alljährlich über zweihundert Vorträge, die von besonders tüchtigen rednerischen Kräften gehalten werden. Nach dem letzten Jahresbericht hat die Gesellschaft für diesen Zweig ihrer Tätigkeit 12,471 M. aufgewandt. Wir machen die Vereine, die ihren Mitgliedern belehrende und unterhaltende Vorträge bieten, auf die Gesellschaft aufmerksam, deren Geschäftsstelle (Berlin NW., Lübeckerstr. 6) auf Wunsch näheres mitzuteilen bereit ist.

*

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor und Assistent der Universitätsklinik Dr. Lud. Brauer hat einen Ruf nach Marburg als Direktor der Universitäts-Poliklinik erhalten und angenommen.

* **Tübingen.** Der erst seit etwa einem halben Jahr habilitierte Privatdozent und Hilfsarzt an der Medizinischen Klinik Dr. Schwenkenbecher wird mit Prof. Dr. von Krehl nach Straßburg übersiedeln. (Prof. v. Krehl übernimmt dort bekanntlich den Lehrstuhl und die Klinik Naunyns.)

hc. **Berlin.** Im 73. Lebensjahre ist am 14. August der außerordentliche Professor und zweite Direktor der zoologischen Abteilung des Museums für Naturkunde, Geh. Regierungsrat Eduard v. Martens, gestorben. Geboren 1831 zu Stuttgart, promovierte v. Martens 1855 in Tübingen. Seit November 1855 am Berliner Zoologischen Museum beschäftigt, wurde er 1859 Kustos daselbst, nahm 1862 bis 1863 als Zoologe an der preußischen Expedition nach Ostasien teil und habilitierte sich 1873 als Privatdozent. 1874 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor.

* **Aus Schweden.** Der Professor an der Universität in Upsala Karl Piehl, ein Aegyptolog von Ruf, ist im Alter von 51 Jahren gestorben.

* **Aus Rußland.** In St. Petersburg ist, wie der Vossischen Zeitung gemeldet wird, der frühere Physikprofessor an der dortigen Universität P. van der Vliet im 65. Lebensjahre gestorben.

* Von technischen Hochschulen. Die Professoren Geh. Hofrat Dr. Drude, Dr. Möhlau und Dr. Pattenhausen von der Technischen Hochschule zu Dresden begeben sich in den nächsten Tagen zu Studienzwecken nach St. Louis. — Dem Architekten Baurat Lambert in Stuttgart wurde ein Lehrauftrag an der dortigen Technischen Hochschule zunächst für das kommende Wintersemester erteilt für Geschichte der neueren Stilarten.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Goswin Uphues, Professor der Philosophie an der Universität Halle: Sokrates und Platon. Was wir von ihnen lernen können. Osterwieck a. H. 1904. A. W. Zickfeldt. 71 S. — Derselbe: Vom Bewusstsein. Ebenda 1904. 50 S. — Neue Lieder. 66 ausgewählte lyrische Gedichte. Dresden A. 1904. Hermann Kramer. 80 S. — Lisbeth Teichmann: Erlauschtes und Erlebtes. Leipzig 1904. Modernes Verlagshaus, Curt Wigand. 135 S. — Georg Häffcke: Der verlorene Sohn. Ein Landstreicherdrama in 3 Akten. Ebenda 1904. 91 S. — Leo Colze: Jugend. Lieder und Gedichte aus starken Jahren 1899—1903. Ebenda 1904. 52 S. — M. Hoffmann: Geographische Länder-Fibel mit Text in Versen und 16 Karten, neu bearb. Ebenda 1904. 171 S. — Herbert Müller: Sturm. Gedichte. Ebenda 1904. 63 S. — Franz Settler: Tagebuch in Liedern. Ebenda 1904. 48 S. — Luise v. Mentz: Gedichte. (Lyrischer Reigen. 2.) Ebenda 1904. 53 S. — Otto Jahnke: Gedichte. Ebenda 1904. 43 S. — Elisabeth Lichatscheff: Susannes Tagebuch. Ein Roman der Modernen. Ebenda 1904. 80 S. — Carl Hansen: Reif und Anderes. Ebenda 1904. 70 S. — Hans Koch: Deutschland. Ein vaterländisches Volksspiel in 6 Vorgängen. 2. Aufl. Ebenda 1904. 133 S. — Hans Wehberg: Menschheitsleiden. Gedichte. Ebenda 1904. 48 S. — Theo Schäfer: Lebenskämpfe. Novellen und Skizzen. Ebenda 1904. 63 S. — Rob. Niborn: Sage und Sein vom Deutschen Reich. Vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen mit acht Bildern. 2. Aufl. Ebenda 1904. 120 S. — Carl Hossfeld: Aus meiner Welt. (Gedichte.) Ebenda 1904. 64 S. — Rud. Burghaller: Die grosse Sehnsucht. Ein Schauspiel in vier Akten. Ebenda 1904. 70 S. — Elisabeth Lichatscheff: Bunte Phantasien. (Lyrischer Reigen. Bd. IV.) Ebenda 1904. 72 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 18. August. Nummer 188.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Louvre.

Von Karl Voll.

Im ganzen Mittelalter sind für künstlerische Dinge die Franzosen das tonangebende Volk in Europa gewesen. Ihre Verdienste in Literatur, Architektur und Plastik sind zu bekannt, um hier noch erörtert zu werden. Diese bevorzugte Stellung haben sie bis an das Ende des 14. Jahrhunderts eingenommen, wo durch den frühzeitigen Tod ihres tüchtigen Königs Karl V. das Land auf lange Jahre hinaus dem größten Elend preisgegeben wurde. Nur in der Malerei konnte man bei ihnen nicht die gleiche Kraft finden und man nahm darum im allgemeinen an, daß sie ihren Bedarf an Gemälden hauptsächlich durch germanische Künstler decken ließen, wie diese von den Niederländern und den Seitentälern des Rheins zu ihnen gekommen waren. Aber es ist doch nur eine Sache des gesunden Menschenverstandes, um zu erkennen, daß ein Volk, das in allen übrigen Künsten damals eine so herrliche Begabung gezeigt hat und das in neuerer Zeit seit bald zweihundert Jahren, von Watteau an bis zu den großen Lichtmalern der Gegenwart, ein glänzendes malerisches Genie beweist, schon damals wenigstens nicht ganz ohne alle Fähigkeit und Lust gewesen sein kann, sich auch in der Malerei zu betätigen. Wirklich lehren die Urkunden, die Fresken und die Miniaturen in unzweideutiger Sprache, daß Frankreich im Mittelalter eine Malerschule besessen hat, die im wesentlichen den gleichen Prinzipien folgte wie die französische Plastik. Es ist darum mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß auch gegen Ende des 14. Jahrhunderts, wo alle Künste so hoch entwickelt waren, die französische Malerei nicht ganz verächtlich gewesen sein kann. Diese Erwägung ist aber doch nur ein Ergebnis des logischen Denkens. Es handelt sich darum, das historische Material zu ihrer Begründung beizuschaffen, und das ist seit kurzem auch derart beigebracht worden, daß man eine französische Malerschule im eigentlichen Mittelalter sowohl wie für das 15. Jahrhundert nachweisen konnte. Freilich decken sich nun hier die Resultate der rein historisch arbeitenden, bloß die Tatsachen verzeichnenden Kunstwissenschaft nicht immer mit den Erwartungen der konstruierenden Theorie. Im nachfolgenden soll versucht werden, den Tatbestand für das 14. und 15. Jahrhundert so zu schildern, wie er sich heute darstellt.

Auf der berühmten Ausstellung altniederländischer Malerei in Brügge befanden sich eine Anzahl von interessanten, zum Teil schon vielbesprochenen Bildern, die man schlechterdings nirgends unterzubringen wußte. Da tauchte da und dort die Vermutung auf, daß diese rätselhaften Bilder, die zwar ein einigermaßen altniederländisches Aussehen hatten, aber doch nicht ins Bereich dieser Ausstellung zu passen schienen, französischen Ursprungs seien. Henri Bouchot nun, der sich seit langer Zeit die Erforschung seiner heimischen Kunst mit so großem Erfolg angelegen sein läßt, faßte in schönem Patriotismus und im glücklichsten Eifer für seine Wissenschaft den Entschluß, eine Ausstellung altfranzösischer Kunst mit besonderer Betonung der Malerei zu veranstalten, und schon nach zwei Jahren ist ihm dieses schwierige und so sehr dankenswerte Unternehmen geglückt. Im Pavillon de Marsan des Louvre wurde im vergangenen April eine überaus gut arrangierte Ausstellung eröffnet, wo in sehr übersichtlich gegliederten Gruppen uns zahlreiche Gemälde von dem Ende des 14. bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts vorgeführt werden, die man als französische ausgeben möchte und, um das schon jetzt zu sagen, wirklich zum größten Teil dafür ausgeben darf.

Von besonderem Interesse waren natürlich die ältesten Werke, in denen gewissermaßen der Keim für die ganze Entwicklung der französischen Malerei gesucht werden muß. Da waren noch aus dem 14. Jahrhundert einige hochbedeutende Gemälde gekommen, darunter als ältestes das Brustbild des Königs Johann II. des Guten, das ungefähr um 1360 gemalt ist. Man hat es mit großer Wahrscheinlichkeit einem französischen Künstler, dem Girard d'Orléans, zugeschrieben. Es handelt sich hier um ein echtes, nach dem Leben und in Lebensgröße gemachtes Porträt, das grundverschieden ist von den mittelalterlichen Idealbildnissen, deren wir ja noch viele besitzen. Der Künstler sucht mit einer geradezu epochemachenden Energie die individuellen Züge auf und arbeitet sie zwar noch etwas spitz, aber doch kräftig und im ganzen erfolgreich heraus. Bemerkenswert ist, daß dieses sehr stattliche Bildnis, das in Tempera auf eine auf Holz geklebte Leinwand gemalt ist, den Eindruck einer riesigen Miniatur macht.

Noch bedeutender und in mancher Hinsicht überraschend ist das sogenannte Parement de Narbonne, eine dreigeteilte Darstellung von Passionsszenen mit der Kreuzigung als Mittelgruppe. Das merkwürdige Stück, das zwar schon jahrzehntelang im Louvre hängt, aber erst in neuerer Zeit die verdiente Berücksichtigung fand, ist eine auf Stoff gemalte Grisaille und kann so nicht mit vollem Recht zur Malerei gerechnet werden; aber es steht ihr nahe genug, um doch hier behandelt zu werden. Rechts und links von dem Kreuze knien die Stifter, als die einwandfrei nachgewiesen sind König Karl V. und seine Gattin Jeanne de Bourbon. Da nun Karl V. 1380 gestorben ist, kann das Werk nicht später entstanden sein. Man sucht es ungefähr auf 1374 zu datieren. Diese Jahreszahl, die höchstens um eine geringfügige Kleinigkeit irren wird, ist ganz unerwartet. Wenn man das Parament nur stilkritisch zu beurteilen hätte und von französischer Kunst nichts wüßte, so würde man es einem Künstler aus der Jugendzeit und Nähe des Martin Schongauer geben, die doch viel später fällt. So weit greift es über den Rahmen der Kunst des 14. Jahrhunderts hinaus! Es handelt sich

hier in der Tat um ein Werk von weitgehender Bedeutung, so einfach das Material auch ist, mit dem der Meister gearbeitet hat. Hier schon kündigt sich jene Kraft und Empfindung der Bewegung an, die man erst im 15. Jahrhundert zu finden gewöhnt ist, und wieder atmen die auf ihre Wahrheit noch heute leicht zu kontrollierenden Stifterporträte eine Sicherheit im Erfassen der natürlichen Wahrheit, daß wir vor dem Parement de Narbonne zunächst einmal von einem Höhepunkt der Kunst sprechen dürfen. Aber wir werden trotz der erwähnten nach vorwärts weisenden Tendenz insofern auch von einem Endpunkt reden müssen, als jedenfalls auf die Meister, die in dem eng begrenzten Gebiet des Porträts — und eben nur auf ihm — so viel Wahrheitssinn entfalteten, nunmehr ein neues Geschlecht kommen mußte, das diesen Sinn auf dem ganzen Gebiete der in der Malerei darzustellenden Körperwelt zu betätigen begann. Der Meister des Paramentes von Narbonne ist zum mindesten in Frankreich längere Zeit tätig gewesen; der Stil des Werkes gehört der Pariser Schule an, so wie wir sie aus der Plastik kennen. War er ein Franzose? Die einen sagen ja und nennen vermutungsweise Jean d'Orléans als Urheber, die anderen nehmen lieber flandrischen Ursprung des Künstlers an. Ein endgültiges Urteil läßt sich zur Zeit nicht fällen, aber als bestimmt darf die Tatsache gelten, daß das Parament von Narbonne den Geist der Pariser Schule atmet, gleichviel welcher Herkunft der Künstler war, und daß Paris also sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts fähig zeigt, in der Malerei Werke hervorzubringen, die, soweit der Zeitstil in Betracht kommt, höchsten Ranges sind.

Da das Parament von Narbonne, trotzdem es den spätmittelalterlichen Stil nicht verleugnet, doch in mancher Hinsicht auch den Stil des naturfrohen 15. Jahrhunderts vorbereitet, wird die Frage brennend, ob nicht vielleicht in diesem Pariser Künstlerkreis, zu dem nachweisbar so viele Niederländer gehört haben, die Kräfte tätig gewesen sind, die den glänzenden Aufschwung der flandrischen Kunst vom Beginne des 15. Jahrhunderts unterstützt haben. In der Tat findet sich die schon früher beobachtete, aber erst neuerdings besser gewürdigte Tatsache, daß das älteste Denkmal der bildenden Kunst, das vor dem Genter Altar der Brüder Eyck entstanden, schon deren charakteristische Malweise und Auffassung in fast persönlicher Identität zeigt, nämlich das in Chantilly aufbewahrte herrliche Gebetbuch des Herzogs von Berry nicht nur zahlreiche Beziehungen zur Art des Paramentes von Narbonne aufweist, sondern auch mit ziemlich großer Sicherheit in Paris entstanden ist. Wir können uns kaum mehr gegen die Möglichkeit verschließen, daß die Kunst des Jan van Eyck in direkter Verbindung mit der Pariser Schule steht. Diese Perspektive wird manchem recht kühn erscheinen. Sie verdient jedoch in solch vorsichtiger Skizzierung alle Beachtung. Das Rätsel des Ursprungs der eyckischen Malerei muß lösbar sein, so verzweifelt schwierig es auch aussieht, und man hat allen Grund froh zu sein, daß die Pariser altfranzösische Ausstellung uns so schöne Hoffnungen erweckt und die Wege zeigt, auf denen wir vielleicht zur Wahrheit vordringen können. Die Pariser Schule hat einige der notwendigen Vorbedingungen geschaffen, aus denen die im Dienste der französischen und burgundischen Fürsten stehenden flandrischen Künstler, zu denen ja Eyck gehört hat, den neuen Stil entwickeln konnten. Sie hat auch manches von ihrem berühmten delikaten Geschmack und ihrer erstaunlichen technischen Verve als Erbgut an die ihnen damals politisch und kulturell so nahe stehenden Flamen abgegeben. Aber im übrigen war es die alte germanische Tatkraft, die der neuen eyckischen Kunst ihren Charakter gab, das muß im Gegensatz zu manchen chauvinistisch-französischen Ansprüchen, die man heute hört, gesagt werden. — Wenn man bis jetzt von den voreyckischen Gemälden cisalpiner Abstammung sprach, wußte man nur wenige Bilder zu nennen. Die Ausstellung brachte nun eine erkleckliche Anzahl von teilweise ausgezeichneten Werken bei, z. B. das bekannte aus Dijon stammende Triptychon bei Konsul Weber in Hamburg, das vielgliedrige Tafelwerk bei Herrn Chardon in Brüssel, zwei kleine Gemälde aus der Sammlung Friedrich Lippmanns, des leider so früh verstorbenen Direktors des Berliner Kupferstichkabinetts, mehrere kleine Tafeln aus dem Louvre und Bargello: sie galten früher meistens als flandrische Arbeit und manche gingen unter dem Namen Broederlam, der gerne, aber mit Unrecht, als einziger greifbarer Vorläufer des Jan van Eyck genannt wird. Alle diese Arbeiten und eine recht große Anzahl, die ihnen nahe verwandt sind, lassen sich nunmehr als französische Kunstwerke bestimmen. Sie haben aus der Geschichte der altniederländischen Malerei zunächst auszuscheiden und können höchstens als erklärende Verbindungsglieder herangezogen werden. Entwicklungsgeschichtlich läßt sich leider zur Zeit noch wenig aus ihnen entnehmen. Sie sind großenteils sehr hübsch, aber fast möchte ich sagen charakterlos, und jedenfalls läßt sich aus ihnen der Uebergang zur Kunst des 15. Jahrhunderts nicht erklären. Vielleicht wäre das möglich gewesen, wenn das Verlobungsaltärchen Richards II. von England aus dem Besitz von Lord Pembroke hätte ausgestellt werden können. Nach der schönen Photographie von Adolf Braun zu schließen muß dieses Bild, das 1396 gemalt ist und allerdings ohne zwingende Beweisführung einem Pariser Künstler von niederländischer Abstammung, dem Beauneveu, zugeschrieben wird, manche Frage zu lösen imstande sein. Der rechte Flügel mit der Madonna und den singenden Engeln gehört gewiß zur Pariser Schule; denn seine nächsten Verwandten sind die berühmten nordfranzösischen Madonnen. Diese Madonna ist aber auch schon eine Vorläuferin von Eycks Madonnen, wie wir sie aus der schönen kleinen Antwerpener Brunnenmadonna oder aus dem prächtigen Berliner Kirchenbild kennen. Das Bild des angeblichen Beauneveu ist leider nicht ausgestellt worden, weil es bei Gelegenheit einer früheren Leihausstellung einen Sprung bekommen hatte und aus dem übrigen beigebrachten Material konnte etwas Bestimmtes nicht entnommen werden. Das ist wirklich verhängnisvoll.

Es liegt keineswegs an dem kleinen Umfang dieser jetzt als französisch erkannten Gemälde, daß wir zur Zeit sie nicht besser verwerten können. Wir besitzen ja auch einige Bilder dieser Zeit, die einen beträchtlichen Umfang haben; auch diese helfen uns nicht weiter. Das wichtigste unter diesen größeren Stücken ist das Martyrium des heiligen Dionys. Es wird im Louvre aufbewahrt und darf nach seiner Qualität als ein Hauptwerk gelten. Das in der Tat sehr bedeutende Gemälde stammt von einem Künstler von hohen Gaben, feiner Empfindung und großer technischer Stärke. Man spürt besonders in der Figur des Henkers, der dem Heiligen das Haupt abschlägt, das Drängen nach naturalistischer Wahrheit; aber alle die unleugbaren großen Vorzüge auch dieses Bildes liegen auf mittelalterlichem Boden. Die neue Zeit wird nicht in ihm vorausgesagt. Hier ist eine so hohe Stufe innerhalb der mittelalterlichen Kunst erreicht, daß man füglich von einer Blüteperiode sprechen kann. Die Zeit war vielversprechend. Wir Heutigen, die wir das Leben der damaligen Kunst aus so wenig abgerissenen Details mühsam konstruieren müssen, wissen jedoch diese Versprechungen noch nicht zu fassen und zu deuten. Die Frage wird übrigens noch besonders verwickelt, wenn wir die Autorschaft untersuchen. Das Bild trägt rein französischen Charakter im Typus der Leute, sowie in seinen Beziehungen zur damaligen Plastik und Buchmalerei. Es soll aber gemalt sein, wenn wir den allerdings nicht mit beweisender Kraft herangezogenen Urkunden glauben wollen, von einem Pariser Künstler, namens Jean Malouel. Dieser ist von niederländischer Abstammung. Ein charakteristisches Hauptwerk der Pariser Schule von 1400 wäre demnach von einem gebürtigen Niederländer gemalt. Man sieht, daß wir zur Zeit nur über die Oertlichkeit im klaren sind. Es hat im Mittelalter eine französische Malerschule gegeben, deren Hauptsitz Paris gewesen ist und deren Charakter bestimmt war durch eine Mischung von französischen und germanischen Elementen. Diese Mischung ist überaus gut gelungen, weil im Norden von Frankreich damals noch immer sehr stark mit den Nachwirkungen der wiederholten Einwanderungen von Germanen zu rechnen ist, so daß die französische Kultur an sich schon für etwaige germanische Beeinflussungen leicht zugänglich war. Die Blütezeit dieser

Pariser Malerei können wir in das letzte Drittel des 14. Jahrhunderts verlegen, wo der lyrische etwas weltferne Stil des Mittelalters sich der epischen Realistik des 15. Jahrhunderts nähert und besonders das Porträt den Malern die Aufgabe bestimmter Naturtreue, zumal in Hinsicht auf die bereits hoch entwickelte Plastik ziemlich häufig und nachdrücklich stellte. Der Stil entspricht im allgemeinen durch seine raffinierte Eleganz dem der Plastik; im allgemeinen gleicht die Malerei damals aber der gleichzeitigen Sieneser und der sogenannten kölnischen Kunst. Mit dem Wort „sienesisch" ist nun auch ein weiterer Faktor angedeutet, der hier bestimmend mitgewirkt hat: die italienische Kunst war sowohl durch die nach Frankreich übergesiedelten Päpste wie auch durch die kosmopolitischen Beziehungen der damaligen französischen Könige in Frankreich wohlbekannt. Italienische Künstler haben damals im ganzen Frankreich ihre Tätigkeit entfalten dürfen und ihr Einfluß ist überall nachweisbar. So muß mit ihrer Tätigkeit gerechnet werden, wenn der Charakter der französischen Malerei vom Ende des 14. Jahrhunderts bestimmt werden soll, und dadurch wird der Fall kunsthistorisch recht kompliziert.

Dem neuen Stil, wie er uns in den Niederlanden auf einem datierbaren Bild zum erstenmal 1432 im Genter Altar entgegentritt, entspricht bereits durchaus unter den in Paris ausgestellten Gemälden — abgesehen von der Qualität! — eine Mater misericordiae aus dem Museum von Puy. Sie hat wohl ursprünglich als Kirchenfahne gedient und ist kaum später als 1420 anzusetzen. Das Stück ist äußerlich recht unscheinbar und hat darum selbst auf der Ausstellung nur wenig Beachtung gefunden. Aber da es nun einmal in so frühe Zeit hinaufreicht, so verdient es besondere Berücksichtigung. Es ist eines der frühesten Gemälde — wenn nicht das früheste —, das im eyckischen Charakter gehalten ist. Besonders die vielen Porträte, die sich unter den von der Jungfrau beschützten Scharen befinden, erinnern so lebhaft an niederländische Schärfe, daß man auch wirklich an Beeinflussung durch flandrische Kunst gedacht hat. In Anbetracht der sehr frühen Datierung ist nun mit einer Uebertragung fremder Ideen, die doch eine gewisse Zeitdauer erfordert, wohl weniger zu rechnen, als mit rein niederländischem Ursprung überhaupt. Da die Porträte zum Teil Franzosen darstellen, ist allerdings auch eine Verbindung mit Frankreich sichergestellt.

Man will diese ehemalige Kirchenfahne als direkte Vorläuferin eines großen Hauptstückes der französischen Malerei des 15. Jahrhunderts nehmen, der triumphierenden Jungfrau Maria von Enguerrand Charonton aus dem Jahre 1453 und somit eine ununterbrochene, selbständige Entwicklungsreihe feststellen. Hier stehen wir einem außergewöhnlich gut beglaubigten Werke gegenüber. Der Abbé Requin, der sich um die Erforschung der altfranzösischen Malerei so große Verdienste erworben hat, entdeckte vor einigen Jahren den zwischen dem Besteller und dem Maler des Bildes geschlossenen Kontrakt. Man liest mit Interesse die unzähligen Detailvorschriften, die dem Künstler gemacht wurden und wundert sich, daß trotzdem eine so gute Arbeit zustande gekommen ist. Die Szene zeigt in der himmlischen Glorie die Krönung Mariä und auf beiden Seiten die Scharen der Seligen. Auf der Erde sieht man die Toten aus den Gräbern aufsteigen. Ein feiner Sinn für Liebenswürdigkeit ist dem Bilde eigen, der sich besonders in dem anmutigen Haupte Mariä ausspricht; die Färbung nur ist etwas laut und arbeitet mit übertrieben reicher Verwendung von Rot. Der Maler war Franzose. Die Tafel ist jedoch hauptsächlich aus niederländischem Einfluß zu erklären und die Verwandtschaft mit den Werken der Brügger und Brüsseler Schule ist ganz unverkennbar, und somit ist es um die unmittelbare Selbständigkeit in der Entwicklung der französischen Malerei, soweit wenigstens die Tätigkeit des Charonton in Betracht kommt, schlecht bestellt. Gerade dieser Altar, der urkundlich als französische Arbeit gesichert ist, läßt so recht den Umschwung der Verhältnisse erkennen. Wenn bis gegen 1400 französischer Geschmack in der Malerei vorwiegend gewesen war, so ist das jedenfalls im 15. Jahrhundert nicht mehr der Fall. Da waren je nach der geographischen Lage die Niederländer oder die Deutschen die Gebenden, und mitunter ist, besonders im Süden, in der Gegend von Avignon, noch immer mit italienischem Einfluß zu rechnen.

Dieses Verhältnis, das die französischen Elemente als die abhängigen erscheinen läßt, spricht sich besonders klar in den Werken des Jean Fouquet aus, die in schöner Vollständigkeit zusammengetragen waren. Auf einer Wand hingen in stolzer Reihe die verschiedenen Porträte, die man ihm zuschreibt, und in ihrer Mitte die Madonna des Antwerpener Museums, zu der sich nach so langer Zeit wieder einmal das dazu gehörige Bildnis des Etienne Chevalier gesellte, das im Berliner Museum aufbewahrt wird. Nicht alle die unter Fouquets Namen zusammengefaßten Werke werden freilich von ihm gemalt sein. Trotz des so ungewöhnlich günstigen Umstandes, daß die Bilder so unmittelbar zum Vergleichen nebeneinander gehängt waren, konnte man sich nicht recht einigen. Die Erhaltung ist eben zu ungleichmäßig. Man wird wohl außer den genannten Gemälden von Berlin und Antwerpen auch die Bildnisse Karls VII. und des Kanzlers des Ursins, vielleicht auch das schöne charaktervolle Bildnis eines älteren Herrn beim Fürsten Liechtenstein als zusammengehörig annehmen dürfen. Ob dagegen das Porträt der Sammlung Wilczek von Fouquet gemalt ist, erscheint mir höchst fraglich, wiewohl es gewiß in seine Nähe gehört. An allen diesen Werken bekommt man den Eindruck viel weniger der französischen Abstammung als der Beeinflussung durch die niederländische Kunst, besonders aus der Richtung des Dirk Bouts; daneben weiß man ja, daß in den Miniaturen des Fouquet Anordnung und Ornament sehr lebhafte Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Italien zeigen. Die hohe schöpferische Originalität, wie sie den flämischen, holländischen und deutschen Künstlern dieser Zeit eigen gewesen ist, kann man nicht einmal bei Fouquet finden, der doch entschieden ein tüchtiger Meister war und innerhalb der französischen Malerei eine große Rolle spielt. Seine Porträte sind mehr auffallend als wirklich markant. Das stoffliche Interesse wiegt oft genug vor und dabei hat Fouquet nicht die große Freiheit und künstlerische Sicherheit in der Behandlung der Details wie die Niederländer.

Im Anschluß an die Beobachtung, daß Fouquet den Niederländern an technischen Feinheiten nachsteht, sei auch eine generelle Bemerkung gemacht. Man kann jetzt aus französischem Mund recht sonderbar klingende Urteile über das Verhältnis der französischen Malerei zur niederländischen hören. Vor allem ist es jetzt in Frankreich Mode geworden, bei den Niederländern von einer ängstlichen Feinmalerei zu sprechen und ihnen die französischen Maler als großzügige Naturalisten gegenüberzustellen. Das scheint mir eine nicht ganz unbefangene Art der Betrachtung zu sein; denn die vermeintliche Großzügigkeit der Franzosen ist in dieser Zeit doch eigentlich nur Dürftigkeit, während die angebliche Aengstlichkeit der Niederländer in der Tat nach wie vor als eine höchst geschmackvolle, selbstsichere, vollkommen freie Sorgfalt gelten darf.

Die französische Malerei entbehrt im 15. Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen ebenso sehr des künstlerischen Reizes wie sie ihn in so unerwartet hohem Maße am Ende des 14. Jahrhunderts besessen hat. Das sieht man auch an den großen Werken des berühmten Hauptmeisters der provençalischen Schule, des Nicolas Froment von Avignon. Von ihm wurde das urkundlich beglaubigte Bild aus der Kathedrale von Aix ausgestellt, der brennende Dornbusch von 1474—1476. Hier zeigt sich sogar eine gewisse Haltlosigkeit; der Künstler schwankt zwischen krassem, in den männlichen Figuren leicht zur Karikatur führendem Realismus und einer nicht gerade glücklichen Idealisierung, die seine weiblichen Heiligen mit einer fast saftlosen Anmut ausgestaltet. Das Bild ist sehr stattlich und ohne Frage eine wackere Arbeit. Es gibt seinem Urheber inmitten der allgemeinen Kunstentwicklung eine ähnliche Stellung wie sie in Deutschland Friedrich Herlin eingenommen hat, und wie bei Herlin geht auch bei Froment das Fremde neben dem Einheimischen her, ohne daß man diese Faktoren leicht scheiden könnte. Wir wissen, daß in Avignon außer französischen auch viele holländische und italienische Maler ge-

arbeitet haben. Sie scheinen alle an Froment abgefärbt zu haben. Immerhin vertritt er diese Mischkunst, die schließlich auch einzelne charakteristisch französische Typen aufweist, so gut, daß man von einer Schule des Froment sprechen und ihr mit Bestimmtheit eine ganze Anzahl von Werken zuweisen darf, die bis jetzt schwer unterzubringen gewesen sind. Das wichtigste und schönste darunter ist wohl die Auferweckung des Lazarus im Besitz des Herrn v. Kaufmann in Berlin. Verfasser hat sie früher an dieser Stelle für eine holländische Arbeit erklärt und sie nicht für französisch gelten lassen. In der Tat wiegen auch in ihr die holländischen Elemente vor, die sehr lebhaft an Werke wie die des Ouwater und des Geertgen von Haarlem erinnern; späterhin glaubte Referent jedoch Friedländer beistimmen zu dürfen, der den von Holland her beeinflußten Froment als Autor vorgeschlagen hat. Nun aber, wo ich mehrere Wochen lang das beglaubigte Hauptwerk des Froment bequem mit der Auferweckung des Lazarus vergleichen konnte, kehre ich zu meiner Ansicht zurück, daß diese Auferweckung nicht von Froment herrührt; dagegen muß ich sie doch für französisch halten und zwar in die nächste Nähe des Meisters von Avignon stellen. Dem Froment ist dann wohl sicher zuzuschreiben die überlebensgroße Figur eines heiligen Bischofs aus dem Seminar von Avignon, und diesem Stück möchte ich als nah verwandt, wenn auch gewiß nicht von demselben Künstler gemalt, anreihen die zwei großen Heiligen der Alten Pinakothek in München, die in unserem Katalog als neapolitanische Schule angeführt sind. Sie sind auf Eichenholz gemalt und weisen in der Landschaft durchaus unitalienische Züge auf, die sich am besten aus niederländischem Einfluß erklären lassen und sich mit den in der französischen Landschafterei häufigen Motiven nah berühren. Der eine der beiden Bischöfe ist auch ein französischer Heiliger, Ludwig von Toulouse, und sein Gewand ist reich mit den französischen Lilien besät. Hier sei nun auch noch einer sehr glücklichen Beobachtung gedacht, die Dr. Warburg vor zwei Jahren in der Pinakothek machte und die er wohl selbst gelegentlich weiter verfolgen wird. Er entdeckte auf der kleinen, an sich sehr hübschen, aber durch den gar nicht günstigen goldenen Rahmen doch unvorteilhaft wirkenden Verkündigung, die man bis jetzt in die Schule des Filippo Lippi zu setzen pflegte, das Wappen von Jacques Coeur von Bourges. Das Bild zeigt in der Tat große Verwandtschaft mit der authentischen Verkündigung des Fra Filippo Lippi, die auch in der Pinakothek aufbewahrt wird, trägt aber im reichen, dabei etwas dunstigen, gar nicht florentinisch hellen Kolorit so viel Fremdartiges in sich, daß ich es nie für eine rein italienische Arbeit gehalten habe. Früher mußte ich die Frage ungelöst lassen; jetzt aber glaube ich mit Bestimmtheit ein französisches Gemälde und zwar aus der Gruppe des Fouquet in ihr zu erblicken.

(Schluß folgt.)

Ein Riesen-Kirchenprozeß

von großem allgemeinen Interesse ist soeben in London vor dem House of Lords als höchster Berufungsinstanz des Landes endgültig entschieden worden. Er betrifft einen Streit der Free Church und der United Free Church in Schottland; beteiligt sind auf seiten der ersteren etwa 25 Geistliche, welche gegen 1100 Amtsbrüder Prozeß anstrengten wegen Mitnahme des Kirchenvermögens bei ihrem Austritt aus der alten Free Church; der Streitgegenstand betrifft Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Colleges (an Hochschulen) und Stiftungen im Gesamtwerte von etwa 4- bis 5,000,000 Pfd. St. oder 80 bis 100 Millionen Mark.

Wie kam die ganze Sache? Um den Fall zu verstehen, ist es wohl gut, zunächst an die allgemeinen Eigenschaften der Schotten in religiösen Dingen zu erinnern. Freiheitsliebend, selbständig, hartköpfig ist der Schotte im allgemeinen in politischen Dingen; er ist es doppelt in religiösen Fragen. Die Kämpfe um den Glauben im 16. und 17. Jahrhundert sind wohl kaum irgendwo mit mehr Eifer und Hitze ausgefochten worden als in Schottland. Und wie das Volk zu John Knox' Zeiten war, so ist es heute noch. Auf der einen Seite ist es ja ein erfreuliches Zeichen, daß das religiöse, kirchliche, dogmatische Interesse noch so lebendig im Volke ist — es ist es nicht mehr in so manchen Staaten des Festlandes; aber hier lebt die Religion im Volke noch, und für nichts hat der Schotte so reges Interesse wie für dogmatische Fragen und seine Kirche. Es wird wohl wenige Städte geben, wo man etwa folgende Zeitungsnotiz lesen kann, die ich so wiedergeben möchte: „Aus der Kirche. In der letzten Sitzung des Kirchengemeinderats der East United Free Church machte Se. Hochwürden Herr Pfarrer J. L. Elder von seiner Absicht Mitteilung, seine Stelle aufzugeben. Sein Grund ist, daß er Coldstream für überreich mit Kirchen versehen (overchurched) ansieht; es gibt dort nämlich nicht weniger als drei Kirchen der United Free Church, außer den Kirchen der Staatskirche und der bischöflichen Kirche." (Coldstream ist ein Ort von 1500 Einwohnern; The Scotsman, 2. Aug. 1904, S. 8; „Ecclesiastical".)

Schottland ist das Land der Kirchen und der Schulen. In der Hauptstadt Edinburg mit der zugehörigen Hafenstadt Leith (rund 400,000 Einwohner) gibt es neben den großen kirchlichen Parteien (1902: Staatskirche 54 kirchliche Gebäude; United Free Church 88; Episcopal Church 24; Baptist Church 9; Congregational Churches 11; katholisch 6 kirchliche Gebäude) noch etwa 20 Sekten, zum Teil je wieder mit mehreren kirchlichen Gebäuden, eigenen Schulen u. s. w.

Die Landeskirche ist die Church of Scotland, hervorgegangen aus John Knox' Reformation 1560. Ihr Charakteristikum ist das Reformiertsein und der Grundsatz des Establishment, das heißt kurz gesagt: sie ist staatlich. Die Frage der Rechte des Staates in kirchlichen Dingen nun hat die Schotten von jeher tief beschäftigt, und so haben sich denn in den Jahren 1733 und 1761 zwei Abteilungen gebildet, die der Presbyterianer, welche jede Einmischung des Staates in innerkirchliche Dinge ablehnten und sich auf dem Grundsatze der eigenen Verwaltung durch Kirchenälteste (der Geistliche an der Spitze) und Gemeinde selbständig einrichteten. Sie ernannten ihre Geistlichen selbst, und unter diesen gab es keine Rangordnung. Ihre beiden Zweige vereinigten sich wieder zur United Presbyterian Church 1847.

Die Frage der Ernennung der Geistlichen durch den Staat (Patronage) jedoch beschäftigte die schottischen Gemüter weiter, und innerhalb der Established Church gab es stets zwei Parteien im Hinblick auf diese Frage, eine schärfere, strengere, und eine mildere, losere. Die Frage wurde brennend, als um 1840 der Staat einige Kanonenboote nach dem Norden zu senden hatte, um die von ihm ernannten und eingesetzten Geistlichen gegen ihre Kirchengemeinden zu schützen. Jetzt, 1843, trat die mildere Partei, (etwa 600, die Mehrzahl der damaligen staatskirchlichen Geistlichen), geführt von Dr. Chalmers, Begg u. a., aus der Staatskirche aus (the Disruption) unter Verzicht auf alle Einkünfte und Rechte. In feierlichem Zuge ging es von der in der schottischen Kirchengeschichte berühmten Assembly Hall auf dem Schloßberg von Edinburg hinunter nach Cannonmills, und hier wurde unter freiem Himmel unter ernstem Gebet und Singen — wie in den Tagen des Covenant — die Free Church gegründet. Man sprach sich im Grundsatze für Establishment, also für Eingreifen des Staates in kirchlichen Dingen aus, erklärte aber, der gegenwärtige Zustand sei unhaltbar und man könne so lange nicht staatskirchlich sein, als die damaligen Gesetze beständen.

Die neue Kirche blühte; zunächst zwar war man arm; die Geistlichen hatten kein Haus, wo sie ihr Haupt niederlegen, die Gläubigen kein Haus, wo sie ihre Gebete verrichten konnten. Allein man schickte sich in die Zeit, und Gaben flossen von allen Seiten, und stolz stand man

bald denen gegenüber, die in der **Established Church** verblieben waren.

Allein, wie es so geht, die Alten und Gründer waren mäßig gewesen, die Jünger und Schüler gingen über die Lehrer, und bald fand man kaum irgendwo stärkere Gegner des Staatseinflusses als in der neuen **Free Church**. Und siehe da, als nach einigen Jahrzehnten unter Lord Beaconsfield das anstoßgebende Gesetz des **Patronage** abgeschafft wurde, da — war keine Rede davon, daß die **Free Church** in den Schoß des Staates zurückkehrte. Sie blieb für sich und blühte weiter, baute Kirchen über Kirchen, gründete Schulen und **Colleges** an den Hochschulen, sandte ihre eigenen Missionare aus und bildete alles in allem eine der angesehensten kirchlichen Körperschaften in Schottland mit etwa 1100 Geistlichen.

Allein, Einigkeit macht stark. Die Macht dieses Wortes wird nie mehr gefühlt als in Kriegs- und Kampfeszeiten, und so hatten schon 1847 die Presbyterianer gefühlt, daß sie am besten ihre Arbeit in Friedenszeiten — das Sektieren — wieder aufheben und hatten sich demgemäß wieder vereinigt. Und da nun die **Free Church** ihren Grundsatz des **Establishment** tatsächlich und als offenes Geheimnis aufgegeben hatte, so trennte sie eigentlich wenig mehr von den Presbyterianern, die gleichfalls mächtig und stark waren. Einige dogmatische Unterschiede konnte man begraben; aber waren sie und die **Free Church** einig, so war keine kirchliche Partei in Schottland stärker als sie und dann könnte man es vielleicht wagen, Schritt für Schritt gegen die anderen vorzugehen. Schlaue Köpfe, Principal Rainy, Haupt der **Free Church** an der Spitze, sahen diese Möglichkeit, und sie lockte das Bild ihrer künftigen Stärke im politischen Kampfe. Was geschah? Der Fall wurde lange erörtert, verschoben so lange die alten **Free Church**-Leute aus den Gründerzeiten noch lebten; aber 1900 konnte man es endlich wagen, mit dem direkten Antrage auf Vereinigung mit den Presbyterianern vor die Kirchenversammlung zu kommen. Wieder tagte man droben in der Assembly Hall. Die besten Redner sprachen für die Vereinigung, und alles schien sich in Wohlgefallen aufzulösen. Doch ein kleines Häufchen, 25 bis 30, leisteten Widerstand und hielten die alten Grundsätze der **Free Church** hoch. Sie waren droben im Norden geboren, wo die dicksten Köpfe wachsen, und die neuen Gedanken der vorgeschrittenen Tieflande waren noch nicht bei ihnen durchgedrungen. Man versuchte sie zu überzeugen, man wurde hitzig, und endlich wies man ihnen voll christlichen Eifers, aber wenig liebevoll, die Kirchtür und sagte ihnen, sie können ja gehen. Es half nichts, daß sie sagten, *sie* seien die Alten und in ihrem Eigentum: die Tür blieb ihnen verschlossen; so war Einigkeit in der Versammlung hergestellt und die Bündler siegten. In feierlichem Zuge — nach alter Sitte — ging es nun hinunter, diesmal über die belebteste Hauptstraße nach dem Waverley-Markt, und hier wurde nun — die vereinigten Presbyterianer hatten den Bundesantrag einstimmig angenommen — wieder unter freiem Himmel die **United Free Church** konstituiert. Es war ein großer Erfolg für diejenigen, die den Bund zustande gebracht hatten, und man war eine Achtung und Furcht gebietende Macht für alle Andersgläubigen.

Allein, die 25 wollten nicht ruhig sein. Man machte sie lächerlich, war streng und wies sie ab, indem man selbst von dem ganzen Besitztum der **Free Church** Besitz behielt, und ihn für die Neuhinzugekommenen gemeinsam mitverwendete; ja, die 25 mußten froh sein, daß sie nicht sofort aus ihren eigenen Kirchen u. s. w. vertrieben wurden. Man war forsch ihnen gegenüber und vertraute darauf, daß sie nicht vor Gericht gehen würden; denn dazu gehört im Königreich Großbritannien besonders das eine, was auch sonst zum Kriegführen gehört — *Geld* —, und das hatten die paar armen Hochlandsgemeinden nicht.

Doch, außerordentliche Fälle spornen zu außerordentlichen Leistungen an, und einige gute Freunde fanden sich doch für das kleine Häuflein, und so konnten sie endlich vor Gericht gehen. Allein der erste Richter in Edinburg fand das Recht auf der anderen Seite, und nun hatten sie weniger als nichts. Natürlich ging man vor die nächste Instanz, den höchsten schottischen Gerichtshof, und diesmal war die Sache schon ernster. Allein wieder fand der **High Court of Session**, daß die Aenderung rechtmäßig gewesen sei, und daß die 25 also kein Recht mehr an das Vermögen der **Free Church** haben. Nun war die Lage der 25 verzweifelt. Prozeßführen ist furchtbar teuer, und die Entscheidung in London war nach allem unsicher. Gern hätten sie nun wohl Vergleiche angenommen; allein die Sieger dachten nicht daran, ihn anzubieten. So blieb der Minderheit nichts anderes übrig, als den Fall vor das **House of Lords** zu bringen. Da waren sechs Richter; im Zweifelsfalle, bei Stimmengleichheit, entschied die Stimme des Vorsitzenden. Ganz England wurde allmählich auf den Prozeß aufmerksam, der nun den höchsten Gerichtshof des Landes acht Tage beschäftigte. Man zählte die Stimmen; drei waren nach ihren Aeußerungen für die Minderheit; drei — darunter der Vorsitzende — für die Mehrheit. Da — starb der Vorsitzende, und es wurde nötig, nach Ernennung des neuen Lordkanzlers den Fall noch einmal zu verhandeln. Gleichzeitig wurde mit besonderer Vorsicht eigens ein weiteres Mitglied in den Gerichtshof gewählt. Inzwischen waren nun der bisher siegreichen Mehrheit offenbar doch auch gewisse Zweifel gekommen, und man bot der Minderheit 50,000 Pfd. St. (= 1 Million Mark) als Abfindungssumme an. Allein nun verlangte diese ihr Recht und verzichtete auf Vergleich. So kam es zur neuen Verhandlung — diesmal dauerte sie neun Tage —, und nun gaben fünf von sieben Stimmen ihre Stimme für die 25, und verurteilten die 1100 in den Verlust ihrer sämtlichen, 1900 annektierten Güter, Kirchen, Pfarrhäuser, Schulen, Gelder, und zur Tragung sämtlicher Kosten, im ganzen sicher etwa 90 Millionen Mark. Der Prozeß verdient seiner allgemeinen Bedeutung halber wohl, daß wir einen Augenblick dabei verweilen.

Was waren die auf beiden Seiten angeführten Gründe? Die 1100 sagten: Wir sind eine Körperschaft, die als solche in ihren Versammlungen das Recht und das Organ hat, sich organisch zu ändern, ohne dadurch ihrer Identität und dadurch wieder ihres Gutes verlustig zu gehen.

Die 25 erwiderten: Nein; ihr könnt eure Ansichten ändern, aber dann gehört ihr nicht mehr der **Free Church** an, sondern habt aus derselben auszutreten; das Vermögen gehört der **Free Church**, und geht nicht mit euch; denn es wurde der **Free Church** gestiftet, und ein wesentlicher Grundsatz der **Free Church** ist „**Establishment**". Eine Vereinigung mit einer Staatsrechte überhaupt ablehnenden Kirche (den Presbyterianern) ist also grundsätzlich unmöglich.

Man sieht, es stehen sich also zwei Auffassungen gegenüber; die eine geht aus von der Identitätsfrage und betrachtet die Rechte der gesetzgebenden Versammlung. Die andere betrachtet rein rechtlich die Vermögens- und Stiftungsfragen. Es ist interessant zu beobachten, daß beide schottische Instanzen — überwältigt von dem offenkundigen *Willen* der Mehrheit, zu ändern — sich ihrer Auffassung anschlossen; schwer verständlich wird aber immer bleiben, wie sie so weit gehen konnten, den Rest in den Verlust ihrer Güter und die Kosten zu verurteilen, obgleich dies allerdings nur die strenge Folge ihrer Grundannahme ist. Die englischen Richter dagegen stellten rein die Frage: wem und zu welchen Zwecken war das Vermögen gestiftet? Solange dieser Zweck, diese Gemeinschaft noch weiter besteht, gehört den darin Verbleibenden das ganze Vermögen, mag dieses noch so groß, die Zahl der Besitzer, d. h. Verwalter, noch so klein sein. Sie wurden nicht von der Zahl der ändern-Wollenden überwältigt und, folgend verschiedenen in demselben Sinne gefaßten Urteilen, gaben sie ihren Spruch, ein herrliches Beispiel des: **Fiat justitia, ruat coelum.**

Interessant ist aber weiter noch eines: Alle Welt wünscht nun einen Vergleich zwischen den beiden Schwestern. Jedermanns Hirn sträubt sich, die Sache nun als ganz erledigt anzusehen, und niemand nimmt an, daß die kleine **Free Church** nun tatsächlich die Erbin des Riesenvermögens werde. Alle Welt erwartet irgend einen Ausweg, etwa so, daß die **Free Church** der **United Free Church** einen entsprechenden Anteil **freiwillig über-**

läßt. Allein, kann sie das rechtlich? Sie ist ja nur Verwalterin eines für Free Church-Zwecke gesammelten Vermögens und kann, ohne selbst sich einer Verfehlung gegen das Stiftungsvermögen schuldig zu machen, dies nicht für Zwecke einer anderen Denomination verwenden. Und dieser rechtliche Einwand ist ausschlaggebend. Es gibt jedoch einen Ausweg: das Parlament ist allmächtig; wenn es einem Privatantrage auf eine entsprechende Vermögensabtretung an die United Free Church zustimmt — was es ohne Zweifel eintretendenfalls tun wird —, so ist die Sache rechtlich glatt und der Streit kann für das gewöhnliche Rechtsgefühl befriedigend beigelegt werden.

Zuvor aber wird es noch langer Verhandlungen bedürfen, und es ist fraglich, ob die stolzen Führer der United Free Church es überhaupt zu Friedensverhandlungen mit der früher schnöde behandelten Minderheit kommen lassen werden. Schon fließen die Beiträge reichlich und es ist nicht sicher, wie weit die Besiegten nun in ihrem Trotz und in ihren Spitzfindigkeiten gehen werden. Schon haben die Führer in einem Manifest — das in ihren sämtlichen Kirchen am Sonntag nach dem Urteile verlesen wurde; vorher wurden die Kirchengemeinden betr. der Einigung überhaupt nicht gefragt — erklärt, sie stehen in Gottes Hand, auch böse Zeiten seien Gottes wohlwollende Fügung und ihre Kirche scheine eben von Gott besonders dazu auserſehen zu sein, mehrfach durch tiefe Not hindurchzugehen und so ein Beispiel tragender Geduld zu geben. Ist es aber nicht eine Blasphemie, wenn diejenigen Leute, die vorher so hochfahrend wie möglich aufgetreten sind und sich nun in diesem rein weltlichen Kampfe durch ihre eigene Unvorsichtigkeit und gewalttätiges Wesen eine böse Schlappe zugezogen haben, wenn sie sich nun die Märtyrerkrone aufs Haupt setzen und sich als besondere Werkzeuge Christi ausgeben? — Und noch eine letzte Bemerkung drängt sich auf, die wir der Lehre halber nicht hintanhalten wollen: nichts, gar nichts hat in den letzten Jahren der christlichen Kirche in Schottland so viel geschadet wie dieser mehr und mehr heftig werdende Streit der christlichen Brüder. Ein angesehener Rechtsanwalt — der der Established Church angehört, gegen welche unter anderem der Bund der United Free Church gemünzt war —, erzählte mir und anderen unter Lachen, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können vor eitel Freude über diesen Mißerfolg einer so rührigen kirchlichen Partei; alle fünf Minuten sei er aufgewacht und habe lachen müssen über die Demütigung der stolzen 1100. Mag dies Schadenfreude sein; sie ist ehrlich und menschlich; so aber geht es nicht nur diesem in seinen kirchlichen Grundsätzen festen, gebildeten Mann, sondern es geht so Tausenden, die angeekelt durch das Gezänke dadurch der Kirche tiefer, gründlicher entfremdet werden als auf manche andere Weise.

Edinburg, 8. Aug. 1904. **D. G.**

Bücher und Zeitschriften.

„Der goldene Spiegel" und Wielands politische Ansichten. Von Dr. Oskar Vogt. Berlin 1904. Alexander Duncker. (26. Band der „Forschungen zur neuern Literaturgeschichte". Herausgeg. von Dr. Franz Muncker.)

Wieland, dieser überaus reiche, fruchtbare und vielseitige Schriftsteller wird immer noch nicht, weder seiner historischen Bedeutung noch seiner absoluten Größe nach, allgemein so gewürdigt wie er es verdient. Bei ihm hat die literargeschichtliche Forschung noch viele Versäumnisse einzuholen. Lebhaft darf daher das Buch von Dr. Vogt als eine neue Erscheinung im Gebiete der wissenschaftlichen Wieland-Literatur begrüßt werden, wenn es auch den Dichter von einer Seite betrachtet, die nicht im Vordergrund des Interesses steht. Als einen Hauptstützpunkt für das Urteil über Wieland als Politiker nimmt Vogt mit vollem Rechte den Roman „Der goldene Spiegel" in Anspruch. Ihm gilt der erste, kleinere Teil seines Buches. Ueber Wesen, Inhalt, Entstehen und Form des Wielandschen Staatsromans gibt Vogt eine Reihe tiefdringender, verständnisvoller Ausführungen, wenn auch noch manches über dieselben Gegenstände zu sagen wäre. Das Kapitel „Quellen" hätte ausbleiben dürfen; denn mit seinem kleinen, negativen Inhalte nimmt es sich nur wie eine Entschuldigung dafür aus, daß der Verfasser „die nicht nur sehr umfangreiche, sondern auch sehr schwierige, wenn nicht unlösbare Aufgabe", eine genaue Untersuchung der Quellen des goldenen Spiegels zu liefern, nicht geleistet hat. Der zweite Teil des Buches geht im näheren auf Wielands politische Ansichten ein. Wie Wielands ethisches und ästhetisches Glaubensbekenntnis im Laufe der Zeit Wandlungen durchmachte, so änderten sich auch seine politischen Anschauungen in den einzelnen Lebensabschnitten, und zwar teilweise so erheblich, daß die Entwicklungslinie derselben mehrfach starke Wendungen, oft Schlingen und Rückläufe aufweist. Die beiden Endpunkte bilden der Republikaner (in der Jugend) und der Monarchist Wieland (im späteren Leben). Am stärksten schwankte der letztere zur Zeit der französischen Revolution. Die Anlage des Vogtschen Buches verhindert es leider, den Entwicklungsgang des Politikers Wieland dem zeitlichen Verlaufe nach deutlich verfolgen zu können. Vogt betrachtet jede Frage gesondert in einem Abschnitte (z. B. III. Wieland und die Verfassungsfrage, IV. Verhältnis von Obrigkeit und Untertan, V. Volksbildung u. s. w.) und ist dabei bemüht, jeweils die endgültigen oder hauptsächlichsten Meinungen des Dichters über die betreffenden Punkte klarzulegen. Ihre Modifikationen, ihr zeitliches Erscheinen, sowie die Gründe dafür werden meist nur in kurzen Seitenblicken brührt. Vogt legt bei seinen Untersuchungen den Hauptwert auf die Betonung des Grundcharakters in den wechselvollen politischen Ansichten Wielands. Er schließt sich den Worten Goethes an, die dieser in seiner Grabrede auf Wieland sprach: „Er spielte zwar mit seinen Meinungen, aber niemals mit seiner Gesinnung." Die redliche Gesinnung läßt Wieland, wie aus Vogts Darlegung hervorgeht, in der Tat auch nie vermissen. Er hatte stets nur das Beste für die Menschen im Auge. Wahre Humanität war immerfort in ihm wach. Die gesunde Vernunft galt ihm als Richtschnur bei allen seinen politischen Forderungen. Extrem radikal war Wieland nie, auch nicht als Republikaner; ebenso stimmte er nie dem absoluten Despotismus zu, so sehr er auch die monarchische Zentralgewalt für einen Staat bisweilen forderte. Wieland suchte zwischen den konservativen und liberalen Gegensätzen zu vermitteln. Damit hängt es auch zusammen, daß Wieland als Politiker Eklektiker ist. Selbst von seinem großen Gegner Rousseau, gegen den der goldene Spiegel gerichtet ist, entlehnt er manche Gedanken. Das Uebernommene verschmilzt er aber in seiner Seele zu einer einheitlichen Anschauung, die als solche neuen und persönlichen Wert besitzt. — Das Bild, das uns Vogt von dem Politiker Wieland entwirft, ist reich gestaltet und sicher gezeichnet. Genaue Sachkenntnis und tiefe Gründlichkeit verschaffen seinem Buche einen hervorragenden Wert. Diese neue Bereicherung der Munckerschen „Forschungen" wird kein Wieland-Forscher entbehren können.

Dr. Arnulf Sonntag.

Handbuch der allgemeinen und speziellen Hydrotherapie. Von L. Schweinburg. Wiesbaden 1904, J. F. Bergmann.

Die Lehrbücher der Wasserheilkunde mehren sich in jüngster Zeit in auffallender Weise, sie fußen alle mehr oder weniger auf den Lehren des Altmeisters Winternitz. In den letzten Jahren sind die hydropathischen Einzelstudien an Zahl derartig gewachsen, daß eine wissenschaftliche Ordnung derselben für den beschäftigten Arzt ein unabweisbares Bedürfnis wurde. Dem Autor, Chefarzt einer österreichischen Wasserheilanstalt, kann das Zeugnis ausgestellt werden, daß es ihm gelungen ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen und in fließender Diktion den modernsten Standpunkt dieses wichtigen Teiles der Therapie präzisiert zu haben. Er beginnt mit einer kurzen physiologischen Einleitung, in der er den Einfluß der Wasserprozedur auf die Temperatur des Körpers, die Herztätigkeit, den Blutdruck, die Muskeln, Drüsen und die Respiration klarlegt, dann schildert er die ein-

zelnen Badeprozeduren, bei welchen er einzelne (das elektrische und Kohlensäurebad, sowie das Lichtbad) als nicht zur Hydrotherapie gehörig hätte weglassen können und endlich führt er diejenigen Krankheiten auf, bei welchen mit Vorteil von der Wasserkur Gebrauch gemacht wird. — Dies ist die in allen Lehrbüchern befolgte Einteilung des Stoffes, sie ist naheliegend und praktisch. Wie aber Schweinburg sich das Thema zurechtgelegt hat und welche Schlußfolgerungen er daraus gezogen hat, das ist zum Teile neu und darum in hohem Grade interessant. Wir sehen, daß es wenige Krankheiten gibt, bei denen das kalte Wasser keinen Nutzen bringen kann, freilich nur in der Hand des wohlerfahrenen, physiologisch klar denkenden Arztes, wir sehen aber auch, wie fleißig auf diesem Gebiete, das leider auch vielfach von Laien begangen wird, gearbeitet wird und welche Erfolge diese Arbeiten gezeitigt haben. Das vorliegende Buch kann als eine Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur betrachtet werden und verdient nicht nur die Beachtung der Fachgenossen, sondern der Aerzte überhaupt.

m.

x

Allgemeine Rundschau.

Die Ausstellung der letztjährigen ägyptischen Funde in London.

Im Anschluß an die Berichte über die Resultate der Ausgrabungen in Aegypten in der letztjährigen Kampagne (Beilage 1904, Nr. 147, S. 543 und Beilage Nr. 171, S. 191) entnehme ich einiges über die Ausstellung der bei diesen Ausgrabungen gemachten und nach England verbrachten Funde verschiedenen Nummern englischer Wochenschriften. In University College, Gower Street, sind von den Funden, die Dr. Naville von Genf und H. R. Hall vom British Museum für den „Egypt Exploration Fund" zu Deir-el-Bahari gemacht haben, ausgestellt. Zu dem unter „Neues aus Alt-Aegypten" in der Beilage Nr. 171 Gesagten wäre noch hinzuzufügen, daß der Architekt, welcher den Tempel des Mentuhotep um 2832 vor Chr. erbaute, Mertisen hieß und sein von Maspero entziffertes Familiendenkmal sich zu Turin befindet. Einige Kalksteinfragmente von Porträts des Pharaos Mentuhotep sind zur Zeit in London zu sehen gewesen, die ein ganz neues Licht auf die bisher als geringwertig betrachtete Kunst des mittleren Reiches werfen. In der Technik sind diese Arbeiten so gut wie Werke des neuen Reiches; die Freiheit der Kunst des alten Reiches fehlt. Ganz vortrefflich sind hier die ausgestellten Reliefs aus dieser Periode mit viehtreibenden und schilfrohrsammelnden Sklaven. Von den Grabbeigaben, wodurch die frommen Aegypter ihrem Könige das jenseitige Leben à la Diesseits einrichteten, ist eine vollständige Bäckerei zu erwähnen: auf einem Brett, zwei Fuß im Quadrat groß, rollen Frauen den Teig, während die Männer mit langen hölzernen Schaufeln, wie sie die Bäcker heute noch gebrauchen, die Brote in bewegliche Oefen schieben. Auch ein Getreidespeicher mit arbeitenden Sklaven ist vorhanden. Die Mumien von zwei königlichen Hofherren und einer Dame zeigen die außerordentlich wohlgepflegten Hände, wie sie für vornehme Aegypter charakteristisch sind; bei der Dame vom Hofe Mentuhoteps waren — vor fast 5000 Jahren — die Fußknochen gerade so verbildet, als wenn sie zu enge Halbstiefel getragen hätte. Ein Reservoir, in welches in späterer Zeit Votivgegenstände geworfen worden waren, hat ein ganzes Museum aus der 18. Dynastie überliefert: eine Votivtafel stellt einen Schreiber, die von ihm selbst gefertigte Inschrift lesend, dar, in einer anderen ist das heilige Land Punt erwähnt; Exvotos, als Augen, Ohren, überhaupt alle menschlichen Körperteile; das Material ist blaue Fayence, Bronze, Zinn; aus letzterem sind zahlreiche Bilder der Göttin Hathor gefertigt, die in Deir-el-Bahari besondere Verehrung genoß. Selbstverständlich sind auch Scarabäen und Graffiti dem Egypt Exploration Fund zuteil geworden, die das Kairener Museum im Uebermaß besitzt; unter den letzteren ist ein Ostracon, das den Verkauf eines assyrischen Sklaven meldet.

Aus der Periode der Rameffiden (20. Dynastie, 12. Jahrhundert vor Christi) ist ein vollständig erhaltener Laib Brot in dreieckiger Form, allerdings etwas versteinert, zu sehen, ferner Seile und Körbe aus Flechtwerk, die wie neu aussehen. Unter den Werkzeugen ist ein Meißel aus gehärtetem Kupfer, der von der Londoner Ausstellung nach Kairo ins Museum zurückwandern muß, da er ein ausgezeichnetes Beispiel der Technik abgibt, mit der die alten Aegypter Bronze gleich Stahl härten konnten. Unter den griechischen Funden wird ein Relief mit einer Antaeusdarstellung bemerkt; aus der koptischen Periode stammen Ostraka, eine eiserne Lanze, ein kleines Holzkreuz u. dergl. m. Wie die babylonische Tonfigur eines sitzenden, Tam-Tam schlagenden Mannes aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. in die mehrere Jahrtausend jüngere Schicht geraten ist, ist nicht zu erklären. Selbstverständlich umfaßte die von dem „Egypt Exploration Fund" und dem „Egypt Research Fund" in Gowerstreet gemeinschaftlich gemachte Ausstellung auch einige Probestücke der von Grenfell und Hunt gefundenen Oxyrhynchos Papyri, so die Originale der neuen Logia Jesu, über die A. Deißmann vor kurzem an dieser Stelle ausführlich gehandelt hat, des neuen unbekanten Evangelienfragments, des Fragments des Menandrischen Kolax u. a. m. Professor Flinders Petrie hat dieses Jahr zu Ahnas hauptsächlich Lampen und Terrakotten aus der griechischen und römischen Zeit gefunden; doch konnte er auch einige Fragmente von Kolossalstatuen Ramses' II. und eine Gruppe aus rotem Granit, Ramses II. zwischen Ptah und Harshef, dem Lokalgott von Ahnas, darstellend, nach London senden. Das Hauptstück der Petrieschen Funde ist eine Goldstatuette des Gottes Harshef in vorzüglicher Ausführung und Erhaltung. Flinders Petrie datiert die Statuette auf 700 v. Chr.; das wäre 25. Dynastie.

In der „Society of Antiquaries" ist aus den Ausgrabungen Garstangs bei Beni-Hassan der prächtige Sarg des Sebek-hetep-an, eines hohen Tempelbeamten, mit Texten aus dem Totenbuche bedeckt, ausgestellt, und der eines gewissen Neter-nekht-an, der mit Varianten der Pyramidentexte von Sakkarah beschrieben ist. Diese Sarkophage (12. Dynastie) hatten Mumien enthalten. Aber es hatten sich auch Topfgräber aus der 3. Dynastie mit verschiedenen Körperlagen der Toten gefunden, gefaltete, hockende und gestreckte Gerippe, so daß auch in dem konservativen Aegypten verschiedene Bestattungsarten für frühe Zeiten anzunehmen sind. Erstaunlich reich sind die Szenen aus dem Leben darstellenden Grabbeigaben aus der 12. Dynastie; da ist außer Bäckereien und Speichern eine vollständige, im Gang befindliche Brauerei zu sehen: Sklaven präparieren das Malz, andere legen es in die Gärungskessel, andere tragen das fertige Bier in Krügen weg. Auch ein Schlachthaus ist nach der Ausstellung der „Society of Antiquaries" gekommen und man konnte sehen, wie die Lenden der geschlachteten Ochsen zu Opferzwecken auf die Seite gelegt sind. Unter den Bootsmodellen hatten einige mehr als zwanzig Ruderer; auf dem Verdeck des einen spielen Krieger Schach oder Damenspiel. Köstlich ist auch eine mit gefülltem Marktkorb auf dem Kopf und zwei Zicklein in beiden Händen vom Markte heimkehrende Küchensklavin (Tonfigur), und unübertroffen ist der am Stabe gehende Mann, eine Holzstatuette, die dem bekannten, in jeder Kunstgeschichte figurierenden Scheik-el-Beled nicht nachsteht. Unter den zahlreichen Töpfen charakteristischer Form ist ein blau emaillierter, einen Igel darstellend, zu nennen.

Alles tritt aber an Wichtigkeit hinter dem Beilage S. 544 bereits erwähnten, von Garstang bei der Nachlese zu Negada gefundenen fehlenden Stück des Elfenbeintäfelchens des Königs Aha, der mit dem fabelhaften König Menes identifiziert wurde, zurück. Zudem wurde von Garstang auch noch ein Duplikat des ganzen Stückes entdeckt, das jetzt die Möglichkeit gibt, die Inschrift von neuem in extenso zu studieren.

M.



Hochschulnachrichten.

* **München.** Der außerordentliche Professor an der Tierärztlichen Hochschule Dr. Bruno Hofer ist zum ordentlichen Professor der Zoologie und Fischkunde an der genannten Hochschule ernannt worden.

* **Tübingen.** Der Senior der Juristenfakultät, Professor des Privat- und Handelsrechts Dr. Otto v. Franklin, der seit 1873 an der hiesigen Hochschule wirkt, wird mit Beginn des nächsten Semesters in den Ruhestand treten. (Vergl. Nr. 147.)

* **Freiburg i. Br.** Unserer Notiz in Nr. 184 über das Preisausschreiben des Senats (als Verwaltungsbehörde der Rudolf Schleiden-Stiftung) betr. die Verabfassung einer Zunftgeschichte Freiburgs tragen wir nach, daß die Arbeiten bis zum 1. März 1906 beim Dekan der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der hiesigen Universität eingereicht sein müssen. Die Entscheidung über die eingegangenen Arbeiten wird am 1. August 1906 bekanntgegeben.

hc. Gießen. Der außerordentliche Professor der Mathematik in Halle, Dr. Hermann Graßmann, ist an Stelle von Professor Dr. Joseph Wellstein, der nach Straßburg i. E. übersiedelt, an die hiesige Universität berufen worden.

* **Wien.** An der theologischen Fakultät der hiesigen Universität hat sich der Weltpriester Dr. Karl Hirsch als Privatdozent habilitiert.

hc. Von technischen Hochschulen. Der Regierungsbaumeister Friedrich Ostendorf in Berlin ist als etatsmäßiger Professor für mittelalterliche Baukunst an die Danziger Technische Hochschule berufen worden. — Professor Fritz Heise an der Bergakademie in Berlin ist an Stelle des kürzlich verstorbenen Geh. Bergrats Dr. Hugo Schultz zum Direktor der Bergschule in Bochum ernannt worden.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hermann Stöckel, Gymnasialprofessor in München: Geschichte des deutschen Schrifttums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Gemeinverständlich dargestellt. 1. Hälfte: Von der ältesten Zeit bis auf Martin Opitz. (Lehmanns Volkshochschule. 3. Bändchen.) — Artarias Plan von Wien. Mit Strassenverzeichnis und Führer 1904. Wien. Artaria u. Co. — Hans v. Wolzogen: Thematischer Leitfaden durch die Musik zu Richard Wagners Parsifal nebst einem Vorwort über den Sagenstoff des Wagnerschen Dramas. Neue Aufl. Leipzig. Feodor Reinboth. 82 S. — Franko-Germanus: Frankreichs Versündigungen an Kirche und Christenheit (843—1904). München 1904. Joseph Roth. 235 S. — C. Zöller-Lionheart: Aus gutem Hause. Novelle. Berlin 1904. Albert Goldschmidt. 170 S. — Reinhold Ortmann: Ein Geständnis. — Des Herzogs Werbung. Zwei Novellen. Ebenda 1904. 112 S. — L. Mirow: Mozarts letzte Lebensjahre. Eine Künstlertragödie in drei Bildern. Mit einl. Vorwort und einem Nachwort. Leipzig 1904. Richard Wöpke. 144 S. — Dr. Max Bisle, Gymnasialprofessor. Die öffentliche Armenpflege der Reichsstadt Augsburg mit Berücksichtigung der einschlägigen Verhältnisse in anderen Reichsstädten Süddeutschlands. Ein Beitrag zur christlichen Kulturgeschichte. Paderborn 1904. Ferdinand Schöningh. 192 S. — Hans v. Wolzogen: Führer durch die Musik zu Richard Wagners Festspiel Der Ring des Nibelungen. Ein thematischer Leitfaden. Neue wohlf. Ausgabe. Leipzig. Feodor Reinboth. 94 S. — C. E. Bergling: Stereoskopie für Amateur-Photographen. 2. Aufl. (Photogr. Bibliothek. Bd. 3.) Berlin 1904. Verlag v. Gustav Schmidt. 58 S. — Dr. E. Holm: Das Photographieren mit Films. Mit 51 Abb. (Photograph. Bibliothek. Band 11.) Ebenda 1904. 64 S. — Dr. W. Scheffer: Anleitung zur Stereoskopie m. e. Anh.: Stereoskopische Formeln u. a. Mit 37 Abb. (Photogr. Bibliothek. Bd. 21.) Ebenda 1904. 99 Seiten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Auf der Farm.*)

„Die stärkste Festung einer Nation ist der häusliche Herd.“

Alexanders Farm, Farley, Jowa.

Seit vier Wochen bin ich auf einer reizenden Farm im Staate Jowa, pflüge, breche Maiskolben und füttere Schweine, etwa 200 schöne schwarze Schweine. — „Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, will ich in meinem innern Selbst genießen.“ So etwas war's ja auch, was mich über den Ozean trieb.

Es wäre unverzeihlich, in diesem Lande gewesen zu sein, ohne das Leben des Farmers geteilt und die amerikanische Landwirtschaft ein wenig kennen gelernt zu haben. Der Farmer ist der Grundstock und Kern der Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Er hat den Boden urbar gemacht auf der großen Wanderung vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Trotz des Aufschwungs der amerikanischen Industrie und des Zuges nach den Städten stellt der Farmer immer noch den zahlreichsten Berufsstand der Bevölkerung dar; der landwirtschaftliche Besitz verhält sich zum industriellen wie 2:1. Ueber 5½ Millionen Farmen enthält dies große Land; sie bedecken annähernd die Hälfte des Gesamtareals der Union. Auf mehr als 20,000 Millionen Dollars werden die in Farmen steckenden Werte geschätzt.

In einem englischen Schulbuch las ich einst eine Anekdote aus dem Leben Benjamin Franklins. Die Amerikaner sind sehr wißbegierige Menschen, hieß es da; daher sagte Franklin, wenn er auf der Wanderschaft durch die Union nach dem Weg fragte, stets: „Ich heiße Benjamin Franklin, bin ein Buchdrucker, ich komme da und da her, das und das ist mein Reisezweck, und ich möchte nach dem und dem Platze. Wo ist nun mein Weg?“ — Ungefähr nach diesem Rezepte mußte ich, mangels jeglicher Verbindungen mit Landleuten hier, verfahren, als ich in diese Gegend kam, von der ich nur soviel wußte, daß hier Farmer wohnen, die seit Generationen im Lande leben. Zu solchen, zu echten und rechten Amerikanern, keinen Eingewanderten, wollte ich eben, trotz des mahnenden Wortes eines deutschen Freundes: „Bedenke, auf viele Meilen im Umkreise keinen Tropfen Bier.“ In New-York und den anderen Plätzen, wo ich seit meiner Landung war, hatte ich noch viel zu viel europäische Luft geatmet.

Auf einer nahe der Bahnstation Epworth gelegenen Farm wurde ich hierher gewiesen: „Gehen Sie eine Meile östlich, dann zwei Meilen südlich, dann wieder etwa eine Meile östlich, dann sehen Sie ein hübsches, weiß angestrichenes Haus; das ist Alexanders Farm.“ Die Farmersfrau muß die Wirkung dieser amerikanischen Wegbeschreibung auf meinem Gesicht gelesen haben; denn sofort sagte sie: „Mein Sohn wird Sie hinbringen.“ Der Weg und die Landschaft, die wir durchfuhren, bot das einförmige Bild der rechtwinkeligen Linien, das auch die Karte der Vereinigten Staaten charakterisiert. Von den Grenzen der einzelnen Staaten bis zu den Grenzen der kleinsten Landvermessungseinheit, der eine Quadratmeile (= 640 Acres) enthaltenden Sektion gehen alle Linien parallel den Länge- und Breitegraden, abgesehen von den durch Flüsse oder Seen gebildeten natürlichen Staatengrenzen. Die grundbuchmäßige Beschreibung eines Grundstücks lautet daher ganz ähnlich der Ortsbestimmung des Geographen. Diese überaus einfache Art der Landvermessung, von der Schiller wohl nicht gesungen hätte:

> Jene Linien, sieh, die des Landmanns Eigentum scheiden,
> In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt

ist charakteristisch für den Amerikaner; mit großen allgemeinen Regeln verfügt er über große Räume und Massen. Da dieses sogenannte Rektangularsystem durch ein Gesetz vom Jahre 1785 eingeführt wurde, haben es übrigens die damals schon besiedelten Staaten des Ostens nicht.

Als ich dem alten Mr. Alexander, aus dessen glattrasiertem Gesicht die Herzensgüte leuchtet, meinen Wunsch, über die Erntezeit auf seiner Farm zu wohnen und zu arbeiten, gesagt hatte, erwiderte er lächelnd: „Ich bin ganz damit einverstanden, aber ich muß erst den boss (= Herr, Prinzipal) fragen. Das werden Sie doch schon gehört haben, daß in diesem Lande die Frau der boss ist?“ Er ging und rief die Farmerin herbei, eine dicke, behäbige Frau von etwa 50 Jahren, die mich mit ihren lebhaften Augen kritisch betrachtete und nach längerem Ausfragen schließlich „ja“ sagte. Nun kam die zweite Prüfung; denn Mr. Alexander lud mich ein, mit ihm einen Rundgang auf der Farm zu machen und mich einmal am Pflug und an verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen zu versuchen. Das Resultat meines Pflügens ließ viel zu wünschen übrig.

Die Farm Alexanders ist eine Durchschnittsfarm des Mississippi-Tales, 320 Acres (also ½ Sektion) groß, an der Landstraße von Epworth nach Farley, Jowa, gelegen und wie üblich in Quadrate von je 40 Acres abgeteilt. Alexander war früher ein Neuenglandfarmer gewesen.

*) Wir veröffentlichen hier ein Kapitel aus dem demnächst zur Ausgabe gelangenden Buche des Amtsrichters Dr. Hintrager: „Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten.“ Der Verfasser hat einen längeren Aufenthalt in Amerika dazu benutzt, sich über die verschiedensten Berufszweige durch tätige Anteilnahme am Leben und an der Arbeit ihrer Vertreter zu unterrichten und schildert in den einzelnen Abschnitten seine dabei gewonnenen Eindrücke. Das Buch wird im Verlage von F. Fontane u. Co., Berlin-Grunewald, erscheinen.

Anm. d. Red. der Beil.

Soviel ihm bekannt, waren seine Vorfahren aus England, die seiner Frau aus Deutschland gekommen. Als der Boden im Osten ausgesogen war und die Regierung der Vereinigten Staaten die Ländereien in Jowa zu 1 Doll. 25 Cents pro Acre abgab, da verkaufte er und zog, wie so viele andere, hierher, um auf dem jungfräulichen Boden des fruchtbaren Mississippi-Tales, des größten Kornlandes der Welt, mit weniger Mühe mehr Ertrag zu erzielen.

„Als ich hierher kam," erzählte der alte Farmer, „da war das meiste Land noch mit Wald bedeckt, und als Wohnhaus diente mir ein einfaches Blockhaus, wie Sie eines ein paar Meilen südlich von hier sehen können, das einzige, das in der ganzen Gegend noch steht. Ich brachte die Bäume zum Absterben durch Absägen der Kronen und Gürteln, d. i. Entfernen der Rinde, und brannte das dürrgewordene Holz nieder. Nach der Tätigkeit der Art und des Feuers kam das Pflügen, eine harte Arbeit! Bis vor etwa 15 Jahren waren da und dort auf meinem Grunde noch Steine und Felsstücke, um die herumgepflügt werden mußte, wie in den ersten Jahren um die stehengebliebenen Baumstümpfe."

Seine Arbeit ward reich belohnt: nur mit dem geringen Erlös von dem Verkauf seiner abgewirtschafteten Neuenglandfarm war er hierhergekommen. Heute ist sein Boden 50—100 Dollars pro Acre wert und wirft ihm eine Rente ab, die ihm eine sehr gute Lebenshaltung gestattet.

Unter solchen Gesprächen waren wir vom Wohnhause durch die kleine Werkstatt beim Hause in die große Scheune gekommen, in der sich auch die Stallungen der acht Pferde und des Stiers befinden. Nur diese Tiere und die in einem eigenen Stallgebäude untergebrachten Mutterschweine mit Familien sind unter Dach; die anderen, die Mastschweine und die 30 Stück Rindvieh sind Sommer und Winter und Tag und Nacht im Freien.

Als wir durch das erste Quadrat gingen, eine Weide, auf der die Schweine träge herumlagen, stoben diese unter Grunzen und Quieksen auseinander und davon. Lachend sagte der alte Farmer: „Die Schweine glauben, Sie seien der Agent von Chicago, der alle sechs Monate kommt und die zum Schlachten reifen mitnimmt in die großen Schlächtereien der dortigen Gesellschaften."

Das nächste große Quadrat lag brach. Das dritte wurde von einem alten Farmarbeiter, einem Schottländer, gepflügt, um mit Winterweizen, dem sogenannten Cashcrop, bebaut zu werden. Auf allen anderen stand üppiger Mais. In einem der Maisfelder schnitt der 23jährige Farmerssohn Beecher Alexander mit einer von ihm selbst erfundenen und verfertigten Maschine Maisstauden, um das Rindvieh damit zu füttern.

Hier waren wir angelangt, als vom Wohnhaus her das Läuten einer Glocke und die melodische Stimme der Farmersfrau zum Essen einlud. Wie gut die Lebenshaltung hier ist, das zeigen vor allem die Mahlzeiten der ländlichen Bevölkerung. Der amerikanische Farmer ißt am weißgedeckten Tische, und seine drei täglichen Mahlzeiten sind ebenso mannigfaltig als reichhaltig. Die süße Nachspeise fehlt selten. Auch seine durchaus städtische Wohnungseinrichtung steht weit über der eines reichen Bauern bei uns. Die Schaukelstühle und die Bodenteppiche fehlen auch im Farmhause nicht.

Die Eisenbahnen, die alles gleichmachen, haben das Land erschlossen. Darum konnten ländliche Besonderheiten nur in geringem Maße aufkommen. Landleute und Stadtleute unterscheiden sich hierzulande auch in Kleidung, ja selbst im Aussehen nur wenig. Es fehlt der Bauerntypus. Noch hat sich kein Bauernstand gebildet. Denn hier ist alles in lebendigem Fluß; das Land ist jung, der Wechsel des Berufs oder Erwerbs alltäglich.

Ein Tag vergeht ziemlich gleich dem andern: Kurz nach Sonnenaufgang poltert der alte Farmer die Treppe vom oberen Stock herab in das Eßzimmer, wo sich bald alles zum Frühstück versammelt. Während des Frühstücks gibt der Alte die Order für den Tag aus, die besonders dem jungen Beecher nicht immer angenehm in den Ohren klingt. Ihn zieht es nach der Stadt, und manches Feldgeschäft ist ihm zuwider. Trotzdem bricht er jeden Morgen ohne Widerrede 2 bis 3 Wagen voll Maiskolben zur Fütterung für die Schweine. Schon dieses erste einfache Geschäft, an dem ich mithalf, zeigte mir, mit welcher Schnelligkeit und Energie in diesem Lande auch der Farmer arbeitet, und ich habe das seither durchweg beobachtet. Jede Arbeit macht den Eindruck, als ob große Eile not täte, und das ist doch bei Feldgeschäften für die Regel nicht so. Das Pflügen z. B. geht stets in lebhaftestem Schritt und ist sehr anstrengend, weil die Pferde unmittelbar an den Pflug gespannt werden. Wer pflügt, muß gleichzeitig auch die Pferde lenken. Auch das Hufbeschlagen wird nur von einem Mann besorgt. Jede Arbeit wird mit Einsetzung der ganzen Kraft getan; geschwatzt oder geraucht wird dabei nicht. Während der Mittagsmahlzeit, zu der man sich eine Stunde Zeit nimmt, pflegt der alte Farmer zu erzählen, was er am Morgen in dem Dorfe Farley an Neuigkeiten aus Stadt und Land erfahren hat. Dorthin fährt er fast täglich, um seine Post und Zeitungen zu holen und etwaige Einkäufe zu machen. Zwischen fünf und sechs Uhr abends hört die Arbeit auf. Die schönste Zeit auf der Farm ist die Stunde nach dem Abendessen. An Unterhaltung fehlt es nicht. Der Farmer hält außer zwei Tageszeitungen eine Frauenzeitung und das über die ganze Union verbreitete monatliche „Farm-Journal", eine sehr gute und reichhaltige illustrierte Zeitschrift für Landwirtschaft, Viehzucht, Haushalt und Familie des Farmers. Die Beiträge, die ich in dieser Zeitschrift von der Hand von Farmern, deren Frauen und insbesondere deren Töchter gelesen habe, sind ein glänzendes Zeugnis für die Strebsamkeit und Bildung dieser Leute. Vom ersten Tag an, seitdem ich „the farming Oscar" spiele, wie der alte Alexander sagt, ist mir nichts so sehr aufgefallen, als der Bildungsgrad, der weite Horizont und der Bildungsdurst der Landbevölkerung, mit der ich hier zusammenkomme. Auch die Farmarbeiter, die im gesellschaftlichen Verkehr kaum von den Farmern zu unterscheiden sind, machen hiervon keine Ausnahme. In der kleinen Bibliothek dieses Hauses ist neben den hervorragendsten amerikanischen Autoren Shakespeare, die kommentierte Oxford-Bibel, ein Konversationslexikon, das große statistische Werk „Die Welt" von Frank Gilbert, ja sogar Blackstones Kommentar des englischen gemeinen Rechts. Letzterer stammt aus der Collegezeit des jungen Beecher. Alexander hat seine fünf Kinder, von denen nur noch zwei zu Hause sind, nach dem Besuche der allgemeinen Volksschule vom 15. bis 18. Jahre in ein College geschickt, wo sie einen Unterricht erhielten, wie er etwa auf unseren Obergymnasien erteilt wird. „A good education" gilt hierzulande gar viel, und der einfachste Mann ist bestrebt, seine Kinder in bessere Schulen zu senden.

Ein ziemlicher Teil der Bibliothek des Farmers besteht aus den Berichten und Veröffentlichungen des Landwirtschaftsdepartements der Vereinigten Staaten, welche den Farmern teils unentgeltlich, teils spottbillig übersandt werden. Die Tätigkeit dieses Departements ist wie alles, was Uncle Sam in die Hand nimmt, umfassend und reich. Nicht bloß die Berichte der Beamten der über die ganze Union verbreiteten landwirtschaftlichen Versuchsstationen, sondern auch diejenigen der über die ganze Welt versandten Agenten des Departements halten auf diese Weise den amerikanischen Farmer mit allem auf dem Laufenden, was in und außerhalb seines Landes für ihn irgendwie von Interesse sein mag. Auch Samen versendet das Departement kostenlos an den Farmer.

Daß die Amerikaner wißbegierige Menschen sind, das haben mir die Abendunterhaltungen hier des öfteren gezeigt. Welche Fragen über Deutschland, über mein Leben, ja über mein Glaubensbekenntnis hatte ich da zu beantworten! Die Farmerin wollte wissen, wieviel ich für den Meter meines Mantelstoffes bezahlt habe, und ob ich an Gott glaube; der Farmer fragte, ob ich alles tun müsse, was der Kaiser befiehlt, wieviel jährliches „Salär" der Kaiser habe, und ob ich den Kaiser liebe oder nicht. Der Farmerssohn fragte viel nach deutschem Militär, deutschem Bauernleben und deutschen Gesetzen. Einmal fragte er

ganz unvermittelt, wie das Autorrecht in Deutschland geschützt sei. Manche Stunde habe ich diesen neugierigen Ohren Anekdoten aus dem Manöverleben erzählt.

Mit den brennenden Fragen ihres eigenen Landes waren diese aufgeweckten Leute sehr wohl vertraut. Ueber die amerikanische Landwirtschaft war das allgemeine Urteil des Farmers: Die schönen Zeiten des Raubbaues sind vorbei. Es zahlt nicht mehr; ausgenommen jene großen Betriebe des Westens, die mit Maschinen in größtem Maßstab arbeiten, oder wo eine Gegend auf Spezialitäten in großen Massen sich wirft, wie die Pflaumen-, Apfel-, Preiselbeer-, Hühner-, Wassermelonen-, Pfefferminzfarmen und andere.

Früher trug derselbe Boden 30 Jahre hintereinander Frucht in üppiger Fülle; nun ist der Boden in den Oststaaten ausgesogen, und in den mittleren, selbst in Missouri, beginnen die Farmer schon mit Brachliegenlassen und Düngen des Bodens. Denn auch die Fruchtbarkeit wandert nach Westen. Der Durchschnittsfarmer hat wohl sein gutes Auskommen. Aber die Eisenbahngesellschaften, die Ringe der Abnehmer seiner Produkte, Trusts, Börsenschwindel und der allmählich notwendig werdende Uebergang zu intensivem Betrieb machen es ihm von Jahr zu Jahr weniger leicht. Die Steuerlast des Farmers ist ziemlich hoch. Auch für Wege, Brücken und Schulen muß er Steuer zahlen. Der Farmer, der etwas Geld auf die Seite gelegt hat, hat das freieste Leben in diesem Lande.

„Ihre deutschen Landsleute," so fuhr der Farmer fort, „bringen es noch am weitesten hier; sie können so gut sparen, und wir Amerikaner sind so verschwenderisch. Wir sind verwöhnt worden durch die Leichtigkeit des Geldverdienens." Wie sehr er recht hat: auf seiner Farm liegt so viel gutes Holz umher, es verfault; ganze Wälder brennt man nieder. Nur das beste Land wird ausgenützt. An Eiern sucht die Farmerin nur soviel im Grase zusammen, als sie in der Küche gerade braucht; um die übrigen kümmert sie sich nicht, und Millionen von Eiern werden von Kanada importiert.

Eines Abends entspann sich eine Debatte über Schutzzoll und Freihandel, die besonders lebhaft wurde, weil der alte Schottländer, der auf der Farm über die Erntezeit für 75 Cents täglich und Kost und Wohnung half — nur wenn sehr viel Arbeit da ist, nimmt der Farmer fremde Hilfskräfte —, einen anderen politischen Standpunkt vertrat als der Farmer und sein Sohn. Die Leute kannten das Werk von Henry George über diesen Gegenstand und zeigten erstaunliche volkswirtschaftliche Kenntnisse.

Doch vom Besten habe ich bis jetzt geschwiegen, von der reizenden Laura, des Farmers Tochter. Als ich sie zum erstenmal sah, verstand ich, warum ich vor der Mutter ein so schwieriges Examen zu bestehen hatte. Wenn ich sage, daß diese Farmerstochter mit dem Klavier- und Harmoniumspiel vertraut ist, singt, zur Zeit unter meiner Anleitung ihre ersten Versuche auf der Violine macht, im College Lateinisch und Deutsch gelernt hat, auch längere Zeit Volksschullehrerin gewesen ist, so wird das genügen, um sie auch dem interessant zu machen, der nicht in ihre schönen Augen gesehen hat. Manchen Abend haben wir zusammen musiziert; ich werde nie vergessen, mit wieviel Wärme sie ihr Lieblingslied, den seelenvollen Sang von Longfellow „The Bridge" gesungen hat.

Eine muntere Abwechslung boten die Sonntage, an denen die ganze Familie in der Galakutsche nach Farley zur Kirche fährt; ich sage munter, denn auch das religiöse Leben ist heiterer hierzulande als bei uns draußen. Hier hält man es mit dem „Seid fröhlich mit den Fröhlichen"! Weinende gibt es nicht viele, es geht den Leuten zu gut.

Die Familie Alexander gehört zu einer Presbyterianergemeinde, die aus etwa 50 Farmerfamilien der Umgebung besteht und in Farley eine kleine Kirche und ein Pfarrhaus besitzt. Die Ausgaben, vor allem der Gehalt des Pfarrers, werden von den Beiträgen der Mitglieder bestritten; denn die Kirchen sind hier privatrechtliche Vereine. Alexander zahlt z. B. einen jährlichen Beitrag von 60 Dollars. Das ist viel für die Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Allein das Opfer erscheint nicht so groß, wenn man in Betracht zieht, daß die Kirche hier zugleich die Vermittlerin und Pflegerin des gesellschaftlichen Lebens ist.

Wie vor den meisten Farmhäusern, so ist auch vor der Kirche zu Farley eine feststehende Rampe angebracht, um den Frauen und Töchtern der Farmer das Ein- und Aussteigen aus dem Wagen möglichst leicht zu machen. Wenn hier die Familien der Farmer anfuhren und ausstiegen, verriet nur das wettergebräunte Gesicht der Männer und deren Hände die Landleute. Mit einem „Halloh, wie geht es?" begrüßt man sich gegenseitig, und bald ist eine lebhafte Unterhaltung im Gange, an der sich auch der Geistliche und dessen Frau beteiligen. Diese sind die ersten in der Kirche.

Sind alle Mitglieder versammelt, so beginnt zunächst die Sonntagsschulstunde, in der die Frau Pfarrer die Kinder unterrichtet; die begabte Laura unterweist die Mädchen und jungen Frauen, und der Pfarrer legt den übrigen in Frage und Antwort biblische Texte aus. Erst hierauf folgt der eigentliche Gottesdienst, der aus Gesang, Gebet, musikalischen Vorträgen und sehr modern gehaltener Predigt des Pfarrers besteht. — Jeden Dienstag findet für die jungen Leute in der Kirche ein Unterhaltungsabend mit Musikvorträgen statt; hierbei hat jedes eine Bibelstelle zu erklären. Alle vierzehn Tage wird ein „Kirchenessen" bei den Gemeindegliedern der Reihe nach gehalten, für welches ein kleiner Betrag bezahlt wird, der in die Kirchenkasse fließt. Auch in der Kirche selbst werden gelegentlich solche Essen veranstaltet. Im Hause des Pfarrers, der mich, ebenso wie die benachbarten Farmer, in gastfreundlichster Weise zu sich einlud, sah ich etwas echt Amerikanisches: eine kleine Buchdruckerei, in der der Pfarrer und dessen hübsche junge Frau die „Kirchlichen Nachrichten" herstellten und herausgaben, ein für die Gemeindeglieder bestimmtes Monatsblatt. Vor einigen Tagen las ich in einem derselben eine reizende Begebenheit aus dem Leben der Farmerstochter. Zum Ankauf einer Kirchenglocke hatten die jungen Leute an einem der Dienstagabende verabredet, je 1 Dollar beizusteuern, und zwar sollte jedes den Dollar selbst verdienen und die Art, wie es ihn verdient hat, in den „Kirchlichen Nachrichten" bekannt geben. Unter den verschiedenen Gedichten, die meist von Farmersfrauen und -töchtern einliefen, war entschieden das beste das von Laura Alexander. Sie erzählt darin, wie sie ihrem Vater den Wunsch, einen Dollar zu verdienen, vorgebracht, und dieser an einem der heißesten Sommertage sie angewiesen habe, das Schleifsteinrad zu treiben. Als dann nach und nach die Schweißtropfen ihr über die Stirne und Augenbrauen gerollt seien, da habe sie an die Menschen gedacht, die immer keine Zeit haben, und es ist doch gerade genug Zeit in jeder kleinen Minute, um der Welt und den Menschen zu dienen.

There's quite enough time in each small minute
To suit the world and the people in it.

Doch nun genug von der hübschen Laura! —

Die letzten drei Tage war in dem etwa 20 Meilen entfernten Dorf Cascade eine landwirtschaftliche Ausstellung des Bezirks, verbunden mit Rennen und einer Art Volksfest. Schon lange vorher hatte Beecher während der Mahlzeiten vorsichtig bei seinem Vater, der trotz aller Herzensgüte oft puritanische Strenge zeigt, um Urlaub auf die „Cascade-Fair" angeklopft und schließlich auch durch meine Vermittlung erhalten. Es ist geradezu typisch, daß in dieser Familie alle mit der Einförmigkeit des Landlebens etwas unzufrieden sind bis auf den alten Farmer, der dem Zug nach der Stadt zielbewußt entgegentritt; er hat auch dem Beecher, der jetzt oft noch in Blackstone liest, den Wunsch, Rechtswissenschaft zu studieren, abgeschlagen.

Die „Fair", die alljährlich von der Cascade-Renn- und Ausstellungsgesellschaft veranstaltet wird, hatte gar viele Farmer herbeigelockt. Um den Ausstellungsplatz her standen überall Wagen der Farmersfamilien, und im Grase saßen die Leute bei dem mitgebrachten Mahl. Denn hier gab's keine Wirtschaftsbuden. Das Feilhalten alkoholi-

scher Getränke innerhalb einer halben Meile von einer landwirtschaftlichen Ausstellung ist verboten (§ 2448 des Code of Iowa). Mit einer Beschreibung der Ausstellung selbst will ich keine Worte verlieren. Die zahlreichen landwirtschaftlichen Maschinen, denen der Amerikaner mit Vorliebe den Beinamen „wissenschaftlich" (scientific) gibt, z. B. der wissenschaftliche Kornschneider, der wissenschaftliche Selbstbinder, sieht man ja auch in der alten Welt mehr und mehr. Sie sind sehr charakteristisch für den regsamen, durch keine Traditionen beengten Geist dieses Volkes. Auch sie hat in erster Linie das Bedürfnis, das „Hilf dir selbst" geschaffen: Es galt, ein großes Land zu bebauen; die Bevölkerung war dünn, Arbeitskräfte mangelten und waren daher teuer; ein jeder war Herr oder wollte es bald sein und wurde es auch. So kam man ganz von selbst auf die Maschine, und heute bebaut ein Farmer 40—80 Acres, oft noch mehr, ohne fremde Hilfe. Er ist auch im wesentlichen sein eigener Maschinentechniker. Sehr viele von den landwirtschaftlichen Maschinen sind von Farmern selbst erfunden, z. B. der „Graber", eine Dampfmaschine, die, einmal losgelassen, ohne jede Bedienung schnurgerade Gräben zieht.

Die Ausstellung der Bodenerzeugnisse, besonders des Maises, hier „Korn" genannt, war ein beredtes Zeugnis der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Landes und machte dem Staate Iowa, einem der hervorragendsten Kornstaaten der Union, alle Ehre. Der Mais, ursprünglich „Indianer-Korn" genannt, ist ein Urprodukt des amerikanischen Bodens. Wie einst die Indianer, so lebt auch heute noch die große Masse des Volkes von Korn; in den mannigfaltigsten Formen erscheint es auf dem amerikanischen Tische. Als ich zum erstenmal die unreifen gesottenen Maiskolben auf dem Tische sah, war ich begierig, wie diese gegessen würden; der Amerikaner bestreicht sie mit Butter, faßt den Kolben an beiden Enden und nagt ihn ab wie das Eichhörnchen. Nur sehr wenig Mais wird exportiert. Der Mais ist für Amerika, was der Reis den Chinesen. Selbst sein Wachstum hat etwas Amerikanisches: in nur drei Monaten schießt er auf vom Samenkorn zu seiner ungeschlachten Größe.

Daß auch die amerikanische Viehzucht glänzende Proben auf die Ausstellung entsandt hatte, läßt sich denken. Man sah den Tieren an, daß sie ihre Köpfe nicht in Stallecken stecken. Aber das kam mir unerwartet, daß die Farmersfrauen und -töchter Handarbeiten, Stickereien u. dgl. ausgestellt hatten. Es ist dies besonders bemerkenswert, da es Dienstboten auf dem Lande nicht gibt; nur der reiche Städter hat solche. Das Los der Farmersfrauen und -töchter ist, den ganzen Tag für die Haushaltung zu arbeiten. Kein Wunder, daß der gute alte Alexander oft den Tisch deckt! Er besorgt auch das Melken und macht morgens Feuer im Herde.

An Lustbarkeiten fehlte es natürlich auch nicht auf der Fair. Besonders fanden alle Arten von Glücksspielen Anklang bei den stets spiel- und wettlustigen Amerikanern. Ist doch das wirtschaftliche Leben hierzulande in gewissem Sinne Spiel und Wette. Hier einige amerikanische Volksbelustigungen der Fair: Ein Neger streckt seinen Kopf durch ein Loch in einer senkrecht aufgespannten Leinwand und schneidet Grimassen. Das Publikum wirft nach seinem Kopf mit Eiern. — Ein sehr einfacher amerikanischer Scherz ist der Wundergarten: durch einen engen Weg tritt man in einen hübschen Palmenhain, in dem das Publikum auf Schaukelstühlen sitzt. In dem Augenblick des Eintritts reißt ein hinter dem Gebüsch versteckter Ventilator mit starkem Luftstrom dem Eintretenden den Hut vom Kopfe. Alles freut sich über Gesicht, Gebärden und Laute des armen Opfers, das sofort sich auch zu den Dasitzenden gesellt, um am Anblick der nach ihm Hereinkommenden sich zu weiden. — Besonders zahlreich sind die Vergnügungsgelegenheiten für die erwachsene Jugend, die „Boys and Girls", die hierzulande stets paarweise geht. Da ist das Liebesrad, ein Riesenrad ohne Boden, in dem die jungen Pärchen auf bequemen Sitzen festgeschnallt werden. Das Rad wird alsdann eine schiefe Ebene herabgerollt. — Charakteristisch für den auf Kraftproben und Gefahren erpichten Sinn der Amerikaner ist „der fliegende Engel": die Miß besteigt ein etwa 10 Meter hohes Gerüst, von dem ein Drahtseil in langer schiefer Linie zur Erde gespannt ist; sie ergreift die beiden im Drahtseil laufenden Ringe, der Manager gibt ihr einen Stoß, und sie fliegt durch die Luft herab zur Erde, wo ihr „Freund" sich aufgestellt hat, um den Engel in seinen Armen aufzufangen.

Weitaus die größte Anziehungskraft üben übrigens die Rennen aus, die ich mir mit dem Farmerssohn von dem großen Amphitheater aus ansah. Daß der Amerikaner lieber fährt als reitet, das zeigten auch diese Rennen, von denen nur eines geritten, alle übrigen gefahren wurden, und zwar meist in Trab, dann aber auch in Paßgang und in fliegendem Paß. Großartig waren die Leistungen der Tiere im Traben, was ich auch sonst bei Fahrten über Land schon beobachtet habe. Die großen Dimensionen erziehen Dauertraber. Berühmt sind die Traber von Kentucky und Tennessee; sie haben sich im Bürgerkriege als Artilleriepferde vorzüglich bewährt. Den ersten Preis im Trabrennen, eine Börse mit 200 Doll., erhielt ein Bundessenator des Staates mit einer englischen Meile in 2½ Minuten; den zweiten (150 Doll.) eine Farmerstochter. Die meisten Trabrennen wurden gefahren mit den bekannten leichten, feingefederten Hickory-Zweirädern.

Nachdem die Aufregung der Rennen sich gelegt hatte, kam der Glanzpunkt der Schaustellungen: ein junger Trapezkünstler flog mit einem Heißluftballon in schwindelnde Höhen, machte an seinem Trapez Kunststücke und ließ sich dann mit einem Fallschirm herab. Damit endete die Fair. —

Leider bringen es die Verhältnisse mit sich, daß auch meine Lehrzeit auf der Farm nun bald endet. Ungern scheide ich von diesen Menschen, die mich mehr gelehrt haben als sie wohl selbst ahnen. Diese Farmer sind etwas ganz anderes als unsere deutschen Bauern. Es ist ein strebsamer, intelligenter und selbstbewußter Menschenschlag. Kein Vespern, kein Wirtshausleben, keine Roheit der Manieren und Ausdrücke! Von ihnen könnte der Dichter nicht sagen, daß „sie noch nicht zur Freiheit erwacht sind" und „daß ihre Wünsche der Ernten ruhigen Kreislauf beschränke". Wenn auch die Familie Alexander etwas über der Durchschnittsbildung der Farmer steht, so ist der Unterschied doch nicht sehr erheblich; wie sie, so leben fast alle ihre Nachbarn. Ich freue mich, das Leben des Farmers, des Stammvaters dieses Volkes, in seinen kleinen Zügen kennen gelernt zu haben. Aus ihm hat sich das Leben des ganzen Volkes, zu dessen Studium ich auszog, entwickelt. In vielen Punkten läßt es das allen kolonialen Pionieren Eigentümliche wiedererkennen. Allein außerdem zeigt das Leben dieser Farmersfamilie so viel spezifisch Amerikanisches: die Art zu arbeiten, den spekulativen Sinn, die Strebsamkeit und Wißbegierde, die höhere Durchschnittsbildung, die Stellung der Frau, die bessere Lebenshaltung und geringe Sparsamkeit, die soziale Gleichstellung u. s. f.

Die Ausstellung altfranzösischer Meister im Louvre.

Von Karl Voll.

(Schluß.)

Auch bei Froment stehen wir trotz des mitunter recht späten Datums seiner Werke noch immer in der Kunst von der Mitte des 15. Jahrhunderts.. Ehe wir zu den Werken vom Ende dieser künstlerisch so lebhaften Zeit übergehen, sei die Aufmerksamkeit noch auf die höchst sonderbare Tatsache hingelenkt, daß der Katalog der Ausstellung sich auch sehr eingehend mit dem Meister von Flémalle beschäftigt und ihn, der bis jetzt als ein hocharchaischer Altniederländer galt, zu einem französischen Künstler aus der Schule von Artois machen will. Man kann in Frankreich selbst recht oft starken Zweifel an dieser überkühnen Hypothese aussprechen hören und sie ist auch so offenkundig unhaltbar, daß sie

einer Widerlegung nicht bedarf. Die Mode, jetzt alle nicht klar zu bestimmenden nordischen Gemälde des 15. Jahrhunderts der französischen Schule zuzuweisen, hat sich bereits in kurzer Zeit so sehr diskreditiert, daß man derartige Hypothesen, wie die in Rede stehende, lächelnd und ohne Alteration ad acta legt. Aber es ist doch sehr dankenswert, daß Bouchot die Frage nach dem rätselhaften Meister von Flémalle wieder aufgerollt hat. Er lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß die bis jetzt herrschende Auffassung von dem Meister, bei der man sich nach Tschudis bekanntem Aufsatz in den Jahrbüchern der preußischen Kunstsammlungen beruhigt hat, ebenfalls nicht mehr angenommen werden kann. Wir können hier wie leider so oft nicht anders, als unsere bare Unkenntnis einzugestehen. Wir wissen nicht, wer dieser Meister war, wissen nicht, zu welcher Schule er gehört und wir sind auch über den Umfang seines Lebenswerkes durchaus im unklaren. Das Rätsel wird sich wohl dereinst aus der rheinischen Kunst lösen, obwohl kein Zweifel darüber bestehen kann, daß die Hauptbestandteile seiner Kunst niederländisch sind. Es waren unter seinem Namen vier Bilder ausgestellt; die bekannte Madonna der ehemaligen Sammlung Somzee, jetzt im Besitz des Herrn Salting in London, die Anbetung der Hirten in Dijon, die Madonna mit Heiligen aus dem Museum von Aix und die Verkündigung aus der Magdalenenkirche in Aix-en-Provence. Das letzte, höchst interessante Stück gehört zweifellos nicht zu dem Meister von Flémalle und hat nur ganz entfernte Aehnlichkeiten mit ihm; viel auffallender ist eine gewisse, aber wohl aus der Gemeinschaftlichkeit der Entstehungszeit zu erklärende Verwandtschaft mit Konrad Witz, dem Meister von Basel, der ja auch immer wieder mit dem Flémaller in Zusammenhang gebracht wird. Die drei übrigen aber gelten ziemlich unwidersprochen als Arbeiten des Meisters von Flémalle selbst, oder vielmehr sie galten dafür, ehe sie auf einer Wand nebeneinander hingen. Ich glaube, daß diese drei Stücke von drei verschiedenen Künstlern herrühren und daß nur die Somzee-Madonna von dem Flémaller selbst gemalt ist. Diese allein trägt den Charakter der rassigen Altertümlichkeit, die in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts hinaufführt und für den Meister bezeichnend ist. Gewisse Aehnlichkeiten in dem Typus der heiligen Personen, in dem hellen rosigen Kolorit und der feinen Behandlung der Hintergrundslandschaft lassen sich durch Schulgemeinschaft erklären, sind aber nicht stark genug ausgeprägt, um für alle drei Bilder die Ausführung durch den gleichen Meister zu beweisen. Soweit meine Beobachtungen reichen, hatten sehr viele Besucher, besonders aus der jüngeren Generation, denselben Eindruck, und so darf man hoffen, daß die Frage demnächst ausführlich behandelt wird. Was nun die Madonna von Aix betrifft, so möchte ich sie gern mit der Madonna aus dem Besitz der Frau v. Heyl in Darmstadt zusammenstellen. Dieses sehr hübsche Bild wird im Katalog der diesjährigen kunsthistorischen Ausstellung in Düsseldorf der Schule des Jan van Eyck zugeschrieben, worüber man doch wohl rechten kann. Ein zwingender Grund, das feine Stück in die direkte Umgebung des Jan van Eyck zu versetzen, liegt nicht vor; dagegen sind die engen Beziehungen zu dem angeblichen Flémaller Meister von Aix kaum zu verkennen.

Der Hauptstolz der Abteilung des französischen Quattrocento war die sehr geschickt zusammengestellte Gruppe von Arbeiten des sogenannten Peintre des Bourbons, der auch Maître de Moulins genannt wird. Man mag über die sonstige französische Malerei vom 15. Jahrhundert noch so wenig gut denken: hier steht man vor einem gewandten Künstler, der sein Fach durchaus verstand und eine Anzahl zum Teil recht geschmackvoller Werke hinterlassen hat. Neben Fouquet ist er der einzige, der einem nichtfranzösischen Publikum als ein wirklich tüchtiger Künstler erscheinen wird; er steht hoch über Nicolas Froment und läßt fast alle übrigen Bilderfabrikanten, deren es in Frankreich damals offenbar sehr viele gegeben hat, weit hinter sich. Bei ihm kommt auch zum erstenmal seit hundert Jahren das gallische Element wieder zum Durchbruch. In dieser Hinsicht steht er weit über der doch aus vielerlei Elementen zusammengesetzten Kunst des Fouquet. So ist es denn kein Wunder, daß er der besondere Liebling der Franzosen geworden ist. Der Maître de Moulins ist seit dem Ende des 14. Jahrhunderts der erste französische Maler, der die fremden Einflüsse so in sich verarbeitet und dem französischen Geschmack anpaßt, daß eine einheitliche Gesamtwirkung von spezifisch französischer Art entsteht. Aber auch bei ihm kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß er in sehr vielen Beziehungen von den Niederlanden, und zwar von Hugo van der Goes, abhängt; man kann ihn sich ohne dieses Vorbild gar nicht denken. Es ist darum auch kein Zufall, daß so manche der ihm jetzt zugeschriebenen Werke, ehe man auf ihn aufmerksam geworden war, dem Goes zugeteilt worden sind. In Frankreich macht man zwar den Versuch, diesen Einfluß abzustreiten und die Verwandtschaften zwischen beiden Künstlern aus Gemeinschaftlichkeit der Zeit zu erklären. Wenn man aber nur ein bißchen Unbefangenheit besitzt, so kann man die Aehnlichkeiten, die der Stil des Franzosen, der der jüngere von beiden gewesen ist, mit dem des Hugo van der Goes besitzt, doch nur als Abhängigkeit von dem älteren Niederländer auffassen.

Den Namen des Künstlers kennt man nicht; da aber die von ihm porträtierten Persönlichkeiten der unmittelbaren Umgebung des französischen Königs angehörten, so glaubt man in ihm den damaligen Hofmaler Jean Perréal erblicken zu dürfen. Für das älteste seiner Bilder hält der Katalog die Madonna mit dem Kardinal Rolin aus dem erzbischöflichen Palast von Autun. Es ist ein kleines, sehr sauber und liebenswürdig gemachtes Bild, voll Geschmack und von einer etwas schüchternen Anmut, spröd in der Haltung und zugleich von größter technischer Finesse: das heißt, es ist der Typus einer soliden Epigonenarbeit. Die niederländische Malerei verlor stets ihr eigentliches Temperament, die geistvolle, sachliche Munterkeit und Frische des suchenden Naturstudiums, wenn sie auf französischen Boden verpflanzt wurde. Nach dem nicht schwer zu schätzenden Alter des Dargestellten zu schließen, mag das Bild um 1480 entstanden sein, und zwar ist es wohl als eine Art Gegenstück zu jenem herrlichen Bilde des Jan van Eyck gedacht, das ungefähr fünfzig Jahre früher der Vater des Kardinals, der starke Kanzler Rolin, hatte machen lassen. Das Hauptstück des Künstlers aber ist der große Altar in der Kirche von Moulins, woher auch die jetzt gewählte Bezeichnung des Meisters stammt. Er stellt eine Madonna in der Engelsglorie dar; auf den Seiten knien die Stifter: Pierre II de Bourbon und seine Frau Anne de France, eine Tochter von Louis XI.

Das große, zugleich elegante und stattliche Triptychon mag um 1500 entstanden sein, als die eigentlich klassische Epoche der altniederländischen Malerei schon abgeschlossen war, das heißt, die französische Malerei tritt wieder in einiger Stärke uns erst dann entgegen, als die gediegenen Hauptmeister von Belgien und Holland, schon alle tot oder steinalt, und die Meister der Uebergangszeit, wie Gerard David und Quentin Matsys, bereits tätig waren. So lange die niederländische Kunst saftreich und üppig dastand, konnte sich die französische nicht von fern mit ihr messen und mußte sich in bescheidener Entfernung halten. Erst im späten Nachsommer trug sie Blüte in den Werken des Meisters von Moulins.

Ein weltberühmtes Werk des Künstlers ist dann das Stifterbildnis mit dem heiligen Viktor aus der Galerie von Glasgow, für das man schon alle möglichen großen Namen der niederländischen Schule, von Jan van Eyck bis Memling, angesetzt hatte. Das Bild ist sehr angenehm, aber trügerisch, und bei ihm ist vielleicht die beste Gelegenheit, niederländisches und französisches Kolorit miteinander zu vergleichen. Prachtvoll und glühend ist die Farbe der Niederländer, rund und gleichmäßig in ihrer juwelenmäßigen Prallheit, leicht schillernd jedoch, nicht unähnlich dem Oeldruck, ist die Farbe bei den Franzosen. Die Geschmeidigkeit der auswendig arbeitenden Technik tritt an die Stelle der stets neue Probleme aufwerfenden Gründlichkeit, und da endlich die Franzosen nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen zu verarbeiten pflegten, so erklärt sich auch die auffallende Verschiedenheit der Qualität und

Art ihrer Arbeiten. Der Maître de Moulins ist sehr fruchtbar gewesen. Es waren viele Arbeiten seiner Hand ausgestellt; aber man glaubt nicht allgemein, daß sie sämtlich von ihm ausgeführt seien. Es wird der Versuch gemacht, sein Werk in das von verschiedenen Persönlichkeiten zu zerlegen, und besonders will man neben ihm noch einen nach datierten Porträten aus dem Besitz des Louvre sogenannten Meister von 1488 aufstellen. Es ist auch wahr, daß diese Arbeiten härter und weniger geschmackvoll sind; aber wenn man die Haltlosigkeit der französischen Malerei des 15. Jahrhunderts bedenkt, so wird man an sie kaum mit dergleichen streng arbeitenden Grundsätzen der Stilkritik herangehen dürfen, wie man das bei den Niederländern und Italienern, auch bei den Tüchtigeren unter den Deutschen, zu tun berechtigt ist. Bei den Franzosen ist damals vieles möglich gewesen, was sich in einer organisch und selbständig entwickelten Kunst sonst nicht findet. Als ein Zeugnis dafür, daß wir wirklich bei der französischen Malerei noch weit entfernt davon sind, klar zu sehen und daß sich ihr Charakter gar nicht scharf darstellen läßt, sei die Entdeckung eines neuen Werkes von Charonton erwähnt, die man unter recht bedenklichen Umständen kürzlich gemacht hat und von der ich erst nach Abschluß dieses Aufsatzes erfahren habe. Man wußte aus Urkunden von einer Mater misericordiae, die der obengenannte Charonton zusammen mit einem Maler namens Villate nach dem 16. Februar 1452 ausgeführt hatte, und man kannte eine Lithographie nach diesem Bilde, das im Anfang des 19. Jahrhunderts sich noch in Frankreich befand. Im Junihefte der Gazette des Beaux-Arts veröffentlichte heuer Bouchot diese Lithographie mit den entsprechenden Erklärungen, und schon das Juliheft konnte melden und beweisen, daß das Bild wiedergefunden ist, und zwar im Museum von Chantilly. Weitere Kommentare hierzu zu geben, ist unnötig. So erfreulich es ist, daß man das Bild nun nachweisen kann, so zeigt doch der Umstand, daß man es, das keineswegs unbekannt war, nicht schon früher erkannt hat, wie wenig charaktervoll die Künstler damals waren. Ein Fra Filippo, ein Dirk Bouts oder ein Multscher — um nur mittlere Namen aus der Kunst der damaligen nichtfranzösischen Malerei zu nennen — wären an einem vielbesuchten Museum den Fachmännern, die sich dort so oft zum Studium zusammenfänden, wie die Franzosen in dem für altfranzösische Malerei so wichtigen Museum von Chantilly, ganz sicher nicht unbekannt geblieben.

Die Ausstellung ist jetzt geschlossen. Eine Notiz in der letzten Nummer der ausgezeichnet redigierten Zeitschrift Les Arts kündigt bereits an, daß auch die Franzosen keineswegs alle einverstanden sind mit einer gewissen Ueberschätzung des Verdienstes, das man der eben erst entdeckten altfranzösischen Malerei des 15. Jahrhunderts zuerkennen wollte. Das ist eine höchst erfreuliche Tatsache; aber eben deswegen sei zum Schlusse noch einmal konstatiert, was schon im Anfang dieses Aufsatzes ausgesprochen wurde: die Veranstalter der Ausstellung haben sich ein gar nicht genug zu ehrendes Verdienst erworben, als sie das weite, fast völlig unbekannte Material zusammenstellten. Sie haben doch den Beweis erbracht, daß es eine altfranzösische Malerschule gegeben hat, und wenn diese auch nicht zu allen Zeiten wahrhaft groß gewesen ist, so eröffnet die Kenntnis ihrer kaum geahnten Existenz doch die glücklichste Aussicht auf weitere Entdeckungen und sie gibt ein Arbeitsfeld dem allgemeinen Studium offen, auf dem die Lösung manches schwierigen Rätsels zu erwarten steht.

Im Anschluß hieran sei eine Nutzanwendung für unsere Münchener Verhältnisse gemacht. Es hat im 14., 15. und 16. Jahrhundert eine sehr beachtenswerte Malerschule in Altbayern und dem so nahe verwandten Tirol gegeben, die heute auch noch so gut wie unbekannt ist. Die Werke dieser Künstler gehen unter dem Namen von auswärtigen Meistern; so hat vor wenigen Jahren das Frankfurter Museum das Porträt eines in Leutstetten ansässigen Mannes als Hans Holbein den Jüngeren gekauft, das ich als eine Arbeit unseres Münchener Meisters Hans Mülich nachweisen konnte. Man würde sich durch Veranstaltung einer Ausstellung von altbayerischen Gemälden ein Verdienst erwerben, nicht geringer, als sich es die Franzosen eben jetzt erworben haben, und man würde Klärung in kunsthistorischen Fragen ersten Ranges schaffen, die weit über das enge Gebiet von Altbayern hinaus Interesse haben. Schwierigkeiten stünden dieser Ausstellung kaum im Wege, da das Material trotz einiger in das Ausland versprengten Stücke im ganzen noch schön im Lande zusammengehalten ist.

Bücher und Zeitschriften.

Bericht über die neuere Literatur zur deutschen Landeskunde. Band II. (1900 und 1901). Im Auftrage der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff und Prof. Dr. Fritz Regel. Ferdinand Hirt, Breslau 1904.

Wohl kaum eine Wissenschaft hat ihr Material aus so verschiedenen Wissensgebieten und so verschiedenartigen wissenschaftlichen Publikationen zu sammeln und zu sichten, wie gerade die Geographie. Hat man sie doch nicht mit Unrecht geradezu als einen Komplex von Wissenschaften bezeichnet. Bezüglich ihrer Organisation und ihrer wissenschaftlichen Repertorien steht die Geographie jetzt in Deutschland, man kann es mit Stolz sagen, mustergültig da, wofür der oben genannte Bericht einen neuen Beweis liefert. Neben den verschiedenen guten geographischen Zeitschriften besitzen wir in Deutschland als einzig in ihrer Art Hermann Wagners Geographisches Jahrbuch, den jährlichen Literaturbericht in Petermanns Mitteilungen und die international anerkannte Bibliotheca geographica, die im Auftrage der Berliner Gesellschaft für Erdkunde O. Baschin bearbeitet. Außer diesen jährlichen Repertorien besitzen wir jetzt als durchaus notwendige Ergänzung für die Länderkunde Deutschlands vorzügliche geographische Bibliographien. Wir verdanken sie der fruchtbaren Tätigkeit der Zentralkommission des deutschen Geographentages für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, deren verdienstvoller Vorsitzender nun schon seit ungefähr zwei Jahrzehnten Alfred Kirchhoff ist. Mit ihm zeichnet diesmal als Redakteur Fritz Regel in Würzburg. Der neue, zweite Bericht ist ein stattlicher Band von 418 Seiten geworden, indem nicht weniger als 120 Fachmänner aus allen Teilen des Deutschen Reiches kurz über die Deutschlands Geographie berührende Literatur der Jahre 1900 und 1901 berichten. Wir begrüßen den in so stattlicher Form erschienenen zweiten Band der jungen Publikation um so freudiger, als die Weiterführung der Berichte nach Erscheinen des ersten Bandes auf ernstliche Schwierigkeiten gestoßen war. Es wäre das Eingehen der Literaturberichte um so mehr zu bedauern gewesen, als sie die organische Fortsetzung jahrelanger früherer Sammelarbeit bilden. Von ihrer Begründung im Jahre 1882 an hat die Zentralkommission es für eine ihrer vornehmsten Aufgaben gehalten, die vorher einheitslose, vorwiegend nach Staatsgrenzen zerklüftete Forschung auf dem weiten Felde mitteleuropäischer Landeskunde zu vereinheitlichen und systematisch zu zentralisieren. Zunächst suchte die Kommission festzustellen, was schon im Laufe der Jahrhunderte an geographischer Literatur für dieses Gebiet entstanden war. Es gelang ihr auch, zuvörderst in den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches wertvolle heimatskundliche Bibliographien ins Leben zu rufen. Dann nahm die Kommission die Zusammenstellung der auf das Deutsche Reich im ganzen bezüglichen landes- wie volkskundlichen Literatur selbst in die Hand, woraus die von P. E. Richter musterhaft ausgearbeitete umfassende „Bibliotheca Geographica Germaniae" (1896) hervorging, welche alle Literatur bis 1895 behandelt. Um die bis dahin abgeschlossene Arbeit noch in erweiterter Form fortzusetzen, wurden die „Berichte" begründet, deren 1. Band 1901 unter Redaktion von Kirchhoff und Hassert erschien und die Literatur der Jahre 1896 bis 1899 behandelte. Leider hatte dieser erste Band einen vollständigen buchhändlerischen Mißerfolg trotz der allgemeinen Anerkennung der Existenzberechtigung, ja des Segens des Gesamtunternehmens. Die Hauptschuld trug

die durchaus nicht einwandfreie geschäftliche Führung seitens des damaligen Verlegers, wodurch die Kommission zur Kündigung des Verlagsvertrages gezwungen war. Da sich kein Buchhändler ohne genügende staatliche Subvention, die in dieser Höhe nicht zu erreichen war, zur Fortführung des Verlages entschließen wollte, war der Bestand der „Berichte“ ernstlich gefährdet. Unter diesen Umständen bedeutet es nach den Worten Kirchhoffs auf dem letzten Kölner Geographentage eine nicht dankbar genug anzuerkennende Tat von Vaterlandsliebe, daß die Firma Ferdinand Hirt in Leipzig noch in letzter Stunde sich zur Verlagsübernahme bereit erklärte. Es ist daher sehr zu wünschen, daß ein recht vielseitiger Absatz des Berichts die Geldeinbuße, der die opferwillige Firma zur Rettung des gemeinnützigen Werkes bewußtvoll entgegengeht, nicht allzu empfindlich werden läßt. Weiter ist an die Verleger die dringende Bitte zu richten, die Berichterstattung durch Uebersendung von Freiexemplaren an die Verlagsbuchhandlung zu unterstützen.

Dr. Aug. Wollenhauer.

fr. **Juristisches.** Die Kraftloserklärung abhanden gekommener oder vernichteter Urkunden im Aufgebotsverfahren nach Reichsrecht und bayerischem Landesrecht. Von Dr. Karl Adelmann, Amtsrichter in München. München 1903, J. Schweitzer.

Kaum irgendwo greifen Reichsrecht und Landesrecht, materielles Recht und Prozeßrecht, Privatrecht und öffentliches Recht verwirrender und unklarer ineinander als bei der Frage der Kraftloserklärung von Urkunden. Hier den einzelnen Vorschriften nachzugehen, sie übersichtlich zusammenzufassen und die leitenden Gedanken herauszuarbeiten, muß eine harte Arbeit gewesen sein. Der Verfasser war ihr gewachsen und hat sichtlich keine Mühe gescheut. Sein Buch wird von allen, die auf diesem Gebiete zu arbeiten haben, dankbar entgegengenommen werden. Es erscheint gerade in seiner schlichten und entschiedenen Art, die jeden sich wissenschaftlich gebenden Aufputz absichtlich vermeidet, als eminent tüchtige Leistung.

⁂

Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

C. **Stuttgart**, 18. Aug. Unter dem Protektorate und in Gegenwart des Königs Wilhelm II. von Württemberg wie der durch ihre wissenschaftlichen Bestrebungen bekannten Prinzessin Therese von Bayern wurde heute vormittag 11 Uhr der 14. Internationale Amerikanisten-Kongreß mit einer Festsitzung im Königsbau eröffnet. Es sind gegen 400 Mitglieder und Teilnehmer angemeldet. Durch amtliche Delegierte sind folgende Staaten vertreten: Aus Europa: Belgien, Frankreich, Hamburg, Italien, Niederlande, Norwegen, Preußen, Schweden, Spanien, Württemberg. Aus Amerika: Britisch-Guyana, Guatemala, Mexiko, Nicaragua, Vereinigte Staaten von Nordamerika. Ferner sind zahlreiche gelehrte Körperschaften beteiligt. Das Ehrenpräsidium liegt in den Händen des Kultusministers Dr. v. Weizsäcker. Vize-Ehrenpräsidenten sind der Rektor der Universität Tübingen, Professor Dr. Häring, und der Prorektor der kgl. Technischen Hochschule zu Stuttgart, Prof. Dr. v. Weyrauch. Den Vorsitz führt der Direktor am kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin, Professor Dr. Karl von den Steinen. Stellvertreter sind der Vorsitzende des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie Karl Graf v. Linden und der Direktor am Berliner Museum für Völkerkunde Professor Dr Eduard Seler. Ein hübscher Zufall hat es gefügt, daß der heurige Kongreß fast genau zusammenfällt mit der vor hundert Jahren erfolgten Rückkehr Alexander v. Humboldts und Bonplands von ihrer südamerikanischen Forschungsreise. Der Württembergische Verein für Handelsgeographie hat zur Erinnerung an diese Zentenarfeier eine Plakette in Bronze herstellen lassen, die auf der einen Seite die Porträte von Humboldt und Bonpland mit der Unterschrift 1799—1804 zeigt. Die Rückseite trägt eine Darstellung des Chimborasso nach Stübels Reisewerk und ein Abbild der von Bonpland entdeckten Palme Ceroxylon andicola nach der Originalzeichnung des Gelehrten. Darunter findet sich die Unterschrift: 14. Amerikanisten-Kongreß.

Kultusminister Dr. v. Weizsäcker begrüßte die Versammlung namens der württembergischen Staatsregierung. Der Kongreß sei in einem echten europäischen Binnenlande zusammengekommen zu wissenschaftlicher Forschung, deren Objekt weit drüben über dem Ozean liege. Bemerkenswert und hocherfreulich sei es, daß man sich im Herzen Schwabens der Forschung Amerikas widme. Nicht nur dem wirtschaftlichen Wohlstand diene der moderne Verkehr, sondern mit den Schnelldampfern und den Expreßzügen werde auch die Wissenschaft gefördert. Nach verschiedenen weiteren Begrüßungsansprachen hielt sodann den ersten Vortrag Prof. Hamy, Mitglied des französischen Instituts und der medizinischen Akademie von Paris, über Alexander v. Humboldt und Aimé Goujaud de Bonpland, im Hinblick auf ihre vor hundert Jahren erfolgte Rückkehr nach Europa nach fast fünfjährigem Aufenthalt in Südamerika. Am 3. August 1804 landete Humboldt in Bordeaux, mit dem Material für mehrere große Werke in der Tasche, welche die bisherigen Forschungen über Südamerika in großartiger Weise erweiterten oder richtig stellten. Als Humboldt und Bonpland am 13. August in Paris eintrafen, wurden ihnen begeisterte Huldigungen dargebracht. Am 16. November 1805 traf Humboldt von Italien her in Begleitung des berühmten Physikers Gay-Lussac in Berlin ein, wo seiner ähnliche Ehren wie in Paris warteten. Während Humboldt an seinem Riesenwerk über das spanische Amerika arbeitete, ordnete Bonpland in Paris sein gewaltiges Herbarium und sein zoologisches und anatomisches Material. Bonpland wurde mit einer Pension bedacht und erhielt wenige Monate später die vielbegehrte Stellung des Intendanten von Malmaison. Hier wurde er durch die Blumenliebhabereien der Exkaiserin Josephine so in Anspruch genommen, daß er für die Wissenschaft fast kaltgestellt wurde. Es hielt sehr schwer, ihn zur druckfertigen Herausgabe seiner Werke zu bewegen. Das neue Regime paßte Bonpland wenig, und er ging deshalb mit Frau und Tochter nach Südamerika, um dort sein Glück zu suchen. Leider wurden seine geschäftlichen Unternehmen, an deren Spitze der Massenanbau von Paraguay-Tee (Yerba-mata, wie ihn die Indianer nennen) stand, durch die fortwährenden politischen Wirren, namentlich aber durch die Willkür des zu trauriger Berühmtheit gelangten Diktators Dr. Francia von Paraguay, immer von neuem zugrunde gerichtet. Bonpland starb im Alter von nahezu 85 Jahren auf der Reise zwecks einer neuen Unternehmung, die der Auffindung von Quecksilbererzen bei La Cruz in Corrientes galt. Ebenso entwarf der Redner ein anziehendes Bild der Persönlichkeit, Lebensgewohnheiten, Tätigkeit und Pläne des großen deutschen Naturforschers. Im Anschluß an den Vortrag überreichte Kammerherr Graf v. Linden je ein Exemplar der beschriebenen Bronze-Plakette mit den Bildnissen Humboldts und Bonplands dem König von Württemberg, der Prinzessin Therese von Bayern und dem Vortragenden.

Hierauf sprach Rektor Dr. Kapff (Stuttgart) über den Anteil der Württemberger an der Kolonisation Amerikas. Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde eine Schwabenkolonie in Amerika gegründet, und zwar in Venezuela. Die beiden Ulmer Kaufleute Heinrich Ehinger und Hieronymus Sailer schlossen im Jahre 1528 mit der spanischen Regierung einen Vertrag, wodurch ihnen das Land zwischen dem Kap Maracapana und dem Kap de la Vela mit allen Hoheitsrechten überlassen wurde. Der Name der Welser in Augsburg ist in dem Vertrag nicht erwähnt; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie von Anfang an an dem Unternehmen beteiligt gewesen sind. Noch im gleichen Jahre landeten 300 Kolonisten in Coro, einem auf Pfählen erbauten Dorfe, was bekanntlich den Anlaß zu der Bezeichnung „Klein-Venedig“ = Venezuela gegeben hat. Mehrere Niederlassungen wurden errichtet, und schon im folgenden Jahre kam neuer Zuzug aus der Heimat unter der Führung des Nikolaus Federmann, ebenfalls eines Ulmers. Allein, obgleich ein gewinnbringender Handel sich entwickelte, ließ sich doch der Statthalter im Jahre

1536 bewegen, den Geschäftsbetrieb zu ändern, verleitet durch die Kunde von unermeßlichen Reichtümern im Innern des Landes. Es folgte eine Reihe von kühnen Entdeckungsreisen und abenteuerlichen Eroberungszügen in ferne, unbekannte Länder. Aber inzwischen verkümmerte die Niederlassung in Venezuela. Streitigkeiten zwischen Deutschen und Spaniern führten zum Zusammenbruch aller Zucht und Ordnung. Endlich griff die Regierung ein und schickte einen spanischen Gouverneur; es kam zu einem Prozeß, der mehrere Jahre in Madrid schwebte und 1556 zu ungunsten der Deutschen entschieden wurde. Damit waren die Spanier Herren des Landes; die Schwabenkolonie in Venezuela war vernichtet. — In der folgenden Zeit wandte sich die Auswanderung aus Württemberg Nordamerika zu. Im Jahre 1709 erfolgte unter dem harten Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit die erste Massenauswanderung aus Württemberg, der sich auch zahlreiche Pfälzer anschlossen. Gegen 20,000 Personen trafen allmählich in London ein; ein Teil wurde von der Regierung nach Pennsylvanien, ein anderer nach Nord- und Süd-Karolina, die Hauptmasse aber nach New-York befördert. Der Gouverneur siedelte sie am Hudson etwa 100 englische Meilen oberhalb New-York an. Aber anstatt ihnen Land zum Bebauen anzuweisen, zwang er sie, in den dortigen Wäldern hart zu arbeiten, um Schiffsharze, wie Pech, Teer u. s. w. für den Bedarf der englischen Flotte zu gewinnen. Hierüber erbittert, griffen die Kolonisten unter der Führung des energischen Konrad Weiser abermals zum Wanderstab und siedelten sich in Schoharie, einem Seitentale des Mohawk, an. Im Laufe der Jahre erhoben sich sieben schmucke Dörfer am Schoharie; zahlreiche Landsleute folgten nach, und die schwäbischen Ansiedelungen am Mohawk und seinen Seitentälern dehnten sich 50 englische Meilen weit aus.

Nicht minder bedeutend war die schwäbische Einwanderung im 18. Jahrhundert für Pennsylvanien. Im Jahre 1684 waren die ersten Württemberger dort angekommen, die hauptsächlich aus religiösen Gründen das Land „der Freiheit und Bruderliebe" aufsuchten, und das ganze 18. Jahrhundert hindurch flutete der Strom der Auswanderung dorthin in ungeschwächter Kraft. Auch in den übrigen Küstenstaaten, besonders in Nord- und Süd-Karolina, fanden zahlreiche Württemberger sich ein. Daß sie sogar bis in die Gegend von New-Orleans gelangten, beweist ein herzoglich württembergisches Reskript von 1722, worin ganz besonders gewarnt wird vor der Einwanderung „auf der in Nordamerika liegenden Insel Mississippi". Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam die Auswanderung ins Stocken infolge der Wirren, welche der Unabhängigkeitskrieg mit sich brachte, sodann unter dem Einfluß der Napoleonischen Kriege. Sobald aber ruhigere Zeiten zurückgekehrt waren, begann die Auswanderung nach Amerika aufs neue. Im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts sind aus Württemberg eine halbe Million dorthin gezogen. Die eigenartigste Schwabenkolonie ist die von dem Sektierer Georg Rapp gegründete Niederlassung „Economy" am Ohio, die auf der Grundlage der Gütergemeinschaft und Ehelosigkeit gegründet, zu ungeheurem Reichtum gelangt ist. Aehnlicher Art ist die Niederlassung Zoar in Ohio, ebenfalls von Separatisten ins Leben gerufen. Eine andere blühende Schwabenkolonie entstand in den dreißiger Jahren in Michigan, Ann-Arbor; während die Niederlassung „Neu-Ulm" in Minnesota weniger glücklich war und im Jahre 1862 einen schrecklichen Ueberfall von Indianern zu erdulden hatte. Die meisten haben sich in dem großartigen Volks- und Geschäftsleben verloren, nicht wenige aber haben sich hervorgetan in Wissenschaft und Kunst, Technik und Industrie, Handel und Politik.

Damit war die Festsitzung beendet. Nachmittags um halb 4 Uhr empfing der König die Kongreßteilnehmer in seinem anmutig gelegenen Schlosse Wilhelma, wo ein Imbiß geboten wurde. Morgen vormittag beginnen die eigentlichen wissenschaftlichen Beratungen.

(Fortsetzung folgt.)



Kleinere Mitteilungen.

m. **Archäologisches aus der Pfalz.** Sowohl von seiten des k. Staatsministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten wie von seiten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft (Versammlung zu Greifswald) wurden die Mittel gewährt, um die Ausgrabungen in den ausgedehnten Nekropolen, die in den kgl. Forstämtern zu Ramsen und Wattenheim in der Pfalz gelegen sind, fortsetzen zu können. Mit den betreffenden Grabungen wird Mitte September begonnen. Zunächst wird ein Riesentumulus in der Nähe der „Neuen Steine", einer Wahlstätte, in Angriff genommen.

* **Medizinisches.** Im anatomisch-biologischen Institut der Berliner Universität sind dem prakt. Arzt Dr. Fr. Friedmann mehrere Räume zur vorübergehenden Benutzung überwiesen worden, damit er die im Institut begonnenen Untersuchungen über den Schildkröten-Tuberkelbazillus mit Unterstützung der Höchster Farbwerke in größerem Umfange fortzuführen in der Lage ist. Dr. Friedmann hat bereits mehrere Arbeiten über die Züchtung des Schildkrötentuberkelbazillus, sowie über Immunisierung gegen Tuberkulose veröffentlicht.

* **Von deutschen Museen.** Der Kunsthistoriker Dr. Wilhelm Vöge ist zum Direktorialassistenten bei den kgl. Museen in Berlin ernannt worden.

Hochschulnachrichten.

* **Leipzig.** Der Privatdozent der physikalischen Chemie Dr. Böttger hat einen Ruf an das technologische Institut zu Boston erhalten.

hc. **Berlin.** Mit einer Habilitationsschrift „Ueber die Bedeutung des Dampfdruckes salzhaltiger Lösungen für die Bäderbehandlung" hat sich Dr. med. Fritz Frankenhäuser als Privatdozent für innere Medizin habilitiert.

* **Aus der Schweiz.** Am Polytechnikum Zürich hat sich Dr. Henri Lossier aus Genf für graphische Statik habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Max Mehnert, Lehrer: Ueber Sprachstörungen mit bes. Berücksichtigung des Stammelns und Stotterns bei Schulkindern. Vortrag, in erweiterter Form herausgegeben. Dresden 1904. Adolf Urban. 39 S. — Kachelek: Donau-Nachtlieder eines Zigeuners. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 45 S. — Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1905. 68. reichill. Jahrgang. Oldenburg u. Leipzig. Schulze. 224 S. — Dr. L. Müffelmann: Richard Wagner und die Entwicklung zur menschlichen Freiheit nebst e. Anh.: Wagners Lebens- und Werdegang in Tabellenform. 2. Aufl. Berlin 1904. Richard Schröder. 48 S. — Holger Drachmann: Völund der Schmied. Melodrama. München 1904. Albert Langen. 151 S. — Otto Julius Bierbaum: Die vernarrte Prinzess. Ein Fabelspiel in drei Bildern. M. e. Vorrede über das musikalische Bühnenspiel. Ebenda 1904. XXXVI u. 56 S. — Selma Lagerlöf: Christuslegenden. Berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Ebenda 1904. 264 S. — Gustav Meyrink: Orchideen. Sonderbare Geschichten. Ebda. 1904. 148 S. — Göttingen als Pensionopolis. (Goslar) (1904). Lattmann. 39 S. — Martin Ganghöfer: Religion und Christentum. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 224 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 20. August. Nummer 190.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A. 1798 Z.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Goethe der Maler.

Eine Studie von Albert Geiger.

> Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
> Find't im Stengelglas wohl eine Welt.
>
> Vermischte Gedichte „Sendschreiben“.

An einem weichen schönen Septembertag des Jahres 1772 befand sich ein junger deutscher Dichter auf einer Fußwanderung die Lahn entlang nach Ems. Er ging in träumerischen Gedanken durch die liebliche Gegend. Noch eben hatte er sich mit allen Schmerzen von einer unglücklichen, hoffnungslosen Liebe losgerissen, und schon bedrängte der Anblick der landschaftlichen Reize um ihn her seine Seele mit einem neuen und freilich auch so alten Dilemma: Sollte er Dichter bleiben? Sollte er Maler werden? Da entschloß er sich in seiner Ungewißheit zu einem naiven Orakel. Er hatte ein schönes Taschenmesser. Das wollte er in den Fluß schleudern. Sollte er es hineinfallen sehen, so war es ihm ein Schicksalswink, daß er Maler werden solle; sollten die Uferbüsche das Hineinfallen verdecken, so wollte er der Malerei Valet sagen. Aber wie so manches andere erwies sich auch dieses Orakel als zweideutig. Der junge Dichter sah zwar das Messer nicht in den Fluß fallen, wohl aber das Aufspritzen des Wassers. Und so war er ratlos wie vorher.

Aber wenn das Orakel schwieg, so sprach um so vernehmbarer das Leben. So kindlich das Beginnen des Dichters des „Götz von Berlichingen“ schien, seine künftige Künstlerschaft dem Gebot eines Schicksalswinkes anheimzustellen, so viel tiefste, ahnungsvollste Empfindung lag doch auch darin. Nicht wir wählen unsere Begabung, sondern die Begabung wählt uns. Goethe wäre gewiß nur ein mittelmäßiger Maler geworden. Aber kurze Zeit nach seiner Frage an das Schicksal schuf er im „Werther“ als Dichter eine Fülle malerischer Empfindungen, landschaftlicher Schönheit, plastischer Naturbetrachtung, die uns immer aufs neue entzückt, wenn wir dieses heiße Jugendwerk zur Hand nehmen. Er hat ein Leben lang immer wieder versucht, als bildender Künstler einen vollen Lebensausdruck zu finden; und er hat es doch über das, was auch viele andere konnten, nicht hinausgebracht. Er hat als Knabe die landschaftlichen Eindrücke der heiteren Umgebung seiner Vaterstadt Frankfurt festzuhalten gesucht. Er ist als Jüngling zu Füßen des Malers Oeser gesessen. In Leipzig hat er als junger Student bei dem Kupferstecher Stock radieren und holzschneiden gelernt. Er hat in Sessenheim seidene Bänder bemalt und es nicht verschmäht, alte Kutschen aufzufrischen. Er hat dann mit ernsteren Sinnen in eifrigem Nachfühlen die Mannheimer Antiken studiert. Er hat in der Wertherzeit und später in Weimar auf das eifrigste gezeichnet, getuscht, Silhouetten geschnitten, Tassen und Blumentöpfe gemalt oder wiederum Oesersche Reminiszenzen aufgefrischt. Er hat auf seiner ersten italienischen Reise mit flüchtigem Stift nicht ungeschickt italienische Typen festgehalten. Er hat sich auf seinem ersten Aufenthalt in Italien mit einer Art von idealer Hypnose dem Studium der italienischen Maler und der Antike hingegeben und hat sich in Rom eingehend mit Perspektive und dem Studium des menschlichen Körpers beschäftigt. Noch späterhin hat er sich von Sulpice Boisserée in den fein halb deutsches, halb antikes Wesen anziehenden und doch auch wieder abstoßenden Bannkreis der mittelalterlichen Malerei einführen lassen. Und wir dürfen nur die Namen Tischbein und Winckelmann nennen, um sein leidenschaftliches Bemühen zu charakterisieren, teils schöpferisch, teils nachempfindend und kritisch den Maler- und Bildnertrieb in sich zu betätigen. Aber er selbst hat es wohl gefühlt, daß er als ausübender Maler nicht auf dem wahren Pfad seines Genies war. Davon geben auch seine Werke beredtes Zeugnis. Geradezu ausschlaggebend für sein Verhältnis zur bildenden Kunst sind seine Worte im „Werther“: „Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken.“ Nie ein größerer Maler, ja, aber ein Maler als Dichter. Und wie wunderbar hineinleuchtend in die schöpferische Seele sind die folgenden Worte aus „Werther“: „Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Ton hätte, oder Wachs, so wollte ich's wohl herausbilden.“ Ist dieses nicht das getreueste Abbild des gestaltungsuchenden, nach präzisem Ausdruck ringenden dichterischen Genius, der in dem holden Wahn befangen ist: der bildende Künstler, Maler oder Bildhauer, werde seine innere Welt deutlicher herausstellen können? Und ist es nicht, als ob wir hier in das Intimste des künstlerischen Prozesses blicken würden, in dem die Elemente des Schaffens noch in einem farbig-klingenden chaotischen Tanz umherschwimmen? Daß es nicht die Malerei war, welche alle diese Naturempfindung und -Betrachtung in ihm auslösen konnte, hat er einige Jahre später in den Briefen an Frau von Stein klar ausgesprochen. Er sagt da einmal: „Ich hab . . . angefangen, was zu zeichnen, es geht aber nicht, drum möcht' ich lieber schreiben. . . . Liebste, ich habe viel gezeichnet, sehe aber nur zu wohl, daß ich nie Künstler werde. . . .“ Und ein ander Mal, in der völligen Erkenntnis, daß ihm die Malerei und zwar besonders das Zeichnen nur ein Hilfsmittel zur Erfassung der Natur sind, daß sie sein übervolles Herz, wo es sich dichterisch nicht entladen kann, erleichtern und beruhigen sollen, schreibt er die in

ihrer echt Goetheschen Naivetät wunderbaren Worte: „Mir ist, als wenn das Zeichnen mir ein Sauglätzchen wäre, dem Kind in Mund gegeben, daß es schweige, und in eingebildeter Nahrung ruhe." Mit Vorliebe gebraucht er für seine Zeichnungen auch den Ausdruck „Krizzeln". . . . Wenn also alle seine Strebungen auf zeichnerischem oder malerischem Gebiet ein malerisches Genie nicht dokumentierten, und als wirklich wertvolle Frucht ä s t h e t i s c h - t e c h n i s c h e Betrachtungen und Untersuchungen von weittragender Bedeutung wie die „Farbenlehre" in ihm auslösten, so sind sie als Betätigungen seines Willens, Natur und Leben im Tiefsten zu erfassen, für den Dichter um so bedeutungsvoller und wichtiger. In diesem nachbildnerischen Bemühen saugte er sich immer tiefer in die Natur, überspannte er das Leben immer mehr mit dem großen weiten Blick seines Türmers im zweiten Teile des Faust, ward er immer intensiver M a l e r m i t W o r t e n statt mit Strichen und Farben.

Das außerordentliche Interesse, das Goethe der bildenden Kunst zuwandte, lag auch in der Zeit selbst, in deren Schoß er zum Genius wurde. Insbesondere war es der Sinn für Erfassung der Natur, der Landschaft und ihrer Stimmungen, der jetzt wieder aufging, nachdem er seit den Zeiten der ersten deutschen Landschafts- und Naturpoeten, der Minnesänger, vergraben und verschüttet gewesen war. Wir dürfen uns erinnern, daß es Rousseau war, der das Auge für die r o m a n t i s c h e L a n d s c h a f t eigentlich erst öffnete. Er zum erstenmal schilderte die Gegensatzreize der Alpen, die er am Genfer See so intim kennen lernte: liebliche Matten und darüber unnahbar die Eisriesen der Alpenwelt; freundliche Täler und enge Felsenstege über schauerlich in der Tiefe donnernden Wildwassern. Wir dürfen ferner des Idyllendichters und -Zeichners Geßner gedenken, der gerade intime Landschaftsstudien mit großem Glücke pflegte. Wir wissen aus Lavaters Physiognomik, welch große Rolle das Studium des Antlitzes als Träger der Seele spielte. Ein Künstler wie Chodowiecki schilderte noch in bescheidenem Rahmen, aber mit außerordentlicher Ausdrucksfähigkeit das Leben der Fridericianischen Zeit und ward für Deutschland eine Art von Hogarth im kleinen. Nehmen wir dazu noch die von den Gebildeten der Zeit so eifrig betriebene und zu hoher Fertigkeit gebrachte Kunst des Silhouetteschneidens, überhaupt die allgemeine Lust an einer wenn auch nur dilettantisch geübten Fähigkeit im Zeichnen und Malen — auch Goethes Vater ist ja ein Beispiel dafür — so haben wir einige der Hauptsymptome des in Deutschland sich entwickelnden und vorbereitenden Sinnes für eine aus dem Schoß der Zeit herauswachsende, zu selbstschöpferischer Betätigung drängende bildende Kunst. Es war nur natürlich, daß Goethe diesen Strom in seine große mit bewunderungswerter Kraft alle Einflüsse seiner Zeit verarbeitende Seele hinüberleitete. Wir können genau die Spiegelungen der einzelnen Richtungen in seiner Entwicklung verfolgen. In das Wesen der griechischen Kunst führte ihn Oeser in Leipzig ein, von dem er schon damals das Geheimnis des griechischen Schaffens als „edle Einfalt und stille Größe" empfangen haben mag. Gleichwohl sehen wir ihn später in den Bahnen jenes Naturalismus, der in Chodowiecki zunächst seinen Höhepunkt erreichte. Der junge Goethe mit seiner elementaren Naturfreude, die in seinen Jugendwerken sich weit vernehmbarer ausspricht als in den späteren, vermochte bei aller Sympathie für Lessings Aesthetik dessen aus seinen ästhetischen Thesen folgernde Verachtung der Landschaft und des Porträts in keiner Weise zu teilen. Es liegt ganz in seinem malerischen Wirklichkeitssinn, der sich liebevoll ins kleinste vertiefen konnte, daß er von den Niederländern beim Besuch der Dresdener Galerie besonders entzückt ist. Wir haben eine hübsche Stelle in Werthers Leiden, die ihn ganz unter dem Einfluß der niederländischen Kunstanschauung zeigt. Werther sieht zwei Kinder, Geschwister, in einer malerischen Stellung. „Mich vergnügte der Anblick," sagt er, „ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunentor u und einige zerbrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeste von dem meinen hinzuzutun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig a l l e i n a n d i e N a t u r z u h a l t e n. . ." Aber dieser ausgesprochene Naturalismus, der mit der Theorie des damals vielgelesenen Abbé Batteux: Die Kunst bestände in der Nachahmung der schönen Natur . . . im Prinzip der o b j e k t i v e n Naturnachahmung übereinstimmt — wurde in der ersten Weimarer Zeit von Goethe schon wesentlich modifiziert. Zwar sagt er einmal in den Briefen an Frau v. Stein: „Hier bildend nach der reinen stillen Natur . . .", aber schon in einem der nächsten Briefe heißt es: „Ich muß nur für Dich zeichnen, Du tust das dazu, was ich nicht machen kann." — Also hier kommt zur Nachahmung der Natur bereits ein persönliches, s u b j e k t i v e s, rein geistiges Moment, das, obwohl scheinbar von einer anderen Person, der Geliebten, ausgehend, doch in letzter Linie d e s D i c h t e r s e i g e n e s W e s e n war. Noch deutlicher spricht er an einer anderen Stelle der Briefe: „Die Liebe" — also doch sein von der Liebe durchglühtes Innere „gibt mir alles und wo die nicht ist, dresch ich Stroh. Das mahlerischste Fleck gerät mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich. . . Ich hab viel gekrizzelt, seit ich hier bin, alles leider nur vom Auge zur Hand, o h n e d u r c h s H e r z z u g e h e n, da ist nun wenig draus worden. Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände, recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter den Künstler — den Menschen." — Welch eine Fülle wahrer Kunsterkenntnis liegt in diesen Worten! Zunächst finden wir hier die Forderung d e r k ü n s t l e r i s c h e n P e r s ö n l i c h k e i t: ein Mensch muß hinter dem Werke stehen. Das trifft in wundersamer Weise mit einem Ausspruche aus des Wolffianers A. G. Baumgartens „Aesthetica" zusammen: Die Kunst müsse der sinnliche Ausdruck der inneren Empfindung sein. Dann aber sehen wir ja hier auch den Urkeim des ganzen paysage intime, der intimen Landschaft. Ganz so, sich hineinsaugend in ein Fleckchen Erde, hat Corot, der Meister von Barbizon, geschaffen; schaffen die Schotten; bei aller Weite und Größe auch ein Segantini; die deutschen Meister der intimen Landschaft, ein Thoma, ein Kalckreuth, ein Dill. Es ist erstaunlich, wie Goethe gerade in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts an Schärfe, Innigkeit und zugleich Weite des Blicks gewonnen hat. Ganz frappierend wirken einige Stellen in den Briefen aus der Schweiz, bei deren Lektüre man unwillkürlich an die moderne Landschaft und ihre valeurs denkt; zum Beispiel die folgende Beschreibung eines schönen Spätherbsttages: „Die Luft war so warm, wie anfangs September und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendrot rosenfarbig ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft." Oder die Beschreibung eines Sonnenunterganges in der Schweiz: „Auch näher am Tal, waren unsere Augen nur auf die Eisgebürge gegen über gerichtet. Die letzten, links im (Berner) Oberland, schienen in einem leichten Feuerdampf aufzuschmelzen, die nächsten standen noch mit wohlbestimmten roten Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weis-grüngraulich. . ." Mit wie sicherer Hand und feinem Farbengefühl sind hier die Töne gesetzt! Wie frisch und unmittelbar alles empfunden! Man wird bei diesem starken Aufquellen des malerischen Triebes es durchaus nicht bedauern, daß Goethe sich nicht in den Schraubstock der Lessingschen Hauptsätze im Laokoon spannen ließ; denn indem er seine Anschauung von Natur und Leben auf solche Weise mit Bildnerischem sättigte, wie kaum sonst ein Dichter, schuf er gleichwohl ohne jede theoretische Absicht alles Malerische in seinen Werken, gewissermaßen selbstverständlich, so, wie es Lessing vorgeschrieben hatte: daß der Dichter nur immer d u r c h H a n d l u n g m a l e n und alles b l o ß e N e b e n-

einander von malerischen Eindrücken meiden solle. Wir werden im folgenden Beispiele dafür finden.

Sollte man es glauben: dieser selbe Schilderer mit dem für seine Zeit eminenten Natursinn hat sich unter dem Einfluß Italiens zu dem Klassizisten gewandelt, als den er sich 1798, also zwanzig Jahre später, als Fünfzigjähriger, in seiner kunstwissenschaftlichen Zeitschrift die „Propyläen" zeigt. Dort stellt er für den bildenden Künstler und den Künstler überhaupt den dem Empfinden und Schaffen seiner Jünglings- und Mannesjahre direkt zuwiderlaufenden Satz auf: „Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst ohne äußere Hülfsmittel nicht zu überschreiten vermag." Diese Hilfsmittel aber sah er vor allem im Studium und in der Zuhilfenahme der Antike. Er war, wenn auch geistig unendlich höher, damit doch wieder auf den ersten Ausgangspunkt der Jugend zurückgekommen: Nachahmung des Hellenismus, und zwar in einem Augenblick, da die erwachende Romantik alles Deutsche und Volkstümliche auf den Schild hob und er selbst mit seinem Faust der Nation das deutscheste Werk geschenkt hatte. In seltsamem Gegensatz zu dieser lebensvollen Gegenwart wurden die Geister Lessings und Winckelmanns in ihm lebendig und zwar mit ihrer starrsten Dogmatik. Der alte Zwiespalt klaffte wieder. Der schaffende Künstler sollte nicht deutsch und national sein Eigenes geben, die Natur durch seine Seele gegangen, sondern ein wenn auch noch so hohes Surrogat sollte seiner Kunst auf die Beine helfen. Der Künstler sollte nicht aus sich selbst heraus seinen Stil finden, sondern seinem Empfinden einen fremden aufzwingen. Also statt Einheit des Schauens und Schaffens ein höchst unglücklicher hemmender Dualismus! Wie fast naiv Goethe in seiner Theorie war, zeigt folgende rezepthafte Anweisung, die er in den „Propyläen" gibt: „Der junge Künstler geselle sich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke sich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerndirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauernburschen ein Paar Ohren" — soll wohl ausdrücken: Faunsohren —, „wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht begreift und den Gestalten einen edleren, freieren Anstand zu geben weiß, so begreift kein Mensch, wo er's her hat, und jedermann schwört, er hätte es von der Antike genommen." Fallen diese Worte nicht wie ein Frost auf die reiche Flur des Jünglings und Mannes? Ist das noch derselbe Künstler, der die Niederländer in der Dresdener Galerie bewunderte, der im „Werther" und den Briefen an Frau v. Stein die Schilderung und die Durchempfindung und Beseelung der Natur für des Künstlers Aufgabe hält, der die herrlichen Verse auf den Zürichsee sang:

Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält . . .?

Es ist derselbe Riß, der durch sein dichterisches Wesen geht und den man am schärfsten erkennt, wenn man große Gegensätze wie den „Götz" und den „Werther" mit der „natürlichen Tochter", oder die natur- und farbenstrotzende deutsche Walpurgisnacht im ersten Teil des „Faust" mit der klassischen im zweiten Teil der Tragödie vergleicht! Es ist, als ob hier ein Bruch in den Glockenschwingungen des unvergleichlichen Genius wäre. Ganz einen ähnlichen Vorgang sehen wir in seiner dramaturgischen Tätigkeit. Der als Zwanzigjähriger in Shakespeare das Symbol schaffender Naturkraft dithyrambisch gefeiert hatte, der schrieb dem Schauspieler vor, wie er als Hamlet die Finger der Hand zu legen hätte . . ., schnürte also die Gestaltungskraft des Darstellers in dieselben „spanischen Stiefeln" ein, über die er als Leipziger Student im „Faust" so weislich gespottet hat!

Aber wenden wir uns jenen Eindrücken seiner schaffenden Kunst zu, welche ihn als den Maler mit Worten, den Dichter-Maler im glücklichen Einklange von Natur und Dichterschöpferseele zeigen. Und betrachten wir hier zunächst den großen Rahmen, in den Dichter wie Maler ihre Gestaltungen stellen, oder vielmehr, aus dem der wahre Künstler sie wie Geschöpfe herausgeboren werden läßt: die Natur, die Landschaft.

Naturalistische und übersetzte Landschaft.

Genau betrachtet, finden wir bei Goethe da, wo er dichterisch gestaltet, fast nur Naturbilder, die ihre eigentümliche Färbung einem in der Seele des Beschauenden vorgegangenen Prozeß verdanken; die, man darf sagen: Handlung haben. Hier schildert er manchmal naturalistischer, weit öfter übersetzt und stilisiert er die Natur. Wir haben aus der Sessenheimer Liebeszeit in dem Gedicht: „Willkommen und Abschied" einige Zeilen voll unmittelbarster Naturanschauung, in die sich doch schon ein leiser Hauch von dichterischer Umbildung im Sinne der Strophen Ossians mischt, Naturbeseelung und Personifizierung von Naturvorgängen. Da steht „im Nebelkleid die Eiche, ein aufgetürmter Riese da", und „aus dem Gesträuch sieht Finsternis mit hundert schwarzen Augen". Ganz wundervoll anschaulich sind die Worte: „Der Mond von einem Wolkenhügel Sah kläglich aus dem Duft hervor". Von weicherer, unendlich süßer Stimmung ist die Mondnacht in dem Gedicht „An den Mond". Malerisch-musikalisch zugleich setzt der Dichter ein:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz . . .;

Mit diesem stillen Nebelglanz steht die ganze Nacht vor uns; es fällt mir oft ein Bild dabei ein, das Schönleber gemalt hat und das in der Karlsruher Galerie hängt: Enzwehr im Mondschein. Da haben wir so eine von stillem Nebelglanz erfüllte Nacht. Und wie kraftvoll zeichnet der Dichter weiterhin den Fluß:

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst . . .

Ganz einfach wie eine Studie nach der Natur muten die Verse aus einem viel späteren Gedicht „Juni" an:

Nun stellt sich dazwischen
Ein kühles Tal mit leichten Büschen,
Bächen, Wiesen und dergleichen,
Mühlen und Rädern, den schönsten Zeichen,
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen. . . .

Gleichwohl sieht man auch hier, wie die Naturbilder Schritt für Schritt sich aufrollen, also nicht nebeneinander gesetzt sind. Es ist ungefähr die Goethe so vertraute Landschaft Weimars oder Thüringens. Wer denkt nicht an Thomas „Sämann", wenn er die folgenden Verse liest:

Gott segne mir den Mann
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Bett dem Samen zu bereiten!
Kaum riß der März das Schneegewand
Dem Winter von den hagern Seiten,
Der stürmend floh und hinter sich auf's Land
Den Nebelschleier warf, der Fluß und Au
Und Berg in kaltes Grau
Versteckt, da geht er ohne Säumen,
Die Seele voll von Ernteträumen,
Und sät und hofft. . . .

Wie eindringlich ist hier der Vorfrühling wiedergegeben mit seinem Wechsel von Winter und Lenzhoffnung, wobei doch der seelische Vorgang der Mittelpunkt des Ganzen bleibt; klar und bestimmt steht das Bild, das Goethe der Entstehungszeit nach in der Umgebung von Straßburg gesehen haben mochte, vor unseren Augen! Und dann wieder aus späterer Zeit das vollreife und auch formell wundervolle Sonnenbild des Zürcher Sees:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.[1])

Zu allermeist aber sind es doch *transponierte Landschaften*, dichterisch umgestaltete, die Goethe schafft. Der dem Dichter angeborene Realismus gibt die Grundlage; aber dann geht er frei weiter und gestaltet aus. Hier drängt sich uns der Stoff in verschwenderischer Fülle zu. Und es sind so viele allen im Innersten vertraute, holde oder wehmütige Empfindungen weckende Klänge. Wie viele *Zusammenhänge* im Schaffen des Dichters finden wir da! Die Phantasie, welche eine sausende Sturmnacht voll ungewisser Lichter und Schatten, verschwimmender Nähe und Ferne mit Gestalten erfüllt, die aus Wald und Feld, Busch und Bach, Nacht und Wolken geheimnisvolle Schrecken weckend hervordämmern, diese Nachtphantasie des „Erlkönig" haben wir in dem Sessenheimer Nachtgedicht schon vorempfunden. Ebenso finden wir in der Ballade „Der Fischer" als Urbild den gleichen Fluß wie den im „Mondlied" geschilderten: die Ilm in Weimar, die Goethe in allen Stimmungen so getreulich kannte und in der er sich an schönen Sommermondnächten zum Entsetzen biederer Landbewohner zu baden pflegte, um sie als plötzlich auftauchender Wassernix zu erschrecken. Wie er den Lauterbrunner Staubbach in allgemein menschlich empfindende Anschauung: den „Gesang der Geister" über den Wassern umsetzte, ist ja auch bekannt. So erhaben diese Klänge tönen, so wird man doch die Frische der Empfindung in Gedichten wie „Schwager Kronos". oder „Die Harzreise im Winter" durch alle dichterische Umformung und Symbolik weit unmittelbarer fühlen. Welch ein Blick ins Große, Unendliche der Natur in „Schwager Kronos":

Weit, hoch, herrlich der Blick,
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll. . . . .

Und ebenso groß der Beginn der „Harzreise im Winter":

Dem Geier gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied!

Wer in Bergen schon gewandelt ist, in Winterdämmerfrühe, den Himmel voller schneeverheißender Wolken, die Seele voller Gedanken, wie mag ihn immer und immer wieder dieses einsame Schweben der dichterischen Empfindung in dem großen Bilde ergreifen! Und dann wächst aus dieser Winterwolkenstimmung verhüllter und vernebelter Pfade wie eine mystische Winterblume die geheimnisduftende Strophe hervor:

. . . Den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,

1) Jener mehr musikalischen Impression „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" hat Goethes Innere schon eine rein malerische Vorarbeit geleistet in den Briefen an Frau v. Stein: Von der Wartburg, 13. Sept. 77 abends 9 Uhr: „. . . hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick der mich nur kostet anzusehen vom Stuhl hinübersehnen könnte. In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wiesgen, Büsche, Wälder und Waldblösen, die Felsen Abgänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt wie die nackten Felsspizzen im Monde röten, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt."

Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters! . . . .

Wir haben aber in Goethes Gedichten auch ganz ausgesprochen stilisierte Landschaft. Am bekanntesten sind jene Sehnsuchtsträume von italienischen Gegenden wie das bekannte Mignonlied, aus der Vorahnung künftiger italischer Wonne geschaffen:

Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n?
Ein sanfter Wind von blauem Himmel weht?
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht . . .?

Wohl auch zum Teil aus der Sehnsucht nach Italien ist das Kolorit des wunderschönen Zwiegespräches „Der Wanderer" entstanden, das Goethe, wie er selbst angibt, um 1771 in seinem Garten in Wetzlar gedichtet hat. Der Dichter findet auf einer Fußwanderung eine junge Frau, den säugenden Knaben an der Brust; er bittet um Wasser, seinen Durst zu löschen, und sieht auf dem Wege zum Brunnen Spuren eines alten Tempels. Die Beschreibung dieser Trümmer läßt in ihrer Plastik auf ein wirkliches Erlebnis schließen, obwohl die Situation nur der Phantasie entquoll, und das ganze Kolorit hat etwas so Fremdländisch-Lebendiges, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy in Italien zwischen Puzzuoli und Bajä das Haus der Frau „in eines Tempels Trümmern" hocherfreut wirklich gefunden zu haben glaubte. . . . Ein anderes sehr interessantes Gegenstück haben wir in dem reizend-koketten „Amor als Landschaftsmaler". Dieses Gedicht ist in Rom 1789 entstanden, dürfte aber in dem ganzen Kolorit einer Rückerinnerung an jene Tage entstammen, die Goethe in den Briefen an Frau von Stein als Tage mühevollen, fruchtlosen Ringens um malerische Künstlerschaft geschildert hat. Denn mit einer echt nordischen Nebelstimmung setzt das Gedicht ein, voll verdrießlichen Unmuts des Dichters über vergebliches Liebeswerben um eine spröde Kunst.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundiertes Tuch gespannet,
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe. . . . .

Da stellt sich ein Knabe an seine Seite und redet ihn schalkhaft an.

„Willst du immer trüb und müßig bleiben",
Sprach der Knabe, „kann nichts Kluges werden;
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen malen,
Dich ein hübsches Bildchen malen lehren."

Und nun beginnt der Schalk mit dem rosigen Zeigefinger auf dem „weiten ausgespannten Teppich" der Nebelstimmung zu zeichnen.

Oben malt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Malte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Wasser fehlen
Zeichnete den Fluß so ganz natürlich,
Daß er schien im Sonnenstrahl zu glitzern,
Daß er schien am hohen Rand zu rauschen.
Ach, da standen Blumen an dem Flusse,
Und da waren Farben auf der Wiese,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein lasiert' er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner. . . . .

Ist es nicht, als sähe man an einem trüben Morgen die Sonne aufgehen und die ganze Landschaft rein im mailichen Glanze aufleuchten? Aber dieser behende Maler tut

noch mehr. Es ist ganz entzückend, wie Goethe ihn in das Bild hinein „mit spitzem Finger und mit großer Sorgfalt ein allerliebstes Mädchen" zeichnen läßt. Man sieht das niedliche Bild förmlich werden. Zum Schlusse aber fängt die ganze Landschaft an, Leben zu gewinnen, die Gipfel bewegen sich, die Wellen kräuseln sich und das allerliebste Mädchen kommt auf den Dichter zu, der denn dann natürlich nicht als das einzig Leblose auf seinem Felsen sitzen bleibt. . . .

Der tiefere Sinn dieses Malerdichterscherzes eröffnet sich uns leicht, wenn wir uns der Worte an Frau v. Stein erinnern: „Die Liebe gibt alles, und wo die nicht ist, dresch' ich Stroh . . ." Was der Dichter mit dem Pinsel nicht malen konnte, das schreibt er klar und fest mit der Feder hin, und die Liebe, Amor, führt ihm die Hand. So findet er seine Erlösung aus den bildnerischen Dilemmen. Da wird es plötzlich heller hoher Maientag aus den Nebeln des Zweifels. . . . Diese Auffassung wird bestätigt durch ein anderes Gedicht: „Landschaft", das durch die Goethe zu Gesicht gekommene Landschaft eines Niederländers veranlaßt wurde. Da heißt es zum Schlusse:

Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überrein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's dir an Geist- und Kunst-Gebühr,
Die L i e b e weiß schon Rat dafür.

Die Liebe, wir können auch sagen: das Künstlergemüt, das jeden Gegenstand, sonst ein „garstig Ungefähr, ein Tagtäglich-Gemeines" mit geheimnisvollem Licht der Schöpferseele durchleuchtet. Auch hier also finden wir die Entwicklung bestätigt, die Goethe vom bloßen Naturalismus zur beseelten Kunst durchlaufen hat und die schließlich in allzu konsequenter Weise in der Antike alles Zufällige ausschaltet und nur noch die großen Typen und die stilisierten Formen gelten läßt.

(Schluß folgt.)

Ein Fortschritt in der Kenntnis der Getreideroste.

Wenn es schon der charakteristische Zug unserer Zeit sein soll, daß sie die Probleme des Tages und der Welt nur nach ihrer ökonomischen Bedeutung wirklich zu würdigen geneigt ist, so ist es einfach unbegreiflich, daß die Oeffentlichkeit fast gar nichts weiß von einer der vitalsten Fragen unserer wirtschaftlichen Existenz, der gegenüber viele der leidenschaftlich erörterten Tagesprobleme nichtig erscheinen.

Die Affäre, welche hier gemeint ist, betrifft die Getreiderostschäden der deutschen Landwirtschaft. Im Jahre 1886 wurde eine internationale Schätzung der durch Rost verursachten Ernteschäden vorgenommen, wobei sich geradezu unglaubliche Ziffern ergaben. In diesem Jahre wurde der Ernteausfall in den Vereinigten Staaten auf 1390 Mill. M. berechnet, das kleine Weizenland Ungarn bezifferte seinen Schaden auf 83 Millionen Mark und Deutschland auf nicht weniger denn 418 Millionen Mark. Man vergleiche diese Ziffer mit unserem Staatsbudget und man wird finden, daß die Rostfrage für uns fast so wichtig ist wie das Budget des Kriegsministeriums. Zum Glück gilt diese Zahl nur für ein ausgesprochenes Rostjahr und stellt sich sonst erheblich niedriger, trotzdem reicht sie auch normalerweise bis zu Hunderten von Millionen.

Diese Tatsache gibt erst den richtigen Hintergrund für die wissenschaftlich ohnedies hochbedeutsame Wendung, welche das Studium des Getreiderostes vor kurzem genommen hat.

Die Rostkrankheit wird bekanntlich durch eine Reihe von Pilzen verursacht, welche die Gewebe der Getreidepflanzen durchwuchern, und in einem gewissen Entwicklungsstadium in Form von Pusteln zutage treten, aus denen ein rostartiges, gelbes oder braunes Pulver stäubt, die Sporen, welche im Sommer sofort keimen und das Uebel ins Ungemessene verbreiten, im Herbst dagegen nur dann keimen, wenn sie auf bestimmte andere Pflanzen gelangen. Und zwar zeigte der Vater der deutschen Pilzforschung, A. D e B a r y, daß die sogenannte Zwischenwirtspflanze des Schwarzrostes der Berberitzenstrauch, jene des Braunrostes die Ochsenzunge (Anchusa) ist. Als diese Erkenntnis allgemein durchgedrungen war, bemächtigte sich ihrer Gesetzgebung und Praxis, und man suchte durch die eifrigste Vertilgung jener zwei Pflanzen den Rost einzudämmen. Unsere Fluren wurden um zwei hübsche Zierden ärmer, aber man bemerkte keine Abnahme der Rostkrankheit. Unter dem Drucke der ungeheuren Schäden richtete man Untersuchungslaboratorien ein, die ausschließlich zum Studium der Rostpilze bestimmt waren, und dies führte auch alsbald zu einer Summe neuer Erkenntnisse. Aus ihnen ging sogar ein Werk hervor,[1]) das die ganze Frage auf eine neue Unterlage stellte.

Professor E r i k s s o n wies durch zahlreiche sorgfältige Versuche nach, daß der Rost sich auch auf andere Art verbreiten müsse als durch Sporen und durch Zwischenwirte. Erstens ließ sich zeigen, daß eine infizierte Zwischenwirtspflanze den Rost nur höchstens in einem Kreise von 10 bis 25 Meter verbreite, andrerseits aber dezimiert der Schwarzrost die Ernten auch in solchen Ländern, wo es keine Berberitzen gibt, so in Vorderindien und Australien; nicht minder erleidet Nordamerikas Ernte den größten Schaden durch Braunrot, trotzdem dort die Ochsenzunge unbekannt ist. Andrerseits ergab sich, daß die erste Rostinfektion im Frühjahr auf andere Weise erfolgen müsse als durch überwinterte Sporen, da sich immer ein Zeitraum von wenigstens acht Wochen zwischen dem Erlöschen der Bildung von Sommersporen und dem Auftreten der neuen Infektion einschob, währenddem in den Wirtspflanzen keinerlei überwinternde Pilzwucherung gefunden wurde.

Reichten schon die mitgeteilten Tatsachen hin, um die Unzulänglichkeit der bisherigen Anschauungen über die Verbreitung des Rostes darzutun, so drängten sich alsbald neue Wahrnehmungen auf, die alle auf einen bestimmten Gedanken lenken mußten. Da war vor allem die neuerdings unzähligemal beobachtete Tatsache, daß der Rost in jungen Pflanzen immer an dem untersten, ersten Blatte zuerst auftritt und die anderen Blätter nach der Reihenfolge des Wachstums befällt; hierher gehört die mit dem Charakter einer Pilzkrankheit nicht vereinbare Wahrnehmung Erikssons, daß der Gelbrost in Schweden in trockenen Sommern in größerem Maße auftrat als in nassen Vegetationsperioden — was übrigens nach den Saatenstandsberichten auch in diesem exzessiv trockenen Sommer in Oesterreich-Ungarn wieder der Fall war. Hierher gehört schließlich auch das Verwunderlichste, daß sich Pilzsporenlager auch an Getreidekörnern, ja sogar i n d e n s e l b e n finden und zwar an Stellen, wo sie durch Außeninfektion niemals hätten hingelangen können.

Dies alles schien darauf hinzudeuten, daß der Rost mit der Nährpflanze zugleich wächst, daß er eine chronische und nicht, wie man bisher annahm, eine akute Krankheit sei. Er scheint vielmehr — so wie die den Getreidebrand verursachenden Pilze — schließlich auch in den Samen einzudringen, durch welchen er bei Beginn der neuen Vegetationsperiode sich gleich in dem Keimpflänzchen neuerdings ansiedeln kann. Eriksson zögerte denn auch nicht, diese Konsequenz zu ziehen. Um Sicherheit zu erlangen, nahm er das Experiment zu Hilfe und züchtete in einem sinnreich konstruierten Vegetationsschranke nach bakteriologischer Methode, aus von stark rostkranken Pflanzen gewonnenen Samen Gerstenpflanzen. Der Apparat war durch Wattefilter an den Oeffnungen mit Luft versorgt, aber vor dem Eindringen der Rostsporen gesichert. Das Ergebnis der Versuche war, daß die unter solchen Verhältnissen erwachsenen Pflanzen wiederholt und immer binnen 4 bis 6 Wochen rostkrank wurden.

Nun schritt Eriksson beruhigt zur Aufstellung seiner Theorie der Rostverbreitung, welche unter dem Namen der „M y c o p l a s m a t h e o r i e" in den letzten Jahren in

[1]) J. E r i k s s o n und E. H e n n i n g: Die Getreideroste, ihre Geschichte und Natur, sowie Maßregeln gegen dieselben. (Aus dem Schwedischen übersetzt.) Stockholm 1896.

der botanischen Welt viel Aufsehen und verwundertes Kopfschütteln verursachte. Eriksson formulierte diese Theorie folgendermaßen:

Der Pilz des Getreiderostes durchdringt sämtliche oberirdische Teile (Stengel, Blätter, Samen) seiner Wirtspflanze, indem er mit dem Plasma in innigster Gemeinschaft zusammenlebt. Diese Vereinigung beider Plasmata ist dies sogenannte Mycoplasma, welches die Elemente des Pilzes in einer für unsere Mikroskope anfänglich nicht zugänglichen Weise in sich schließt. Unter gewissen, noch nicht näher bestimmbaren Umständen tritt jedoch der Pilz aus dem latenten Zustand in einen sichtbaren, indem er langsam zu zellenartigen Körpern auswächst und sich zu Zellenfäden entwickelt. Dies ist das Pilzmycelium, welches nun den von De Bary sichergestellten Entwicklungszyklus durchläuft, indem es aus dem Körper der Wirtspflanze hervorbricht und zuerst Sommersporen bildet.

Unleugbar hatte diese Theorie viel Bestechendes, besonders was das Mitwachsen des Mycels mit der sich entwickelnden Getreidepflanze betrifft. Doch forderte wieder andrerseits die Kühnheit ihrer Folgerungen zu scharfer Kritik heraus, die ihr auch nicht erspart blieb.

Man wiederholte die Versuche Erikssons zum Teil mit negativem Erfolge; nur der Wiener Prof. Zukal konnte sich davon überzeugen, daß der Rostpilz tatsächlich die ganze Getreidepflanze durchdringt. Sein frühzeitiger Tod verhinderte ihn jedoch, dieses Ergebnis im Sinne der Erikssonschen Auffassungen zu verwerten, obwohl er, wie er dem Verfasser dieser Zeilen versicherte, von der Berechtigung der Mycoplasmatheorie überzeugt war. Die Botaniker lehnten sie im großen ganzen ab und hielten Erikssons Freilandversuche für nicht genug beweiskräftig, seine Isolierversuche aber für nicht rein. Abschließungsversuche, welche ich während drei Jahren an dem pflanzenphysiologischen Institute zu Ung.-Altenburg anstellte, ergaben zwei Jahre hindurch ein negatives Resultat und im letzten Jahre, als trotz der Isolation an den Versuchspflanzen Gelbrost auftrat, konnte der Verdacht, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch fremde Sporen mit der Luft eingedrungen seien, nicht ganz beseitigt werden — ähnliches fanden auch andere Forscher. So schien die Mycoplasmatheorie nur mehr ein historisches Interesse zu besitzen und die Rostfrage völlig ungelöst zu sein.

Da änderte sich mit einem Male die Situation. Eriksson schlug einen anderen Weg der Forschung ein und publiziert soeben eine Arbeit voll der wertvollsten und überraschendsten Resultate.[2]) Er suchte auf mikroskopischem Wege das Auftreten der Rostpusteln zurückzuverfolgen und untersuchte deshalb ganz junge Keimpflanzen des Weizens, an denen keine Spur von Rost sichtbar war, ebenso Halm-, Blatt- und Aehrenteile von Pflanzen in verschiedenen Entwicklungsstadien, auch an solchen Stellen, die sich in unmittelbarer Fortsetzung kranker Teile befanden. An vielen hundert Schnitten ließ sich feststellen, daß die Frühjahrspflanzen keine überwinternden Pilzfäden enthielten. Dagegen fand sich sowohl im Herbst, als auch im Frühjahr in gewissen Zellen ein eigentümlich dicker Plasmainhalt, der Eriksson sofort auf die Vermutung brachte, hier das lange gesuchte, hypothetische Mycoplasma vor sich zu sehen. Diese Vermutung bestätigte sich bei vergleichender Untersuchung anderer Grasarten, von Stellen, an denen sich seit 10 Jahren kein Rost mehr gezeigt hatte und die auch dieses eigentümlich dicken Plasmas entbehrten. Als Bestätigung diente ihm auch der Umstand, daß nur gewisse Zellen „Mycoplasma" enthielten.

Bei fortgeschritteneren Pflanzen, an Stellen aus der Nähe von Rostpusteln, fanden sich Plasmabildungen in den Zwischenräumen der Zellen, die noch sehr primitiv organisiert, ungegliedert waren und in früheren Stadien sogar der Zellkerne ermangelten. Eriksson nennt sie das Protomycel. Dieses Protomycel treibt Fortsätze, welche in die benachbarten Zellen eindringen, dort zu sackförmigen Organen (so. Haustorien) anschwellen, welche aus den Zellen den Inhalt aussaugen. Mit diesem ersten sichtbaren Akt der Nahrungsaufnahme beginnt auch die Zerstörung der Wirtszellen, an deren Stelle immer mehr der Pilz tritt, der sich durch Scheidewände in das bekannte Pilzmycel gliedert und dann zur Sporenbildung schreitet, was dann auch äußerlich an den Blättern als Pustelbildung wahrnehmbar ist.

Soweit reichen vorläufig die Beobachtungen Erikssons, welche die Mycoplasmafrage zweifellos in ein neues Licht rücken und ihr auch einen Teil des mystischen Nimbus nehmen, mit dem diese Idee einer plasmatischen Mischung bisher umkleidet schien. Nach diesen Beobachtungen wäre der Getreiderost nur eine sog. Plasmodienkrankheit, wie wir deren in jüngster Zeit bereits mehrere kennen gelernt haben. Es ist dies namentlich die unter dem Namen maladie de Californie bekannte Weinstockkrankheit, als deren erstes Stadium man ein mit dem Zellinhalt der Blätter innig zusammenlebendes Amöbenplasma erkannte, aus dem sich erst der Pseudokommispilz entwickelt. Ein anderer derartiger Fall wurde vor kurzem von Yourney aus Nordamerika beschrieben und betrifft den Pilz Dendrophagus globosus, welcher ebenfalls mycoplasmatisch lebt, dadurch eine gefährliche Wurzelerkrankung der Obstbäume hervorrufend.

Es läßt sich jedoch nicht verkennen, daß Erikssons Untersuchungen gerade bezüglich einiger der wichtigsten Punkte versagen. So fehlt unter anderem der Zusammenhang zwischen dem Protomycel und dem Stadium des „dicken Plasmas", nicht minder eine Aufklärung, wieso das Mycoplasma in die Zellen gelangt? Um so freudiger muß man es begrüßen, daß soeben die Berichte der Deutschen botanischen Gesellschaft[3]) eine sehr bemerkenswerte Arbeit veröffentlichen, in welcher der berühmte Hamburger Pilzforscher Dr. H. Klebahn unabhängig von Eriksson nicht nur dessen Ergebnisse bestätigt, sondern gerade in einem der fraglichen Punkte auch noch ergänzt.

Klebahn sah ebenfalls das „dicke Plasma", fand aber in demselben auch die Zellkerne des Pilzes, so daß es dadurch zweifellos wurde, daß wir es mit einem Mischplasma zu tun haben. Er fand des ferneren auch Haustorien und dickes Plasma in einer Zelle zusammen, sowie in ihrer unmittelbaren Nähe auch das Pilzmycel, so daß nun der unmittelbare Zusammenhang zwischen Mycoplasma und der Rostkrankheit erwiesen scheint.

So dürften unsere Begriffe über das Wesen des Getreiderostes alsbald einer wesentlichen Wandlung entgegengehen und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich dadurch vielleicht ein Weg ebnet, um diesem Krebsschaden unserer Landwirtschaft in Zukunft erfolgreicher entgegentreten zu können, als jetzt. Aber nicht nur für die Praxis ist die Frage bedeutungsvoll, auch die Wissenschaft hat das größte Interesse daran, denn für sie bedeutet ein Weiterschreiten auf dem von Eriksson und Klebahn mit so viel Glück eingeschlagenen Wege ebensoviel Fortschritt im Verständnis des noch durchaus rätselvollen und unbegreiflichen Problems des Parasitismus.

R. Francé.

[2]) J. Eriksson: Ueber das vegetative Leben der Getreiderostpilze. I. J. Eriksson und G. Tischler (Heidelberg): Puccinia glumarum (Schm.). Eriks. u. Henn. in der heranwachsenden Weizenpflanze. (Kungl. Svenska Vetenskaps-Akad. Handlingar. XIII. Bd. 37, Nr. 6. 1904.)

[3]) H. Klebahn: Einige Bemerkungen über das Mycel des Gelbrostes und über die neueste Phase der Mykoplasmatheorie. (Ber. d. D. Bot. Ges. Bd. XXII. 1904. Heft 4.)

Bücher und Zeitschriften.

„Tom der Reimer", Jena, 1904. Hermann Costenoble, und **„Traum in den Herbst"**, Weimar, 1904. Hermann Grotte. Zwei Romane von Max Geißler.

Wer sich des Romanes Jochen Klähn von Max Geißler erinnert, der sieht das markig und tiefpoetisch gezeichnete Halligbild vor sich und weiß, daß er es da mit einer neue Wege wandelnden bedeutenden Arbeit zu tun hatte. Mit der Erzählung von „Tom dem Reimer" (Jena 1904, Hermann Costenoble), die uns Geißler jetzt vorlegt, taucht der Dichter in die Zeit und den Zauber der Romantik. Es ist die Geschichte von Thomas Learmont und Robin Hood, von König Heinrich, Lady Clifford und Thomas Becket — die wir in den schottischen Bergwäldern einander begegnen sehen. Die Gestalten aus jener sagenreichen britischen Zeit, in die auch noch Richard Löwenherz mit seinem Sänger Blondel hinein-

spielt, sind mit liebevollem Griffel gezeichnet, und man darf dem Verfasser nachrühmen, daß er den Geist der Zeit lebendig macht. Noch lebendiger aber macht er die Gegend, die Natur des Bergwaldes, weil in der Naturschilderung augenscheinlich die Hauptstärke Geißlers liegt. „Ganz leise spann sich des Morgens Grau über die Zinnen der Berge. Ein Vogelschrei flog wie ein Pfeil durch die Wipfel des Waldes ins Herz der Nacht", oder „Die Amseln sangen. Nur in den Spitzen der hohen Tannen hing vom Gewand des Tages noch ein Stück goldener Saum", und viele so blendende, aber naturwahre Bilder werden uns da mit wenigen Strichen gezeichnet. Dabei liegt köstlicher Stimmungsgehalt, das ist feine poetische Kunst. Maler könnten sich dadurch verleiten lassen, den Roman zu illustrieren, wenn sie lesen: „Lang wallte der Reiterin grünes Sammetgewand von des milchweißen Rosses Rücken hernieder. Weiß war der Jungfrau Stirn; wie Heckenrosen, die des Frühlings strahlender Morgen aus der Knospe geküßt, waren ihre Wangen. Und um ihre Schultern wehte gelbes Haar. Das war aus des Mailichts schimmerndem Glanze gesponnen." Aber — — und hier hat die Kritik ihres Amtes zu walten — — das steht manchmal haarscharf an der Grenze des Süßlichen und wir dürfen dem Dichter warnend zurufen, etwas weniger plein-air, etwas weniger die Schönheit des sonnigen Schäferspiels zu pflegen; sie baut nahe an Julius Wolffs vielgepriesener Kunst, die aber doch heute durch Marligeres ersetzt werden soll. Unsere Literatur, die durch die Schule des Naturalismus hindurchgegangen ist und jetzt wieder zur Schönheit zurückkehrt, muß jedenfalls die Lehren der Wahrheit beherzigen und lieber manchmal die absolute Schönheit des Ausdruckes hinter der Wahrheit der Empfindung zurückstehen lassen. So viel über Geißlers Form, die trotz alledem in diesem Roman hohes Lob verdient. Der vielgestaltige Inhalt erweckt von vornherein Interesse, die Darstellung ist sehr geschickt, von Kampf und Leid, von Lust und Sieg, von Tod und Glück hören wir, doch liegen große Probleme hier nicht verborgen. Es ist eben eine romantische Geschichte, deren Schwergewicht in der Form und in dem Stimmungsgehalt liegt, an denen beiden man sich aufrichtig freuen kann.

Der zweite Roman „Traum in den Herbst" (Weimar 1904, Hermann Grosse) ist in vieler Beziehung das Gegenteil des ersten. Hier tritt uns Menschenschicksal als Wesensinhalt der Erzählung entgegen, hier handelt es sich um zwei Hauptpersonen, die einen Traum in den Herbst ihres Lebens träumen, weil sie beide einen großen Wunsch in ihrem Herzen tragen, der sich ihnen nicht erfüllt und der ihnen nur ein karges Glück mit einem Weisheitssprüchlein mitgibt, mit dem sie sich bescheiden müssen: es ist der Bauer Hauswald und der Lehrer Gilbert Bach. Um das Geschick dieser beiden gruppieren sich noch einige andere, von denen der Schriftsteller Reif und der Bauer Rasche die interessantesten sind. Das ist alles recht hübsch und spannend und auch die Zähmung der blasierten Stadttochter ist nicht übel, aber es geht ein wenig bunt durcheinander. Das schöne Gleichmaß, der edle Anstand, der dem „Tom der Reimer" das Gepräge gab, ist hier einer gewissen Handgreiflichkeit gewichen, von der ich fürchte, daß der Dichter damit volkstümlich sein wollte. So scharf, wie er S. 136 bis 139 seinen Protzen Vogt zeichnet, darf man wohl in einem durchwegs humoristischen Roman zeichnen, aber hier scheint es gar zu aufdringlich. „Man merkt die Absicht — —" Je mehr gegen das Ende aber, um so reifer und abgeklärter wird der Ton und schließt in einem schönen Akkord, der mit den eben angemerkten Ausstellungen wieder voll versöhnt. Sein ureigentliches Werk wird uns Geißler erst noch schenken, aber seine Wege dazu sind immerhin recht schön und rechtfertigen die Beachtung, die man ihnen zollt.

Jena. Dr. A. Elster.

✱

Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

O. Stuttgart, 19. Aug. Heute vormittag begannen unter persönlicher Leitung der zur Ehrenpräsidentin ernannten Prinzessin Therese von Bayern im Königsbau die wissenschaftlichen Arbeiten des Kongresses. Zunächst gab Professor Dr. E. Fraas (Stuttgart) eine Vergleichung der amerikanischen und europäischen Juraformation. Suchen wir nach einem Vergleich und Zusammenhang unserer Juragebiete mit denen von Amerika, so dürfen wir nicht den nächsten Weg über den Atlantischen Ozean einschlagen, sondern wir müssen den weiteren Weg über Asien nehmen und den Spuren des Jurameeres in Sibirien und den arktischen Inselgebieten, sowie im Himalaya und Belutschistan folgen. An der Westküste Amerikas, von Alaska über Britisch-Kolumbien, Washington, Kalifornien nach Guatemala und weiterhin in Peru, Bolivia und Chile, ist uns die Juraformation in der marinen Facies bekannt. Soviel läßt sich mit einiger Sicherheit entnehmen, daß die Juraformation an der Westseite des Felsengebirges mit der borealen oder nördlichen Zone des eurasischen Jura in direktem Zusammenhang steht und gewissermaßen den östlichen Küstenstrich dieses Meeres darstellt. Nun haben wir aber außer diesen marinen Schichten auf der Ostseite der Rocky Mountains noch einen breiten Gürtel von Ablagerungen, welche gleichfalls der Juraformation zugestellt werden. Der Gesteinscharakter dieser Schichten weicht völlig von dem des marinen Jura ab und gleicht in allem unserem Keuper. Es rührt dies daher, daß der dortige Jura ebenso wie unser Keuper eine Landbildung oder, richtiger gesagt, eine Süßwasserbildung war. Aus alledem zieht Fraas den Schluß, daß zur Jurazeit, als ganz Europa noch von einem weiten Meere überflutet war, aus welchem nur eine große Zahl von Inseln hervorragte, Nordamerika bereits ein Festland, und zwar ein großer Kontinent war.

Die Vorzeit des Menschen im äquatorialen Andengebiet behandelte Prof. Dr. Hans Meyer (Leipzig). Die Anden sind in der Hauptmasse ein Faltengebirge paläozoischen und mesozoischen Alters, aber von vulkanischen Bildungen überdeckt. Den Verlauf dieser Vulkantätigkeit verlegt man mit W. Reiß und Th. Wolf ins Diluvium. Natürlich waren in diesem Zeitraum die Vulkane, die heute bis auf drei erloschen sind, nicht alle gleichzeitig tätig. Es werden immer nur wenige von ihnen kontinuierliche Ausbrüche gehabt haben, während die Mehrzahl intermittierte. Doch ist bei der räumlichen engen Nachbarschaft und bei der zeitlichen Nähe ihrer Ausbruchsmaxima, bei der furchtbaren Heftigkeit ihrer Lavaergüsse, Aschenregen und Schlammströme aller Wahrscheinlichkeit nach viele Jahrtausende lang im Diluvium die Existenz aller höheren Organismen im äquatorialen Hochland unmöglich gewesen. Vom diluvialen Menschen haben die paläontologischen Funde im äquatorialen Andenhochland noch keine Spur geliefert. Jedenfalls kann er wegen der den größeren Teil des Diluviums erfüllenden Eruptionstätigkeit der Vulkane und wegen der darauffolgenden älteren Glazialperiode nicht früher als im späten Diluvium, frühestens im Verlauf der Interglazialzeit, sich auf den interandinen Hochlanden angesiedelt und fortbewegt haben. — Geh. Regierungsrat Dr. W. Reiß (Schloß Könitz in Thüringen) bezeichnete die Meyerschen Untersuchungen als bahnbrechend. Reiß glaubt indessen nicht, daß die vulkanischen Verwüstungen der Vorzeit derart gewesen sind, daß sie jede Bewohnbarkeit ausschlossen.

Gleichfalls auf Grund eigener neuer Forschungen verbreitete sich der Professor der Ethnographie Ingvar Nielsen (Christiania) über Die Verbindungen Norwegens mit Grönland und Nordamerika im Mittelalter und ihre Wiederaufnahme im 18. Jahrhundert. Die ersten Berichte, die wir überhaupt über die alten Einwohner Amerikas besitzen, verdanken wir den um das Jahr 1000 von den norwegischen Kolonisten nach Island und Grönland und weiter nach der Ostküste des amerikanischen Kontinents unternommenen Fahrten. Die Entdeckung von Grönland durch den ausgewanderten Norweger Erik den Roten hatte zur weiteren Folge die Entdeckung der amerikanischen Nordostküste. G. Storm hat nachgewiesen, daß die in den isländischen Berichten genannten Landschaften Helleland, Markland und Vinland mit Labrador, New-Foundland und Neu-Schottland identisch sind. Die älteste Erwähnung des sogenannten „Weinland" findet sich bei einem deutschen Verfasser: Adam von Bremen, dessen

kurze Beschreibung den Dänenkönig **Sver** als Gewährsmann anführt. Erik der Rote, der in seiner Heimat geächtet war, nannte Grönland, neuer Hoffnungen voll, das grüne Land (viridis terra). Eriks Sohn, Leif der Glückliche, kam bekanntlich im Jahre 1000 auf der Rückfahrt nach Grönland, durch Stürme zu sehr nach Süden verschlagen, im Herbst nach „Vinland hit goda“ (Weinland das gute), betrat also als erster den amerikanischen Boden. Auf einer Expedition vom Jahre 1003, die mit 140 Personen in drei Schiffen ausgeführte wurde, versuchte man die Begründung einer dauernden Kolonie in Vinland. Die Expedition hatte indessen Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen und kehrte 1006 zurück. Auf der Fahrt hatte sie drei Länder: Helleland, Markland und Vinland berührt. 1347 hört man wieder von einer Schiffahrt von Grönland nach Markland. Mehr ist nicht bekannt, doch folgt daraus keineswegs, daß nun tatsächlich die Verbindungen mit Vinland ganz abgebrochen waren. Als Grönland entdeckt wurde, war es unbewohnt. Nielsen hält es für zweifellos, daß die ältesten Bewohner Grönlands **Eskimos** waren. Lebende Eskimos waren indessen im 11. und 12. Jahrhundert den Kolonisten nur im äußersten Norden bekannt. Entschieden irrtümlich ist die Ansicht Storms, daß die ursprünglichen Einwohner Vinlands **Indianer** waren; alle äußeren Anzeichen weisen vielmehr auf Eskimos hin. Auch das einzige überlieferte Wort der Sprache jener Vinland- und Marklandbewohner ist als zweifellos eskimoischen Ursprungs sichergestellt. — In der Diskussion sprach sich der deutsch-amerikanische Ethnologe Dr. Franz **Boas**, Professor der Anthropologie an der Columbia University in New-York, dahin aus, daß man sich in Amerika für die Verbreitung der Eskimos von ethnologischen Gesichtspunkten ganz außerordentlich interessiere. Auch ethnologisch genommen müsse er die Ansichten des Vortragenden unterstützen.

Eine ebenso viel umstrittene Frage von hohem wissenschaftlichem und allgemeinem Interesse behandelte unser Mitarbeiter Dr. August **Wolkenhauer** (Göttingen). Er besprach die Frage, **ob die magnetische Deklination vor Columbus' erster Reise nach Amerika (1492) tatsächlich unbekannt** war. Die Frage nach der „Entdeckung“ der magnetischen Deklination ist schon ein altes Problem. Nach **Navarrete** (1825) entdeckte Columbus sowohl die Deklination an und für sich als auch ihre örtliche Verschiedenheit. Alex. v. **Humboldt**, **d'Avezac** (1860) und **Gelcich** (1890) schrieben Columbus nur die Entdeckung der örtlichen Verschiedenheit der Deklination zu. Den augenblicklichen Stand der Forschung repräsentiert Timoteo **Bertellis** eingehende Arbeit über diesen Gegenstand (1892). Mit ihm scheint man jetzt die Frage als dahin erledigt anzusehen, daß Columbus sowohl die Deklination an und für sich als auch ihre örtliche Verschiedenheit entdeckte. Auf Grund neueren Materials soll die Frage abermals geprüft werden. Danach scheint die magnetische Deklination zur Zeit des Columbus bereits zu Wasser und zu Lande **bekannt gewesen** zu sein. Allerdings ist Bertelli darin recht zu geben, daß eine direkte sichere Nachricht für die Kenntnis der Deklination aus der Zeit vor 1492 nicht existiert. Doch darf man bestimmte Angaben des Columbus selber so interpretieren, daß sie die Kenntnis der Abweichung in sich schließen. Der Vortragende bemerkte noch, daß eine eingehende Darlegung des Standes der Frage im nächsten Heft der Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu München 1904 erscheinen wird. — Ueber einen bisher unbeachteten **Globus** von **Gemma Frisius**, der sich in Zerbst befindet, berichtete Dr. Walter **Ruge** (Leipzig), ein Sohn von Sophus Ruge. Es ist der erste Globus, der von Gemma Frisius bekannt geworden ist. Weiterhin ist er dadurch besonders interessant, daß er von **Mercator gestochen** ist. Dies ermöglicht auch die ungefähre Zeitbestimmung. Die Zeichnung und besonders die Namen an der Westküste von Südamerika ergeben als Terminus post quem 1534. Mercator hat seine erste selbständige Karte 1537 erscheinen lassen. Die Nachrichten, die wir über sein Leben während der Periode vor 1537 haben, machen es wahrscheinlich, daß der Globus damals gezeichnet worden ist. — Am Nachmittage fanden einige Lichtbildervorträge statt. Abends waren die Kongreßteilnehmer zu dem Vorsitzenden der Württembergischen Gesellschaft für Handelsgeographie, Graf **v. Linden**, und Gemahlin geladen.

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Die theologische Fakultät der hiesigen Universität hat den Professor der Theologie in **Basel** Dr. Alfred **Bertholet** zum Ehrendoktor ernannt.

hc. **Rostock.** Dem Privatdozenten für Psychiatrie Dr. Ulrich **Scheven** und dem Oberarzt an der Chirurgischen Klinik und Privatdozenten für Chirurgie Dr. Ernst **Ehrich** ist der Professor-Titel verliehen worden.

* **Greifswald.** Dem Privatdozenten der Physik Dr. **Karl Schreber** wurde der Professortitel verliehen.

* **Aus der Schweiz.** Die Universität **Bern** hat den infolge der Amtsniederlegung des bisherigen Inhabers freigewordenen **Lehrstuhl für Kunstgeschichte** zur freien Bewerbung und zur Wiederbesetzung auf Beginn des nächsten Wintersemesters ausgeschrieben.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Staatsstreich oder Reformen! Pol. Reformbuch f. alle Deutschen verf. v. e. Ausland-Deutschen. 1. Teil: Verfassungs-Reform. — Wahl-Reform. — Reform der Interessenvertretung. — Verwaltungs-Reform. Zürich 1904. Zürcher u. Furrer. 317 S. — Dr. **Max Offner**: Willensfreiheit, Zurechnung und Verantwortung. Begriffliche Untersuchungen aus dem Grenzgebiete von Psychologie, Ethik und Strafrecht. Leipzig 1904. Joh. Ambr. Barth. 101 S. — **Nordamerika.** Die Vereinigten Staaten nebst einem Ausflug nach Mexiko. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. M. 25 Karten, 32 Plänen und 4 Grundrissen. 2. Aufl. Leipzig 1904. Karl Baedeker. 591 S. — Dr. **Karl Singer**, München: Soziale Fürsorge, der Weg zum Wohltun. München u. Berlin 1904. R. Oldenbourg. 266 S. — **Hans Mayer**: Die neueren Strahlungen. Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung. Vom Standpunkte der modernen Elektronentheorie unter Berücksichtigung der neueren experimentellen Forschungsresultate behandelt und im Zusammenhang dargestellt. 2. unveränd. Aufl. Mähr.-Ostrau etc. 1904. R. Papauschek. 65 S. — **Verhandlungen** des 27. Deutschen Juristentages. Hrsg. vom Schriftführeramt der ständigen Deputation. III. Band: (Gutachten.) Berlin 1904. J. Guttentag. 300 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: **R. Schumacher**, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 22. August. Nummer 191.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Gleichnisse Jesu.

Unter allem dem, was uns an Aussprüchen und Reden Jesu überliefert ist, steht an Wirkung und Bedeutung weniges seinen Bilderreden gleich. Die meisten dieser Gleichnisse sind so einfach und klar, reden zu jedermann eine so verständliche und eindringliche Sprache, daß man meinen möchte, der Wissenschaft könne hier keine andere Aufgabe zufallen, als die Ueberlieferung der einzelnen Parabeln zu untersuchen, hier und da einen uns weniger geläufigen Zug zu erklären und im übrigen die Gleichnisse selbst reden zu lassen. Dennoch hat sich im Lauf der beiden letzten Jahrzehnte an die Bilderreden Jesu eine ganze Literatur angeschlossen, die um der Bedeutung des Gegenstandes willen es wohl verdient, auch in nicht theologischen Kreisen beachtet zu werden.

Noch vor nicht gar zu langer Zeit war es an der Tagesordnung, die neutestamentlichen Gleichnisse als Allegorien zu behandeln, innerhalb deren jeder einzelne Zug eine besondere Ausbeutung gestattet und verlangt. In der Parabel vom verlorenen Sohn deutete man den Vater auf Gott, den älteren Sohn auf die sich gleich bleibenden Frommen, den jüngeren Sohn auf den reuigen Sünder; dann war das fremde Land, in das dieser Sohn hinauszog, die gottlose Welt, und man fragte weiter, wer unter dem Bürger zu verstehen sei, der dem heruntergekommenen Menschen Aufnahme gewährt; was damit gemeint sei, daß der verlorene Sohn gerade die Schweine zu hüten bekommt und sich von den Trebern nährt, und so fort, durch alle Gleichnisse Jesu hindurch.

Dieser Betrachtungsweise trat nach dem Vorgange von Bernhard Weiß in der Mitte der 80er Jahre Adolf Jülicher in seinem epochemachenden Werk über die Gleichnisse Jesu entgegen. Er verlangte, daß die Parabeln nicht als Allegorien aufgefaßt werden sollten, sondern eben als Parabeln, d. h. als Bildreden, durch die immer nur ein Gedanke klargestellt werden solle, in denen aber nicht jeder einzelne Zug seine Bedeutung habe; in dem Bilde selbst sei daher alles „eigentlich“ zu verstehen; jede Einzelheit sei um ihrer selbst und um des Bildes willen da und erhalte nicht erst durch die Deutung ihren Sinn. — Mit dieser These übertrug Jülicher eine stilistische Unterscheidung auf die neutestamentlichen Stoffe, deren Recht und Wert in den modernen Literaturen längst anerkannt ist, der sich dem unbefangenen Leser auch ganz von selbst aufdrängt. Ein Gleichnis ist etwa folgendes Goethesche Gedicht:

> Gedichte sind gemalte Fensterscheiben.
> Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
> Da ist alles dunkel und düster;
> Und so sieht's auch der Herr Philister:
> Der mag dann wohl verdrießlich sein
> Und lebenslang verdrießlich bleiben.
>
> Kommt aber nur einmal herein,
> Begrüßt die heilige Kapelle!
> Da ist's auf einmal farbig helle,
> Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,
> Bedeutend wirkt ein edler Schein;
> Dies wird euch Kindern Gottes taugen,
> Erbaut euch und ergötzt die Augen!

Wir dürfen das Bild, das der Dichter braucht, nicht ins Einzelne hinein deuten wollen: etwa so, daß die Kirche die Seele des Dichters sei und der Markt die Seele des lesenden Publikums; „Geschicht'“ etwa der Gegenstand der Dichtung, „Zierat“ die Form, die Komposition und so fort. Das hieße, dem Gedicht gröbliche Gewalt antun. Vielmehr will Goethe durch sein Gleichnis nur den einen Satz deutlich machen: wie man in die Kirche hineingehen muß, um die Schönheit der Glasfenster zu sehen, so muß man sich auch in das Innere des Dichters hineinversetzen, wenn man seine Schöpfungen würdigen will.

Ganz anders die Allegorie. Man denke an Rückerts klassisches allegorisches Gedicht:

> Es ging ein Mann im Syrerland,
> Führt' ein Kamel am Halfterband.

Da wird uns erzählt, wie der Mann vor dem scheuenden Kamel in einen Brunnen flüchtet und sich an einem Brombeerstrauch festklammert. Auf dem Grunde des Brunnens gewahrt er einen furchtbaren Drachen, der ihn verschlingen will; an dem Brombeerstrauch, seinem einzigen Halt, sieht er mit Schrecken zwei Mäuslein nagen. Aber wie er an dem Brombeerstrauch einen Zweig mit reifen Beeren erblickt, da kann er dem Verlangen nicht widerstehen: er langt nach den Beeren und vergißt über dem Essen die furchtbare Gefahr, in der er schwebt. — Soweit die Erzählung. Wo ist die Pointe? Was ist der Sinn der Geschichte? Die Situation, die das Ganze uns schildert, hat so viel Befremdliches, daß wir uns trotz der gewandten Form nicht zufrieden geben können. Das setzt auch der Dichter voraus; denn er fährt fort:

> Du fragst: Wer ist der töricht Mann,
> Der so die Furcht vergessen kann?

Er ist also von vornherein der Meinung gewesen, daß wir die Geschichte nicht eigentlich nehmen, sondern unter all den einzelnen Figuren etwas anderes verstehen würden. Und nun gibt er die Erklärung:

> So wiß', o Freund: der Mann bist du;
> Vernimm die Deutung auch dazu.

Im folgenden wird dann jeder einzelne Zug der Geschichte erklärt: der Drache ist der Tod, das Kamel die Mühsal des Lebens. Die beiden Mäuse sind Tag und Nacht, die nagende Zeit. Die Beeren bedeuten die Sinnenlust, nach der der Mensch zwischen Tod und Lebensqual schwebend, begierig langt. So unterscheidet sich die Allegorie aufs schärfste von der Parabel.

Indem nun Jülicher diesen Maßstab an die Bildreden Jesu anlegt, kommt er zu dem Resultat: Wir haben es bei Jesus nur mit Parabeln zu tun, nie mit Allegorien. Wir dürfen daher nicht fragen: Wer ist mit dem Schalksknecht gemeint? Wer mit den Mitknechten? Wer mit den Peinigern, denen er überantwortet werden soll? Vielmehr will das Gleichnis nichts anderes als uns die folgenschwere Ungeheuerlichkeit menschlicher Härte vor Augen stellen. So ist der König ein wirklicher König, die Knechte sind wirkliche Knechte; alles im Bilde ist eigentlich zu verstehen, nicht etwa uneigentlich, wie z. B. die Tiere in Rückerts Allegorie gar nicht eigentlich Tiere sind, sondern fremde Größen: Tag und Nacht, Tod, Lebensnot. Im Sämannsgleichnis haben wir nicht zu fragen: Was ist mit den Dornen gemeint, unter die der Same fällt, was mit dem felsigen Land und was mit den Vögeln, die den Samen am Wege aufpicken? sondern die Parabel will nur anschaulich machen, wie die Predigt vom Gottesreich verschiedenen Erfolg unter den Menschen hat.

Das Beispiel des Sämannsgleichnisses zeigt aber zugleich, welche Schwierigkeit dieser Art der Deutung entgegensteht: Uns ist in den Evangelien selbst eine Auslegung aufbehalten, und zwar als Jesu eigene Auslegung, die eben das tut, was Jülicher verwirft. Sie sagt uns, wer unter dem Weg zu verstehen sei — nämlich die flachen, unachtsamen Menschen — was unter den Dornen, unter dem Samen u. s. f. Allein Jülicher hält seine These trotzdem fest: Wenn wir aus der Fülle der Gleichnisse Jesu die Art und Weise seiner bildlichen Rede klar erkennen, so können uns die Evangelisten in dieser Erkenntnis nicht irre machen. Somit ist ihre Ausdeutung der Sämannsparabel als nicht authentisch zu verwerfen, ebenso jede andere Erklärung der Evangelien, die ein Gleichnis Jesu zu einer Allegorie umbiegen will.

Für die große Mehrzahl der neutestamentlichen Parabeln ist diese Auffassung Jülichers ohne weiteres als richtig anzuerkennen. Allein uns sind auch Gleichnisse Jesu überliefert, die nicht erst durch die Evangelisten oder durch einen von ihnen zu Allegorien gestempelt worden sind, sondern die augenscheinlich selbst allegorische Elemente in sich tragen. Dazu gehört vor allem das Gleichnis von den bösen Weingärtnern. Ein Mensch übergab seinen Weinberg den Gärtnern und zog über Land. Zur Zeit der Weinlese schickte er nach dem Ertrag. Aber die Weingärtner mißhandelten alle seine Gesandten. Da sandte er zuletzt seinen Sohn. Aber auch an ihn kehrten sich diese Leute nicht; sie töteten ihn sogar. Da hält der Herr über seine Weingärtner Gericht. Er läßt sie umbringen und gibt den Weinberg anderen. Zweifellos haben die Evangelisten aus diesem Gleichnis mehr herausgehört als nur eine allgemeine Veranschaulichung dessen, was die verstockten Führer des jüdischen Volkes zu gewärtigen haben. Sie haben bei den Knechten, die der Herr sendet, an die Propheten gedacht und bei dem Sohn an Jesus Christus; und in der Uebergabe des Weinbergs an andere Gärtner haben sie die Wendung des Evangeliums von den pharisäischen Juden zu den Sündern und Heiden geschildert gesehen. Heinrich Weinel freilich, der zuletzt unsere Frage in seinem vortrefflichen, allgemeinverständlichen Büchlein „Die Gleichnisse Jesu" (Leipzig, Teubner 1904) behandelt hat, will auch diese Rede so wie sie ist als reine Parabel verstanden wissen; aber er wird mit dieser Auffassung schwerlich Beifall finden. Jülicher hilft sich hier wie in ähnlichen Fällen damit, daß er als Grundlage des Stückes eine reine Parabel annimmt und die allegorische Ausgestaltung für das Werk der Evangelisten erklärt. Allein da diese Parabel nicht die einzige ist, die eine allegorische Verwertung einzelner Züge zuläßt — es sei hier nur wieder an das Sämannsgleichnis erinnert —, so läßt sich die Frage nicht von der Hand weisen, ob nicht Jesus doch vielleicht auch die Form der Allegorie in seinen Reden verwandt hat, oder ob er wenigstens keinen Wert darauf gelegt hat, stets bei der reinen Form der Parabel zu bleiben.

Von allgemeinen Erwägungen aus läßt sich nur so viel sagen, daß die Allegorie immer ein Produkt sorgfältiger Ueberlegung ist, die Parabel dagegen ein Kind des Augenblicks; daß also die letztere Form dem Wesen der mündlichen Verkündigung viel besser entspricht als die erstere. „Reine Parabeln" ferner sind nicht eine Kategorie der modernen Stilistik, die sich in der Wirklichkeit nicht so leicht findet; vielmehr bewegt sich das Altertum unbewußt in reinen Formen, und erst die fortschreitende Kultur bringt Mischformen hervor. Jedenfalls beweisen uns die überlieferten Gleichnisse Jesu zur Genüge, daß er vorzugsweise reine Parabeln gebildet hat.

Vor allem aber ist zu beachten, daß in den Bildern, die zur Veranschaulichung eines Gedankens dienen sollen, einzelne Züge der Sache bisweilen mehr entsprechen, bisweilen weniger, ohne daß dadurch der Charakter des reinen Gleichnisses berührt wird. Die Freude des Himmels über den wiedergewonnenen Sünder macht Jesus an den drei Gleichnissen vom verlorenen Groschen, vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Sohn deutlich. Bei der Parabel von der Witwe und ihrem Groschen ist klar, daß nur das Ereignis der Auffindung und die Freude darüber den Vergleichspunkt darbieten. Der Groschen hat nichts mit einem Sünder zu tun, die Witwe nichts mit Gott. Schon der Hirte und das verlorene Schaf stehen dagegen in naher sachlicher Beziehung zu dem sorgenden Gott und dem hilflosen Menschen, und Vater und Sohn sind geradezu die Termini, mit denen Jesus in seiner Verkündigung das Verhältnis Gottes zu den Menschen bezeichnet, so daß ihm bei der Darbietung dieser Parabel gewiß die Gleichung Gott-Vater, Mensch-Sohn im Sinne lag. Dennoch bleibt die Erzählung vom verlorenen Sohn ein reines Gleichnis, ebenso wie das vom verlorenen Groschen, und es ist unstatthaft, hier von „allegorischen Zügen" zu sprechen. Damit aber ist zugleich klar geworden, wie nahe Parabel und Allegorie sich berühren können, und wie nahe es für den Wiedererzähler liegt, ein Gleichnis um der größeren Deutlichkeit und Eindringlichkeit willen allegorisch zu verwerten und auszuführen. Das sahen wir bereits an dem oben erwähnten Goetheschen Gedicht; das läßt sich ebenso an jedem anderen Gleichnis zeigen. Luther schreibt in seiner Schrift „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können", um die Gefahr des Tyrannenmordes zu zeigen: „Also haben die Gelehrten auch ein Gleichnis von einem Bettler, der voll Wunden war, und saßen viel Fliegen drinnen, die ihn sogen und stachen. Da kam ein barmherziger Mensch, wollte ihm helfen und jagte die Fliegen alle von ihm. Er schrie aber und sprach: Ach, was machst du da? Diese Fliegen waren schier voll und satt, daß sie mir nicht mehr so angst täten; nun kommen die hungrigen Fliegen an ihrer Statt und werden mich viel übler plagen." Eine reine Parabel. Aber wie nahe liegt es, den Bettler auf das unbehilfliche Volk zu deuten und die Fliegen auf eine faule, untätige Obrigkeit! Und wer das Bild weiter gab, wird kaum versäumt haben, diese Gleichungen stärker zu betonen, mehr auszuspinnen, bis dann auf einmal allegorische Elemente in die Parabel hineingekommen waren.

So müssen wir es schon aus allgemeinen Gründen für möglich halten, ja wir müssen es gerade erwarten, daß ursprünglich reine Parabeln Jesu von den Nacherzählern zu Allegorien umgebogen worden sind, wie das Jülicher für das Gleichnis von den Weingärtnern annimmt.

Allein zu einem abschließenden Urteil über alle diese Fragen können wir erst dann kommen, wenn wir wissen, wie andere jüdische Rabbinen im Zeitalter Jesu die Bildreden gebraucht haben. Erst dann haben wir einen sicheren Maßstab, um bestimmte Formen der bildlichen Rede im Munde Jesu für möglich oder unmöglich zu erklären. Erst dann sind wir auch imstande, die Gleichnisse Jesu in ihrer Eigenart recht zu würdigen. So ist es für die wissenschaftliche Arbeit an den neutestamentlichen Parabeln von hoher Bedeutung, daß in diesen Tagen Paul Fiebig in seinem Buch „Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse

Jesu" (Tübingen und Leipzig 1904 bei Mohr) das Material des Talmud, das uns zwar nicht bis in die Zeit Jesu führt, immerhin aber sichere Rückschlüsse auf das erste christliche Jahrhundert gestattet, in wissenschaftlich zuverlässiger Form darbietet. Dabei ergeben sich für die Einleitungsformeln und für bestimmte Termini in den Gleichnissen Jesu, ebenso für die verschiedenen Formen der bildlichen Rede vom kurzen Sprichwort bis zur ausgeführten Parabel eine Reihe überraschender Parallelen. Für die Frage nach dem Wesen der Parabeln ist es am wichtigsten, daß sich unter den von Fiebig mitgeteilten Stücken nicht eine einzige Allegorie befindet. Alle Bildreden sind Parabeln, in denen ähnlich wie in den Gleichnissen Jesu die Bildhälfte der Sachhälfte bald mehr, bald weniger angepaßt ist, so daß sich von hier aus ein starkes Präjudiz für die Richtigkeit der Jülicherschen These ergibt. Leider weicht Fiebig im Sprachgebrauch von Jülicher ab, indem er da, wo Bild und Sache einander mehr entsprechen, von „allegorischen Elementen" redet, während Jülicher mit größerem sachlichen Recht derartige Uebereinstimmungen, wie wir sie auch am Gleichnis vom verlorenen Sohn beobachtet haben, nicht als allegorisch bezeichnen zu dürfen glaubt. Durch diesen Unterschied in der Ausdrucksweise sieht sich Fiebig in einen größeren Widerspruch zu Jülicher gestellt, als es seine sachlichen Ergebnisse verlangen. Der Eindruck, der sich aus dem von Fiebig vorgelegten Material ergibt, ist zweifellos der, daß den jüdischen Rabbinen die Parabel geläufig gewesen ist, nicht die Allegorie; und zwar die Parabel in reiner Form, wenngleich Fiebig mit Recht hervorhebt, wie stark bisweilen die Sachhälfte in der Bildhälfte bereits angedeutet wird.

Das Wichtigste ist, daß durch die Gegenüberstellung der Talmudgleichnisse und der Parabeln Jesu die lebensfrische Schönheit der letzteren aufs neue kräftig zutage tritt. Kein einziges Gleichnis des Talmud kann sich mit einer der ausgeführten Gleichniserzählungen Jesu messen. Das liegt zum Teil daran — und das ist von Fiebig treffend herausgestellt worden —, daß die Gleichnisse Jesu große religiöse und sittliche Gedanken anschaulich machen wollen, die Parabeln des Talmud dagegen lediglich der Erklärung des Alten Testamentes, oft nur einzelner Ausdrücke dienen, diesen Dienst aber häufig genug in recht fragwürdiger Weise leisten. So wird Exod. 15/18, wo es im Lobgesang auf die Errettung von den Aegyptern heißt: „. . . zu deinem Heiligtum, das deine Hände bereitet haben. Jahwe wird herrschen immer und ewig," folgendes Gleichnis geboten: „Räuber drangen in den Palast des Königs ein. Sie raubten sein Vermögen, töteten das Hausgesinde des Königs und beschädigten seinen Palast. Nach einiger Zeit saß der König mit ihnen zu Gericht. Er ergriff einige von ihnen, er tötete einige von ihnen, er kreuzigte einige von ihnen. Dann ließ er sich wieder nieder in seinem Palast. Danach wurde bekannt sein Reich für immer. — So ist gesagt: das Heiligtum . . ." Der Unterschied zwischen einem solchen staubigen Studierstubengleichnis und zwischen den Reden Jesu springt in die Augen.

Bisher hat Fiebig nur einen Teil des im Talmud vorhandenen Materials, soweit es sich für die Würdigung der Gleichnisse Jesu nutzbar machen läßt, veröffentlicht. Er wird sich durch die Fortsetzung seiner Arbeit den Dank aller derer verdienen, denen es um ein rechtes, geschichtliches Verständnis der Worte und Reden Jesu zu tun ist. Die Bearbeitung der talmudischen Gleichnisse wird zugleich Anlaß geben, die stilistischen Forschungen über die Parabeln Jesu zu vertiefen. Nur auf eines sei hier kurz hingewiesen: Die Mehrzahl der ausgeführten Gleichnisse Jesu ist so gebaut, daß Spieler und Gegenspieler auftreten und im Hintergrunde ein gar nicht oder fast gar nicht handelnder Chor steht. Spieler und Gegenspieler sind in der Regel Herr und Knecht, auch Herr und Boten, Gast, Haushalter, „Widersacher". Den Chor bilden meist die übrigen Knechte. Ganz ähnlich ist das — wohl typische — Gleichnis konstruiert, das in der fünften Similitudo des Hirten des Hermas benutzt wird. Bisweilen differenziert sich der Gegenspieler in zwei Personen; so die beiden Sklaven im Gleichnis vom Schalksknecht. Oder es löst sich aus dem Chor ein dritter Gegenspieler los; so der ältere Bruder im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Zu dieser Form der Parabel bieten die von Fiebig veröffentlichten Talmudstücke nicht eine einzige Parallele, wie sie ja überhaupt an ausgeführten Geschichten arm sind. Das kann nicht zufällig sein. Lukas hat im Gegensatz zu Matthäus in das Gleichnis vom verlorenen Schaf nach Analogie seiner parallelen Erzählungen den Chor der Hirten eingefügt. Ob für die übrigen Gleichnisse eine ähnliche schematisierende Einwirkung der griechisch empfindenden Evangelisten anzunehmen ist? Hier bleibt der wissenschaftlichen Arbeit noch ein weites Feld, das in Angriff genommen werden kann, sobald das altjüdische Material vollständig vorliegt.

Otto Dibelius

Goethe der Maler.

Eine Studie von Albert Geiger.

(Schluß.)

Zunächst den Gedichten steht als Fundgrube für erdfrische Landschafts- und Naturbilder der „Faust", d. h. der Tragödie erster Teil. Im zweiten verliert sich die außerordentlich intime und eindringliche Naturanschauung immer mehr. Die Osterlandschaft in Fausts und Wagners Spaziergang ist bekannt; einen Vorläufer zu dieser Frühlingslandschaft, in deren Ferne noch der Winter grollt mit „ohnmächtigen Schauern körnigen Eises", hatten wir schon in dem Bild mit dem Säemann und seiner Aprilstimmung. Hat dort der „März dem Winter das Schneegewand von den hagern Seiten" gerissen, so ist es hier die Sonne, die „kein Weißes duldet und alles mit Farben beleben will". Die Abendbetrachtung dann am Schlusse des Osterspazierganges: „Betrachte, wie in Abendsonneglut die grünumgeb'nen Hütten schimmern", hat gleichfalls einen Empfindungs- und Stimmungsvorläufer im „Werther". Der kosmische Trieb, über allem als befreiter Geist hinzuschweben, ledig der Erdenschwere, und gewissermaßen das Abendbild einer Welt zu sehen, Länder, Berge, Täler, Meere, im hinsterbenden Sonnenglanz, ich möchte sagen: eine All-Landschaft vor sich zu haben, endet im „Faust" in wehmütiger Resignation:

Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt. . . .

So sagt auch Werther: „Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schäumende Lebenswonne zu trinken. . ." Eine Ideallandschaft, dennoch aber mit dem innerlichsten Reiz wahrhaftester Naturempfindung belebt, gibt dann der Anfang der Szene „Wald und Höhle". Eine Lobpreisung der „herrlichen Natur", dem Dichter „zum Königreich gegeben", erinnert an die enthusiastischen Worte Werthers oder Goethes in den Briefen an Frau v. Stein. Dann belebt ein gewaltiger, pantheistischer, allbeseelender Hauch die Landschaft:

Du lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen,
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich. . . .

Und dann steigt der „reine Mond“ wie einst über die Ilm im Mondliede „besänftigend“ herauf und „von Felsenwänden aus dem feuchten Busch“ steigen „der Vorwelt silberne Gestalten“ auf, in ossianischem Sprachklang das große Naturbild abschließend. Und wie so wunderbar ist die Stimmung des Gedichtes „Harzreise im Winter“, diese trübe, schwere Nebelwolkenstimmung durch die Vorfrühlingsstimmung in Fausts und Mephistos Brockenaufstieg („Walpurgisnacht“ des ersten Teiles) weitergeführt! Auch hier geht der Dichter einsam eigentlich, ob auch andere Wesen um ihn oder in seiner Nähe sind, alle Sinne voll frischester, köstlichster Naturempfindung!

Im Labyrinth der Täler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken,
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon....

Ja, man riecht den Frühling in der Luft, wenn man diese Szene liest! Und wie genial-humorvoll ist Mephisto, der trockene Alltags- und Realitätsmensch, dem „leicht verführten Dichterthor“ und Stimmungsmenschen Faust gegenübergestellt! Mephisto sagt ganz gelassen:

Fürwahr, ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran,
Und leuchtet schlecht, daß man bei jedem Schritte
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!

Zwei Empfindungswelten, die des ewig Idealisierenden, und die des ewig skeptisch Betrachtenden, die ja den ganzen Faust durchwogen, grenzen sich in diesem Landschaftsstimmungsbild scharf gegeneinander ab. . . In der Frische dieser Naturempfindung bietet der zweite Teil Fausts nichts mehr. Am nächsten kommt ihr noch die Anfangsszene. Da lesen wir die naturatmenden Verse:

Im Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Talaus, talein ist Nebelstreif ergossen;
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig' und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund, wo versteckt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde...
Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feierlichste Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen,
Das später sich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grün gesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen....

Hier ist Morgengrauen und Auflohen des Tages in einer weiten Alpenlandschaft mit Segantinischer Größe geschildert. Nur leider erkältet schon das „stufenweise Herab gelingen“ mit jenem merkwürdigen Alters-Aktensti Goethes, der dem ganzen zweiten Teil angeheftet ist wie den Bewegungen eines Genius ein mit seltsamen Figuren geblümter Schlafrock. Doch ist auch hier, nur vielleicht etwas zu deutlich, das Prinzip ausgesprochen, die Landschaft als Handlung darzustellen, in belebter Folge. Aehnlich die wie ein köstliches Deckengemälde sich ausbreitende Freskolandschaft im Gesang der Geister, die Faust einschläfern: Schwindet, ihr dunkeln Wölbungen droben u. s. w. Auch der ganz in van Eyckscher Mannigfaltigkeit gesehenen Landschaft, wie sie der Erzbischof im vierten Akt des Faust II im Gespräch mit dem Kaiser schildert: Mit Berg und dichtem Wald, soweit sie sich erstrecken u. s. w., ferner der übernatürlich phantastischen am Anfang der Himmelsszene: Waldung, sie schwankt heran u. s. w., dürfen wir noch gedenken.

Inneres von Städten, Häusern, Gärten, Menschen und Volksszenen.

Wir würden das Bild des malenden Dichters unvollständig lassen, wenn wir uns nicht auch jene malerischen, mit sicherem Auge gesehenen Eindrücke vergegenwärtigen wollten, welche die Kultur in der Natur: Stadt, Dorf, Haus, Garten, bebaute und gepflegte Landschaft — und endlich der, der das alles geschaffen hat: der Mensch, das Volk, in Goethes Werken hinterlassen haben. Auch hier können es nur Beispiele sein. Denn wer vermöchte den Reichtum von malerischer Anschauung in Goethe auszuschöpfen; wer möchte es unternehmen, ihn wie ein Händler oder Kaufmann wohlgeordnet auszubieten?

Zunächst dürfen wir uns das Bild Goethes als des ewig Unruhigen, Schweifenden, des ewig Unbefriedigten, des Wanderers, wie er sich gerne nennt, vor Augen stellen. So ist er Symbol des Menschengeistes überhaupt, der unbefriedigt immer vorwärts und weiterdrängt: „immer auf der Woge mit seinem kleinen Kahn“, wie Goethe einmal in der Wetzlarer Zeit von sich sagt. So hat das Auge des Dichters auf unendlich vielem von Menschenhausung und Menschenart geruht. Und auch seine Dichtung hat gar vieles davon aufgenommen und gestaltet. Ueberall sehen wir auch hier die unendlich größere Plastik und Farbenkraft, Ursprünglichkeit und Bestimmtheit in den Jugendwerken oder auch in einem Werk wie Hermann und Dorothea, das zwar in klassisches Metrum gebannt ist, aber in so vielem doch die frischeste Rückerinnerung an Zeiten des vollstrotzenden Schaffens, der fast unbewußten Naturaufnahme, der naiven Impression, gibt. Ebenso der erste Teil Faust, der in einer Reihe zwingendster Bilder dem Jugendborn des Dichters entschöpft ist.

Denken wir uns nun in all die Aufnahme eines unruhig schweifenden Gemütes Augenblicke holder Stille und weichempfänglicher Naturempfindung, wie sie Goethe immer gehabt hat. Denken wir uns den Dichter an einem jener Septembertage in der Umgebung von Weimar, in seinem Gartenhaus, das so viele gesegnetste Stunden für ihn in seinem engen Raum und seinem Gärtchen zusammenhielt, wie eine bescheidene Schachtel köstliche Schmuckstücke. . . Seine Liebe zu Charlotte v. Stein, die ewig doch nicht voll befriedigte, zittert in sanften Akkorden durch sein Herz. Und rings um ihn der Herbst mit Segensfülle. Da löst es sich aus seiner Seele los, das Bild seines Hauses und Gartens und seines eigenen früchteschweren Innern uns in die Seele flößend, das „Herbstgefühl“:

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer
Hier mein Fenster herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch betauen, ach,
Aus diesen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollschwellende Tränen....[2])

Ein reizvolles Empire- oder Barockbildchen finden wir in dem Gedicht „Die glücklichen Gatten“. Auch hier mag wohl

[2]) Vgl. Briefe an Frau v. Stein, I. 158. Selz Mittags, wo eine ähnliche Septemberstimmung aus dem Rheintal nahe Rastatt geschildert ist: „Ein ungemein schöner Tag eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen oder Eichenblat gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit ein milder willkommener Athem durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauernhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer grosen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süs in der Seele.“ (1779.)

Weimar den Hintergrund bilden. Ein linder Frühlingstag. Die Flur voll sprossenden Lebens. Die Luft „eine blaue Trübe", leicht verhangen. Pappelbäume um stille behagliche Fassaden. Besonnte Lauben, umblüht von gefüllten Veilchen, umflogen von weißen Tauben. . . . Fast etwas Hagedornsches hat diese Stimmung, ohne daß freilich dieser Vorgänger Goethes jemals diese Anschaulichkeit und poetische Weichheit erreicht hätte! Dann das liebliche Gedicht „Morgenklagen", das wohl seiner ersten Liebeszeit mit Christiane Vulpius entstammt. Der Dichter wartet des Nachts vergeblich auf die Geliebte und schildert dann den Morgen, der ihm klar macht, daß das „lose, leidig-liebe Mädchen" ihn für dieses Mal im Stich gelassen habe. Hier ist in trefflicher Weise das Bild der malerischen Vorgänge durch das Gehör, durch Laute, vermittelt, welche im Dichter bestimmte Vorstellungsreihen auslösen, die uns zu Bildern werden.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich schon des Nachbars Türe gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen rasseln,
War das Tor der Stadt nun auch eröffnet
Und es regte sich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

War nun in dem Haus ein Geh'n und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Türen, klapperten die Tritte,
Und ich konnte wie vom schönen Leben
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden. . .

Wiederum im „West-östlichen Diwan" haben wir eine anmutige Verschmelzung von Landschaft und Kultur in dem Gedicht „Im Gegenwärtigen Vergangenes":

Ros' und Lilie morgentaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuscht und traulich,
Steigt der Felsen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterschloß gekrönet,
Senkt sich hin des Gipfels Bogen,
Bis er sich dem Wald versöhnet.

Wie glücklich, knapp, altmeisterlich-lieb ist das zusammengefaßt! So recht mit dem Blick des greise werdender Mannes, der gelassen die Fülle des Lebens umspannt!

In „Hermann und Dorothea" haben wir das vollste Bild eines jener begüterten Städtchen in der Rhein- und Weingegend, die Goethe so lieb geworden waren. Es liegt inmitten fruchtbarster Rebberge und Obstbäume. Gute, geordnete Kultur, wohin man schaut. Interessante Ausschnitte des Städtchens, Häuserinterieurs, Höfe und Gärten in Fülle. So ist für den Fortschritt des Geschmacks und die Vereinfachung durch das Empire höchst lehrreich die Gegenüberstellung des Hauses des Apothekers zum Engel und des Kaufmanns gegenüber. In dem Hause und Garten des Apothekers haben wir noch das ganze Charivari des Rokokogeschmacks. Da stehen im Garten „Bettler von Stein" und „farbige Zwerge"; ein „Grottenwerk" mit Muscheln, Korallen und Bleiglanz. Im Saale ward einst gar sehr die Malerei bewundert, wo

Die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.

Dagegen will der neue Geschmack, das Empire, alles „einfach und glatt". Es soll kein äußerer Schein hervorgerufen werden, sondern kostbares Material soll ungeschmälert, unverkünstelt zur Geltung kommen. Damit ist wohl das damals gebräuchlich werdende Mahagoni gemeint. Auch das Aeußere des Hauses ist einfach; in grünen Feldern weiße Schnörkel; es sind hier die in das Empire übernommenen antiken Zierformen gedacht, wie wir sie ja auch sonst in Deutschland an Häusern aus der Empirezeit gewahren können. Ein Musterbild ist das Wirtshaus zum goldenen Löwen mit seiner behaglichen Wohlhabenheit. Seine Einfahrt, sein Hof, sein Garten, der bis an die Stadtmauer reicht, die in die Weinberge aufsteigenden Treppenwege „mit unbehauenen Platten", die Rebenlaubgänge mit den edelsten Sorten „Muskateller, Gutedel", das nickende Korn, der Birnbaum auf dem Hügel, weit und breit gesehen, mit weit gerühmten Früchten.

Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten. . . ."

Die Aussicht auf das Städtchen unten und die Gebirge: das ist ein Bild so voll Freude des Lebens und alter Kultur, daß einem das Herz voll wird davon. Wie malerisch ahnt man das Stadtbild in dem Gesang, da Hermann und Dorothea diesen trauten, früchteschweren Weg in der Mondnacht heruntersteigen:

Also sprach sie und eben gelangten sie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und so lagen vor ihnen in Massen gegeneinander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte . . .

Man hat hier ganz die Vorstellung eines mit starken Schatten- und Lichtkontrasten wirkenden Schabeblatts. Oder wie Hermann die Pferde schirrt und zum Torweg hinausfährt. Welche Kraft und Behaglichkeit der Anschauung! Die darf man nicht Homer zugute rechnen. Hier ist alles deutsche Realität, Gegenwartsleben des Dichters, wenn auch von der „Sonne Homers beschienen" und zum Ausdruck gebracht!

Reizvolle und romantisch anmutende Bilder von Städten und Hausinnenräumen zeigt der „Faust". Gleich zu Anfang die Klause des Dr. Faustus, das „hochgewölbte enge gotische Zimmer", das „dumpfe Mauerloch",

Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht. . . .",

wo hohe Bücherregale, Instrumente, Büchsen, Totenschädel im Bannkreis einer „trübe schmauchenden Lampe" mystisch dunkelnd den verzweifelnden Gelehrten umdrängen und umdräuen, mit welch ursprünglichster malerischer Kraft ist das alles gesehen! Dann die mittelalterliche Stadt im Osterspaziergang, wo es heißt:

Sie feiern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden;
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetschender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht. . . .

Und wiederum Verse voll melancholischen Zaubers, ein Rembrandtsches Nachtstück. Der Dom auf nächtigem Platze, Faust davor in trübem Sinnen:

Wie von dem Fenster dort der Sakristei
Aufwärts der Schein des ewigen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsternis drängt ringsum bei:
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Oder grandios in der Stimmung, des Stiftes eines Klingers würdig, die kurze Szene: Nacht, offen Feld, Faust und Mephisto, auf schwarzen Pferden vorbeibrausend an der Gerichtsstätte vor der Stadtmauer:

Faust: Was weben die dort um den Rabenstein?
Mephisto: Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.
Faust: Schweben auf, schweben ab, neigen sich,
beugen sich.
Mephisto: Eine Hexenzunft.
Faust: Sie streuen und weihen.
Mephisto: Vorbei! Vorbei!

Vorbei, in die stürmende, brausende, unheilschwangere Nacht, dem düsteren, feuchten Kerker zu, wo Gretchen im Wahnsinn des Todes harrt. . .

Und nun die Menschen, wie oft hat Goethe unbewußt mit dem Auge des Malers sie zu schauen und ihr farbiges Leben in den Kreis seiner Dichtung zu bannen gewußt! Zu bekannt, leider fast abgedroschen sind durch die Illustratoren einer den malerischen Gehalt Goethes nicht entfernt erschöpfenden Zeit so viele Bilder aus seiner Dichtung. Friederike, auf den Geliebten wartend, Lotte, den Kindern Brot schneidend, Lilli, ihre Tauben fütternd, Gretchen am Spinnrad oder vor dem Andachtsbild in der Mauer, Dorothea, sich im Rebgang auf den Geliebten stützend, es sind Bilder, die der Illustration nicht bedürfen, weil ein Maler höchsten Ranges sie eben schon gemalt hat! Aber es gibt doch da und dort manche Ausschnitte und Bilder, die weniger von den offiziellen Illustratoren abgegrast sind; man braucht nur um sich zu schauen in Goethe. So ist von frappantem malerischen Reiz die Vision des gefangenen unglücklichen Gretchens in dem wilden Zauberspuk der Walpurgisnacht:

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschlossenen Füßen zu gehen....
Fürwahr, es sind die Augen einer Toten,
Die eine liebende Hand nicht schloß,
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß....

Oder man denke an das Bild des zechenden Valentin:

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt;
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all dem Schwadronieren zu,
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand....

Als ob's ein Dürer oder Barthel Behaim in Holz geschnitten hätte. . .

Das Bild der glücklichen Liebe dagegen hat Goethe mit allem Reiz sinnlicher Anschauung in dem Gedicht „Der Besuch", das Christianen gilt, und der berühmten Stelle aus den römischen Elegien geschildert, wo er dichtend die Geliebte in Armen hält, vom nächtlichen Lichtschein des Kaminfeuers beglüht. Wo ist aber ungewisse, beklommen drängende Liebessehnsucht getreuer und holder in ein Bild gefaßt worden als in „Hans Sachsens poetischer Sendung", in dem Bilde des Mägdleins im Garten:

Da zeigt sie ihm hinter seinem Haus
Heimlich zur Hintertür hinaus
In dem eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein sitzend warten
Am Bächlein, beim Hollunderstrauch;
Mit abgesenktem Haupt und Aug
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und spürt die Welt rings um sich kaum. —
Hat Rosen in ihren Schoß gepflückt
Und bindet ein Kränzel sehr geschickt
Mit hellen Knospen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel sein?
So sitzt sie in sich selbst geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Busen steigt,
Ihr Wesen ist so ahndevoll;
Weiß nicht, was sie sich wünschen soll
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf....

Ein würdiges Gegenstück zu diesem Minnebild Hans Sachs selbst:

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Sitzt unser treuer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feierwams er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten....

Man mag beurteilen, wie viel Richard Wagner zur Gestaltung des Sachs und Evchens von Goethe gelernt hat! So wirkte der Maler in Goethe musikalisch herrliche Frucht bringend weiter. Dann wiederum ein Balladengemälde, wie „Ritter Kurts Brautfahrt"! Wie keck ist der verliebte, verraufte, verschuldete Ritter in das mittelalterliche Leben hineingestellt! Moriz v. Schwind — und das ist vielleicht das beste Bild zu Goethe — hat die Ballade in seiner köstlichen Tafel in der Karlsruher Galerie stufenweise dargestellt, mit feinem, trockenem Humor, bis der Ring ritterlicher Verlegenheiten sich auf dem Markt des Städtchens, am Rathausbrunnen, im Jahrmarktstreiben zu einem bunten, lustigen Tutti zusammenschließt.

Das Volksleben — um auch hier nur einige Bilder herauszugreifen — spielt sich gern an Stätten mit dem Hauch patriarchalischer Größe ab. So spielen die öffentlichen Brunnen in Goethes Dichtung eine große Rolle. In „Werthers Leiden" wird ein solcher anschaulich geschildert, wie er in einiger Tiefe in einem Gewölbe aus Marmorfelsen quillt; die Kühle des Ortes, die hohen Bäume ringsum: „Das alles hat so was Anzügliches (als Anziehendes zu verstehen), was Schauerliches. . . . Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nötigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien. . ." Das Motiv des Brunnens kehrt auch in „Hermann und Dorothea" wieder, wo es zu einer höchst reizvollen Szene zwischen den beiden, mit einer Fülle malerischer Eindrücke, plastisch ausgebaut wird. Und Gretchen erfährt in ihrem traurigen Zustand am Rathausbrunnen die ganze Lieblosigkeit der Menschen.[3]) So ist auch die Dorflinde, seit den Minnesängern die Stätte malerischer Lebendigkeit, im „Faust" die Beschauerin derb-ländlichen Vergnügens. Jahrmarkt und Hochzeit auf dem Lande, die Goethe besonders in der derberen Weimarer Zeit gar gern besuchte, gaben ihm zweifellos manche malerisch-plastische Anregung. Wir haben da von ihm einige reizende kleinere Sachen in seinen „Vermischten Gedichten", die den alten Sinn für das Niederländische lebhaft zeigen. Da schildert er einen bäurischen Jahrmarkt mit höchstem Realismus: Soldaten, Bauernmädchen, denen von den Kriegern hofiert wird, Bauern und Bürger, „die schienen stumm", sie können gegen das Militär nicht aufkommen, und dann weiter:

Frauen und Mägdlein in guter Ruh'
Probierten an die hölzernen Schuh';
Man sah an Mienen und Gebärden:
Sie ist guter Hoffnung oder will es werden.

3) Das Motiv mit dem Brunnen finden wir auch im „Westöstlichen Divan" im Buche „Suleika" wieder: „An des lust'gen Brunnens Rand, der in Wasserfäden spielt . . ." Wie mächtige Anziehungskraft der Brunnen als Gelegenheit für malerisch bewegte Liebesszenen hat, möge auch die Tatsache beweisen, daß Emile Zola, der große Verist, dieses Motiv in dem ersten Roman seines großen Rougon-Macquart-Zyklus: „La fortune des Rougon" verwertet hat und zwar in der entzückenden Zisternenepisode zwischen Silvère und Miette.

Ebenso bäuerlich echt hingemalt ist „Die Hochzeit“:

Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit seinem Wicht;
Da gab es manch verliebt Gesicht.
Nun fragt' ich endlich nach der Braut —
Mich einer starr in's Angesicht schaut:
„Das mögt ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen schon drei Tag und Nacht,
Und hat noch niemand an sie gedacht.“

In „Hermann und Dorothea“ ist der malerische Sinn für Volksgruppen in plastischer Weise ersichtlich. Wie bildlich bedeutend wirkt das Gewühl der Fliehenden! Wie heldenhaft tritt Dorothea mit dem Ochsengespann daraus hervor! Den vollsten Zauber des Volkslebens in kurz und scharf gesehenen und hingestellten Gruppen zeigt die Volksszene des Osterspazierganges: die radaulustigen Handwerksgesellen, die liebesuchenden Studenten, die Bürgermädchen, sinnig-poetisch, als ob jede Anwartschaft auf das Gretchen hätte, die derben Dienstmädchen, die trotzige, selbstbewußte Soldateska, die Bürger mit hochweiser Kannegießerei, Bettler und Kupplerin, die Bauern mit ungefüger Lust — alles fügt sich zusammen zu einem Bild, das Menschheitswert hat, weil es das Wesen des Volkes unwandelbar in den innersten Neigungen und Strebungen ausdrückt.

•

In hohem Alter, nachdenklich, aber im Innersten voll heiteren, früchtebringenden Lebens hat Goethe sich selbst in das große Faustgemälde gestellt als Lynceus, den Türmer; so wie wohl Albrecht Dürer es liebte, sich in seine Tafeln als Beschauer in die Ecke hineinzustellen. Da hat er die Worte gesprochen:

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir....

Es war jener vom Bilde der Welt erfüllte Geist, der in sich ruht und schaut, dem keine Leidenschaft mehr ankann. Das ist groß! Und dennoch, wir verweilen vielleicht noch lieber bei dem Jüngling-Manne, der mit einer Frische und Aufnahmefähigkeit sondergleichen, wie sie vielleicht nur noch im Beginn der Antike oder in der Renaissance möglich war, dieses Bild in sich aufzunehmen, es künstlerisch zu verarbeiten, zu gestalten, **wiederzuleben** als Maler und Dichter, gesucht hat. Dann klingen in uns die Laute von „Künstlers Abendlied“ (1774) wieder, mit dem inneren Zweifel, dem notvollen Ringen, zu welcher Künstlerschaft der Dichter berufen ist, ob Maler oder Dichter, und dem wundervollen Hymnus an die Natur, die Spenderin alles künstlerischen Gestaltens:

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich stottre nur
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen.

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein hier
Zur Ewigkeit erweitern.

Bücher und Zeitschriften.

Das Kausalproblem in Lotzes Philosophie. Von **Else Wentscher.** Halle a. S., Max Niemeyer 1903.

Lotzes Kausalitätslehre ist von großer Bedeutung einmal für die Theorie des Begriffes der Kausalität im allgemeinen, weil die Fäden seiner vorausgegangenen historischen Entwicklung in ihr zusammenlaufen, dann auch insonderheit für Lotzes System, denn sie stellt in nuce dieses selbst dar und bildet seine Grundlage, so daß von ihrem Verständnis das Verständnis von Lotzes Gesamtauffassung abhängt. Auch ist es gewiß nicht zufällig, daß die künstlerische Ausgeglichenheit der Form und der konziliatorische Charakter des Inhalts der Lotzeschen Philosophie gerade eine Dame, die sich ernstlich mit Philosophie beschäftigt, zu eingehendem Studium reizt. Verfasserin hat sich mit Sachkenntnis, Scharfsinn und kritischer Besonnenheit ihrer Aufgabe erledigt. Wie Lotze die Welt **nicht begreifen**, sondern von sich aus **verstehen** will, so ist die Verfasserin, mit Beiseitelassung jeder begrifflichen Voreingenommenheit, bemüht, die Lehre ihres Philosophen mit dessen religiös-sittlicher Persönlichkeit in Einklang zu bringen, offenbare Widersprüche im Geiste dieser religiös-sittlichen Grundtendenz zu lösen und auf diese Weise die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. So wird die durch Lotzes Metaphysik gefährdete Willensfreiheit dadurch zu retten versucht, daß die Verfasserin das immanente Geschehen im Absoluten zum Teil durch ein transeuntes ersetzend, die endlichen Geister nicht als Aktionen Gottes, sondern als „**Erfolg** einer Aktion Gottes“, als „ein von ihm Geschaffenes“, das „nun selbst schaffe“, bezeichnet. Zu den Anfängen, die das Wollen dieser Wesen zu schaffen vermag, wirke Gott die Fortsetzung, da jene in den „psychischen Tätigkeiten durch die Grenzen ihrer Anlagen und die Gesetze der Natur beschränkt sind“. Ob diese den freien Entschluß **bloß beschränkende** Rolle des Motivationsprozesses mit der tatsächlichen Erfahrung übereinstimmt, ist freilich eine andere Frage.

Dr. **Karl Gebert.**

Große Zeiten und andere Geschichten von **Adolf Wilbrandt.** Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

Wie viel man auch vom Standpunkt der Forderungen der Wahrscheinlichkeit und Folgerichtigkeit gegen die Erfindung und Entwicklung in zahlreichen Geschichten von Adolf Wilbrandt einzuwenden haben mag, man kann sich doch an ihnen erfreuen. Weil wir fast immer Menschen bei ihm finden, die mit scharfem Auge geschaut und in ihrer Eigenart plastisch und lebendig dargestellt sind, ohne daß der Dichter sich dafür in Einzelheiten verlieren mußte. Das ist besonders bei den Leuten der Fall, die wir in der Titelnovelle, der besten des Buches, kennen lernen. Der große Krieg, der die Geister aufrüttelte, der so viele schlummernde Kräfte auslöste, hat auch die beiden trefflichen Menschen zu einander geführt, die sich Jahre hindurch nicht verstanden hatten. Schön und ergreifend ist das Wirken Mariens als Krankenpflegerin geschildert, etwas gekünstelten Eindruck macht die Gleichheit der Schrift der beiden Frauen. Auch in „Drinnen und Draußen“ nimmt uns der erquickende Humor gefangen. Die Novelle „Der Rosengarten“ ist gar zu phantastisch, die Vision „Das freie Kloster“ scheint uns zu verschwommen behandelt, als daß sich der Leser etwas Rechtes darunter denken könnte.

S. S.



Allgemeine Rundschau.

Die Auferstehung des Moeris-Sees.

ct. Der jetzt verschwundene Moeris-See nahm im Altertum die Niederung des Fajum ein, die etwas südlich von Kairo 40 Meter unter dem Meeresspiegel auf der linken Nilseite gelegen ist. Heute findet sich dort nur noch ein zeitweise wasserführender Sumpf, das Birket el Kerun. Schon im Jahre 1888 hatte ein Engländer den Vorschlag gemacht, diese Einsenkung zur Aufstauung der Nilflut zu benutzen und dadurch einen großen Wasservorrat zur Bewässerung der umliegenden Ländereien während der Trockenzeit zu gewinnen. Jetzt hat der geniale Schöpfer der ungeheuren Bewässerungsanlagen bei Assuan und Assiut, William Wilcocks, diesen Plan wieder aufgenommen. Der Wert Aegyptens als Ackerbauland würde nach den aufgestellten Berechnungen dadurch um etwa 1200 Millionen Mark gesteigert werden. Wilcocks will den Wadi Rajan, der sich südlich von dem eigentlichen Fajum hinzieht, in ein Staubecken verwandeln, das nicht nur die nötige Wassermenge zu liefern, sondern auch einen wirksamen Schutz vor den Gefahren einer zu starken Nilflut zu gewähren vermöchte, durch die das ganze Land schon oft in Not und Gefahr versetzt worden ist. Früher konnte gegen den Plan, den Moeris-See wieder auferstehen zu lassen, eingewendet werden, daß die betreffende Gegend zu tief läge und daher nur ein verhältnismäßig geringer Teil ihres Wassers zum Abfluß gebracht werden könnte. Jetzt aber würde eine solche Leistung bereits genügen, da die großartigen Stauwerke bei Assuan und Assiut so viel Wasser liefern, daß nur noch eine Ergänzung in Frage kommt. Die für die Schaffung des künstlichen Sees notwendige Zeit wird von Wilcocks auf 3½—4 Jahre, das erforderliche Kapital auf 40—52 Millionen Mark geschätzt, je nachdem der See eine Fläche von nur 700 oder 1800 Quadratkilometer erhält.

✖

Kleinere Mitteilungen.

• Zum Internationalen Gelehrtenkongreß in St. Louis erläßt der Vizepräsident Prof. Hugo Münsterberg in der Deutschen Literaturzeitung eine Erklärung, in der er der Auffassung entgegentritt, als ob die deutschen Gelehrten gegenüber den Vertretern Englands und Frankreichs benachteiligt würden. Es wird behauptet, daß die Gäste aus nichtdeutschen Ländern eine größere Entschädigung für die Reisekosten erhalten sollen. Tatsächlich gelten in jedem Fall für jeden amtlich Eingeladenen genau die gleichen Bedingungen. Deutsche, Franzosen, Engländer folgen der Einladung unter genau gleichen Verhältnissen mit genau gleicher Reisekosten-Entschädigung, die absichtlich bescheiden bemessen war, um von vornherein den Schein zu vermeiden, als ob jemand durch Honorarangebote zur Teilnahme bestimmt werden sollte. Von einer Benachteiligung der deutschen Gelehrten kann um so weniger die Rede sein, als die Mehrzahl der Einladungen ihnen zuging. Etwa 50 deutsche Gelehrte werden Hauptvorträge halten, während Franzosen und Engländer erst zusammen diese Zahl erreichen. Die übrigen Länder haben natürlich noch weniger Vertreter. Im Ehrenvorsitz wird die deutsche Gruppe durch Geh. Rat Prof. Dr. Waldeyer vertreten sein.

ct. Der Erste Internationale Kongreß für Wohnungshygiene wird auf Betreiben der Französischen Gesellschaft für Gesundheitspflege in den Tagen vom 15.—20. Oktober dieses Jahres in Paris abgehalten werden. Der Ministerpräsident Combes hat den Ehrenvorsitz übernommen, und alle Persönlichkeiten in Paris, die als Sachverständige in Frage kommen, haben ihre Teilnahme zugesagt. Der Kongreß wird in sechs Abteilungen die Fragen einer Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse der Wohnungen verhandeln. Um den Besuch des Kongresses zu erleichtern, haben die französischen Eisenbahngesellschaften die Fahrpreise auf die Hälfte ermäßigt. Die erste Abteilung des Kongresses betrifft die städtischen Wohnungen, ihren Bau, die allgemeine Lage des Grundstücks und ihre Beziehung zur Witterung, die Türen und Fenster, die Anlage von Höfen, die Verteilung der Räume, deren Luftgehalt, die Wasserversorgung, die Fortschaffung der Abfallstoffe, Heizung und Lüftung, Vorkehrungen zwecks Bekämpfung ansteckender Krankheiten, die Fragen der Möblierung, Ausbesserung und Erhaltung der Häuser u. s. w. Die selben Fragen werden in der zweiten Abteilung in bezug auf ländliche, in der dritten in bezug auf Arbeiterwohnungen gestellt. Die vierte Abteilung hat die Mietswohnungen zu besprechen, die fünfte die Schulen, die sechste Abteilung hat sich mit schwimmenden Wohnungen zu beschäftigen, mit den Kriegsschiffen, den Handelsschiffen und Fischereibooten, sowie den Fluß- und Kanalbooten. Die Anmeldung von Vorträgen für den Kongreß muß bis zum 1. September an den Generalsekretär Dr. Marié-Davy in Paris geschehen. Die Arbeiten des Kongresses werden später vollständig veröffentlicht werden. Gleichzeitig wird auch eine auf die Wohnungshygiene bezügliche Ausstellung stattfinden. Die Teilnahme am Kongreß berechtigt auch zum Besuch der Internationalen Hygienischen Ausstellung, die vom August an bis November in Paris abgehalten wird.

✖

Hochschulnachrichten.

hc. **Berlin.** Der Privatdozent für Nationalökonomie an der hiesigen Universität Dr. oec. publ. et jur Ludwig Bernhard ist zum Professor der Volkswirtschaftslehre an der kgl. Akademie in Posen ernannt worden.

hc. **Dresden.** Der Privatdozent für Histologie und Embryologie und erster Assistent von Prof. Ellenberger am physiologischen Institut der Dresdener Tierärztlichen Hochschule Dr. Reinhard Otto Zietzschmann hat einen Ruf als Professor für Physiologie, Embryologie und Histologie an das zu Buenos Aires in Argentinien neu zu errichtende Veterinärinstitut abgelehnt.

• **Danzig.** Geheimer Regierungsrat Professor Dr. von Mangoldt wurde endgültig zum Rektor der hiesigen Technischen Hochschule für die Zeit bis zum 1. Juli 1907 unter Verleihung des Titels „Magnifizenz“ ernannt. Der neue Rektor ist Mathematiker von Fach.

• **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der systematischen Botanik an der Universität Wien, Dr. Viktor Schiffner, wurde zum ordentlichen Professor ernannt. — Der Privatdozent an der Wiener Universität, Dr. Rudolf Herrmann v. Herrnritt wurde zum ordentlichen Professor des österreichischen Verfassungs- und Verwaltungsrechtes an der Technischen Hochschule Wien ernannt.

• **Genf.** Der ordentliche Professor für pathologische Anatomie an der hiesigen Universität Dr. Fr. W. Zahn, der über ein Vierteljahrhundert hier dozierte und durch seine Arbeiten über die Atmungsorgane bekannt wurde, ist am 19. August in seiner pfälzischen Heimat gestorben.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

E. T. A. Hoffmanns Jugend.*)

Von Richard Schaukal (Wien).

In der Stadt Immanuel Kants, der seit 1770 an der Universität Königsberg die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik innehatte, ward am 24. Januar 1776 mittags dem Hofgerichtsadvokaten Christoph Ludwig Hoffmann und seiner Gattin Lovisa Albertine Dörffer nach achtjähriger Ehe als dritter Sohn ein Knabe geboren, Ernst Theodor Wilhelm, ein schwächliches Kind, empfangen von einer hysterischen Mutter und einem vierzigjährigen gleichgültigen Vater dargebracht, der Weib und Heim kaum vier Jahre später auf Nimmerwiedersehen verließ. Einen älteren Knaben nahm er mit sich. Traurige Familienverhältnisse werfen düstere Schatten auf das liebebedürftigste Alter. Zur Unerträglichkeit gediehener ehelicher Zwist zweier zu einander durchaus nicht passender Menschen läßt sie die Trennung als Erlösung von unwillig geschleppten Ketten empfinden. Als die Neunzehnjährige dem ihr um zwölf Jahre vorausgeschrittenen, durch Geist und eine gewisse Genialität der Anschauungen das streng erzogene Mädchen blendenden Vetter zum Altare folgte, mag wohl das Trugbild der Liebe ihr vor die verschüchterte Seele eine andere Zukunft gezaubert haben. Auch der Vater der Braut, Hofgerichtsadvokat Johann Jacob Dörffer, wie seine ganze Familie, ausgezeichnet durch „eine fast peinliche Ordnungsliebe und die höchste Dezenz in allen äußeren Formen“, konnte füglich glauben, seinem sechsten Kinde in dem begabten Neffen — er starb 1797 als Kriminalrat und Justizkommissarius des Insterburger Oberlandesgerichts — einen die ansehnlichste Lebensstellung verbürgenden Gatten gewählt zu haben: die erste stürmische Jugend lag ja hinter ihm. Aber die „unordentlichen Neigungen“ des überhaupt nicht eben „taktfesten“ Mannes erwiesen sich als unbesiegbar. Ein „verbrauchter Familienroman“, eine „Ifflandsche Hauskreuzkomödie“, urteilt über das peinliche Ereignis in schmerzlichem Spotte später der Sohn. Und „der schlechte Vater ist noch immer viel besser als jeder gute Erzieher“, da „die Individualität niemandem anders als eben den Eltern recht klar aufgehen kann“. Die also bei Lebzeiten des Gatten verwitwete Frau zog in ihr Elternhaus zurück. Der kleine Ernst begleitete sie. Und dieses Haus wird nun seine seltsame Heimat.

Die „würdige alte“ Großmutter, wenn auch schon einigermaßen hinfällig, doch noch immer „von stattlichem Ansehen“ — die übrigen Familienmitglieder zeichneten sich durch „auffallende körperliche Kleinheit“ aus —, schloß sich der durch ihr Unglück in der Seele verstörten Tochter enge an. „Das Leben der beiden Frauen war auf den Kreis des Wohnzimmers beschränkt.“ Sie sollen es nie verlassen haben. Ernst aber ward einem Onkel zur Erziehung überantwortet, Otto Wilhelm Dörffer, „der nach einer erfolglosen Laufbahn im praktischen Justizdienste seine Entlassung mit dem Titel eines Justizrates erhalten hatte“ und zur Zeit, als seine Schwester, gleichfalls gescheitert, in die Enge der alten Verhältnisse zurückkehrte, 38 Jahre zählte, dessenungeachtet jedoch von seiner Mutter noch immer als Kind behandelt wurde, „nicht anders als Ottchen“ gerufen. Dieser Onkel blieb des Knaben „unzertrennlicher Stuben- und Schlafgefährte“ bis ins Jünglingsalter hinein. Er war ein sonderbarer Kauz, geistig entschieden beschränkt, und von dem heranwachsenden Neffen bereits nicht eben mit Achtung traitiert. Seine „Lebensordnung“ bestand in einem „diätetisch geordneten Vegetieren. Schlafen, Essen und Trinken, Wiederschlafen und Wiederessen, mit etwas Musik und Lektüre zur Verdauung“, wechselten „regelmäßig nach Stunden und Minuten eingeteilt“ miteinander ab. Einmal wöchentlich, „gewöhnlich am Mittwoch, pflegte der Onkel alte Bekannte zu besuchen“, die übrige Zeit widmete er sich dem „kleinen Neveu“, d. h. er „zog oder erzog ihn ganz und gar nicht, sondern überließ ihn der Willkür der Lehrer“. Wie der öde Pedant den geistig regsamen Jungen durch sein Zwangsystem oft der Verzweiflung nahe brachte, dem Jüngling jede Lebenslust versehrte, zeigt ein hingebungsvoller Briefwechsel, den Hoffmann mit einem Lern- und Spielgenossen, seinem ältesten und bis ans Lebensende bewahrten Freunde, Theodor v. Hippel, führte, und der uns von 1794 an erhalten ist.

„Meine Jugendzeit,“ ruft Kreisler, Hoffmanns alter ego, aus, „gleicht einer dürren Heide ohne Blüten und Blumen, Geist und Gemüt erschlaffend im trostlosen Einerlei. . . .“ Ein hübscher kleiner Garten gehörte zum Hause, freilich absolvierte der „O weh“-Onkel seine Verdauungspromenade alldort, aber unter dem blühenden Apfelbaume stand doch oft der einsame Knabe und horchte auf die weissagende „Stimme des hinsterbenden Donners“, „schaute auf zu dem Blau des Himmels, das wie mit leuchtenden Augen dort und dort durch die fliehenden Wolken blickte“. Dazwischen rief dann wohl der Onkel: „er sollte fein ins Zimmer und sich den neuen geblümten Schlafrock nicht verderben durch ungeziemliche Näſſe und sich nicht den Schnupfen holen im feuchten Grase“. . .

Bleich, „ein Bild der Schwäche und tiefen Herzenskummers“, sah das früh beobachtende Kind die Mutter; zum Grabe gebeugt die innig verehrte Großmutter, dazu der stumpfe, abgeschmackte Oheim: bei allen Anlagen zu behendem Spiel, tollem Scherze — Verkleidungen, Mysti-

*) Aus einem in der Remer'schen Sammlung „Die Dichtung“, Berlin bei Schuster u. Loeffler, im September erscheinenden Bande: E. T. A. Hoffmann. Skizze zu einem Porträt. Die vorliegende Fassung erscheint nachträglich in der Buchausgabe aus Raumgründen wesentlich gekürzt und konzentriert.

fikationen — hätte Ernst unfehlbar in bedrohlichen Trübsinn verfallen müssen, wäre nicht wie ein Lichtstrahl in finsterer Oede und verzweifelndem Brüten „Tante Füßchen“ durch die Zimmer geschwebt, eine heitere Erscheinung, „geistreich, gesellig“, ein nicht mehr ganz jugendliches Fräulein, drei Jahre älter als die dahinsiechende Schwester, aber begnadet mit einem natürlichen Liebreiz, der sie wie Blütenduft umgab, wenn sie „in grüntaftenem Kleide mit rosfarbnen Schleifen“ sauber und zierlich aus ihrer jungfräulichen Kammer trat. Sie pflegte den Kleinen, sie liebte ihn „über alles, ja sie verzog“ ihn eigentlich. Ihre mildblickenden Augen „leuchteten recht in die Seele“ des empfänglichen Kindes, „ihre süße Stimme“ schmeichelte an sein Ohr, und „all seine Liebe, all seine Zärtlichkeit“ wandte es an die „anmutige Person“. Tante Sophie blieb die Vertraute des zum Jüngling Gereiften, sie kannte ihn mit all seinen Schwächen: ihrer hat er wiederholt in den rührendsten Worten gedacht, ja er hat aus ihr eine Gestalt gedichtet, die man der dokumentarisch von Hans v. Müller nachgewiesenen ungleich prosaischeren Historie zuliebe nur zögernd aufgibt. „Die jüngere Schwester meiner Mutter war Virtuosin auf der Laute, diesem zur Zeit in die musikalische Polterkammer verwiesenen Instrument. Gesetzte Männer, die schreiben und rechnen können und wohl noch mehr als das, haben in meiner Gegenwart Tränen vergossen, wenn sie bloß dachten an das Lautenspiel der seligen Mamsell Sophie; mir ist es deshalb gar nicht zu verdenken, wenn ich, ein durstig Kind, meiner selbst nicht mächtig, noch ohne in Wort und Rede aufgekeimtes Bewußtsein, alle Wehmut des wunderbaren Tonzaubers, den die Lautenistin aus ihrem Innersten strömen ließ, in begierigen Zügen einschlürfte.“ (Kreisler.)

Auch die Fee Rosabelverde in „Klein Zaches“ trägt ihre charmanten Züge.

Mit andächtiger Scheu lauschte Hoffmann später den Stimmen der dämmernden Kindheit: „alles nur gefühlte, nicht verstandene Weh“ seiner „frühen Knabenjahre“ kam wie ein schwermütiger Traum über ihn. Plötzlich traten wohl „Momente lichtvoll vor seine Seele aus einer Zeit, die manche erstaunlich kluge Leute ein bloßes Vegetieren nennen und nichts statuieren wollen als bloßen Instinkt, dessen höhere Vortrefflichkeit wir den Tieren einräumen müssen“.

Und an dieser, in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Stelle heißt es weiter:

„Ich meine, daß es damit eine eigene Bewandtnis hat. Ewig unerforschlich bleibt uns das erste Erwachen zum klaren Bewußtsein. Wäre es möglich, daß dies mit einem Ruck geschehen könnte, ich glaube, der Schreck darüber müßte uns töten. Wer hat nicht schon die Angst der ersten Momente im Erwachen aus tiefem Traum, bewußtlosem Schlaf empfunden, wenn er, sich selbst fühlend, sich auf sich selbst besinnen mußte! . . . Ich meine: jeder starke psychische Eindruck in jener Entwicklungszeit läßt wohl ein Samenkorn zurück, das eben mit dem Emporsprossen des geistigen Vermögens fortgedeiht, und so lebt aller Schmerz, alle Lust jener Stunden der Morgendämmerung in uns fort.“

Nicht unangebracht erscheint es mir, hier schon zu betonen, daß Hoffmann, der ein leicht verwundbares, bis zur Melancholie weiches Gemüt besaß, das er vor Menschen wohl verschloß, ja verleugnete, nie aber auch nur versuchte, eigentlich abzuhärten, seiner Kindheit oft schmerzlich, manchmal bitter, niemals gehässig gedacht hat.

„In sein Sonntagsröcklein geknöpft“ sieht er sich „auf einem hohen Stuhl neben der Mutter“ den musikalischen Produktionen der Verwandtschaft anwohnen. Er mußte „zuhören, ohne sich viel zu regen und zu bewegen. Die Zeit wurde ihm entsetzlich lang, und er hätte wohl gar nicht ausdauern können, wenn er sich nicht an den besonderen Grimassen und komischen Bewegungen der Spieler ergötzt hätte“. Onkel und Tanten aber, „deren es eine nicht geringe Anzahl gab“, spielten auf ganz sonderbaren Instrumenten, „die schon damals selten waren“, der Viola d'Amore, der Trompette Marine, dem Klavizembal, der Viola di Gamba, dem Spinett. . . . Die „musikalischen Belustigungen“ der Familie, „einzig in ihrer Art“, streiften bedenklich an das Groteske. All diese kleinen Leute, in pflaumfarbenen und karmesinroten Röcken mit goldbesponnenen Knöpfen, gepuderten Perücken und gravitätischen Mienen, im Glanze der flackernden Pultlichter, unter den geschweiften Kommoden und schmalen Wandspiegeln beschäftigen schon des Kindes lebhafte Einbildungskraft. Und nicht müde wird der spätere Autor, sie aus den gedunkelten Familienbildern zu beschwören, daß sie sich, Gespenster im Dämmerschein des Abends, trippelnd und tänzelnd durch großblumig oder breitstreifig gemusterte Zimmer bewegen, seine Ahnen, seine skurrilen musikalischen Ahnen. „Allwöchentlich“, bis in Hoffmanns „zehntes, eilftes Jahr“, fanden diese „wunderbar klingenden“ Hauskonzerte statt. „Es ist gar nicht zu verwundern, daß in dem Innern dieses jungen Mannes durch tausend Adern und Aederchen musikalisches Blut läuft.“ Und sein so früh aus dem Schlummer des Unbewußten gewecktes und alsbald von Lehrern sorglich dressiertes Talent „nahm schon im ersten Aufkeimen die Richtung, die man als zu phantastisch verwirft“.

„Seltsam genug war es die Musik allein, die zu treiben mich der Oheim mit Strenge anhielt, unerachtet der Lehrer, getäuscht von nur momentanem Widerwillen, mich für ein durchaus unmusikalisches Prinzip hielt. Was ich übrigens lernen oder nicht lernen mochte, das war dem Oheim völlig gleich. Aeußerte er manchmal lebhaften Unwillen, daß es so schwer hielt, mich zur Musik anzuhalten, so hätte man denken sollen, daß er von Freude hätte durchdrungen sein müssen, als nach ein paar Jahren der musikalische Geist sich so mächtig in mir regte, daß er alles übrige überflügelte; das war aber nun wieder ganz und gar nicht der Fall. Der Oheim lächelte bloß ein wenig, wenn er bemerkte, daß ich b a l d m e h r e r e I n s t r u m e n t e m i t e i n i g e r V i r t u o s i t ä t s p i e l t e, ja, daß ich manches kleine Stück aufsetzte zur Zufriedenheit der Meister und Kenner, . . . und sprach, wenn man ihn mit Lobeserhebungen anfuhr, mit schlauer Miene: „Ja, der kleine Neveu ist närrisch genug.“

Tief in dieser wundersamen Seele wurzelt die Musik, „die höhere Sprache des unbekannten, romantischen Geisterreichs“.

„Wohnt sie nicht in der Brust des Menschen selbst und erfüllt sein Inneres so mit ihren holdseligen Erscheinungen, daß ein neues verklärtes Leben ihn schon hienieden dem Drange, der niederdrückenden Qual des Irdischen entreißt? — Ja, eine göttliche Kraft durchdringt ihn, und mit kindlichem frommem Gemüte sich d e m hingebend, was der Geist in ihm erregt, ruft er unbewußt, wie der Lehrling, der in des Meisters Zauberbuch mit lauter Stimme gelesen, alle die herrlichen Erscheinungen aus seinem Innern hervor, daß sie in strahlenden Reihentänzen das Leben durchfliegen und jeden, der sie zu schauen vermag, mit unendlicher, unnennbarer Sehnsucht erfüllen.“

Podbielski hieß der „alte eigensinnige Organist“, der ihn in die Geheimnisse der Technik einführte. Eifrig war der Knabe „darüber her, auf dem Klavier Melodien und Akkorde zu suchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zusammenhang hatten“. „Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Trostlosigkeit nie mehr das Klavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Tasten berührte, etwas anderes als ich wollte. Unbekannte Gesänge, die ich nie gehört, durchströmten mein Inneres. . . Aber so wie ich selbst das nachsingen oder auf dem Klavier nachspielen wollte, ging alles so deutlich Gehörte unter in ein dunkel verworrenes Ahnen. Im kindischen, abenteuerlichen Beginnen verschloß ich oft das Instrument und horchte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Gesänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten.“ Manche Nacht war der Knabe an dem alten kleinen Klavier gesessen und hatte „trostlos“ Tränen des Unmutes vergossen. Je mehr er später „des Mechanischen Herr wurde, desto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodien sonst in meinem Gemüte erklangen, wieder zu erlauschen.“ . . . Bis ihm endlich „der Traum sein schim-

merndes, herrliches Reich erschloß" und ihn tröstete. . . . Die musikalische Leidensgeschichte des Kindes scheint mir ein tiefes Symbol des Künstlers Hoffmann überhaupt. Immer wieder war es „der Traum", der dem in die trostlose Oede der technischen Fertigkeiten Gebannten „sein schimmerndes, herrliches Reich erschloß".

Die konzertierenden Onkel und Tanten haben nicht nur die „phantastische" Musik in des Kindes Seele zum Tönen gebracht, diese unheimlich possierlichen Figürchen nährten noch ein anderes Talent, das zum Wesen des Phantasten gehört, das zur Karikatur. „Schon früh regte sich in ihm," erzählt Hippel, „der entschiedene Hang, jede auffallende Gestalt als Karikatur hinzustellen." „Seine Zeichnungen waren" — wie seine Kompositionen „genial, kühn, aber oft bizarr" — richtig, und was er in Farben ausführte, dem gaben starke und dunkle Schatten eine unverkennbare Eigentümlichkeit."

„Starke und dunkle Schatten!" Als ob dieses barocke Leben selbst gemeint wäre. „Starke und dunkle Schatten," die sich frühzeitig bereits über diese einsam lodernde, einsam sich verzehrende Seele legten. Das Haus, in dem der Knabe Hoffmann nächtlicherweile am Flügel phantasierte, das Haus, in dem seine müde Mutter, wohl scheu gemieden von ihrem Kinde, dahinwelkte, der Onkel im grellen Schlafrock seinen gespenstischen Philistertag wie einen Mechanismus abschnurren ließ, beherbergt eine Wahnsinnige. Zacharias Werner, acht Jahre älter als Ernst Hoffmann, wohnte im oberen Stocke des Dörfferschen Hauses mit seiner geisteskranken Mutter, ein Moment, das nicht zu übersehen ist, erwägt man das Werden dieses absonderlichen Wunderkindes Hoffmann. Es fand wohl nach Hippel „keine Annäherung" zwischen Werner und Hoffmann statt, aber es konnte nicht fehlen, daß der bewegliche, behende Knabe die unheimliche Nachbarschaft mit aller schauernden Inbrunst seiner überwachen Phantasie beobachtete, er, dem an den Mittwochabenden, wenn der Onkel im altmodischen Staatskleide Bekannte aufzusuchen die Haustüre hinter sich verschlossen hatte, das ganze Gebäude zur Verfügung stand. So sah das Kind die Grenzen der Menschheit bis ins Dämonische erweitert. Die Mutter Werners hielt sich für die Jungfrau Maria. Mystisch-ekstatische Ahnungen gehen in einer Künstlerseele auf, die das groteske Marionettentreiben der zwerghaften Gevatterschaft sonst grausig belustigt. Kann es wundernehmen, daß unter so merkwürdigen Einflüssen das reiche Innenleben des Kleinen wie ein Zaubergarten aufschoß in seltsamen, tollen Blumen? Falsch wäre es aber, seine „Lieblingsneigungen" aus jener Zucht entsprießend dem Einwirken der Verwandten zuzuschreiben. Der Künstler wird g e b o r e n. Der „feste Boden seiner Gaben", den Hippel ihn dem taktsicheren Onkel danken läßt, sei behutsam zugegeben.

Aus dem bunten Bilderbogen der Sippe tritt ein scharf umrissener Charakterkopf hervor, ein alter Großonkel, Bruder der Großmutter, der Advokat Justizrat Böteri, „in der ganzen Familie hoch geachtet", dessen „gebietende Stimme" vernommen ward „in entscheidenden Sprüchen, von denen keine Appellation möglich." An bestimmten Tagen, zu bestimmten Stunden hatte der Großneffe dem verehrten Alten seinen Besuch abzustatten. Ernst, Erfahrung und persönliche Würde verfehlten nicht ihre Wirkung auf den „Vetter", den der Justitiarius späterhin gelegentlich als Protokollführer auf seine amtlichen Fahrten mitgenommen hat. Wie den Knaben Würde und Wert herzliche Ehrfurcht hegen hießen (die Geschwister Böteri), so reizten ihn Schwächen und beschränktes Wesen nicht bloß zur Verspottung in Wort und Bild, auch zu allerhand Vorteil bezielenden Praktiken und manchen übermütigen Allotriis, ja sie reizten unbarmherzige Intoleranz, die ihrerseits nicht verfehlte, Mißtrauen bei den Gewarnten, aus der Arglosigkeit öfters derb Aufgerüttelten zu erzeugen. Das immer wieder gemißbrauchte Wurfziel scharf gespitzter Pfeile und gröberer Geschosse war der „O weh-Onkel".

Bald galt es, „dem Oheim die reifen Birnen vom Baume zu naschen und ihm hölzerne mit sauberer Malerei hinzuhängen oder ihm gedüngtes Pomeranzenwasser hinzustellen in der Gießkanne, womit er die auf dem Rasen zum Bleichen ausgespannten weißen Kanevashosen begoß und einen schönen Marmor herausbrachte ohne Mühe", bald wohl ihn mit der ernsthaftesten Miene von der Welt mit Erfahrungen zu vexieren, die man gemacht haben wollte und für die man sich Erklärungen ausbat, boshaftes Lachen verbeißend. Und der „wunderlich gebaute" Mann, der „drei, vier schön frisierte Toupets als partielle Perückenstudien aus einer Gesamtfrisur aufzusetzen pflegte" und „den schönsten Zitz als Schlafrock" auf dem rundlichen Leibe trug, „den jemals eine Kattundruckerseele ersonnen", war lange Zeit gutmütig genug, dem „kleinen Neven" die mutwilligsten Streiche zu verzeihen. Je mehr sich freilich der Gegensatz dieser auf einander so enge angewiesenen Menschen zu krassem Widerstreit herausbildete, desto unleidlicher ward das Verhältnis der ungleichen Schlafgenossen. Klagt schon der Knabe: „Was hat mir das Geschick für Verwandte gegeben!", so ruft der Jüngling später verzweifelt aus: „Gott, was sind das für Menschen! Schwarz und weiß kann unmöglich entgegengesetzter sein als ich und meine Familie." Freilich muß er gestehen, „daß manches an mir zuweilen so ziemlich exzentrisch ausfällt, — aber auch nicht die geringste Nachsicht, — der dicke Sir, für meinen Spott zu abgenutzt, für meine Verachtung zu erbärmlich, fängt an, mich mit einer Indignation zu behandeln, die ich wahrlich nicht verdiene." Bis dahin war es freilich noch lange nicht gediehen. Einstweilen ward der Sechs- oder Siebenjährige „der reformierten Schule übergeben" und „machte in den unteren Klassen nur die ganz gewöhnlichen Fortschritte mit den meisten seines Alters", ohne daß der häusliche Mentor besonders auf Befleißigung gedrungen hätte. Bald aber entwickelte sich Hoffmanns „Neigung zur Tonkunst" dergestalt, „daß er die Schulwissenschaften darüber hintenan setzte und durch seine Fortschritte in den Künsten Aufsehen erregte". Und er zeichnet emsig, „liest den Winkelmann" und kopiert „die Abbildungen der herculanensischen Schätze", die er auf der Königlichen Bibliothek entdeckt. Hippel, Teilnehmer an Lektüre und Spiel, Kritiker der künstlerischen Aeußerungen des Mitschülers, wird, da Ernst, wie der Onkel plötzlich doch bemerkt, im Lateinischen und Griechischen zurückgeblieben, als Repetent und Mentor förmlich in das unzugängliche Dörffersche Haus gebeten, nachdem ein Familienrat, den Onkel Otto und Tante Sophie bildeten, wohl auf des (von Hoffmann sehr verehrten) Schulrektors Wannowski Anregung hin, die Sache feierlich geordnet hatte. Hippel hat in der kurzen Geschichte von Hoffmanns Jugend, die er für Hitzigs (kaum ein Jahr nach des gemeinsamen Freundes traurigem Ende allzu flüchtig zusammengestellte) Biographie entwarf, seiner eigenen Erscheinung als der eines wohlanständigen, ehrerbietigen Kindes gedacht, in betontem Gegensatz zu Ernst Theodors spottlustiger Wesenheit, die er mit kopfschüttelnder Rüge feststellt. Stolz weist er auf seine, des Freundes, treffliche Verwandtschaft hin, er nennt den liebevollen Vater, den Onkel „den großen Verfasser der Lebensläufe". Würdigen Personen gegenüber macht sich seinem Zeugnisse zufolge aber auch bei dem Gefährten wahre Pietät geltend. Im Zusammenhange mit diesen Erinnerungen steht eine Bemerkung, die nicht übersehen werden will: Hoffmann, der reifende Jüngling, sprach „nie über Religion, Staatseinrichtungen und Politik", „brach in der Regel jedes Gespräch ab", das in diese Richtung führen konnte, „und nichts war ihm so zuwider als ein Zeitungsblatt".

•

„Der Widerwille gegen solche Gespräche," notiert Hitzig, „ist ihm bis an sein Ende geblieben; man konnte ihn damit bannen." Seine Unbefangenheit wehrte sich instinktiv gegen aktuelle Interessen. So folgt er seiner Zeit auch in ihren geistigen Erzeugnissen nicht mit der Aufmerksamkeit des Literaten. Konstruktiven Theorien abhold als intuitiver Naiver, lehnt er Kant ab, „versteht" den Weisen „nicht", dessen Lehre von der Welt als „Erscheinung" seine Dichtung so unnachahmlich ins Praktische der Darstellung übersetzen sollte. Schillern hatte diese mit der Vernunf

durchdrungene Lehre die Anschaulichkeit beeinträchtigt, wie ein Glashaus wölbt sie sich über seinen späteren, zumal den lyrischen Schöpfungen. Kleist, der Autodidakt, verzweifelt an dem kindlich vehement aus ihr gefolgerten Schlüssen, die ihm, dem Tätigkeitsfanatiker, die Welt, die Bühne energischen Agierens, als einen Sinnentrug aufnötigen wollten: Hoffmann ignoriert die Theoreme und findet das Zauberwort der großen Kantischen Entdeckung auf wild bewegter Künstlerfahrt zu den Geheimnissen der eigenen Schöpferseele. Ganz einsam steht er unter den zeitgenössischen Schriftstellern. Er liest ohne Leitung eines doktrinären Prinzips, kritiklos und unbeirrt. Seine Beeinflussung durch Gozzi, Rousseau, Jean Paul, Schiller (Geisterseher) ist einerseits rein gemütlich, die des genießenden Laien, andererseits ganz äußerlich: sie variiert leise Stil und Motiv. So bleibt er der typische Dichter aus Seelennot. Fertig tritt er in die Erscheinung. Das Schattenspiel der Welt fängt er auf wie ein „Automat“ (er liebte diese grauenhaften Mechanismen), zeigt keinerlei Schwankungen, steigert sich nicht. Sein erstes größeres Produkt — „Ritter Gluck“ — ist er ganz mit der zauberhaften Perspektive seiner purpurnsten Tiefen. Und er paraphrasiert gleich automatisch seine schriftstellerische Mechanik durch die beweglicheren Mittel der zeichnerischen Groteske, der vernunftlosen Musik.

Daß die zu gemeinsamer Betätigung der Wissenschaften einander überlassenen Knaben bald an genußvollerer Ausnützung der langen Nachmittagsstunden—bis zum vortrefflich bereiteten Tee, den die Tante ins Zimmer brachte — Gefallen fanden, daß sie — Hoffmann Verführer und Führer — „den Cicero und Xenophon kaum mehr aufschlugen“, ja sie bald ganz vom Tische verbannten, dafür aber „aus dem nahen Schranke des Oheims“ allerhand erwünschtere Lektüre wahllos heranschleppten — vor allem die „Confessions“ des Rousseau —, an Verkleidungen, Musik- und Zeichenübungen sich ergötzten, kennzeichnet einerseits die „Erziehung“ von Onkel und Tante zur Genüge, nicht minder aber den dominierenden Einfluß des werdenden geistigen Abenteurers auf den unter anderen Umständen sicherlich pedantisch gewissenhaft sich zu befleißigen geneigten „Mentor“. Im Sommer ward der Garten aufgemacht. Da gab es „Ritlergefechte, wozu Mars und Minerva, von sandfarb angestrichenem Holze die Mitte des Gartens zierend, ihre schwer abzunehmenden und — damit der Onkel die bösen Narben, Spuren der Gefechte, nicht merke — noch schwerer zu befestigenden Schilde hergeben mußten“, Tourniere, mit eingelegter Bohnenstange als Lanze zwischen den Stachelbeerhecken geritten; man erwog romantisch-verwegene Versuche, durch unterirdische Gänge in den benachbarten Garten des Fräuleinstiftes zu gelangen. Ein Buch gibt „reichen Stoff“, Wieglebs „natürliche Magie“. Hoffmanns getreuer Freund auch noch im späteren Leben, Hippel gedenkt dieser Kinderromantik als eines Bubenerlebnisses, in Ernst Theodors empfänglicher Seele wuchsen damals die Wurzeln größerer Magie. . . .

Nicht Hippel allein, auch andere Mitschüler kamen später ins Haus. Hoffmann, dessen Witz „die Geißel“ seiner Klassengenossen gewesen sein soll — er dominierte, scheint's, auch hier — zog zu seinen praktischen Betätigungen der beiden Künste, die in ihm reiften, Mitstrebende heran. Er brauchte sie, da Hippel nur als Kritiker fungierte, selbst kein Talent zu pflegen begnadet war. Faber hieß der Musiker, Matussewski der Maler, die ihm willig dienten.

*

Hoffmann hat zeitlebens — außer Hippel und Devrient — keine anderen „Freunde“ besessen. Es war nicht Laune, die ihn bloß Weggefährten finden, es war innerliche Einsamkeit, die sie bei aller äußeren Freundlichkeit nicht näher kommen ließ. An Hippel hielt ihn die in der Kindheit gepflanzte Liebe (sie richtet nicht, gibt nur und — dankt), an Devrient fesselt ihn später echt künstlerische Seelenwahlverwandtschaft. Was sonst sich wandernd an ihn schließt, ist Passantenvolk. Manch einer glaubte eitel mehr zu sein.

Einer ersten Liebe, einer richtigen Schulbubenschwärmerei, sei Erwähnung getan. Ein „schönes, blühendes junges Mädchen“ verehrte der Sechzehn- oder Siebzehnjährige aus der Ferne, folgte ihr, wenn sie von der Schule sittsam nach Hause wandelte, trachtete, der Lieblichen zu begegnen, um sie „freundlich zu grüßen“, „schlich sich des Abends in die Nähe ihrer Wohnung“, um „dort, im düsteren Schatten des alten Rathauses, unter den im erleuchteten Zimmer sich bewegenden Gestalten die ihrige zu suchen und zu erkennen“. Nun malte er keinen weiblichen Kopf mehr, der nicht ihr Bild, und sang kein Lied, das nicht an sie gerichtet gewesen wäre. Der Freund war in der Regel sein treuer Begleiter. „Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aeußere interessieren kann“, soll er diesem „oft mit Heftigkeit“ gesagt haben, „so wollt' ich, daß ich ein Ausbund von Häßlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele und sie mich wenigstens ansähe!“ Er hat nie ein Wort mit ihr gewechselt.

Am 27. März 1782 nach eben vollendetem 16. Lebensjahre wird der studiosus juris Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann an der Universität Königsberg inskribiert. Es war eigentlich ganz natürlich, daß er, der Sohn, Enkel und Neffe von Beamten und Advokaten, Jurist ward. Wie kommt man zu dem „Berufe“? „Nicht Erziehungszwang, nicht besonderer Eigensinn des Schicksals“, „der gewöhnlichste Lauf der Dinge war es, der mich fortschob, so daß ich unwillkürlich dorthin kam, wo ich eben nicht hin wollte“, heißt es im „Kreisler“.

„Daß die Kunst, welche mein Inneres erfüllte, mein eigentliches Streben, die wahre einzige Tendenz meines Lebens sein dürfe, fiel mir um so weniger ein, als ich gewohnt war, von Musik, Malerei, Poesie, nicht anders reden zu hören als von ganz angenehmen Dingen, die zur Erheiterung und Belustigung dienen könnten. Die Schnelle, mit der ich, ohne daß sich jemals nur ein einziges Hindernis offenbart hätte, in der Laufbahn, die ich gewissermaßen selbst gewählt, vorwärts schritt, ließ mir keinen Moment übrig mich umzuschauen und die schiefe Richtung des Weges, den ich genommen, wahrzunehmen. Das Ziel war erreicht, umzukehren nicht mehr möglich, als in einem nicht geahnten Moment die Kunst sich rächte, der ich abtrünnig worden, als der Gedanke eines ganzen verlorenen Lebens mich mit trostlosem Weh erfaßte, als ich mich in Ketten geschlagen sah, die mir unzerbrechlich dünkten!

. . . Zu spät trat die Befreiung ein. Mir geht es wie jenem Gefangenen, der, als er endlich befreit wurde, dem Getümmel der Welt, ja dem Licht des Tages so entwöhnt war, daß er nicht vermögend, der goldenen Freiheit zu genießen, und sich wieder zurücksehnte in den Kerker.“[1])

Hippel hatte die Universität früher bezogen als Hoffmann. Als sich auch Hoffmann, ganz dem Sinne des Onkels gemäß, dem Brotstudium der Jurisprudenz zugewendet hatte, diese Wissenschaft nur als Mittel des Freiwerdens betrachtend, da ward ihm der vornehme Freund, der Umgang mit Leuten pflog, „die für Renommisten galten“, focht und viel ritt, nur ein sozusagen inoffizieller Verkehr. Weder in den Vorlesungen — Hippel trieb auch Humaniora —, noch in der Studentenöffentlichkeit traf er ihn an. Wohl aber gestalteten sich ihre intimen Beziehungen — man besuchte einander fast täglich, unternahm gemeinschaftliche Spaziergänge — ungezwungener.

Hoffmann war ein gewissenhafter, ja „vorzüglich fleißiger“ Rechtshörer. „Geradewegs“ ging er auf sein nicht eben hoch gehaltenes Ziel los. Aber „die ganze ihm übrigbleibende Zeit war den Künsten gewidmet.“ Und dann gab es gemütliche Wochenabende, Abende, die „ein wohltätiges Licht über seinen ganzen Charakter verbreiteten“, streng exklusive Zusammenkünfte der Jugendgespielen „bei

1) Kreisler, der Kapellmeister, „ci-devant“ Legationsrat, ist Hoffmann in Bamberg, Hoffmann, der Fesselledige, Hoffmann, der arme Gesangs- und Klavierlehrer. Er durfte wohl die Ironie sein Lebenselement nennen.

einer Flasche Wein, die gewöhnlich für den ganzen Abend hinreichte", herzliche Stunden der „Schwärmerei, die uns so manches mit Rosen bekränzt, was unbekränzt unscheinbar und schlecht sein würde", der süßen Schwärmerei der Freundschaft, die der jugendliche Hoffmann nie müde wird zu preisen. Noch war er eigentlich vom Leben nicht überschattet. Ein innig vertrauendes Gemüt blüht innig einzig und allein der edelsten, uneigennützigsten Freundschaft. Aber ein Ereignis sollte in seine gleichmäßig dahinfließenden Tage treten, das, „auf das tiefste in die Geschichte seines Innern greifend, ihn schnell und über sein Alter hinaus entwickelte. Ein reizendes weibliches Wesen, voll Sinn und Gefühl für die Kunst, aber in äußeren Verhältnissen, die eine unübersteigliche Kluft" zwischen ihnen gähnen ließen, schenkte ihm ihre Neigung, und „er gab sich ihr mit der vollen Lebendigkeit frischer Jugend hin". (Hippel.) Cora Hatt hieß die junge Frau, deren Bekanntschaft er als ihr Musiklehrer gemacht hatte. Hoffmann war damals noch nicht 19 Jahre alt.

Ernst v. Lasaulx.

K. Unter den während der Regierung König Ludwigs I. von auswärts nach München gekommenen Gelehrten und Künstlern mit entschieden katholischer Richtung, die sämtlich mehr oder weniger in den Anschauungen der Romantiker wurzelten, war zweifellos eine der anziehendsten Persönlichkeiten der Professor für klassische Philologie und Aesthetik Ernst v. Lasaulx. Als ideenreicher Gelehrter wie als ungemein anregender akademischer Lehrer, als selbständiger, kampffroher und furchtloser Politiker wie als reiner Charakter hätte er es schon längst verdient, daß er der Vergessenheit entrissen und sein Bild wieder in den Vordergrund gerückt werde. Dies ist nunmehr trefflich dem Würzburger Professor Stölzle in der kürzlich erschienenen Biographie Ernst v. Lasaulx (1805—1861), ein Lebensbild[1]) gelungen. Der Verfasser befand sich in der glücklichen Lage, eine Anzahl von Briefen benützen zu können, in denen sich die ganze Individualität Lasaulx' von seiner frühesten Jugend an ausprägt, und deren Studium ebenso belehrend wie genußreich ist. Außerdem hat er, soviel wir sehen, alles erreichbare Aktenmaterial und die gedruckte Literatur beigezogen. Es bleibt ihm jetzt nur noch die Aufgabe, Lasaulx' Weltanschauung und Stellung in der Philosophie darzustellen, und diese will er in einer besonderen Schrift lösen, die man als eine notwendige Ergänzung zu der Biographie zu erwarten berechtigt ist.

Das Verdienst vorliegender Lebensbeschreibung besteht darin, daß neue Quellen zur Kenntnis eines merkwürdigen Gelehrten erschlossen, verschiedene irrige Auffassungen, die sein Bild bisher trübten, berichtigt und bedeutungsvolle Abschnitte der bayerischen und deutschen Geschichte belehrend und anziehend beleuchtet werden. Es ist noch nicht so lange her, daß man von Lasaulx als einem poetischen Philosophen gesprochen und vor seinen Spekulationen gewarnt hat. Er gehörte freilich nicht zu denen, die in geregeltem Studiengang für den wissenschaftlichen Betrieb geschult, ihr Gebiet eng begrenzend, in den akademischen Lehrberuf eintreten. Dazu paßte ganz und gar nicht seine Eigenart und seine Entwicklung, die unter den Einflüssen der Romantik stand und durch sein Wanderleben bedingt war. Professor der Philologie in Würzburg und in München war er, und er hat doch beispielsweise nie eine sprachwissenschaftliche Vorlesung gehalten. Handschriften- und Quellenkunde oder Texterklärung waren nie seine Sache, aber in das innere Leben der Alten, in ihre Kunst, Religion, Philosophie wollte er seine Hörer und Leser einführen. Auf den großen Reisen nach Italien, Griechenland und Palästina hat er sich mit den Kulturstätten des Altertums so vertraut gemacht und sich so in die antike Welt versenkt, daß all das, was sich in ihm zu weitreichenden geschichtsphilosophischen und religionsgeschichtlichen Ausblicken gestaltete, nur der Widerhall der auf welthistorischem Boden empfangenen Eindrücke war.

Kein Wunder, daß sich um den auch mit einer glänzenden Rednergabe ausgestatteten geistreichen Lehrer in München eine große Zuhörerschaft sammelte, der er eine neue Welt erschloß — er, der in der Sagenwelt den tieferen Sinn und die nicht auf der Oberfläche liegenden Zusammenhänge nachwies, der von der antiken Kunst so hinreißend zu sprechen wußte, und der unter dem Gesichtspunkt des Einen göttlichen Waltens die Menschheit vor Christus in nahe Beziehung zum Christentum setzte. Den kirchlichen Eiferern freilich schien die Gefahr der Verwischung der Grenzen der allgemein menschlichen und der christlichen Offenbarung bedenklich nahe gerückt, und er selber ahnte voraus, daß seine Schriften dem Strafurteil der Kirche, deren treuester Sohn er bis an sein Lebensende blieb, verfallen dürften. Drei Monate nach seinem Tode 1861 wurden denn auch vier seiner Bücher auf den Index gesetzt; noch bei Lebzeiten hat er erklärt, daß er eine solche Maßregel als vollkommen begründet ansehe. Ob er wohl heute im Lager des sogenannten liberalen Katholizismus zu finden wäre? Seine freimütigen Aeußerungen über Rom und die Kirchenverfassung, über die christlichen Konfessionen und deren Wiedervereinigung, über die Reformation geben gerade in unseren Tagen genug zu denken.

Zu der Popularität, deren sich v. Lasaulx nicht bloß unter der studierenden Jugend erfreute, trug nicht wenig seine politische Wirksamkeit bei. Dem Wahlspruch getreu „Gehe aufrecht durch das Leben, tue recht und scheue niemand" folgte er furchtlos seiner Ueberzeugung, wann und wo immer er sich zum öffentlichen Auftreten verpflichtet fühlte. Ihn, den Rheinländer mit seinem leicht erregbaren Temperament, mit seiner „wilden Natur" (S. 237) duldete es nicht in den friedlichen, aber engen Räumen der Studierstube, sobald er Recht und Freiheit gefährdet glaubte. Schon im frühen Mannesalter warf er in leidenschaftlicher Erregung zum Schutz der katholischen Sache in den Kölner Wirren eine flammende Streitschrift gegen die preußische Regierung in die Oeffentlichkeit. Der durch die Lola-Montez-Bewegung und die Entlassung des Ministeriums Abel 1847 in München entfachte Sturm erfaßte auch ihn. Seinen im Senat gestellten Antrag, es solle dem abgesetzten Minister eine Dankesaufwartung abgestattet werden, beantwortete der aufs höchste erbitterte König mit der Quieszierung des Professors, die jedoch nach zwei Jahren von König Max II. wieder aufgehoben wurde. In die Zeit, da er ohne Amt war, fällt seine Wirksamkeit als Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung, wo er der äußersten Rechten angehörte. So wenig verkannt werden darf, daß Lasaulx in seinen Reden und Anträgen mitunter von falschen Voraussetzungen ausging, in absonderlichen Gedankengängen sich bewegte und unerreichbare Ziele anstrebte, so sympathisch berührt sein gerades, mannhaftes, von echtem Idealismus getragenes Auftreten. Der Verfasser hat gerade diesen Lebensabschnitt Lasaulx' auf Grund der Stenographischen Berichte sehr eingehend behandelt. Und nicht minder Dank schulden wir ihm dafür, daß er ebenso urkundlich die Tätigkeit desselben in der bayerischen Abgeordnetenkammer von 1849—1861 schildert und damit einen wertvollen, höchst lesenswerten Beitrag zur inneren Geschichte Bayerns liefert. Man ist erstaunt über die Nüchternheit des politischen Urteils, die sich Lasaulx, so leicht erregbar er auch war, bis an sein Ende bewahrte, und man fühlt sich mächtig angezogen von der Freiheitsliebe des — ganz und gar konservativen — Mannes, der Preßfreiheit, volle Lehr- und Lernfreiheit, Freiheit der Beamten gegenüber ministerieller Willkür, das (passive wie aktive) allgemeine Wahlrecht forderte.

So ist es denn ein Stück deutscher und bayerischer Geschichte, das sich in dem Lebensgang Ernst v. Lasaulx' widerspiegelt. Dadurch gewinnt die vorliegende Biographie erhöhte Bedeutung und verdient auch außerhalb der Gelehrtenkreise eingehende Beachtung.



[1]) Münster i. W., Aschendorff 1904.

Bücher und Zeitschriften.

La Route des Indes et les Indications que Toscanelli aurait fournies à Colomb. **Par *Henry Vignaud*, Premier Sécretaire de l'Ambassade des États-Unis. Paris 1903. Ernest Leroux. 35 S. gr. 8°.**

Das Schriftchen hat die Einkleidung eines offenen Briefes und führt den folgenden Untertitel: „**Lettre au Dr. Jules Mees, de Gand, qui pourra intéresser le Dr. Sophus Ruge, de Dresde.**" Letzteres ist leider nur zum geringen Teile eingetroffen. Denn wenn der Altmeister der Entdeckungsgeschichte aus der Vorlage auch kaum viel lernen konnte, so würde sie ihm doch immerhin ein gewisses Interesse zweifellos eingeflößt haben, allein als sie erschien, lag der treffliche Mann bereits auf dem Krankenbette, von dem er sich nicht mehr erholten sollte. Am 23. Dezember 1903 ist er von uns gegangen, und in ihm verliert Hr. Vignaud einen Gegner, der auch durch diese neueste Bemühung, eine verlorene Sache zu retten, schwerlich überzeugt worden wäre. Der Autor hat bereits mehrere Schriften verfaßt, in denen er nachzuweisen unternahm, daß die bisher niemals angezweifelten Beziehungen zwischen Paolo del Pozzo Toscanelli und Columbus in Wirklichkeit gar nicht bestanden hätten, und es ist ihm gelungen, durch Aufstellung dieses historischen Paradoxons, welches die allgemein gehegten Anschauungen über die Vorgeschichte der Entdeckung von Amerika radikal beseitigen soll, eine kleine Literatur ins Leben zu rufen, die sich nach den eingangs gegebenen Mitteilungen bereits auf 46 Nummern ausführlicheren Inhalts beläuft, von einer Unzahl Zeitungsnotizen zu schweigen. Viel kann durch eine neue Diskussion wirklich nicht mehr erreicht werden, denn von den sachkundigsten Beurteilern — wir führen außer den beiden Genannten, denen die gegenwärtige Polemik gilt, nur noch H. Wagner und Hrn. Vignauds Landsmann Gallois an — ist die künstliche Hypothese, um die es sich handelt, mit den durchschlagendsten Gründen zurückgewiesen worden. Neue Belege werden aber in der neuen Veröffentlichung nur sparsam beigebracht, vielmehr begnügt sich der Verfasser wesentlich damit, seine Ansichten nochmals in wohlgeordnetem Vortrage zu entwickeln. Dabei wirft er einem Ruge vor, die in Rede stehende Frage nicht ausreichend studiert zu haben („ce qui hélas! est trop souvent le cas"; es scheint in der Tat so). Durchweg werden den quellenmäßig belegten Daten, auf welche sich die Historiker bisher gestützt haben, die subjektiven Ansichten des Verfassers gegenübergestellt, welcher erstere aus inneren Ursachen für falsch oder doch für sehr unwahrscheinlich erklärt. Die Manier, zu kritisieren, die allenthalben in der Abhandlung hervortritt, muß auf den, der es mit wissenschaftlichen Argumenten ernst nimmt, einen höchst unerquicklichen Eindruck machen; Männern, denen der Verfassen die Schuhriemen noch nicht auflösen darf, schleudert er Vorwürfe entgegen, die nur darin ihre Erklärung, wenn auch durchaus nicht ihre Rechtfertigung finden, daß er von der Stellung jener in der Gelehrtenwelt keine Vorstellung besitzt. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Herr Vignaud uns noch mit weiteren Erzeugnissen seines geschichtlich-konstruktiven Talentes beschenken wird, aber man wird denselben nach und nach mit jener Ruhe entgegentreten, mit der man die periodisch sich wiederholende Behauptung, der Name „Amerika" rühre nicht von Hylacomylus her, über sich ergehen läßt. Sendschreiben und Weltkarte des Florentiner Physikus sind keine geographisch-historischen Dogmen, aber ihre einstmalige Existenz kann als so gesichert gelten, wie nur überhaupt die von Dokumenten, von denen uns die Geschichtschreiber erzählen und um deren Besitz wir durch die Ungunst der Zeiten gebracht worden sind. Und zur Vernichtung des berechtigten Glaubens an diese wohlbeglaubigten Tatsachen würde es kräftigerer Hilfsmittel bedürfen, als sie hier zur Anwendung gebracht worden sind.

S. Günther.



Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

(Dritter Bericht.)

C. Stuttgart, 20. Aug. Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen, deren Leitung heute in den Händen von Prof. Hamy (Paris) liegt, und an denen wieder die Prinzessin Therese von Bayern teilnahm, hielt Prof Jos. Fischer S. J., Feldkirch (Vorarlberg), einen Vortrag über die (den Lesern der Beilage aus einer Besprechung S. Günthers bekannte) kartographische Darstellung der Entdeckungen der Normannen in Amerika.

Die vielumstrittene Frage über den Ursprung der Syphilis (Morbus americanus) erörterte Dr. Iwan Bloch (Berlin). Die Frage nach dem Ursprung der Syphilis wurde als speziell amerikanistisches Problem zuerst von Montejo auf dem 4. Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Madrid (1882) behandelt, nach ihm von Binz (1893) und Seler (1895). Alle drei stützten sich ausschließlich auf spanische Quellen. Nach dem Vortragenden kann aber eine definitive Lösung nur aus dem Nachweis der Nichtexistenz der Krankheit in der Alten Welt vor 1493 gewonnen werden, der vor allem durch Heranziehung eines größeren Beweismateriales geführt werden muß. Zunächst deckt Vortragender die Irrtümer und Fälschungen von Jahreszahlen auf, insbesondere die des Bodmann und des Petrus Marlys. Er weist ferner nach, inwiefern der früher so unklare Begriff der venerischen Affektionen mit Notwendigkeit zu dem Glauben an die uralte Existenz der Syphilis in der Alten Welt führen mußte. Er macht auf die von der modernen Dermatologie aufgestellte Gruppe der syphilisähnlichen (pseudo-venerischen) Krankheiten aufmerksam, die früher zur Syphilis gerechnet wurden und Ursache der falschen Deutung mancher Berichte bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern gewesen sind. Ein weiteres bedeutsames Argument für den neuzeitlichen Ursprung der Syphilis ist das vollständige Fehlen von Funden syphilitischer Knochen in der Alten Welt vor 1493. Erst nach dieser Zeit tauchen sie überall auf. Eine Beleuchtung und Erklärung erfahren diese Tatsachen durch die sicheren und genau verbürgten Nachrichten über das erste Auftreten der Syphilis in Italien beim Feldzuge Karls VIII. in den Jahren 1494 und 1495, über ihre Einschleppung und Verbreitung in allen Ländern der Alten Welt bis nach Indien, China und Japan, durch die sehr positiven Angaben des Diaz de Isla, Oviedo, Las Casas, Roman Pane, Sahagun u. a. über ihre frühere Existenz in der Neuen Welt und ihre Einschleppung durch die Mannschaften des Kolumbus nach Spanien. Weitere gleichzeitige spanische und italienische Berichte bestätigen die Ausbreitung der Syphilis in Spanien und ihre Einschleppung von dort nach Italien. Zum Schlusse bespricht Vortragender die Knochenfunde in Amerika, die, wie z. B. die von Moreno und Jones, in der Tat ebenfalls einige Anhaltspunkte für den Nachweis des amerikanischen Ursprungs der Syphilis gewähren. — Es folgte eine lebhafte Erörterung, in der Dr. Lehmann-Nitsche, Sektionschef für Anthropologie am Museum zu La Plata, einen alten Schädel aus seinem Museum vorlegte, der syphilisverdächtige Verletzungen zeigt. Dieser Schädel wurde bereits 1880 in der Pariser anthropologischen Gesellschaft demonstriert, in der letzten Sitzung, welcher Broca noch beiwohnen konnte. Der Schädel bildet eines der in der Literatur häufig vorkommenden und viel umstrittenen Stücke. Dr. Lehmann-Nitsche hält, wie auch eine Anzahl anderer Forscher, die syphilitische Herkunft der sichtbaren Schädelverletzungen für zweifelhaft. Das Museum von La Plata besitzt noch eine ganze Reihe vorhispanischer menschlicher Knochenreste mit Läsionen, die auf Syphilis hinweisen. Doch ist auch hier die Herkunft nicht absolut sicher gestellt. — Prof. Seler, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin, einer der besten Kenner altmexikanischer und peruanischer Kultur, legt eine Anzahl von Schädeln vor, die er vor einigen Wochen aus peruanischen Gräbern erhalten hat. Die Schädel weisen zum großen Teil die charakteristischen Merkmale der Trepanation auf. Ein Schädel namentlich weist die unverkennbaren Spuren

syphilitischer Infektion auf und Prof. v. Hansemann in Berlin, dem der Schädel vorgelegen hat, hält die betreffenden Verletzungen für zweifellos syphilitisch. Leider läßt sich nun aber nicht mit völliger Sicherheit sagen, ob dieser Peruanerschädel vorhispanisch ist oder nicht, obwohl eine erhebliche Wahrscheinlichkeit für ein höheres Alter spricht.

Geheimer Hofrat Prof. Dr. Bäßler (Berlin) legte die Ergebnisse seiner jüngsten Untersuchungen vor, über altperuanische Metallkunst und durchleuchtete peruanische Mumien. Auf Grund zahlreicher Analysen suchte Bäßler die Frage zu klären, ob die alten Peruaner das Material, welches sie zur Verfertigung ihrer sehr kunstvollen Geräte gebrauchten, durch Schmelzen von natürlich vorkommenden Metallgemengen oder durch künstlich hergestellte Metallmischungen gewannen. Es zeigte sich, daß es sich in der Mehrzahl der Fälle, soweit nicht Edelmetalle in Betracht kommen, um fast reine Kupfergeräte handelte (90½ bis 97 Proz.), mit geringen Zinnbeimengungen. Daneben gehören indessen Kupfersilikate nicht zu den Seltenheiten (5 bis 10 Proz. Kieselzusatz) und gelegentlich auch Zusätze von 1½ bis 4 Proz. Arsen. Bäßler meint nun, daß es sich hier wohl meist nicht um künstliche Mischungen, sondern um unbeabsichtigte Verunreinigungen handelt. Dagegen verstanden die alten Peruaner Silber und Gold durch Legierungen mit Kupfer u. s. w. härter und widerstandsfähiger zu machen. Sie wußten auch, daß reinere Metalle klangreichere und reinere Töne ergeben. Vertraut waren sie ferner mit der Versilberung von Kupfer und der Platterung. — Die Bestattung bestand im Inkareich in einer Art Verpackung des Verstorbenen und Beisetzung desselben in einem großen, oft reich geschmückten Ballen. Die Trockenheit der Erde und der Salzgehalt des Bodens verwandelten dann die Leiche in die Mumie, als die wir sie jetzt vorfinden, falls wir ihr Grab öffnen. Nachdem Reiß und Stübel den ganzen ersten Band ihres Werkes über „Das Totenfeld von Ancon" dieser eigentümlichen Sitte gewidmet haben, glaubte der Verfasser dreizehn solcher Mumienballen, die sich unter den Gegenständen seiner dem königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin überwiesenen peruanischen Sammlung befinden, uneröffnet, wie sie noch sind, lassen zu können, da sie in dieser Weise einzelne Phasen der Verpackung sehr anschaulich vor Augen führen. Um jedoch sicher zu sein, daß sie außer den Mumien nichts in ihrem Innern bergen, was ihr Oeffnen etwa wünschenswert machen könnte, wurden die Ballen mit X-Strahlen durchleuchtet. Hierbei ergab sich eine Reihe recht interessanter Momente; namentlich wurde festgestellt, daß einzelne Mumien aus den Teilen mehrerer Individuen bestanden, daß also eine spätere Ausgrabung und Wiederbestattung stattgefunden hatte, die wohl auf den Versuch einer Beraubung der Mumien zurückzuführen ist. Auffallend sind bei einigen der Mumien die sehr gut gepflegten langen Nägel. In einem Falle sind die Daumennägel 8 und 8½ Zentimeter lang. Hin und wieder sind den Mumien künstliche Augäpfel eingesetzt, welche nach den Angaben der Eingeborenen aus den Augen von Tintenfischen bestehen sollen. Das könnte in der Tat zutreffen. Prof. Boas (New-York) machte noch die Mitteilung, daß die spanischen Statthalter im 17. Jahrhundert die Ausgrabung und Wiederbestattung der Mumien verboten.

Der Präsident der kgl. geographischen Gesellschaft in London, Admiral Sir Clements Markham, äußerte sich über die Megalithenzeit in Peru. Er wies darauf hin, daß schon vor der Inka-Kultur eine sehr hochstehende Steinzeitkultur in Peru bestanden habe. Die Skulpturen und mächtigen Bauwerke jener Zeit zeigen, daß das betreffende Volk von großen Gedanken beseelt war, denen es in symbolistischen Formen Ausdruck verlieh.

Am Sonntag findet ein Tagesausflug nach der romantischen Burg Lichtenstein und nach Reutlingen statt. Am Montag und Dienstag werden die Verhandlungen zu Ende geführt.

•

Mommsen und die neueste Literaturgeschichte.

—e— Im jüngsten Goethe-Jahrbuch teilt Richard M. Meyer in einem Nachruf auf Mommsen ein paar Stellen aus einem Brief mit, in dem sich der Meister über Meyers Deutsche Literaturgeschichte im neunzehnten Jahrhundert aussprach. „Die mächtige Strenge, welche von einem derartigen Gesamtwerk verlangt wird, ist nicht geübt, und es ist dem Literarhistoriker nicht erlaubt, wie bei dem Herabkommen der Rekruten den Maßstab um einige Zoll tiefer zu nehmen." „Daß wir sehr heruntergekommen sind in diesem ablaufenden Jahrhundert, ist gewiß genug. . . . Kellers Kleinkunst, Storms Verschwommenheit, Freytags Philistertum sollten und müßten in ihrer das wirklich Geleistete nicht aufhebenden, aber recht sehr einengenden Begrenzung aufgezeigt, der beinahe absolute Mangel der hohen Lyrik, des großen Dramas nicht übersprungen werden. Der „Standard" geht herunter und man erinnert sich an die bitteren Worte Goethes von dem, was uns die größte Gesellschaft beut. Die wirklichen Ausnahmen: Mörikes Lyrik, Ludwigs, des leider zerdrückten Genies, Makkabäer kommen dadurch um ihr gutes Recht." Die zwölf Zeilen dieses lapidaren Textes, so bestreitbar sie in Einzelheiten sein mögen, sind belangreicher und gehaltvoller, als ein paar Dutzend neuester Literaturgeschichten, die in allen erdenklichen und nicht erdenklichen Formaten die Lesewelt heimsuchen: den illustrierten Bänden in Lexikon-Oktav folgen neuerdings die atomisierenden Sedez-Hefte. Und kunterbunt wie die äußere Gestalt geben sich die Maßstäbe für ihre willkürlich wechselnden Umwertungen aller Werte. Angesichts dieses beständig wechselnden Wirrwarrs wirkt Mommsens Wort, das große Kunst zur Voraussetzung einer Kritik großen Stils macht, befreiend oder — je nach der Parteiansicht — ernüchternd. Daß nach dem goldenen Zeitalter Weimars ein silbernes heraufgekommen ist, geben die meisten zu; wie man aber unsere Tage benennen soll, in denen wilde Janitscharen-Musik mit obligaten Blechinstrumenten jede Woche ein neues Genie und jeden Monat eine neue Schule als alles bisher Dagewesene verdunkelnd durch ohrenzerreißendes Getöse willkommen heißt, hat Mommsen leider zu sagen unterlassen. Jedenfalls sei sein scharfer Mahnruf den federflinken Schwarmgeistern der heutigen Literatur und ihren allzu dienstfertigen Lobrednern in das Stammbuch geschrieben.

■

Aerzte in Rußland und England.

Während wir in Deutschland unter einem Ueberfluß von Aerzten leiden, klagt das russische Ministerium des Innern über einen Mangel an Aerzten. Nach einem statistischen Referate der St. Petersburger medizinischen Wochenschrift gibt es derzeit in Rußland 21,827 Aerzte, und zwar 21,090 Männer und 737 Frauen; auf das europäische Rußland entfallen davon 19,168 Aerzte. Das größte Kontingent weisen die Städte auf. An der Spitze steht St. Petersburg mit 2272 Aerzten; es folgen Moskau mit 1528, Warschau mit 1043, Kijew mit 689, Odessa mit 615 Aerzten u. s. w. Das ganze unermeßliche Sibirien weist nur 788 Aerzte auf. Auf den Kaukasus entfallen 1224 Aerzte, auf die mittelasiatischen Besitzungen 459. Im südlichen europäischen Rußland gibt es Gegenden, wo man 100 Werst im Umkreis kaum einen Arzt findet, und dieser eine ist dann fast beständig auf der Rundreise. Das Einkommen ist schlecht. Junge Aerztinnen, die ihren Beruf aus Menschenliebe erfüllen, leiden Hunger und ertragen die schrecklichsten Strapazen. Die Kindersterblichkeit ist im Süden sehr groß. Gegen innere Krankheiten wird fast nie ein Arzt geholt; Kurpfuscherei und Aberglauben müssen ihn ersetzen. Oeffentliche Aemter bekleideten im Jahre 1903 731 Aerzte als Professoren, Privatdozenten und Assistenten, 3683 dienten im Heer und in der Marine, 2790 in der Landschaft, 1495 als Krankenhausärzte, 565 als Stadtärzte, 677 waren an Fabriken, 541 an Eisenbahnen angestellt. — Die Zahl der Medizinstudierenden in England ist in stetem Rückgange begriffen. Während im vereinigten Königreiche im Jahre 1891 2405 Studenten der Medizin verzeichnet waren, ist diese Zahl bis zum vorigen Jahre auf 1538 herabgesunken. — In Rußland macht sich infolge der Berufung vieler Aerzte auf den Kriegsschauplatz schon seit mehreren Monaten ein empfindlicher Aerztemangel geltend.

Kleinere Mitteilungen.

* Ein neues Mikrophon ist von Tariel erfunden und in der letzten Sitzung der Französischen Physikalischen Gesellschaft beschrieben worden. Die Neuheit an diesem Apparat besteht, wie wir den Hamburger Nachrichten entnehmen, in einem besonderen Verfahren zur Herrichtung der Kohlenstäbchen oder der ähnlichen schwerleitenden Körper, die den wichtigsten Teil an jedem Mikrophon bilden. Man nimmt eine Kohlenplatte von nur $^1/_2$ bis $^1/_4$ Millimeter Dicke und mit einer völlig ebenen und polierten Oberfläche und bricht sie mit der Hand in kleine Stücke. Diese werden dann durch ein Sieb geschüttelt, dessen Maschen nur Teilchen von weniger als 1 Millimeter Durchmesser hindurchlassen. Dies Kohlenpulver wird dann in das Mikrophon folgendermaßen eingeführt: Eine bewegliche Elektrode, die aus einer Kohlenplatte von der gleichen Dicke wie jene Teilchen besteht, ist mit einem der Enden der Telephonlinie verbunden, während die andere Elektrode gebildet wird von einem Kohlenblock, in dessen Nachbarschaft die Kohlenteilchen untergebracht werden. Diese zweite Elektrode ruht gleichfalls auf einer dünnen Kohlenplatte, zu der der andere Draht des Stromkreises führt. Die beiden Elektroden werden mit einem Abstand von genau $^1/_{10}$ Millimeter fest in einen Kasten eingeschlossen. Für diese Art von Mikrophon wird eine Reihe von Vorzügen in Anspruch genommen. Der Apparat ist, entsprechend der großen Zahl von Berührungspunkten, zwischen der Fläche und den kleinen Kohlenstückchen außerordentlich empfindlich. Die schwingende Oberfläche ist weniger groß im Vergleich zu anderen Arten des Mikrophons. Ferner sind keine isolierenden Körper von nöten, die die Schwingungen zwischen den beiden Elektroden verlangsamen, wie bei den anderen Mikrophonen Filz, Wolle oder ähnliches. Sodann ist eine Funkenbildung ausgeschlossen, und endlich gibt die Konstruktion Gelegenheit zum Bau von Mikrophonen geringen Gewichts, kleineren Ausmaßen und mindestens gleich hoher Empfindlichkeit, wie andere Sorten dieses Apparats. Es ist möglich, einen vollständigen mikrotelephonischen Apparat bereits in einem Gewicht von nur 27 Gramm herzustellen, der leicht mittelst einer Feder am Ohr festgehalten werden kann.

* Aufdeckung weiterer Fresken in Goldbach. In der Silvesterkapelle zu Goldbach bei Ueberlingen, deren Wandgemälde durch Franz Xaver Kraus publiziert wurden, ist in der verflossenen Woche wieder eine größere Anzahl von Darstellungen aus dem Leben Jesu aufgedeckt worden, Arbeiten Reichenauer Mönche aus der Karolingerzeit. Der Freiburger Vertreter der christlichen Archäologie Professor Dr. Künstle beschäftigt sich mit ihrer Untersuchung.

hc. Von den bayerischen Archiven. Der Reichsarchivsekretär am Reichsarchiv in München Dr. Ivo Striedinger wurde daselbst zum Reichsarchivassessor ernannt. Die dadurch erledigte Stelle eines Reichsarchivsekretärs wurde dem Kreisarchivsekretär Hans Oberseider in Speyer übertragen. An Stelle des letzteren tritt Hans Pregler, bisher Reichsarchivpraktikant in München.

* Der Kartograph und Redakteur in Justus Perthes' Geographischer Anstalt, Dr. Hermann Haack, ist zum korrespondierenden Mitglied des Istituto Archeologico e Geografico Pernambucano ernannt worden.

∴

Hochschulnachrichten.

§ Jena. Die nunmehr beendeten Ferienkurse waren von 323 Zuhörern, darunter 135 Damen, besucht. Von den Teilnehmern gehörten 200 dem Deutschen Reich und 123 dem Ausland an. Aus Großbritannien waren 29, aus Rußland und Ungarn je 15, aus Oesterreich 14, aus Dänemark und Schweden-Norwegen je 11, aus den Vereinigten Staaten 7, aus Griechenland und Holland je 5, aus Belgien, Bulgarien, Polen und Finland je 2 und aus Italien, Frankreich und der Schweiz je 1 Teilnehmer erschienen. 30 Dozenten waren tätig.

hc. Berlin. Der erste Assistent an der Kinderpoliklinik der kgl. Charité und Privatdozent für Kinderheilkunde an der Berliner Universität Dr. med. et chir. Wilhelm Stoeltzner ist zum außerordentlichen Professor und Leiter der Poliklinik für Kinderkrankheiten an der Universität Halle a. S. ernannt worden, und zwar an Stelle von Professor Dr. Ferdinand Siegert, der an die Kölner Akademie für praktische Medizin übersiedelt.

* Greifswald. Der Privatdozent und Abteilungsvorsteher der chemischen Universitätsanstalt Dr. Th. Posner ist zum Professor befördert worden.

hc. Aachen. Der Direktor der Preußischen Höheren Fachschule für Textilindustrie in Aachen Dr. Sigmund Kapff hat sich an der dortigen Technischen Hochschule als Privatdozent für Chemische Technologie, speziell für Färberei und Textilchemie, niedergelassen.

hc. Aus Oesterreich. Als Privatdozenten wurden zugelassen: der Assistent an der Augenklinik Dr. med. Albert Blaschek für Augenheilkunde an der Grazer Universität und der Assistent der Lehrkanzel für chemische Technologie Dr. Hugo Ditz für chemische Technologie mit besonderer Berücksichtigung der anorganisch-chemischen Großindustrie an der deutschen Technischen Hochschule in Brünn. — In Prag ist der langjährige Kanzleidirektor der dortigen deutschen Universität Dr. jur. Johann E. Scherer, ein Forscher auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte, im 59. Lebensjahre gestorben.

hc. Aus der Schweiz. Der außerordentliche Professor für alttestamentliche Theologie an der Basler Universität Lic. theol. Alfred Bertholet ist von der evangelisch-theologischen Fakultät der Straßburger Universität zum Dr. theol. hon. causa ernannt worden.

hc. Leiden. Am 24. August feiert der ordentliche Professor und Direktor der medizinischen Klinik an der Universität Leiden Dr. S. S. Rosenstein das goldene Doktorjubiläum. Er ist geborener Berliner (1832) und an der Berliner Universität ausgebildet. 1856—1858 war er Assistent am Danziger Krankenhause, ließ sich 1858 in Berlin als praktischer Arzt nieder und habilitierte sich daselbst 1863 als Privatdozent. 1865 folgte er einer Berufung als ordentlicher Professor nach Groningen. Seit 1872 lehrt er in Leiden. Einen Ruf nach Amsterdam (1882) lehnte er ab. 1898 wurde er von der Universität Edinburg zum Dr. of Law ernannt. Sein Hauptwerk ist: „Die Pathologie und Therapie der Nierenkrankheiten."

* Paris. Der Direktor der Pariser École Normale supérieure, Georges Perrot, Mitglied der Académie des Inscriptions et Belles Lettres, wird, wie die Frankfurter Ztg. berichtet, in der nächsten Zeit von der Leitung dieser Anstalt zurücktreten. Zu seinem Nachfolger ist Gustave Lanson, Professor an der Pariser Sorbonne, ausersehen. Lanson ist der Verfasser einer bekannten „Geschichte der französischen Literatur".

M. C. Rom. Der ordentliche Professor der Physik an der Universität Neapel Dr. Emilio Villari ist am 19. d. M. gestorben. Er war in Neapel geboren, verbrachte fast seine ganze Studienzeit in Deutschland und habilitierte sich dann in Bologna, von wo er an die Universität seiner Vaterstadt berufen wurde. Villari war u. a. auswärtiges Mitglied der Fisical Society in London. — Zum Rektor der Universität Rom ist für das Triennium 1904—1907 der bisherige Dekan der medizinischen Fakultät Professor Dr. Alberto Tonelli ernannt worden. Der bisherige Rektor, der Philologe Cugnoni, hat wegen Kränklichkeit (er ist 82 Jahre alt) nach einem Jahre verzichtet.



Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 24. August. **Nummer 193.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten.

In den Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten ist in den letzten Jahren auch nach außen hin ein nicht zu verkennender Wandel eingetreten, der von allen Freunden einer friedvollen Lösung aller politischer Differenzen nur mit großer Genugtuung begrüßt werden kann. Der offizielle Besuch des Prinzen Heinrich und die Feier zu Ehren der fünf deutschen Gelehrten an der Universität von Chicago haben dieser entente cordiale einen bleibenden Ausdruck gegeben. Die Verbindungen zwischen dem Geistesleben beider Länder sind seit lange her so intim, die Gewohnheit junger amerikanischer Gelehrter, auf deutschen Hochschulen das Fundament zu ihrem wissenschaftlichen Leben zu legen, eine so alt eingebürgerte, daß das Fest in Chicago nicht bloß hier, sondern überall im Lande, wo das Verständnis für deutsche Wissenschaft lebt und gedeiht, einen freudigen Widerhall gefunden hat. Daß die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten alle Ursachen hat, für die Erhaltung und Vertiefung der herzlichen Beziehungen einzutreten, die zwischen den Trägern der geistigen Bewegung in beiden Ländern bestehen, unterliegt keinem Zweifel. Insonderheit sei es ihm angelegen, sich intensiver als es bisher geschehen ist mit den geistigen Interessen des Adoptivlandes vertraut zu machen. Denn nur so kann es würdig das Mittleramt verwalten, zu dem es vermöge seiner doppelseitigen Verbindungen berufen ist. Daß diese große Kulturpflicht keine leichte ist, daß das Deutschtum in den Vereinigten Staaten mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, möge in den folgenden Zeilen einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Wer den Anteil abmißt, den die deutsch-amerikanische Bevölkerung an dem Geistesleben der Vereinigten Staaten genommen hat, kann sich dem schmerzlichen Eindruck nicht verschließen, daß dieser in keinem Verhältnis steht zu der hohen Stellung, die das Vaterland gerade auf diesem Gebiete von altersher gehabt hat, in keinem Verhältnis aber auch zu der Bevölkerungsziffer, die das Deutsch-Amerikanertum aufweist. Es liegt mir fern, die Taten jener Helden deutscher Abstammung zu verkleinern, die ihr Blut im Bürgerkrieg für die neue Heimat vergossen, noch auch vergesse ich die Tausenden emsiger Arbeiter auf allen Gebieten unseres weitverzweigten Kulturlebens, die mit deutscher Treue, Sorgfalt und Aufopferung den Grund mit legen halfen für den Großstaat der Gegenwart. Nein, gerade indem ich ihren Anteil so hoch anschlage, wirkt die Erkenntnis um so herber, daß die Jetztzeit einer größeren Vergangenheit sich nicht gewachsen gezeigt hat.

Um sich ein klares Bild zu machen von dem geistigen Leben und Wirken der deutschen Einwohner in den Vereinigten Staaten, ist es nötig, sich kurz vor Augen zu halten, wie die Anzahl und die Qualität des Zuzugs im Laufe der letzten sechzig Jahre großen Variationen unterworfen gewesen ist. Denken wir uns zurückversetzt in die Tage politischer Zerrissenheit, in der das Vaterland so viele hochbegabte, wohldurchgebildete Männer für immer verlor, so können wir uns ohne Mühe ihr Streben und Weben im fremden Lande vorstellen. Gingen auch viele von ihnen hier traurig zugrunde, so gelang es doch einer beträchtlichen Anzahl, sich zu einem nutzbringenden, ideale Bestrebungen hochhaltenden Leben durchzuringen. Durch ihren Einfluß wurden die schon angesessenen Elemente zu einem kräftigen Gemeinwesen vereinigt, und am Leben und Gedeihen der neuen Heimat dasjenige Interesse unter ihren Landsleuten erweckt, das ihnen selbst als Bürger als eine Lebensnotwendigkeit erschien. Je mehr der politische Horizont in der alten Heimat sich zu klären begann, je mehr das geeinte Vaterland die beste Kraft seiner Söhne für sich selbst zu beanspruchen verstand, um so mehr trat die Qualität der Auswanderer in geistiger Hinsicht zurück. Nahm auch ihre Zahl beängstigend für eine Weile zu, so brachten die besseren Lebensbedingungen in Deutschland seit Anfang der 90er Jahre bald darin einen heilsamen Wandel. An der Hand der Einwandererstatistik müßte es interessant sein, diesem Wechsel in der Qualität der Einwanderer nachzugehen. In der Hochflut buntgemischten Einwanderertums der 80er Jahre ging der Einfluß jener gebildeten deutschen Familien, die noch vor dem Bürgerkrieg nach Amerika gekommen waren, mehr und mehr zurück. Gelang es auch der einen und anderen führenden Persönlichkeit, Gleichgesinnte um sich zu sammeln, und den Idealen der Vorjahre treu zu bleiben, so drang der derbe Materialismus der niederen Schichten stärker an die Oberfläche. War es dem g e b i l d e t e n Deutschen durch die politische Entwicklung des Vaterlandes schon schwer, sich daheim politische Reife zu erkämpfen, so rächte sich die polizeiliche Bevormundung des alten Regimes doppelt an den Ungebildeten, die nach Staaten auswanderten. Mag man über die republikanische Staatsform noch so entgegengesetzter Meinung sein, in dem einen ist Uebereinstimmung bei allen mit dem politischen Leben eines Volkes Vertrauten doch wohl vorhanden, daß nicht leicht in einem monarchischen System im Durchschnitt eine gleiche Kräftigkeit der Persönlichkeit, ein gleicher ungebeugter Egoismus zu erziehen möglich ist. Die Grundidee, die so weiten Bevölkerungsschichten in Deutschland von klein auf eingeprägt wird, einmal ein B e a m t e r zu werden, ist im amerikanischen Gesellschaftsleben nicht vorhanden. Es wird mehr von der Initiative des einzelnen verlangt als bei uns, wo so viel der Staatsfürsorge überlassen ist. Indem nun jedem ein größerer Spielraum zum Ausleben für seine Persönlichkeit zufällt, indem die Nötigungen des Staates

sich ihm nicht so oft und lästig ausdrängen, erwächst in den guten Elementen eine höhere Verantwortlichkeit, das Pflichtgefühl antiken Bürgertums wird ihm zu fassen möglich, vermöge dessen wir ihn zum Wohle des Gemeinwesens Opfer bringen sehen, die auch bei ganz negativer Auslegung noch auf einen mächtigen nicht wegzudisputierenden Kern besten Bürgertums schließen lassen. So hell die Lichtseite des Bildes ist, so dunkel ist die Schattenseite. Zweifelhafte Existenzen, die in einer monarchischen wohlgeardneten Staatsform auf der Bahn des Guten noch eben gehalten werden, fallen hier ohne jede Stütze — und eine solche gibt es nicht — rettungslos der dunklen Seite des Lebens anheim. Ausgesprochen schlechte Elemente können nur schwer hier ausgejätet werden, immer wieder treiben sie trotz temporärer Freiheitsbeschränkung an die Oberfläche des öffentlichen Lebens. Ueber kurz oder lang vom politischen Getriebe angezogen und zu einer dunklen Mission verwendet, zur Belohnung mit einem öffentlichen Amt betraut, an dessen Genuß ihn kein noch so empörter Volkswiderstand zu stören vermag, im jährlichen Turnus der Wahlbewegung der Partei immer unentbehrlicher geworden, gelingt es ihm bald, hier als unumstrittener „Boß" einen ganzen Staat mit seiner Frevlerhand geheim zu leiten, bald dort nach einigen nötigen Schubbungen sich auf den Bürgermeisterstuhl eines großen Gemeinwesens zu schwingen.

In dieses vielbewegte, von so konträren Gewalten durchzogene Gemeinwesen tritt nun der ungebildete Einwanderer. Der Sprache nicht mächtig, angewiesen auf die Unterstützung und Beeinflussung seiner Landsleute, lernt er bald das Land mit den Augen derer anschauen, die nur immerfort in den dunklen, giftige Miasmen brütenden Abgrund des öffentlichen Lebens geschaut haben. Bestechlichkeit in allen Dingen des öffentlichen Lebens predigen ihm die Zeitungen und bald lernt er selber Dinge erfahren, die in dem wohlgeordneten Kreis seiner engeren Heimat unmöglich gewesen wären. So wird es ihm von Tag zu Tag schwerer, in der neuen Heimat sich zu Hause zu fühlen. Ist er von gesundem Kern, so zieht er sich in sich selbst zurück und gibt sich nur der Tätigkeit seines Berufes hin. Finden aber die ungesunden Dinge der Umgebung in ihm einen verwandten Anklang, so mehrt er die Zahl jener politischen Existenzen, die das amerikanische Gemeinwesen so berüchtigt machen.

Auf dem Lande sind die Verhältnisse gesunder, weil einfacher, aber für den Einwanderer wird das Aufgehen in das neue Gemeinwesen wohl kaum hier leichter. Hier treten die großen Entfernungen bestimmend gegen eine Assimilation vor. Es bilden sich im besten Falle spezifisch deutsche Gemeinwesen etwa wie Dörfer, und indem in ihnen der geistige Einfluß a priori gering ist, und höchstens in einem auf einem Seminar erzogenen, einheimischen deutschen Prediger zur Kulmination kommen, wird künstlich alle Berührung mit den großen Fragen der Politik der neuen Heimat ferngehalten. Während in der Stadt durch das Vereinswesen (Kriegervereine, Gesangvereine) und durch den stärkeren Einfluß der Presse noch die Anteilnahme am politischen Leben ermöglicht wird, fallen diese Einflüsse auf dem Lande in den deutschen Gemeinden ganz weg.

Es braucht starke, hilfsbereite und weiter Aussicht fähige Elemente, um diese fremdsprachlichen Gemeindewesen vor geistiger Verflachung zu beschützen. Zwischen zwei Extremen bewegt sich fortwährend das Leben der deutschen Einwandererfamilie. Entweder versuchen die Eltern schon, ihr Deutschtum so viel als möglich abzustreifen und sich den neuen Lebensverhältnissen anzupassen, so daß den Kindern ein weiteres Aufgehen im Staate möglich wird, oder sie ziehen sich als spezifisch deutsch von den amerikanischen Einflüssen zurück und verfallen dadurch, weil sie am Geistesleben der Nation nicht mehr ohne besondere Mühe teilnehmen können, und dieser sich nur selten unterziehen, dem Schicksal aller sprachlichen Enklaven. Um klar zu sehen, versetze man sich einmal in das Geistesleben des polnischen Kontingentes unseres Vaterlandes, in Gegenden, wo es von den polnischen Provinzen weitab lebt. Ohne Frage werden hier ganz ähnliche Einflüsse sich bemerkbar machen, und das Geistesleben dieser Enklaven wird ganz unverhältnismäßig zurückstehen gegen den Anteil, den entsprechende Elemente in den weiteren polnischen Provinzen auf geistigem Gebiete haben. Natürlich hinkt der Vergleich insofern, als in Amerika die Einwanderer auf eigene Verantwortung und Wahl sich dem großen Staatenkomplex angeschlossen haben, während politischer Zwang als notwendiges Erbteil den polnischen Teilen der Bevölkerung in Deutschland anhaftet.

Man hat öfters die Stellung des Deutschen in Amerika verglichen mit der des Juden in Deutschland. Insofern, als in diesem Vergleich die emsige Tätigkeit, die Fähigkeit, aus kleinen Mitteln nicht unbedeutende Privatkapitalien durch Selbstverleugnung zusammenzubringen, in den Vordergrund der Betrachtung geschoben wird, beleuchtet er ähnliche Bedingungen; auch darin, daß die Lebensgewohnheiten der Juden in Deutschland und der Deutschen in Amerika kraß sich abheben von dem ihrer Umgebung. Aber die Juden in Deutschland sind doch in erster Linie Deutsche, verbunden mit ihrer Umgebung durch tausend und aber tausend Fäden, die der gleichen Sprache, der gleichen Jugendgewohnheit entspringen, getrennt nur in der Form der Religion, in Amerika aber fehlen dem Einwanderer jene vielen verbindenden Einflüsse und die Gemeinsamkeit der Religion; ob sie gleich de facto bestehen sollte, ist wieder aufgehoben durch das Sektentum der Vereinigten Staaten. Eine protestantische Kirche deutscher Gemeinden in Amerika hat, soweit ich urteilen kann, keine oder nur wenige Berührung mit der protestantischen Kirche amerikanischer Gewandung. Verschiedenheit der Erziehung und Lebensgewohnheiten, Verschiedenheit der Sprache und Verschiedenheit der Religion, das sind die unübersteiglichen Barrieren, die das deutsche Volkstum von der amerikanischen Umgebung abschließen. Gerade indem der ungebildete Deutsche in solchen Massen einwanderte, verstärkten sich für jeden einzelnen die Schwierigkeiten, diese Hindernisse durch emsige persönliche Initiative zu überwinden. Die Mauern wuchsen an, statt sich zu mindern, indem von beiden Seiten her ein Berg kurzsichtiger Voreingenommenheit hinzugetragen wurde.

So haben wir jetzt einen Staat im Staat, jedoch einen Staat, dem politische Subordination in allen Dingen von Grund aus anhaftet. Daß sich das Deutsch-Amerikanertum als politische Partei oder als eine geschlossene Einheit auf die Dauer den eindringenden amerikanischen Einflüssen gegenüber nicht halten kann, unterliegt keinem Zweifel. Das neue Geschlecht, das heranwächst, ist der mächtigste Faktor, mit dem es zu rechnen hat. Mag in sehr großen Gemeinden der Aufklärungsprozeß auch langsam vor sich gehen und allmählich zu Erscheinungen führen, wie wir sie in Pennsylvanien zu beobachten Gelegenheit haben, unaufhaltbar setzt die neue Generation ihren Fuß auf die übernommene ältere Kultur und führt aus eigener Initiative die abgeschlossenen Landstriche wieder dem großen amerikanischen Gemeinwesen zu. Dieser Uebergang ist um so unwiderruflicher, als von seiten der Vereinigten Staaten nichts geschieht, was irgendwie als Druck oder Zwang auf irgend welche der vielsprachlichen Kontingente auszulegen ist. Während das Polentum in Deutschland eine gefährliche Waffe in der Zwangslage hat, in die es durch die Regierung versetzt wird, fehlt hier jede derartige Einigungsbedingung für das Deutschtum. Natürlich fehlt es nicht an jenen vielseitigen Irritationsmitteln im Parteileben, die durch einen chauvinistischen Teil der Presse vermittelt werden. Jede Gelegenheit zu kleinen und größeren Nadelstichen gegen die deutschen Elemente des Volkstums wird mit Sorgfalt benutzt, die um so wirkungsvoller zu sein scheinen, je haltloser der Anlaß dazu ist. Das berüchtigte Berichterstatterwesen, in dem höchst zweifelhafte Elemente Verwendung finden, gewinnt zu Zeiten einen höchst unheilvollen Einfluß auf die allgemeine Volksstimmung. Wohl deshalb, weil das Deutschtum der Zahl nach das stärkste Einwandererelement darstellt, und weil die deutsche Nation so spät erst in die

Reihe der führenden Mächte getreten ist, konzentrieren sich die chauvinistischen Angriffe auf den Deutschen insonderheit. Diese Blätter dringen in die Familie ein und färben frühzeitig das Urteil der amerikanischen Jugend, und unter diesem Einfluß wird der Rassenunterschied in gehässiger Weise schon in die Schule getragen.

Ist in dem Vorhergehenden ein, wie ich hoffe, zutreffendes Bild der Lebensbedingungen gegeben, wie sie der deutsche Einwanderer in Amerika vorfindet, so ergibt sich wohl schon von selber, wie schwer es dem gebildeten Deutsch-Amerikaner wird, sein Deutschtum zu erhalten. Deutsche Parochial-Schulen bestehen in beträchtlicher Zahl in den lebenskräftigeren Distrikten. Aber die Unterhaltung erfordert beträchtliche Opfer von den Gemeindemitgliedern; um sie herum erheben sich die öffentlichen amerikanischen Schulen mit ihren großen Geldmitteln und der Kampf der beiden ist ein ungleicher und über kurz oder lang ein aussichtsloser für die Parochial-Schule. Die Mittel für die Vorbildung des deutschen Lehrers sind so beschränkt, daß er in gar keine Konkurrenz mit einem amerikanischen Kollegen eintreten kann. Ja, es fehlt auch ganz und gar an wirklich modernen Vorbildungsstätten für das deutsche Lehrerpersonal. Trotzdem die Reihe amerikanischer Millionäre manchen guten deutschen Namen aufweist, ist es eine bekannte Tatsache, daß die deutschen Reichen sich nun sehr widerstrebend zu Beihilfen bestimmen lassen, die ihrem Volkstum zugute kommen. Die Erwerbung des Dollars hat ihnen zu viele Mühe einst bereitet, als daß sie ohne großen Zwang sich von ihm jetzt trennen sollten. Will der deutsch-amerikanische Lehrer seine Vorbildung auf einer nach modernen Ideen eingerichteten Hochschule erwerben, so sind es im Lande allein die spezifisch amerikanischen Universitäten, die ihm eine solche geben können. Hier zuerst findet die zweite Generation mit Staunen die Einflüsse deutscher Geisteskraft, von der es durch die Umstände so lange abgeschnitten war, wieder. Und diese Erkenntnis, diese Freude an einem für sie ganz neuen geistigen Leben wird ihm vermittelt durch die Träger der geistigen Bewegung des großen und weiten Gemeinwesens, dessen Bürger er auch ist. In der zweiten Generation haben sich die schweren Kämpfe verloren, unter denen die Einwanderer gelitten, in einer freieren Luft, im vollen Verständnis für die fördernden Kräfte der Kulturentwicklung gewinnt der deutsche Stamm, der scheinbar eine Generation geistig brach gelegen, sich selber wieder, besinnt sich von neuem auf die Großtaten seiner Altvordern im fernen Vaterland, bringt die angeborene Liebe zur Musik, die Innigkeit des Familienlebens, die schaffende Kraft in Kunst und Wissenschaft und nicht zum wenigsten das unbeugsame Gefühl für Recht und Unrecht dem großen Gemeinwesen zu, dessen Bestand nicht zum geringsten abhängen wird von der harmonischen Assimilierung der weiten Bevölkerungsschichten deutscher Abstammung.

Chicago, Ill. **Kurt Laves.**

Die Ortsgeschichte.

St. Es ist eine sehr erfreuliche Wahrnehmung, daß in neuerer Zeit der Sinn für die alten Kunstschätze und alles, was von kunstgeschichtlichem und historischem Interesse ist, in stetem Wachstum begriffen ist. Alte Denkmale werden vor dem Ruin bewahrt, die Altertümer gesammelt, und wo man nur Spuren davon zu finden hofft, wird nachgeforscht. Selbst der Erdboden wird durchwühlt, um darin verborgene Gegenstände, Waffen, Schmucksachen, Gefäße u. a., auszugraben.

Bei allen Altertumsfreunden hat daher die unlängst erfolgte Bekanntmachung des bayer. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten bezüglich der Inventarisation der Kunstdenkmale lebhafte Zustimmung erhalten. Die Intention dieser Verordnung will jedoch nicht bloß den Schutz der Denkmale und Altertümer, sondern auch die Landes- und Ortsgeschichte und die Liebe zur Heimat fördern.

In Verbindung damit sollte aber noch ein anderer Gegenstand mehr, als es der Fall ist, gehegt und gepflegt werden, nämlich die Beschreibung der Ortsgeschichten. Diese ist bisher etwas stiefmütterlich behandelt worden. Man kann nicht leugnen, daß in der Erforschung der Spezialgeschichte viel geschieht. Wir besitzen viel Bücher und Zeitschriften, welche von dem großen Fleiße der Geschichtsforscher zeugen und worin die Früchte ihrer Arbeit niedergelegt sind. Wie reichhaltig ist z. B. die Bavaria, in der wir die mannigfaltigsten Nachrichten aus der Vergangenheit finden. Zahlreiche Städte haben ihre Geschichte, und bei einem außerordentlichen Anlaß ist auch die Chronik manch eines kleinen Ortes veröffentlicht worden. Bisweilen kam es auch vor, daß ein Historiker, der Interesse an der Ortsgeschichte hatte, die Chronik einer Gemeinde schrieb. Wir haben eine Anzahl Lokalgeschichten, aber im ganzen und großen haben die Historiker, was völlig erklärlich ist, ihr Augenmerk mehr auf andere Gegenstände gerichtet. Der Historische Verein hat jedoch auch schon sehr viele für einzelne Orte denkwürdige Nachrichten veröffentlicht. Durch die Forschungen des Bayerischen Vereins für Volkskunde sind schon viele alte Sagen, Gebräuche, Sitten u. s. w. vor dem Schicksal der schließlichen Vergessenheit bewahrt worden. Denn unsere Zeit, die täglich neue Eindrücke auf die Gemüter macht und sie in Anspruch nimmt, in der keine Woche vergeht, in der man nicht etwas Neues hört oder liest, trägt immer mehr dazu bei, daß die alten Traditionen, die bisher von Mund zu Mund, von einer Generation auf die andere sich fortgepflanzt hatten, aus dem Gedächtnisse immer mehr verschwinden.

Noch vor fünfzig Jahren war es häufig auf dem Lande Sitte, daß die Alten an den langen Winterabenden bei der spärlichen Beleuchtung ihren Kindern und Enkeln erzählten, was sie vom Vater und Großvater gehört hatten. Durch die öfteren Wiederholungen prägten es die Zuhörer sich so genau ein, daß sie es mit denselben Worten nacherzählen konnten. Diese Mitteilungen beschränkten sich meist auf die alten Sagen der Heimat, auf die alten Sitten und Gebräuche, auf die Erlebnisse in den Kriegszeiten und andere denkwürdige Ereignisse. Solchen Erzählungen hörten die jungen Leute gern zu, wie die Kinder einem Märchen, das sie immer wieder mit aufmerksamem Ohr vernehmen, und sie gewannen dadurch die Stätte lieb, an der sie wohnten. Damals gab es aber auch in den meisten Familien eines Dorfes selten ein anderes Buch, als das eine und andere Erbauungsbuch und den Kalender. Wie viele Familien gibt es heute noch, in denen es so gehalten wird?

Unsere Jugend lernt heutzutage schon in der Elementarschule einiges aus der Geschichte kennen. Es ist nur lobenswert, daß sie auch etwas von ihrem Vaterland, von ihrem Regenten kennen lernt. Aber würde es für die Kinder nicht viel anziehender sein, wenn sie Näheres, Ausführlicheres über ihr Dorf, ihre Heimat zu hören bekämen? Hier gäbe es eine alte Sage zu erzählen, wenn man nur nachfragen wollte, dort wären Mitteilungen über ein Schloß, eine Ruine oder sonst eine Denkwürdigkeit zu machen. Irgend eine Geschichte hat fast jedes Dorf. Damit sollte der erste Geschichtsunterricht beginnen.

Aber mit der Ortsgeschichte ist es leider in vielen Gemeinden schlimm bestellt. Wohl hat schon § 100 des Gemeinde-Edikts diesen Gegenstand vorgesehen, aber wie spärlich sind meist die Aufzeichnungen und wie selten werden sie zweckentsprechend fortgeführt? Eine Ortsgeschichte braucht wahrlich nicht in streng historischem Sinne angelegt zu werden, sie ist eben eine Chronik und wird am einfachsten in der Form von Annalen fortgeführt. Sie hat weder mit der Schöpfung noch mit Christi Geburt zu beginnen, aber einiges über die alten Vorfahren und das beiläufige Alter des Dorfes, was sich oft aus dem Ortsnamen eruieren läßt, sollte sie doch aufnehmen. Man sollte daraus entnehmen können, ob die Ahnen Bojoarier oder Franken oder Schwaben waren. Auch die Herrschaft hat im Laufe der Zeit wiederholt gewechselt, zumal in der alten Zeit, wo unser Vaterland in so viele Gebiete zerspalten war. Manche dieser Herren waren wahrlich keine

Väter ihres Landes. Aber gerade auf dem Lande hört man oft die gute alte Zeit loben. Wenn die Leute hören, wie grausam diese Herren nicht selten verfuhren, welch herbe Frondienste ihre Untertanen zu leisten hatten, welche große Abgaben sie entrichten mußten, dann werden sie zufrieden und dankbar sein, daß sie unter dem gesegneten Regimente der Wittelsbacher stehen.

Noch heute kann man von alten Leuten manche Denkwürdigkeit erfahren, wenn man nur nachforschen will. Manche wissen nicht bloß aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem Revolutionsjahre 1848, aus der teuren Zeit 1816/17 etwas zu erzählen, sondern noch viel weiter zurück. Von dem Erzähler der Volksmärchen, Jakob Grimm, könnten wir viel lernen. Wenn er ein altes Väterchen oder Mütterchen fragte, ob es ihm nicht etwas zu erzählen wisse, bekam er fast immer eine verneinende Antwort, durch seine eingehenden Fragen' aber verstand er es, den verschlossenen Mund zu öffnen und beredt zu machen. Ich fürchte, wenn ein Grimm erst in etlichen Jahrzehnten nachforschen würde, er würde nicht mehr die Hälfte seiner Märchen erfahren. Mit den alten Ortssagen, Sitten und Gebräuchen wird es ebenso gehen.

Wenn ich aber die Anfertigung von Ortsgeschichten für sehr wünschenswert halte, so verstehe ich das Wort Geschichte im weitesten Sinn. Es sollten in dieselben auch alle Sagen, Sitten und Gebräuche, alle irgendwie denkwürdigen Ereignisse aufgenommen werden. Ein vollständiges Schema für die Herstellung einer Ortsgeschichte läßt sich nicht geben, würde auch nicht hierher gehören; aber wer sich nur damit befassen will, wird bald finden, wie viel er sammeln kann. Hier und dort findet er eine Nachricht, eine Mitteilung, die von Interesse ist. Urkunden, Aufzeichnungen, Mitteilungen braucht er, denn Geschichte kann man nicht machen, sondern nur schreiben.

Es ist nun nicht gemeint, daß jede Ortsgeschichte auch gedruckt werden sollte. Sie hat in der Regel nur lokales Interesse. Aber ein Lokalblatt findet keine dankbareren Leser, als wenn es statt der oft recht zweifelhaften Romane die Ortsgeschichten seines Bezirks zum Abdruck bringt. Wir haben bereits verschiedene Gemeinden, deren Ortsgeschichte im Auszuge auf diese Weise veröffentlicht wurde, und das Publikum hat sie nicht bloß gerne gelesen, sondern sie auch meist aufbewahrt, um sie von Zeit zu Zeit wieder hervorzuholen. Dadurch wird die Liebe zur Heimat und zum Vaterland bestens gefördert.

Wie soll aber die Herstellung von Ortsgeschichten allgemein durchgeführt werden? Das liegt in der Hand derselben hohen Stelle, welche für die Erhaltung der Denkmale so eifrig Sorge trägt. Das Kultusministerium könnte die kirchlichen Behörden, das Ministerium des Innern die weltlichen Behörden anweisen, daß Ortsgeschichten, wo sie fehlen, angelegt, wo sie vorhanden sind, möglichst ergänzt und weiter geführt werden. Die Herstellung von Ortsgeschichten muß mit der Erhaltung der Denkmäler und Altertümer Hand in Hand gehen. Ohne die Geschichte, welche das Volk die Denkmale meist erst recht schätzen lehrt, stehen diese isoliert und werden nie in gebührender Weise geschätzt werden.

Ein englischer Beitrag zur Galilei-Literatur.

Von Dr. W. Henkel.

Die Literatur über den größten Naturforscher Italiens und bedeutendsten Pionier der Wissenschaft seiner Zeit neben Baco von Verulam ist zu allen Zeiten sehr reich gewesen, aber fast ausschließlich bei den romanischen, d. h. katholischen Völkern. Doch befinden sich unter den Vertretern der letzteren auch solche, die diesen großen Geist auch vom Standpunkte der voraussetzungslosen Wissenschaft behandelt haben. Auf dem objektiven Boden der Akten seines Prozesses stehen die Arbeiten von Riccardi, Modena 1873, und von Gherardi, Florenz 1870; ferner Rossi, Del metodo Galileiano, Bologna 1877, und schließlich in bequemer übersichtlicher Darstellung Scartazzini, Mailand 1883. —

Von deutschen Beiträgen sind zu nennen Wohlwill, Der Inquisitionsprozeß des Galilei, Berlin 1870, und Gebler, Galilei und die römische Kurie, Stuttgart 1876; von französischen vor allen Philarète Chasles, Galileo Galilei, sa vie, son procès et ses contemporains, Paris 1862, sowie Martin, Galilei, les droits de la science et la méthode des sciences physiques, Paris 1868. — Die Engländer haben bisher nur zwei nennenswerte Untersuchungen aufzuweisen, die eine von Brewster in seinem Werke „Martyrs of Science", und eine zweite in der neunten Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica". Um so willkommener ist das vor kurzem bei Murray in London und Edinburg verlegte und auf gründliche Quellenstudien basierte Lebensbild des großen Mathematikers von J. J. Fahie.[1]) Aber obwohl wissenschaftlich, ist diese Biographie gemeinfaßlich im besten Sinne des Wortes. Der Verfasser verdankt das Beste seinem persönlichen Verkehr mit Professor Antonio Favaro von der Universität Padua, der in Italien als Herausgeber sämtlicher Werke Galileis als die höchste Autorität auf dem Gebiete der Galilei-Literatur angesehen wird. Dank seiner lichtvollen Darstellung darf das Werk des Engländers als ein wertvoller Beitrag begrüßt werden. — Es ist nicht allgemein bekannt, daß der Vater des Begründers der modernen Naturwissenschaft ein für jene Zeit hervorragender Mathematiker gewesen ist und jedenfalls, wenn auch, wie berichtet wird, unabsichtlich, dem Sohne Galileo die erste Anregung zu voraussetzungsloser Forschung gegeben hat. Seine Schriften über die Theorie der Musik waren epochemachend. Auf der Universität Pisa war der junge Galileo zuerst Mediziner, ehe er zur Physik und Mathematik überging; sein italienischer Biograph Viviani weiß zu berichten, daß der Feuereifer und die Skepsis des Jünglings, der weder vor Aristoteles noch vor Thomas Aquino mit seinen kritischen Zweifeln zurückschreckte, ihn bei Professoren wie bei Studenten zum enfant terrible machten. Bekannt ist die Ueberlieferung, daß die Schwingungen der Hängelampe, die Galilei im Dome zu Pisa beobachtete, bei ihm den Anstoß zu den bahnbrechenden Forschungen über das Gesetz der Pendelschwingungen gegeben haben; weniger aber, daß seine Dissertation über die Entdeckung der hydrostatischen Wage tatsächlich erst nach seinem Tode, 1655, im Druck erschien. Ist doch auch seine klassische Schrift über die Gesetze des Falles aus der Zeit seiner Professur an der Universität Pisa zwei Jahrhunderte lang nur in Manuskripten verbreitet gewesen und erst 1854 gedruckt worden. Sein Ruf ward zu einem europäischen, als er an der Universität Padua Zuhörer aus aller Herren Ländern an sich zog. Einen neuen Wendepunkt von ungemessener Tragweite in seiner astronomischen Tätigkeit, sowie in der gesamten Astronomie und Kosmologie überhaupt, bedeutet dann seine Anwendung des in Holland zuerst konstruierten Fernrohres, und seine Berufung von Padua nach Florenz durch den Großherzog Cosimo II. bildet den Höhepunkt seines Lebenswerks als Astronom. Noch hatte die Kirche keinen Protest gegen den Bekämpfer des ptolemäischen Weltsystems erhoben, selbst als er den Satz aufstellte, daß die Planeten keine selbstleuchtenden Himmelskörper sind. Erst nach seinem Besuche in Rom 1611 begann die römische Inquisition gegen ihn mobil zu machen; aber erst 1616 ward der erste förmliche Inquisitionsprozeß gegen Galilei eröffnet. Derselbe verlief unerwarteterweise günstig für ihn, weil Galilei sich ziemlich nachgiebig verhielt. Erst 1632, nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes, das als glänzende Verteidigung des kopernikanischen Systems in Dialogform von überwältigender Wirkung war, wurde der zweite Inquisitionsprozeß inszeniert, dessen Verlauf und Ausgang aktenmäßig belegt und bekannt sind. Er endete damit, daß Galilei 1633 die kopernikanische Lehre öffent-

[1]) Galileo, His Life and Work. By *J. J. Fahie*, Illustrated, London, Murray.

sich abschwören mußte. Der angebliche Protest E pur si muove ist erst nach dem Tode des großen Dulders als geflügeltes Wort entstanden. Es ist gut, daran zu erinnern, daß erst 1835 die Kirche diejenigen Schriften Galileis, in denen er die kopernikanische Lehre verteidigt, aus der Proskriptionsliste des Index librorum prohibitorum zu streichen sich gemüßigt gesehen hat. Auch die Schlußbetrachtung des Verfassers des englischen Werkes möge hier noch Platz finden: „Mit welcher Borniertheit die Anhänger überlebter Weltanschauungen die großen Pfadfinder der echten Wissenschaft zu bekämpfen pflegen, haben wir in bezug auf Darwin erlebt, der wegen seiner Lehre ohne weiteres des Atheismus geziehen wurde.

Als Galilei den Altmeister Aristoteles in die Schranken forderte, geriet er in die furchtbaren Klauen der heiligen Inquisition; und so wurde derselbe Mann, der mehr als irgend ein anderer Zeitgenosse durch sein wissenschaftliches Streben Italien in den Augen der Welt gehoben hatte, als gemeiner Verbrecher behandelt, weil er an der fluchwürdigen Ketzerei des kopernikanischen Systems festhielt, und gemartert, bis er widerrief. Ja, er widerrief, was ihm nicht zum Vorwurfe gereichen kann, wenn man sich in seine Lage versetzt, und er versprach, den falschen und schandbaren Glauben fahren zu lassen, daß sich die Erde bewege und nicht der Mittelpunkt des Weltalls wäre! E pur si muove! Schließlich erringt die Wahrheit doch die Palme und reicht sie ihren Vorkämpfern wie Galileo Galilei, dessen Namen noch leuchten wird, wenn die seiner glaubenswütigen Inquisitoren längst verschollen sein werden."

Bücher und Zeitschriften.

Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick ins 20. Jahrhundert. Von Hans Faber. Zürich 1904. Schultheß u. Co. 8°. VIII und 220 Seiten.

Hans Faber ist ein Geistlicher der reformierten Züricher Landeskirche. In diesem Buche stellt er eine Untersuchung der Gründe an, die an der Abwendung der Massen von der Kirche schuld seien, und kommt zu dem bei einem Theologen überraschenden Ergebnis, „daß die Zeit der Kirche vorüber, die Zeit des Christentums aber erst gekommen sei". Zunächst geht er von dem Grundsatze aus, daß es niemals im Sinne Christi gelegen habe, weder die „Kirche" abzuschaffen, noch eine neue an ihre Stelle zu setzen. Kirchenbildend aber wirkte die Herübernahme des Alten Testaments als eines für das heilige Evangelium maßgebenden Buches aus dem Judentum, wo in der Stiftshütte, dem Tempel, in den kultischen Vorschriften die Vorbilder für eine Kirche vorhanden waren, und dann der Apostel Paulus, der die Schriftgelehrsamkeit in den Jüngerkreis einführte. Er schuf eine antijüdische Theologie; „aber wieder eine Theologie" (vergl. auch das Buch des Laien Albert Ritter: „Christus der Erlöser." Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien 1903). Der Hauptgrund aber, warum sich das Christentum zur Kirche ausbildete, „liegt darin, daß eben jede Religion in Gefahr ist, veräußerlicht, verkirchlicht zu werden". War nun die katholische Kirche gleichsam eine Weiterbildung des Tempelkultus und der Priesterhierarchie der Juden, so könnte man die protestantische Kirche mit der Schriftgelehrsamkeit der Synagoge in Parallele setzen. „Dem Wesen nach sind die christlichen Kirchen also die wiedererstandene jüdische Kirche, nach ihren zwei Seiten, der lehrhaften und der kultischen, weiter entwickelt. In ihnen ist eine Institution wiedererstanden, mit der Jesus Christus sich in unerbittlichem Kampfe befand, von deren Bann er das jüdische Volk befreien wollte, und von der er geächtet, ausgestoßen und als Abtrünniger der Kreuzigung überliefert wurde." — Aber wenn die Kirche auch nicht als von Jesus gewünschte Organisation angesehen werden kann, so wäre ja nicht ausgeschlossen, daß sie für die Ausbreitung des Christentums notwendig gewesen wäre! Das bestreitet Faber entschieden. Die Kirche und das geistliche Amt betrachtet er als einen Kompromiß, „eine Art, sich mit den Forderungen des Evangeliums abzufinden. Es ist ein Abladen ernster und großer Pflichten auf einen Mann, — den man dafür bezahlt." Es geht aber „nicht an, daß der eine das „Geistliche" besorgt, der andere das Weltliche." — War mit der Kirchenbildung der erste verhängnisvolle Schritt getan, so erfolgte, meint Faber, der zweite mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion durch Konstantinus. In Wahrheit bedeutete sie „eine Niederlage für das Christentum. Sieger war der heidnische Staat. Im Christentum waren Keime, die, wenn sie zur Entfaltung gekommen wären, den heidnischen Staat in seinen Grundfesten bedroht hätten." Deshalb verbündete sich die Staatsregierung „mit der christlichen Kirche und erklärte das Christentum als Staatsreligion. Damit machte sie es unschädlich; damit brach sie der christlichen Wahrheit die Spitze ab". So kam die Kirche in die Gewalt des Staates, in der sie bis zum heutigen Tage geblieben ist. Freilich — heute haben und preisen wir die Glaubensfreiheit. „Aber ist sie nicht nach dem Evangelium selbstverständlich?" Aber noch heute steht die Kirche im Dienste des Staates. Noch ist die christliche Gedankenwelt der Menschheit nicht aufgegangen, sonst wären die sozialen Verhältnisse besser, die blutigen Kriege um Macht und Gewalt unmöglich. Noch heute hat „der Staat amtlich keine Kenntnis vom Christentum; er weiß nur von der Kirche, und diese ist in seiner Gewalt." — Daß heute so oft die Kirchen leer stehen, ist kein Mißerfolg des Christentums, es ist ein Mißerfolg der Kirche. Sie steht den großen geistigen Bewegungen der neuen Zeit ratlos gegenüber, „auf die großen Fragen des modernen Geschlechts weiß sie keine Antwort". Weder Trägheit noch Gottlosigkeit hält die Massen ihr fern, gerade die Sehnsucht nach Wahrheiten, Lebensidealen, großen Gedanken tut es. „Jeder, der die synoptischen Evangelien lesen kann, sieht, daß die Kirche nicht das verkündigt, was einst Jesus." „Eine Dogmatik verkündigt die Kirche, eine Lehre über Gott, über die Welt, vor allem über Christus, eine Lehre, in der eine Menge mißverstandener, aus dem Zusammenhang gerissener und ohne Wahl aus allen biblischen Büchern genommener „Stellen" verarbeitet sind." Daneben her geht die Schriftgelehrsamkeit, die Bibelauslegung. Das Christentum ist eine Buchreligion geworden. Den wunderbarsten dogmatischen Konstruktionen hat es nie an „Beweisstellen" aus der Bibel gefehlt, wie sehr sie auch untereinander sich widersprechen mochten. Kläglich ist der Erfolg des Religionsunterrichts der Jugend; denn es ist nichts als mühsam eingedrillte Schriftgelehrsamkeit, die eher abstößt als anzieht. Die Predigt schwächt und entwertet durch hundertfache Wiederholungen die tiefen Wahrheiten des Evangeliums. Die „biblischen Wahrheiten" sind dem Zuhörer so geläufig, daß er nichts mehr dabei denkt. Der Sinn für das Wesentliche im Christentum geht ihm verloren. Die Mannigfaltigkeit und Breite der „Auslegung" verwirrt ihn. „O dieses Reden über religiöse Dinge! Die Redseligkeit ist eine der Schwächen der protestantischen Kirche!" „Heilige, große Empfindungen vertragen es nicht, daß sie in Worten breitgetreten werden." Damit Hand in Hand geht „die Unfähigkeit der Kirche für praktische Aufgaben". „Die Kirche zog ein theologisierendes Geschlecht heran, während die großen Weisungen Jesus für das Leben unter diesem Ernst theologischer Begriffe ganz begraben lagen". Freilich, es war so bequemer. Aber die Frömmigkeit soll nicht gelernt, sie soll gelebt sein. Deshalb, weil das Leben des Christen die Hauptsache ist, sieht Faber die kirchlichen Pflichten, kultische Gebräuche, Sonn- und Festtage, überhaupt alles, was die Kirche als Zeichen christlicher Gesinnung verlangt, nicht als integrierende Bestandteile des Christentums an. Weder ist ein einziges Wort Jesu als vollgültiger Beweis dafür anzuführen, noch entsprechen diese Dinge dem Geiste seiner Lehre. Bekanntlich sind in der protestantischen Kirche die Kindertaufe und das Abendmahl die beiden einzigen Sakramente. Faber anerkennt auch diese nicht und sieht darin nichts für den Christen Verbindliches. Freilich taufte Christus, er übernahm die Taufe von Johannes; aber als Vorbedingung der Seligkeit hat er diese symbolische Handlung nicht angesehen. Und die Konfirmation, „ein bemerkenswerter Versuch, über die bloßen Formen hinaus zur Wahrheit zu kommen", ist selber zur Formalität geworden: Der Altersausweis und das Taufzeugnis sind das für die wesentlichen Erfordernisse, nicht aber die religiös-sittliche Qualität. „Die ganze Gemeinde, die der Feier bei-

wohnt, der amtierende Pfarrer selber, die Konfirmanden, sie wissen, daß dieses feierliche Ja (des Gelübdes), diese Bezeugung des persönlichen Entschlusses, bei einem Teil der Konfirmanden eine Lüge, bei einem anderen Teil eine konventionelle Form und bei den wenigsten wahr ist." Ebenso scharf urteilt Faber über die Mitwirkung der Kirche bei der Trauung, die er ebenfalls nirgends begründet und für eine Anmaßung der Kirche ansieht. Dabei kommt es der Kirche nicht auf die sittliche Berechtigung der Brautleute zur Ehe an. „Auf Bestellung wirkt sie mit." „Und dabei welche Rücksichten auf Namen und Stand, welche Verbeugungen vor dem Gelde und vor dem Titel!" Ebenso bei der Beerdigung. Hier trifft der Verfasser mit den Klagen eines seiner zürcherischen Amtsbrüder zusammen, der um Weihnachten vergangenen Jahres ein tapferes Buch über den „Mammonismus" der Kirche und der christlichen Gesellschaft hat erscheinen lassen. (Hermann Kutter: „Sie müssen! Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft." Zürich, Albert Müller 1904.) — Kurz — mancher Vorwurf, den Faber der Kirche macht, dürfte manchem, der sonst anderer Ansicht ist, wahr und gerecht erscheinen, das ganze Buch aber regt zum Nachdenken an. Es ist selbstverständlich, daß der Autor selbst keine scharf umrissene Zeichnung von dem „kirchenlosen Reich Gottes" machen kann und will. In der sozialen Bewegung, in der Friedensidee und außerkirchlichen Erscheinungen, wie Tolstoi, Pastor Blumhardt u. a., sieht er verheißungsvolle Anzeichen, daß es sich vorbereite. Und — wer kann es leugnen? Manches, was heute sich im Volke regt, bietet weite, ins Unermeßliche gehende Perspektiven und regt über die Fragen, die Faber in männlichem, sachlich gehaltenem Vortrage vor uns aufrollt, mancherlei ernste Gedanken an. Daß freilich dieses „Reich Gottes" so ohne Kampf kommen würde, wie er meint, scheint mir eine stark optimistische Ansicht zu sein, und gerade seine Anschauung von der Lehre Christi mag diese meine Bedenken jedem aufmerksamen Leser des Buches sehr begreiflich erscheinen lassen. Daß es aber ein mannhaftes Unternehmen war, solche Gedanken, die nicht ohne schwere Kämpfe errungen werden können, zu publizieren, möchte ich noch einmal betonen. Der sittliche Ernst, mit dem der Verfasser an seine Aufgabe herantrat, muß auch seinen Gegnern Achtung einflößen. Ich empfehle diese Schrift jedem selbständig denkenden Gebildeten angelegentlichst zur Lektüre. — Die Ausstattung, die die Verlagsanstalt dem Buche angedeihen ließ, ist tadellos.

Zürich. Hans Müller-Irminger.

Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

(Vierter Bericht.)

C. **Stuttgart**, 22. Aug. Aus dem weiteren Verlauf der wissenschaftlichen Verhandlungen, deren Vorsitz heute in den Händen von Dr. Wm. H. Holmes, Leiter des amerikanischen ethnologischen Bureaus in Washington, liegt und denen wiederum Prinzessin Therese von Bayern beiwohnt, greifen wir die bemerkenswertesten Vorträge von allgemeinem Interesse heraus.

Professor Dr. Fritz Regel (Würzburg) sprach über die Reste der Urbevölkerung (Indios bravos) im Westen von Antioquia. Im Gebiete der nördlichen Zentralkordillere von Kolumbia, im Berglande von Antioquia, gibt es keine Indios bravos, erst im Bereiche der Westkordillere (westlich vom Caucatale) sind noch einige Reste der Urbevölkerung erhalten, die sodann ganz im Westen von Kolumbien, im Bereiche der Cordillera de la Costa oder del Chocó mehr und mehr die Ueberhand bekommen, da hier die übermächtige Kraft der Vegetation eine umfassendere Kultur noch kaum hat aufkommen lassen. Im Westen der Cauca trifft man teils in der Gegend von Andes noch Indios, teils im Nordwesten in der Umgegend von Frontino am Rio Sucio und seinen Nebenflüssen, dem Rio Musinga, Rio Verde. Sowohl bei Andes und Jardin, ferner in der Gegend von Urrao als namentlich im Nordwesten beobachtet man unschwer, daß breite Schichten der Bevölkerung eine Annäherung an den indianischen Typus aufweisen, so daß hier eine starke Mischung mit den Urbewohnern stattgefunden haben wird. Die wenigen Indianer bei Andes leben in einer einzigen Reservation und treiben etwas Maisbau. Die Indianer im Nordwesten von Antioquia am Rio Sucio-Gebiet sind ziemlich scheue, in kleinen Gruppen zusammenlebende Leute von friedfertigem Charakter, die von der Jagd auf Affen, sowie einige kleinere Sänger, Vögel und Reptilien leben, sich zwei bis drei Meter langer Blasrohre und ganz dünner 25 Zentimeter langer Pfeile aus Bambusholz geschickt bedienen. Die Pfeile sind mit dem Safte eines Krötenfrosches (Hylobates chocoensis) vergiftet; beim Fischfang gebrauchen die Leute kleine Bogen. Der Hauptraum ihrer Hütten liegt über dem Boden und bildet eine Art Pfahlbau. Von den Besuchen auf den größeren Märkten in Andes und Frontino abgesehen, sind die Indianer im Gelände selbst ziemlich scheu und weichen dem Fremden aus, zumal wenn Frauen dabei sind; sie verstehen alle etwas Spanisch und werden bei freundlicher Behandlung meist rasch zutraulich. Ihre Dialekte haben sie noch bewahrt, doch sind dieselben erst mangelhaft gesammelt. Mit zunehmender Kultur weichen sie mehr und mehr nach Westen gegen den eigentlichen Choco zurück. Eine genauere ethnographische Untersuchung dieser Reste der Urbevölkerung, die namentlich vom Atrato aus in Angriff zu nehmen wäre, steht noch aus und zu einer solchen wünscht der Vortragende durch seine Mitteilungen anzuregen.

Dr. K. T. Preuß (Berlin), Direktorialassistent am kgl. Museum für Völkerkunde, machte Mitteilungen über die Sonnenfeste der Altmexikaner und der Moki.

Ueber die Kunst der Schingu-Indianer, jenes interessante, von der Kultur noch unberührte Volk des urwaldbedeckten zentralen Südamerika, welches erst durch die deutschen Schingu-Expeditionen einigermaßen bekannt geworden ist, machte Dr. Herrmann Meyer (Leipzig) Mitteilungen auf Grund seiner eigenen Expeditionen.

Prof. Seler (Berlin), Direktor am Museum für Völkerkunde, sprach auf Grund neuer Untersuchungen über das berühmte Grünsteinidol des Stuttgarter Museums. Die „monstrose Figur von grünem Jaspis oder Speckstein, so einen heidnischen Abgott vorstellen mag", hat seit einiger Zeit in dem neugegründeten Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart Aufstellung gefunden. Es ist eine aus hartem nephritartigen Stein gearbeitete Skelettgestalt, die mit Trachtstücken und Abzeichen des Windgottes Quetzalcouatl ausgestattet ist, aber in jeder Hand das „Tonecuilli", das Abbild des Blitzes, hält, ferner auf den Händen die Namen des Regen- und Gewittergottes Tlaloc und des Windgottes Quetzalcouatl eingegraben hat und auf dem Rücken eine große Sonnenscheibe, mit dem Sonnengotte in der Mitte, trägt. Auf der Stirn der Figur ist das Bild des Sternhimmels eingeschliffen. Auf der Rückseite des Scheitelwulstes und auf den abgerundeten Enden der Haarbandriemen sieht man einen Schädel mit dem Fünfeck weißer Flecke, der die Hieroglyphe des Planeten Venus bezeichnet. In den oberen Dritteln endlich der freien Enden der Haarbandriemen sieht man vier Daten, die zusammen einen Zeitraum von 292 Tagen ausmachen. Das ist genau die Hälfte der von den Mexikanern zu 584 Tagen angenommenen synodischen Umlaufszeit der Venus. Das erste dieser vier Daten ist zugleich der Name der „Itzpapalotl", des Obsidianschmetterlings, der Repräsentantin der Dämmerungsgespenster, der zu Göttern gewordenen Toten weiblichen Geschlechts, der im Westen hausenden Seelen der im Kindbett gestorbenen Frauen. — Diese Hieroglyphen und diese Daten beweisen, daß das Grünsteinidol des Stuttgarter Museums die Gottheit des Planeten Venus in seiner Form als Abendstern darstellen soll. Die Ausstattung mit Trachtstücken und Abzeichen Quetzalcouatls, der Blitz in den Händen und die Sonnenscheibe auf dem Rücken beweisen außerdem, daß dieses Abbild des Abendsterns als Verkörperung „Xolotls", des Zwillings, gedacht ist. Er ist der vom Himmel stürzende Hund, der die Sonne zu den Toten geleitet, der aber zugleich, indem er in den sich selbst verbrennenden „Nanauatzin" sich wandelt, als Sonne am Osthimmel wieder emporsteigt.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

28. Juli. Sitzung der philosophisch-historischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Vahlen. 1. Hr. Conze las über das Despoina-Heiligtum zu Lykosura. Nach einer Uebersicht über die bisherigen Besprechungen führte er aus: Bau- und Bildwerk sind eine einheitliche Schöpfung, auch der Tempel ganz, wenn auch mit Reparaturen. Detailformen und Technik des Baus, wie der Skulpturen, tragen den Stempel vielfach nachlässiger Arbeit hellenistischer Zeit. Es wird die Zeit des Achäischen Bundes im 2. Jahrhundert v. Chr. sein, und auswärtige Fürsten mögen in Lykosura, wie auf dem verwandten Samothrake, dem Heiligtum seine glänzendste Gestalt gegeben haben. 2. Hr. Schmidt überreichte im Namen der Deutschen Kommission „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Ausgabe der Werke Wielands" von Hrn. Prof. Dr. Seuffert in Graz. Der erste Teil derselben erörtert die Ausgaben letzter Hand: Inhalt, Ordnung, Druck, Annalen der Redaktion; der zweite Teil die Jugendschriften: Chronologie und Vorlage, Bilderschmuck, Bandverteilung. 3. Hr. Pischel legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Geldner in Berlin vor: Bruchstück eines Pehlevi-Glossars aus Turfan, Chinesisch-Turkestan. Unter den von Grünwedel aus Chinesisch-Turkestan mitgebrachten Handschriftenresten hat sich ein einzelnes Blatt mit Pehlevi-Schrift gefunden. Prof. Geldner hat es als Bruchstück eines Pehlevi-Glossars bestimmt, das mit keinem der bisher bekannten Glossare identisch ist. Dieser Fund läßt hoffen, daß in Turfan noch weitere Reste zoroastrischer Literatur zum Vorschein kommen werden. 4. Hr. Roethe legt den ersten Band der von der Deutschen Kommission herausgegebenen „Deutschen Texte des Mittelalters" vor: Friedrich von Schwaben aus der Stuttgarter Handschrift herausgegeben von Max Hermann Jellinek. Berlin 1904. 5. Hr. Schmidt überreichte von Wilhelm v. Humboldts Gesammelten Schriften Band XII, 1 und 2. Berlin 1904.

28. Juli. Sitzung der physikalisch-mathematischen Klasse. Vorsitzender Sekretär: Hr. Waldeyer. 1. Hr. Fischer las: „Ueber die Synthese von Polypeptiden." Nach der Besprechung der neuen Methoden, die zum Aufbau dieser Stoffe geführt haben, wurde ihre große Aehnlichkeit mit den natürlichen Peptonen sowohl in den chemischen Reaktionen wie in dem Verhalten gegen Fermente dargelegt. 2. Hr. Warburg las: „Ueber den spektralanalytischen Nachweis des Argons in der atmosphärischen Luft; nach Versuchen des Hrn. Lilienfeld." Der Nachweis gelang, indem man ein mit Luft von 3 Millimeter Druck gefülltes Saletsches Rohr ohne Elektroden parallel zur Selbstinduktion eines aus Kapazität und Selbstinduktion gebildeten, mit Induktorium betriebenen Schwingungskreises schaltete. Auch andere spektralanalytische Reaktionen in Gemischen werden bei dieser Schaltung sehr empfindlich. 3. Derselbe legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. Leo Grunmach in Berlin vor: „Experimentelle Bestimmung der Oberflächenspannung und des Molekulargewichts von verflüssigtem Stickstoffoxydul." Es wurde nach der Capillarwellenmethode die Oberflächenspannung des verflüssigten Stickstoffoxyduls bei seiner Siedetemperatur zu 26.323 dyn./cm bestimmt. Das Molekulargewicht des flüssigen Stickstoffoxyduls ergibt sich, aus der Oberflächenspannung berechnet, gleich 43.52, nahe übereinstimmend mit dem theoretischen Wert 44.08. 4. Hr. Möbius legte eine Mitteilung des Hrn. Prof. Dr. G. Tornier in Berlin vor: „Entstehung und Bedeutung der Farbkleidmuster der Eidechsen und Schlangen." Die gemusterten Farbkleider der Eidechsen und Schlangen zeigen entweder Furchen- oder Faltenmuster. Eine Anzahl verschiedener Faltenmuster wird beschrieben. Die Körperform hat keinen direkten Einfluß auf das Entstehen der Farbkleidmuster; diese treten vielmehr, wie pathologisch verbildete Farbkleider und vor allem Beobachtungen an lebenden und in Spiritus gestorbenen Tieren lehren, unter dem Einfluß der Körperbewegungen des Tieres auf: Furchenmuster bei wenig beweglichen Tieren, Faltenmuster bei solchen mit ausgiebiger Beweglichkeit; man kann daher aus dem Farbkleid einer Eidechse oder Schlange auf deren Körperbewegungen schließen.

Ein etruskischer Bronzewagen aus Nursia.

C. K. Das „Metropolitan-Museum" in New-York besitzt einen kostbaren Schatz, wie ihn sonst wohl kein anderes Museum der Welt aufzuweisen hat, in einem alten etruskischen Wagen, der in der Nähe von Norcia, dem alten Nursia, auf einer vergessenen Gräberstätte ziemlich zerbrochen und verstümmelt aufgefunden und von dem New-Yorker Museum angekauft worden ist. Am besten waren die Räder erhalten, die durch bronzene Beschläge geschützt wurden; aber die hölzernen Balken am Wagen mußten durch neue ersetzt und die Bronzereliefs sorgfältig von Erde gereinigt werden. Es war wohl, wie im Century Magazine des längeren ausgeführt wird, kein Kriegswagen, der hier dem Lichte wiedergeschenkt wurde, sondern der Fest- und Triumphwagen eines Fürsten oder kleinen Königs, auf dem er, von seinen Kriegern und Priestern umgeben, in weihevoller Prozession an hohen Feiertagen daherzog. Der Wagen ist nicht gerade klein im Verhältnis zu den Rennwagen, die man auf späteren italienischen Mosaiken findet und die so winzig sind, daß sie nur eine Art Trittbrett bilden. Auf allen diesen alten Wagen haben höchstens zwei Personen Platz, der Wagenlenker und der Krieger; erst die Triumphwagen späterer römischer Feldherren wurden gewaltig groß und hoch, um die imponierende Stellung des Triumphators zu betonen. Dem New-Yorker Exemplar sichern seinen überragenden Wert vor anderen alten Römerwagen, wie z. B. dem des Vatikans, seine schönen Reliefs. Auch sie zeigen das hohe Alter dieses erlesenen Stückes in der starken Schrägstellung der Augen bei den Figuren und an der altertümlichen Art, mit der die Bronze in einzelnen Plättchen auf das Holz aufgelegt ist. Diese primitive Methode der Bronzeverarbeitung kennen wir von griechischen Frühwerken her, so von der Jupiterstatue in Sparta, die ganz mit dünn gehämmerten kleinen Platten belegt und dann mit dem Meißel vollendet war. Selbst was wir von der Elfenbeintechnik, in der Phidias die Statue seines berühmten olympischen Zeus ausführte, hören, klingt noch an diese alte Art an. Dargestellt ist vielleicht auf dem großen Relief der Vorderseite, wie Herkules Waffen und Helm der Königin Omphale übergibt. Das starre, grinsende Lächeln, die unbehilflich steilen Gewandformen, die verzerrten Bildungen stehen in diesen Anfängen der Kunst neben einer feinsten und subtilsten Ausarbeitung der einzelnen, besonders des Helmschmuckes, der einen Widderkopf zeigt. Bei dem einen Relief an der Seite ist es fraglich, ob auch hier Herkules dargestellt ist, wie er, auf einem kleinen Kriegswagen stehend, seine Flügelrosse über eine am Boden liegende Frau hintreibt; ebenso könnte auf dem anderen seitlichen Relief Herkules in einem schwergeharnischten Manne erkannt werden, der von einem Adler und Raben, dem Boten des Gottes, beschirmt gegen einen anderen Helden ficht. Oder beziehen sich die Darstellungen auf den Mythus des anderen großen Griechenhelden, auf Achilles? Dann ist in dem ersten Relief wohl Thetis, die ihrem Sohne Helm und Schild, die Werke des Hephäst, überreicht, zu erblicken, in der zweiten Szene triebe Achill seine Flügelrosse über das hingestreckte Weib, das Symbol des besiegten Trojas; und vielleicht sind die beiden Kämpfenden des dritten Reliefs Achill und Hektor. Auch an Phoebus Apollo kann man denken, der mit seinem Sonnenwagen über die sinkende Aurora hinweg am Himmel herauffährt. Die Lenkstange des kleinen Wagens geht von einem Ebermaule aus und endigt in einem Adlerkopf, die Achse ist mit Bären- und Löwenmasken geziert.

Kleinere Mitteilungen.

* Der Inhalt eines ägyptischen Sarkophages. In der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Lyon machte der Professor Lortet merkwürdige Mitteilungen über den Inhalt des Sarkophages des ägyptischen Prinzen Maherpa, der bisher noch nicht untersucht worden war. Außer vielem anderen Mundvorrat enthielt, so berichtet die Vossische Zeitung darüber, dieser Sarkophag eine ganze, trotz 4000 Jahren Aufbe-

wahrung wunderbar erhaltene Gans. Die Runzeln, Höcker und Vertiefungen, welche die Haut dieses Vogels kennzeichnen, sind genau zu unterscheiden. Der Fleischmagen und die Leber hingen im Innern der Körperhöhle an Bindfaden. Die Gans gehört derselben Gattung an, die heute noch in Aegypten am häufigsten vorkommt. Der wichtigste Fund besteht jedoch unzweifelhaft in den großen irdenen Krügen, welche die Flüssigkeit enthalten hatten, mittelst welcher die Mumien, die Mundvorräte, sowie die zahlreichen Leinwandstreifen getränkt wurden, mit denen die Leichname umwickelt wurden. Mit Hilfe des Professors der Chemie der Lyoner Hochschule, Hugonneng, konnte Herr Lortet durch Analyse des festen Rückstandes in den Krügen annähernd die Zusammensetzung dieser erhaltenen, antiseptischen Flüssigkeit feststellen. Unsere vielgerühmten antiseptischen Mittel waren also vor 4000 Jahren bei den Aegyptern nur „olle Kamellen".

ct. **Die Organisation der Sonnenforschung.** Die National-Akademie der Wissenschaften in Washington hat die Anregung zu einem internationalen Zusammenwirken gegeben, um eine gründliche Erforschung aller auf die Sonne bezüglichen Erscheinungen in die Wege zu leiten. Zunächst wurde ein Ausschuß von Gelehrten ernannt, um die Frage zu untersuchen und das Gutachten von Astronomen, Spektroskopikern und Physikern, die als Sachverständige in der Sonnenforschung bekannt sind, aus den verschiedenen Weltteilen einzuholen. Den Vorsitz in diesem Ausschuß hat der Leiter der Yerkes-Sternwarte bei Chicago, Professor Georg Hale, übernommen. Im September wird auf der Weltausstellung in St. Louis eine allgemeine Versammlung von Gelehrten stattfinden, die an dem Plan tätigen Anteil nehmen wollen, und es soll dann auch bereits ein Versuch gemacht werden, die Einzelheiten der Ausführung des Unternehmens festzustellen. Von England aus wird der Professor der Astronomie in Oxford und Präsident der Royal Astronomical Society, Professor Turner, dieser Versammlung beiwohnen; über die Beteiligung aus anderen Ländern ist vorläufig noch nichts Bestimmtes bekannt gegeben worden.

* **Todesfall.** In Gargellen (Vorarlberg) ist am 21. d. M. ganz unerwartet Prof. Albert Landerer, Direktor des neuen städtischen Krankenhauses in Schöneberg bei Berlin, im Alter von 50 Jahren gestorben. Landerer war ein Sohn des bekannten früheren Tübinger Theologieprofessors. Schüler von Viktor v. Bruns in Tübingen und Thiersch in Leipzig, war er von 1878 bis 1879 Assistent Prof. Wilhelm Braunes am anatomischen Institut in Leipzig, von 1879 bis 1883 Assistent von Thiersch. Dann hatte er in Leipzig eine eigene chirurgische Klinik und war auch, zuerst als Privatdozent, dann als außerordentlicher Professor an der dortigen Universität tätig. 1894 folgte er einem Rufe nach Stuttgart, wo er Vorstand der chirurgischen Abteilung am Karl-Olga-Krankenhause wurde. Von dort siedelte er 1902 nach Schöneberg über, wo ein bedeutender Wirkungskreis ihm beschieden war. Landerers rege wissenschaftliche Tätigkeit verschaffte ihm einen sehr angesehenen Namen in der wissenschaftlichen Welt. Seine Studien beziehen sich ebenso auf Beobachtungen in der chirurgischen Klinik wie auf Forschungen im experimentell-physiologischen, experimentell-pathologischen und mikroskopischen Laboratorium. Von den Arbeiten der zweiten Art haben die wichtigsten die Transfusion von Blut, die Gewebsspannung, die Lehre von der Entzündung, die Transfusion und Infusion zum Vorwurfe. 1881 machte er die Entdeckung, daß Blutverlust — statt der gefährlichen Bluttransfusion — auch durch Einspritzung von dünner Kochsalzlösung in die Adern mit Erfolg bekämpft werden kann. Er wurde so der Urheber der bekannten Kochsalzinfusion, die heute außer bei Verblutungen auch bei Choleravergiftungen, Herzschwäche u. dgl. mit großem Nutzen verwendet wird und zum notwendigen Rüstzeug des praktischen Arztes gehört. Neben vielen wertvollen Einzelarbeiten rein technisch-chirurgischer Art veröffentlichte Landerer in den letzten Jahren hauptsächlich die Resultate seiner Studien über die Ausgestaltung und Verfeinerung der Tuberkulosebehandlung mit Zimmtsäure, die er auch in dem einige Zeit in seinem Besitz befindlichen „Krähenbad" bei Alpirsbach zum System erhoben hatte.

Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Der Privatdozent an der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. K. Bürker wurde zum außerordentlichen Professor ernannt.

hc. **Halle a. S.** Der seit Ostern 1888 als Privatdozent für deutsche Philologie an der hiesigen Universität wirkende Professor Dr. phil. Otto Bremer ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

hc. **Dresden.** Der ordentliche Professor für darstellende Geometrie an der hiesigen Technischen Hochschule Geh. Hofrat Dr. Karl Rohn ist vom 1. April 1905 an zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Leipziger Universität ernannt worden. — An der Technischen Hochschule sind ferner ernannt worden: der bisherige etatsmäßige außerordentliche Professor Wilhelm Kübler zum ordentlichen Professor für Elektromaschinenbau und der bisherige etatsmäßige außerordentliche Professor Max Kuhle zum ordentlichen Professor für Maschinenelemente und Hebe- und Transportmaschinen.

hc. **Königsberg.** Zu ordentlichen Professoren an der hiesigen Universität sind ernannt worden: der bisherige außerordentliche Professor für romanische Philologie an der Berliner Universität Dr. phil. Schultz-Gora und der bisherige Privatdozent daselbst, Observator der Berliner Universitätssternwarte Professor Dr. phil. Hans Battermann. Schultz-Gera tritt an Stelle des verstorbenen Romanisten Professor Dr. E. Koschwitz. Battermann übernimmt die Professur für Astronomie und die Leitung der Königsberger Sternwarte als Nachfolger von Professor Dr. Hermann Struve, der W. Försters Lehrstuhl in Berlin übernimmt.

hc. **Danzig.** Der Oberlehrer an der Viktoriaschule und am Lehrerinnenseminar zu Danzig Dr. phil. Heinrich Löbner ist unter Verleihung des Professortitels zum Dozenten für deutsche Literatur an der Danziger Technischen Hochschule ernannt worden.

* **Cambridge.** 23. Aug. Die hiesige Universität ernannte gestern in Gegenwart Balfours zu Ehrendoktoren: die deutschen Professoren Julius Wilhelm Brühl, Chemiker, in Heidelberg; Adolf Engler, Botaniker, in Berlin; Paul Heinrich v. Groth, Mineraloge, in München; Albrecht Kossel, Physiologe, in Heidelberg; außerdem Professor Schuster, Physiker, in Manchester.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Theodor Lindner: Allgemeingeschichtliche Entwicklung. Rede geh. beim Antritt des Rektorats der Vereinigten Friedrich-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1904. Stuttgart u. Berlin 1904. J. G. Cotta Nachf. 24 S. — Walter van der Elbe: Eva oder „Der Weg". Elberfeld. J. H. Born. 220 S. — Mrs. L. T. Meade: Love Triumphant. London, Leipzig etc. 1904. T. Fisher Unwin. 393 S. — C. K. Montgomery: Major Weir. Ebda. 1904. 398 S. — J. Jobst: Im Herrenstall. Fröhliche Geschichten von Mensch und Tier. M. Ill. von O. v. Arnim. München. Friedrich Rothbarth. 148 S. — Derselbe: Klaus Winkler. Ein Roman. Ebenda. 436 S. — Henny Rosenbaum: Allesamt Sünder. Novellen. Buchschmuck von Walter Henschel vom Hain. Ebenda. 126 S. — Franz Gärtner: „Residenz". Schauspiel in drei Akten. Bielitz 1904. W. Fröhlich. 129 S. — Report of the Librarian of Congress for the fiscal year ending June 30, 1903. Washington 1903. Government Printing Office. 600 S. — Robert Müller: Wenn die Träume erwachen. Eine Geschichte a. d. Jugend. Strassburg (1904). J. H. Ed. Heitz. 180 S. — Karl Frankhauser: Prinzipien der Aesthetik. Ebenda 1904. 127 S.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 25. August. Nummer 194.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Auf dem Bureau eines amerikanischen Rechtsanwalts.*)

> Guter Humor ist immer der Erhalter unserer Ruhe und unseres Friedens.
>
> Jefferson.

Dubuque, Iowa.

Mit Befriedigung blicke ich auf eine neue Episode meiner amerikanischen Lehrzeit. Ein hiesiger Rechtsanwalt gab mir Gelegenheit, auf seinem Bureau tätig zu sein. Der vorübergehende Aufenthalt unter einem fremden Volke kann nur mehr oder weniger flüchtige Einblicke in sein Leben gewähren. Aber wenn etwas dazu angetan ist, diese Einblicke zu vertiefen, so ist es die Arbeit, vor allem in diesem Lande.

Die Anwaltsfirma, auf deren Bureau ich mich befinde, gehört zu den ersten am hiesigen Platze. Utt, der ältere der beiden Junggesellen, huldigt anscheinend der Ansicht, daß Arbeit eine Unterhaltung für die Toren ist. Er besucht das Bureau sehr unregelmäßig. Kommt er, so schlendert er herein und setzt sich an die Arbeit, ohne den Hut abzunehmen. Schlägt er etwas nach, so lehnt er sich zurück in seinem bequemen Stuhl, legt die Beine auf den Tisch und auf diese das schwere Gesetzbuch. Nur einmal sah ich ihn eine rasche Bewegung machen, als eine hübsche junge Witwe auf das Bureau kam und, da in Geschäftslokalitäten nicht angeklopft wird, ihn in seiner gewöhnlichen Positur mit den Worten überraschte: „Ist dazu der Tisch da?“ Diese Witwe hatte ihm das Mandat erteilt, die 10,000 Doll. betragende Lebensversicherungssumme ihres jüngst verstorbenen Mannes von einer Versicherungsgesellschaft beizutreiben, und besuchte ihn häufig. Seit er mit dieser Klage durchgedrungen, ist er nicht mehr auf das Bureau gekommen. Das Honorar, das er mit der Klientin verabredet hatte, betrug gegen 2000 Doll.; wäre er im Prozeß unterlegen, so hätte er nichts erhalten. So wird hier gewöhnlich die Honorarvereinbarung getroffen, hinsichtlich deren völlige gesetzliche Freiheit besteht. „Wenn er das Geld verbraucht hat, wird er wieder kommen und arbeiten,“ sagt sein Partner Henry.

Die Seele des „Geschäftes“ ist Henry, ein humorvoller Junggeselle Mitte der 30er Jahre, dessen Gemüt und Lebensphilosophie das deutsche Blut in seinen Adern verrät. Er ist oft in Deutschland gewesen und bewundert deutsche Bildung, deutsche Rechtswissenschaft und Rechtspflege, während Utt vom deutschen Rechte, wie überhaupt von allem, was aus der alten Welt kommt, mit Geringschätzung als von mittelalterlichen Dingen spricht.

So verschieden wie die Denkart der beiden ist ihre Ausbildung für ihren Beruf gewesen. Die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, welche zum Auftreten vor allen Gerichten des betreffenden Staates berechtigt — die englische Unterscheidung zwischen Barrister und Solicitor gibt es hier nicht —, setzt in allen Staaten der Union das Bestehen einer Prüfung voraus, die gewöhnlich vor einem Gerichte mündlich abgelegt wird. Die Bedingung der Zulassung zu dieser Prüfung ist entweder ein mehrjähriger Besuch einer Law school oder eine mehrjährige praktische Tätigkeit auf einem Anwaltsbureau. Utt hat letztere Ausbildung genossen und sich dann mit seinem älteren Bruder (ebenfalls Rechtsanwalt) vereinigt; er trennte sich jedoch von ihm, als dieser sich mit einer Rechtsanwältin verheiratete und mit dieser zusammen die Praxis ausübte. Henry, der drei Jahre lang die Law school der Staatsuniversität von Iowa besucht hat, assoziierte sich mit Utt, in erster Linie, um den Vorteil der längeren praktischen Erfahrung und der reichen Bibliothek Utts zu genießen. Auf weiteres als dies und die Miete gemeinschaftlicher Räumlichkeiten erstreckt sich das Gesellschaftsverhältnis der Anwälte hier in der Regel nicht. Jeder arbeitet und rechnet mit seinen eigenen Klienten. Nur in den Großstädten gibt es Anwaltsfirmen, die Geschäfts- und Gewinnteilung haben. Da bei den Zulassungsprüfungen keine großen Anforderungen gestellt zu werden pflegen und der Anwaltsberuf, besonders auf politischem Gebiete, viele Aussichten eröffnet, gibt es hier sehr viele Rechtsanwälte, und der Geist der Zusammengehörigkeit unter denselben ist schwach. Dubuque, eine Stadt von etwa 45,000 Einwohnern, hat 55 Rechtsanwälte. Reklame zu machen in Zeitungen oder durch einen Anschlag am Bureaufenster (z. B. „Spezialität: Billige und rasche Ehescheidungen“) ist nichts Seltenes und wird von der öffentlichen Meinung kaum für verwerflich erachtet. Wohl haben sich in den meisten Staaten Anwaltsvereine gebildet; allein deren Einfluß und Tätigkeit ist mehr auf Herbeiführung gesetzgeberischer Reformen und Schutz der Interessen der Mitglieder als auf Maßregelung derselben gerichtet. Auch hier, wie überall in diesem Lande, ist größte persönliche Freiheit.

Doch nun einiges aus der Tätigkeit der letzten Wochen. Es ist nicht das erste Mal, daß ich den Eindruck bekam, daß hier nicht so viel gearbeitet wird als man draußen glaubt. Henry erhält oft Besuche, die nur zur Unterhaltung kommen. Wir machen oft gleiche Besuche, besonders bei hiesigen Beamten, die auch immer Zeit zu haben scheinen und stets zum Wiederkommen einladen. Vor einigen Tagen kam ein alter Anwalt auf das Bureau, auf dem ich gerade allein war. Mit dem hier auch unter

*) Wir lassen hier ein zweites Kapitel aus dem Buche des Amtsrichters Dr. Hintrager: „Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten“ folgen, dessen ersten Abschnitt „Auf der Farm“ wir in voriger Woche (s. Nr. 189 d. Beil.) veröffentlichten.

Anm. d. Red. der Beil.

Damen üblichen heiteren „Hallo!“ tritt er ein, den Hut auf dem Kopfe, sieht sich um und fragt: „Wo sind die Jungen?“ (So lange man ledig ist, ist man hier „Junge“ oder „Mädchen“.) An schönen sonnigen Nachmittagen geht Henry oft ans Telephon und fragt bei einer seiner zahlreichen Freundinnen an, ob sie ihm nicht das Vergnügen bereiten wolle, mit ihm spazieren zu fahren. Erhält er eine Zusage, so bestellt er den Wagen und überläßt das Bureau mir. Und trotzdem tut auch er, wie alle Menschen in diesem nervenreizenden Klima, alles mit Unruhe und Hast. Er rennt vom Bureau zum Lunch, verschlingt das Essen, ohne Hut und Ueberzieher abzunehmen, rennt wieder zum Bureau, um — im Schaukelstuhl die eben eingelaufene Zeitung zu lesen. Wird dann einmal gearbeitet, so geschieht auch dies mit Energie und Hast, und die Arbeit lohnt. Daß das Honorar des Anwalts hier sehr hoch ist, ist auch in Deutschland bekannt. Selbst die Schreibgebühren sind zehnmal so hoch als bei uns. Als ich Henry eine Kostenrechnung eines deutschen Anwalts zeigte und ihm erklärte, wie das Gericht sie bis ins einzelne nachprüft, da sagte er ruhig: „So etwas würden wir niemals ertragen.“ Um Kleinigkeiten kümmert man sich hier nicht. Für einen kleinen Rechtsrat wird nie etwas berechnet.

So viel ich bis jetzt gesehen habe, liegt der Schwerpunkt der Tätigkeit des Anwalts hier nicht auf dem Bureau, sondern in der Vertretung des Mandanten in der mündlichen Verhandlung vor Gericht. Der Prozeß wird sehr wenig durch Schriftsätze vorbereitet. Als ich Henry fragte, warum er in seinen Schriftsätzen nie Beweismittel bezeichne, lachte er: „Das tut hier niemand. Dann würde ich meinen ganzen Fall weggeben! Der Gegner muß überrascht werden.“ Gerichtsverhandlungen habe ich bis jetzt nur wenigen angewohnt, da mich meine Tätigkeit mehr auf dem Bureau in Anspruch nahm. Immerhin aber haben mir die wenigen Verhandlungen, bei denen ich zugegen war, gezeigt, daß hier der Anwalt alle Minen spielen läßt in einer Weise, wie es vor einem deutschen Gerichte niemals geduldet würde.

Dies veranschaulicht ein Prozeß, der in den letzten Wochen hier großes Aufsehen machte.

Die 46jährige Witwe Sunnyside, Inhaberin einer Pension hier, klagte gegen den hiesigen Arzt Dr. Goody, der sich jüngst verheiratete, auf 10,000 Dollars Schadenersatz wegen Verlöbnisbruchs. Die Verhandlung dieser Sache dauerte sechs Tage, trotzdem nur zwölf Zeugen vernommen wurden, und war ein erbitterter Kampf vom Anfang bis zum Ende. Die Bildung der Geschworenenbank, welche nach englisch-amerikanischem Prozeßrecht auch bei Entscheidung von Zivilprozessen mitwirkt, nahm den ersten Tag in Anspruch, da die Parteivertreter jeden einzelnen Geschworenen ein peinliches Verhör unter Eid bestehen ließen, um sich darüber schlüssig zu machen, ob sie denselben ablehnen sollen oder nicht. Die beiden folgenden Tage und ein Teil des vierten Tages waren ausgefüllt durch Vernehmung der Zeugen beider Teile. Sie erfolgt, wie im englischen Recht, als Kreuzverhör durch die Parteivertreter. Dies verlängert an sich schon die Dauer des Verfahrens; allein noch mehr geschieht dies durch die Einsprachen der verhörenden Anwälte gegen die Zulässigkeit einzelner Fragen. Denn jeder sucht die Zeugen des Gegners mit außerordentlicher Gewandtheit und Schlauheit zu verwirren, zu bedrängen und in Fallen zu locken, oft auch durch ermüdend langes Fragen zu entkräften. Wie ein Sekundant beim Zweikampf gefährliche Hiebe abzufangen bestrebt ist, so achtet der Anwalt hier mit Spannung auf jede Frage des Gegners an die Zeugen und ruft sofort: „Ich widerspreche,“ wenn er die Frage für gefährlich hält. Ueber die Zulässigkeit der Frage entscheidet dann endgültig der den Vorsitz führende rechtsgelehrte Richter, nach oder ohne Anhörung der Parteien.

Das Ergebnis der Beweisaufnahme war im wesentlichen folgendes:

Verschiedene Pensionäre der Klägerin bezeugten den wiederholten Besuch des Beklagten bei der Witwe Sunnyside; ihr Dienstmädchen bekundete, daß beide öfters zusammen ausfuhren, einmal im Salon sich küßten, und daß sie auch sonst Vertraulichkeiten zwischen ihnen wahrgenommen habe. Zum Beweis der Intimität des Verhältnisses wurden klägerischerseits verschiedene Aussteuergegenstände vorgelegt und geltend gemacht, diese habe die Witwe sich mit Rücksicht auf die bevorstehende Verheiratung gefertigt. Ein Handtuch wurde übergeben, das der Beklagte zum Gebrauch in seinem Sprechzimmer von der Klägerin entlehnt hatte und das den Namen des Beklagten trug, ohne daß jedoch festgestellt werden konnte, wer den Namen in das Tuch gestickt hatte. Wiederholte Liebeserklärungen und Heiratsversprechen des Beklagten bekundete endlich die Klägerin selbst, und zwar unter Eid.[1]) Bei ihrer Vernehmung wurde die Klägerin von dem Anwalt des Beklagten in ein peinliches mehrstündiges Kreuzverhör, insbesondere über ihr Vorleben, genommen, das nicht zu ihrem Vorteil ausfiel. Sie wurde in Widersprüche verwickelt, z. B. hinsichtlich der Geburtstage ihrer Kinder, ihrer früheren Verheiratung, und mußte auch bekennen, daß sie schon zweimal, im Staate Ohio und New-York, verheiratet gewesen war, und daß anläßlich des Todes ihres letzten Mannes eine gerichtliche Leichenschau wegen Vergiftungserscheinungen stattgefunden hatte. All dies hatte der Anwalt des Beklagten erkundet, was in all diesem großen Lande, bei dem Fluktuieren der Bevölkerung und dem Mangel jeder obrigkeitlichen Registerführung nicht leicht ist.

Der Beklagte erklärt unter Eid sämtliche von der Klägerin behaupteten Vertraulichkeiten und Heiratsversprechen für unwahr, erbrachte verschiedene Alibibeweise und legte Briefe der Klägerin vor, in denen sie in einer Weise mit Klage droht, die nahe an Erpressung grenzt.

Am vierten Tage endlich begannen die Plaidoyers der Parteivertreter, deren jede Partei in diesem Prozesse zwei hatte, wie dies hier oft bei größeren Sachen der Fall ist. Diese Plaidoyers[2]) sind der Höhepunkt des Kampfes der Parteien und die Reklame der Anwälte.

Zuerst sprach der erste Anwalt der Klägerin, verhältnismäßig kurz, nur eine Stunde. Ihm folgte in mehrstündiger gewandter Rede der erste Anwalt des Beklagten, Mr. Hurd. Wie es hier üblich ist, trat er unmittelbar vor die Geschworenenbank, stellte sich bald vor diesen, bald vor jenen Geschworenen und redete mit lebhaften Bewegungen und rhetorischen Effekten. Zunächst machte er sich über Person und Vorleben der Klägerin lustig mit bissigem Spott, verdächtigte sie sogar wegen der Vergiftungserscheinungen an der Leiche ihres zweiten Gatten. Dann kritisierte er die Beweismittel der Klägerin. Plötzlich ergreift er das zu Gerichtshanden gegebene Handtuch und schwingt es vor den Geschworenen unter dem Rufe: „Hier, meine Herren Geschworenen, hier ist die Heiratsaussteuer! Hier ist die Flagge der Union!“ Stürmische Heiterkeit folgte dieser Anspielung auf die nationale Flagge.

„Meine Herren,“ fährt er fort, „ich bin kein Arzt, aber ich bin sicher, ich habe die richtige Diagnose in diesem Fall. Diese Witwe hat eine Krankheit, die aufrecht steht, durch das Land spaziert und Hosen trägt. Sie heißt: „Der Mann in dem Gehirn“. Sie ist verliebt in jeden Mann und glaubt, jeder Mann sei in sie verliebt.“ Dann trägt er ein längeres witziges Gedicht über die verschiedenen Liebhaber der Witwe vor, die im Laufe des Rechtsstreits erwähnt worden waren.

„Alle diese, meine Herren Geschworenen, sind jünger als die Klägerin. Mein Gegner meint, Dr. Goody hätte in der Witwe keine Hoffnungen erwecken sollen. Allein er sollte wissen, daß mein Mandant aus dem Dorfe Sand Springs kommt, noch wenig von den Lichtern und Schatten einer großen Stadt wie Dubuque gesehen und keine Ahnung hat von den Netzen einer Witwe und den Intrigen einer Pension in der Wilhelmsstraße.

Mein Gegner hat Ihnen zitiert: „Das Weib, das du mir gabst, bot mir von der Frucht, und ich aß.“ Aber

[1]) Diese Vernehmung läßt das hiesige Prozeßrecht ohne weiteres zu. Zugeschobene und richterliche Eide kennt dasselbe nicht.

[2]) Im folgenden nach dem Stenogramm des Gerichtsstenographen teilweise wiedergegeben.

mein Gegner hat da einen Fehler gemacht. Hätte er seine biblischen Studien etwas weiter fortgesetzt, so wäre er zu der Geschichte von Joseph und der Frau Potiphars gekommen. Sie erinnern sich, meine Herren Geschworenen, daß Joseph sich nicht verführen ließ und darob in das Gefängnis geworfen wurde. Aber der Herr war mit ihm und tröstete ihn. Meine Herren Geschworenen, unser Klient kämpft in diesem Falle den Heldenkampf Josephs.

„Nun, meine Herren, wird in Bälde mein Kollege Lyon, der andere Anwalt der Klägerin, zu Ihnen sprechen. Er ist der größte Jurist der Dubuquer Anwaltschaft und der größte Redner im Staate Iowa, und er gibt dies selbst zu. Er wird versuchen, Ihnen Sand in die Augen zu streuen, und wir bitten Sie, hüten Sie sich vor dem Sande! Ich muß Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen zeigen wird, wie sehr Sie sich vor Colonel Lyon in acht nehmen müssen. Es lebte einmal eine alte Dame, welche große Bewunderung für die Predigten eines gewissen Geistlichen hatte. Sie sagte, er bringe sie immer zu Tränen. Ihr Sohn, der nicht so viel von dem Geistlichen hielt, sagte, er könne eine Geschichte von einer Katze erzählen, wie diese eine Maus jagte, daß die Mutter auch zu Tränen gerührt werde. Sie forderte ihn auf, zu erzählen, und er erzählte die Geschichte, wie sie sich zugetragen hatte. Als er fertig war und die Mutter noch nicht weinte, wiederholte er die Geschichte immer wieder, jedesmal mit mehr pathetischer Stimme als zuvor, bis die Mutter schließlich weinte. „Es ist nicht das, was er sagt," erklärte die Mutter, „es ist seine himmlische Stimme." So, meine Herren, ist es mit Colonel Lyon. Hüten Sie sich vor ihm und seiner himmlischen Stimme!"

Damit schloß Colonel Hurd, den sie hier „den springenden Jack der Dubuquer Anwaltschaft" nennen. Aber die Plaidoyers sind damit noch nicht zu Ende. Als ich dem vorsitzenden Richter, der trotz der langen und oft sehr wenig sachlichen Ausführung der Anwälte nicht die geringste Ungeduld zeigte, unsere deutsche Praxis in dieser Hinsicht mitteilte, meinte er, hierzulande müsse man die Leute gewähren lassen. — Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt wohl darin, daß die Richter auf eine bestimmte Anzahl Jahre aus dem Anwaltsstande gewählt werden. Der Richter will sich daher nicht unbeliebt machen.

Der nächste Redner war der zweite Anwalt des Beklagten, Jugde Matthews, ein Rednertalent, von dem man hier sagt, daß er die Freisprechung eines jeden Angeklagten durchsetzt und jede Geschworenenbank durch seine Rede zur Uneinigkeit zu bringen vermag; und daß er einst als Staatsanwalt so gefürchtet war, daß die Angeklagten ihm vor der Verhandlung oft schrieben: „Please don't!" Er selbst erzählte mir aus seiner Praxis, er habe einmal einen Auftrag erhalten, gegen täglich 100 Doll. Honorar einen Mörder in Süd-Dakota zu verteidigen. Die Stimmung sei so erregt gegen den Angeklagten gewesen, daß derselbe beinahe gelyncht worden wäre. Als er sein Plaidoyer damit begonnen habe, den Mann gegen das allgemeine Vorurteil in Schutz zu nehmen, seien Stimmen aus dem Publikum ertönt: „Lügner! Sie sind ein verdammter Lügner!" Er habe aber ruhig weitergesprochen und dabei stets einen dicken, gut- und weichherzig aussehenden Geschworenen ins Auge gefaßt, den er schon während der Verhandlung beobachtet und ausgesucht habe. Schließlich habe dieser infolge des fortwährenden Appells an sein Mitgefühl sein Taschentuch gezogen und Tränen abgewischt. Bald seien dann auch andere seinem Beispiel gefolgt, und der Mann wurde freigesprochen.[*])

Matthews, dessen Auftreten seine ursprüngliche Erziehung und Bestimmung für die Bühne wohl verriet, sprach mit Pathos; seine Rede war reich an Bildern und poetischen Vergleichen und schloß mit folgenden Worten: „Mein Gegner Lyon sieht sehr wohl, wie schwach es um seine Sache steht. Darum organisierte er seine Kräfte und machte eine Schlußattacke auf die Geschworenen. Wie die französischen Soldaten der Feder Heinrichs von Navarra folgten, wie unsere Truppen Sheridan folgten hinab den Weg nach Winchester, so scharte der tapfere Colonel Lyon seine Kohorten um sich, gefolgt von der Witwe auf der einen Seite und dem Zeugen Spillane auf der anderen, mit den Zeugen Fowler und Marie Kiese an der Spitze des Hintertreffens; so rannten sie die Treppen des Justizpalastes herauf und stürmten die Geschworenenbank, über deren Haupt das alte Baumwollhandtuch, gezeichnet „Goody", schwingend mit dem Rufe: Auf zum Sieg!"

Endlich am sechsten Tage begann Lyon, der zweite Anwalt der Klägerin, sein Plaidoyer. Er eröffnete es mit heftigen Angriffen auf Colonel Hurd, „der ihn zusammen mit Matthews während der letzten 48 Stunden gekreuzigt habe". Als Hurd ihn immer wieder unterbrach und deshalb Lyon den Präsidenten um Schutz bat, bemerkte der Präsident, er wolle sehen, daß er nicht mehr unterbrochen werde. Hierauf sagte Lyon zum Präsidenten: „Wenn Sie nicht dafür sorgen, so werde ich es unternehmen, selbst dafür zu sorgen." Alles lachte, auch der Präsident. Lyon schloß seine lange, feurige Rede, während deren er sich oft den Schweiß von der Stirn wischte, mit folgenden Worten: „Skandalöse Dinge sind hier vor Gericht gebracht und in den Zeitungen gedruckt worden, alle darauf berechnet, die Aufmerksamkeit der Geschworenen abzulenken von den Hauptpunkten, um die es sich handelt, nämlich, daß dieser Beklagte um die Klägerin geworben hat, und daß er ihr Liebhaber gewesen ist vier Jahre lang. Alle Anstrengungen sind gemacht worden, die arme Witwe in die kalten Winterstürme hinauszuwerfen, einsam und freundlos. (Hier weint die Klägerin.) Niemals in meiner Erfahrung ist mir ein solcher Fall vorgekommen. Ich habe praktiziert, als meine Kollegen Hurd und Matthews noch in der Mutter Schoß spukten und aus ihren Betten krochen in Gewändern, feucht vom Tau der Nacht, und niemals habe ich vor Gericht etwas gesehen, was dieser Niedrigkeit, diesen gemeinen, miserablen und ungerechten Methoden gleichkam, wie sie in diesem Falle gegen die arme Klägerin angewandt worden sind. Ich habe stets die Armen und Hilflosen verteidigt, und kein schöneres Denkmal wünsche ich meinem Namen, als die Erinnerung an die Treue gegen diejenigen, deren Sache ich vertrat, ob arm oder reich. Freilich, da sitzt mein Gegner, „der springende Jack", der Don Quixote, der gegen Windmühlen und Strohmänner kämpft. Er ist die Hornisse der Dubuquer Anwaltschaft, und wie alle Hornissen am größten hinten. Aber auch er kann nicht hinwegkommen über die Tatsache, daß dieser Dr. Goody der Klägerin vier Jahre lang den Hof gemacht hat, nicht mit einer Musikkapelle, sondern nach der Art der alten guten Zeit, in Stille und Verschwiegenheit, so wie wir alle es einst gemacht haben in den Tagen unserer Liebe. Ich erinnere mich, als ich einst in Port Elizabeth liebte, wie ich in der Stille über alte Verse nachsann und auch selbst den Pegasus bestieg, wie ich einmal das Sonett schrieb (frei übersetzt) an Miß Daisy:

Denkst du noch, wie du und ich,
Saßen beisammen auf dem Estrich?

Nun, meine Herren von der Geschworenenbank, mein Gegner Hurd hat Ihnen gesagt, ich sei der größte Redner im Staate Iowa, und daß ich dies selbst zugebe! Wohlan, hier bin ich, meine Herren, hier bin ich! Aber im Liebeswerben hat der Beklagte mich weit übertroffen. Wir haben den Beweis, daß er meine Klientin in einer schönen Mondnacht abholte und mit ihr spazieren fuhr auf verschwiegenen Wegen nach Asbury. Asbury! Es liegt etwas Süßes und Liebliches in diesem Namen! Und die Sterne schienen, als er sanfte Worte der Liebe in ihr Ohr lispelte, und selbst die Kanalgräber auf dem Mars hörten auf mit ihrer Arbeit, um herabzuschauen auf das Kosen. Denn alle Welt liebt einen Liebenden. Und der Beklagte war damals ein Liebender."

Damit endeten die Plaidoyers, der Präsident instruierte die Geschworenen und entließ sie zur Beratung. Nach drei Stunden kehrten sie zurück mit der Erklärung, Einstimmigkeit sei nicht zu erzielen. Der Präsident schickte sie wieder zurück. Als sie abends 8 Uhr mit derselben Er-

[*]) Jedes Verdikt muß hier einstimmig sein.

klärung wieder kamen, entließ er sie. Damit hatte der Beklagte gesiegt. Die Stimmen standen zuerst neun gegen drei, dann elf gegen eine. Dieser eine, der allein zugunsten der Klägerin stimmte, war ein graubärtiger Farmer aus der Gegend. Er erklärte, er werde auf der Seite der Witwe stehen, solange die Sonne im Osten aufgehe.

Trotz der offenbaren Grundlosigkeit der Klage der Witwe fanden sich Stimmen für sie. In diesem Lande ist es nicht leicht, eine Geschworenenbank zur Verurteilung weiblicher Angeklagten zu bringen. Auch das Gesetz schützt die Frau. Es kam einmal die Frau eines irländischen Arbeiters auf das Bureau und klagte Mr. Utt, der ausnahmsweise gerade auf dem Bureau war, daß ihr Mann trinke. Utt schlug den § 2448 Ziff. 11 des Code of Jowa auf, wonach keine alkoholischen Getränke an einen Mann verkauft werden dürfen, dessen Frau dies durch eine Bekanntmachung verboten hat. Solche Bekanntmachungen kann man hier gelegentlich in der Zeitung lesen. Da die Frau eine Bekanntmachung in der Zeitung nicht wollte, riet ihr Utt, die Bekanntmachung auf Karten gedruckt an die in Betracht kommenden Wirte zu schicken. Eine Zuwiderhandlung gegen das Verbot ist nach dem genannten Gesetz mit Geldstrafen und Schluß der Wirtschaft bedroht.

Vor einigen Tagen kam ein Deutscher, Inhaber eines hiesigen Kolonialwarengeschäfts, auf das Bureau, um sich wegen ehelicher Schwierigkeiten Rats zu erholen. Ich nahm die Instruktion auf. Der Deutsche erzählte mir seine Lebensgeschichte, wozu die Eingewanderten hier stets bereit sind. Die Menschen haben etwas erlebt und etwas zu erzählen. Es ist nicht wie bei uns, wo das Leben des einzelnen in geordneten Bahnen verläuft. Hier hat jeder seinen Weg sich erst selbst bahnen müssen, meist unter harten Kämpfen und Entbehrungen. Die Geschichte des Deutschen ist typisch bei aller Unscheinbarkeit. Er ist nach Ablegung der Einjährig-Freiwilligen-Prüfung herübergekommen und nun seit 13 Jahren im Lande.

„Als ich in New-York landete," begann er, „nahm ein Freund meines verstorbenen Vaters sich eben noch rechtzeitig meiner an, denn schon hatte ein sehr verdächtig erscheinender Fremder mir seine Dienste angeboten. Jener reiste mit mir hierher, nahm mich in seinem Hause auf und verschaffte mir auch bald eine Stelle in dem Laden eines Spezereihändlers. Da ich nicht Englisch sprechen konnte, mußte ich die niedrigsten Dienste verrichten, den Laden reinigen, den Stalldienst besorgen, Pakete austragen und so fort. Es war eine harte Zeit. Ein warmes Mittagessen bekam ich nie; denn nur den ersten Clerk (Kommis) nimmt der Chef täglich ins Restaurant mit, den zweiten nur alle zwei Tage. Ich mußte mir im Laden meine Mahlzeiten bereiten. Meine Schlafstelle war unter dem Bett des Prinzipals. In der Lage, wie ich abends hinunterkroch, mußte ich die ganze Nacht bleiben; denn umdrehen konnte ich mich nicht. Auch der Sonntag brachte mir nicht viel Erleichterung; morgens und abends hatte ich Stalldienste zu tun.

Es war eine gute Schule. Oft schämte ich mich der Arbeit und wollte davonlaufen. Aber ich war doch wenigstens aufgehoben, erhielt auch neben freier Wäsche, Kost und Wohnung 3—4 Dollars monatlich. Lehrlinge gibt es hier ja nicht.

Nach zwei Monaten fragte mich der Prinzipal, ob ich mir getraue, mit den Waren zu den Kunden zu fahren. Ich sage ja, der Prinzipal heißt mich einspannen, setzt sich neben mich auf den Wagen, und fort geht es. Da ich mich in den vergangenen zwei Monaten oft heimlich im Fahren geübt hatte, ging es ganz gut. Von nun an durfte ich mit dem Wagen zu den Kunden fahren. Zu diesem Fortschritt kam bald der weitere, daß der Prinzipal alle Tage auch mich zu einem warmen Essen ins Restaurant mitnahm. So vergingen sieben Monate; mein Gehalt hatte sich unterdessen auf 7 Dollars erhöht.

Nun wurde ich veranlaßt, in ein Bankgeschäft einzutreten. Da es mir dort nicht gefiel, blieb ich nach vier Wochen weg, arbeitete dann da und dort einige Zeit lang und bekam schließlich eine Stelle als zweiter Clerk bei dem Kolonialwarenhändler Schulz hier. Als ich bei diesem um die Stelle mich bewarb, war gleichzeitig ein Deutscher, der noch nicht lange im Land war, auch als Bewerber erschienen. Schulz hieß uns einige eben eingelaufene Pakete öffnen. Der andere löste sorgfältig die Schnur und legte die Papiere zusammen, wie man es in Deutschland macht. Ich zerschnitt und zerriß die Verpackung und war natürlich in weit kürzerer Zeit fertig. Sofort gab Schulz mir die Stelle. Bald nach meinem Eintritt gründete Schulz ein Zweiggeschäft in einer anderen Straße, wie dies hier Sitte ist. Dorthin geht Schulz mit mir und einem weiteren Clerk, ohne sich darüber zu äußern, wem er die Prokura im Zweiggeschäft geben will. Ich arbeite mit aller Kraft und tue mein Bestes. Nach fünf Tagen gab mir Schulz die Stelle des Prokuristen mit einem Anfangsgehalt von 18 Dollars monatlich. Vorher hatte er durch Liegenlassen von kleinen Geldbeträgen meine Ehrlichkeit geprüft.

Nach etwa einem Jahre erhielt ich ein kleines Erbteil von Deutschland und kaufte nun mit einem Freunde zusammen das Zweiggeschäft um 8000 Dollars. Obwohl wir nur eine Anzahlung von 3000 Dollars machen konnten, wurde nichts schriftlich gemacht. Schulz verlangte auch keine Sicherheit. Er sagte, wir sollen bezahlen, wenn wir können, und nützte unserem Kredit sehr, indem er uns seinen bisherigen Lieferanten empfahl und den Kreditauskunftsbureaus gegenüber angab, wir hätten 5000 Dollars Anzahlung gemacht.

Nicht lange darauf etablierte ein Irländer weiter oben in unserer Straße, wo alle unsere Kunden herkamen, auch einen Kolonialwarenladen. Das war ein harter Schlag. Schulz, dem ich die Sache mitteilte, riet uns: „Verkauft so billig als möglich und haltet euch, solange ihr könnt. Geht es nicht, so übernehme ich das Geschäft wieder, und ihr sollt nichts verloren haben."

Nun folgte ein erbitterter Kampf um Sein oder Nichtsein, der sechs Monate dauerte. Wir verkauften spottbillig, ohne jeden Gewinn, machten riesige Reklame, setzten den halben Laden auf die Straße, steckten Zettel an alle Waren, logen die Kunden an, — kurz, wir arbeiteten fieberhaft und setzten sehr viel um. Der Laden war immer gefüllt, an Samstagen hatten wir oft 1200 Dollars Umsatz. Aber all das war ohne Gewinn.

Unser Konkurrent, der Irländer, hatte nur noch wenige Kunden. Samstag abends sahen wir ihn oft, wie er über der Straße drüben stand und unseren sehr besuchten Laden betrachtete. Er begann nun ein anderes System. Er dachte, wir verkaufen billig, haben also minderwertige Ware, und verlegte sich daher auf bessere Sachen und feinere Sorten. Wir hörten von den Agenten der Verkäufer, daß er diese und jene feinen Sorten Kaffee, Kakao u. s. w. bestellt hatte. Sofort bestellten wir sie auch und bereiteten das Publikum auf die Ankunft der neuen Waren durch Plakate und Inserate vor. Da wir von nun an durchweg 1 Cent unter dem Ankaufspreis verkauften, strömte uns alles zu. Wir schliefen oft auf ganzen Päcken von Dollarbills und Geld, das wir abends vor Müdigkeit nicht mehr zählen konnten. — Und welche Befriedigung! Am Abend vor Weihnachten schloß der Irländer seinen Laden, um ihn nie wieder zu öffnen. Wir hatten gesiegt, aber mit schweren Opfern.

Nun mußten wir unvermerkt unsere Preise wieder erhöhen. Hierfür hatten wir verschiedene Mittel, hauptsächlich andere Namen und Marken für die gleiche Ware. Unsere bisherige beste Kaffeesorte verkauften wir als neuen Caracas-Kaffee. Wir erfanden auch Namen, — kurz in drei Vierteljahren hatten wir es so weit gebracht, daß wir an Schulz weitere 3000 Dollars bezahlen konnten. Am meisten kam uns zugute, daß wir durch jene Kampfzeit aller Augen auf uns gelenkt hatten. Heute habe ich nun in diesem meinem Hauptgeschäft ein Kapital von 18,000 Dollars und in dem seither gegründeten Zweiggeschäft ein solches von 7000 Dollars. Beide gehen sehr gut. Nur in meiner Ehe, die ich vor zwei Jahren mit einer Amerikanerin eingegangen habe, geht es mir nicht gut."

Der Deutsche fuhr dann fort, seinen Fall, der in seiner Art hier nicht selten vorkommen soll, zu erzählen.



Als er gestern abend hungrig und müde vom Geschäft kam, fand er sein vor der Stadt gelegenes Häuschen verschlossen. Da ihm niemand öffnete, stieg er zu einem Fenster hinein und fand, daß seine Frau mit all ihrem beigebrachten Gut die Wohnung verlassen hatte. Von einem Nachbarn hörte er, die Frau habe unter Beihilfe ihrer beiden Brüder ihre Sachen fortgeschafft. Als Grund könne er sich nur denken, daß er die Frau einmal im Zorn geschlagen habe. Aber das sei schon vor einigen Tagen gewesen. Zu seinem Schwager, bei welchem die Frau jedenfalls sein werde, könne er nicht gehen, da dieser ihm das Haus verboten habe.

Die Lage des verlassenen Ehemanns zeigt, was hier die Frau dem Manne ist. Da er nicht zu den Reichen gehört, die Dienstboten haben, mußte er alle häuslichen Arbeiten allein verrichten, das Haus den Tag über sich selbst überlassen und seine Mahlzeiten im Restaurant teurer bezahlen als im Haushalt. Kein Wunder, daß er erklärte, er sei zu jeder Konzession bereit, wenn seine Frau wieder zu ihm komme. In einem Sühnetermin vor dem Friedensrichter wurde dann auch wieder Frieden zwischen den beiden geschlossen; aber erst nachdem der Mann alle seine Sünden von der Frau sich hatte sagen lassen müssen, um Verzeihung gebeten und versprochen hatte, seine Frau stets gut zu behandeln, willigte die Frau ein, wieder zurückzukehren. Als die Frau dem Richter sagte, ihr Mann habe sie geschlagen, wies dieser den Mann zurecht mit den Worten: „Wir glauben in diesem Lande nicht, daß das die rechte Art ist, eine Frau zu behandeln."

•

Chicago.

Vor einigen Tagen habe ich Dubuque, die reizende Sieben-Hügelstadt am Mississippi, verlassen, aber nicht um Rechtsanwalt in Chicago zu werden, wie Mr. Henry mir beim Abschied riet.

Charakteristisch waren die Abschiedsworte seines Kollegen Utt. Als ich Mr. Henry, der kurz vorher die neuesten Zeitungsberichte über Sozialistengefahr und Umsturzgesetzesvorlagen in Deutschland vorgelesen hatte, meinen Dank ausdrückte und sagte, ich habe viel auf seinem Bureau gelernt, bemerkte Utt: „Wenn Sie nur ein ganz klein wenig Gebrauch davon machen, werden Sie Ihr Vaterland retten."

Wie viel mächtiger pulsiert das Leben hier in Chicago als in dem konservativen Dubuque! Welche Früchte zeitigt der Wettbewerb! Ich lernte einen deutschen Anwalt hier kennen, der mir sagte: „Ich muß meine Prozesse suchen, wenn nicht machen. Wollte ich auf meinem Bureau warten, bis die Klienten zu mir kommen, ich wüßte nicht, wovon ich leben sollte." Er erzählte mir, wie er im Nachlaßgericht die Liste der mit unbekannten Erben Verstorbenen nachsieht, dann die Erben sucht und „aufjagt" und deren Sache führt. „Gewinne ich nicht," sagte er, „so erhalte ich nichts für meine Arbeit. Kürzlich hing der ganze Erfolg einer Sache daran, ob ein näherer Erbe in Australien noch lebt oder nicht. Ich mußte den Mann tot machen, wollte ich nicht alles verlieren. Ich weiß wohl, es ist eine kleine Urkundenfälschung. Aber hier heißt es: „Vogel friß oder stirb!"."

Auf der Marconi-Station eines Ozean-Dampfers.

Von Dr. phil. Ferd. Flury.

New-York, 1. Aug. Die Telegraphie ohne Draht ist uralt. Wenn man unter Telegraphie im weiteren Sinne die Nachrichtenbeförderung durch Uebertragung sinnlich wahrnehmbarer Wirkungen versteht, so reicht unsere Kunde von solchen Verbindungen zurück bis ins graue Altertum. Der Fall Ilions wurde den Griechen in Argos von der kleinasiatischen Küste aus durch verabredete Feuersignale, die primitivste optische Telegraphie, übermittelt. Ich erinnere ferner an die Rufsignale der alten Römer, die nach Cäsars Angaben zur Verständigung einzelner Heeresteile auf weite Strecken dienten.

Mit dem Ausbau unserer elektrischen Kenntnisse im verflossenen Jahrhundert begann eine neue Aera der Telegraphie. Als vor 70 Jahren die beiden Göttinger Gelehrten Gauß und Weber sich durch ihren elektromagnetischen Telegraphen in einer Entfernung von drei Kilometern zu verständigen vermochten, und wenige Jahre später Steinheil die Grundzüge seiner Erfindung veröffentlichte, da hielt man das große Problem der elektrischen Telegraphie für gelöst. Doch sollte ein halbes Jahrhundert später die Auffindung der elektrischen Wellen neue Ueberraschungen auf diesem Gebiete bringen. Denn auf dieser Entdeckung beruht die moderne drahtlose Telegraphie, mit deren Geschichte die Namen Herz, Slaby, Arc, Braun, Preece und Marconi eng verknüpft sind.

Wenn ein Stein ins Wasser fällt, so entsteht rings um ihn eine allseitig fortschreitende Wellenbewegung. Aehnlich ist es bei den Rufsignalen, hier sind es die Schallwellen, die sich nach allen Richtungen fortpflanzen; desgleichen bilden bei den optischen Telegraphen die Wellen des Lichtes die Ueberträger der Signale. Wie das Ei des Columbus erscheint uns hiernach die so folgenreiche Entdeckung, daß auch die Elektrizität sich in wellenförmigen Schwingungen im Raum verbreitet. Diese Tatsache hat man nun bei der drahtlosen Telegraphie zu Nutzen gemacht.

Ein Besuch auf der Marconi-Station des Schnellpostdampfers Deutschland möge die praktische Ausübung der Funkentelegraphie auf hoher See vor Augen führen. Auf dem obersten Deck, an der höchsten Stelle des Schiffes, erhebt sich ein kleiner Aufbau, etwa 3 Meter hoch und 5 Meter lang. In diesem Häuschen waltet der Beamte seines Amtes, als ein Alleinherrscher in seinem Reich. Nicht ohne Mißtrauen empfängt uns der Telegraphist, Mr. Georges Ludwig, ein sprachenkundiger Belgier. Die Compagnie de télégraphie sans fil in Brüssel hat sich durch Pachtvertrag mit den großen Linien das Recht erworben, auf den Schiffen ihre Stationen einzurichten und auf eigene Kosten zu betreiben. Das Interieur des Holzbaus macht bei seinem Doppelcharakter — es ist zu gleicher Zeit Wohnung und Dienstraum — einen behaglichen Eindruck. Das Häuschen bietet seinem Bewohner den ganzen Komfort, dessen ein Junggeselle an Bord eines transatlantischen Dampfers bedarf. Durch die kleinen Fensterchen genießt er die prächtigste Rundsicht auf das weite Meer. Außer dem nötigen Mobiliar finden wir einen kleinen Schreibtisch, ein Telephon und Vorrichtungen für Dampfheizung und elektrische Beleuchtung. Eine ganze Wand der windumbrausten Arbeitsstätte nimmt der große Tisch mit den mysteriösen Apparaten ein. Zunächst beobachten wir an der Decke eine eiserne Röhre, durch welche zwei dicke isolierte Kupferdrähte von den Apparaten bis hinauf zur metallenen Spitze des gewaltigen, 61 Meter hohen Großmastes führen, von wo aus sich die elektrischen Wellen verbreiten. An der Tischecke befindet sich ein großer Ruhmkorffscher Induktionsapparat zur Erzeugung der Funken, daneben als Kondensator eine Batterie aus sechs Leydener Flaschen. Von hier aus führen die Drahtleitungen in einen geheimnisvollen Holzkasten an der Wand, der etwa einen halben Meter im Geviert mißt. Sein Inhalt wird als Dienstgeheimnis neugierigen Augen vorenthalten. Dem Sinn der ganzen Anlage entsprechend scheint er die Rolle eines Transformators zur Stromverstärkung zu erfüllen. Daran angeschlossen ist ein Morse-Schreibapparat, wie er bei den gewöhnlichen Telegraphen im Gebrauch ist. Darüber an der Wand ist ein kleines Schaltbrett befestigt. Am unteren Ende des Tisches steht ein dunkler Blechkasten, etwa 60 Zentimeter lang und 30 Zentimeter hoch und breit; derselbe birgt den empfindlichsten Mechanismus der Station, den Empfangsapparat mit Zubehör, den sogenannten Kohärer. Dicht daneben ist in einem zweiten Kasten der gleiche Inhalt als Reserve.

Während wir nun die Einrichtung mustern, läßt sich unser Belgier in seiner Arbeit kaum stören. Die kurze Pfeife im Munde, sitzt er auf seinem Feldstuhl, prüft die Apparate auf richtige Funktion, erledigt die nötigen Schreibgeschäfte und stellt seine Rechnungsablage zusammen. Vor ihm an

der Wand hängt seine wichtigste Tabelle, die „Communication Chart“, auf welcher der tägliche Stand aller bedeutenden Schiffe auf dem atlantischen Ozean graphisch dargestellt ist. So weiß er auf jeder Fahrt, welche Dampfer ihm auf offener See begegnen. So lange wir uns im Bereich der Küsten befinden, steht der Beamte in beständigem Nachrichtenaustausch mit den Stationen der Feuerschiffe und Leuchttürme. Anders auf hoher See. Er kennt wohl genau den Kurs, den die Schiffe nehmen, aber die Zeit läßt sich nie sicher feststellen, da bei der Schiffsbewegung Wind und Wetter, Nebel und Seegang stete Aenderungen bedingen. Sobald er der Berechnung nach ein Schiff in erreichbarem Gebiet, etwa 100 Meilen, vermutet, beginnt er in regelmäßigen Zwischenräumen von etwa fünf Minuten anzurufen. Hierbei werden spezielle Code-Chiffern der Kompanie angewendet. So oft er auf den Taster drückt, beginnen die Pole unter lautem Geknatter lebhaft Funken zu sprühen, und ein kräftiger Ozongeruch erfüllt plötzlich den kleinen Raum. Die entwickelten Funken senden nun von der Metallglocke an der Marconi-Spitze des Mastes die elektrischen Wellen nach allen Richtungen hinaus über das Weltmeer.

Wir mögen wohl eine Stunde lang angerufen haben, da gelangt ein von uns nicht erwarteter Dampfer bei etwa 200 Kilometer Entfernung in unsere Funkensphäre. Die von der Station ausgegangene Wellenbewegung erfaßt den Empfangsapparat an der Mastspitze des angerufenen Schiffes und wird durch den Draht in die jenseitige Station abgeleitet. Dort gelangt sie in das kaum 1 Zentimeter lange Glasröhrchen, den Kohärer, wie sie durch Verringerung des Widerstandes in der Füllung (loser Metallkörner) den elektrischen Strom herstellt. Dadurch schließt sich der Kreis, das eingeschaltete Relais wird magnetisch, und der Morse-Apparat gibt auf den Papierstreifen das erste Zeichen. Die Verbindung ist hergestellt. Eine Minute später wiederholt sich der ganze Vorgang, nur in umgekehrter Richtung. Wir erhalten Antwort. Diesmal ertönt bei uns die elektrische Klingel und unser Morse beginnt sein Tick-Tack. Der Telegraphist überträgt die Depesche vom Papierstreifen auf das Formular der Gesellschaft und erholt sich telephonisch vom Kapitän die Weisung über die Antwort. Von besonderer Bedeutung ist hierbei die gegenseitige Auskunft über Witterungsverhältnisse, besonders Nebel und Eisgang.

Der Nachrichtenaustausch hat manches Angenehme und Nutzbringende. Der Verkehr mit dem Festlande wird dadurch aufrechterhalten, solange es möglich ist, und insbesondere ist den Passagieren die Annehmlichkeit geboten, auf See Depeschen aufzugeben, die durch Landtelegraphen und die internationalen Kabel nach allen Weltteilen weiterbefördert werden. Die Minimaltaxe beträgt 6 Mark für die ersten zwölf Worte, und 50 Pfennig für jedes folgende. Auch nach andern auf hoher See befindlichen Schiffen können die Depeschen direkt oder durch Vermittelung der Küstenstationen befördert werden. Während der Fahrt erläßt die Marconi-Station des Schiffes regelmäßige Bekanntmachungen für die Passagiere über die Zeit, zu welcher Verbindung mit Küstenstationen oder anderen Schiffen möglich sein wird. Nachfolgend sei hier ein Auszug von Marconi-Telegrammen aus einer Nummer der an Bord der Deutschland erscheinenden Schiffszeitung wiedergegeben:

Auf der Fahrt vom 21. Juli ab Hamburg wurden sechs Schiffe, darunter zwei vom Norddeutschen Lloyd, angesprochen. Nachrichtenaustausch fand statt mit folgenden Feuerschiffen, beziehungsweise Küstenstationen: Feuerschiff Borkum Riff, North Foreland, St. Catherine's Point, Niton, Cap Lizard, in Amerika Sagaponak und Babylon auf Long Island, sowie Nantucket-Leuchtschiff.

So wurde der Dampfer fortwährend auf dem laufenden erhalten über Witterungsverhältnisse, Passage der Schiffe und alle wichtigen politischen Vorkommnisse, von denen besonders die Nachrichten von den beiden Kriegsschauplätzen in Ostasien und Südwestafrika mit großem Interesse aufgenommen wurden.

Sicherlich ist die Funkentelegraphie von heute noch in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig. Aber auch in ihrer jetzigen Gestalt stellt sie zweifellos einen großen Fortschritt im modernen Verkehrsleben dar, den wir mit Rücksicht auf die kosmopolitische Bedeutung der Telegraphie freudig begrüßen müssen.

Bücher und Zeitschriften.

Grundriß der Astronomie. Von Prof. Dr. B. Schwalbe. Nach des Verfassers Tod beendet und herausgegeben von Prof. Dr. Böttger. XIV und 319 S. Mit 170 Abbildungen und 13 Tafeln. Braunschweig 1904. Bei F. Vieweg u. Sohn. (Preis geb. 7 M.).

Das vorliegende Werk bildet eine Sonderausgabe aus Schödlers Buch der Natur, an dessen Neubearbeitung der bereits im Jahre 1901 verstorbene Verfasser hervorragenden Anteil genommen hat. Ganz im Geiste dieses Sammelwerkes war der Verfasser in erster Linie bestrebt, die wichtigsten Zweige der Astronomie in möglichst gemeinverständlicher Darstellung vorzutragen. In der Tat erfordert das Studium — um nicht zu sagen, die Lektüre — des Buches nirgends weitergehende mathematische Kenntnisse; im Gegenteil kommt der Verfasser den mathematisch gänzlich unvorgebildeten Lesern sogar noch so weit entgegen, daß er dem eigentlich astronomischen Teil seines Buches eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Sätze und Begriffe aus der Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie vorausschickt. Sowohl die mit weiser Beschränkung getroffene Auswahl, als auch die zweckmäßige Anordnung und Darstellung des Stoffes lassen die Hand des gewiegten Schulmannes erkennen. Einige Kapitel, insbesondere die auf die Stellarastronomie bezüglichen, hätte Referent sich freilich etwas ausführlicher gewünscht: so werden, um nur ein Beispiel anzuführen, die neuen Sterne, über welche doch gerade in unseren Zeiten so mancherlei Interessantes zu sagen wäre, auf etlichen zwanzig Zeilen abgetan; die interessanten Erscheinungen der Nova Aurigae, sowie der Nova Persei werden beklagenswerterweise hierbei mit keiner Silbe erwähnt! Auf das freudigste wird dagegen die große Mehrzahl der Leser die dem Buch beigegebenen Anhänge über die Geschichte der Astronomie, sowie über Chronologie und Kalenderwesen begrüßen. Die gleichfalls im Anhang sich vorfindenden kurzen Ausführungen über Präzession und Nutation der Fixsterne, sowie über die Libration des Mondes wären wohl besser den auf die Fixsterne, bezw. auf den Mond sich beziehenden Kapiteln des dritten Abschnittes angereiht worden. — Die äußere Ausstattung des Buches ist durchgehends vortrefflich, insbesondere zeichnen sich die zahlreichen Textfiguren nicht minder wie die größeren farbigen und schwarzen Tafeln durch saubere, allen billigen Anforderungen genügende Ausführungen aus. — Auf einzelne, größtenteils unwesentliche Versehen, die dem Referenten beim Durchlesen des Buches aufgefallen sind, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, den überwiegenden Teil derselben wird der aufmerksame Leser wohl selbst berichtigen. Immerhin dürfte es sich empfehlen, bei einer notwendig werdenden Neuauflage des Buches einen Fachastronomen zu Rate zu ziehen.

K. Oertel.

Im Kampf um gesunde Nerven. Von J. Marcinowski. Berlin 1904. Otto Salle.

Das Buch ist für Aerzte und Laien geschrieben, entbehrt also eines populären Anstriches nicht. So sehr wir sonst in wissenschaftlichen Dingen den volkstümlichen Ton perhorreszieren, so gut nimmt sich derselbe in dem vorliegenden Werkchen aus, das eine die weitesten Volksschichten quälende Krankheit beschreibt und die Mittel an die Hand gibt, derselben Herr zu werden. Der Inhalt ist sehr reich. Marcinowski beschreibt nach einer kurzen anatomischen Einleitung die körperlichen Grundlagen der Nervosität: Verkümmerung durch ungenügende Tätigkeit, mangelnde Hautreize, ungenügende Muskelarbeit und Atmung, Ueberanstrengung der Verdauungsorgane, Alkohol- und Tabakmißbrauch, Ueberlastung des Gehirns in der Jugend und bei den Erwachsenen. Der zweite Teil bringt die Behandlung. Hier huldigt Marcinowski der Erziehungstherapie, wobei wir einen prächtig geschriebenen Artikel über das Wesen der Suggestionsbehandlung hervorheben möchten. Am Schlusse bespricht Marcinowski die Imponderabilien der Neurotherapie: Diät, Luft, Licht, Wasser, Sport und Gymnastik. Könnte dieser Abschnitt auch etwas ausführlicher sein, so ist doch der Gewinn, den der Laie aus dem Buche zieht, nicht zu unterschätzen.

M.

Allgemeine Rundschau.

14. Internationaler Amerikanisten-Kongreß.

(Schluß-Bericht.)

C. Stuttgart, 23. Aug. Auch den heutigen Schlußverhandlungen wohnte die Prinzessin Therese von Bayern bei. Den Vorsitz führte der bekannte deutsch-amerikanische Ethnologe Prof. Boas (New-York), Leiter der großartig angelegten und mit außerordentlichem Erfolg durchgeführten Jesup-Expedition.

Ueber die uralten Beziehungen zwischen den nordasiatischen und den nordamerikanischen Völkerschaften, deren Erforschung sich die Jesup-Expedition zur Aufgabe stellte, machte auf Grund der Expeditionsergebnisse der Assistent am American Museum of Natural History, New-York, Waldemar Jochelson, eine Reihe sehr bemerkenswerter Mitteilungen. Sie zeigen, daß die Erforschung der sibirischen Völkerschaften für die Aufhellung der Geschichte der Ureinwohner Amerikas wesentlich beizutragen vermag. Schon das bis jetzt bearbeitete ethnologische Material läßt mit genügender Deutlichkeit den engen Zusammenhang der materiellen und geistigen Kulturen der Bewohner des Nordwestens Amerikas und der Eingeborenen des äußersten Nordostens Asiens erkennen.

Anschließend behandelte Privatdozent Dr. P. Ehrenreich (Berlin) die Verbreitung und Wanderung der Mythen südamerikanischer Völker und ihre Beziehungen zu denen Nordamerikas und der alten Welt.

Dr. Robert Lehmann-Nitsche (La Plata) äußerte sich über europäische Märchen unter den argentinischen Araukanern.

Ueber die neuesten Untersuchungen der Eskimo-Siedelungen von Nordostgrönland zwischen dem 74. und 75. Grad nördlicher Breite durch die schwedische Expedition von 1899 sprach Prof. Dr. Hjalmar Stolpe, Direktor des Ethnographischen Reichsmuseums in Stockholm. Die Expedition verfolgte den besonderen Zweck, Andree aufzusuchen, und konnte infolge sehr glücklicher Eisverhältnisse die Ostküste Grönlands sehr eingehend untersuchen. Es wurde auch Kaiser Franz Josephs-Land und König Oskar-Land mit seinem weitverzweigten Fjordsystem aufgesucht. Dabei fand man zahlreiche Spuren ehemaliger Eskimo-Siedelungen, welche den Beweis liefern, daß die Eskimo nicht nur an der Küste lebten, sondern weit in die Fjorde hinein gegangen sind. Man stieß auf Reste von Vorratshäusern, Wohnungsanlagen, Geräten und Gräbern. An einer Stelle fand man ein ganzes Gräberfeld. Die Wohnungsanlagen zeigen die gewöhnliche Form der heutigen Eskimo-Wohnungen. Die Ueberreste, namentlich der hölzernen Geräte, waren geradezu wunderbar erhalten, als ob sie erst tags vorher benutzt worden wären. Einige sehr interessante Aeußerungen eskimoischen Lebens bedeuten die gefundenen Kinderspielereien: kleine Miniaturwohnungen von nur etwa einem Fuß Länge, die eine vollkommene Nachbildung der wirklichen Wohnungen geben. Sehr wichtige Funde machte man in den innersten Teilen des König Oskar-Fjordes, den bedeutendsten aber bei Kap Franklin. Er bestand in dem vorzüglich erhaltenen Grab eines jungen Eskimo-Mädchens mit zahlreichen Beigaben. Für das völlige Verschwinden der Eskimo in Nordost-Grönland ist kaum eine Erklärung zu geben. Die Expedition von 1822—23 ist hier noch auf lebende Eskimo gestoßen. Ausgestorben können sie nicht sein, da die Toten sämtlich sorgfältig begraben sind. Es bleibt also nur die Annahme einer Auswanderung übrig. Ihre Kultur ist indessen so erheblich abweichend von jener der westgrönländischen Eskimo, daß sie nicht eine Abzweigung dieser bilden können. Vortragender glaubt, daß diese jetzt verschwundenen Eskimo Nordost-Grönlands von Nordamerika aus längs der nördlichen Küsten-Inseln zunächst bis gegen die Melville-Bai kamen. Hier vermochten sie den breiten Meeresarm nicht mehr zu überschreiten und weichen nunmehr nach links aus, immer den Spuren des Polarwolfes und Moschusochsen folgend. So gelangten sie in großem Bogen über Nord-Grönland von Norden her an die grönländische Nordost-Küste. Die letzten Beobachtungen der Sverdrupschen Framexpedition stimmen mit den Untersuchungen der schwedischen Expedition im wesentlichen überein.

Ueber die Eskimo-Dialekte und Wanderungen machte Dr. William Thalbitzer (Kopenhagen) Mitteilungen auf Grund eigener Untersuchungen in Nordgrönland im Auftrage der dänischen Kommission in den Jahren 1901/02. Redner glaubt insgesamt vier Gruppen von Eskimo-Dialekten zwischen Point Barrow (Nord-Alaska) und Ostgrönland nachweisen zu können. Die ältesten Sprachformen sind allgemein in den westlichen Eskimogebieten, am Mackenzie-Fluß und in Alaska gefunden worden.

Damit war die wissenschaftliche Tagesordnung erschöpft. Es folgte noch eine Geschäftssitzung, in der zunächst einige vom Vorstand und Beirat vorgeschlagene Anträge einstimmige Annahme fanden.

Von besonderer Bedeutung ist der folgende Beschluß:

„Der 14. Internationale Amerikanisten-Kongreß spricht den dringenden Wunsch aus, daß es dem um die Toscanelli- und Vespucci-Forschung hochverdienten Professor Dr. Gustavo Uzielli in Florenz aufs baldigste ermöglicht werde, seine seit dem Jahre 1900 im Manuskript vollendete kritische Ausgabe der Briefe Vespuccis im Druck erscheinen zu lassen."

Einem Antrag des Herzogs von Loubat (Paris) entsprechend, wird an die österreichische Regierung die Bitte gerichtet werden, das mexikanische, sog. Wiener Manuskript zu publizieren, da dasselbe eine sehr hohe wissenschaftliche Bedeutung hat, aus der Hofbibliothek aber nicht herauszubekommen ist.

Schließlich wird der Antrag von Prof. Seler (Berlin) angenommen, für möglichst baldige Vollendung der ins Stocken geratenen Drucklegung der sog. „Diccionaris Motul" in Washington einzutreten. Es handelt sich dabei um das einzige aus alter Zeit erhaltene Vokabularium der Mayasprache.

Der nächste Kongreß, der satzungsgemäß in Amerika abgehalten werden muß, wird 1906 in Quebec (Kanada) stattfinden

*

Zu dem etruskischen Bronzewagen aus Nursia.

Zu dem in der Beilage vom 24. August über den jetzt im Metropolitan Museum in New-York befindlichen Bronzewagen aus Nursia Gesagten ist noch einiges hinzuzufügen. Das Interessante an diesem Wagen ist, daß an dem Wagenkasten die Seitenschranken von dem höheren Vorderteil getrennt sind. Dieser jonisch-italische Typus eines Streit- oder Prozessionswagens findet sich nur noch auf einer Vase der Kunstsammlung der Universität Erlangen abgebildet. Als Heinrich Bulle im Archäologischen Anzeiger (ausgegeben am 20. Mai 1904) diese Erlanger schwarzfigurige italisch-jonische Kanne mit Kleeblattmündung publizierte, deren Schulterbild daselbst auch nach einer Zeichnung des Müncheners Reichhold zu sehen ist, hat er bereits auf die große Aehnlichkeit des einen darauf befindlichen Wagens mit dem jetzt in das Metropolitan Museum übergegangenen (den er als noch im Kunsthandel befindlich betrachtete) aufmerksam gemacht. Der „Bronzewagen von Nursia" ist inzwischen einigemal wissenschaftlich publiziert worden, von F. Bernabei in der Nuova Antologia, von M. Piccione in den Battaglie di archeologia und soeben in der Revue archéologique von einem englischen Gelehrten. Die beiden italienischen Gelehrten führen lebhafte Klagen, daß dieses seltene Stück aus Italien herausgekommen ist. Es ist daher interessant zu hören, was ein Archäologe von Autorität wie E. Petersen in den soeben erschienenen Römischen Mitteilungen des kais. deutschen Archäolog. Instituts über diesen Wagen sagt, der, weil heimlich verkauft, viel von sich reden macht: „Die Klagen und Anklagen wegen der Entführung sind allzu lebhaft. Denn ein altjonisches Werk ist die Biga schwerlich, des 7. Jahrhunderts gewiß nicht. Ja, der Gedanke an eine Fälschung ist nicht ausgeschlossen, ein Gedanke, dem ich mich um so unbefangener gegenüberstelle, als er mir von einem anderen Archäologen, L., zuerst suggeriert wurde." Petersen führt dann die Seltsamkeiten auf: das neunspeichige Rad; der Diphros, der nur für einen stehenden Platz hat, setzt sich aus drei arkadenförmigen Teilen zusammen (dafür gibt die

von Bulle publizierte Erlanger Vasenzeichnung nunmehr ein Analogon ab); Piccione, im Technischen erfahren, hält die Platten für gegossen, nicht getrieben; das herunterhängende Netz, als wäre es von dem Phobosköwen im Maul getragen, obgleich dieser Phobos nur eine Maske ist, ist ein sinnloses Beiwerk, das aussieht wie eine Entlehnung u. a. m. Das Münchener Antiquarium (IV. Saal, Ostwand) und die Glyptothek besitzen bekanntlich Stücke von einem von Perugia stammenden und daselbst 1812 gefundenen etruskischen Sitzwagen. Andere Teile davon sind im British Museum, die Biga selbst blieb unbeachtet in Perugia zurück. Petersen erklärt den Perugiafund weit über dem Nursiawagen stehend, von dem jetzt so viel geredet wird — selbst wenn die Nursiabiga echt ist. Ueber die von dem Century Magazine gegebene Erklärung des großen Reliefs auf der Vorderseite wäre noch zu sagen, daß Bernabei Herakles und Athene hier sieht und die ganzen Wagenabbildungen mit den Sagen aus der ersten Zerstörung Trojas unter Laomedon in Zusammenhang bringt, während andere Achilleus und Thetis an Stelle der von dem Century gedeuteten Herakles und Omphale annehmen.

M.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

ct. **Eine Erforschung von Island.** Die dänische Regierung hat beschlossen, eine genaue wissenschaftliche Untersuchung von Island und den Faröern vornehmen zu lassen. Die Geologie, die Tier- und Pflanzenwelt der Inseln sollen von Sachverständigen erforscht und ihre Ergebnisse auf Kosten der Regierung veröffentlicht werden. Man beabsichtigt, mit der Ausführung des Plans sofort zu beginnen und hofft, die gesamten Arbeiten in etwa acht Jahren zum Abschluß bringen zu können.

* **Todesfall.** In Vöslau bei Wien ist am 23. August Hofrat Anton Drasche, früherer Professor der Medizin an der Universität in Wien, in hohem Alter gestorben. Er war eine Autorität auf dem Gebiet der Seuchenkunde.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** An der hiesigen Universität wurde eine ordentliche Professur für lateinische Philologie des Mittelalters errichtet und dem ordentlichen Professor daselbst, Dr. phil. Ludwig Traube, übertragen.

* **Heidelberg.** Der bekannte Historiker der Mathematik Geh. Hofrat Prof. Dr. Moritz Cantor feierte am 23. d. M. seinen 75. Geburtstag. Er gehört seit mehr als einem halben Jahrhundert der hiesigen Hochschule an.

hc. **Freiburg i. Br.** In der medizinischen Fakultät der hiesigen Universität habilitierte sich der leitende Arzt von Kurhaus und Luisenheim in St. Blasien Dr. med. Hermann Determann als Privatdozent für physikalisch-diätetische Therapie innerer Krankheiten. Seine Habilitationsschrift handelt über: „Die Diagnose und die Allgemeinbehandlung der Frühzustände der Tabes dorsalis.“ In der Probevorlesung sprach er über: „Das Muskelsystem als Angriffspunkt bei der Behandlung chronisch Kranker.“

hc. **Kiel.** Mit einer Schrift: „Beiträge zur Geschichte der Musik in Preußen“ und einer Antrittsvorlesung „Friedrich der Große und die Musik“ hat sich Dr. phil. Albert Mayer-Reinach in der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität als Privatdozent für Musikwissenschaft niedergelassen.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

W. Stengel: Formalikonographie der Gefässe auf den Bildern der Anbetung der Könige. 1. Heft. (19 Abb. auf 5 Lichtdrucktaf.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. — Giorgio Vasari: Die Lebensbeschreibungen der berühmtesten Architekten, Bildhauer und Maler. Deutsch herausgegeben von E. Jaeschke. II. Band: Die Florentiner Maler des 15. Jahrhunderts. Ebenda 1904. 205 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 26. August. Nummer 195.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Friedrich Ratzel.

Von S. Günther.

I.

Für den 30. August hatte ein namhafter Teil der jüngeren geographischen Welt Deutschlands eine Festfeier vorbereitet. Der berühmte Leipziger Universitätslehrer, der Nachfolger O. Peschels und F. v. Richthofens, wäre an diesem Tage 60 Jahre alt geworden, und da sollte ihm eine Festschrift überreicht werden, die von seinen Schülern und Freunden ausgearbeitet war. Das Buch lag fertig vor und eine Deputation gedachte es an das Ufer des Starnberger Sees zu bringen, wo der Mann, dem die Ehrung galt, schon seit Jahren einen Teil der Ferien im eigenen Besitztum zuzubringen gewohnt war. Nur drei Wochen fehlten noch bis zu diesem Zeitpunkt des Jubiläumstages; da verbreitete sich in der wissenschaftlichen Welt die Trauerkunde, Friedrich Ratzel sei am 8. August, ohne daß irgend ein warnendes Vorzeichen vorangegangen war, einem Schlaganfall erlegen. Wohl hatte vor Jahren schon verlautet, der bis dahin kerngesunde Mann sei durch ein Herzleiden genötigt, eine Pause in seinen Arbeiten eintreten zu lassen, allein man hatte das bald wieder ganz vergessen. Denn gerade in der allerletzten Zeit entwickelte der Unermüdliche wieder eine so jugendliche Frische und Elastizität auf dem Lehrstuhle sowohl, wie auch in der schriftstellerischen Produktion, daß man sich kaum mit dem Gedanken vertraut machen konnte, er gehöre wirklich bereits der „älteren“ Generation der Fachwelt an. Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel kam deshalb die Nachricht vom plötzlichen Hinscheiden dieses Mannes über die Vielen, die ihm nahe standen. Aus der Festschrift ist ein Memorialwerk geworden, ein Beleg für die hohe Bedeutung, welche dem Verewigten als deutschem Hochschullehrer zukommt.

Geboren am 30. August 1844 zu Karlsruhe, sah sich Friedrich Ratzel ursprünglich dem pharmazeutischen Berufe bestimmt, dem er sich indessen wesentlich nur insoweit wirklich widmete, als er ihn auf das weite Feld der Naturwissenschaften hinwies, denen er sich mit höchstem Eifer zuwandte. Am meisten zog ihn die Zoologie an, aber auch den anderen Disziplinen blieb er nicht fremd. Zunächst studierte er am Polytechnikum seiner Vaterstadt, später auch in Heidelberg, Jena, Berlin und an einem Orte, der während früherer Jahrhunderte von jungen Deutschen mit besonderer Vorliebe aufgesucht ward, nämlich in Montpellier. Das Jahr 1870 führte ihn abermals nach Frankreich, aber zu ganz anderem Zweck; in dem blutigen Treffen von Nuits wurde er schwer verwundet, und fast schien es, als habe die feindliche Kugel jede höhere Laufbahn abgeschnitten, da sie das Gehörorgan traf. Das eine Ohr wurde auch schwer beschädigt, aber mit dem anderen verstand der anscheinend unheilvoll Geschädigte im späteren Leben um so besser zu hören. Nach dem Kriege trat bei Ratzel die Neigung, die Welt kennen zu lernen, bestimmend hervor, und als Korrespondent der Kölnischen Zeitung, welche sich nach dieser Seite hin schon gar manches Verdienst erworben hat, durfte er einen großen Teil Europas und Amerikas durch eigene Anschauung kennen lernen. In seinen Reiseberichten machen sich gleichmäßig die Eleganz der Darstellung und ein sachlich wertvoller Inhalt geltend, und man darf sagen, daß er mit ihnen sich die Sporen als geographischer Publizist erworben hat.

Von der Art und Weise, wie Ratzel dazu kam, das anziehende Reiseleben mit der akademischen Stabilität zu vertauschen, scheint, den bisher bekannt gewordenen Nekrologen nach zu schließen, nicht viel in die Oeffentlichkeit gedrungen zu sein. Es sei deswegen dem Verfasser dieser Skizze auf Grund eigener Erinnerungen gestattet, die Lücke auszufüllen. Derselbe lernte im Sommer 1875 durch einen gemeinsamen Freund aus Baden den eben aus Mexiko zurückgekehrten Dr. Ratzel persönlich kennen; im gemeinschaftlichen Gespräche äußerte derselbe, er möchte jetzt wohl wieder dauernd im Vaterlande bleiben, sei aber noch unschlüssig darüber, welche Wege er zu dem Ende einschlagen solle. Das Münchener Polytechnikum war damals, nachdem im Herbst 1874 Professor Guthe an der Cholera gestorben war, in einiger Verlegenheit über die Wiederbesetzung dieser Lehrstelle, und so warf der Unterzeichnete, als Privatdozent der Mathematik an jener Anstalt tätig, gelegentlich die Aeußerung hin: „Habilitieren Sie sich doch bei uns für Geographie.“ Dahin ist es denn auch im nächsten Semester, im Winter 1875/76 gekommen. Ratzel hielt seine Probevorlesung „Ueber das nordamerikanische Felsengebirge“ und begann zu Ostern seine regelmäßige, 21 Semester umfassende Tätigkeit an der Technischen Hochschule. Bald schon wurde er außerordentlicher und nach wenigen Jahren ordentlicher Professor. Eine Berufung des Perthesschen Institutes in Gotha, die Oberleitung desselben und die Herausgabe der Geographischen Mitteilungen zu übernehmen, schlug er während der Münchener Periode aus.

Ein Nachruf, der in einer Wiener Zeitung erschien, enthielt die Bemerkung, so recht wohl habe er sich in München doch nicht gefühlt. Gewiß, an eine Wirksamkeit, wie sie sich ihm später an einer der ersten deutschen Universitäten eröffnete, war in München nicht zu denken, aber auch die hier ausgeübte war in ihrer Art befriedigend und segensreich. Unter den bayerischen Reallehrern, die bei Ratzel ihre geographische Schule durchgemacht haben, befand sich gar mancher, der es nicht dabei bewenden ließ, fürs Examen zugerichtet zu werden, sondern der auch nachher noch sich geographisch betätigte und den Nachweis lieferte, daß in den Vorträgen, Uebungen und Kolloquien — der anregende Geist der letzteren war weithin bekannt — des Münchener

Geographen etwas zu holen war. Es seien nur die Namen E. und F. Bayberger, Geistbeck, Mondschein und vor allem C. Gruber genannt, welch letzterer keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne für die kraftvolle Beeinflussung, welche die Schulgeographie und deren Vertreter gerade durch Ratzel erfuhren, ein offenes Zougnis abzulegen. Daß aber München als Stadt einen für alles Schöne begeisterten Menschen fesseln mußte, braucht kaum betont zu werden. Auf seinen anstrengenden Wanderungen durch die nähere und weitere Umgebung bildete er sich zum Kenner der Landeskunde aus; die geographische, anthropologische und meteorologische Gesellschaft förderte er in ihren Zielen ebenso, wie er sich von diesen Vereinen in seinen eigenen Arbeiten unterstützen ließ. Auch an dem damals noch regeren politischen Leben der Hauptstadt beteiligte er sich mehrfach. In den Jahren 1882, 1883 und 1884 redigierte er die Wochenschrift Das Ausland, deren Leitung er nur deshalb niederlegte, weil seine sich stets steigernde gelehrte Arbeit ihm nicht mehr die erforderliche Zeit gestatten wollte.

Selbstverständlich aber mußte einer Persönlichkeit von solchem Schaffensdrange eine Versetzung an einen Ort willkommen sein, welcher dieser Neigung eine ungleich ausgedehntere und günstigere Unterlage verlieh. Wie A. Penck in der „Zeit“ bemerkt, wäre es der berühmte Nationalökonom Roscher gewesen, der die philosophische Fakultät Leipzigs auf Ratzel als auf den geeignetsten Nachfolger v. Richthofens aufmerksam machte. Im Winter 1886 fing der neue Professor hier zu lesen an, und 36 Semester konnte er der Alma Mater, welche ihn auf den richtigen Platz gestellt hatte, seine volle Kraft zuwenden. Bald wurde er in Leipzig heimisch; obwohl gerade in München ihm zahlreiche persönliche Freunde lebten, unter denen Moritz Wagner, K. v. Zittel, Brix. Foerster, W. Goetz und Steinitzer an erster Stelle standen, so mußte er doch auch bald an dem neuen Wohnsitze Anknüpfungen aller Art zu finden, und sein männlich-liebenswürdiges Wesen schuf ihm nach und nach Ersatz für die vielen Beziehungen, welche ihn nach wie vor mit Bayern verbanden, und welche er während der Ferien sorgsam zu pflegen bemüht war. Ratzel war niemals ein Freund jener etwas geräuschvollen Geselligkeit, die die Gegenwart liebt, und hat aus diesem Grunde auch an gelehrten Zusammenkünften nicht so häufig und gern teilgenommen, wie gar viele es wünschten, die seinen hochgeachteten Namen nicht missen wollten. „Ich bin kein Kongreßmann,“ hörte man ihn zum öfteren sagen. Seine Freude war es, in einem kleineren Kreise sich frei aussprechen zu können und auch dem Familienleben hing er mit voller Seele an. Schon in München hatte er seine Ehe geschlossen, und außer der Gattin beweinen zwei Töchter den allzu früh erfolgten Tod des treuen Gemahls und Vaters.

Wenn wir, ohne einstweilen noch der literarischen Leistungen des Dahingegangenen zu gedenken, sein Wirken in Leipzig übersichtlich kennzeichnen wollen, so dürfen wir zunächst daran erinnern, daß er dortselbst einen erdkundlichen Verein vorfand, in dem ein gesundes Leben pulsierte, und der an sich schon für einen Mann von Ratzels Schlage ein vorzügliches Arbeitsfeld abgeben mußte. Als Dozent hat er so ziemlich alle Zweige des ungeheuren Komplexes, der den Namen Geographie trägt, in seinen Kreis hereingezogen und so allein schon erheblich dazu beigetragen, daß die Studierenden ihre Schritte seinen Kollegien zukehrten. Aber auch die Vermehrung der Lehrkräfte ließ er sich angelegen sein. Großenteils ihm ist es zu danken, daß der hochverdiente Bearbeiter der antiken Erdkunde, H. Berger, der bis dahin als Privatgelehrter der Universität nicht angehört hatte, ein Extraordinariat an dieser annahm und über speziellere Gebiete zu lesen begann, die in den großen Zyklus minder leicht aufgenommen werden können. Die Habilitation von Schurtz (später in Bremen), Weule und Friedrich, sämtlich eifrigen Schülern Ratzels, geht natürlich auch auf den von ihm erteilten Anstoß zurück. Er erreichte es, daß ihm für den mehr intimen Unterricht im Seminar Assistenten zugewiesen wurden, und dieses selbst hob er auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit, so daß das Leipziger Geographische Institut, zusammen mit den Schwesteranstalten von Berlin, Göttingen und Wien, als eine zur Ausbildung junger Kräfte im selbständigen Arbeiten hervorragend geeignete Stelle in Bälde bezeichnet werden konnte. Der dort aufgespeicherte Lehrapparat dürfte zu den reichhaltigsten seiner Art gehören, und auch das Skioptikon hat als geographisches Demonstrationsmittel seit Jahren in den Leipziger Hörsälen seine Leistungsfähigkeit bekundet.

Die Anzahl der jungen Leute, welche bei Ratzel sich der geographischen Staatsprüfung unterzogen oder in seinem Fache und unter seiner Leitung sich die philosophische Doktorwürde erworben haben, ist eine ungemein große. Mit vollem Rechte kann man von einer „Leipziger Schule“ sprechen. Die ganze Vielseitigkeit, welche den Meister selbst auszeichnete und welche uns im zweiten Teile dieses biographischen Essays entgegentreten wird, tritt auch in den Leipziger Dissertationen der letzten beiden Jahrzehnte zutage. Verbreiten sie sich aber auch über das ganze weite Gebiet, vielleicht einzig die mathematische Geographie ausgenommen, so lassen sich doch gewisse Gruppen aussondern, auf deren jede stets eine größere Anzahl tüchtiger Erstlingsarbeiten entfällt. Obenan steht wohl die vergleichende Völkerkunde, und durch sämtliche einschlägige Schriften zieht sich der Grundgedanke, einerseits die räumliche Verbreitung gewisser typischer Volkseigentümlichkeiten festzustellen und andrerseits die Pfade aufzuzeigen, auf welchen sich die einem bestimmten Volke oder Völkerkreise ureigenen Kenntnisse und Fertigkeiten technischer oder anderer Natur auf weite Entfernungen hin fortgepflanzt haben. In eine zweite Klasse gehören die spezifisch anthropogeographischen Untersuchungen, welche gelegentlich auch einen wirtschaftsgeographischen Zug aufgeprägt erhielten und z. B. für die Entwicklung der Verkehrswege neue Einsichten vermittelten. Als ein Grenzgebiet dieser Kategorie gegenüber der physikalischen Erdkunde sind eingehende Studien über Küstenbildung und Küstenformen — Fjordküsten, Riasküsten u. s. w. — zu verzeichnen, welche teilweise die korrekte Weiterführung eines von Karl Ritter noch in recht unvollkommener Gestalt formulierten Grundgedankens bezweckten. Von den zahlreichen Bearbeitungen physisch-geographischer Probleme, die auf Ratzels Anregung hin entstanden, hat letzterer mehrere in zwei selbständig herausgegebenen Bänden zusammengefaßt, die sich auf die „Geographie des gefrorenen Wassers“ und auf die Gebirgskunde beziehen. Endlich ist noch der auf die Geschichte der Erdkunde bezüglichen Arbeiten Erwähnung zu tun, durch welche insbesondere auf Reisende und Schriftsteller des bisher viel zu wenig berücksichtigten 18. Jahrhunderts gar manches neue Licht geworfen wurde. Offenbar erkannte der geübte Blick des Lehrers rasch die Eigenart der sich um eine Aufgabe meldenden Jünglinge, und aus dem reichen Schatz der aufgespeicherten Materialien wählte er alsdann dasjenige Thema aus, welches ihm dem besonderen Falle am besten sich anzupassen schien. So konnte es nicht fehlen, daß dem Didaktiker Ratzel die volle Zuneigung der zu seinen Füßen sitzenden akademischen Jugend zuteil wurde.

II.

Dem Schriftsteller Ratzel im Rahmen einer gedrängten Lebensskizze gerecht zu werden, ist eine Unmöglichkeit. Denn seine Fruchtbarkeit war eine ganz außergewöhnliche, und da in seinen sämtlichen Veröffentlichungen die Individualität des Autors sich niemals verleugnet, da auch in unscheinbareren Artikeln sich gar häufig Ideen angedeutet finden, die später wieder aufgenommen und weiter ausgestaltet wurden, so würde es einer größeren Monographie bedürfen, um die aktiven Beziehungen eines so reichen Geistes zu seiner Wissenschaft in das richtige Licht zu setzen. Daß wir mit der Zeit eine solche Monographie aus dem Schülerkreise heraus erhalten werden, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, und mit ihr wird dann mutmaßlich auch eine Liste sämtlicher Publikationen verbunden sein. Eine leichte Sache wird die Zusammenstellung einer lückenlosen Statistik freilich nicht sein, indem gar manche Abhandlung in historischen, staatswissenschaftlichen, philosophischen Organen zum Abdrucke gekommen ist. Auf irgendwelches Streben nach Vollständigkeit muß dem-

gemäß im folgenden von vornherein Verzicht geleistet werden, und es kann sich lediglich um eine kurze Charakteristik des Bemerkenswertesten handeln.

Ratzels Produktion war aus zwei Gründen eine besonders leichte. Neue Gedanken strömten ihm in überreicher Menge zu, und der sprachliche Ausdruck bereitete ihm, der in seinen Wanderjahren mit dem Gebrauche der Feder sich in vollkommenster Weise vertraut gemacht hatte, nicht die mindesten Schwierigkeiten. Er, der auch mit fremden Idiomen bestens Bescheid wußte, beherrschte unsere Sprache spielend, und es gibt in seinen Schriften genug Abschnitte, die man als stilistische Muster in Schulchrestomathien verwenden könnte. Daß ein Gelehrter dieser Art, der seine Ansichten auch dann auszusprechen sich nicht scheute, wenn er mit denselben zu einer herrschenden Lehrmeinung in Gegensatz geriet, in literarische Kämpfe verwickelt werden mußte, kann nicht überraschen, und er hat solche denn auch wiederholt mit Gegnern von Ruf und Ansehen auszufechten gehabt. Mochte man aber auch durch seine scharf pointierten Theorien und Hypothesen zum Widerspruche sich herausgefordert fühlen, so mußte man doch auf der anderen Seite, wofür gleich nachher ein Beispiel angeführt werden wird, jedesmal das Zugeständnis machen, daß die Sache selbst irgendwie vorwärts gebracht, dem Gegenstande diese und jene neue Seite abgewonnen wurde. So las man seine Arbeiten auch dann gern, wenn man sich zur Betonung eines gegensätzlichen Standpunktes angeregt fühlte; gleichgültig und unbedeutend konnte niemals sein, was er in die Welt sandte.

Schon in sehr jugendlichem Alter hat er die literarische Arena betreten, und zwar zog ihn anfänglich am meisten die Biologie an, wie sein für die damalige Beurteilung der Deszendenzlehre beachtenswertes Erstlingswerkchen (Sein und Werden der organischen Welt, Leipzig 1868) dartun kann. Als unmittelbare Früchte der Reiseperiode sind drei weitere Schriften (Wandertage eines Naturforschers, ebenda 1873—1874; Städte- und Kulturbilder aus Nordamerika, ebenda 1876; Aus Mexiko, Breslau 1878) zu betrachten. Eine ebenso schwierige wie interessante Frage, auf die ihn ebenfalls die in der Neuen Welt gemachten Erfahrungen hingeleitet hatten, nahm er in Angriff, als er (Die chinesische Auswanderung, ebenda 1876) die Bedingungen der der mongolischen Rasse eigenen Expansionstendenz geo- und ethnographisch zu prüfen sich vorsetzte; auf dieses Buch wird man, zumal in den gegenwärtigen Tagen, die unser Verhältnis zu Ostasien so vielfach umgeändert haben, häufig zurückzugreifen sich veranlaßt fühlen. In gewissem Sinne muß hierher auch das einzige umfassendere länderkundliche Werk gerechnet werden, mit welchem Ratzel die geographische Literatur beschenkte (Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, zwei Bände, München 1878—1880); der zweite Band, der die Bevölkerung und die wirtschaftlichen Zustände behandelt, mußte 1893, nachdem der neue Zensus auch eine Fülle von neuen Tatsachen geliefert hatte, in zweiter Auflage ausgegeben werden.

Der Umstand, daß vor etwa zwanzig Jahren das geographische Schrifttum hinter der Hochflut wichtiger Entdeckungen und Tatsachen, die uns die Zeitschriften unaufhörlich zuführten, insofern etwas zurückzubleiben schien, als dem einzelnen die Orientierung in den Spezialfächern mehr und mehr erschwert wurde, veranlaßte Ratzel dazu, sich mit der Engelhornschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ins Benehmen zu setzen und eine „Bibliothek geographischer Handbücher“ ins Leben zu rufen. Daß dies ein glücklicher Griff war, beweist die stattliche Bändereihe, die im Verlaufe zweier Dezennien entstanden ist, zum Teil auch schon in erweiterter Ausgabe. Der Herausgeber, dem aus der Vorbereitung und Durchführung seines Planes ein gewaltiges Stück Arbeit erwuchs, eröffnete das Unternehmen auch mit demjenigen seiner Werke, von dem man vielleicht sagen kann, daß es die Besonderheit seiner Denk- und Forschungsrichtung am prägnantesten in die Erscheinung treten läßt. Er durchschaltete einen noch wenig gesichteten und geordneten Stoff mit seiner regen Initiative und verlieh der jungen Disziplin, deren Grundlagen hier erstmalig gezogen wurden, auch einen neuen — von der Fachwelt aller Länder bereitwillig adoptierten — Namen. Er wurde zum Schöpfer der „Anthropogeographie“ (1. Band, Stuttgart 1882; 2. Band, ebenda 1891; zweite Auflage des 1. Bandes, ebenda 1903). Selbstredend hatte Ratzel auch auf diesem Arbeitsfelde Vorgänger, und er, der mit geschichtlicher Pietät das Wachstum der Ideen zu verfolgen liebte, versäumt nicht, bei Montesquieu, Herder, Ritter u. a., die Keime der Vorstellungen aufzudecken, die er zu einem systematischen Ganzen zusammenzufassen unternahm. Allein es waren eben nur Aphorismen, und die große Schwierigkeit bestand darin, ein Lehrgebäude zu zimmern, innerhalb dessen allen Problemen, die sich auf die geographische Bedingtheit der Menschenschicksale und vor allem also auf die innigen Wechselbeziehungen zwischen Geschichte und Erdkunde erstrecken, der passende Platz angewiesen werden kann. Der Autor erwähnt, daß ihm bei der Grundlegung dieses Gebäudes vorzugsweise Unterhaltungen mit seinem Freunde M. Wagner, dem weitgereisten Naturforscher und Urheber der „Migrationstheorie der Organismen“, von hohem Werte gewesen seien. Um die „Anthropogeographie“ hat sich manche Meinungsverschiedenheit ergeben, mancher gelehrte Streit entzündet, aber die Wohltätigkeit der Befruchtung, welche durch sie in die Gesamtwissenschaft hineingetragen worden ist, wird allseitig anerkannt.

Auf die volkswirtschaftliche Seite war, wiewohl sie nicht gänzlich zurücktrat, in den zitierten Bänden weniger Gewicht gelegt worden. Indem jedoch Ratzel seine Studien auch nach dieser Richtung hin weiter ausdehnte und sich fragte, ob nicht auch die „Staatenkunde“, die lange Zeit bloß auf trockenem Zahlenwissen beruhte, und der erst Peschel einen mehr wissenschaftlichen Geist einzuflößen suchte, in organische Verbindung mit der Geographie des Menschen gebracht werden könne, sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt, aus dieser heraus abermals eine neuartige Disziplin zu entwickeln, die als ein Grenzterritorium zwischen der Geschichte, Nationalökonomie und Staatswissenschaft einer- und der Erdkunde andererseits zu definieren war. Eine detaillierte Erörterung der Abhängigkeit des Staates von dem Boden, auf welchem er von der Natur seine Pflichten zu erfüllen gehalten ist, brachte 1896 eine sehr ausführliche Abhandlung in den Denkschriften der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, und da mit ihr die Stätte ausreichend bereitet war, so konnte an die „Politische Geographie“ selbst herangetreten werden. Die Veröffentlichung des ihr gewidmeten Werkes übernahm die Oldenbourgische Verlagsbuchhandlung in München, deren Inhaber seit geraumer Zeit in freundschaftlichem Verhältnis zu dem Verfasser standen. Als der ziemlich voluminös geratene Band 1897 erschienen war, schien der Zweifel berechtigt, ob das Publikum zur Aufnahme einer solchen Gabe die nötige Aufnahmefähigkeit besitze, denn zu den leicht lesbaren Büchern zählt es nicht, obwohl die abstrakten Thesen, in denen uns die aus der Erfahrung abgezogenen Wahrheiten dargeboten werden, stets durch zahlreiche, mit bekanntem Geschicke ausgewählte Beispiele geographisch-geschichtlichen Charakters ihre Erläuterung erhalten. Der Erfolg hat aber alle Bedenken zerstreut, denn im Vorjahre wurde bereits eine erheblich erweiterte und vervollkommnete Neuauflage ein Bedürfnis. Mit dem Worte „Politische Geographie“ wußte ehedem niemand etwas Rechtes anzufangen; haltlos und unklar schwankte es in der Fachliteratur, und die Wenigsten wären geneigt gewesen, ihm einen Rechtstitel im Organismus der geographischen Wissenschaft zuzugestehen. Das ist anders geworden durch die Ratzelsche Begriffsbestimmung und durch deren Anwendung auf eine Reihe von Aufgaben, deren Tragweite von den verschiedensten Seiten her als eine bedeutende anerkannt wurde.

Die philosophische Ader im Temperament des Leipziger Geographen macht sich auch in seinen älteren Schriften bemerklich, aber doch erst im letzten Jahrzehnt beginnt diese Seite seines Wesens sich kräftiger zu offenbaren. Ein Grundzug war unstreitig von allem Anfang an vorhanden,

aber das Leipziger Milieu — uns fehlt leider noch immer eine recht treffende Bezeichnung zur Vermeidung dieses Fremdwortes — mag doch die schon vorhandene Neigung erst zum vollen Ausreifen gebracht haben. Es ist da namentlich an jene Aufsätze zu denken, welche er den „Annalen der Naturphilosophie" seines Freundes und Kollegen Ostwald einverleibte, und in denen er darauf ausging, auch der Zeit, als einem geographischen Elemente im Natur-, Menschen- und Völkerleben, erhöhte Beachtung zu sichern. Wie wir aus einem der letzten von Ratzel geschriebenen Privatbriefe — er datiert vom Ende Juli und ist an Prof. Goetz in München gerichtet — anführen dürfen, trug er sich im Augenblick seines Scheidens mit einem größeren Werke, das den Titel „Zeit und Raum im Leben der Erde" empfangen sollte. Ob sein Nachlaß die Möglichkeit gewährt, über den Inhalt dieses gewiß originellen Probestückes geistiger Regsamkeit ein Urteil zu gewinnen, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Anthropo- und politische Geographie fußen gleichmäßig auf der Völkerkunde, und damit ist von selbst ausgesprochen, daß auch diese letztere in Ratzels Arbeitsplane einen bevorzugten Platz einnehmen mußte. Ist er doch auch weiten Kreisen hauptsächlich als Ethnograph bekannt geworden. Als er seine Tätigkeit begann, besaß unsere deutsche Literatur wesentlich nur das Peschelsche Werk; in seiner Art vorzüglich, wie zahlreiche Auflagen bekunden, konnte es doch dem Wunsche, eine Ueberschau über das auf unzähligen Reisen gesammelte Material zu erhalten, seiner ganzen Absicht nach nicht genügen, und wer dies erreichen wollte, mußte sich wohl oder übel an fremdländische Quellen wenden. Hier schuf Wandel ein Vertrag, den Ratzel mit einem unserer ersten Verlagsgeschäfte, dem Bibliographischen Institut in Leipzig, abschloß. In drei trefflich ausgestatteten, von Künstlerhand reich illustrierten Bänden lieferte er eine „Völkerkunde" (1885—1886), welche ebensosehr den Ansprüchen eines größeren Publikums wie auch den Wünschen der Fachleute entgegenkam. Als die Frage eines Neudrucks an ihn herantrat, entschloß er sich dazu, die auf drei Bände verteilte Stoffmasse auf deren zwei (Leipzig 1894) zu konzentrieren, und diese Zusammenziehung hat sogar dem Werke sachlichen Nutzen gebracht. Ratzel arbeitete ebenmäßig als Ethnograph, indem er die Objekte der Museen, vorab in Berlin und Leipzig selbst, in Augenschein nahm, und als ordnender und sichtender Ethnologe, der Analogien und Aehnlichkeiten auch der entferntest wohnenden Völkerschaften ausfindig zu machen trachtet. Mit einer Untersuchung über die „Stäbchenpanzer der nordwestlichen Indianer", welche 1884 in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie erschien, inaugurierte er „die geographische Methode in der Völkerkunde", die seitdem von ihm selbst und seinen Schülern so vielfältig gehandhabt worden ist und eine Menge wertvoller Resultate, zumal auch hinsichtlich der großen Völkerverschiebungen ans Licht gebracht hat.

In ein zwar mehrfach verwandtes, aber doch ganz selbständiges Gebiet sehen wir uns eingeführt, wenn wir gewisse Studien der Betrachtung unterziehen, welche mehr im engeren Sinne geographisch sind, ohne doch je des Hinblickes auf den Menschen, den Mittelpunkt der Schöpfung, gänzlich zu ermangeln. Gemeint sind Darlegungen über das Landschaftsbild und die dessen Wesen bestimmenden Faktoren; gemeint ist ferner ein Essay über das Meer als Grundelement von Völkerleben und Völkergröße — vor allem aber das reizende Büchlein über Deutschland (Leipzig 1898), welches man als eine auf kleinsten Raum zusammengedrängte und doch nichts Wichtiges vermissen lassende deutsche Landeskunde anzusprechen ein Recht hat. Das Talent des sonst gern ins Große und Breite arbeitenden Forschers, auf winzigem Raume einen außerordentlichen Reichtum des Inhalts zusammenzudrängen, erreicht bei dieser Gelegenheit eine so augenfällige Offenbarung, wie niemals sonst.

Daß Ratzel der Geschichte seiner Wissenschaft herzlich zugetan war, ist seinen Freunden und Schülern, welch letztere von ihm erwähntermaßen mit Vorliebe auf historische Motive hingewiesen wurden, wohl bekannt, aber fast möchte man es bedauern, daß er nicht dazu kam, sein ausgebreitetes Wissen und seine Kunst des Schilderns auch in dieser Hinsicht zum öfteren zu betätigen. Aber eine ganze Anzahl von Biographien läßt uns erkennen, wie viel er uns da zu sagen hatte und noch gehabt hätte; die Mitteilungen der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde, A. Bettelheims „Jahrbuch" und in allererster Linie die „Allgemeine Deutsche Biographie" R. v. Liliencrons, zu deren treuesten Mitarbeitern er lange Jahre hindurch gehört hat, sind reich an einschlägigen Zeugnissen. Manchen halb oder ganz vergessenen Mann hat er für die Geschichte der Geographie sozusagen neu entdeckt, so den um die Erforschung der Levante verdienten schwäbischen Arzt Rauwolf, den Madagaskar-Kenner v. Mandelslo, den Kordilleren-Forscher Poeppig. Wenn die Gegenwart des wackeren Straubingers Ulrich Schmiedel wieder eingedenk wurde, der als erster Deutscher in der Reformationszeit weite Fahrten durch Südamerika unternahm, so gab dafür Ratzels Münchener Periode den Anstoß. Nicht ferne stand er auch der Konzeption von Helmolts „Weltgeschichte", in welcher mit der Absicht, dieses Wort in seinem strikt buchstäblichen Sinn zu fassen, wohl zum erstenmal wirklicher Ernst gemacht wird.

Zur physischen Geographie ist Ratzel erst verhältnismäßig spät übergegangen, dann jedoch um so entschiedener; wahrscheinlich regte ihn die Bearbeitung des ersten Teiles seiner „Vereinigten Staaten", worin der Naturcharakter des Landes einer präzisen Beschreibung teilhaftig wird, zur Erweiterung seines Bereiches an. Wir begnügen uns auch hier, einzelnes herauszuheben. Mit den Landschaftstypen Südtirols genau vertraut, tat er dar, daß Lyells Erklärung der bekannten „Erdpyramiden" zwar nicht unrichtig, aber zu schablonenhaft ist und der Natur eine gebundene Marschroute vorschreibt, von welcher sie sich in Wirklichkeit frei macht. Beobachtungen an nordamerikanischen Binnenseen verhalfen ihm zu einer selbständigen Anschauung über das Fjordphänomen, welches er auch bereits mit dem Vorkommen glazialer Bildungen in ursächliche Verbindung brachte. Die Münchener Moränenlandschaft bot ihm bei längerem Verweilen in ihr stets neue Veranlassungen zum Nachdenken, wobei seit 1883 auch Pencks Habilitation an der Universität einigermaßen ins Gewicht fallen mochte. Von den Gletschern weg schritt er vor zu Studien über die „Firngrenze" und über die Schneeverhältnisse überhaupt; was er selbst ermitteln, aus Schriften erlernen und durch verschickte Fragebogen in Erfahrung bringen konnte, legte er nieder in einer inhaltreichen Spezialschrift (Die Schneedecke, besonders in den deutschen Gebirgen, Stuttgart 1889). Die Probleme, welche einem Besucher des Meeresstrandes der stete Kampf von Wasser und Festland vor Augen stellt, zogen den weitgereisten Mann lebhaft an, und noch seine zeitlich letzte Publikation, die sich mit dem „Küstensaum" beschäftigt, ist reich an triebfähigen Keimen für eine auf Einzelheiten eingehende Behandlung. Als Ratzel vor wenigen Jahren der überlieferten Doktrin von der Herausbildung der Weltkörper aus Gasbällen den Fehdehandschuh hinwarf, mußte er erwarten, viele Gegner zu finden, zu denen in diesem Falle auch der Schreiber dieser Zeilen sich rechnen durfte; gleichwohl aber müssen auch sie, worauf wir oben schon anspielten, einräumen, daß erstens die Ansetzung des kritischen Messers an eine vielleicht etwas schematisch gewordene Theorie eine ganz verdienstliche Sache sei, und daß fernerhin die Aufzeigung des scharfen Kontrastes, der zwischen den Kosmogonien von Kant und Laplace obwaltet, der althergebrachten Bezeichnung „Kant-Laplacesche Hypothese" mit gutem Recht ein Ende mache.

Bereits in jenen Jahren stehend, die eine Herabminderung der Arbeitslast nahe genug gelegt hätten, warf der rastlose Mann noch ein zweibändiges Werk auf den Büchermarkt (Die Erde und das Leben, Leipzig 1901—1902), welches in seiner Unmittelbarkeit, Stoffülle und Originalität mit zu seinen kostbarsten Vermächtnissen gehört. Sein Verfahren, die anthropogeographischen Momente aus der Lehre von der unorganischen Natur herauszuschälen und gerade dadurch einen innigen Kontrakt zwischen zwei von Hause aus sich ferner stehenden Hauptabteilungen der Erd-

kunde herbeizuführen, zeigt uns den vielseitigsten der modernen Geographen wieder in ganz neuem Lichte. —

Mehr als eine Skizze sollte den Eingangsworten zufolge an dieser Stelle nicht gegeben werden. Daß dieselbe ihren Zweck nur unvollständig zu erreichen vermag, weiß und fühlt niemand besser als der sie geschrieben. Aber so viel war hoffentlich zu ermöglichen, daß auch Nichtgeographen — denn für die Kollegen bedarf es solchen Beweises nicht — einen Begriff von der Bedeutung des Mannes erhalten, durch dessen vorzeitige Abberufung der deutschen Wissenschaft ein überaus herber und empfindlicher Verlust zugefügt worden ist.

Das Regenmädchen.

Eine zeitgemäße Erinnerung an einen alten Volksbrauch.

Von Karl Dieterich.

Die furchtbare Dürre, die die Hitze dieses Sommers über das deutsche Land gebracht hat, unter deren Verheerungen wir wohl noch lange zu leiden haben werden, hat in unserer nüchternen Zeit wohl nur bei wenigen die Erinnerung an einen längst verschollenen poesievollen Brauch geweckt, der unsere glaubensstärkeren Altvordern über solche Zeiten der Prüfung weghelfen mußte, an den Brauch des um Regen flehenden Mädchens. Ueber diesen, der noch im 11. Jahrhundert in Rheinhessen üblich war, sagt Jakob Grimm in seiner Deutschen Mythologie: „Ein junges Mädchen wurde, ganz entkleidet, nachdem Bilsenkraut an den kleinen Finger seiner rechten Hand, an die kleine Zehe seines rechten Fußes gebunden war, von den anderen Jungfrauen feierlich zum nächsten Fluß geführt und mit der Flut besprengt."

Lebendige Reflexe dieses Brauches sieht Grimm in dem noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Bayern bekannten sog. Wasservogel, d. i. der Knecht, der am Pfingstmontag am spätesten ausgetrieben hat und von den übrigen Burschen in den Wald geführt, um und um mit Laubzweigen oder Schilf gebunden und dann nach feierlichem Umzuge durch das Dorf vom Pferde herab in den Dorfteich geworfen wird. Die Bitte um Regen, meint Grimm, ist hierbei ganz weggefallen und durch eine bloße Pfingstlustbarkeit ersetzt worden, er zweifelt aber nicht, daß jener Zweck im Hintergrunde der Sitte liegt. Ganz ähnliche Gebräuche, bei denen aber das Inswasserwerfen fehlt, führt er aus Niederhessen und Thüringen an; auch hier wurde ein Knabe über und über mit Laub und Zweigen bedeckt und im Triumph umhergeführt, aber nur im Zusammenhang mit den uralten Kampfspielen zwischen Winter und Sommer. Nur aus diesen erklärt sich auch die Laubbekleidung: sie soll die sich wieder mit frischem Grün bedeckende Erde versinnbildlichen. In dem bayerischen „Wasservogel" haben sich also die beiden ursprünglich ganz verschiedenen Gebräuche, das Bitten um Regen — symbolisiert durch den ins Wasser geworfenen Knecht — und die Frühlingsfeier — symbolisiert durch das Bekleiden mit Laub — in freilich ganz unverstandener Weise miteinander vermischt, derart, daß nur das zweite Symbol noch einen lebendigen Sinn hat. Die Sitte, Gott um Regen anzuflehen, ist in unserem Vaterlande früh ausgestorben und zur Farce geworden, offenbar, weil andauernde Trockenheit bei uns glücklicherweise zu den Seltenheiten gehört.

In vollster Lebendigkeit und weitester Ausdehnung ist aber, worauf auch schon J. Grimm hingewiesen hat, der Brauch, Gott um Regen anzuflehen, auf demjenigen Gebiete unseres Erdteils erhalten, der an reichlich sprudelnden Quellen alter Sagen, Sitten und Lieder ebenso reich ist wie an wirkliches Wasser sprudelnden Quellen arm, nämlich in den Balkanländern. Hier erreicht, infolge der karstartigen Natur der Gebirge, die Trockenheit oft einen so hohen Grad, daß die an sich schon so kargen Feldfrüchte rettungslos zugrunde gehen und die Bevölkerung der Hungersnot preisgegeben wird. Besonders die kahlen Hochplateaus in Mazedonien, auf dem Rhodopegebirge und seinen Ausläufern, ist diese Gefahr besonders groß. Dazu kommt der an sich noch kindlich naive Sinn dieser Völker, gleichviel ob es sich um Bulgaren, Serben, Griechen oder Rumänen handelt, die ja überdies alle in ihren volkstümlichen Vorstellungen eine auffallende, auf jahrhundertelang gemeinsamen Schicksalen beruhende Familienähnlichkeit aufweisen. So hat sich auch für das Flehen um Regen eine einheitliche Sitte bei ihnen erhalten, die merkwürdigerweise aus der Vereinigung derselben Elemente besteht wie einst bei uns, nur mit umgekehrter Betonung: ein kleines Mädchen, das eigens zu diesem Zwecke ausgesucht wird, weil es ein armes, vater- und mutterloses Kind sein und nicht über zwölf Jahre zählen muß, wird bei den Bulgaren des Rhodopegebirges, den sogenannten Pomaken, entkleidet, über und über in Laub und Gras gehüllt, so daß nur das Gesicht heraussieht, und dann mit drei bis vier lebenden Fröschen, sowie mit Gebeinen aus einem unbekannten Grabe behängt. Dieses Mädchen heißt bei allen Völkern übereinstimmend **Peperuga** oder **Perperuna**, ein Wort, das bisher noch nicht gedeutet ist, bei den Slawen auch Dodola. Dieses Mädchen wird von einer singenden Mädchenschar von Haus zu Haus geleitet und von der Frau eines jeden Hauses mit Wasser übergossen und mit kleinen Gaben beschenkt. Nach vollendetem Rundgang wird das Gebein samt den Fröschen — letztere offenbar ein Symbol der Feuchtigkeit — in einen Brunnen geworfen. Bei den nichtslawischen Völkern des nördlichen Balkans, bei den Rumänen Mazedoniens und bei den Griechen fehlt das unheimliche Symbol des Totenknochens und der Frösche, dafür aber trägt bei den ersteren das Regenmädchen ein kupfernes Gefäß auf dem Kopf, in das man Mehl und Butter tut. Wenn sie dann genug davon haben, gehen sie in ein Haus, wo aus dem eingesammelten Mehl und Fett ein Fladen gebacken wird. Mit diesem ziehen sie dann an einen Bach, in den alle barfuß hineingehen und im Wasser stehend den Kuchen verzehren.

Bei dem Bittgange singen nun die begleitenden Mädchen jenes Lied, das den Mittelpunkt des ganzen Brauches bildet, ein kurzes, spruchartiges Gedicht, worin Gott um Regen angefleht wird. Es zeigt bei den verschiedenen Völkerstämmen wieder starke Uebereinstimmungen, zum Beispiel singen die Bulgaren so:

Geflogen kommt der Schmetterling,
Von Ackerndem zu Ackerndem,
Von Grabendem zu Grabendem,
Von Winzersmann zu Winzersmann,
Daß auf uns perle feiner Tau,
Der feine Tau, der Früchte gibt,
Zu Lande fall er und zur See,
Daß aller Anbau uns gedeih',
Daß uns gedeihe Wein und Korn,
Der Weizen reiche bis ans Dach,
Die Gerste an die Regentrauf',
Aufwachse bis zum Gurt der Flachs,
Die Kichererbse bis ans Knie,
Daß Nahrung hab' das arme Volk.

Bei den Griechen lautet das Liedchen so:

Regenmädchen geht umher,
Flehet den Allmächt'gen sehr:
Gott, send' Regen dem Gefild,
Einen Regen sanft und mild,
Daß aufblühen nach dem Regen
Und die Welt erfreu'n mit Segen,
Korn und Baumwoll', und ersprießen
Tauige Gräser auf den Wiesen.
Wasser werd' zum Meere fast,
Daß zum Haufen der Ertrag,
Jede Aehre Scheffel faßt,
Jeder Weinstock eine Last.

Aehnlich, doch kürzer und offenbar stark verstümmelt sind die serbischen und südrumänischen Fassungen.

Dieses Lied nun, zu dem das Regenmädchen tanzt, ist darum so bemerkenswert, weil es zweifellos auf einen alten, sonst nirgend erhaltenen Kultgesang zurückgeht. Schon der Kaiser Markus Antoninus berichtet in seinen Selbstbetrachtungen von einem ganz ähnlich beginnenden Bittgesang der Griechen, welcher lautet: „Laß regnen, regnen, lieber Zeus, auf das Gefilde der Athener und auf die Ebenen!" Und ebenso erflehten nach altrömischem Brauch die Bauern barfuß von Jupiter Regen, wie Petronius berichtet.

Die Ausschmückung des Mädchens mit Laub und Blumen aber erinnert deutlich an einen ähnlichen Brauch der Tegeaten, die bei gewissen religiösen Feierlichkeiten durch einen Knaben die mit Blumen geschmückte Wiese darstellen ließen. Also offenbar wieder ein alter Frühlingskult, wie wir ihn auch in dem entsprechenden deutschen Brauch der Laubeinkleidung erkannt hatten.

So müssen wir in dem Bittgang des Regenmädchens, wie er noch auf dem Balkan geübt wird, die Verquickung zweier ursprünglich getrennter Gebräuche annehmen: das Flehen um Regen und Fruchtbarkeit, symbolisiert durch das Begießen des Kindes mit Wasser und die Absingung des Liedes, um die Gottheit günstig zu stimmen, bildet den Kern der Sitte. Und da die ersehnte Wiederbelebung der Natur durch den Regen nach der langen Sommerhitze unwillkürlich erinnerte an die Verjüngung der Erde durch den Frühling, übertrug man die Sitte des Laubumhüllens, wie sie noch in den Pfingstspielen zutage tritt und ursprünglich ein Bestandteil der Frühlingsfeste bildete, auf jene Regenerflehung. Der Wunsch, die Welt aus sommerlicher Dürre errettet zu sehen, vereinigte sich mit der Freude über ihre ähnliche Errettung aus dem erstarrenden Winterschlaf und floß mit ihr in eins zusammen; der Bittgang der nackten Büßerin hüllte sich in den lieblichen Blütenflor des Frühlings.

Bücher und Zeitschriften.

Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. 3. Auflage, unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten herausgegeben von D. Albert Hauck. 13. Band („Methodismus in Amerika" bis „Neuplatonismus".) — 14. Band („Newman" bis „Patrimonium Petri"). Leipzig. Hinrichssche Buchhandlung. 1903. 1904.

Der vornehme, echt wissenschaftliche Geist, der in dem großen Werke waltet, und die treffliche Leitung, die im Bunde mit dem verständnisvollen Verleger über dem planmäßigen, pünktlichen Fortgange der dritten Auflage wacht, sind bei Anzeige der früheren Bände oft anerkannt worden. Die beiden neuen Bände (13 und 14) zeigen gleich ihren Vorgängern die großen Vorteile wie die kleinen Nachteile, die im Zusammenwirken so vieler, naturgemäß nach Richtung und Eigenart verschiedener Fachmänner begründet liegen. Mancherlei Gaben, aber e i n Geist: so soll es ja in protestantischer Theologie sein! Da dem Programm des Gesamtwerks gemäß überall auf die Quellen zurückgegangen und die besondere Literatur für jeden Gegenstand ausführlich nachgewiesen wird, ist überdies der Benutzer der Enzyklopädie imstande, zumeist schon aus dieser selbst, immer aber durch tieferes Studium auf den von ihr gewiesenen Pfaden sich eigenes Urteil zu bilden. Es ist erstaunlich, welcher Fülle und Mannigfaltigkeit des theologischen Stoffes man auf dieser Wegstrecke von M nach P begegnet. Dem Alphabete nach (Band 13) von „Methodismus" (Nuelsen) bis „Neuplatonismus" (M. Heinze), der Zeitfolge nach von „Mose" (v. Orelli) über „Moab" (Buhl), „Midrasch" (Strack), „Montanismus" (Bonwetsch), „Monarchianismus" (Harnack), „Nestorius" (Loofs) und die „Nestorianer" (Keßler), „Monophysiten" und „Monotholeten" (G. Krüger), „Mönchtum" (Grützmacher), „Molanus" (Hauck), „Molinos" (Zöckler), „Mosheim" (Bonwetsch), „Neander" (Joachim: Simons; August: Uhlhorn) bis zu „Mormonismus" (v. Pelt) und den ausführlichen Monographien zum Stichworte „Mission" (innere und äußere, katholische und evangelische, Judenmission: Kahlenbeck, Steitz, Grundemann, Warneck, Heman) und wiederum (Band 14) von „Newman" (Kattenbusch) bis „Patrimonium Petri" (Brackmann), der Zeitfolge nach von „Ninive und Babylon" (Jeremias), „Palästina" (Guthe), „Passah" (israelitisch-jüdisches: v. Orelli; altkirchliches: Preuschen und Drews), über „Novatianus" und „Optatus" (Harnack), „Ophiten" (Liechtenhan), „Nicänisches Konzil" (Bernoulli), „Nikolaus" (Päpste I. bis V.: Böhmer, Mirbt, Benrath), „Occam" (Seeberg), „Opus supererogationis" (Seeberg), „Okolampad" (Hadorn), „Nürnberger Religionsfriede" (Kolde), „Edikt von Nimes" († Schott) bis zu den Namen des 19. Jahrhunderts: „Overberg" (Zöckler), „Newman" (Kattenbusch), „Nitzsch" (Nitzsch). Es ist unmöglich, eine kurze Auswahl der Stichworte zu treffen, die nicht durch Schweigen und Uebergehen unbillig ausfiele. Konnte manches noch nicht Veraltete aus der zweiten Auflage herübergenommen werden, so mutet doch der ganze Band neu und modern an und steht, als Ganzes genommen, auf der Höhe der Zeit. Und wie der Stoff angeschwollen ist, wie die Ansprüche gewachsen sind, zeigt am besten der vergleichende Blick auf beide frühere Auflagen. Band 14 der ersten schloß mit dem Artikel: „Stand (doppelter) Christi", der entsprechende der zweiten reicht bis „Stuttgarter Synode"; und doch muß man billig anerkennen, daß mit dem Raume in der dritten nicht verschwenderisch umgegangen worden ist. Wenn so gearbeitet und solche Arbeit der gelehrten Theologie, die man gern im vertrauten Bunde mit Philologie, Philosophie und Geschichte sieht, im weiteren Kreise gewürdigt und verwertet wird, kann es trotz mancher minder freundlicher Zeichen der Zeit noch nicht schlecht um den deutschen Protestantismus stehen, dessen Lage und Aussichten von seinen Bekennern heutzutage leider oft gar zu kleinmütig angesehen werden. Nur mutig vorwärts! Freilich: Theologia inerudita est Ilias malorum! (Melanthon) — aber die „Sprachen", die „frommen und gelehrten Studien", sind (nach Luther) die beste Scheide für das Schwert des Geistes!

S a n d e r.

Schule und Schülerkraft. Von J. B. P a t z a k. Mit 116 graphischen Tafeln. Pichlers Witwe u. Sohn. Wien und Leipzig.

Sehr lehrreich und anziehend für Schulmann und Arzt, sowie jeden, der sich aus Interesse oder Pflicht mit Schülerhygiene befaßt. Die Untersuchungen sind von einem Laien bei verschieden begabten Schülern einer Volksschule, eines Gymnasiums, einer Handelsakademie in Prag in zwei Zeiträumen mit großem Geschick und außerordentlichem Fleiß angestellt. Die bezüglich Arbeitszeit und -leistung, Ruhe- und Schlafdauer gemachten Erfahrungen übertrug Verfasser in origineller Weise und auf den ersten Blick beweisender Art auf farbige Tafeln, welche tadellos ausgeführt sind. Der klare Text erläutert die aus den Beobachtungen zu ziehenden Schlüsse. Der ungeteilte Unterricht, der ja in München neuerdings versucht werden wird, hat sich nach dem Verfasser deshalb nicht bewährt, weil seine lange Dauer große Ermüdung im Gefolge habe, oft so sehr, daß mittags die Nahrungsaufnahme darunter litt. Bekanntlich hat man in anderen Städten günstigere Eindrücke gewonnen. Bei fast allen Schülern zeigte sich die Arbeitsdauer weit ausgedehnter, die Ruhezeit viel kürzer als an dem vom Verfasser angenommenen Normaltag, welcher absichtlich gegenüber den Forderungen der Schulhygieniker ein Maximum an Beschäftigung, ein Minimum an Pausen vorsieht. Ja, ein Teil der Schüler arbeitete viel länger als ein Arbeiter, wobei auch neben den häuslichen Schreib- und Lernaufgaben die private Tätigkeit (Musik, Instruktionen u. s. w.) mit eingerechnet ist. Des Verfassers zahlreiche und vertrauenswürdige Schülererforschungen deuten bezüglich fast aller angeführten Zeitverhältnisse auf eine Ueberbürdung hin. Leider fehle den österreichischen Mittelschulen, mit einzelnen Ausnahmen, der beobachtende Schularzt. Nur deshalb würden die durch Ueberanstrengung entstehenden Gesundheitsschädigungen erst dann erkannt, wenn die vollständige Behebung nicht mehr möglich sei. Dadurch würden nervöse und körperliche Schwächezustände ins praktische Leben mitgenommen, welche Leistungs- und Erwerbsfähigkeit herabsetzen können.

München. Dr. D o e r n b e r g e r.



Allgemeine Rundschau.

Das Wikingerschiff auf Slagen.

-bra. **Christiania**, 15. Aug. Mit dem in den letzten Wochen vielgenannten Wikingerfunde auf Slagen, welcher — wie in der Allgemeinen Zeitung bereits kurz gemeldet worden ist — zur Zeit auf Veranstaltung der norwegischen Regierung ans Tageslicht gefördert wird, hat es allem Anschein nach eine interessante historische Bewandtnis. Der Platz, auf welchem das altertümliche Fahrzeug entdeckt wurde, gibt nämlich mit nahezu unumstößlicher Gewißheit an die Hand, daß es sich um den Begräbnisplatz eines Wikinger-Königs Namens Oistein handelt, von dem in Sage und Ueberlieferung mannigfaltige Siege und Heldentaten berichtet werden. Der riesengroße Grabhügel, in dem das Schiff gefunden wurde, befindet sich etwa eine halbe Stunde von dem Vestfeld- oder Jersoe-Fjorde (dem „Jarlsoe" der Sage) entfernt, in welchen die Wasser eines Baches einmünden. Tiefe Einschnitte in dem zur Zeit von Moränengeröll angefüllten Flußbette lassen erkennen, daß das gegenwärtig recht unbedeutende Gewässer in alten Zeiten eine höchst ansehnliche Stärke gehabt haben muß und daß es bei hohem Wasserstande keine allzugroßen Schwierigkeiten verursacht haben kann, den mächtigen Schiffsrumpf nach seiner jetzigen Unterkunftsstätte zu überführen. Der Bergrücken, an dessen Lehne der Wikinger solchergestalt sein stolzes Grabmal erhielt, führte ursprünglich die Bezeichnung Raden, welche heute in das dem Telemarkener Dialekt entsprechende „Raet" umgebildet worden ist. Bestimmte Anzeichen weisen darauf hin, daß die gesamte Umgebung des Jersoe-Fjordes bis in historische Zeiten hinein von mächtigen Eichenwäldern bedeckt war, in deren wildgesegneten Tiefen noch die jagdbegeisterten Jungmannen Halfdan Hvitbejus und Ragnvald des Ehrenreichen ihrem Lieblings-„Idrott" obgelegen haben dürften. Halfdan Hvitbejus' Nachfolger war Oistein Westfold, einer der Vorfahren Harald Haarfagers, des späteren Nationalhelden und Volksführers, der um das Jahr 900 n. Chr. sämtliche Stammesfürsten des Landes seinem Szepter tributpflichtig machte und die kleinen Königtümer der Süd- und Westküste in königliche Lehen verwandelte. Von Oistein meldet die Sage in ihrer schmucklos naiven Erzählungsweise folgendes: „König Oistein regierte Westfold (den Mittelpunkt von Westfold bildete eben der Jersoe-Fjord) solange er lebte. Sein Zeitgenosse und Widersacher war König Skjold auf Varna; dieser war sehr zauberkundig. König Oistein fuhr deshalb mit einigen seiner Heerschiffe hinüber nach Varna und verheerte diesen Ort und nahm an sich alles, was er fand, Kleider, Werkzeug und Waffen und andere Sachen, desgleichen der Bauern Geräte. Nachdem er den Strandraub beendet, zog er mit seinen Mannen frohgemut wieder von dannen. Da nun König Skjold mit seinem Heere zum Strande kam, war Oistein schon weit über Wasser und Skjold sah nur noch die weißen Segel der feindlichen Drachenschiffe in der Ferne leuchten. Da ergriff Skjold voller Ingrimm seinen Mantel, schwang ihn zu Häupten und blies hinein. Als nun Oisteins Boote auf Jarlsoe zuhielten, saß der König selbst am Ruder. Eines der Boote aber wurde plötzlich von den Wellen auf das Königsschiff getrieben, daß Oistein vom Segelbaum getroffen wurde und also tot auf der Stelle blieb. Seine Jungmannen nahmen die Leiche und führten sie stromaufwärts an Land und ein Grabmal ward errichtet auf Raden mit allem, was König Oistein auf seiner Fahrt erbeutet. Der Skalde Tjodolf aber dichtete eine Totenrune, in welcher er König Oisteins Hinfahrt also beklagte:

Oistein sank
Durch den Schlag des Segels
Zu Ynleifs
Brudertochter,
So ruhet
Unter Höhen von Steinen
An Radens Rand
Der Häuptling der Kämpen
Dort, wo bei dem König
Der eiskalte
Vadle-Elf
Seine Wasser mündet
Im gantischen Wik.[1])

[1]) Wik bedeutet im Altnordischen das gleiche wie Fjord, woher auch die Bezeichnung „Wikinger" = Fjordbewohner

Schon ein oberflächlicher Vergleich der topographischen Bezeichnungen läßt die Vermutung aufkommen, daß Oisteins Hünengrab und das stolze Königsgrab auf Raden in einem gewissen Zusammenhange stehen. Allerdings ließe sich die Annahme rechtfertigen, daß neben dem Raden-Grabe auch noch andere Grabmale aus der Wikingerzeit den Strand des Jersoe-Fjordes einsäumen. War doch auch die Entdeckung des Slagenfundes lediglich ein reines Spiel des Zufalls, da keinerlei äußeres Anzeichen mehr auf das Vorhandensein jener alten Begräbnisstätte hindeutete. Eine derartige Möglichkeit kann also — wenn schon vollkommen hypothetisch — nicht unbedingt bestritten werden. Für die Identifizierung des Radengrabes kommt aber in Betracht, daß der Inhalt der königlichen Grabstätte mit nahezu zwingender Notwendigkeit auf eine Verbindung mit der Persönlichkeit des streitbaren Varna-Fahrers hindeutet. Wie schon mitgeteilt wurde, sind im Innern der eigentlichen Grabkammer eine große Anzahl prächtig geschnitzter Tierköpfe und mystischer Darstellungen aufgefunden worden, deren Eigenschaft als altertümliche Amulette und „Troll"-Werkzeuge auf den ersten Blick in die Augen fällt. Derartige Zaubergegenstände sind bisher in keinem zweiten Wikingergrabe angetroffen worden, trotzdem man ihrer zu Hunderten an den verschiedensten Orten sowohl Norwegens wie Schwedens untersucht hat und es liegt somit zum mindesten die Wahrscheinlichkeit vor, daß jene Fundgegenstände aus dem Geheimkabinett des „zauberkundigen" Varna-Königs entstammen. Da bis jetzt nur ein geringer Teil des gigantischen Grabmals aufgedeckt worden ist, so liegt die Möglichkeit vor, daß weitere Runenfunde noch ein bestimmteres Licht über die historische Bedeutung desselben verbreiten helfen. Zu bemerken ist, daß das Schiff vollständig ausgerüstet und in allen Teilen vorzüglich erhalten ist; es hat eine Länge von 20 und eine Breite von 7 Metern, die Tiefe ist noch nicht ermittelt.

*

Neue Ausstrahlungen.

In der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Verlag von G. Fischer, Jena) lesen wir, daß Blondlot schon wieder eine neue Art Ausstrahlung mit Hilfe des phosphoreszierenden Schwefelcalciumschirmes entdeckt zu haben glaubt (Comptes rendus vom 13. Juni 1904). Hält man nämlich senkrecht über den leuchtenden Schirm eine Münze (z. B. ein Zweifrankstück), so soll die Phosphoreszenz deutlich gesteigert werden, und dies sogar bei einer Höhe der Münze von mehreren Metern, wofern sie nur genau senkrecht über dem Schirm gehalten wird. Jede seitliche Verschiebung oder Neigung bedingt dagegen sofortiges Aufhören der Wirkung und wenn die Münze unter den Schirm gehalten wird, so wirkt sie nur auf wenige Zentimeter Entfernung. Blondlot nimmt daher das Vorhandensein einer beständigen und nach allen Richtungen erfolgenden Ausströmung eines materiellen Stoffes an, der der Schwere gehorcht und die Phosphoreszenz des Schwefelcalciums beim Auftreffen zu steigern befähigt ist. Die Experimente sollen außer mit Silber auch mit Kupfer, Zink, Blei und befeuchtetem Karton gelungen sein, während Gold, Platin, Glas und trockener Karton wirkungslos blieben. Orientiert man die Münze in vertikaler Stellung, so findet man Wirkung auf zwei Kurven, die zwar keine genauen Parabeln zu sein scheinen, aber sonst mit langsam nach beiden Seiten ausfließenden Flüssigkeitsstrahlen Aehnlichkeit haben. Verschiedene Kontrollversuche (mit sich begegnenden, schrägen Strahlen u. s. w.) sollen durchweg die vorgetragene Auffassung bestätigt haben. Papier und Karton werden von der Ausströmung durchdrungen, Glas dagegen nicht; von letzterem prallt dieselbe zurück wie ein Wasserstrahl. — So sehr uns auch, fügen die Herausgeber der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift hinzu, dieser neuesten Entdeckung gegenüber dieselbe Skepsis am Platze erscheint wie bei den N-Strahlen, glaubten wir sie unseren Lesern doch nicht vorenthalten zu dürfen. Nach einer Mitteilung vom 26. Juni ist die in Rede stehende Emanation vom Magneten ablenkbar und zwar erklären sich Blondlots Beobachtungen durch die Annahme, daß von der Münze sowohl unelektrische als auch positiv und negativ geladene Teilchen ausströmen. Dementsprechend wirken auch elektrisch geladene Körper ablenkend auf die Emanation ein. Ein

Luftstrom führt übrigens gleichfalls die Emanation mit sich fort. — Ferner hat auch Bichat am phosphoreszierenden Schirm eine Anzahl merkwürdiger Helligkeitsschwankungen, die z. B. durch die Nähe gewisser Gase hervorgerufen werden, bei völlig ausgeruhtem Auge beobachtet (Comptes rendus vom 24. Mai), die ihn zu dem Ausspruch führen: „Alle diese Tatsachen zeigen, daß die Helligkeitsschwankungen eines phosphoreszierenden Schirmes mit großer Empfindlichkeit alle Veränderungen anzeigen, welche sich in einem Körper infolge der verschiedensten physikalischen, chemischen oder physiologischen Einwirkungen vollziehen."

✱

Kleinere Mitteilungen.

* **Ueber die nächtlichen Wanderungen winziger Krebstiere** sind an der **biologischen Station in Plön** wertvolle Beobachtungen gemacht worden. Man wußte bereits, so berichtet darüber der Hamburger Korrespondent, daß in den tiefen Alpenseen ein Aufsteigen der Krebstiere stattfindet. Bei Tage halten sich nämlich diese Lebewesen in den tieferen Wasserschichten auf, die nicht vom Sonnenlicht erreicht werden, zur Nachtzeit dagegen finden sie sich dicht an der Oberfläche ein. Ob eine derartige Wanderung auch in den flacheren norddeutschen Seen vor sich geht, war bisher unbekannt, da die Untersuchungen, die in dieser Richtung angestellt wurden, keinen Erfolg hatten. Jetzt hat aber der Leiter der Station in Plön, Dr. Otto Zacharias, in Gemeinschaft mit Dr. F. Ruttner den Beweis erbracht, daß im Großen Plöner See bei Beginn der Dunkelheit in der Nähe der Oberfläche eine große Ansammlung der Krebstiere stattfindet und gegen Mitternacht ihren Höhepunkt erreicht. Dies dauert bis ungefähr 2 Uhr morgens, worauf sich die Krebstierbevölkerung wieder in die Tiefe zurückzieht, bis gegen 6 Uhr morgens der gewöhnliche Tageszustand erreicht ist. Infolge dieses eigentümlichen Aufsteigens der kleinen Krebstiere enthält die obere Wasserschicht des Plöner Sees um Mitternacht etwa zwanzigmal so viel von diesen Tieren, als um 12 Uhr mittags. Diese bemerkenswerte biologische Tatsache beruht auf dem sogenannten negativen Heliotropismus der Krebstiere, d. h. auf ihrer Scheu vor dem grellen Tageslicht. Diesem gehen die Tiere aus dem Wege, indem sie bei hohem Sonnenstande so weit in die Tiefe des Sees hinabtauchen, bis sie den ihnen am meisten zusagenden Grad der Lichtdämpfung auf ihrer Abwärtswanderung vorfinden. Bricht die Nacht herein, kommen sie aber wieder nach oben, um dort ihre Nahrung, die Schwebealgen zu suchen, die gerade wegen ihres Lichtbedürfnisses an der Oberfläche in reicher Menge zu finden sind.

✱

Hochschulnachrichten.

* **Erlangen.** Privatdozent Dr. Stoeckel von der hiesigen Universität hat die Berufung zum Oberarzt an der Bummschen Frauenklinik in Berlin angenommen.

* **Heidelberg.** Der Privatdozent für Chirurgie an der hiesigen Universität Dr. O. Simon ist zum dirigierenden Arzt der chirurgischen Abteilung des Vinzentius-Hauses in Karlsruhe ernannt worden.

hc. **Bonn.** Zum Lektor der französischen Sprache an der hiesigen Universität ist Louis Joliet aus Paris ernannt worden.

* **Göttingen.** Wie die Frankfurter Zeitung meldet, wurde das reichhaltige Herbarium des verstorbenen Naturforschers Dr. W. Behrens von dem Vater des Verstorbenen dem botanischen Museum an der hiesigen Universität als Geschenk überwiesen. Es enthält 6000 Planzenarten, darunter solche von den Canarischen Inseln, aus Algerien, Madeira, von den Azoren, aus Kleinasien und von St. Thomas.

-dt. **Marburg.** Im 65. Lebensjahre verschied infolge eines Schlaganfalles gestern abend der ordentliche Professor der Philosophie Dr. Julius Bergmann. Schon seit längerer Zeit war er wegen Kränklichkeit vom Kolleghalten entbunden. Bergmann war der Begründer der Philosophischen Monatshefte.

hc. **Braunschweig.** Der Kunsthistoriker Dr. phil. Berthold Daun ist an der hiesigen Technischen Hochschule als Privatdozent für neuere Kunstgeschichte aufgenommen worden. Seine Habilitationsschrift handelt über Veit Stoß und seine Schule in Deutschland, Polen und Ungarn.

* **Berlin.** Der Archäologe Professor Dr. F. Freiherr Hiller v. Gaertringen ist zum wissenschaftlichen Beamten bei der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

hc. **Kiel.** Der Vorsteher des Bakteriologischen Instituts für Tierseuchen der Landwirtschaftskammer für Schleswig-Holstein, Tierarzt Dr. Ernst Joest, ist als ordentlicher Professor für pathologische Anatomie an die Tierärztliche Hochschule in Dresden berufen worden.

* **Rostock.** An der hiesigen Universität sind der Privatdozent der Irrenheilkunde Dr. Scheven, Assistent des Professors Schuchardt, und Dr. Ehrich, Oberarzt an der chirurgischen Universitätsklinik unter Professor Wilhelm Müller, zu Professoren ernannt worden.

* **Prag.** In Kiritein bei Brünn starb plötzlich der Professor der Baumechanik an der deutschen technischen Hochschule in Prag Karl v. Ott. Er stand im 70. Lebensjahre.

* **Genf.** Wie man der Neuen Zürcher Zeitung meldet, wird an Stelle des verstorbenen Prof. Friedrich Zahn der derzeitige Inhaber des Lehrstuhls der pathologischen Anatomie in Lausanne, Dr. H. Stilling, an die hiesige Universität berufen werden.

✱

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Das Wunderblut zu Wilsnack: Niederdeutscher Einblattdruck mit 15 Holzschnitten aus der Zeit von 1510 bis 1520. Nach mehreren in der königl. Universitätsbibliothek in Greifswald aufbewahrten Fragmenten herausgegeben von Paul Heitz. M. e. Einl. von W. L. Schreiber. (Drucke und Holzschnitte des 15. und 16. Jahrhunderts in getreuer Nachbildung. X.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 17 (Qu.) S. — Hans Rau: Der Sadismus in der Armee. Berlin 1904. Hugo Bermühler. 64 S. — Karl Holzinger-Rodenstein: Spielmannslieder. Neue Gedichte. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 64 S. — D. Fr. Naumann: Der Streit der Konfessionen um die Schule. Berlin-Schöneberg 1904. Buchverlag der Hilfe. 59 S. — Dr. Ottmar Dittrich: Grundzüge der Sprachpsychologie. I. Band: Einleitung und allgemeinpsychologische Grundlegung. M. e. Bilderatlas. (95 Tafeln.) Halle 1904. Max Niemeyer. 786 S. — Rudolf v. Gottschall: Das goldene Kalb. Roman. 2. Aufl. Berlin 1904. Eduard Trewendt. 570 S. — Dr. Walter Cohen: Studien zu Qentin Metsys. Ein Beitrag zur Geschichte der Malerei in den Niederlanden. Bonn 1904. Friedrich Cohen. 90 S. — Die Reichsgesetze betr. die Entschädigung für unschuldig erlittene Verhaftung und Bestrafung. Erläutert von Dr. jur. A. Romen. Geh. Kriegsrat und vortr. Rat im Kriegsministerium. Nebst e. Anh., enth. die Vorschriften der Strafprozessordnung . . . über den Schadenersatz und das österr. Gesetz, betr. dic Entschädigung für ungerechtfertigt erfolgte Verurteilung. (Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze. No. 73.) Berlin 1904. J. Guttentag. 192 S. — Dr. Wilhelm Bode: Industrie und Gasthaus-Reform. Ein Bericht. Leipzig 1904. K. G. Th. Scheffer. 32 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 27. August. Nummer 196.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Konfessionelle Jugenderziehung.

„Religion ohne Konfession ist Konfusion“ — mit diesem oberflächlichen und irreführenden Schlagworte hat der Bamberger Domdekan Dr. Schädler auf der großen diesjährigen Zentrumsheerschau, die von dem Ultramontanismus erhobene Forderung eines streng durch alle Stadien unserer Jugenderziehung, von der Volksschule bis herauf zur Hochschule, durchgeführten Konfessionalismus begründet. Seine vieltausendköpfige Zuhörerschaft stimmte, wie ein zuverlässiger Bericht bemerkt, diesem frech in die Welt hinausgeschleuderten Satze, der doch nur für Geister, die des eigenen Nachdenkens sehr entwöhnt sind, die Bedeutung eines Argumentes haben kann, mit „großer Heiterkeit“ zu. Nicht Einer fand sich, so scheint es, unter diesen vielen Tausenden, der dabei in dem Gedanken an den Begründer des Christentums traurig sein Haupt verhüllt und geseufzt hätte: „Herr vergib ihnen, sie wissen nicht was sie tun!“ Nicht Einer, der sich deutlich bewußt geworden wäre, welch' große Versündigung nicht nur gegen den wahren freiheitlichen christlichen Geist, sondern auch gegen die Jugend und gegen die Zukunft unseres Volkes in der Forderung begründet liegt, schon den Kleinen, von denen Christus sagte, man möge sie zu ihm kommen lassen, Herz und Gemüt mit den dogmatischen Subtilitäten konfessioneller Unterscheidungslehren zu beschweren und diese Saat sich immer weiter im Verlaufe der Erziehung zu unheilvoller Blüte ausreifen zu lassen. Keine Stimme erhob sich in dieser Versammlung, auf die in prunkvollen Gottesdiensten und Prozessionen doch der Geist Christi herabgefleht worden war, zu der wenn auch nur schüchternen Frage, ob es denn wirklich im Sinne des Heilands sei, wenn von früh auf den Angehörigen eines großen Volkes religiöses Mißtrauen oder gar fanatischer Haß gegen die „andersgläubigen“ Volksgenossen anerzogen werde, wenn der Glaubenshochmut, der unwillkürlich die Folge jeder prinzipiellen und strengen konfessionellen Jugendlehre ist, mit Sorgfalt ausgebildet und gepflegt werde, wenn der Sinn der Jugend anstatt auf die ewig rauschenden Quellen der unvergänglichen und für alle Menschen gemeinsamen ethischen Wahrheiten, die in Christi Lehre enthalten sind, auf die starren Scheidewände hingelenkt werde, die von der Geschichte und Tradition, von menschlicher Leidenschaft und irdischer Willkür zwischen den einzelnen „Bekenntnissen“ errichtet worden sind.

Von allen Reden, die auf dieser letzten Katholiken-Versammlung gehalten worden sind, hat wohl keine einen in ihrem innersten Grunde so aufreizenden und friedenstörenden Charakter, wie die des Bamberger Domdekans über die Konfession in der Schule. Denn wenn sie auch zum Schlusse in den Ruf austönt: „Christus soll herrschen in der Schule!“ läßt ihr ganzer Inhalt doch nicht im Unklaren darüber, daß es nicht Christus, sondern die Kirche ist, die herrschen soll. Nicht die Jugenderziehung im Sinne des Heilands, wie sie uns durch seine Worte und durch sein Beispiel überliefert worden ist, wird angestrebt, sondern die Heranbildung eines im Dienste des Dogmas und des herrschenden Kirchentums streitbaren Geschlechtes. Religion ohne Dogma ist dem Redner ein Unding; er vergißt dabei, daß seine Forderung einer streng konfessionellen Erziehung auf dem Dogma ohne Religion beruht. Der große religiöse Indifferentismus, den er mit Recht beklagt und den er lediglich der Simultanschule in die Schuhe schiebt, ist am meisten aufgenährt worden durch die starr dogmatische und streng konfessionelle Erziehung, über der nur allzu häufig die Bedürfnisse des wahren und tief in jedem Kinderherzen ruhenden religiösen Empfindens vergessen werden. Fühlen sich nicht Tausende und Abertausende gerade in den Jahren, in denen der Geist am empfänglichsten für religiöse Eindrücke und ethische Wahrheiten ist, von dem dogmatischen Beiwerk, das ihnen anstatt eines einfachen Glaubensinhaltes geboten wird, auf das schärfste abgestoßen? Wird nicht das unmittelbare und reine religiöse Empfinden so vieler junger Menschenkinder geradezu mißhandelt durch den zu einem starren Lehrgebäude voller Formeln und Regeln veräußerlichten konfessionellen Religionsunterricht? Die Empfindung, daß das Christentum und die Kirche nicht dasselbe sind, daß der einfache und ursprüngliche Inhalt der Lehre des Heilands durch das kirchliche Dogma überdeckt und verdunkelt ist, bildet meistens den ersten Anstoß zu der Entwicklung des religiösen Indifferentismus gerade in den selbständigsten und kräftigsten geistigen Naturen. Denn mit der trockenen Schale, deren Wertlosigkeit ihnen klar geworden ist, werfen solche Naturen dann auch den Kern fort, der ihr Innenleben mit reicher Nahrung erfüllt haben würde.

Freilich das wird gerade von denen am wenigsten eingesehen, die zur Pflege und Heranbildung des religiösen Sinnes in der Jugend amtlich berufen sind. Häufig genug sind — auch an dieser Stelle — aus dem Lager der gläubigen und von warmem christlichen Empfinden erfüllten Katholiken schon Stimmen laut geworden, die sich über die konfessionelle Belastung des Religionsunterrichtes mit dogmatischem Beiwerk beklagt haben, die auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Vereinfachung der christlichen Jugendlehre hingewiesen haben, auf die vielen wertvollen Anregungen interkonfessioneller Art, die zur Belebung des religiösen Empfindens in unserer Jugend herangezogen werden könnten. Solche Stimmen verhallen ungehört und unbeachtet in dem Lärm, den die fanatischen Eiferer um die Rettung des kirchlichen Dogmas anstellen. Wäre nur eine dieser Stimmen, etwa im Anschluß an die Schädlersche Rede, auf dem jüngsten Katholikentage laut

geworden! Aber wo blieb da die eigentliche christliche, um das Heil der Jugend wirklich besorgte Gesinnung? Die konfessionelle Erziehung lediglich als ein politischer Faktor, als eines der Kampfesmittel, durch die die Kirche sich ihre Machtstellung auch für die fernste Zukunft sichern werde, bildet den unwidersprochenen Grundinhalt der Rede des Bamberger Domdekans. Stolzes Pochen auf die vermeintlichen Rechtstitel der Kirche, die Volkserziehung gänzlich in die Hand zu nehmen, Verdächtigungen und Verleumdungen der Andersdenkenden, die den Religionsunterricht nicht frei von christlichem Geiste, aber frei von der Kirche als einer in ihren letzten Zielen politischen Organisation halten wollen, Herabsetzen des Staates als eines „Abstraktum" — als ob nicht auch der Begriff „Kirche" ein Abstraktum wäre —, mancherlei törichte Insinuationen und Gemeinplätze aller Art — das alles tönte und dröhnte den Tausenden von Zuschauern laut in die Ohren; aber keine Spur von Selbsteinkehr, von einem Hinweis auf das Wesentliche, worauf es bei der religiösen Jugendlehre ankommt, auf die Verinnerlichung und Vertiefung der Erziehung durch die Durchtränkung des religiösen kindlichen Empfindens mit einfacher christlicher Gesinnung war in diesen Worten zu finden. Und tosender Beifall begrüßte den Redner, der wieder einmal den Namen des Heilands zu einer Verteidigung der politischen Bestrebungen und Ziele der Kirche auf die Lippen genommen hatte.

Nicht nur die Volksschulen, auch die Mittelschulen und die Universitäten sollen nach den Aeußerungen dieses Redners von konfessionellem Geiste geleitet sein. Also Konfessionsschule durch alle Stadien unserer Jugenderziehung! Konfessionelle Scheidewände gegenüber allen, den einfachsten und den höchsten Betätigungen unseres Geisteslebens, soweit es sich nicht unter das kirchliche Dogma fügt, gegenüber der wissenschaftlichen Forschung, die nicht die Approbation von Rom hat, gegenüber allem freien Leben, das sich in der Tiefe unseres Volkslebens und unserer Volksseele regt! Nicht wahres, selbstempfundenes Christentum, sondern Konfession! Nicht Geistes- und Gewissensfreiheit, sondern Konfession! — Im Grunde müssen wir dem Herrn Domdekan dafür dankbar sein, daß er so frei von der Leber weg gesprochen hat, denn nun wissen wir ja, welches die letzten Ziele des Ultramontanismus bei der Forderung von Konfessionsschulen sind. Das kirchliche Dogma, die in konfessionelle Schranken gebundene Religion — wie bald hört eine solche Religion auf, wirklich Religion zu sein! — soll auf unser geistiges Leben gelegt werden wie eine schwere, steinerne Grabesplatte, die alles selbständige Fühlen und Denken erstickt; starre Scheidewände sollen aufgerichtet werden zwischen den Anschauungen der zu verschiedenen Konfessionen gehörigen Volksgenossen; die Kirche, nur die Kirche — denn sie allein hat ja die „Rechtstitel, die älter sind, als die des Staates" — soll die Jugend und die Zukunft des Volkes beherrschen! Und das alles verbirgt sich schlau hinter dem Namen des Heilands. Wenn er jetzt wieder käme, der Heiland, und leibhaftig unter die Menschen träte, so würde er wohl abermals die Kleinen zu sich kommen lassen — ob aber nach Konfessionen eingeteilt? Diese Frage möge uns Herr Schädler auf dem nächsten Katholikentage beantworten.

O. B.

Eine alte deutsche Revision des Prozesses Jesu.

Anläßlich des in der Beilage besprochenen sensationellen Buches des italienischen Advokaten wird es das deutsche Publikum interessieren, daß die Revision des Prozesses Jesu, die überhaupt „nichts Neues" ist, vor dritthalb Jahrhunderten im gelehrten Deutschland schon ziemlich viel Aktenstaub aufgewirbelt hat. Man kann hier sogar von einem förmlichen Kassationshof der Angelegenheit sprechen, insofern sie zwischen Verteidigung und Kronanwaltschaft, noch dazu in geradezu aktuell erregtem Tone, verhandelt wird. Es sind theologische Juristen des 17. Jahrhunderts, welche diesen Prozeß über den Blutrichter Jesu anstrengten: der Jenenser Joh. Steller als sein Verteidiger (aus diesem Grunde einer der verrufenen „Atheisten" der Zeit) und der Leipziger Jak. Thomasius, der Vater des berühmten Fortschrittsjuristen. Steller bewies nämlich in einer Schrift: Pilatus defensus (ich benutzte die Ausgabe Joh. Stelleri J. U. Doctoris Jenensis Pilatus defensus una cum Danielis Maphanasi Muchentinensis confutatione scripti illius et disputatione academica Christiani Thomasii Ph. M. adversus idem Paradoxum. Lipsiae MD. CLXXVI) mit großem Aufwand von juristischer Gelehrsamkeit bündig und nicht ungeschickt, daß der römische Landpfleger nach gemeinem und Kirchenrecht vollständig korrekt gehandelt habe und noch gegenwärtig in diesem Falle so würde handeln müssen. Dabei unterläßt er nicht, mit einer gewissen Bosheit daran zu erinnern, daß ja bekanntermaßen dieser Pilatus seiner Herkunft nach ein Deutscher gewesen sei. Er wolle dies aber nicht glauben und gebe gern zu, er sei wohl — ein Franzose gewesen. Dieser Stich ärgerte den Thomasius ganz besonders und er ließ sich zu einer gründlichen Erörterung dieses Punktes herab. (Man findet sie in meiner Notiz über „Die Pilatus-Legenden im 17. Jahrhundert" im Anzeiger für deutsches Altertum von 1888 S. 222 f.) Sie verarbeitet nach den zeitgenössischen Reiseschriftstellern die allenthalben von Südfrankreich bis Schlesien verbreiteten Lokalsagen über Pontius Pilatus, über die monographisch Wilhelm Creizenach im ersten Bande von Paul und Braunes Beiträgen gehandelt hat.

Schon in diesen Pilatus-Legenden ist deutlich die Tendenz zur „Revision des Prozesses Jesu" zu spüren, insofern sie nämlich das Bestreben eingegeben hat, dem Gerichte über ihn dadurch von seiner Autorität abzubrechen, daß man den Richter zu — keinem Römer machte. Unter den „barbarischen" Nationen erwiesen sich im Mittelalter das aufsässige Frankreich, später die germanischen Ketzerländer (Deutschland, Niederlande, Schweiz) als genügend unrömisch, um den Makel, einen Pilatus hervorgebracht zu haben, vertragen und vertreten zu können. Nach dem Berichte des Flavius Josephus (Antiqu. XVIII 4, 1. 2) hatte sich der römische Landpfleger, dessen Verwaltung auch dieser römisch gesinnte Jude als eine sehr unglückliche schildert, nach zehnjähriger Amtsführung auf den Befehl des syrischen Statthalters, des Prokonsuls Vitellius, in Rom zu verantworten; nicht wegen des Urteils über Jesus (die kurze, zusammenhanglose Stelle über ihn bei Josephus ist bekanntlich der Einschiebung mehr als verdächtig), sondern im Gegenteil, anläßlich einer sehr überflüssigen Gewaltmaßregel gegen mosaisch gesinnte Samaritaner. Von ihm bietet die apokryphe evangelische Literatur jene einfältigen Berichte nach Rom (an Tiberius und Claudius), die der Kreuzigungs- und Auferstehungsgeschichte das amtlich beglaubigende Siegel aufdrücken sollen. Das hindert nicht, daß ihn die Legende vom römischen Kaiser zur Verantwortung gezogen werden läßt, den er nach der historischen Quelle, in Rom angekommen, nicht mehr am Leben traf. Er wurde verbannt, nach „seiner Heimat" Südfrankreich, Vienne, Lyon; und an diesen Namen (Lugidunum) knüpfen die mancherlei zufälligen Lokalisierungen der Sage von seinem schrecklichen Ende, die von Leyden (Lugdunum Batavorum) bis nach — Glogau und Löwen in Schlesien führen. Denn dem Bericht, daß ihn der Kaiser (Nero! noch unter Senecas und Burrhus' Einfluß) habe enthaupten lassen, „weil er Schuld an dem allgemeinen zur Zeit von Jesu Tode entstandenen Erdbeben sei", überbietet bald die nach der Analogie von Judas' Ende gebildete Sage von seinem grauslichen Selbstmord auf einem Berge, in einem See, einer Höhle, um die steter Nebel liegt (mons pileatus, behuteter Berg?). Ein leoninischer (gereimter) Hexameter kursierte als Merkspruch für die Heimat des Richters Jesu. In Süddeutschland ist es Forchheim:

> In Forchheim natus est de natione Pilatus
> Teutonicae gentis, crucifixor cunctipotentis.

Außer seiner Zuschiebung des Pilatus an die Franzosen (die er gleichwohl bereits kritisch genug ist von

ex nativitate sed relegatione potius aut infelici ejus obitu zu erklären) berichtet Thomasius allerlei Nachteiliges über seinen Charakter aus allerlei bedenklichen Quellen, wunderlicherweise an erster Stelle die französische Untugend der Aufschneiderei (in exiguo ponens mendacium). Auf die Erörterungen der Sagen über den deutschen Ursprung läßt er sich nicht ein. Desto eifriger nutzt sie Steller (Pilatus defensus, Praeliminaria 12), der sonst alles für Pilatus Ungünstige der Legende besonders widerlegt. Im übrigen sieht Thomasius seine Aufgabe darin, Stellers Argumente zu entkräften.

Daß diese jedoch keineswegs der Beweiskraft im juristisch-politischen Sinne entbehren, das belegt ihre stillschweigende Voraussetzung oder laute Aussprache zu allen Zeiten. Schon Dante hat an einer seiner tiefsinnigsten Stellen (Par. 7, 40 ff.), die weit über die „dankenswerte Schuld des Judas" bei den Kirchenvätern hinausgeht, das Vorgehen der Juden ausdrücklich recht geheißen. Den Freidenkern und Aufklärern galt der politische Zweck des Auftretens Jesu als eine ausgemachte Tatsache und Reimarus sieht in den Worten am Kreuz (bei Matthäus 27, 46): „Eli, Eli, lama asabthani" ihre dokumentarische Bestätigung. Sogar der so antijudäische Spinoza sagt (im 7. Kapitel des theologisch-politischen Traktats), daß Jesus allein mit den Worten: „Wer dich auf deine rechte Wange schlägt, dem halte auch die linke hin", das Gesetz aufgehoben haben würde, wenn er es als Gesetzgeber den Richtern geboten hätte. Allein da er ausdrücklich das Gegenteil erklärt (Matth. 5, 11), so müsse man bedenken, daß er es in einem bankerotten Staate und nicht als Gesetzgeber, sondern als Lehrer einer höheren Gesinnung (die Beleidigungen nicht mit Haß erwidert) gesagt habe.

Allein selbst in dieser seiner rein humanitären Stellung, als der „Menschensohn" gilt Jesus als „Empörer" und zwar, in solchem Sinne als sein Held, dem jetzt im Gefolge Nietzsches nachträglich berühmt gewordenen Verfasser des ersten und merkwürdigsten aller „Ich-Bücher" unserer Zeit: „Der Einzige und sein Eigentum." Da heißt es im zweiten Kapitel („Der Eigner") der „Ich" überschriebenen zweiten Abteilung bedeutsam am Schluß:

„Einrichtungen zu machen gebietet die Revolution, sich auf- oder emporzurichten heischt die Empörung. Welche Verfassung zu wählen sei, diese Frage beschäftigte die revolutionären Köpfe . . ., verfassungslos zu werden bestrebt sich der Empörer."

„Indem ich zu größerer Verdeutlichung auf einen Vergleich sinne, fällt mir wider Erwarten die Stiftung des Christentums ein. . . Die Zeit war politisch so aufgeregt, daß man, wie's in den Evangelien heißt, den Stifter des Christentums nicht erfolgreicher anklagen zu können meinte, als wenn man ihn „politischer Umtriebe" bezichtigte, und doch berichten dieselben Evangelien, daß gerade er sich am wenigsten an diesem politischen Treiben beteiligte."

„Warum aber war er kein Revolutionär, kein Demagoge, wie ihn die Juden gerne gesehen hätten, warum war er kein Liberaler? Weil er von einer Aenderung der Zustände kein Heil erwartete, und diese ganze Wirtschaft ihm gleichgültig war. Er war kein Revolutionär, wie z. B. Cäsar, sondern ein Empörer, kein Staatsumwälzer, sondern einer, der sich emporrichtete. Darum galt es ihm auch allein um ein „Seid klug wie die Schlangen", was denselben Sinn ausdrückt als im speziellen Falle jenes „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist"; er führte ja keinen liberalen oder politischen Kampf gegen die bestehende Obrigkeit, sondern wollte, unbekümmert und ungestört von dieser Obrigkeit, seinen eigenen Weg wandeln. Nicht minder gleichgültig als die Regierung waren ihm deren Feinde, denn was er wollte, verstanden beide nicht, und er hatte sie nur mit Schlangenklugheit von sich abzuhalten. Wenn aber auch kein Volksaufwiegler, kein Demagog oder Revolutionär, so war er und jeder der alten Christen um so mehr ein Empörer, der über alles sich erhob, was der Regierung und ihren Widersachern erhaben dünkte, und von allem sich entband, woran jene gebunden blieben, und der zugleich die Lebensquellen der ganzen heidnischen Welt abgrub, mit welchen der bestehende Staat ohnehin verwelken mußte; er war gerade darum, weil er das Umwerfen des Bestehenden von sich wies, der Todfeind und wirkliche Vernichter desselben; denn er mauerte es ein, indem er darüber getrost und rücksichtslos den Bau seines Tempels aufführte, ohne auf die Schmerzen des Eingemauerten zu achten."

„Nun, wie der heidnischen Weltordnung geschah, wird's so der christlichen ergehen? Eine Revolution führt gewiß das Ende nicht herbei, wenn nicht vorher eine Empörung vollbracht ist!"

Inwieweit in dieser Schlußapostrophe das „Christentum" mit dem „Kirchentum" zusammengeworfen und in wie ganz besonderem Sinne das „Einmauern des Heidnischen" gerade im Hinblick auf den Tempelbau der Kirche erscheint, möge sich der historische Beurteiler selbst sagen. Als revolutionäre Macht in dem menschlichen Empörungskeime des Christentums wirkte der Prozeß Jesu in jedem gegebenen Falle. Das geistliche Volkslied (nicht das hierarchisch autorisierte Kirchenlied) belegt das zu allen Zeiten und allerorten. Renan hat das also ausgesprochen (am Schlusse des 27. Kapitels seines Lebens Jesu):

Die Zivilgewalt sollte tatsächlich die Verantwortung des Todes Jesu schwer fühlen, obgleich sie unschuldig daran war, denn sie unterzeichnete nur das Urteil und auch das mit Widerwillen. Indem der Staat den Vorgang auf Golgatha billigte, führte er gegen sich selbst einen gefährlichen Streich. Eine Legende höchst unehrerbietiger Art bildete sich, eine Legende, in der die gesetzlichen Behörden eine arge Rolle spielen, eine Legende, in der der Angeklagte im Rechte ist und Richter und Polizei gegen die Wahrheit sich verbinden. Besonders aufrührerisch zeigt die Geschichte des Leidens, durch zahlreiche Darstellungen verbreitet, die römischen Adler, wie sie ein ungerechtes Urteil bestätigen, Söldner, die es vollziehen, einen Landpfleger, der es anordnet. Welcher Schlag für die bestehende Gewalt! Sie konnte sich auch nie davon erholen. Wie wäre es möglich gewesen, dem armen Volke gegenüber als unfehlbar zu scheinen, wenn man den großen Fehler von Gethsemane auf dem Gewissen hat!

Auch die Kunstgeschichte könnte sich daran beteiligen, sehr merkwürdige bildliche Revisionen des Prozesses Jesu in den Passionsbildern aller Zeiten und Völker beizubringen. Ganz ohne Bezug auf diesen kirchlichen Zweck und somit durchaus im Sinne des Buches des italienischen Advokaten erscheint das zu seiner Zeit viel berufene, neuere Bild des belgischen Malers Auguste B. Glaize „Der Pranger". Jesus erscheint darin in der Mitte einer ausgewählten Gesellschaft von Märtyrern des Geistes, deren Gesichter zum Teil bis zum Wahnsinn und äußerster Abzehrung ihr Schicksal predigen: von Homer (als „blindem Bettelpoeten") und Sokrates mit dem Schierlingsbecher bis auf den eingekerkerten Galilei und den exekutierten Lavoisier. Er erscheint als der Chorführer dieses illustren Prangers, an seiner Schandsäule, mit der Binse (auch bei Dante im Eingang zum Purgatorio die Pflanze der Demut!) in der rechten Hand, mit der linken auf die „Schandschrift" dieses Prangers deutend: „On les persécute, on les tue sauf après un lent examen à leur dresser une statue pour la gloire du genre humain."

Ueber ihm entfaltet ein Engel das Schriftband: „Pater dimitte, non enim sciunt, quod faciunt." Vor dem Pranger liegen die allegorischen Gestalten der Hypocrisie, Indolence, Ignorance, Misère, schmähend, teilnahmslos, höhnend. Der eselsohrige Vertreter der Ignorance versetzt dem Aesop, also dem Volksweisen, als selbst dem populärsten Vertreter der Prangergesellschaft, einen Fußtritt.

Was endlich die Nationalitätsfrage bei dem Richter Jesu angeht, auf die sich unsere alte deutsche Revision seines Prozesses besonders kapriziert, so erscheint sie zu seiner Beurteilung so überflüssig als nur möglich. Das „venio iterum crucifigi," der heute durch den Sienkiewiczschen Roman allgemein bekannten Legende wird zu allen Zeiten und bei allen Nationen gelten. Es ist eine der größten Unzuträglichkeiten im Gefolge des Wirkens der römischen Kirche, daß sie diese allgemein menschliche Schuld

einseitig abgewälzt hat auf das Volk, dem sie nach Voltaire „seine Heiltümer geraubt hat", und das ihr daher, wie Heine es ausmalt, gleich dem Gespenst einer erschlagenen Mutter auf den Fersen bleibt. Hat doch gerade dieser Punkt von Anfang an den Stimmen Nachdruck verliehen, die auf Grund des Mangels jedes historischen Belegs für die Lebensgeschichte Jesu diese in allen ihren Einzelheiten für eine berechnete Fiktion erklärt und damit auch den „Prozeß Jesu" in das Reich der Fabel, des Mythos, verwiesen haben, wo er dann einer juristischen Revision nicht mehr bedürfte.

München. Karl Borinski.

„Dreißig Jahre München."

Theodor Göring, der langjährige ausgezeichnete Musikreferent des Sammler, hat die Münchener Eindrücke, die er seit etwa dreißig Jahren empfangen hat, in einem Buche[1]) vereinigt. Er spricht darin über die Entstehung von Städten, über ihren Charakter, ihr Wachstum und ihre Veränderungen; über die Entwicklung Münchens unter dem ersten Ludwig und dem zweiten Maximilian; über Münchener Gesellschaft, Münchener Kunst, Münchener Musik. Wer so lange wie er an dem Musikleben einer Stadt Anteil genommen, so vielseitig Anregungen ausgeteilt, so frisch die verjüngende Gabe des Fühlens mit den aufstrebenden Talenten sich bewahrt hat, der ist mehr als ein distinguished foreigner: als einen ihrer Mitbürger haben die Münchener längst sich gewöhnt ihn zu betrachten, und als einen der Ihren hören sie auf ihn, freudig, wo er ihre Stadt preist, stolz, wann er lobt, nachdenklich und dankbar, wann er warnt.

Göring hat München im Winter 1867/68 kennen gelernt. Der Eindruck, den er empfing, war ebenso bedeutend wie angenehm. „Der malerische Charakter der älteren Stadtviertel, die neuen monumentalen Prachtbauten, die herrliche Umgebung, eigentümliches Volksleben, der Zusammenfluß bedeutender geistiger Kräfte, südliche Leichtlebigkeit und ein künstlerischer Zug, der die naive Derbheit und nicht zu leugnende Unkultur der Urbevölkerung verklärte", — das alles wirkte damals zusammen, aus München eine originelle Stadt zu machen. Es wäre nicht ohne Reiz, zu untersuchen, wie viel von dem allen heute noch geblieben ist, wie viel verschwunden, was neu hinzugekommen. Die Stadt hat sich in abnormer Weise vergrößert. Abnorm, weil ihr Wachstum in keinem Verhältnis zu den gegebenen industriellen, politischen und Handelsbedingungen steht. Mit Recht nennt Göring als den eigentlichen Schöpfer des modernen München König Ludwig I. Mit Recht jedoch hebt er auch hervor, daß diese rasche Blüte etwas Treibhausartiges an sich hatte, daß nicht in langsamer und ruhiger Entwicklung durch Arbeit Wohlstand, durch Wohlstand Bildung, durch Bildung Liebe zum Schönen heranreifte, sondern daß mit einem Schlage aus einer gemütlichen Provinzstadt die an monumentalen Bauten reiche Kunst- und Hauptstadt geworden war. Nur dem vornehmen Geschmacke des Königs ist es zu danken, wenn München nicht einen parvenühaften Charakter angenommen hat. Diese erste Blüte, die während der Regierung Max' II. eine Art Nachblüte erfuhr, wurde durch seinen Tod jäh abgeschnitten. Ludwig II. zog in eine Residenzstadt ein, die „noch kein selbständiger Organismus war, sondern die unfertige, persönliche Schöpfung zweier Könige, die zu ihrer harmonischen Vollendung das persönliche Wirken des Nachfolgers erforderte." Man weiß, wie die idealen Pläne des jungen Königs an dumpfem Widerstande gewisser Kreise scheiterten und wie der Herrscher in tiefer Verstimmung sich von seiner Hauptstadt zurückzog. „Der Riesenorganismus war nunmehr sich selbst überlassen, und von da ab beginnt die Zeit des Verfalls oder Zerfallens, nicht der Großstadt, wohl aber der einheitlichen Schöpfung."

Hier ist einer Behörde zu gedenken, die tief in die Bauentwicklung Münchens eingreift, die langsam und unmerklich von dem Augenblick an die Führung übernimmt, wo der Monarch sich zurückzieht, und schließlich die architektonische Gesamtentwicklung der Stadt aufs günstigste beeinflußt: des Münchener Stadtbauamtes. Man hat mit vollem Rechte von einem Münchener Stadtbauamt-Stil gesprochen, als dessen Dokumente das Karl Müllersche Volksbad und die wahrhaft herrlichen neueren Münchener Volksschulhäuser in erster Linie zu nennen sind. Bei der Beurteilung des neuen Münchener Stadtbildes dürfen endlich auch die schönen Kirchen nicht vergessen werden, die im Laufe des letzten Jahrzehnts entstanden sind; hier vor allem sind die Bestrebungen Ludwigs I. mit Verständnis fortgesetzt worden, hier bildet sich deutlich eine Tradition heraus. Denn das Ausbilden einer Tradition ist das Entscheidende. Ob die Stadt als solche Stil habe, ist wichtiger als der Stil des einzelnen Gebäudes. Wer Paris kennt, weiß, was das bedeutet: eine Stadt hat Stil. Auch Göring weist darauf hin, daß „dem prunkvollen Hotel an den Champs Elysées wie der bescheidenen Wohnung in St. Mandé und dem Häuschen in Batignolles, dem Restaurant am Boulevard des Italiens wie dem Marchand de Vin in der Rue St. Antoine, der Poetenwohnung im Faubourg Montmartre wie dem Tanzsaal am Quai de Valmy" ein gemeinsamer, undefinierbarer Reiz innewohnt, für den die Formel lautet: Paris. Auch München bekommt Stil, es läßt sich nicht bestreiten. Es scheint, als ob die natürliche Tendenz sei, daß München eine schönere und immer noch schönere Stadt werde. In einigen norddeutschen Blättern waren in den letzten Wochen Reisebriefe gelegentlicher Mitarbeiter zu lesen, in denen mit unverhohlenem freudigen Erstaunen die zwei Tatsachen konstatiert waren: München wird immer schöner und: München wächst sich in einen spezifisch münchnerischen Stil hinein. Das ist, wie bemerkt, in erster Linie der Stadt zu verdanken. Was auch die Stadtgemeinde baut, ist gut, gediegen, schlicht und zweckmäßig. Dies gilt von den staatlichen Bauten der letzten Zeit nicht durchweg in gleichem Maße, obgleich auch hier einige erfreuliche Leistungen zu verzeichnen sind. Aber es nützt nichts, es sich zu verhehlen, daß die staatliche Bautätigkeit wiederholt bedenklich unter dem künstlerischen Niveau der städtischen zurückblieb. Saxa loquuntur. Was die Bautätigkeit von Privaten anlangt, so ist in erster Linie energisch dafür zu sorgen, daß Protzerei um jeden Preis vermieden wird; nichts schädigt ein Stadtbild schlimmer, als wenn ein Bauherr den Nachbarn übertrumpfen möchte. Es steht jedem frei, sich seine Innenräume so geschmacklos einzurichten wie er will; bei der Außenseite aber hat die Oeffentlichkeit ein gewichtiges Wort mitzureden. Denn durch einen geschmacklosen Bau kann ein ganzes Straßenbild unheilbar zerstört werden. Bauten, die am besten den Pionieren als Uebungsobjekt zum Demolieren zu überliefern wären, sind schon da; es wäre grauenvoll, wenn ihrer mehr entstünden. Ueberhaupt ist in allen architektonischen Dingen die schärfste und unerbittlichste Wachsamkeit nötig, denn nirgends schreitet das Unglück so schnell wie hier. Hierher gehören die „toten Stellen" im Baubilde der Stadt; vor allem der Augustinerstock und die Kaserne der Schweren Reiter. Sollte hier aus übel angebrachter Sparsamkeit oder Saumseligkeit eine Torheit begangen werden, so wäre es eine auf ein paar Jahrhunderte irreparable Torheit: man gebe sich darüber keiner Täuschung hin!

Die wachsende Neigung, kahle Plätze zu bepflanzen, ist sowohl aus ästhetischen wie hygienischen Gründen warm zu begrüßen. Wenn man sich auf einen Blick überzeugen will, wie viel in dieser Beziehung in den letzten Jahren geschehen ist, besteige man den nördlichen Frauenturm: man wird staunen über die Fülle von Grün! Daß es auch hier „tote Stellen" gibt, möchte ich eher beweisen als bestreiten: wie eine von monumentalen Zigarrenkisten eingerahmte Sahara dehnt sich die Ludwigstraße in schaudervoller Länge dahin; kein Baum verstreuet Schatten, kein

[1]) Dreißig Jahre München. Kultur- und kunstgeschichtliche Betrachtungen von Theodor Göring. München 1904. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Quell durchdringt den Sand. Auch der Max Josephplatz schreit nach Rasen; das dort allein gedeihende Kartoffelpflaster ist nicht nur den Füßen ein Schmerz und eine Kränkung. In Straßen wie die Maximilianstraße, Ludwigstraße gehören Bäume. Wer je auf dem Grand Arc de Triomphe stand, weiß, wie reizvoll Bäume das immerhin monotone Bild einer modernen Straße beleben. Wenn in dem staubefüllten, durchweg asphaltierten Paris die Bäume im ganzen gedeihen (die eingehenden werden meist über Nacht schon durch frische ersetzt) — warum denn nicht in München?

Das Buch Görings ist hier insbesondere nach der architektonischen Seite hin ausführlicher gewürdigt und seine Anregungen erweitert worden, weil die Architektur in erster Linie den Charakter einer Stadt bestimmt. Man kann ihr, wenn sie schlecht ist, nicht ausweichen. Darum *muß* sie so gut als möglich sein.

Wenn sich in der baulichen Entwicklung Münchens unzweifelhaft eine aufsteigende Tendenz bemerkbar macht, so gilt dies in noch höherem Grade von den Konzertzuständen. Bedeutend ungünstiger liegt die Sache hinsichtlich des eigentlichen Dramas. Die beiden Hofbühnen führen immer mittelmäßigere Stücke immer mittelmäßiger auf, so daß der glücklich Unbeteiligte den fatalen Eindruck eines ungenügend organisierten Betriebes, eines unsicheren, ziel- und zwecklosen Experimentierens und, im Vergleich zu früher, eines höchst bedauerlichen Niedergangs erhält. Das Theater am Gärtnerplatz ist zur Operettenbühne herabgesunken, das neue Volkstheater droht, nach vielversprechenden und glücklichen Anfängen, zu einem ständigen Bauerntheater zu werden. Einzig das Schauspielhaus hält sich noch auf einem relativ anständigen Durchschnitt. Was die Oper betrifft, so leidet der ganze Betrieb unter der durch das vierte Abonnement veranlaßten enormen Arbeitsmehrung: das Orchester ist überanstrengt, wozu neben der Quantität auch die Qualität des zu Leistenden beiträgt: Wagner und kein Ende! Daß Mozart fast ganz ins kleine Haus verwiesen ist, mag aus stilistischen Gründen zweckmäßig sein. Für die Abonnenten jedoch bedeutet es eine Schädigung ihrer elementarsten Rechte, wenn sie, mit Ausnahme der Zauberflöte, auf Mozart ganz verzichten müssen. „Das Theater soll nicht viel kosten, dabei soll ein gewisser äußerer Glanz doch erhalten werden", nennt Göring mit Recht die Devise der letzten Jahre. Er sieht den Grundmangel in der *Vermehrung* der Vorstellungen bei wachsender *Verarmung* des Repertoires. Die Erbauung des Prinz-Regenten-Theaters, ein Zusammenwirken „von Bodenspekulation und Baupolitik, Kapitalverwendungsbedürfnis, Intendantennöten, Sensationstrieb und nebenbei auch Kunstinteressen" erhöhte die Monotonie und die Ausnützung des Orchesters. Doch spielt dieses Theater im *Münchener* Musikleben eine geringere Rolle, da es, insbesondere auch durch seine Bayreuther Preise, auf ein kapitalkräftiges Fremdenpublikum zugeschnitten ist. Im Winter hingegen äußert dieses Theater durch relativ annehmbare Aufführungen klassischer Dramen bei mäßigen Preisen eine günstige Wirkung.

Die allgemeine Entwicklung Münchens in den letzten Jahrzehnten veranlaßt Göring zu der bezeichnenden Frage: „Ist München eine wirkliche Großstadt oder nur eine große Stadt?" Er sieht neben vielen weit ausblickenden Bestrebungen doch auch viel „Rückständigkeit und kleinlichen Widerstand". „Parteiinteresse macht sich breit, wo es sich doch nur um Gemeinwohl handeln sollte." Dem allgemeinen Fortschritt und der Modernisierung fällt auch manches Schätzbare zum Opfer. Das gesellige Leben wird anspruchsvoller: „immer mehr drängt sich gesteigerter Luxus an Stelle der früheren Einfachheit." Das Leben in München ist sehr teuer geworden. Man lebt in Berlin besser und billiger als hier.

Der „Münchener aus München" wird seltener. Nicht nur die Kreise Bayerns, vor allem Franken und die Rheinpfalz, sondern auch Norddeutschland stellen ein starkes Kontingent zur Münchener Einwohnerschaft. In anderer Beziehungen haben sich die Gegensätze verschärft. „Die Konfessionsschnüffelei in allen Schichten des Staatsdienertums ist ekelhaft. Mehr als bisher wird überall gehetzt und gestänkert, getrennt statt vereinigt, gehadert statt versöhnt, Haß und Unfrieden in die Familien getragen." Wie im 16. und 17. Jahrhundert die Gegenreformation, hat auch dieses unselige Beginnen in Bayern einen Hauptherd.

Was Göring als Ideal vorschwebt, ist das München einer etwas älteren Zeit, das gleich weit von unsinniger Verschwendung und peinlicher Pfennigfuchserei sich zu halten wußte. Er hofft jedoch auch auf ein Münchnertum der Zukunft, das die korrekte Strammheit nicht kennt, aber auch nicht die berüchtigte „Gemiatlichkeit", die erst bei der sechsten Maß sich einstellt; das gutmütig ist, ohne allzu und unnötig grob zu sein; das zwischen Schwerfälligkeit und Leichtsinn, zwischen Genußfreudigkeit und Anspruchslosigkeit anmutig zu vermitteln weiß.

Es schien mir am Platze, möglichst Göring selbst sprechen zu lassen. Nur beim Kapitel „Theater" habe ich meiner wesentlich schärferen Meinung Ausdruck gegeben und die Positive Görings etwas gesteigert. Was in dem Buche noch an Anregung enthalten ist, läßt sich nur andeuten. Stimmungsbilder aus dem älteren und neueren München, die ein feines Auge gesehen und ein feiner Stilist festgehalten hat; Beiträge zur Geschichte der Münchener „Gesellschaft"; ästhetische Erörterungen eines Mannes, dem nicht nur eine Kunst und nicht nur das Handwerkliche der Kunst vertraut ist; eine gedrängte Geschichte des hiesigen Musiklebens, die gleich sehr von Kenntnis der Entwicklung und warmer Liebe zur Sache zeugt. Ein Aufsatz über Albert v. Keller und ein Schlußkapitel über das Bayerische Nationalmuseum vertreten die bildende Kunst. Was aber an dem Werke das Wertvollste ist, das ist die Persönlichkeit des Verfassers. Man errät sie hinter allen Ansichten und Erörterungen. Man lernt sie schätzen, auch wo man ihr nicht ganz zustimmt. Denn das Buch Görings ist nicht nur ein gründlich anregendes und ein gemütlich belehrendes, es ist vor allem ein erquickend ehrliches Buch. Diese Ehrlichkeit verleiht allem Lobe seinen Wert und allem Tadel sein Gewicht.

Das 18. Jahrhundert hat uns eine köstliche Menge von Städtemonographien hinterlassen, die alle nicht nur die künstlerische, sondern die gesamte Entwicklung einer Stadt beleuchteten; die nicht nur Geschichte trieben, sondern auch Wünsche äußerten und Hoffnungen aussprachen; die nicht nur panegyrisch de laudibus Municipii handelten, sondern auch mit freimütigem Tadel nicht zurückhielten. Solche Städtebilder sind angetan zu fördern. Ein solches hat Göring geschrieben.

Joseph Hofmiller.

Bücher und Zeitschriften.

—r. **Neue heeresgeschichtliche Werke.** *Der preußische Große Generalstab in Berlin* veröffentlicht seit einigen Jahren in kleinen Einzelheften *Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres*, welche anscheinend bestimmt sind, für eine große Heeresgeschichte Bausteine zu liefern und gleichzeitig das Gesamtwerk seinerzeit von Einzelheiten zu entlasten. In der Person eines jüngeren Offiziers, des Hauptmanns *Jany*, wurde ein gerade für diese Sparte der Geschichtschreibung besonders geeigneter Verfasser gefunden. Das Heft 1904: *Der preußische Kavalleriedienst vor 1806* (Berlin, Mittler u. Sohn), zeigt deutlich die fortschreitende Befähigung Janys bezüglich Gestaltung des Stoffes, Ueberblick über das vorgefundene Material und Ausdrucksweise. Die nur 100 Textseiten zählende Schrift kann jedem Kavalleristen auf das wärmste empfohlen werden. Sie bietet weit mehr als ihr Inhalt andeutet, denn sie legt die Gefahren bloß, welche in einer langen Friedenszeit vor allem die Reiterwaffe bedrohen. Ist doch heutzutage die Wirksamkeit der Kavallerie auf Faktoren aufgebaut, die sich im Frieden selbst bei den so kriegsmäßig als nur immer möglich gestalteten Uebungen kaum andeuten, niemals aber zu

vollem Bewußtsein aller Teilnehmer bringen lassen. Im Frieden gibt es keine flüchtende Truppe, keine weggeworfenen Gewehre, keine durch Mißerfolge und Entbehrungen aller Art erschütterte Mannszucht. Es gibt daher auch keine „moralischen Leichen", die nach der Anschauung eines bekannten Militärschriftstellers das ausschließliche Objekt für die in bisheriger Weise wirkende Kavallerie abgeben *sollen*. Kavallerieattacken im Frieden werden daher häufig schiefe Bilder hervorrufen und schiefem Urteil ausgesetzt sein. Nur im Studium der Kriegsgeschichte liegt ein gewisses Korrektiv. Man wird finden, daß schon vor hundert Jahren die Kavallerie gelegentlich Angriffe durchgeführt und mit vollem Erfolg durchgeführt hat, welche nach Friedensanschauung selbst der damaligen Bewaffnung gegenüber keinerlei Aussicht auf Gelingen hatten. Man lese z. B. die Attacke des bayerischen 4. Chevaulegers-Regiments in der Schlacht von Znahm am 10. Juli 1809 durch die enge Straße des von hitzigstem Häuserkampf durchtobten Dorfes Teßwitz hindurch auf intakte und bereite österreichische Grenadiere! Aber auch für die Ausbildungsart der Kavallerie birgt eine lange Friedenszeit schwere Gefahren. Der Felddienst, für die Kavallerie ein besonders wichtiger Ausbildungszweig, kommt leicht zu kurz, denn die hier erzielten Ergebnisse fallen weniger in die Augen und werden häufig nicht mit der gleichen Gründlichkeit besichtigt wie die Reit- und die Exerzierübungen. Unsere Schrift legt ausführlich und überzeugend dar, warum die friedericianische Kavallerie — aus tiefliegenden inneren Ursachen schlecht vor den schlesischen Kriegen, durch die erzieherische Einwirkung des Königs, durch hervorragende Reiteroffiziere und durch langjährige Kriegsgewöhnung im Laufe der Feldzüge auf hohe Stufe gehoben — nach dem Kriege alsbald und unaufhaltsam wieder verfallen mußte. Das Geschlecht, das den bitteren Kelch von 1806 zu leeren hatte, büßte auch hier für langjährige Versäumnisse auf dem Gebiete der Heeresverfassung und Truppenausbildung und war daran zum größeren Teil unschuldig. Wie unendlich schwer es hält, eine in alterworbenem gutem Rufe stehende Truppe nach ihrer Friedensausbildung auf ihre wahrscheinliche Kriegsleistung einzuschätzen, dafür gibt Napoleon selbst den Beweis, der am Morgen von Jena durch die Reihen des französischen Heeres ritt und vor der furchtbaren preußischen Kavallerie empfahl, auf der Hut zu sein. Und doch hat diese Kavallerie so wenig geleistet, teilweise aus Schuld der höheren Führung, gewiß aber auch wegen der eigenen inneren Schäden!

Mit Spannung wird jedesmal *das Jahrbuch des k. und k. Kriegsarchivs zu Wien* erwartet, weil es sich gleichmäßig durch Reichhaltigkeit wie durch Gediegenheit seines Inhalts auszuzeichnen pflegt. Auch die Veröffentlichung des Jahres 1904 steht auf der hohen Stufe der früheren Arbeiten: *Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchivs*, 3. Folge, 3. Band (Wien. Seidel u. Sohn, 1904).

Zu Beginn des Buches entledigt sich die Direktion ihrer Dankespflicht gegen den hervorragenden früheren Leiter des Instituts, den am 10. März 1904 nach langem und schwerem Siechtum verschiedenen Feldzeugmeister v. *Wetzer*, einen im Krieg und Frieden hochbewährten Offizier, dessen wissenschaftliche Leistungen allerorten die verdiente Anerkennung gefunden haben. Von den folgenden kleineren Aufsätzen ist die Arbeit des Majors *Kematmüller*: *Wasserbauten des Hofkriegsrats 1724—1740* von aktuellem Interesse angesichts der heutigen Bestrebungen der österreichischen Regierung, die Wasserstraßen der Monarchie zeitgemäß auszugestalten. *Macks Disposition zum Angriff auf das französische Lager von Famars am 23. Mai 1793* hat durch Hauptmann *Peters* eine nach jeder Richtung gelungene und in allen Punkten zutreffende Würdigung gefunden. Die fleißige Arbeit des Majors *Semek* dagegen: *Die Artillerie im Jahre 1809*, dürfte nur einen beschränkten Leserkreis interessieren und hier in mancher Beziehung Widerspruch begegnen. Die Verdienste des Erzherzogs Karl sind zu groß und auf organisatorischem Gebiete zu unbestritten, als daß sie einer durch die Tatsachen kaum zu belegenden künstlichen Steigerung bedürften. Das vollinhaltlich mitgeteilte *Tagebuch des Streifkorps Graf v. Mensdorff-Pouilly* gibt über die Vorgänge bei der verbündeten Armee für die Zeit vom 21. August bis 10. Dezember 1813 manch wichtigen Aufschluß. Die Tätigkeit des Korps selbst ist aus dem Werke des preußischen Obersten Cardinal v. Widdern über den Parteigängerkrieg hinlänglich bekannt. Den Hauptteil des Bandes nimmt die sorgfältige Studie des Hauptmanns *Veltzé* ein über *die österreichische Offensive in Italien 1809*, die in den Siegen von Pordenone und Sacile gipfelt, jedoch wegen des Umschlags auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz in Bayern ohne Erfolg bleiben mußte. Der Verfasser läßt der Führung durch den Erzherzog Johann und der auch hier wie überall glänzend bewährten Tapferkeit der österreichischen Truppen volle Gerechtigkeit widerfahren, er weist aber auch auf diejenigen Punkte hin, wo die Kritik Anlaß zu Tadel hat. Vollständig einverstanden wird man sich mit der Aussetzung Veltzés erklären müssen, daß die übermäßige Dotierung des italienischen Nebenkriegsschauplatzes mit Truppen sehr zum Nachteile des Ganzen ausgeschlagen hat. Wie so oft kamen auch hier persönliche Strömungen in Betracht, gegen die selbst Erzherzog Karl vergeblich ankämpfte. Mit voller Deutlichkeit wird auf diesen Nachteil wie auf die anderen Gebrechen, unter denen das österreichische Heer 1809 litt, hingewiesen in der Denkschrift des Feldzeugmeisters *Freiherrn v. Wimpffen* vom *12. August 1809*, wohl die interessanteste Veröffentlichung des Jahrbuchs 1904. Die Ausstattung des Bandes, auch mit Karten, ist wie gewöhnlich reich und gut.

Auch das *Heeresmuseum im Artilleriearsenal zu Wien* darf sich seit zwei Jahren den Luxus der Veröffentlichung eigener Mitteilungen gestatten (2. Heft. Wien. Konegen 1903). Es ist überhaupt charakteristisch, welch reiche Geldmittel den wissenschaftlichen Instituten der österreichischen Armee, die doch sonst unter dem begrenzten Etat häufig zu leiden hat, zur Verfügung stehen. Freilich spielen beim Heeresmuseum auch Schenkungen hoher Persönlichkeiten eine Rolle, über welche der geschäftliche Teil des Heftes Auskunft gibt. Im wissenschaftlichen Teile sind die Professoren Wilhelm Erben, Oswald Redlich und der Konservator Wilhelm John mit historischen Arbeiten vertreten. Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Mitteilungen in ihrer gegenwärtigen Gestalt den Zweck vollauf erfüllen, das Interesse weiterer Kreise dem Heeresmuseum und seinen verdienstvollen Bestrebungen zuzuwenden.

---

* **Deutscher Juristentag in Innsbruck.** Die Vorbereitungen für den am 9. September in Innsbruck beginnenden Juristentag sind in bestem Gange. Die Versammlungen dürften sehr gut besucht sein und das reichhaltige wissenschaftliche Programm interessante und lebendige Wechselreden hervorrufen. Auch die Festlichkeiten werden sich würdig jenen früherer Juristentage anreihen. Nur wäre es da sehr wünschenswert, wenn alle, die den Tag besuchen wollen, woferne sie dies nicht schon getan haben, hievon den „Ortsausschuß des Deutschen Juristentages in Innsbruck, Justizgebäude", bis längstens 1. September auf einer Karte verständigen wollten, damit man in Innsbruck endlich erfährt, mit wie viel Personen man zu rechnen hat. — Einen ganz besonderen Wert repräsentiert eine Festgabe, welche die *Allgemeine österreichische Gerichts-Zeitung* (Verlag Manz, Wien) dem Deutschen Juristentage widmet. Dieselbe enthält Beiträge zu Gegenständen der Tagesordnung des Juristentages und über eine Reihe anderer aktueller Fragen von Dr. *Emil Steinbach*, Dr. *Franz Klein*, Dr. *Ferdinand Schmid*, Dr. *Max v. Schuster*, Dr. *Robert v. Mayr*, Dr. *Heinrich Schuster*, Dr. *Heinrich Lammasch*, Dr. *Hans Groß*, Dr. *Hugo Hoegel*, Dr. *Horaz Krasnopolski*, Dr. *Anton Rintelen*, *Konrad Schneider*, *L. v. Wolfring*. — Auch der *Ortsausschuß* widmet den Teilnehmern am Juristentage eine Festschrift, über welche die bestbekannte Verlagsfirma Wagner in Innsbruck den Verlag übernommen hat. Diese Festschrift enthält *rechtsgeschichtliche* Beiträge, die auf Tirol und Innsbruck Bezug haben. Prof. H. v. *Voltelini* berichtet über die ältesten Pfandleihbanken und Lombardenprivilegien Tirols, Dozent *Wopfner* über die Entwicklung des tirolischen Verfachbuches. Eine Geschichte der Innsbrucker Juristenfakultät von 1671—1904 stammt aus der Feder Prof. v. *Wretschko*s. Der Hofpfalzgrafenwürde dieser Fakultät widmet Museumsadjunkt *Schwarz* einige Worte. Endlich enthält die Festgabe ein Verzeichnis der Rechtshandschriften der Innsbrucker Universitätsbibliothek. — Wie wir erfahren, werden noch andere wissenschaftliche Festgaben für den Juristentag vorbereitet, über die wir nächstens berichten werden.

Allgemeine Rundschau.

Zur ästhetischen Entdeckung des Rheins.

Zu dem Artikel in Nr. 185 der Beilage über diesen Gegenstand ist vielleicht hinzuzufügen, daß bald, nachdem W. Grimm die schönen Worte über den herrlichen Strom an Arnim geschrieben hat, Byron im dritten Gesange seines Childe Harold von Strophe 46 bis 61 prachtvoll rauschende Verse auf den Rhein gedichtet hat, z. B. Str. 50:

Wie bist du schön, du herrlich hehrer Fluß,
Der Segen spendet, wo er wallt und fließt;
Der durch die Ufer strömt mit mächt'gem Guß
Und üpp'ge Fülle durch die Felder gießt.

Mitten in die glanzvolle Schilderung der reichen Natur, der heiteren Bevölkerung, der ernsten historischen Erinnerungen verwebt er eines seiner schönsten Lieder auf seine Schwester, dessen Schlußzeilen (wie z. B. „Als ich den Strauß dir band am Rhein, Geliebtes Herz, gedacht ich dein!") uns förmlich deutsch anmuten. Es ist als sicher anzunehmen, daß von da an eine Fahrt an den Rhein für die englische Gesellschaft ein verlockendes Ziel wurde. Und sollten nicht auch Deutsche schon bald nach 1816 von diesen pathetischen Klängen des fremden Dichters erst recht auf die Schönheit ihres Stromes hingewiesen worden sein?

P. R.

*

Der Ursprung des Wortes Marzipan.

D. Zur Erklärung des Wortes Marzipan liefert ein holländischer Gelehrter einen Beitrag in der Zeitschrift für deutsche Wortforschung, der zwar in manchen Punkten stark konstruiert erscheint, aber doch so viel Positives bringt, daß man weiter darauf bauen kann und eine kurze Wiedergabe wohl berechtigt ist. Der Verfasser geht unter Preisgebung der bisher unbesehen angenommenen Etymologie **mazatpanis** von der Tatsache aus, daß **marzapane** in italienischen Dialekten ein Schächtelchen bedeutet, teilt aber nicht die bisherige Annahme, daß dies seinen Namen habe von dem süßen Inhalt, der darin verkauft wurde, sondern meint umgekehrt, es habe im Romanischen ein Wort gegeben, das ein Behältnis bezeichnete, zugleich auch ein Maß, und zwar ein Kornmaß, das zwar nicht in Italien, wohl aber in dem von italienischen Kaufleuten besiedelten Königreich Kleinarmenien an der Südostküste Kleinasiens gültig war. Dieses Maß betrug nun, wie Kluyver berechnet, ein Zehntel des armenischen **moggio (modius)** und schließt daraus, daß der Inhalt einer solchen Schachtel den Zehntel eines cyprischen **moggio** gleich war. Das setzt aber wieder voraus, daß **marzapane** gleichbedeutend war mit „Zehntel". Nun findet sich in W. Heyds Geschichte des Levantehandels eine Stelle, wo es heißt: „Auch soll aufrechterhalten bleiben die Abgabe von einem Marzapanus für jedes Schiff, welches Frucht nach Batrun (einer kleinen Stadt in Syrien) bringt und dort verkauft." Hier bedeutet also Marzapanus eine Münze, und Kluyver meint, daß die Abgabe von einem Marzapanus zu betrachten sei als eine Abgabe von 10 Prozent, da eine solche in den syrischen Städten nicht ungewöhnlich war, und daß in Bathrun der Marzapanus ein Zehntel der dort üblichen Münzeinheit gewesen sei, und es würde daraus folgen, daß **marzapane** auch in dieser Beziehung synonym war mit $^1/_{10}$. Nun geht Kluyver weiter und knüpft an eine venezianische Münze **matapan** an, die unter Enrico Dandolo (um 1190) geprägt wurde und eine Nachbildung byzantinischer Münzen war. Den Namen dieser Münze hält er für arabisch und erklärt ihn aus **monthalan** = sitzender König. (Die genannten Münzen stellten eine sitzende Christusfigur dar.) Dieser Matapan stand mit dem Marzepane in dem gleichen Verhältnis zur Münzeinheit, nämlich wie 1 : 10. Es ist nun freilich nicht erwiesen, daß **matapan** und **marzapane** dasselbe Wort ist, sicher ist jedenfalls soviel, daß **marzapane als terminus** für $^1/_{10}$ der Münzeinheit nicht zu trennen ist von **marzapane** für $^1/_{10}$ des Maßes oder einer Schachtel. Diese Bedeutung hatte es im 13. Jahrhundert und es konnte daher im 14. sehr wohl den Inhalt einer solchen Schachtel bezeichnen.

Die Radioaktivität des Franzensbader Moores.

Zu den Entdeckungen der Radioaktivität verschiedener Thermen hat sich seit einigen Tagen eine in ihrem Wesen überraschende gesellt: Die Tatsache, daß die in der Umgebung Franzensbads lagernden Moorfelder in ganz außerordentlichem Maße radioaktiv, d. h. selbsttätig strahlend sind. Es müßte im Hinblicke auf die geologische Beschaffenheit der Franzensbader Thermalspalten eigentlich verwunderlich gewesen sein, wenn diese, vulkanischen Ereignissen ihre Existenz verdankende Talmulde, die sowohl in der Richtung von Nord nach Süd als auch in der von Ost nach West von aus großer Tiefe hervorbrechenden Quellen gewissermaßen unterminiert ist, nicht auch gleich den anderen Thermen entsprechende radioaktive Substanzen oder zum mindesten Emanationen enthalten sollte. Diese Quellen durchsetzen das Moor und lagern in ihm eine große Anzahl mineralischer Substanzen ab, die von ihrem Ursprungsorte aus dem Erdinnern sicherlich Radioaktivität mitgebracht haben könnten. Der dieser Tage in Franzensbad weilende Dr. Saubermann, Assistent des Professors Pictet in Berlin, hat sich eingehend mit dem Studium sowohl der Thermen als auch des Franzensbader Moores beschäftigt und u. a. konstatiert, daß die Art und Weise, wie bei anderen Thermen die Radioaktivität festgestellt worden war, und zwar durch Schwärzung der photographischen Platte mit Hilfe der aus den Quellen kommenden Gase in Franzensbad aus dem Grunde untunlich sei, weil die Thermen mehrere die Silberverbindungen der photographischen Platte reduzierende Gase, u. a. auch Schwefelwasserstoff, enthalten, welche bei ihrem Einwirken auf die Silberverbindungen einen Effekt hervorrufen würden, der dem durch Belichtung mit Radiumstrahlen ähnlich wäre. (Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei einigen, wie uns bekannt, nicht ganz exakten Untersuchungen auf Radioaktivität anderer Quellen die Möglichkeit nicht ganz in Erwägung gezogen worden war.) Da das Franzensbader Moor selbstverständlich ebenfalls solche reduzierende Gase enthält, müßten diese nach Ansicht des Dr. Saubermann vor den Belichtungsversuchen chemisch gebunden werden, wobei sich natürlich im voraus nicht festsetzen läßt, ob bei derartigen chemischen Prozessen die Emanation, respektive Radioaktivität, entfernt werden würde. Daher versuchte er, und zwar mit außerordentlichem Erfolge, die Radioaktivität durch die bekannte Jonisation (Leitendmachen) der Luft festzustellen. Wie wir alle wissen, besitzen die Strahlen des Radiums und alle anderen radioaktiven Stoffe die Fähigkeit, Gase so elektrisch leitend zu machen, daß mit Elektrizität geladene Körper mehr oder weniger schnell entladen werden. So wird auch ein Elektroskop durch die Einwirkung eines Stückes Franzensbader Moores aus einer Entfernung von 10 Zentimeter, gleichviel ob das Moor frisch gestochen oder bereits seit Jahren lagernd ist, mit nahezu der gleichen Schnelligkeit entladen, wie wenn man ein Stück Joachimsthaler Pechblende verwenden würde. Ja, es ist sogar möglich, diesen Effekt mit Hilfe eines durchaus nicht sehr empfindlichen Strohhalm-Elektroskops nachzuweisen. Dies wurde auch anläßlich eines Vortrages, den Herr Dr. Saubermann über Radium und Radioaktivität am 22. d. M. im großen Konversationssaale des Kurhauses in Franzensbad auf Einladung der Kurverwaltung mit vielem Erfolge hielt, einem Auditorium von fast 500 Personen durch deutlich sichtbares Entladen eines solchen Strohhalm-Elektroskops unzweifelhaft vor Augen geführt. Es war geradezu erstaunlich, mit welcher Exaktheit der durch die elektrische Ladung des Elektroskops stark ausschlagende Strohhalm bei Annäherung des Moorstückes zurückging und die beinahe plötzliche Erhöhung des Leitungsvermögens der Luft zutage treten ließ: Ein Effekt, den der Vortragende hernach mit Hilfe seiner Radiumpräparate eingehend erläutert hat. Angesichts der Tatsache der anerkannt spezifischen Heilwirkung des Franzensbader Moores gegenüber der therapeutischen Wirkungslosigkeit der meisten anderen Moore dürfte diese Untersuchung wieder einen wertvollen Beitrag zu der immer in weitere Kreise dringenden Anschauung der Aerzte liefern, daß die Radioaktivität in erster Linie und weniger der Gehalt an chemischen Substanzen das Spezifikum der sichtlichen Heilwirkung von Thermen darstelle. Da Dr. Saubermann der Ansicht ist, daß das Moor seine Radioaktivität den es durchsetzenden Gewässern verdankt, sollen demnächst diese Thermen ebenso wie die zu Heilzwecken benützten kohlensäure-

reichen Gase des Weltkurortes in eine eingehende Untersuchung nach wissenschaftlichen einwandfreien Methoden gezogen werden.

*

Blühender Bambus.

In der Umgebung der Hauptstadt von Schantung, Tsinanfu, wurde, wie ein dort ansässiger Engländer der Londoner Wochenschrift Nature schreibt, die Bevölkerung jüngst durch ein anscheinend harmloses Naturereignis in schwere Sorgen versetzt. Die Bambuspflanzen, die wegen ihrer Ausnutzungsfähigkeit ein wichtiges Besitztum für den chinesischen Landmann und Gartenbesitzer sind, fingen nämlich an, Blüten zu treiben. Dieses Ereignis wurde von den Chinesen mit geradezu abergläubischem Schrecken aufgenommen, weil es nach ihrer Meinung einen Fehlschlag der Ernte und möglicherweise noch schlimmeres Unglück verkündete. Der europäische Gewährsmann hielt infolgedessen eine Umfrage, ob der Bambus denn so selten blühe. In der Tat konnte er nur einen Mann ausfindig machen, der zuvor den Bambus hatte blühen sehen. Ein anderer Mitarbeiter der Nature gibt darauf die Auskunft, daß die Furcht vor der Bambusblüte im Morgenlande, namentlich auch in Indien, weit verbreitet sei. Der Bambus blüht wirklich nur einmal in seinem Leben und stirbt dann. Da außerdem die ganze zusammengehörige Gruppe von Pflanzen, die oft weite Flächen bedecken, zu gleicher Zeit blüht, so ist die Anschauung, daß der Bevölkerung dadurch ein Unglück prophezeit werde, durchaus nicht unrichtig, denn alle diese blühenden Bambusfelder sind dem Absterben verfallen, was selbstverständlich einen erheblichen Schaden bedeutet. Der Bambus, wie noch einige andere Pflanzen, leben derart gesellig, daß die zusammenstehenden Stauden alle von gleichem Alter sind, daher eben auch alle gleichzeitig sterben. Aehnliches ist, so lesen wir in den Berliner Neuesten Nachrichten, von einigen Strobilanthen im tropischen Asien bekannt, die etwa sieben Jahre leben, dann in eine verschwenderische Pracht von blauen Blüten ausbrechen, aber kurz darauf sterben, so daß fast plötzlich weite Flächen in eine Wüste verwandelt werden.

Kleinere Mitteilungen

R. **Jubiläum.** Der berühmte Zivilrechtslehrer der Berliner Universität Geh. Justizrat Prof. Dr. Heinrich Dernburg beging gestern das fünfzigjährige Jubiläum als Professor. Vor einem halben Jahrhundert, am 26. August 1854, wurde er zum außerordentlichen Professor in Zürich ernannt. Er war damals erst 25 Jahre alt. Geboren in Mainz, hatte er seine Lehrtätigkeit 1851 zu Heidelberg begonnen. Die Schweizer Hochschule, die ihm die erste Professur verlieh, ernannte ihn schon nach einem Semester zum Ordinarius. 1862 folgte Dernburg einem Rufe nach Halle, und elf Jahre später wurde er in Berlin der Nachfolger Rudorffs als Lehrer des Pandektenrechtes. Er ist jetzt, dem Dienstalter nach, der Senior der Juristenfakultät. 1884/85 stand er als Rektor an der Spitze der Berliner Universität. Dernburg ist seit langer Zeit Mitglied des Herrenhauses, früher als Vertreter der Hallenser Universität, später durch königliche Ernennung. Neben seiner Lehrtätigkeit liegt der Schwerpunkt seiner Lebensarbeit in ausgezeichneten Werken des Zivilrechtes, in den Lehrbüchern und systematischen Darstellungen des preußischen Privatrechts, der Pandekten, des bürgerlichen deutschen Rechts. Nebenher gingen noch andere wichtige Arbeiten, so z. B. über das preußische Vormundschaftsrecht, über unser Hypothekenrecht (mit Hinrichs), ferner kleinere Schriften und Reden. Die durch juristische Klarheit und Schärfe bewundernswerten umfangreichen Werke Dernburgs gelten als eine Zierde unserer Rechtsliteratur. Der Gelehrte ist Ehrenmitglied der Universitäten St. Petersburg, Moskau und Kiew.

—s. **Aus dem englischen Buchhandel.** Earl Roberts, dessen Persönlichkeit und dessen Buch „Forty-one Years in India" an dieser Stelle jüngst solche sympathische Beurteilung gefunden haben, hatte sich die Urheberrechte für sein Aufsehen erregendes Buch in Amerika nicht gesichert. Die „Nachdrucks-Piraten", die natürlich hinter ungeschützten erfolgreichen Büchern mit Vorliebe her sind, haben sich dies zunutze gemacht, und Lord Roberts kann sein Buch über Indien jetzt in drei amerikanischen Ausgaben lesen. Außer Gralsräubern gibt es also auch „Indiarobbers" in Amerika (nicht zu verwechseln mit „Indiarubber", was ein Stück Gummi ist und geradeso ausgesprochen wird). — Die Gesamtproduktion an Romanen, die England seit dem 1. Januar 1904 zu verzeichnen hat, drückt sich in der stattlichen Zahl von 1859 Einzelwerken aus. — Tauchnitz' „Collection of British and American Authors" umfaßt nunmehr 3713 Bände. Von diesen rühren 3378 von englischen Autoren und 335 von amerikanischen her. Die 335 amerikanischen Bücher verteilen sich auf 48 Autoren, die 3378 englischen auf 387 britische Schriftsteller. — Pfarrer Hansjakobs, des trefflichen Schwarzwald-Erzählers, „Aus dem Leben eines Unglücklichen" ist mit einer biographischen Einleitung von Miß Dixon in englischer Uebersetzung erschienen und hat außerordentlich günstige Aufnahme gefunden. — Einige in Australien geschriebene Bücher werden zur Zeit von den australischen Verlegern mit dem Zusatz angekündigt, daß den Autoren die Hälfte des Nutzens aus dem Verkauf zukommen werde. Die Verleger wollen dadurch die heimische Bücherproduktion heben. — Unter den Neuerwerbungen des British Museums figuriert ein für die Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerei wichtiges Einzeldruckblatt: eine um 1495 zu Rostock gedruckte Liste von daselbst von einem reisenden deutschen Verlagsagenten zum Verkauf gestellten Büchern.

Hochschulnachrichten.

hc. **Bonn.** Das 25jährige Jubiläum als ordentlicher Universitätsprofessor feiert am 29. August der hiesige Philosophie-Professor Geh. Regierungsrat Dr. phil. Benno Erdmann, Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften. Der ausgezeichnete Philosoph steht im 54. Lebensjahre.

hc. **Münster i. W.** Die goldene Priesterjubelfeier begeht am 29. August der Senior der theologischen Fakultät der hiesigen Universität, Kirchenrechtslehrer, Domkapitular und päpstlicher Hausprälat Professor Dr. theol. et jur. Johannes Hartmann. Der Gelehrte vollendet am 3. Oktober das 75. Lebensjahr.

hc. **Berlin.** Der Ministerialdirektor im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Althoff ist von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Münster zum Ehrendoktor ernannt worden.

hc. **Halle a. S.** Zum Lektor für englische Sprache an der hiesigen Universität ist als Nachfolger von John Grattan Herr H. L. Havell aus Reading bei London berufen worden.

* **Königsberg.** Zum ordentlichen Honorarprofessor an der hiesigen Universität wurde der Geheime Justizrat Dr. J. Mosse ernannt.

* **Athen.** Eine Neuorganisation der hiesigen Universität in einigen Fakultäten ist durch königlichen Erlaß vom 1. Juni d. J. angebahnt worden. Die bisherige philosophische Fakultät zerfällt künftig in eine philosophisch-philologische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät. Letzterer wird auch die pharmazeutische Schule angegliedert, die bisher der medizinischen Fakultät unterstellt war; neu errichtet werden Professuren für mathematische Physik, physikalische und analytische Chemie, für angewandte Chemie und für Geologie und Paläontologie; es handelt sich also um eine den modernen Anschauungen entsprechende Ausgestaltung und Erweiterung der naturwissenschaftlichen Disziplinen.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Brocéliande.

Von J. v. Zahn (Graz).

Etwas über 30 Kilometer südwestlich von Rennes in der Bretagne liegt ein großes Waldgebiet. Es soll früher mehr als dreifach ausgedehnter gewesen sein. Heute ist es bereits schwer zu sagen „Wald“, denn auch sein jetziger Bestand ist durch Schläge in seinen besten Teilen gelichtet und mehr oder minder schütterer junger Busch, und ein anderer Teil, der überhaupt keinen Wald ansetzt, würde einen Ausflug in ihn nicht lohnen, wenn nicht Dinge ihn verzierten, die zwar wenig greifbar, in ihrer Mehrheit jedoch die Erzeugnisse regen Volks- und Kulturlebens einer langen Periode der Bretagne in sich schlössen.

Auch der heutige Name des Waldes besagt nichts; er heißt eben nur „der Wald von Paimpont“, und das ist ein kleines Dorf, verdeckt durch umfangreiche Bauten eines ehemaligen Klosters, an das es sich wie unter Fittige anschließt, und das man erst entdeckt, wenn man durch den Torbogen einer bastionenhaft vorgelegten früheren Stiftskaserne eingetreten ist, ein Dorf an einem großen Teiche, den die Abwässer einer Minenwäsche gelb färben, und weiter mit Schmieden und Gießereien, die aber jetzt recht unbeschäftigt sind, und alles, Gruben, Schmieden, Gießereien und Wald gehören einem Herrn Lévêcque in Rennes, und sein Holz wandert größtenteils nach Paris.

Wenngleich der Name Paimpont nichts Anregendes an sich trägt, so ist es doch etwas anderes beim alten Namen dieses Waldgebietes. Liegt denn nicht in dem Worte B r o c é l i a n d e — oder wie die Normannen sagen, Brécheliant — ein besonderer Wohllaut? Nicht etwas wie Versprechendes? Und dies sozusagen Stimmende kommt jeder der an 30 zählenden Abformen des Namens zugute. Leider jedoch muß es bei dieser Oberflächlichkeit bleiben, denn schon auf die erste und begreifliche Frage nach der Bedeutung des Wortes müßte man bloß eine Vielheit von Erklärungen beibringen, von der eines „Ortes unter Dach“, oder eines „Sumpflandes“ bis zu jener eines „Druidensitzes“, gut oder nahezu ein Dutzend.

Derlei Unsicherheit mag indes einen Besuch an Ort und Stelle nicht behindern, besonders wenn man in der Nähe weilt. Auf jeden Fall ist der Fleck ein Sammelpunkt ältesten bretonischen Geisteslebens hier gewesen, und dann haben auch andere als Bretonen eingegriffen und es wunderlich genug ausgestaltet, und was das geworden, schimmert in dünnen und dicken Büchern bis anher zu uns, und treibt jahrjährlich und, täuscht man sich nicht, ist diese Wirkung auf die Geister noch keineswegs zum Abschlusse gelangt.

Das also mag eine Fahrt in den Wald mitbegründen, besonders wenn man, in Erinnerung an die Heimat, einen dichten, hochstämmigen Laubwald zu finden denkt. Sie währt auch nicht lange: eine Dampftramway führt dahin mit der Endstation Plélan, einem stattlichen Flecken knapp vor dem Walde — eine Dampftramway zum Geisterboden König Arthurs und seines Barden und Freundes Merlin und der ganzen Tafelrunde! Der Weg führt wie durch einen Garten, an Bäumen wenigstens: Bäume und hohe Büsche an der Bahnstraße, Bäume an den meist vertieften Seitenwegen, Büsche und Bäume auf den Knicken der Wiesen- und Ackergrenzen, und endlich Bäume, und zwar Obstbäume, auf den Aeckern und Wiesen selber. Denn die Bretagne ist das Land des Apfelweins, der hier die Rolle des Bieres in Bayern spielt. An den Wegrändern blüht in schönem Gelb eine Pflanze, hier noch vereinzelt unter Strauchwerk: sie ist die lande, die Landespest der Bretagne, eine hochstrebende, dornenreiche Ginsterart. Hier, in der Oberbretagne, ist sie noch bescheiden, wenigstens auf dieser Strecke; ihre Herrschaft geht wesentlich mit dem Morbihan über die Niederbretagne an; da bedeckt sie einzig ganze große Felder und es heißt, ein Drittel des Landes gehöre noch ihr.

Wagen und Pferde sind zu Plélan bald gefunden, und also hin in die Brocéliande, zur verrufenen und doch wieder gesegneten Wetterquelle Bérenton, und wir gedenken dabei des fidelen Robert Wace aus Caen in der Normandie, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts auch diesen Weg, aber in ganz anderer Meinung und Absicht, einschlug, und wir beide hatten den gleichen Erfolg, bloß der eine unerwartet, was der andere schon im voraus wußte. Aber auch dem letzteren wird nicht völlig die Enttäuschung erspart.

So fahren wir auf der prächtigen Landstraße zuerst milde Höhen aufwärts und befinden uns sehr bald in versprechender Nähe des Waldes. Schöne, hohe Bäume fassen die Straße ein; dahinter ist aber nur Schlag von mehreren oder weniger Jahren. Diese Maisse oder Jungwaldanlagen gehören Laubholz an, während der herrschende Charakter den verstreuten alten Bäumen nach die Kiefer ist. Und dieses Gebiet der Schläge begleitet uns fort und fort; sonach war hier Wald und wird in Jahren wieder einer sein, aber augenblicklich ist es keiner mehr, wie nach dem süßen Worte der Brocéliande zu erwarten gewesen wäre. Allerdings, der obere, seeartige Teich (au pas du Houx) zeigt durch seine volle, ernste Ufereinfassung, was die Brocéliande leisten konnte, wenn man sie in Ruhe ließ; so aber haben Holzhändler und Holzschuhmacher ihn niedergerungen und gelichtet. Noch weit schönere Partien als die der Teichränder zeigen aber die Teile bei den Schmieden: da ist echter Wald in Gestalt eines englischen Parkes; hier ist sein ursprünglicher Charakter noch zu erkennen, aber in zivilisiertem Zustande, denn diese Beachtung erfuhr er

wohl nur, weil er zugleich zwei Villen seines Eigentümers umschließt.

So ist denn der heutige Charakter der Brocéliande ein anderer als der besungene der Romane der Tafelrunde und in Gesamtheit ein nur stellenweise anheimelnder. Er erinnert an ein ehemals stattliches Schloß mit schöner Vergangenheit: heute ist es Ruine, sein Mauerbestand Steinbruch und auf einer Seite hat sich ein Wirtshaus an- und eingelegt wegen der schönen Aussicht.

Ueber den Teich von Paimpont hinüber öffnet sich in nicht zu weiter Ferne der Blick auf einen Höhenzug, der zwar nicht kahl, aber auch nicht viel besser ist als kahl, denn er ist vor einigen Jahren abgebrannt und ergänzt so das Bild eines nutzbar behandelten Waldes. Hier ist sozusagen gröbere Natur, hier sind Gräben, nicht sehr tief eingeschnitten, aber sie sind trocken und fast dürre und mit der lande besetzt; da sind auch einzelne felsige Höhenkrönungen und überhaupt tritt hier teils ein ernsterer, teils ein noch weniger ansprechender Charakter zutage, als der Teil im Nordosten, den wir eingangs durchfuhren. Stellenweise, und wo in den Bodensenkungen leichte Sümpfe, ist auch mehrfach Waldansatz. Gegen Westen hin in einem Wäldchen endlich ist die pièce de résistance, die Quelle Bérenton. Das ist der Fleck, an den die Sage das Weiterleben des Dichters, Wahrsagers und Zauberers Myrddhin, den die Franzosen Merlin nennen, verlegt, ein Weiterleben im Geiste, denn in Wirklichkeit wurde er ja in einem Walde in Wales elend erschlagen. Hier gesellte ihm die Phantasie der aus England nach Gallien geflüchteten Bretonen den ebenfalls in der Heimat gefallenen König Arthur zu, dessen Schwester Morgan und wohl auch die Fee Viviane, seine Geliebte und dann seine Frau. Denn sichergestellt ist nicht, welche Personen dieses Kreises nur der Einbildungskraft des Volkes angehören, und welche von den ritterlichen Dichtern bis zu einer größeren gesellschaftlichen Einheit hinzuerfunden worden. Zweifelsohne aber sind in erster Reihe die zwei Urgestalten des Königs und seines Freundes Eigentum der richtigen Volksmäre.

Die Quelle kommt nicht aus einer Bodenlehne, sondern mehr aus der Fläche zum Vorschein. Sie hat reines, gutes Wasser, ist leicht mineralisch versetzt, und ihre Blasen konnten sagenhaften Bauern in alter Zeit Anlaß zu Fabeleien geben; auf wenige Schritte von der Mündung ist sie mit Steinen eingefaßt, und nicht lange danach ist ihr Wasser ein Tümpel, den wilde hohe Gräser überwuchern.[1]) Einige Schritte aufwärts der Mündung liegt eine ziemlich große Steinplatte; auf ihr soll (nach ritterlicher Andichtung) Merlin seinen Sagenthron aufgeschlagen haben. Er heißt im Volke der perron Merlins, und ihm schrieb man die Eigenschaft zu, daß, wenn man aus der Quelle Wasser auf ihn spritzte, sofort ein Ungewitter entstand. Der Grundherr Graf v. Montfort (des 15. Jahrhunderts) hatte in dieser Hinsicht ein, man möchte sagen, dokumentarisch festgestelltes Privilegium. Ist nun diese Sage dem Volke entwachsen oder hat dieses dieselbe aus den Rittergedichten übernommen, genug an dem; das Volk von heute wandert bei großer Dürre noch jetzt zur Quelle Bérenton und bittet und fleht um Himmelstropfen und bespritzt den Stein, und da zuweilen die Mühe und der Glaube sich lohnten, besteht, wie es heißt, die Uebung fort.

Um diese Quelle herum und in den nahen Gräben ließ die ritterliche Dichtung gern Naturerscheinungen spielen, die in ihrer Ungeheuerlichkeit wie in einem Zaubertheater anmuten. In der Umgebung ist ruhiger Sonnenschein, über der Quelle aber und den sonderbar benamsten Gräben stürmt und wettert es, die Bäume krachen und brechen nicht, sie brennen und verbrennen nicht; Stimmengetöse schrecklichster Art durchtobt den Wald, Drachengeheule, Funkengesprühe, auch der bretonische Wolf fehlen nicht, und doch geht kein Christenmensch — der bretonische Bauer kennt gute Menschen nur als Christenmenschen — dabei zugrunde. Aber diese Dinge, die alle Erfahrungen auf den Kopf stellen, sind doch aus den Büchern ins Volk gedrungen, und man berichtet von einem Pfarrer in der Umgebung, der (um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) über jener sumpfigen Stelle Dinge in der Luft geschaut, die ihm ganz absonderlich, fast schreckhaft erschienen. Und einer Ansichtskarte nach, scheint mindestens das Brockengespenst nicht ausgeschlossen. Er aber kam noch heil davon. Man muß nun dazu halten, in welch hohem Ansehen fast jede Quelle beim bretonischen Bauer steht, und erst dann, wenn sie mit Merlin, seinem Märchenabgotte, in so naher Beziehung steht.

An die Quelle reihen, zur sagenhaften Ausschmückung des Waldes, doch gewiß nur aus ritterlich-dichterischer Erfindung, eine Zahl von Gräben und anderer Oertlichkeiten, mehr oder weniger düsterer Benennung. Keineswegs aber weiß man immer, welchem Umstande sie dieselbe verdanken. Besser geht es in dieser Hinsicht mit dem **Val des Fées**, das sich leicht erklärt, und noch besser mit dem **Val sans Retour**.

Was dieses betrifft, könnte man sich wohl vorstellen, daß, als der Wald in, nehmen wir an, alter Herrlichkeit noch bestand, ein armer Teufel darin irgendwie einen Unfall hatte und sich nicht mehr herausschleppen konnte. Aber das wäre zu einfach. Im Gegenteil, nach ritterlicher Einbildung verliebte sich Morgan, die Schwester König Arthurs, beide etwa 600 Jahre nachdem sie gelebt, in einen Ritter, fand jedoch keine Gegenliebe. Ja, sie konnte sogar ein Rendezvous belauschen, das besagter Ritter im besagten Tale mit einer anderen Dame hatte. Und nun, da sie auch nebenbei Zauberin, verwünschte sie das Tal und den Ritter und die Dame, und beide fanden den Rückweg nicht mehr. So weit ging ihre Rache, daß jeder Ritter, der sich eine Untreue in Liebessachen zu schulden kommen ließ, im Tale **sans Retour** das gleiche Schicksal hatte. Und so lange sollte dies währen, bis ein fehlerfreier Ritter das Tal betrete. Erst nach 17 Jahren kam ein solcher zum Vorschein; dann hörte der Bann auf. Aber mittlerweile waren 250 Ritter dort verendet. „Wer kennet ihre Namen?" Darin ruht zugleich in kurzem ein Sittenbild ritterlichen Lebens für das 11. und 12. Jahrhundert.

Uebrigens ist heute das **Val sans Retour** ein niederer, ziemlich breiter, kahler, wenig mit Busch und lande versetzter Graben, ganz ähnlich dem Langgraben (**fossé braz**). Für den letzteren hat sich offenbar kein besonderer Name mehr gefunden, oder er ist verloren gegangen. Dafür treten aber Oertlichkeiten wie **Château périlleux, Four** und **Forêt périlleuse**, ein **Val des Aventures**, eine **Roche perdue** — von dem **Val des Fées** abgesehen — in die Reihe, durchwegs unmöglich der Erfindung des Volksgeistes angehörig. Diese Dinge erinnern zu gewissem Grade an die Ausflüsse des Seelenlebens des berühmten Ritters aus Spanien. Daß die französische Generalstabskarte von diesen Talbenennungen nur vereinzelt Gebrauch macht und bloß die Quelle Bérenton einsetzt, begreift sich. Was die Dichter des **Yvain**, der **Dame de la Fontaine**, des **Roman de Merlin**, des **Tristan** u. s. w. da gesehen, kann für Generalstäbler ebenso wenig Bedeutung haben, wie die erfundenen Oertlichkeiten eines Novellisten von heute. Aber durch neugierige Reisende und unkritische Vermittler könnten diese Dinge doch mehr und mehr ins Volk dringen, wenn nicht bei diesem, wie Souvestre meint, bereits Gleichgültigkeit in Betreff seiner eingeborenen Sagen sich geltend machte. Indessen lebt das **Val sans Retour** noch im Volke.

Nicht genug an diesem süßlich-chevaleresken Ausbau ursprünglicher Sagen, an dieser Ausbreitung des Lebens und Treibens eines hervorragenden Teiles der Gesellschaft vom 11. bis ins 13. Jahrhundert, haben wir auch noch die Gräbersuche nach Arthur und Merlin zu beachten. Des geht nun allerdings nicht in das Ritter-, sondern kehrt ins Volksleben zurück. Ersteres beschäftigt sich mit den erdichteten großen Herren, letzteres mit seinen Lieblingen, so weit es sie nur verfolgen kann. Und da sucht es deren

[1]) Den heimischen Dichter Brizeux faßt ein gewisses Grauen am Schauplatze. Er ruft aus:

Est-ce vous Baranton? Terre morne et sans voix,
qui vous reconnaitrait sous vos noms d'autrefois.

Gräber, denn diese beiden seiner Helden sind ihm in die neue Heimat nachgewandert im Geiste und am Ende hier wieder gestorben. Allein darin wollen mehrerlei bretonische Stämme, dann auch mehrerlei Meinungen ihr Recht haben. So wird Arthurs Grab auf die Halbinsel Crozon bei Brest, aber auch nach zwei Orten bei Lannion verlegt, natürlich stets nur mit Begründung aus dem Volke heraus. Das Eine haben diese Sagen für sich, daß sie einfachen Grundtones sind und daher ihren Ursprung verraten, und das Geistesleben, dem sie entsprangen. Wo nun König Arthur den Sagen nach auch ruhe, tot ist er nicht, er lebt im Grabe und kommt wieder. Ob wohl die Bauern heute noch dieser Meinung sind? Im späteren Mittelalter und darüber hinaus trugen sich mit ihr auch bretonische Studenten, und zwar so warm und so laut, daß man sie damit häufig aufzog. Auch Merlins Grab ist da und dort, aber doch nur in der Brocéliande. Da ist eine aufgelöste Steinansammlung, die man für einen verfallenen Kromlech hält, dann wieder die zerstörte allée couverte eines Dolmen, und es scheint fast, als wolle der vornehmste bretonische Schriftsteller in dieser Angelegenheit, Felix Bellamy,[1]) dafür eintreten. Allein wer zu Anfang des 6. Jahrhunderts in England erschlagen worden, kann füglich nicht ein paar Jahrhunderte später in der Bretagne sterben. Außerdem ist weder Kromlech noch Dolmen Sache bretonischer Zeit und ein Kromlech überhaupt auch kein Grabdenkmal, aber immerhin mag man über diese Seiten der Brocéliande-Sagen anders sprechen, als über deren Auswüchse aus der ritterlichen Zeit.

Uebrigens dürften wohl Manche bereits eine Scheidung der zwei auf dem Boden der Brocéliande tätigen Kräfte für ratsam angesehen haben. Wenn in der Bretagne das noch nicht geschah, so hat das seine Gründe: man fürchtet durch die Sonderung zu verlieren, als gäbe man ein Haus auf, während doch bloß eine Scheidung nach Stockwerken einträte.

Wenn nun ein paar Jahrhunderte später an Universitäten und sonst man die Bretonen wegen ihres festen Glaubens an die Wiederkehr Arthurs hänselte, lebte schon im 12. Jahrhundert ein Mann, der mit seinem Urteil über das Brocéliandetreiben seiner Zeit nicht zurückhielt. Ob und wann seine abfällige Meinung unter die Leute kam, wer mag das sagen? Gehört doch sein Buch heute noch zu den wertvollsten bibliographischen Seltenheiten. Dann ist vorauszuschicken, daß es ihm um die Brocéliande gar nicht zu tun war, noch um die Quelle, noch sonst etwas, als um die Feenmädchen; deren Bekanntschaft wollte er machen, und darum reiste er aus von Caen in der Normandie. Dort war er nämlich, wie er sich ausdrückte, „clerc lisant“, daß man fast an einen Privatdozenten denken möchte, und später ward er Kanonikus zu Bayeux. Er hieß Robert Wace, und jedenfalls ließ er es an Wagemut nicht fehlen. Denn immer will es etwas sagen, in ein mit gefährlichen Stellen und Ungetümen wie gespicktes Gebiet leichtfertig bloß an Mädchen sich zu wagen. Von vornherein also, scheint es, mit einigem Unglauben ausgerüstet — wenn er nicht etwa hintendrein aus Unmut so tat —, ging er das Abenteuer an, saß an der Quelle, wohl auch im Feentale, und wartete, und keine Fee kam, und entrüstet zog er ab. Dann schrieb er seinen „Roman du Rou“, eine Geschichte der Normannen bis auf Herzog Rolf in Versen, und darin spricht er auch von der

> Bréchélant,
> dunc Bretung vont sovent fablant,

und von seinem Besuche daselbst und ärgert sich noch in späten Tagen.

> Là alai jo merveilles querre (quérir).
> Vis la forest et vis la terre,
> merveilles quis, mais ne trovai.
> Fol m'en revins, fol i alai,
> fol i alai, fol m'en revins,
> folie quis por fol me tins.

Purer Unmut, wenn er des Hauptstückes, der Quelle, nur mit einem Wort erwähnte.

Hat man den Wald von heute geschaut und von dem angedichteten einstmaligen Treiben in ihm gelesen, so wird man unwillkürlich an eine abgespielte große Oper erinnert. Was zu einer solchen gehört, war alles da: ein wackerer König, seine liebesdurstige Schwester, sein kluger Kanzler, eine nach Dutzenden zählende Ritterschaft, strebend nach Liebes- und Waffenabenteuern, Feenmädchen als Tänzerinnen um die Zauberquelle, Gegenden voll Schrecken und Schauer, gleich der Wolfsschlucht im „Freischütz“, und nun sind Lichter und Flammen erloschen. Die Oper ist aus, das ganze Repertoir hat sich überlebt und ist heimgegangen und Szene und Kulissen sind verstaubt und verfallen. Der Wald, in dem man thronte, tafelte, tanzte, liebte, focht und sang, ist nüchtern und Industrieobjekt geworden, an einer sonnigen Stelle hat eine Probe heutigen Geisteslebens, eine Imitation der Quelle von Lourdes, Aufstellung gefunden, und nur das Textbuch der Oper ist geblieben, die Dichtungen der Artuslegende, die Freude von Interessenten an alter schöngeistiger Literatur und das Behagen romanischer Philologen.

Eines aber sei noch gedacht, auch eines Idealisten, aber eines religiösen und gefährlichen. Zuerst in der Brocéliande als Einsiedler, dann zu Concoret, einem Dörfchen nordwestlich an der Brocéliande, lebte zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein Mann, namens Eon. Den überkam der tolle Gedanke, weil die Franzosen das lateinische eum wie eom oder eon aussprechen, in dem biblischen Satze von der Richtergewalt Christi, „per eum qui venturus est judicare vivos et mortuos et seculum per ignem“, sei er gemeint. Beherrscht von diesem Sinne bildete er eine Kirchengemeinde, deren oberster Herr er war, und gründete sein Zukunftsreich auf sozialistischer Grundlage, aber zuerst mit Mord und Brand, mit Rauben und Plündern in Schlössern und Klöstern, ähnlich wie 1871 die Kommune zu Paris. Trieb er es so arg, daß die Betroffenen gemeinsam sich wehrten, dann zog er sich in die Tiefen der Brocéliande zurück, die er genau kannte und die überhaupt in bösen Zeiten ein Schlupfwinkel für Uebeltäter war. So ist auch er, gleich einer Kehrseite, für den Märchenwald nicht zu übersehen. Schließlich fing man ihn und seine Bande und verurteilte sie (1147) auf dem Konzil von Rheims in Gegenwart des Papstes Eugen III. Aber von ihm haben es die Leute von Concoret, daß man sie noch heute als Zauberer hänselt.

Rennes, Juni 1904.

Epilog zu „Jörn Uhl“.

Ist's noch erlaubt, noch „aktuell“, über „Jörn Uhl“ zu sprechen? Man beginnt bereits, sich darüber auszuschweigen. Die Sage geht, seine Zeit sei vorbei und niemand kümmere sich mehr darum. Höchstens könnte man ihm noch den Nekrolog schreiben. Ich aber will es mit einem Epilog versuchen.

Frenssens Roman ist das größte literarische Rätsel unserer Zeit. Nicht der Roman an sich, sondern sein Erfolg. Vor „Jörn Uhl“ stand der Name Frenssen, trotzdem er schon mehrere Bücher veröffentlicht hatte, nicht einmal im „Kürschner“. Kein Mensch kannte ihn. Dann kam „Jörn Uhl“ und der Erfolg war ungeheuer. Er hat seinesgleichen nicht in der deutschen Literatur. Ein Tausend nach dem anderen wurde gedruckt. Bald war das erste Hunderttausend voll, das zweite bald nahezu erreicht. Wo es Deutsche auf Erden gibt, ist „Jörn Uhl“ gelesen worden. In mancher gebildeten Gesellschaft erörterte man das Rätselhafte dieses Erfolges. Um so rätselhafter, weil es sich nicht um einen mittelmäßigen Roman handelt. Mediokri-

[1]) Vgl. sein in aller Beziehung ausgezeichnetes Buch: „La forêt de Bréchéliant. La fontaine de Bérenton“ u. s. w. Rennes, 1896, 2 starke Bände, 8°.

tät wäre ja gerade eine Erklärung; denn die breite Mittelmäßigkeit, überall das Herrschende, findet breiteste Verbreitung. Ein unerhörter und unbegreiflicher Erfolg: denn er beruht nicht auf Sensation, nicht auf öder Reklame, auf keinem Skandal, keinem schmutzigen Prozeß, auch auf keinem nachhelfenden Polizeiverbot oder nützlichen staatsanwältlichen Bannfluch. Nicht einmal ein literarischer oder politischer Parteikrieg haftet an „Jörn Uhl", keine Hetze, kein schwindelhafter Snobismus. Und er enthält keine sexuellen Exzesse und trägt zum Schmutz des Lebens nicht auch noch den Schmutz der Literatur. Es fehlen mithin alle, ausnahmslos alle jene unsauberen Motive, die anderen neuzeitlichen Büchern zu großem klingenden Erfolg verholfen haben. „Jörn Uhl" ist auch kein von den vielen literarischen Zünften umstrittenes Buch und keine Koterie hat Anrecht auf ihn. Man weiß allenthalben: gegenwärtig ist es modern, modern zu sein. Aber keines der modernen Schlagworte paßt auf „Jörn Uhl". Nichts, gar nichts hat er von dem, was modern ist oder sein will. Im Gegenteil. So könnte schon vor dreißig Jahren geschrieben worden sein. Beinahe ist er altmodisch. Sollte etwa darin seines Erfolges Ursache liegen? Bedeutet er eine Umkehr und darf man schließen: das deutsche Volk ist der „Moderne" gründlich satt? Und weil es satt ist, übersatt, hat es sich mit Heißhunger auf „Jörn Uhl" gestürzt, als auf eine liebe, gute, altmodische Sache?

Das wäre eine voreilige Schlußmacherei. Es gibt ausgezeichnete deutsche Bücher, die mit dem grellen Geschrei der „Moderne" nichts zu tun haben, ohne sich des hundertsten Teiles von „Jörn Uhls" Erfolg rühmen zu können. Das Buch ist ein stilles Buch und auch sein Erfolg vollzog sich in Stille. Plötzlich war er da, gleichsam über Nacht, wie die Blüte im Frühling.

Vielleicht weil er den Ton getroffen hat, den der deutsche Spießbürger liebt? Auch das nicht. Der Roman enthält wenig äußere Handlung, fast keine. Darum ist er in landläufigem Sinne nicht spannend. Man liest ihn nicht mit angehaltenem Atem, fliegt ihn nicht durch wie jene allbeliebten Romane, wo ein brutaler Schlag auf den andern folgt. Keines unserer sittsamen deutschen Familienblätter, die so heftig Sorge tragen um das Wohlbefinden und das Abonnement des deutschen Philisters, hätte „Jörn Uhl" acceptiert. Also: weder Sensation, noch Philisterium. Und dennoch ein ungeheurer Erfolg. Wenn das kein Rätsel ist, so gibt es keines im ganzen deutschen Schrifttum.

Nicht Familienblatt- und Leihbibliothekslektüre und nichts Ausschweifendes. Kein moderner oder wenigstens kürzlich noch modern gewesener Naturalismus und keine rührselige Sentimentalität. Weder Scheidewasser noch Zuckerwasser. Weder Hautgout noch Milchbrei. Und weiter: keine Pose, keine Phrase, keine Trivialitäten, kein Raffinement, keine künstlich ausgeheckten Probleme, keine psychologischen Spitzfindigkeiten. Auch keine Ressentiments, nichts von Groll und Zorn. Wohl manches, das bitter und gesund ist wie Kalmus; aber keine engherzige Verbitterung, die die Seele zerfrißt wie der Rost das Eisen. Kein Pessimismus. Auch keine Umwertung der alten Werte. Wirklich gar nichts Modernes. Eigentlich auch nichts Neues. Nichts von der „neuen Frau", die mehr und mehr zu spuken beginnt; nichts von einer neuen Moral. Und dennoch!

Es ist, als hätten die deutschen Leser all die literarischen Kämpfe und Krämpfe der letzten Jahrzehnte plötzlich abgeschüttelt, um einen Augenblick still zu stehen und in reiner Luft tief Atem zu holen. „Jörn Uhl" ist eines der reinsten Bücher. Er schaut weit, weit nach rückwärts. Aber der feinsinnige Leser erkennt bald, daß dieses Rückwärts ein Vorwärts ist. Das Buch ist etwas anderes als ein bloßer Unterhaltungsroman. Es ist menschliche Entwicklungsgeschichte, so wie Grimmelshausens „Simplicissimus", Goethes „Wilhelm Meister", Kellers „Grüner Heinrich".

Es ist ein merkwürdiges Buch, das man langsam und bedächtig liest, um sich von seinen Feinheiten und Schönheiten nichts entgehen zu lassen. Nur aus deutscher Erde und Heimat konnte es hervorwachsen, den mächtigen Eichen gleich. Deutsch ist es durch und durch, aber ohne die rohe Grimasse des Deutschtums, in der sich die kleinen deutschtümelnden Gecken und Lümmel gefallen. Ein naives, fast unbewußtes Deutschtum liegt darin, und eben deshalb ist es so voll Ehrlichkeit. Ferner ist es volkstümlich, etwa wie's die Märchen Grimms sind. Obwohl die Mundart nur leicht durchschlägt und das Buch in hochdeutscher Sprache geschrieben ist, an der seit Jahrhunderten die größten Genien treu und fest gearbeitet haben, spürt man förmlich den Erdgeruch der Volkstümlichkeit. Und doch wendet es sich an den Geist und das Herz vornehmer Leser. Ferner ist es sittlich, ohne daß jemals Moralinsäure verspritzt würde. Ferner ist es wahr und wahrhaftig, ohne mit der Wahrheit zu kokettieren oder auf den Stelzen eines naturalistischen Programms zu gehen. Die Wahrheit klebt nicht an der Gosse, sie ist in das Innere verlegt, in die Seele. Wie gesagt, die realen Vorgänge sind spärlich; aber wir sehen die intimen, manchmal starken, manchmal zarten Reflexe, die von den Vorgängen auf das menschliche Gemüt ausgeübt werden. Dabei ist alles wie in ein Geheimnis untergetaucht, wie in einen tiefen, unergründlichen Strom. Dieses Geheimnisvolle, das Ahnungs- und Schicksalschwere, sowohl im Leben und Weben der Natur wie im Innern der Menschen ist von eindrucksvoller Wirkung. Es lockt, reizt und hält fest.

Die Natur ist das Marsch- und Geestland Holsteins, eine stille, schwere, nordische Natur. Und wie diese sind auch die Menschen zumeist still, schwer und schwerfällig äußerlich und innerlich. Sie sind herb und hart wie der Boden, mit dem sie ringen, und fast so dumpf wie das Vieh in ihren Ställen. Aber auch grüblerisch und tiefdenkerisch und von einer auf das Schauerliche gerichteten, mit der Natur und ihrem Spuk innig verwachsenen Phantasie. So zeigt Frenssen seine Menschen, wie sie früher sein Landsmann, der unvergeßliche Storm, poetisch-lyrisch vergeistigt gezeigt hat. Es ist als wären die sinnvollen germanischen Mythen und Sagen lebendig geworden, die aus den Schatten und Schauern einer ernsten Natur emporgestiegen sind. Jörn Uhl und seine Genossen, uralter friesischer Bauernstamm, sind wie Kinder, eng begrenzt, ihr Weltbild ist kaum größer als ihr Heimatdorf, aber ihre Einbildungskraft hebt sie darüber hinaus und läßt sie in Tiefen und Abgründe blicken, die sie neugierig machen und ihr eigenes Wesen vertiefen. Besonders Jörn Uhl geht von der Kindheit an diesen inneren, oft genug irren Weg. Auch er ist einfach und einfältig, so wie man sich einen primären Menschen aus grauen Zeiten denken mag, und doch auch wieder kompliziert, denn dieser Sprößling alten Bauernadels ist ein Geschöpf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Er zieht in den Krieg gegen Frankreich und kehrt heim mit derselben Enge im Kopf. Er führt ein martervolles Leben an der Seite eines liederlichen und verständnislosen Vaters und verlotterter Brüder. Sein Ernst ist groß und tragisch und seine Vereinsamung schrecklich. So weit er zurück denkt, kennt er nichts als die finstere Sorge um die Uhl, den Hof, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten seßhaft waren. Die sanfte und gute Mutter ist zu frühe gestorben. Zwischen Särgen und Sorgen muß er wandeln. Er möchte helfen, retten und schleppt und kümmert sich ab um den verlorenen Besitz. Tag und Nacht quält ihn grausame und grausige Angst. Dabei versäumt er seine Jugend, seinen Geist, seine Liebe, sein Glück. Auf das Nützliche, Praktische, Nächste ist sein Sinn gerichtet. Mehr als sich ziemt und entgegen dem warnenden Bibelworte kämpft er um Scholle und Zukunft, und er wird immer enger, dumpfer und stumpfer. Aber von Haus aus ist er nachdenksam und geistig veranlagt. Und so liest er heimlich ein astronomisches Buch und schaut nachts nach den Sternen, um den Wundern des Himmels nachzuspüren. Umsonst sein Fleiß und Schweiß. Er tappt auf ein verfehltes Ziel los. Der saufende und spielende Vater verblödet, die Brüder verderben als Landstreicher; seine geliebte Schwester, die gleich Jörn nach der seelisch vornehmeren Mutter geraten ist, verliert sich an einen schlechten Mann und wird durch ihn elend. Endlich muß Jörn selbst

den vom Blitz getroffenen Uhlenhof als Bettler verlassen. Ein Schicksalsspruch.

Und jetzt vollzieht sich das Wunder. Er wird ein anderer. In seine Seele kommt Licht. In seiner Verarmung wird er reich. Mit dem Hof hat er die Sorge verloren, die ihn in Schuld geführt, mit Wahnsinn bedroht hat. Die Peripetie seines Lebensdramas ist nicht tragisch, sondern ein Heil. In ihm schlummert eine tiefe persönliche Religiosität, die jetzt erwacht. Gute und kluge Menschen richten ihn auf; darunter das Mädchen, das ihn liebt. Aus dem dumpfen Bauern wird ein Gelehrter. Er wird eine Art von Schauer, von Seher, der mehr besitzt als bloße Sinneserfahrung und der erkenntnisvoller eindringt in den höheren Plan der Schöpfung als die Augenscheinsfanatiker, die einseitigen Realisten und Materialisten, die kurzweg die mechanischen Gesetze der Stoffwelt auf das Geistige übertragen. Die nach innen gekehrte Seele schaut, sie ist mystisch. Das Wort Mystik bedeutet seiner Herkunft nach „die Augen schließen". Die Augen schließen vor dem Blendenden und Täuschenden und hinein schauen in das Innerste, um sehend zu werden. Das ist das große Schauen. Jörn Uhl tut Aehnliches, und am Schluß ist er ein geläuterter, feiner Kulturmensch. Kein eigensinniger, dünkelhafter Besserwisser, sondern ein wissender, gläubiger und darum vertrauender und in höherem Sinne demütiger Mensch. Ein geistig freier und, obwohl ein Riß durch seine Natur geht, ein glücklicher Mensch.

Der Roman „Jörn Uhl" ist ein psychologisches, persönliches Lebensbild. Und zugleich ein Bild innerer Kulturentwicklung überhaupt; individuell und typisch. Der Verfasser war Geistlicher. Nun, herkömmlich Pastorales steht in seinem Buche nicht. Manchmal fällt sogar ein satirisches Streiflicht auf die gewerbsmäßigen Pastoren. Aber in dem Roman liegt etwas Evangelisches. Das ist es! Durch unsere Zeit geht eine starke Sehnsucht, und diese Zeit ist vor allem eine eifrige Sucherin. In „Jörn Uhl" kommt das zum Ausdruck. Und er bietet der von harten Vorurteilen ummauerten, in Zweifeln wankenden Menschheit eine Grundlage, auf der sie weiter zu bauen vermöchte. Er zeigt entsetzlich verkommene Menschen und daneben andere, rührend in ihrer schlichten Ehrlichkeit, in ihrer Hilflosigkeit, in ihrem schönen Suchen und Sich-Entwickeln. Und neben unglücklichen und doch sympathischen Verirrten prachtvolle Menschen, deren Natur erfreut und ergreift. Ueber allen den armen, wackeren und tapferen Jörn selbst — eine Art von Gottsucher.

Dem Roman fehlt die kunstvolle Komposition. Er ist angefüllt mit Nebengeschichten. Die Darstellung mit ihrer Detailmenge und alten Fabulierfreudigkeit hat kein flottes Tempo, zumeist schleppendes Largo. Aber ihm fehlt auch alles Konventionelle, er ist kein Klischee, er ist ureigen. In seiner Verinnerlichung hat er keine Tendenz; doch geht eine solche wie von selbst aus den Psychen seiner Menschen hervor. Er führt ins germanische Heidentum zurück und verbindet sich mit der lieblichen, sanften, erhebenden Erscheinung des christlichen Schöpfers. Er ist voll Christentum — nicht konfessionell, sondern eben verinnerlicht, ein persönliches, im eigenen Gemüt empfangenes und verstandenes Christentum. Kein Christentum für Herren und Knechte; aber eines für schwer ringende, leidende und zum Schlusse frei gewordene Geister. Es ist ein Gott in „Jörn Uhl", fein, still und rein.

Vielleicht ist damit das Rätsel seines Erfolges ergründet. Jedenfalls gereicht es den Deutschen zur Ehre, daß sie „Jörn Uhl" nicht haben fallen lassen.

Fritz Lemmermayer.



Die Matrikel der ungarischen Nation an der Wiener Universität.

Die Vereinigung der Universitätsglieder nach ihrer nationalen Zusammengehörigkeit spielte bekanntlich im mittelalterlichen Hochschulleben eine große Rolle. Entsprach es doch, ohne daß darin etwa schon ein entwickelteres Nationalitätsbewußtsein, ein Sinn für das eigene Volkstum zu suchen wäre, einem wahren Bedürfnisse, sich gerade in der Fremde an den Landsmann enger zu schließen, indem man sich ihm auch in Verfolgung gewisser gemeinsamer Interessen näher als anderen Stammesangehörigen zu stehen fühlte. Umweht und erfaßt von der Kraft und Vielgestaltigkeit mittelalterlichen Verbandslebens, entwickelten und verdichteten sich diese Nationen zu Körperschaften, hatten als solche eigene Statuten, entfalteten ein reges, uns Nachfahren noch in so manchem Punkte anmutendes Leben und erfreuten sich gerade an der Wiener Universität zeitweise einer Bedeutung, welche die der Fakultäten überragte. Wählten doch ein halbes Jahrtausend hindurch in Wien die freigewählten Vorsteher der vier Nationen den Rektor der Universität.

Schon im Stiftbriefe, den Herzog Rudolf IV. (1365) der von ihm in Wien errichteten hohen Schule gab, wird die Absicht geäußert, die Angehörigen der Universität, Lehrer wie Lernende, wie in Paris und Prag, nach bestimmten Ländern in vier Nationen einzuteilen. Diesem Wunsche ihres erlauchten Stifters entsprach die Universität sofort; denn das Statut von 1366 nennt uns schon diese vier Nationen, an letzter Stelle die ungarische. Bei der Reorganisation der Universität durch Herzog Albrecht III. wurde die ursprüngliche Gruppierung aufgegeben und die Einteilung in der Weise gestaltet, daß die natio hungarica an die dritte Stelle, und zwar nach den Australes und Rhenenses, dagegen vor die Saxones trat, in ihren Verband aber auch die 1366 als eigene Nation geschaffene Gruppe der Böhmen, welche auch Angehörige der benachbarten slavischen Länder umfaßte, eingereiht wurde. Die Entwicklung dieser Vereinigungen von Angehörigen großer Ländergruppen zu einer Körperschaft mit eigenem Statut führte zuerst, und zwar im Jahre 1399, die österreichische Nation durch. Ihrem Beispiel folgte 1414 die ungarische Nation, und noch in demselben Jahre wurden ihre Statuten von der Universität genehmigt und bestätigt. In weiteren Nationsbeschlüssen erweiterte und vervollständigte man diese Normen, soweit die Vorkommnisse des täglichen Lebens dies erforderten. Etwa um das Jahr 1453 wurde dann eine bessere und übersichtlichere Fassung hergestellt.

Statutengemäß stand an der Spitze der Nation als freigewähltes Haupt derselben der Prokurator. Sein Amtsauftrag währte bis 1629 jeweils ein Halbjahr. Wahltage waren der 14. April und der 13. Oktober. Er übernahm aus den Händen seines Vorgängers die Matrikel und das Nationsvermögen. Letzteres hatte er entsprechend zu verwalten und unter Rechnungslegung dem Nachfolger zu übergeben. Außerdem besaß er eine gewisse Disziplinargewalt über die Mitglieder und führte alle Geschäfte der Nation. Nationsmitglieder waren zunächst Universitätsglieder, welche der betreffenden Völkergruppe angehörten, ohne daß jedoch ein wirksamer Zwang zum Beitritt geübt worden wäre. Gar mancher Scholare und Magister blieb außerhalb jeglichen Nationsverbandes, umgekehrt zählte die natio hungarica ab und zu auch rein Deutsche zu ihren Mitgliedern. Wie stark die Zahl der aufgenommenen Mitglieder war, mag daraus ersehen werden, daß sich in der Zeit von 1453—1630, also in etwa 177 Jahren, nicht weniger als 3296 Personen in den ungarischen Nationsverband immatrikulieren ließen, davon 3049 also weitaus die meisten, auf der untersten Stufe der akademischen Laufbahn. Bei der Immatrikulierung legte der Aufnahmswerber den Eid des Gehorsams gegen den Prokurator ab und entrichtete eine Taxe. Erreichte der immatrikulierte Scholar einen akademischen Grad, was aber nach der Matrikel nur bei 239 Scholaren der Fall war, so wurde die Immatrikulierung erneuert und dabei eine neue dem Grade entsprechende Taxe bezahlt.

Als hauptsächliche Aufgaben der Universitätsnationen überhaupt, und so der ungarischen im besonderen, erscheinen die Begehung des jährlichen Patronatsfestes — in

unserem Falle das Fest des heiligen Königs Ladislaus — und die schöne Pflicht, den Mitgliedern nach deren Tode die letzte Ehre zu erweisen. An Stelle der in der fernen Heimat weilenden Lieben umstanden die Konationalen die Bahre ihres verstorbenen Bruders, gaben ihm das letzte Geleite und begingen alljährlich an einem vom Prokurator bestimmten Tage für die verstorbenen Genossen das Totenamt.

Das Wichtigste über den Aufbau dieses Nationsverbandes der altehrwürdigen alma mater Rudolfina, über dessen vielseitiges Walten und Wirken entnehmen wir einem Foliobande, der die ungarische Nationsmatrikel aus der Zeit von 1453—1629 in sich birgt. Er gehört zu den Beständen des Wiener Universitätsarchivs, das einer wissenschaftlichen Benutzung und Verwertung durch weitere Kreise leider noch so wenig erschlossen wurde. Angelegt wurde er 1453 vom damaligen Prokurator der ungarischen Nation Mag. Johannes Messingsloer von Leutschau, nachdem der ältere seit 1414 in Gebrauch stehende keinen Platz mehr für weitere Eintragungen bot. Die Eintragungen geschahen nach 14 Rubriken. In der ersten wurden die Prokuratoren selbst, leider jedoch nicht in ganz vollständiger Reihe, eingetragen. Die Rubriken II bis XIII bringen in chronologischer Reihe die Namen der eingeschriebenen Universitätsglieder, nach Ständen und nach ihrer akademischen Stellung geschieden. Die 14. endlich enthält die acta procuratorum und zwar nach Halbjahren geschieden bis 1630. Dieser Teil ist daher als der wertvollste zu bezeichnen. Er zeigt uns das Leben der Nation, läßt uns die Dinge erschauen, wie sie wirklich waren, und nicht, was für die Statuten gilt, wie sie sein sollten, und bringt uns so ein anschauliches Bild einer Seite des akademischen Lebens längst entschwundener Zeiten. Diesen 14 Rubriken vorangestellt sind ein Inhaltsverzeichnis und die Statuten der Nation von 1414 bis 1453, insbesondere auch ihre Ueberarbeitung im Jahre 1453.

Einen wortgetreuen, äußerst sorgfältig redigierten Abdruck dieses interessanten Bandes bietet das hier besprochene Buch.[1]) Der Archivar der Wiener Universität, der sich schon so vielfältige Verdienste um die Erforschung der Geschichte dieser Hochschule erworben hat, unterzog sich auch dieser gewiß nicht gering anzuschlagenden Aufgabe. Ganz wesentlich erhöhte er den Wert und die Brauchbarkeit dieser schon für das ungarische Millennium bestimmten, dann aber aus verschiedenen Gründen verspäteten Edition noch dadurch, daß er die Veröffentlichung des Textes mit zahllosen Anmerkungen versah und ihr auch eine kurze und gediegene Einleitung voranstellte, in welcher die oben von uns nur kurz gestreiften Fragen behandelt werden. Insbesondere soll noch darauf hingewiesen werden, daß er auch die Frage nach der Herkunft der einzelnen Nationsmitglieder eingehend beleuchtet. Wir entnehmen daraus die interessante Erscheinung, daß für die Zeit von 1453 bis 1630 im ganzen genommen etwa 74 Prozent der in der matricula hungarica Eingetragenen ungarländischer Abstammung waren, während nur etwa 14 Prozent Böhmen und Mähren, 8 Prozent Schlesien, der Lausitz und Polen angehörten. Dies erklärt sich gewiß auch daraus, daß die Volksstämme im Westen und Norden der Karpathen in Prag und Krakau Hochschulen besaßen. Im Laufe der Zeit wich jedoch innerhalb des ungarischen Verbandes das ungarische Element in ganz bedeutendem Maße dem deutschslavischen dergestalt, daß, wie Schrauf erwähnt, im 17. Jahrhundert bereits eine gewisse Parität zwischen beiden Gruppen eintrat.

Am Schlusse des Buches findet der Benutzer ein über 140 Seiten füllendes Register, das eine wahre Fundgrube für Historiker, Topographen, Genealogen und Statistiker abgeben kann. Zunächst ein alphabetisches Verzeichnis der in der ungarischen Matrikel genannten Universitätsangehörigen, dann die Namen jener Personen, die im historischen Teil der Matrikel eine Rolle spielen, endlich die geistlichen und weltlichen Würdenträger, welche den Kreisen der Nationsmitglieder angehörten.

So macht die schöne wertvolle Ausgabe, an deren Herstellung Herr Dr. Arthur Goldmann, Konzipist am Wiener Staatsarchiv und am Universitätsarchiv, werktätigst mitgeholfen hat, den Herausgebern alle Ehre.

Innsbruck. A. v. Wretschko.

Bücher und Zeitschriften.

Le Problème de l'avenir Latin. Par *Léon Bazalgette.* Paris, Librairie Fischbacher 1903.

Es wird wohl nötig sein, von diesem Werke des jungen Léon Bazalgette in Deutschland ausführlicher zu sprechen, als im allgemeinen von französischen Essaybüchern. Denn es ist die vernünftigste, die klügste und schärfste Zurückweisung, die der französische Chauvinismus erfahren hat — und ein solches Beginnen ist in dem Lande, da der nationale Stolz noch immer weit über das Ziel schießt, nicht nur ein löbliches, sondern ein persönlich gefährliches. Léon Bazalgette ist einer aus der Gruppe der Intellektuellen, die nicht nur die Dekadenz negieren, sonderen auch die Therapie aufzeigen, indem sie sowohl die zeitlichen als auch die geographischen Grenzen überschreiten, um die nachbarlichen und vergangenen Lebensformen den Modernen als Spiegel zu weisen. Taine, der Verehrer deutschen Denkens, hellenischer Klarheit und italischer Lebensgewalt, hat den Anfang gemacht. Michelet hat an der Größe der Vergangenheit den verzärtelten Menschen von heute ihre Kleinheit gewiesen, und um diese beiden ist ein wachsender Kreis derer entstanden, die eine Sehnsucht nach intensiverer Lebensfülle empfunden und gelehrt haben. Bazalgette ist Verehrer des großen Amerikaners Walt Whitman, der sich Urwaldfreie und die Ethik gesitteter Kraft ersehnt, er ist einer der eifrigsten Propagandisten der markigen, belgisch-germanischen Kunst, die in Lemonnier, Verhaeren, Eekhoud ihre genialsten Gestalten findet, er ist ein Begehrender, ein Lebensfroher, der aber das Wort Leben in reicherem und tieferem Sinne erfaßt als die um ihn her. In den ersten beiden Teilen der „Vergangenheit" und der „Gegenwart" hat er eine meisterhafte Pathologie der Schäden entwickelt, die ihm die Ursachen der „infériorité française" scheinen. Er geht auf die Eroberung Galliens zurück und vergleicht die Leichtigkeit und Fixigkeit, mit der hier ein Volk dem Romanisierungsprozeß unterlag, der seine eigenen Rassenwerte zerstörte, mit der Zähigkeit und Widerstrebigkeit, mit der die Germanen jede nationale Veränderung zurückwiesen. Von dieser Zeit an unterscheiden sich die beiden — wiewohl „originellement frères" — und wie Cäsar erzählt: „Der Gallier kann dem Germanen nicht in die Augen sehen," er ist ein anderer, weil er seinen Rassencharakter nicht bewahrt hat. Und noch ein zweites Mal zeigt sich diese langsame Differenzierung der beiden: in der Christianisierung. Der Romane assimiliert sich willenlos und hingebend, er verliert die eigene Religion spurlos. Der Germane nimmt sie trotzig und nur gezwungen auf. Hier hätte eine ausführliche Schilderung der Geheimkulte des Heidentums und der versteckten Formen, in der die alten Götter noch durch deutsche Sage und Mythus gingen, sicherlich für die Franzosen Interesse und Wert gehabt. Und wie eine Fessel, so wirft der Germane den Katholizismus ab; die Reformation repräsentiert Bazalgette nichts anderes als die Erstehung des Germanentums, die Auflehnung der Rasse gegen einen fremden Wert. Auch Frankreich fühlte zwar damals revolutionäre Gelüste, aber die Hypertrophie der Rhetorik hat dort die Fähigkeit der Handlung unterjocht; der aufbäumende Wille sinkt ohnmächtig in sich zusammen. Und ebenso bei der zweiten, wilderen, konvulsivischen Anstrengung, der Revolution, die auch eine Empörung des schlafenden, eingelullten Rassencharakters ist. Römertum und Papismus, die beiden antinationalen Elemente, haben die innerste Volkskraft zerstört: die Gegenwart Frankreichs ist ein Niedergang. Unbarmherzig und furchtlos wiederholt Bazalgette diesen Gedanken. Er zeigt, daß der Instinkt der Individualität im Sinne wahrhafter Größe und Freiheit verloren sei, daß der Exzeß der Rednerkunst, des oratorischen Momentes, die rasche zielsichere Aktionsfähigkeit gelähmt hat — „splendides

[1]) Die Matrikel der ungarischen Nation an der Wiener Universität (1453—1630), herausgegeben von Dr. Karl Schrauf, Sektionsrat und Universitätsarchivar. Wien, Kommissionsverlag von Adolf Holzhausen, 1902, XCII und 537 Seiten.

rheteurs et pauvres acteurs" —, daß aber vor allem dieser moralischen Inferiorität mehr und mehr eine physische entspreche. Unbarmherzig zerpflückt er den, ach so unzerstörbaren Glauben der Franzosen, daß alle Entwicklung noch immer von Paris ausgehe, und in seinen Worten charakterisiert er das ganze Romanentum: „Die lateinische Welt ist eine weibische Welt. Sie zieht an so wie eine Frau verführerisch wirkt durch ihr kapriziöses Gebaren, durch ihre Fremdartigkeit, durch Mangel an Logik und Kraft, durch ihre Sentimentalität und ihren wechselnden Charme." Und ernste, aber kluge Worte gelten der Zukunft, zu deren Besserung Bazalgette eine körperliche, moralische und geistige Reform für notwendig hält. Beispiel und Art der jungen, gesunden Rassen müsse man nachbilden, Römertum und Katholizismus eventuell sogar gewaltsam überwinden. „Il faut **nous denaturaliser ou mourir"** ist die eigentliche Konklusion. Die Rassentheorie ist für Bazalgette Axiom und Ziel zugleich. — Es ist seltsam und bedeutsam, daß dieses Buch gerade aus Frankreich kommt, denn dort sind auch die bescheidensten antichauvinistischen Wahrheiten sehr verpönt. Und hier sind sie in üppiger, konsequent-geregelter Fülle. Unsere lieben deutschen Chauvinisten werden ihre helle Freude daran haben, denn Bazalgette zeichnet die germanische Kultur nur vom Standpunkte des Gegensatzes und verschweigt sorgsam die Fehler. Vor allem den, daß wir — wenn auch nicht innerlich, so doch äußerlich — geradezu hypnotisch den außernationalen Einflüssen unterliegen, daß unsere ganze Literatur, Kunst und Lebensform, wenn auch nicht Gestalt, so doch Farbe vom Ausland hat. Aber sei wie dem sei, man muß Léon Bazalgette herzlich danken, daß er an dem schwierigen Werke schafft, den eisernen gallischen Eigendünkel zu lockern und den „Barbaren" einige Achtung in Frankreich zu erzwingen. Wird man ihn im Heimatlande um seiner rücksichtslosen Kühnheit willen tüchtig anflegeln, so ist es nur unsere Pflicht, ihm bei uns Anerkennung und seinem tapferen Werke Zuspruch zu schaffen.

Wien. Stefan Zweig.

::

Allgemeine Rundschau.

Friedrich Ratzel und der „Deutsche Nekrolog".

Prof. Günther gedenkt in seinem Nachruf auf Ratzel (Beilage vom 26. August 1904) der ständigen Mitarbeit des Meisters am „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog". Er hätte Ratzel geradezu den Begründer des von mir herausgegebenen Deutschen Nekrologs nennen dürfen. Als ich in den neunziger Jahren die Biographischen Blätter, zunächst als Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, ins Leben rief, trat Ratzel sofort in den Kreis der ständigen Mitarbeiter ein und beschenkte das Blatt mit der von Günther nach Verdienst gewürdigten Studie über Leonhard Rauwolf. Von Anfang an riet mir Ratzel, ausgiebig eine mit Jahr und Tag gehende Nekrologie zu pflegen. Und als durch das Entgegenkommen des neuen Inhabers der Verlagshandlung Georg Reimer in Berlin, Dr. Walter de Gruyter, die Umgestaltung der Biographischen Blätter in das Biographische Jahrbuch ins Werk gesetzt wurde, war Ratzels meisterhafter, ursprünglich in den Grenzboten gedruckter Aufsatz „Der Verfall der Nekrologie" mitbestimmend für unsern auch von Rochus v. Liliencron willkommen geheißenen Versuch, neben der mit dem Jahre 1899 abschließenden Allgemeinen Deutschen Biographie jahraus, jahrein Nekrologe der jüngst Geschiedenen zu sammeln. Als der erste Band des „Biographischen Jahrbuchs und Deutschen Nekrologs" vorlag, ließ es sich Ratzel nicht nehmen, Aufgabe und Ziel des neuen Unternehmens in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung in einem selbständigen Essay fördernd und lehrreich für jeden Leser, obenan für den Herausgeber des Nekrologs, zur Sprache zu bringen. Fast jeder Band konnte sich mit Beiträgen aus Ratzels Feder schmücken. Seinem Nekrolog für Oskar Baumann, der in einem der ersten Jahrgänge erschien, wird in Band VII sein Nachruf auf den bedeutenden Kartographen Bruno Hassenstein folgen: die eigenhändige Korrektur dieser Arbeit sandte mir Ratzel noch vor wenigen Wochen aus Ammerland. Damit war Ratzels Anteil lange nicht erschöpft: der Vielbeschäftigte gab auf jede Frage Bescheid, ließ sich bei jedem belangreichen Referat die Wahl des berufenen Gewährsmannes angelegen sein, sprach ein gewichtiges Wort für die Erhaltung und Fortdauer des Unternehmens. So hoch man immer seine persönliche Hilfsbereitschaft bei all diesen Bemühungen anschlagen mag — und so gewiß man sie nicht leicht zu hoch anschlagen wird! — entscheidend blieb doch seine sachliche Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer sorgfältigen Nekrologie für Natur- und Geisteswissenschaften. Daß Ratzel, nach meinem Gefühl einer der wenigen großen Prosaiker der Gegenwart, überdies den Wunsch hegte, auch die kleinste Biographie künstlerisch behandelt zu sehen, bedarf kaum ausdrücklicher Erwähnung. Bei der einzigen persönlichen Begegnung, die mir mit dem Unvergeßbaren in Leipzig beschieden war, überraschte er mich durch Größe und Fülle seiner Auffassung eines echten „Deutschen Nekrologes" nicht weniger als durch die Einsicht und Nachsicht, mit der er auf alle Schwierigkeiten einging. Hoffentlich bleiben seine Winke, von denen im Deutschen Nekrolog noch eingehend die Rede sein soll, allen unverloren, denen es Herzenssache ist, Ratzels Spuren auch auf diesem von seinem sonstigen Arbeitsfeld scheinbar — aber auch nur scheinbar! — abseits liegenden Gebiete zu verfolgen.

Grundlsee, 27. August 1904.

Anton Bettelheim.

•

Eine Doppelbüste von Moses und Aaron.

• Der ehemalige Unterrichtsminister und Abgeordnete K. Papamichalopoulos, der gegenwärtig verschiedene Gegenden Kleinasiens und Palästinas bereist, hat an die athenische Zeitung Athinae einen Bericht geschickt über die Doppelbüste von Moses und Aaron", die sich in dem kürzlich gegründeten Museum der „Theologischen Schule des Kreuzes" in Jerusalem befindet. Wir finden von diesem Berichte in der Vossischen Zeitung den folgenden Auszug: Die Büste ist in der äußeren Form den Doppelhermen der griechischen Kunst ähnlich und wurde seinerzeit zwecks bequemerer Beförderung an ihren gegenwärtigen Aufenthaltsort in mehrere Stücke zerschnitten, die aber leicht wieder zusammenzupassen sind. Die linke Hälfte der Büste, die den Kopf des Moses darstellen soll, ist 0.39 Meter hoch; die rechte Hälfte mit der Darstellung des Kopfes des Aaron ist 0.47 Meter hoch. Beide Figuren zeigen unverkennbar den echten Typus der israelitischen Rasse: das längliche Gesicht, die gebogene Nase, den herabfallenden Bart, das lange Haar, wohlgepflegt und an den Schläfen gewellt, den scharfen Blick; zugleich aber verleiht der milde Ernst, die ruhige Erhabenheit, die sich in den Gesichtern der beiden Personen ausspricht, dem Kunstwerk einen hervorragenden Charakter. Das Kunstwerk wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 4 Meter unter der Erde auf dem Grund vor der jetzigen Metropole von Nazareth gefunden, und zwar zusammen mit einer Reihe anderer archäologischer Funde, wie Säulen und Kapitäle. Auf dem Platze stand früher ein von Justinian erbauter glänzender Tempel, der die Stelle der alten berühmten jüdischen Synagoge einnahm, wo nach der Ueberlieferung Christus gelehrt hatte und von den ergrimmten Juden verjagt worden war. Als die Büste ausgegraben war, wurde sie sofort von dem türkischen Mufti dem griechischen Metropoliten Nifon übergeben, der sie im Vorgarten der Metropole aufstellen ließ. Da sich aber die begehrlichen Blicke zahlreicher Antiquitätenfreunde und Archäologen auf sie richteten und verschiedenemale der Versuch gemacht wurde sie zu entführen, beschloß der jetzige Metropolit von Nazareth, Theophanes, die Büste in Sicherheit zu bringen, und schenkte sie dem jüngst gegründeten Museum der „Theologischen Schule des Kreuzes" in Jerusalem. Einigermaßen schwierig ist nun die Frage nach der Herkunft dieser Reliefbüsten. Gegenüber der Behauptung einiger Gelehrten, daß sie eine moderne Fälschung seien, muß auf die Fundumstände und darauf hingewiesen werden, daß sie zusammen mit anderen antiken Gegenständen ans Licht kamen. Daß in türkischer oder arabischer Zeit die Kunstübung in Palästina noch geblüht haben soll, ist schwerlich anzunehmen. Dagegen wissen wir, daß seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. die griechische Kunst in Palästina in Blüte

stand, deren Ueberreste noch heute in Heliopolis (Baalbek) und Gerasa, Petea u. s. w. sichtbar sind. Daß ein Jude selbst die beiden Porträts geformt habe, in Uebertretung des göttlichen Gebotes, kein Bildnis noch Gleichnis zu machen, ist unwahrscheinlich, wenn auch nicht ganz unmöglich.

✠

Kleinere Mitteilungen.

M. C. Der Literarhistoriker Professor Dr. Angelo de Gubernatis in Rom, der bekannte Panlatinist, bereitet soeben ein „Internationales Lexikon der zeitgenössischen Schriftsteller romanischen Stammes" vor. Dasselbe soll einen Anhang mit den Biographien auch der Schriftsteller nichtromanischen Stammes enthalten, die sich speziell mit der Geschichte, Literatur und Kunst der romanischen Völker befaßt haben. Gubernatis bittet alle Freunde seines Unternehmens um Material. Man muß die Hoffnung aussprechen, daß die Arbeit etwas sorgfältiger gemacht wird als des gleichen Verfassers 1895 erschienenes Lexikon der hervorragenden Italiener, das in jeder Hinsicht unvollständig, unzuverlässig und oberflächlich ist. Ebenso wird man verlangen können, daß der geschätzte Gelehrte seine turbulenten politischen Neigungen bei der Behandlung des Stoffes nicht Einfluß gewinnen läßt.

c. t. Die Lufthülle der Planeten. An der Lowell-Sternwarte sind spektroskopische Untersuchungen an den Planeten Uranus und Neptun vorgenommen worden. Das Spektrum des Neptun erinnert merkwürdigerweise an das eines Fixsterns, nämlich des Pollux im Sternbild der Zwillinge. Mit ziemlicher Sicherheit geht daraus hervor, daß in der Atmosphäre des Neptun eine erhebliche Menge von freiem Wasserstoff vorhanden ist, der sich bekanntlich im Luftmeer der Erde nicht findet. Das Spektrum des Uranus zeigt kaum eine Abweichung vom gewöhnlichen Sonnenspektrum, ausgenommen eine auffallende Linie, die sich nur auf eine Gegenwart des Elementes Helium deuten ließe, aber wohl noch einer Bestätigung bedarf. Das Helium findet sich allerdings auch in der Erdatmosphäre, aber in so geringer Menge, daß sein Nachweis erst in jüngster Zeit und nur mit den feinsten chemischen Mitteln gelungen ist. Wenn dagegen eine Heliumlinie im Spektrum des Uranus tatsächlich vorhanden ist, so spricht sie für das Vorhandensein einer erheblichen Menge von Helium in der Lufthülle dieses Planeten. Außerdem enthält die Atmosphäre des Uranus gleichfalls freien Wasserstoff, aber nicht so reichlich wie die des Neptun. Die Schicht von Gasen über dem Neptun muß übrigens auch eine viel größere Höhe besitzen. Im Spektrum dieses äußersten Planeten des Sonnensystems finden sich einige starke Bänder, deren Ursprung bisher noch unbekannt ist. Vielleicht deuten sie auf Wasserdampf, doch meint der beobachtende Astronom, daß sie möglicherweise durch Gase veranlaßt werden, die ähnlich wie Wasserstoff und Helium, aber noch leichter als diese sein müßten. Die Tatsache, daß diese Gase bisher in den Spektren von Sternen noch niemals vorgefunden worden sind, erklärt derselbe Fachmann dadurch, daß in den Fixsternen diese Temperatur zu hoch dafür sei.

Die Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt a. M. veranstaltet im kommenden Herbst in der Zeit vom 10. bis 22. Oktober in Verbindung mit der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften einen Vortragskursus speziell für Ingenieure, Chemiker, Beamte industrieller Unternehmungen und technische Staatsbeamte. — Der Zweck dieses Kursus ist, solchen Personen, die sich bereits in einer Berufsstellung befinden und denen es meist nur schwer möglich ist, ihre Tätigkeit zum Zweck eines längeren Studiums wirtschaftlicher Disziplinen auf längere Zeit zu unterbrechen, in kurzer Zeit und in gedrängter Form die wirtschaftlichen Kenntnisse zu vermitteln, die für sie in der Praxis unentbehrlich oder doch mindestens von großem Vorteil sind. Die Teilnehmergebühr beträgt für den ganzen Kursus 50 M. für die Person; für einzelne Vortragsreihen (mindestens 15 Stunden) 1 M. die Stunde. Anmeldungen bis spätestens 15. September d. J. sind zu richten an das Sekretariat der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung in Frankfurt a. M., Guiolettstraße 18. Da die Teilnehmerzahl im Interesse der Vorträge und Uebungen eine beschränkte sein soll, empfiehlt sich eine möglichst baldige Anmeldung.

✠

Hochschulnachrichten.

* Gießen. In Ems ist am 26. d. M. der Geh. Medizinalrat Professor Franz Riegel, Direktor der hiesigen Medizinischen Klinik, im Alter von 61 Jahren gestorben. Riegel, der ein geborener Würzburger und ein Schüler Köllikers, Bambergers, Scanzonis, machte seine klinischen Lehrjahre am Juliushospital in Würzburg durch und lehrte dort bis 1874 als Privatdozent. Von 1874 bis 1879 leitete er sodann die innere Abteilung des Bürgerhospitals in Köln, um von hier aus als ordentlicher Professor für innere Medizin und als Leiter der Universitätsklinik nach Gießen berufen zu werden. Von den zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten Riegels sind besonders seine Untersuchungen über Erkrankungen des Magens und des Herzens von großer Bedeutung geworden.

hc. Marburg. Zum Rektor der hiesigen Universität für das Studienjahr 1904/05 ist der Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie, Direktor des Zoologischen Instituts Dr. Eugen Korschelt gewählt worden.

* Berlin. Die beiden Professoren der Technischen Hochschule, Geh. Rat Dr. Paalzow (Vorsteher des Physikalischen Instituts) und Architekt Johannes Vollmar (Mitglied des Abteilungskollegiums für Architektur) geben in Rücksicht auf ihr hohes Alter ihre Lehrtätigkeit auf.

hc. Danzig. Zum Professor für Freihandzeichnen, Landschaftsmalen und Aktzeichnen an der hiesigen Technischen Hochschule ist der Geschichts- und Bildnismaler August v. Brandis in Berlin berufen worden.

✠

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

E. v. Liebert, vormaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Die deutschen Kolonien im Jahre 1904. Vortrag geh. in Breslau am 16. Juni 1904. Leipzig 1904. Wilhelm Weicher. 24 S. — H. S. Art'l: Richard Roesicke. Sein Leben und Wirken, dem Volke dargestellt. Berlin 1904. Georg Reimer. 70 S. — Musen-Almanach deutscher Hochschüler 1904. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 123 S. — Ernest Lavisse: Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome sixième †: La reforme et la ligue — l'edit de Nantes (1559—1598) par Jean H. Mariéjol, professeur à l'Université de Lyon. Paris 1904. Librairie Hachette et Cie. 423 S. — J. Tews: Konfession, Schulbildung und Erwerbstätigkeit. (Pädagogisches Magazin. 173. Heft.) Langensalza 1901. Hermann Beyer u. Söhne. 19 S. — Georg Wegener: Tibet und die englische Expedition. M. 2 Karten und 8 Vollbildern. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 147 S. — Dr. Karl Lorenz: Lehrbuch der Geschichte für Mittelschulen. München 1904. R. Oldenbourg. VIII u. 350 u. XXI S. — Johannes Wegener: Die Zainer in Ulm. Ein Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks im 15. Jahrhundert. (Beiträge zur Bücherkunde des 15. und 16. Jahrhunderts.) Strassburg 1904. J. H. Ed. Heitz. 69 S. — Dr. August Bludau: Ein Ausflug nach Baalbeck und Damaskus. (Frankfurter Zeitgemässe Broschüren. Bd. XXIII, Heft 11.) Hamm i. W. 1904. Breer u. Thiemann.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 30. August. Nummer 198.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 79 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber Radioaktivität.

(Dissoziation der Materie und intraatomistische Energie.)

Die Mitteilungen der Wissenschaft über die Erscheinungen der Radioaktivität haben sowohl in Fachkreisen als beim großen Publikum Aufsehen erregt und das deutliche Zeichen für das täglich zunehmende Allgemeininteresse liefern unsere Tageszeitungen, welche mit liebevollem Eifer die Notizen aus den Werkstätten der Wissenschaft sammeln und durch ihre Prägustatoren mundgerecht machen lassen. Von den etwas kühnen Perspektiven dieser Journalisten, die mit weiser Rücksicht auf das Sensationsbedürfnis der Leser vorgehen, zieht sich eine schillernde Kette von Phantasmen hinüber bis zu den mystischen Träumen, die der Okkultismus an die unbegreiflichen Phänomene knüpft. Aber die Abwehr, die sich hier gegen den Eingriff in fest eingewurzelte Denkgewohnheiten vollzieht, geht mit einem gewaltigen Ueberschuß an Phantasie einher, sie wird von nicht zünftigen, ausschweifenden Intelligenzen in falsche Bahnen geleitet, die weitab führen von dem sicheren Boden der Wirklichkeit. Und doch bietet die Wissenschaft selbst, wenn auch nur in den Anfängen, ein Erklärungssystem, das an künstlerischer Geschlossenheit und Großzügigkeit sowohl, wie an fester Fundierung allen Anforderungen entspricht und die Diskordanz alter und neuer Tatsachen zu schöner Einheit auflöst. Es ist eine monistische Energetik, freilich in anderem Sinne als sie Ostwald lehrte, die durch Verschmelzung der Atomistik mit den Ergebnissen der neueren Elektrizitätslehre sich auf Grund der Annahme vollzieht, daß die Radioaktivität eine allgemeine Eigenschaft der Materie ist.

Diesen fundamentalen Satz zuerst begründet und ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst eines französischen Gelehrten, des Dr. Gustave Le Bon, an dessen ideenreiche Ausführungen[1]) sich die folgenden zum Teil anlehnen. Le Bon, wie sein berühmter Vorgänger Robert Mayer, Arzt, mußte seine Nichtangehörigkeit zur zünftigen Wissenschaft mit einer möglichst schlechten Aufnahme büßen, die seinen Theorien in Frankreich zuteil wurde, und er verdankte es nur der echt wissenschaftlichen Liberalität des damaligen Sekretärs der Pariser Akademie der Wissenschaften, Bertram, daß er trotz der Opposition, die in den Sektionen für Chemie und Physik gegen ihn laut wurde, seine Bemerkungen in den Sitzungsberichten veröffentlichen durfte. Einzig und allein De Heen, Professor der Physik an der Lütticher Universität, adoptierte von Anfang an seine Anschauungen, bestätigte sie durch Nachprüfung der ihnen zugrunde liegenden Experimente und vermochte sie sogar zu einer neuen Theorie der Elektrizität auszubauen.

Es sind drei Fundamentalpunkte, die Le Bon als Folgerungen seiner Versuche aufstellt: 1. Die Materie, bisher als unzerstörbar betrachtet, vergeht langsam durch Dissoziation ihrer Atome. 2. Die Dissoziationsprodukte der Atome stellen vermöge ihrer Eigenschaften eine Zwischensubstanz dar zwischen dem Wägbaren und dem Unwägbaren. 3. Die Materie, die man bisher als träge ansah und nur fähig, vorher zugeführte Energie abzugeben, ist im Gegenteil ein gewaltiges Reservoir von Energie, die sie ohne Zufluß von außen abgeben kann.

An dem nämlichen Tage, an dem die Entdeckung Röntgens in Frankreich veröffentlicht wurde, erschien von Le Bon in den Comptes Rendus[2]) eine kurze Uebersicht über seine Forschungen in den letzten zwei Jahren, aus der hervorging, daß das Licht beim Auffallen auf Körperflächen Strahlungen erzeuge, die materielle Substanzen durchdringen, Strahlungen, die, unvereinbar mit aller sonstigen Erfahrung, als etwas prinzipiell Neues erklärt und mit dem Namen „schwarzes Licht“ bezeichnet wurden. Zur selbigen Zeit entdeckte Becquerel die Uranstrahlen, für die er Reflexion und Polarisation annahm. Damit verwickelte er sich in eine Kontroverse mit Le Bon, der diese neuen Erscheinungen für sein schwarzes Licht und als Spezialfall seines Gesetzes in Anspruch nahm. Dieses Gesetz formulierte er folgendermaßen: In der Radioaktivität zersetzt sich die Materie freiwillig oder unter fremden Einflüssen und erzeugt dabei Effluvien, die keine Verwandtschaft mit dem Lichte besitzen. Erst 1899, als deutsche Physiker die Ablenkbarkeit der Radiumstrahlen durch den Magneten fanden, vermochte Le Bon durchzudringen, und seither haben sich die Tatsachen zu seinen Gunsten so gehäuft, daß die Allgemeinheit der Radioaktivität nicht mehr in Frage gestellt ist. Heute weiß man, daß Schnee und Regen, daß die Luft auf Höhen, in Kellern, aus gewissen Bodenerden, daß Thermalquellen, glühende Drähte, viele Metalle, nach Blondlot sogar Pflanzen und Tiere, das Le Bonsche Effluvium auszusenden vermögen. Die Kathoden- und Röntgen-Strahlen wurden mit Erfolg in diese Familie eingereiht und ebenso die aktiven Elemente, Radium, Polonium, Thorium, Radio-Blei, -Wismut und -Tellur. Le Bon selbst zeigte ferner, daß außer dem Licht Wärme, Verbrennung, chemische und elektrische Reaktionen die Stoffe zur Dissoziation und zur Aussendung seiner Strahlungen anzuregen vermögen, womit er den ganzen Komplex jener anfänglich völlig unzusammenhängenden Erscheinungen in einen Rahmen schloß. Mit Recht konnte daher Lodge sagen, es sei nicht schwer, einen radioaktiven Körper zu finden, dagegen schwer, einen zu finden, der diese Eigenschaft nicht aufweise. „Es fällt kein Sonnenstrahl auf eine Metallfläche, es erglänzt kein elektrischer Funke, es geht keine

[1]) Revue scientifique 1902/II; 8., 15., 22. Nov.; 1903/II: 17., 24., 31. Okt.

[2]) Comptes rendus 1897, S. 755.

Entladung vor sich, kein Körper wird glühend, ohne daß der Kathodenstrahl selbst oder eine seiner Transformationen erscheint.“ (Dastre.)

Damit ist das Dogma gefallen, das vor hundert Jahren von Lavoisier begründet, noch vor kurzem von Berthelot als unerschütterlich bezeichnet wurde, das Gesetz von der Konstanz der Materie. Damit scheint dem Lehrgebäude der Chemie der Boden abgegraben und man könnte daran gehen, ein völlig neues System niederzuschreiben, in welchem die Materie durch die Materie hindurchgeht, in dem die Elemente verschiedene Formen derselben Ursubstanz darstellen. Der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen hat neben seinem theologischen einen neuen, unerwarteten naturwissenschaftlichen Inhalt gefunden. Zu den vielen Todesarten, deren Möglichkeiten bereits für unsere Erde konstruiert worden sind, tritt der Zerstäubungsprozeß des Stoffes infolge seiner Radioaktivität, als eine neue hinzu, der in ungeahnte und unahnbare Gegenden führte, wenn nicht die Wissenschaft den Ariadnefaden böte, der zum bekanntesten Unbekannten, zum Aether, hinanleitet. Daß sich die Metaphysiziste und andere verwandte Isten die Gelegenheit, zu spekulieren, nicht entgehen lassen, zeigt eine Flut absurdester Elaborate, die sich besonders durch französische Revuen ergießt.[3]

Zahlreiche Versuche haben die Verwandtschaft der aktiven Emissionen verschiedenster Herkunft gezeigt. Mögen sie aus der Crookesschen Röhre, von der Strahlung spontan aktiver Körper, wie Uran, von dem bestrahlten Metall herrühren, sie erfahren magnetische Ablenkung, entladen das Elektroskop, nur Größe variiert und Geschwindigkeit, welch letztere aber immer ungeheuer groß bleibt. Es sind vier Klassen, in die sich die Produkte der Dissoziation einordnen lassen und alle zugleich können bei Beobachtung des Radiums getrennt werden. Die sogenannten α-Strahlen sind positiv elektrisch geladene Teilchen, besitzen geringes Durchdringungsvermögen, dagegen bedeutende Größe, ihre Schnelligkeit ist ca. ein Zehntel der des Lichts, identisch mit den Kanalstrahlen der Kathodenröhre. Die β-Strahlen werden im entgegengesetzten Sinne abgelenkt, besitzen also negative Ladung und gleichen in allem den Kathodenstrahlen; ihre Masse beträgt ein Tausendstel bis ein Zweitausendstel der des kleinsten bekannten, des Wasserstoffatoms, sie vermögen starke Hindernisse zu durchsetzen und bewegen sich mit einer Geschwindigkeit fast gleich der des Lichts. Die γ-Strahlen, nicht ablenkbar, sind analog den X-Strahlen und stellen Aetherstöße dar, die die β-Radiation beim Auftreffen auf feste Flächen erzeugt. Außerdem gibt Radium noch die sogenannte Emanation, ein in äußerst geringen Mengen auftretendes Gas, über dessen Charakter noch nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann. Die Hauptmasse der Emission bilden die α und β-Strahlen, die gemeinsam, vereinzelt, kombiniert mit der Emanation oder den Röntgen-Strahlen je nach den Zersetzungsweisen der Atome auftreten können.

Die Größe der in diesen Phänomenen wahrgenommenen Energien hat von Anfang an das Staunen der Physiker hervorgerufen. Alles was wir bisher durch chemische Reaktionen, z. B. Verbrennung der Steinkohle, erzeugen konnten, verschwindet neben solchen Zahlen. Ein englischer Physiker berechnete, daß die völlige Dissociation von 1 Gramm Radium genügen würde, um die ganze englische Flotte auf den Ben Nevis zu befördern. Eine derartige Behauptung erscheint im ersten Moment als lächerlich, aber bei genauerer Prüfung kann sie an Wahrscheinlichkeit nur gewinnen. In der zur Berechnung verwendeten Formel $\frac{mv^2}{2}$ ist freilich die Masse von 1 Gramm sehr klein, aber der Effekt wird, da die Geschwindigkeit außerordentlich, ebenfalls außerordentlich groß. Stellen wir uns vor, wir wären heute imstande, durch Steigerung der Radioaktivität eine Kupfermünze von 1 Gramm völlig zu zerstäuben, so wäre die gelieferte Kraft gleich 6700 Millionen Pferdekräften, zu deren Erzeugung 2,830,000 Kilogramm Kohle im Werte von 68,000 Fr. benötigt würden. Mit dieser Kraft könnten wir einen Güterzug von 500 Tonnen 4½mal um die Erde herumfahren lassen. Für die Wärmeentwicklung des Radiums fand Rutherford,[4] daß dasselbe während seiner Existenz $5\frac{3}{4}$ Millionen Pferdekräfte erzeugt. Dabei nahm er für die jährliche Strahlung nur 15,000 kleine Kalorien an, während die Curies stündlich 100 angeben, im Jahre allein schon 876,000. Nach anderen genügten 100 Kilogramm Radium, um eine 17pferdige Dampfmaschine jahrtausendelang zu treiben. Dabei bilden die Kalorien nur einen geringen Teil der gesamten Energie, die hauptsächlich in Strahlung ausgegeben wird. Wenn die angegebenen Ziffern innerhalb großer Grenzen variieren, so hängt das mit der außerordentlichen Schwierigkeit der Messungen und den minimalen Substanzmengen zusammen; trotzdem bleibt der Umstand bestehen, daß sie kolossale Beträge darstellen, daß sie, wie Rutherford sagt, 1,000,000mal die der bekannten chemischen Reaktionen übertreffen.

Wo liegt nun die unversiegliche Quelle, aus der die Natur solche Energiemassen schöpft? Als die Physiker die Radioaktivität entdeckten, hatten sie verhältnismäßig wenig Mühe, sie zu messen, aber lange und vergebens war das Suchen nach einem äußeren Ursprung der Radioenergie. Sie nahmen als absolut sicheren Grundsatz an, daß die Materie nur solche Energie liefern könne, die ihr vorher auf irgendwelche Weise zugeführt war. Lord Kelvin statuierte z. B. die Absorption einer besonderen Strahlenart des Aethers und andere Vermutungen gingen nach der Richtung, ob nicht ein Zusammenhang mit der Gravitation aufzudecken sei. Es lag auch die Auffassung nahe, daß, da ja Licht u. s. w. Radioaktivität erzeugen kann, dessen Energie in den seinem Einfluß ausgesetzten Körpern eine Transformation erfahre, aber für die spontan aktiven Körper erschien dies unhaltbar. In fünf oder sechs Jahren der Beobachtungszeit haben die Radiumpräparate in der Intensität ihrer Wirkungen nichts eingebüßt, ohne daß eine Energie von außen zugeführt worden wäre. Zuerst Le Bon und dann Rutherford und Soddy, von der Analogie mit chemischen Reaktionen ausgehend, verlegten, unter Negierung jenes Grundsatzes, den Ursprung der Radioenergie in Umwandlungsprozesse, die im Innern der Materie selbst vor sich gehen. Nach ihnen bildet das Atom ein ungeheures Reservoir von Kraft, die seit seiner Bildung aufgespeichert, bei seiner Zersetzung wieder frei wird. Diese bisher unbekannte Energie hat Le Bon die intraatomistische genannt.[5] Sie unterscheidet sich von allen bekannten durch die ungeheure Größe ihrer Wirkungen, auf sie ist die Emission von Partikeln zurückzuführen, die die Geschwindigkeit des Lichtes erreichen, die größte, die je ein Teil der Materie aufgewiesen, die Erzeugung gewaltiger Elektrizitätsmengen auf kleinstem Volumen, 184 Millionen Coulombs für 1 Gramm Kathodenstaub, wie sie die α und β-Strahlen darbieten. Ein Beweis für ihre Sonderstellung unter den bekannten Energieformen mag auch darin erblickt werden, daß sie, trotz ihres weiten Wirkungsgebietes, sich so lange der Wahrnehmung durch die feinsten, ingeniösesten Apparate der Wissenschaft zu entziehen vermochte. Eine Transformation der intraatomistischen Energie sind zweifellos die Röntgen-Strahlen, Aetherstöße, die durch das Auftreffen von β-Strahlen auf feste Körper in den Raum hinausgesandt werden.

An dieser Stelle mündet die neuere Elektrizitätstheorie ein und der von ihr geschaffene Begriff des Elektrons[6] ist das Material, mit dem wir weiter bauen können. Eine atomistische Struktur der Elektrizität hatte bereits Helmholtz aus dem Faradayschen Gesetz der Elektrolyse geschlossen und die freie Beständigkeit elektrischer Atome, die Stoney später mit dem Namen Elektronen belegte, wies Crookes in der „strahlenden Materie“ der Kathode nach. Das Zeemannsche Phänomen führte sie in die elektro-

[3]) Vergl. z. B. Mercure de France 1904, 8. Heft: *Sar Peladan:* Le Radium et le hyperphysique.

[4]) Vgl. bes. Phil. Mag. 1903.

[5]) *Legge*: A new form of energy. The Academy, 1902 Dez.

[6]) Naturwissenschaftliche Rundschau 1901, 556, Annalen der Physik 1903.

magnetische Lichttheorie ein, so daß eine ganze Reihe getrennter physikalischer Tatsachengebiete zu ihrer Klärung beigetragen hat. Die oben für Geschwindigkeit und Masse der Dissoziationspartikel angegebenen Größen, alle sonstigen Qualitäten stimmen mit den von Crookes und Stoney gefundenen genügend überein, um den Beweis zu liefern, daß die Produkte der Radioaktivität, die α und β-Strahlen, die Elektronen sind. Wie die Atome die Objekte der chemischen, die Körper die der mechanischen Energie vorstellen, so die Elektronen die der intraatomistischen, deren Quelle umgekehrt in den im Innern des Atoms vor sich gehenden Reaktionen zu suchen ist. Solcher intraatomistischer Reaktionen ist uns eine ganze Reihe bekannt, in erster Linie die Erscheinungen der Radioaktivität, wahrscheinlich auch die der Elektrolyse. Auf Grund der Strahlungsvorgänge muß man annehmen, daß sie alle mit einem Gewichtsverlust an Materie verbunden sind, zu dessen Nachweis freilich infolge ihrer zu geringen Empfindlichkeit die Wage nicht ausreicht. Hier tritt das Elektroskop in Tätigkeit. Mit seiner Hilfe berechnete z. B. Becquerel, daß eine radioaktive Substanz von 1 Quadratzentimeter Oberfläche im Laufe einer Billion Jahre 1 Milligramm verliert; Heydweiler veranschlagte die Dauer von 5 Gramm Radium auf 5000, Crookes auf 1000 Jahre, Zahlen, die uns begreiflich machen, daß gerade diese Folge der Dissoziation auf die Resultate der Chemie so geringen Einfluß ausüben konnte. Sie vermögen auch die Tatsache zu illustrieren, daß die aktiven Elemente sich chemisch außerordentlich wenig von den ihnen nahestehenden unterscheiden, und nur mit unsäglicher Mühe genügend rein dargestellt werden können. Die in der Beobachtungszeit umgesetzten Energiemengen waren eben noch nicht hinreichend, um tiefer eingreifende Aenderungen des chemischen Charakters herbeizuführen, wie sie eigentlich theoretisch gefolgert werden müssen. Mit der Untersuchung solcher intraatomistischer Reaktionen stehen wir aber auch an der Schwelle einer neuen Chemie, wo die gewöhnlichen Reagenzien, die in die Architektur der Atome nicht eingreifen, versagen. Es ist möglich, daß einzelne bereits länger bekannte Tatsachen bei genauerer Erforschung sich hier einpassen lassen, zum Beispiel die Katalyse, die Wirkungen kolloidaler Metalle, Phosphoreszenz gewisser Sulfide, vor allem die Aenderungen chemischer Eigenschaften durch Amalgamation und Legierung, wie sie Le Bon beschrieben.[7])

Mit der Annahme des Elektrons ist aber auch der Teilungsprozeß der Materie, dessen willkürlicher Stillstand beim Atom heftigste logische und philosophische Einwürfe erfahren mußte, wieder eine Größenordnung hinausgerückt. Dem müssen sich nun unsere Anschauungen über die Konstitution der Materie[8]) anpassen. Die Physik ist sich noch nicht einig, ob die Materie als gänzlich aus Elektronen aufgebaut anzusehen ist oder ob diese nur ein Appendix des chemischen Atoms darstellen. Nernst huldigt letzterer Anschauung, wenn er aus der Elektrolyse schließt, das Jon sei eine Verbindung von Atom und positiver oder negativer Elektronen, die gleichsam als zwei neue Elemente auftreten, und auch Thomson meint, daß das Elektron nur die Oberfläche des Atoms besetzt halte und durch Stellungswechsel die intraatomistischen Reaktionen hervorrufe. Die viel radikalere Ansicht einer Reihe namhafter Physiker hat Lodge dargelegt in seinem Vortrag[9]) auf der vorjährigen Versammlung der British Association. Demnach gibt es nur Elektronen, die in ihren mannigfachen Kombinationen und Kräfteverteilungen den chemischen Charakter der Elemente bestimmen. Er stellt sich vor, daß um einen Haufen zusammengeballter Elektronen mit schwindelnder Schnelle wie Planeten um einen Zentralkörper kleinere Konglomerate rotieren, so daß das atomistische System ein Abbild unseres Sonnensystems darbietet, freilich in ungeheuer kleineren Dimensionen. Und wie hier, durch Störungen fremder Komplexe, Teile sich loslösen, um als Kometen in den Weltraum hinauszueilen, so vermögen durch äußere Einflüsse, wie Licht u. s. w., und auch spontan aus dem atomistischen System sich Elektronen zu entfernen und so die Dissoziationserscheinungen hervorzurufen. Lodge hat auch Berechnungen über die Anzahl der Elektronen im Atom aufgestellt und z. B. für Natrium daran 20,000, für Quecksilber zirka 100,000 angenommen. Das Größenverhältnis der beiden Systeme geht aus folgendem hervor: Der Durchmesser der Sonne beträgt rund 1½ Millionen Kilometer, der des kleinsten Planetoiden 0.24. Würde nun ein Atom zum Umfang der Sonne anschwellen, so würde ein Elektron erst zwei Drittel der Durchschnittsgröße des Planetoiden betragen. Es ist gleichsam eine Potenzierung der Universa, welcher wir hier gegenüberstehen, und es bleibt die Frage offen, ob sich diese Potenzierung nach unten sowohl wie nach oben nicht ins Unendliche erstreckt, eine Perspektive, deren phantastische Kühnheit wohl geeignet ist, mystische Empfindungen auszulösen.

Den einen Teil dieser Frage vermag die Wissenschaft heute zu beantworten, der andere wird wohl ewig den Kreisen ihrer Tätigkeit entzogen bleiben. Die Forschungen über die Natur des Elektrons haben nämlich den Beweis geliefert, daß wir hier die letzte Einheit der Materie vor uns haben, eine Intermediärsubstanz, die den Uebergang vermittelt vom wägbaren Stoff zu etwas Unwägbarem. Thomson und Crookes haben gezeigt, daß die Produkte der Kathodenstrahlung miteinander völlig identisch, ohne jede Individualität sind, was auch das Kathodenmaterial gewesen sein mag, mit welchem Gas auch immer die Röhre gefüllt war. Als Lenard z. B. Natrium, dessen geringste Spuren noch durch das Spektroskop erkannt werden, in der Kathodenröhre zerstäubte, war es ihm unmöglich, dasselbe in den Dissoziationsprodukten wieder nachzuweisen. Bei allen radioaktiven Prozessen bleibt das Verhältnis von Ladung und Masse, bei Gleichheit der äußeren Bedingungen, konstant. Das Elektron ist also ein Bruchstück des Atoms, das jeden individuellen chemischen Charakter eingebüßt hat, weder fest, flüssig, noch dampfförmig ist, und nur mehr das allgemeinste Prädikat der Materie, die Masse, verbindet es noch mit dem Gebiete des Stofflichen. Aber auch dieses Band ist durch die Forschungen Kaufmanns und Abrahams[10]) gerissen.

Die Masse wird wissenschaftlich definiert durch den Widerstand gegen Bewegung und unter diesen Begriff fällt das, was wir statische, mechanische Masse nennen, die durch ihr Gewicht gemessen wird. Außerdem umfaßt sie noch die scheinbare, kinetische Masse, die durch folgendes Experiment[11]) dem Verständnis nahe gebracht werden mag: Nehmen wir eine massive Kugel von einer Masse von 1 Kilogramm und führen mit ihr verschiedene Drehungen und Bewegungen aus. Wir empfinden einen gewissen Widerstand. Nun nehmen wir eine Hohlkugel, in welche ein rotierender Kreisel eingesetzt ist, von den Dimensionen, daß die Masse des ganzen Systems wieder 1 Kilogramm ist, wir verspüren bei den Bewegungsversuchen einen ungleich bedeutenderen Widerstand als im ersten Falle, die Masse scheint größer geworden zu sein, es ist als ob sie noch einen scheinbaren Zuwachs erhalten hätte, und das eben ist die kinetische Masse. Kaufmann und Abraham haben nun Versuche angestellt, ob die Masse des Elektrons aus zwei solchen Komponenten besteht, und gefunden, daß die Masse sich mit der Geschwindigkeit ändert, was eine Bejahung ihrer Frage bedeutet. Sie haben weiter eine exakte Theorie entwickelt und auf Grund derselben ihre Versuche nachgeprüft und dabei stellte sich heraus, daß diese nur dann mit der Theorie in Einklang zu bringen seien, wenn man annimmt, daß nicht nur ein Teil, sondern die ganze Masse des Elektrons eine scheinbare, elektrokinetische ist.

Damit sehen wir den Begriff der Masse sich verflüchtigen. Das Atom, der Körper ist eine einfache Folge der kinetischen Energie der Elektronen, die Materie ist auf Energie zurückgeführt, sie ist nichts als solche und zwar in einer besonderen Kondensationsform, aus der ihre Prädikate, Form, Gewicht u. s. w. hervorgehen. Das Gesetz von

7) Variabilité des espèces chimiques. Revue scient. 1900/II.
8) Modern views of matter (Crookes). Nature 1903.
9) Electricity and matter. Nature 1903.
10) Annalen d. Physik 1905. Göttinger Anzeigen 1903.
11) Auerbach in der „Umschau". 1904, S. 83.

der Konstanz der Materie wird ein Spezialfall des allumfassenden von der Erhaltung der Energie. Und wenn wir, was für uns eine Denknotwendigkeit bildet, einen letzten Träger, ein äußerstes Substrat suchen für die Energie, so müssen wir zu dem „Mädchen für alles der Physik", zum großen Unbekannten, zum Aether zurückgehen. Ob die in seinem Schoße mit ungeheurer Rotationsgeschwindigkeit ablaufenden Wirbelbewegungen, wie sie Kelvin, Thomson, Larmor u. a. supponieren, vielleicht die Grundlage alles Körperlichen bilden, wie der Zusammenhang jener äußersten, mathematischen Fernen mit unserer Wirklichkeit sich darstellt, das sind Gedanken, die wohl in der Verlängerung der Ideenreihe liegen, deren Ausführung die vorhergehenden Abschnitte gebracht haben, aber auf einer Verlängerung, die jenseits unserer Erfahrung, vielleicht noch weiter draußen liegen.

Daß dem Dissoziationsprozeß, dessen Produkte in dem unendlichen Schoß der Energie entschwinden, auch umgekehrt ein Kondensationsprozeß der Materie zugeordnet ist, hat der berühmte Astronom Lockyer[12]) in seinem Klassifikationssystem der Gestirne ausgeführt. Das Merkmal desselben bildet die Anzahl der Spektrallinien und deren Zuordnung zu der Temperatur, wie sie aus der Farbe geschlossen werden kann. Die heißesten Sterne, diejenigen, welche weißes Licht aussenden, setzen sich nur aus wenigen Elementen zusammen, ihr Spektrum zeigt eine kleine Anzahl charakteristischer Linien; so bestehen Sirius und α-Lyrae fast nur aus Wasserstoff. In den gelben Sternen, die sich bereits abkühlen, und in den roten erscheinen dann nach und nach andere Elemente, wie Magnesium, Calcium, Eisen, zuletzt die Metalloide und daneben noch Elemente, deren Linien bis jetzt mit irdischen nicht identifiziert werden konnten, was auf die Möglichkeit unbekannter Kondensationsarten hindeuten mag. In der Reihenfolge dieser Sternspektra liegt vor uns die ganze Entwicklungsgeschichte der Materie ausgebreitet.

Mit diesem Zusatze schließt sich das Weltbild, das auf den Folgerungen aus den Prozessen der Radioaktivität aufgebaut ist, zu einem Ganzen. Freilich sind einzelne Partien nur skizziert, auf Schritt und Tritt begegnen neue Fragen und je weiter wir schreiten, desto spärlicher werden die Tatsachen, desto mehr Raum beansprucht die Theorie, aber die große Richtung ist gegeben und was heute noch berechtigte wissenschaftliche Phantasie überbrückt, kann in wenigen Jahren durch allseitige Erkenntnis ausgefüllt sein. Es gleicht einem Landschaftsgemälde, welches mit voll ausgeführtem Vordergrund durch immer weiter gehende perspektivische Verkürzungen an einem Kranze ferner Gipfel endigt, die mit schwach erkennbaren, wenig betonten Konturen im Blau des Himmels verschwimmen.

X.

[12]) Inorganic evolution. London 1902. Vgl. auch Naturwissenschaftliche Rundschau 1904, Heft 28.

Die neue Protestationskirche zu Speyer.

Speyer, unsere alte Kaiserstadt am Rhein und in der Pfalz, rüstet sich dieser Tage zu einem bedeutsamen Feste. Es gilt der feierlichen Weihe der ihr von den evangelischen Kreisen des Vaterlandes und zum guten Teil auch des Auslandes gestifteten Protestationskirche, die ein steinernes Ehrendenkmal des evangelischen Mutes sein soll, der am 19. April 1529 gegen den von der Mehrheit der versammelten Reichsstände angenommenen Reichstagsabschied protestierte. Speyer sah bekanntlich zwei wichtige Reichstage während der Reformationszeit in seinen Mauern. Im Jahre 1526, als Kaiser Karl V. sein Reich durch kriegerische Verwicklungen im Osten mit den Türken und im Westen gegen Franz I. von Frankreich bedroht sah und auf die günstige Stimmung gerade der protestantischen Fürsten in Deutschland um so mehr Gewicht legen mußte, als ihm der Papst durch seine Verbindung mit Frankreich Schwierigkeiten machte, tagte der erste Reichstag und verabschiedete die Reichsstände unter dem Drucke der politischen Lage mit dem der evangelischen Sache günstigen Beschlusse, daß bis zu einem freien, allgemeinen Konzil in deutschen Landen „jeder Stand für sich also leben, regieren und es halten sollte, wie ein jeder solches gegen Gott und Kaiserliche Majestät hoffet und vertrauet zu verantworten." —

Die politische Lage verschob sich indessen bis zum Jahre 1529 vollkommen zu Ungunsten der Protestanten, und zwar dadurch, daß der Kaiser nach Beseitigung aller Kriegsgefahr freie Hand bekam und mit dem Papste in der Erkenntnis einig wurde, daß die Religionsgefahr in Deutschland mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Dazu sollte auch der Reichstag helfen, den der Kaiser für den 21. Februar 1529 nach Speyer ausschrieb und dem König Ferdinand von Böhmen an Stelle seines in Spanien weilenden Bruders präsidieren sollte. Dies ließ sofort auch die scharfe und schroffe kaiserliche Proposition erkennen, nach der Kaiser Karl V. „als oberstes Haupt der Christenheit" und unter Beistimmung des Papstes das Recht in Anspruch nahm, den einstimmig von den Ständen und den kaiserlichen Vertretern gefaßten Reichstagsbeschluß von 1526 aus kaiserlicher Machtvollkommenheit aufzuheben. Dafür forderte er die Aufnahme seines Gebots in jenen ersten Reichstagsabschied, daß keiner bei des Reiches Acht und Aberacht jemand mit Einziehung geistlicher und weltlicher Obrigkeit vergewaltigen oder zu unrechtem Glauben und Sekten verleiten dürfe.

Blieb auch der endlich angenommene Reichstagsabschied erheblich hinter den schroffen Forderungen des Kaisers zurück, so war er doch scharf genug, dem Evangelium alle Freiheit und Ausbreitung abzuschneiden. Denn es sollte bei den Ständen, bei denen die anderen Lehren entstanden seien und bei denen sie auch zum Teil ohne merklichen Aufruhr, Beschwerung und Gefährde nicht abzuwenden wären, hinfort alle Neuerung bis zum Konzile, soviel möglich und menschlich, verhütet werden. „Sonderlich soll etlicher Lehre und Sekten, soviel die dem hochwürdigen Sakrament des wahren Fronleichnams und Bluts unsres Herrn Jesu Christi entgegen, bei den Ständen des heiligen Reiches deutscher Nation nicht angenommen, noch hinfüro zu predigen gestattet oder zugelassen; desgleichen sollen die Aemter der heiligen Messe nicht abgetan, auch niemand an den Orten da die neue Lehre entstanden und gehalten wird, die Messe zu hören verboten, verhindert, noch dazu oder davon gedrungen werden."

Im Namen seiner Glaubens- und Gesinnungsgenossen, des Markgrafen Georg von Brandenburg, des Landgrafen Philipp von Hessen, des Fürsten Wolfgang von Anhalt, sowie der durch Dr. Johann Förster vertretenen Herzöge Ernst und Franz von Lüneburg erklärte Kurfürst Johann von Sachsen, daß sie gegen diesen gefaßten Beschluß in aller Form des Rechtes protestierten, daß sie diese mündliche Protestation in einer baldigst vorzulegenden Schrift ausführlich begründen und insgesamt etwaigen ferneren Sitzungen des Reichstags fernbleiben würden. Unmittelbar nach den Fürsten legten auch eine große Anzahl evangelischer Städte durch ihren Sprecher Jacob Sturm gegen den ihnen aufgedrängten Reichstagsabschied Verwahrung ein. —

Dies die mutige Tat der Evangelischen, die den Anhängern Luthers den Ehrennamen „Protestanten" eintrug, die nur der Anfang in einer langen Reihe gleich erhebender Kraftbeweise der jungen Glaubensgemeinschaft und darum die Quelle ihres Machtgefühls überhaupt war, in dem sie sich zuletzt erfolgreich und sieghaft über die Vernichtungsversuche der katholischen Partei hinwegsetzte.

Speyer reiht sich darum würdig an die bevorzugten Gedenkstätten des Protestantismus zu Worms und Wittenberg, auf der Koburg und der Wartburg und hütet in Ehren das jüngste Denkmal evangelischer Einmütigkeit in seinen Mauern, fühlt doch jeder, der die deutsche Vergangenheit rein vom deutschen Standpunkte überschaut, daß sich in der mit den Geschicken der deutschen Kaiser eng verflochtenen Geschichte der Stadt Speyer fast immer ein Protest, bald ein latenter, bald ein offenkundiger Protest

gegen Rom kundgibt. Davon zeugt der Steinsarg Heinrichs IV. in der Krypta des Doms, dessen Leben und Regierung sich fast nur in der Abwehr päpstlicher Machtansprüche bewegte, davon die stille St. Afra-Kapelle am Dome, in der der Sarg desselben deutschen Königs fünf Jahre unbeerdigt warten mußte, bis der Papst den Bann von dem unglücklichen Toten wieder nahm. Davon zeugt auch die Ruhestätte Rudolfs von Habsburg in demselben Dome, dessen Weigerung, sich in die italienischen Verhältnisse zu mischen, trotz seiner sonst günstigen Stellung zu den Päpsten seiner Zeit, doch auch eine Abwehr von Forderungen bedeutet, die ultra montes geprägt wurden. —

Der Plan, die Erinnerung an die Protestation durch eine Kirche in Speyer festzuhalten, stammt aus dem Jahre 1857 und scheint in den evangelischen Kreisen der Pfalz geboren zu sein, die zunächst auch den finanziellen Grundstock schufen. In den 60er Jahren lenkte die Sympathie aller evangelischen Kreise für das Rietschelsche Luther-Denkmal in Worms das Interesse und damit auch die Gaben vom Speyerer Bauplane ab. Auch die Jahre der Reichsgründung nach 1870 waren dem Werke nicht günstig, das in den Zeiten der jungen Reichseinigung leicht als ein von konfessionellen Hetzern zwischen die einigen Stämme getriebener Keil aufgefaßt werden konnte. Erst gegen 1890 fußte der Bauplan auf festen Grundlagen, auch in finanzieller Hinsicht. Der Bauverein forderte daher die deutschen Architekten zur Einreichung entsprechender Pläne ein und wählte von 46 Vorlagen den Entwurf der Herren Flügge und Nordmann aus Essen, nach dem der Bau unter großer Kostenersparnis, wenn auch unter hochanzuschlagenden Opfern an Zeit und Mühe vom Bauausschuß in eigener Regie durchgeführt wurde. Eifrige Förderer wurden ihm der Gustav-Adolf-Verein und der Evangelische Bund, die durch ihre Anwesenheit den ersten Spatenstich und die Grundsteinlegung zur Kirche zu besonderen Festtagen in der Baugeschichte derselben hervorhoben. Die ganze Bauperiode aber bedeutet eine fruchtbare Anspannung des evangelischen Bewußtseins in allen Landen und Kreisen, eine wachsende Hochflut von Gaben aus des Kaisers und des Kindes Hand. Ihrem Glanze, der nun das fertige Werk umstrahlt, mögen die trüben Tage nur zur wirksamen Folie dienen, die wie allen Unternehmungen auch dem Kirchenbau zu Speyer nicht fehlten. Die Auslassungen der Christlichen Welt in Nr. 9 des Jahrgangs 1902 unter dem Stichwort: „Was soll in Speyer werden?" und mit der Forderung: „das ethisch allein Richtige wäre der Abbruch der Protestationsruine!" sind die bedauerlichen schwarzen Flecke auf der sonst leuchtenden Tafel der Baugeschichte und haben den Spott der Ultramontanen über „das verfehlte Unternehmen zu Speyer" zur Folge gehabt.

Der Bau ist fertig. Er ist ein Meisterwerk evangelischer Gotik, wenn man diesen Ausdruck deshalb hier anwenden darf, um die gelungene Verschmelzung der ins Weite strebenden gotischen Formen mit der rundhallenartigen Form einer evangelischen Predigtkirche zu charakterisieren. Die Kirche ist eine Kreuzanlage mit erweiterter Vierung, kurzem Kreuzarm und einem Längschiff mit nur drei Jochen. Unter dem 100 Meter hohen Turme wölbt sich, ähnlich wie unter dem Dome zu Speyer, nur höher und majestätischer, eine Gedächtnishalle, die eine Statue Luthers umschließt und im übrigen mit ihren Figuren, Wappen und Bildern die Erinnerung an die mit der Gründung der Kirche verfolgten Absichten festhalten soll. Luthers Statue ist ein groß und herrlich aufgefaßtes Meisterwerk des Münchener Bildhauers W. Hahn, der den Reformator im Charakter der ganzen Kirche als den „Protestierenden" darstellt. Kein Mißgriff in der Haltung, in den Zügen stört die edle Wiedergabe dieser leicht zu Unschönheiten verführenden Stimmung. Im Turme selbst hängen fünf Glocken unter der Führung der von Kaiser Wilhelm gestifteten Kaiserglocke (183 Zentner), die der Kaiserstadt am Rhein die aus dem Dome längst entschwundene Kaiserglocke wieder ersetzt. Sie ist aus französischem Kanonenmetall gegossen und trägt das Bildnis des ersten Wilhelm und seinen glaubensstarken Spruch: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!

In weiten Maßen öffnet sich hinter der Gedächtnishalle die Kirche selbst. 54 Meter mißt der Weg vom Eingang bis zum Kaiserchor, der seinen Schmuck vornehmlich der Huld des Kaiserpaares verdankt. Der erste Eindruck des Innern mag manchen befremden, der nicht an leuchtend helle Farben im ernsten Raum des Gotteshauses gewöhnt ist. Die lichtgrauen Mauern aus dem Buntsandstein der Vogesen umschließen hohe Fenster, die sämtlich eine in herrlicher Farbenpracht ausgeführte und nach einheitlichen Gedanken gewählte Glasmalerei tragen. Mit diesem Schmucke kann die Kirche als ein Triumph der deutschen Glasmalerei gelten, an dem die Münchener Namen Mayer, de Bouché und v. Treeck den ehrenvollsten Anteil haben.

Aus dem Mittelfenster des Kaiserchores grüßt uns das Bild des segnenden Christus nach W. Kaulbach. Ihn umgeben die Apostel der evangelischen Liebe und des evangelischen Glaubens Johannes und Paulus, sowie in den äußeren Fenstern die Reformatorenpaare Luther-Melanchthon und Zwingli-Calvin. Aus den Rundfenstern in den Päßen über den hohen Fenstern schauen sieben Engelsköpfe hernieder. Sie tragen die Züge der sieben kaiserlichen Kinder im vierten Lebensjahre. Zwar wehrte der Kaiser dem Vorschlage: „Meine Kinder sind keine Engel!", doch Frau Kaiserin fand den Gedanken reizend, und lieb Mütterchen siegte auch im Kaiserhause! Neben dem Chore illustrieren zwei Bilder die beiden evangelischen Sakramente: die Taufe in dem kindersegnenden Christus, das Abendmahl in der ersten Feier desselben am Hofe Kurfürst Joachims von Brandenburg. Hofkaplan v. Jagow reicht dasselbe, seine Nachkommen haben das Fenster gestiftet.

In den Fenstern des Querschiffes soll das Leben Jesu durch acht Bilder zur Darstellung kommen. Unter den Stiftern der Bilder sind vier Fürstlichkeiten: Königin-Mutter Emma von Holland, der Großherzog von Luxemburg, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen und Prinz-Regent Albrecht von Braunschweig. In den kleinen Fenstern neben den Türeingängen des Querschiffes erinnern vier Frauengestalten an die vier Städte, die in der Reformationszeit zu besonderen Taten und Opfern berufen waren: an das bekennende Augsburg, an das trauernde Magdeburg, an das trotzende Worms und das protestierende Speyer. Von imposanter Wirkung sind die Malereien in den 10 Meter im Durchmesser spannenden Rosetten der Querschiffronten, deren eine das Bild der durch die Mission siegenden, die andere das Bild der unter den Verfolgungen leidenden Kirche wiedergibt.

Das Mittelschiff endlich empfängt sein Licht aus sechs hohen Fenstern über und sechs kleineren unter der Empore. Die oberen stellen zur Rechten drei Thesenanschläge: die Gesetzgebung Gottes auf dem Sinai, die Bergpredigt Jesu und der Thesenanschlag Luthers an der Schloßkirche zu Wittenberg dar, die entsprechenden linken Fenster drei Bekehrungen: die Berufung des Jesaias, die Bekehrung des Paulus und des Calvin. Einen sinnigen Abschluß der ganzen Bilderreihe bilden unter den Emporen sechs Illustrationen der drei christlichen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, unter denen auch das Wirken der christlichen Liebe in der modernen Diakonissin nicht vergessen worden ist. —

In diesen Rahmen fügen sich würdig als Meisterwerke ihrer Schöpfer die Kanzel mit ihrem wunderbaren Blattwerk, die Orgel, ein machtvolles Werk mit 61 klingenden Registern und der Altar, eine Stiftung der jüngst verstorbenen Frau Wolf in Wachenheim.

Gr.

Bücher und Zeitschriften.

Dalmatien. Nachgelassene Tagebuchblätter. Von Frhrn. Alex. v. Warsberg. Mit 72 Illustrationen von L. H. Fischer und einer Karte von Dalmatien. Wien 1904, Karl Konegen.

Warsberg hat als Tourist, Historiker und Kunstkenner so gerne die Landschaften antiker Kultur durchwandert und war einer der ersten Forscher, welche durch eigene Anschauung

das Verständnis der geschichtlichen Schauplätze des griechisch-römischen Altertums zu gewinnen suchten. So hat er sich schon 1878 durch die Herausgabe seiner „Odysseeischen Landschaften“ (Wien, Karl Gerolds Sohn) ein bedeutsames Verdienst um die Erkundung Homerischer Oertlichkeiten erworben. Das vorliegende Werk ist eine Ergänzung hierzu; es enthält die Resultate seiner Studien während der Rückreise von Korfu nach Pola im Jahre 1871, die er für nötig deshalb hielt, weil er einsah, daß man die Griechenwelt nicht auf das Jonische Meer beschränken könne, sondern daß insbesondere das Ostland des Adriatischen Golfes von der Mythe, dem Handel und den Kriegen der hellenischen Völker oft heimgesucht worden ist.“ Außerdem zieht er für alle von ihm berührten Punkte (Budua, Cattaro, Ragusa, Lacroma, Lissa, Spalato, Salona, Zara, Pola) auch die Ereignisse und die vorhandenen Denkmale der römischen, byzantinischen, venezianischen, serbisch-slavischen Zeit und der kurzen Epoche französischer Besatzung unter Napoleon in den Kreis seiner Betrachtung. Dieser universale Umblick, der sich auch noch auf die Charakteristik der Volkstypen und den ästhetischen Eindruck der landschaftlichen Szenerien erstreckt, macht den Inhalt des Buches im Verein mit dem reichen und wohlgewählten Illustrationsmateriale höchst reichhaltig und wertvoll, wenngleich natürlicherweise viele historische Konstatierungen, obenan die römisch-antiquarischen, durch ganz neue, gerade auf dem Boden Dalmatiens rege wissenschaftliche Forschungen Hirschfelds und anderer überholt erscheinen. Gelegentliche Bemerkungen über eigene Beobachtungen des Volksschlages fordern sogar zu weiterer wissenschaftlicher Vertiefung heraus. So hält er es für zweifellos, daß die altvenezianische Schule ihre Modelle aus den schöngewachsenen Dalmatinern, auf deren regen Verkehr mit Venedig noch heute die „Riva dei Schiavoni“ hinweist, genommen und die Bevölkerung Venedigs sich lange Zeit mit der Dalmatiens gemischt habe, wodurch der eigenartige venezianische Typus entstanden sei.

Dr. Karl Fuchs.

Emile Verhaerens Ausgewählte Gedichte. In Nachdichtung von Stephan Zweig. Verlag von Schuster u. Löffler in Berlin.

Verhaeren hat eine große Entwicklung hinter sich. Der naturalistische Lyriker sieht die Dinge des Alltags mit einer großen Anschaulichkeit und einem fast peinlich brutalen Zug. Seine Betrachtung wird immer eindringlicher und bringt ihm die entsetzlichen Kämpfe des Lebens zum Bewußtsein. Eine psychologische Krise bricht aus, in der seine Seele rast, tobt, wütet. Aber nun klärt sich der Sturm und er lernt dem Grundgedanken der Welt lauschen. Er sieht die tiefen Zusammenhänge und hört die Gespräche der Urgründe. „Aus dem Sehenden, im Sinne von Goethes Lynceus, wird ein Schauender, aus dem reproduktiven Naturalisten Verhaeren ein schöpferischer, allbeseelender Gestalter.“ Stephan Zweig hat dies in der Einleitung klar und überzeugend durchgeführt. Es ist der typische Gang des modernen Geistes. Vom Naturalismus zum Pantheismus. Die Auswahl der Nachdichtungen will diesen Entwicklungsgang belegen. Gedichte wie „das Brotbacken“, „Klosterbild“, geben Szenen, allerdings so sehr gesteigert und mit Anspannung aller Saiten, daß ein nervöses Zittern über uns kommt. Einzelne Gedichte, wie „Helle Landschaft“, sind nur die tausend Varianten eines einzigen Grundmotivs. Manchmal tauchen die Naturgewalten, „der Regen“, „Novemberwind“ auch schon in die Fluten des Symbols. Auf die Gedichte, die Zweig unter „Heimatswelt“ zusammenfaßt, kommt die zweite Periode „Eigenwelt“. Hier knirscht die Raserei der Verzweiflung. Ein einziger, wüster, züngelnder Schrei des Jammers, die Uhren machen mit ihrem schleichenden Schritt die Bangigkeit erdrückend, die Gebete steigen in einen leeren Himmel empor und in irrem Taumel preßt sich der Mensch selbst die Dornenkrone auf das Haupt. Endlich folgt in „Allwelt“ Abklärung und Beruhigung. Auch hier noch Nachklänge einstiger Hetze und der aufbäumenden Gräßlichkeiten. Aber schon ferner, nicht so bedrückend nahe, in dritte Personen projiziert. Die Forschung bringt Trost und Rettung.

Oh du Gehirn, mein Ruhm und meine Qual,
Meiner Torturen Kerker, meiner Seligkeit Palast,
Das du des Lebens Deutungen vieltausendmal,
Mit ewig neuer Glut erfaßt . . .

Aber das Verrinnen und Verlieren aller Kräfte ins All spiegelt sich dem Geretteten vor allem in der Unendlichkeit des Meeres:

Ewiger Kräfte Wirken wird das Linnen
Der Toten mir dann heimlich schaffend breiten,
Im heißen Wirbel ihrer Feindlichkeiten
Wird dann mein Leib ins All zerrinnen . . . .

mit dem seligen Ausklang: „Sonntagsfeier glänzt über das Meer.“

Alle Glut und Brunst des Originals hat Stephan Zweigs Mühe bewahrt. Wir fühlen das Brausen von Verhaerens Ekstasen so unmittelbar, als ob seine Dichtungen in unserer Sprache geschrieben wären. Noch nie hatte ich die Ueberzeugung einer so vollständigen Aneignung fremdsprachiger Lyrik. Der Verlag hat das Werk seiner Bedeutung entsprechend ausgestattet und eine schöne Reproduktion der Verhaeren-Büste van der Stappens beigegeben. Theo van Rysselberghe zeichnete den Buchschmuck. So wird das Werk schon rein buchtechnisch zu einer der bemerkenswerten Erscheinungen der letzten Jahre.

Karl Hans Strobl.

✕

Allgemeine Rundschau.

Grabhügel-Untersuchungen in der Rheinpfalz.

m. In der ausgedehnten Nekropole, die sich, aus Tumulis bestehend, im sogenannten Stumpfwalde (in mittelalterlichen Urkunden „uf dem stampe“, „stamp“) — kgl. bayer. Forstamts Ramsen — vorfindet, wurden schon 1875, dann 1903 und letzthin am 23. und 24. Juni 1904 archäologische Untersuchungen veranstaltet. Die letzteren betrafen die in der Langdelle, einem Seitenzuge des Bocktales, gelegenen Grabhügel und Schlackenhaufen. Von West nach Ost zieht am linken Ufer der oberen Langdelle eine Reihe von sechs Hügeln, von denen die fünf westlichen als Tumuli, der letzte, sechste, als Schlackenhaufen festgestellt wurden. In der Nähe, nach Südost zu, liegen noch zwei weitere Tumuli, ebenso nach Nord zwei bis drei derselben, so daß die ganze Gruppe ca. 10 Tumuli und mehrere dazwischen und daneben gelagerte Schlackenhügel enthält. Einen der letzteren ließ im Laufe des letzten Winters Hr. kgl. Forstmeister Weinkauff zu forsttechnischen Zwecken umarbeiten. Er enthielt Eisenschlacken von größerer und kleinerer Form, Kohle, Asche, auch einige Roheisenstücke und in der Mitte den Boden eines schwarzen, dicken, weichen Gefäßes. Letzteres dürfte nach der Beschreibung von seiten des Waldarbeiters Klumm der La-Tène-Periode angehört haben. Derselben Periode gehört mit Sicherheit ein Tumulus an, der am 23. und 24. Juni nach der radialen Methode vom Verfasser aus Mitteln der Pollichia untersucht wurde. Er ist der dritte von West her und grenzt an einen alten, von Süd nach Nord ziehenden Waldweg. Der Hügel hatte 10 m Durchmesser, 1,50 m Höhe und bestand fast durchweg aus einem zum Teil geschichteten Haufen von Sandsteinblöcken mit einzelnen Erdnestern dazwischen, in denen sich zerstückte gelbbraune, dicke, rohe Gefäßstücke vorfanden. Zwei von ihnen zeigten Reste einer mit Nägeleindrücken gezierten Leiste auf. In der Mitte lag unter besonders großen Steinquadern das Grab. Es bestand in einem 1.10 m hohen viereckigen Cippus, dessen Spitze nach Art eines Satteldaches künstlich abgeschrägt war, sowie in einer darunter befindlichen, primitiv hergestellten Steinkiste von $^1/_2$ m Höhe und Breite. In ihr stand eine 21 cm hohe Graburne von schwarzbrauner Farbe, mit umgeschlagenem Rand und gedrückt birnenförmiger Gestalt, die nach ihrer gleichmäßigen Rundung wohl auf der Drehscheibe hergestellt war. Dicht daneben lag ein Schleifstein von unregelmäßig viereckiger Form (Länge = 9 cm, Breite 4—7.5 cm), der aus einem sogenannten „Eis-Stein“ (= Eisenstein) hergestellt war. Metallfunde enthielt das Grab, das man wohl einem armen Eisengießer der vorrömischen Periode vindizieren darf, leider nicht. — Ein weiterer wertvoller Grabhügelfund wurde vom Verfasser am 17. Juni 1904 im Gemeindewalde

des großen Dorfes **Herxheim**, gelegen zwischen Landau und Rheinzabern (= Tabernae rhenanae), festgestellt. Im dortigen Distrikt „Oberwald" liegen von West nach Ost fünf Tumuli, während ein sechster 200 m nach Südwest gefunden wurde. Der westlichste fiel dem Spaten zum Opfer. Er hatte einen Durchmesser von 200 m, eine Höhe von 1.30 m und bestand aus fast reinem Sand, nach unten vermengt mit gelbrotem Lehm. Im Zentrum, und zwar in der Richtung von Südwest nach Nordwest lagen auf dem gewachsenen Boden oder wenig darüber folgende Objekte: in der Mitte die zum Teil kalzinierten Knochen einer erwachsenen Leiche, rechts und links von je zwei Beigefäßen flankiert. Hier in Südost stand ein 30 cm hoher schwarzer Krug, daneben lagen die Reste eines braunen Tonbechers, der am oberen Rande die bekannte, mit Tupfen gezierte, profilierte Leiste trug. Nach Nordwest zu stand im Hügel eine 10 cm hohe schwarze Schale mit eingezogenem Rand und eine derb gearbeitete Schüssel von 25 cm Höhe; beide gleichfalls schwarz von Farbe. Krug, Schale, Schüssel gehören zweifellos der jüngsten La-Tène-Zeit an; ebenso ein Bronze-Armreif, der einen halben Meter über den Resten des Skelettes sich vorfand. Er ist dünn gearbeitet, mit verdickten, in je einen Schlangenkopf auslaufenden Enden und gehörte nach seinem Durchmesser im Lichten (gleich 4.5 cm) einem Kinde an. Der **Armreif** ist wohl als **Totengeschenk** aufzufassen (vgl. Caesar: De bello gallico VI, 18 und Tacitus: Germania, cap. 27), wobei die Geberin wahrscheinlich als **Kind** der hier mit der Beigabe der **Küche** bestatteten **Hausfrau** aufzufassen sein wird. Die Funde von **Herxheim** gelangten in das Historische Museum der Pfalz zu Speyer, die von **Ramsen** nach Bad Dürkheim. — Beide Tumuli, der von Ramsen und der von Herxheim, ergänzen sich für die **Kulturperiode der Mittelrheinlande**, die der **Okkupation** von seiten der **Römer** unmittelbar voranging, also für die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, zu einem Gesamtbilde. Das **Metall** bezw. die Einfuhr von Edelbronze aus dem Westen und dem Süden war hierzulande infolge der von den Sueben und vorher von den Cimbern und Teutonen veranlaßten kriegerischen Zeiten allgemach ausgeschaltet, und man begnügte sich, bei Totenbestattungen den Angehörigen Hausmacherware (Tongeschirr und Schleifstein) ins Grab mitzugeben. Nur die **Krieger** erhielten das kurze Eisenschwert sowie die Tierfibel aus Bronze außer dem Tonbecher mit hinein in den Grabhügel, wie ein im Jahre 1903 in der „Hart", einem Walddistrikt, der eine halbe Stunde vom Herxheimer „Oberwald" nach Osten zu liegt, und ebenso ein in der Nekropole von Ramsen im Jahre 1875 vom Verfasser gemachter Grabhügelfund klar und deutlich beweisen (vgl. Vortrag des Verfassers auf dem Anthropologenkongreß zu Worms, Bericht in Nr. 12 des Correspondenzblattes der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, 1903, S. 188, unter 7. Herxheimer Wald). — Deutlich schreibt ja Tacitus von den Germanengräbern a. O.: Sua cuique arma ..... adicitur.

*

Neue Ausgrabungen bei Karthago.

C. K. Die alte Kultur Karthagos ist jetzt vielfach aufgehellt durch die zahlreichen Funde, die P. Delattre bei seinen Ausgrabungen in Gräbern auf den Trümmerfeldern Karthagos gemacht hat. In einem ziemlich großen Museum in der Nähe der Fundorte sind nun alle diese Gegenstände aufgestellt und sie bilden den Ausgangspunkt für jedes Studium der punischen Periode Karthagos, die als höchste und reifste Blütezeit dieser alten Kultur das größte Interesse besitzt. Die Gegenstände sind aus den Gräbern ganz verschiedener Zeiten ans Licht gebracht; die ältesten Gräber liegen bisweilen sehr tief und man muß manchmal bis dreißig Fuß in die Erde eindringen, um diese letzten Schichtungen aus den frühesten Zeiten zu ergründen. Zunächst an der Erdoberfläche findet man Spuren arabischer Kulturen, dann stößt man auf Reste christlicher und heidnischer Epochen; darauf begegnen Trümmer der römischen Zeit und erst ganz zuletzt bieten sich Stücke dar, die der punischen Periode angehören und manche Enthüllungen gewähren über dies rätselvolle, durch die Römer in ihrer Herrschaft und Kultur völlig vernichtete Volk, von dem aus trüben Quellen bis jetzt nur unsichere Kunde uns geworden war. Einer der interessantesten Funde war, so berichtet der Scientific American, das Grab des Jadamelek. In einer Tiefe von 22 Fuß stieß man auf die Dachsteine dieses Grabes, die außerordentlich dick waren und durch die man mühsam in die Gruft gelangte, die sehr geräumig, 8 Fuß lang, 5 Fuß hoch und 6 Fuß breit sich ausdehnte. Das Grab enthielt zwei Skelette, von denen jedes mit einem goldenen Ring und einem bronzenen Armband geschmückt war. Die Wände und der Boden waren ganz mit einem feinen, äußerst dünnen, doch harten Ueberzug von Stuck bedeckt, dessen glitzernde Weiße in gespenstisch huschenden Lichtern aufleuchtete im flackernden Schein der Fackeln. Ein Holzgesims lief um das Grabgemach und auch die Decke war von Holz, das nun wie ein brauner, feiner Regen herniederstäubte und die Skelette fast ganz bedeckte. Um die beiden Begrabenen standen all die Leichengeräte herum, die man stets in den karthagischen Gräbern findet. Allerlei Vasen fand man dabei, bald in zylindrischen, bald in runden Formen, mit feinen Henkeln und schlanken Hälsen. Eine Vase aus roter Erde hatte schwarze gemalte geometrische Ornamente. Unter den Trümmern einiger zerschlagener Gefäße und dem Schutt kamen zahlreiche goldene und silberne Kostbarkeiten zum Vorschein. Unter diesen befand sich als einer der interessantesten Funde, die man überhaupt gemacht, eine kleine goldene Scheibe, nur 5/4 Zoll im Durchmesser, mit einer punischen Inschrift auf der Oberfläche eingegraben. Die Schrift ist in alten phönizischen Buchstaben geschrieben und zeigt kaum eine Spur von den Veränderungen, die die phönizische Schrift in der persischen Zeit durchmachte. Sie gehört dem fünften oder sechsten Jahrhundert v. Chr. an und ist nicht nur die **erste alte Inschrift**, die der afrikanische Boden uns geschenkt, sondern überhaupt **eine der allerältesten phönizischen Inschriften**, die existieren. Sie lautet: „Der Astarte-Pygmalion, Jadamelek, Sohn des Padai. Pygmalion entsühnt den, der ihm wohlgefällt." Bis zu den Uranfängen punischer Kultur, bis zu der sagenhaften Gründung der Stadt führt der Name Pygmalion, denn dieser war der nach den Schätzen der Schwester gierige Bruder der Dido, die vor ihm von Tyrus floh und Karthago gründete. Eine göttliche Verehrung, die dieser König zusammen mit der alten syrischen Astarte genoß, wird uns aus diesen Worten offenbar. Auch ein tiefer Brunnen ward aufgedeckt, dessen Wände aus Steinen erbaut und durch Mörtel sehr fest gefügt waren und dessen Boden von einem rohen, unregelmäßigen Mosaik bedeckt wurde. Um den gemauerten Rand des Brunnens herum war eine merkwürdige Vorrichtung angebracht; es umfaßten ihn vier Reihen mit je zwölf zylindrischen Gefäßen aus Terrakotta, deren Oeffnungen dem Brunnen zugekehrt waren und deren Boden halbkugelig gewölbt war. Von innen her sah der Brunnen mit diesen Behältern wie ein Röhrenkessel aus, wahrscheinlich sollte diese seltsame Konstruktion das Volumen des ganzen Brunnenraumes vermehren und auch seine Oberfläche vergrößern. Doch ist über die eigentliche Verwendung dieses komplizierten Apparates nichts Bestimmtes bekannt. Ein anderer interessanter Gegenstand wurde in einem der Gräber gefunden. Es war eine Art Vase, auf deren zylinderförmigem, 4 Zoll hohem Fuß ein Hohlzylinder von 12 Zoll ruhte. Auf dieser Basis erheben sich nun nebeneinander sieben schlanke Gefäße, die in Reih und Glied stehen und leise Ausbauchungen zeigen. In der Mitte des ganzen Gefäßes ist der Kopf einer Kuh mit langen, schönen Hörnern angebracht. Darüber an dem mittelsten der Gefäße findet sich ein Bildnis des ägyptischen Gottes Hathor. Man möchte dieses Gebilde am ehesten für einen siebenarmigen Leuchter halten, der ja auch seine Analogie in dem berühmten heiligen Leuchter der stammverwandten Juden fände. Doch der große Archäologe Maspero, der ähnliche Gegenstände in Aegypten vielfach gefunden, will darin ein Opfergefäß erblicken; die einzelnen vasenartigen Behälter waren mit Flüssigkeiten gefüllt, die man den Göttern darbot. Sie enthielten besonders die verschiedenen Arten des heiligen Oeles, deren es sieben gab. Ein ähnlicher Weihbehälter, eine hohle Scheibe mit Gefäßen, die die sieben Planeten symbolisieren, und mit einem Widderkopf, dem Bild des Jupiter Ammon, ist in Sardinien gefunden worden. In einem anderen Grabe ist ein

Bildwerk aus Terrakotta entdeckt worden, das eine geflügelte Sphinx darstellt. Es ist 15 Zoll lang und 13 Zoll hoch und ruht auf einem rechteckigen Postament. Der kurzbeinige, sehr muskulöse Körper ist der eines Löwen; er ist mit Schuppen bedeckt und hat ein Paar Flügel. Der Kopf trägt ein menschliches Antlitz, das eine rote Färbung zeigt, nur Augapfel und Augenbrauen sind schwarz bemalt. Der Kopfschmuck, der ebenfalls ein starkes Rot aufweist, ähnelt in seiner Form dem ägyptischen „pschent". Die Sphinx trägt eine hohe mützenartige Kopfbedeckung, die schwarz gefärbt ist, und von der aus zwei ebenfalls schwarze Steinmassen das Gesicht umrahmen und tief auf die Brust herabgehen. An Hals und Brust sind durch Ornamente allerlei Schnuren und Schmuck angedeutet. Die Flügel sind rückwärts gewendet und zwischen ihnen, sowie vorn auf der Brust sind röhrenartige Höhlungen aufgesetzt, die vielleicht zur Aufnahme von Flüssigkeiten dienten. Die rote Tönung herrscht bei dem ganzen Bildwerk vor, doch ist an Flügeln, Klauen und Schuppen schwarze Färbung angebracht. Dieses Mischgeschöpf, dessen Büste einem Menschen, dessen Körper einem Löwen, dessen Flügel einem Adler und dessen Schuppen einem Fisch angehören, weist auf eine Verwandtschaft mit solch monströsen Gebilden in assyrischen Kulten, den „Nirgalli", hin; auch erinnert die Bildung dieser Statue an die geflügelten Cherubim der Bibel.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* **Die Berliner Universitäts-Bibliothek** hat nach dem Verwaltungsbericht des Direktors Herrn Dr. med. Franke im Jahre 1903/04 eine außerordentliche Zunahme der Benutzung erfahren. Die Zahl der abgegebenen Zettel stieg in den letzten fünf Jahren von 63,085 auf 92,870, also um fast 48 Proz. Der Prozentsatz der verabfolgten Bücher hat hingegen nur geringe Schwankungen erfahren; er betrug im letzten Jahre 65.7 Proz. Verhältnismäßig hoch ist noch immer der Prozentsatz der verliehenen Werke (21.8 Proz.). In dem Verwaltungsbericht wird gefordert, daß vielbenutzte Bücher noch häufiger als es geschieht in mehreren Exemplaren angeschafft werden. Abgenommen hat die Zahl der „nicht vorhandenen" Werke (12 Proz.). Die Verleihung nach Hause stieg von 39,479 auf 53,357 Bände, die Verleihung in den Lesesaal von 12,270 auf 16,209. Die Zahl der Lesesaalbenutzer ist in den letzten fünf Jahren von 46,858 auf 69,950 angewachsen, d. h. um fast 50 Proz.; der Jahresdurchschnitt der täglichen Benutzung hob sich von 162 auf 245 Leser.

* **Historiker-Versammlung in Salzburg.** Das Programm für die vom 31. August bis 4. September l. J. in Salzburg stattfindende erste Versammlung deutscher Historiker ist bereits endgültig fertiggestellt. Es werden Prof. Neumann (Straßburg), Prof. Finke (Freiburg), Prof. Riegl (Wien), Prof. Dopsch (Wien), Prof. Kötzschke (Leipzig), Prof. Busch (Tübingen), Prof. v. Voltelini (Innsbruck) und Prof. Fournier (Wien) über eine Reihe interessanter historischer Themen Vorträge halten. Im Stifte St. Peter wird Prälat P. Willibald Hauthaler eine Ausstellung von Urkunden und Handschriften veranstalten, welche allgemein zugänglich sein wird. Sonntag, den 4. September, unternehmen die Historiker einen Ausflug zur Feste Hohen Werfen, einem Besitze des Erzherzogs Eugen, wobei Archivdirektor Prof. Mayer und Architekt Weber die Führung übernehmen. Für die Teilnehmer am Historikertage haben eine Reihe von Gasthöfen Wohnungen zu ermäßigten Preisen reserviert, für den Fall, daß die Anmeldung bis 29. August erfolgt. Der Ortsausschuß, der unter dem Ehrenpräsidium des Ministers a. D. Graf Gandolph Kuenburg steht, richtet an alle Verbandsmitglieder und Teilnehmer das dringende Ersuchen, ihre Anmeldung in den von ihnen gewählten Gasthöfen mit Hinweis auf ihre Teilnahme am Historikertage möglichst rasch zu vollziehen und sich in jedem Falle am 31. August oder bei späterer Ankunft sofort nach derselben im Empfangsbureau (Mirabellschloß) einfinden zu wollen.

* **Die 3. ordentliche Hauptversammlung des Salzburger Hochschulvereins** findet am Sonntag, 4. September 1904, vormittags 11 Uhr im Marmorsaale des Mirabell-Schlosses zu Salzburg statt.

* **Internationale Ballonfahrt.** Am Donnerstag, den 1. September, findet in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen Drachen, bemannte und unbemannte Ballons auf in: Crinan-Harbour, Trappes, Meville, Guadalajara, Rom, Zürich, Straßburg, München, Barmen, Hamburg, Berlin, Wien, St. Petersburg, Kasan, Blue Hill U. S. A. u. s. w. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Instrumente u. s. w. wird besonders aufmerksam gemacht.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Gießen.** Regierungsrat Professor Dr. Kotzel, Mitglied des kaiserlichen Gesundheitsamtes, ist als ordentlicher Professor der Hygiene an die hiesige Universität berufen worden. Er wird hier der Nachfolger Professor Gafftys, der die Leitung des Instituts für Infektionskrankheiten übernimmt. — Der Oberförster Heinrich Weber in Dieburg ist zum außerordentlichen Professor für Forstwissenschaft an der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. **Aachen.** Durch den Etat für 1904 wurde in der Abteilung für Bergbau und Hüttenkunde, für Chemie und Elektrochemie der hiesigen Technischen Hochschule die Stelle eines Dozenten für den Unterricht in der Metallographie und Eisenprobierkunde errichtet und dieselbe Dr. Anton Schüller übertragen. — Der Bergwerksdirektor Bergassessor a. D. Schwemann zu Neurode wird, der Täglichen Rundschau zufolge, als Nachfolger des verstorbenen Geh. Bergrats Prof. A. Lengemann die Professur für Bergbaukunde an der hiesigen Technischen Hochschule übernehmen.

* **Innsbruck.** Der ordentliche Professor des römischen Rechts an der hiesigen Universität Dr. G. Pachioni hat sein Lehramt niedergelegt.

hc. **Bern.** Dem ordentlichen Professor der Geographie an der hiesigen Universität Dr. Eduard Brückner ist auf sein Ansuchen die Entlassung auf den 1. Oktober 1904 erteilt worden. Brückner, ein geborener Hamburger, folgt einem Rufe nach Halle an Stelle von Professor A. Kirchhoff.

* **Zürich.** Wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, erhielten die venia legendi an der Züricher Universität Dr. W. Dilthey von Rheydt für Chemie, Dr. A. Escher (Zürich) für schweizerisches Privatrecht und dessen Geschichte und Dr. W. Brünings aus Hannover für Physiologie.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

G. Conz, Prof. a. kgl. Katharinenstift in Stuttgart: Zeichenschule. Anl. z. Selbstunterr. a. e. Samml. v. Vorlag. für Anfänger und 80 Ill. 2. Aufl. 1. Liefg. Ravensburg. Otto Maier. — Julius Stettenheim: Nase- und andere Weisheiten. Berlin 1904. F. Fontane u. Co. 188 S. — F. v. Nesselrot: Ilse Salm. Roman. Ebenda 1904. 448 S. — Dr. Heinrich Ilgenstein: Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Ebenda 1904. 94 S. — Ludwig Pietsch: Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder 1870—71. Volksausgabe. Ebenda 1904. 344 S. — Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. (XXXV. Bd. 3. Teil.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 388 S.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 31. August. Nummer 199.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Amerikaner.*)

Von Dr. Ludwig Munzinger.

Es sind noch nicht dreißig Jahre her, da gab es, abgesehen von einigen veralteten verfassungsrechtlichen Werken, nahezu keine Literatur über die Vereinigten Staaten, wenigstens keine, die so weit in das deutsche Publikum eingedrungen war, daß sie auf die Bildung zutreffender Anschauungen bei uns über die neue werdende Nation jenseit des Ozeans bestimmenden Einfluß gehabt hätte. Für die Kolonistenzeit war Coopers „Lederstrumpf“ in einigen Uebersetzungen der Mentor und über die Sklaverei in den Südstaaten unterrichtete uns Harriett Beecher-Stowes „Onkel Toms Hütte“. Das Nachrichtenwesen der deutschen Presse über Amerika war mit geringen Ausnahmen kläglich; die zahlreichen Arizona-Kicker-Histörchen, gut oder schlecht erfunden, bezeichnen ungefähr das Niveau, das sich heute gehoben hat, wenn auch noch nicht in dem wünschenswerten Maße.

Die Ursachen liegen auf der Hand. Das Volk der Nordamerikaner hatte sich bisher weder politisch noch wirtschaftlich in besonderem Maße geltend gemacht und so zog man es in Europa vor, sich an das Anekdotische, an das Bizarre, an das Romantische der Erscheinungen in Amerika zu halten, und die Folge war ein Zerrbild der amerikanischen Kultur und des amerikanischen Menschen, den man sich lange Zeit entweder als einen schlauen Händler mit unsauberen Praktiken oder als einen halbwilden Prärieläufer vorstellte. Diese Vorurteile wirkten dann nach, als die Amerikaner wirtschaftlich und politisch in die Höhe kamen, und statt auf den Grund der Erscheinungen zu gehen, was allerdings durch die große Entfernung zwischen dem europäischen Beobachter und dem amerikanischen Objekt besonders erschwert war, konstruierte man sich einfach ein ins Riesenhafte übertragenes Fabelbild der früheren Anschauungen. Aus dem skrupellosen Händler wurde der gewissenlose Dollarjäger und Millionenfürst, aus dem Prärieläufer der raubbautreibende Großfarmer.

*) Hugo Münsterberg: Die Amerikaner. 2. Bd. 1—3. Aufl. Berlin 1904. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Immerhin beschäftigte man sich jetzt mehr und eingehender mit den Amerikanern. Viele, meist schlechte Bücher und noch mehr Broschüren über Amerika, deren Verfassern der Baedeker oft verdächtig aus der Tasche lugte, erschienen, und noch anfangs der 90er Jahre konnte Karl May seine berüchtigten Romane mit großem Erfolge bei der Masse des Volkes erscheinen lassen. Das ernste Werk des nunmehr verstorbenen Friedrich Ratzel (Die Vereinigten Staaten von Amerika. 2 Bde. München 1878) war noch nicht genügend Gemeingut geworden, die Holstsche Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten (3 Bde., Berlin 1878—1891) war zu schwer verdaulich und das beste der heute über das politische Amerika existierenden Werke, James Bryces „The american Common wealth“ (London 1888), war in einer fremden Sprache geschrieben, so daß sie unsere schiefen Ansichten und Urteile über Land und Volk der Vereinigten Staaten noch nicht wesentlich zu berichtigen vermocht hatten.

Die wirtschaftliche Konkurrenz Amerikas wuchs indessen beständig. Nach dem spanisch-amerikanischen Kriege trat zudem eine politische Verstimmung zwischen den beiden Völkern ein, die durch eine sehr unkluge Parteinahme unserer öffentlichen Meinung für Spanien hervorgerufen war. Möglich war dieser Irrweg aber nur durch die ganz ungenügenden und falschen Vorstellungen, die man sich in Deutschland immer noch über den Charakter und den Kulturwert der amerikanischen Nation machte. So war es höchste Zeit, daß man mit Ernst und einem der Sache würdigen Eifer seit der zweiten Hälfte der 90er Jahre an das Studium der amerikanischen Nation, das heißt der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Bedingungen ging, unter denen sie lebt und rüstig vorwärts schreitet.

Den ersten äußeren deutlich sichtbaren Beweis für das Bestreben der deutschen Nation, dem amerikanischen Volke gerecht zu werden, gab dann im Jahre 1902 die Amerikafahrt des Prinzen Heinrich, und die offizielle Politik, die eben von dem Frhrn. Speck v. Sternburg vertreten wird, bleibt der Tendenz treu. Der Botschafter faßt seine Sendung zweifellos in Uebereinstimmung mit seinen Auftraggebern so auf, daß er sich nicht nur bei der Regierung in Washington, sondern insbesondere „bei dem amerikanischen Volke“ als beglaubigt ansieht. Die entgegenkommende Berücksichtigung besonderer Verhältnisse, die der Bismarckschen Politik dem absoluten Zarenreich gegenüber eigen war, indem man unserem jeweiligen militärischen Vertreter in St. Petersburg neben dem Botschafter eine aus dem sonst üblichen diplomatischen Schema herausspringende Stellung gab, erscheint jetzt auf die demokratischen Vereinigten Staaten angewandt. Durch ein verständnisvolles Eingehen auf die intimen und intimsten Züge des amerikanischen Volkscharakters, durch sein Mittun bei allen Gelegenheiten, wo die Beziehungen zwischen den beiden Völkern im Vordergrund stehen oder doch wenigstens stark berührt werden, durch seine Freigebigkeit mit den bei den Amerikanern so beliebten „speeches“ hat Frhr. Speck v. Sternburg gezeigt, wie er seine Aufgabe auffaßt und daß er gewillt ist, als Botschafter à l'americain das ganze Gewicht seiner diplomatischen Stellung in den Dienst der Bestrebungen zu stellen, die darauf hinzielen, daß Deutsche und Amerikaner sich besser als bisher kennen und schätzen lernen.

Wie nötig das ist, wie sehr zunächst das Kennenlernen nottut, zeigt die Verständnislosigkeit, mit der ein großer Teil des deutschen Publikums, nicht bloß die berufsmäßigen Nörgler, dem Verhalten des Botschafters gegenübersteht. Ueber Würdelosigkeit wird gejammert; aber kaum einer denkt daran, daß die Wirkung eines Gebarens, das uns Deutsche würdelos dünkt, dem vielfach entgegengesetzt gearteten Volkscharakter der Nordamerikaner als ganz etwas anderes, beispielsweise als angenehme Geschäftsgewandtheit erscheint. Die Anpassungsfähigkeit an die Bedürfnisse fremder Mächte wird sonst als Vorzug des deutschen Handels und der deutschen Industrie gepriesen. Soll nun dort Sünde sein, was hier als Tugend gilt? Oder sind wir immer noch nicht zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß die Politik nicht anders betrieben werden muß als die Geschäfte?

Neben diesen offiziellen Bestrebungen gehen die literarischen her, die in den letzten Jahren besonders rege waren. L. M. Goldbergers „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" faßte insbesondere die wirtschaftlichen Verhältnisse ins Auge und führte uns, mit einem vielleicht absichtlich übertriebenen Optimismus, die Größe der ökonomischen Macht der Vereinigten Staaten vor Augen. Aber nicht nur das, der Verfasser bemühte sich auch darzulegen, daß diese Macht nicht allein auf überaus günstigen natürlichen Grundlagen beruht, sondern daß die geschäftliche Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit der Amerikaner mindestens zum gleichen Teil die Ursache des Erfolges ist. Wilhelm v. Polenz, der früh Verstorbene, versuchte in seinem „Land der Zukunft" mehr feuilletonistisch seinen Landsleuten ein Bild von der amerikanischen Kultur und ihren Trägern, den Amerikanern, zu geben. Und das ist ihm ganz ausgezeichnet gelungen, denn es gibt kaum ein Buch, das in so angenehmer, zugleich aber tiefgründiger und anschaulicher Weise das Verständnis amerikanischen Lebens vermittelt.

Zu diesen beiden Büchern gesellt sich jetzt das zweibändige Werk des Professors Hugo Münsterberg, der an der Harvard-Universität den Lehrstuhl für Psychologie innehat. „Die Amerikaner" nennt er es und macht sich anheischig, „den amerikanischen Menschen in der Gesamtheit seiner Tendenzen darzustellen", mit der ausgesprochenen Absicht, Verständnis für die Amerikaner in Deutschland zu wecken und damit der Freundschaft zwischen den beiden Nationen zu dienen. Seit beinahe zehn Jahren ist Münsterberg, der vordem dem Lehrkörper der Universität Freiburg i. Br. angehörte, in Cambridge tätig, und sein besonderes Fach, die Psychologie, setzt ja ein gewisses Maß von Beobachtungsgabe voraus, so daß er, nachdem er vorher in einem Buche „American Traits" den Amerikanern das Wertvolle der deutschen Kultur nicht ohne Erfolg näher zu bringen versucht hatte, berufen erschien, das Amerikabuch für die Deutschen zu schreiben. Dies Buch liegt nun vor und behandelt systematisch all die Probleme, die Polenz, mit dem er in engem Gedankenaustausch gestanden hatte, vor ihm mehr schöngeistig behandelt hatte, ohne daß jedoch, wie gesagt, die Tiefe seiner Betrachtungsweise darunter gelitten hätte. Der Psychologe Münsterberg, dem ebenfalls eine leichtflüssige, mitunter vielleicht etwas wortreiche Schreibweise zur Verfügung steht, trägt sich, obwohl er sein Buch als eine „frohe Ferienarbeit" bezeichnet, etwas mehr wissenschaftlich. Er subsumiert die Erscheinungen des amerikanischen Lebens unter vier Grundrichtungen, die er als beherrscht bezeichnet von dem Geist der Selbstbestimmung, der Selbstbetätigung, der Selbstvervollkommnung und der Selbstbehauptung. Im übrigen beansprucht er nicht, das erschöpfende Buch über Amerika geschrieben zu haben, das seiner Meinung nach erst dann erscheinen kann, wenn ein Landeskundiger sich findet, der Historiker und Politiker, Nationalökonom und Jurist, Soziologe und Techniker zugleich ist.

Das Wertvolle, das Bleibende, das Rückgrat des ganzen Werkes bilden die vier Kapitel, in denen der Psychologe Münsterberg spricht, in denen er die vier Komponenten der amerikanischen Volksseele und damit zugleich auch der Seele des Individuums klar und scharf bestimmt. Der Geist der Selbstbestimmung beherrscht das öffentliche Leben. Der Drang nach Selbstbetätigung ist die treibende Kraft des Wirtschaftslebens, Selbstvervollkommnung das Ziel aller geistigen Bewegung. In dem Geist der Selbstbehauptung schließlich finden alle sozialen Erscheinungen ihre Erklärung. Und Münsterberg ist der Meinung, daß wir Deutschen, wenn wir dahin gelangt sind, diese individualistischen Grundtendenzen richtig zu erfassen, das Spiel der amerikanischen Kultur leicht überblicken und uns bald zurechtfinden können in dem Gewirr aller uns sonst fremd anmutenden Erscheinungen. Das Buch zerfällt, den vier Grundtendenzen entsprechend, in vier Teile. Das politische Leben wird unter den Gesichtswinkel der Selbstbestimmung gestellt, und es werden so im ersten Teil die Parteien, der Präsident, der Kongreß, die Justiz, Staat und Stadt, die öffentliche Meinung, Bevölkerungsfrage, sowie die Probleme der äußeren und inneren Politik besprochen. Die Schilderung des wirtschaftlichen Lebens im zweiten Teil zerfällt in die gesonderte Darstellung des wirtschaftlichen Aufschwunges, sowie der vier großen Fragezeichen Währung, Schutzzoll, Trusts und Arbeiter. Selbstbetätigung ist hier das Stichwort. Schule und Volkserziehung, Universitäten, Wissenschaft, Literatur, Kunst und Religion sind im dritten Teil als von dem Geist der Selbstvervollkommnung beherrscht dargestellt. Das soziale Leben findet seine Würdigung im vierten Teil, wo der Geist der Selbstbehauptung analysiert wird. Der Selbstbehauptung der amerikanischen Frau, sowie den aristokratischen Tendenzen ist je ein Kapitel gewidmet.

Nun scheint ja ohne weiteres klar, daß mit dieser Einteilung der Wirkungskreis der einzelnen Grundtendenzen nicht als auf die bezeichneten Gebiete beschränkt sollte gekennzeichnet werden. Der Geist der Selbstbestimmung ist gewiß auf dem Gebiet des Unterrichtswesens ebenso wirksam wie in der rein politischen Sphäre, und die Selbstbehauptung spielt ihre Rolle im wirtschaftlichen Leben so gut wie im sozialen. In der Wirklichkeit kann man ja das Individuum auch nicht in vier Elemente auflösen, und so muß man die Münsterbergsche Einteilung nur als das verstehen, was sie offenbar sein soll, nämlich ein normales System, das uns das Eindringen in den Stoff erleichtert. Haben wir dann die vier Grundtendenzen richtig erfaßt und wollen uns nun eine konkrete Erscheinung des amerikanischen Lebens erklären, dann werden wir wohl meist ihre vereinte Wirksamkeit feststellen können.

Doch nun zum einzelnen. Wie zeichnet uns Münsterberg die vier Grundtendenzen?

Das politische Leben beherrscht der Geist der Selbstbestimmung, d. h. das politische Individuum, und das ganze Volk als die Summe dieser ist durchdrungen von dem heißen Verlangen, selbst zu entscheiden, sich selbst zu bestimmen und nichts im staatlichen Leben der Fürsorge einer hohen Obrigkeit zu überlassen — ein folgerichtiges Produkt der Kolonialzeit. London war weit. In London konnte man die eigenartigen Bedürfnisse des Landes nicht übersehen, und so mußte mit jedem neuen Mißgriff der englischen Regierung und mit jeder neuen Generation wachsend der Drang nach Selbstbestimmung sich geltend machen. Diese psychische Beschaffenheit führt als notwendige Folge herbei, daß die Staatsform der Amerikaner die Republik ist, nicht aber umgekehrt. Es ist nicht notwendig, daß jede Republik von dem Geiste der Selbstbestimmung getragen wird, wie die Republiken von Mittel- und Südamerika oder Frankreich zeigen, die auf einer gänzlich anderen Seelenlage der Bevölkerung aufgebaut sind. Diesem Trieb nach Selbstbestimmung entsprechen alle politischen Institutionen, und so ist das ganze öffentliche Leben in seinen Funktionen und Betätigungen aus diesem Geiste heraus zu erklären. Der ernste, stolze Patriotismus der Amerikaner ist also nicht etwa auf den Grund und Boden gerichtet, über dem das Sternenbanner flattert. Auch auf das Volk selbst kann er sich nicht beziehen, das der Abstammung nach durchaus nicht einheitlich ist. Nicht auf Land und Leute richtet

sich der amerikanische Patriotismus, sondern „auf ein System von Ideen über öffentliches Leben, zusammengehalten durch das Verlangen nach Selbstbestimmung, und Amerikaner sein heißt Träger dieses Systems sein“. Münsterberg ist so vorsichtig, selbst darauf hinzuweisen, daß das amerikanische System des öffentlichen Lebens kein Idealsystem von allgemeiner Gültigkeit ist. Es ist, wie er sagt, nur der Ausdruck eines bestimmten Charakters, die notwendige Lebensform eines bestimmten Menschenschlages, den eine historisch verfolgbare Naturauslese zusammengefügt hat. Er warnt vor einer äußerlichen Nachahmung, die niemals ein Gewinn sein könnte, da sie stets nur dazu führen müßte, daß die natürlichen ursprünglichen Volksenergien leiden und verkrüppelt werden. Der Geist der Selbstbestimmung — so schön das Wort als Schlagwort an sich wäre — könnte daher z. B. von unserer deutschen Sozialdemokratie niemals beschworen werden, denn es fehlen die notwendigen Vorbedingungen für seine Wirksamkeit; sie lassen sich auch nicht schaffen, sie müssen aus der Geschichte eines Volkes herauswachsen. Abgesehen davon, widerspricht dieser Geist dem Wesen unserer sozialen Demokratie diametral. Darum ist auch Amerika, wo er unumschränkt waltet, kein Boden für den Zukunftsstaat der Sozialisten. Diese Nutzanwendung nebenbei.

Dem Drang nach Selbstbestimmung entspricht nun beim politischen Individuum zunächst ein lebhafter Glaube an die eigene Kraft, ein Geist der Initiative und gleichzeitig ein unverwüstlicher Optimismus, drei wertvolle Eigenschaften, die dem Volk als solchem und dem Einzelnen im Kampf ums Dasein als mächtige Bundesgenossen zur Seite stehen. Und andererseits zieht die Gewohnheit des Individuums, alles selbst zu beurteilen, ein ungewöhnlich hohes Durchschnittsmaß an Urteilsfähigkeit bei der Masse groß. Die Zahl derer, die an einer lebhaften und sachgemäßen Diskussion über öffentliche Probleme teilnehmen, ist in irgend einer amerikanischen Stadt zweifellos verhältnismäßig größer als in einem beliebigen Ort des europäischen Kontinents. Dabei züchtet der Geist der Selbstbestimmung nicht nur Ansprüche, sondern auf der anderen Seite auch das Bewußtsein, daß diesen Ansprüchen Pflichten entsprechen. Diese Wirkungen auf das eigene Können, auf die eigenen Rechte sind unlösbar mit anderen Regungen verbunden, die sich auf die Rechte und Ansprüche der anderen beziehen. Wie er eifersüchtig die eigenen Rechte bewacht und freie Bahn für seine Entwicklung fordert, so billigt der Amerikaner dem Mitbürger unbedingt die gleichen Ansprüche zu. Das verwandte Verlangen nach gleichen Kampfbedingungen für beide Seiten im Wettstreit, das Einstehen für fair play, gehört hierher und Münsterberg führt die innere Vornehmheit des amerikanischen Lebens insbesondere auf diesen Wesenszug zurück. Die Tugend wird wie überall zum Laster, wenn sie übertrieben wird, und so grenzt der Nationalfehler, die übertriebene Nachsicht gegen den anderen, sehr nahe an eine demokratische Grundtugend.

Allen wirtschaftlichen Erfolg des Amerikanertums führt Münsterberg auf den *Geist der Selbstbetätigung* zurück, der die zweite Grundtendenz der Natur des amerikanischen Menschen bildet. Selbstbetätigung darf dabei nicht mit der sogenannten „Jagd nach dem Dollar“ verwechselt werden, als die sich bisher der Durchschnittseuropäer die wirtschaftliche Tätigkeit des Amerikaners vorgestellt hat. Dies Urteil ist ebenso unrichtig wie das andere, eng damit verknüpfte, daß die Gier nach Gold jede feinere Regung in der Seele des Amerikaners unterdrückt habe. Großartige Leistungen von Dauer und Bestand können niemals aus sittlich schlechten Motiven entstehen, und so ist es besser, wir bemühen uns vorurteilslos die Ursachen des beispiellosen Erfolges der Amerikaner zu erkennen und daraus zu lernen, als daß wir uns mit dem billigen Trost einer angeblich sittlich und kulturell höher stehenden Geistesbeschaffenheit Sand in die Augen streuen. Der Amerikaner schätzt Geldgewinn nicht, wenn es nicht die Frucht eigener Arbeit ist. Belege gibt es dafür genügend. Den in Deutschland, und zwar in allen Schichten der Bevölkerung besonders üblichen Weg der Bereicherung durch die „gute Partie“ kennt der Amerikaner kaum. Eine Mitgift bei der Verheiratung ist nahezu unbekannt. Hier haben wir recht wenig Grund zu moralischer Selbstzufriedenheit und Ueberhebung. Aehnlich ist es mit dem Lotteriespiel, das bei uns sogar vom Staat aus egoistischen Motiven gefördert wird, auf das aber der Amerikaner mit Verachtung herabblickt. Mit dieser Tatsache steht das zweifellos vorhandene Spekulationsfieber weiter Kreise nicht im Widerspruch. Wenn der Amerikaner in unsicheren Papieren spekuliert, so glaubt er die Marktlage genau übersehen zu können und rechnet einen etwaigen Gewinn nicht dem Zufall, dem Glück, sondern seiner eigenen spekulierenden Tätigkeit zu, die in dem Erwerb einer Kenntnis aller in Betracht kommenden Verhältnisse und in der richtigen Verwertung dieser Kenntnis im besonderen Falle besteht. Aehnlich verhält es sich mit der weit verbreiteten Wettlust, wobei niemals der Zufall die entscheidende Rolle spielt oder spielen soll, sondern wo jede Partei den Sieg als die glückliche Frucht geistiger Tätigkeit ansieht. Aus der Pionierzeit ist dieser Geist der Selbstbetätigung hervorgewachsen, der gleichsam durch Zuchtwahl immer stärker und ausgesprochener wurde, bis er jetzt fast greifbar geworden in jedem Amerikaner vor uns steht, aus der Welt der Begriffe in die reale Wirklichkeit herniedergestiegen. Und wer da der Meinung ist, daß der Amerikaner in seinem Schaffensdrang, in seinem Drang zur Selbstbetätigung, die der Sachlage nach vorzugsweise auf wirtschaftlichem Gebiete sich geltend machen, die eigentliche Freude am Leben nicht kennt und in materiellen Interessen aufgeht, der übersieht vollständig, daß eben gerade das *Erarbeiten* des Geldes, nicht sein Besitz, dem Amerikaner den Genuß am Dasein verschafft. So ist er Idealist mehr als man gemeinhin glaubt, und die reichen, für unsere europäischen Begriffe oft überreichen Schenkungen amerikanischer Millionäre zu gemeinnützigen Zwecken geben einen schlagenden Beweis für diese Auffassung.

„Amerika hat drei Hauptstädte, eine für das politische, eine für das wirtschaftliche und eine für das geistige Leben: Washington, New-York und Boston.“ So beginnt Münsterberg den Abschnitt seines Werkes, der den *Geist der Selbstvervollkommnung* schildert, der dem geistigen Leben der amerikanischen Nation das typische Gepräge verleiht. Dieser Geist, von dem die Amerikaner heute ebenso erfüllt sind wie von dem Streben nach Selbstbestimmung und Selbstbetätigung, hat, wie Münsterberg aufzeigt, zwei ganz verschiedene Quellen, die auf denkbar heterogenen Gebieten liegen. Die Anfänge amerikanischen Geisteslebens finden sich in den nördlichen Neu-England-Staaten, insbesondere in Massachusetts, dessen Hauptort Boston ist. Die seelische Beschaffenheit der Einwohner dieser Staaten war durch den altenglischen Puritanismus bestimmt und dieser Puritanismus sieht in Kunst, Wissenschaft und Poesie nichts an sich Wertvolles, keinen Selbstzweck, sondern nur ein Mittel für die einzige Hauptaufgabe, wertvolle Menschen heranzubilden. Eine etwas größere Dosis dieses puritanischen Geistes könnte — nebenbei bemerkt — unserem deutschen Publikum hinsichtlich der Kunst in allen ihren Zweigen nichts schaden, selbst auf die Gefahr hin, daß eine Folge dieses puritanischen Geistes, die sich in Amerika bemerkbar gemacht hat, auch bei uns einträte, daß nämlich die Schöpfung neuer Geistesprodukte zeitweilig hinter einem eifrigeren Streben nach vertiefter Bildung des Individuums zurückträte. Dem im puritanischen Geiste nach geistiger Bildung Strebenden ist es nämlich weniger um Vervollkommnung von Kunst und Wissenschaft, sondern um Selbstvervollkommnung durch Kunst und Wissenschaft zu tun. Es ist selbstverständlich, daß ein Volk weder auf die eine, noch auf die andere Art seine Stellung zu den Problemen der geistigen Kultur dauernd bestimmen kann, denn bei dem puritanischen Streben nach Selbstvervollkommnung muß der Augenblick eintreten, wo das Ziel mit der Aneignung des geistigen Kulturgehaltes einer bestimmten Epoche erreicht ist und naturnotwendig die eigene Weiterarbeit einsetzt. Umgekehrt ist ein Fortschreiten von

Kunst und Wissenschaft nur um seiner selbst willen nicht denkbar. Das wäre Treibhauskultur, die gar bald ohne den Nährboden eines Volkstums, das sie in sich aufnimmt, verdorren müßte. Doch nach dieser Abschweifung zurück zu dem Gedankengang Münsterbergs.

Neben dem puritanisch sittlichen Verlangen nach höchster persönlicher Ausbildung, das man ein idealistisches nennen muß, weil es seinerseits Selbstzweck ist, erzeugt noch eine andere Quelle den Geist der Selbstvervollkommnung im amerikanischen Volke. Die Vervollkommnung der Einzelpersönlichkeit ist auch das Ziel einer utilitaristischen Richtung, die den Antrieb dazu lediglich in der Anwendung auf das praktische Leben findet. Sie ging von den Mittelstaaten aus, und später von den Weststaaten, deren Bewohnern die Erringung der höheren geistigen Kräfte nur vom Standpunkte der praktischen Nutzbarkeit, aber darum nicht minder erstrebenswert schien. Beide Triebe, der puritanische und der utilitaristische, beherrschen heute noch die nationale Geisteskultur, ohne daß der eine den anderen verdrängt hätte. Obwohl eigentlich grundverschieden, stimmen sie in dem einen Punkt überein, daß Kunst und Wissenschaft betrieben werden müssen, um den Menschen als Menschen zu fördern, und erst wenn die Aneignung des vorhandenen Bildungsmaterials im wesentlichen vollendet ist, so wird wissenschaftliche und künstlerische Eigenproduktion auftauchen. Bisher hat der Amerikaner es verhältnismäßig bequem gehabt, da er aus dem Born der alten europäischen Kultur schöpfen konnte, und da dieser reichlich floß, so war er nach wie vor mehr rezeptiv tätig, freilich in der Art, daß das Gelernte von den Utilitaristen für das praktische Leben gründlich und schöpferisch ausgenützt wurde. Die Periode aber, da auch die Amerikaner ihrerseits in Kunst und Wissenschaft Neuland suchen und finden werden, scheint nicht mehr fern.

Seinen schärfsten Ausdruck findet der Geist der Selbstvervollkommnung, wie er das amerikanische Volk heute durchweht, in dem eifrigen, beharrlichen, geradezu leidenschaftlichen Streben nach dem bestmöglichen Schulsystem, ein Ziel, dem der bewußte Wille der ganzen Nation mit eiserner Energie zugewandt ist. Nirgends in der Welt weiß man so allgemein und mit durchschnittlich so viel Sachverständnis über Erziehungsfragen mitzureden.

Im sozialen Leben Amerikas schließlich herrscht der Geist der Selbstbehauptung. So nennt Münsterberg die Grundlage dessen, was man als „Gleichheit“ aller Bürger der Vereinigten Staaten sonst preisen oder skeptisch anzweifeln hört. Diese verschiedene Ansicht von der „Gleichheit“ entspringt aus der Verschiedenheit der Gesichtswinkel, unter denen man ihr Vorhandensein festzustellen versucht. Ebenso zweifellos wie die Gleichheit vor dem Gesetz und die Gleichheit der politischen Rechte besteht, ebenso zweifellos wird man von einer Gleichheit des Besitzes z. B. nicht reden dürfen. Auch eine Gleichheit der Entwicklungsgelegenheiten ist nicht mehr in dem Maße wie früher vorhanden. Und trotzdem, meint Münsterberg, gibt es eine Art von Gleichheit: eine soziale Gleichheit, die auf den Ausländer, wenn er ihre Wirkungen, bewußt oder unbewußt spürt, so faszinierend wirkt, die aber der Amerikaner gar nicht als etwas Besonderes zu empfinden imstande ist, weil sie die unverrückbare Basis des amerikanischen Lebens ist und weil er sich ein Leben ohne dieselbe gar nicht vorstellen kann. Diese Sachlage hat ein Engländer, Muirhead, in seinem „The land of contrasts“ richtig gekennzeichnet, indem er dort schreibt: „Der englische radikale Philosoph — und, so darf man wohl erweitern: jeder moderne Mensch auf dem Kontinent — mag sich zu der Höhe emporarbeiten, auf der er sagen kann: Ich habe mir mit großen Opfern die Freiheit erkauft, aber der Amerikaner kann aufrichtig antworten: Ich bin schon in der Freiheit geboren.“

Diesem Prinzip der sozialen Gleichheit gegenüber gelten alle Verschiedenheiten des Besitzes, der Bildung oder des Berufes als unwesentlich. Die Persönlichkeiten, und nur auf diese schaut im Grunde der Amerikaner, gelten als gleichwertig. Die Verteilung der Rollen, die der einzelne im sozialen Leben einnimmt, ist gleichgültig. „Der eine befiehlt, der andere gehorcht, aber mit dem wechselseitigen Einverständnis, daß dieses unter den zufälligen Bedingungen, unter denen man gerade steht, die geeignetste Teilung der Funktionen ist.“ Das wäre also das Prinzip der Arbeitsteilung aus tiefinnerster Ueberzeugung und Erkenntnis der ganzen Nation als Grundlage aller sozialen Verhältnisse! Aus dieser Auffassung heraus erwächst der Geist der sozialen Selbstbehauptung, der für sich nicht mehr fordert als für die anderen, aber auch nicht weniger, soweit es auf die soziale Geltung der Persönlichkeit ankommt. Weder eine christliche Duldermoral, noch eine Nietzschesche Herrenmoral ist die Grundlage für das soziale Leben in Amerika, sondern eine Art „Kameradenmoral“, als deren Grundgefühl die Anschauung hervortritt, „daß dieses ganze soziale Spiel und Widerspiel gar keinen Sinn hätte und die ganze Freude am sozialen Streben und Erfolg zerstört wäre, wenn wir nicht als selbstverständlich voraussetzten, daß jeder andere in dieser sozialen Volksgemeinschaft uns gleichwertig ist und das volle Recht hat, sich als gleichwertig selbst zu behaupten.“

Diese Seelenstimmung ist es, die dem Amerikaner den Kampf ums Dasein so sehr erleichtert, die sein heiteres, humorvolles Temperament erzeugt hat und der er jene unvergleichlich aufrechte und sichere Art des Auftretens in allen Lebenslagen verdankt, die ein jeder schon hat beobachten können, der mit Amerikanern verkehrt hat. Münsterberg kommt auch auf diesen Punkt zu sprechen und zitiert den Engländer Archibald Forbes, der einmal den amerikanischen Kriegskorrespondenten Mac Grahan, einen Bauernsohn aus Ohio, schildert, der gleich ihm während des letzten Türkenkrieges im russischen Lager weilte. „Niemals zuvor,“ schreibt Forbes, „habe ich einen jungen Menschen gesehen, der sich unter den hohen Beamten und Offizieren so sicher fühlte. In seiner Art lag keine Aufdringlichkeit oder Anmaßung. Es war, als hätte er die ganze Geschichte auf das einfache Prinzip zurückgeführt: ich bin ein Mensch — ein Mensch, der in ehrenhafter Weise für einen bestimmten Zweck, den du kennst, oder den ich dir gern mitteilen will, etwas nötig hat, das du mir am besten geben kannst — sei es eine Information, sei es ein Paß, sei es sonst was —, und deshalb ersuche ich dich darum. Für die Logik dieser Situation ist gleichgültig, ob du ein Leutnant oder ein kommandierender General, ein Botenjunge oder ein Reichskanzler bist.“ Das ist der Amerikaner, wie wir ihn jeden Tag bei uns auf dem Kontinent sehen können, und was ihm die Fähigkeit zu diesem Auftreten verleiht, das ist der Geist der Selbstbehauptung.

So zeichnet uns Münsterberg den Amerikaner, und wenn bei dieser Darstellung meist nur die Lichtseiten des Gesamtbildes hervorgehoben wurden, so geschah es nicht deswegen, weil Münsterberg etwa vergessen hätte, auch auf die Schatten hinzuweisen, sondern, weil es hier darauf ankam, das aus seinem Buche hervorzuheben, was an dem amerikanischen Volke Sympathie verdient und hoffentlich mehr und mehr bei uns in Deutschland findet.

Zur Genesis des modernen Kapitalismus.*)

Werner Sombart hat in seinem großen Werke über den modernen Kapitalismus seine stark angefochtene Theorie von der Entstehung des bürgerlichen Reichtums im Mittelalter durch Grundrentenakkumulation des städtischen Patriziats und des in die Städte eingewanderten Landadels vornehmlich auch auf die Entwicklung in Augsburg gestützt, deren Kenntnis er aus der bekannten Augsburger Geschlechter- und

*) Dr. Jakob Strieder. Zur Genesis des modernen Kapitalismus. Forschungen zur Entstehung der großen bürgerlichen Kapitalvermögen am Ausgange des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit, zunächst in Augsburg. Leipzig, Duncker u. Humblot 1904.

Adelsgeschichte Paul v. Stettens des Jüngeren schöpfte. Schon v. Below hat in der Historischen Zeitschrift sehr richtig dargetan, daß Sombart fehlging, als er sich auf diese Quelle verließ. So wertvolles geschichtliches Material Stetten vielfach zutage gefördert hat, sein patrizisches Standesbewußtsein ließ ihn oft genug gewagte Kombinationen sehr zweifelhafter patrizischer Stamm- und Familienbücher und sonstiger nicht einwandfreier Quellen über die Augsburger Geschlechter als Geschichte niederschreiben. Aeußerste Vorsicht war also geboten; Sombart jedoch hat schlechterdings alles für bare Münze genommen und ist auf Grund Stettens dazu gekommen, Augsburg, „diejenige Stadt Deutschlands, deren Reichtum vielleicht am ehesten, wenn auch nur von ferne, an den Glanz italienischer und flandrischer Städte heranreichte", geradezu als Schulbeispiel für die Richtigkeit seiner Akkumulationstheorie zu benützen. Um so dankenswerter ist nun, daß die Striedersche Untersuchung sich auf einem umfassenden archivalischen Quellenmaterial des Augsburger Stadtarchivs aufbaut. Vor allem an der Hand der Steuerbücher, die nach Schulte als ein wahrer Schatz für die deutsche Wirtschaftsgeschichte angesehen werden können, ist es dem Verfasser möglich geworden, nicht nur die allgemeine Vermögensentwicklung in Augsburg für die Zeit von 1396 bis 1540 darzustellen, sondern auch ein von keinem Zufall der Ueberlieferung abhängiges Bild des Reichtums der einzelnen Familien in der süddeutschen Handelsmetropole zu erhalten, das in einer Reihe statistischer Feststellungen und Tabellen zahlenmäßig zum Ausdruck kommt. Der Reihe nach untersucht Strieder den in Augsburg eingewanderten Landadel, das Patriziat und die Emporkömmlinge aus dem zünftigen Gewerbe und Handwerk hinsichtlich ihrer Geldvermögen und ihrer Kapitalsverwertung. Dem eingewanderten Landadel hatte Sombart eine besonders bedeutende Rolle für die Vermögensbildung durch Rentenakkumulation zugewiesen. Strieder stellt fest, daß die Mehrzahl dieser Familien in der Geschichte des Augsburger Kapitalismus keine Rolle spielte und daß bei denjenigen, die man zu den Großkaufleuten rechnen könnte, monetarisierte ländliche Grundrente für die Genesis des Augsburger bürgerlichen Reichtums soviel wie belanglos war. In einer allgemeinen theoretischen Auseinandersetzung über die städtischen Grundbesitz- und Bodenrentenverhältnisse im Mittelalter und in einer langen Reihe eindringender Einzelforschungen über die altbürgerlichen Augsburger Familien kommt dann Strieder zu dem Resultat, daß die Kapitalien, welche die Patrizier durch ihre Rentenbezüge dem Handel zuführten, zwar nicht ohne jede Bedeutung für diesen und die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsweise blieben, so gering sie auch waren, daß jedoch das Hauptmoment für die Möglichkeit der Reichtumsbildung nicht in ererbten Grundrenten, sondern im Handel und in der Persönlichkeit des einzelnen lag, der die Spannkraft besaß, sich über seine Verhältnisse zu erheben. Das Patriziat ging vorzugsweise zu bürgerlichem Erwerb nicht deshalb über, um seine, nach Sombarts Meinung, aus Rentenakkumulation entstandenen großen Geldkapitalien fruchtbringend anzulegen, vielmehr umgekehrt deshalb, um seine kleinen ursprünglichen Vermögen durch Handelstätigkeit zu vermehren. Dasselbe trifft zu für die aus den Zünften Emporgekommenen, zu denen auch die Fugger zählen. Von dem Vorhandensein einer zahlreichen Klasse städtischer Grundbesitzer, die ihre großen, aus Renten gesammelten Geldfonds in Handel und Gewerbe investierten, kann für Augsburg dennoch nicht die Rede sein. Nicht auf diesem Wege vollzog sich hier die schließliche Umwandlung der handwerksmäßigen Wirtschaftsordnung in eine kapitalistische, vielmehr entstand diese „in und mit dem modernen Reichtum" in langer Zeitspanne aus der Verbindung des alten Gewerbes mit dem Handel, in erster Linie des Textilgewerbes mit dem auf Rohstoffeinfuhr und Fernabsatz beruhenden Barchenthandel.

Die Endergebnisse der Striederschen Schrift widersprechen somit Sombarts Auffassung durchaus. Wenn auch manche Details in dem Buche, besonders bezüglich der Geschichte mancher Geschlechter, vielleicht eine kritischere Behandlung erfordert hätten, im Kernpunkt der Untersuchung ist der Verfasser seiner Aufgabe vollauf gerecht geworden. Jedenfalls hat er das Verdienst, als erster die Diskussion über Sombarts Theorie auf die Grundlage umfangreichen Tatsachenmaterials und konkreter geschichtlicher Entwicklungsverhältnisse basiert zu haben. Seine Darstellung jedoch leidet an einer überflüssigen Breite und an auffallenden Wiederholungen.

Augsburg. Dr. P. Dirr.

Ein Wanderbuch von J. C. Heer.

In uralten Märchen wird uns von dem Jüngling erzählt, der auszieht, die gefangene Prinzessin zu befreien und dem eine hilfreiche Fee die Gabe verliehen hat, mehr zu sehen als die anderen, Verborgenes zu finden, die Sprache der Tiere zu verstehen. Mit diesem Märchenzauber ausgerüstet, geht der Dichter durch die Welt und eine echte Dichternatur ist J. C. Heer. Auch er ist vogelsprachenkundig wie Salomo, ihm reden Wald und Strom, Baum und Blume, selbst das tote Gestein wird ihm lebendig. Die Begeisterung, in die ihn die Natur immer wieder versetzt, hat etwas Ansteckendes, etwas mit Fortreißendes und man wird darum bei der Lektüre der Wanderungen, von denen er in seinem neuen Buche „Blaue Tage"[1]) erzählt, in eine gehobene Stimmung versetzt. Nicht als ob der Titel etwa sagen wollte, die Welt sei da in der Beleuchtung eines wolkenlos blauen Himmels gezeigt. Es ist sogar häufig von Erdenleid in dem Buch die Rede. Schon gleich die ersten Erinnerungsblätter, die Heer aufschlägt, die Erlebnisse, die er uns in der Skizze „Volkslieder" erzählt, haben schmerzerfüllten Inhalt und sind von tief ergreifender Wirkung. Die Vorrede, in der Heer übrigens das baldige Erscheinen eines neuen Romans ankündigt, sagt, daß das Buch nichts Neues enthalte, nur die Schilderungen verlebter glücklicher Tage, die schon vorher in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren, „wenn auch nur ein Hauch des Duftes, den ich selber darin spüre, auf die Leser übergeht, wenn die Blätter sie friedlich und sonnig anregen, eigener Streifereien durch schöne Natürlichkeit und liebes Menschliche zu gedenken, dann haben sie schon das Recht, noch einmal ans Licht zu flattern. (Er vergleicht sie vorher mit Schmetterlingen.) Zum Sterben und Vergehen ist noch immer Zeit." Aber der Gedanke an die Vergänglichkeit kehrt doch in verschiedenen der Skizzen wieder, mehrmals wird der Wanderer daran gemahnt, wie nahe überschäumende Fröhlichkeit und bitterer Schmerz oft beieinander sind.

Wir begleiten den Verfasser auf verschiedenen Fahrten durch die Schweizer Heimat, in die bayerischen Berge, den Bregenzer Wald, überall zeigt er uns farbenreiche Bilder von Land und Leuten. Oft verwebt seine unerschöpflich sprudelnde Phantasie Menschenschicksal mit dem, was er in den Bergen, in den Lüften sieht, oft erweckt sie Bilder aus längst vergangener Zeit zu neuem Leben. Die Walliser Gegend, die dem Verfasser die Anregung zu dem Roman „An heiligen Wassern" gab — bekanntlich hat dieser seinen Namen mit einem Schlage zu einem weitbekannten gemacht —, bildet auch das interessanteste Kapitel des vorliegenden Buches. In „Matterhorns Zauber" wirkt nicht nur die ganze Majestät des gewaltigen Hochgebirges auf uns ein, wir lernen auch die tiefernste verhaltene Art der Bevölkerung und die von der Urväter Zeiten her unverändert fortgeerbten merkwürdigen Sitten und Gebräuche kennen. Die Verlockung, die von den Bergriesen ausgeht, ist in überzeugender Weise dargestellt: „Ich reise," sagt Heer, „nie mehr nach Zermatt, wenn ich nicht den Erlaubnisschein zu einer Matterhorntour in der Tasche — im Gewissen — trage." Zermatt müsse den Abschluß einer Schweizer Reise bilden. „Da wird man zwar die reiche Mannigfaltigkeit der Natur und Kultur nicht finden, die in der mittleren Schweiz entzückt, aber man mag von Naturbildern gesättigt sein, wie man will, die Phantasie schnellt neu empor an der unbändigen Kraft, der gesammelten Gewalt dieser Berge, die wie Raubtiere in Schönheit und Erbarmungslosigkeit über dem Dorfe lauern." Von berauschender Wirkung ist die Schilderung einer Luftschiffahrt, die der Verfasser mit Spelterini in der „Vega" gemacht hat. Man bekommt förmlich Lust, es ihm nachzutun. Aber auch die Wanderungen durch Flims, St. Moritz im Winter, die Winterfahrt an den Walchensee haben in dem Verfasser starke Eindrücke hinterlassen, die er in anschaulicher und anmutender Weise wieder-

[1]) Konstanz, Ernst Ackermann.

gibt. Es liegt nahe, daß man durch dieses Wanderbuch an den klassischen Wandersmann unter den schweizerischen Schriftstellern erinnert wird. Allerdings ist es mit Vergleichen immer eine mißliche Sache, da es ja nicht auf den Stoff, sondern auf die Behandlung ankommt. Widmann wandelt immer als Mensch unter Menschen, auch ist ihm das hohe Gnadengeschenk zuteil geworden, das Heer fehlt, der Humor. Auch er sieht im Alltag das Besondere, aber man genießt bei ihm immer das Gefühl des Behagens und der Gemütlichkeit. Heer hat dadurch, daß er so leicht in Schwung und Begeisterung gerät, zuweilen etwas Feierliches. Aber möge er nur fortfahren, mit farbentrunkenem Auge in die Welt zu blicken, er wird für seine Darstellungen weiterer Wanderfahrten auf dankbare und empfängliche Leser zählen können.

Sigmund Schott.

Bücher und Zeitschriften.

Poesías de Paz de Borbón. Friburgo, B. Herder 1904.

Ein kleines, feines Bändchen Gedichte in spanischer Sprache liegt uns, aus der Feder der Prinzessin Ludwig Ferdinand, geb. Prinzessin Paz de Borbón, vor. Der Duque de Rivas in Madrid führt dieselben mit einem liebevollen Geleitwort ein und erzählt denjenigen, die nichts von dem Vorleben der hohen Dichterin wissen, von ihrer Familie, ihrer Gesinnung und ihrem hohen Streben. Es sind Gedichte, die zum Teil schon in Spanien im Jahre 1883 veröffentlicht wurden, welche die hohe Frau, neu vermehrt, jetzt in ihrer zweiten Heimat, in Deutschland, erscheinen ließ. — Was die Dichterin will, warum sie ihre intimen, warmen Lieder veröffentlicht, sagt sie selbst in ihrer innigen, anmutigen Weise in dem ersten Gedicht: „El Por Qué Publico Mis Versos“. Es ist ihre warme Menschenliebe, ihr Bedürfnis zu helfen, wo es not tut, ihr fester Glaube, den sie allen denen geben möchte, die dessen bedürftig sind. Wenn man das Büchlein durchgelesen und sich in die gläubige Dichterseele hineingelebt, hat man den Eindruck wie in einer lauen Mondnacht, die nach gehetzter Tageszeit die Seele beruhigt. Man genießt den Einblick in eine frohe, vornehm veranlagte Frauennatur, die allen Empfindungen einer solchen als Tochter, Schwester, Gattin und Mutter gerecht wird. Sie sagt das alles in schöner Sprache und klangvollen Versen. Reizend sind z. B. die wenigen Strophen: „Apaziencia y Realidad“, wo sie so ehrlich den Schleier der eigenen Seele lüftet und bekennt, daß ihre inneren Empfindungen nicht so gleichgültig sind wie es scheinen möchte, daß sie, obschon sie mit anderen lacht und weint, den Jammer der eigenen Seele nicht vergißt. Innig und warm empfunden sind unter anderem auch die Gedichte an ihre Kinder, Geschwister und Freunde, wo das unmittelbare Gefühl wirkt, wie z. B. die graziösen Strophen an ihre Schwester Eulalia. Von denjenigen Gedichten, in welchen ihre spanische Denk- und Ausdrucksweise sie unserem deutschen Empfinden fremder werden läßt, wie in: „En el convento de Nuestra Señora de Regla“, „San Antonio“, „A la Virgen del Carmen“ 2c., ist dasjenige an den Duque de Tamames, in welchem sie die Feier des San Jorge in der Capella schildert, wohl das originellste. Der Leser findet in diesen Liedern keine von Leidenschaften gejagten Kämpfe, keine Zweifel und Probleme, die sich mit Dissonanzen quälen, keine philosophischem Denken abgerungene Thesen, aber den Ausdruck einer edeln, auf gläubiger Basis gereiften Frauenseele, die, wie schon gesagt, Liebe, Hilfe und Segen allen denen geben möchte, die mühselig und beladen sind.

H. K. J.

Schiller und die Brüder Schlegel. Von Dr. Carl Alt. Weimar 1904. Hermann Böhlaus Nachfolger.

Dr. Carl Alt verfolgt mit seinen Untersuchungen einen doppelten Zweck. Zunächst will er, was der Titel seines Buches ausspricht, die Beziehungen der Brüder Schlegel zu Schiller darlegen, weitergreifend ist es seine Absicht, „den Punkt, wo die Romantik sich vom Klassizismus löst“, schärfer als es bisher der Fall war, zu bezeichnen. Die persönlichen Berührungen im Leben zwischen den Brüdern Schlegel und Schiller treten in Alts Darstellung mehr in den Hintergrund; ihm ist es hauptsächlich darum zu tun, die ästhetischen und ethischen Anschauungen der drei Schriftsteller klar zu legen und so die gegenseitigen Uebereinstimmungen und Abweichungen festzustellen. Am weitesten entfernte sich Friedrich Schlegel von Schiller. Zu Beginn seiner literarischen Tätigkeit weisen seine ästhetischen Anschauungen zwar mehr Berührungspunkte als Gegensätze gegenüber Schiller auf — in vielem ist er sogar von Schiller unmittelbar abhängig — in seiner widerspruchsvollen Unklarheit, inneren Haltlosigkeit aber geriet er mehr und mehr von den geglätteten Bahnen des Klassizismus ab, so daß er sich schließlich zu einem vollen Gegner Schillers entwickelte. Der Bruch zwischen beiden im Jahre 1797 stellt sich als ein innerlich begründeter und unausbleiblicher dar; persönliche Differenzen spielen nur eine nebensächliche Rolle. In äußerlich besserem Verhältnisse blieb August Wilhelm Schlegel zu Schiller bei seinen Lebzeiten. Er war gemäßigter, besonnener und klarer als sein Bruder. Sein ästhetisches Glaubensbekenntnis unterschied sich allerdings, namentlich seit der Gründung des „Athenäum“, der eigentlichen Geburtsstätte der romantischen Schule, auch stark von dem Schillers; aber seine Begriffe gerieten nie so sehr in Verwirrung, wie die seines Bruders. Dennoch vermochte er es nicht, in seinen Urteilen Schiller gerecht zu werden; selbst in seinen hervorragenden Berliner literarhistorischen Vorlesungen nicht. Gegen Ende seines Lebens ließ er sich sogar zu recht unschönen Aeußerungen über den toten Schiller hinreißen. Alt nennt es bedauerlich, daß August Schlegels Verhältnis zu Schiller mit einem Mißklang endet, um so mehr, als es nicht innere Gründe gewesen seien wie bei Friedrich, die einen Bruch notwendig hätten herbeiführen müssen. — Dr. Alts Buch ist an interessanten Ausführungen und neuen Aufschlüssen reich. Insbesondere tritt die komplizierte Persönlichkeit Friedrich Schlegels klar heraus. Durch die sichere Darlegung der wechselvollen Entwicklung seiner ästhetischen und ethischen Ansichten läßt sich zugleich das Entstehen der romantischen Schule aufs beste verfolgen; denn Friedrich Schlegel ist als ihr Begründer und Gesetzgeber zu bezeichnen. Dr. Alt hat somit das Versprechen, das er im Vorwort macht, in seinem Buche vollauf eingelöst. Sein Buch ist eine wissenschaftliche Arbeit von tiefem Verständnis und sachlicher Gründlichkeit, die reichen Wert besitzt.

Dr. Arnulf Sonntag.

E-m. Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Als dritter Band dieser mit so viel Sympathie aufgenommenen Künstlermonographien, die die Deutsche Verlagsanstalt herausgibt, kam nun das Werk von Tizian in 230 Abbildungen heraus. Dr. Oskar Fischel hat das Vorwort geschrieben, das entschieden den von Rosenberg verfaßten Einleitungen zu den beiden ersten Bänden weit überlegen ist. Der Leser erhält in Kürze einen genügenden Ueberblick über Tizians Geschichte und auch mancher schätzenswerte ästhetische Wink ist gegeben; doch darf man heutzutage wohl eine stärkere Betonung der inneren Entwicklung wünschen, die gerade bei Tizian so reich und scharf ist. Die Abbildungen geben nahezu das ganze Material an echten oder wahrscheinlich echten Werken und das heißt bei Tizian nicht wenig. So sehr man nun auch für diese Vollständigkeit dankbar ist, so ist die Art, wie die Bilder geordnet sind, recht unerfreulich. Genau genommen ist gar kein Prinzip erkennbar. Im allgemeinen wurde die chronologische Ordnung eingehalten; aber eben nur im allgemeinen. Die Rücksicht auf gefällige Wirkung und auf Erhaltung des Zusammengehörigen, die doch in erster Linie gewährt sein müßte, ist recht oft verletzt. Auch steht die technische Ausführung der Drucke nicht auf der Höhe der Zeit. Tizian ist einer der vornehmsten Künstler, die es überhaupt gegeben hat, aber in diesem Bande ahnt man gerade von seinem vornehmen Wesen nichts. Die Idee der Deutschen Verlagsanstalt, die Künstler uns in solchen Einzelausgaben vorzuführen und sie vor allem durch die Kraft und Pracht ihrer Werke zu uns sprechen zu lassen, ist ganz ausgezeichnet und ihre Durchführung würde die kunstgeschichtliche Literatur sehr wertvoll bereichern: im Interesse dieser Idee seien die obigen Ausstellungen gemacht; denn sie ist nur zu verwirklichen, wenn alle Sorgfalt aufgeboten wird.

Allgemeine Rundschau.

Die Bürgeraufnahme der Uhlandschen Familie in Tübingen.

Daß Ludwig Uhland in Tübingen geboren ward und einer dort altansässigen Familie entstammte, ist jedem Literaturfreunde bekannt; weniger bekannt dürfte es in weiteren Kreisen sein, daß die Tübinger Bürger erstmals das Eindringen der Familie, aus der nachmals der berühmteste Sohn der Stadt hervorgehen sollte, nicht mit besonders günstigen Augen ansahen.

Am 24. Januar 1720 versammelten sich nämlich — so erzählt Stadtpfarrer Dr. Maier (Pfullingen) in dem jüngst angezeigten Buche über „Die Musenstadt Tübingen“ — Bürgermeister und Gericht zu Tübingen, um über die Bürgeraufnahme Joseph Uhlands, Kaufmanns aus Kleingartach, Stammvaters des Dichters, Beschluß zu fassen. Die Ratsherren waren damals nicht in der rosigsten Laune. Fronen, Quartier- und Kriegslasten hatten die Stadtkasse sehr erschöpft. Immer neue Opfer verlangte der glänzende Hofhalt des Herzogs Eberhard Ludwig, der dem mecklenburgischen Edelfräulein v. Grävenitz seit 1708 das stattliche Schloß im nahen Gomaringen eingeräumt und förmlich geschenkt hatte.

Der Handlungsbeflissene Joseph Uhland hatte schon seit 10 Jahren in der Handlung von Erhard Schmid in Tübingen einem alten Kaufmannshaus von gutem Ruf am Kirchplatz, als Ladendiener sich gute Zeugnisse erworben und eine Bürgerstochter geheiratet. Nun erbat er in einem „submissen Memoriale“ die Aufnahme in das Bürgerrecht, um ein selbständiges Geschäft begründen zu können; auch ermangelte er nicht, Geburts- und Lehrbrief vorzulegen.

Allein die Gewerbetreibenden am Orte machten wie in anderen Fällen so auch diesmal Schwierigkeiten, einen Nebenbuhler aufkommen zu lassen und noch dazu einen Auswärtigen. Der Obermeister der Handlungszunft hatte seine Getreuen, die Kaufleute, aber auch die Nadler und Konditoren versammelt; sonst einander Feind wie Herodes und Pilatus, auf diesen Tag wurden sie Freunde. Sie legten einhellig gegen den neuen Geschäftsgenossen Verwahrung ein, um nicht einander selbst noch „aufzufressen“, zumal er keine der Kaufmannstöchter geheiratet hatte, sondern eine gewöhnliche Knopfmacherstochter, die nicht zu der Zunft gehörte.

Unglücklicherweise hatte an diesem Tage nicht der herzogliche Vogt und Oberamtmann den Vorsitz, dem Uhland sich noch besonders empfohlen hatte und der einen weiteren Blick besaß als die Krämer am Orte. Sein Amtsverweser war Bürgermeister Hallwachs und unter den Richtern waren nicht weniger als drei Kaufleute, zwei noch dazu am Markte ansässig, wo Uhland sich niederlassen wollte. Immerhin wagte man noch keinen endgültig abweisenden Beschluß und setzte nur fest:

„Gleichwie man von seiten des Gerichts dieses abweisende Produkt der Handelschaft in billige Consideration zieht, und dem Uhland in suchendem Bürgerrecht schlechterdings nicht willfahren kann, also wird zuvörderst der löblichen Handelschaft das Uhlandsche Memoriale kommuniziert, um ihre Rationes, so sie deren noch mehrere hat, noch ferner auszuführen und selbige vornehmlich bei Herrn Ober- und Untervogt hochfreiherrliche Gnaden und Excellenz auch vorzubringen.“

Allein der Vogt war anderer Meinung und mehr, als er selbst ahnen konnte, sorgte er für das künftige Wohl von Stadt und Land mit dem nach 14 Tagen gefaßten Beschlusse:

„Actum, Tübingen, den 7. Februar 1720.
In Gegenwart
Ihro Hochwohledelfesten Herrn Vogts Georgii, Herren Bürgermeister Hallwachs, Huber, Seeger, Renz.
Vom Gericht: Herr Hausmann, Baur, Reyser, Metz, Brendel, Sartway, Hauser, Wolf.
Vom Rat: Herr Schultheiß.

Joseph Uhland, Kaufmann, ist unerachtet der Handelschaft Protestation per majora zum Bürger angenommen worden.“

Die guten Geschäftsfreunde brachten nun zahlreich ihre Komplimente und Gratulationen dar und der Zunftobermeister weihte den Jungmeister mit hoher Amtswürde in die Geheimnisse der wohllöblichen Zunft ein.

Das Landhaus des Horaz.

* Eine Untersuchung des Landhauses von Horaz wird von E. Petersen in den eben erscheinenden Mitteilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, römische Abteilung, angeregt. Er schreibt darüber: Daß das Sabinum des Horaz, speziell seine Villa, nicht näher bei Rocca Giovine in höherer Lage, sondern näher bei Licenza tiefer an der Talsohle anzusetzen sei, haben neuere Autoren dargelegt. Prof. A. Döring hat kürzlich in einem Aufsatz „Ein Ausflug zum Landhaus des Horaz“ eine „Wasserkunst“ besser als seine Vorgänger betrachtet und beschrieben, nicht ohne sie für die Ansetzung des Sabinum geltend zu machen. Es ist die „Cascata“ des großen Hauptquells. Das weite Halbrund, das in die Anhöhe hineingebaut ist, läßt auf seinem Boden keine regelrechte Pflasterung und an seinem unteren Ende keine Abgrenzung mehr erkennen. Doch möchte man annehmen, daß es einmal ein Bassin bildete; denn ungefähr in der Mitte des Halbrunds fällt die Wassermasse, die in einem Kanal über eine (oder mehrere) Arkaden dahin geführt ist, einen bis zwei Meter tief in eine halbrunde Schale, über deren Rand es dann gleichmäßig nochmals etwa dreimal so hoch in das vorausgesetzte Bassin fiel. Jetzt schlägt das Wasser gegen den durch Geröll und Vegetation unförmlich verdickten und unkenntlichen Pfeiler, der die Schale trägt. Aus dem großen Bassin floß das Wasser gewiß einst in einem Kanal weiter zu einem kleineren gemauerten Halbrund. Also zweifellos eine künstliche Anlage, nur in kleinem Teil antiken Ursprung verratend. Darin war Prof. Petersen mit seinem Begleiter, dem von der Ausgrabung Milets bekannten Baumeister Knackfuß einig. Nicht viel weiter unterhalb liegt dann das planierte Terrain, wo die Villa selbst durch trefflich ausgeführten Mosaikfußboden so gut wie sicher bestimmt ist. Sollte Italien — so schließt Prof. Petersen —, das die Ausgrabung der Ara Pacis in die Hand genommen hat, allerdings um wertvollste Fundstücke nun schon dreiviertel Jahr ungehoben unten im Wasser liegen zu lassen, nicht auch den Ruhesitz des Augusteischen Friedensdichters untersuchen und freilegen zu lassen die Verpflichtung fühlen? Wie oft sind wir denn in der Lage, einem der alten Klassiker in seiner eigenen Heimstätte nahezutreten!

*

Kleinere Mitteilungen.

* **Ueber den Ursprung der Appendizitis hat Championnière eine sehr ausgedehnte und genaue Untersuchung nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch in Rumänien, Neu-Kaledonien, Belgien, Tongking, Algier u. s. w. angestellt. Dieselbe ist eine wirklich neue Krankheit und scheint zum Teil als Folge der Influenza, zum Teil als Folge starken Fleischgenusses aufzutreten. In manchen Gegenden, manchen Familien ist sie besonders häufig und entwickelt sich fast nur in Ländern, wo man übermäßigem Fleischgenuß huldigt; sie tritt bei Leuten, welche diese Gewohnheit haben, immer schwerer auf. Ist die Entzündung des Wurmfortsatzes einmal vorhanden, so gibt es nur ein Mittel dagegen: die Operation. Aber man kann das Uebel durch halbvegetarische Kost und regelmäßige Abführmittel verhüten.**

o. t. Kann der Mensch das Salz entbehren? Nach einer Mitteilung, die Dr. Forel an die Schweizer Gesellschaft für Medizin im Kanton Waadt gemacht hat, besteht bei Locarno am Lago Maggiore eine Kolonie von Vegetarianern, deren Mitglieder sich verpflichtet haben, kein Salz zu essen und kein Wasser zu trinken, während die Ernährung hauptsächlich durch Gemüse geschieht. Zwei Leute dieser Gemeinschaft, ein 50 Jahre alter Mann und eine 25 Jahre alte Frau, haben jetzt schon über zwei Jahre kein Salz gegessen und befinden sich doch bei guter Gesundheit. Sicher ist es zu loben, daß auf diese Weise ein freiwilliger Versuch zur Prüfung der Frage gemacht wird, ob das Salz für den Körper unbedingt notwendig ist. Vielleicht tut irgend ein Mitglied der Vegetarianerkolonie von Locarno ein weiteres zum Nutzen der Wissenschaft, indem es seinen zukünftigen Leichnam zur Verfügung stellt, damit genau unter-

sucht werden kann, ob und welche Veränderungen in der Zusammensetzung dieser oder jener Organe durch die salzlose Ernährungsweise herbeigeführt werden.

* Das Heufieber ist in letzter Zeit Gegenstand der Untersuchungen des Hygienischen Instituts gewesen. Diese haben jetzt, laut Frankfurter Zeitung, ihren Abschluß gefunden. Die in Betracht kommenden ätiologischen Fragen sind nach einer Richtung hin als gelöst zu betrachten, da es gelungen ist, ein antitoxisches Heufieberserum herzustellen, das nach einer mehrere hundert Fälle umfassenden Statistik seine praktische Brauchbarkeit bewiesen hat. Auf Veranlassung des kaiserlichen Gesundheitsamtes gelangen die Arbeiten über das Heufieber auf der Weltausstellung in St. Louis zur Veranschaulichung.

* **Ein vorsintflutliches Riesentier.** Bei Uitenhage in der Kapkolonie wurden in einem Lehmlager, zwanzig Fuß unter der Oberfläche, die Ueberreste eines vorsintflutlichen, bisher unbekannten Riesentieres aufgefunden. Die von dem bekannten südafrikanischen Naturforscher Dr. Broom angestellten Untersuchungen ergaben, daß es sich um ein der Tertiär-Periode angehorendes Tier handelt, das ein Mittelding zwischen einer Eidechsenart und einem Vogel bildet. Die Länge des Tieres scheint 60 Fuß und jene der Beine mehrere Fuß bei einem Umfange von zwei Fuß gewesen zu sein. Einen Begriff von dem Riesenleib des Tieres gibt ein Zahn von erstaunlicher Größe. Dr. Broom hat dem Tiere den Namen Algoasaurier gegeben.

* **Die Fortpflanzung des Aales** war jahrtausendelang ein dunkles Geheimnis; das klassische Altertum ließ die Aale aus dem Schlamme des Meeres entstehen. Erst den Forschungen des italienischen Zoologen Grassi war es vorbehalten, die Entwicklung vom Ei an zu verfolgen. Die Brutplätze des Aales werden bereits seit längerer Zeit in größeren Meerestiefen vermutet, ohne daß es bisher gelungen war, diese Vermutung durch tatsächliche Beobachtung zu stützen. Wie die Umschau berichtet, ist es jetzt dem dänischen Biologen Dr. Schmidt bei Gelegenheit von Meeresforschungen in der Umgebung von Island gelungen, den Laich von Aalen im Meer aufzufinden. Auch junge Aalbrut wurde aus tiefen Meeresschichten zwischen Island und den Faröer-Inseln aufgefischt. Die jungen Aale waren etwa 76 mm lang und dem ausgewachsenen Fisch völlig unähnlich.

* **Jubiläum des Don Quixote.** Im nächsten Jahre werden 300 Jahre verflossen sein, seit der erste Teil des „Don Quixote" im Druck erschien. Aus diesem Anlaß bereitet man in Spanien eine große Don Quixote-Feier vor. Der Festausschuß für die Feier ist zu folgenden Beschlüssen gekommen: 1. Veröffentlichung einer billigen Volksausgabe des Romans durch die spanische Akademie; 2. Herstellung einer abgekürzten Ausgabe zum Gebrauch auf den Gymnasien; 3. Herstellung einer noch kürzeren Ausgabe für den Unterricht in den Volksschulen; 4. ein von der spanischen Akademie auszuschreibender Wettbewerb für die beste kritische Ausgabe einiger kleinerer Werke des Cervantes; 5. Vorstellungen von Stücken von Cervantes im Teatro Espanol; 6. Restaurierung der Kapelle des Refetar in der Marienkirche zu Alcala, wo das steinerne Becken steht, das beim Taufakt des Cervantes gedient haben soll, und Schaffung eines Cervantes-Museums in Alcala; 7. Errichtung eines Cervantes-Instituts durch den spanischen Schriftsteller- und Künstlerverein, in dem arbeitsunfähige Schriftsteller und Künstler eine anständige Unterkunft finden; 8. Universitätsfeste zu Ehren des Dichters. Außerdem wurden in Erwägung gezogen ein musikalischer Wettstreit mit Motiven aus „Don Quixote", ein Festzug mit Szenen aus dem unsterblichen Roman und ein großes Nachtfest im Retiro. Schließlich wurde beschlossen, eine Denkmünze schlagen zu lassen. Der Ministerpräsident leitete persönlich die Verhandlungen des Festausschusses.

* **Der zweite internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte wurde gestern in Basel in Anwesenheit von 240 Delegierten eröffnet. Die Begrüßungsansprache hielt der Präsident des Organisationskomites Prof.** v. Orelli. Als Vertreter des Bundesrates sprach Professor Naville-Genf.

* Der Nestor des deutschen Buchhandels, Karl Berend Lorck in Leipzig, feierte am 29. d. M. in voller körperlicher und geistiger Frische seinen 90. Geburtstag. Lorck, ein geborener Däne, hat sich besonders um das Buchdruckergewerbe verdient gemacht. Er war Mitbegründer der Zeitung für Buchhandel und Bücherkunde, sowie der Annalen der Typographie und Herausgeber des bekannten Handbuchs der Buchdruckerkunst. Auch bei der Begründung des Vereins deutscher Buchdrucker stand er mit in erster Reihe.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Würzburg.** Vier neue Privatdozenten sind an der hiesigen Universität aufgenommen worden: der Assistent des Prof. v. Frey am Physiologischen Institut Dr. med. et phil. August Gürber aus Werthenstein in der Schweiz für physiologische Chemie, der approbierte Arzt Dr. med. Karl Mayr in Würzburg für innere Medizin, der seitherige Privatdozent an der Bonner Universität Dr. phil. Hermann Pauly aus Deutz für Chemie und der Assistent des Prof. Wien am Physikalischen Institut Dr. phil. Friedrich Harms aus Wolfenbüttel für Physik.

hc. **Berlin.** Der bisherige außerordentliche Professor für Chemie an der hiesigen Universität und Abteilungsvorsteher am ersten chemischen Universitäts-Institut daselbst, Dr. phil. Karl Harries, ist zum ordentlichen Professor und Direktor des Chemischen Instituts an der Kieler Universität ernannt worden. Er tritt dort an Stelle von Geheimrat Prof. Dr. Ludwig Claisen, der von der Kieler Professur zurücktritt und eine ordentliche Honorarprofessur an der Berliner Universität übernimmt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 1. September. Nummer 200.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Ursprung des Tiroler Landesverteidigungswesens.

Von Prof. Dr. Wilhelm Erben (Innsbruck).

Die Organisation des Landesverteidigungswesens von Tirol ist nicht so allgemein bekannt und auch von der historischen Forschung nicht so liebevoll behandelt worden wie seine rühmliche Betätigung in den Jahren 1703 und 1809. In diesem Unterschied spiegelt sich ja der Entwicklungsgang, welchen das geschichtliche Denken überhaupt genommen hat. Ereignisse, die von den Zeitgenossen selbst als neu und auffallend empfunden und mit Spannung verfolgt werden, sind allezeit der nächstliegende Gegenstand geschichtschreibender Tätigkeit gewesen, auf diesem Gebiet findet der Historiograph seine Aufgabe wesentlich erleichtert durch mannigfache von den Mitlebenden herrührende Berichte. Wer dagegen nach den Zuständen fragt, dem bieten Jahr- und Tagebücher, Briefe und Zeitungen, die zumeist von den Veränderungen, nicht vom Alltäglichen reden, wenig oder nichts; er muß aus der Menge der geschäftlichen Aufzeichnungen einer Zeit die verwendbaren Daten mühsam heraussuchen und aus ihnen, wenn es sein kann, ein Bild von dem Bleibenden im Wechsel der Zeit selbst zusammensetzen. Diese Schwierigkeiten treten auch dem in den Weg, der die Wehreinrichtungen der Vergangenheit erforschen will. Erklärt sich also schon aus der Beschaffenheit der Quellen die unzureichende Behandlung des älteren Landesverteidigungswesens überhaupt, so wirkt die gerade auf diesem Gebiet vorherrschende territoriale Abgrenzung der Forschertätigkeit als ein zweites empfindliches Hindernis.

Sobald man die Zustände eines einzelnen Landes allein in Betracht zieht und den Blick nicht auf die Verhältnisse der Nachbarn hinüberschweifen läßt, verzichtet man auf die Beobachtung herrschender Wechselwirkung, und es fehlt, auch wenn wir die Verhältnisse des einzelnen Kreises noch so genau verfolgen, dennoch der Maßstab zu ihrer Beurteilung. An dieser Klippe allzu strenger Beschränkung auf das engere Forschungsgebiet sind, wie mir scheint, auch solche Forscher nicht ganz glücklich vorbeigekommen, welche von dem älteren Landesverteidigungswesen Tirols zu sprechen Ursache hatten. Sie haben darauf verzichtet, die einschlägigen Institutionen dieses Landes mit jenen der Nachbarn zu vergleichen, und sie haben es sich dadurch unmöglich gemacht, jene Frage historisch zu beantworten, die sich dem denkenden Beobachter doch vor allem aufdrängen sollte, die Frage, wie es gekommen, daß gerade Tirol einer so außerordentlichen physischen und moralischen Kraftentwicklung fähig wurde. Freilich liegt der Hinweis auf die dem Widerstand kleiner ortskundiger Scharen überaus günstige Beschaffenheit des Terrains nahe genug. Aber sollte es an solchen Gelegenheiten in den benachbarten innerösterreichischen Ländern gänzlich gefehlt haben? Oder sollen wirklich die größere Gewandtheit und Kühnheit und die stärkere Heimatsliebe des Gebirgsvolkes allein ausschlaggebend gewesen sein für seine tapfere Haltung? Der Historiker wird solche individuelle Faktoren, die ja an sich zu den wertvollsten Bausteinen menschlicher Geschichte gehören, gewiß nicht unterschätzen, aber er muß sich gegenwärtig halten, daß er hier die Grenzen seines Forschungsgebietes berührt, daß er jene Imponderabilia erst dann zur Erklärung heranziehen darf, wenn jede andere Erklärungsart versagt. Gilt es also, nach anderen Ursachen jener außerordentlichen Leistungen Tirols zu suchen, so muß ich mich an dieser Stelle doch mit einem ganz kleinen Beitrag zu der genannten Frage begnügen. Ich verkenne nicht, daß wirtschaftliche und politische Verhältnisse verschiedenster Art, die Ergebnisse einer jahrhundertelangen Entwicklung hier nachgewirkt haben, daß derjenige, der eine vollgültige Antwort auf jene Frage geben wollte, fast die ganze Geschichte des Landes vor den Augen des Fragenden entrollen müßte. Ich will ausschließlich von der Organisation der Landesverteidigung sprechen, nicht als ob ich sie für den einzigen oder wichtigsten Faktor, der hier in Betracht kommt, halten möchte, sondern nur um eine Seite in der Entwicklung dieses Instituts zu beleuchten, welche bisher wenig beachtet und bekannt war.

Es ist eine seit langem herkömmliche und weitverbreitete Ansicht, daß in dem sogenannten elfjährigen Libell, d. h. in den Beschlüssen des Innsbrucker Landtags vom Jahre 1511 die eigentliche Grundlage des tirolischen Landesverteidigungswesens, ja die Quelle der kriegerischen Tugenden des Tiroler Volkes zu erblicken sei.[1]) Genauerem Zusehen vermag diese Meinung nicht recht stand zu halten. Die Anfänge einer organisierten Landesverteidigung reichen in Tirol weiter zurück, und was im Jahre 1511 neu geschaffen wurde, hat nicht die ihm vielfach beigelegte geschichtliche Bedeutung. Das allgemeine Aufgebot

[1]) Albert Jäger nennt in seiner Geschichte der landständischen Verfassung Tirols 2, 467 dieses Libell „das Fundamentalgesetz der tirolischen Landesverteidigung, welches dem Tiroler Volke auf Jahrhunderte das Gepräge seines eigentümlichen Charakters gab, des Charakters hingebender Vaterlandsliebe und nie gebrochener Treue gegen den angestammten Landesfürsten". Aehnlich haben sich noch in jüngster Zeit Wrede in seiner Geschichte der k. u. k. Wehrmacht 5, 36 (Wien 1903) und in Anlehnung an eine ältere Aeußerung Jägers Bauer, Innsbrucker Schützenwesen und Schützenfeste (Innsbruck 1903) S. 8 geäußert. Weit vorsichtiger drücken sich Luschin, Oesterr. Reichsgeschichte, S. 470, und Huber, Geschichte Oesterreichs 3, 462 aus, aber auch Huber ist nicht ganz unberührt geblieben von der landesüblichen Ueberschätzung des Libells.

des Landvolkes, welches im Mittelalter vorübergehend gänzlich von dem Lehnskriegswesen zurückgedrängt war, wurde schon im Jahre 1368 von dem Bischof Johann von Brixen mit Erfolg angewandt. Zum Schutz gegen den Einfall der Bayern hatte dieser hochbegabte Kirchenfürst, dem aus seiner schweizerischen Heimat die Verwendbarkeit des Landvolkes im Kriege geläufig sein mochte, mehr als 400 Bauern in den flüchtigen Befestigungen, die er zwischen Sterzing und Brixen errichten ließ, versammelt. Die Söldnerrechnung, der wir diese Nachricht verdanken, läßt erkennen, daß sich der Bischof seinen bäuerlichen Untertanen gegenüber weder zur Zahlung von Sold noch zur Lieferung der Kost verpflichtet fühlte, und sie zeigt zugleich, daß die Zahl der Bauern die der übrigen an jener Stelle verwendeten Kriegsleute bei weitem übertraf; den 400 Bauern standen bloß 115 Ritter und Knechte zur Seite. Südtirolische Rechtsquellen des 15. Jahrhunderts, in denen sich schon genaue Bestimmungen über die Stärke des Zuzugs und die Grenzen seiner Verpflichtung finden, lassen vermuten, daß das von dem Bischof Johann angewandte Aufgebotsrecht nicht in Vergessenheit geriet.[2]) So war es keine Neuerung, als Erzherzog Sigismund im Jahre 1487 von den Gerichten Tirols durch Stellung von Mannschaft im Venezianer Krieg unterstützt wurde und als sich zwölf Jahre später die Tiroler Bauern am Ausgang des Münstertals den Graubündenern entgegenstellten. Maximilian I. hat auf dem Gebiete des Tiroler Verteidigungswesens nichts Neues geschaffen, aber seine vielgeschäftige Politik und besonders seine langjährigen Kämpfe mit Venedig haben ihn gezwungen, von den aus älterer Zeit herübergenommenen Mitteln der Kriegführung den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Die Jahre 1508 bis 1515 umfassen eine lange Reihe von Tiroler Landtagen, in denen dem Kaiser neben finanzieller Unterstützung regelmäßig auch die Stellung von Mannschaft seitens des Landes bewilligt wurde. Wiederholt haben die Tiroler Knechte in den Kämpfen um Verona und um die Etschklause mit Erfolg eingegriffen.

Betrachten wir nun in diesem Zusammenhang das Libell vom Jahre 1511, so ergibt sich, daß der Wert dieses inmitten des Kriegslärms zustande gebrachten Gesetzes doch viel mehr in seinen politischen als in seinen militärischen Bestimmungen gelegen ist. Festsetzung der Art, in welcher die verschiedenen, bisher nur lose miteinander verknüpften Teile des Landes, vor allem die Stifter Trient und Brixen sowie die neuerworbenen Herrschaften und Gerichte Lienz, Pustertal, Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel an den Lasten für das gemeinsame Vaterland teilnehmen sollten, das ist der Grundgedanke des ganzen, freilich recht mangelhaft geordneten Libells, aber auch in dieser Hinsicht wurde noch auf genauere in Zukunft vorzunehmende Erhebungen verwiesen und vorläufig nur in großen Zahlen die Gesamtleistung der Prälaten und des Adels auf der einen, der Städte und Gerichte auf der anderen Seite, endlich jene der neuerworbenen Landesteile normiert. Diese Leistungen, die je nach dem Bedürfnis in einfacher, doppelter, drei- oder vierfacher Höhe zu tragen waren, sind nun freilich in militärischen Größen ausgedrückt; das war selbstverständlich zu einer Zeit, in der Tirol in den Gefahren des Venezianer Krieges verwickelt war; aber es ist ausdrücklich gesagt, daß den beiden höheren Ständen die Ablösung des Kontingents in der entsprechenden Summe Geldes gestattet sein solle. Das elfjährige Libell ist als die Grundlage einer Matrikel für Steuerleistung und für Stellung der Mannschaft von Bedeutung: für die Entwicklung der Landesdefensive an sich bietet es nichts Nennenswertes, nicht die Ausbildung eines leistungsfähigen Verteidigungswesens ist bei seiner Abfassung maßgebend gewesen, sondern die Wahrung und Ausgleichung der den einzelnen Ständen und Landesteilen am Herzen liegenden Interessen. Der militärische Gesichtspunkt tritt völlig hinter dem politischen zurück. Wir erfahren nichts über die Gliederung, nichts über die Verwendung der aufgebotenen Massen, nur gelegentlich wird von ihrem Sold, ihrer Verpflegung und ihren Waffen gesprochen und nicht einmal die Verhältniszahl zwischen Fußvolk und Reiterei wird geregelt. Wenn dann an einer Stelle gesagt wird, daß im Falle der äußersten Not auf den Glockenstreich die Nächstgesessenen, ehe das normale Aufgebot eintreffe, insgesamt zur Abwehr schuldig sein sollten, so ist darin ebensowenig eine Neuerung zu sehen wie in der Verpflichtung des Landesfürsten, für Geschütz und Festungswesen zu sorgen, und in den Bestimmungen über Schadenersatz und Anteil an den Gefangenen, an der Beute und den Eroberungen. Das sind Rechtsgebräuche, die sich anderwärts bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts verfolgen lassen; sie waren gewiß auch in Tirol längst heimisch und sind im Jahre 1511 nur wiederholt, nicht neu geschaffen worden.

Und so wie nicht militärisches, sondern politisches, nicht landesfürstliches, sondern ständisches Interesse das Libell ins Leben rief, so verdankt es auch seinen Ruhm, seine durch Jahrhunderte wiederkehrende Anrufung denselben Kräften, die es geschaffen. Vor allem die vornehmen Stände des Landes, die Bischöfe von Trient und Brixen, hatten alle Ursache, sich auf dieses Grundgesetz mit Nachdruck zu berufen. Hatte doch im Libell Kaiser Max die Zusage geben müssen, „ohne sonder Wissen und Verwilligen der Stände keinen Krieg anzufangen", hatten doch die beiden Bistümer in ihm die wertvolle Versicherung, daß, wenn sie ihr Volk mit den anderen ins Feld schicken, ihnen „ihr Fähndl", das Zeichen ihres Reichsfürstenstandes, „nit underslagen oder abgetan" werden solle, und daß sie dennoch von direktem Dienst fürs Reich entbunden seien.

Die einzige militärisch interessante und für die weitere Entwicklung einflußreiche Bestimmung des Libells ist die Festsetzung der Gesamtzahl des Aufgebots in vierfach abgestufter Höhe von 5000 bis 20,000 Mann. Aber diese Maßregel, die überdies der Vorbilder nicht entbehrte und in der Folge mancherlei Aenderungen erfahren hat, berechtigt durchaus nicht, dem Libell eine so namhafte Bedeutung zuzumessen, wie es bisher gebräuchlich war.

Man wird also, wenn von den Wurzeln des tirolischen Landesverteidigungswesens die Rede ist, gut tun, das vielgerühmte elfjährige Libell beiseite zu lassen. Das allgemeine Aufgebot der bäuerlichen Bevölkerung ist durch dieses Gesetz weder geschaffen, noch gestärkt worden. Im Gegenteil. Das Libell gestattet nicht nur den höheren Ständen die Ablösung ihrer Stellungspflicht durch Geldleistung, es überläßt es sogar allen Ständen ausdrücklich, ihre Söldner zu bestellen, wo sie sie erlangen mögen. Darin lag eine brauchbare Handhabe, um vom bäuerlichen Aufgebot gänzlich ins Lager des Söldnerwesens überzugehen. Es konnte also nicht fehlen, daß die technische Vervollkommnung des Söldnerwesens auch in Tirol mehr und mehr zur Verdrängung des Aufgebots führte. Das elfjährige Libell hätte diese Entwicklung in keiner Weise aufzuhalten vermocht. Tatsächlich sind auch die Leistungen des bäuerlichen Aufgebotes von Tirol im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts recht gering gewesen.

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielt das tirolische Landesverteidigungswesen eine neue, für lange hinaus maßgebende Gestalt. Erst von hier datiert seine von den betreffenden Einrichtungen der anderen österreichischen Länder abweichende Entwicklung. Nicht mit dem Namen des Kaisers Maximilian, des „letzten Ritters", hängen die wesentlichen Reformen auf diesem Gebiete zusammen, sondern mit dem seines Urenkels, des Deutschmeisters Erzherzog Maximilian, der auf Grund eines mit seinen Brüdern getroffenen Ausgleichs im Jahre 1602 die Regierung Tirols übernahm und sie bis zu seinem 1618 erfolgten Tode führte. Wie sehr die Sorge um die Landesverteidigung Tirols diesen allzeit tätigen, mit offenem Blick für die Bedürfnisse der Zeit begabten Fürsten beschäftigte, ist aus jeder Geschichte

[2]) Die Belege habe ich in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 23, 268 zusammengestellt. Wrede hat davon und insbesondere von dem wertvollen Zeugnis über das Aufgebot von 1368 keine Notiz genommen, wie überhaupt die ins Mittelalter zurückgreifenden Partien des 5. Bandes naturgemäß den schwächsten Teil seines groß angelegten, sehr verdienstlichen Werkes bilden.

seiner Regierung zu ersehen. Was aber bisher nicht genügend beachtet wurde, das ist der enge Zusammenhang seiner Reformen mit gleichartigen Bestrebungen in mehreren Fürstentümern des Reichs. Um diesen Zusammenhang deutlich vor Augen zu stellen, wird es nötig sein, etwas ausführlicher von dem Stand der Landesverteidigung in den deutschen Territorien zu sprechen.

Das Prinzip des fürstlichen Aufgebotsrechts gegenüber der gesamten bäuerlichen Bevölkerung des Landes war im 15. und 16. Jahrhundert im deutschen Reiche wohl ziemlich allgemein anerkannt, aber dieser Grundsatz kam selten zu ernstlicher Anwendung. Sowie dasselbe Prinzip im früheren Mittelalter durch den leistungsfähigeren Lehensdienst ersetzt und verdrängt worden war, so schob sich nun in immer zunehmendem Maße das Söldnerwesen in den Vordergrund. Der Ausgang des 15. und das ganze 16. Jahrhundert sind für Deutschland die Blütezeit dieser von politischen Verhältnissen losgelösten, gänzlich auf die finanzielle Basis gestellten Heeresorganisation. Der deutsche Söldner, besonders jener zu Fuß, für den sich im Lauf des 16. Jahrhunderts der Name des deutschen Landsknechts festsetzt, war eine weithin geschätzte und gesuchte Kraft. Karl V. und Philipp II. haben deutsche Knechte für Spanien geworben, deutsche Knechte hatten ganz Italien durchzogen, sie kämpften in den Niederlanden und sie waren es, die in Ungarn dem Erbfeind des christlichen Namens wenigstens in der Defensive erfolgreich standhielten. Deutschland selbst aber hat von dieser Blüte seiner Wehrkraft auch die Kehrseite im Laufe des 16. Jahrhunderts gründlich kennen gelernt. Es hat trotz anerkennenswerter Bestrebungen der Kreis- und Reichstage den neuen Söldnern doch keine ausreichend strenge Organisation zu geben vermocht, so daß bei den zahlreichen Durchzügen die mangelhafte Disziplin dem betroffenen Lande empfindliche Wunden schlug. Ein beträchtlicher Teil der jungen deutschen Volkskraft war in den neuen unruhigen Beruf hineingezogen, seinem bürgerlichen oder bäuerlichen Erwerb entfremdet worden, ohne daß ihm die Söldnerheere dauernde Existenzbedingungen bieten konnten. Neben diesen schweren sozialen Uebelständen des Söldnerwesens machte sich mehr und mehr auch der Finanzpunkt geltend. Die Erhaltung der Söldnerheere mit ihren durch Artikelsbrief und Bestallung festgesetzten hohen Soldbeträgen fing an, eine drückende Last zu werden. Seit langem hatten endlose Klagen das Reich erfüllt, noch niemals aber hatte die öffentliche Meinung sich so lebhaft mit ihnen beschäftigt wie im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts.

Mit der zunehmenden Verschärfung der religiösen und politischen Gegensätze im Reich, die dem klar blickenden Fürsten ernste Sorge für die Wehrkraft seines Landes zur Pflicht machte, traf der Wiederausbruch eines lange dauernden Türkenkrieges zusammen, an dessen wechselvollem Gange der deutsche Leser, geführt von dem neu emporblühenden Flugschriften- und Zeitungswesen, den lebhaftesten Anteil nahm. Unter solchen Verhältnissen mußten die Uebelstände des herkömmlichen Kriegswesens doppelt und dreifach empfunden werden. Berufene und Unberufene griffen zur Feder, um ihre Ansichten und Vorschläge den gespannt lauschenden Zeitgenossen vorzutragen. Bald ergoß sich über den deutschen Büchermarkt eine ganze Hochflut von Ratschlägen und Bedenken, Diskursen und Traktaten, die sich mit der brennenden Tagesfrage befaßten, wie der Krieg in Ungarn zu führen, wie die deutschen Heere einzurichten seien, um ihnen den Erfolg zu sichern. In diesen Erörterungen, die zu abfälliger Kritik der teuren und doch nicht immer vom Sieg gekrönten Söldner vielen den willkommensten Anlaß boten, mußte der Gedanke Anklang finden, das deutsche Kriegswesen auf ganz neue Grundlagen zu stellen, die Söldnerheere zu ersetzen durch energische und zielbewußte Ausnützung der allerorten fortbestehenden allgemeinen Wehrpflicht. Freilich durch das gebräuchliche Ausschußwesen, d. h. die Aufbietung eines kleineren oder größeren Bruchteils der Landbevölkerung im Augenblick der Gefahr, ließ sich das besoldete Berufsheer nicht ersetzen. Die militärische Minderwertigkeit solcher ungeübter Scharen war jedermann klar. Aber warum sollte nicht Uebung und Gewohnheit auch aus dem aufgebotenen Bauern einen brauchbaren Krieger machen können? Was war denn der deutsche Landsknecht anderes als ein Bauer, den Uebung und Gewohnheit zum Soldaten gemacht? Und war es für den Landesfürsten (vom finanziellen Vorteil abgesehen) nicht weit besser, sich der eigenen Untertanen im Felde zu bedienen als fremder Elemente, die nur so lange zuverlässig waren, als es ihr Vorteil mit sich brachte? Würden jene nicht weit opferwilliger als diese für die Interessen ihres Landes eintreten? Würden sie nicht auch bei der Rückkehr in ihren bürgerlichen Beruf manchen Vorteil aus der durchgemachten militärischen Schule herübernehmen?

Solche uns so modern anmutende Gedanken sind in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts an mehr als einer Stelle im deutschen Reich gesprochen, geschrieben und gedruckt worden. Es wäre wunderbar gewesen, wenn nicht da oder dort ein Versuch gemacht worden wäre, sie in die Tat umzusetzen und sich so von den schweren Uebeln der wachsenden Söldnerheere zu befreien. Man hat von einzelnen Versuchen dieser Art seit langem gewußt, aber man hat sie geringschätzig etwa wie die verfehlten Projekte unpraktischer Idealisten angesehen. Erst die eifrige Forschung der letzten Jahrzehnte hat die weite Verbreitung, das gleichzeitige Auftreten und den inneren Zusammenhang dieser Reformversuche ins rechte Licht gesetzt.[3]) Erst jetzt wissen wir, daß es sich nicht um Einzelerscheinungen, sondern um ein wesentliches Stadium in der Entwicklung des deutschen Heerwesens handelt. Erst der Zukunft wird es vorbehalten sein, klarzulegen, inwieweit diese den größten Teil des Reichs erfassende Bewegung überall auf den weiteren Gang der Ereignisse eingewirkt hat.

Ungefähr gleichzeitig scheinen im Süden und im Westen des Reichs die Samenkörner jener Flugschriftenliteratur auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. In Bayern, wo das Zuzugswesen schon seit dem 15. Jahrhundert in ziemlicher Ordnung gehalten, aber unter dem unkriegerischen Herzog Wilhelm V. vernachlässigt war, reicht der Beginn der Reform bis ins Jahr 1595 zurück. Der jugendliche Herzog Maximilian I., der nachmalige Kurfürst, begann damals als Mitregent seines Vaters der Landesdefension seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bereitstellung des erforderlichen Waffenvorrats und Vorsorge für die Gewinnung geeigneter Abrichter für die Waffenübungen des Landvolks waren seine ersten Schritte. Zu Ende 1600 erließ er eine besondere Instruktion, nach welcher die zu Hauptleuten bestellten Landrichter oder Pfleger und die von diesen auf eigene Kosten zu bestellenden Abrichter bei der Einberufung, Musterung und beim militärischen Unterricht der „Landfahnen" vorgehen sollten. Ein Teil der Mannschaft sollte in der Handhabung der Piken, der übrige im Gebrauch der Musketen, alle aber in den Marsch- und Zugordnungen geschult werden. Den Unteroffizieren wird für dieses Geschäft der Abrichtung Bescheidenheit und Geduld dringend ans Herz gelegt; um auch die Untertanen zu aller Gebühr anzuhalten, haben Magistratspersonen den Uebungen beizuwohnen. Diese Uebungen sollen bis zu Beginn der Feldarbeit täglich, dann nur an Feiertagen stattfinden. Musterkommissäre überzeugen sich von dem Erfolg der Abrichtung, und jenen Beamten, in deren Amtsbezirken kein Erfolg erreicht ist, wird mit Absetzung gedroht. Mit unbeugsamer Energie hat der bayerische Herzog trotz aller Schwierigkeiten an der Ausführung dieser Bestimmungen festgehalten, die bäuerliche Tracht, die dem Exerzieren nicht förderlich war, mußte geändert werden, Heirats- und Jagdbewilligungen wurden von der Teilnahme an den Ausschußübungen abhängig gemacht. In wenigen Jahren brachte er es so weit, sich

[3]) Außer der von mir in den Mitteilungen des k. u. k. Heeresmuseums 1. Heft (Wien 1902), S. 10 ff., zusammengestellten Literatur vgl. **Würdinger** in den Sitzungsberichten der philos.-philol. u. histor. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften 1886, S. 21 ff., und die vorzügliche Geschichte des kurbayerischen Heeres unter Ferdinand Maria, bearbeitet von Karl **Staudinger**, S. 56 ff

wenigstens bei kleineren Unternehmungen im Innern des Landes oder an dessen Grenzen des abgerichteten Ausschusses bedienen zu können. So zog die neugeschaffene bayerische Landesdefension im Jahre 1607 gegen Donauwörth, vier Jahre später gegen Wolf Dietrich von Salzburg.

Bei aller Achtung vor den Leistungen des bayerischen Herzogs läßt sich aber doch nicht verkennen, daß ihm protestantische Fürsten in der planvollen Ausarbeitung des Projektes zuvorgekommen und daß ihre Tätigkeit mehr zur Verbreitung des Gedankens über Deutschland beigetragen hat als die seine. In vorderster Linie ist hier Landgraf Moriz von Hessen zu nennen, der in dem Exekutionszug gegen die in den niederrheinischen Kreis eingedrungenen Spanier die unbotmäßigen Söldner von ihrer schlimmsten Seite kennen gelernt hatte und dem seine gelehrten Studien die Fähigkeit gaben, das ganze Problem nicht nur selbst zu erfassen, sondern es auch anderen in günstigstem Lichte darzustellen. Wir besitzen von der Hand des Landgrafen zwei Schriftstücke, die uns vollen Einblick in seine Landesdefensionspläne gestatten, eine „Instruktion, was sich unsere bestellte Kriegsräte und Diener halten sollen", datiert vom 1. Oktober 1600, und eine zu Ende desselben Jahres verfaßte Denkschrift, durch welche Moriz seinen Vetter, den in Marburg residierenden Landgrafen Ludwig, zur Einführung des Defensionswesens in dem ihm unterstehenden Landesteil zu bestimmen suchte. Weit klarer als Maximilian von Bayern hat der junge hessische Landgraf die Exerzierübungen seiner Untertanen geregelt. Die Uebungen, welche in Hessen nicht von den Landesbeamten, sondern von dienstgeübten Offizieren zu leiten sind, sollen im Herbst und Winter an jedem Sonntag stattfinden, einmal im Jahre auch durch mehrere Tage; sie schließen eine systematische Steigerung von den einfacheren zu den schwierigeren Teilen des Exerzitiums in sich. Für die Handhabung der Waffen und die einfachen Bewegungen, welche in den kleinsten Abteilungen, den Korporalschaften, zu erlernen sind, hat Moriz die Kommandoworte genau vorgezeichnet und er hat damit (da die geworbenen Söldner ein regelrechtes Exerzieren überhaupt nicht kannten) das erste Reglement in deutscher Sprache geschaffen. Auch die weitere Ausbildung des Ausschusses im „Chargieren" (d. h. im Schießen), in Zug- und Schlachtordnungen, im Lager- und Wachtdienst, wird eingehend behandelt, und es werden wohldurchdachte Detailbestimmungen über die auf Schonung der bürgerlichen Gewerbe bedachte Auswahl der Mannschaft und über ihre Waffen und Bekleidung beigefügt.

Wir wissen es nicht, ob der allmählich sichtbar werdende Erfolg oder ob das beredte Wort des Landgrafen es war, das dem von ihm ausgearbeiteten System des Defensions- oder Landrettungswerks seine Verbreitung sicherte; aber wir können verfolgen, wie es in raschem Laufe weitergreift und fast das ganze protestantische Deutschland durchdringt. Im Februar 1603 gelang es Moriz, mit den Grafen der Wetterau, dem Markgrafen von Ansbach und mit dem Kurfürsten von der Pfalz ein Bündnis zustande zu bringen, welches die Teilnehmer zur Errichtung des Defensionswerks in ihren Landen verpflichtete. Im Mai 1608 schloß sich Württemberg, im folgenden Jahre Hessen-Darmstadt diesen Bestrebungen an. In der Kurpfalz, wo ein neuer Mittelpunkt des Defensionswerks entstanden war, fand anfangs 1610 eine Generalmusterung statt, wobei Bürger und Bauern sich mit guter Bewaffnung versehen und im Schießen sehr geübt zeigten. Inzwischen hatten sich die radikal denkenden Glieder der protestantischen Partei unter dem Eindruck der zunehmenden konfessionellen Gegensätze zur Union zusammengetan, und dieses große Bündnis schrieb neben anderem auch die Durchführung der Landesdefension bei allen Mitgliedern auf seine Fahne. So ist auch Brandenburg für das neue Programm gewonnen und zu mehreren Versuchen in dieser Richtung veranlaßt worden. Noch vom Jahre 1615 ist uns von dort eine höchst anschaulich gearbeitete Denkschrift erhalten, welche ausführt, wie in Berlin, Spandau, Peitz, Küstrin und Driesen allwöchentlich insgesamt 96 Mann durch eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Offizieren abzurichten und wie auf diese Weise im Lauf eines Jahres 4000 geschulte Fußsoldaten in der Mark zu gewinnen wären.

(Schluß folgt.)

Pietro Giannone, ein Plagiator.

Viele Leser dieser Zeilen werden sich wohl noch der Aufregung erinnern, die seinerzeit der kühne Angriff Scheffer-Boichorsts auf den altersgrauen Ruhm Dino Compagnis in Italien hervorgerufen hat. Als ob die nationale Ehre auf dem Spiel stünde, wehrte man den Angriff ab und ein wahres Triumphgeschrei erscholl, als Scheffer, seinen Irrtum freimütig bekennend, den erhobenen Vorwurf der Fälschung zurücknahm. Keineswegs steht dieser Fall vereinzelt da. Die moderne Forschung hat ja in unerbittlicher Rücksichtslosigkeit schon oft vermeintliche Größen der Vergangenheit als Fälscher oder Abschreiber entlarvt. Jedesmal aber, wenn es sich um eine transalpine Größe handelt, erhebt sich der Widerspruch der Italiener. Noch kürzlich konnte man diese nationale Nervosität beobachten, als deutsche Gelehrte die Identität der berühmten casa di Dante in Florenz bezweifelten.

In unseren Tagen ist nun ein neuer derartiger Streit ausgebrochen. Nur ist es diesmal kein deutscher, sondern ein italienischer Gelehrter, der den Zorn der Nationalisten durch seine verwegene Kritik reizt. Ein noch junger Florentiner Historiker Giovanni Bonacci hat in einer eindringenden Studie dargetan, daß die hochberühmte Storia civile del regno di Napoli des Pietro Giannone ein Plagiat ist.[1])

Wer war dieser Pietro Giannone? Sein Lebensgang ist kurz folgender: Am 7. Mai 1676 ist er zu Ischitella Capitanata geboren, studiert in Neapel die Rechte, erwirbt sich als Advokat ein bedeutendes Vermögen, zieht sich dann zurück und schreibt als Privatmann die in Rede stehende „Storia civile". In diesem Werke geht er rücksichtslos gegen Kirche und Papsttum vor, daß ihn der Erzbischof von Neapel exkommuniziert. Nun muß er fliehen, lebt eine Zeit lang in Wien, wo er unter dem Schutze Karls VI. eine „apologia" seines Werkes schreibt. Nach dem Tode seines Gönners kehrt er nach Italien zurück, lebt eine Zeit lang verborgen in Modena, dann in Turin. Von dort verbannt, geht er nach Genf, wo er noch ein scharf antiklerikales Buch schreibt: „Il triregno ossia del regno terreno, celeste e papale." Mit Hinterlist wird er von da nach Savoia gelockt und dort verhaftet. Nun wandert er als Gefangener nach Schloß Miolans bei Chambéry, von da nach dem Fort von Ceva und endlich nach der Zitadelle von Turin, wo er am 17. März 1748 stirbt, ohne die Freiheit wieder erlangt zu haben.

Fürwahr, man kann dem streitbaren Manne, der um seiner Ueberzeugung willen Verbannung und Gefängnis ertrug, nur die aufrichtigste Sympathie entgegenbringen. Und wer seine beredten Schriften zu Hand nimmt und die Eleganz seiner Polemik auf sich wirken läßt, der versteht den großen Erfolg seiner Werke. Namentlich die Storia civile, ein Meisterwerk der italienischen Publizistik, wurde wieder und wieder aufgelegt und nachgedruckt und wird bis zum heutigen Tage gelesen und gerühmt.

Wenn nun einer kommt und diesen ebenso sympathischen wie berühmten Schriftsteller zum Plagiator stempelt, so wird man es verstehen, wenn sich die öffentliche Meinung zunächst sträubt, den Liebling fallen zu lassen. Sie wird für ihn eintreten und den Angriff aufs genaueste prüfen. Nur darf sie sich nicht verleiten lassen, ihn à tout prix zu verteidigen.

Was liegt denn gegen Giannone vor? — Von kirchlicher Seite ist sein Werk selbstverständlich sofort aufs heftigste angegriffen worden. Nach diesen Angriffen fragen

---

[1]) *Dott. Giovanni Bonacci:* Saggio sulla istoria civile del Giannone. Firenze, R. Bemporad e Figlio, 1903

wir aber nicht, denn nicht die Tendenz des Giannone, sondern seine wissenschaftliche Selbständigkeit steht zur Diskussion. Der Vorwurf der Unselbständigkeit der Storia civile ist nun fast so alt wie das Werk selbst. Giannone selbst hat sich bereits dagegen verteidigen müssen. Da aber niemand sein Werk analysierte, blieb es bei mehr oder weniger allgemeinen Be- und Entschuldigungen. Im Laufe der Zeit mehrten sich die Stimmen, die dem Buche des Giannone Mangel an Quellenkenntnis und ungenügende Literaturbenützung vorwarfen. Fabroni wies bereits nach, daß Giannone ganze Stellen aus Costanzo, Summonte, Parrino und Bussier unbesehen in sein Werk übernommen hatte. Noch weiter ging Manzoni, der Verfasser des weltberühmten Romans „I promessi sposi". Er zeigte, daß Giannone seitenweise die Venezianische Geschichte von Nani ausgeschrieben hatte. Aber diese Kritiker drangen mit ihrem abfälligen Urteil nicht durch. Es wurde geltend gemacht, daß Giannone den Abschluß seines Werkes um der beginnenden Verfolgung willen habe überstürzen müssen, so daß die letzten Bücher, auf deren Kritik sich Manzoni beschränkt hatte, flüchtiger gearbeitet seien. Es kam hinzu, daß man Manzoni, der bekanntlich ein sehr kirchenfreundlicher Mann war, nicht für den sachlichsten Beurteiler einer antiklerikalen Streitschrift zu halten vermochte. Kurz: das Urteil über Giannone blieb bis auf den heutigen Tag günstig. Daß er rasch gearbeitet hatte und stark von seinen Vorarbeitern abhing, glaubte man ihm mit dem Hinweis auf Machiavelli, der es in diesem Punkte bekanntlich auch nicht sehr genau genommen hat, verzeihen zu sollen. Im übrigen galt sein Werk nach wie vor für eine geniale Konzeption, für eine Zierde der italienischen Historiographie.

Nun aber kommt Bonacci und prüft das Werk Buch für Buch auf seine Quellen. In umständlicher, unwiderlegbarer Beweisführung stellt er dem Text des Giannone den Text der von ihm ausgeschriebenen Autoren gegenüber. Das Resultat ist geradezu verblüffend: seitenweise, ja sogar zehnseitenweise wörtliche oder doch fast wörtliche Anlehnung an Jeamsilla, Costanzo, Guicciardini, Miccio, Parrino, Nani u. a. m. Und was das Bedauerlichste ist: die Namen der abgeschriebenen Schriftsteller sind nicht einmal genannt. Giannone zitiert zwar auch Autoren, aber oft nicht die, die er abschreibt, sondern andere! Daß er Miccio nie zitiert, wirkt überdies doppelt peinlich, wenn man bedenkt, daß dessen Werk damals nur handschriftlich vorlag. Könnte er aus diesem Grunde zwar glauben, nicht auf Miccio verweisen zu dürfen, so mußte er doch mindestens irgendwo einmal von diesem von ihm benutzten Autor reden. Genug! Nach den Feststellungen Bonaccis kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die Storia civile ein wissenschaftlich wertloses Plagiat ist. Diesem Resultat gegenüber berührt es geradezu grotesk, zu lesen, daß Giannone seine Leistung als „tutta nuova" gerühmt hat.

Wenn Bonacci uns weiter nichts als den Nachweis des Plagiats in seinem Buche vorgeführt hätte, so würden wir ihm also rückhaltlos zuzustimmen haben. Er geht aber noch weiter. Nachdem er Giannone mit Erfolg aus der Reihe der Historiker verwiesen hat, will er ihm auch noch den Namen eines Publizisten streitig machen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Vorwürfe wiederholen, die er gegen den Verfasser der „Storia civile" vorzubringen hat. Er läßt, um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen, kein gutes Haar an ihm. Und in dieser Richtung scheint er mehrfach zu weit zu gehen. Er hat einen Götzen gestürzt und kann sich nun nicht enthalten, die gefallene Figur vollends in kleine Scherben zu zerschlagen. So bemüht er sich beispielsweise, dem Giannone Widersprüche nachzuweisen, um dadurch seine wissenschaftliche Aufrichtigkeit verdächtig zu machen. Vor allem weist er nach, daß der antiklerikale Heißsporn gelegentlich ganz kirchlich schreiben konnte. Die von ihm zu diesem Zwecke beigebrachten Stellen sind in der Tat besonders auffallend, aber ich kann mich doch nicht ohne weiteres dem Verdammungsurteil anschließen, das Bonacci auf Grund seines Materials über Giannone ausspricht. Freilich erwarten wir Klarheit des Standpunktes und Konsequenz der Weltanschauung von jedem Publizisten. Aber gerade der Kirche gegenüber haben wir es oft erlebt, daß bewußte Gegner gelegentlich zu den erstaunlichsten Inkonsequenzen getrieben werden, weil sie irgendwo in ihrem Herzen doch noch ein Band mit der Erzieherin ihrer Jugend, die sie als Männer bekämpfen, verknüpft. Wir wollen damit Giannone keineswegs entschuldigen, wir wollen nur davor warnen, den impulsiven, hastigen, unlogischen, aber im Grunde doch warmen und überzeugten Streiter auf Grund der von Bonacci so rücksichtslos festgenagelten Entgleisungen für einen überzeugungslosen Charlatan zu erklären.

Wir können uns hier nicht ausführlicher mit den Einzelheiten der Bonaccischen Argumente beschäftigen. Wir fassen uns daher ganz kurz dahin zusammen:

Giannone entspricht durchaus nicht dem Idealbild des kühnen, wahrheitsliebenden, für seine wissenschaftliche Ueberzeugung leidenden Gelehrten, zu dem ihn eine unkritische, parteipolitische Tradition gestempelt hat. Er war ein heftiger Polemiker, der skrupellos abschrieb und den Mangel an Wissenschaftlichkeit mit einem Uebermaß von Selbstüberhebung zuzudecken bemüht war. Seine Bedeutung als Historiker ist gleich Null. Dies nachgewiesen zu haben, ist das zweifellose Verdienst der höchst wertvollen Arbeit Bonaccis. Dennoch bleibt Giannone für uns ein hochbedeutender Publizist. Daß er ein gewissenloser Kompilator war, ist für die Beurteilung seiner objektiven Stellung als Publizist irrelevant; wichtig dagegen ist, daß er so genial zu kompilieren verstand, daß sein Werk eben die Wirkung erhielt, die es jahrhundertelang ausgeübt hat. Als Mensch war er keineswegs einwandfrei, und wohl die meisten Schatten, die Bonacci mit scharfem Auge an seinem Charakter entdeckt hat, sind zuzugeben. Allein das hindert nicht, daß dieser Mann für seine Ueberzeugung gestritten und gelitten hat, daß er mutig, wenn auch nicht immer mit blanken Waffen, gegen das gekämpft hat, was ihm hassenswert erschien. Sein Name wird daher stets einen Platz in der italienischen Geistesgeschichte behaupten, wenn er auch den sonoren Klang verloren hat, der ihm bisher eignete.

Ob Bonacci anderer Meinung ist? Es scheint so nach seinem Buche. Aber wer je kritisch gearbeitet hat, weiß, daß man oft gegen seinen Willen einseitig wird. Indem man auf einen Punkt polemisch gespannt bleibt, versäumt man, andere zu beachten. Daher ist es möglich, daß auch er Giannone gerechter beurteilt, wenn er sich vom Standpunkt des Kritikers zur Höhe geschichtlicher Betrachtung erhebt. Die Resultate seines Buches bleiben dabei völlig unangetastet.

Tübingen. Dr. Wilhelm Ohr.

Bücher und Zeitschriften.

Anschauliche Grundlagen der mathematischen Erdkunde zum Selbstverstehen und zur Unterstützung des Unterrichts. Von Dr. Kurt Geißler. Mit 52 Figuren im Text. VI und 199 S. Leipzig 1904. Bei B. G. Teubner.

Auf etwas andere Weise, als dies in den meisten Lehrbüchern der mathematischen Geographie geschieht, sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche dem Leser das Verständnis dieses Wissenszweiges zu vermitteln. Von den allereinfachsten Grundlagen ausgehend, reiht er Tatsache an Tatsache und Schlußfolgerung an Schlußfolgerung, bis endlich ein wohlgelungenes Gebäude fertig vor uns steht. Daß den größten Teil der hierfür nötigen Bausteine die Astronomie liefern muß und nur ein kleinerer Teil derselben den Gebieten der Physik und der Geodäsie entnommen ist, versteht sich wohl von selbst. Erwähnenswert erscheint aber die Tatsache, daß Verfasser unter fast vollständiger Verzichtleistung auf mathematische Formeln und Entwicklungen es verstanden hat, den Leser auch mit schwierigeren Gegenständen der Astronomie, deren Verständnis für den Geographen freilich von größter Wichtigkeit ist, bekannt zu machen. Fast jedem der

28 einzelnen Kapitel folgen unmittelbar „Uebungen", in denen über den vorher durchgenommenen Lehrstoff zahlreiche, manchmal recht originelle Fragen und Aufgaben zusammengestellt sind. Wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß Verfasser bei der Formulierung dieser Fragen und Aufgaben in erster Linie an den Lehrer der Geographie gedacht hat, denn der Autodidakt wird sie wohl nur zum kleineren Teil selbständig lösen können. Leider ist in dem Streben nach möglichster Kürze bei diesen „Uebungen" unsere schöne Muttersprache häufig recht schlecht weggekommen! Wir wünschen dem Verfasser, daß er recht bald in der Lage sein möge, in einer Neuauflage seines vortrefflichen, durchaus empfehlenswerten Buches in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, bei welcher Gelegenheit übrigens auch einige tatsächliche Versehen zu berichtigen sein werden.

-rt-

Le Maroc d'aujourd'hui. Par *Eugène Aubain.* Paris, Armand Colin 1904.

Eugène Aubain, ein durchsichtiges Pseudonym, hinter dem sich einer der erfolgreichsten Diplomaten der jüngeren französischen Schule verbirgt, ist kein Neuling auf literarischem Gebiet; sein Werk über die Engländer in Indien und Aegypten ist von der französischen Akademie mit dem prix Furtado gekrönt worden. In der wichtigsten Epoche der neueren marokkanischen Geschichte, welche mit dem englisch-französischen Abkommen ihren Abschluß gefunden hat, amtlich tätig, ist Eugène Aubain besser als irgend jemand in der Lage, uns über das unendlich komplizierte Räderwerk des scherifischen Staates Auskunft zu geben. Dies war ein um so schwierigeres Unternehmen, als, mit Ausnahme einer Monographie, über die marokkanische Regierung bisher nichts Brauchbares geschrieben worden war. Die interessanten Kapitel über „Die Regierung Marokkos", „Marokkanische Verwaltung" bilden den Kern des Buches und werden es auf lange hinaus für jeden, der sich mit dem „Reiche der untergehenden Sonne" beschäftigt, zu einem unentbehrlichen Standard work machen. Auch die Abschnitte, welche „Städische Behörden", „Familie und Gesellschaft", „Religiöses Leben" behandeln, bringen eine Fülle neuer anziehender Details. Vielen Deutschen ist Marokko nur ein geographischer Begriff, und doch ist es in seinen kultivierten Hauptstädten Fez und Marrakesch die letzte Zuflucht jener arabischen Kultur, deren Bauwerke wir in Spanien und Sizilien bewundern, deren Poesie uns durch des Grafen Schack gehaltvolles Werk wieder nahe gebracht worden ist. Noch glänzen auf der Koutoubiya in Marrakesch die goldenen Kugeln, die einst ihr nun verstümmeltes Ebenbild, die Giralda in Sevilla, schmückten, zwei Kioske, Zwillingsschöpfungen zu dem in dem berühmten Löwenhofe der Alhambra, zieren den Vorhof der Karaouiyin-Moschee und in den Orangengärten von Fez klagen noch die Sänger um die Pracht des verlorenen Andalusien. — Bei aller Sachlichkeit und dem Streben des Autors, nur Beobachtungen und Tatsachen zu bringen, gelingen ihm Schilderungen, welche des poetischen Reizes nicht entbehren; seine Beschreibung der quellendurchrauschten Stadt Fez z. B. stellt die viel anspruchsvolleren Blätter Pierre Lotis in den Schatten. — Die dem Buche beigegebenen Karten werden die Uebersicht in willkommener Weise erleichtern. — Die Eigentümlichkeit des Verfassers, im Texte arabische Worte im Uebermaße zu gebrauchen, stört anfänglich beim Lesen, doch wird der Gebrauch des kleinen beigegebenen Wörterbuches über diese Schwierigkeit bald hinweghelfen. Es wäre nur zu wünschen, daß das Buch bald einen Uebersetzer fände.

Dr. R. K.

Literarische Porträts aus dem modernen Frankreich. Von Arthur Eloesser. Berlin, S. Fischer.

In unseren Tagen, da von französischer Literatur einem größeren deutschen Publikum fast nur mehr die dramatisierten Zötchen eines Bilhaud und Hennequin bekannt werden, ist es ein doppeltes Verdienst, vom wirklichen Geistesleben Frankreichs etwas mitzuteilen. Dies tut Eloesser in einem interessanten Buche. Von den 16 Aufsätzen, die es enthält, sind neun dem Theater, sechs dem Romane gewidmet; der letzte eröffnet allgemeinere Ausblicke. Es sind durchaus keine geistreichelnden Feuilletons, die Eloesser gesammelt hat; man erfährt etwas über die Autoren, die er behandelt. Ohne Voreingenommenheit zeigt er uns die gegenwärtige Auflösung des französischen Theaters. Er beginnt mit Henri Becque, der zeitlebens eine glänzende „Zukunft" vor sich sah, ohne daß er oder die Welt sie je erlebt hätten. Er erzählt von Hervieu, dem korrekten Talente, dem langsam, aber bewußt sich Emporbildenden. Lavedan und Donnay, die Lieblinge des Pariser Esprits, ziehen vorüber, und Courteline, der etwas melancholische Vertreter des alten esprit gaulois. Der Problemsteller François de Curel, der elegant-sinnliche Porto-Riche und der vom succès verfolgte Rostand werden als Repräsentanten alter Theatertendenzen aufgezeigt. Papa Sarcey endlich, der Kritiker unter den Spießbürgern und der spießbürgerlichste unter den Kritikern, bildet den fröhlich-runden Schlußpunkt. Im Roman dominieren nach wie vor zwei mächtige Gestalten: der Riese Balzac und Emile Zola. Anatole Frances müder und ironischer Skeptizismus wird fein analysiert, der unstete Maurice Barrès in seinen vielfachen Wandlungen mit kalter Sachlichkeit abgetan. Sehr hübsch ist auch das Kapitel über Huysmans, den Amateurbenediktiner. Bei einer zweiten Auflage, die dem Buche herzhaft zu wünschen ist, wäre eine nachträgliche Ergänzung bei manchen Autoren nicht unangebracht. Zum Beispiel die Culte-du-Moi-Etappe von Barrès war doch zu niedlich, um vergessen zu werden. Vielleicht schenkt uns der Autor auch noch Essays über Capus und Lemaître. Ueber beide wüßte er wohl Kluges und Feines zu sagen.

J. Hofmiller.

✕

Allgemeine Rundschau.

Ungedruckte Gedichte Lenaus.

Aus dem Stuttgarter Kreise, in dem Lenau besonders nach seiner Rückkehr aus Amerika die liebevollste Aufnahme fand, stammen zwei bisher nicht bekannte Gedichte des großen deutschen Lyrikers aus Ungarn, die soeben im Septemberheft der Deutschen Rundschau veröffentlicht werden. Sie sind der mütterlichen Freundin Lenaus, Frau Emilie Reinbeck, einer trefflichen Frau und Künstlerin, gewidmet. Bisher war nur eins der Gedichte, die Lenau an diese Frau richtete, veröffentlicht; es findet sich unter der Ueberschrift „In das Stammbuch einer Künstlerin" in den gesammelten Gedichten Lenaus. Auch das erste der neu veröffentlichten Gedichte feiert die Malerin; es enthält die folgenden schönen Strophen:

Du stiller Liebling der Natur!
Ihr Rätsel hast du tief geschaut,
Und was sie schafft auf Berg und Flur —
Dir hat sie alles anvertraut.

„Die Heimwehkranken heile du,
Ich lehrte dir die Wunderschrift!" —
So ruft sie dir im Traume zu,
Und ahnend greifst du nach dem Stift. —

Gehorsam deinem Genius,
Dir senden Farbe, Licht und Luft
Durch Schnee den leisen Maienkuß
Im schwesterlichen Blütenduft.

Das andere, „Mit Orangen" betitelt, läßt aus dem Anblick der Früchte, die Lenau der Freundin sendet, die ganze südliche Natur mit Zypressen und Pinien, mit Reben und Palmen in einer langen Reihe farbenreicher Strophen erstehen und klingt in folgende, in ihrem eigenartigen bildkräftigen Reiz für Lenau besonders charakteristische Verse aus:

Denk dir durch dieses alles
Der Lüfte leisen Tanz
Und über diesem allem
Des Mondes Zauberglanz,
Der wandelnd still und milde
Im Aether, wolkenlos,
Sich unten schau im Bilde
Aus blauem Meeresschoß.

Und durch die See hin fahre
Ein Nachen, fischervoll,
Aus dem die Barcarole
Dir lustig schallen soll,
Wechselnd mit frohem Lachen
Aus süßer Mädchen Mund,
Die, schaukelnd sich im Nachen,
Schauen in Meeres Grund.

*

Ein neues schriftliches Zeugnis für die große Sphinx.

γ. Der Berliner Archäologe Adolf Ermann hat vor kurzer Zeit den Beweis erbracht, daß die große Sphinx als ein Erzeugnis der späteren Zeit zu gelten habe, von den Priestern aber, um ihr ein größeres Ansehen zu geben, mit einem sagenhaften Alter ausgestattet worden sei. Dafür fand er jetzt in einem steinernen Behältnis, das dem Louvremuseum angehört, einen neuen Beleg, wie er in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie ausführt. Die darauf befindliche Inschrift nämlich, die auf das 4. Jahr des Thutmosis I. datiert ist, enthält unter anderem auch die Worte: „Der König, geliebt von der großen Sphinx", auf der Rückseite aber ist der Anfang einer Erzählung erhalten, worin berichtet wird, wie einmal der Königssohn Amenmose spazieren ging. Eine ähnliche Erzählung findet sich, wie Ermann nachweist, auch an einer anderen Stelle, wo ebenfalls die große Sphinx erwähnt wird; sie zeigt, wie die Sphinx eine legendenhafte Ausschmückung erhalten hat.

*

Von der Straßburger Bibliothek.

In dem Zentralblatt für Bibliothekwesen ist auf den Artikel des Herrn Professor Dr. Kluge in Freiburg über die Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg in der Beilage Nr. 153 zu unserer Zeitung vom 7. Juli d. J. eine Erwiderung erschienen, um deren Abdruck wir ersucht worden sind. Sie lautet:

Die Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg zeichnet sich bekanntlich durch die Liberalität aus, mit der sie ihre Bücherschätze auch nach auswärts mitteilt. Nach dem Jahrbuch versendet sie alljährlich über 10,000 Bände, während die Göttinger Bibliothek, die von allen Universitätsbibliotheken ihr am nächsten kommt, trotz des organisierten Leihverkehrs es nur auf 6600 bringt. Trotzdem hat in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 7. Juli (Nr. 153) Professor Friedrich Kluge in Freiburg i. B. öffentlich Beschwerde erhoben gegen die „Engherzigkeit", mit der seit einigen Jahren in Straßburg die Büchergesuche der Auswärtigen behandelt würden. Man verlange von Nicht-Elsaß-Lothringern den Nachweis, daß die gewünschten Bücher nicht in den Bibliotheken ihres Landes vorhanden sind. Unsere öffentlichen Bibliotheken seien keine Lokal- und Provinzanstalten, sondern sollten als Pflegestätten der Wissenschaft allen und jedem dienen, und am wenigsten zieme sich Engherzigkeit für eine Bibliothek, die durch Geschenke aus allen Teilen Deutschlands begründet worden und durch die Liberalität hochherziger Gönner groß geworden sei. Es ist sicher nicht sehr geschmackvoll, jemand empfangene Wohltaten vorzurücken, in diesem Fall aber vollends ohne Berechtigung. Die Begründer und Förderer der Straßburger Bibliothek haben für die im Kriege zerstörte Büchersammlung einen Ersatz und der neuen Straßburger Universität ein Rüstzeug schaffen wollen, aber niemand hat daran gedacht, eine Reichsbibliothek zu gründen, die jedem Deutschen von der Maas bis an die Memel zugänglich sein sollte. Wenn eine Zeitlang in dieser Beziehung von der Straßburger Bibliothek sehr weit gegangen worden ist, so weit, daß sich vielleicht die irrtümliche Meinung von der allgemein zugänglichen „Reichsbibliothek" festsetzen konnte, so mußte die Bibliothekverwaltung einsehen, daß diese Liberalität nach außen zur größten Illiberalität gegen die einheimischen Benutzer wurde. Nur durch die pflichtmäßige Rücksicht auf die Beschwerden der letzteren ist sie genötigt gewesen, die Einschränkung eintreten zu lassen, daß Wünsche der Benutzer außerhalb Elsaß-Lothringens erst beim Versagen der heimischen Bibliotheken erfüllt werden: eine Beschränkung, die aus ganz demselben Grunde Dziatzko schon lange in Göttingen eingeführt hatte und die auch bei der königlichen Bibliothek in Berlin, der gewiß niemand provinziale oder staatliche „Exklusivität" nachsagen wird, und bei der außerordentlich liberalen Landesbibliothek in Stuttgart besteht. Gehandhabt wird sie übrigens nirgends „engherzig", auch nicht in Straßburg, wie ja die oben gegebenen Zahlen beweisen, und vor allem wird überall, und so auch in Straßburg, die Vorbedingung als erfüllt angesehen, wenn das Leihgesuch durch eine öffentliche Bibliothek vermittelt wird. Es wird dann als selbstverständlich vorausgesetzt, daß von dieser vor Weitergabe der Bestellung die etwa nötige Kritik geübt worden ist. Daß dieser Verkehr von Bibliothek zu Bibliothek ganz ignoriert wird, nimmt bei der aus einer Universitätsstadt datierten Beschwerde besonders wunder. Unter Bibliothekaren steht es längst fest, daß dieser Verkehr vor allem ausgebaut und die Versendung an Private außerhalb des territorialen Bezirks der Bibliothek auf die besonders begründeten Fälle beschränkt werden muß. Die Bibliotheken sollten deshalb nach Orten, an denen öffentliche Bibliotheken bestehen, ganz konsequent nur durch diese verleihen. Das mag bei der Bestellung und beim Empfang der Bücher manchem etwas lästig sein, dafür wird ihm die mit der Rücksendung verbundene Unbequemlichkeit abgenommen. Vor allem aber sollten die kleineren Bibliotheken Vorkehrungen treffen, daß sie durch Sammelsendungen ihren Benutzern die Bücher von auswärts billiger verschaffen, als es durch den privaten Verkehr möglich ist, tunlichst zu einem festen Satz für den Band, ähnlich wie im preußischen Leihverkehr. Anstatt eine auf falsche Voraussetzungen gegründete Anklage zu erheben, hätte der Verfasser des Artikels in der Allgemeinen Zeitung nach jener Richtung sich bemühen sollen. Wir sind überzeugt, daß er bei seiner Universitätsbibliothek volles Verständnis dafür gefunden hätte.

*

Kleinere Mitteilungen.

§. Das deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes hat nach dem Bericht der letzten in Eisenach stattgehabten Vertreterversammlung der deutschen evangelischen Kirchenregierungen eine gute Entwicklung genommen. Da Einzelheiten über dies Institut so gut wie unbekannt sind, dürften einige Mitteilungen über den Zweck und die Einrichtungen desselben des Interesses weitester Kreise sicher sein. Bei der unter Teilnahme des Kaisers stattgefundenen Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem hatte Oberkonsistorialpräsident v. Schneider (München) namens der evangelischen Kirchenregierungen vor dem Kaiser die Bereitwilligkeit ausgesprochen, ein deutsches evangelisches Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes in Jerusalem zu errichten. Die beabsichtigte Einrichtung wurde am 19. Juni 1900 durch die deutsche evangelische Kirchenkonferenz in Eisenach einmütig gutgeheißen und trat nach landesherrlicher Genehmigung des Kaisers am 22. Mai 1902 ins Leben. Man erblickt in der Ausführung des Planes ein wertvolles Zeugnis für das alle evangelischen Landeskirchen Deutschlands umschließende Band gemeinsamer evangelischer Interessen und Aufgaben. Das Institut verfolgt nach der Stiftungsurkunde den Zweck, auf dem Gebiet der biblischen und kirchlichen Altertumswissenschaft die Beziehungen zwischen den Stätten der heiligen Geschichte und zwischen der gelehrten Forschung und dem Interesse der christlichen Frömmigkeit in der evangelischen Kirche zu pflegen. Sie hat ihren Sitz in Berlin und unterhält eine den obigen Zwecken gewidmete Anstalt zu Jerusalem. Das Institut soll als gemeinsames Werk der gesamten evangelischen Landeskirchen Deutschlands deren gemeinsames Interesse an der Pflege der evangelischen Altertumswissenschaft des heiligen Landes betätigen und von ihnen gemeinsam getragen und unterhalten werden. Es wird vertreten und verwaltet durch einen Vorstand, der seinen Sitz in Berlin hat. Er besteht 1. aus drei von der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz aus ihrer Mitte abgeordneten Mitgliedern, deren Auftrag sechs Jahre läuft; 2. aus einem Abgeordneten des Kuratoriums

der Jerusalem-Stiftung; 3. aus einem vom Vorstand des deutschen Palästinavereins abzuordnenden evangelischen Mitglied dieses Vereins. Als Vorsteher der in Jerusalem errichteten Anstalt ist ein mit der biblischen und kirchlichen Altertumswissenschaft und mit den Verhältnissen Palästinas vertrauter Gelehrter zu dauerndem Aufenthalt nach Jerusalem entsendet, um daselbst nach näherer Bestimmung einer vom Stiftungsvorstand ihm zu erteilenden Geschäftsanweisung die Leitung der Forschungsarbeiten, die Einweisung und Anleitung der nach Jerusalem entsandten Institutsgenossen, die Verwaltung der Instituteinrichtungen (Sammlungen, Bibliothek), sowie die Wahrnehmung der Institutsinteressen im heiligen Lande zu übernehmen. Als Genossen des Instituts werden a) jüngere evangelische Theologen entsandt, welche auf Grund dargetaner Befähigung für archäologische Forschung dem Vorsteher als Mitarbeiter zur Seite treten. Neben diesen können b) auch solche junge Theologen entsandt werden, die mit tüchtiger wissenschaftlicher Ausrüstung ein lebendiges Interesse für die biblischen und kirchlichen Altertümer und die Kenntnis des heiligen Landes verbinden und, indem sie ihre biblischen Studien durch örtliche Anschauungen abrunden, geeignet erscheinen, den Ertrag der letzteren unmittelbar für das heimische Kirchenleben fruchtbar zu machen. (Stipendiaten.) Den in Jerusalem ansässigen, sowie gastweise anwesenden evangelischen Deutschen wie auch evangelischen Ausländern, die auf Reisen begriffen sind, ist, sofern sie gehörig legitimiert sind, die Mitbenutzung der Bibliothek des Instituts, sowie die Teilnahme an den öffentlichen Vorträgen und den Lehrausflügen, welche von demselben veranstaltet werden, offen zu halten. Die Ernennung des Vorstehers der Anstalt erfolgt durch den Stiftungsvorstand und bedarf der Bestätigung des Kaisers. Die sachlichen Kosten der Forschungen, insbesondere der Ausgrabungen, werden vom Palästina-Verein übernommen. Die Kosten für Gehalt des Vorstehers und sonstige Generalkosten werden auf die evangelischen Kirchen Deutschlands verteilt. Die Stipendien und Reisekosten der nach Jerusalem entsandten Theologen werden von denjenigen Kirchenregierungen getragen, auf deren Vorschlag die Berufung erfolgt.

Hochschulnachrichten.

* **Marburg.** Dem Konsistorialrat J. Ney zu Speyer ist wegen seiner Verdienste um die Kenntnis der Geschichte des Speyerer Reichstags von 1529 und um die Erbauung der Protestationskirche daselbst von der theologischen Fakultät der hiesigen Universität der Titel eines Dr. theol. honoris causa verliehen worden.

hc. **Münster i. W.** Der außerordentliche Professor für Kirchengeschichte, Patrologie und Dogmengeschichte an der hiesigen Universität Dr. theol. Franz Diekamp ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

hc. **Braunsberg.** Der seit 1900 als Privatdozent für alttestamentliche Exegese in der theologischen Fakultät des Lyceum Hosianum zu Braunsberg wirkende Dr. theol. Alfons Schulz, Religions- und Oberlehrer am dortigen Gymnasium, ist zum außerordentlichen Professor für biblische Exegese am Braunsberger Lyceum ernannt worden.

* **Königsberg.** Die durch die Berufung des Professors Dr. A. Manigk zum ordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität entstandene Vakanz ist, wie die Königsberger Hartungsche Zeitung mitteilt, in der Weise besetzt worden, daß die Privatdozenten Dr. P. Knoke und Dr. J. Gierke, beide aus Göttingen, je ein Extraordinariat für römisches bezw. deutsches Recht erhalten haben. Dr. P. Knoke ist bereits im Sommersemester vertretungsweise an der Albertina tätig gewesen.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. med. Karl Kolb in München: Der Einfluss von Boden und Haus auf die Häufigkeit des Krebses nach Detail-Untersuchungen in Bayern. München 1904. J. F. Lehmann. 146 S. (6 Tafeln). — Dr. F. Stolze: Das entschleierte Bild zu Sais. Sozialer Roman. Rostock 1904. C. J. E. Volkmann (Volkmann & Wette). 358 S. — Hermann Plaut: Japanische Konversations-Grammatik mit Lesestücken u. Gesprächen (Methode Gaspey-Otto-Sauer.) Heidelberg. Paris. London. Rom. St. Petersburg 1904. Jul. Groos. XI u. 370 S. — A. L. Wolynski: Anton Tschechow. (Autorisierte Uebersetzung von Josef Melnik.) Frankfurt a. M. 1904. Literarische Anstalt Rütten u. Loening. 30 S. — Dr. Theodor Frhr. von der Goltz, Geh. Regierungsrat, o. ö. Professor an der Rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität und Direktor der Landw. Akademie Bonn-Poppelsdorf: Agrarwesen und Agrarpolitik. (Zweite umgearbeitete und durch ein Agrarprogramm vermehrte Auflage.) Jena 1904. Gustav Fischer. 330 Seiten.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

[Ja]hrgang 1904. München, Freitag, 2. September. Nummer 201.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Zur Geschichte des Unterrichtswesens im Luxemburger Lande.

Von Tony Kellen.

Infolge seiner geographischen Lage hat das Luxemburger Land von jeher unter dem Einfluß der deutschen und der französischen Kultur gestanden. Als Herzogtum war es viermal größer als jetzt; es umfaßte damals auch einen französischen und einen wallonischen Bezirk, und schon deshalb mußte man auch der französischen Sprache Rechnung tragen. Lange Zeit wurde das Französische sogar fast ausschließlich gepflegt, und erst allmählich sind beide Sprachen als gleichberechtigt anerkannt worden. In der Geschichte des Landes finden wir deshalb überall einen gewissen Zwiespalt, was Bildung und Unterricht, Anschauungen und Sitten betrifft.

Gerade die Geschichte des Unterrichts ist bei diesen eigentümlichen Verhältnissen von besonderem Interesse, und es war deshalb ein glücklicher Gedanke, wenigstens einmal einen großen Teil des in den Archiven und Bibliotheken vergrabenen Materials zu dieser Geschichte weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Kürzlich ist nämlich aus Anlaß des dreihundertjährigen Bestehens des Athenäums in Luxemburg, das allerdings schon 1903 hätte gefeiert werden können, aber erst am Schluß des Schuljahres, im August dieses Jahres, begangen worden ist, eine Festschrift erschienen, die von bleibendem Wert ist: „Histoire de l'instruction publique dans le Grand-duché de Luxembourg. Recueil de mémoires publiés à l'occasion du troisième centenaire de la fondation de l'Athénée grand-ducal de Luxembourg" (Imprimerie Joseph Beffort, Luxembourg, 1904). Es ist ein schöner stattlicher Band von 682 Seiten groß Oktav, dessen Herausgabe sicher nur durch die Liberalität der großherzoglichen Regierung ermöglicht worden ist.

Die erste Hälfte des Bandes füllt die Abhandlung „Esquisse de l'histoire de l'enseignement et de l'instruction dans le Luxembourg", von dem durch seine zahlreichen Beiträge zur Geschichte des Luxemburger Landes bekannten Prof. N. van Werveke. Er hat darin das bisher zugängliche Material über die Geschichte des Unterrichtswesens verarbeitet und zwar hauptsächlich vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus, während Prof. Martin d'Huart speziell die Gründung und die Lehrpläne des Athenäums behandelt. Letzterer veröffentlicht auch zum erstenmal mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen den „Commentarius de erectione et gestis Collegii Societatis Jesu Luxemburgensis 1570—1608", den der Rektor des Kollegiums, Johann Baptist v. Florbecq, 1662, nach den Akten des Archivs redigiert hat. Dazu kommt noch ein kleinerer Beitrag von Prof. J. Wilhelm über die Schule der Abtei Altmünster, die die Wiege des Unterrichts im Luxemburger Lande bildete.

Da das Luxemburger Land früher einen viel größeren Umfang hatte als heute, kommen für die mittelalterliche Zeit hauptsächlich in Betracht: die Schulen von Lüttich (ein Teil des Landes gehörte zur Lütticher Diözese), St. Hubert, Orval, Echternach und Münster bei Luxemburg. Die Schule der Benediktinerabtei Münster oder Altmünster in der Unterstadt Clausen bildete lange Zeit den Mittelpunkt der geistigen Bildung; sie besaß das Monopol des lateinischen Unterrichts, das ihr schon 1225 von dem Erzbischof Theodorich von Trier bestätigt worden war. In dieser Schule wurde nur im Winter unterrichtet, und da die Abtei in der Unterstadt lag, die Tore der befestigten Oberstadt aber spät geöffnet und früh geschlossen wurden, so daß die Kinder nur vier oder fünf Stunden täglich die Schule besuchen konnten, wurden mehrfach Versuche gemacht, auch in der Oberstadt Schulen zu errichten, aber auch Maximilian von Oesterreich und Maria von Burgund beseitigten 1480 das Privileg der Münsterabtei und gestatteten der Stadt, Schulen zu gründen. Infolge dieses Dekrets entstanden die ersten Gemeindeschulen. Bemerkenswert ist übrigens, daß schon damals in den Schulen das Zweisprachensystem herrschte, denn es wird uns ausdrücklich berichtet, daß aus dem Herzogtum Bar und anderen Nachbarländern Kinder nach Luxemburg geschickt wurden, um Deutsch und Französisch zu erlernen („afin de aprendre les langaiges françois et thiois."). Die Münsterabtei wurde wahrscheinlich im Jahre 1543 von den Franzosen in Brand gesteckt und nicht wieder aufgebaut, so daß heute nicht die geringste Spur mehr davon vorhanden ist.

Die Abtei Orval, die in der französischen Revolution zerstört wurde, und von deren gewaltigem Umfang noch jetzt die umfangreichen Ruinen Zeugnis ablegen, besaß eine Schule, über die uns allerdings nur wenig Nachrichten erhalten sind. Daß die Geisteskultur dort aber in hoher Blüte stand, können wir aus den Manuskript- und Bücherschätzen schließen, von denen erfreulicherweise ein großer Teil der Zerstörungswut der Revolutionäre entging. In der luxemburgischen Nationalbibliothek befinden sich jetzt noch 72 Manuskripte aus Orval (fast alle aus dem 13. und 14. Jahrhundert, und zwar aus dem Gebiete der Theologie, der klassischen Literatur und der Geschichte). Die Echternacher Schule gehörte zu der von dem hl. Willibrord gegründeten Abtei. Etwa hundert Manuskripte der Echternacher Benediktiner sind in die Pariser Nationalbibliothek gelangt, während die minder wichtigen nach Luxemburg gekommen sind (einige auch nach Gotha und nach Trier).

Neben den Klosterschulen gab es in den Städten Pfarrschulen, in denen Geistliche Unterricht in der Reli-

gion, im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilten. Seltener waren die Gemeindeschulen, von denen die älteste wohl die der Hauptstadt Luxemburg war. Diese war die Fortsetzung der früheren Münsterschule. Die Mönche der ehemaligen Münsterabtei scheinen übrigens später noch eine Konkurrenzschule gegründet zu haben, denn 1627 entschied der Provinzialrat in Luxemburg, daß „alle nebenscholen, so durch obgen. richter und scheffen ausdrücklich nicht approbirt noch zugelassen, abverschafft werden sollen". Die Stadt widmete ihrer Schule wenig Sorgfalt. Von allen städtischen Beamten war der „stattschoulmeister" am schlechtesten bezahlt; er erhielt nur 35 Florin jährlich und erst von 1755 an 200 Florin. Allerdings erhob er von den Kindern ein Schulgeld, aber „von den bemittelten soll er mehr nicht als 6 Stüber monatlich fordern" und die Zahl seiner Schüler war sicher auch nicht hoch, da neben den Gemeindeschulen noch Pfarrschulen bestanden, deren Unterricht den meisten Familien für ihre Kinder genügte. 1793 gab die Stadt ihre Schule ganz auf und sie verteilte die Summe von 200 Florin unter acht Privatschulmeister der Ober- und Unterstadt. Nach der Schulordnung von 1793 „ist es keinem erlaubt, in der Stadt Lützemburg Schulen zu halten, welcher hierzu keine Erlaubnis hiesiges Magistrats und des Seelsorgers der Pfarre, in welcher die Schule aufgerichtet wird, wird erhalten haben. . . Müssen die Schulmeister und Schulmeisterinnen denen gemelten Magistrat und Seelsorger als Oberaufseher gehorsam sein. . . Sollen die Kinder in 3 Klassen eingeteilt werden. Die 1. Klasse machen aus jene Kindern, welche die Buchstaben lernen. Die 2. Klasse besteht in jenen Kindern, welche buchstabieren. Und die 3. Klasse in jenen, welche lesen, und damit dieses mehr leicht geschehe, sollen die Kinder der 1. und 2. Klasse ein ABC-Buch und die Kinder der 3. Klasse den Katechismus Scouville oder ein mit Erlaubnis der Hohen Obrigkeit gedrucktes Evangelium-Buch, von nemlicher Auflage, haben".

Während die Pfarrschulen von Knaben und Mädchen besucht wurden, war die Gemeindeschule in Luxemburg nur für Knaben bestimmt. Ueberhaupt wurde der Mädchenunterricht so vernachlässigt, daß noch im 17. und 18. Jahrhundert nur sehr wenige Frauen schreiben konnten. Die erste Töchterschule wurde 1627 von der Congregatio B. M. V. in Luxemburg gegründet, wo sie noch jetzt besteht.

Während in Arlon die Schulen in einem trostlosen Zustande waren infolge der schweren Unglücksfälle, unter denen die Stadt zu leiden hatte, besaß die Abtei St. Hubert zwei Schulen: eine für die Novizen und eine für die weltlichen Schüler; erstere wurde im Laufe der Zeit in eine Pfarr- und Gemeindeschule umgewandelt, während letztere mit der Aufhebung der Abtei verschwand.

Auf dem Lande geschah lange Zeit fast gar nichts für den Bau von Schulen und den Unterricht der Jugend. Unter der spanischen Herrschaft in der Reformationszeit kümmerte sich die Regierung nur soweit um die Schulen, als sie es für notwendig hielt, um das Eindringen des Protestantismus zu verhindern. Während der österreichischen Periode (1715—1795) geschah dagegen viel mehr für die Schulen, sowohl seitens der Kirche und des Staates, wie auch seitens der Landgemeinden; die Zahl der Schulen auf dem flachen Lande nahm bedeutend zu, und sie wurden vom Staate reichlich mit Geldmitteln unterstützt. Aus den Dokumenten, die N. van Werveke über die Gründung und Einrichtung der Schulen in einer Reihe von Ortschaften mitteilt, geht hervor, daß die meisten Schulen nur im Winter besucht wurden, da in der guten Jahreszeit die Kinder zu Hause und auf dem Felde helfen mußten. Wo Stiftungen bestanden, war der Unterricht unentgeltlich. Im übrigen war das Schulgeld verschieden, je nachdem die Kinder lesen und schreiben oder nur lesen lernten. Viele Schulen wurden von Geistlichen gegründet oder geleitet; wo aber keine Stiftungen waren, wählte man bald einen geistlichen, bald einen weltlichen Lehrer, je nach den Mitteln, über die die Ortschaft verfügte. Im allgemeinen waren die Lehrer herzlich schlecht bezahlt und zum Teil auf Naturalien angewiesen. Die Vorbildung der Lehrer war vielfach außerordentlich mangelhaft. Es waren Leute aus allen Arbeiterständen, Maurer, Schuster und Schneider, die die Schulmeister spielten. 1792 suchte die Pfarre Ruette bei Virton in dem damaligen Herzogtum Luxemburg einen Schulmeister, der Junggeselle von 30 Jahren und möglichst auch Schneider sein mußte. Noch 1823 wird in einem amtlichen Bericht festgestellt, daß die Schulmeister zumeist von Haus zu Haus gehen müssen, um Essen zu erhalten. Der Provinzialrat hatte schon 1753 den Schulbesuch während den Monaten November, Dezember, Januar und Februar vorgeschrieben, aber die Vorschrift wurde nur mangelhaft beachtet. Deshalb ist es leicht erklärlich, daß in den Notariatsakten des 18. Jahrhunderts unter den Beteiligten zumeist 50—100 Prozent Analphabeten sind. Außer der Gleichgültigkeit der Bevölkerung, wie auch der weltlichen und kirchlichen Behörden waren zum großen Teil auch die Kriegsunruhen an diesem Zustand schuld, denn Luxemburg ist Jahrhunderte hindurch der Zankapfel verschiedener Mächte gewesen, so daß es fast nie zu einer ruhigen Entwicklung in geistiger und wirtschaftlicher Beziehung gelangen konnte.

Erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts haben die Volksschulen im Lande eine durchgreifende Verbesserung erfahren. Sie stehen jetzt denen der größeren Nachbarländer sicher nicht nach. Bemerkenswert ist übrigens, daß in den Primärschulen, wie sie dort genannt werden, auch Unterricht im Französischen erteilt wird. Dies ist natürlich von großem Wert für die Schüler, die die mittleren Lehranstalten besuchen wollen, sowie auch für die übrige männliche und weibliche Jugend, die zu ihrer Fortbildung oder ihrer Erwerbstätigkeit zeitweilig oder für immer nach Frankreich oder Belgien geht. Das Land ist eben zu klein, um all seinen Kindern Fortkommen zu gewähren. Die Volksschulen werden von den Kindern aller Klassen und Stände besucht, da die Aufnahmen an den mittleren Anstalten erst nach dem vollendeten 12. Lebensjahre erfolgt.

Die ersten Anstalten für mittleren Unterricht wurden von den Hieronymiten oder Brüdern des gemeinsamen Lebens, besonders aber von den Jesuiten gegründet. Die bedeutendsten Anstalten befanden sich in Marche und in Luxemburg, beide von Jesuiten errichtet. Das Jesuitenkollegium in Luxemburg, über dessen Gründung der jetzt veröffentlichte Commentarius[1]) eingehend berichtet, verdankte sein Entstehen hauptsächlich dem Jesuitenpater Antonius Houst, auf dessen Veranlassung Peter Ernst Graf von Mansfelt, Gouverneur des Herzogtums Luxemburg, schon 1577 bei den in Luxemburg versammelten drei Ständen beantragte, für die Gründung eines Kollegiums und eines Seminars Jesuiten nach Luxemburg zu berufen. Aber erst 1583 kamen zwei Jesuiten dorthin, und erst am 1. Oktober 1603 konnte das neue Kollegium in Gegenwart des Gouverneurs eröffnet werden. Die Zahl der Schüler betrug schon im ersten Jahre 200 — ein Beweis, daß die Anstalt einem wirklichen Bedürfnis entsprach. Sie nahm in den folgenden Jahren noch bedeutend zu (sie betrug zuletzt 700—800). Eine große Zahl angesehener Männer ist aus der Anstalt hervorgegangen, bis 1773 der Jesuitenorden in allen Ländern der österreichischen Monarchie aufgehoben wurde. Maria Theresia sorgte für die Fortführung der Anstalt, allein es fehlte an geeigneten Lehrern, die der deutschen und der französischen Sprache mächtig waren. Die Geistlichen, die im Sinne der neuen Ideen jener Zeit in Löwen studiert hatten, fanden als Lehrer am Gymnasium in Luxemburg eine kühle Aufnahme. Die Zahl der Schüler sank auf 400, und bei der Einnahme der Stadt durch die Franzosen wurde die Anstalt aufgehoben. Doch wurde sie unter der französischen Herrschaft 1797 als Ecole centrale wieder errichtet und 1802 in eine Mittelschule (Ecole secondaire) umgewandelt, in der Sprachen und Wissenschaften gleichen Anteil fanden, bis sie 1817 die Bezeichnung Athenäum erhielt, die jetzt noch in Belgien üblich ist. Als solches um-

[1]) Das Manuskript befindet sich jetzt in der Jesuitenbibliothek in Exaeten (Holländisch-Limburg).

faßt sie seit 1848 ein Gymnasium und eine Industrieschule, letztere mit einer Handelsabteilung und einer eigentlichen Industrieabteilung.

Professor Martin d'Huart behandelt nur die Geschichte der Gründung des Jesuitenkollegiums hauptsächlich nach den bisher unveröffentlichten Dokumenten im Regierungsarchiv. Die weitere Entwicklung der Anstalt wird er in einem späteren Werke darstellen.[2]) Schon jetzt hat er aber seiner ersten Arbeit eine interessante Abhandlung beigefügt: „Les programmes d'études de l'ancien Collége et de l'Athénée de Luxembourg, 1603—1903." Diese Arbeit enthält so wertvolles Material zur Geschichte des Unterrichtswesens, daß sie wohl verdient, für eine deutsche Fachzeitschrift oder eine Sammlung einschlägiger Abhandlungen übersetzt zu werden, da es wohl kaum eine andere Anstalt gibt, die unter dem Einfluß verschiedener Herrschaften und Sprachen solche Wandlungen erfahren hat, wie das Athenäum, dessen Lehrpläne zumeist die Fortschritte im Unterrichtswesen der Nachbarländer widerspiegeln.

Außer dieser Anstalt gibt es gegenwärtig noch ein Gymnasium in Diekirch[3]) und ein Progymnasium in Echternach. In sämtlichen Anstalten sind Deutsch und Französisch die Hilfssprachen, und zwar werden in deutscher Sprache gelehrt: Religionslehre, deutsche, griechische und lateinische Sprache (diese beiden in den unteren Klassen), englische Sprache, Geschichte und Geographie (in den unteren Klassen) und Philosophie; in französischer Sprache werden dagegen gelehrt: französische Sprache, lateinische und griechische Sprache (in den oberen Klassen), Mathematik, Geschichte und Geographie (in den oberen Klassen), römische Altertümer, Naturgeschichte, Physik und Chemie.

Eine Universität hat das Luxemburger Land auch in seiner größten Ausdehnung nie gehabt. Die Studierenden mußten deshalb stets ins Ausland gehen. Die meisten Universitäten in Frankreich, Deutschland, Italien und Belgien haben unter ihren Hörern und auch unter ihren Lehrern eine Anzahl Luxemburger aufzuweisen. Eine Zeit lang wurde von seiten der Regierung der Besuch der Universität Löwen vornehmlich begünstigt. Von dieser Universität wurden sogar, besonders im 18. Jahrhundert, viele Pfarrstellen im Luxemburger Lande verliehen. Diejenigen Kleriker, die nicht die Mittel für den Besuch einer Universität besaßen, begnügten sich mit dem Studium der Theologie in den Klosterschulen oder einzelnen anderen Anstalten. Erst unter Maria Theresia wurde ein eigentliches Priesterseminar in Luxemburg errichtet. Obschon die Luxemburger Studenten ausländische Universitäten besuchen müssen, sind sie doch verpflichtet, die Prüfungen für akademische Grade und zur Ausübung gewisser Erwerbszweige in ihrer Heimat zu bestehen.

N. van Werveke hat aus den bisher erschienenen Werken über die Hörer der verschiedenen Universitäten in früherer Zeit (Italien, Köln, Löwen, Heidelberg u. s. w.) diejenigen Studenten herausgesucht, die aus dem Luxemburger Lande stammten. Er führt im ganzen 576 Hörer an (zum Teil mit biographischen Notizen), doch sind dabei nur die Studenten berücksichtigt, die in Löwen von 1432 bis 1443 immatrikuliert wurden oder von 1428 bis 1568 dort die licence ès arts erworben haben, ferner die Hörer der Universität Heidelberg von 1386 bis 1807, und die Hörer der Universität Köln von 1389 bis 1466. Von anderen Universitäten, wie Douai, Paris, Padua u. s. w., sind nur einige Namen aufgenommen.[4])

[2]) Einen Teil dieser Geschichte hat bereits Dr. N. Gredt behandelt: L'Athénée de Luxembourg de 1839 à 1889. Luxembourg 1893 in 4⁰.

[3]) Vgl. Le Gymnase de Diekirch de 1830 à 1894 par Aug. Mullendorff. Luxembourg 1894, in 4⁰. (Gehört wie der vorige Band zur Statistique historique du Grand-duché de Luxembourg.

[4]) Die Biographien der Luxemburger, die dem Collegium Germanicum in Rom angehört haben, hat Pfarrer M. Blum bereits veröffentlicht. („Das Collegium Germanicum zu Rom und dessen Zöglinge aus dem Luxemburger Lande." Luxemburg 1899.)

Der Verfasser glaubt, daß man bei Durchsuchen aller Universitätsmatrikeln mindestens mehrere Tausend Luxemburger auffinden würde. Schon jetzt kann man aus dem vorliegenden Material erkennen, welche Universitäten zeitweilig je nach der herrschenden Geistesrichtung bevorzugt wurden. Von luxemburgischen Professoren an Universitäten in älterer Zeit erwähnt der Verfasser: Nikolaus von Bettemburg in Heidelberg, Havelange, Henschling und Dubois in Löwen, Hargard und Gircken in Köln, Holler, Enschringen und Reuter in Trier, Latomus in Köln, Freiburg, Trier und Paris, Sittard in Prag, Lenz und Nikolaus von Luxemburg in Wien, Roberti in Douai und in Trier, Sleidanus und Sturm in Straßburg, Sittard in Graz und Vermils in Wien und in Löwen. Eine eingehendere Arbeit hierüber stellt der Verfasser in Aussicht.

Der Ursprung des Tiroler Landesverteidigungswesens.

Von Prof. Dr. Wilhelm Erben (Innsbruck).

(Schluß.)

An dem Wehrwesen des größeren Teils der österreichischen Länder ist die starke Bewegung zur Reform des Landesaufgebots, welche um das Jahr 1600 Maximilian von Bayern und Moriz von Hessen ins Werk gesetzt hatten, fast spurlos vorübergegangen. An literarischen Nachwirkungen fehlt es allerdings nicht. Im Jahre 1604 soll in Prag, der Residenzstadt Rudolfs II., eine bisher nur handschriftlich bekannte Denkschrift gedruckt worden sein, deren Verfasser sich Mathias Freyberger, bestellter Hauptmann zu Brandeis in Böhmen, nennt. Acht Jahre später hat Georg Fuchs zum Gastein, ein erfahrener Kriegsmann, dem wir auch eine in Linz gedruckte Kriegshistorie verdanken, eine Landesdefensionsordnung für Böhmen, Mähren, Oesterreich unter und ob der Enns verfaßt. Sowohl Freyberger wie Fuchs stehen in dem Bannkreis derselben Gedanken, welche die protestantische Partei zu ihrem militärischen Programm macht; sie befürworten die Abrichtung des Landvolks, ja Fuchs gibt ganz in der Art des Landgrafen Moriz detaillierte Vorschriften für den hierbei einzuhaltenden Lehrgang. Zu praktischen Ergebnissen haben diese Schriften ebensowenig geführt wie die Klagen des Erzherzogs Ferdinand über die Unterlassung jeder Musterung des innerösterreichischen Landvolkes. In Steiermark, Kärnten und Krain und wohl auch in Oesterreich unter der Enns waren die Stände mit den Lasten der Grenzverteidigung gegen die Türken beladen und dieser Aufgabe schienen wohl nur geworbene Krieger, nicht die abgerichteten Bauern gewachsen. Im Lande ob der Enns hat man gleichwie im Erzstift Salzburg sich mit der Bereitstellung der für das Aufgebot erforderlichen Waffen begnügt. Der kriegerische Erzbischof Wolf Dietrich hat freilich wiederholt sein Landvolk aufgeboten, um im Westen und Osten die Grenzen zu besetzen, aber von einer Abrichtung ist dabei nicht die Rede. Im Lande ob der Enns scheint schon die Anschaffung der Waffen böses Blut gemacht und die Widersetzlichkeit der Bauern vermehrt zu haben. Man kann hier zwar wiederholt von dem Aufgebotsrecht Gebrauch gemacht, aber zu regelmäßiger Einberufung des Landvolks zum Zweck der Waffenübung ist es nicht gekommen. Noch im Jahre 1641 traten die Stände des Landes ob der Enns in warmer Denkschrift für eine Neuerung ein, die, wie wir nun sehen, genau dem hessischen Vorbild nachgeahmt war; zweimal im Jahre, so meinten sie, möge vor den höheren Offizieren allgemeine Musterung, verbunden mit dreitägiger Uebung, gehalten werden, während des Sommers aber sollten an jedem Sonntag die Aufgebotenen bei den im Lande verstreuten Rüstkammern von den in der Nähe einzuquartierenden Unteroffizieren durch zwei bis drei Stunden exerziert werden. Dieser wohlgemeinte Antrag, auf

den die Stände im Jahre 1643 bei der drohenden Schwedengefahr nochmals zurückkamen, ist von der Regierung unbeachtet geblieben; sie trug wohl Bedenken, den Bauern des Landes, die auch ohne militärische Schulung wiederholt die Kraft zu eigenmächtiger Erhebung in sich gefühlt hatten, die für den Kampf erforderliche Schulung zuteil werden zu lassen. Versuche in gleicher Richtung wurden 1620 in Görz, 1677 in Mähren angestellt; es scheint aber, daß sie ebenso erfolglos blieben, wie die auf Abrichtung des Landaufgebots gerichteten Vorschläge, welche unter **Karl VI.** und Maria Theresia wiederholt auftauchten.[4])

Das einzige unter den österreichischen Ländern, welches die in Bayern und in den Kreisen der Union verbreitete Reform der Landesdefension in seinen Grenzen nachweislich durchgeführt sah, ist Tirol. Nicht von den Ständen, wie in Oberösterreich, sondern von dem Landesfürsten ist hier der Anstoß gegeben worden. Erzherzog Maximilian, der fünfte unter den sieben Söhnen des protestantenfreundlichen Kaisers Maximilian II., war in manchem anders geartet als seine älteren Brüder. Im Gegensatz zu der scheuen, schwerbeweglichen Natur, die an Rudolf II. zum schärfsten Ausdruck gelangt, war Maximilian trotz der schwierigen und weitreichenden diplomatischen Unterhandlungen, die er zu führen hatte, von offenem Wesen, er scheint Vertrauen ebenso leicht erworben wie gewährt zu haben. Sein bewegtes Leben, das ihn im Jahre 1588 als vom Glück nicht begünstigten Thronwerber nach Polen, 1595 als den Brautführer seiner Grazer Cousine Maria Christierna an die siebenbürgische Grenze, 1600 zum Besuch seiner Mutter nach Madrid und wiederholt in die Niederlande führte, die kriegerische und nicht unrühmliche Tätigkeit, die er in den Jahren 1594 bis 1596 als Feldherr in Kroatien und Oberungarn entwickelte, mögen ihm Frische und Empfänglichkeit des Geistes bewahrt haben. Die Würde des Deutschmeisters, die er als erster unter den Prinzen des habsburgischen Hauses bekleidete, gab ihm mannigfache Beziehungen zu den schwäbischen, fränkischen und rheinischen Landen. Weit öfter als irgend einer der Brüder ist Maximilian ins Reich gekommen, sei es in seine Ordensresidenz Mergentheim, sei es an den Hof befreundeter Fürsten. Teils im Auftrage des Kaisers, teils auch im eigenen Interesse hat er mündlich und schriftlich mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja mit den Führern der Aktionspartei, Kurpfalz und Anhalt, unterhandelt. Zu ihm, der in späteren Jahren, wie ein brandenburgischer Gesandter schreibt, das wahre Ebenbild seines Vaters war, mochten die protestantischen Fürsten stärkeres Vertrauen haben als zu Rudolf und Mathias. War es doch in den Jahren 1605 bis 1608 nahe daran, daß man ihm mit Umgehung seines älteren Bruders die deutsche Krone übertragen hätte.

Maximilian, der auch als Deutschmeister sich durch die zeitgemäße Reform der Ordensstatuten gesetzgeberisch betätigt hat, faßte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt in Tirol eine Neuordnung des Defensionswesens ins Auge. Ob er dazu durch das bayerische Beispiel ermuntert war, ist fraglich; denn Herzog Maximilian sorgte eifersüchtig für die Geheimhaltung seiner auf diesem Gebiet getroffenen Maßregeln. Sicher hatte der Erzherzog schon damals Nachrichten über die Bestrebungen des Landgrafen Moriz von Hessen. Noch im Juli 1602, also im Monat seines Regierungsantrittes, sandte der Erzherzog einen seiner vertrauten Räte, Konrad v. d. Than, zu dem Landgrafen und beauftragte ihn neben der Erledigung anderer politischer Fragen auch damit, die neue hessische Defensionsordnung kennen zu lernen. v. d. Than blieb bis zum Oktober 1602 in Hessen und hatte dort, obwohl er den Landgrafen selbst nicht antraf und obwohl bald darauf die Beziehungen dieses Fürsten zu Erzherzog Maximilian abgebrochen werden mußten, gewiß reichliche Gelegenheit, auszukundschaften, was unter dem Defensionswerk zu verstehen sei. Die Abrichtung des aufgebotenen Landvolks war ja eine Sache, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte; andere Details, wie die Art der Waffenbeschaffung und -aufbewahrung mag der Gesandte, wie er selbst sagt, beim Schlaftrunk seinen hessischen Freunden herausgelockt haben.[5])

So war Erzherzog Max unter den Ersten, die ein zuverlässiges Bild von den Neuerungen im Wehrwesen besaßen, die, von Hessen und der Pfalz ausgehend, bald zu einem wichtigen Programmpunkt der protestantischen Partei werden sollten. Er hatte auf Grund seiner eigenen reichen militärischen Erfahrung Urteil genug, um die großen Vorteile des Systems zu erkennen. Er hatte dank seiner vielfachen politischen Beziehungen zum Reich Unbefangenheit genug, um das Gute auch dann anzunehmen, wenn es vom Gegner stammte. Ohne Zeitverlust ging er daran, die neue Form des Defensionswesens auf Tirol zu übertragen.

Im Jahre 1604 hören wir von einer allgemeinen Musterung in Tirol. Eine solche, längere Zeit in Anspruch nehmende Zählung der gesamten waffenfähigen Mannschaft war ja als Vorarbeit für die weiteren Maßregeln unerläßlich. Auf dieser Musterung beruht in der Hauptsache die am 7. Juli 1605 von dem Erzherzog veröffentlichte neue Zuzugsordnung für Tirol, ein Gesetz, das man mit viel höherem Rechte die Grundlage des tirolischen Wehrwesens nennen kann als das Libell von 1511.[6]) Während man sich 1511 damit begnügt hatte, die je nach der erforderlichen Stärke des Aufgebots zu stellende Mannschaft nur in großen Gruppen anzugeben, finden sich in der Ordnung von 1605 die Detailzahlen für jedes Landesviertel und für jedes einzelne Gericht berechnet. Ueberdies ist die Verhältniszahl der Pikeniere und Kurzgewehre, der Musketiere und Schützen festgesetzt, und zwar in einer Weise, die dem Feuergewehr ein für jene Zeit höchst bedeutendes Uebergewicht über die blanke Waffe gab. Sehr beachtenswert sind ferner die an die Zahlen jedes einzelnen Viertels angeschlossenen Bestimmungen über die Verwendungsart dieser Streitmacht. Sorgfältig sind die Möglichkeiten eines Angriffs von dieser oder jener Seite und auch das etwaige Zusammentreffen gleichzeitiger Angriffe von mehreren auswärtigen Gegnern erwogen und es sind diesen verschiedenen Fällen entsprechende Maßregeln der Verteidigung, sei es der einzelnen Viertel oder mehrerer gemeinsam, gegenübergestellt. So gestaltet sich die Zuzugsordnung von 1605 zu einem für die Geschichte der Landesverteidigung weit wertvolleren Denkmal als das Libell von 1511.

Von noch größerem geschichtlichen Interesse sind aber die Sätze der Zuzugsordnung von 1605, welche von der schon im Frieden eintretenden Organisation und den Befehlshabern des Aufgebotes und von der Abrichtung des Landvolks handeln. Sie sind freilich viel knapper gefaßt, als wir wünschen möchten, aber sie lassen dennoch keinen Zweifel darüber, daß nunmehr das in Bayern, Hessen und anderen Teilen des Reiches befolgte System auch für Tirol zum Gesetz erhoben wurde. Den aus dem Landadel genommenen Viertelhauptleuten werden kriegserfahrene Männer gegen Sold als Hauptleute zur Seite gesetzt. Die Sache dieser bestellten oder adjungierten Hauptleute ist es, das Landvolk zu exerzieren und abzurichten. Genauere Bestimmungen über die Art der Abrichtung sollen in die Bestallungen dieser Offiziere aufgenommen werden und jedem Viertelhauptmann obliegt es, alles Ernstes darob zu halten, daß sein adjungierter Hauptmann solcher Bestallung gemäß die Untertanen mit Fleiß exerziere, zum Gebrauch der Waffen geschickt und tauglich mache. Zur Unterstützung in diesem Geschäft stehen dem Hauptmann bei jedem Fähndl ein tapferer ansehnlicher Fähnrich, je

[4]) Die Nachrichten über diese Versuche sind nun im 5. Band von Wredes Geschichte der Wehrmacht zusammengetragen, aber es fehlt an einem Hinweis auf ihre reichsdeutschen Vorbilder.

[5]) Vgl. darüber Hirn in dem 4. Ergänzungsband der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, S. 289.

[6]) Wrede teilt im 5. Bande der Geschichte der Wehrmacht S. 722 ff. in Form einer Tabelle einen Auszug der Zuzugsordnung von 1605 und der auf ihr beruhenden Umarbeitung von 1704 mit; trotz dieser dankbar zu begrüßenden Beilage seines Werkes wird doch der Wunsch nach wörtlichem Abdruck des Gesetzes von 1605 bestehen bleiben.

ein Leutnant, Feldweibel, Feldscher, Führer, Fourier samt zwei Trommelschlagern und zwei Pfeifern zur Verfügung. Der kriegsmäßige Stab der Kompagnie ist also in der Zuzugsordnung von 1605 als Cadre schon im Frieden vorgesehen.

Hier wie in anderen Fragen darf der Historiker freilich nicht bei der Kenntnisnahme des Gesetzes stehen bleiben. So wertvoll uns ein Gesetz für Beurteilung der von den maßgebenden Menschen verfolgten Ziele sein mag, zur Erforschung der Zustände reicht es nicht aus. Wir müssen fragen, ob der Wille der Gesetzgeber auch in die Tat umgesetzt, ob sich aus anderen Quellen die wirkliche Durchführung dieser neuen auf Abrichtung der ausgewählten Mannschaft hinzielenden Zuzugsordnung belegen läßt.

Es fehlt trotz unzulänglicher Durchforschung der in Betracht kommenden Akten nicht an Zeugnissen, die es gestatten, diese Frage zu bejahen.[7]) In zwiefacher Richtung mußte sich Maximilians Tätigkeit bewegen, wenn er sein Programm durchführen wollte; von zweierlei Art sind daher auch die Zeugnisse, die ich hier anzuführen habe; die einen erstrecken sich auf die Anschaffung der für das Landvolk erforderlichen Waffen, die anderen auf die Exerzitien.

Das Innsbrucker Zeughaus mochte den Traditionen aus der Zeit des Kaisers Maximilian I. entsprechend mit Artilleriematerial zu Beginn des 17. Jahrhunderts genügend versehen sein, an Handfeuerwaffen aber kann es damals nur wenig Brauchbares enthalten haben. Die neue Zuzugsordnung erforderte die Bereithaltung von ungefähr 18,000 neuartigen Waffen dieser Art und dazu einen gewissen Reservevorrat. Bei dem damals üblichen Preis der Muskete (ungefähr 4 Gulden für das Stück) und bei dem Umstand, daß dazu noch mancherlei Bedarf an Schützenhauben, Spießen, Kurzgewehren, Partisanen u. a. hinzukam, kann es nicht überraschen, daß die Gesamtkosten weit über 100,000 Gulden betrugen. Es ist dem Erzherzog Maximilian gelungen, die Tiroler Landschaft von der Notwendigkeit dieser Investition zu überzeugen und die Zahlung durchzusetzen. Schon 1604 waren von ihr 10,000 Gulden zu diesem Zwecke erlegt, bis 1608 nahezu 60,000 Gulden; einen namhaften Teil der Kosten, über 27,000 Gulden, hatten die Gerichte im Inn- und Wipptal besonders aufgebracht. Die Verhandlungen über den Ankauf dieses Vorrates, der von auswärts ins Land geschafft werden mußte, überließen die Stände dem Landesfürsten und seinen Organen; daß er für gute Aufbewahrung Sorge tragen möge, daran haben sie ihn wiederholt zu erinnern sich erlaubt. Namentlich im südlichen Teil des Landes gab es allerlei Anstände; an den welschen Konfinen ließ man die Rüstungen unverwahrt liegen und verderben, an der unteren Etsch und am Eisack fehlten noch zu Anfang 1611 infolge von Saumseligkeit der Stifter die entsprechenden Waffenvorräte. Auch sonst entstanden, wie es bei einem so neuartigen Unternehmen begreiflich ist, kleine Differenzen. Die Regierung wünschte, daß auch Schützenröckel und Fahnen auf Kosten der Landschaft beschafft würden, diese aber hielt die Uniformierung der Aufgebotenen für ganz überflüssig und war überzeugt, der Fähnrich werde es sich zur Ehre anrechnen, die Fahne aus eigenen Mitteln recht stattlich beizustellen. Aber das sind Kleinigkeiten im Vergleich zu der erstaunlichen Raschheit, mit welcher die Stände sich zu so bedeutenden, bisher ungewohnten Ausgaben bereit fanden. Sie haben damals einen wesentlichen Grundstein zu der Wehrhaftigkeit Tirols in künftigen Zeiten gelegt.

Eine weitere Sorge Maximilians war es, zur Abrichtung des Volkes geeignete Befehlshaber zu gewinnen. Schon im Februar 1605 waren von ihm die Viertelhauptleute und die bestellten Hauptleute auserkoren. Es kostete manche Mühe, ihre Zahl vollständig zu erhalten; im Jahre 1610 waren im Süden des Landes drei von ihnen abgängig, im Februar 1611 ergab sich die Notwendigkeit, einige, die ihre Stellung zu Erpressungen an begüterten Bauern benützt hatten, zu entlassen. Maximilian benutzte daher die Gelegenheit, sich bei den im Lande liegenden Söldnertruppen oder bei solchen, die in der Nähe seiner Grenzen zur Auflösung kamen, von neuem nach tüchtigen Hauptleuten umzusehen. Die Stände, in deren Budget die Besoldung dieser zur Abrichtung des ungeübten Landvolkes geworbenen Befehlsleute nach und nach einen immer stattlicheren Posten ausmachte, drangen doch selbst auf die Ausfüllung entstandener Lücken, und sie brachten ihre Wünsche in bezug auf deren Auswahl zur Geltung. Sie verlangten, man solle sich nicht bloß um die Hauptleute, sondern auch um die geringeren Befehlshaber kümmern und sie allenthalben im Lande verteilen. Dabei sollten Inländer den Vorzug genießen und überhaupt nur Katholiken zugelassen werden. Ihr reges Interesse an der ganzen Sache erstreckte sich bis auf die Einteilung und Art des Exerzierens; wiederholt glaubten sie die Untertanen gegen allzu schwere Belastung in Schutz nehmen zu sollen. Die Viertelshauptleute, so beschloß der Bozener Ausschußtag im Juni 1609, mögen die Untertanen in jedem Gericht besonders, und zwar nach Gutachten der Obrigkeit zu bequemer Zeit, da sie an der Arbeit am wenigsten versäumen, mustern und nicht, wie es im Unterinntal geschehen sei, „von einem Ort zum andern etliche Meilen Wegs mit höchster Beschwerd, Versäumn- und Verzöhrung des Ihrigen um die Weg sprengen". Die Befehlshaber sollten, so heißt es dabei, da sie ihren Sold haben, auch auf ihre eigenen Kosten Leben und Pulver und Lunte zu den Uebungen mitbringen. Auf dem Landtag von 1613 ertönen neue Klagen über das lästige Exerzieren, „wodurch nur die Gewehre zertrümmert, Pulver und Blei verschwendet" würden. Eine ein- bis zweimalige Musterung würde im Jahre genügen und auch diese solle „nicht generaliter" (also fürs ganze Viertel gemeinsam), sondern von Gericht zu Gericht stattfinden. Solche Klagen verraten allerdings kein großes Verständnis für die Wichtigkeit dieser Waffenübungen, aber sie sind uns der willkommene Beweis, daß jene Bestimmungen der Zuzugsordnung und der weiteren daran sich knüpfenden Beschlüsse nicht auf dem Papier stehen geblieben, sondern verwirklicht worden sind.

In den Zeiten des Erzherzogs Leopold, welcher nach Maximilians Tod die Regierung Tirols übernahm, sowie in jenen seiner Witwe Claudia und ihres älteren Sohnes Ferdinand Karl konnte wohl niemand im Ernste daran denken, diese lebendige, kraftvolle Organisation, die Maximilian geschaffen, zu zerstören. Allzu oft pochte in jenen Jahren die Feindesgefahr an die Pforten des Landes, allzu nahe wogten die Schrecken eines dreißigjährigen Kampfes, als daß man an Abrüstung hätte denken mögen. Trotz mancher Versuche, das Wehrwesen des Landes auf die Grundlage des Söldnertums zu stellen oder die Besoldung der zur Abrichtung bestellten Offiziere zu streichen, ist das Werk des Deutschmeisters Maximilian aufrecht geblieben, ja seit 1636 durch die Aufstellung von vier Regimentsstäben ergänzt worden.

Ein überaus wertvolles Zeugnis für die Fortdauer der Landesdefension in dem hier dargelegten Sinn ist erst vor wenigen Jahren ans Licht getreten. Als im Jahre 1893 Kaiser Franz Joseph die Landesausstellung in Innsbruck besuchte, konnte ihm der Besitzer der Wagnerischen Buchdruckerei, Herr Anton v. Schumacher, ein unscheinbares Büchlein überreichen, das im Jahre 1653 in derselben Wagnerschen Druckerei gedruckt worden war. Das kleine Werkchen, das zunächst als Unikum galt, von dem sich aber inzwischen ein zweites Exemplar gefunden, besitzt keineswegs bloß den Wert eines militärischen, typographischen oder lokalgeschichtlichen Kuriosums. Es ist ein Beleg für die Fortdauer der Institution, deren Entwicklung und deren Einführung in Tirol wir hier verfolgten. Schon der Titel, im Stile der Zeit etwas weitschweifig gehalten, läßt uns den Zusammenhang erkennen: „Handbüchel zum Exerzieren", so beginnt er, „wie das nacheinander hauptsächlichen und kürzlichen fürzunemen, auch was man insonderheit die Unterthanen mit Unterlassung allerhand krumper Spring und unnotwendigen Sachen nutzlich lernen solle, auf das auch alle Kriegsofficier, denen das

7) Im folgenden sind neben Egger, Geschichte Tirols 2, 287 ff., die Landtagsakten des Innsbrucker Statthaltereiarchivs aus den Jahren 1605 bis 1611 benutzt.

Trillwerk und Exercieren obliegt, ein durchgehende gleiche Manier brauchen." Als Verfasser dieses „Traktätels" nennt sich in der an den Landesfürsten Erzherzog Ferdinand Karl gerichteten Widmung Franz Girardi von Castell, der im Jahre 1648 als Hauptmann das Kommando in der Scharniz geführt hatte und nun zum Kriegsrat und Oberstleutnant emporgestiegen war.[8])

Schon der Titel des Büchleins und die amtliche Stellung des Verfassers würden genügen, um zu erweisen, daß es sich hier nicht um eine bloße Privatarbeit, sondern um einen Behelf für den praktischen Gebrauch bei der Landesdefension handelt, in unserer Sprache ausgedrückt, um ein militärisches Dienstbuch. Jeden Zweifel zerstreut der in eines der beiden Exemplare eingetragene, an die Kompagnie von Rovereto gerichtete Befehl vom Jahre 1653, wonach zufolge Anordnung des Kriegsrates dieses Büchlein bei jeder Kompagnie aufbewahrt bleiben und die Soldaten seinem Wortlaut gemäß unterrichtet werden sollten. Wenn hier in dem italienisch gefaßten Befehl von „Soldaten" die Rede ist, so zeigt doch der Titel und jede Seite des Druckes, daß Girardi nicht an Söldner, sondern an die Untertanen, an die zur Uebung einberufenen ausgewählten Bauern des Landes gedacht hat. Gleich im Eingang spricht er von der Notwendigkeit, das Defensionswesen in wahre Perfektion zu richten und zu diesem Zweck die Untertanen beizeiten gut abzurichten. Aber er stellt das durchaus nicht als Neuerung hin, sondern er will nur zur Einführung einer besseren, gleichmäßigeren Methode im militärischen Unterricht sein Teil beitragen. Auf die Fähigkeiten und Bedürfnisse des Landvolkes ist auch weiterhin, bei der Vorführung der einzelnen Uebungen mit Muskete und Pike und den einfachen Bewegungen im Zug, die sich daran schließen, vollauf Rücksicht genommen. Aufs genaueste sind die Absätze über die Musterungen und den Wachtdienst den Verhältnissen bei der Landesdefension angepaßt. Auch die gebirgige Natur Tirols ist überall sorgfältig berücksichtigt und in heiterer, kräftiger Sprache, die dem Werkchen den unvergleichlichen Reiz der Natürlichkeit verleiht, sind auch die Uebelstände der ganzen Institution reichlich angedeutet. So erhalten wir aus diesem ältesten auf österreichischem Boden gedruckten Exerzier-Reglement ein unschätzbares Bild von jenen Kriegsübungen des Tiroler Landvolkes, die Erzherzog Max, reichsdeutschem Beispiel folgend, eingeführt und im Lande heimisch gemacht hatte und zu denen nun gerade durch das Handbüchlein von 1653 die Berufenen von neuem angeleitet und angeeifert wurden.

Wie lange diese Uebungen dann noch bestanden, das ist nicht ganz leicht zu beantworten. Die äußere Organisation des Zuzugswesens ist, von kleinen Aenderungen abgesehen, bis 1786 in Kraft geblieben, ja sie wurde während der Franzosenkriege neuerlich hervorgeholt und es werden auch in den kriegerischen Ereignissen die vier Milizregimenter, in denen das Aufgebot zusammengefaßt war, genannt. Aber das Wesentliche, der Gebrauch des Exerzierens in Friedenszeit, war wohl schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. Unter veränderten Verhältnissen hatte niemand mehr Kraft und Willen, diese Uebungen aufrecht zu erhalten. Ohne Sang und Klang wurden sie zu Grabe getragen als eine überlebte Sache, von deren Ende zu sprechen sich nicht verlohnt.

Dieser Ausgang darf uns aber den Blick für den hohen geschichtlichen Wert der ganzen Institution nicht trüben. Tirol ist nicht nur das einzige unter den österreichischen Ländern, das schon im 17. Jahrhundert mehreren Generationen seiner bäuerlichen Bevölkerung militärische Schulung zuteil werden ließ, es hat auch weit länger als jene deutschen Territorien, von denen das Vorbild genommen war, an dieser nützlichen Einrichtung festgehalten. Tiefer als in irgend einem Lande müssen hier ihre moralischen und physischen Wirkungen ins Volk gedrungen sein. Das ist es, was uns berechtigt, von jener Waffenfreude und Geschicklichkeit, von jener militärischen Tüchtigkeit und jenem kriegerischen Selbstvertrauen, die Tirol in seinen Freiheitskämpfen so glänzend bewiesen, einen guten Teil auf Rechnung der von Erzherzog Maximilian eingeleiteten Reform zu setzen.

[8]) Vergl. meine Ausführungen im 1. Heft der Mitteilungen des Heeresmuseums S. 14 ff. und den vollständigen Abdruck des Girardischen Reglements ebenda S. 75 ff.

Bücher und Zeitschriften.

Immanuel Kants Logik. Zuerst herausgegeben von Gotlob Benjamin Jäsche. Neu herausgegeben, mit einer Einleitung sowie einem Personen- und Sachregister versehen von Dr. W. Kinkel, außerordentlicher Professor der Philosophie in Gießen. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1904, 171 S.

Diese vielumstrittene Schrift wurde von dem neuen Herausgeber W. Kinkel mit einer Einleitung versehen, die unter Benutzung neuester Forschung die Stellung, die die Logik im Systeme Kants einnimmt, unzweideutig und klar darstellt. Es wird darin gezeigt, daß die wahre Logik Kants die Logik der Kritik der reinen Vernunft ist, nicht die formale Logik, die vielmehr vom Standpunkt jener, der transszendentalen, zu beurteilen und zu benutzen ist. Diese, deren Gegenstand die objektive Erkenntnis ausmacht, zum Unterschied vom bloß formalen Denken, das sich unabhängig von aller Beziehung auf das Objekt der Erkenntnis vollzieht und den Inhalt der formalen Logik ausmacht, ist es auch, die als einzig berechtigte, als Logik der Zukunft immer weiter ausgebaut und vertieft zu werden verdient. — Vom ersten Herausgeber (Jäsche) ist das vorliegende Werk nach einem Kollegheft von Kants Vorlesung verfaßt; Kant las sein Kolleg nach einem Kompendium (Handbuch von Meier), welches seinem eigenen System in den darin vorgetragenen Ansichten möglichst fern steht. Dieser Umstand hat dem Buch nicht gut getan, denn es hat sich manches, was nicht vollkommen zum System des kritischen Idealismus paßt, eingeschlichen. Deshalb ist es um so dankbarer zu begrüßen, daß es Kinkel gelungen ist, den Leser in seiner Einleitung auf einen Standpunkt zu erheben, von dem aus sich dieser mit geschärftem Blick leicht orientieren wird. — Der Text ist sorgfältig revidiert und die Ausgabe gegenüber der früheren von Kirchmann wesentlich verbessert.

Lud. Falter.

Die ersten Zeichen der Nervosität des Kindesalters. Von H. Oppenheim. Berlin 1904. S. Karger.

Der kundige Arzt ist oft imstande, eine kommende Krankheit im Keime zu ersticken, weil er die ersten Alarmsymptome kennt. Es ist darum zu begrüßen, daß ein Forscher wie Oppenheim sich die Aufgabe gestellt hat, die Primärerscheinungen der Nervosität im Kindesalter zu studieren und auf ihren Wert zu prüfen. In der vorliegenden, gedrängt zusammengefaßten Broschüre bringt der Verfasser das Resultat langjähriger Forschungen, aus denen hervorgeht, daß vieles, was der Laie Laune oder Unart nennt, nichts anderes ist als der Beginn einer später sich entwickelnden Neurose. Die Arbeit empfiehlt sich dem Studium der Pädagogen und Lehrer, da der Verfasser es vermieden hat, zu sehr ins Wissenschaftliche zu geraten.

m.

„Visionen" nennt der bekannte Berliner Lyriker Joseph Gruenstein, Redakteur der Berliner Börsenzeitung, die im Verlage der Hofbuchhandlung von Karl Siegismund in Berlin erschienene Sammlung seiner neuesten Dichtungen. „Im Zauberreich der Phantasie" sucht der Dichter die Erklärung des Schöpfungswunders, die Lösung der Lebensrätsel. Es sind treffliche und hohe Gedanken, die in poetischen Gesichten ihren plastischen Ausdruck finden. Edel in Form und Sprache, enthalten diese Dichtungen in ihrer Gesamtheit eine Lebensphilosophie, die auf der Höhe moderner Weltanschauung steht und durch ihren Wahrheitsgehalt mit innerer Befriedigung erfüllt. Sie sichern Joseph Gruenstein den Platz, den er sich bereits unter den neueren deutschen Lyrikern errungen hat.

O. K.

Allgemeine Rundschau.

Marzipan.

Im Anschluß an die Notiz in Nr. 196 der Beilage über den Ursprung des Wortes Marzipan wird uns von befreundeter Seite folgendes geschrieben:

Wahrscheinlich ist dies feine Mandelgebäck ein Erzeugnis des Morgenlandes und kam von da, wie so vieles, über Byzanz nach Venedig. Die klugen Kaufleute von Venedig erlernten die Produktion und brachten die Ware in den Handel als panis Marci, Brot des heiligen Markus. Bei den Beziehungen zwischen Venedig und den Hansestädten wurde der Geschäftszweig auch nach letzteren übertragen und faßte besonders in den Ostseestädten festen Fuß, von wo wir noch heute den Marzipan beziehen. Bestimmend für das Gedeihen und die Ausbreitung der Produktion in Lübeck, Tilsit, Memel und anderen Orten war jedenfalls die in den benachbarten Wäldern der Letten, Kuren und Lieven blühende Honiggewinnung, die man schon fast als Honigindustrie bezeichnen könnte. Pastor Bielenstein hat in seinen gelehrten Abhandlungen über lettische Zustände Honigbäume erwähnt, welche, wie in Stockwerken, sechs Bienenstöcke übereinander enthalten. Wahrscheinlich Linden mit ihren honigreichen Blüten. Vor der Ausbreitung des Anbaues von Zucker in den Siedlungen und vor Erfindung der Zuckergewinnung aus Runkelrüben stand der Preis der Süßmittel hoch. Die polnischen Fürsten und der Deutsche Orden bezogen davon nicht unbedeutende Einkünfte.

P-z.

*

Eine Entdeckungsreise im Sudan.

Die Entdeckungsreise durch das Grenzgebiet des ägyptischen Sudan mit Abessinien, die der Amerikaner Macmillan unternommen hat, ist dem Abschluß nahe. Man wird sich erinnern, daß Macmillan, um einen Handelsweg zwischen dem Sudan und Abessinien ausfindig zu machen, im vorigen Jahre versucht hat, mit Booten den Blauen Nil von seiner Quelle im Tsanasee bis Chartum zu befahren, und daß dieser Versuch scheiterte, da Macmillan in dem reißenden Bergstrom Schiffbruch litt. Der Amerikaner erklärte darauf, den Versuch wiederholen zu wollen, er hat sich aber doch eines Besseren besonnen und nun sein Ziel auf einem anderen Wege, der freilich nicht durchweg ein Wasserweg ist, auch glücklich erreicht. Er wollte feststellen, wieweit der in Abessinien entspringende, zum Sobat fließende Baro mit Flußdampfern befahren werden kann. Die Sudanregierung interessierte sich, wie die Vossische Zeitung schreibt, sehr für den Versuch, obwohl sie ihn für wenig aussichtsvoll hielt, und so nahm auch der englische Geschäftsträger am Hofe Meneliks, Sir John Harrington, daran teil. Außerdem begleiteten Macmillan seine Gattin, ein Arzt und ein Ingenieur. Die beiden 70 Zentimeter tiefgehenden Dampfschaluppen der Expedition wurden im Januar d. J. durch einen Regierungsdampfer von Chartum nach Nasser am Sobat gebracht, und hier vertraute man sich den Schaluppen an. Man erreichte Itang, die von Menelik im Vertrage von 1902 der ägyptischen Regierung abgetretene Enklave am Baro, wo Harrington eine Handelsagentur und einen Sudanesenposten errichtete. Obwohl der Wasserstand im Baro damals sehr niedrig war, hatten die Dampfboote keine Schwierigkeit, durchzukommen — nur mit der Feuerung war es schlecht bestellt — und sie erreichten leicht die Gambelaschnellen. Hier bricht der Baro aus den äthiopischen Gebirgen vor und die Schiffbarkeit hört auf. Es wurde dann ferner festgestellt, daß dort der Aufstieg auf das Gebirge für Tragtiere nicht schwer ist; die Lasten brauchten niemals umgeladen werden. Während Harrington sich nach Adis Abeba begab, um Menelik von diesem günstigen Ergebnis Mitteilung zu machen, unternahm Macmillan seit Ende April noch weitere Forschungen im Sobatgebiet. Er ging von Polum an der Grenze des Gebirges nach Südwesten über Komatu (Bottegòs Route) nach dem Gelo, wo er ermittelte, daß dieser nicht, wie unsere Karten zeigen, den Tanasee durchfließt, sondern umzieht. Am Gelo aufwärts betrat die Expedition das Jamboland, und im Dorfe Gog wurden ihr 400 Träger bis zum Akobo, dem südlichen Parallelfluß des Gelo, gestellt. Der Gelo ist bei Gog 80 Meter breit und nicht durchwatbar, und er hat dort, im Gegensatz zum Unterlauf, eine reißende Strömung und hohe Ufer. Zwischen Gelo und Akobo lag anscheinend unbewohntes Land mit zahlreichen Quellen. Vielfach stieß man auf Elefanten, die von den Abessiniern, die hier selten hinkommen, wenig gejagt werden. Der Akobo wurde (Austins Route) aufwärts bis Djira verfolgt, von wo ein Abstecher nach dem isoliert liegenden, 1650 Meter hohen Ungwalaberg gemacht wurde. Damit war man an die Grenze des Jambolandes gelangt, und man mußte sich jetzt ohne Träger behelfen. Den Akobo ging die Expedition noch bis zur Mündung des Ajebur hinauf, wobei man ein ganz wüstes Gebiet, ein 1400 Meter hohes Plateau überschritt, und dann setzte sie ihren beschwerlichen Marsch südwärts bis zum Naitaberge (5 Gr. 30 Min. nördl. Br.) fort. Hierauf wandte sie sich nach Nordwesten. Seinen Rückweg gedachte Macmillan bis zum Nil oder zur Ostküste nach Dschibuti zu nehmen.

**

Kleinere Mitteilungen.

* Reproduktion des Atlantischen Kodex. Unter den zahlreichen, über ganz Europa verstreuten Codices, die den Nachlaß und im gewissen Sinne zugleich das Lebenswerk Leonardo da Vincis enthalten, erscheint als umfangreichster und wertvollster der sog. Codice Atlantico, der sich seit 1637 in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand befindet. Die eigentümliche Art, in der der geniale Aphorist seine Gedanken über die verschiedensten, zumeist aber naturwissenschaftlichen Fragen niedergelegt hat, machte auch hier, wie bei allen anderen Teilen des Nachlasses, eine Faksimile-Reproduktion höchst wünschenswert, und die italienische Accademia dei Lincei hat sich, indem sie diese Arbeit unternahm, ein großes Verdienst um die Erforschung der Renaissancekultur erworben. Nunmehr liegt, wie Arnold im Literarischen Echo schreibt, nach etwa 15jähriger, von König und Regierung freigebig unterstützter Arbeit das Prachtwerk, dessen erstes, mit fürstlichem Glanz ausgestattetes Exemplar dem Präsidenten Loubet überreicht wurde, vollendet vor. Es umfaßt in 35 Lieferungen 1884 (zum Teil farbige) Großfolio-Tafeln in Heliogravüre, die den gesamten Kodex repräsentieren, ferner über 1300 Textseiten, auf denen Dr. Giovanni Piumati die Notizen Leonardos zunächst mit diplomatischer Treue und dann in modernes Italienisch überträgt. Der Verlag Ulrico Hoepli (Mailand), der sich der Gelehrtenwelt eben erst wieder durch die meisterhafte Ausgabe des venezianischen Breviarium Grimani zu größtem Dank verpflichtete, hat von dem „Atlantischen Kodex" 280 Exemplare herstellen lassen, die allerdings zum Teil bereits im Subskriptionswege zum Preise von 1200 Lire vergeben sind. Die übrig gebliebenen Exemplare stellen sich, wie ein Zirkular des Verlegers mitteilt, auf 1500 Lire. Die erste (1891 ausgegebene) Lieferung, die die Firma Hoepli auf Wunsch zur Ansicht übersendet, enthält etwa 40 Tafeln und überdies eine Einleitung, in der Francesco Brioschi über die fast romanhafte Geschichte der leonardischen Handschriften berichtet.

c. t. Eine merkwürdige optische Erscheinung, die wohl noch einer genaueren Aufklärung bedarf, schildert ein Mitarbeiter der Nature auf Grund eines Experimentes, das von jedermann unschwer nachgeahmt werden kann. Man lasse das Tageslicht von einem nahen Fenster auf einen Spiegel fallen, der so eingerichtet sein muß, daß er langsam um eine senkrechte Achse gedreht werden kann. Alsdann wird in das Auge des Beobachters eine Folge von Lichtblitzen gesandt werden, wenn die Ebene des Spiegels während ihrer Drehung vorübergehend in eine senkrechte Stellung zur Richtung des Auges gelangt. Erreicht die Geschwindigkeit etwa zwei Umdrehungen des Spiegels in der Sekunde, so erscheint statt der weißen Lichtblitze ein mannigfaltiges Farbenspiel. Diese Wirkung dauert auch bei Beschleunigung der Drehung fort, bis der Spiegel 6 Umdrehungen in der Sekunde

ausführt, worauf die Farben verschwinden und nur noch ein einförmiges graues Licht vom Spiegel zurückgeworfen wird. Nach den mitgeteilten Beobachtungen ist eine bestimmte Ordnung, in der die Farben einander folgen, nicht erkennbar, doch mag dies nur daran gelegen haben, daß die Drehung des Spiegels in ziemlich ungleichmäßiger Weise mit der Hand erfolgte. In der Regel tauchten mehrere Farben zu gleicher Zeit dicht nebeneinander auf. Im ganzen schienen grüne Tinten vorzuherrschen, während Gelb überhaupt kaum wahrgenommen wurde. Das Blau hielt sich an den Anfang und an das Ende der Farbenreihe. Der Versuch kann noch in der Weise abgeändert werden, daß man den Spiegel den direkten Sonnenstrahlen aussetzt und dann den Weg des Spiegelbildes an der Wand verfolgt. Man befestige an letzterer nicht weit vom Spiegel ein Stück weißen Papieres, und wird dann der Spiegel mit der erwähnten Geschwindigkeit gedreht, so zeigen sich die Farben auf dem Papier. Es empfiehlt sich, den Spiegel erst schneller zu drehen und dann die Geschwindigkeit nachzulassen, weil dann die Farben dem Auge besser auffällig werden.

* Der Deutsche Historikertag begann am Mittwoch in Salzburg mit einem zahlreich besuchten und schönen Begrüßungsabend; er wurde eröffnet durch den Bürgermeister Dr. v. Vilas und den Ehrenpräsidenten Graf Küenburg, denen Professor Redlich aus Wien als Obmann dankte. Aus Deutschland sah man den Präsidenten von Heigel aus München, die Professoren v. Schulte-Bonn, Busch und v. Below aus Tübingen, Neumann-Straßburg, Finke-Freiburg, Kaufmann-Breslau, Stachlin-Stuttgart, Kötzschke-Leipzig.

* Der fünfte internationale Dermatologen-Kongreß wird vom 12. mit 17. d. M. in Berlin tagen. Die Eröffnungssitzung wird im Langenbeck-Hause gehalten; die übrigen Sitzungen finden im Hörsaale des Pathologischen Museums, die Krankenvorstellungen im Hörsaale der zweiten Medizinischen Klinik der Charitee statt. Während der Dauer wird in den Räumen des Pathologischen Instituts des Museums eine Fachausstellung veranstaltet. Am vorletzten Kongreßtage werden die Teilnehmer des Kongresses einer Einladung der Stadt Berlin ins Rathaus folgen. Die Hauptgegenstände der Verhandlungen sind: die Lepra, bestimmte Erkrankungen des Blutgefäßsystems, Hautleiden bei Stoffwechselstörungen, die sog. Epitheliome der Haut. Von den angemeldeten Vorträgen bezieht sich eine größere Reihe auf die Lichtbehandlung von Krankheiten der Haut.

✕

Hochschulnachrichten.

hc. **München.** Der ordentliche Professor des römischen Zivilrechts an der hiesigen Universität Geheimrat Dr. Ernst August Ritter v. Seuffert vollendete am 1. September das 75. Lebensjahr.

* **Heidelberg.** Zum Ehrendoktor der Theologie wurde von der hiesigen theologischen Fakultät der Gymnasialprofessor Gümbel, Schriftführer des Kirchenbauvereins der Protestationskirche in Speyer, ernannt.

hc. **Freiburg i. Br.** Dem außerordentlichen Professor, Vorstand der tierhygienischen Abteilung des Hygienischen Instituts an der hiesigen Universität Dr. med. Matthias Schlegel ist der Charakter als Honorarprofessor verliehen worden. Schlegel hat erst kürzlich einen ehrenvollen Ruf an die Tierärztliche Hochschule in Dresden abgelehnt.

hc. **Leipzig.** Der Privatdozent in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. jur. Ernst Rabel ist zum außeretatsmäßigen Professor ernannt worden.

hc. **Breslau.** Dem außerordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnologie und Kustos der anatomischen Sammlung am Anatomischen Institut der hiesigen Universität Dr. med. Georg Thilenius ist die nachgesuchte Entlassung aus seiner Stellung zum 1. Oktober 1904 erteilt worden. Thilenius folgt einem Rufe als Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg.

hc. **Danzig.** Zu etatsmäßigen Professoren an der Technischen Hochschule zu Danzig sind ernannt worden: der ordentliche Professor für Kunstgeschichte an der Kieler Universität Dr. phil. Adelbert Matthaei (früher Privatdozent in Gießen) für dasselbe Fach, der Oberingenieur der deutschen Kraftgas-Gesellschaft August Wagener in Berlin für die Leitung des maschinentechnischen Laboratoriums und der Ingenieur Schulze-Pillot zu Berlin für Maschinenbau.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Schillers sämtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. (6. Bd.) Stuttgart u. Berlin. J. G. Cotta Nachf. 402 S. — Emil Hauser: Die Protestation von Speyer. Geschichte der Protestation und des Reichstags 1529 nebst Veröffentlichung unbekannter Nachrichten über diesen Reichstag. (2 Schriftabbildungen.) Zur feierlichen Einweihung der Gedächtniskirche in Speyer am 31. August 1904. Neustadt a. H. Ludwig Witter. 64 S. — Himmel und Erde. Illustrierte Naturwissenschaftliche Monatsschrift. (XVI. Jahrg. August 1904. Heft 11.) Herausgegeben von der Gesellschaft „Urania" (Redakteur Dr. P. Schwahn. Berlin. Hermann Paetel. S. 481—527. — J. F. Münchmeyer, Amtsgerichtsrat in Hannover: Der deutsche Erbnachweis. Berlin u. Hannover 1904. Karl Meyer (Gustav Prior). 350 S. — H. Conwentz: Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift. Berlin 1904. Gebr. Bornträger. 207 S. — Dr. Franz Fink, Primarius des Allgemeinen Krankenhauses in Karlsbad: Erfolge einer einmaligen Kur in Karlsbad beim Gallensteinleiden. Eine Studie aus dem Jahre 1903. Leipzig 1904. F. C. W. Vogel. 160 S. — Dr. J. Goldschmidt: Die Tuberkulose, ihre Aetiologie, Prophylaxis und Therapie. Nach klinischen Erfahrungen und Versuchen. Ebenda. 81 S. — Karl Richard Löwe: Wie erziehe und belehre ich mein Kind bis zum sechsten Lebensjahre? Hannover u. Berlin 1904. Karl Meyer (Gust. Prior). 184 S. — Lic. William Walker Rockwell, Instruktor der Theologie in Andover, Massachusetts: Die Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen. Marburg 1904. N. G. Elwert. XVI und 374 S. — D. Fr. Naumann: Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik. (Dritte neubearbeitete Auflage.) Berlin-Schöneberg 1904. Buchverlag der „Hilfe". 231 S. — Geschichte des uradligen Hauses Bary 1223—1903. Auf Grund der Vorarbeiten und unter Mitwirkung von Professor Dr. Fr. Clemens Ehrard zusammengestellt von Dr. Heinrich v. Nathusius-Neinstedt. Frankfurt a. M. 1904. Gebrüder Knauer. 303 S. — Sämtliche Werke von Detlev von Liliencron. Zweite Auflage. Band 2—6.) Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler. — Hermann Hüffer: Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition. (Erster Band.) Mit Plänen der Schlachtfelder Stockach, Cassano, an der Trebbia und Novi. Gotha 1904. Friedrich Andreas Perthes. XXIV u. 472 S. — Kurze Anleitung zum Sammeln und Bestimmen, sowie zur Beobachtung der Pflanzen und zur Errichtung eines Herbariums von Dr. K. G. Lutz, neu bearbeitet und erweitert von M. Kohler. Ravensburg 1903. Otto Maier. 96 S. — Geschichte der katholischen Kirche v. Prof. Kirsch und Prof. Dr. V. J. P. Luksch. Hrsg. v. d. österreich. Leo-Gesellschaft. Vollständig in 25 zwei- bis dreiwöchentlichen Lieferungen. (Lieferung 14 und 15.) München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. — Hochschulvorträge für Jedermann. (Heft XXXIII: Wie wurde Sachsen ein Königreich? V. Dr. K. Sturmhoefel: Heft XXXIV u. XXXV: Die Chronik von Morea als eine Quelle zum Faust von Prof. Dr. Schmitt: Heft XXXVI bis XXXVIII: Deutsches Nationalgefühl und Einheitsstreben im 19. Jahrhundert von Dr. Konr. Sturmhoefel.) Leipzig 1904. Dr. Seele u. Co. — Friedrich Ratzel: Ueber Naturschilderung. München u. Berlin 1904. R. Oldenbourg. 394 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 3. September. Nummer 202.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.–) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen.

Während der jüngsten Debatten über das neue Ansiedelungsgesetz ist von freisinniger Seite der Regierung der weise Rat erteilt worden, sie möge doch lieber die polnische Frage in den Ostmarken durch Befriedigung der Kulturbedürfnisse zu lösen versuchen. Der Justizminister mußte daran erinnern, daß die Regierung den ihr angeratenen Weg schon früher aus eigener Erwägung beschritten habe durch eine Reihe von Kulturmaßregeln, die in hervorragendem Maße gerade den Polen zugute gekommen seien. Es war nur ein neuer Beweis dafür, wie kurz das Gedächtnis derjenigen Politiker ist, die sich auf den Regierungsentwurf stürzten, wie der Stier auf das rote Tuch, ohne sich um den inneren Zusammenhang der einzelnen Schritte in der großangelegten preußischen Polenpolitik zu kümmern. Gerade zur rechten Zeit also mahnt an diesen Zusammenhang ein historischer Rückblick auf die Entstehung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek zu Posen.[1]) Da es sich dabei gutenteils um Vorgänge handelt, die der Oeffentlichkeit nur bruchstückweise zur Kenntnis kommen konnten, so wird es für unsere Leser nicht ohne Interesse sein, wenn wir im nachfolgenden die wichtigsten Tatsachen wiedergeben und auch auf die gleichzeitig erstatteten Berichte über die Tätigkeit der Kaiser Wilhelm-Bibliothek seit ihrer Eröffnung mit einigen Worten eingehen.

Der Gedanke, in der Hauptstadt der Provinz Posen, eine Bibliothek großen Stils zu begründen, als Bollwerk der deutschen Kultur und als Wahrzeichen der unauflöslichen Verknüpfung der Geschicke der preußischen Ostmark mit denen der Monarchie, ist von dem Ministerialdirektor W. Althoff ausgegangen — so beginnt die Denkschrift. Die Stimmungen aber, aus denen der Gedanke sich herauskristallisierte, werden nur mit der durch die engere Aufgabe der Denkschrift gerechtfertigten Zurückhaltung angedeutet, mit dem Hinweis auf die im März 1898 gepflogenen Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über die Verstärkung der Mittel zur Ausführung des Bismarckschen Ansiedlungsgesetzes von 1886. In diesem Zusammenhang kennzeichnet sich die Begründung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek als der erste Schritt auf dem Wege der sogenannten Hebungspolitik des Ostens, über deren Berechtigung, ja staatliche Notwendigkeit kein Wort zu verlieren ist. Der preußische Ministerpräsident Graf Bülow hat des öfteren die politische Frage als die wichtigste für die innere Politik Preußens bezeichnet; und so lärmend der Widerspruch gegenüber den einzelnen Maßregeln sich regt, so wenig Verständnis ein namhafter Teil des deutschen Volkes und seiner Vertreter dabei zeigt, in der Gesamtaktion der preußischen Polenpolitik dröhnt der eherne Schritt der Weltgeschichte, klingt die Losung „Deutschland nach Osten“ vernehmlich genug für das historisch geschulte Ohr. Auch die Polen, die ja stets ihre Gegenwart an der Vergangenheit messen, empfinden es, daß die neue Polenpolitik des preußischen Staates die Wiederaufnahme mittelalterlicher Traditionen und hohenzollerischer Kolonisation bedeutet; in ihrem Sinne soll es eine Schmähung sein, wenn sie von den Nachfahren der alten Kreuzritter reden, die wieder das Polentum bedrängen, für uns bedeutet das eine Ehrung aus Feindesmund, die wir uns gern gefallen lassen.

Vom genial erfaßten Plan der Begründung einer großen deutschen Bibliothek in der Provinzialhauptstadt, dem geistigen Mittelpunkt der polnischen Propaganda in Preußen, bis zur Verwirklichung war ein weiter Weg; die Denkschrift führt ihn uns in bequemer Uebersicht vor Augen. Als Vorbild schwebte zunächst die Gründung der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870 vor, die ja ebenfalls durch freiwillige Beiträge und Spenden aus allen Kreisen ihren Grundstock erhalten hat. Mit dieser Reminiszenz hängt auch die Wahl des Namens für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek zusammen. Die Eingabe des Komitees an den Kaiser um Bewilligung dieses Namens enthält die Worte: „Was damals im Westen gelang und reiche Früchte trug, wollen wir jetzt im Osten wiederholen. Soll aber unsere Absicht sich voll verwirklichen, dann bedürfen wir eines sichtbaren Zeichens, das die Gegenwart und ihre Sorgen mit jenen Tagen deutschen Heldentums und deutscher Siegesherrlichkeit verdient; wir alle sind des Glaubens, daß ein solcher idealer Zusammenhang nicht besser hergestellt werden könne als dadurch, daß die Posener Bibliothek ins Leben trete als „Kaiser Wilhelm-Bibliothek“, als Denkmal der Dankbarkeit und Verehrung für den großen Kaiser, der allen Deutschen die heilige Verpflichtung hinterlassen, dafür mitzusorgen, daß sein Erbe immerdar ungeschmälert erhalten bleibe.“

Die Kabinettsordre des Kaisers mit der Genehmigung des Namens ist in Faksimile wiedergegeben. Das Interesse des Kaisers an der neuen Bibliothek hat sich dann auch durch die Wahl des gleichfalls wiedergegebenen Exlibris-Zeichens und durch Spenden bekundet.

Auch Fürst Bismarck hat noch in seinen letzten Lebenstagen dem Unternehmen warme Teilnahme geschenkt; das Faksimile eines Briefes mit seiner Unterschrift ziert die Denkschrift.

Der Aufruf zur Begründung der Bibliothek wird noch manchem Leser in Erinnerung sein; wir erfahren aus der Denkschrift, daß er von dem verstorbenen Berliner Verlagsbuchhändler Dr. Parey verfaßt war. Der Anhang bringt ihn im wörtlichen Abdruck mit allen Unterschriften

[1]) Die Begründung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in Posen in den Jahren 1898 bis 1902. Dargestellt von der Verwaltung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek. Posen 1904. Merzbachsche Druckerei. (Nicht im Buchhandel.)

— darunter so mancher wackere deutsche Mann, der seitdem ins Reich der Schatten hinübergegangen ist!

Es war von Anfang an besonderes Gewicht darauf gelegt worden, die Begründung der Bibliothek nicht als eine spezifisch preußische Sache, sondern vielmehr als gemeinsame Angelegenheit der gesamten deutschen Nation zu betreiben, dazu war, wie seinerzeit bei der Straßburger Bibliothek, die Mitwirkung des deutschen Verlagsbuchhandels vor allem erwünscht. Dem Leipziger Verleger Dr. Karl Geibel (Firma Duncker u. Humblot) gebührt die Anerkennung, diese nachdrücklich in die Wege geleitet zu haben, durch persönliche Werbung wie durch Versendung des Aufrufes von Leipzig aus. Um die eigentlichen Organisationsarbeiten für die neue Bibliothek, deren Grundstock aus den massenhaften Spenden deutscher Verleger wie zahlreicher Behörden und einzelner zusammenkam, erwarben sich leuchtende Verdienste vor allem der vortragende Rat für das Bibliothekwesen im preußischen Kultusministerium Geheimrat Dr. Friedrich Schmidt der Generaldirektor der Königlichen Bibliothek zu Berlin Geheimrat Dr. Wilmanns und die Leiter der Geschäftsstelle für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek Prof. Dr. Liesegang, jetzt zu Wiesbaden, sowie sein Nachfolger, Abteilungsdirektor der Königlichen Bibliothek Dr. Franke, jetzt Direktor der Berliner Universitätsbibliothek. Die Namen aller Geschenkgeber sind im Anhang verzeichnet.

Die private Opferwilligkeit allein reichte aber nicht hin, um aus den angesammelten Bücherbeständen eine einigermaßen vollständige Bibliothek zu schaffen. Es bedurfte des Eingreifens der Staatsgewalt vor allem dazu, für die im Entstehen begriffene Kaiser Wilhelms-Bibliothek ein würdiges Heim in der Provinzialhauptstadt Posen zu schaffen. Daß die Forderung im Voranschlag des Staatshaushaltes für 1899 auf Widerspruch stoßen würde, war vorauszusehen — die Bundesgenossenschaft des Zentrums und der Freisinnigen mit den Polen gegenüber jeder Maßregel der Regierung in der polnischen Frage bestand ja schon lange und hatte sich ganz besonders bei der Verstärkung der Fonds der Ansiedelungskommission gezeigt. Es lohnt sich, die Verhandlungen von damals wieder hervorzuholen, man sieht dabei wenigstens mit Ergötzen, daß dieselben Schlagworte, die jüngst gegenüber dem neuen Ansiedelungsgesetz ihre Rolle gespielt haben, auch früher schon bei geringeren Anlässen mit dem Brustton der Ueberzeugung vorgebracht worden sind. Ein Zentrumsabgeordneter hat damals schon das erste Ansiedelungsgesetz von 1886 eine Verletzung des Naturrechts, des Völker- und Staatsrechts genannt; mehr kann man doch überhaupt der Regierung nicht vorwerfen! Bei einer früheren Gelegenheit hatte ein polnischer Abgeordneter um staatliche Unterstützung für die Provinz Posen zu der Errichtung einer Bibliothek und eines Museums gebeten und dabei u. a. gesagt: „Gerade das hehre Gebiet der Kunst und Wissenschaft bildet ein neutrales Gebiet“; die Forderung für die Kaiser Wilhelm-Bibliothek aber bekämpfte ein anderer polnischer Abgeordneter in der leidenschaftlichsten Weise als Unterdrückung des Polentums unter Berufung auf die Wiener Kongreßakte von 1815 und andere allgemeine Aussprüche preußischer Könige, die alle nur besagen, daß den Polen nicht zugemutet werde, auf ihre Nationalität zu verzichten. Noch wunderbarer hat dann freilich ein ultramontaner Abgeordneter seine ablehnende Haltung motiviert; einige seiner Sätze verdienen es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Er bewies ausführlich, daß für die Bibliothek kein Bedürfnis vorläge, da die Juristen ihr Genüge fänden an der Bibliothek des Oberlandesgerichtes, die Mediziner an ihrer Fachbibliothek und ihrem Lesezirkel, ebenso die Theologen und die Philosophen. „Es wird also in Posen nur eine kleine Zahl von Leuten geben, die eine Erweiterung der Bibliotheksschätze als Bedürfnis empfinden. Wenn ich diese abziehe, dann bleibt einfach die breite Masse des Publikums, und von dieser behaupte ich zweierlei: 1. daß für sie die Bibliothek nicht bestimmt ist, und 2. daß sie auch nicht in die Bibliothek hineingeht. . . . Das Bibliothekgebäude wird für sie nur die Bedeutung eines Monumentalbaues haben, höchstens werden die Leute damit renommieren, daß in ihrer Stadt eine derartig große Bibliothek sei. Ich konnte mich wirklich eines Lächelns nicht erwehren, als ich bei Einsichtnahme der Pläne die weiten und schönen Lesezimmer sah. Da habe ich mich gefragt, wer wird hier wohl wissenschaftliche Bücher lesen? Aus der Zahl der Sitzplätze hätte man fast die Kubikwurzel ausziehen können (Heiterkeit!) und ich glaube, es wären dann noch zu viel Sitze übrig geblieben. Ich bleibe also dabei, die Bibliothek wird einfach in Vereinsamung geraten.“

Nicht zufrieden mit dieser Glanzleistung seiner Prophetengabe, bemängelte der ultramontane Redner noch die Zumutung an das Abgeordnetenhaus, „die Wiege zu bewilligen für ein Kind, das wir noch gar nicht kennen, von dem wir nicht wissen, ob es ein Junge oder ein Mädchen sein wird. . . . Es handelt sich um eine Bibliothek, die sich zusammensetzen soll aus Büchern, die aus den verschiedensten Teilen des Vaterlandes als Spende gewährt werden sollen. Ob nicht diejenigen, die heute so große Mittel bewilligen wollen für eine Bibliothek, in deren eigentlichen späteren Inhalt sie gar nicht hineinsehen können, den unglücklichen Trojanern an die Seite zu stellen sind, die das Pferd in die Stadt ließen, ehe sie den Inhalt geprüft hatten?“

Der stenographische Bericht verzeichnet als Wirkung dieser oratorischen Leistung „große anhaltende Heiterkeit“; aus dem Parlamentarischen übersetzt heißt das, der Redner wurde gebührend ausgelacht. Vielleicht hat nur dieser nicht entsprechende Erfolg ihn davon abgehalten, was doch eigentlich zu erwarten war, den Antrag zu stellen, es möge die Auswahl der Bücher ein für allemal einem Kuratorium aus ultramontanen und polnischen Vertrauensmännern übertragen werden.

Im hohen staatsmännischen Geist vertrat hierauf der Vater des Gedankens der Bibliothek, Ministerialdirektor Althoff, die Forderung der Regierung, indem er die an sich so nahegelegte Würdigung des Vorredners nur mit den Worten streifte, es seien carmina non prius audita, was er vorgebracht habe. Die amtliche Denkschrift beschränkt sich in begreiflicher Zurückhaltung auf einige Sätze der Rede Althoffs, aber sie erscheint doch für die Geschichte der Kaiser Wilhelm-Bibliothek als so bedeutungsvoll und als die wichtigste amtliche Enunziation über deren Aufgabe, daß wir sie hier nach dem stenographischen Bericht etwas ausführlicher wiederzugeben für angemessen erachten. „Es handelt sich“ — so führte Althoff aus — „bei den Maßnahmen, die Ihnen vorgeschlagen sind, Bibliothek, Museum und Hygienisches Institut, in erster Reihe darum, eine langjährige Zurücksetzung der Provinz Posen wieder gut zu machen. Die Provinz Posen steht in Kunst und wissenschaftlichen Angelegenheiten hinter allen Provinzen des preußischen Staates zurück. Alle anderen Provinzen haben Universitäten bis auf Westpreußen, das in nächster Zeit eine technische Hochschule bekommen wird, alle anderen haben Universitätssammlungen, Bibliotheken. Daher war es sehr erklärlich, daß schon seit Jahren in Posen der Wunsch auftauchte, auch eine Universität oder Hochschule zu haben. Dieser Wunsch konnte nicht befriedigt werden; um so mehr erscheint es als eine Ehrenpflicht, wenigstens annähernd der Provinz das zu gewähren, was den anderen in reichem Maße zuteil geworden ist, und das geschieht durch die Bewilligung dieser drei Institute.“

Nach einer längeren Ausführung über die Bedeutung der Bibliotheken überhaupt kennzeichnete der Redner die besondere Aufgabe der Kaiser Wilhelm-Bibliothek in folgenden programmatischen Worten: „Nun handelt es sich aber nicht bloß um wissenschaftliche Werke, sondern zugleich um volkstümliche, um eine populärwissenschaftliche Aufgabe. Es soll ein Volkslesesaal mit der Bibliothek — das steht auch in dem Projekt — verbunden werden, und diese Bibliothek soll nach amerikanischem Muster ihren Lesestoff über die ganze Provinz verbreiten durch Versendung der Bücher in größeren Abteilungen mit Bibliothekkästen, so daß sie gewissermaßen ein großes Reservemagazin für alle Volksbibliotheken und Lesesäle im Lande sein wird. Das ist uns ein Hauptpunkt der Sache, nicht bloß die Förderung der Wissenschaft, sondern das populäre Wirken durch Verbreitung von Licht und Aufklärung über das

ganze Land.“ Nach einer Ausführung dieses Punktes folgte eine Stelle, die merkwürdigerweise ein bedauerliches Mißverständnis nach sich gezogen, vermutlich nur infolge flüchtiger Berichterstattung, denn im Zusammenhang des stenographischen Berichtes erscheint sie als ganz selbstverständliche Hervorhebung des wissenschaftlichen Charakters der Bibliothek, der mit einer grundsätzlichen Ausschließung von Büchern in nichtdeutscher Sprache nicht zu vereinbaren wäre. Daß die Denkschrift dieses Mißverständnis ganz beiseite läßt, kann nur gebilligt werden, nachdem es längst überwunden ist. Da aber die Erinnerung daran wenigstens in engeren Kreisen noch fortbestehen dürfte, mag es nicht ohne Interesse sein, den Wortlaut der betreffenden Aeußerungen vor Augen zu führen. „An die nationale Seite hat man das Mißverständnis geknüpft, als ob diese Bibliothek tendenzlös mit bloß deutschen Werken gefüllt werden sollte. . . . Daran denkt kein Mensch, das wäre lächerlich. Das würde dem Mineraliensammler gleichen, der bloß Mineralien aus seinem engsten Kreise in seine Sammlung aufnimmt und die übrigen in der Welt nicht ästimiert. Diese Bibliothek wird auch die polnische Literatur vollständig berücksichtigen. Ihre nationale Bedeutung sieht sie darin, daß sie glaubt, die Ueberlegenheit der deutschen Kultur wird sich schon selbst trotz gerechtester Behandlung beider Literaturen fühlbar machen. Nun will ich denjenigen, der an die Ueberlegenheit der deutschen Kultur nicht glaubt, durchaus nicht belehren. Da muß man sagen: Qui vivra, verra!“

Der Sinn dieser Worte ist im Zusammenhang so ziemlich das Gegenteil von dem, was unzweifelhaft infolge schlechter Zeitungsberichte gerade von nationaler Seite hineininterpretiert worden ist — eine ernste Mahnung vor dem Ueberschwang des Temperaments bei Beurteilung von Aeußerungen, die im Gefühl der schwerwiegenden Verantwortung bei Verhandlungen vor Freund und Feind getan, nicht aber als Schlagworte der Agitation geprägt worden!

Nachdem die parlamentarischen Kämpfe mit der Annahme der Regierungsforderung beendet waren, konnte die schwierige Arbeit der Einrichtung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek von der Geschäftsstelle in Berlin rüstig gefördert werden, während zugleich das neue Gebäude in der Ritterstraße zu Posen auf dem Platz der ehemaligen Artilleriestallung emporwuchs. Es ist nicht nötig, die Phasen im einzelnen vorzuführen; die Denkschrift und die Jahresberichte, wie ein Aufsatz des bauleitenden damaligen Landbauinspektors Zeidler im Zentralblatt der Bauverwaltung (1902 Nr. 85) sind jedem zugänglich, der sich fachmännisch für die Bibliothek interessiert. Eine Abbildung des schmucken Bibliotheksgebäudes, dessen Aeußeres in vornehmer Hochrenaissance gehalten ist, ziert das Titelbild der Denkschrift.

Daß bei der inneren Ausstattung wie bei der Ausgestaltung des Magazins und der Einrichtung des Katalogs alle Fortschritte der Technik zur Anwendung kommen, ist selbstverständlich. Die Kaiser Wilhelm-Bibliothek steht in all diesen Beziehungen derzeit an der Spitze deutschen Bibliothekwesens. Weitere Kreise aber werden vor allem fragen: „Was leistet sie überhaupt als Bibliothek und was insbesondere in nationaler Hinsicht?“ Wir wollen versuchen, diese Fragen an Hand der Denkschrift und besonders der Berichte zu beantworten.

Entsprechend der Aufgabe der Bibliothek, deutsche Kultur und Bildung in den weitesten Kreisen der deutschen Ostmark zu verbreiten, kennt die Benutzungsordnung keine der Einschränkungen, wie sie anderwärts noch bestehen und vor wenig Jahrzehnten selbst für die akademisch gebildeten Stände vielfach als Erschwerung der Benutzung gedient haben. In liberalster Weise stellt die Kaiser Wilhelm-Bibliothek ihre wertvollen Bücherschätze jedem erwachsenen Einwohner der Provinz ohne besondere Bürgschaft zur Verfügung. Außerhalb der Provinzialhauptstadt wohnende Benutzer haben nur die Postgebühren zu entrichten. Es liegt darin ein weitgehendes Vertrauen auf den gesetzlichen Sinn der Bevölkerung. Daß diese Handhabung der schon gleich zu Anfang noch vor jeder praktischen Erprobung getroffenen Bestimmungen überhaupt aufrecht erhalten werden kann, ist ein ehrendes Zeugnis für die preußische Verwaltung und ihren erziehenden Einfluß auf die Bevölkerung. Diese Tatsache wirft ein helles Schloglicht auf den ja auch sonst unverkennbaren Fortschritt in der doch immerhin halbpolnischen Ostmark unter preußischer Herrschaft; man braucht sich nur die Frage vorzulegen, ob etwa in Galizien ein derartiges vertrauensvolles Entgegenkommen bei der Benutzung der Landesbibliothek gewagt werden könnte!

Die Benutzung der Bibliothek hat schon im zweiten Jahre ihrer Wirksamkeit alle Erwartungen weit übertroffen; die bei ihrer Begründung laut gewordenen Prophezeiungen einer Verödung können heute nur als Kuriosum gelten. Noch dem zweiten Bericht — der erste erstreckt sich nur auf einige Monate — haben vom 1. April 1903 bis 31. März 1904 in der Stadt Posen 5918 Personen zusammen 53,748 Bände nach Hause entliehen; ferner 895 Benützer aus der Provinz und dazu acht Behörden zusammen 9570 Bände zugeschickt erhalten: Zahlen, die sich vermutlich von Jahr zu Jahr steigern werden. Bestellt wurden im ganzen 72,194 Werke (teilweise mit mehreren Bänden), wovon 48,193 sofort abgegeben werden konnten, während 17,369 anderweitig verliehen, 6189 aber nicht vorhanden waren. Dazu kommen noch 3654 Werke, die für den Lesesaal bestellt waren. Dieser und das Zeitschriftenzimmer wurden an 347 Tagen von 52,985 Personen besucht. Die Durchschnittsziffer des täglichen Besuches beträgt 153 — wohl alles andere als eine Verödung!

Aber damit noch nicht genug! Die eine besondere Abteilung der Kaiser Wilhelm-Bibliothek bildende Provinzial-Wanderbibliothek hat während des zweiten Jahrganges, obgleich noch in der Organisation begriffen, an 17 Bibliotheken der Provinz, darunter 15 Kreis-Wanderbibliotheken, 2340 Bände zu längerer Benutzung versandt.

Von besonderem Interesse wäre es, zu erfahren, in welchem Verhältnis das polnische Element unter der Benutzung vertreten ist; aber selbstverständlich versagt dabei die Statistik. Die Namen allein, die ja dabei allenfalls in Betracht kommen könnten, bieten gerade in der Stadt Posen keine sichere Grundlage. Bei der früher massenhaften Polonisierung deutscher Katholiken gibt es heute zahlreiche Polen mit deutschem Familiennamen. Aber ganz ohne Anhaltspunkte läßt uns der zweite Jahresbericht doch nicht; er bietet auch eine Benutzungsstatistik noch dem Stande der Entleiher und nach den Stadtteilen, die einen Wahrscheinlichkeitsschluß gestattet. Es entfallen von den Entleihern 2.78 Prozent auf Lehrerinnen, 32.4 Prozent auf Frauen anderer Berufe und ohne Beruf, 5.82 Prozent auf Lehrer an niederen Schulen, 6.94 Prozent auf selbständige Fabrikanten und Kaufleute, 3.27 Prozent auf selbständige Handwerker und 10.37 Prozent auf Lehrlinge und Gehilfen, endlich 13.14 Prozent auf Subalternbeamte. Unter den Lehrlingen und Gehilfen, sowie unter den Kaufleuten, Fabrikanten und Handwerkern darf man von vornherein einen guten Teil Polen annehmen, weil es eine nennenswerte technische Literatur in polnischer Sprache nicht gibt, diese Kreise also zu ihrer fachlichen Fortbildung auf deutsche Bücher angewiesen sind. Aehnlich liegt es bei den Lehrern und Lehrerinnen, unter denen gleichfalls das polnische Element wenigstens der Geburt und der Muttersprache nach stark vertreten ist, bezüglich ihrer Fachliteratur. Das Verhältnis der Polen und der Deutschen unter den Subalternbeamten wie unter den Frauen ohne Beruf läßt sich allerdings nicht nach solchen Gesichtspunkten beurteilen. Man darf aber dabei die sehr dankenswerte Beigabe der Statistik nach Stadtgegenden, die durch ein Kärtchen verdeutlicht wird, zur Unterstützung heranziehen. Auf die Beamtenvorstädte Jersitz und Lazarus entfallen 21.43 Prozent der Benützer, auf die fast rein polnischen Stadtteile östlich der Warthe nur 2.74 Prozent, auf die Stadtteile, in denen der polnische Mittelstand überwiegt, die Altstadt und die Oberstadt nebst dem als südlichem Stadtteil ausgeschiedenen Viertel, entfallen 70 Prozent der Benutzer. Die Lage der Bibliothek inmitten des eigentlichen Posens, wo die beiden Nationalitäten sich am meisten durcheinanderschieben und der stille Kampf der Sprachen sein eigentliches Schlachtfeld besitzt, erweist sich somit als ein Moment, der je länger je

mehr dem Vordringen der deutschen Bildungssprache zugute kommen wird, zum mindesten aber die Zweisprachigkeit des polnischen Mittelstandes in Posen, eine unerläßliche Forderung des Staates, im Anschluß an den Schulunterricht fördert. Was der preußische Staatsgedanke allein nicht durchbrechen kann, die gesellschaftliche Abschließung des polnischen Mittelstandes, die mit der systematisch gepflegten Ueberschätzung der polnischen Literatur zusammenhängt, wird mit der Zeit durch die Wirksamkeit der Kaiser Wilhelm-Bibliothek — trotz der nicht gering anzuschlagenden Konkurrenz der polnischen Volksbibliotheken — durch das Einsickern deutscher Bildungseinflüsse untergraben werden. Die aufstrebenden Schichten des Polentums müssen sich schon aus wirtschaftlichen Gründen mit der deutschen Kultur und Bildung abfinden; ihnen deren Ueberlegenheit täglich und stündlich vor Augen zu führen, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung die Kaiser Wilhelm-Bibliothek in allererster Reihe berufen ist; sie löst sie gerade durch die weitgehende Liberalität ihrer Benützungsordnung in einem Umfang, der jedem anderen Bildungsmittel versagt bleibt.

Es wäre eine ganz verkehrte Auffassung, die Kaiser Wilhelm-Bibliothek oder die anderen Kulturschöpfungen der jüngsten Zeit in Posen als bloße Repräsentationsstücke zu betrachten. Die allgemeine Teilnahme bei der Begründung der Bibliothek beweist, daß eine derartige Auffassung auch gar keinen Boden besitzt. Vom nationalen Standpunkt ist es daher eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß diese Teilnahme noch immer fortdauert und nach den Mitteilungen in den beiden Jahresberichten in wertvollen Spenden zum Ausdruck gelangt. Als solche führt der Jahresbericht unter anderen an die der Weidmannischen Buchhandlung in Berlin, deren gesamten Verlag aus den Jahren 1900 bis 1902 umfassend, und die des Leipziger Rechtsanwaltes Dr. Werthauer, ein vollständiges Exemplar des Catalogue of the printed Books in the Library of the British Museum (London 1881—1900), nebst dem Supplement 1882—1899 und einem hohen Barbetrag für das Einbinden. Mögen solche Zuwendungen eifrige Nachfolger finden! Dann wird es gut stehen um die Zukunft der Kaiser Wilhelm-Bibliothek und ihren nationalen Einfluß in der Provinz Posen. Die Erhaltung und Stärkung des deutschen Besitzstandes in der Ostmark ist ja auch nicht nur Aufgabe des preußischen Staates, sondern darüber hinaus Ehrensache des ganzen deutschen Volkes.

Die Erdbeben Bayerns vom 1. Januar bis 1. Juli 1904.

(Ihre Wirkungen und Ursachen.)

Von Dr. Joseph Reindl.

Die Aufzeichnungen der Erderschütterungen im Königreiche Bayern in den letzten Jahren haben zur Genüge gezeigt, daß unser Vaterland gewiß nicht so erdbebenarm ist, als man allgemein glaubte.[1]) Selbst der Verfasser, der sich seit den letzten Jahren am meisten mit der Erdbebenforschung Bayerns beschäftigte, dachte nie daran, daß sich die Zuckungen unseres heimatlichen Bodens so häufig vollziehen; ja zu seinem Erstaunen muß er die Wahrnehmung machen, daß sich, je größer die Zahl der Beobachtungsstationen über dieses Phänomen wird, die Nachrichten hierüber nicht nur hinsichtlich der Anzahl der Beben vergrößern, sondern auch in Bezug auf Genauigkeit der Zeit, Richtung, Stärke, Zahl der Stöße und dergleichen immer exakter und vollkommener werden. Allerdings sind diese Erzitterungen und Schwingungen der Schale unserer Mutter Erde verhältnismäßig gering an Intensität, zumal wenn man sie mit den großen Erdkatastrophen zum Beispiel in der Tertiärperiode und zum Teil noch mit den großen Erdbeben in der historischen Zeit vergleicht; immerhin sind sie doch wichtig genug, aufgezeichnet zu werden, um nämlich zeigen zu können, daß die Erde immer mehr in sich zusammenschrumpft, wie, um ein Bild zu gebrauchen, ein gebratener Apfel, der vom wärmenden Ofen entfernt wird.

Der Umstand auch, daß die bayerische Presse, von dem Verfasser aufmerksam gemacht, in anerkennungs- und dankenswerter Weise sofort die Nachrichten über die kleinsten Bodenerzitterungen Bayerns und seiner Nachbarländer brachte, ermöglichte es, oft von ganz verkehrsabgeschiedenen Orten Erkundigungen durch Fragebogen einzuziehen, was nicht möglich hätte sein können, wenn nicht Zeitungen darauf aufmerksam gemacht hätten. Auch beruhen unsere Aufzeichnungen teils auf Aussagen von Forst-, Bahn- und Postbeamten, Lehrern, Geistlichen u. s. w., teils waren wir wieder auf die Mithilfe der meteorologischen Zentralstation in München angewiesen. Endlich haben wir selbst persönlich bei größeren Erdstößen an Ort und Stelle uns Erkundigungen eingeholt. Danach können wir nun folgendes feststellen:

Am 6. Januar fand ein Beben statt zu Kufstein zwischen 9 und 10 Uhr vormittags, am 7. Januar ein solches früh zwischen 2 und 3 Uhr in der Umgebung von Erkersreuth. Starke Erdstöße wurden dann am 8. Januar, nachts 10¼ Uhr, in der Richtung Süd-Nord zu Rosenheim wahrgenommen, ebensolche am 12. Januar zu Füssen. Die über letzteres Beben eingegangenen Nachrichten lauten: „Heute früh (12. Januar) 7 Uhr 20 Minuten wurden hier zwei Erdstöße verspürt, so daß selbst kleinere Gegenstände zu wackeln anfingen. Die Stöße kamen von unten nach oben und verursachten ein kanonenschußartiges Getöse. Auch in Oberstdorf wurden die Stöße beobachtet." Nachrichten hierüber liegen auch aus Nesselwang und Sonthofen vor.

Ziemlich heftige Krustenbewegungen vollzogen sich ferner am 16. Januar zwischen 10 und 10½ Uhr abends zu Selb und Erkersreuth, desgleichen im nahen Asch, wo auch der Ausgangspunkt der Stöße gewesen sein muß, denn der Hofer Anzeiger berichtet über die Heftigkeit der Erschütterung dortselbst folgendes: „Asch, 18. Januar. Die Erdstöße werden in unserer Gegend wieder häufiger und stärker. In der Nacht vom 16. zum 17. Januar wurden hier und in der Umgebung um 10 Uhr und 10 Uhr 45 Minuten Erdstöße verspürt, von denen namentlich der letztere besonders heftig war. Nach Meldungen, die aus Neuberg, Oberreuth und Gürth vorliegen, war diese letztere Erdbewegung eine wellenförmige; sie dauerte etwa 10 Sekunden lang. Heute früh (17. Januar) um 7 Uhr 36 Minuten waren hier zwei kurze, ruckartige, aber ganz besonders starke Stöße wahrzunehmen. In vielen Häusern, namentlich in solchen, die auf felsigem Grund gebaut sind, hörte man deutlich die Fensterscheiben klirren, und in den Schränken klapperten die Gegenstände." Der 17. Januar sah auch Bodenerzitterungen entlang der sächsisch-bayerischen Grenze, gleichfalls der 18. und 22. Januar, nur waren die letzteren Schwingungen weniger heftig, als die ersteren.

Die Bodenzuckungen in Bayern waren auch im Monat Februar ziemlich häufig, und schon der 2. des genannten Monats war mit solchen an der Nordgrenze des Vaterlandes empfindlich bedacht. Eine von Westen nach Osten gehende Erschütterung wurde nämlich am betreffenden Tage früh 4 Uhr im ganzen Nordfichtelgebirge beobachtet. Auch am 9. Februar, früh 7 Uhr, wurde zu Selb ein leichter Erdstoß wahrgenommen, und zwar in der Richtung Nord-Süd, wahrscheinlich eine Stoßwelle aus der Gegend von Plauen und Freiberg herkommend, wo um diese Zeit eine ziemlich kräftige Dislokation stattfand. Viel kräftiger noch mag das Beben in Aschaffenburg gewesen sein, das bis nach Hanau, Frankfurt a. M. und Rothenburg o. T. seine Wellen

---

[1]) 1. Reindl, Jos.: „Beiträge zur Erdbebenkunde von Bayern", Sitzungsberichte der Münchener Akademie, math.-physik. Klasse, Bd. XXXIII, 1903, Heft 1, S. 171—204. 2. Ders.: „Die Erdbeben Bayerns in der geschichtlichen Zeit." Erdbebenwarte von Belar, 1903, Nr. 11 und 12, 2. Jahrg., 1903, S. 1—8. 3. Derselbe: „Das Erdbeben am 5. und 6. März 1903 im Erz- und Fichtelgebirge mit Böhmerwald, und das Erdbeben am 22. März 1903 in der Rheinpfalz", Geognostische Jahreshefte 1903, 16. Jahrg., München, S. 1—24, mit zwei Karten. 4. Ders.: „Die Erdbeben Bayerns im Jahre 1903", Geognost. Jahresh. 1903, 16. Jahrg., S. 69—80. 5. Günther und Reindl, Jos.: „Seismologische Untersuchungen", Sitzungsber. der math.-physik. Klasse der k. bayer. Akademie der Wissensch. Bd. XXXIII, Heft 2, S. 631—669.

aussandte. Der uns zugegangene Hauptbericht lautet hierüber: „Aschaffenburg, 11. Februar. Die ganze Umgebung von Aschaffenburg wurde von mehreren Erdstößen heimgesucht. Der heftigste Erdstoß war am 11. Februar früh 6 Uhr, so daß die Bewohner ganz erschreckt aufwachten und manche aus den Häusern liefen. Ein unterirdisches Rollen von Nord nach Süd war vernehmbar. Um 8 Uhr, am gleichen Tage, wiederholte sich das Stoßen, doch von unten nach oben, und diesmal war das Geräusch so, wie wenn ein Kanonenschuß ertönen würde. Auch tags zuvor, um 9½ Uhr nachts, hörte man solche Töne und verspürte ein heftiges Stoßen, das sich öfters wiederholte. Die Haustiere wimmerten, manche Hunde bellten infolge des Schreckens furchtbar. Auch die Hausglocken läuteten von selbst, und Gegenstände, die leicht beweglich waren, fielen um. An manchen Häusern sind sogar kleine Risse entstanden."

Am 12., 18., 22., 26. und 29. Februar morgens wurden im Saaletale wiederholt Erderschütterungen verspürt, die sich durch heftige Stöße von Nord nach Süd bemerkbar machten. Namentlich zu Naila in Oberfranken (am 12. Februar) und zu Ziegelhütten (am 18. Februar) äußerten sich die Wellenschläge der Beben am schärfsten.

Auch der Monat März konnte bei uns jene eben genannten Erscheinungen aufweisen. Am 5. März, früh 5¾ Uhr, fand nämlich eine kleine Bodenbewegung zu Kandel und Maximiliansau in der Pfalz statt, doch immerhin so stark, daß die meisten Leute aus dem Schlafe erwachten. Am 10. März, nachts 10 Uhr 5 Minuten, trafen Erdbebenstöße Partenkirchen, Rosenheim und Reichenhall, auch das erdmagnetische Observatorium in München-Bogenhausen verspürte diese seismischen Wellen. Den Ausgangspunkt dieser Bewegung konnten wir nicht vollständig ermitteln; wahrscheinlich lag er in Südtirol (Bozen), doch auch aus anderen Gegenden Südeuropas trafen Nachrichten über seismische Vorgänge ein, zum Beispiel aus Klagenfurt, Spittal, Triest, Pola, Padua, Udine, Magliano de Marsi u. s. f. Am 11. März dann wurden zu Donauwörth und Harburg zwei leichte Erdstöße von unten nach oben bemerkt, am 23. und 26. März solche im Nordfichtelgebirge, namentlich zu Asch und Selb.

Weniger erdbebenreich war der Monat April. Nur auf dem erdmagnetischen Institut hier wurden am 4. April, vormittags 11 Uhr und 11 Uhr 20 Minuten mitteleuropäischer Zeit, zwei Erdstöße verspürt, die wahrscheinlich die Endwellen einer in weitentlegener Erdstelle stattgefundenen Erderschütterung waren. (Wahrscheinlich hatte das Beben seinen Herd auf der Balkanhalbinsel; denn aus Sofia, Belgrad und Bukarest trafen Zeitungsnachrichten über große Dislokationen der Erdrinde ein.) Seismische Erscheinungen zeigten sich in Bayern dann nur noch am 26. April, 4 Uhr früh, in der Umgegend von Hof. Dem Vogtländischen Anzeiger zufolge lag der Ausgangspunkt der Bewegung bei Plauen.

Auch Mai und Juni waren fast erdbebenarm. Von den registrierenden Instrumenten des obengenannten Observatoriums wurde am 30. Mai, abends 10 Uhr 12 Min., ein schwaches Beben aufgezeichnet, jedenfalls von einem größeren Einsturzbeben aus der Gegend von Reichenhall herstammend. Am 3. Juni, morgens 6 Uhr, zeigten sich kleine Bodenbewegungen entlang der ganzen oberfränkisch-vogtländischen Grenze, am 17. Juni schwankte endlich der Boden des Ortes Tirschenreuth und verursachte unter den dortigen Bewohnern Furcht und Schrecken.

Vergleicht man diese Erdbeben untereinander nach den Tageszeiten, an denen sie stattfanden, so zeigt sich, daß, wie im Vorjahre,[2] in höchst auffälliger Weise die weitaus größte Mehrzahl aller Stöße, bei welchen die Zeit ihres Eintritts angegeben werden konnte, in der Nacht oder doch am frühen Morgen und späten Abend sich ereigneten. Diese Tatsache erklärt sich einfach dadurch, daß die verhältnismäßig schwachen Erschütterungen, mit denen wir es in Bayern fast ausschließlich zu tun haben, nur dann auffallen, wenn die Aufmerksamkeit nicht durch den Lärm und die Geschäfte des Tages in Anspruch genommen ist. Hinsichtlich der Verteilung auf die genannten sechs Monate kann gesagt werden, daß die drei Monate Januar, Februar und März erdbebenreich, dagegen April, Mai und Juni arm an seismischen Vorgängen waren.

Ueber die Geschwindigkeit der Fortbewegung der Beben konnte man auch heuer aus den Angaben und Nachrichten keine sicheren Anhaltspunkte gewinnen. Ebenfalls war die Tiefenbestimmung der Epizentren unmöglich.

Die Intensität der benamsten Beben erreichte nur bei einigen Grad IV der Forelschen Skala, die meisten Bewegungen gehörten Grad III an. Eine Erderschütterung steigerte sich sogar bis zum sechsten Grad der genannten Skala, nämlich das Beben am 10. und 11. Februar in der Umgegend von Aschaffenburg. Die Gebäude erhielten dabei deutliche Risse.

Hinsichtlich der Schallphänomene unserer Beben kann gesagt werden, daß die Erschütterungen meist mit einem dumpfen Rollen, Rasseln, Getöse, kanonenschußartigen Krachen und Knallen verbunden waren. An Orten, welche nicht ganz bei dem Stoßorte selber lagen, machte der Schall oft den Eindruck, als käme er aus der Luft. Leider konnte nicht genügend konstatiert werden, die durch den Boden bis zum Beobachtungsorte mitgeteilten Schalle von den durch die Luft mitgeteilten völlig zu sondern. Nur einzelne Beobachter hörten zwei Schalle, wovon der Bodenschall eher zum Ohre drang, als der Luftschall.

Und die Ursachen dieser Krustenbewegungen?

Nach den Ursachen ihrer Entstehung unterscheidet man bekanntlich drei Arten von Erdbeben: Einsturzbeben, vulkanische Erdbeben und geotektonische oder Dislokationsbeben. Es gilt zu untersuchen, zu welchen Arten die bayerischen Erdbeben zu rechnen sind.

Einsturzbeben treten stets nur lokal auf, haben eine sehr geringe Ausdehnung und meist auch geringe Stärke. Manche von unsern Erdbeben werden hierher zu rechnen sein, so zum Beispiel die Erschütterungen bei Kandel und Maximiliansau, Reichenhall, Tirschenreuth. Allerdings möchten wir dies bezüglich des ersten Bebens nicht mit Nachdruck behaupten, denn Kandel ist bekanntlich ein Erdbebenherd, und die meisten seiner Beben mußten zu den geotektonischen gerechnet werden. Kandel liegt eben im Gebiet der großen Rheinischen Grabenversenkung, die von ausgedehnten Verwerfungsspalten, welche im allgemeinen der Hauptrichtung der Horste parallel laufen, und zu denen sich an vielen Stellen noch senkrecht dazu stehende Querspalten gesellen, durchzogen ist. Nur die lokale Ausdehnung des Bebens veranlaßte uns seine Klassifizierung in die Einsturzbeben.

Sicher geotektonisch (d. h. zu den Verwerfungsspalten in Beziehung stehend) sind wohl die meisten Erschütterungen im nordöstlichen Bayern. Zwar dürfte der Herd dieser Beben fast durchaus teils im Vogtlande, teils im Egerbruch liegen, doch ist eine kurze Erklärung an dieser Stelle angezeigt. Die vulkanische Tätigkeit ist in diesen Gebieten schon seit der Diluvialzeit erloschen, allein die Kräfte, welche ehemals die Schichten von Franken und Böhmen zum Einsinken brachten, dauern noch heute fort, wenn auch ungleich schwächer als früher. Ob nicht das Erzgebirge sich sogar etwas hebt? In diesem Gebiete findet nämlich fortwährend ein seitliches Schieben und Drängen statt, und wo die Spannung in den starren Massen zu groß wird, bersten diese, und an vorhandenen Bruchstellen verschieben sie sich um ein Geringes. Knett neigt auch der Ansicht zu, daß sich zwischen der Zwickau-Elsterlinie eine das Vogt- und Egerland verbindende, quer zum Streichen des Erzgebirges gerichtete Senkung vorbereitet, die sich erst nach Jahrtausenden verwirklichen werde. Ein solcher tektonischer Vorgang gehe anfangs ganz allmählich vor sich und eine Senkung von nur 1 Zentimeter müsse schon bedeutende Stöße für die Bewohner der Erdoberfläche mit sich bringen.

Zu den Dislokationsbeben haben wir auch die beiden Erschütterungen zu Füssen und zu Aschaffenburg zu rechnen. Wir sind der festen Meinung, daß der Durchbruch des Lechs nur infolge zahlreicher Brüche erfolgte und die Erosion des fließenden Wassers und des Gletschers nur Faktoren sekun-

[2] „Die Erdbeben Bayerns im Jahre 1903" von Joseph Reindl, Beilage zur Allg. Ztg., Nr. 296, S. 597, 598, Jahrg. 1903; ferner Erdbebenwarte von Belar, 1904, Nr. 10, 11, 12, S. 202—205.

därer Ordnung waren. Das Gesetz der Flüsse, Bruchspalten zu verfolgen, erhöht die Wahrscheinlichkeit unserer Hypothese. Auch glauben wir, daß Aschaffenburg in einer gewaltigen Bruch- und Radialspalte liegt, die der Main durchzieht. Wir nehmen dies fast als sicher an, wenn die Bruchlinie auch durch die darüber lagernden Diluvial- und Alluvialschichten unseren Blicken entzogen ist.

Ueber die Ursache des Bebens zu Donauwörth und Harburg sind wir noch im unklaren. Zwar befinden sich beide Orte am altvulkanischen Ries; allein Donauwörth hat seine Lage auch am großen Jurabruch, der nicht selten von großen seismischen Erscheinungen heimgesucht war. Das Beben am 11. März war jedoch in Bezug auf seine Ausdehnung so gering, daß vorerst an ein Dislokationsbeben nicht zu denken ist. Vielleicht war es ein gemischtes Beben, da es in diesem Gebiete auch nicht an gelegentlichen unterirdischen Einstürzen fehlt, welche durch die mit der vulkanischen Aktion notwendig verbundenen Substanzverluste bedingt sind.[3])

Manche unserer angeführten Beben, namentlich im Alpenland (Kufstein, Partenkirchen, München u. s. f.) hatten ihren Herd überhaupt nicht in Bayern. Diese wahrgenommenen Erzitterungen waren zumeist Ausläufer größerer Kataklysmen, deren Epizentrum sich oft in recht bedeutender Entfernung befunden hat (Tirol, Italien, Balkanhalbinsel).

Nun zum Schlusse! Ziemlich groß war die Anzahl der Krustenbewegungen innerhalb sechs Monate in Bayern. Eine noch größere Anzahl hätten wir zu verzeichnen gehabt, wenn wir auch von jenen mikroseismischen Bewegungen („Tremors“ der Briten) Kenntnis hätten, die nur durch einen selbst registrierenden Seismographen aufgezeichnet werden. Wahrscheinlich wird dies nächstes Jahr der Fall sein; denn vor einigen Wochen hat nun der bayerische Landtag das längst erwünschte Seismometer zu unseren Zwecken genehmigt, wodurch Bayern endlich jenen Verpflichtungen nachkommen kann, welche die von Gerland in Straßburg ins Leben gerufene internationale Erdbebenforschung erfordert. Außer Mecklenburg war Bayern der einzige Staat Deutschlands, der noch kein Seismometer hatte, ein Zeichen, daß die Genehmigung eines solchen Instrumentes bei uns gewiß nicht verfrüht war. Draußen im geodätischen Observatorium zu Bogenhausen wird vom nächsten Jahr ab dieser Seismograph also — das Wiechertsche Pendelseismometer — seine Dienste tun zum Nutzen der großen, wichtigen Sache. Hoffen wir, daß in nicht allzu ferner Zeit auch für das Ries, für die Gegend von Passau, endlich für die Umgegend von Selb die Mittel zu weiteren Seismographen genehmigt werden; — dann erst kann die Erdbebenforschung in Bayern all jenen Forderungen nachkommen, welche die große Erdbeben-Assoziation in ihrem Programm hat.

[3]) Günther und Reindl, Jos.: „Die Seismizität der Riesmulde“, Sitzungsber. der math. phys. Klasse der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, Bd. XXXIII, 1903, Heft 4, S. 641 bis 657.

Bücher und Zeitschriften.

Federspiele. Westliche und östliche Geschichten von Karl Busse. Berlin, Albert Goldschmidt.

„Im kleinsten Punkte die größte Kraft.“ Wir haben vor mehreren Jahren einen dreibändigen Roman von Karl Busse gelesen und auch an dieser Stelle besprochen, von dem wir damals einen tieferen Eindruck nicht empfingen. Seitdem war uns nichts mehr von ihm zu Gesicht gekommen. Die vorliegende Novellensammlung hat uns förmlich überrascht durch die Kunst, mit der es der Verfasser verstanden hat, in wenigen Worten viel zu sagen, durch die Konzentration in der Darstellung bei gleichzeitig scharfem Herausheben der Menschen und Geschicke. Einzelne dieser kleinen Geschichten sind wahrhafte Meisterwerke, ja die ganze Sammlung darf dem Besten zur Seite gestellt werden, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Es liegt ja nahe, bei manchen charakteristischen Eigenschaften des Inhalts und der Behandlung an Vorbilder zu denken. Die wesentlichste, die Knappheit, vereint mit der lebendigen Wiedergabe alles dessen, worauf es ankommt, erinnert an Maupassant, die Wiederbelebung verblassender Gedächtnisbilder durch irgend eine Kleinigkeit an Storm, die Vermischung von Groteskem mit Grausigem (der Vater, der am Bette seines sterbenden Kindes die Katzentöne nachahmt, das Schicksal der „Katzenprinzessin“) an E. T. A. Hoffmann. Diese Anklänge sind aber durchaus nicht etwa als Nachahmungen zu betrachten, vielmehr spricht der Verfasser seine eigene ganz bestimmte Sprache. Von den Geschichten sind die aus der zweiten Hälfte des Buches, auf Heimatserinnerungen beruhend, die bedeutenderen. Darin ist wirklicher Erdgeruch. Welch ein ergreifendes Schicksal ist das des treuherzigen alten Postboten, der so innigen Anteil an allem nimmt, was die Empfänger seiner Briefe bewegt, wie hat es der Verfasser verstanden, uns mit dem Renommierhelden zu versöhnen, der die Lüge seines Lebens durch eine Tat echten Heldentums ausgelöscht hat. Und die lustige Dorfgeschichte vom Schwein, wie ist sie ganz aus dem Leben gegriffen! Ganz wunderschön ist in dem Vorwort zu diesem Teil das Stolz- und Hochgefühl des Dorfkindes ausgedrückt, das in und mit der Natur aufgewachsen ist und unvergängliche Erinnerungen hat, wie sie der Städter nie sein eigen nennen kann. Von den westlichen Geschichten haben uns, abgesehen von den oben erwähnten, besonders „Riedel Johanns Fidelchen“, „Mutter Polakschen“, „Die Werbung“ und „Die Weidenflöte“ starken Eindruck gemacht, ohne daß wir durch diese Hervorhebung die anderen nicht genannten verkleinern wollten. Etwas konventionell ist allenfalls die Skizze „Sonnenuntergang“. Nur mit dem Titel des Buches sind wir nicht einverstanden. Er könnte den Eindruck erwecken, als seien die Geschichten nur gerade so hingeworfen, während doch die Sorgfalt bei der Ausführung eines Kunstwerks nicht mit seinem Umfang zusammenhängt. Und „wer etwas Treffliches leisten will — der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft“.

S. S.

Allgemeine Rundschau.

Kenntnis des Blutkreislaufs bei den alten Aegyptern.

M. Bei der diesjährigen Harvey-Gedächtnisfeier sprach Dr. Richard Caton, wie wir der Augustnummer der amerikanischen archäologischen Monatsschrift Biblia entnehmen, im Royal College of Physicians von medizinischen Kenntnissen der alten Aegypter. Es scheint, daß Harvey in den ägyptischen Priesterärzten für seine Entdeckung des Blutkreislaufes Vorgänger um 6000 Jahre hatte. Die ägyptischen Werke über Medizin und Anatomie gehen bis in das alte Reich zurück und damals lebte ein hervorragendes Genie, Jemhotep, Priester des Sonnengottes Ra und Arzt des Königs Torsothros, der so Großes als Arzt leistete, außerdem sich als Architekt, Astronom, Alchymist auszeichnete, daß er nach seinem Tode als Gott verehrt und als Erstgeborener des Ptah und der Nut angesehen wurde; die Griechen nannten ihn Imuthes und identifizierten ihn mit Asklepios. Ein Tempel wurde über seinem Grab erbaut und Hospitäler in Memphis und anderen Städten zu seinen Ehren errichtet, wo die Priesterärzte die Kranken behandelten und die Leichen der Menschen und geheiligten Tiere einbalsamierten. Diese Priesterärzte waren, wie Dr. Caton ausführte, wohl die ersten Menschen, welche eine rudimentäre Kenntnis des Blutkreislaufes erwarben; ihre Papyri enthalten Jahrtausende vor dem Erscheinen von Harveys „de motu cordis et sanguinis“ vernünftige Anspielungen auf Herz, Blutgefäße und Puls. Namentlich wissen sie viel vom Herzen, und ihre Schriften sprechen von Erweiterung, Fettansatz, Herzklopfen, Platzveränderung und Herzbeutelergüssen. Eine bemerkenswerte Stelle dieser alten Forscher erwähnt speziell Herzerweiterung und Kurzatmigkeit, hervorgerufen durch Blutstagnation und Mangel der richtigen Zirkulation. Lange vor Galen und Hippokrates wurde rationelle Medizin und Anatomie in Aegypten getrieben; was die Griechen von der Blutzirkulation wissen, haben sie von den alten Aegyptern gelernt. Auf eine Art und Weise, beginnende Herzklappenkrankheiten zu be-

handeln, wie sie diese längst vergessenen ältesten ägyptischen Aerzte vorschrieben, machte Dr. Eaton besonders aufmerksam; vor 4000 Jahren ließen sie in solchen Fällen dem Herz so viel Ruhe als möglich zukommen, was wir auch jetzt noch als weise Vorschrift anerkennen.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Eine neue große Klassiker-Ausgabe. Der „Inselverlag“ rüstet sich zu einer Klassiker-Ausgabe in größtmöglicher Vollendung, die nach dem Namen des jungen Herzogs von Sachsen-Weimar die Bezeichnung „Wilhelm Ernst-Ausgabe“ tragen soll. Ein reicher Kunstfreund, der für die Drucklegung eines jeden Bandes die Summe von 10,000 M. bestimmt hat, hat sich dafür ausbedungen, daß von dem Erlös jedes Bandes eine bestimmte Summe an das neue Museum am Karlsplatz in Weimar (frühere „ständige Ausstellung“) abgeführt wird. Nächst Schiller und Goethe sollen, wenn das Unternehmen Glück hat, auch die anderen Größen, so Kleist, Grillparzer, Hebbel u. a. an die Reihe kommen.

* Französische Forschungen in Marokko. Ein Comité du Maroc hat sich nach dem Muster des Comité de l'Afrique française kürzlich in Paris gebildet. Seine Aufgabe ist, so lesen wir im Globus, dem Aufgehen des Scherifenreiches in das französische Kolonialreich durch eine gründliche Erforschung des Landes vorzuarbeiten. Das Komitee verfügt bereits über eine durch Subskription aufgebrachte Summe von 136,000 Fr. und hat auch schon seine erste „Mission“ organisiert, für die im übrigen noch die Pariser geographische Gesellschaft, die französische geologische Gesellschaft und die französische Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften ihre Unterstützung geliehen haben. Aufgaben sind die Herstellung einer Karte, Untersuchung der politischen und religiösen Zustände und der wirtschaftlichen Verhältnisse des Beled-es-Siba, des Insurrektionsherdes. Leiter der Mission ist der Marquis de Segonzac, der sich durch seine Forschungen in Marokko bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat; die übrigen Mitglieder sind Louis Gentil von der Sorbonne als Naturforscher und Geologe, R. de Flotte de Roquevaire, der treffliche Kartograph Marokkos, als Topograph und zwei arabische Lektoren, Senagui Abd-el-Asis vom Orientalischen Seminar und Bulifa von der Ecole supérieur des Lettres in Algier. de Segonzac und seine Gefährten wollen unter mohammedanischer Verkleidung reisen, im Gefolge einer marokkanischen politischen oder religiösen Persönlichkeit von Einfluß, ähnlich wie das schon früher mehrere Forscher, darunter de Segonzac selber, getan haben. Außerdem hat der Marokko-Forscher E. Doutté vom Komitee eine Beihilfe zu einer Studienreise in der Gegend von Mogador erhalten, und weitere Expeditionen zum Studium der geologischen und hydrographischen Verhältnisse des Westens sind geplant.

* Der Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, dem der Bestand der kgl. Bibliothek zu Berlin als Grundlage dient, ist, wie wir in der Frankfurter Zeitung lesen, bereits weit in den Buchstaben B fortgeschritten. Ueber 80,000 Zettel sind schon eingeordnet. Bei diesem großen Unternehmen, das übrigens keine geringe Vermehrung der Berufsarbeit der Bibliothekare bedeutet, zeigt es sich, daß zu etwa zweiundfünfzig Katalogbüchern der kgl. Bibliothek zwanzig weitere aus den Universitätsbibliotheken hinzukommen, ein Zeichen der Reichhaltigkeit der Berliner Bibliothek sowohl als auch der Nützlichkeit des Gesamtkatalogs.

* Todesfall. In Berlin ist am 1. September der durch seinen Kommentar zum Handelsgesetzbuch in weitesten Kreisen bekannt gewordene Justizrat Dr. Hermann Staub im 49. Lebensjahre gestorben. Staub war seit 1882 als Anwalt am Landgericht I Berlin tätig. Im Dezember 1898 erhielt er den Charakter als Justizrat und im August 1900 das Notariat. Im September 1901 wurde er als juristischer Gutachter zu den Beratungen über die Börsengesetzreform im preußischen Handelsministerium hinzugezogen. Er hatte auch über die Behandlung der Börsengeschäfte ausgezeichnete Broschüren veröffentlicht. Ueberaus verdienstlich war seine Tätigkeit als Mitherausgeber der Juristenzeitung.

*

Hochschulnachrichten.

h. c. Leipzig. Der ordentliche Professor des Sanskrit und Direktor des Indogermanischen Instituts an der hiesigen Universität, kgl. sächsischer Hofrat, Dr. phil. Ernst Windisch, begeht am 4. September den 60. Geburtstag.

* Gießen. Der bisherige Assistent an der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. Hepding, der das Staatsstipendium erhielt, geht Anfang dieses Monats nach Pergamon in Kleinasien zu den Ausgrabungen und nach Griechenland und verbleibt dort ein Jahr.

* Zürich. Zum Professor an der hiesigen Tierarzneischule ist der bisherige Veterinärhauptmann O. Bürgi aus Bern ernannt worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Studienblätter aus Italien.*

II.

Cremona.

Am linken Ufer des Po, mitten im weiten, fruchtbaren Gelände der lombardischen Ebene, liegt Cremona, aus dessen Mauern der hohe Schaft seines Torrazzo, schlank wie ein Pfeil, zum Himmel strebt. Der Blick schweift über die grüne Einförmigkeit der Landschaft unbehindert hin; nur hier bleibt er hängen an der Vertikale dieses Turmes, der meilenweit sichtbar die Gegend beherrscht. Cremona! Wie eine Lockung klingt der Name, der sich mit süßen Geigenstimmen uns ins Herz gesungen hat, und mit dem romantischen Zauber der Poesie umkleiden wir die Stadt, die eines Stradivari Heimat und Lebensstätte gewesen ist. Man sollte sie an sonnigen Septembertagen besuchen, wenn alles in Nachsommerfröhlichkeit getaucht ist. Gott Bacchus hat dann seinen willkommenen Einzug gehalten und rote Spuren durch die Straßen gezogen, die von jungem Wein förmlich triefen. Ueberall sieht man große Karren stehen, meist mit einem Gespann sanftäugiger weißer Ochsen, die, mit roten Netzen behangen, träge die Fliegen abzuschütteln suchen; gewaltige Fässer sind in den Karren aufgebaut und braune, zerlumpte, lachende Gesellen stampfen darin die frischgepflückten Trauben. Sie singen und johlen bei der fröhlichen Arbeit, berauscht von dem herben Duft, der aus den Fässern steigt und über der ganzen Stadt zu schweben scheint, so recht ein Herbstduft, der die Sinne gefangen nimmt und die Adern mit Lebensfreude durchströmt. Bei diesem Anblick gedenkt man wohl des Bildes im Campo Santo von Pisa, auf welchem Benozzo Gozzoli Szenen geschildert hat, die heute nach vier Jahrhunderten noch ganz und gar die gleichen sind, wie er sie einst geschaut; und also wird man gewahr, daß die Zeit auch stille zu stehen vermag! Wer Cremona so gesehen hat, gebettet in die üppige Umrahmung der wogenden Felder und wie berauscht vom reichsten Erntesegen, der wird ein Bild mit sich forttragen, das nur der Gestalten eines dionysischen Zuges bedürfte, um als ein Symbol ewiger Fruchtbarkeit zu erscheinen. —

*) Vgl. Nr. 189 und 190 der Beilage 1903.

Aber auch ohne die Staffage solcher fröhlichen Herbstszenen ist Cremona eine freundliche Stadt, die das Gepräge des Wohlstandes und einer gewissen Behäbigkeit trägt. Zumal der herrliche Dom, dessen Giebel und Türme weit über die Dächer hinausragen, und der Torrazzo, sowie eine Anzahl kleinerer Türme und Kuppeln beleben das Bild, welches früher, als hohe Mauern und malerische Tore die Stadt kriegerisch einfaßten, noch weit wirkungsvoller war. Man begreift, daß sie ein Dichter einst mit den Worten begrüßte: „Splendor urbium formosissima et intra moenia et extra". Und doch war die größte Glanzzeit längst vorüber, als Lampridio[1]) seine Heimatstadt also besang. In der Zeit ihrer Blüte galt sie nach Mailand als die erste Stadt der Lombardei; aber gerade aus der Fülle ihres Reichtums ist ihr die Fülle des Elends erwachsen, denn jeder verlangte nach dem Besitz dieses Kleinods. Schlagen wir eine Chronik aus dem 12. oder 13. Jahrhundert auf, so hören wir, daß Cremona eine Handelsstadt ersten Ranges war; ihre Schiffe trugen jährlich den Po hinab nach Venedig allein 40,000 Ballen des sogenannten „fustagno", eines Baumwollgewebes, dessen Absatz im Jahre über 200,000 Dukaten betrug; viele Tausende von Weberfamilien und Kaufleuten lebten nur von der blühenden Textilindustrie; wollene und seidene Stoffe aller Art, Tuch und Leinwand wurden hergestellt. Nicht weniger bedeutend war die Kunst der Waffenschmiede, welche sich durch viele Jahrhunderte erhalten hat; noch Anfang 1800 werden die Messer und Säbel von Cremona gerühmt. Wir hören, daß viele Cremonesen um 1200 auch im fernen Orient Handel treiben; ihre Missionäre dringen bis Mittelasien vor, wo sie Mongolen und Tataren zum Christentum bekehren, und ein Sohn Cremonas, Lotario Rosario, wird zum Patriarchen von Jerusalem erhoben. Die Stadt selbst beginnt zu wachsen. Dom, Baptisterium und Torrazzo erstehen; es werden Straßen und Brücken gebaut, Kanäle gegraben; ein weitverzweigtes Bewässerungssystem schützt das Land vor Dürre, während andrerseits den Ueberschwemmungen der Flüsse durch gewaltige Dämme Einhalt geboten wird; Akademien für Kunst und Gewerbe werden gegründet, darunter das Ginnasio Pubblico, aus welchem eine Reihe bedeutender Männer hervorging. Gern und lange verweilen die Chronisten bei der Schilderung solchen Gedeihens; und doch ist das nur ein vereinzeltes Blatt aus Cremonas Geschichte. Groß ist dagegen die Summe seines Elends gewesen.

Als erste Kolonie der Römer jenseits des Po wurde Cremona im 3. Jahrhundert v. Chr. gegründet. Livius erwähnt es öfters als eine der 18 Kolonien, die den Römern gegen Hannibal zu Hilfe kamen, Tacitus als reiche, für ihre Jahrmärkte berühmte Stadt. Sie besaß Tempel und Thermen, einen Zirkus, den Cassiodor beschrieben hat, und eines der größten Amphitheater Italiens; auch war sie von herrlichen Landsitzen umgeben. Die blühende Hochschule der Philosophie wurde lebhaft besucht. Hier lehrten die Dichter Mario Furio Bibaculo und Quintilius Varo, der Philosoph Catio, der Grammatiker Postumo; hier

[1]) Benedetto Lampridio, gefeierter Cremoneser Dichter, war in Padua und Rom Professor der griechischen und lateinischen Sprachen, lebte zuletzt in Mantua, wo er 1540 starb; er lehnte sich in seinen großen Oden an Pindar an.

studierten Virgil und jener Publio Alfeno Varo, welcher der Vater der römischen Jurisprudenz genannt worden ist und dessen Bild wir auf einem Siegel des Collegio dei Giureconsulti von 1414 sehen. — Der erste Schlag trifft Cremona 69 v. Chr.; es begünstigt Vespasian gegen Vitellius und wird von den Soldaten des letzteren überwältigt und tagelang geplündert. Neu aufgebaut, wenn auch nicht in früherer Pracht, erfährt es wechselvolle Schicksale, wird von Attila zerstört und leidet von Herulern und Goten viel Schaden. Schlimmer noch ergeht es der Stadt, als 603 König Agilulf mit seinen langobardischen Scharen sie nach erbittertem Kampfe besiegt und schleift. Der Chronist Paolo Diacono beschreibt dies Ereignis mit den lakonischen Worten: „Ad solum usque destruxit eam." Die fromme Königin Theodolinde nimmt sich Cremonas an; aber erst nach Agilulfs Tode gelingt es ihr, es neu zu erbauen und die verbannten Einwohner an ihre Heimstätten zurückzurufen. Zuerst unter langobardischen Herzogen, dann unter Karl dem Großen, endlich unter den deutschen Kaisern fängt die Stadt an zu wachsen und sich nach allen Richtungen hin zu entwickeln. Aber auch in diese Zeit fallen schwere Heimsuchungen, so bei den beiden Invasionen der Ungarn in Norditalien. Um das Jahr 1000 beginnt sodann ein erbitterter Kampf des Volkes mit der Geistlichkeit; 1015 wird der von Kaiser Heinrich II. eingesetzte deutsche Bischof Landolf in seiner durch zweifache Mauern und sieben Türme befestigten Burg — jener Arx aut Rocha Canonicorum, welche die Königin Theodolinde hatte erbauen lassen — besiegt und verjagt. Das selbe Los trifft seinen Nachfolger Ubaldo.

In einer Schenkungsurkunde der Gräfin Mathilde von Toskana vom Jahre 1098 wird zum erstenmal das „Comune" von Cremona erwähnt. Mit der Entwicklung des republikanischen Gemeinwesens wächst der Fortschritt, und die neu errungene Freiheit durchbricht die Schranken der alten Knechtschaft. Noch ist alles chaotisch, wechselnd, gestaltungsbedürftig; aber der erste Schritt ist getan, — nun geht es stetig vorwärts. An Kriegen fehlt es auch jetzt nicht. Die Rivalität der Städte untereinander, der Kampf um den Besitz, oft auch Rache und Raublust, lassen immer wieder erbitterte Fehden entbrennen. Besonders oft stehen Cremona und Crema sich feindlich gegenüber, aber auch mit Parma, Piacenza und Brescia sind die blutigsten Kriege häufig. Auch im Innern wird die Stadt durch Parteizwiste zerrissen. Hier wie überall spielt sich der erbitterte Kampf der Guelfen und Ghibellinen ab und fordert immer neue Opfer. Im 13. Jahrhundert sind es sogar drei Parteien, die Cappeletti, die Barbarasi und die Maltraversi, welche sich feindlich gegenüberstehen und gleichsam mehrere Lager bilden. So zog sich z. B. die Volkspartei in die sogenannte Città Nuova jenseits des Flüßchens Cremonella zurück, erbaute ein eigenes Rathaus, welches Palazzo del Popolo hieß, und regierte sich selbständig. Mühsam sucht der ehrwürdige Bischof Sicardus Frieden zu stiften; aber nur auf kurze Zeit gelingt es ihm, die Gegner zu versöhnen; nach seinem Tode schlagen die Flammen der Zwietracht wieder über der Bevölkerung zusammen. Diese Wirren benutzen tatkräftige Männer, um die Gewalt an sich zu reißen. Der erste solcher Tyrannen war Uberto Pallavicino, ein Mann von ungewöhnlichem Mut und Talent, der sich durch 15 Jahre (1251 bis 1266) als Alleinherrscher von Cremona behauptete. Ihm folgten andere. Der größte und grausamste unter ihnen, Cabrino Fondulo, der durch Verrat und gräßliche Bluttaten die Herrschaft an sich riß, konnte sich nicht dauernd der Uebermacht der Visconti widersetzen. Als er 1425 in Mailand zur Richtstätte geführt wurde, um enthauptet zu werden, bereute er nur eines aus seinem Leben: daß, als er 1414 Kaiser Sigismund und Papst Johann XXIII. in Cremona bewirtete und mit ihnen den Torrazzo bestieg, er sie nicht eigenhändig heruntergeworfen und sich dadurch unsterblich gemacht habe!

Auch das Regiment der Visconti und Sforza war ein hartes, vor allem durch die schweren Steuern, die sie auferlegten und die allmählich ins Maßlose gesteigert wurden. Nur unter Francesco I. Sforzas Regierung erfreute sich Cremona besserer Tage. Seine Gemahlin, Bianca Maria Visconti, hatte es ihm als Mitgift gebracht und hier, in der Kirche San Sigismondo, wurde 1441 ihre Trauung mit größtem Gepränge vollzogen. Wir sehen gern in den verblaßten Fresken von Bonifacio Bembo in Sant'Agostino, wie auf Giulio Campis Altartafel in San Sigismondo die derben, aber freundlichen Züge des Herzogs und seiner tüchtigen Gemahlin, die es nicht scheute, wenn es nottat, an der Spitze der Soldaten in den Kampf zu reiten; so 1448, wo sie Cremona siegreich gegen die Venezianer verteidigte. Bianca Maria war für die Stadt eine Wohltäterin, half den Armen und Bedrängten und hinterließ viele nutzbringende Stiftungen. Auch Francesco war ein wohlgesinnter Mann, besonders wenn man ihn mit seinen Zeitgenossen vergleicht, und er bewahrte sich menschliche Gefühle, trotzdem er, der größte Condottiere seiner Zeit, sein ganzes Leben in Kampf- und Schlachtgetümmel verbrachte.

Lange schon hatte Venedig begehrliche Blicke auf Cremona geworfen und wiederholt es zu erobern versucht. Als 1499 durch Lodovico il Moros Sturz die Familie der Sforza vernichtet war, bot sich endlich der großen Republik die erwünschte Gelegenheit. Cremona ergab sich ohne Kampf, und mit wehendem Markusbanner zogen die venezianischen Truppen feierlich zum Dom. Allein schon nach wenigen Jahren war das neue Regiment Venedigs den Cremonesen verhaßt. In diese Zeit fallen manche schwere Heimsuchungen: Epidemien, Hungersnot, Ueberschwemmungen, Hagelschläge; 1505 hatte das Elend seinen Höhepunkt erreicht; das Volk war verzweifelt;[2]) es kam zu häufigen Tumulten und immer schwerer schien das Joch der Republik zu drücken. Als der Blitz den geflügelten goldenen Löwen zertrümmerte, der den Torrazzo krönte, dünkte es ein Zeichen himmlischen Zornes zu sein. Als dann die Liga von Cambray Venedig zermalmt hatte, jubelten die Cremonesen ihrem neuen Herrn, Ludwig XII. von Frankreich, entgegen, der mit großem Gefolge am 24. Juni 1509 in der mit Triumphbögen geschmückten Stadt seinen feierlichen Einzug hielt. Wenig Segen sollte er den neuen Untertanen bringen. Schlimmer noch wurde Cremonas Lage, als es sich abermals den Sforza unterwerfen mußte. Erst unter Karl V. (1535) waren ihm bessere Tage beschieden. Die fernere Geschichte ist einförmig in ihrer Traurigkeit. In Kriegen geplündert, im Frieden von schweren Steuern erdrückt, mißhandelt, verschuldet, — sinkt die einst blühende Stadt unaufhaltsam in äußersten Ruin. Anfang des 17. Jahrhunderts verlassen die Bürger scharenweise ihre Heimat und nur der niedrigste Pöbel bleibt in Cremona zurück. Erst unter der österreichischen Regierung, dank vor allem den weisen Reformen, die durch Maria Theresia und Joseph II. eingeführt werden, hebt sich der Wohlstand und eine neue Aera des Friedens beginnt, die erst durch Napoleon abermals gestört wird. Fortan teilt Cremona die Schicksale des nördlichen Italien. Eine berühmte Episode aus dem spanischen Erbfolgekriege ist die Gefangennahme des Maréchal Villeroy durch den Prinzen Eugen am 1. Februar 1702. Es gelang dem Prinzen, durch Verrat eines Priesters in Cremona einzudringen, indem etwa 100 Soldaten durch einen unterirdischen Gang nachts in die Stadt eingelassen wurden und den Truppen die Tore öffneten. Bald entbrannte ein wütender Kampf; auf dem Domplatz und den angrenzenden Straßen floß das Blut in Strömen. Erst gegen Abend befahl Prinz Eugen den Abmarsch, da er sich nicht zu behaupten vermochte. Doch führte er den Maréchal Villeroy

[2]) Auch die Juden waren Mitte 1400 Gegenstand des Hasses und der Grund vieler Unruhen geworden. Schon 1420 hatten sie in Cremona eine große Synagoge. An Bianca Maria wurde eine Petition gerichtet, um weitere Ansiedlungen von Juden zu verhindern. Luther hat die Bevölkerung als eine ausschließlich jüdische bezeichnet (Coll. I 463, Ausgabe Bindseil), was jedoch ein Irrtum war. Die ersten hebräischen Bücher, die überhaupt gedruckt wurden, erschienen auf cremonesischem Gebiet, im nahen Soncino; doch wurden 1559 alle hebräischen Bücher öffentlich verbrannt. 1582 wurden dann die Juden aus Cremona vertrieben.

und 535 andere Gefangene mit sich fort. Der Tag hatte an Kaiserlichen und Franzosen über 2000 Opfer gefordert.

•

Hat man so die wechselvollen Schicksale Cremonas verfolgt, so versteht man, warum es im Laufe der Zeit seine Gestalt wiederholt veränderte. Nur die Umrisse des Bildes scheinen sich ziemlich gleich erhalten zu haben, und noch heute hat die Stadt jene längliche Form, welche den Vergleich mit einem Schiff nahelegt, dessen hoher Mast der Torrazzo wäre. Der Stadtplan, den Antonio Campi 1583 zeichnete und David da Laude stach, zeigt dieses Oval, welches damals von hohen Mauern und Toren umgeben und malerisch gegliedert war. Die Mauern sind zum Teil noch erhalten und auf den Bastionen hübsche Anlagen geschaffen worden. Im Süden floß einst der Po an der Stadt vorüber und trug dazu bei, ihr ein anderes Gepräge zu geben; doch so verheerenden Schaden richteten die häufigen Ueberschwemmungen an, daß er in ein neues Bett geleitet werden mußte. Solche Katastrophen werden oft erwähnt und mit Grauen geschildert; der gewaltige Strom wird einem wilden Ungeheuer verglichen, dem keine menschliche Kraft sich widersetzen kann. Besonders schön ist Tassos Bild im Befreiten Jerusalem,[3]) wo er den schäumenden Po als einen wilden Stier schildert, der sieghaft über die gebrochenen Ufer die Stirne hebt und die Adria mit seinen Hörnern zurückwirft, den Kampf dem Meere bringend, statt des Tributs. Heute fließt der Po 1½ Kilometer südlich, und eine der größten eisernen Brücken Italiens überspannt die weite Wasserfläche.

Das Innere Cremonas ist ein Gewirr unregelmäßiger Straßen, von denen sogar die breitesten in gebrochenen Winkeln krumm und unschön und nie einander parallel laufen. Aber viele prächtige Paläste beleben deren Einförmigkeit, und fast in jede blickt der Torrazzo hinein wie ein treuer Wächter, der mit wachsamen Augen überall zugegen ist. Die Bauten, die wir heute sehen, gehören alle dem letzten Jahrtausend an; aus dem Altertume hat sich nichts erhalten. Keine malerischen Ruinen, kein Bogen, keine Säulenfragmente, herrlich noch als Trümmer, erinnern an die Tempel und Hallen der römischen Blütezeit, und nur aus Inschriften wissen wir, daß Herkules und Cybele, Jupiter, Fortuna, Diana und Isis hier ihre Heiligtümer hatten. Einige geringe Pflaster- und Mosaikfragmente lassen noch das frühere Niveau der Straßen und Häuser erkennen. Berühmt sind die Reste eines Mosaikfußbodens im sogenannten Campo Santo beim Dom, welche 1770 aufgedeckt wurden. Sie stellen in bunten Steinen auf weißem Grunde sechs mit einander kämpfende Figuren dar, die als „Centaurus, Crudelitas, Impietas, Fides und Discordia" bezeichnet sind; die sechste, unbezeichnete Figur stellt einen Mann dar mit Schild und Schwert, dessen Hörner, Eselsohren und Schwanz ihn seinem Gegner, dem tierköpfigen Centaurus, ebenbürtig erscheinen lassen.[4]) Die schönen Ornamente der Einfassungen, der Pfau, von dem noch ein Bruchstück erhalten ist, und der ganze Charakter der Darstellung erinnern an ravennatische Motive und dürften im 5. Jahrhundert entstanden sein, wo Cremona dem Exarchat von Ravenna gehörte und manche byzantinische Einflüsse erfahren haben muß. Der Gedankenkreis ist streng christlich. Wir finden den Kampf der Tugenden mit den Lastern schon bei Tertullian und Prudentius erwähnt; er kehrt öfter in bildlichen Darstellungen, besonders in Skulpturen, wieder. Der Pfau ist ebenfalls als Symbol der Unsterblichkeit ein der christlichen Ikonographie geläufiges Motiv.

Wenden wir uns nun dem Dome zu, jenem herrlichen Meisterwerk, in welchem die Kunst und die Gedanken vieler Generationen wie in einem gewaltigen Epos ihren Ausdruck gefunden haben. Ernst und eindringlich ist seine Sprache und herzerhebend, wenn wir für diese gewaltigen Rhythmen das rechte Verständnis besitzen. Die marmorhelle Domfassade, welche durch ihre einfache Gliederung und den Mangel an störendem Detail eine unvergleichliche Wirkung ausübt, ist zweifellos eine der schönsten Verkörperungen des Kirchenstiles in Oberitalien und in ihrer Einheitlichkeit nur durch wenige spätere Zutaten beeinträchtigt. Dazu gehören vor allem die schwerfälligen Voluten des Giebels, sowie das denselben krönende Türmchen, welches unter Gregor XIV. 1591 aufgesetzt wurde. Alle anderen Rundtürmchen, zehn an der Zahl, sind von 1497 und haben trotz einer gewissen Schwerfälligkeit doch ihren stilgerechten Charakter. Von besonderer Schönheit sind die doppelten Säulenloggien, welche die Fassade in harmonischer Gliederung durchbrechen, sowie die Fensterrose, laut Inschrift das Werk des Giacomo Porrata aus Como vom Jahre 1274. Die große vorspringende Loggia über dem Portal ergänzt die Wirkung, indem sie der Fläche Relief und Leben gibt; sie ist der interessanteste Teil der Fassade, von ungemein malerischem Eindruck und mit Reliefs und Statuen geschmückt. Hier sehen wir eine schöne Madonna in der Art des Giovanni Pisano auf erhöhtem Postament zwischen zwei ehrwürdigen Heiligengestalten und zu ihren Füßen die kleine Figur eines Bischofs, den als Apostel der Lombardei verehrten San Barnaba. Die schmalen Reliefstreifen zu beiden Seiten, oft studiert und erläutert, stellen in naiven Szenen die Verrichtungen des Landmannes in den zwölf Monaten des Jahres dar, mit Bezugnahme auf die Figuren des Tierkreises. Das Motiv der Jahreszeiten ist hier so deutlich zum Ausdruck gebracht und war in der Kunst des Mittelalters so beliebt,[5]) daß man eine andere Deutung dieser Reliefs nur schwer begreift, zumal wenn ein deutscher Forscher (v. Hammer, 1827) darin Symbole des Mithra-Kultus erkennen wollte. Am Portal sehen wir vier Prophetengestalten, welche Giacomo Porrata zugeschrieben worden sind, aber eine rohere, somit frühere Arbeit verraten. Sie halten Schriftrollen in Händen, deren Inschriften von hohem Interesse sind, indem sie wiederum ein Streiflicht auf die Beziehungen werfen, die im Mittelalter zwischen der Gestaltung des Kirchengebäudes und den liturgischen Schriften bestanden haben.[6]) Ueber der schönen Fensterrose erhebt sich der große Renaissancegiebel; hier stehen in vertieften Nischen die vier Schutzheiligen von Cremona, San Pietro, San Marcellino, Sant' Imerio und Sant' Omobono, Werke des Pietro da Rho vom Jahre 1500. Derselbe Künstler hatte zu beiden Seiten dieser Heiligen in zwei Medaillons die Bildnisse von Francesco Sforza und Bianca Maria dargestellt, doch waren dieselben schon Ende 1700 von der Fassade verschwunden und an ihrer Stelle sehen wir jetzt

[3]) Befr. Jerusalem IX, str. 46. Der Po wurde übrigens auch in Bildwerken öfter als Stier dargestellt.

[4]) Der Mensch mit Tierkopf ist aus der ägyptischen Kunst in die römische und byzantinische übergegangen. In der Klosterkirche am Berge Athos erscheint der heil. Christophorus mit einem Hunde- oder Wolfskopf. Auf einem in Berlin befindlichen Relief aus Tusla bei Konstantinopel ist ein Mensch mit Tierkopf dargestellt. Auf einem Fresko in der Sophien-Kirche in Kijew bekämpft ein Mann mit Tierkopf einen Gegner, der ihm mit Schild und Axt entgegentritt. (Vgl. J. Strzygowski, „Das byzantinische Relief aus Tusla im Berliner Museum", im Jahrbuch d. preuß. Kunstsammlungen, 1898, Band XIX, S. 57.)

[5]) Darstellungen der 12 Monate sind häufiger als die der vier Jahreszeiten. Man findet sie an vielen Kirchenfassaden in Italien (Pavia S. Michele; Lucca S. Martino; Venedig Portal von S. Marco; Modena Dom; Verona S. Zeno; Pisa Battistero ꝛc.); sodann am Portal von St. Ursin in Bourges und an der Kathedrale von Chartres; auf zahlreichen Mosaikfußböden der Kirchen; in den Miniaturen der „livres d'heures", so z. B. im berühmten Grimani-Brevier der Biblioteca Marciana in Venedig von Memlinc gemalt; ferner am großen Brunnen von Niccolò Pisano auf dem Domplatz in Perugia; auf zwölf Terracotta-Medaillons von Luca della Robbia, jetzt im South Kensington-Museum in London, endlich auch auf vielen Fresken des 15. und 16. Jahrhunderts. (Vgl. auch eine Studie von Leandro Biadene in Rassegna d'Arte, Band I, 1901, S. 159).

[6]) In dem in der Weihnachtsliturgie aufgenommenen, pseudoaugustinischen Sermo werden die Propheten aufgefordert, für die Gottheit Christi Zeugnis abzulegen; die Antworten, die sie im Sermo geben, stehen auf den Schriftbändern der Propheten am Dom von Cremona und in gleicher Weise auch am Dom von Ferrara. (Vgl. J. Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes, S. 317).

die Halbfiguren der Madonna und des verkündigenden Erzengels. Die Baugeschichte des Domes ist eine bewegte. 1107 auf den Fundamenten der früheren Chiesa Maggiore begonnen, wie eine Inschrift in der Sakristei bezeugt, 1117 von einem elementaren Erdbeben gänzlich zerstört, dann langsam wieder aufgebaut, wurde die Kirche 1190 von Bischof Sicardus geweiht. 1288 und 1322 wurden die Abschlüsse der gewaltigen Querschiffe (damals vielleicht das Langhaus?) mit reich ausgestalteten Backsteinfassaden geschmückt, von denen die südliche sich durch ihren reichgegliederten Aufbau und ihre schönen Verhältnisse auszeichnet. Die Hauptfassade dagegen wurde erst 1491 auf Anregung von Ludovico il Moro durch den Architekten Alberto da Carrara mit Marmor bekleidet und erhielt im wesentlichen den ernsten und edlen Charakter, den wir heute bewundern. Es ist lehrreich, die Entwicklungsstadien auf Siegeln und Münzen zu verfolgen, welche uns den Dom zuerst mit fünf Portalen und fünf Türmen zeigen, während man auf den Intarsia-Chorstühlen im Innern eine Abbildung sieht, die ein hölzernes armseliges Portal mit schiefem Dach zeigt. Die jetzige Vorhalle, ebenfalls unter Alberto da Carraras Leitung entstanden, stammt von 1497, wie auch die Doppelloggien am Fuß des Torrazzo.

Treten wir in die weiträumigen Hallen des Innern ein mit den schlanken, hochstrebenden Säulen, den harmonisch abgetönten Freskenbildern, dem gedämpften Licht, so fühlen wir, daß hier eine stille Friedensatmosphäre herrscht, welche die Sinne mit wohltuender Ruhe umfängt und die Seele erhebt. Italienischen Kirchen ist solche Weihe nur selten eigen; selbst die herrlichsten unter ihnen wirken mehr wie Stätten der Kunst als wie Stätten des Gebetes. Wer aber in einer Dämmerstunde im Dom von Cremona war, wo nur hin und wieder ein Lämpchen einen Schrein erhellte und die Schleier der Dunkelheit durch die hohen Wölbungen zu wogen schienen, wo fern vielleicht leise Orgeltöne erklangen und die Menschen wie Schatten mit lautlosen Schritten vorüberglitten, — der wird an dies Stimmungsbild nur mit Andacht zurückdenken können.

In diesem Dom hat die Cremoneser Malerschule, der hohen Aufgabe sich bewußt, Großes angestrebt und ihr Bestes geleistet. Der große Freskenzyklus, der sehr verschiedene Stufen des Kunststils zeigt,[7]) beginnt im Mittelschiff links mit den Bildern von Boccaccio Boccaccino, welche wohl als die schönsten des Domes bezeichnet werden können. Ueber jeder Arkade und unter den schönen Emporen, durch gemalte Pilaster in zwei Felder geteilt, sehen wir Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau, im ganzen acht Szenen voll Bewegung und Innigkeit. Besonders reizend ist die in hellen, zartgetönten Farben ausgeführte Geburt der Maria, mit seltsamen, träumerischen Frauentypen, wie sie Boccaccino liebte; reizend auch die Vermählung der Jungfrau, eine feierliche, gleichsam mit Ehrfurcht geschilderte Szene. In zwei Reitern, die man hier erblickt, soll der Künstler die Porträts von Galeazzo Sforza und des Stadthalters von Cremona, Ludovico Galerati, dargestellt haben. Dieses Bild trägt die Jahreszahl 1515. Auf einem anderen Fresko, der Begegnung von Joachim und Anna, fesselt im Hintergrunde eine Darstellung des Domplatzes; man sieht die Loggien des Torrazzo, gegenüber den Palazzo del Comune und dahinter ein Tor, welches damals den Abschluß der Piazza bildete. Erst im Chor, über dem achten Bogen, nimmt Boccaccino den Faden der Erzählung wieder auf und stellt in einem großen Gemälde Christus unter den Schriftgelehrten dar; aber wir vermissen die Inspiration der anderen Bilder und finden dieselbe auch nicht in den kolossalen, 1506 gemalten Figuren der Apsis, einem segnenden von den vier Schutzheiligen der Stadt umgebenen Christus. In der sympathischen Gestalt des Sant' Omobono spiegelt sich die Freude wieder, mit welcher Boccaccino diesen Lieblingsheiligen der Cremonesen gemalt hat, der, einer vornehmen und reichen Familie entsprossen, früh aller Lebenslust entsagte, um allein der Armut und dem Elend zu dienen. Unter Bettlern und Kranken verbrachte er sein Leben, weshalb er den Namen des guten Mannes erhielt.[8]) Die Fresken, die Boccaccino in Rom, Genua und Ferrara malte, sind alle zugrunde gegangen, und von seinen Tafelbildern sind nur die wenigsten auf uns gekommen; um so wertvoller sind die Gemälde des Domes, in denen sich die Eigenart des Künstlers so deutlich offenbart. Er zeigt oft eine seltsame Härte, welche die ferraresischen Einflüsse seiner Jugend verrät; daneben strebt er aber mit Erfolg das tiefe Kolorit der Venezianer und die Innigkeit eines Gian Bellini an, der am nachhaltigsten auf seinen Stil einwirkte. Vasari zollt ihm nur geringes Lob und erzählt die Anekdote aus Boccaccinos römischem Aufenthalt, wie er Michelangelos Sixtina-Decke getadelt habe und dann, als seine eigenen Fresken aufgedeckt wurden, allgemeinen Spott und Hohn erntete. Er lebte von 1505 an in Cremona und starb daselbst um 1525, nach einem stürmischen und ungeregelten Leben. Gleichzeitig mit ihm arbeitete Gian Francesco Bembo im Dom von Cremona, doch sind seine Bilder ebenso zerstört wie die von Altobello Melone, die nur wenig erfreulich wirken.[9])

Die ganze rechte Seite des Mittelschiffs und die Eingangswand nehmen die gewaltigen, unruhigen Fresken von Romanino und Pordenone ein, in den Jahren 1519 bis 1522 ausgeführt. Sie haben die ganze jüngere Cremoneser Schule beeinflußt, indem sie dem Geschmack eine völlig neue Richtung gaben. Die ins Kolossale gesteigerten Dimensionen, zumal bei Pordenone, die durch leidenschaftliche Erregung zwar dramatische, aber übertriebene Wirkung der Komposition, die ungeheure Zahl der Figuren und deren unruhige Gruppierung sehen wir fortan allenthalben in den Fresken der Cremonesen sich wiederholen. Pordenone steht in seinen Uebertreibungen schon an der Grenze des Barock; die anderen aber gingen weit über ihn hinaus. Und doch muß man der Kreuzigung Pordenones im Dom mit den erstaunlichen Verkürzungen und Farbeneffekten eine nicht geringe Bewunderung zollen, trotz ihrer gewaltsamen und derben Wirkung, welche durch den Kontrast mit Boccaccinos schlichten Gemälden noch erhöht wird. Die Fresken Romaninos dagegen sind derart übermalt, daß ein Urteil kaum mehr möglich ist. Auch die übrigen Fresken der Campi, Benedetto Gattis und anderer, sind zu minderwertig, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Kunstwerke von hohem Wert

[7]) Der früheste Ausdruck desselben hat sich in einigen verblaßten Fresken in den Seitenschiffen erhalten; sie wurden 1345 von Polidoro Casella gemalt, welcher der Giotto der Cremoneser Schule genannt worden ist. Von seinem Zeitgenossen, Simone Simoni, haben sich nur einzelne Bilder in Neapel (San Lorenzo) erhalten, die in den alten Büchern von Sarnelli und Celano erwähnt werden. In Cremona sucht man seine Spuren umsonst.

[8]) Sant' Omobono ist speziell der Schutzheilige der Schneider; seine Attribute sind Flaschen; er wird mit pelzverbrämtem Rock und einer Mütze dargestellt, meist die Armen speisend.

[9]) Boccaccio Boccaccino ist der begabteste Vertreter der Cremoneser Schule. Vasari rühmt besonders seinen Sohn Camillo, doch starb derselbe zu früh, um zur vollen Entwicklung zu gelangen. Boccaccino sehr nahe steht ein anderer Lombarde, den W. Bode „Pseudo-Boccaccino" getauft hat; seine Bilder sind härter in der Farbe und nüchterner in der Auffassung. Zu den frühen Cremonesen gehören die beiden Brüder Bembo; der ältere Bonifazio, meist Facio Bembo genannt, stand von 1447 an im Dienste Francesco Sforzas und erhielt von ihm viele Aufträge; in Cremona sind von ihm nur die bereits erwähnten Porträts in Sant' Agostino erhalten. Gianfrancesco Bembo war unbedeutend. Altobello Melone wurde als Porträtmaler geschätzt. Galeazzo Campi, der erste einer großen Künstlerfamilie, stand noch unter Boccaccinos Einfluß. Seine Söhne Giulio, Antonio und Vincenzo dagegen repräsentieren die neue Schule. Giulio, der begabteste unter ihnen, malte gewaltige Freskenzyklen in verschiedenen Cremoneser Kirchen. Antonio erwarb sich durch seine Geschichte von Cremona besondere Verdienste und wurde dafür, mehr als für seine Malereien, von Papst und Kaiser ausgezeichnet. Bernardino Campi suchte Raffael nachzuahmen und schrieb einen vielgelesenen „Trattato di pittura". Bernardino Gatti, genannt „il Sojaro", war Schüler von Correggio und Gehilfe von Pordenone in Piacenza; sein Hauptwerk ist eine Madonna mit Stifter im Dom von Pavia. († 1575.)

dagegen sind die beiden Marmorkanzeln, deren eigenartige Skulpturen die Hand eines großen Meisters verraten. Sie gehörten zu dem Schrein der Märtyrer Mario und Martha, deren Gebeine Lamperto, Abt von San Lorenzo, 1071 aus Rom gebracht hatte. Vasari schreibt die Skulpturen Geremia da Cremona zu, was um so erstaunlicher ist, als der Künstler auf einer der Einfassungen sich mit Namen und Jahreszahl gezeichnet hat: J. A. Amadeo MCCCCLXXXII. Wir haben hier also ein Werk jenes großen Lombarden, dessen Skulpturen in Bergamo, Mailand und an der Certosa di Pavia so überaus fesselnd erscheinen. Und so charakteristisch für Amadeo sind diese Reliefs mit ihren überschlanken Figuren, den oft etwas verrenkten Gliedmaßen, der unbeholfenen Faltengebung, daß der Stil den Meister aufs deutlichste kennzeichnet.[10]) In diesen Martyrien ist vor allem die subtile Feinheit der Ausführung erstaunlich; der Marmor ist fast wie Elfenbein behandelt und geglättet. Ein anderes Werk Amadeos besitzt der Dom in den zwei Reliefs vom Jahre 1484, welche im rechten Chorpfeiler eingelassen sind, ein heiliger Franziskus, der die Stigmata erhält, und ein heiliger Hieronymus, dieser eine echte und rechte Gestalt Amadeos, die alle seine Fehler und alle seine Schönheiten offenbart. Skulpturen von bedeutendem künstlerischen Wert sind ferner in der Krypta des Domes der Schrein des Sant' Imerio und der Schrein der beiden Heiligen Pietro und Marcellino, Werke, die ebenfalls Amadeos Einfluß verraten und seinem Schüler Pietro da Rho zugeschrieben werden. Das leider sehr beschädigte Relief der Almosenverteilung durch den heiligen Imerio ist von ergreifender Wirkung und verrät mehr die Hand des Meisters als die des Schülers. Zu den zahlreichen Schätzen des Domes gehören auch die zwölf prächtigen Teppiche, die an hohen Festtagen die Säulen bekleiden und nach Rubensschen Kartons 1620 in Brüssel gewirkt wurden; ferner die berühmten von Giovanni Maria Platina 1490 gearbeiteten Intarsien des Chorgestühls und die herrlichen Chorbücher, deren schönste Miniaturen von Antonio Cicognara (1484) herrühren.[11])

Olga v. Gerstfeldt.

10) Ein Medaillonrelief eines Präsepe in Mailand im Museo Archeologico des Castello Sforzesco trägt die Inschrift: Corp. S. M. Marii et Marthae. Es liegt auf der Hand, daß auch dies Relief zum Schrein der beiden Märtyrer gehörte, der noch 1842 in der Kirche San Lorenzo vollständig zu sehen war. (Vgl. Notizie d'opere di disegno des Anonimo Morelliano, ed. *Frizzoni*, 1884, *A. L. Millin*, Voyage dans le Milanais, 1817, und *M. Valéry*, De Milan à Venise, 1842.)

11) Giov. Maria Platina, aus Cremona gebürtig, lebte hauptsächlich in Mantua, starb daselbst im Jahre 1500. Die Chorstühle des Cremoneser Domes sind sein Hauptwerk und tragen eine Inschrift, in welcher sie als nicht durch menschliche Hände, sondern durch göttliche Kunst entstanden bezeichnet werden und Platina sich selbst einen neuen Phidias nennt. — Viele Cremonesen haben sich als Miniaturmaler ausgezeichnet, darunter auch jener Girolamo da Cremona, dessen herrliche Miniaturen sich in den Missale des Sieneser Domes erhalten haben. Ihm sind neuerdings auch mehrere Altartafeln zugeschrieben worden. (Vgl. B. Berenson, Study and Criticism of Italian Art, wo ein Abschnitt diesem Künstler gewidmet ist.)

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Erzbistums München und Freising.

E. Dem ersten Bande der unter der Aegide des Herrn Erzbischofs Dr. Franz Joseph v. Stein durch den rühmlich bekannten Historiker, den Münchener Domkapitular Dr. Franz Anton Specht herausgegebenen Neuen Folge der Deutingerschen „Beiträge zur Geschichte des Erzbistums München und Freising", den wir in der Beilage zu diesen Blättern Jahrg. 1901, Nr. 236, mit gebührender Anerkennung besprochen haben, ist im vorigen Jahre ein zweiter Band gefolgt.[1]) Diesem neuen Bande eignen die Vorzüge, welche wir schon an dem erst erschienenen rühmen mußten: die wissenschaftliche Behandlung und das Schöpfen aus neuen, nicht edierten urkundlichen Quellen — hauptsächlich des Münchener Ordinariatsarchivs — und der Reichtum an interessantem, vornehmlich kultur- und kunstgeschichtlichem Material.

Es wird uns schwer, von der Fülle des Gebotenen in Kürze ein Bild zu geben. Wir verweisen allzuerst auf einen wertvollen Beitrag zur bayerischen Kunstgeschichte: „Altbayerische Klosterkirchen aus Barock- und Rokokozeit" von Richard Hoffmann, einem sehr talentvollen jungen Münchener Geistlichen. Von fünf durch kunst- und prachtliebende Prälaten im 17. und 18. Jahrhundert im neuen Stile, dem zunächst von Italien kommenden Barock- und später in Frankreich ausgebildeten Rokokostil erbauten herrlichen Tempeln, in Fürstenfeld, Schäftlarn, Beuerberg, Dietramszell, Tegernsee, wird im engen Raum eine viel Neues enthaltende Baugeschichte, eine meister- und musterhafte Beschreibung des Inneren und Aeußern — eine Spezialität des Verfassers —, eine feinsinnige ästhetische Würdigung mit Hinweisen auf die Stilentwicklung geboten. Kunsthistoriker und ausübende Künstler werden aus der gediegenen, auch technisch wohl orientierten Arbeit bezüglich der heute wieder zu so allgemeiner Schätzung und Anwendung gekommenen beiden Stilarten reiche Belehrung schöpfen.

Wenn die erwähnte Abhandlung hervorragende Schöpfungen einer uns nicht ferne liegenden Stilperiode überblickt, so befaßt sich ein Aufsatz aus der Feder des schon vom ersten Bande uns vorteilhaft bekannten Ordinariatsbibliothekars Dr. Max Fastlinger, „Das Mirakelbuch von Pürtem", mit einem alten Kunstwerke und dessen seltsamer Geschichte. Mit großem Scharfsinn und staunenswerter genealogischer Kenntnis wird wahrscheinlich gemacht, daß ein unter den Cimelien der Münchener kgl. Hof- und Staatsbibliothek vorhandenes, mit kostbaren Initialen und Miniaturen geschmücktes Evangeliar, das schon seit dem 11. Jahrhundert der Pfarrkirche von Pürten bei Kraiburg am Inn angehörte und dort durch Auflegung zur Heilung von Krankheiten, namentlich Nervenkrankheiten, benützt wurde — daher „Mirakelbuch" im Volksmunde"—, gemäß dem Kerne der örtlichen Tradition sowohl nach Spenderin, Schreiber und Künstler von der Wende des 9. zum 10. Jahrhundert aus Westfranken stammte. Ein weiterer Aufsatz desselben Verfassers, „Der Freisinger Turmschatz unter Bischof Konrad dem Sentlinger" (1314 bis 1322), bringt ein authentisches, lateinisch geschriebenes Verzeichnis (aus späterer Zeit) der in einem Turme am Bischofsschlosse verwahrten, dem genannten Bischof gehörigen Gebrauchsgegenstände, Gerätschaften profaner und geistlicher Bestimmung und Bücher (vornehmlich kanonische und drei wichtige Salbücher), das in kunstgewerblicher, technischer linguistischer und geschichtlicher Beziehung allerlei Interessantes bietet und wieder ein Zeugnis für die umfassende Kenntnis des Verfassers in der bayerischen Geschichte ist.

Die von dem Freisinger Lyzealprofessor Dr. Joseph Schlecht auf Grund einer sehr fleißigen und gründlichen Arbeit des verstorbenen dortigen Lyzealprofessors Dr. Weinhart beigesteuerte Studie „Die Altäre des Freisinger Domes" ist für die Geschichte des altehrwürdigen Münsters sehr belangvoll und wird von den Freunden desselben freudig begrüßt.

Die Abhandlung von Dr. Anton Linsenmayer, kgl. ordentlicher Lyzealprofessor a. D.: „Wirtschaftliches aus dem ehemaligen Chorherrnstift Berchtesgaden", gewährt durch Auszüge aus einer Reihe von Stifts-Haushaltungsrechnungen, die im Pfarrarchiv des genannten Marktes vorhanden sind, nicht bloß über die wirtschaftlichen Verhältnisse des im Titel erwähnten Stiftes, Einnahmen und Ausgaben, Bezüge, Gehalte, Aufwand, finanzielle Gebarung, Führung der Haushaltung, Preise der Nahrungsmittel und Getränke in jener Zeit nicht bloß einen Einblick in eine damalige Klosterhaushaltung,

1) München 1903. J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping). Preis 4 M.

sondern eine Reihe von verlässigen Angaben, wie sie die allgemeine Wirtschaftsgeschichte zu exaktem Aufbau benötigt. Eine Reihe sehr brauchbarer wirtschaftlicher Momente enthält auch „Die Pfarrei Hart“ von Peter Pfatrisch, in welcher Skizze für sehr wünschenswerte Pfarreigeschichten, welche außer der Förderung des geschichtlichen Sinnes in unserem Volke auch Bausteine für eine konkrete Gestaltung weiterer Geschichtsdarstellung beischaffen, ein aneiferndes Muster aufgestellt ist. Darin liegt gewiß auch eine beachtenswerte Aufgabe der „Beiträge“.

Der Herausgeber Dr. Specht hat in Ergänzung zweier Abhandlungen, die er zum ersten Bande spendete, in „Fürstbischof Joseph Konrad in Berchtesgaden 1791“ durch die Publikation des in der Metropolitankapitel-Bibliothek vorhandenen Tagebuches des hochfürstlich Freisingischen Oberhofmarschalls Ferdinand Freiherrn v. Bugniet des Croisettes, das zum Aufenthalt des letzten Fürstbischofes von Freising im Sommer des Jahres 1791 in seiner Residenz im Reichsstifte Berchtesgaden geschrieben war, über Sitte und Lebensweise an den damaligen geistlichen Fürstenhöfen mit dem Reiz der Unmittelbarkeit Kunde gegeben.

Zur Geschichte der Sendlinger Bauernschlacht 1705 teilt der erzbischöfliche Generalvikar Dr. Marcellus Stiglocher einen Eintrag in das Totenbuch der Pfarrei Beuerberg, wodurch wir mit einer Reihe von Namen der in der Schlacht gefallenen bekannt gemacht werden, ferner ein Attest aus dem Jesuiten-Kolleg zu München mit, das einen urkundlichen Beleg über die Behandlung der Verwundeten durch die Sieger bildet. Der Salzburger Benediktiner P. Pirmin Lindner bringt zu seiner schon im ersten Bande der neuen Beiträge aus im kgl. Reichsarchiv in München befindlichen handschriftlichen Tegernseer Chroniken zusammengestellten Historia monasterii Tegernseensis die zweite, bis zur Aufhebung des Klosters (1803) reichende Hälfte, in der uns wieder ein anschauliches Bild des Lebens im Kloster, der Beziehungen zu den Filialen mit Streiflichtern auf die gleichzeitigen politischen und kriegerischen Ereignisse, sowie sehr charakteristische Daten über die Vorgänge vor und bei der Aufhebung des Klosters mit Inventarverzeichnissen zur Kenntnis gebracht werden.

Dieser kurz skizzierte Inhalt des zweiten Bandes der „Neuen Folge“ der „Deutingerschen Beiträge“ läßt wohl den Wert derselben erkennen und dem noch in diesem Jahre erscheinenden dritten Bande mit Spannung entgegensehen.

Bücher und Zeitschriften.

Eduard Mörike. Von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart 1904, Max Kielmann.

Unbekannt ist der Name Mörike nicht mehr. Daß Mörike einer der bedeutendsten Lyriker des neunzehnten Jahrhunderts war, wissen viele zu sagen. Vielleicht wissen sie auch, daß er noch einiges andere geschrieben hat. Aber kennen sie Mörike?... Lyrik! — wer liest lyrische Gedichte, wenn sie nicht gerade zur Abwechslung in irgend einer Zeitschrift unter die übrige Lektüre eingestreut sind? Die große Masse der „gebildeten“ Leser und Leserinnen nährt sich von anderen Stoffen als von Gedichten, und gar Gedichten Mörikes! Sie braucht eine „anregende Unterhaltungslektüre“, die sich für die sommerfrischlichen Hängematten oder langen Winterabende eignet und über die man in der Gesellschaft „sprechen“ kann. Selbst die Prosawerke Mörikes passen hierzu nicht. Wer Mörike lesen will, muß alle Oberflächlichkeit beiseite lassen, muß sich versenken können in die Tiefen des menschlichen Gemütes, muß mit Andacht den Worten eines Dichters lauschen. Nur so erschließen sich die Schönheiten von Mörikes hoheitsvoller, seelentiefer Kunst. Und selbst dann wird mancher vielleicht noch nicht ganz zum Verständnis für Mörikes Poesie vordringen. Es kann das nicht wundernehmen. Sie ist zwar durchaus nicht kompliziert, problemenreich oder sonst irgendwie dunkel, aber sie trägt so sehr den Stempel persönlicher Eigenart, daß für anders geartete Menschen das Einfühlen in die Welt von Mörikes Empfindungen und Gedanken kein Leichtes ist. Zum vollen Erfassen des besonderen Wertes seiner Dichtungen ist es letzten Endes nötig, das Wesen seiner Persönlichkeit, sein Leben und seine Lebenswelt zu kennen. Wer den Menschen Mörike kennt, wird um vieles leichter den Dichter Mörike verstehen. Es trifft hier zu, was Eggert-Windegg in seinem Büchlein sagt: „Der reine Dichter ist der reine Mensch.“ Eggert hat sich in seiner kurzen Mörike-Biographie mit großem Erfolge bemüht, den reinen Menschen Mörike uns zu zeigen. Er hat uns ein anschauliches, treffendes Lebensbild von dem Dichter entworfen. Die hochgesteigerte Absicht zwar, daß seine Lebensbeschreibung Mörikes Werke nicht nur ergänze, sondern sich ihrer Art, ihrem Geiste, ihrem Inhalte gleichsetze und sie damit erkläre, ist dem Verfasser nicht so restlos gelungen, wie er wohl meint; doch bringt ihre Ausführung eine Reihe wertvoller Resultate, die dem Verständnisse von Mörikes Dichtungen die Wege ebnen. Besonders ist das, was Eggert-Windegg über die größeren Dichtungen Mörikes sagt, tiefdringend. Die geschickten Inhaltsangaben sind dabei hervorzuheben. Aber auch sonst zeigt sich überall der genaue Kenner des Menschen und Dichters Mörike. Daß folglich Eggert ein großer Verehrer des schwäbischen Poeten ist, begreift sich. Man merkt es dem Buche an, daß es mit Liebe und Freude geschrieben ist, daß es dem Verfasser Herzenssache war, seinen großen Landsmann so zu zeichnen wie er ihn kennt und bewundert und wie er ihn allgemein gekannt und bewundert wissen möchte. Der schönste Erfolg, den sich Eggert mit seinem hervorragend lebendig geschriebenen Buche wünschen kann, ist wohl der, daß er neue Leser für Mörikes Werke und dadurch neue Freunde für ihn gewinnt. Ich zweifle nicht, daß dieser Erfolg eintreten wird.

Dr. Arnulf Sonntag.

—r. **Von Jena bis Neiße.** Tagebuchaufzeichnungen des Generalmajors v. Blumen. Leipzig 1904, Wigand.

Die persönlichen Erlebnisse von Teilnehmern an wichtigen Vorgängen sind, wenn sie in genügend beglaubigter Form mitgeteilt werden, für die kriegsgeschichtliche Forschung häufig von großem Wert. Sie können dem durch die amtliche und halbamtliche Geschichtsschreibung aufgerichteten Knochengerüste der Tatsachen die Adern und Nerven geben und Leben in eine sonst häufig nüchterne Erzählung bringen. Abgesehen von dem persönlichen Interesse, das solchen Schriften oft entgegengebracht wird, ergeben sich auch manche kulturgeschichtlich bemerkenswerte Bilder. All dies ist jedoch bei dem in Rede stehenden Buch nur in geringem Maße der Fall. Wir erfahren aus der Zeit von 1806 bis 1819 nur wenig, was nicht schon allgemein bekannt ist. Schien doch auch dem Herausgeber, wohl einem Verwandten Blumens, die unverkürzte Wiedergabe der umfangreichen Aufzeichnungen, wegen mangelnden allgemeinen Interesses, nicht rätlich. Im übrigen ist die Redaktion geschickt und läßt den tapferen, hoch ehrenwerten Offizier in überaus vorteilhaftem Lichte erscheinen. Ein Bild sollte jedoch nicht fehlen, denn der Leser, welcher sich so lange mit dem Helden des Buches beschäftigen muß, hat ein gewisses Anrecht darauf, zu erfahren, wie er ausgesehen hat.

✕

Allgemeine Rundschau.

Der gestirnte Himmel im Monat September

(gültig für die Mitte des Monats und 10 Uhr abends).

Die Milchstraße zieht als breites, matt glänzendes Band vom westlichen Horizont durch den Scheitelpunkt hindurch bis zum nordöstlichen Horizont, wobei sie immer noch den sichtbaren Teil der scheinbaren Himmelskugel in zwei annähernd gleiche Hälften teilt.

Im Nordosten ist das Sternbild des Bootes mit dem Stern erster Größe Arkturus, sowie die Schlange, im Westen der Schlangenträger und der Sobieskische Schild im Untergang begriffen; die Sternbilder der Jagdhunde, der nördlichen Krone und

des Herkules stehen dort noch in mäßiger Höhe über dem Horizont. Innerhalb der Milchstraße, nur wenig westlich vom Zenitpunkt, erblicken wir das Sternbild des Schwans mit dem hellen Stern Deneb, südwestlich davon das Sternbild des Adlers mit dem Stern erster Größe Atair, zwischen beiden den Fuchs mit der Gans. Südlich vom Schwan, am unteren Rande der Milchstraße, steht das Sternbild des Delphins und am gleichen Rand, südlich vom Adler, das Sternbild des Antinous. Westlich vom Schwan, zwischen diesem und dem Herkules, glänzt das schöne Sternbild der Leier mit dem Stern erster Größe Wega (gleichschenkliges Dreieck Deneb-Wega-Atair). Südlich vom Delphin und Antinous, in geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont, bemerken wir die Sternbilder des Füllens, des Wassermanns und des Steinbocks, in welch letzterem gegenwärtig der in mattgelbem Lichte glänzende Planet Saturn seine Bahn zieht. Tief am südwestlichen Himmel ist das Sternbild des Schützen wahrzunehmen, während in geringer Höhe über dem südlichen Horizont der südliche Fisch mit dem funkelnden Stern erster Größe Fomalhaut sichtbar ist.

Etwa 20 Grad südöstlich vom Zenitpunkt, mit seinen Ausläufern schon den Meridian überschreitend, glänzt das ausgedehnte Sternbild des Pegasus mit einem gelbroten, veränderlichen Stern (Scheat). Dem Scheitelpunkt ganz nahe steht das kleine, aber ziemlich reiche Sternbild der Eidechse, ihm gegenüber am jenseitigen, nördlichen Rande der Milchstraße, das Sternbild des Cepheus; etwas östlich von diesem breitet sich quer über die Milchstraße das prägnante Sternbild der Kassiopeia aus (leicht erkennbar an der Form eines in die Länge gezogenen W, das seine fünf hellsten Sterne bilden).

Im Osten ist das langgestreckte Sternbild des Walfisches fast vollständig aufgegangen; zwischen ihm und dem Pegasus bemerken wir im Südosten noch das ebenfalls weit ausgedehnte, aber wenig reiche Sternbild der Fische, dem gegenwärtig der alle Fixsterne an Helligkeit weit überstrahlende Planet Jupiter einen ungewöhnlichen Glanz verleiht.

Im Nordosten stehen schon etwas höher die Sternbilder des Widders und des Stiers, der hellste Stern des letzteren, Aldebaran, ist eben aufgegangen. Oestlich der Kassiopeia steht das Sternbild der Andromeda, nördlich von dieser treffen wir innerhalb der Milchstraße auf das reiche Sternbild des Perseus und noch tiefer auf das Sternbild des Fuhrmanns mit der hellen Kapella. Zwischen Perseus und Stier, am Ende eines stark nach Osten ausspringenden Astes der Milchstraße, ist noch der bekannte Sternhaufen der Plejaden wahrzunehmen.

Tief im Norden stehen die Sternbilder des Großen Bären und des Luchses, in der Nähe des Himmelspols endlich der Kleine Bär mit dem hellen Polarstern, der Drache und die Giraffe.

Die Sonne bewegt sich im Laufe des Monats September um rund 11 Grad nach Süden, so daß ihre Kulminationshöhe um die Mitte des Monats in unseren Breiten nur noch 45 Grad beträgt. Ihre Entfernung von der Erde nimmt im September abermals um rund 165.000 Meilen ab, der scheinbare Durchmesser der Sonnenscheibe steigt dementsprechend von 31′ 42.2″ auf 31′ 57.6″ an. Am 23. September, um 1 Uhr nachmittags, passiert die Sonne auf ihrem von Nord nach Süd gerichteten Wege den Himmelsäquator und damit den absteigenden Knoten ihrer Bahn — den Herbst-Aequinoktialpunkt. Gleichzeitig tritt sie, nach älterer Bezeichnung, in das Tierkreiszeichen der Wage. Der Moment, in welchem der Durchgang durch den eben bezeichneten Schnittpunkt erfolgt, entspricht nach astronomischer Zählung dem Herbstanfang. Abgesehen von der Dämmerung sind um diese Zeit Tag und Nacht gleich lang.

Die Zeiten des Auf- und Untergangs der Sonne sind für München (in mitteleuropäischer Zeit):

September	Aufgang		Untergang	
1.	5 h 33 m	vorm.	6 h 54 m	abends
8.	5 43	„	6 40	„
15.	5 52	„	6 25	„
22.	6 2	„	6 11	„
30.	6 13	„	5 54	„

Die Länge des Tages nimmt im Laufe des Monats um 1 Stunde 40 Minuten ab, und zwar nimmt, wie ein Blick auf die obige Tabelle zeigt, die Länge des Nachmittags (entsprechend dem negativen Anwachsen der Zeitgleichung von 0 auf minus 10 Zeitminuten) rascher ab als die Länge des Vormittags. Am Ende des Monats beträgt die Tageslänge nur mehr 11 Stunden 41 Minuten.

Am 9. September findet eine bei uns nicht sichtbare totale Sonnenfinsternis statt, die um 7 Uhr 8 Minuten abends (mitteleuropäische Zeit) beginnt und um 12 Uhr 21 Minuten nachts endigt. Die Dauer der totalen Verfinsterung (völligen Bedeckung) der Sonne durch die vor ihr vorüberziehende Mondscheibe beträgt hierbei im Maximum 6.4 Minuten; die Zone ihrer Sichtbarkeit umfaßt den Großen Ozean und die westliche Hälfte von Südamerika.

Die Phasen und Stellungen des Mondes im Monat September sind folgende:

3. September	4 h	früh	Letztes Viertel
9. „	8	abends	Erdnähe (48,140 Meilen)
9. „	10	abends	Neumond
16. „	4	nachm.	Erstes Viertel
23. „	7	vorm.	Erdferne (54,740 Meilen).
24. „	7	abends	Vollmond

Die Zeiten des Mondauf- und -untergangs sind für München:

September	Aufgang		Untergang	
1.	10h 2m	abends	11h 42m	vorm.
8.	3 38	früh	5 51	nachm.
15.	12 25	mittags	10 5	abends
22.	5 20	nachm.	3 32	früh
30.	9 19	abends	11 36	vorm.

In der Nacht vom 2. auf 3. September und dann wieder am 30. September, vormittags, wird der Stern erster Größe Aldebaran (Alpha im Stier) vom Monde bedeckt, beide Bedeckungen sind jedoch in München nicht sichtbar.

Die Sichtbarkeitsverhältnisse der großen Planeten sind im Monat September ziemlich günstige.

Merkur kommt am 16. September in untere Konjunktion mit der Sonne zu stehen, am 26. September geht er durch den aufsteigenden Knoten, am 30. September durch das Perihel seiner Bahn. Während der zweiten Monatshälfte geht der schnellbewegte Planet aber schon wieder durchschnittlich 1 Stunde, Ende September sogar 1¾ Stunden vor der Sonne auf, so daß er, etwa vom 20. September ab, vor Sonnenaufgang bequem als Morgenstern am östlichen Himmel wahrzunehmen ist.

Venus kommt am 23. September in Konjunktion mit dem Stern erster Größe Spica (Alpha in der Jungfrau) zu stehen. Sie geht im Monat September durchschnittlich schon 40 Minuten nach der Sonne unter, ist also nur für ganz kurze Zeit tief am westlichen Himmel als Abendstern sichtbar. Am 11. September kommt sie in Konjunktion mit dem um diese Zeit als schmale Lichtsichel am Abendhimmel sichtbaren Monde zu stehen.

Mars, der im Sternbild des Löwen seine Bahn zieht, kommt am 28. September mit Regulus, dem hellsten Stern dieses Sternbilds, in Konjunktion zu stehen. Er geht durchschnittlich um 2¾ Uhr nachts auf und ist dann bis in die Morgendämmerung hinein — leicht erkennbar an seinem intensiv gelblich roten Lichte — am östlichen Morgenhimmel sichtbar. Am 7. September kommt er in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Jupiter geht im Monatsdurchschnitt schon um 7½ Uhr abends auf und bleibt (im Sternbild der Fische) die ganze Nacht hindurch sichtbar. Die Verfinsterungen und Bedeckungen seiner Monde sind wegen seiner großen Höhe über dem Horizont nunmehr besonders günstig zu verfolgen. Am 26. September kommt der überaus hellglänzende Planet in Konjunktion mit dem Monde zu stehen.

Saturn geht im September durchschnittlich bereits um 5 Uhr nachmittags auf und um 2⅓ Uhr nachts unter; um 10 Uhr abends erreicht er also seine größte Höhe über dem Horizont und damit die für seine Beobachtung günstigste Stellung. Am 20. September steht er in Konjunktion mit dem Monde.

Uranus kommt am 19. September in Quadratur (Gevierischein) mit der Sonne zu stehen. Er geht im Monatsdurchschnitt schon um 2 Uhr nachmittags auf und um 10¼ Uhr abends unter, nach Einbruch völliger Dunkelheit hat er also bereits die Meridianlinie überschritten und ist er dementsprechend in geringer Höhe über dem südwestlichen Horizont aufzufinden.

Neptun weilt noch immer in den Zwillingen. Er geht durchschnittlich um 11 Uhr nachts auf, ist aber wegen seiner geringen Helligkeit mit freiem Auge nicht wahrzunehmen.

Sternschnuppen. Im September sind vereinzelte Sternschnuppenfälle mit mehr oder weniger lebhafter Frequenz zu beobachten, deren Ausstrahlungspunkte in der Leier, in der Kassiopeia, im Fuhrmann und im Drachen liegen.

—rt—

Die Ansiedelung in Ostafrika.

Ueber die Aussichten der Ansiedelung von Europäern in Deutsch-Ostafrika erhält, wie wir dem Globus entnehmen, die Zeitschrift Der deutsche Kulturpionier (1903/1904, Nr. 3) von „sehr zuverlässiger Seite“ einige Mitteilungen, in denen es heißt: Für die Ansiedelung würden sich auf dem Tanganikaplateau an der im Bau befindlichen Nyassa-Tanganikastraße mehrere Stellen gut eignen. Besonders günstige Plätze sind: 1. Der Nordostabhang der Kakilaberge; 2. die Täler des Kairesibachs, des Mausitisowe- und des Mosibachs; 3. das breite Tal des oberen Saisi. Doch könnten hier nur Leute Geschäfte machen, die sich gut auf die Viehzucht (besonders Esel- und Rinderzucht) verstehen, während aller Anbau von Feldfrüchten und anderen Nutzpflanzen lediglich dem eigenen Gebrauch dienen und höchstens einmal einen kleinen Zufallsnutzen ergeben könnte. Unzweckmäßig ist es, wenn Leute dorthin kommen, die nicht so viel Kapital haben, um drei Jahre arbeiten zu können, ohne Einnahmen zu erzielen; nach Ablauf dieser Zeit aber kann man einem tätigen und sachverständigen Viehzüchter einen immer steigenden Erfolg seiner Arbeit ziemlich sicher voraussagen. Die Gegenden sind in jeder Beziehung einer Besiedelung günstig. Dauernd gut bewässerte Täler mit schönem Boden und gutem Graswuchs wechseln mit landschaftlich schönen Höhen, wo Europäer ohne allzu großen Nachteil für ihre Gesundheit wohnen können. Die neue Nyassa-Tanganikastraße bietet bequeme Verbindung, um zu Wagen, Esel oder Rad die Station Bismarckburg in 2 bis 4 Tagen, den Nyassa in 5 bis 10 Tagen zu erreichen. Großvieh gedeiht überall gut, wie das Wohlbefinden der einzelnen Jumben gegebenen kleinen Rinderherden beweist, und bringt beim Verkauf lohnenden Verdienst. Europäische Gemüse, Kartoffeln und Weizen wachsen vorzüglich, und bieten dem Europäer Gelegenheit, sich billig mit guter und gewohnter Kost zu versehen. Der Grund und Boden ist vorläufig fast wertlos, da ihn niemand nutzt. Die Erwerbung größerer Weidestrecken würde also äußerst billig sein. Die Arbeitslöhne für Eingeborene sind nicht hoch; für 3 bis 4 Rupien kann man genügend Arbeiter bekommen. Die Preise für Vieh beim geschickten Ankauf in den nördlichen Bezirken Tabora, Kilimatinde, Muania kann man unter Einrechnung der unvermeidlichen Eingänge beim Transport etwa wie folgt angeben: ein Bulle 8 Rupien, eine Kuh 12 Rupien, ein Schaf oder Ziege 1 bis 1½ Rupien, ein Eselhengst 6 Rupien, eine Eselstute 8 Rupien. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Europäer den Transport der Tiere nicht den Farbigen überläßt, sondern ihn selbst leitet. — So weit die Mitteilungen. Da, wie oben gesagt, das Klima derartig ist, daß dort Europäer nur „ohne allzu großen Nachteil für ihre Gesundheit“ leben können, so wird man von einem Ansiedelungsversuch doch wohl abraten müssen.

Kleinere Mitteilungen.

Bü. Archäologisches aus Griechenland. Bei Megara fand man ein steinernes Relief, das auf beiden Seiten einen bekränzten Kopf darstellt und zu einem Dionysostempel gehört haben muß. Es wird im Lokalmuseum von Megara aufbewahrt. — Auf der Insel Jos (Nio) fand man auf dem Grundstück von Lorenzo Amiradákis ein lebensgroßes Steinbildwerk, das eine Frau (Priesterin?) im Himation darstellt. Es ist im Stadthaus untergebracht. — Auf der Stätte des alten Argos hat Vollgraf weitergegraben und einen Tempel aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., ferner ein Bronzestandbild der Athena aus dem 6. (?) Jahrhundert aufgedeckt. Er wird bald nach Ithaka gehen und dort Ausgrabungen bis zum Anfang des Winters leiten.

* Eine Handelshochschule in Belgien. In Belgien wird, so berichtet die Tägliche Rundschau, zum Beginn des Winterhalbjahres eine Handelshochschule eröffnet werden. Hr. Ernst Solvay, der nicht nur einen großen Ruf in Chemikerkreisen genießt, sondern auch als Sozialpolitiker über die Grenzen Belgiens hinaus bekannt ist, hat seinen früheren Schenkungen eine neue hinzugefügt, nämlich Gebäude und vollständige Einrichtung einer Handelshochschule in Brüssel. Mit Beginn des Winterhalbjahres wird die Schule eröffnet. Im großen und ganzen ist sie nach dem Vorbilde der Anstalten in Köln, Leipzig und Frankfurt eingerichtet worden. Das Studium umfaßt drei Jahre und erteilt nach bestandener Prüfung den Titel eines „Ingénieur commerciel“.

* Der III. Allgemeine theosophische Kongreß für Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz findet vom 24. bis 26. September 1904 in Dresden statt. Der Kongreß soll eine freie Zusammenkunft aller derjenigen sein, welche, die Einheit und Zusammengehörigkeit der gesamten Menschheit anerkennend, an der Verwirklichung der alle Menschen geistig umfassenden Verbrüderung in irgend einer Weise mitarbeiten. Bei dem am II. Kongreßtage stattfindenden öffentlichen Vortragsabende wird Hr. Dr. Franz Hartmann, Florenz, über den Wahlspruch der Theosophischen Gesellschaft „Keine Religion ist höher als die Wahrheit“ und Hr. Dr. Rudolf Steiner, Berlin, über „Theosophie und moderne Wissenschaft“ sprechen. Außerdem werden noch eine Reihe interner Vorträge über religionsphilosophische und naturwissenschaftliche Themen gehalten. (Das vollständige Kongreßprogramm ist von der Geschäftsstelle des Kongresses, Dresden-N., Helgolandstraße 19, gratis zu beziehen.)

* Der internationale Kongreß für wissenschaftliche Luftschiffahrt, der in St. Petersburg tagte, wurde am 4. d. M. geschlossen. Der nächste Kongreß findet 1906 in Rom statt.

* Todesfall. Der frühere Professor für Hautkrankheiten an der Universität Breslau, Dr. Heinrich Köbner, ein um die Dermatologie sehr verdienter Gelehrter, ist am 3. d. M. in Berlin gestorben.

Hochschulnachrichten.

-tz. Aachen. Als Nachfolger von Professor Lüders wurde Dr. ing. Georg Stauber-Berlin zum 1. Oktober d. J. in die etatsmäßige Professur für Maschinenbau und Hüttenwesen an der Technischen Hochschule zu Aachen berufen.

hc. Berlin. Der technische Hilfsarbeiter Dr. phil. Karl Scheel ist zum Professor und Mitglied der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Berlin ernannt worden.



Jahrgang 1904. München, Dienstag, 6. September. Nummer 204.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die landwirtschaftliche Ausfuhr der Vereinigten Staaten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Von Georg v. Mayr.

Es ist jetzt etwa ein Vierteljahrhundert her, daß die freihändlerisch veranlagten Geister, als die Bedrängung der deutschen Landwirtschaft durch überseeische Zufuhr landwirtschaftlicher Produkte, namentlich von Getreide, immer offenkundiger wurde, sich selbst und andere damit zu beruhigen suchten, daß sie behaupteten, diese Zufuhr werde nur vorübergehend in bedenklicher Weise sich geltend machen, sie werde in kurzer Zeit abnehmen und schließlich wohl gar aufhören müssen. Namentlich von Nordamerika pflegte man siegesbewußt über die baldige Verminderung der dortigen landwirtschaftlichen Ausfuhr zu sprechen, wobei man teils auf den angeblich bevorstehenden völligen Anbau des kulturfähigen Landes, teils auf den wachsenden Eigenbedarf der Union an Bodenprodukten zu menschlicher Nahrung und als industrielle Rohstoffe hinwies. Daß außer den Vereinigten Staaten auch noch andere Länder mit jungfräulichem Boden sich einstellen würden — es sei nur beispielsweise an Argentinien erinnert —, hatte man dabei freilich übersehen. Aber das war nicht der einzige Fehler der genannten freihändlerischen Optimisten. Auch die Annahme, daß die Vereinigten Staaten bald aus dem Wettbewerb der überseeischen Ausfuhr von landwirtschaftlichen Produkten ausscheiden müßten, hat sich als durchaus unzutreffend erwiesen. Eine kleine soeben erschienene Schrift von 100 Seiten mit einer sehr lehrreichen diagraphischen Darstellung läßt dies in trefflicher Weise ersehen. Es handelt sich um das Bulletin Nr. 34, das von dem Chef der „Abteilung der fremden Märkte“ (Division of foreign markets) Frank H. Hitchcock soeben veröffentlicht ist unter dem Titel: Landwirtschaftliche Ausfuhr (Agricultural Exports) der Vereinigten Staaten, 1851 bis 1902.

Bevor ich auf den überaus lehrreichen Inhalt dieser Schrift eingehe, bitte ich noch zwei Vorbemerkungen anbringen zu dürfen. Der Umstand, daß die Veröffentlichung, die hier in Frage steht, von dem Vorstand einer besonderen Abteilung des Ackerbauministeriums ausgeht, die sich ausschließlich mit dem auswärtigen Markt der landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Union zu beschäftigen hat, ist an sich bemerkenswert. Man ersieht daraus, ein wie großes Gewicht auf die staatliche Förderung des Absatzes dieser Produkte im Ausland gelegt wird, und wie nichts unterlassen wird, um in jeder Weise diese Förderung zu bewirken. Dabei spielt Information jeglicher Art zugunsten der heimischen landwirtschaftlichen Kreise eine hervorragende Rolle. Diplomaten und Konsuln werden in dieser Beziehung sehr in Anspruch genommen, und die heimische Zentralstelle zur Erkundung der Lage der fremden Märkte läßt sich auch angelegen sein, an der Ausgestaltung dieser Information namentlich auch durch statistische Zusammenzüge der durch andere Organe gelieferten Nachweise teilzunehmen. So liegt es im vorliegenden Fall, in dem die von den Zollbehörden gelieferten und zunächst im Statistischen Bureau des Handels- und Arbeitsdepartements (in früheren Jahren des Schatzamts) zusammengestellten allgemeinen Nachweise über den Warenverkehr unter Wahrung langer Jahresreihen so ausgezogen werden, daß speziell die Bedeutung der landwirtschaftlichen Ausfuhr im ganzen, in ihren Hauptgruppen und in ihren Einzelheiten klar hervortritt. Dieser Einblick in die Sonderbemühung der Staatsverwaltung auf dem Gebiete der Unterstützung einer wirtschaftlichen Interessentengruppe mittels weitgehender Beihilfe jeglicher Art auf dem Gebiete einer auch der Allgemeinheit zugänglichen Information gibt mir zugleich Anlaß zu einer weiteren allgemeinen Bemerkung. Als ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert als Mitglied der deutschen Tabaksteuerkommission in den Vereinigten Staaten weilte, hatte ich mit meinen Kollegen von der Kommission eine sehr lehrreiche Unterredung mit dem bekannten Politiker Schurz. Bei dieser kam namentlich auch die Verschiedenheit der Grundprinzipien deutscher und amerikanischer Staatsverwaltung und insbesondere des beiderseitigen Beamtenwesens zur Sprache. Ich gewann dabei den Eindruck, daß entgegen der maßgebenden bureaukratischen Grundlage unserer Einrichtungen in den Vereinigten Staaten im wesentlichen das Prinzip der Dienststellung nach kaufmännischer Auffassung leitend ist. Damals wenigstens, und in der Hauptsache wohl auch heute noch fassen Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Staatsdienst die Rolle des Bediensteten als die eines Kommis in einem großen Welthause auf, wobei es allerdings gelegentlich noch zweifelhaft bleibt, ob in der öffentlichen Meinung der Kommis bei einer soliden großen Firma, nennen wir sie z. B. Smith Brothers, nicht erheblich angesehener ist als der Kommis bei U. S. Wenn gleichwohl bei einer solchen Gesamtauffassung vom Dienstverhältnis der Beamten die Staatsmaschine im ganzen doch gut funktioniert, so hängt dies meines Erachtens ganz wesentlich damit zusammen, daß im Gegensatz zur bureaukratischen Abgeneigtheit gegenüber der Oeffentlichkeit bei diesem — nennen wir es nur so — kaufmännischen System der Verwaltung von dem Prinzip der Publizität im weitesten Umfang Gebrauch gemacht wird. Diese Publizität, auf der die Entwicklung des amerikanischen öffentlichen Lebens in hervorragender Weise beruht, waltet nun ganz besonders auch auf dem Gebiete der Information von Unternehmergruppen und von Arbeitern. Langsam, aber

doch sicher, hat Europa angefangen, auf diesem Wege nachzufolgen; wir sind aber — insbesondere auch bezüglich der Liberalität, mit welchem jedem, der sich dafür interessiert, solche Informationsschriften zur Verfügung stehen, noch immer hinter den Amerikanern zurück.

Mit einer solchen überaus anregenden Informationsschrift haben wir es auch in dem vorliegenden Rückblick auf 52 Jahre amerikanischer landwirtschaftlicher Ausfuhr zu tun. Aber nicht bloß die Angehörigen der Vereinigten Staaten, für die zunächst die Schrift bestimmt ist, können aus den Zahlen dieser Schrift viel lernen; dasselbe gilt vielmehr auch von den praktisch und wissenschaftlich an der landwirtschaftlichen Frage interessierten Kreisen des alten Europa. Ich möchte dies in aller Kürze im folgenden dartun.

Ich knüpfe zunächst an die graphische Darstellung an, welche in der vorliegenden Schrift über die Gestaltung der Gesamtausfuhr heimischer Erzeugnisse einerseits und der Ausfuhr speziell der landwirtschaftlichen Produkte andererseits gegeben ist. Es sind zwei in fast regelmäßig wiederkehrendem Zickzack nach oben ansteigende Linien, welche die Bewegung des Gesamtwertes der Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten und der landwirtschaftlichen Ausfuhr andererseits darstellen. Die auseinander folgenden Kulminationen innerhalb der einzelnen Wellenbewegungen sind bezeichnet durch die Jahre 1860, 1866, 1874, 1881, 1892 und 1901; die Depressionen fallen auf die Jahre 1862, 1868, 1875, 1886, 1895. Das Jahr 1902 zeigt gegen 1901 einen nicht unerheblichen Rückgang, für 1903 ist aber — was in der vorliegenden Schrift noch nicht berücksichtigt ist — wiederum ein Anstieg zu verzeichnen und zwar auf 1392 Mill. Doll. bei der Gesamtausfuhr und auf 873.3 Millionen Dollars bei den landwirtschaftlichen Produkten (nach dem Statistical Abstract, 1903. Washington 1904). (Als „Jahre“ kommen durchweg die am 30. Juni endenden fiscal years in Betracht.) Der Gesamtausfuhrwert hebt an mit 178.6 Millionen Dollars im Jahre 1851, sinkt im folgenden Jahre auf den tiefsten Stand, um dann nach jeweiligem, zum Teil recht erheblichem, vorübergehendem Herabsinken in den vorbezeichneten Gipfeljahren allmählich sich zu heben auf 316.2, 468.0, 633.3, 883.9, 1015.7 und endlich (1901) auf 1460.5 Millionen Dollars.

Vergleicht man die Gipfeljahre und die Taljahre speziell der landwirtschaftlichen Ausfuhr, die im Jahre 1851 mit 146.7 Millionen Dollars beginnt, so ergibt sich folgendes:

Gipfeljahre	Landw. Ausf. in Mill. Doll.	Taljahre	Landw. Ausf. in Mill. Doll.
1860	260.3	1862	142.6
1866	391.4	1868	285.4
1874	505.4	1875	436.0
1881	738.1	1886	501.3
1892	803.1	1895	558.4
1901	951.6	1902	857.1

Die Wellenbewegung der Gesamtausfuhr und der landwirtschaftlichen Ausfuhr sind im allgemeinen übereinstimmend, doch zeigt in fortschreitendem Maße, ganz besonders im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, die Gesamtausfuhr wegen der erheblich verstärkten Ausfuhr von industriellen Produkten eine stärkere Wellenbewegung nach oben, so daß für die beiden Kurven der Gesamtausfuhr und der landwirtschaftlichen Ausfuhr ein ständig sich vergrößernder Abstand sich ergibt. Daneben aber bleibt doch auch für die Kurve der landwirtschaftlichen Ausfuhr allein der Charakter einer im ganzen fortdauernd, auch jetzt noch, im Ansteigen begriffenen Gestaltung vollauf gewahrt. Dies geht aus der Betrachtung der vorstehend angeführten Gipfel- und Talzahlen hervor. Es findet auch in den — die tatsächliche Bewegung allerdings nur in abgeschwächtem Maße wiedergebenden — Durchschnittszahlen für die Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts seinen Ausdruck, wie aus folgenden Zahlenreihen zu ersehen ist.

Jahresdurchschnitt von	Ausf. landw. Produkte in Mill. Doll.	Prozentsatz der Gesamtausfuhr
1851/60	189.6	81.7
1861/70	243.1	76.8
1871/80	486.4	78.9
1881/90	574.0	76.5
1891/1900	703.2	69.9
Jahre:		
1901	951.6	65.2
1902	857.1	63.2
1903	873.3	62.0

In der ganzen bisherigen Betrachtung sind nur die Wertsummen der Ausfuhr berücksichtigt. Für die überseeische Konkurrenz mit den Produkten der europäischen und speziell auch der deutschen Volkswirtschaft kommen aber hinsichtlich der Massenwirkung der fremden Zufuhr in erster Linie die Einfuhrmengen, außerdem aber allerdings auch die Gestaltung der Einfuhrwerte in Betracht. Es ist klar, daß eine gleichbleibende Wertsumme bei abnehmender Menge eine geringere Konkurrenz darstellt, eine gleichbleibende oder gar eine in stetiger Zunahme begriffene Wertsumme bei gleichzeitig noch stärker zunehmender Einfuhrmenge aber eine viel ernsthaftere Konkurrenz verwirklicht. Leider ist es nicht möglich, die Mengen der verschiedenen landwirtschaftlichen Produkte auf eine Einheit zurückzuführen; diese Produkte sind nicht nur qualitativ so verschiedenartig, daß eine Addition der Ausfuhrmengen der einzelnen Produkte unzweckmäßig ist, eine solche Addition ist vielmehr auch deshalb ausgeschlossen, weil die Verzeichnung der Ausfuhr teils nach Maß, teils nach Gewicht, teils nach der Stückzahl erfolgt. Wir müssen also darauf verzichten, der Gesamtkurve des Wertes der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus den Vereinigten Staaten eine Gesamtkurve der Ausfuhrmengen dieser Produkte gegenüberzustellen. Wohl aber können wir diese Gegenüberstellung im einzelnen für die verschiedenen Produkte und gewisse zusammenfaßbare Gruppen derselben durchführen. Die vorliegende Schrift stellt das hiezu erforderliche Material trefflich bereit. In das volle Detail dieser Nachweise hier einzutreten, erscheint ausgeschlossen. Dagegen wird es zum besseren Verständnis der Bedeutung der nordamerikanischen landwirtschaftlichen Ausfuhr dienen, wenn jene Gruppe von Produkten, welche für die deutsche Landwirtschaft in deren Eigenschaft als Getreidelieferantin für die deutsche Volkswirtschaft vorzugsweise in Betracht kommt, gerade unter diesem Gesichtspunkt der kombinierten Berücksichtigung von Warenmenge und Wertsumme noch etwas näher berücksichtigt wird. Der Gesamtwert der Ausfuhr an Körnerfrüchten überhaupt (Grain, total) hat sich in den fünf Jahrzehnten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Menge und Wert folgendermaßen entwickelt:

Jahresdurchschnitt	Menge (Mill. Bushels)	Wert (Mill. Dollars)
1851/60	?	12.0
1861/70	25.1[1])	32.4
1871/80	124.7	117.7
1881/90	146.0	116.3
1891/1900	248.1	141.5
Jahr 1901	355.8	195.8
„ 1902	203.6	139.2

[1]) Durchschnitt 1864/70.

Hiernach hat in den beiden letzten Jahrzehnten die Ausfuhrmenge an Körnerfrüchten gewaltig zugenommen, während die Werte viel weniger gestiegen, im Jahrzehnt 1881/90 gegen das vorhergehende sogar etwas gesunken sind. Der Durchschnittspreis eines Bushels Körnerfrüchte schwankte von 1864 bis 1870 zwischen 0.96 und 1.77 Doll. pro Bushel, im Jahrzehnt 1871/80 betrug er noch 0.94 Dollars, im Jahrzehnt 1881/90: 79.7 Doll., im Jahrzehnt 1891/1900 nur noch 0.57 Doll. (1901: 0.55, 1902: 0.68 Doll.). Auf diesen Durchschnittspreis ist einerseits die Zusammensetzung der Gesamtmenge aus den verschiedenen Gattungen der Körnerfrüchte, andrerseits die

tatsächliche Preisgestaltung bei den einzelnen Früchten von Einfluß. Die zwei wichtigsten aus den Vereinigten Staaten zur Ausfuhr gelangenden Körnerfrüchte, deren getrennte Betrachtung auch wegen der verschiedenartigen Bedeutung der Zufuhr an solchen für die deutsche Landwirtschaft zweckmäßig ist, sind Mais und Weizen. Für diese gestaltet sich die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten folgendermaßen:

Jahresdurchschn. von	Mais Mengen (Mill. Bush.)	Mais Wert (Mill. Doll.)	Mais Preis pro Bush. (Dollars)	Weizen Mengen (Mill. Bush.)	Weizen Wert (Mill. Doll.)	Weizen Preis pro Bush. (Dollars)
1851/60	5.2	3.8	0.73	5.5	7.5	1.36
1861/70	10.1	8.2	0.82	22.0	29.6	1.34
1871/80	53.6	32.1	0.60	66.7	83.0	1.24
1881/90	57.3	30.3	0.53	83.4	83.3	1.00
1891/1900	111.4	44.9	0.40	102.4	83.3	0.81
Jahre						
1901	177.8	82.5	0.46	132.1	96.8	0.73
1902	26.6	16.2	0.61	154.9	112.9	0.73
1903	74.8	40.5	0.54	114.2	87.8	0.77

Die Zunahme der Mengen schreitet hiernach unentwegt sowohl bei Mais wie bei Weizen fort, sobald man die Durchschnitte von Jahrzehnten ins Auge faßt. Im einzelnen sind die Jahresschwankungen, zumal beim Mais, sehr bedeutend, wie auch aus den Sonderangaben für die drei jüngsten Jahre ersichtlich ist. Würde man sich nur an die Wertbeträge halten, so bekäme man ein unrichtiges Bild, namentlich auch von der Weizenkonkurrenz der Vereinigten Staaten; man könnte den falschen Eindruck gewinnen, als sei die Weizenausfuhrkraft in den drei letzten Jahrzehnten zum Stehen gekommen, da der Jahresdurchschnitt jedes dieser Jahrzehnte mit 83 Millionen Dollars erscheint. Ein Blick auf die Bushelmengen zeigt, daß dem nicht so ist, daß vielmehr die Weizenausfuhr der Vereinigten Staaten in ständiger Zunahme begriffen ist, und daß das entgegengesetzte Bild der Wertbeträge nur davon herrührt, daß der Durchschnittspreis des Bushels Weizen in diesen drei Jahrzehnten sich absteigend von 1.24 über 1.00 zu 0.81 Doll. bewegt hat. Steigende Menge der Ausfuhr bei erheblich sinkendem Preis, das ist die für andere getreidebauende Volkswirtschaften kritischste Konjunktur. Zugleich zeigt diese Erfahrung auf dem Gebiet der Weltwirtschaft, wie das sog. Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag, das sich theoretisch für eine fingierte geschlossene Volkswirtschaft so schön deduzieren läßt, weltwirtschaftlich recht bedeutungslos ist.

Es ist aber gerade zur Weizenausfuhr der Vereinigten Staaten, die für die europäische und insbesondere auch für die deutsche Landwirtschaft von besonderem Interesse ist, noch etwas zu bemerken. Mit unserem Weizen konkurriert nicht nur der Weizen Amerikas, sondern ebenso sehr und zwar volkswirtschaftlich in noch etwas unerwünschterer Weise alles, was aus amerikanischem Weizen hergestellt ist, vor allem in der greifbarsten Weise das Weizenmehl. Die Ausfuhr von Weizenmehl aus den Vereinigten Staaten hat sich seit einem halben Jahrhundert folgendermaßen entwickelt:

Jahresdurchschnitt von	Millionen Barrels	Millionen Dollars	Preis per Barrel in Dollars
1851/60	2.9	18.0	6.20
1861/70	3.1	22.6	7.22
1871/80	4.0	25.0	6.32
1881/90	9.6	48.7	5.07
1891/1900	15.7	64.5	4.10
Jahr 1901	18.7	69.5	3.72
" 1902	17.8	65.7	3.70
" 1903	19.7	73.8	3.74

Hiernach hat die Mehlausfuhr seit einem halben Jahrhundert zwar relativ nicht so stark zugenommen wie die Weizenausfuhr, ihrem absoluten Betrage nach aber stellt sie gerade in der Gegenwart ein recht erhebliches weiteres Stück der Ausfuhrkraft der Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der für den Weltmarkt so bedeutungsvollen Brotfrucht Weizen dar. Nimmt man Weizen und Weizenmehl zusammen, so sieht man, daß die Wertbeträge der Ausfuhr im Durchschnitt des sechsten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts rund 25 Mill. Doll., im letzten Jahrzehnt dagegen 148 Mill. Doll., also im letzten Jahrzehnt rund das Sechsfache der Wertmengen im sechsten Jahrzehnt betragen haben. Wäre nicht in der neueren Zeit der starke Preisfall der Ware eingetreten, so würde die Ausfuhrsteigerung noch bedeutender erscheinen. Nach den Mengen der Ausfuhr berechnet, stellt sich die Zunahme für die angeführten Jahrzehnte bei Weizen rund auf das Elffache, bei Weizenmehl rund auf das Siebenfache.

Irgend ein Anzeichen dafür, daß ein Stillstand in der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte der Vereinigten Staaten in Aussicht wäre, ist aus dem Gesamtbild der halbhundertjährigen Statistik nicht zu entnehmen. Vom beschränkten Horizont einer nur wenige Jahre umfassenden Statistik mochte es wohl im Laufe des halben Jahrhunderts gelegentlich danach aussehen, als erschöpfe sich diese Ausfuhrkraft. So lag die Sache jeweils in den Jahren niedergehender Wellenbewegung, z. B. 1881/86 und 1892/94. Aber allezeit folgte dem Niedergang bald ein um so gewaltigerer Aufschwung, für den Weizen insbesondere in der Periode 1895/98. **Dum defluat amnis** — darauf warten sie nun schon lange, die sie die europäische und speziell die deutsche Landwirtschaft mit der Erschöpfung der agrarischen Ausfuhrkraft der Vereinigten Staaten zu trösten und zu beruhigen versuchen. Die ganze bisherige Statistik dieser Ausfuhr gibt für solchen Trost nicht den geringsten Anhalt, zeigt vielmehr, daß wir noch mitten in einer gewaltigen Steigerung dieser Ausfuhrkraft leben.

Mehr als diese statistische Diagnose zu stellen, ist heute nicht meine Absicht. Wollte ich weiter gehen, so müßte ich die Arbeiten in Betracht ziehen, die mit Abschätzung der für landwirtschaftliche Produktion und für Getreidebau in den Vereinigten Staaten überhaupt noch neu verfügbaren Flächen und mit der Berechnung des Erfolges der Intensivierung der Wirtschaft auf landwirtschaftlich bereits benütztem Boden sich beschäftigen. Zu so sicheren Zahlen wie bei der Ausfuhrstatistik kommt man dabei allerdings nicht, und das subjektive Urteil des einzelnen Forschers bedingt hier wesentliche Abweichungen im Schlußresultat der Schätzung. Wie gewaltig der Spielraum für abweichende Ansichten ist, kann man symptomatisch daraus entnehmen, wenn man die Bevölkerungsdichte der Vereinigten Staaten mit jener unserer europäischen Kulturländer vergleicht. Dort treffen wir nicht einmal neun Einwohner auf den Quadratkilometer, im Deutschen Reich 104, in Oesterreich-Ungarn 71, in Frankreich 73, in England 135, in Europa überhaupt 40. Muß sich bei diesen Zahlenverhältnissen nicht mit aller Gewalt die Ueberzeugung aufdrängen, daß es der Volkswirtschaft eines so reich mit Land dotierten Gemeinwesens sehr wohl möglich sein wird, bei zielbewußter Anwendung aller technischen und wirtschaftlichen Hilfsmittel neben reicher industrieller Entfaltung — trotz weiter ansehnlich zunehmender Bevölkerung — noch auf lange hinaus auch landwirtschaftliche Produkte in starkem Ueberschuß über den eigenen Landesbedarf herzustellen?

Wenn die freihändlerischen Optimisten dem deutschen Landwirt zureden, den unrentablen Getreidebau aufzugeben und dafür außer landwirtschaftlichen „Spezialitäten" namentlich die Viehzucht zu treiben, so ist zuzugeben, daß eine rationelle Viehzucht ganz wesentlich zur Hebung der nationalen Landwirtschaft beiträgt, daß aber eine Ausschaltung des gesamten Getreidebaues aus unserem Landwirtschaftsbetrieb wirtschaftlich und politisch unmöglich ist. Daß übrigens auch der Ausdehnung der Viehzucht durch weltwirtschaftliche Konstellationen Grenzen gezogen sind, und daß insbesondere eine deutsche ungeschützte Viehwirtschaft die deutsche Landwirtschaft nicht zu retten vermag, dafür enthält die Schrift, die mir Anlaß zu diesem Aufsatz gegeben hat, noch ein lehrreiches statistisches Symptom, auf welches ich zum Schluß hinweisen möchte. Die gesamte landwirtschaftliche Ausfuhr der Vereinigten Staaten wird in der vorliegenden Schrift, soweit die Wertbeträge der-

selben in Frage kommen, in die zwei Hauptgruppen „animal“ und „vegetable“ matter zerlegt. Die Wertbeträge der tierischen und der pflanzlichen landwirtschaftlichen Ausfuhr und die Prozentanteile der einen und der anderen Gruppe an der gesamten landwirtschaftlichen Ausfuhr stellen sich hiernach folgendermaßen:

Jahrzehnt	Tierische Ausfuhr.		Pflanzliche Ausfuhr.	
	Gesamtbetr. Mill. Doll.	Proz.-Anteil an der ges. landw. Ausf.	Gesamtbetr. Mill. Doll.	Proz.-Anteil an der ges. landw. Ausf.
1851/60	14.4	7.6	175.2	92.4
1861/70	39.5	16.2	203.6	83.8
1871/80	103.5	21.3	383.0	78.8
1881/90	132.9	23.1	441.1	76.9
1891/1900	194.4	27.6	508.8	72.4
Jahr				
1901	256.4	26.9	695.2	73.1
1902	250.8	26.3	606.3	70.7

Hiernach ist die Ausfuhr tierischer Produkte jeglicher Art viel bedeutender gestiegen als jene der pflanzlichen Waren. Heute besteht schon ein volles Viertel der gesamten landwirtschaftlichen Ausfuhr der Vereinigten Staaten aus tierischen Produkten, und auch hier weist der Verlauf der statistischen Zahlenreihen auf eine weitere Steigerung des Anteils der tierischen Produkte hin. Mit einer etwa theoretisch ersonnenen Arbeitsteilung in der Art, daß die europäische und speziell die deutsche Landwirtschaft auf den Getreidebau verzichtet und dafür Viehzucht treibt, wogegen die überseeischen Länder unseren Brotgetreidebedarf bauen, in unserer Viehzucht aber uns nicht weiter stören wollen, scheint es hiernach nichts zu sein.

Wie immer man auch das Problem der deutschen Volks- und Landwirtschaft in seinen Beziehungen zur Weltwirtschaft und insbesondere gegenüber der Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte aus den Vereinigten Staaten von Amerika ansehen mag, darüber bleibt kein Zweifel, daß man für absehbare Zeit mit einer starken und dauernden agrarischen Ausfuhr der Union und mit dem Druck, den diese auf die deutsche Landwirtschaft bei unrichtiger deutscher Wirtschaftspolitik äußern muß, zu rechnen haben wird. Nun soll ja nicht verkannt werden, daß eine derartig urwüchsige Ausfuhrkraft — wie man sie wohl nennen kann — nicht nur der Volkswirtschaft des Ausfuhrlandes wirtschaftlichen Nutzen bringt, sondern daß sie geeignet ist, auch die Ausfuhr der Volkswirtschaften, welche die Ueberschußprodukte empfangen, zu beleben. Nur darf man nicht mit freihändlerischem Optimismus glauben, daß dabei die Beziehungen aller beteiligten Volkswirtschaften gleichwertig beteiligt werden. Wer so urwüchsig ausführt wie die Union, ist gewiß auch ein zahlungsfähiger Käufer auf dem Weltmarkt; keine einzige der übrigen Volkswirtschaften aber hat Gewähr dafür, daß sie ihrerseits in demselben Maße, in dem sie dem Land der großen Ausfuhr tributpflichtig wird, durch eigenen Handelsverkehr mit demselben oder anderen Ländern sich schadlos halten und noch darüber hinaus wirtschaftliche Erfolge erringen könne. Ein solches Sachverhältnis ergibt sich nicht ohne weiteres automatisch von selbst, sondern zu dessen Herbeiführung hat eine aktive, zielbewußte Handelspolitik einzugreifen. Ein solches Ziel zu erreichen: Intensivierung der nationalen Produktion, Werterhaltung aller Hilfsmittel dieser Produktion und Sicherung reger und gutgelohnter Arbeitsverwendung unter Nutzbarmachung jeglicher Förderung, die der internationale Warenaustausch in dieser Hinsicht gewährt, das ist das Endziel jeder rationellen Handelspolitik und die praktische Aufgabe der Staatsmänner, die Handelsverträge abzuschließen haben. Ein gelegentlicher weiter statistischer Ausblick, wie er im vorstehenden auf die landwirtschaftliche Ausfuhrkraft der Vereinigten Staaten versucht wurde, ist geeignet, die Zielpunkte nationaler Handelspolitik schärfer hervortreten zu lassen. Klar ist, daß ein Land mit einer solchen urwüchsigen Ausfuhrkraft in der Weltwirtschaft eine eigenartige und hervorragende Potenz ist, die bei jedem handelspolitischen Schachzug, mag er auch nicht direkt mit jenem Gemeinwesen sich abspielen, wohl im Auge behalten werden muß. Ich möchte es in diesem Augenblick, in dem es nach Lage unserer abgeschlossenen, beziehungsweise abzuschließenden Handelsvertragsverhandlungen für den ferne Stehenden schwierig ist, das aktuelle Problem unserer Handelsvertragspolitik zu besprechen, unterlassen, eine spezielle Nutzanwendung aus dem, was die amerikanische Statistik uns lehrt, auf die Gestaltung unserer Handelsverträge zu ziehen. Nur das Eine möchte ich nicht unausgesprochen lassen, daß die Besonderheit der Entwicklung der Volkswirtschaft der Vereinigten Staaten es sachlich rechtfertigen dürfte, daß unsere handelspolitischen Beziehungen zu diesem Lande, wie überhaupt — schon deshalb, damit nicht Verstimmungen entstehen — zu allen Ländern, in besonderer Abmachung geregelt werden. Das würde eine weitere Haltung der bisher in weitem Umfange üblichen uferlosen Meistbegünstigung ausschließen und das System der Reziprozität in den Vordergrund rücken. Die Vereinigten Staaten könnten es gewiß am wenigsten verübeln, wenn wir einen Grundsatz ihrer Handelspolitik fortan auch zu dem unserigen machen würden.

Studienblätter aus Italien.

(Fortsetzung.)

Auf der Nordseite des Domes, mit demselben durch eine entzückend schöne Säulenhalle verbunden, erhebt sich der schon öfters erwähnte Torrazzo, welcher aus der Tiefe himmelwärts zu streben scheint und seine schwindelnde Höhe von 121 Meter gleichsam im Fluge erreicht. Kein Glockenturm Italiens übertrifft ihn an Eleganz der Linien und auch keiner an Höhe. Seit sein gefährlichster Rivale, der Markus-Turm, den Todesstoß erhielt, hat er keine Konkurrenz zu fürchten, und in seiner kerngesunden Schönheit scheint er der Zeit in alle Zukunft trotzen zu wollen. Wie Venedig heute ohne seinen Campanile verwaist geblieben ist, so wäre es Cremona ohne diesen Turm, der oft ein Wunder Europas genannt worden ist. Ein altes Sprichwort sagt: „**Unus Petrus est in Roma, unus portus in Ancona, unus turris in Cremona.**“ Von der Spitze des Torrazzo übersieht man fast den ganzen Lauf des Po, dessen breites Band die lombardische Ebene gleich einer silbernen Arabeske durchzieht und in blauer Ferne sich mit dem Meer vereint. Wie oft mögen von diesem Luginsland die Cremonesen nach dem Feinde ausgespäht haben; wie oft mußten die Glocken im Sturmgeläut die nahende Gefahr der Stadt verkünden. Als Wacht- und Wehrturm ist er entstanden und hätte noch heute ein kriegerisch finsteres Aussehen, wären auf den viereckigen, zinnengekrönten Unterbau nicht die reizenden Obergeschosse und der schlanke Helm aufgesetzt worden. Gerade diese letzteren in ihrer glücklich inspirierten Verjüngung geben dem Turm die leichte, emporstrebende Grazie. Aus Dokumenten wissen wir, daß der viereckige Unterbau 1267 vollendet war, und daß 1284 der Bau des polygonen offenen Aufsatzes in Angriff genommen wurde, und zwar von den Guelfen, die damals am Ruder waren. Um 1300 muß der Turm endgültig vollendet gewesen sein, doch vermag man dem Baumeister des großen Werkes keinen sicheren Namen zu geben. Eine goldene Kugel bildete damals wie heute den Abschluß des Helms und wurde nur während der zehnjährigen venezianischen Herrschaft (1499—1509) durch den geflügelten Löwen der Republik ersetzt; 1602 krönte man sie mit einem goldenen Kreuz, in welches mehrere Reliquien eingeschlossen wurden.[12]) Es ist bedauerlich, daß durch eine rosa Tünche der obere, mit weißen Kolonnetten, Konsolen und Bögen verzierte Aufsatz von

[12]) Auf einem Siegel von 1320 sieht man eine getreue Abbildung des Turmes, doch fehlt auf demselben noch die Uhr. Ein Uhrwerk mit Glockenschlag erhielt der Torrazzo 1471, die merkwürdige astronomische Uhr 1588, letztere ein Werk der berühmten Mechaniker Dovizioli.

dem, in rotem Backstein ausgeführten romanisch-gotischen Unterbau absticht; er sieht dadurch moderner aus, als entstamme er einer viel späteren Zeit. Nur wenn die Abendsonne ihre verklärenden Strahlen über den hohen Schaft des Torrazzo spielen läßt, verlieren sich diese Kontraste, und rosenrot erglühend, scheint er höher noch emporzusteigen und mit seinem goldenen Kreuz den Himmel selbst zu berühren! In den leicht und anmutig aufgebauten Loggien, welche den Fuß des Torrazzo umgeben, pflegten bei Festen und Schauspielen die vornehmen Zuschauer Platz zu nehmen, während das Volk sich unten drängte. Der Domplatz war stets der Schauplatz für alle größeren Festveranstaltungen, vor allem für jene berühmte „Festa del toro", welche alljährlich am 15. August stattfand. Als Kommemoration eines Sieges der Cremonesen über Parma im Jahre 1250 wurde das Stiergefecht symbolisch gedeutet, weil Parma einen Stier im Wappen trug. Ein alter Stich von 1572 zeigt die mit Zuschauern gefüllte Piazza im Augenblick, wo der Stier losgelassen wird und Menschen und Hunde sich auf ihn stürzen; wir sehen den Palazzo Comunale in seiner früheren Gestalt mit säulengeschmückten Fenstern und das Baptisterium noch ohne sein jetziges Portal; alles ist mit Zuschauern besetzt; selbst auf die Dächer sind sie gestiegen und blicken auf das Schauspiel herab. Erst 1575 hörten auf Drängen von S. Carlo Borromeo die Stiergefechte auf. Der 15. August, als der Himmelfahrtstag Mariä, galt als der größte Kirchenfesttag des Jahres, war doch der Dom der Maria Assunta geweiht; schon am Vorabend fand eine seltsame Volksbelustigung statt, die auf einer mythischen Episode aus Cremonas Geschichte fußte. Im Jahre 1082 belagerte Heinrich, der Sohn Kaiser Heinrichs IV., mit gewaltigem Heere die Stadt, um sie dafür zu strafen, daß sie dem exkommunizierten Kaiser den jährlichen Tribut verweigert hatte, der in einer sechs Pfund schweren goldenen Kugel bestand. Allen Angriffen zum Trotz hielten sich die tapferen Bürger. Da schlug Heinrich einen Zweikampf vor, dessen Ausgang die Streitfrage entscheiden sollte. Er selbst wollte ihn auskämpfen. Der Vorschlag wurde angenommen und der erste Gonfaloniere der Stadt, Giovanni Baldesio, als Kämpe gewählt. Diesem gelang es, Heinrich zu überwinden und seine Vaterstadt vom Tribut der goldenen Kugel zu befreien. Fortan trug Cremona (wie noch heute) im Wappen einen geharnischten Arm, der eine Kugel emporhält, mit dem Motto: „Fortitudo mea in brachio." Giovanni aber wurde zum gefeiertsten Helden. Als „Zannino della Palla" lebt er im Volksmunde fort und mit ihm „Berta dei Zoli", das schöne Mädchen, das ihm als Preis seines Sieges zur Frau gegeben wurde. Nach ihr soll die Loggia am Torrazzo „della Bertazzola", benannt worden sein, weil hier ihre und Zanninos Statuen standen. Zum Gedächtnis dieser Begebenheiten durften alljährlich am 14. August die Straßenjungen auf dem Domplatz einen Scheinkampf aufführen; dann bekleidete man, unter tausendfachem Jubel, die erwähnten Statuen von Zannino und Berta mit rotem und weißem Tuch (den Stadtfarben) und setzte ersterem eine neue Mütze auf; die alte, die er das ganze Jahr getragen hatte, warf man dem Volke zu, und es entstand ein wildes Ringen, um sich derselben zu bemächtigen, denn wer sie eroberte erhielt einen Preis. Die Zunft der Bäcker trug die Kosten des Festes und hatte dafür das Recht, Zuschauer und Kämpfer mit Mehl zu bestäuben. Diese harmlos kindlichen Gebräuche wurden erst 1773 abgeschafft, zur Verzweiflung des Volkes, das immer noch an diesen mythischen Traditionen festhält. Zahlreich waren auch andere Feste, Wettkämpfe und Belustigungen; denn die Cremonesen waren ein lustiges Völkchen und hatten auch an den einfältigsten Vergnügungen ihre helle Freude. Noch bis 1600 war es Sitte, daß Pilger an jedem Ostermontag die Stadt verließen, um ins heilige Land zu ziehen. Auch dies gestaltete sich zu einem Volksfest, indem die Pilger unter Klängen der Trommeln und Pfeifen an den Po geleitet und bei der Einschiffung mit Ovationen aller Art gefeiert wurden.

Die südliche Seite des Domplatzes wird vom Battistero begrenzt, einem achteckigen Backsteinbau mit flacher Kuppel und einer zierlichen Säulenarkade, die in ziemlicher Höhe die Mauern durchbricht und deren Einförmigkeit belebt. Die geplante Marmorbekleidung wurde nur an zwei Seiten ausgeführt; das vorspringende, auf roten Marmorlöwen ruhende Portal ist eine spätere Zutat. Diese Taufkapelle steht den größten Baptisterien Italiens (Florenz, Parma, Pisa) würdig zur Seite und hat vor allem mit dem Florentinischen viel Aehnlichkeit. In seiner jetzigen Gestalt wurde es 1167 vollendet; ein früherer Bau dürfte beim Erdbeben von 1117 zerstört worden sein, gleichzeitig mit dem im Bau begriffenen Dome. 1489 wurde das Dach mit Blei gedeckt, 1793 mit Kupfer. Das Innere wirkt ernst und schlicht, und durch die schönen Verhältnisse geräumig. Dem Battistero gegenüber erhebt sich der kleine aber reizende Palazzo dei Giureconsulti, welcher als rein gotischer Bau die Aufmerksamkeit fesselt, wenngleich die untere schöne Spitzbogenhalle vermauert und dadurch wirkungslos ist. Er wurde 1292 für die vier Gonfalonieri (oder Präfekten) erbaut, die über die Stadtviertel zu wachen hatten. Noch sieht man aus Stein gehauen die Wappen der vier Rioni (Stadtviertel) um das alte Wappen Cremonas, einem weißen Kreuz auf rotem Felde, gruppiert. Als der Palazzo dem seit 1127 bestehenden Collegio der Rechtsgelehrten übergeben wurde, ließ man die prächtige Halle des Untergeschosses zumauern und eine äußere Treppe bauen, die im Volksmunde den Namen „Scala dei lupi" (Wolfsstiege) erhielt. Im großen, durch wundervolle dreiteilige Fenster erhellten Saal des ersten Stockes hielten die Juristen ihre vielbesuchten Vorlesungen.[13]) Neben diesem Juwel lombardischer Gotik wirkt der Palazzo del Comune fast nüchtern. Ueber einer schwerfälligen Spitzbogenhalle wölben sich die sechs großen Rundfenster des Obergeschosses, die längst den Schmuck reizender Säulen eingebüßt haben, welchen wir auf alten Abbildungen bewundern. Ueberall merkt man die schönheitverwischenden Spuren späterer Restaurationen, die den ursprünglichen Charakter beeinträchtigt haben. Wie anders mochte dieser Bau wirken, als er 1206 vollendet worden war, von welchem Jahre an die Akten vom Palazzo Nuovo datiert werden; wie eine Festung war er mit Türmen und Zinnen bewehrt, denn es galt, vor Feinden auf der Hut zu sein. Drei dieser Türme, gänzlich umgestaltet und erneuert, unterbrechen auf der Rückseite die Einförmigkeit der schmucklosen Architektur. Die beiden Bronzetüren, welche früher die Eingänge schlossen und berühmt für ihre Schönheit waren, sind verschwunden, und auch die prächtige ursprüngliche Treppe, die man ebenso gut hinauf reiten als gehen konnte, suchen wir umsonst. Alles, was der erste Umbau von 1575 verschont hatte, fiel der späteren Restauration durch Luigi Voghera vom Jahre 1839 zum Opfer. Nicht ohne Interesse ist eine alte Inschrift im Hofe des Palazzo; sie lautet:

Hic locus odit = amat = punit = conservat = honorat
Nequitiem = pacem = crimina = jura = probos.

Zwei bedeutende Werke lombardischer Skulptur haben sich im Palazzo del Comune erhalten: ein Marmorkamin mit korinthischen Säulen und einem reizenden Reliefsfries von Giovanni Gaspare Pedoni,[14]) mit seinem Namen gezeichnet, und ein Portal, das den Vergleich mit der berühmten Porta degli Stanga nahelegt. Diese letztere, jetzt im Louvre, wurde für den Palazzo der Stanga in Cremona ausgeführt und gilt für ein Werk des Gian Cristo-

13) Der Cremonese Nicolò Sfondrato, der 1590 als Gregor XIV. den päpstlichen Stuhl bestieg, gab den Rechtsgelehrten den Titel der „Cavalieri Dorati". Auf einer 1778 in Rom geprägten Medaille sieht man den Palazzo abgebildet. 1786 wurde das Collegio aufgehoben.

14) Von Pedoni sind ferner die Marmormedaillons römischer Kaiser im Hofe des Palazzo Raimondi in Cremona, sowie die überaus reichen Reliefs der Fassade von S. Maria dei Miracoli in Brescia; von ihm vielleicht auch die Skulpturen am Dom von Lugano, seiner Geburtsstadt.

foro Romano, wird ihm aber neuerdings mit Recht abgesprochen und Pietro da Rho zugeschrieben.[15]) Vergleich und Studium der beiden Türen ist dadurch erleichtert, daß im Palazzo Comunale im großen Ratsaal die Porta degli Stanga in Gipsabguß nachgebildet wurde. Man erkennt auf den ersten Blick, daß die Originaltür von beiden die ältere und schönere ist. Bei allem Reichtum der Ornamente, bei aller Fülle der Phantasie ist nichts überladen; edel und maßvoll sind die Linien, herrlich die Profilierungen, während dagegen das Stanga-Portal durch die Ueberfülle der Reliefs viel schwerfälliger wirkt. Diesen Eindruck erhöhen die massiven Kandelaber-Säulen und der schwere Architrav; nur in den Statuen des Herkules und Perseus erhebt sich der Künstler zur wahren Meisterschaft. Eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Werken liegt auch in den Motiven: auf beiden wiederholen sich die Medaillonreliefs römischer Kaiser und Szenen aus der Herkulessage; letztere sind auf beiden Türen fast identisch. So könnte allerdings der Schüler den Meister, Pietro da Rho Amadeo, kopiert haben, welcher dieselben Motive auch an der Cappella Colleoni in Bergamo verwertet hatte. Dessen Stil verraten an der Originaltür besonders die beiden Figuren der Mäßigkeit und Gerechtigkeit mit ihren schlanken Formen und jenen unverkennbaren, wie aus Papier geformten Gewandfalten, wie wir sie schon an den beiden Domkanzeln beobachtet haben, und die sich Amadeo unter dem Einfluß der Mantegazza aneignete. Die reichen Pilasterfüllungen dagegen erinnern so sehr an die gleichartigen Reliefs der Fassade von S. Maria dei Miracoli in Brescia, daß man Giovanni Pedonis Mitwirkung an diesem herrlichen Werk wenigstens als Hypothese andeuten möchte.

Wie wenig das Stanga-Portal die Hand Gian Cristoforo Romanos verrät, erkennt man deutlich, wenn man seinen Stil am Trecchi-Denkmal in Sant' Agata studiert, seinem authentischen und reifsten Werke und zugleich dem schönsten Grabmal, das Cremona besitzt. Hier stehen wir dem Künstler in seiner besten Zeit gegenüber, hier sehen wir seinen klassischen, an der Antike gebildeten Formensinn und bewundern die leichten, schwebenden Linien im Relief, welche sowohl den Fruchtschnüren der Pilaster, als den flatternden Bandschleifen eine köstliche Grazie verleihen. Der Aufbau ist von großer Einfachheit: auf ungewöhnlich hoher Basis steht die Urne, die früher zwei kleine trauernde Genien mit gesenkter Fackel trug; dieselben wurden 1661 entfernt, als man eine zweite Urne aufsetzte, deren barocker Stil den Eindruck wesentlich schädigt. So ist es vor allem der reiche Reliefschmuck, der das Auge fesselt: Trauben, Kastanien, halbgeöffnete Granatäpfel, Haselnüsse, Mandeln, Aehren, Birnen, Pfirsiche, kunstvoll in zierliche Büschel gebunden, entzücken durch ihre naturalistische Treue, wie durch die überaus zarte Ausführung. Selbst ein Robbiascher Fruchtkranz müßte dagegen massiv erscheinen.

In Sant' Agata hat auch Domenico Bordigallo, (geb. 1449, gest. 1521), der Historiker und Dichter, seine letzte Ruhestätte gefunden. Er schrieb eine Chronik von Cremona „a principio mundi ad an. 1516", sowie eine „Cronicella" vom Jahre 1515, der mehrere Carmina beigefügt sind. Diese noch unpublizierten Werke, dem Archiv der Casa Pallavicino gehörend, wurden von F. Novati in seiner Biographie Bordigallos eingehend besprochen. Das schöne Tafelbild von Boccaccio Boccaccini im linken Querschiff der Kirche (von 1518), eine Madonna mit Heiligen darstellend, kann in der Leuchtkraft seiner Farben den besten Venezianern an die Seite gestellt werden. Auch sonst sind die zahlreichen Kirchen der Stadt an Bildern überreich; große Freskenzyklen schmücken Santa Margherita, Sant' Abbondio und S. Sigismondo, dessen Kuppel und Gewölbe ganz mit Kolossalgemälden bedeckt sind; sie gehören alle der Lokalschule an und befriedigen nur wenig. Um so herrlicher dagegen ist das Altarbild von Perugino, welches der Kirche Sant' Agostino gehört. In diesem Gemälde (das die Jahreszahl 1494 trägt) ist alles Innigkeit und Wärme; Perugino ist noch weit von jener Monotonie des Ausdrucks, welche seine schablonenhaften späteren Werke kennzeichnet. Das Antlitz der Madonna ist mild und lieblich, das Christuskind von zartester Anmut; ernste, schlichte Würde spricht aus den prachtvollen Köpfen der beiden Heiligen, Augustinus und Johannes dem Evangelisten, die ohne Frage zu Peruginos edelsten und ausdrucksvollsten Schöpfungen gehören. Die gehaltene Stimmung, welche über diesen Gestalten liegt, erfüllt den Beschauer mit einem Gefühl der Andacht und Weihe, und das herrliche, satte Kolorit erhöht den Zauber des wundervollen Gemäldes, des schönsten, das Cremona besitzt. Umsonst suchen wir nach Bildern ähnlichen Wertes in anderen Kirchen oder im Museum, wo viele unerfreuliche Malereien die Wände bedecken. Es besitzt dagegen schöne Bronzen und Elfenbeinarbeiten, Kupferstiche, Miniaturen, vor allem aber eine bedeutende Sammlung von Münzen, Siegeln und Medaillen, das Vermächtnis des Numismatikers Grafen Ala-Ponzone († 1841).[16])

Die zweite Hälfte des Quattrocento ist für Cremona eine Periode glänzender Entwicklung gewesen, in welcher die Stadt gleichsam ein neues, prächtiges Gewand erhielt. Manches ist untergegangen oder späteren Restaurationen zum Opfer gefallen, und nur indem man verstaubte Akten in Archiven durchblättert, kann man sich ein Bild der Schönheit Cremonas um die Wende des 15. Jahrhunderts machen. Von den schönen Palästen, die sich erhalten haben, ist der künstlerisch bedeutendste der Palazzo Fodri, seit 1784 Monte di Pietà (Leihhaus). Die Terrakotten, die seinen reizenden Schmuck bilden, zeigen die motivenreiche lombardische Kunst in ihrer vollsten Entfaltung und sind eines ihrer anziehendsten Beispiele. Von den köstlichen, die Fassade gliedernden Friesen, stellt der untere einen Kampf von Meergöttern und Tritonen dar, der obere eine Reihe von Rundmedaillons, aus denen weit vorspringende, höchst charaktervolle Köpfe hervortreten, und zwar in der Weise, als wären es Leute, die aus dem Fenster blicken.[17]) Wir werden sofort an den Fries von Caradossa in San Satiro in Mailand erinnert, wo das gleiche Motiv, ja selbst ähnliche Typen wiederkehren. Vor allem werden wir aber an Amadeos Kunst denken müssen, betrachten wir diese knochigen, seltsamen Köpfe näher; und dieser Eindruck wird bestärkt, wenn wir im reizenden Hof die Pilasterfüllungen mit ihren Medaillonreliefs römischer Kaiser, den Ornamenten und Bändermotiven stilkritisch prüfen. Wenn nicht von der Hand des Meisters selbst, so haben wir hier ohne Zweifel ein Werk seiner Schule vor uns. Von den zahlreichen schönen Palästen, die Cremona besitzt, sei noch der Palazzo Trecchi, früher Raimondi, bei Sant' Agata, erwähnt, den Bernardo da Lera 1496 in edler Frührenais-

15) Zuerst galt die Tür für ein Werk von Bramante Sacca, dann von Benedetto Brioschi; v. Geymüller schlug die Rodari vor wegen der frappanten Aehnlichkeit mit der Porta della Rana am Dom zu Como; Meyer glaubte mehrere Hände zu erkennen; Caffi nannte zuerst Pietro da Rhaude oder da Rho. Der tüchtige Kenner lombardischer Meister, Malaguzzi-Valeri, hat in mehreren Schriften diese letzte Ansicht endgültig zu begründen gesucht und auch durch Dokumente (Mailänder Staatsarchiv) bewiesen, daß Pietro da Rho der Jüngere, Amadeos Schüler, 1488 und 1500 am Palazzo der Stanga Arbeiten auszuführen hatte.

16) Die Sammlung von Cremoneser Münzen ist von besonderem Interesse. Auf denen des 12. bis 15. Jahrhunderts sieht man meist den Arm mit der Kugel, öfters auch den heiligen Imerio als Brustbild oder in ganzer Gestalt mit dem Krummstab. Eine Münze von 1527 zeigt den heil. Omobono, der einem Kinde ein Almosen reicht. Zur Sammlung gehört auch ein Exemplar der bekannten Bramante-Medaille von Caradossa. Merkwürdig ist ein Siegel von Bianca Maria Visconti und Francesco Sforza, welche das deutsche Motto „Mit Zeit" trägt.

17) Im Museo Archeologico des Castello Sforzesco in Mailand sieht man Bruchstücke genau solcher Friese, der eine mit Tritonen, der andere mit ähnlichen, aus Nischen vorspringenden Köpfen, ebenfalls aus Cremona stammend. Das Motiv solcher vortretenden Büsten scheint besonders beliebt gewesen zu sein, wobei ursprünglich die Nische selbst grün ausgemalt wurde. Amadeo hat die Cappella Colleoni in Bergamo mit solchen Köpfen geschmückt, die aber verloren gegangen sind bis auf ein Exemplar, welches das Istituto tecnico dieser Stadt besitzt. (Vgl. darüber Giulio Carotti im Archivio Storico Lombardo, 1898, Band X.)

fance erbaute. Hier pflegten alle Fürsten abzusteigen; von seinen Fenstern aus haben Karl V. und andere Kaiser, zuletzt auch Garibaldi, zum Volke gesprochen.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, herausgegeben von der Kirchenväter-Kommission der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 7: Die Oracula Sibyllina, bearbeitet von Dr. Joh. Geffcken, Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung 1902.

Es ist ein vortrefflicher Gedanke gewesen, der Berliner Kirchenväterausgabe, die infolge der reichen „Hermann und Elise, geb. Heckmann, Wentzel-Stiftung" so schnell und wirksam fortschreiten kann, die Sibyllinischen Orakel einzuverleiben, die, ein Zeugnis der Vermischung heidnischer, jüdischer und christlicher Anschauungen, wohl eines der interessantesten Denkmäler der Religionsgeschichte sind. Der Berliner Ausgabe sind zwei andere vorausgegangen, die einen tüchtigen Teil der Vorarbeit bereits erledigten, die des emsigen und scharfsinnigen Franzosen Alexandre und die des in der epischen Textrezension wohlgeschulten Oesterreichers Rzach. Eine dritte hatte der Dorpater Gelehrte L. Mendelsohn vorbereitet, der in der Neuzeit einer der besten Bearbeiter griechischer Texte, besonders solcher aus späterer Zeit, gewesen ist. Indessen konnte er sein auf sehr breiter Grundlage errichtetes Werk nicht zu Ende führen. Der Tod rief ihn ab. Den umfangreichen Nachlaß hat nun ein Gelehrter der Wilamowitzischen Schule übernommen, ihn aufs neue durchgearbeitet, wobei er besonders auf die verwandte Literatur acht hatte, und, unterstützt von den zahlreichen Bemerkungen seines Lehrers und von den Anmerkungen, die der nur zu früh verstorbene Buresch in seinem Handexemplar eingetragen hatte, herausgegeben. Die übersichtlich angeordnete und reinlich und vornehm gedruckte Ausgabe macht es nun endlich möglich, die Orakel so zu lesen, daß man sich dabei neben der Textesüberlieferung auch über den Zusammenhang klar wird, in dem die Sprüche zu der ganzen Literatur ihrer und der nachfolgenden Zeit stehen. Freilich, es ging dabei ohne scharfe Schnitte, ohne durch ihre Neuheit zunächst befremdende Gedanken nicht ab und das Buch stellt sich in die Mitte eines heftigen Streites, der aber gerade wichtige Vorbedingung des wissenschaftlichen Fortschrittes ist. Der Herausgeber gedenkt seine Ansichten später eingehender zu rechtfertigen, wir aber sind ihm schon heute für die langwierige, oft sehr unerquickliche Rezensionsarbeit sehr dankbar und wünschen den neu gefaßten Sibyllenworten auch neue Aufmerksamkeit und neue Leser.

γ.

Berichte über das mazedonische Erdbeben vom 4. April 1904 von Prof. R. Hoernes. Mitteilungen der Erdbeben-Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Neue Folge. Nr. XXIV.

Am 4. April 1904 wurde Serbien von einem Erdbeben betroffen. In Salonichi machten sich fünf Bewegungen bemerkbar, unter denen die Haupterschütterungen um 11 Uhr 35 Min. und um 11 Uhr 55 Minuten zu verspüren waren. In der genannten Stadt stürzte u. a. eine Mauer des Gymnasiums ein, wodurch ein Schüler getötet wurde. Dieselbe Zone ward im Jahre 1902 von einem noch stärkeren Erdbeben heimgesucht. Hoernes zeigt nun, wie das Rhodope-Gebirge durch gewisse Bruchlinien beherrscht wird, auf welchen die überaus zahlreichen heißen Quellen des Landes zutage treten. Für das Beben im Jahre 1902 konnte die Senkung zwischen Besik- und Hortaedagh verantwortlich gemacht werden, das vom 4. April l. J. ging von einer Bruchlinie zwischen dem Perim-dagh und der Males-planina aus. Das ganze betroffene Gebiet hat eine Ausdehnung von 25,000 bis 30,000 qkm, innerhalb welchen jedoch Flächen liegen, in denen das Beben keine zerstörende Wirkung äußerte. Sehr viele Quellen wurden von dem Erdbeben beeinflußt. Durch dasselbe hat der Wasserreichtum fast aller mazedonischen Thermen zugenommen. Die Alluvionen der Niederungen erlitten zahlreiche Sprünge, oft von bedeutender Breite und Länge. Häufig trat Wasser und Schlamm aus oder wurden mit großer Gewalt hervorgeschleudert. Die Erschütterungen waren so ungleichmäßig, daß sich weder Homoseisten noch Isoseisten entwerfen ließen.

Dr. L. K.

Allgemeine Rundschau.

Konfessionelle Jugenderziehung.

Von einem katholischen Gelehrten erhalten wir folgende Zuschrift:

Sehr geehrte Redaktion! Während des Regensburger Katholikentages las ich zufällig die Apologien des Märtyrers Justin. Wie wohltätig berührt die weitherzige Auffassung des Christentums bei diesem Blutzeugen unserer Kirche gegenüber der konfessionellen Beschränktheit unseres Bamberger Dombekans! Vielleicht sind Sie geneigt, den folgenden schönen Satz Justins Herrn Dr. Schädler ins Gedächtnis zu rufen:

„Wir wurden gelehrt, daß Christus der eingeborene Sohn Gottes sei, und haben ihn im vorausgehenden als die Vernunft (λόγος) bezeichnet, an der das ganze Menschengeschlecht Teil erhielt. Und diejenigen, welche mit Vernunft gelebt haben, sind Christen, auch wenn sie für Atheisten erklärt wurden, wie bei den Griechen Sokrates, Heraklit und ihresgleichen, bei den Nichtgriechen Abraham, Ananias, Azarias, Misael, Helias und viele andere, deren Taten oder Namen aufzuzählen wir jetzt unterlassen, weil wir wissen, daß es zu weitläufig wäre. Also waren auch die vor Christus Geborenen, wenn sie ohne Vernunft lebten, unchristlich (ἄχρηστοι), Feinde Christi und Mörder derjenigen, die mit Vernunft lebten. Diejenigen aber, die mit Vernunft lebten und leben, sind Christen, furchtlos und unerschrocken." (Justin der Märtyrer, in der 1. Apologie Kap. 46.)

Melanchthon und Copernicus.

Vor 40 Jahren wurde der Versuch unternommen, zu zeigen, daß „von Wittenberg" alle Opposition gegen die Lehre von der Erdbewegung ausgegangen sei. War's schon tendenziöse Mache, die in vieler Hinsicht leicht zu durchschauen und bloßzulegen war, so blieb doch ein Rest von Berechtigung unanfechtbar bestehen, wenn wirklich Wittenbergs wissenschaftliche Seele, der astrologischen Neigungen nicht fremde Philipp Melanchthon, dauernd aufrecht erhielt, was er 1549 in seinen „Initia doctrinae physicae" Wegwerfendes über die copernicanische Lehre geäußert hat. Bekanntlich hat der „praeceptor Germaniae" schon im Oktober 1541 seinem Widerstreben gegen die befremdende und unbequeme neue Lehre, also direkt mit dem ersten Bekanntwerden derselben, brieflich deutlichen Ausdruck gegeben. Aber er ist auch 8 Jahre später, nachdem er 6 Jahre Zeit gehabt hatte, dieselbe im Buche des Copernicus selber gründlich kennen zu lernen, noch der Ansicht, daß der Verkünder dieser neuen Lehre lediglich Befriedigung seiner Eitelkeit erstrebte und seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn leuchten lassen wollte, indem er Irrlehren hervorsuchte und verteidigte, welche schon das graue Altertum als Gedankenspielereien durchschaut habe. So scheint es, und der Neudruck der ersten Ausgabe der „Initia physicae" im Corpus Reformatorum (1846) scheint diese Ansicht als die echt melanchthonische für alle Zukunft festgelegt zu haben. Und doch ist dem nicht so — das weist der Galilei-Forscher Emil Wohlwill in Hamburg eben eindringlich und überzeugend nach im 12. Hefte der Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, welches die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften zu Ehren der Sektion für Wissenschaftsgeschichte des Genfer Philosophenkongresses an

dessen Eröffnungstage (4. Sept.) herausgegeben hat (Leopold Voß Verlag in Hamburg). Zunächst bringt die 2. Ausgabe der „Initia“ von 1550 einzig in dem Abschnitte über die Lehren des Copernicus so erhebliche Aenderungen, daß alles Mißachtende bis auf den letzten Rest getilgt ist, ja daß aller Tadel widerrufen erscheint, und nur die Ablehnung dessen bestehen bleibt, was mit den Worten der Bibel nicht vereinbar ist — bei einem Theologen in der Mitte des 16. Jahrhunderts wohl selbstverständlich! Ja, Melanchthon läßt durchblicken, daß man es mit einer Hypothese zu tun habe, deren Nützlichkeit für die Deutung der Himmelserscheinungen in die Augen springe. Nur vom ersten Jugendunterricht solle sie ausgeschlossen bleiben. — Daß Melanchthon auch praktisch seiner Ablehnung keine zu tragischen Folgen gab, beweist sein so warmes und wirkungsvolles Eintreten für das Zustandekommen des ersten Tafelwerkes auf copernicanischer Grundlage, der „prutenischen Tafeln“ des Erasmus Reinhold. Endlich ist es durchaus wahrscheinlich, daß die Abfassung der Textstellen über die copernicanische Lehre in der ersten Ausgabe der „Initia“ lang vor deren Erscheinen fällt, fast sicher teilweise ins Jahr 1545, ja vielleicht zum Teil sogar in das Jahr 1541 oder 1542, als Melanchthon die Lehre des großen Thorners nur sehr von fern kennen gelernt hatte.

K. S.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Ein altgriechisches Theater in Indien. Wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, hat Th. Bloch in Ramgasch Hill in Sirguja, einem Staate von Indien, ein altgriechisches Theater aufgefunden. Es ist halbkreisförmig in den Felsen gehauen und enthält im kleinen alle Hauptbestandteile des antiken Theaters, terrassenförmig aufsteigende Sitzreihen, die in einzelne Keile (cunei) eingeteilt sind, Orchestra und Bühne; an der letzteren ist noch eine Vorrichtung zur Aufnahme des Vorhanges bemerkbar. Das Theater ist ein wertvolles Zeugnis des Vordringens hellenischer Kultur ins Land der Brahmanen.

* Professor George Darwin, der älteste Sohn von Charles Darwin, ist zum Präsidenten für die nächste Jahresversammlung der Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften erwählt worden, die im nächsten Jahre in Südafrika zusammenkommen wird. George Darwin gilt als einer der hervorragendsten Vertreter der physischen Geographie und der Astrophysik, hat sich aber auch durch wichtige Beiträge zur Naturphilosophie und namentlich durch ein auch in deutscher Sprache erschienenes Werk über die Folgen der Ehen zwischen Blutsverwandten berühmt gemacht.

* Haifisch-Invasion. Bekanntlich haben im jetzigen Seekriege der Japaner gegen die Russen furchtbare Seeminensprengungen stattgefunden. Es wäre interessant zu erfahren, schreibt die „Oesterr. Fischerei-Zeitung“ und ihr folgend die Umschau, welche Wirkungen diese auf die Seetiere, Fische, besonders auf die dort so zahlreichen Arten der Haifische ausgeübt haben? Die Haifische folgen gerne den Schiffen und auch den nach Europa durch den Suezkanal verkehrenden Dampfern nach, welchem Umstande es zugeschrieben wird, daß die früher bei uns seltener konstatierten Haifische vom Suezkanale her jetzt schon im Mittelländischen und Adriatischen Meere in einer stets steigenden Häufigkeit angetroffen werden. Seit Mitte Juni werden nun in der nördlichen Adria auffallend viele Haifische wahrgenommen. In Istrien wurden deren drei und in Quarnero einer gefangen. Es laufen auch fortwährend Anzeigen von Schiffen ein, die Haifische gesehen haben wollen. Wollte man diese Notizen gewissenhaft registrieren und alljährlich als statistischen Faktor in Betrachtung ziehen, so würde man die steigende Häufigkeit und Gefährlichkeit dieser Erscheinung besser würdigen können. Es entsteht nun die Frage, ob wir es dies Jahr nur mit einer Ausnahmeerscheinung zu tun haben, indem die vielen Seeminensprengungen in Ostasien die Haifische verscheuchen, so daß sie sich den nach Europa verkehrenden Schiffen anschließen. Es fragt sich auch, ob es nicht schon längst rätlich scheint, diesen menschen- und fischgefährlichen Seeschmarotzern im Wege einer europäischen Fischereikonvention den Weg zu verlegen, was bei der Enge und der geringen Tiefe des Suezkanales (der an einer passenden Stelle leicht zur Abwehr oder als Falle für Haifische eingerichtet werden könnte) durchaus nicht schwierig wäre.

* Der 20. Jahreskongreß der Astronomischen Gesellschaft fand in diesen Tagen in Lund statt. Am Sonntag abend veranstalten dort die Universität und die städtischen Behörden ein Diner zu Ehren der Teilnehmer. Bischof Billing und Professor Ribbing begrüßten die Teilnehmer, in deren Namen Professor v. Seeliger (München) dankte.

h. c. Der Konservator der Museumssammlung in Freiburg i. Br., Dr. Schweitzer, ist zum Direktor des städtischen Suermondt-Museums in Aachen ernannt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

hc. Danzig. Die Regierungsbaumeister des Eisenbahnbaufaches Moritz Oder und Richard Kohnke in Berlin sind infolge Ernennung zu etatsmäßigen Professoren an der Technischen Hochschule in Danzig aus dem Staatseisenbahndienste ausgeschieden. In Danzig übernimmt Oder den Lehrstuhl für Eisenbahnbau in der Abteilung für Bauingenieurwesen, Kohnke den für Statik der Hochbaukonstruktionen in der Abteilung für Architektur.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Tausendjahrfeier der Stadt Mödling (904 bis 1904). Verlag der Stadtgemeinde Mödling. 47 S. — Dr. Wilhelm Ebstein, Geh. Medizinalrat, o. ö. Professor der Medizin und Direktor der medizinischen Klinik und Poliklinik in Göttingen: Die Fettleibigkeit und ihre Behandlung nach physiologischen Grundsätzen. Wiesbaden 1904. J. F. Bergmann. 202 S. — E. Schmidt Reichsgerichtsrat a. D.: Das Amt eines Geschworenen und Schöffen im Deutschen Reiche. Erlangen 1904. Palm u. Enke (Karl Enke). 51 S. — Teo v. Torn: Regiments-Indiskretionen. Militär-Roman. Berlin u. Leipzig. W. Vobach u. Co. 268 S. — Wilhelm Münch: Anmerkungen zum Text des Lebens. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. 233 S. — Arno Neumann: Jesus, wie er geschichtlich war. Freiburg i. B. 1904. Paul Waetzel. 207 S. — Emil Stutzer: Goethe und Bismarck als Leitstern für die Jugend in sieben Gymnasialreden. Berlin 1904. Weidmannsche Buchhandlung. 95 S. — Die Kunst. (Florenz und seine Kunst von Georg Biermann. Mit einem Lichtdruck, 13 Vollbildern in Tonätzung und zahlreichen Vignetten.) Berlin. Bard. Marquardt u. Co. 67 S. — Die Literatur. (Selma Lagerlöf von Oskar Levertin. Berechtigte Uebersetzung von Francis Maro. Mit einem Lichtdruck, 15 Vollbildern in Tonätzung und 2 Faksimiles.) Ebenda. 79 S. — Dr. Paul Sakolowski: Moderne Renaissance. Altenburg (S.-A.) 1904. Theodor Unger. 161 S. — Eugen Brand, kgl. Gymnasialprofessor am Ludwigs-Gymnasium in München: Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern von 1773—1904. München 1904. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 160 S. — Schriften der Gesellschaft für soziale Reform. (Heft 13: Die Organisation der Industrie- und Arbeitsräte in Belgien von Louis Varlez, Vorsitzenden der kommunalen Hilfskasse gegen Arbeitslosigkeit in Gent und seinen Vororten. Heft 14: Die italienischen Arbeitskammern von Dr. Pinardi und Dr. Schiavi in Mailand.) Jena 1904. Gustav Fischer.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 7. September. Nummer 205.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

☞ Des Feiertags wegen (mit Rücksicht auf das Gesetz über die Sonntagsruhe) erscheint die nächste Nummer am Freitag.

Inhalt:

Zu Eduard Mörikes hundertstem Geburtstage.*)

Von Harry Maync.

Die dreißiger Jahre waren in Deutschland eine laute, nüchterne, unpoetische Zeit. Die Juli-Revolution nahm alle Gemüter in Anspruch. Das Zeitalter des Dampfes brach an und der schrille Pfiff der ersten Lokomotive schien Dichtern wie Justinus Kerner den Tod der Poesie zu verkündigen. Die gebildete Welt stand unter der strengen Zucht der Dialektik Hegels, dessen Schüler Dav. Friedr. Strauß sich zum Wortführer dieser kritisch angelegten Zeit machte. Die Dichtung war ein Stiefkind des deutschen Volkes geworden. Goethe war gestorben und ein junges Deutschland aufgekommen, das wußte nichts von Goethe oder — wollte nichts von ihm wissen. Man erklärte ihn für überwunden. Man verketzerte grundsätzlich das selbstherrliche Genie und tat die subjektive Dichtung in Bann. An die Stelle des Dichters trat der Schriftsteller oder richtiger: traten die Schriftsteller; denn man verbündete sich und zog geschlossen auf. Für die große Persönlichkeit rückte die Schule ein, die sich mit bestimmten Absichten an das Publikum wandte, auf das die Klassiker mit Geringschätzung herabgesehen hatten. Man wollte nicht mehr sich selbst aussprechen, seine Individualität zum Maß aller Dinge nehmen, sondern man wollte in Gemeinsamkeit erwogene und formulierte Tendenzen der Masse, der Gesellschaft aufzwingen und so praktisch in die Zeit eingreifen. Der tendenziös gefärbte Stoff ward zur Hauptsache, die poetische Form zur Nebensache. Nicht künstlerische Vertiefung und Konzentration war mehr das Ziel, sondern die Beherrschung eines möglichst weiten Kreises. Man erfand den Roman des Nebeneinander. Die poetische Stimmung ließ man nicht mehr gelten; der Geist, die Geistreichelei bestieg den Thron; die These, die Pointe erhielt den Preis.

*) Vortrag, gehalten im Museum zu Tübingen. Der Vortrag lehnte sich naturgemäß eng, zum Teil wörtlich, an meine Mörike-Biographie (Stuttgart, Cotta, 1902) an.

Wohl hatte man noch eine romantische Kunst — das Jahr 1832, das so viel nahm, gab doch auch den zweiten Teil des „Faust“ —, aber sie war nicht volkstümlich. Und Heines Romantik zeigte bereits die Zersetzung; auch sie konnte keine Volksnahrung abgeben. Darum ersehnten und suchten diejenigen, die sich den freien Blick, die ungetrübte Genußfähigkeit noch gewahrt hatten, eine neue Poesie. „Wo sprudelt sie denn noch, die klare Waldquelle mit ihren frischen Wassern? Wo duftet die reine Erdbeere in kühlen, unbetretenen Gründen, auf der noch der Duft der Naivität liegt?“ So fragte Friedrich Th. Vischer im Jahre 1839 und gab zur Antwort: „In der Dichtung Eduard Mörikes.“

Mörike stellt einen rechten Anachronismus dar. Nicht der Zeitroman, sondern die seelisch vertiefte Erzählung, das Märchen und die Idylle, nicht die politische, sondern die reine Stimmungslyrik sind seine Gebiete. Anstatt einzugreifen in die Geschicke der Zeit, stand er weit abseits, ein großer Träumer.

Mörike wurzelt tief im schwäbischen Boden, aber seine Krone reicht weit darüber hinaus. Als der Romantik letzte Rose, „erblühend im geheimsten Tal von Schwaben“, hat ihn ein Sonett Theodor Mommsens schon im Jahre 1843 gefeiert. Aber ihm ist nichts gemein mit jenen Schwaben, die Heine als zurückgebliebene Durchschnittspoeten so schonungslos verspottet hat. Er ist von viel feinerem Korn, und wir erkennen in seiner Dichtung die duftigste Blüte, die dem schwäbischen Gottesgarten entsprossen ist. Mörike berührt sich aufs engste auch mit den Klassikern. In Schillers letztem Lebensjahre wurde er geboren, Goethes Todesjahr brachte sein erstes und größtes Werk. Er ist einer der Haupterben Goethes. Das Volkstum der poetisch reichsten deutschen Landschaft und der Adel der reichsten deutschen Persönlichkeit erscheinen bei Mörike in eigenartiger Verschmelzung.

Nichts wäre für Mörike schädlicher, als wenn man ihn auf ein Piedestal stellte, ihn künstlich emporschraubte. Er ist ein Talent ersten Ranges und seine Dichtung intensiv und echt wie nur eine. Aber er ist insofern kein Dichter ersten Ranges, als seine Poesie zu wenig extensiv und umfassend ist, um ihn in der Geschichte der deutschen Literatur zu einer Gestalt von weitreichendem Einfluß zu machen. Als Lyriker hat er keinen Maßstab zu scheuen; als poetische Gesamterscheinung tritt er doch in die zweite Reihe.

Mörike ist nicht populär und wird es im weiteren Sinne niemals werden. Dazu ist er zu tief und fein. Populär war Bodenstedt einmal mit seinen hundert Auflagen. Die große Masse hält es mit den Dichtern, die ihr die Poesie mundgerecht genug machen, um sie gedankenlos hinunter zu schlürfen. Mörike aber gehört zu den echten Poeten, die bei ihren Lesern etwas voraussetzen, die sie zu Mitarbeitern machen an dem Gedicht. Bei solchen geht das Poetische nicht restlos auf in der Form, sondern es bleibt etwas übrig, das der Genießende in phantasievoller Einfühlung selbst verarbeiten muß. Mörike ist eine zu komplizierte Natur, als daß er unmittelbar auf die Menge wirken könnte, die entweder eine unverkennbar scharf geprägte Persönlichkeit oder aber eine Unpersönlichkeit verlangt, wie sie Uhlands einfacher Charakter darstellt. Es bedarf feinerer Organe, um Mörike voll zu erfassen. Er ist vor allem der Dichter der Künstler, die sich von jeher gern zu ihm gehalten und von ihm gelernt haben. Ge-

ringere Talente haben von ihm geborgt, sein lauteres Gold, das für die Masse zu fein ist, in gröberer Legierung verbreitet und so den allgemeinen Beifall gefunden, der ihm gebührt.

Sein Einfluß ist vielfach nur durch das Medium anderer Dichter vor sich gegangen. Der Historiker erkennt sein Fortwirken in Poeten wie Hermann Kurz und Theodor Storm und verfolgt es weiter bis zu den Dichtern unserer Tage. So sind auch Joh. Georg Fischer und Isolde Kurz von ihm ausgegangen; auch Detlev v. Liliencron z. B. zeigt deutlich seinen Einfluß.

Lassen Sie mich zunächst in ganz großen Zügen Mörikes äußeres Leben umreißen. Am 8. September 1804 in der kleinen württembergischen Nebenresidenz Ludwigsburg, die auch die Heimat seiner Freunde Justinus Kerner, Dav. Fried. Strauß und Fried. Th. Vischer war, geboren, verlebte Mörike im Kreise trefflicher Eltern und einander zärtlich liebender Geschwister die glücklichsten Kinderjahre. Sie wurden gestört, als dem dreizehnjährigen Knaben der Vater, ein pflichttreuer Oberamtsarzt, entrissen wurde. Früh zum geistlichen Stande bestimmt, nahm Eduard alsdann den herkömmlichen Bildungsgang. Vom Herbste 1818 bis zum Herbste 1822 weilte er im herrlich gelegenen Tal von Urach auf der evangelischen Klosterschule, die folgenden drei Jahre in dem berühmten Tübinger Stift. Hier erblühte ihm die schönste und reichste Zeit seines Lebens, namentlich im Kreise von Freunden, an denen Mörike bis an sein Ende niemals Mangel gehabt hat. Ich nenne unter ihnen an erster Stelle den tüchtigen Wilhelm Hartlaub und den liebenswürdigen Ludwig Bauer, mit dem er in einem einsamen Gartenhäuschen auf dem Oesterberge oder in einem hochgewölbten, vom Flackerlicht geheimnisvoll beglänzten Brunnenstübchen in romantischen Träumereien schwelgte. Von bedeutenderen Menschen traten ihm damals der freilich schon lange im Wahnsinnsdämmer dahinlebende Hölderlin, sowie der früh aufgeriebene Feuergeist Wilhelm Waiblingers nahe. In der Tübinger Zeit kam vor allem über den jungen Dichter mit einem Ungestüm, dem nicht zu widerstehen war, zum erstenmal die heiße Liebe zu einem voll erblühten Weibe. Es war die größte Leidenschaft seines Lebens, und sie verlief unglücklich. Der Schmerz über das entschwundene Glück dieser Liebe legte dem Dichter die ersten tief individuellen Töne auf die Lippen und gab ihm die poetische Feuertaufe. Es ist die Liebe zur Peregrina seiner Lyrik, einem Urbilde der Zigeunerin in seinem Roman „Maler Nolten", der bezauberndsten Frauengestalt seiner gesamten Dichtung. Und wie dies Erlebnis das größte und tiefste seines Lebens ist, so ist es zugleich das geheimnisvollste und romantischste. Maria Meyer, die wohl aus der Schweiz, vielleicht aus Schaffhausen, stammte, umgab sich mit einem kaum zu lüftenden Schleier. Das überaus schöne, fremdartige Mädchen hatte sich in verzückter Schwärmerei der wandernden Kirche der berüchtigten Frau v. Krüdener angeschlossen und schweifte unstet durch die Lande. Alle Männer, denen sie gegenüber trat, zog sie in ihren Bann. Ob sie eine abenteuernde Kokette war oder eine nur pathologisch aufzufassende Schwärmerin, läßt sich nicht sicher feststellen. Jedenfalls riß sich Eduard Mörike nach einem kurzen Rausche reiner, anbetender Liebe mit blutendem Herzen von ihr los. Sie verscholl dann wieder, und es ist mir nicht gelungen, weitere zuverlässige Kunde über sie zu ermitteln. Einer mündlichen Tradition zufolge soll sie als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar in Winterthur gestorben sein. Ihr gelten Mörikes Peregrina-Gedichte, Zeugnisse einer Liebeslyrik höchsten Stils.

Im Herbste 1825 verließ Mörike, ein nicht eben sehr kenntnisreicher Kandidat, die Universität und begann als Vikar seinen praktischen Kirchendienst. Die nun folgenden acht Wanderjahre gehören zu seinen unerfreulichsten; sie sind seine Sturm- und Drangperiode. Er haßte geradezu seinen Beruf und machte die verschiedensten Versuche, sich ihm zu entziehen: aber sie scheiterten alle an seiner Mittellosigkeit. Er mußte im Joche bleiben, das ihm, der kein Mann der unerbittlichen Konsequenz war, zum Glück allmählich immer leichter wurde. Ein wechselvolles Verhältnis zu dem unbedeutenden Pfarrerstöchterlein Luise Rau, mit dem er fast vier Jahre lang verlobt war, kam hinzu, ihm das Leben zu beunruhigen. Doch fand der Dichter dabei seine Nahrung. In diesen Vikarjahren entstand Mörikes Erstlings- und sein einziges größeres Werk, der zweibändige Roman „Maler Nolten", der Mörikes außerordentliche Dichtergaben mit einem Schlage offen dartat. Wir finden in diesem Werke bereits alle Töne, die Mörike überhaupt zu Gebote stehen. Das Beste seines Schaffens ist hier vereinigt oder doch mindestens vorbereitet, denn er tritt in diesem Roman mit etwa dreißig seiner allerschönsten Gedichte zugleich als Lyriker, mit der Einlage „Der letzte König von Orplid" zugleich als Dramatiker auf, und was in seinen späteren Gaben als neu erscheint, ist doch der Potenz nach schon im „Nolten" enthalten. Der „Nolten" ist, wenn nicht Mörikes Lebenswerk, so doch der Querschnitt durch das Werk seines Lebens. Der Roman ist in seiner psychologischen Vertiefung und seiner durchgebildeten Sprache einer der bedeutendsten in unserer Literatur: höchstes Pathos, geistreiche Konversation, aus innerstem Herzen aufquillende Worte echtesten Gefühls und eine barocke Jongleurkunst der Rede kommt zum Ausdruck in diesem Werke, dessen Technik, wie oft bei Mörike, weniger befriedigt. Der Roman erschließt sich dem Leser nicht leicht, man kann ihn nur in langsamer Ausschöpfung sich zu eigen machen, wird dann aber gern zu ihm zurückkehren. Auf demselben Boden wie diese Dichtung ist die feinmotivierte Novelle „Lucie Gelmeroth" vom Jahre 1834 gewachsen.

In diesem letzteren Jahre lief der herumgehetzte, oft fast verzweifelnde Dichter in den Hafen ein, indem er als Pfarrer das Dörfchen Cleversulzbach im schwäbischen Unterlande bezog. Er umspann diese freundliche Idylle alsbald so eng mit der anschmiegsamen Liebe seines weichen Gemütes, daß all seine Poesie dieser Zeit mit Cleversulzbach innig verwachsen ist. Hier stand im Pfarrgarten die schöne Buche, die Mörike mit dem Namen seines geliebten Hölty versah und besang; hier lag auf dem kleinen Dorfkirchhofe die Mutter Schillers, deren Grab Mörike der Vergessenheit entriß, schmückte und in Versen feierte. Hier öffnete sich nach hinten auf das freie Feld hinaus jene niedrige, geschwärzte (heut übrigens eingegangene) Holzgattertür, die sich mit so melodischem Knarren in ihren Angeln drehend, dem entzückt lauschenden Dichter die Arie „Ach nur einmal noch im Leben" aus seines teuren Mozarts „Titus" vorsang. Und hier vor allem blinkte vom Kirchlein der „Alte Turmhahn" hernieder, den, als er invalide geworden war, der Dichter pietätvoll in seine Hut nahm. Ihm gilt die schönste, kleinere (von L. Richter so hübsch illustrierte) Idylle unserer gesamten Literatur.

In Cleversulzbach schuf der sehr wenig produktive, allzu beschauliche Dichter auch ein paar Prosawerkchen: das gemütvoll warme und lustig fesselnde Märchen „Der Schatz", eine Dichtung voll von Wundern und von Romantik im Stile Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, und weiterhin die kindliche Märchenerzählung „Der Bauer und sein Sohn", die Gottfried Kellers besondere Liebe besaß. Auch dramatisch-librettistische Versuche stellte Mörike gern an, so in den von Ignaz Lachner komponierten „Regenbrüdern", ohne darin Wertvolles zu leisten. Dagegen nennen wir mit hohem Lobe seine anmutig stilvollen Uebersetzungen antiker Lyriker.

Vor allem aber ging im Jahre 1838 von Cleversulzbach das Buch aus, das einzig seinem Verfasser auf unabsehbare Zeit bleibende Bedeutung sichert, dasjenige, in dem er eine nur dem Genie vorbehaltene Höhe erreicht, und eines der wertvollsten Bücher des 19. Jahrhunderts überhaupt — Mörikes Gedichte. Doch wollen wir, ehe wir auf sie gebührendermaßen des näheren eingehen, zunächst Mörikes äußerem Lebensgange bis ans Ende folgen.

Andauernde Kränklichkeit bewog den Dichter, dessen Arbeitskraft immer sehr gering war, bereits nach neunjähriger Amtsdauer seinen Abschied zu nehmen. Mit seiner treuen Schwester Klara in bescheidener, aber traulichster Enge haushaltend, ließ er sich anfangs in Schwäbisch-

Hall, dann in Mergentheim nieder. Und hier fand er in Margarete v. Speth seine künftige Gattin, mit der er bis an sein Ende in freilich nicht ungestörter Ehe lebte. Gretchen ist das Urbild der Heldin von Mörikes lieblicher Idylle vom Bodensee in sieben Gesängen, die zu Mergentheim ausgearbeitet wurde. Im Jahre 1851 übersiedelte der Dichter nach Stuttgart, wo er am Katharinenstift eine ganz winzige Lehrerstelle bekleidete, die er aber im Jahre 1866 auch aufgab, um fortan ganz als Privatmann in leider recht dürftigen Verhältnissen zu leben. In Stuttgart entstand das reizende, humorvolle Märchen vom „Stuttgarter Hutzelmännlein“ mit der entzückenden Einlageerzählung von der „Schönen Lau“ (zu der Moritz v. Schwind sieben große Umrißzeichnungen geliefert hat), sowie das stilistisch bezaubernde Märchen „Die Hand der Jezerte“. Und es erschien im Jahre 1855 zum Mozart-Jubiläum die Krone von Mörikes Prosawerken, seine reifste und ausgeglichenste Schöpfung „Mozart auf der Reise nach Prag“, keine historische Novelle, sondern ein Genrebild von köstlicher Anschaulichkeit, Frische und seelischer Vertiefung. Die kindliche Heiterkeit und liebenswürdige Anmut des genialen jungen Tondichters, der eben auf dem Wege ist, seinen Don Juan zur ersten Aufführung zu bringen, wird uns unübertrefflich vorgeführt, und gleichzeitig weiß Mörike die tiefsten Offenbarungen dieser goldenen Künstlerseele in Worte zu fassen. Am Schluß verdichtet sich die Stimmung, der von vornherein ein dunkler Unterton beigemischt ist, zu dem beklemmenden Bewußtsein, daß dieser Künstler, der seine Gaben so im Ueberfluß verströme, nur eine vorübergehende Erscheinung auf dieser Erde sein könne, eine Ahnung, die sich zuerst in Mozart selbst regt, und die das Ganze ausklingen läßt in das angeblich böhmische Volksliedchen, das zu Mörikes ergreifendsten Gedichten zählt:

> Ein Tännlein grünet wo,
> Wer weiß, im Walde,
> Ein Rosenstrauch, wer sagt,
> In welchem Garten?
> Sie sind erlesen schon,
> Denk' es, o Seele,
> Auf deinem Grab zu wurzeln
> Und zu wachsen.
>
> Zwei schwarze Rößlein weiden
> Auf der Wiese,
> Sie kehren heim zur Stadt
> In muntern Sprüngen.
> Sie werden schrittweis gehn
> Mit deiner Leiche;
> Vielleicht, vielleicht noch eh'
> An ihren Hufen
> Das Eisen los wird,
> Das ich blitzen sehe!

In Stuttgart endlich schloß Mörike die erquickenden und anregenden Freundschaftsbündnisse mit den ihm innig verwandten Künstlernaturen Theodor Storms und Schwinds. Auch Geibel, Heyse, Auerbach, Hebbel, L. Richter und viele andere bedeutende Menschen traten ihm hier nahe. Aber je älter und — im bescheidenen Maße — berühmter Mörike wurde, um so menschenscheuer und hypochondrischer wurde er, um so mehr suchte er die Einsamkeit. Er fand sie in dem herlichen Kloster Bebenhausen, in dem Hohenstaufenstädtchen Lorch und in dem stillen Nürtingen. Am Ende aber kehrte er doch noch nach Stuttgart zurück, wo er nach außen hin wie ein Eremit lebte, aber im vertrauten Kreise nach wie vor der schalkhaft heitere, von Laune sprühende Mittelpunkt war, der jeden bezauberte. Bis zu seinem Ende quälte er sich mit der Umarbeitung des „Nolten“, die selbständig abzuschließen ihm doch nicht mehr beschieden war. Am 4. Juni 1875 starb er, 71jährig, nach schweren körperlichen und seelischen Leiden.

Das deutsche Volk wußte kaum was es verloren hatte. Der Dichter hatte in gewollter Abgeschiedenheit gelebt, und heimlich stahl er sich aus der Welt: „wie ein stiller Berggeist aus einer Gegend wegzieht, ohne daß man es weiß“, meinte Gottfried Keller, „wie wenn ein schöner Junitag dahin wäre.“

*

Den ganzen Dichter finden wir in seiner Lyrik.

Mörike erwuchs nach Treitschkes Wort „in den Tagen der Ueberbildung und des Streites wie ein Wunderkind . . ., recht eigentlich ein zeitloser Dichter, in allem ein Widerspiel des Jungen Deutschland“, das die Lyrik für überlebt erklärte oder in den Dienst der Tagespolitik stellte. Und gerade das Allgemeingültige, Ewige bedarf ja langer Jahre, ehe es nach Gebühr erkannt und geschätzt wird. Das laute Kampfgeschrei der geistreichen Richtung, die in jenen Tagen an der Spitze marschierte, übertönte das Rauschen des stillen Urquells. Mörike räumte seiner Zeit nicht das geringste Zugeständnis ein und wunderte sich darum auch nicht sehr, daß sie ihn übersah. Er hat niemals literarische Moden mitgemacht, ist z. B. auch niemals mit Freiligrath, der in demselben Jahre, 1838, wie er mit einem Lyrikbande hervortrat, auf Löwen- und Giraffenspuren in der Glut des Wüstensandes dahingeschritten. Er blieb in seiner stillen Enge mitten im wild erregten Deutschland und heimste köstliche Früchte ein, die einst den Enkeln derer, die ihn verkannten, zugute kommen sollten. Damals sprach Freiligrath das böse Wort von dem Kainsstempel, der das Mal der Dichtung sei. Das Wort paßt auf Mörike so wenig wie alle anderen Schlagworte, die seine poetischen Zeitgenossen charakterisieren.

Schon äußerlich unterschied sich Mörike gar sehr von den Leuchten des Tages, den Titanen im saloppen Aufzug, mit dem weltschmerzlichen Blick und dem künstlich verwirrten Haar. Im ersten Augenblick zeigt er wohl den vollen Typus des behäbigen Landpfarrers, zumal mit dem gravitätischen Zylinder auf dem großen Kopfe mit dem schlaffen Gesicht, mit dem langen Rock, dem dicken Schal und dem geschulterten Regenschirm, wie eine Meistersilhouette Konewkas ihn darstellt. Auch auf Isolde Kurz machte er im Alter, wie sie es mir geschildert hat, anfangs diesen Eindruck; im nächsten Augenblick aber schien ihr sein äußeres Antlitz nur eine vorgebundene Maske, hinter der er sein wahres Gesicht, einen feinen Griechenkopf, versteckt habe, etwa aus Scheu vor der groben Neugier der Leute, oder weil ihm die schwäbischen Lüfte zu rauh gewesen seien. Er war nicht aus dem Holze geschnitzt, aus dem die Männer der Tat gemacht sind. Er war überhaupt kein ausgesprochen männlicher Dichter, wie Schiller, wie Uhland, sondern besaß die konziliante Natur, die Goethe sich zuschreibt. Er scheute es, sich mit der Welt auseinanderzusetzen, zog sich vielmehr in sich selbst zurück und flehte:

> Laß, o Welt, o laß mich sein!
> Locket nicht mit Liebesgaben,
> Laßt dies Herz alleine haben
> Seine Wonne, seine Pein!

Er mied als Mensch wie als Dichter in ängstlicher Sorge alle großen, lebenstörenden Affekte; er fühlte, sie könnten ihn zerreiben und zerbröckeln. Er war durchaus nicht arm an Leidenschaft; seine Dichtung läßt sie tief innen spüren, aber nach außen hin ist sie abgedämpft; sie blitzt nicht empor in schnellem, verderblichem Feuer, sondern wetterleuchtet nur aus der Ferne der Erinnerung. Goethe hatten die Unendlichen alles zuteil werden lassen, „alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen, ganz“. Mörike dagegen kannte seine Grenzen sehr wohl und betete, weises Maß übend:

> Wollest mit Freuden
> Und wollest mit Leiden
> Mich nicht überschütten!
> Doch in der Mitten
> Liegt holdes Bescheiden.

Er war eine äußerst fein abgestimmte Natur und arbeitete stetig an der immer reineren Ausbildung seiner Gaben. Auf ihn paßt Lenaus Wort von den alten Violinen, die mit

der Zeit eine Menge Splitterchen aus sich herausspielen, weil sie nicht hineingehören in ihre Schwingungen, weil sie den in ihnen wohnenden Geist der Harmonie stören. Allem Fremden wehrte er eifersüchtig den Zugang. Er bedurfte dessen nicht. Er war das gerade Gegenteil eines Stoff suchenden Realisten: der rechte Stoff kam ihm ungerufen, der gerufene versagte sich seiner Hand. Er brauchte sich nur der seit Alters in ihm aufgespeicherten Schätze der Anschauung, der genialen Intuition zu bedienen; ja mehr, er hatte nur dafür zu sorgen, daß die reale Außenwelt, soweit sie seiner Seele fremd war und fremd bleiben mußte, nicht störend und verwirrend in sein Inneres hineindrang und das Traumhaft-Visionäre seines Schaffens beeinträchtigte. Alles Absichtliche ist ihm fern. Mensch und Dichter sind keinen Augenblick getrennt, denn der Mensch kann gar nicht anders sehen als mit den Augen des Dichters.

Dav. Friedr. Strauß und Fr. Vischer bedauerten immer wieder, daß Mörike nicht „stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge" zuteil geworden seien. Mörikes Organe reichten gerade für das aus, was er aufnahm oder vielmehr, er nahm nur so viel auf, als er zu bewältigen die Fähigkeit in sich fühlte. War sein Reich nicht groß, so beherrschte er es doch wahrhaft, und in der Lyrik gebietet er mit unbeschränkter Genialität. Mit einer bewundernswerten Treffsicherheit bannt er lyrische Urtöne in Worte, die, was selbst einem Storm begegnet, niemals etwas Konventionelles an sich haben, sondern den Stempel der großen Dichterpersönlichkeit an der Stirne tragen.

Er griff nicht mit kräftig gestaltender Hand in den Ton hinein, um ihn mit bewußter Absicht nach seinem Willen zu kneten, sondern spielend gleichsam formte sich zumeist unter seinen weichen Händen eine scheinbar selbst beseelte Masse nach den ewigen, dem Dichter instinktiv bewußten Gesetzen der Schönheit. Mörikes Lyrik ist geworden, nicht gemacht; reizend drückt das einmal Dav. Friedr. Strauß aus: „Mörike nimmt nur eine Hand voll Erde, drückt sie ein wenig und alsbald fliegt ein Vögelchen davon."

So schafft das echte Genie. — Einem Kristall, den noch kein falscher Strahl des Lichtes getroffen, vergleicht der Dichter seine Seele in dem Eingangsgedicht seiner Sammlung, das in seiner Tiefe und Vollendung niemand einem Einundzwanzigjährigen zutrauen möchte. Er fühlt sich als Gefäß der Dichtung:

Bei hellen Augen glaub ich doch zu schwanken;
Ich schließe sie, daß nicht der Traum entweiche,
Seh ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarb'gen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Mörikes Lyrik ist sehr reich an Tönen, und es ist nicht leicht, einen Ausgangspunkt der Betrachtung zu finden. Niemand erfaßt sogleich ihre volle Bedeutung. Zunächst mag sie nur zierlich erscheinen „Wie des Vogels Tritt im Schnee, Wenn er wandelt auf des Berges Höh'", aber sie ist unendlich viel mehr als das. Auch mit Mörikes berühmtestem Gedichte, dem „Alten Turmhahn", ist ihre Quintessenz noch lange nicht bezeichnet. Sie ist eine Schatzkammer von wunderbar buntem Glanz. Goethesche Tiefe und volksmäßige Schlichtheit, antike Anmut und romantische Formenfülle, barocker Spaß und kindlich-rührender Märchenzauber, leidenschaftliche Gemütserregtheit und stille Beschaulichkeit ziehen uns abwechselnd an; und all das ist in einen matten Goldton getaucht, der Mörike so ganz eigentümlich ist. Er kann einfach innig und kindlich sein, und wiederum ein großer Herzenskündiger und Seher; er kann im Purpurmantel seiner prächtigen Sprache dahinschreiten und an possierlich hüpfendem Uebermut, am derben Schwank seine helle Freude haben; er kann das tiefste Gefühl rein und unberührt ausströmen lassen und seine Phantasie im abenteuerlichsten Arabeskenschmuck tummeln.

Bei aller Liebe zur Einsamkeit ist Mörike kein weltscheuer Fremdling. „Erdenleben, laß dich hegen, uns ist wohl in deinem Arm!" sagt er und bekennt:

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sehnend,
Sich dehnend
In Lieben und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Echt poetische Sinnlichkeit, die doch immer keusch bleibt, durchwärmt seine Dichtung. Hier stehen die Peregrina-Lieder obenan; ein hellerer Ton klingt durch das wunderschöne Gedicht „Auf einer Wanderung".

Doch so viel an goldener Heiterkeit und frohem Glücksgefühl bei Mörike entzückt, häufiger sind doch die dunkleren Töne der Wehmut und des Leides, und keiner kennt wie er die Sphäre gemischter Stimmungen, die die Seele „zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen" auf und ab wiegen. Tief steigt er hinab in das „Labyrinth der Brust" und „wecket der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen", mit einer Unmittelbarkeit, daß uns ein Schauer überläuft. Gedämpfte Töne und halbe Farben, von leise verschleiernder Wehmut überhaucht, das ist seine eigenste Welt. Hierher gehören Gedichte, wie „Ein Stündlein wohl vor Tag" und „Rosenzeit, wie schnell vorbei Bist du doch gegangen", und vielleicht niemals ist das tiefe, schweigende Leid des verlassenen Mägdleins schlichter und in all seiner Schlichtheit ergreifender erfaßt worden als in den folgenden Strophen, die sich in der Tat nur Goethes Gretchen- und Mignon-Liedern an die Seite stellen lassen:

Früh, wann die Hähne kräh'n,
Eh' die Sternlein verschwinden,
Muß ich am Herde steh'n,
Muß Feuer zünden.

Schön ist der Flammen Schein,
Es springen die Funken;
Ich schaue so drein,
In Leid versunken.

Plötzlich, da kommt es mir,
Treuloser Knabe,
Daß ich die Nacht von dir
Geträumet habe.

Träne auf Träne dann
Stürzet hernieder;
So kommt der Tag heran —
O ging' er wieder!

Mörike sucht an Feinfühligkeit für die leisesten seelischen Affekte seinesgleichen, aber weltschmerzliche Dissonanzen läßt in seiner reifen Dichtung sein gesunder Sinn nicht aufkommen, und vor dem Empfindsamen und Süßlichen bewahrt ihn sein Humor, sowie die stete Berührung mit der Natur, die ihm immer von neuem „Erstlingsparadieseswonne" in alle Adern gießt, wenn er „am frisch geschnittnen Wanderstabe" in der Frühe Hügel auf und ab zieht. In ihr entspringt die trutzige Frische, die in seinen Volker-Liedern, in seinen Jägerliedern in „gesundem Knall und Widerhall" sich entlädt. Voll mythologischen Gestaltungsdranges beseelt er die Natur mit menschlichem Leben und fühlt sich in sie hinein. Sie wird ihm zur Geliebten, und er wirft den sehnsuchtsvollen Leib in den Fluß, der „mit Liebesschauerlust" ihm die Brust „herauf fühlt" und die hingegebenen Glieder wiegt. Zugleich aber ist die Natur dem Freunde Spinozas und Schellings das Göttliche, mit dem er voll pantheistischer Inbrunst sich zu vereinen strebt.

In dieser hingebenden Liebe zur Natur, auch zum Kleinen und Kleinsten in ihr, liegen die Wurzeln für Mörikes Hang zum Beschaulichen, zur Versenkung in die Geheimnisse des Lebens und zur Idylle. Dann schließt er zu stiller Feier sich gegen die Menschenwelt ab, freut sich, den „Fratzen der Gesellschaft" entronnen zu sein, und spricht zu seinem Herzen:

Laß uns fest zusammenhalten!
Denn wir kennen uns einander,
Wie ihr Nest die Schwalbe kennet.

Lange Nachmittage kann er am Waldsaume liegen und die Augen in der Ferne weiden lassen. Da wird ihm jeder Strauch, jeder Halm zur Schlinge, die ihn „in liebliche Betrachtung fängt"; dann lauscht er dem geheimnisvollen Sausen seiner inneren Flamme und steigt zum „Abgrund der Betrachtung" nieder.

Anfangs entspringt dieser Drang nach dem Alleinsein einer fast mimosenhaften Kränklichkeit; mit allzu leidenschaftlicher Inbrunst sinkt Mörike in die Arme der Natur „voll großer Pracht, die drückend mich erschüttert"; bald aber ist es nur noch ein zeitweiliges Sich-Zurückziehen in die Urheimat, aus der der optimistische Dichter immer gern wieder in das Leben zurückkehrt.

Ein weiteres Hauptelement in Mörikes Poesie ist das Märchenhafte, gleich dem Idyllischen, dem Mystisch-Tiefsinnigen und dem Humor ein Erbteil seines schwäbischen Stammes. Von Kind auf schuf Mörike sich selbst seine zauberhaften Fabelwesen und lebte seinen Phantasmagorien mit größter Intensität. Seine epische Lyrik hält sich fast ganz im Gebiete des Wunderbaren. So eine seiner besten Balladen, „Der Feuerreiter".

(Schluß folgt.)

Studienblätter aus Italien.

(Schluß.)

Wir sind im Laufe dieser Studie wiederholt den Namen bedeutender Männer begegnet, deren Heimat Cremona war. Wir sahen ihre Tätigkeit sich auf verschiedenen Gebieten entfalten und konnten vor allem die großen künstlerischen Offenbarungen der Malerschule im Dom bewundern. In der Tat, Cremona kann stolz zurückblicken auf eine Reihe von tüchtigen und berühmten Männern, die in Wissenschaft, Literatur und Kunst den Glanz ihrer Vaterstadt erhöhten. Viele Namen sind verklungen, aber auch viele haben sich erhalten und verdienen, in der Erinnerung der Nachwelt fortzuleben.

Bischof Sicardus (gestorben um 1215) wurde bereits genannt als Friedensstifter zwischen den haßentbrannten Parteien, welche die Stadt mit Unruhe und Kämpfen erfüllten. Er war ein Mann von ungewöhnlichen Verdiensten. 1183 zum Bischof von Cremona geweiht, wandte er seine ganze Kraft und seinen bedeutenden Einfluß dem Wohle seiner Vaterstadt zu. Er war es, der den Zorn Friedrich Barbarossas von Cremona abwandte und der bei schwierigen Missionen das unbeschränkte Vertrauen der Kommune, sowie der Kaiser und Päpste genoß und rechtfertigte. 1189 rüstet er aus eigenen Mitteln ein Schiff und schickt es in den Kreuzzug ins heilige Land; am 11. Mai 1190 weiht er den Dom ein in Gegenwart Kaiser Heinrichs VI. und seiner Gemahlin Constanze; 1196 läßt er die im Dom bewahrten Reliquien der Heiligen Imerio und Archelao in einem Marmorschrein bestatten und weiht mit großen Feierlichkeiten ihren Altar ein; 1203 tritt er weite und gefahrvolle Reisen nach Konstantinopel und Armenien an. Aber auch in bedeutenden Schriftwerken setzte er ein Denkmal seinem reichen Leben. Sein berühmtes „Mitrale" ist ein Handbuch der Liturgie, in welchem der geistige Inhalt kirchlicher Gebräuche erläutert wird, und das zugleich die erste symbolische Deutung des Kirchengebäudes enthält.[18]) Auch stellte er eine Chronik zusammen, welche 162 wichtige Dokumente aus der Geschichte Cremonas und Italiens enthält und heute noch zu den wertvollsten Quellen jener Zeit gehört. Dieser Kodex Sicardus gehört der Biblioteca Governativa.[19])

Ebenfalls im 12. Jahrhundert lebte jener Gerardo Sabioneda, genannt Gerardo da Cremona, der sich durch Uebersetzungen arabischer Werke einen weitklingenden Namen erwarb. Er hatte im Ginnasio Pubblico seine Studien vollendet und war dann nach Spanien ausgewandert; er lebte und starb in Toledo. Gerardo übersetzte mehr als 72 Codices aus dem Arabischen und Griechischen ins Lateinische über Physik, Medizin, Astrologie, Philosophie und Dialektik, unter ihnen Werke des Avicenna, des Albarkasis, des Ptolemäus u. a. m., welche jetzt in verschiedenen Bibliotheken (Toledo, Paris, Florenz, Turin, Rom) verstreut sind. Er schrieb auch eigene Werke über praktische Medizin und die Anwendung einfacher Hausmittel.

Für seine Schriften berühmt ist auch Bartolommeo Sacchi, genannt il Platina, im nahen Piadena geboren, dessen Papstgeschichte sich durch die Jahrhunderte behauptet hat. Er war Präfekt der vatikanischen Bibliothek unter Sixtus IV. und starb 1481 in Rom an der Pest. Wem wäre nicht das herrliche Gemälde von Melozzo da Forli in der Pinakothek des Vatikans bekannt, wo Platina zu Füßen Sixtus' IV. kniet? Er schrieb noch Dialoge und Traktate, Orationen, Episteln und eine Geschichte von Mantua. Weit mehr als Platina wurde Marco Girolamo Vida, der Dichter der Christias, von den Zeitgenossen gefeiert (geboren 1490, gestorben 1566). Er hatte sich früh durch didaktische Gedichte (über die Dichtkunst, das Schachspiel, die Zucht der Seidenraupen u. a. m.) einen Ruf erworben und wurde von Leo X. bevorzugt, der ihm auch den Auftrag gab, das Leben Christi episch zu besingen. Nach der Vollendung dieses Werkes erhielt er von Clemens VII. den Bischofssitz von Alba, nachdem er einige Jahre Prior der Kirche Santa Margherita in Cremona gewesen war. Man nannte ihn den christlichen Virgil und feierte ihn in Gedichten und Prosa. Tasso hat in seinem Befreiten Jerusalem ganze Seiten aus der Christias genommen und in freier Uebersetzung wiedergegeben, und auch Milton soll sich an Vida inspiriert und manches ihm entlehnt haben. Pope hat ihn in schwungvollen Worten gepriesen,[20]) Ariost von ihm gesungen: „Der Cremoneser Vida, hoher Beredsamkeit unerschöpfliche Ader" (Orlando Furioso, Cant. XLVI, str. 13). Der Humanist Sadolet betont ebenfalls seine Eloquenz. In Antonio Campis Geschichte von Cremona ist ein Porträt des ehrwürdigen Bischofs abgebildet, dessen lebendiges Auge und ausdrucksvolle Züge sympathisch berühren. Auch auf mehreren Medaillen wurde sein Bild geprägt.

Ein eigenartiges Genie des 16. Jahrhunderts, schon als Wunderkind angestaunt und gepriesen, war Leonello oder Janello Torriani, der den Beinamen des neuen Archimedes erhielt. Er konstruierte die wunderbarsten Uhrwerke, oft winzig klein mit Hunderten von kaum sichtbaren Räderchen; er baute Mühlen und Wasserorgeln, Kriegsmaschinen und Brunnen, welch letztere zugleich Wasser und Feuer spien. Der Stadt Toledo in Spanien führte er vom Tajo, der in einer Tiefe von über 500 Meter den Berg

18) Die erste vollständige Ausgabe des Mitrale wurde 1855 von Migne herausgegeben. Eine eingehende Würdigung desselben bei J. Sauer, Symbolik des Kirchengebäudes.

19) Ein anderer wertvoller Besitz dieser Bibliothek sind zwei Globen von Mercator, von denen nur etwa ein Dutzend sich überhaupt erhalten haben. Mercator, der berühmte Geograph, aus Flandern gebürtig (Gerhard Kremer mit Namen), gestorben 1594 in Duisburg, wurde durch die ersten großen Karten von Europa und eine Weltkarte zum Gebrauche der Seefahrer, sowie durch eine für Karl V. gefertigte Himmelskugel berühmt. Er begann eine umfassende Sammlung von Karten, die er nicht mehr vollenden konnte und gab derselben zum erstenmal den Namen „Atlas". Die schönen Globen in Cremona sind mit Figuren und Ornamenten von seiner Hand geschmückt. (Vgl. einen Bericht im Archivio Storico Lombardo, Bd. XVII, 1890.)

20) A Raphael painted and a Vida sung,
Immortal Vida, on whose honoured brow
The poet's bays and critic's ivy grow;
Cremona now shall ever boast thy name,
As next in place to Mantua, next in fame.

Die letzte Zeile ist eine Anspielung auf Virgils bekannten Ausspruch: „Mantua vae miserae nimium vicinae Cremonae."

umspült, auf welchem sie erbaut ist, das Wasser des Flusses zu. Aber den größten Erfolg und die Bewunderung Karls V. und Philipps II., sowie deren Geschenke an Geld und Juwelen, trugen ihm seine Automaten ein. Er konstruierte die wunderlichsten Vögel, die mit den Flügeln schlugen und sangen und wie lebendig umhersprangen; er ließ ganze kleine Armeen von beweglichen Soldaten gegeneinander kämpfen, Ritter Turniere ausfechten und kleine Damen Tänze und Spiele aufführen. Dies entsprach ganz und gar dem Geschmack der Zeit, und so wurde Torriani mit Ehrungen und Reichtümern überhäuft, nach denen mancher Jünger der Kunst umsonst ein Leben lang seufzte. Sein Bild ist ebenfalls auf Medaillen erhalten.[21])

Aber auch an bedeutenden Frauen ist Cremonas Vergangenheit reich; die gefeiertste unter ihnen war Sofonisba Anguisciola. Um 1540 geboren, begann sie schon mit sieben Jahren ihre Studien bei Bernardino Campi, fuhr dann bei Bernardino Gatti fort und malte unter seiner Leitung und wohl mit seiner Hilfe ihre ersten Bilder. Bald wurden ihre Porträte berühmt, und sie hatte viele Bestellungen. Zahlreich sind ihre Selbstporträte, wie auch Bilder ihrer Familie. So schnell verbreitete sich ihr Ruhm, daß sie 1559 nach Madrid an den spanischen Hof berufen wurde, wo sie Bilder der Königin Elisabeth, Philipps II. und des Prinzen Don Carlos malte. Für diese Leistungen erhielt sie eine jährliche Pension und wertvolle Geschmeide zum Geschenk. Als sie sich bald darauf mit einem sizilianischen Edelmann, Don Fabrizio de Moncada, vermählte, wurde sie mit Ehrungen überhäuft und erhielt eine reiche Mitgift und herrliche Juwelen. Nach dem Tode ihres Gemahls kehrte sie nach Cremona zurück, heiratete aber bald darauf einen Genuesen, Orazio Lomellini. In Genua malte sie bis in ihr hohes Alter fort und hielt vielbesuchte Vorträge. Hier lernte 1624 Van Dyck sie kennen und hing mit warmer Verehrung an der bereits erblindeten 84jährigen Frau. Er soll oft geäußert haben, daß er mehr über Kunst von dieser blinden Greisin vernommen und gelernt hätte, als von allen sehenden Menschen der Welt. Er machte eine Zeichnung von ihr, welche, in einem Skizzenbuche erhalten, dem Duke of Devonshire gehören soll. Sofonisba galt auch in ihren letzten Jahren noch für schön und wurde in ihrer Jugend vielfach bewundert. Auf ihren Porträten sieht sie klug und angenehm aus, und die freundlichen dunklen Augen blicken warm und seelenvoll den Beschauer an. Verdienten ihre Bilder auch nicht immer die grenzenlose Bewunderung der Zeitgenossen, die ihnen zuteil wurde, so ist Sofonisba Anguisciola doch zweifellos eine der besten Malerinnen Italiens gewesen; denn in einer Zeit, wo die Kunst schon mit Riesenschritten dem Verfall zustrebte, erhielt sie sich einen schlichten und edlen Stil und eine Frische der Auffassung, die wohltuend wirken.[22]) Sie gehörte einer hochbegabten Familie an und ihre fünf Schwestern waren ebenfalls nicht unbedeutende Künstlerinnen. Vasari erzählt voll Begeisterung von dem Besuch, den er in Cremona den Anguisciola machte und schildert das Haus als eine „Herberge der Malerei, ja aller Künste und Tugenden“!

Die Wende des 17. Jahrhunderts bedeutet in der Geschichte der Musik einen Markstein: im Jahre 1600 wurde das erste Oratorium komponiert, kurz vorher die erste Oper geschrieben. So waren die neuen Bahnen eröffnet, auf welchen die Tonkunst mit Siegesschritten emporsteigen sollte zu den Höhen ihrer Vollendung. Der erste Opernkomponist von Bedeutung war Claudio Monteverdi, 1567 in Cremona geboren, der jedoch seine Vaterstadt früh verließ, um in Mantua zu studieren; von 1613 bis zu seinem Tode (1643) wirkte er als Kapellmeister an der Markuskirche in Venedig. 1607 wurde seine Oper „Orfeo“ in Mantua aufgeführt, bald darauf auch seine „Ariadne“, welche die schönste Opernarie jener Zeit enthält. Francesco Cavalli (1600—1676), aus dem nahen Crema gebürtig, entwickelte auf dem gleichen Gebiet eine erstaunliche Tätigkeit; er war es auch, der dem Orchester eine neue Färbung gab. In demselben hatten bis dahin Lauten, Zimbeln und Harfen vorgeherrscht; durch Cavalli erhielten zum erstenmal die Violinen die Führung. Sie hatten in ihrer Entwicklung ebenfalls schon eine hohe Stufe erreicht; doch zu ihrer Vollkommenheit sollten sie erst durch die Hand Meister Antonio Stradivaris gelangen.

Durch mehr als drei Jahrhunderte sind die Cremoneser Geigen berühmt gewesen, selbst zu einer Zeit, da alle anderen Gewerbe wegen der zerrütteten wirtschaftlichen Verhältnisse gänzlich daniederlagen. Die Werkstätte der Amati bestand durch vier Generationen und begründete den Ruf der Cremoneser Instrumente, der heute noch unerreicht geblieben ist und in Stradivaris Werken gipfelt. Auf seine herrlichen Violinen möchte man das Wort von Keats anwenden: „A thing of beauty is a joy for ever.“ Er hat der Menschheit ein Vermächtnis gelassen, das unvergänglich scheint und uns mit Dankbarkeit für das Andenken des großen Meisters erfüllen muß. 1644 geboren, 1737 gestorben, umfaßt sein Dasein fast ein ganzes Jahrhundert, und dieses lange Leben ist nichts anderes als Mühe und Arbeit gewesen. Mit einer Ausdauer ohne gleichen hat Stradivari an der Ausgestaltung seiner Instrumente gearbeitet, Stufe um Stufe auf dem Wege des Fortschritts erklommen und endlich das Ziel der Vollkommenheit erreicht. Dieses Wirken füllte sein Leben aus, welches still und glücklich, ohne Kampf und ohne Sorgen dahingeflossen ist. Zweimal ist er verheiratet gewesen und hatte im ganzen elf Kinder; doch war keiner der Söhne fähig, sich des Vaters wunderbare Kunst anzueignen; wie denn Antonio auch kaum ein guter Lehrer hat sein können, da kein einziger bedeutender Schüler aus seiner Werkstatt hervorging. Vom Jahre 1680 an lebte er im eigenen Hause an der Piazza San Domenico, jetzt Piazza Roma, wo eine Gedenktafel an den großen Bürger Cremonas erinnert. Die ehrwürdige Kirche von San Domenico, in der Stradivari 1737 bestattet wurde und die eine Zierde der Stadt bildete, ist gänzlich vom Erdboden verschwunden. Mit ihr ging eine Reihe bedeutender Kunstwerke verloren, als 1869 Kirche und Kloster ohne jede Pietät niedergerissen wurden. Sie waren von Bernardino da Lera Ende 1400 erbaut worden; Pietro da Rho und Bramante Sacca hatten die Cappella di San Martino mit reichen Skulpturen geschmückt, von Filippo Mazzola wurde sie ausgemalt; Bernardino Campis Meisterwerk schmückte einen der Altäre; die Bibliothek des Klosters enthielt die wertvollsten Handschriften und Codices, und der Historiker Merula bricht in begeisterte Worte der Bewunderung aus, als er die architektonische Schönheit dieser Räume beschreibt.

Es würde zu weit führen, die vielen uns noch erhaltenen Stradivari-Instrumente zu schildern. Sie bezeichnen den Höhepunkt dessen, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist und bleiben für alle Zeiten Beispiel und Vorbild. Die „Betts“- und „Alard“-Violine, der „Boissier“ oder „Le Messie“ sind für Kenner ebenso unbezahlbare Schätze, wie die wertvollsten Gemälde alter Meister, und das „Duport“-Cello würde allein genügen, um Stra-

[21]) Mitte des 16. Jahrhunderts genossen die Cremoneser Aerzte einen weitverbreiteten Ruf und aus ganz Italien eilten die Kranken herbei, bei ihnen Hilfe und Rettung zu suchen. Omobuono Offredo wurde der neue Hippokrates genannt; der Chirurg Giov. Batt. Bussetto führte schwierige Operationen glücklich aus; der Anatom Realdo Columbo schrieb ein Werk über den Bau des menschlichen Körpers, das mit vielen Tafeln ausgestattet 1560 erschien.

[22]) Sofonisba Anguisciolas Bilder sind heute verstreut. Porträte aus den ersten Jahren sind in der Eremitage in St. Petersburg, im Museum von Neapel, in Privatbesitz in Zürich, in mehreren Privatsammlungen in England; Selbstporträte: in Wien (1554 datiert, wo sie 15jährig erscheint), in der Pinakothek in Siena (neben ihr ein Mann mit Stift in der Hand, wohl ihr Lehrer), in den Uffizien in Florenz (bezeichnet Aet. suae XX, schon in Madrid gemalt); aus späterer Zeit ist das Selbstporträt im Museo Poldi Pezzoli in Mailand, auf dem sie etwa 35 Jahre zu zählen scheint. Im Palazzo Ducale in Mantua in der Gonzaga-Sammlung befand sich 1627 ein Selbstporträt, auf welchem die Künstlerin an der Staffelei malend dargestellt war. Ein schönes Doppelbild von Mann und Frau in der Galerie Doria in Rom wurde lange für einen Tizian gehalten. Das einzige Bild religiösen Inhalts, eine heilige Familie, ist mit der Sammlung Morelli in die Pinakothek von Bergamo gekommen.

divaris Namen unsterblich zu machen. Der Glanz dieses Namens überstrahlt den aller anderen Cremonesen und wirft auf das stille lombardische Städtchen einen hellen Schein von Poesie. Grausam will es uns dünken, daß hier auch nicht eines jener alten Instrumente mehr zu finden ist; sie haben alle ihre Heimat verlassen und tönen und klingen nun fort in anderen Ländern und fernen Weltteilen. Ihre Melodien ziehen wie auf goldenen Bahnen dahin durch Zeit und Raum; aber ihr Ursprung bleibt das freundliche Cremona, dessen Straßen wir eben durchwandert, dessen Vergangenheit wir durchstreift haben. Wenn die Strahlen der Abendsonne auf seinen Türmen in stiller Verklärung ruhen und der Torrazzo wie ein leuchtender Zeiger nach oben weist, — dann offenbart sich am deutlichsten der eigenartige Zauber dieser Stadt, die noch heute nicht unwert erscheint, die Wiege von so viel Wohlklang und Schönheit gewesen zu sein.

Olga v. Gerstfeldt

Litteratur.

Francesco Robolotti, Dei documenti storici e letterari di Cremona, 1857. *Lorenzo Manini*, Memorie storiche della Città di Cremona, 1819. *Guido Sommi-Picenardi*, Storia della Città di Cremona durante il dominio dei Veneziani (1499—1509), 1866. *Luigi Corsi*, Chiese di Cremona, 1849. *Anton. Maria Panni*, Chiese e sobborghi di Cremona, 1762. *Pellegrino Merula*, Santuario di Cremona, 1627. *Antonio Campi*, Cremona fedelissima città, 1585. *Franc. Arisi*, Cremona Litterata, 1702. *Cronaca di Cremona* in Bibliotheca istorica italiana, Bd. I, 1876. *T. A. Vairani*, Inscriptiones Cremonenses universae, 1796. *Vinc. Lancetti*, Biografia Cremonese. *Gius. Grasselli*, Abecedario biografico dei Pittori, Scultori ed Architetti Cremonesi, 1827. *Fed. Sacchi*, Notizie pittoriche Cremonesi, 1827. *Gius. Merzario*, I maestri comacini, 1893. *Leandro Alberti*, Descrizione di tutta Italia, 1537. *G. Strofforello*, Cremona, 1899. *Ettore Signori*, Cremona nei suoi monumenti del Medio Evo, 1899. *W. P. Urquhart*, Life and times of Francesco Sforza, Duke of Milan, 1852. *Vasari*, Vite, Edizione Milanesi, 1878, Bd. IV, V und VI. *L. Lanzi*, Storia Pittorica, 1823, Band IV. *Giovanni Paolo Lomazzo*, Trattato della Pittura, Band III, 1844. *Giambattista Zaist*, Notizie istoriche de' pittori, scultori ed architetti Cremonesi, 1774. *Eugenio Schweitzer*, La scuola pittorica Cremonese, in Arte 1900. Anno III. Giovanni Morelli, Kunstkritische Studien, die Galerien Borghese und Doria in Rom, 1890, und die Galerien in München und Berlin, 1891. *Ad. Venturi*, Gian Cristoforo Romano, in Archivio Storico dell' Arte, I. Bd. 1888. *Francesco Malaguzzi-Valeri*, Pittori Lombardi del Quattrocento, 1902: Note storiche sull' arte Cremonese, in Rassegna d'Arte, Bd. II, 1902; L'architettura a Cremona, nel Rinascimento, in Emporium, Bd. XIV, No. 82, 1901; La Porta degli Stanga, in Rassegna d'Arte, Anno I, 1901; Note sulla Scultura lombarda, in Rassegna d'Arte, Anno II, 1902. Friedrich Niederheitmann, Cremona, eine Charakteristik der italienischen Geigenbauer, 1897. *W. Henry Hill*, *Arthur F. Hill* and *Alfred E. Hill*, Antonio Stradivari, 1902.

Bücher und Zeitschriften.

Madame de Staël: Dix années d'exil. (Edition nouvelle d'après les manuscrits ...) par *Paul Gautier*. Paris, 1904. XXXVI. 425 S.

Die treffliche Neuausgabe der Memoiren Madame de Staëls aus den Jahren 1800—1804, 1810—1812 ist noch besser dazu geeignet, die impulsive feindselige Stimmung der erbitterten Widersacherin Napoleons zutage treten zu lassen als die früheren Ausgaben, die sämtlich bis auf den Wortlaut den 1821 veranstalteten Druck von M. de Staël fils wiedergeben. Der Verfasser des bereits in zweiter Auflage bekannten ausgezeichneten Werkes: Madame de Staël et Napoléon hat es mit Recht für nötig befunden, außer den bisweilen äußerst wichtigen Textvarianten auch unentbehrliche sachliche Anmerkungen zur besseren Erläuterung beizufügen. Meisterhaft sind (wie die Vorrede betont) die Gemälde, die Mme. de Staël von ihrer erstmaligen polizeilichen Ueberwachung in Mafliers entwirft, sowie von den Nebenumständen, welche die Veröffentlichung ihres Werkes de l'Allemagne begleiteten: „Le dramatique n'est pas seulement dans les faits, il est dans le récit, dans ce style qui a la fièvre, dans la personne de l'auteur qui vibre et s'indigne au souvenir des souffrances passées, et l'on sait, depuis Horace, que c'est là le principe du dramatique. Si tu veux me faire pleurer, commence par pleurer toi-même." Die Porträte, die Mme. de Staël von einigen ihrer berühmten Zeitgenossen, z. B. Talleyrand, entwirft, sind mit einer gewissen Reserve aufzunehmen. Der Zorn über Ungerechtigkeiten, die sie nicht verdient hatte, lenkt die Feder der leidenschaftlich erregten Frau öfters von der Bahn der Besonnenheit ab. Napoleons Charakter dagegen, wenn auch schwarz in schwarz gemalt, entbehrt in dieser Schilderung nicht einer gewissen psychologisch überzeugenden Treue. — Von aktueller Wichtigkeit sind die Aeußerungen über Rußland, das Mme. de Staël in einem kritischen Jahre persönlich kennen lernte. Die politischen Verhältnisse des gastfreundlichen Landes streift sie, durch Napoleons Despotismus beeinflußt, mit einer gewissen Vorsicht, aber einzelne Studien des Volkscharakters wie der Zustände in den höheren Gesellschaftskreisen hat sie als scharf beobachtende Augenzeugin mit anerkennenswertem Geschick für die Nachwelt fixiert. Die Lektüre mahnt zu nicht durchweg günstigem Vergleiche mit wichtigen Fragen der unmittelbaren Gegenwart.

—lz.

Allgemeine Rundschau.

Aus Schlesiens Vorzeit.

m. Vom schlesischen Landesmuseum zu Breslau ist die Archäologie gewohnt, wertvolle Beiträge „in Bild und Schrift" zu erhalten. Auch die neuen, hierher gehörigen Publikationen des dritten Bandes (Breslau 1904) bieten hierfür den Beweis. Direktor Dr. Seger stellt in sorgfältiger Weise die Fundumstände zusammen, unter denen sich am linken Oderufer bei Ohlau im April 1903 ein Hockergräberfeld mit 22 Grabsetzungen vorgefunden hat. Diese Fundverhältnisse setzen das Marschwitzer Grabfeld in Parallele zum bekannten Hockergräberfeld von Flomborn in Rheinhessen. Die Grabgefäße sind zum Teil mit Schnur- und Halsbandmuster, sowie mit Zickzackbändern ornamentiert und stimmen mit neolithischer Keramik aus Posen, Westpreußen und Jütland überein, ebenso mit dem böhmischen Aunjetitzer Typus. Von sonstigen Beigaben ist eine an den Ecken durchbohrte Armschutzplatte zu nennen, die mit solchen von Dirmstein und Weisenheim am Sand in der Rheinpfalz übereinstimmt. Nach einigen stark kupferhaltigen Bronzeringen ist dies Grabfeld an das Ende der jüngeren Steinzeit zu setzen, womit Tatsachen aus dem Mittelrheinlande in Parallele stehen. — Derselbe Autor behandelt mehrere aus Schlesien stammende kupferne Bronzeärte von der bekannten ungarischen Form mit weitem Schaftloch, abgesetzter Schneide und zum Teil eingepunzten Linienornamenten. Sie sind in Ungarn zu Hause und von dort in Schlesien importiert. Die von Reinecke gegebene Chronologie: Periode C des Bronzezeitalters, stimmt im allgemeinen auch für Schlesien. — Sanitätsrat Dr. Grempler behandelt einen neuen Cistenfund von Klein-Zölling im Kreise Oels, der mit kleineren Bronzen im freien Felde von längerer Zeit gemacht wurde. Die Ciste ist mit sechs Rippen, zwei Henkeln und Buckelornamenten versehen, außerdem wohl erhalten. Die kleineren Bronzen bestehen in gegossenen Knöpfen mit Oesen. — Der Befund der Ciste entspricht dem Lorzendorfer Depotfunde mit drei Cisten und Pferdeschmuck. Die Klein-Zöllinger Ciste ist die zehnte ihrer Art und stammt aus Bologna (= Felsina der Etrusker). — Dr. Seger beschreibt weiter einen im Jahre 1902 gemachten La Tène-Grabfund von Oberhof, Kreis Breslau. Das weibliche Skelett war mit Arm- und Fußringen, zwei eingliedrigen Fibeln, sowie mit einem Lignitreif geziert; Beigabe: schwarzes, birnenförmiges Grabgefäß. Seger teilt den Grabfund mit Recht der böhmischen Früh-La-Tène-Gruppe zu und zwar den gallischen Bojern. — In Dürschwitz, Kreis Liegnitz, fand sich bei Bahnbauten eine Wage

aus Bronze mit zwei vergoldeten Schalen vor. Nach römischem Muster konstruiert, dienten diese Schalenwagen noch im 9. bis 11. Jahrhundert dem arabisch-nordischen Handel zum Abwiegen von Hacksilber und Silberbarren.

*

Die Hettiter im südlichen Palästina.

Prof. Sayce schreibt in die „Expository Times“ vom Juli: „Vor einigen Jahren hat Brugsch auf die Stele im Louvre (C. I.) aufmerksam gemacht, in der Montu-Nesu, ein ägyptischer Beamter unter den zwei ersten Königen der XII. Dynastie, von den „Palästen der Khetau“ oder Hettiter spricht, als eines Volkes, das in der Nachbarschaft der Montu und Herusha, somit im südlichen Grenzlande Palästinas, niedergeworfen wurde. Später hat man das Vorkommen des Namens der Hettiter in dieser Steleninschrift geleugnet, und ich wurde dadurch abgehalten, sie heranzuziehen, als ich die Frage der Anwesenheit von Hettitern im Süden von Canaan behandelte. Nunmehr hat der Aegyptologe Percy Newberry einen neuen Abklatsch der Inschrift gemacht, und sagt mir, daß Brugsch vollständig richtig gelesen hat und das Land der Hettiter in dem Text wirklich erwähnt ist.“ Somit ist die Anwesenheit der Hettiter zu Abrahams Zeiten im Süden von Palästina bestätigt, und es ist nicht so, wie z. B. Messerschmidt in seiner Schrift über die Hettiter schreibt: „Die Nachrichten des Alten Testaments, durch die die Bekanntschaft mit dem Namen der Hettiter weiteren Kreisen bisher vermittelt wurde, stehen den Vorgängen zeitlich und örtlich viel zu fern, und sind inhaltlich zu unbestimmt, als daß sie brauchbares Material hinzubrächten.“ Die ägyptische Louvrestele bestätigt Zeit und Hintergrund zu der Erzählung in Genesis 23, da Abraham die Höhle Machpela als Erbbegräbnis von Ephron dem Hettiter kauft

M.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin begann im vorigen Jahre eine neue Publikation betitelt: Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen, herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Sachau, Direktor des Seminars. — Der erste Band enthielt Lehrbuch der hausanischen Sprache (Hausa-Sprache) von A. Mischlich, kais. Bezirksleiter in Togo, der eben erschienene zweite Band bringt ein Chamorro-Wörterbuch von Georg Fritz, kais. Bezirksamtmann auf Saipan. Der Verfasser hat sein Material über diese in Deutschland bisher gänzlich unbekannte Sprache der Marianen auf der Insel Saipan gesammelt. Dies Wörterbuch, deutsch-chamorro und chamorro-deutsch, schließt sich an die im vorigen Jahre in den Mitteilungen des Seminars, unter den Ostasiatischen Studien veröffentlichte Chamorro-Grammatik an. — Der Preis des 1. Bandes (Hausa) ist 4 M., der des 2. Bandes (Chamorro) 3 M.; verlegt ist das Archiv bei Georg Reimer in Berlin.

-rt Versammlung der Astronomischen Gesellschaft in Lund. Die 20. allgemeine Versammlung der internationalen Astronomischen Gesellschaft wurde heute durch Prof. H. Seeliger (München) eröffnet. Nach einer Ansprache des Prokanzlers der Universität, Bischofs Wilhelm Flensburg, der die Versammlung im Namen des Königs begrüßte, und nach weiterer Begrüßung durch den Rektor der Universität und durch den Bürgermeister der Stadt Lund wurde in die Beratungen eingetreten. Einen zusammenfassenden Bericht über die Ergebnisse derselben werden wir nach Schluß der Versammlung mitteilen.

* Todesfall. Der Name des in diesen Tagen durch einen Automobilzusammenstoß verunglückten erst 32jährigen Barons Carlo v. Erlanger ist in den geographisch-wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannt. Der Verstorbene hat sich durch eine kühne und an Forschungsergebnissen reiche Durchquerung Nordostafrikas ausgezeichnet. Von dieser Reise, die in den Jahren 1899 bis 1901 ausgeführt wurde, brachte der Baron große zoologische und botanische Sammlungen nebst einer Menge photographischer Aufnahmen und außerdem die geographische Festsetzung weiter bisher unbekannter Landesteile mit. In der Bearbeitung dieses reichen Materials hat den jungen Forscher jetzt der Tod unterbrochen.

*

Hochschulnachrichten.

* Freiburg i. Br. Der Privatdozent für Anatomie an der hiesigen Universität Dr. E. Fischer ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

h. c. Berlin. Der Zoologe, Privatdozent an der hiesigen Universität Dr. phil. Friedrich Schaudinn ist zum Regierungsrate und Mitgliede des kaiserlichen Gesundheitsamtes ernannt worden.

* Tharand. Der Agrikulturchemiker Geheimer Hofrat Dr. Friedrich Nobbe, seit 1868 Professor an der hiesigen Forstakademie und Direktor der Pflanzenphysiologischen Versuchsstation, tritt am 1. Oktober d. J. in den Ruhestand.

h. c. Aus Oesterreich. Der bisherige außerordentliche Professor Dr. med. Ottokar Kukula ist als Nachfolger von Professor Dr. Karl Maydl zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik an der Prager böhmischen Universität ernannt worden. — Der Direktor der Krasinskischen Bibliothek in Warschau Dr. phil. Joseph Kallenbach ist an Stelle von Prof. Dr. Peter Chmielowski zum ordentlichen Professor der polnischen Sprache und Literatur an der Universität Lemberg ernannt worden. Kallenbach lehrte früher als ordentlicher Professor an der Universität Freiburg i. d. Schw. — Der erste Assistent von Prof. H. Chiari am pathologisch-anatomischen Institut Dr. med. Franz Lukfch ist als Privatdozent für pathologische Anatomie an der Prager deutschen Universität zugelassen worden. — Ferner wurden als Privatdozenten zugelassen: Dr. H. Schur für innere Medizin, Dr. B. Hanke für Augenheilkunde, Dr. M. Reiner für Chirurgie, Dr. K. Linsbauer für Anatomie und Physiologie der Pflanzen und Dr. S. J. Puscariu für romanische Philologie, sämtlich an der Universität Wien; der Privatdozent an der Universität Dr. J. Grünwald für Mathematik an der technischen Hochschule in Wien, Dr. R. Müller für Pharmakognosie, Dr. R. Stummer von Traunfels für Zoologie und der Stadtrat Dr. R. Bischoff für österreichische Verwaltungsgesetzkunde an der Universität Graz.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 9. September. Nummer [illegible].

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Im Lande der Wambuti.

Reiseerinnerung aus Zentralafrika.

Von Georg Berlinger (Basel).

In Bumba, dem Distriktshauptort der Budjastämme, am Mittellauf des oberen Kongo gelegen, verließ ich den großen Kongoflußdampfer, der mich während zwanzig Tagen auf dem breiten Rücken des Riesenstromes in unzivilisiertere Gegenden getragen hatte. Der Kapitän, ein „oller Schwede“, der beständig zwischen Alkohol und Morphium schwankte, gab seinen teuren Passagieren ein solennes Abschiedsfest, wobei Bier, Whisky und Champagner miteinander abwechselten und die Konsumenten bald unter den Tisch brachten. Ein junger Schwede stiftete eine Bowle Punsch und diese menschenfreundliche Tat bewog den Kapitän, mit uns allen Bruderschaft zu schließen, eine Tatsache, die sich jedesmal ereignet, woher es denn kommt, daß seit den zehn Jahren, die er im Dienste des Kongostaates sich befindet, alle Beamten dieses Riesenstaates, die östlich vom 23. Breitengrad sich aufhalten, mit ihm auf Du und Du stehen. Trotz der wiederholten lebhaften Proteste Fieberkranker und Enthaltsamer ließ er gegen 1 Uhr nachts eine Bande Eingeborener wecken, die beim flackernden Scheine eines Feuers und zu den Klängen einer verstimmten Ziehharmonika einige sehr erotische und anstößige Tänze aufführen mußten, wobei der Kapitän mit seiner dicken schwarzen Ehehälfte den Reigen anführte und ihn nach einstimmigem Urteil der schwarzen Mittänzer meisterlich zu Ende führte. Dabei sang er mit eigentümlich hoher Fistelstimme, klatschte sich auf die Hüften, verrenkte seinen Körper und bewies wieder einmal den Eingeborenen, wie anpassungsfähig ein Europäer zu Zeiten sein kann und wie die Superiorität der weißen Rasse auf allen Gebieten besteht.

Bumba, am Norduser des 35 Kilometer breiten Stromes liegend, bietet einen malerischen Anblick dar. In freundlichen roten Backsteinhäuschen, mit Veranden umgeben, wohnen einige 20 Europäer, die sich die Zeit auf alle mögliche Weise vertreiben; ein gut gepflegter Gemüsegarten lieferte eine willkommene Abwechslung auf dem manchmal monotonen Küchenzettel. Limonen, Orangen, Papaya, Bananen und Ananas blühen und duften vor den Häusern, und in den Baumkronen tummelt sich ein Heer geschwätziger und bunter Finkenarten. Die Niederlassung der Weißen ist von einer starken, fünf Meter hohen Steinmauer umgeben, deren Zinne von einigen Warttürmen gekrönt ist, denn eine aufrührerische und gefährliche Bevölkerung hält die Umgegend besetzt. Die Eingeborenen von Bumba, zum kriegerischen Stamme der Budjaki gehörend, stehen im Geruche der Anthropophagie, deshalb ist ihnen auch der fette Stationschef eine besonders wichtige Persönlichkeit. Die Weiber gehen vollständig nackt und entbehren sogar des klassischen Feigenblattes, sie sind von schönem, geradem Wuchse, feingliederig und von kaffeebrauner Farbe, stolz wie Spanierinnen und sehr putzsüchtig. Sie ignorieren scheinbar den Fremdling, blinzeln aber dennoch, wenn sie sich unbemerkt glauben, verstohlen nach jedem Beinkleid und machen allerlei spitze Bemerkungen auf die Vorübergehenden. Sie exzellieren in der Töpferei und schrecken vor keinem noch so großen Tongebilde zurück; da ihnen die drehbare Töpferscheibe unbekannt ist, drehen sie sich um das zu schaffende Kunstwerk, das sie mit recht gefälligen schwarz und roten Ornamenten versehen, an einem offenen Holzfeuer brennen und schließlich noch mit Kopallack überstreichen. Tanzen und Singen, Markten und Feilschen sind außerdem beliebte Vergnügen, die nur durch die häufigen Prügeleien etwas Einbuße erleiden.

Sie brachten fette Enten und störrische Ziegen von äußerst zäher Beschaffenheit zum Verkauf an Deck und der Beamte, dem die Rolle des Commissaire à bord zufiel, mußte seine Geduld auf eine harte Probe stellen. Ein großer Mandrill, den ein Eingeborener an Bord brachte, entlief und richtete im Salon und in der Office arge Verheerungen an; als man ihm auf den Leib rücken wollte, ging er nach kurzer Defensive äußerst aggressiv vor, riß den schwarzen Weibern die Kleider in Fetzen vom Leibe, begann die Boys, die, um ihre Frauen zu verteidigen, herbeigeeilt kamen, mit allerlei Geschirr zu bombardieren, und zog sich triumphierend auf das Oberdeck zurück. Von dort oben wies er den Umstehenden in sehr ungraziöser Weise den unteren Teil des Rückens vor, der wie eine polierte Metallscheibe in der Sonne glänzte.

Ich siedelte mit Sack und Pack auf einen kleineren Dampfer über, den ein Grieche mit hochtönendem Namen befehligte. Es steckte etwas von althellenischer Lebenslust und Freude in ihm, er war ein großer Künstler, Elfenbeinschnitzer con amore, der stärkste Raucher, der mir je vorgekommen, hielt einen sorgfältig gewählten Harem und hauste wie ein orientalischer Pascha auf seinem „Prince Baudouin“. Am Hinterdeck befand sich seine Menagerie, die besonders Affen, Graupapageien und an einer Kette angebunden einen jungen Leoparden enthielt, der trotz seiner Jugend schon ein recht gemeingefährlicher Bursche war. An einer Eisenstange festgeschmiedet, starrten einige schwarze Raubmörder, die nach einer Station im Nordosten abgeschoben wurden, ihrem dunklen Schicksal entgegen. — Bei jeder Gelegenheit bekamen sie fürchterliche Hiebe, und ihre spitzen Knochen drohten je länger je eher die mageren Körper zu durchbohren. Einige zogen den schnellen Tod einer

langen Qual vor und erdrosselten sich während der Reise, Itimboii aufwärts.

Die Kriegsfurie wütete rings im Lande, überall stiegen am fernen Horizont Rauchwolken auf und brennende Dörfer färbten den nächtlichen Himmel mit unheimlicher Blutröte und die meisten Niederlassungen standen und lagen in Schutt und Asche. Einzelne Eingeborene flohen bei unserer Annäherung landeinwärts, andere rotteten sich zusammen und wagten kleinere Angriffe. Der Kapitän ließ die Brustwehren anbringen und auf Deck wurden die Ordonnanzgewehre einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Die Mitrailleuse am Vordersteven blinkte und lachte im hellen Sonnenschein und sandte von Zeit zu Zeit feurige Grüße ins Unterholz am Flußufer. Unsere schwarzen Soldaten brannten vor Mordgier und waren zu jeder Zeit bereit, den Bassendschi (Buschleuten) etwas aufzusalzen. Draconides rauchte noch mehr wie früher und schwelgte in strategischen Plänen, die kaum nachließen, als ein weißer Passagier infolge Sonnenstichs wahnsinnig wurde und einen Mordanschlag auf ihn unternahm. Er ließ den Unglücklichen binden, legte ihm zwei Mann mit scharf geladenen Karabinern als Wache vor die Kabine und zeigte sich nur übellaunig, wenn ihn das Gebrüll und die Tobsuchtsanfälle des Wahnsinnigen in seiner Nachtruhe störten. Dann brummte er etwas von tas de „crapoule", espèce d'imbecile in seinen Bart und warf dem Kranken einen Kübel voll Wasser ins Gesicht, was diesen sofort beruhigte. Nachdem das aufrührerische Gebiet hinter uns lag, führten wir ein ganz idyllisches Leben an Bord, der Wahnsinnige starb, wurde in eine Kiste gelegt und irgendwo am Ufer eingescharrt, aus einem abgegriffenen Gebetbuch murmelte der Kapitän einige Gebete und nachher verteilte er die Habseligkeiten des Verstorbenen an seine Boys und Weiber, schusterte einen Procès verbal zusammen und arbeitete an seinem elfenbeinernen Kunstwerk.

In Jambuja, wo einst Major Bartelot samt der Stanleyschen Nachhut umkam, trennte ich mich von dem Neohellenen, er schenkte mir zum Abschied ein Falzbein von ausgezeichneter Arbeit und die Odyssee von Homer, die mir später von den gefräßigen Ameisen des Urwaldes total verzehrt wurde. Dann begann ein Marsch, an den ich zeitlebens denken werde und wenn mir Methusalems Leben vergönnt wäre — der Marsch durch den Aequatorialwald mit all seinen Schrecken und Gefahren. Die Eingeborenen zeigten sich wenig erfreut von unserer Anwesenheit, ganze Dörfer standen verlassen, die Maisfelder lagen zerstört und nach und nach stellte der Hunger sich ein. Auch am Mangel des Sonnenlichtes litten wir; tagelang, wochenlang wanderten wir in grauer dumpfiger Dämmerung; der Waldboden sumpfig oder von Dorngestrüppe und Wurzelwerk durchzogen, krachend fielen fortwährend morsche Aeste und der Hauch verfaulter Stoffe verpestete die Luft. Mit Buschmessern und Beilen hieben wir uns Bahn durch die beinahe undurchdringlichen Mauern von großen Schlingpflanzen, man sank im sumpfigen Boden manchmal bis unter die Achseln ein oder verschwand auch gänzlich in einer Schlammgrube, die ein Elefant eingewälzt hatte. In diesen undurchdringlichen Wäldern herrscht relativ kein reges Tierleben, selten begegnet man den Spuren der höheren Tierklassen, nur das geheimnisvolle Tier Seth der alten Aegypter haust in dieser Dämmerung, die sagenhafte Okapia, die nun endlich meinem Freunde und Landsmann Dr. J. David aus Basel vor die Büchse geraten ist. Aber noch andere interessante Lebewesen birgt dieser ungeheure Urwald, die zwerghaften Stämme der Wambuti, auch Tikki-tikki genannt.

Die Zwergvölker Zentralafrikas führen ein unstetes Wanderleben und nähren sich meist von der Beute und dem Raub, den sie anderen abgenommen, sie sind überall und nirgends, listig, verschlagen und gefürchtet wie die Raubtiere des Waldes. Wenn sie sich niederlassen, so wählen sie zu ihren Lagerplätzen abgelegene Orte, errichten entweder bienenkorbförmige Laubhütten oder verlegen ihre Wohnungen auf die Bäume. Unermüdliche Jäger, verfügen sie über ein Arsenal von Fanggeräten und Jagdwerkzeugen und auch dem Menschen werden sie trotz ihrer primitiven Waffen sehr gefährlich, denn sie bedienen sich vergifteter Lanzen und Pfeile, mit denen sie meisterlich umzugehen wissen. Stanleys Werke enthalten vieles über die Watwazwerge, und auch die nachfolgenden belgischen Pioniere haben nicht wenig unter diesen versprengten Ureinwohnern zu dulden gehabt.

Mitten im Walde stießen wir eines Tages auf ein kreisförmig angelegtes Dorf, das beinahe von der üppigen Vegetation überwuchert wurde, um so eher, als die Hütten von kleiner Ausdehnung und sehr geringer Höhe waren. Kein Mensch regte sich zwischen den Behausungen, obgleich diese selbst den frischen Feuerungsplätzen nach erst kürzlich verlassen worden sein mußten. Die Hütten, die ungefähr 1.20 Meter hoch waren, waren von sehr unsolider Bauart, mit Pisangblättern und Palmwedeln bedeckt und geflochten und zeigten keinerlei innere Ausstattung. Eine Medizinhütte war nicht vorhanden und das ganze Dorf, das von riesigen Eriodendronstämmen umzäunt war, trug keinerlei Vorrichtungen, die zur Verteidigung oder Abwehr hätten dienen können. Bananen oder Maniokanpflanzungen fehlten gänzlich. — Fouragierende Soldaten fanden nach langem Suchen in der Umgebung einige der Dorfbewohner, bemächtigten sich ihrer und brachten sie ins Lager. Die Durchschnittsgröße der Pygmäen betrug 1.44 Meter, die Färbung war eine hellere als bei anderen Stämmen, der alten Elfenbeins gleichend, der Körper, über und über mit hellern Flaumhaaren bedeckt, war nicht übel geformt, besonders zeigte ein Mädchen ganz nette Proportionen, der starke Prognathismus (Hervorragen des Gebisses) und die Steatopygie muß man nun einmal bei den zentralafrikanischen Völkern mit in Kauf nehmen. Die Kleidung besteht meist aus einem Büschel Gras, kleinere Lederstreifen genügen den Frauen als Bedeckung; obgleich sie auf einer sehr niederen Kulturstufe stehen, scheinen sie ein stark ausgeprägtes Schamgefühl zu besitzen und unterscheiden sich in dieser Hinsicht sehr zu ihren Gunsten von den normalgewachsenen Stämmen jener Gebiete, die alle in sexueller Beziehung eigentümliche Anschauungen haben und nicht vom Homosexualismus zurückschrecken. Die Zwerge selbst leben überall in kleinen Gemeinschaften, im Lande herum versprengt, oft zwischen der anderen Bevölkerung, gehen aber einer Vermischung mit dieser aus dem Wege. Die Eingeborenen erzählten mir von einer Art Tauschhandel zwischen ihnen und den Tikki-Tikki, diese besorgten nämlich manchmal die animalische Nahrung und forderten von den ackerbautreibenden Stämmen dafür Bananen, Maniok und Hülsenfrüchte. Während der dunkeln Nächte schleppen dann die Zwerge ihre Jagdbeute zu den Dörfern der Normalstämme und finden daselbst an bestimmter Stelle ein genau vereinbartes Quantum von Vegetabilien. — Inwieweit man den Aussagen der Eingeborenen Glauben schenken soll, ist unbestimmt, zwischen einer Menge Fabelhaftem pflegt dort doch auch manch Körnchen Wahrheit zu stecken.

Die Wambuti verhielten sich sehr schweigsam, waren schüchtern, spähten während des Verhörs nach allen Seiten aus und achteten auf alles, um Gelegenheit zur Flucht zu suchen. In ihren roh gearbeiteten Rindenköchern steckten eine Anzahl Pfeile von 30—40 Zentimeter Länge, mit sinnreichen Widerhaken, und die Spitzen mit einem bräunlichen Safte bestrichen, dem so gefürchteten Pfeilgift. Die Zwerge, die ihr ganzes Leben im Walde verbringen, kennen alle Pflanzen und Tiere der Waldzone; um sich gegen stärkere Feinde erfolgreich zu verteidigen, bedienen sie sich eines äußerst heftigen Giftes, das sie aus der Milch verschiedener Euphorbien, aus den Giftdrüsen der Schlangen und selbst aus den verwesenden Körpern der Verstorbenen gewinnen. Ein arabischer Händler, der zwischen Nil und Sambesi seit zwanzig Jahren ein tatenreiches Leben führt, erzählte mir, daß die Wambuti (die Allah verdammen möge!) das Gift durch Kauen einiger Pflanzenblätter in der Morgendämmerung während des Marsches zu bereiten pflegen, der Boden des Köchers enthält animalische Gifte in einer schwerflüssigen Lösung. Bevor der Tikki-Tikki nun den Pfeil auf die Bogenschnur

legt, taucht er die Spitze des Geschosses in die Flüssigkeit und schnellt dann den Pfeil mit erstaunlicher Treffsicherheit ab. Die Wirkungen des Giftes sind furchtbar, fast immer tritt der Tod nach kürzester Zeit infolge gräßlicher Krämpfe und Gehirn- und Herzlähmungen ein. Eingeborene, die von vergifteten Geschossen getroffen werden, zögern nicht, um ihr Leben zu retten, radikale Amputationen vorzunehmen, wobei sie die Gliederstummel, um die Blutungen zu stillen, in siedendes Harz oder in glühende Asche stecken. Ist aber einer auf den Tod getroffen, so kämpft er meist lautlos den schweren Todeskampf; die Nerven der Zentralafrikaner scheinen die Stärke mächtiger Schiffstaue zu besitzen.

Die Sprache der Tikki-Tikki ist, wie ich selbst hören konnte, äußerst unbeholfen, mit vielen Gutturallauten durchsetzt, und sticht unangenehm von der klangvollen, wohllautenden Sprache der Normalstämme ab. Um sich gegenseitig zu verständigen, genügen diesen kleinen Waldmenschen Blicke, Gebärden, Schnalzlaute, und sie sollen auch eine sonderbare drahtlose Telephonie kennen. Um sich auf größere Entfernungen zu verständigen, schlagen sie sich in bestimmter Reihenfolge und verschiedener Handhaltung unter die Achselhöhlen; indem sie so ein trommelartiges Geräusch hervorbringen, verstehen sie, wie alle Eingeborenenstämme des oberen Kongo, Entfernteren Mitteilungen wichtiger Natur zu übermitteln. So befindet sich vorn auf jedem Flußdampfer ein mächtiger, innen ausgehöhlter Baumstamm, der mit Hölzern bearbeitet wird und der dazu dienen soll, den Namen des Schiffes, die Anzahl der Passagiere und den Zweck der Reise den Flußanwohnern rechtzeitig mitzuteilen. Von allen Seiten her pflegt dann Antwort zu erschallen und die tiefste Ruhe ist im Nu gestört. Die Eingeborenen bringen dann Proviant, Waffen, ethnographische Gegenstände ans Ufer, immer neue Scharen eilen herbei, und in kürzester Frist weiß der ganze Bezirk um die Ankunft des Dampfers.

Wie so viele ihrer schwarzen Nachbarstämme sind auch die Wambuti notorische Menschenfresser und gehen in ihrer Bestialität so weit, die verstorbenen Freunde und Eltern zu verzehren. Befreundete Familien pflegen gegenseitig abzumachen, daß im Todesfalle eines Familienmitgliedes in beiden Familien sie sich gegenseitig zu diesem Liebesmahle verpflichten. Aehnliche Zustände herrschen unter den Barbarenhorden des Haut-Ubangi- und des Kassai-Sankuru-Gebietes.

Das Weib nimmt auch unter den zentralafrikanischen Pygmäen die Stellung eines edleren Haustieres an, die schwachen Frauen und Mädchen müssen denn auch auf den ewigen Wanderzügen allen Ballast auf dem Kopfe und Rücken im Lande herumschleppen. Bewohnt der Wambuti ausnahmsweise einmal ein Dorf, so muß das Weib, während er ruhig in seiner Hütte schläft, die Nacht hindurch wie ein Hofhund auf Wache liegen. Gesicht und Gehör sind außerordentlich scharf entwickelt und der Ortssinn der Eingeborenen ist einfach bewunderungswürdig. Ein Wambuti geht selbst im dunkelsten und undurchdringlichsten Urwald niemals fehl, wo andere zu verhungern und zu verdursten vermeinen, findet er noch eine eßbare Wurzel oder einen Tropfen Wasser im Stiele einer Liane. Die schlauesten Tiere, die Riesen des afrikanischen Kontinents, die Elefanten, fallen in seine Gruben, die vorsichtigsten Vögel verfangen sich in seinen Schlingen, und, einmal entflohen, vermag das schärfste Auge und der ausgeprägteste Spürsinn den Flüchtling im Waldesdickicht nicht zu bemerken und zu fangen. Von seinen luftigen Baumwohnungen herab vermag er unbemerkt den Feind oder das Wild meuchlings zu erlegen, ihre Verschlagenheit, List, Beweglichkeit, ihr Instinkt vereinigen sich, um ihn zu einem der gefährlichsten Geschöpfe des dunkelsten Afrika zu machen. Verächtlich aber spucken die Araber und die Normalneger vor den Wambuti aus, wenn sie auf den Staatsstationen die mit Ketten beladenen, an den Nasenringen zusammengekoppelten Waldmenschen Lasten schleppen sehen, die die schwächlichen Männlein beinahe erdrücken, und unsäglich verächtlich klingt das Schimpfwort „niama na, bassendschi" („fremdes Ungeziefer, Buschmann") von den Lippen derselben, die im Urwald beständig vor Furcht und Angst zittern, Zielscheiben für die treffsicheren Zwerge abzugeben. Die achten aber nicht auf den Schimpf und träumen von ihrem freien Wanderleben im Waldesdüster.

Zu Eduard Mörikes hundertstem Geburtstage.

Von Harry Mayne.

(Schluß.)

Historische Stoffe wählt Mörike im Gegensatz zu Uhland überhaupt nicht. Das geheimnisvolle Gleiten der „Geister am Mummelsee", die Zauberphantastik der „Schiffer- und Nixenmärchen" mit dem süßen Wohllaut ihrer schmeichelnden Rhythmen, die grausige „Schlimme Gret", die „Traurige Krönung" auf Liffey-Schloß, der gespenstische „Schatten" sind Stoffe, die sämtlich auf freier Erfindung beruhen. Sie sind der nordischen Wunderromantik verwandt, wie sie besonders Goethe und das Volkslied liebt, einer Romantik, die kälter und in ihrer Nebelhaftigkeit zuweilen fratzenhafter erscheint als die bei aller Phantastik weichere und anmutigere des Südens. Uhland bewältigt sie, weil er sich stets an gegebene Vorlagen anlehnt, Mörikes Balladenpoesie fehlt ein solches festes Spalier, an dem sie sich emporranken könnte, und so verfällt sie nicht selten der Breite oder dunkler Verschwommenheit. Hinter Uhland muß er in der epischen Lyrik so gewiß zurückstehen, wie er ihn im Liede übertrifft. Der Reiz Mörikescher Balladen liegt nicht im Geschehen, sondern in dem darüber ausgegossenen Stimmungszauber, also im rein Lyrischen. Wohl das herrlichste romanzenähnliche Gedicht Mörikes ist das durch die Musik besonders bekannt gewordene „Schön Rotraut". Auch hier gibt Mörike nur ein Minimum von Handlung, die er nur in wenigen Situationen blitzartig beleuchtet, aber gerade das ist hier von eigenartigem Reiz, den das für den Dichter so charakteristische Niederdämpfen und Nachzitternlassen aufs höchste steigert. Hier besonders tritt seine große Kunst des Nur-Andeutens, aber nicht Voll-Aussprechens, zutage. Das Gedicht ist zeitlich wie räumlich vollkommen unbestimmt, vom Helden erfährt man nicht einmal den Namen, und trotz der dünnen romantischen Handlung verfällt der Dichter nicht ins Weichliche, Zerfließende; dafür sorgt das glückliche knappe Gefüge und der stumpfe Reim der leicht geschürzten Strophenform.

„Schön Rotraut" ist eine der wenigen Mörikeschen Balladen, die des Zauberhaften, Uebernatürlichen entbehren. Sonst ziehen meist Feen und Elfen, Gespenster und Hexen, Zauberer und Riesen an uns vorüber. Doch all das erhebt sich weit über die romantische Mode. Paul Heyse hat recht, Mörikes Romantik als realistisch zu bezeichnen, denn alle seine Fabelwesen haben vom Dichter individuelles Leben empfangen und sind grundverschieden von dem landläufigen Marionettenapparat. Sie sind für den Naturmystiker Mörike wirkliche Beseeltheiten des Elementarischen; ihm erscheint, wie dem Kindheitsalter der Völker im Sturm wirklich noch die Windsbraut. Das tritt besonders auch im Humoristischen hervor. Der „Sichere Mann" z. B. ist von einer erstaunlichen Realität, und ganz originell ist die Kosmogonie, die dieser ungeschlachte Zyklop in der Unterwelt zum besten gibt. „Seinen geliebtesten Fraß zu verdau'n, saftstrotzende Rüben", liegt der „Schweinpelz" mit den „wackeren Stiefeln" in seiner Höhle und lichtet die rußigen Kammern seines Gehirns.

Er versetzt uns mitten hinein in das weite und bunte Reich des Mörikeschen Humors, den dieser mit allen schwäbischen Dichtern — den einzigen Hölderlin ausgenommen —, mit niemandem aber mehr teilt als mit seinem Freunde Justinus Kerner. Mörikes Humor umfaßt die ganze Skala vom Grotesken bis zur zierlichen Neckerei. Ergötzliche Figuren sind der Präzeptor Ziborius als fanatischer Essigfabrikant oder der leidenschaftliche Sonnenuhrenmacher, der schließlich sein eigenes Gesicht mit Zahlen be-

malt, sich in die Sonne stellt und mit dem Schatten seiner Nase experimentiert.

Als Epigrammatiker steht Mörike nicht auf bedeutender Höhe. Er gab seinen Witz lieber im harmlosen Gelegenheitsgedicht aus, das er auf eine literarische Höhe gehoben hat, die von der gerade bei den Schwaben so beliebten Kasualpoesie himmelweit entfernt ist.

Kirchliche Gedichte hat Mörike so gut wie gar nicht verfaßt, wohl aber solche mit religiösen, namentlich katholisch gefärbten Stoffen. Die düstere Feier der „Charwoche" mit ihrem weihrauchduftigen Prunk besingt er oder die „mystische Glorie" der „Christblume", und die Legende ist ihm teuer. Demütig und gläubig ist das schlichte „Gebet", tiefsinnig dagegen das Gedicht „Wo find' ich Trost?", das, wie von dem sich verflüchtigenden Pietismus eines Schleiermacher leise gestreift, sich in das Geheimnis der Göttlichkeit versenkt. Gedichte wie „Zum neuen Jahr", „Auf ein altes Bild", „Schlafendes Jesuskind", erinnern in ihrer heiligen Einfalt und kindlichen Andacht an die Bilder eines Fra Angelico da Fiesole, an die duftig-zarte Marienlyrik eines Novalis.

Bei aller genialen Ursprünglichkeit ist Mörike doch keine Erscheinung, die an ihrer Stelle in der Geschichte der deutschen Lyrik geradezu verblüffen könnte. Er hängt vielmehr organisch mit ihr zusammen; er knüpft an Vorgänger an, um aber, was er ihnen entnimmt, nach eigener Weise auszugestalten. Nicht an das, was sie geschaffen haben, lehnt er sich an, sondern an das Wesen der schaffenden Dichternatur; er übernimmt, um ein Heysesches Bild zu brauchen, nur die Tonart, in die er dann seine eigene Melodie ergießt: „er konnte sich hingeben, ohne sich zu verlieren". So übte die vollste Wirkung Goethe auf ihn aus, von dem ein Hauch tiefinnerster Seelenverwandtschaft sich über ihn ergoß. Es findet sich bei beiden z. B. dieselbe sinnliche Fülle des Naturgefühls, in gleich naiver Einfachheit ausgedrückt. Mörike steht in glücklicher Mitte zwischen Hölderlin, der der gesunden Irdischkeit zu oft entbehrt, und Uhland, der dagegen oft etwas gar zu gesund Normales hat. Von den eigentlichen Romantikern ist vor allem Novalis als auf Mörike wirkend zu nennen. Nächst Goethe ist aber Mörikes Lyrik ganz besonders dem deutschen Volksliede verwandt; ohne das Gedichte wie „Die Soldatenbraut", „Der Tambour", „Der Knabe und das Immlein", kaum zu denken sind. Ganze Verse bei Mörike könnten unmittelbar so in „Des Knaben Wunderhorn" stehen, dem auch Einzelmotive und Kehrreime entnommen sind. Noch stärker als Mörikes stoffliche Berührung mit der Volkspoesie ist die stilistische; er übernimmt in den hierher gehörenden Gedichten den knappen, sprunghaften Stil, der gern Zwischenglieder in der Erzählung übergeht, und er bedient sich des Formelhaften, Altertümlichen und Mundartlichen, womit er manchen Gedichten, so dem „Turmhahn", eine niemals übertriebene Patina verleiht. Von kaum zu überschätzender Bedeutung für Mörikes Lyrik ist auch seine tiefgründige Beschäftigung mit der klassischen Antike geworden. Den Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin hat ihn Gottfried Keller einmal genannt. Mörikes zierliches Gedicht „Lose Ware", das Amor als Tintenverkäufer einführt, ist neben dem Goetheschen „Mit einem gemalten Band" als die schönste Blüte der deutschen Anakreontik zu bezeichnen, und Mörikes in freien antikisierenden Rhythmen dahinschwebendes Gedicht „Erinna an Sappho" oder die „Auf eine Lampe" gedichteten Verse überragen turmhoch die gesamte, klassischen Mustern nachgebildete Lyrik der Plateniden.

Es gibt verschwindend wenig Dichter, die sich in der Musik ihrer Verse mit Mörike messen können; auch Platen, Geibel und Leuthold erreichen ihn selten. Nur er konnte die zartesten, anschwellenden und verhallenden Akkorde einer Aeolsharfe so zauberhaft mit Wort und Vers wiedergeben, denen Brahms die Weihe der Töne geliehen hat. Mörike vernimmt wirklich die Harmonie der Sphären, die für viele andere Dichter nur eine oft wiederholte Redefigur bedeutet. Keinem ist es gegeben, mit solcher Kunst gerade das Unsagbare, das unbestimmt Säuselnde, geheimnisvoll Klingende in der Natur zu erfassen. Nur Eichendorff versteht wie er die Stimmen der Nacht. Im Nachtwind, der in süßem Klingen die Wiese streift und den Hain durchläuft, hört Mörike „der Erdenkräfte flüsterndes Gedränge, Das aufwärts in die zärtlichen Gesänge Der rein gestimmten Lüfte summt"; und die weichen Klänge nächtlichen Rauschens versinnlichen ihm selige Feen,

Die im blauen Saal,
Zum Sphärenklang,
Und fleißig mit Gesang,
Silberne Spindeln hin und wieder drehen.

Bald rauscht es in Mörikes Gedichten vorüber in gelassenem Fluß, bald huscht es mit gleitender Anmut an uns vorbei, bald geht es in flotten Tanzrhythmen dahin. Der glänzend erhabene Schwung der Schiller-Kantate („eines Adlerfittichs Rauschen"), die majestätische Pracht des Wintermorgen-Gedichtes, die heilige Weihe, die den „König bei der Krönung" umfängt, der feierliche Orakelton in „Frage und Antwort", die wogende Melodik und glutvolle Bilderfülle der geheimnisvoll verschleierten Peregrina-Gedichte, sie wechseln mit frischen, hellen Volksliedtönen oder lustig hüpfenden Scherzweisen. Die unbeirrbare Sicherheit des metrischen Empfindens, das sich nie vergreift, die unbedingte Uebereinstimmung, von innerer und äußerer Form ist ein Hauptgeheimnis von Mörikes Kunst. Für alles findet er den rechten Ton; das innerliche Geschehen weiß er durch mechanische Andeutung zu begleiten und so desto leichter zu vermitteln. Nie aber hat Mörikes reiche metrische und rhythmische Kunst Rückertsche Paradepferde geritten. Innere und äußere Form stehen bei ihm nicht im Verhältnis von Körper und Kleid, sondern von Körper und Haut. Der Dichter verfügt über ein untrügliches Feingefühl, das jeder Nüance gerecht wird. Dazu genügt ihm gleichsam ein Fingerdruck; eine geringe Abweichung vom Herkömmlichen reicht oft hin, einen Vers individuell zu gestalten. Daß seine Reimreinheit nicht bedeutend ist, tritt dahinter zurück.

Mörike ist aber nicht nach einseitig romantischer Art nur musikalischer Dichter, sondern er hat von der Antike namentlich so viel gelernt, um nicht ein starkes Element plastischer Gestaltung in seine Kunst hineinzutragen. Er bleibt nicht in der engen Stimmungssphäre stecken, sondern setzt nach Goethescher Weise jede Empfindung in ein prägnantes Bild um; er schafft sich stets ein Motiv, einen Handlungskern, ein festes Gerippe, und sei es auch nur mit ein paar Strichen angedeutet. Der Dichter fragt sich nicht einfach: Wird Peregrina wiederkommen? sondern er sieht sie im Geiste wirklich: auf der Schwelle sitzend, im Morgenzwielicht, das Wanderbündel neben ihr. Vor allem zeigt Mörikes Naturgefühl diese glänzende Bildlichkeit. Unübertrefflich malt er die „flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe" und den ihr folgenden Sonnenaufgang:

Dort, sieh, am Horizont lüpft sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entfloh'n;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süße Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug', und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel

Die langen Wimpern des entschlummernden Mädchens gehen wie Schmetterlingsgefieder auf und nieder, bis der Schlaf sie stellt. „Gleich wie ein Vogel am Fenster vorbei mit sonnebeglänztem Flügel den blitzenden Schein wirft in ein schattig Gemach", so fällt ein Strahl der Hoffnung in das gramvolle Gemüt des siechen Dichters. „Wie der wechselnde Wind nach allen Seiten die hohen Saaten im weichen Schwung niedergebogen durchwühlt", so fluten bei Mörike die Gesänge des liebeskranken Tibull dahin. Manche Zeilen Mörikes sind von einer derart gesättigten Lösung poetischer Bildlichkeit erfüllt, daß ein geringerer Lyriker ein halbes Dutzend Gedichte davon bestreiten würde. Das gilt etwa von dem „Gesang zu Zweien in der Nacht", die mit leisem Tritt auf schwarzem Sammet geht, der nur am Tage grünt; hier ist jeder Vers ein Bild, jedes Wort

ein funkelnder Edelstein. Oder man koste den Satz: „Hell schwamm auf Duft und Nebelhülle des Mondes leiser Zaubertag" Silbe für Silbe durch, der ein ebenbürtiges Gegenstück ist zu den Faust-Versen, auf die Goethe sich nicht wenig zugute tat:

Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut heran!

Aber Mörikes Malerphantasie schwelgt nicht in Bildern, er meidet sie manchmal ganz, meidet zuweilen plastische Starrheit, wo es gilt, einem entflatternden Jubelruf, einem hinschwebenden Seufzer den Zauber der Vergänglichkeit zu wahren.

Musik und Bild in wechselnder Mischung zu vereinen, ohne eine Kunst an die andere zu verkuppeln, ist der geheimste Reiz dieser Lyrik. Mörike liebt es, die Künste zu verschwistern, und sehr charakteristisch ist seine Art, Töne plastisch auszudeuten. „Heller als frühe Morgenglocken" ist das Auge des Dichters, und der helle Goldklang einer himmlischen Mädchenstimme dringt in das wirre Getöse, wie „Nachts aus krausem Gewölk des Mondes Klarheit tritt, ein Weilchen die reine Bahn behauptend".

•

Es versteht sich von selbst, daß Mörikes so überaus sangbare Lyrik von früh an die Komponisten gelockt hat Bereits im Jahre 1885 zählte man 51 einstimmige Kompositionen zum „Verlassenen Mägdlein!" — Wie billig, waren die Landsleute die ersten, die zugriffen. Ich nenne besonders Ernst Friedrich Kauffmann und Louis Hetsch, die fast jedes Gedicht des ihnen auch persönlich eng befreundeten Mörike in ihre schlicht-innigen, anmutig-frischen Weisen übertragen haben. In je neun Liedern haben sich auch Robert Schumann und Robert Franz mit Mörike gefunden, der mit einigen Stücken auch in Johannes Brahms' Kunst schön vertreten ist. Derjenige Komponist aber, der zu Mörike gehört wie Schubert zu Goethe und Schumann zu Heine, ist Hugo Wolf, den Detlev v. Liliencron in einem Gedicht als begeisterten Sänger seiner 53 Mörike-Lieder gepriesen hat.

•

Mörike hat sich mit seinem einzigen, an Umfang mäßigen Gedichtbande unbedingt in die erste Reihe der deutschen Lyriker gestellt. Freilich dauerte es lange, ehe er sich durchsetzte und diese Anerkennung fand. Anfangs konnte er sich gegen Herwegh, Freiligrath, Prutz, die alle Welt in Atem hielten, sowie gegen die in den dreißiger Jahren gebietenden Lenau und Rückert nicht aufkommen, und nach ihnen begann der glattere und leichtere Geibel seine Herrschaft, die ein Vierteljahrhundert währen sollte. Die vierziger und fünfziger Jahre waren der Lyrik sehr günstig; eine Anzahl unserer Besten trat nacheinander auf den Plan: Annette v. Droste-Hülshoff, deren erstes Gedichtbuch dieselbe Jahreszahl trug wie das erste Mörikesche, etwas später Hebbel und Gottfried Keller, Klaus Groth und Theodor Storm. Sie haben Mörike nicht überboten. Annette Droste, die ein paar Sonnenaufgänge gedichtet hat, die sich den Mörikeschen an die Seite stellen, und die in „Des alten Pfarrers Woche" ein anmutendes katholisches Gegenstück zu dem protestantischen „Turmhahn" geschaffen hat, muß doch im ganzen hinter Mörike zurückstehen, da ihrer zwar sehr individuellen und charakteristischen, zugleich aber spröden und herben Kunst jener duftige Schmelz fehlt, dessen die höchste Lyrik nicht entraten kann. Noch weit mehr gilt das von Hebbel und Keller. Auch sie sind, wennschon ihre Hauptleistungen auf anderen Gebieten liegen, echte Lyriker, aber mehr dem Gehalte als der Form nach. Ihre Gedichte sind zu schwer, um sich ganz frei aufschwingen zu können; nur wenige unter ihnen sind in sich vollendet, die meisten zu wenig unmittelbar, zu sehr gemacht. Sie entbehren der Musik und ersetzen den hinreißenden Fluß des Gefühls oft durch rhetorisches Pathos. Dagegen reichen Groth und Storm viel näher an Mörike heran; der eine mit seiner volksmäßigen Frische und Ursprünglichkeit, der andere, der ein Gedichtbuch von vollendeter Harmonie hervorgebracht hat, mit seinem süßen Wohllaut. Der Stammbaum unserer größten Lyriker führt sicher von Goethe über Mörike zu Storm, aber so quellfrisch wie die Mörikes, an der sie sich bewußt geschult hat, ist die Lyrik Storms doch nicht. Sie ist doch nicht ganz Lyrik aus erster Hand. Goethes geniale Naivität ist bei ihr versetzt mit einer, wenn auch geringen, Portion Heinescher Bewußtheit und Geibelscher Süßlichkeit. Auch von späteren Lyrikern hat keiner Mörike übertroffen, höchstens sind Hermann Lingg und Martin Greif in ihren besten Stücken ihm nahe gekommen. Und von seinen Vorgängern hat er die meisten überflügelt, nicht nur Lyriker zweiter Ordnung, wie Kerner, Wilhelm Müller, Chamisso, sondern auch Platen, Rückert und selbst Lenau, der zu sehr aus seiner Zeit und aus persönlichen Mißverhältnissen heraus dichtete. So bleiben ihm denn nur Uhland, Eichendorff und Heine als ebenbürtige Genossen, und zwar reiht er sich unter den vieren am nächsten Goethe an. Diese Tradition in anders gerichteter Zeit gewahrt zu haben, ist die historische Mission, die Mörike erfüllt hat. „Ihm verdanken wir es," sagt Strauß, „daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie leibten und lebten mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen."

Das hessische Denkmalsgesetz in der Praxis.

Die Allgemeine Zeitung hat schon jüngst in ihrer Beilage vom 4. August über den Rücktritt des Prälaten Dr. Friedrich Schneider (Mainz) von seiner Stellung im Denkmalsrat von Hessen berichtet. Die bei dieser Gelegenheit angeführten allgemeinen Motive und die ganze höchst bedauerliche Tatsache selbst rechtfertigen es, wenn hier noch ein Wort der prinzipiellen Seite dieses Schrittes gewidmet wird. Der Angelegenheit kommt doch noch eine über das persönliche Moment hinausliegende allgemeinere Bedeutung zu, deren Erörterung überall da von Wert sein dürfte, wo die Frage der Denkmalspflege akut ist. Hessen hat bekanntlich mit dem 1. Oktober 1902 ein neues Denkmalsschutzgesetz erhalten, das häufig als Idealeinrichtung auch anderen Staaten vor Augen gehalten wurde. Es hat sich bei verschiedenen Vorkommnissen erwiesen, daß zwischen Gesetz und Ausführung klaffende Lücken liegen. Die Hindernisse haben sich auf Seiten der städtischen Vertretung von Mainz, aber auch auf Seiten der bischöflichen Behörde ergeben. Seitens der Stadt blieb gleich zu Anfang die Denkmalspflege in bedauerlicher Weise im Nachteil bei Aufteilung des Geländes des ehemaligen Reichenklarenklosters, wo man mit einer üblen Verbauung der bisher freigelegenen Westfassade der mächtigen gotischen Kirche vorlieb nehmen muß, ganz abgesehen von dem fortwährenden Widerstand gegen die Erhaltung des großartigen Baues, den die Stadtverordneten-Versammlung überhaupt als „Denkmal" nicht wollte gelten lassen. Was dabei geäußert wurde, ist mit einer gesetzlich festgelegten Organisation schlechterdings nicht vereinbar. In diesem Fall, wie betreffs der baulich so interessanten gotischen Karmeliterkirche trat jedenfalls eine Abneigung gegen die ganze Einrichtung der Denkmalspflege zutage, die nicht eben auf auskömmliche Beziehungen schließen läßt und für die Sache ebensowenig Gutes verheißt. Unbegreiflich ist des weiteren wie in nächster Nähe des kurfürstlichen Schlosses ein sperriger Neubau aufgeführt werden durfte, der in brutaler Weise dem ersten und köstlichsten Denkmal der Profanbaukunst Konkurrenz macht. Auch hier ist die Denkmalspflege über Privatinteressen auf die Seite gesetzt worden. Als man seinerzeit eine große Konkurrenz betreffs der künstlerischen Gestaltung des frei werdenden Geländes rings um das kurfürstliche Schloß ausschrieb, hätte wohl niemand gedacht, daß ein solches Vorkommnis wie an der Nordfront des Schloßbaues je noch mög-

lich sein werde. Und doch stammt der preisgekrönte Bebauungsplan von einem Architekten, der in der Denkmalspflege Hessens zur Zeit eine führende Rolle einnimmt. Daraus ersieht man, welche Widerstände und zwar aus sehr egoistischen Interessen sich geltend machen, wo die Denkmalspflege entscheidend durchgreifen müßte. Das Gesetz verbürgt also auf diesem Gebiet den Erfolg nicht. Daß fortwährend Bauobjekte fallen, die gar schon in das Inventar der zu schonenden Denkmäler eingetragen sind, sei nur andeutungsweise erwähnt. Ebenso sieht es mit Neubauten und ihren Beziehungen zu Platz und Straßenbildern aus: es versagt in diesem Punkt die örtliche Vertretung in Wahrung bauästhetischer und historischer Rücksichten ebenso wie der Einfluß der Denkmalspflege. Es wird in der bedauerlichsten Weise „fortgewirtschaftet", bis glücklich der letzte Rest historischen Gepräges der Stadt Mainz verloren sein wird.

Von der Vertretung der katholischen Kirche ist die Denkmalspflege in einer die ganze kulturwissenschaftliche Welt berührenden Frage, nämlich der völligen Freilegung der romanischen Paradiesespforte am Westbau des Domes, unter nichtigen Vorwänden von einer unternommenen Einwirkung abgedrängt worden. Hoffentlich wird man bei Gelegenheit des Denkmalstages den Finger auf diesen Fall legen und den „Hütern" (?) des Domes zur Einsicht verhelfen, daß der Vertretung von nationalen Kunstdenkmälern auch Pflichten gegenüberstehen, denen nachzuleben Ehrensache und unabweisliche Notwendigkeit ist.

In den Beziehungen der Denkmalspflege zur Kurie kommt aber ein weiterer Punkt in Betracht. Gegen das hessische Denkmalsgesetz war von Anfang an eingewendet worden, daß es einen bedenklichen Schritt zum Staatssozialismus bedeute und daß das Eigentums- und freie Verfügungsrecht weniger der Privatbesitzer als der Kirche nicht genügend gewahrt werde. Bei Beratung des Gesetzes hat man es durchaus versäumt, irgendwie die privilegierte Stellung des Mainzer Domes und Seminars anzuerkennen und gesetzlich festzulegen, überhaupt die kirchlichen Rechte entsprechend in Rücksicht zu ziehen. Solange die Kurie in Mainz gleichgültig sich verhielt, konnte man sich regierungsseitlich im Recht fühlen; aber jede Aktion des Gesetzes kirchlichen Monumenten gegenüber konnte und mußte in der Zukunft Konfliktsfälle schaffen. Bei solcher Sachlage dürfte es als ein wahres Glück betrachtet werden, daß sich jemand bereit fand, die Rechte und Interessen nach beiden Seiten gleich gewissenhaft zu wahren, mit seiner Person und seiner Erfahrung die Lücke auszugleichen, die das Gesetz gelassen und unter nicht geringen Schwierigkeiten und Opfern gewillt war, mit seinem weiten Blick die Dinge in geordnete Bahnen zu lenken. Diesen vermittelnden Faktor hat man kurzsichtig genug auf der einen wie anderen Seite matt gesetzt und damit eine Situation geschaffen, die auf die Dauer die bedenklichen Konsequenzen und inneren Mängel der hessischen Denkmalspflege klar zur Erkenntnis bringen wird.

Es wird sich unter diesen Umständen bei dem hessischen Denkmalschutzgesetz mehr und mehr zeigen, daß es in der Praxis weit weniger wirksam ist als anderwärts ein guter Verwaltungsapparat; dafür weist es in seiner Anlage nicht unerhebliche Mängel auf, die immer wieder bedenkliche Konsequenzen schaffen werden, Mängel, deren Berücksichtigung man seinerzeit ganz vergessen hat, in der Eile, das Gesetz möglichst bald durchzubringen. In dem raschen Erlaß eines Gesetzes liegt aber kaum die Lösung, sondern in einer schon vorher bewährten Geschäftsbehandlung. So wie die Dinge heute gelagert sind, handeln die Staaten, die einstweilen den Denkmalschutz auf administrativem Wege pflegen, immer noch besser als mit einem derart klippenreichen Gesetze wie das hessische. Das letztere hat Fragen genug bereits aufgeworfen seit seinem Inkrafttreten, so daß der Denkmalspflegetag demnächst in Mainz reichlich Material zur Diskussion haben dürfte.

X.



Bücher und Zeitschriften.

vi. Die Medizin in der klassischen Malerei von Dr. Eugen Holländer. Stuttgart bei F. Enke, 1903.

Die Kunstgeschichte wird seit einiger Zeit von den Vertretern der exakten Wissenschaften unterstützt. Kunsthistorisch genommen sind solche Arbeiten zwar unzuverlässig und können nur als Laienwerk gelten: aber trotzdem sind sie eine wesentliche Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur, aus denen auch der strenge Fachmann recht viel Nutzen ziehen kann. Die Mediziner sind es vor allem, die sich mit der Darstellung des menschlichen Leibes und seiner Gebresten durch die bildende Kunst beschäftigen, und wir danken in dieser Hinsicht der Schule des vielseitigen Charcot sehr wichtige Arbeiten. In München sind auch noch die anregenden Vorträge von Prof. G. Klein in lebhafter Erinnerung, in denen er die Beziehungen zwischen Medizin und Kunst behandelt hat. Nun hat auch Dr. Holländer, ein Berliner Chirurg, diese Materie in Angriff genommen. Der Verfasser verfolgt dabei auch einen rein ästhetischen Zweck. Er will sein Teil beitragen zur Lösung der Frage nach der Berechtigung des Realismus und Naturalismus in der Kunst. Wer sehen will, wird nun allerdings sich aus dieser Zusammenstellung darüber belehren können, daß die Künstler jederzeit die heikelsten Motive behandelt haben und daß es nur auf die Größe der Kunst des betreffenden Meisters, nicht aber auf das Sujet ankommt, ob ein Kunstwerk entsteht oder nicht. Das reich und gut illustrierte Werk zerfällt in verschiedene Abteilungen, die nach dem von dem Künstler behandelten Stoff gegliedert sind. Zunächst gibt Holländer eine Geschichte der Anatomiegemälde, und er darf wirklich den Ruhm beanspruchen, daß die verschiedenen Kunsthistoriker, die sich vor ihm mit der Frage beschäftigt haben, auch nicht annähernd ein so klares Bild gegeben haben. Es handelt sich da in letzter Linie um die Erklärung von Rembrandts Anatomie des Doktor Tulp im Haag. Die innere Notwendigkeit der Entwicklung der Darstellungen dieses Sujets wird besonders durch den Hinweis auf Gemälde, wie das von Meerevelt im Delfter Krankenhause in hochinteressanter Weise geschildert. Man sieht, daß Rembrandts Werk nicht nur eine persönliche Tat ist, sondern auch auf fast gesetzmäßige Weise im einzelnen von der holländischen Malerei vorbereitet wurde. Die vielen medizinischen Gruppenbilder, die das nächste Kapitel bringt, sieht man gern vereinigt; anregender wirkt aber der allerdings teilweise grausige Abschnitt von den Krankheitsdarstellungen. Die Aufklärungen, die man hier erhält, betreffen nicht nur den Inhalt, sondern sie sind für die Bedeutung und Art des Naturstudiums der alten Meister sehr wertvoll; man wird hier mit besonderem Dank den Passus über den Isenheimer Altar von M. Grünewald lesen. Mitunter wird allerdings der Historiker hier ein anderes Urteil fällen als der Mediziner. So ist der Gedanke, daß Velasquez mit seinen Narrenbildern eine gewisse Perversität des Genies verraten habe, doch kaum haltbar. Kaum irgendwo anders hat sich ja die edle Humanität des großen Malers so schön bewiesen als in diesen mitleidvollen Bildern, die er jedenfalls nicht zum eigenen Vergnügen, sondern für den König von Spanien gemalt hat. Sehr anregend und reich mit humoristischem Detail versehen ist das Kapitel über die inneren Krankheiten, wo besonders die liebenswürdige Ironie des Jan Steen zur Wirkung kommt. Auf seinem eigensten Gebiet steht der Verfasser in dem Abschnitt über die Chirurgie, und hier gibt er auch in weitausgreifender Weise eine gelehrte Zusammenfassung des Materials, die in jeder Hinsicht wertvoll ist. Wenn aber noch über das ganze Werk ein Urteil gefällt werden darf, so geht es dahin, daß man durchgehends die intime Beschäftigung mit dem Gebiet und die genaue Materialkenntnis spürt. Es ist zwar ein Laienwerk, aber es ist sehr gründlich gearbeitet.



Allgemeine Rundschau.

Aus der Schweiz.

W. H. Von dem bei Huber u. Co. in Frauenfeld erscheinenden und von Dr. Karl Brun herausgegebenen Schweizerischen Künstler-Lexikon (Schweizerisches Künstler-Lexikon. Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein. Redigiert unter Mitwirkung von Fachgenossen von Professor Dr. Karl Brun. Redaktionskommission: F. O. Pestalozzi, Prof. Dr. Daniel Burckhardt, Prof. Dr. J. Rud. Rahn, Staatsarchivar Dr. Türler, Maler Ch. Nuillermet. Preis jeder Lieferung 4 Fr.) ist die dritte Lieferung, enthaltend die Namen Corrodi bis H. Frei, versandt worden. Rühmend zu erwähnen ist es, daß dieses Unternehmen von der schweizerischen Bundesregierung als nützlich und verdienstvoll anerkannt und ihm eine jährliche Subvention von 3500 Fr. bewilligt wurde. Man kann diesem vortrefflichen Lexikon nur den einen Vorwurf machen, daß es gar zu vollständig ist und zu gewissenhaft redigiert wird, denn es enthält sogar die Namen solcher Künstler, von denen nicht ein einziges künstlerisches Werk mit Sicherheit konstatiert werden kann.

Wenn wir hier rühmend hervorheben konnten, daß die schweizerische Bundesregierung eine ansehnliche Summe zur Förderung eines nützlichen und verdienstvollen Unternehmens bewilligte, so dürfen wir uns wohl auch gestatten, es zu rügen, daß diese Regierung es nicht für angemessen hielt, dem Internationalen Philosophenkongreß, der in diesem Monat in Genf tagen und an dem sich die Elite der europäischen Denker beteiligen soll, eine bescheidene Subvention von 1000 Fr. zu bewilligen. Der Bundesrat motivierte seine Ablehnung mit den bemerkenswerten Worten: die Philosophie gehöre nicht zu den Gegenständen, mit denen sich die eidgenössische Verfassung zu beschäftigen habe. Da nun aber der in Bern versammelt gewesene Kongreß der Zoologen eine eidgenössische Subvention von 10,000 Fr., also zehnmal mehr als die bescheidenen Philosophen zu beanspruchen gewagt haben, erhalten hat, so darf man wohl daraus den Schluß ziehen, daß der schweizerische Bundesrat sich lebhafter für die Tierwelt als für die philosophische Gedankenwelt interessiert und daß die Schweiz der Viehzucht eine größere Bedeutung als der Weltweisheit beimißt.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* Deutsche Studien in Japan. Nach einem Bericht der Deutschen Japan-Post sind jüngst an der Universität Tokio vier Germanisten zum „Bungakushi" (Baccalaureus) graduiert worden. Einer von ihnen, Herr Sakurai, hat dabei das Ehrengeschenk des Kaisers von Japan erworben. Im Seminar für fremde Sprachen zu Tokio ist am 6. Juli die fünfte Entlassungsfeier abgehalten worden. In der deutschen Abteilung erhielten im ganzen 28 Abiturienten, nämlich 13 Honkasei, d. h. Schüler des dreijährigregulären Kursus, und 15 Bekkasei, die den zweijährigspezialen Kursus absolviert haben, Reifezeugnisse. Einige von diesen Abiturienten sind als Korrespondenten, Lehrer und Unterbeamte angestellt worden, die anderen sind noch auf der Suche nach passenden Anstellungen bei deutschen und japanischen Firmen oder an den Lehranstalten. — Die Vereinsschule für deutsche Wissenschaften zu Tokio, wo jetzt über 1000 junge Japaner Deutsch lernen, hat dieses Jahr 125 Absolvierte entlassen, die sich meist für das Studium der medizinischen Wissenschaften vorbereitet haben.

* Der achte internationale kunsthistorische Kongreß, der für die Zeit vom 22. bis 24. Sept. dieses Jahres nach Straßburg einberufen war, hat, wie die Deutsche Literaturzeitung mitteilt, wegen örtlicher Schwierigkeiten abgesagt werden müssen. Für 1906 ist der Kongreß nach Stockholm eingeladen.

* Der X. internationale Ophthalmologen-Kongreß, an dem gegen 800 in- und ausländische Augenärzte teilnehmen werden, findet vom 13. bis 17. d. M. in Luzern statt. Wie das Luzerner Tagblatt berichtet, ist mit dem Kongreß eine wissenschaftlich-ophthalmologische Ausstellung verbunden.

* Der Jahreskongreß der astronomischen Gesellschaft in Lund wurde am 8. d. M. geschlossen. Der nächste Kongreß findet im Jahre 1906 in Jena statt.

* Todesfall. In Innsbruck ist am 8. Sept. Hofrat Dr. med. et chir. Otto Rembold, früher ordentlicher Professor für innere Medizin und Vorstand der medizinischen Klinik an der Grazer Universität im 71. Lebensjahre gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

h. c. Heidelberg. Der seit 1902 als Privatdozent für Chirurgie an der hiesigen Universität wirkende Dr. med. Alex Rehrkorn (aus Riddinghausen), klinischer Assistenzarzt von Geheimrat Czerny an der chirurgischen Klinik ist infolge Weggangs aus seiner Stellung ausgeschieden.

—dt. Marburg i. H. Der Privatdozent der hiesigen philosophischen Fakultät Dr. Hans Glagau, als Mitarbeiter der historischen Kommission für Hessen und Waldeck Herausgeber der hessischen Landtagsakten, wurde für den nach Gießen gehenden Professor Haller zum außerordentlichen Professor ernannt.

h. c. Gießen. Zum ordentlichen Professor der Mineralogie und Direktor des mineralogischen Instituts an der hiesigen Universität an Stelle von Prof. Dr. Reinhard Brauns, der mit 1. Oktober 1904 Lehmanns Professur in Kiel übernimmt, ist der kgl. Bezirksgeologe an der Geologischen Landesanstalt in Berlin, Dr. phil. Erich Kaiser, früher Privatdozent an der Bonner Universität, ausersehen.

h. c. Danzig. Zum etatsmäßigen Professor für Eisenbahn- und Tunnelbau in der Abteilung für Bauingenieurwesen an der hiesigen Technischen Hochschule ist der kgl. Regierungsbaumeister Moritz Ober in Berlin ernannt worden. Seit 5 Jahren wirkte Ober als Assistent bei den Professoren Goering und Cauer an der Berliner Technischen Hochschule.

h. c. Graz. Der außerordentliche Professor der römischen Altertumskunde an der hiesigen Universität, Dr. phil. Otto Cuntz, ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden. Er übernimmt den Lehrstuhl des in den Ruhestand getretenen Hofrat Prof. Dr. M. v. Karajan.

* **Aus Oesterreich-Ungarn.** An den Universitäten Wien und Budapest werden nach Verfügung des österreichischen und des ungarischen Unterrichtsministers in Zukunft nur noch jene Abiturientinnen der Mädchengymnasien als ordentliche Hörer an der philosophischen Fakultät aufgenommen, welche die Maturitätsprüfung mit vorzüglichem Erfolg abgelegt haben. Die Abiturientinnen, die einfach das Zeugnis der Reife erhalten haben (wobei in Ungarn noch die Note Gut vorgeschrieben ist), werden bloß als außerordentliche Hörer aufgenommen und können sich erst auf Grund des Weihnachtskollegiums als ordentliche Hörer inskribieren lassen. Die Schülerinnen mit der Note Genügend im Reifezeugnis werden in Budapest rundweg abgewiesen. Die durch diese Maßregel betroffenen Wiener Studentinnen gedenken eine Deputation zum Ministerpräsidenten zu entsenden, um die Abstellung dieser Aufnahmebedingungen zu erwirken.



Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Hugo Böttger, Mitgl. d. Reichstags: Die preussische Volksschule kein Kompromissgegenstand. Berlin 1904. Georg Reimer. 67 S. — Richard Eichstedt: Ein Millionenprozess. Rückblick auf den Moët-Söhnlein-Prozess; an der Hand der Prozessakten. Stuttgart 1904. Deutsche Verlagsanstalt. 60 S. — Dr. med. Heinrich Stadelmann: Schwach beanlagte Kinder. Ihre Förderung und Behandlung. München 1904. Verlag der Aerztlichen Rundschau (Otto Gmelin). 40 S. — Lehmanns medizinische Handatlanten. (Bd. V: Atlas und Grundriss der Hautkrankheiten von Dr. Franz Mracek, k. k. o. ö. Professor der Dermatologie und Syphilis an der Universität Wien.) München 1904. J. F. Lehmann. XIX u. 284 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Jugendlehre.

Die unselige Spaltung unseres gesamten Erziehungswesens in mindestens zehnerlei Schulgattungen, die alle auf verschiedener Grundlage aufgebaut sind und nach verschiedenen Zielen streben, soll nach der Absicht der römischen wie der protestantischen Orthodoxie nun auch noch durch die strengste Konfessionalisierung des Jugendunterrichts in allen seinen Stadien verschärft werden. Selbst wenn wir die große Gefahr, die aus solcher Scheidung der heranwachsenden Generationen nach Glaubensbekenntnissen dem ganzen geistigen und kulturellen Leben unseres Volkes in Zukunft drohen würde, zunächst gar nicht in Erörterung ziehen, bedeutet es, vom rein pädagogischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ein geradezu selbstmörderisches Unternehmen, noch weitere grundsätzliche Gegenströmungen in der nationalen Erziehung kräftig werden zu lassen. Unsere Volksgesamtheit leidet schon allzu empfindlich unter den noch in keiner Weise ausgeglichenen Gegensätzen zwischen humanistischer und realistischer Ausbildung, zwischen Fachschulsystem und allgemein gehaltener geistiger Schulung; es ist ein nicht nur von vielen einsichtigen Schulmännern, sondern noch mehr von den Eltern aller Lebensschichten schmerzlich verspürter Uebelstand, daß unsere Jugend zwischen den Polen der verschiedenartigsten Ansichten über die Wege und Ziele ihrer Ausbildung hin und her geworfen wird, daß der Sinn für die einheitliche und darum einfachste Handhabung schon der ersten Jugendlehre aus unserem Erziehungswesen geschwunden zu sein scheint. Allzuviele historische Trümmer und Ruinen ragen noch in das frische Grün einer neuzeitlichen Lebensauffassung auch auf dem Gebiete der Pädagogik hinein und hindern die geradlinige und folgerichtige Inangriffnahme eines auf den natürlichen Lebensbedingungen beruhenden Jugendunterrichtes. Anstatt diese Trümmer mit kräftiger Hand aus dem Wege zu räumen, will man heute vielmehr daran gehen, neben und über ihnen die Mauern wieder aufzurichten, die von einer fortschreitenden geistigen Entwicklung längst über den Haufen geworfen waren. Die Restaurierung von Ruinen scheint also auch in der Pädagogik auf die Tagesordnung zu stehen.

Der „Kampf um die Schule“ hat in unseren Tagen den Charakter eines rein politischen Ringens zwischen den beiden Machtfaktoren Staat und Kirche angenommen; es würde aber falsch sein, seine eminente Tragweite für die Zukunft unserer nationalen Entwicklung lediglich unter diesem Gesichtspunkt ins Auge zu fassen. Ja, vielleicht ist es gerade dieser Auffassung von dem rein politischen Charakter der ganzen Bewegung zuzuschreiben, wenn in weiten Kreisen unseres Volkes die eigentliche Gefahr, der wir auf dem Gebiete des Jugendunterrichtes entgegensteuern, vielfach nicht erkannt oder unterschätzt wird. Gar mancher ist der Ansicht, es sei die Sache der großen parlamentarischen Parteigruppierungen, den Kampf auszufechten und dem Staate den Vorrang gegenüber den völkerumspannenden Absichten der Kirche zu erhalten; gar viele meinen, daß schon durch Gesetze und Regierungsverordnungen allein der Ultramontanismus mit seinen Ansprüchen auf die Jugenderziehung zurückgedrängt werden könnte. Sie alle übersehen, daß wir es bei der Frage, was aus unserer Schule, aus unserem nationalen Erziehungswesen werden soll, mit einer Fundamentalfrage des geistigen und kulturellen Lebens unseres Volkes zu tun haben, daß das politische Ringen um die Herrschaft über die Schule lediglich das Symptom eines in das Innenleben der Nation tief eingreifenden Kampfes verschiedener Weltanschauungen und Lebensauffassungen ist. Die Art, wie wir unsere Kinder zu tüchtigen und selbständigen, innerlich und äußerlich gefestigten Menschen heranziehen möchten, hängt durchaus von unserer Anschauung über die Stellung des Menschen zu der großen Umwelt des natürlichen Geschehens und zu seinen Nebenmenschen ab; alle ethischen Anforderungen, die wir an uns und demgemäß an die heranwachsende, uns folgende Generation stellen, sind bedingt durch unsere Ansichten über das gesamte Weltbild wie über das Wesen und die Bedeutung der Persönlichkeit innerhalb dieses Bildes.

Es ist deshalb von vornherein ausgeschlossen, daß je ein Friede oder eine allgemeine Uebereinstimmung auf dem Gebiete der Jugenderziehung erzielt werden kann, solange die Vertreter einer Kirche, die jede andere Weltanschauung, wenn sie nicht mit der in den Dogmen dieser Kirche niedergelegten im Einklang bleibt, als irrig und verdammenswert erklärt, ein ausschlaggebendes Wort in der Einrichtung unseres gesamten Erziehungswesens mitzureden haben. Denn unsere geistige Entwicklung hat den einstmals behaupteten Standpunkt überschritten, daß eine Weltanschauung überhaupt dogmatisch festgelegt werden könne. Aus dem Glauben an die stete Fortentwicklung auch der Formen des *geistigen* Lebens, der immer mehr und mehr den Völkern wie den Individuen in Fleisch und Blut überzugehen beginnt, entspringt mit innerer Notwendigkeit die Forderung einer grundsätzlichen Umgestaltung der Methoden, durch die wir uns selbst und die folgenden Generationen über das Geschehen in der Welt unterrichten. Die Starrheit und Unveränderlichkeit des lehrbaren Stoffes, die aus jeder dogmatischen Festlegung einer Weltanschauung entspringt, muß naturgemäß einer größeren Beweglichkeit und Belebtheit des dem fragenden Sinn Dargebotenen weichen. Die Betonung des Abstrakten, die unwillkürlich durch die Dogmatisierung eines Weltbildes erzeugt wird, muß durch die Freude an dem Gegenständlichen und Selbstbeobachteten ersetzt werden.

Auch die drohende Konfessionalisierung des Jugendunterrichts läuft im Grunde auf ein neues Erstarren des

gesamten Wissensstoffes wie des ethischen Lebensinhaltes zu abstrakten Lehrgebäuden hinaus. Und wenn sich die Mehrheit unseres Volkes, soweit es über sich wie über die umgebende natürliche Welt nachzudenken überhaupt gewöhnt worden ist, jetzt in einem unmittelbar und stark aufwallenden freiheitlichen Gefühle gegen die Absicht einer solchen Konfessionalisierung wendet, so geschieht es wohl unwillkürlich, neben der politischen Besorgnis um unsere nationale Zukunft, auch in dem freilich nicht immer klar ins Bewußtsein tretenden Empfinden, daß ihm hier für sein geistiges Leben wieder einmal ein starrer Stein statt des nährenden Brotes geboten werden soll. Unser ganzes Denken, wie es sich im Laufe der geistigen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten — einer Entwicklung, die doch nicht einfach wie mit einem nassen Schwamme wieder ausgelöscht werden kann — herausgebildet hat, sträubt sich gegen ein erneutes Eingepferchtwerden in dogmatisch festgelegte Lehrgebäude. Es ist ein Aufbäumen des individualistischen Sinnes, des persönlichen Freiheitsgefühls, welche über das Gewirr von Autoritäten und Lehrmeinungen hinweg nach den einfachen Grundlinien einer Erziehung zum selbständigen Menschentum ausspähen.

*

Diese Grundlinien sehen wir in dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der Jugenderziehung durch ein allzu großes Vielerlei, das aus geschichtlicher Ueberlieferung und aus den Anforderungen der gegenwärtigen Zeit herausgewachsen ist, oft bis zur Unkenntlichkeit überdeckt. Das Streben nach Vereinfachung und nach einer aus ihr notwendig entspringenden Vereinheitlichung der Jugendlehre macht sich deshalb allerorten deutlich fühlbar und kommt immer lauter und lauter zu Gehör. Es liegt den mancherlei Versuchen einer Reform unseres Mittelschulwesens ebenso zu Grunde wie den mannigfachen Anläufen zu einer naturgemäßen, von allem formelhaften Schulzwang losgelösten Erziehung, die u. a. in den Landerziehungsheimen oder in der durch die „Blätter für deutsche Erziehung"[1]) kräftig vertretenen und jüngst auf einer angeregten Tagung in Weimar organisierten Bewegung sichtbar werden. Ueberall zeigt sich das Bedürfnis, das frische Leben, das jede neu auf den Schauplatz tretende Kinderschar mit sich bringt, vor der Erstarrung unter der Masse des Formelhaften, Hergebrachten und Abstrakten zu wahren und vor ihr vor allem die Jugend zu schützen; die jugendlichen Kräfte will man sich freier entwickeln lassen, als das bisher in den abgebrauchten Schulsystemen möglich war; eine ungehinderte Entfaltung der in den Kinderseelen schlummernden Fülle von Schaffensdrang und Selbständigkeitsgefühl will man an Stelle der Ueberfütterung mit dem ihnen von außen her mechanisch zugetragenen und sie deshalb oft erdrückenden Lehr- und Wissensstoff anbahnen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß gerade diesem freiheitlichen Bedürfnis nach einer vereinfachten und auf natürlicherer Grundlage ruhenden Jugenderziehung die Forderung der Konfessionalisierung des Unterrichts direkt entgegenstreben muß. Und hierin liegt die innere Gefahr dieser Forderung, eine Gefahr, die jene der äußeren politischen Fesselung der Schule in den Dienst der Kirche an Bedeutung gewiß noch überwiegt. Der Hauch des neuen Lebens, der sich in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete des nationalen Erziehungswesens zu regen beginnt, von dem man eine allmähliche Erneuerung und Auffrischung unseres Jugendunterrichts erhoffen darf, soll in den mit toten Abstraktionen erfüllten dogmatischen Lehrgebäuden der kirchlichen oder wenigstens kirchlich beeinflußten Erziehung wieder erstickt werden. Die christliche Orthodoxie hat scharf erkannt, wie gefährlich ihrem Dasein dieser Hauch werden würde; sie verbündet sich daher gern mit der extremen humanistischen Richtung, die unsere Mittelschulen am liebsten auf den Standpunkt der mittelalterlichen Lateinschulen zurückschrauben möchte; sie eifert gegen die angeblichen Gefahren, die eine erweiterte und vertiefte Naturerkenntnis unserer heranwachsenden Jugend und ihrem ethischen Fühlen bringen soll; sie nimmt nur widerwillig selbst die rein äußeren Errungenschaften hin, die auf dem Gebiete der formalen Pädagogik im letzten Jahrhundert zu verzeichnen sind. Und sie malt vor den Augen der um die Wahrung des Autoritätsgefühls im Volke besorgten Regierungen immer wieder das Schreckensbild der Untergrabung des religiösen Sinnes durch die freiere Jugenderziehung an die Wand. Denn nur durch die in diesem Bilde enthaltene Drohung darf sie ja hoffen, die Gefügigkeit der Regierungsgewalten gegenüber ihren auf die Fesselung der Schule in den Dienst der Kirche gerichteten Bestrebungen zu erreichen.

Nun ist es eine Tatsache, die wohl kaum erst des ausführlichen Beweises bedarf, daß der religiöse Sinn in unserem Volke durch nichts so sehr geschädigt worden ist, als gerade durch den streng konfessionellen und von einem rein dogmatischen Kirchentum erfüllten Jugendunterricht, wie ihn der Ultramontanismus und die protestantische Orthodoxie aufs neue anstreben. Ganz richtig sagt der Herausgeber der oben erwähnten „Blätter für deutsche Erziehung" in einem Artikel[2]) über die drohende „neue Spaltung der Schule" durch den Konfessionalismus, daß „auch die Leiden der Jugend" unter der erstrebten Konfessionalisierung vermehrt werden würden. „Die Geistlichen haben sich mit einigen Ausnahmen als herzlich schlechte Pädagogen ausgewiesen. Sie haben gezeigt, daß sie die Seele des Kindes nicht im entferntesten kennen. Beweis dafür ist allein die Tatsache, daß die 1000 Religionsstunden, die jedes deutsche Kind erhält, so überaus erbärmliche Früchte gezeitigt haben. Man stelle sich nur einmal deutlich vor, was das heißt: 1000 Religionsstunden, und man vergleiche damit, wie es in unserem Volke um die Religion steht. Kaum etwas Törichteres gibt es, als anzunehmen, das Kind werde wirklich zur Gottes- und Nächstenliebe geführt, wenn man es zwingt, unzähligemal die Artikelsätze und viele andere Dinge aus dem Gedächtnis herzuplappern. Wenn diejenigen unter den Geistlichen, die auf die Gestaltung des Religionsunterrichtes Einfluß haben, tatsächlich wüßten, was die kleinen Kinder mit dem Verstande begreifen, mit der Seele aufnehmen und mit dem Gedächtnis festhalten können, dann würden sie im Augenblick mit Macht für Abschaffung des jetzt üblichen Unterrichtsverfahrens eintreten."

Neben den rein politischen Bestrebungen einer gewaltigen kirchlichen Organisation, neben dem Ansturm einer dogmatisch festgelegten Weltanschauung gegen das in der Volksseele erwachte Bedürfnis einer freieren, auf eigener Prüfung und geistiger Selbstbetätigung beruhenden Lebensauffassung ist es also, wie in der eben angeführten Stelle ganz richtig betont wird, die gänzliche Unkenntnis der Kindesseele und der geistigen Fassungskraft der heranwachsenden Jugend, die in der Forderung der Konfessionalisierung des Unterrichts ihren Ausdruck findet. Das ist ein dritter und zwar ebenfalls sehr wichtiger Punkt, der die Mehrheit des deutschen Volkes in seinem Widerstreben gegen jene Forderung mitbestimmen muß. Es wird auch auf diesen Punkt neben der rein politischen Erörterung der Frage in der Oeffentlichkeit leider zu wenig Gewicht gelegt, und doch ist seine ernste und eifrige Berücksichtigung von der größten Bedeutung für unsere nationale Erziehung und für die Zukunft unseres Volkes. Die im nationalen Sinne selbstmörderische Tendenz des durch den Bamberger Domdekan auf dem letzten Katholikentage formulierten Strebens nach Konfessionalisierung des gesamten Erziehungswesens tritt besonders deutlich zutage, wenn wir erwägen, daß, auch vom rein pädagogischen Gesichtspunkte aus betrachtet, die Erfüllung jenes Strebens einen Todesstoß für die Heranbildung unserer Jugend und die Vernichtung jeder Hoffnung auf eine fortschreitende Entwicklung unseres Erziehungswesens bedeuten würde. Die gesamte Lehrerschaft Deutschlands müßte sich, wenn sie wirklich von Begeisterung und Liebe für ihren wichtigen Beruf erfüllt ist, wie ein Mann erheben gegen jenes Streben;

[1]) Herausgegeben von Arthur Schulz. Verlag in Friedrichshagen bei Berlin.

[2]) S. Nr. 8 des sechsten Jahrganges der genannten Blätter.

denn ihre berufliche Selbständigkeit würde durch seine Verwirklichung auf einen Schatten reduziert; jede persönliche Einwirkung auf die Seele des Kindes durch die natürlichsten und einfachsten Mittel der Erschließung der dort schlummernden Schätze würde an der Wurzel unterbunden; ein öder Formalismus, der nur die von der allmächtigen Kirche vorgeschriebene oder gebilligte Schablone pädagogischer Betätigung als Norm anerkennt, würde jede freie Regung des reinen Menschentums in der Jugendlehre im Keime ersticken.

•

Wie sehr es aber nötig ist, daß ein solch reines Menschentum, und nicht ein dogmatisch festgelegter Glaubensinhalt, den Mittelpunkt der gesamten Jugendlehre auf dem ethischen Gebiete bilde und wie eng es andererseits mit dem Grundinhalt des Christentums zusammenfällt, wollen wir zum Schlusse unseren Lesern durch den Hinweis auf ein treffliches, vor kurzem erschienenes Buch vor die Augen führen, dessen Titel[3]) wir unserer heutigen Darlegung vorgesetzt haben. Es kann gegenüber der Behauptung der Orthodoxie, daß der religiöse Sinn nur durch eine streng konfessionelle Erziehung erhalten werden könne, nicht oft und nicht eindringlich genug betont werden, wie selbstverständlich es im Grunde ist, daß der Kinderseele nicht ein ihr zunächst fremd und unfaßbar bleibendes Material an ethischen und religiösen Vorstellungen von außen her und durch mechanisches Eintrichtern zugeführt werde, sondern daß in erster Linie die Selbsttätigkeit des Kindes auch auf diesem Gebiete geweckt werden muß, wenn überhaupt ein tief empfundener und deshalb fest für das ganze Leben bleibender ethischer Grundbesitz erworben werden soll. Daß aber die Erweckung der Selbsttätigkeit im Kinde mit dem dogmatischen Inhalte einer kirchlichen Glaubenslehre oder gar mit den Subtilitäten konfessioneller Unterscheidungslehren nicht das geringste zu tun hat, bestätigt uns auf das eindringlichste dieses Erziehungsbuch des Züricher Pädagogen, das aus den Anregungen der „ethischen Bewegung" hervorgegangen ist.

Vielleicht erfüllt dieser sein Ursprung manches christlich gesinnte Gemüt von vornherein mit einem Vorurteil gegen seinen Inhalt; denn die „ethische Bewegung" steht — ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir zunächst dahingestellt — bei vielen im Geruche, auf eine Verwässerung des Inhalts der christlichen Heilslehren hinzuarbeiten und eine abstrakte und trockene „Moralpädagogik" an ihre Stelle zu setzen. Wir möchten solchen Zweiflern an der Möglichkeit einer Erweckung echt religiösen Sinnes durch die sogenannte „Moralpädagogik" doch anempfehlen, sich in den Gedankengang dieses Buches einmal ernstlich zu vertiefen und besonders die in ihm enthaltenen praktischen Beispiele von ethischer Einwirkung auf Kinderseelen zu beachten. Sicherlich wird manchem es dann klar werden, daß der Zugang zu den ewigen Wahrheiten, die in der einfachen, von dogmatischen Umkleidungen und von der kirchlichen Tradition unbeeinflußten Lehre Christi enthalten sind, auf diesem Wege sicherer und mit nachhaltigerem Erfolge gewonnen werden kann als durch die streng konfessionelle Jugendlehre, und daß das reine Menschentum, welches gleichbedeutend ist mit dem wahren Christentum, in des Kindes Seele durch die Hinlenkung auf Selbstbetätigung leuchtender und kräftiger erwacht als unter dem Einflusse von mechanisch eingetrichterten Glaubenssätzen.

Der Verfasser der „Jugendlehre" hat diese praktischen Beispiele aus den Erfahrungen des ethischen Unterrichts gewonnen, den er seit mehreren Jahren in Zürich an Knaben und Mädchen verschiedener Altersstufen erteilte. Er ging dabei von dem pädagogischen Grundsatze aus, daß „das bloße Wissen von moralischen Vorschriften keine tiefere moralische Bildung vermitteln" könne, „eben weil die Grundkräfte des Charakters durch die abstrakte Lehre in der Regel nicht zur Tätigkeit angeregt werden: man muß nicht vom Gebote ausgehen, sondern vom Kinde, man muß diejenigen wirklichen Kräfte und Interessen studieren, die in der Richtung der gewünschten moralischen Leistung liegen oder wenigstens ihr dienstbar gemacht werden können — dann muß man diesen Kräften eine allmählich wachsende Nahrung geben, indem man ihnen Aufgaben stellt, die im Bereiche ihres eigenen „Sichauslebens" stehen: so besteht also die Lehre von dieser Seite aus darin, daß sie das Kind durch eine erweiterte Lebenskenntnis aufmerksam macht auf Möglichkeiten, ihre nach Betätigung drängende Innenkraft gegenüber den Anreizen der Außenwelt zu behaupten." Sein ganzes Bestreben besteht also darin, die Erziehung unter das Gesetz des organischen Wachstums zu stellen. „Man kann das Kind nicht durch moralische Deduktionen zur moralischen Erfahrung leiten, sondern umgekehrt: zunächst muß das Moralische auf dem Wege natürlicher Kraftentfaltung ein Erlebnis werden, erst dann kann man damit wie mit einem bekannten Begriffe operieren und weitere Lebensgedanken — ja, Gedanken, die über das Leben hinausgehen — daran knüpfen."

Leider müssen wir uns es mit Rücksicht auf den Raum hier versagen, durch Anführung einiger der vom Verfasser gegebenen Unterrichtsbeispiele nun auch dartun, in welch geschickter und überzeugender Weise der Lehrer seinen Schülern das Moralische auch wirklich zu einem Erlebnis werden ließ. Wir müssen uns begnügen, unsere Leser auf das an solchen Beispielen der mannigfachsten Art äußerst reichhaltige Buch eindringlich hinzuweisen. Nur das Eine wollen wir betonen, daß der Verfasser dieser von echt religiöser Gesinnung und wahrer Kinderliebe durchhauchten „Jugendlehre" nicht weniger als jeder Vertreter einer „christlichen" Erziehung seine Schüler in erster Linie zu wahren und echten, sich selbst bezwingenden und der Außenwelt gegenüber behauptenden Menschen heranzuziehen bestrebt ist. Seine Erziehungsziele sind im Grunde nicht andere als die der christlichen Pädagogik. Auch er betont die Notwendigkeit einer sittlichen Bildung gegenüber und vor der rein intellektuellen Aufklärung. Auch ihm ist die Verinnerlichung der Menschennatur im Sinne Christi der Inhalt jeder Jugendbildung. Die ethische Anregung und Uebung ist für ihn der unumgängliche Weg zur religiösen Erziehung und er bekennt ausdrücklich, daß die Ethik aus ihren eigensten Bedürfnissen heraus nach Religion verlangt, denn ihr höchstes Ziel ist die Ueberwindung des natürlichen Menschen, wie sie durch Christus in vollkommener Weise erreicht wurde.

Aber der Ausgangspunkt, von dem aus seine ethische „Jugendlehre" dieses Ziel erreichen will, ist von dem der christlichen oder genauer gesagt, konfessionellen Pädagogik durchaus verschieden. Und hierin liegt der tiefe Gegensatz zwischen beiden Erziehungssystemen begründet, derselbe Gegensatz, der auch zwischen den Weltanschauungen der kirchlich Orthodoxen und ihrer freiheitlich gesinnten Gegner besteht. Die Kindesseele ist dem Züricher Pädagogen das ursprünglich Gegebene; ihre Herausentwicklung auf der Grundlage der natürlichen Vorgänge, die in ihr selbst sich vollziehen, zu einem geläuterten und in sich gefestigten Menschentum ist der Weg, den er zu seinem Ziele einschlägt; die Kräftigung des Innenlebens durch die Erziehung zur Selbstbeherrschung und zur Selbstbetätigung gegenüber den mannigfachen Einwirkungen und Störungen der Umwelt ist sein vornehmlichstes ethisches Hilfsmittel, um von diesem Wege nicht abzukommen. Das junge Menschenkind soll lernen, seine kleine Welt zu verstehen und mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu umfassen; es soll freundlich, nicht welthassend, ihren Erscheinungen gegenüberstehen, soll den Unterschied zwischen Licht und Schatten, zwischen gut und böse, zwischen schädlichen und förderlichen Einwirkungen scharf erkennen und aus dieser Erkenntnis heraus zu einer Selbstentäußerung und Selbstüberwindung gelangen, die allein geeignet sind, es zum wahren Sieger im Lebenskampf zu machen. Es ist also die Weiterentwicklung und Läuterung der natürlichen

[3]) **Jugendlehre. Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Förster, Privatdozent in Zürich. Berlin, Verlag von Georg Reimer 1904. — Die pädagogischen Beispiele dieses Werkes sind auch unter dem Titel „Lebenskunde" als Sonderausgabe direkt für den Gebrauch der Jugend im gleichen Verlage erschienen.**

Lebensbedingungen, die solche ethische Erziehung anstrebt, während die konfessionelle Pädagogik, die von dem Gebote als dem ursprünglich Gegebenen ausgeht, im Grunde nicht die Läuterung, sondern die Ausschaltung der natürlichen Seelenkräfte zugunsten einer abstrakten und übermenschlichen Forderung als höchstes Erziehungsziel hinstellt. Jener Jugendlehre auf ethischer Grundlage könnte man ein Goethesches Wort als Motto voranstellen: „Es wäre eine Wohltat für die Menschheit, wenn man dem sogenannten gesunden Menschenverstande einmal zeigen könnte, wie weit er reicht;" die von der kirchlichen Orthodoxie angestrebte streng konfessionelle und in ein dogmatisches Lehrgebäude eingezwängte Erziehung ist dagegen von vornherein nicht geneigt, die Frage nach der zureichenden Kraft des „sogenannten gesunden Menschenverstandes" überhaupt zu stellen.

Es wird erst aus der Vergleichung solcher in ihren Grundrichtungen verschiedenen Erziehungslehren klar, welche ungeheure, jede freiere geistige Entwicklung hemmende Bedeutung die Erfüllung der Forderung einer streng konfessionellen Jugendausbildung für unser gesamtes geistiges Leben haben würde. Nicht nur die Frage steht dabei zur Entscheidung, ob eine gewaltige kirchliche Organisation in Zukunft auf unsere innere politische Entwicklung noch größeren Einfluß, als sie jetzt schon hat, gewinnen soll, sondern die noch einschneidendere, ob der Fortschritt zu innerer Selbständigkeit und zu ethischer Selbstbestimmung, den unser Denken und unsere gesamte Kultur in den letzten Jahrhunderten erlebt hat, wieder unterbrochen und auf lange Zeit hinaus verhindert werden soll. Jene, auf dem letzten Katholikentag so unumwunden formulierten Ansprüche des Ultramontanismus auf die Herrschaft über die Schule bedeuten deshalb mehr als lediglich eine politische Forderung: sie sind eine Herausforderung unserer gesamten, unter so vielen Mühen und Rückschlägen gewonnenen neuzeitlichen freieren Lebensauffassung zum Kampf, und es wäre zu wünschen, daß von allen überzeugten Vertretern dieser Lebensauffassung der Kampf auf der ganzen Linie kräftig aufgenommen würde.

O. B.

Internationaler Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte.

In Basel hat vom 30. August bis 2. September der II. Internationale Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte getagt. Die allgemeine Religionsgeschichte ist eine verhältnismäßig junge Wissenschaft. Man mag sie eine Tochter der vertieften neueren Geschichtswissenschaft und der Völkerkunde nennen. Der kosmopolitische Geist des 18. Jahrhunderts hatte allerdings den Forscher gelehrt, auf die Stimmen der Völker zu lauschen. Aber man ist bei ihrer Poesie stehen geblieben. Die Religionen der entlegenen Menschheitsgruppen, zumal die primitiven Formen der Religion, sind lange Zeit von den Ethnographen nicht eingehend gewürdigt worden. Erst die neuere, tiefergehende Betrachtungsweise hat den Historiker und Anthropologen überzeugt, daß in den Religionen der Völker die mächtigsten Triebfedern ihrer kulturellen Entwickelung zu suchen sind. Aus dieser Erkenntnis entsprang die Notwendigkeit einer Wissenschaft, die sich die Erforschung und Vergleichung aller erreichbaren Religionsformen der Vergangenheit und Gegenwart zum Ziele setzte. Dabei ist der Umstand von Wichtigkeit, daß nicht etwa die christliche Theologie die Initiative in der religionsgeschichtlichen Forschung ergriffen oder auch im Verlauf die führende Stelle gewonnen hat, sondern Philologen, Historiker und Anthropologen (im weitesten Sinne) den Anfang gemacht und die Führung behalten haben, also Männer, welche die zu beobachtenden fremden Religionsformen nicht so sehr an dem Werte der eigenen Religion zu messen, als vielmehr sie in ihrem Eigenwert zu schätzen und im Zusammenhange mit ihren ethnographischen Voraussetzungen zu begreifen geneigt waren. Diese gleichsam neutrale Stellung der Forscher zu dem religiösen Gegenstand machte es selbstverständlich, daß der II. Internationale Kongreß, wie dies schon vom ersten (Paris, 1900) und von dessen Vorläufer, dem Stockholmer Kongreß, 1897, gelten muß, sich von jeder Art religiöser Zusammenkünfte grundsätzlich unterschied. Nicht Bekenner, sondern Forscher waren zusammengekommen. Jede Art von konfessioneller Polemik war somit von vornherein ausgeschlossen, wie andererseits auch unionistische Tendenzen im Sinne einer etwa zu erstrebenden universalistischen Menschheitsreligion, womit sich der Religionskongreß in Chicago befaßt hatte, in Basel nicht zu Worte kamen.

Es sei im voraus gesagt, daß der Baseler Kongreß dem Programm der Neutralität treu geblieben ist, soweit dies überhaupt möglich ist. Von Voraussetzungslosigkeit zu reden, wäre oberflächlich. Auch konnte es nicht ausbleiben, ist auch nicht zu beklagen, daß von der Religion, die vom größten Teile der Menschheit allezeit als das heilige Feuer gehütet worden ist, bisweilen mit mehr Wärme gesprochen wurde, als man bei der Besprechung von Problemen gewohnt ist, die den Forscher innerlich, persönlich, weniger berühren. Es hätte sonderbar zugehen müssen, wenn bei der Nebeneinanderstellung der verschiedenen Religionsformen die Wertunterschiede nicht jedem Unbefangenen sich aufgedrängt hätten; so mußte der an sich neutrale Kongreß mittelbar zu einem Zeugnis von dem Wert der „einen köstlichen Perle", des Christentums, werden. Andererseits entsprach es dem Tatbestande, wenn der Präsident des Kongresses, Professor Dr. v. Orelli (Basel) in seiner Eröffnungsrede den Grundsatz aussprach, daß der Kongreß auch diejenigen Forscher zu Wort kommen lasse, die, von Feuerbach oder Häckel herkommend, der Religion selbst nur ein pathologisches Interesse entgegenbringen könnten.

Es wird immer Leute geben, die auch der allgemeinen Religionsgeschichte den wissenschaftlichen Wert absprechen, indem sie auf den irrationalen Charakter der Religion hinweisen. Aber der Ruhm des Agnostizismus schließt nicht das Recht in sich, die Bemühungen gering zu achten, die auf die Erforschung jener irrationalen, aber zugestandenermaßen höchst wirksamen Faktoren der Menschheitsgeschichte wie des Einzellebens gewendet werden. Solange die religionsgeschichtliche Forschung vom Boden des Tatsächlichen ihren Ausgang nimmt und sich nicht in die Regionen spekulativer Erwägungen verliert, solange sie Fakta, nicht Theologumena bietet, wird sie im Rahmen der universitas litterarum nötig sein. Nachdem der II. Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte in diesen Grenzen sich gehalten hat, dürfte er seine Berechtigung in der Reihe der großen internationalen wissenschaftlichen Kongresse erwiesen haben, zumal er sich, dem Beschlusse des Pariser Kongresses folgend, mit einer vierjährigen Periodizität bescheidet.

Die Wahl des Kongreßbureaus, an dessen Spitze der greise Pariser Professor Albert Réville stand, war auf Basel als Kongreßort gefallen. Ohne Zweifel ist die Stille der Stadt, auf der etwas von dem Hauche eines selten gewordenen lebenswarmen Pietismus liegt, der Arbeit des Kongresses nur zustatten gekommen. Andere Kongresse, wie die Heidelberger Tagung der Mathematiker, konnten sich eines glänzenden und belebteren Verlaufs rühmen. Ich möchte es aber doch als einen Vorzug der Baseler Tagung bezeichnen, daß sie ohne Rheinfahrt, Feuerwerk und fürstliche Bewirtung stattgefunden hat. Um so dankbarer wurde die mehr intim-persönliche Gastfreundschaft der Baseler Bürgerschaft empfunden. Zwei der ersten Patrizierhäuser (Burckhardt-Heußler und W. Vischer-Iselin) ließen es sich nicht nehmen, die sämtlichen Teilnehmer — die Präsenzliste wies 254 Namen auf — zu empfangen und zu bewirten. Gelegenheit zu näherer persönlicher Berührung boten neben dem Ausflug nach Bad Flühen und dem üblichen Bankett zwei zwanglose abendliche Zusammenkünfte.

Die Beschickung des Kongresses kann eine gute genannt werden; sie wäre zweifellos noch besser gewesen, wenn nicht die Veranstaltungen in St. Louis viele namhafte Gelehrte in Anspruch genommen hätten. Eine Aufzählung derjenigen Körperschaften, die sich offiziell durch gelehrte Delegierte vertreten ließen, ist charakteristisch für die Sachlage; sie wirft besonders ein eigentümliches Licht auf den Stand des religions-

geschichtlichen Interesses in Deutschland. Delegierte waren erschienen von folgenden hohen Regierungen: Schweizer Bundesrat, Kanton Basel-Stadt, Frankreich, Schweden, Vereinigte Staaten von Nord-Amerika und Württemberg. Ferner von folgenden Schweizer Universitäten Basel, Bern, Freiburg, Genf, Lausanne, Neuchatel, Zürich. Von deutschen Universitäten Heidelberg, Tübingen, Straßburg und Gießen. Von französischen Instituten: Ecole des Hautes-Etudes (Paris), Universität Paris, die beiden protestantisch-theologischen Fakultäten zu Paris und Montauban, Académie des inscriptions et belles lettres de l'Institut de France (Paris), Ecole russe des Hautes-Etudes sociales (Paris). Ferner von der philosophischen Fakultät und von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, von der Universität Oxford, der British and Foreign Unitarian Association Baltimore, von der Universität Upsala, endlich vom Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein, vom Ungarischen Nationalmuseum und vom United States National Museum in Washington.

Präsident des Organisationskomitees war Professor v. Orelli (Basel), der die Eröffnungssitzung leitete; als Präsidenten der vier Plenarsitzungen fungierten die Herren Alb. Réville (Paris), Paul Haupt (Baltimore), H. Siebeck (Gießen) und Söderblom (Upsala); die Schlußsitzung leitete Herr Professor Naville (Genf).

Das Arbeitspensum — es waren 17 Vorträge für die vier Plenarsitzungen und 46 für die Sektionen vorgesehen — wurde fast vollständig bewältigt, was einige Anerkennung verdient.

Es ist nicht ganz leicht, einen Ueberblick über die gesamte Arbeit des Kongresses zu gewinnen. Man hatte acht Sektionen gebildet: I. Religionen der sogenannten Naturvölker, mit Einschluß der Peruaner und der Mexikaner; II. Religion der Chinesen und der Japaner; III. Religion der Aegypter; IV. Religion der Semiten; V. Religion Indiens und Irans; VI. Religion der Griechen und der Römer; VII. Religion der Germanen, Kelten, Slaven und der Ungarn; VIII. Christliche Religion. Die 6. und die 7. Sektion mußten sich wegen geringer Beteiligung vereinigen.

Der folgende Ueberblick kann natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; er berührt zuerst die speziellen und zuletzt die prinzipiellen Themata.

Ueber primitive Religionsformen sprach Herr Albrecht Dieterich (Heidelberg) in seinem Vortrag „Die Religion der Mutter Erde". Er wies Elemente der ursprünglichsten Gottesverehrung in den Bräuchen nach, die den Menschen in Verbindung mit der mütterlich vorgestellten Erde zeigen, speziell bei Geburt und Tod. Er verwies auf die Levana der Römer, die das neugeborene Kind „aus der Erde" hebt, auf den Volksglauben, daß die Kinder aus Brunnen, Erdlöchern und Felsen, auch Bäumen kämen, an den Brauch, Sterbende auf die Erde zu legen. Geburt ist sonach Hervorgehen aus der Erde, Sterben ist Rückkehr zu der als Mutter gedachten Erde. Als kosmische Vorstellung findet sich die Religion der Mutter Erde bei den Griechen; aus der Begattung der Erde durch den Uranus wird Leben gezeugt; Bestattung der Toten ist religiöse Pflicht, nur die Bestattung ermöglicht eine Wiedergeburt; nur der Frevler bleibt unbestattet oder hat wenigstens nicht teil an der geweihten Stätte. Auch der Mysterienkult lehrt die Wiedergeburt von der Mutter Erde erwarten. Die Verehrung der männlichen Gottheiten gehört der späteren Zeit an. — Man darf mit hohem Interesse den angekündigten weiteren Veröffentlichungen Dieterichs über die Religion der Mutter Erde im Archiv für Religionswissenschaft entgegensehen. — Herr v. Schröder (Wien) ging in seinem Vortrag „über den Glauben an ein höchstes gutes Wesen bei den Ariern" von zwei anderen Wurzeln der Religion aus, von der Verehrung der Ahnengeister und der Naturkräfte. Er versuchte den Nachweis, daß im Gegensatz zu den Theorien des Animismus und der Naturverehrung auf primitiver Stufe sich der jedes Kultus entbehrende, lediglich im Rechttun sich betätigende Glaube an ein höchstes gutes Wesen als eine ganz selbständige religiöse Konzeption vorfinde. Im Gegensatz zu der nicht moralisch orientierten Naturverehrung und dem gleichfalls moralisch indifferenten Ahnenkult liege hier eine moralische Grundform der Religion vor, die unabhängig von semitischer Beeinflussung den gemeinsamen Vorfahren der indogermanischen Völkerfamilie (Inder, Perser, Griechen, Römer, Slaven, Kelten, Germanen) ursprünglich eigen gewesen sei. Ihr „Himmelvater" oder „Gottvater" ist der gerechte, über gut und bös wachende Gott. Dieser eine Gott macht dann in den Vorstellungen der einzelnen arischen Völker mannigfache Metamorphosen durch, ohne daß seine ursprüngliche Einheit und moralische Art völlig verloren gegangen wäre. — Ueber primitive Formen der Religion bei sogenannten Naturvölkern sprachen die Herren Nieuwenhuis (Leiden) und Paul Sarasin (Basel). Der erstere hatte die religiösen Gebräuche beim Häuserbau unter den Bahau-Dajaks auf Borneo als erster Europäer beobachtet. Dabei ergab sich das Vorhandensein eines äußerst lebendigen und differenzierten Dämonenglaubens. Die Religion der Dajaks ist wesentlich Beschwichtigung der feindlichen Naturgeister durch blutige Opfer; dabei spielt die Beobachtung der Vorzeichen aus Vogelflug und Eingeweiden eine große Rolle. — Herr Paul Sarasin sprach über „religiöse Vorstellungen bei niedrigsten Menschenformen", unter welch letzteren er die Reste der tierähnlichen Zwergvölker im Innern von Afrika, in beiden Indien und auf den Sunda-Inseln verstanden wissen will. Die beiden Gruppen jener Zwergvölker, die wollhaarigen und die mit lockig gewelltem Haar, seien darin eins, daß sie im Laufe der Jahrtausende von ihren Kulturnachbarn, von denen sie beinahe den Tieren gleich geachtet werden, nichts angenommen haben. Sarasin glaubt nicht an eine Entartung, sondern an ursprünglichen Artunterschied. Von Produktivität in kultureller Hinsicht sei keine Rede, ja bei den Weddas auf Ceylon nicht einmal von Rezeptivität. Auffallenderweise ist die Moral dieser Menschen wenn schon primitiv, so doch anerkennenswert streng; Diebstahl und Lüge sind ihnen fremd; sie sind mutig und geduldig, dazu dankbar. Bei sehr starker sexueller Eifersucht herrscht strenge Monogamie und lebenslange eheliche Treue. Von Verehrung höherer Wesen fehlt jede Spur; den Buddhismus ihrer Kulturnachbarn lehnen sie als etwas ihnen völlig Unverständliches ab. Sie fühlen sich glücklich in einem durch keinen Gedanken an ein Leben nach dem Tode gestörten harmlosen Vegetieren. Von den Weddas unterscheiden sich die Toallas auf Celebes nur durch die Neigung, zum Ackerbau überzugehen. Von den Vorträgen in den Sektionssitzungen zum Thema „Naturvölker" mögen nur die Themata folgen: Herr Rivers (St. Johns College, Cambridge) über „The religion of the Todas"; Herr Missionar Berthoud (Neuchatel) über „La religiosité des Ba Ronga"; Herr Missionar Allégret (Talagouga) über „Les idées religieuses des Fau (Afrique occidentale)"; Herr Raynaud (Paris) über eine mexikanische, eine peruanische und eine kalifornische Frage; Herr C. Keller (Zürich) über „religiöse und profane Malereien in Abessynien", Herr v. Zmigrodski über den Totemismus.

Die Vorträge aus dem Gebiete der semitischen Religionen fanden, soweit sie sog. aktuelle Fragen berührten, ein besonderes Interesse vor. Ueber „die monotheistischen Strömungen in der babylonischen Religion" sprach mit viel Wärme Hr. Alfr. Jeremias (Leipzig). Er gestand in den wesentlich gegen die bekannten weitgehenden Aeußerungen Friedr. Delitzschs gerichteten Ausführungen den Babyloniern eine gewisse theoretische Tendenz zum Monotheismus zu; doch seien ihre Theologumena als Geheimüberlieferungen zunächst nur Eigentum der Erleuchteten gewesen; die öffentliche polytheistische Religion mit ihrem Kultus sei davon nicht beeinflußt worden. Von dem Monotheismus Israels seien die babylonischen Ansätze durch einen qualitativen Unterschied getrennt; sie reichen an den auf geschichtlicher Offenbarung beruhenden ethischen Monotheismus Israels nicht entfernt heran, sind auch nicht die Quelle des letzteren. In der 8. Sektion sprach Herr A. Jeremias über „Babylonisches im Neuen Testament?" Er bejahte die Frage, was das Vorstellungsmaterial des Apokalyptikers und selbst Jesu anlangt, in weitem Umfang, verwahrte sich jedoch stark gegen den Gedanken, daß deswegen irgend etwas von der Substanz der neutestamentlichen Heils-

lehre entlehnt sei. Herr Fritz Hommel (München) sprach über „das Stadtbild Babels nach den Berliner Ausgrabungen“ u. s. w. Seine durch eine Skizze erläuterte Ueberzeugung, daß der Erfolg der Berliner Ausgrabungen künftig davon abhänge, ob nach Norden anstatt nach Süden weitergegraben werde, fand ungeteilte Zustimmung. — Der Erforschung der ursprünglichsten Formen semitischer Religion gelten die Arbeiten des Herrn S. J. Curtiß (Chicago). Die 4. Sektion des Kongresses gab in einer von Hrn. Furrer (Zürich) beantragten einstimmigen Resolution dem Wunsche Ausdruck, es möchten dem erkrankten Herrn Curtiß die Mittel zur Vollendung und Verwertung seiner wichtigen Studien unter den Syrern und Arabern gewährt werden. — Ueber „Kalenderdaten in religionshistorischer Bedeutung“ (Beleuchtung?) sprach Herr E. Mahler (Budapest). Die babylonische Gestirnreligion bietet den Schlüssel auch für die Entstehung des Kalenders; dies weist Redner für den „Sabbath“ nach, der auch im biblischen Schöpfungsbericht eigentlich Tag des Fertigseins (d. h. der vollendeten Erneuerung der Mondscheibe) bedeute. — Zu der biblischen Urgeschichte sprach auch Herr J. Halevy (Paris): „L'Unité des trois premiers chapitres de la Genèse“ ohne jedoch bei seiner warmen Verteidigung der Einheit, die er natürlich nicht aus literarischen, sondern aus systematischen Gründen erweisen wollte, Anerkennung zu finden, wie auch seine Ausführungen über den Symbolismus bei Hosea und Ezechiel abgelehnt wurden. Zur Literarkritik des alten Testaments sprach noch Th. Reinach (Paris): „La date de la redaction définitive du Pentateuque.“ Die alttestamentliche Theologie berührte Herr Zapletal (Freiburg): „Der Unsterblichkeitsglaube Koheleths“ und Herr Paul Haupt (Baltimore), welch letzterer seine metrische Uebersetzung des von ihm textkritisch redigierten Kohelet äußerst wirksam vortrug. Die Referate der Herren Abdullahal-Mamoon Schraworthy (London), Metz (Basel) und Huart (Paris) behandelten Probleme des Mohammedanismus; Herr Derenbourg (Paris) sprach über den alten Kult der Wüste Al-'Ouzza. Ueber die Topographie des herodianischen Tempels und den hohenpriesterlichen Dienst am großen Versöhnungstag verbreitete sich Herr Rosenbaum (Paris), während Herr Rabbiner Tänzer (Hohenems) die zentrale Stellung des Judentums innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Menschheit beleuchtete. — Für die ägyptische Sektion waren drei Vorträge angezeigt: Herr Guimet (Paris) über „Le Dieu aux Bourgeons“ und „Les Stèles à serpents“, und Herr Börtner (Mülhausen) über den Sternkult und Tierkult bei den alten Aegyptern. — Ueber die Religionen Indiens und des Irans machten Mitteilungen die Herren Arakelian (Tiflis), Bonet-Maury (Paris), H. G. Smith (Cincinnati), Führer (Basel), Jackson (New-York), v. Schröder (Wien) und Carpenter (Oxford). Ueber die religionsgeschichtliche Bedeutung des Manichäismus sprach Herr Keßler (Greifswald), der auch einige mandäische Probleme besprach. In dem sensationellen Funde Grünwedels (1902), den Herr F. W. K. Müller vom Völkermuseum in Berlin zu entziffern in der Lage war, sieht er eine Bestätigung der Auffassung, daß man es im Manichäismus nicht mit einer christlichen Sekte, sondern mit einer eigenen Konzeption vom Range einer Weltreligion zu tun habe. Der Herausgabe der aufgefundenen Fragmente des manichäischen Geheimbuchs wird mit Spannung entgegengesehen. In der 2. Sektion machte Herr F. W. K. Müller (Berlin) nähere Mitteilungen über die in Chinesisch-Turkestan aufgefundenen Handschriften.

Zum Thema „Religion der Chinesen“ sprachen die Herren Laufer (China) zur Geschichte der chinesischen Juden, M. Maier (Bern) über die Frage: „Sind die Chinesen religiös indifferent?“, O. Schultze (Darmstadt) über die Magie im chinesischen Leben, Kaikioku Watanabe (Tokio) über den Manichäismus im alten China nach buddhistischen Quellen. Hohes Interesse erregte der von Herrn K. Watanabe in gebrochenem Deutsch mühsam mitgeteilte Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Religionen in Japan. Es vollziehe sich eine Verschmelzung von Buddhismus und Christentum; da in Japan der Staat religiös indifferent ist, können die religiösen Bewegungen sich frei ausleben. Die Volksreligion (der Shintoismus) sei nur mehr im Zeremoniell vorhanden. Neu-Japan habe seine Kraft vorzüglich aus dem Protestantismus geschöpft. Das Stadium der Skepsis sei überwunden. Durchdrungen von der ewigen Notwendigkeit der Religion bemühten sich die Gebildeten um eine Durchdringung des Buddhismus mit christlichem Geiste.[1]) Wenig Lebensfähigkeit erkannte Herr J. Weber (Menzikon) dem Buddhismus zu, den er in lamaistischen Klöstern in Tibet studiert hat. Der Lamaismus sei durchaus ein degenerierter Buddhismus, nicht der Hüter buddhistischer Orthodoxie. Herr Guimet (Paris) sprach über den Einfluß des Brahmanismus auf Lao-Tseu. Ueber „Ahura Mazda in the Avesta“ sprach Rastamji Edulji Dustoor Peshotan Sanjana, Deputy High Priest of the Parsees (Bombay), der in seiner Priestertracht erschienen war. Er betonte stark den monotheistischen Charakter der Parsireligion. Zarathustra habe den Dualismus überwunden und einen rein ethischen Monotheismus gelehrt. In den vereinigten Sektionen VI und VII machte Herr A. Dieterich Mitteilungen über den Ritus der verhüllten Hände, Herr Wünsch (Gießen) Mitteilungen zu Religion und Zauber, Herr Reitzenstein (Straßburg) über den Aion, Deubner (Bonn) über die Devotion des Publ. Dezius Mus, Kohlbach (Kaposvar) über den Polytheismus der heidnischen Ungarn.

Aus den Vorträgen zur christlichen Religion, in deren Sektion Herr Holtzmann (Straßburg) präsidierte, sei folgendes hervorgehoben. Herr S. Fries (Stockholm) trug eine neue Deutung des „Fürst dieser Welt“ in Joh. 12, 31 vor, den er mit dem Metatron der jüdischen Theologie identifizieren wollte, was jedoch in der Debatte abgewiesen wurde. Herr Halevy (Paris) besprach drei neue Logia Jesu; Herr Linde (Jena) suchte das Leben und den Ausgang Jesu als das Ende des Kampfes zwischen Israel und Juda darzustellen. Doch wurde der Eindruck erweckt, daß auch die Beschäftigung mit biblischer Kritik kein Schutzmittel gegen Geschichtskonstruktion sei. Eine neue Deutung des altrömischen (sog. apostolischen) Symbols trug Herr Krüger (Gießen) vor. Er sucht die Entstehung aus antimarcionitischer Tendenz als des Rätsels Lösung hinzustellen, doch hat er mit seiner haarscharfen Deduktion nicht überzeugen können. Zur Kirchengeschichte sprachen noch Herr Picavet (Paris), über die beiden theologischen Grundrichtungen im 13. Jahrhundert, Herr Alphandery (Paris) über mittelalterlichen Prophetismus, Herr Jean Réville (Paris), der die Kirchengeschichte aus Beispielen vom Missionsfeld (Madagaskar) illustrierte.

Eine wichtige Prinzipienfrage erörterte Herr Furrer (Zürich): über den Wert der Religionsgeschichte für den christlichen Glauben. Ebenso wie der temperamentvolle Jean Réville in seinem Vortrag: „L'histoire des religions et l'histoire ecclesiastique“ betonte er stark das Recht der allgemeinen Religionsgeschichte im theologischen Lehrplan, können doch weder die Urkunden der christlichen Religion noch ihre Geschichte ohne Würdigung der gesamten religiösen Erscheinungen begriffen werden. Während Herr Furrer den Gewinn betonte, der für die Theologie aus der allgemeinen Religionsgeschichte zu erwarten sei, erinnert Herr Réville an die Gefahr, die der Theologie aus ihrer Isolierung drohe.

Der Ertrag der Verhandlungen war zweifellos für die Einzelforschung nicht gering. Wichtiger noch scheint mir die Bedeutung der Tagung für die Theologie. Wie Kirche vom Staate, so löst sich, wenn wir richtig sehen, allmählich die Gotteswissenschaft von der universitas litterarum los. Symptome finden sich überall. Für die christliche Theologie dürfte es eine Lebensfrage sein, ob sie willig und imstande sein wird, sich der allgemeinen religionsgeschichtlichen For-

[1]) Die innere Verwandtschaft der Erlösungsreligionen, des Brahmanismus, Buddhismus und des Christentums, suchte Hr. Deussen (Kiel) nachzuweisen. Doch dürfte der gute Geist der Toleranz einem optimistischen Unionismus zu viel Raum gewährt haben.

schung zu bemächtigen, wie dies in der Schweiz und in Paris schon lange geschieht. Die deutsche Theologie steht noch zum größten Teil abseits; auf die prinzipiellen Gründe, die geltend gemacht werden, kann ich nicht eingehen. Ich schließe mit den Worten Jean Révilles, die mir die Situation richtig zu zeichnen scheinen: La théologie sera universaliste — ou elle ne sera pas.

Dr. Heinrich Weber.

Bücher und Zeitschriften.

Reden und Vorträge von Dr. Julius Stiefel Professor am Eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich. Zürich, Albert Müllers Verlag. 1904.

Deutsche Bücher von ähnlichem Titel und Inhalt treten gewöhnlich der äußeren Gestalt nach sehr stattlich in die Welt. Das vorliegende ist ein ganz kleines, dünnes Bändchen, das auf 172 Seiten acht Abhandlungen enthält. Meistens ganz kurze. Nur die über „Schillers Wilhelm Tell", „Jeremias Gotthelfs Erzählungen und Bilder aus der Schweiz" und „Die erzieherischen Ideen in Gottfried Kellers Dichtungen" sind von etwas größerem Umfang. Von diesen ist die Würdigung Gotthelfs ganz vorzüglich und es ist dem Verfasser ebensowohl gelungen, die wesentlichsten Seiten in der literarischen Physiognomie des großen Volksschriftstellers hervorzuheben, die pädagogischen Absichten, von denen er in allen seinen Erzählungen ausgeht, den Humor und die Komik, wie er auch in knappen Zügen eine Anzahl der Bücher Gotthelfs nach Inhalt und Hauptfiguren zu charakterisieren gewußt hat. „Uli der Knecht" wird merkwürdigerweise nur in einer Fußnote erwähnt. Treffende und warme Worte findet der Verfasser auch bei der Behandlung der Werke Gottfried Kellers nach ihrem erzieherischen Werte, und es hat uns besonders gefreut, daß er auch dem oft verkannten Martin Salander gerecht geworden ist. (Es sei übrigens bei dieser Gelegenheit ein Schriftchen von Dr. Rudolf Fürst erwähnt, das unter dem Titel „Martin Salander" eine recht gute Charakteristik von Kellers vaterländischem Torsoroman enthält.) Stiefel, der sich mehrfach an die in diesem Blatte erschienene, in „Altes und Neues" wieder abgedruckte Artikelserie Friedrich Vischers über Gottfried Keller anlehnt, findet über diesen die folgenden schönen Worte: „Mit unversieglicher Kraft und Fülle der Komik zeichnet er eine Narrenwelt hin, wie sie so reich und ergötzlich nur noch bei Cervantes, Shakespeare und in den alten Schwankbüchern an uns herantritt. Wie Gottes ewige Sonne durchbricht des Dichters Humor immer wieder die Sturmwolken der Finsternisse, und seine innerste Empfindung für die Menschen, welche auf Irrwegen schreiten, ist der unerschütterliche Glaube an die Wiederaufrichtung der Gefallenen, der erzieherische, belehrende, bessernde, zur Umkehr bewegende Trieb, der edle Drang, einen Menschen aus tiefster Gesunkenheit wieder emporzuheben". Uebrigens trägt die Sammlung zum großen Teil die Merkmale ihrer Entstehung in einer ihre Wirkung etwas beeinträchtigenden Weise. Das gesprochene Wort wendet sich an das Ohr und manches kann da begeistern und fortreißen, was, einmal gedruckt, vor dem kritisch nüchternen Auge nicht bestehen kann. Namentlich bei Grab- und Gedächtnisreden liegt ja die Versuchung nahe, in einen etwas zu hohen Ton zu fallen. Bei diesen hätte vor der Drucklegung manches beseitigt oder geändert werden sollen, was nur für den feierlichen Augenblick bestimmt war. Das ist uns besonders bei der Rede auf Johannes Scherr aufgefallen, während diejenige auf Gottfried Keller die Bedeutung des großen Dichters und Menschen nicht in dem Maße erschöpft wie etwa der obenerwähnte Aufsatz. Auch der Vortrag über Wilhelm Tell hätte im Ton etwas vereinfachter gestaltet werden sollen. Der Verfasser bekämpft darin auch die geistvollen Einwendungen Börnes gegen den Charakter des Tell, ohne daß ihm deren Widerlegung gelungen wäre. Vielleicht hätte auf die unvergängliche politische Bedeutung von Schillers Tell als Einigungsband zwischen Deutschen und Schweizern etwas mehr Nachdruck gelegt werden dürfen. Erwähnt seien noch kurz die tüchtigen Arbeiten über den trefflichen Tiermaler Koller und den Dichter Jakob Frey. Jedenfalls beweist das Büchlein aufs neue, welch wackeren und wirksamen Anteil die Schweiz an dem deutschen Geistesleben hat. Und auch unter dem Nachwuchs ist viel frische und gediegene Kraft vorhanden.

S. S.

Volksheilstätten für Nervenkranke. Von Dr. Westermann. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1903.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß für die Lungenkranken der mittleren und unteren Stände wesentlich besser gesorgt ist als für die Nervenkranken. Für erstere stehen 20,000 Plätze in 80 Heilstätten zur Verfügung, für letztere nur das bekannte Haus Schönow mit 80 Betten. Möbius hat ganz recht, wenn er sagt: „Wenn der Patient Glück hat, wird er geisteskrank, denn dann sorgt der Staat für ihn". — Mit eindringlichen Worten verlangt Determann, daß endlich auch für die Nervenkranken gesorgt wird, aber ebenso eindringlich haben schon viele andere vor ihm gesprochen — und es ist beim alten geblieben. Den Geisteskranken und den Tuberkulösen fürchtet man, Irrenanstalten und Heilstätten für Lungenkranke verdanken ihre Entstehung nicht der Nächstenliebe, sondern der Furcht vor dem Nächsten. Und da man den Nervösen nicht fürchtet, so hat man nichts für ihn übrig."

m.

Allgemeine Rundschau.

Die Reinigung von Wasser durch Sonnenstrahlen.

c. t. Die Gesundheitsbehörde des Staates Massachusetts hat eine Reihe beachtenswerter Versuche unternommen, um die Wirkung von Wärme und Sonnenlicht auf die Organismen im Wasser, das durch Abfallstoffe verunreinigt ist, festzustellen. Der für Kanalisationswasser typische Keim ist der Colonbacillus, dessen Häufigkeit in einer Wasserprobe von bestimmter Menge geradezu als Maßstab für die Verunreinigung betrachtet werden kann. Der noch bedenklichere Typhusbacillus wird häufig in Begleitung des Colonbacillus gefunden, und diese beiden kleinen Wesen zeigen eine merkwürdige Aehnlichkeit in ihrer Widerstandskraft gegen ungünstige Einwirkungen. Röhren mit gleichen Mengen giftiger Kulturen dieser beiden Bakterienarten wurden der Reihe nach für je fünf Minuten verschiedenen Temperaturen ausgesetzt und dann auf die Zahl der lebensfähig gebliebenen Bakterien geprüft. Bei Temperaturen von 30 bis 40 Grad nahmen beide Arten allmählich an Zahl ab, der Typhusbacillus schon bis zu 88, der Colonbacillus nur bis zu 80 vom Hundert. Bei 50 Grad waren dagegen die Colonbacillen sämtlich abgetötet, während die Typhuskeime teilweise bis zu 55 Grad aushielten und noch etwa ein halbes Dutzend von ihnen sogar darüber hinaus leben blieb. Bei Temperaturen bis zu 80 Grad waren überhaupt nur noch ganz wenige Keime vorhanden, und bei 85 Grad konnte das Wasser als vollständig keimfrei betrachtet werden. Diese Temperaturgrenze für die Lebensfähigkeit der Bakterien ist immerhin etwas höher, als man bisher gewöhnlich angenommen hat. Durch das Sonnenlicht hingegen wurden beide Bakterienarten schnell vernichtet; im allgemeinen war eine Bestrahlung von 31 bis 60 Minuten dafür genügend, wenn die Bakterien in einer dünnen Schicht ausgebreitet wurden. Von den Typhusbacillen wurde der allergrößte Teil, nämlich 96 bis 99 v. H., schon in einer halben Stunde durch die Einwirkung von direkten Sonnenstrahlen abgetötet, und der Einfluß auf den Colonbacillus war ein ganz ähnlicher. Die neuen Experimente haben auch die schon früher beobachtete Tatsache bestätigt, daß immer einige Keime übrig bleiben, die den vernichtenden Einflüssen des Lichtes und der Wärme einen recht zähen Widerstand entgegensetzen. Daß aber die Sonnenstrahlen im großen und ganzen eine ungeheuere Macht auf die Befreiung des Wassers von Krankheitskeimen ausüben, beweist die sogenannte Selbstreinigung der Ströme, die namentlich in Erdgebieten beobachtet wird, wo eine starke und regelmäßige Sonnenbestrahlung stattfindet. Sogar die großen Flüsse Nord-Indiens, die wie besonders der Ganges in unerhörter Weise verunreinigt und zu Trägern der

schlimmsten Krankheiten gemacht werden, reinigen sich verhältnismäßig schnell davon, wenn ihnen nur einigermaßen Raum und Zeit dazu gelassen wird.

Kleinere Mitteilungen.

* **Archäologisches.** In der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Inschriften legte, so wird der Vossischen Zeitung gemeldet, Clermont-Ganneau eine Isis-Statuette vor, welche den kleinen Horos hält. Dieser in Aegypten gefundene und von dem Leiter des Kairener Museums, G. Maspero, übersandte Gegenstand ist durch seine Aufschrift sehr wichtig. Denn auf der Rückseite steht in semitischer Sprache geschrieben, daß ein gewisser Gersaphon das Astartebild geweiht habe. Dadurch ist nämlich das gewonnen, daß die ägyptische Göttin Isis der phönikischen Astarte gleichgesetzt wurde. — In derselben Sitzung berichtete Theophile Homolle über ein Mosaik aus Delos, wo augenblicklich die Franzosen wieder graben. Es stellt den Dionysos mit dem Thyrsos und auf einem Tiger reitend dar. Homolle erblickt in dem wohlerhaltenen Bilde einen Kunsttypus etwa des 3. Jahrhunderts n. Chr., der bis jetzt noch nicht bekannt ist.

C.K. **Die Wiederherstellung der Turiner Bibliothek.** Pater Ehrle, der Leiter der vatikanischen Bibliothek, befand sich in der letzten Zeit in Turin, wo die Verwalter der berühmten Bibliothek, der durch den Brand in der Nacht vom 26. Januar schwerer Schaden zugefügt worden ist, seinen Rat über die Mittel eingeholt haben, wie man einige der durch Wasser und Feuer beschädigten Manuskripte wiederherstellen könnte. Er hat ihnen sehr nützliche Fingerzeige über die verschiedenen Verfahren gegeben und ihnen den geschickten Arbeiter, der für seine Bibliothek arbeitet, „geliehen“. Die Akademie der Wissenschaften in Turin hat außerdem von dem Unterrichtsminister die nötigen Mittel erbeten, sieben der wertvollsten Manuskripte photographisch reproduzieren zu lassen. Die Photographie hat übrigens einige berühmte Manuskripte für die Wissenschaft gerettet. Eine große Zahl der zerstörten Miniaturen waren in der großen Publikation von Carta, Cipolla und Frati reproduziert worden. Die „Heures de Turin“ sind verloren, aber man findet die Photographien in dem einzigen Exemplar der schönen Publikation wieder, die Leopold Delisle zu seinem Jubiläum geschenkt wurde. Der Brand von Turin hat aber auch in anderen Ländern Wirkungen ausgeübt. So wurde in der französischen Abgeordnetenkammer ein Antrag gestellt, 100,000 Fr. der Académie des inscriptions et belles-lettres zu überweisen, um die wichtigen Manuskripte der französischen Museen photographieren zu lassen.

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Wie der Frankfurter Zeitung gemeldet wird, ernannte die evangelisch-theologische Fakultät der hiesigen Universität den außerordentlichen Professor in Basel Lic. Alfred Bertholet, der jüngst seinen 70. Geburtstag feierte, zum Ehrendoktor.

* **Aachen.** Dem etatsmäßigen Professor der Hütten- und Maschinenkunde an der hiesigen Technischen Hochschule F. Lüders ist die nachgesuchte Entlassung aus seinem Lehramt erteilt worden.

h. c. **Bonn.** Der Senior der evangelisch-theologischen Fakultät an der hiesigen Universität, Professor für alttestamentliche Theologie Dr. theol. Adolf Kamphausen, vollendet am 10. September das 75. Lebensjahr. Der um die Berichtigung von Luthers deutscher Bibelübersetzung sehr verdiente Gelehrte hat vor einem halben Jahrhundert seine akademische Tätigkeit begonnen. Zuerst Privatdozent in Bonn, folgte er alsbald (1856) einem Rufe als Privatsekretär und Mitarbeiter am Bibelwerke Bunsens nach Heidelberg. Dortselbst habilitierte er sich im Herbst desselben Jahres. 1859 siedelte er mit Bunsen nach Bonn über, wurde hier 1863 außerordentlicher und 1868 ordentlicher Professor. Seit 1899 ist er von der Verpflichtung zur Abhaltung von Vorlesungen entbunden. Kamphausen stammt aus Solingen. 1867 verlieh ihm die Universität Halle das Ehrendoktorat der Theologie.

h. c. **Hannover.** Zum Nachfolger von Prof. Prandtl, der H. Lorenz' Professur in Göttingen übernimmt, und zum etatsmäßigen Professor für Mechanik in der Abteilung für Maschinen-Ingenieurwesen der hiesigen Technischen Hochschule ist der kgl. Regierungsbaumeister Moritz Weber in Nikolassee bei Berlin berufen worden. Weber wirkte bereits in Hannover als Assistent vom 1. April 1895 bis 30. September 1898.

h. c. **Leipzig.** Der außerordentliche Professor für orientalische Sprachen an der hiesigen Universität Dr. phil. Paul Schwarz ist vom 1. Oktober 1904 ab auf die Dauer von zwei Jahren an das Seminar für orientalische Sprachen der Berliner Universität berufen worden.

* **Berlin.** Den ständigen Mitarbeitern bei dem Meteorologischen Institut in Berlin Dr. Karl Kaßner und Dr. Johannes Edler ist das Prädikat „Professor“ beigelegt worden.

* **Wien.** Die Professoren Dr. H. H. Meyer in Marburg und Dr. J. Moeller in Graz, die vom Wiener medizinischen Professoren-Kollegium primo et unico loco für die Lehrkanzeln der Pharmakologie und Pharmakognosie vorgeschlagen wurden, haben Wiener Blättern zufolge die Berufung angenommen.

* **Modena.** Der außerordentliche Professor für pathologische Anatomie an der hiesigen Universität T. Carbone ist, erst 41jährig, an den Folgen des Maltafiebers gestorben, das er sich beim Studium über die Art der Uebertragbarkeit dieser Krankheit zugezogen hatte.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Max Dittrich: Karl May und seine Schriften. Eine literarisch-psychologische Studie für Mayfreunde und Mayfeinde. Dresden 1904. C. Weiskes Buchhandlung (Gg. Schmidt). 127 S. — Karl Heine: Herren und Diener der Schauspielkunst. Dramaturgische Wägungen und Erwägungen. Hamburg. Johannes Kriebel. 45 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Ueber den Verbleib der Ostgoten.

Von O. v. Pillement, Major z. D.

Die Geschichte des Gotenkrieges in Italien verdanken wir in der Hauptsache Procop,[1]) welcher an diesem Krieg persönlich bis nach Ravennas Fall teilgenommen und auch den weiteren Verlauf desselben als urteilsfähiger Zeitgenosse verfolgt und geschildert hat. Lebendig, anschaulich und richtig beschreibt Procop diesen Krieg, zu dramatischer Höhe erhebt sich seine Darstellung des letzten großen Kampfes der Ostgoten am Mons Lactuarius; leider schließt hiermit seine Berichterstattung. Procop hat den Beweis erbracht, daß es Byzantiner gegeben hat, welche dem Feinde die Ehre und der Wahrheit das Recht gelassen haben.

Felix Dahn hat seinerzeit die Geschichte der Goten in die Herzen der deutschen Jugend geschrieben und sagte unter anderem: „Der gotische Stamm war einer der begabtesten und bildungsfähigsten deutschen Stämme“, und bezüglich des Unterganges der Ostgoten: „. . . In diesem alsbald ausbrechenden und mit kurzen Unterbrechungen über zwanzig Jahre fortgeführten Kriege hat das edel begabte Volk Theodorichs höchstes Heldentum bewährt, welches seinen Untergang verklären, aber nicht abwenden konnte.“ Es erscheint wunderbar, daß solch ein Volk so wenig Spuren hinterlassen haben soll! Manches läßt sich auf Narses' Vernichtungstaktik, auch auf das Verhängnis der Goten, Arianer gewesen zu sein, zurückführen; vieles mag daran liegen, daß die Goten außer ihrer Muttersprache auch der römischen Volkssprache mehr oder minder mächtig gewesen sind; alles aber läßt sich aus dem Vorgesagten nicht erklären, bei der Rasse, welche diesem ostgermanischen Volksstamme in hohem Grade eigen war; haben doch die in der Krim zurückgebliebenen Volksgenossen ihre Sprache sich unter den Tataren bis vor 300 Jahren erhalten, lebt doch das Andenken Dietrichs von Bern in wunderbarer Kraft fort, einverwoben in die schönsten deutschen Heldensagen!

Wohl ist es einleuchtend, daß nach den furchtbaren Verlusten bei Taginae und am Vesuv, nach dem Falle zweier Könige und der Uebergabe des Königsschatzes zu Cumae die Königsherrlichkeit der Goten zu Grabe gehen mußte. Das tief eingewurzelte, die allgemeine Stammeszusammengehörigkeit noch überragende Sippengefühl aber mußte dahin führen, daß genossenschaftsweise bei befreundeten Völkern die Gotenreste weiter bestehen konnten, sofern sie nicht in ganz ungünstige Verhältnisse geraten sind. Hervorgehoben muß schon jetzt werden, daß die Schlacht am Vesuv oder richtiger am Mons Lactuarius nicht das gewesen ist, was man gemeinhin annimmt, nämlich eine Vernichtungsschlacht.

*

Ehe wir auf diese Schlacht eingehen, müssen wir einige Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Goten und Franken einschalten.

Die Franken trieben zu jener Zeit Politik „à deux mains“ und fischten im Trüben. Mit großer Bereitwilligkeit hatten sie zu Beginn des Krieges (535) Justinian ein Bündnis zugesagt. Die Griechen hatten nicht gespart an Gold und schönen Worten und sich zu der Behauptung verstiegen, der gemeinschaftliche Haß gegen die arianische Ketzerei verbünde beide Teile. Gegen Gold und Abtretung der Provence erhielten die Goten im folgenden Jahre von den Franken das Versprechen heimlicher Unterstützung durch fremde Hilfstruppen. Im Jahre 538 unterstützten dementsprechend 10,000 Burgunden die Goten bei der Belagerung von Mailand.

Um diese Zeit geben die Goten die in Rätien befindlichen Alemannen den Franken preis, so daß sich deren Macht nunmehr auch in die Gegenden südöstlich des Bodensees erstreckte. Diese Nachricht ist insofern belangreich, als ersichtlich wird, daß das von Theodorich einst geschaffene gotische Herzogtum beider Rätien (Rätien und Noricum) sich fortan in der Hauptsache nur mehr auf Noricum beschränkte. Den Franken dürften östlich des Bodensees die Gegenden zugefallen sein bis einschließlich des Reschen Scheideck-Passes, über welchen die alte Handelsstraße von Schwaben nach Italien führte und dessen Anwohner noch heute Schwäbisch sprechen. Damit waren die Franken in den Besitz jener Verbindung nach Italien gelangt, auf Grund welcher sie sich bald darauf in Venetien festsetzen konnten.

Als im Jahre 539 den Franken beide kriegführende Parteien hinlänglich geschwächt erschienen, fielen sie mit starker Macht in Norditalien ein, schlugen erst bei Ticinum (Pavia) die ahnungslosen Goten und bald darauf auch die Griechen. Procop nennt bei dieser Gelegenheit die Franken das wortbrüchigste aller Völker, die Goten hatten das Vertrauen zu den Franken gleichfalls eingebüßt und warfen sich in die Arme Belisars. Durch Seuchen zum Rückzuge veranlaßt, hinterließen die Franken trotzdem Besatzungen unter Bucilin, Haming und Lautecher in zahlreichen norditalischen Städten und Kastellen, im Ligurischen, den cottischen Alpen und hauptsächlich in Venetien, woselbst den Goten nur eine Anzahl fester Plätze, den Griechen der schmale Küstensaum verblieb.

Zu Totilas Zeit trafen Franken und Goten ein Abkommen, daß, so lange der Krieg mit Byzanz dauere, vorläufig jeder behalten solle, was er in Händen habe. Dieser Besitzstand der Franken in Norditalien dürfte die Ursache

[1]) Procop: Gotenkrieg, übersetzt von Dr. D. Coste.

gewesen sein, daß dort die Goten nicht so rasch und gründlich vernichtet werden konnten, wie in Mittel- und Süditalien.

* *

Im zeitigen Frühjahr 552 brach Narses mit einem gewaltigen, völkergemischten Heere und ungemein reich versehen mit Geldmitteln[2]) von Salona in Dalmatien gegen die Goten auf. An der Grenze Venetiens angelangt, wurde Narses der Durchzug von den Franken verweigert; letztere müssen demnach eine achtunggebietende Macht versammelt gehabt haben. König Totilas Bruder Teja stand zu dieser Zeit mit dem Kern des gotischen Heeres richtigerweise in Norditalien, stark verschanzt bei Verona und in den unwegsam gemachten sumpfigen Po-Niederungen, wohl vorbereitet zur Verteidigung, aber nicht mobil genug oder zu schwach zum Angriff.

König Totila befand sich in Rom, er traute wohl den Römern nicht recht. Das Heer, welches er bei sich hatte, dürfte kein rein gotisches mehr gewesen sein. Der Königsschatz lagerte nur zum kleinen Teile im Norden, in Ticinum; in der Hauptsache lag er merkwürdigerweise im Süden, in der starken Bergfeste Cumae, wo man ihn wahrscheinlich vor den Franken sicher glaubte.

Narses hatte seinen Plan, durch Venetien zu marschieren, aufgegeben und drang mit seinem Heere, dem schmalen venetianischen Küstenstreifen entlang, welcher noch griechisch war, nach Süden vor, gegen Ravenna, welches in Händen der Griechen verblieben war seit der Uebergabe durch Wittichis.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen war Totila von Rom aus gegen Narses aufgebrochen, unterwegs den größten Teil von Tejas Heer an sich ziehend. Im Picenischen, im Apennin, kam es zu der Schlacht von Taginae. König Totila, dessen Genius und edles Beispiel das Volk der Goten noch einmal emporgetragen hatte auf die Höhen der Menschheit, sank in der Blüte der Jahre in dieser Schlacht und mit ihm der Goten Glück und Stern. Lichtumflossen bleibt sein Andenken, vorbildlich für andere ist sein Tun geworden!

Die Goten, welche nach dieser Schlacht über den Po entflohen waren — der Schwerpunkt ihrer Volkskraft lag eben im Norden — wählten in Ticinum, wo ein Teil des Schatzes lag, Teja zum König.

Während Narses das schwachbesetzte Rom belagerte und einnahm, ordnete und übte Teja in einer Zeit, welche kaum zwei Monate betragen haben kann, ein neues Gotenheer und suchte vergeblich ein Bündnis mit den Franken abzuschließen. Dreihundert römische Geiseln, welche der König nördlich des Po vorfand, wurden hingerichtet; fortan wurde der Krieg grausam, bis zur Ausrottung geführt, nicht zum wenigsten litten unter ihm die unglücklichen Bewohner des Landes, die Italer.

Im übrigen ergibt sich aus der geschilderten Lage, daß die Goten zu Anfang des Kriegsjahres ganz richtig den Schwerpunkt der Kriegsführung nach Norden zu legen versucht hatten, ebenso wie späterhin nach der Schlacht von Taginae. Schon die Westgoten haben seinerzeit bei den Kämpfen in Italien das Bestreben gezeigt, sich den Ausgang aus Italien freizuhalten.

Die überraschend schnelle Aufstellung eines neuen, rein gotischen Heeres in Norditalien läßt einerseits vermuten, daß bei Taginae nicht sämtliche Streitkräfte Tejas gekämpft haben, andererseits aber beweist sie, daß der Norden ein ergiebiger Aushebungsbezirk für gotische Krieger gewesen sein muß. In der Tat hatte das gotische Volkstum in Norditalien und angrenzenden Teilen von Noricum und auch Rätien am tiefsten Wurzel gefaßt, in Mittelitalien müssen die Aemilia, Tuscien und auch Picenum noch erwähnt werden, während im Süden sich im allgemeinen nur gotische Besatzungen in den Städten und Kastellen des Landes befunden haben.

[2]) Den Soldaten in Italien konnte man die Rückstände ihres Soldes bezahlen, ja sogar zu Totila Uebergelaufene wurden durch klingende Mittel zurückgewonnen.

Der Königsschatz der Goten lag, wie schon erwähnt, in der starken Bergfeste Cumae, westlich Neapel; Aligern, des Königs tapferer Bruder, befehligte die dortige Besatzung. Ein Königtum ohne Königsschatz war für germanische Begriffe ein Unding, vom Besitze des Schatzes zu Cumae hing für die Goten die Erhaltung des Königtums und damit auch die eines starken Volkstums ab. Diesen Erwägungen entsprechend und angesichts der Gefahr, in welcher sich der Schatz befand — Narses ließ Cumae bereits belagern — handelte Teja.

Der König brach mit seinem Heere plötzlich und unvermutet vom Po auf und zog nach Süden. Vergeblich entsandte Narses von Rom aus Streitkräfte nach Norden, nach Tuscien, um sich den anrückenden Goten vorzulegen. König Teja täuschte die Griechen, unbemerkt gelang es ihm, weit links (östlich) auszubiegen und alsdann längs der Küsten des adriatischen Meeres nach Süden, gen Campanien, zu ziehen.

Hieraus aber erhellt, daß das gotische Heer nicht seine gesamte fahrende Habe mit sich geführt hat, sonst wäre es nicht geglückt, einen derartigen Gewaltmarsch, und noch dazu in seinem Ansatze unbemerkt, auszuführen. Alles irgendwie Entbehrliche, selbstverständlich aber die Familien hat man nördlich des Po in Sicherheit zurückgelassen. Auf die Kunde von den Bewegungen der Goten brach Narses von Rom auf und es gelang ihm, auf dem kürzesten Wege nach Süden eilend, noch Cumae zu decken und damit den Gefechtszweck der Goten zu vereiteln.

Am Fuße des Vesuvs bei Nuceria am Sarno trafen sich beide Heere und standen sich zwei Monate gegenüber. Diese Tatsache zeigt, daß das gotische Heer nicht schwach gewesen sein kann, sonst hätte der übermächtige Narses früher mit demselben aufzuräumen versucht.

Die Lage der Goten wurde, nachdem sie ihre Flotte und damit die rückwärtige Verbindung verloren hatten, unhaltbar. Sie zogen sich in eine festere Stellung am Mons Lactuarius zurück, gingen aber bald darauf plötzlich zum Angriff über, in der Erwägung, es sei besser, in der Feldschlacht als elenden Hungers zu sterben. Procop beschreibt uns diese höchst denkwürdige Schlacht und den Heldenmut eines Mannes, der in keiner Beziehung einem der sogenannten Heroen nachstehe.

*

Der Zweck dieser Zeilen ist, den Verbleib der Ostgoten festzustellen; nur unter diesem Gesichtspunkt seien hier Betrachtungen über die Schlacht am Milchberg und deren Folgen angestellt.

Procop berichtet unter anderem: Die Goten stachelte ihre verzweifelte Lage zur Tapferkeit an; die Römer leisteten ihnen, obwohl sie ihre Verzweiflung bemerkten, mit allen Kräften Widerstand, da sie sich schämten, dem schwächeren Gegner zu weichen.[3]) Beim Wechseln des mit zwölf Speeren gedeckten Schildes ersah nach langem Kampfe der Held Teja die Walküre, ein Speer traf die ungeschützte Brust, er sank sogleich tot zu Boden. Einige Römer steckten das abgeschlagene Haupt des Königs auf eine Stange und zeigten es den Goten, damit sie in Verzweiflung den Kampf aufgäben. Die Goten aber taten dies keineswegs, sondern kämpften bis zur Nacht, blieben diese unter Waffen und fochten den ganzen nächsten Tag erbittert weiter in dem vollen Bewußtsein, ihren letzten Kampf zu kämpfen.

Zuletzt — so berichtet uns Procop, welcher leider nicht Ohren- und Augenzeuge gewesen ist — schickten die Barbaren einige ihrer Vornehmeren an Narses und ließen ihm sagen, sie hätten wohl gespürt, daß Gott wider sie sei — sie fühlten, daß eine unüberwindliche Macht ihnen gegenüberstehe.

Im übrigen wollten — kurz gesagt — die Goten nicht Untertanen des Kaisers werden, sondern bei irgendwelchen befreundeten Völkern in Freiheit leben. Sie baten um friedlichen Abzug und Ueberlassung der Gelder als Weg-

[3]) Nach Dr. Costes Uebersetzung.

zehrung, welche jeder für sich früher in den Kastellen Italiens aufgespeichert hatte.

Johannes soll Narses zugeredet haben, diese Bitte zu gewähren und nicht den Mut der Verzweiflung auf die Probe zu stellen, der nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner noch verhängnisvoll werden könne.

Schließlich wurde abgemacht, die übrig gebliebenen Barbaren sollten mit all ihrer Habe sofort[4]) ganz Italien meiden und unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer tragen.

Mittlerweile brachen 1000 Goten aus dem Lager hervor und begaben sich nach Ticinum und den Ortschaften jenseit des Po; die übrigen beschworen sämtlich den Vertrag. Das ist eine recht seltsame Kunde; 1000 Mann sollen ohne Vertrag durch ganz Italien unbehelligt abgezogen sein!

Procop schließt seine Geschichte nunmehr kurz mit den Worten: Auf dieselbe Weise nahmen die Römer auch Cumae und alle übrigen Ortschaften.

Es ist ein verhängnisvoller Entschluß der Goten gewesen, den Schatz von Cumae retten zu wollen. Wohl beruhte auf seinem Besitz der Bestand eines machtvollen Königs und einigermaßen gesicherten Volkstums, aber alles auf eine Karte setzend, ohne hinreichende Verbindung mit den rückwärtigen Hilfsquellen des Landes, hat man einen Streich gewagt, welcher zum Untergange von König und Volk geführt hat. König Teja sühnte seinen Irrtum; ein einzelner Mann kämpfte für ein ganzes Volk mit beispielloser Ausdauer, Kraft und Gewandtheit, verbunden mit einem Heldenmut, welcher aller Herzen entflammte. Das abgeschlagene Haupt des Königs, von den Griechen auf eine hohe Stange gesteckt und gegen die Goten getragen, mußte zum Fanal werden für den Ausbruch einer ungeheueren Erbitterung, dem Tode war der Stachel genommen, der seit Monaten umschließende byzantinische Ring wurde gesprengt.

Freier Abzug wurde den ausgebrochenen wie den noch fechtenden Goten gewährt, auf den Eid hin, Italien verlassen und nicht wieder gegen Byzanz kämpfen zu wollen. Der Vertrag hat während des Durchbruches der Goten seinen Abschluß gefunden, der Weg über Ticinum ist der von den Griechen bestimmte gewesen, er führte direkt aus Italien hinaus, die schon durchgebrochenen Goten wurden in den Vertrag mit eingeschlossen. Narses wird bezüglich des Abzuges der Goten ähnliche militärische Sicherheitsmaßregeln getroffen haben, wie nach der Schlacht von Taginae gegenüber den unbequem gewordenen Langobarden, welche unter Eskorte Italien verließen.

•

Der Vertrag vom Mons Lactuarius scheint für die übrigen in Italien befindlichen Goten keine Geltung gehabt zu haben, wenn auch Procop sagt, auf dieselbe Weise nahmen die Griechen auch Cumae und alle übrigen Ortschaften. Vielleicht hat man diese Frage nicht ohne Absicht dunkel gehalten, um gegenüber den führerlosen Goten nach dem Grundsatze divide et impera verfahren zu können. Im übrigen hören wir von keinem weiteren Fall, in welchem den Goten freier Abzug gewährt worden ist; lediglich ihrer schönen Augen halber hat man ihnen denselben am Mons Lactuarius sicherlich nicht zugestanden.

Der beschworene Vertrag scheint eingehalten worden zu sein, wir hören von den Goten, welche am Vesuv gefochten haben, überhaupt nichts mehr. Agathias, dessen Historien, die Fortsetzung des Krieges in Italien enthaltend, nur mit Vorsicht zu benützen sind, berichtet, die Goten vom Vesuv hätten einen Vertrag dahin geschlossen, daß sie ihre eigenen Güter bewohnen und dem römischen Kaiser untertan sein sollten. Nach ihm haben die Goten sich in ihre alten Wohnsitze zurückbegeben und entgegen dem Vertrag an Empörung und Bündnis mit den Franken gedacht.

[4]) Also kann es sich wohl nur um jene Habe gehandelt haben, welche die Goten bei sich führten.

Die ganze Sache ist recht durchsichtig: um die Goten in das Unrecht zu setzen und der byzantinischen grausamen Vernichtungstaktik ein Mäntelchen umzuhängen, hat man einfach einen anderen Vertrag erfunden. Procop hatte wohl mehr als einen Grund, seine Geschichtschreibung mit den Ereignissen am Vesuv enden zu lassen.

•

Nach dem Abzuge der Goten bestürmte Narses das feste Cumae, dessen tapfere Besatzung unter des Königs Bruder Aligern die Angriffe blutig zurückschlug. Da sich zeigte, daß der Platz mit stürmender Hand nicht zu nehmen war, ließ Narses ein Einschließungskorps zurück und wandte sich nach Norden. Vom Etschtal her war noch im Herbst des Jahres 552 ein neues Gewitter über Italien aufgezogen, die Franken und Alemannen unter den Herzogen Leutharis und Butilin hatten bereits den Po zu überschreiten sich angeschickt. Auf dem Marsche durch Tuscien fielen Narses meist ohne Kampf die Städte und Kastelle zu, so Florenz, Pisa, Civitavecchia und viele andere. Lucca, in welchem bereits ein Franke den Befehl führte, mußte von Narses drei Monate belagert werden. Plündernd ergossen sich inzwischen Horden der Griechen und Heruler unter Phulkaris in die von Goten zahlreich bewohnte Aemilia, wurden aber bei Parma von Butilin überrascht und geschlagen.

Man erzählt, die Goten hätten zu dieser Zeit Butilin die Königskrone angetragen und dieser wäre auch nicht abgeneigt gewesen. Agathias schreibt in seiner Art, die Goten hätten offen das Bündnis gebrochen und sich den Barbaren angeschlossen, denen sie sich verwandt fühlten.

Gegen Ende des ereignisvollen Jahres 552 übergab Aligern freiwillig Cumae und den Königsschatz. Die Gründe für dieses unerwartete Handeln Aligerns haben wohl in erster Linie in der Erkenntnis gelegen, daß Cumae ohne Unterstützung von außen nicht mehr lange zu halten sei. Das Angebot des Narses für die sofortige Uebergabe des Platzes dürfte kein geringes gewesen sein, denn schon waren die Franken nach demselben im Anmarsch. Den Franken aber mißtraute Aligern, und Butilin als präsumtiver Gotenkönig mußte ihm unsympathisch sein. Dementsprechend übergab er nicht bloß Feste und Schatz, sondern trat, reich beschenkt und geehrt, zum Gegner über. Narses entsandte ihn sogleich nach Cäsena, woselbst die Franken vorüberzogen, damit sie bei seinem Anblick sich überzeugten, daß der Zug nach Cumae vergeblich sei. Von der Mauer herab verspottete sie Aligern mit den Worten, daß sie sich vergeblich angestrengt hätten und daß die Römer den Schatz und die Abzeichen der gotischen Königsherrschaft in Händen hätten und, selbst wenn noch ein neuer Gotenkönig erwählt werden sollte, ihm die ehrenden Abzeichen seiner Würde fehlten und er sich mit dem einfachen Soldatenkleid und dem Aussehen eines gewöhnlichen Mannes begnügen müßte.

Im folgenden Jahre plünderten die Franken und Alemannen unter Leutharis und Butilin Italien bis in die Südspitzen; Rom ließen sie zur Seite liegen. Reich mit Beute beladen, wandte sich Leutharis' Heer schließlich der Heimat zu, bei Ceneta in Venetien läßt Agathias Führer und Heer an einer Seuche umkommen, während Paulus Diakonus berichtet, Leutharis sei am See Benacus[5]) auf der Heimkehr eines natürlichen Todes gestorben. Die rückwärtigen Verbindungen der bald aus Venetien verdrängten Franken lagen also bereits nach Norden hin, etschtalaufwärts. Butilin, der präsumtive Gotenkönig, rüstete in Süditalien zum Krieg und setzte sein Heer in Marsch auf Rom. Bei Capua, am Volturno, kam es zur Schlacht, in welcher Butilin schließlich eine vernichtende Niederlage erlitt.

Es ist bemerkenswert, daß wir in dieser Schlacht drei Persönlichkeiten begegnen, welche möglicherweise die gotische Königskrone hätten tragen können. Am meisten ausgezeichnet in diesem Kampfe haben sich auf griechischer

[5]) Gardasee.

Seite der Gote Aligern und der Heruler Sindual. Dieser, der Führer der in griechischem Sold stehenden Herulertruppe, hatte sich kurz vor der Schlacht mit Narses entzweit, weil dieser einen vornehmen Heruler wegen Mordes hatte hinrichten lassen, und wollte sich nicht an der Schlacht beteiligen. Als es zum Treffen kam, scheuten Sindual und seine Heruler den falschen Schein der Fahnenflucht und Feigheit so sehr, daß sie als Reserve in die Schlachtordnung einrückten und den Stoß der fränkischen Phalanx zum Stehen brachten, welcher die griechischen Linien schon durchbrochen hatte.

Im übrigen hat sich Sindual mit seinen Herulern trotzdem bald darauf von den Griechen getrennt; wir werden noch von ihm hören.

Schließlich berichtet Agathias von 7000 streitbaren Goten, welche an vielen Orten mit den Franken zusammengekämpft und sich in das Kastell Campsä[6]) zurückgezogen hatten. Es handelt sich augenscheinlich um die gesammelten gotischen Besatzungen Süditaliens unter dem Führer Ragnaris, welcher vorher in Tarent und dann in Acheron in Lucanien befehligt hatte. Obgleich diese Goten im Lande zurückgeblieben und nicht mit gegen Rom gezogen waren, wurden sie nach halbjähriger tapferer Verteidigung des Platzes sämtlich nach Byzanz verschickt!

Das gesamte Volk der Goten ist nach Paulus Diakonus überwunden und (oder?) vernichtet worden.

6) Ungefähr halbwegs Neapel-Brindisi.

(Schluß folgt.)

Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern.*)

Die Studien zur Schulgeschichte erfreuen sich zur Zeit in Deutschland einer rührigen Pflege. Besondere Förderung wurde diesem bis vor kurzem äußerst stiefmütterlich behandelten Gebiete der Kulturgeschichte durch das bekannte Kehrbachsche Unternehmen zuteil. Das Verdienst des Begründers der „Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte", Prof. Dr. Karl Kehrbach in Berlin, besteht nicht allein darin, daß er den Anstoß zur Sammlung schulgeschichtlicher Dokumente gab: nicht minder wichtig erscheint uns, daß er kenntnisreiche und arbeitsfreudige Gelehrte zu gewinnen und in „Gruppen" zu vereinigen verstand, die nun nicht bloß selbst für die Sache arbeiten, sondern auch den Eifer für gleiche Betätigung in immer weitere Kreise tragen.

Nicht wenige Partien der Geschichte des Schulwesens in Deutschland erfuhren bereits durch den emsigen und gediegenen Fleiß von Mitgliedern der Kehrbachschen Gesellschaft eine neue, ungeahnte Beleuchtung. Ich erinnere nur an die in jüngster Zeit erschienene Abhandlung von Heubaum „Die Reformbestrebungen unter Julius von Massow (1789 bis 1807)",[1]) worin — wohl zu allgemeiner Ueberraschung — gezeigt wird, daß die Humboldtsche Schulreform von 1810 bereits in allem wesentlichen durch den Minister v. Massow und seine Mitarbeiter vorbereitet war. Auf der anderen Seite wurden völlig neue, bisher noch in keinem der bekannten Kompendien besprochene Gegenstände aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Licht gezogen, die nun dem zusammenfassenden Gelehrten wertvolle Unterlagen für weitere Schlußfolgerungen bieten.

Speziell die „Gruppe Bayern" der obigen Gesellschaft zeichnet sich durch anerkannte Rührigkeit aus. Ihre Mitglieder haben vorzugsweise die Zeit der letzten 130 bis 150 Jahre zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht. Denn, so interessant dieser Zeitraum ist, so wenig ist er noch aufgeklärt. Zur Probe mögen folgende Themen dienen, die sämtlich im letzten „Bayern-Heft" (= Jahrg. XIII, Heft 4 der „Mitteilungen" 1903) behandelt wurden und durchweg sehr wertvolle Beiträge zum Verständnis, sowie zur Charakteristik dieses Zeitraumes bieten: Jul. Blaul: Präsentationsrechte auf Lehrstellen an den Realschulen in Bayern; Sigm. Günther: Geographischer Unterricht an einer deutschen Hochschule des 18. Jahrhunderts; Georg Lurz: Zur Geschichte der bayerischen Schulreform in der Aufklärungsepoche; Franz Hüttner: Ueber Karl Frhrn. v. Dalberg als Vorsitzenden der Schulkommission für das Hochstift Würzburg. Die kürzlich an dieser Stelle mit gebührendem Lobe besprochene Abhandlung von Jos. Heigenmooser über Eremitenschulen in Altbayern gehört ebenfalls hierher.

Auch Prof. Brand, der derzeitige Vorstand des Bayerischen Gymnasiallehrervereins, ist Mitglied der „Gruppe Bayern" und erfuhr durch sie die Anregung zu seinen Forschungen. Er ist kein Neuling auf seinem Gebiete. Er hat in einer wertvollen Abhandlung „Ueber Vorbildung und Prüfung der Lehrer an den bayerischen Mittelschulen seit 1773"[2]) bereits den gleichen Zeitraum durchgearbeitet. Auch in der vorliegenden Abhandlung[3]) erkennt man auf Schritt und Tritt, daß er den Gegenstand beherrscht, der ein völlig neuer in seiner Art ist; denn noch nirgends in Deutschland wurde bisher der Versuch gemacht, das Gymnasialwesen unter diesem Gesichtspunkte zu behandeln. Der Verfasser hat in völlig vorurteilsfreier, maßvoller Weise den Werdegang des Standes seit 1773 auf Grund selbständiger Forschung dargestellt. Außer den zahlreichen Verordnungen hat er insbesondere alle ihm zugänglichen Broschüren, sowie sämtliche Verhandlungen des Landtags seit dessen Bestehen durchgemustert und selbstverständlich auch die vom Gymnasiallehrerverein verfaßten Schriften und Berichte, endlich, was in den Gymnasialblättern selbst zu finden war, herbeigezogen und bearbeitet.

Wenden wir uns dem Inhalt der Schrift zu, so müssen wir zunächst zusammenfassend konstatieren, daß das Bild, welches der Verfasser entwirft, kein sonderlich erfreuliches ist. Die Lehrerschaft an den Gymnasien mußte sich aus tiefer Erniedrigung allmählich emporarbeiten, und es sind erst wenige Dezennien, seit man sagen kann, daß der Gymnasiallehrerstand den anderen Ständen sich ebenbürtig zur Seite stellen durfte. Von einem „Stande", d. i. von einem homogenen Ganzen, kann man allerdings auch erst seit wenigen Dezennien reden. Es ist daher begreiflich, daß Rechte und Vorteile der anderen Stände, die bereits eine längere Geschichte haben — man denkt hier vorzugsweise an den juristischen Stand —, erst allmählich gewonnen werden konnten. Alle neu emporkommenden Stände haben naturgemäß das gleiche Schicksal gehabt. Erstaunlich bleibt immerhin, daß der Gymnasiallehrerstand auch noch, nachdem ihm die Parität mit den anderen Beamtenständen ausdrücklich seitens der Staatsregierung zugestanden war — es ist dies im Jahre 1872 geschehen und der Landtag hat sie seitdem stets anerkannt —, in die Notwendigkeit versetzt war, um Lebensbedingungen zu kämpfen, die ihm nach jenem Zugeständnis ohne weiteres und spontan hätten gewährt werden müssen. Aus Brands Darlegungen wird es klar, daß ein gewisses fatales Gesetz der Beharrung die Ursache war.

Brand nimmt das Jahr 1773 zum Ausgangspunkt seiner Abhandlung, weil in diesem Jahr der Jesuitenorden aufgelöst wurde und erst damit die Laisierung des Unterrichtswesens begann. Auch an den protestantischen Gymnasien wirkten in jenen Zeiten zumeist Theologen als Lehrer, bis sie zu einer Pfarrstelle gelangten; nur die Rektoren waren hier meist Männer, die das Lehramt sich zur Lebensaufgabe gesetzt hatten. Dieser Zustand dauerte noch lange (bis 1854) fort, da der Staat die geistlichen Lehrer wegen der größeren Billigkeit derselben vorzog und die Gehälter auf tiefster Stufe stehen ließ. Neben den Geistlichen wirkten auch Angehörige aller anderen benachbarten akademischen Stände als Professoren an Gymnasien. Thiersch wendet sich (1826) scharf gegen die Ansicht derer, die meinen, jeder, der Schulbildung

*) Eugen Brand. Die Entwicklung des Gymnasiallehrerstandes in Bayern von 1773—1904.

1) Erschienen im Jahrg. XIV Heft 3 der Mitteilungen der Gesellschaft f. d. E.- u. Sch.-G. (1904).

2) Heft IV der Texte u. Forschungen (1. Bayernheft) 1901.

3) Abgedruckt in „Blätter für das Gymnasialschulwesen, herausgegeben vom Bayer. Gymnasiallehrerverein", VII. u. VIII. Heft 1904, S. 433—592. Gleichzeitig ist hiervon ein Sonderabdruck bei Schöpping in München erschienen unter gleichem Titel. Preis 3 Mark.

genossen habe, sei tauglich zum Lehrer, und ein Schulstand lasse sich nach Bedürfnis aus Aerzten, Juristen und Theologen zusammensetzen. Fröhlich, der bekannte spätere Rektor des Wilhelmsgymnasiums in München (1823—1849), wurde nach Vollendung seiner juristischen Studien beinahe ohne sein Wissen von einem Freunde zu einer Professorenstelle in Kempten in Vorschlag gebracht und erhielt sie. Wie gering damals die Bezahlung war, zeigt, daß im Jahre 1831 sieben Lehrer der Münchener Lateinschule bei der Regierung und dem Landtag um Erhöhung ihrer Besoldung von 400 auf 600 Gulden einkamen mit dem Hinweis darauf, daß sich der gleichen Besoldung (400 Gulden) auch die Gendarmen und Polizeidiener erfreuten. (Das Gesuch wurde, nebenbei bemerkt, abgelehnt.) Auch die amtliche Stellung der Lehrer und Rektoren war, wie Brand nachweist, eine gedrückte, inferiore, worüber Männer wie Elsperger, Roth, Döderlein sich bitter beklagten; diese Männer, die zu den tüchtigsten Rektoren des vorigen Jahrhunderts zählten, wußten sich nicht anders zu helfen als dadurch, daß sie Abiturienten vom Studium der Philologie fernzuhalten suchten. Die Eingaben, Memoranden, Petitionen einzelner Gruppen von Angehörigen des höheren Lehrstandes bildeten seit dem ersten Landtag (1818/19) einen stehenden Artikel desselben. Doch wurde die Lehrerschaft jahrzehntelang unter steter Anerkennung ihres erhabenen Berufes vertröstet; der Landtag verhielt sich immerhin entgegenkommender als die Regierung, der es stets an Geld für diese Zwecke gebrach. Es ist begreiflich, daß eine Lehrerschaft, die sich aus so heterogenen Bestandteilen zusammensetzte und wissenschaftlich wie pädagogisch vielfach wenig entsprach, sich nur mit Mühe zu der ihres Berufs würdigen sozialen Stellung emporzuarbeiten vermochte. Als eine wahre Erlösung aus ihrer schlimmen Lage war der Erlaß einer neuen Schul- und Prüfungsordnung im Jahre 1854 zu begrüßen: ein strenges, einheitliches Examen wurde eingeführt und es stieg somit Wert und Selbstachtung des Standes. Bald schlossen sich auch die Mitglieder des Gymnasiallehrerstandes zu einem Verein (Bayerischer Gymnasiallehrerverein) zusammen (1863), nachdem der erste Versuch eines Zusammenschlusses im Jahre 1849 an der Interesselosigkeit und dem Mangel an Selbstgefühl der Mehrheit der Standesgenossen gescheitert war. Die Begründung des Vereins (am 20. Dezember 1863) war vor allem das Werk Dr. Wolfgang Bauers, der, als in der Folge sowohl wie wiederholt gewählter Vorstand des Vereins wie als Redakteur der vom Verein ins Leben gerufenen „Gymnasialblätter", für das bayerische Gymnasialschulwesen, sowie für seine Standesgenossen bis zu seinem Tode (1879) sein Bestes aufgeboten hat. Der Zusammenschluß war durch die Not veranlaßt: eine im Jahre 1861 erlassene Gehaltsaufbesserung ließ den seit Jahrzehnten vertrösteten Gymnasiallehrerstand abermals leer ausgehen; die Regierung gab als Grund an, man habe ihn „vergessen". Dadurch stand die Gymnasiallehrerschaft mit ihrer Besoldung sogar hinter einem großen Teil des Kanzleipersonals zurück. Erst im Jahre 1872 wurde das von dem neugeschaffenen Vereine mit Mut und Hartnäckigkeit verfolgte Ziel der Gleichstellung mit den übrigen Beamten erreicht: in dem neuen „Allgemeinen Gehaltsregulativ" kamen die Studienlehrer in die Klasse der Amtsrichter und Bezirksamtsassessoren, die Professoren in die der Landrichter und Bezirksgerichtsräte. Für die Rektoren der Gymnasien, die damals noch im Range der Gymnasialprofessoren sich befanden und nur eine Funktionszulage für ihre amtliche Wirksamkeit als Anstaltsvorstände bezogen, wünschte das Ministerium Lutz in den nächsten Jahren eine entsprechende Rangerhöhung: sie sollten den Direktoren der Bezirksgerichte gleichgestellt werden. Aber dieses Ziel wurde erst 1890 erreicht, da in den 70er Jahren der Landtag bei der ausgesprochenen Abneigung selbst einzelner Rektoren, sich erhöhen zu lassen, den Antrag des Ministeriums abgelehnt hatte: „so jung war damals noch der Gymnasiallehrerstand" — bemerkt Brand mit Recht an dieser Stelle.

Schon bald nach Bauers Tode mußte der Stand neuerdings um seine Position kämpfen. Der Feind kam von einer ganz neuen Seite: infolge der gewaltigen Vermehrung der Schülerzahl, die Mitte der 70er Jahre an den Gymnasien einsetzte und bald bis aufs Doppelte stieg, genügten die vorhandenen Stellen (für Studienlehrer, Professoren) nicht mehr; wir haben ja in Bayern noch den jetzt fast allenthalben im Reich abgeschafften Stellenetat, der übrigens sein Korrelat und seine Stütze in dem Klassensystem unseres Gehaltsregulativs hat. Da die Regierung sich durch Verwesungen half („Assistentenwirtschaft" u. s. w.) und überfüllte Klassen zuließ, geriet die Lehrerschaft von neuem in eine Notlage, die seit den 80er Jahren bis zum Ende des Jahrhunderts den Verein beschäftigte. Auch die Gehaltsregulierung von 1892, bei welcher der Stand der Gymnasiallehrer (und Reallehrer) ganz erheblich „vergessen" worden war, schuf Bemühungen, die anderen Ständen erspart waren.

Ausführlich behandelt der Verfasser am Schluß die Frage der Oberleitung der Gymnasien und der Mittelschulen überhaupt. Der Oberste Schulrat wurde nach langen vergeblichen Bemühungen um eine fachmännische Oberaufsicht durch allerhöchste Verordnung vom 2. November 1872 ins Leben gerufen. Daß diese Einrichtung eine Halbheit war, wurde von allem Anfang an behauptet. Bereits Sörgel hat in einer 1873 erschienenen Schrift alle die Mängel hervorgehoben, die ihm anhaften. Der Stand hatte an ihm auszusetzen, daß er die Bemühungen um Besserung seiner Lage nicht tatkräftig genug unterstützt hat. Sein Hauptfehler ist aber, daß er initiativ nicht tätig sein kann, da er nur in denjenigen Dingen, über die er zu Rate gezogen wird, eine Art Beschlußfassungsrecht hat. Seit einer Reihe von Jahren wird eine Reform der Einrichtung gewünscht. Die Regierung verhielt sich bisher stets dilatorisch und ausweichend. Aber gleichwohl scheint auch für eine Aenderung in der obersten Instanz die Zeit nunmehr gekommen zu sein.

Wir schließen, indem wir die tüchtige und lehrreiche Abhandlung allen, die für diesen Gegenstand Interesse haben, aufs wärmste empfehlen.

γ.

Bücher und Zeitschriften.

—r. **Kriegsgeschichtliche Einzelschriften des Großen Generalstabes.** Heft 33: Aus dem südafrikanischen Kriege 1899 bis 1902. Operationen unter Lord Roberts bis zur Einnahme von Bloemfontein. Mittler u. Sohn. Berlin 1904.

In der Absicht, der deutschen Armee die wichtigsten Kriegserfahrungen der neuesten Zeit nutzbar zu machen, hat die kriegsgeschichtliche Abteilung 1 des preußischen Großen Generalstabes im Herbste vorigen Jahres mit der Herausgabe von Heften über den Burenkrieg begonnen. Als Verfasser darf der bekannte Taktikschriftsteller Major Balck angenommen werden (vergl. 7. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1904). Dem ersten Hefte: Colenso-Magersfontein, dem in Nr. 258/1903 der Beilage eine ausführliche Besprechung gewidmet wurde, ist jetzt das zweite Heft gefolgt. Wir können uns hier weit kürzer fassen. Nach Inhalt und Form, nach Benutzung der Quellen und Folgerung der Lehren gleicht es seinem Vorgänger, die Ausstattung mit Karten und Beilagen ist die gleich reiche und gute. Den beiden Hauptpersonen, Lord Roberts und Lord Kitchener, deren umfassender Tatkraft allein der Umschwung der Kriegslage zugunsten der Engländer zu danken ist, hat Balck eine interessante und ausführliche Würdigung angedeihen lassen; nächst ihnen stehen French, der Führer der Kavallerie-Division, und Kelly-Kenny, der Führer der 6. Division, im Vordergrunde. Die Darstellung versucht auch in verschiedenen Einzelheiten festgewurzelte irrige Anschauungen zu berichtigen. Zum Beispiel bezüglich der „Heldentaten" in und vor Kimberley, bezüglich des Fern- und Nahfeuers der Buren, bezüglich der inhumanen Kriegführung der Engländer. Festgestellt wird, daß sich unter dem niederdrückenden Einfluß der blutigen Opfer in den ersten Schlachten (auch in den Siegen bei Paardeberg u. s. w.) bei den Engländern bis hinauf zum Höchstkommandierenden eine nicht ganz unbedenkliche, wenn auch erklärliche Verlustscheu festgesetzt hatte. Die Dissonanzen zwischen Roberts und Kitchener, sowie zwischen diesem

und anderen hohen Generalen werden zart, aber genügend verständlich angedeutet. — Eine Einzelheit, die allgemeine Aufmerksamkeit auch bei uns verdient, soll zum Schluß hervorgehoben werden. Die Verpflegung kam ganz unverhältnismäßig teuer. Lord Kitchener schiebt die Schuld zum Teil auf die Unkenntnis der Intendanturen von den Geldverhältnissen des großen Weltmarktes und auf ihre Unfähigkeit, finanzielle Dinge in großem Stile zu behandeln. Auf seine Veranlassung wurden im späteren Verlaufe des Krieges bei allen höheren Truppenstäben sogen. „financial officers" angestellt, auf dem Gebiete des Geldwesens besonders erfahrene Persönlichkeiten. Alsbald ergab sich eine bedeutende Ersparnis bei Vergebung der Lieferungen. „Besonders zu Beginn der Operationen, meint Kitchener, ist eine solche Persönlichkeit notwendig, weil die Generale keine Zeit haben sich mit finanziellen Erwägungen zu befassen." Manche Nachrichten über Vorkommnisse gelegentlich unserer Expedition nach China 1900/01 lassen eine Prüfung angezeigt erscheinen, ob bei unserer Organisation, namentlich wenn es über See geht, nicht in dieser Richtung einiges zu bessern ist.

Gutzkow et la jeune Allemagne. Par *J. Dresch.* Paris **1904**, société nouvelle de librairie et d'édition.

Die Arbeiten französischer Gelehrter über Gebiete der deutschen Literatur mehren sich in den letzten Jahren. Als eine neue, beachtenswerte Erscheinung in der Reihe der dabei zulage geförderten Bücher tritt uns das ziemlich ansehnliche Werk (483 S.) über „Gutzkow und das junge Deutschland" von Dr. J. Dresch entgegen. Die behandelte Epoche in unserer deutschen Literaturgeschichte mag wohl dem französischen Gelehrten insoferne besonderes Interesse erwecken, als das „junge Deutschland" unter einem erheblichen Einflusse des französischen Geistes stand. Die revolutionären Bewegungen in Frankreich gewannen große Bedeutung für das „junge Deutschland". Daneben stehen der Intensität der Wirkung nach die Lehren des Saint-Simonismus im Vordergrund. Dresch legt das Wesen und die Entwicklung dieser philosophischen Ideen, sowie ihr Eindringen und Umsichgreifen in Deutschland klar dar. Am wirksamsten waren die Lehren von der „émancipation de la femme" und der „rehabilitation de la chair". Im „jungen Deutschland" trat man für diese neuen Forderungen lebhaft ein, wie es überhaupt in allem dem Prinzipe der Freiheit und des Fortschrittes huldigte. Dr. Dresch stellt das Entstehen, das Wesen und die Tendenzen des „jungen Deutschland" zutreffend und ausführlich dar. Er führt uns die Grundlagen vor, auf denen sich die neue Geistesrichtung aufbaute, gibt klare Ueberblicke über die sozialen, politischen und literarischen Verhältnisse in Deutschland nach dem Wiener Kongresse bis in die 30er Jahre, hebt die für das „junge Deutschland" bedeutsamsten Persönlichkeiten, wie Heine, Börne, D. Fr. Strauß, Byron, George Sand u. s. w., in anderem Sinne Menzel, deutlich hervor, macht uns mit dem einflußvollen Frauen-Dreigestirn: Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz wohl bekannt und charakterisiert sodann eingehend die wichtigsten Angehörigen des „jungen Deutschland" nach ihrem Leben und Wirken. Was die Darstellung Dreschs von anderen des gleichen Gebietes unterscheidet, ist die besondere Bevorzugung und Erhebung Gutzkows. Seine Werke werden ausführlich besprochen und analysiert. Das geschieht jedoch nicht aus dem Grunde, weil etwa Dresch ein Buch über das Leben und Dichten Gutzkows schreiben wollte — seine Betrachtungen hören bei dem Romane „Die Ritter vom Geiste" (1851) auf; die späteren Werke Gutzkows (gest. 1878) bleiben unerwähnt — sondern weil ihm Gutzkow der reinste, höchststehende, idealste Vertreter des „jungen Deutschland" ist. Dresch hat dabei sicherlich recht. Nur scheint er mir die Persönlichkeit Laubes gar zu sehr in den Schatten gestellt zu haben, dessen künstlerisches Wirken doch wohl etwas besser war als es bei ihm erscheint. Im übrigen darf man den meisten seiner Urteile und Darlegungen zustimmen. Dr. Dresch erweist sich durchaus als genauen Kenner der deutschen Literatur, der mit seinem Stoffe aufs beste vertraut ist. Umfassendes Wissen zeichnet ihn bei allen Fragen, die er behandelt, aus. Durch den Anhang: „Lettres et pensées inédites de Gutzkow" wird der Wert des Buches noch erhöht, das in die Reihe der besten Darstellungen über „Das junge Deutschland" und über Gutzkow im besonderen zu stellen ist.

Dr. Arnulf Sonntag.

✕

Allgemeine Rundschau.

Ein flexionsloses Latein als Weltsprache für die Wissenschaft

In einer der letzten Sitzungen der „Académie royale de Belgique" sprach das Mitglied P. Mansion über das „Latin sans flexion de Peano comme langue internationale de l'avenir" (Bulletin de la classe des sciences 1904. 3, S. 25 ff.): „Drei Sprachen haben in der Vergangenheit die Rolle einer internationalen Sprache gespielt: das Griechische im Orient von den Eroberungen Karls des Großen an bis weit in das Mittelalter, das Lateinische im Occident nach Cäsar bis über das 17. Jahrhundert hinaus, das Französische in einem großen Teil Europas im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert. Auf die Dauer hat keine dieser internationalen Sprachen ihre Herrschaft behaupten können: das klassische Griechisch war zu schwierig; das Lateinische ist zu schwer geworden als die Gelehrten der Renaissance die ciceronianische Sprache oktroyieren wollten; das Vorgewicht des Französischen verschwand mit der Vorherrschaft Frankreichs. Heutzutage bedienen sich die großen Nationen, eifersüchtig auf ihr Idiom, sowohl auf wissenschaftlichem Gebiete wie in allen Kundgebungen ihres nationalen Lebens ihrer eigenen Sprache. Es ist daher die Hoffnung ausgeschlossen, daß die Gelehrten der verschiedenen Länder jetzt noch das klassische Latein oder Griechisch als internationale Sprache für die Wissenschaft adoptieren, diese synthetischen Sprachen, deren Geist dem der modernen großen Sprachen so ganz widerspricht, ebensowenig wie die modernen rivalisierenden Sprachen, das Französische, Deutsche, Englische, dazu bestimmt sind. Anders ausgedrückt: eine natürliche internationale Sprache wird es in der Zukunft nicht mehr geben, aber man kann auf eine künstliche hoffen, namentlich wenn die internationale Assoziation der Akademien sich der Sache annimmt." — Der belgische Gelehrte weist dann die bisherigen Versuche, eine internationale Sprache zu bilden, zurück: das analytische Latein des Thomas von Aquino, das botanische Linnés, das Volapük des Pfarrers Schleyer und das Esperanto des Arztes Zamenhof. „Die wahre internationale Hilfssprache der Zukunft scheint mir das 1903 von Peano erfundene Latein ohne Flexion zu sein. Der gelehrte Turiner Professor, dem man schon ein bewundernswürdiges System einer mathematischen Ideographie verdankt, hat nicht allein die Endungen des Casus, der Numeri, des Genus und der Person unterdrückt, wie es Leibniz schon vorhatte, sondern auch die der Tempora und Modi. Der Wortschatz ist der lateinische resp. neulateinische (der Ablativ für die deklinierbaren Wörter ausgenommen „qui", der Infinitiv für die Verba aber ohne die Endung re oder ri); alle Wörter sind unveränderlich; die Konstruktion ist diejenige der neulateinischen Sprachen. Das Latein ohne Flexion ist das letzte Ziel einer natürlichen linguistischen Entwicklung: das Mittelalter hat dem Latein und dadurch den modernen Sprachen eine analytische Syntax gegeben. Peano geht in dieser Richtung weiter und sozusagen über die Grenze hinaus: indem er die alte Sprache Roms von dem ererbten Ballast der Endungen entledigt, reduziert er ihre Grammatik auf den denkbar einfachsten Stand."

M.

•

Die Wirkung der Becquerelstrahlen auf Tiere.

Während die Lichtstrahlen auf zahlreiche Organismen eine anziehende oder abstoßende Wirkung ausüben, scheint ein Gleiches für die Becquerelstrahlen nicht zu gelten. Denn nach den Untersuchungen von Georges Bohn, über die in der Zeitschrift Prometheus berichtet wird, ließen sich Glockentierchen

(Vorticella) ganz ungeniert auf einem Radiumgefäß nieder, desgleichen suchten Planarien und Wasserasseln gelegentlich unter der nämlichen Röhre einen Schlupfwinkel, kurz, keine der zahlreichen von unserem Gewährsmann beobachteten Tierformen floh die Quelle der Radiumstrahlen, noch fühlte sie sich zu ihr hingezogen. Mehr Uebereinstimmung zeigen die Becquerelstrahlen mit den Lichtstrahlen hinsichtlich ihrer tonischen Wirkung, indem sie eine gewisse Lethargie herbeiführen, die dem als „Lichtstarre" (light-rigor) bezeichneten Zustande zu vergleichen ist. Bei einer Anzahl von Ringelwürmern (Kefersteinia, Scoloplos) z. B. läßt sich diese „Radiumsstarre" sehr leicht erzeugen. Setzt man an den Eingang der Röhre von Lanice conchylega, einem Röhrenwurme, ein Radiumgefäß, so werden die Fühler von dem Tiere zurückgezogen und verlieren ihren Tastsinn, während die Kiemen keinerlei Alteration erfahren. Genau ebenso verhält sich Arenicola. Die Radiumstrahlen äußern demnach auf verschiedene Gewebe eine verschiedene Wirkung. Diese Erscheinung überrascht um so weniger, als bereits bekannt ist, daß das Radium bei den höheren Wirbeltieren die Haut sehr stark, das Bauchfell hingegen nur schwach beeinflußt. Diese starke Beeinflussung des Integumentes ist übrigens eine vielfache: Zunächst werden die peripheren Nervenelemente alteriert, so daß ein Zustand der Empfindungslosigkeit entsteht. Besonders beeinflußt werden bei den Wirbeltieren die Nerven, denen die Regulierung des Blutzuflusses obliegt. Zweitens werden durch die Becquerelstrahlen die Epithelzellen sowie deren Wachstum intensiv modifiziert, so daß die betreffenden Hautstellen sogar das Aussehen von Brandflecken erhalten können. Endlich wird noch das Pigment der Haut durch die Einwirkung der Radiumstrahlen zerstört.

*

Das Zusammenschrumpfen des Tschadsees.

Französische Offiziere haben in den letzten Jahren eine sehr rege Tätigkeit zwecks genauerer Erforschung des Tschadsees entwickelt, und das Ergebnis ist in großen Zügen auch schon bekannt geworden. Ebenso hat ein Mitglied der Mission Lenfant, Delevoye, eine Umfahrt auf dem westlichen Teil des Sees ausgeführt. Das Resultat dieser Forschungen ist, wie der Globus berichtet, eine ganz erhebliche Berichtigung unserer Karten des Sees, die auf Barths, Overwegs und Nachtigals Beobachtungen zurückgehen. Zunächst ist heute der See bedeutend zusammengeschrumpft und infolgedessen hat sich auch seine Form vollkommen geändert. Wies man bisher dem Tschadsee ein Areal von 28,000 bis 30,000 Quadratkilometer zu, so dürfte heute seine Fläche zur Hochwasserzeit, d. h. in den Monaten Oktober bis Januar, höchstens 18,000 Quadratkilometer umfassen, während seine Wasserfläche in der übrigen Zeit des Jahres nur etwa 10,000 Quadratkilometer beträgt. Dann liegen nämlich die zahllosen Inselchen des Nordostufers in einem Sumpfe, und der ganze, an Deutsch- und Englisch-Bornu anstoßende Südwestflügel ist eine krautbedeckte, von Wasserlachen durchsetzte Ebene. Die herzförmige Gestalt des Sees ist verschwunden. Das ständig offene Wasser verteilt sich vielmehr auf eine winkelhakenähnliche Fläche, deren Spitze nach Südwesten und deren Schenkel nach Nordnordwest und Ostnordost gerichtet sind. Jeder Schenkel ist etwa 145 Kilometer lang und bis zu 40 Kilometer breit. Der Schrumpfungsprozeß dauert mindestens schon seit 30 Jahren an, schreitet aber nicht gleichmäßig vor; besonders rapide muß er sich seit 1897 vollzogen haben. Chevalier, der im vorigen Jahre das südliche Ufer besuchte, fand, daß dieses dort in den drei letzten Jahren sich um 15 Kilometer vorgeschoben hatte. Die Erscheinung ist darauf zurückzuführen, daß der See durch Verdunstung und Versickerung jährlich mehr verliert als die Zufuhr aus dem Schari und den anderen Flüssen des Südens während und nach der Regenzeit beträgt. In keinem Jahr erreicht der Wasserstand wieder dieselbe Höhe wie im vorangehenden. Der Prozeß, dem namentlich die Inseln des Nordostens allmählich zum Opfer fallen, wird so lange andauern, bis die Wasserzufuhr dem Verlust durch Verdunstung und Versickerung die Wage hält. Diese Eigenart des Tschadsees ist auf die Lösung der Aufgabe der deutsch-englischen Kommission zur Vermessung der Grenze zwischen Kamerun und Nordnigeria von Einfluß gewesen.

„Die Papyruspflanze in Gefahr."

Unter diesem Titel erschien in Nr. 165 der Beilage ein Bericht, demzufolge die Pflanze im Aussterben begriffen sei. Da ich erst Ende Mai dieses Jahres von Syrakus aus die Kyane besuchte, bin ich in der Lage, diesen pessimistischen Befürchtungen entgegenzutreten. Die Binsen nehmen zu vielen Tausenden beide Ufer des ca. 3/4 Stunden langen Flusses in dichten Reihen und in einer Höhe bis zu 5—6 Meter ein und lassen nur wenige Meter bei den Stellen am Ufer frei, was zur Entnahme des Wassers nötig ist. Ferner ist jedem Besucher nur die Mitnahme eines einzigen Exemplars gestattet, eine Bestimmung, die, wie ich mich überzeugen konnte, sehr strenge gehandhabt wird. Der Kustode auf der Brücke über den Anapo visitiert jedes Boot. Zudem darf man sich die Besucherzahl nur ja nicht so groß vorstellen, da ein Ausflug von Syrakus aus mindestens 3 Stunden erfordert und ca. 10 Lire kostet (im Boot natürlich!). Sonach besteht durchaus keine unmittelbare Gefahr für die Weiterexistenz der Pflanze, die schon fast 1000 Jahre allen Unbilden trotzte, womit aber nicht in Abrede gestellt sein soll, daß weitere Anpflanzungen von Papyrus sehr zu begrüßen wären.

Dr. Max Kemmerich.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Ein bemerkenswertes Beispiel von Mimikry wird von Hrn. A. Willey mitgeteilt. Er war von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß gewisse ceylanische Fische, die unter dem Namen Meerfledermäuse (Platax vespertilio) bekannt sind, große Aehnlichkeit mit verwelkten Blättern haben, und er konnte diese Angabe durch eigene Beobachtung bestätigen. Ein Fischer, mit dem er am Strande hinwanderte, bemerkte einen kleinen Fisch und wollte ihn mit einem Netze fangen. Hr. Willey vermochte anfangs nicht zu sehen, um was es sich handelte; der Fischer machte verschiedene Versuche, konnte des Tierchens aber nicht habhaft werden. „Ich näherte mich und ergriff das Netz, worauf ich ein gelbes Jackbaumblatt sacht und schwerfällig auf den Grund fallen sah. Dies ist kein ungewöhnlicher Anblick, und ich wollte mich eben wegwenden, als das Blatt sich aufrichtete und davonschoß. Jetzt wurden die Anstrengungen verdoppelt, und der Fisch wurde gefangen und gezeichnet.... Wenn ein Fisch einen blattförmigen und blattfarbigen Körper hat und zudem die eigenartige Gewohnheit besitzt, bei Verfolgung niederzufallen und sich tot zu stellen, so erscheint der Schluß natürlich, daß er ein echtes Beispiel von schützender Aehnlichkeit darstellt." (Nature 1904, vol. 70, p. 131; vgl. Naturwissenschaftliche Rundschau Nr. 36.)

ct. Klima und Augenfarbe. Professor Wallace fordert das Urteil der Naturforscher über eine von ihm aufgestellte etwas sonderbar klingende Theorie heraus. Er will nämlich die Unterschiede in der Farbe des Lichts erklären, wie es in der Regenbogenhaut des Auges bei den einzelnen Menschen und Völkern widergespiegelt wird, indem er sie zurückführt auf eine natürliche Anpassung zum Schutz gegen äußere Einflüsse. Völker, die in Ländern wohnen, wo eine weniger grelle Beleuchtung herrscht, das Licht vielmehr gewöhnlich bläulich ist, sollen aus diesem Grunde blaue Augen haben, vergleiche die Schweden und Norweger. Deshalb sollen auch die Seeleute meist blaue Augen haben. In der Nähe des Aequators dagegen oder in sandigen Gebieten wie in der Sahara und in Südafrika, wo meist ein grelles gelbes Licht herrscht, nehmen auch die Augen eine stark ins Gelbliche stechende Färbung an. Dafür seien Beispiele die Italiener und Spanier, die Kaffern und Malayen. Auf demselben Wege findet Wallace eine Erklärung dafür, daß die Schotten blaue, die Engländer graue, die Franzosen mehr dunkle Augen haben. Die ganze Frage ist sehr heikel, da die Statistik über die Farbe der Augen bei den verschiedenen Völkern noch viel zu wünschen läßt. Um so mißlicher erscheint es, eine solche Theorie zu wagen, nach der dann übrigens die Farbe der Augen bei den Mitgliedern ein und desselben Volkes viel gleichartiger sein müßte als es tatsächlich der Fall ist.

* Eine neue Substanz. Aus New-York wird der Neuen Freien Presse am 8. September gemeldet: Gestern abend teilte Sir William Ramsay in der New-Yorker chemischen Gesellschaft mit, er habe jüngst eine neue Substanz entdeckt, die wahrscheinlich der Schlüssel zu vielen neuen Entdeckungen sei, und bemerkte: Wir scheinen am Vorabend der Entdeckung des Ursprungs der gewöhnlichen Elemente zu sein, die vielleicht das Produkt der Auflösung von radioaktiven Elementen von hohem Atomgewicht sind.

* Von den Museen. Der flämische Dichter und Kunstkritiker Pol de Mont wurde zum Konservator des Antwerpener Museums ernannt.

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Der außerordentliche Professor Dr. G. Schmidt hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Physik nach Königsberg erhalten und angenommen.

hc. Heidelberg. Der außerordentliche Professor der inneren Medizin und Assistenzarzt an der Medizinischen Klinik der hiesigen Universität Dr. med. Ludolf Brauer ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor und Direktor der Medizinischen Poliklinik an der Universität Marburg ernannt worden. Er tritt dort an Stelle von Prof. Dr. Ernst Romberg, der L. Krehls Lehrstuhl in Tübingen übernommen hat.

* Bonn. Der Privatdozent für Chirurgie an der Greifswalder Universität Dr. med. Rudolf Klapp wird mit Beginn des kommenden Wintersemester in gleicher Eigenschaft an die hiesige Universität übersiedeln, um hier die durch den bevorstehenden Weggang von Prof. Dr. Hermann Petersen erledigte Sekundärarztstelle an der Bonner Chirurgischen Klinik zu übernehmen.

hc. Marburg. Der ordentliche Professor der Mineralogie und Petrographie und Direktor des Mineralogisch-petrographischen Instituts an der hiesigen Universität Geheime Regierungsrat Dr. phil. Max Bauer feiert am 13. September den 70. Geburtstag. Der ausgezeichnete Mineraloge wirkt seit 1872 als akademischer Lehrer.

hc. Halle a. S. Dem außerordentlichen Professor und Vorsteher der Abteilung für landwirtschaftliche Maschinen- und Kulturtechnik am Landwirtschaftlichen Institut der hiesigen Universität Dr. ing. Alwin Nachtweh ist vom Kultusministerium ein Stipendium für eine Studienreise zum Besuch der Weltausstellung in St. Louis verliehen worden.

hc. Aus Oesterreich. Der ordentliche Professor des Bibelstudiums des Alten Bundes an der Wiener Universität Dr. theol. et phil. Bernhard Schäfer ist in den Ruhestand versetzt worden. — Der außerordentliche Professor Dr. theol. Simon Widauer ist zum ordentlichen Professor der speziellen Dogmatik an der theologischen Fakultät in Salzburg ernannt worden. — Die außerordentlichen Professoren in der medizinischen Fakultät der Universität Lemberg Dr. med. et phil. Stanislaus Badzynski (Hygiene) und Dr. med. Wladimir Siemiradzki (Gerichtliche Medizin) sind zu ordentlichen Professoren daselbst ernannt worden.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die heterogenen Gleichgewichte vom Standpunkte der Phrasenlehre von Dr. H. W. Bakhuis Roozeboom, Professor an der Universität Amsterdam. (II. Heft: Systeme aus zwei Komponenten. Erster Teil. Mit 149 eingedruckten Abbildungen und 2 Tafeln.) Braunschweig 1904. Friedrich Vieweg u. Sohn. 467 S. — Pädagogische Blätter für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten. Begründet von † Schulrat C. Kehr, herausgegeben von K. Muthesius. (Ergänzungsheft 3: Zum Universitätsstudium der Volksschullehrer. Gutachtliche Aeusserungen deutscher Hochschullehrer, erbeten und veröffentlicht von B. Hofmann.) Gotha 1904. C. F. Thienemann. — Geschichte der Philosophie seit Kant. Leben und Lehre der neueren Denker in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen von Dr. Otto Gramzow. Mit Bildnissen und Faksimiles. (1. Heft: Kant; 2. Heft: Fichte.) Charlottenburg 1904. Georg Bürkner. — Geschichte der Entstehung der christkatholischen Kirche der Schweiz von P. Gschwind, ehemals Pfarrer von Starrkirch, zur Zeit Pfarrer in Kaiseraugst. (I. Band: Geschichte des Bistums Basel.) Bern u. Basel 1904. K. J. Wyss. 211 Seiten.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die menschliche Gestalt in der Geschichte der Kunst.*)

Als das Werk des dänischen Archäologen Julius Lange über die „Darstellung des Menschen in der älteren griechischen Kunst“ in diesen Blättern zur Anzeige gelangte (Jahrgang 1901, Nr. 22, Seite 5 ff.), mußte die Besprechung mit dem Ausdruck des Bedauerns schließen, daß ein frühzeitiger Tod den Verfasser verhindert habe, sein Thema weiter auszuführen und die Menschendarstellung durch die späteren Perioden der Kunstentwicklung bis zur Neuzeit durchzuführen. Das Bedauern war glücklicherweise nicht gerechtfertigt. In den nachgelassenen Papieren Langes haben sich zahlreiche Manuskripte gefunden, die der Ausführung seiner Lebensarbeit gewidmet waren. Von Freundeshand sind diese zusammengestellt und zur Herausgabe vorbereitet worden, und auf diesem Wege ist ein neues Buch entstanden, das sich als ein zweiter Band (mit etwas anders gefaßtem Titel) dem früher veröffentlichten ersten anschließt und das Problem der Menschendarstellung in großen Zügen bis zur Schwelle der Neuzeit, dem Beginn des 19. Jahrhunderts, hindurch verfolgt.

In großen Zügen: denn diese sind es, die Lange selbst noch mit Meisterhand aufgezeichnet und festgelegt hat. Für ihn war das Bild, das er geben wollte, noch im Werden, er war noch in der Arbeit, als ihm der Tod das manum de tabula zurief, und so hat er es unfertig hinterlassen. Aber was fehlt, ist nur die letzte Detailarbeit. Man blickt beim Lesen hier und dort in eine Lücke hinein, die der Verfasser bei eigener endgültiger Redaktion ausgefüllt haben würde, an anderer Stelle stößt man auf Wiederholungen, die ausgeglichen sein würden. Zwischen Untersuchungen, die auf breitester Basis aufgebaut und erschöpfend durchgeführt sind, stehen andere Partien, die nur erst bis auf den Zustand der Untermalung gebracht wurden. All das mußte gesagt werden, um dem Charakter des Buches, wie es da vor uns liegt, dem Charakter des nachgelassenen Werkes gerecht zu werden. Aber man wolle darin lediglich eine Feststellung des Tatsächlichen, nicht ein Werturteil erblicken. Eben um dieses an die inneren Werte der Langeschen Arbeit anknüpfen zu können, sollten die leichten äußeren Unebenheiten zum voraus herausgeholt und beiseite gesetzt werden.

Ueber die spezifischen Qualitäten von Langes Arbeiten und deren eminente Bedeutung ist in der Besprechung vom ersten Bande des vorliegenden Werkes ausführlich gehandelt worden. Goethe sagte einmal von Raffael: „Er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünschten.“ Ein feiner Ausspruch, und in des Wortes verwegenster Bedeutung — man lege den vollen Nachdruck auf das wünschen — so charakteristisch für den Urbinaten. Mit einer Variante wird den Satz anwenden, wer sich in Langes Gedankenreihen vertieft: „er hat eben immer gesagt, was andere zu sagen wünschten.“ Es ist die blühende Gesundheit seiner Sprache und seines Stils, die dieses Wunder wirken. Wenn man seinen künstlerischen Analysen mit Spannung gefolgt ist, so steht man überrascht, mit welcher kristallenen Klarheit des Wesens Kern einer Sache herausgestellt ist. Die Treffsicherheit des Blickes, die Schlagkraft des Urteils und die lächelnde Selbstverständlichkeit, das Geschaute und Erschlossene in Worte zu fassen, haben etwas Verblüffendes. Was ein Kunstwerk dem, der sich mit heißer Seele und drängenden Fragen ihm gegenüberstellt, von seiner Psyche und den geheimnisvollen Wegen, die zu seiner Formung führten, mitzuteilen hat, das ist hier mit höchst gesteigerter, selbst in eminentem Sinne künstlerisch reagierender Sensibilität aufgefangen, dem eigenen Bewußtsein erschlossen und weitergegeben, wie es „aus der Seele dringt und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt“.

Mit der zweiten Blütezeit der griechischen Kunst, das will sagen, mit dem 4. vorchristlichen Jahrhundert, der Epoche des Skopas, Praxiteles, Lysippos, setzt die Darstellung ein, die früher bei Phidias und den Parthenon-Skulpturen und bei Polyklet abgebrochen war. An diesem Punkte empfinden wir tatsächlich einen bedeutsamen Einschnitt in der Entwicklung der griechischen Kunst. Einst war das wohl anders. Die Zeit selbst, die sich noch ihres vollen künstlerischen Besitzes erfreute, nahm hier gewiß eine Reihe von Uebergängen wahr, die bei der Trümmerhaftigkeit unserer Kenntnis unseren Blicken verborgen bleiben und sich nur ahnen lassen. Und gewiß ist es richtig, wenn Lange bemerkt, daß die Uebergänge in erster Linie durch die völlig zugrunde gegangene griechische Malerei vermittelt würden. Denn die neuen künstlerischen Probleme, wie sie am Ende des 5. und zu Beginn des 4. Jahrhunderts nicht durch Künstlerwillkür aufgestellt, sondern vom tiefen Grunde der Zeitströmung emporgetrieben wurden, gipfeln im Ausdruck des Seelenlebens, und es liegt in der Natur und Wesenheit dieser Probleme, daß sie früher von der Malerei gewittert und aufgegriffen werden mußten als von der Plastik. Diese fand den Weg vorgezeichnet durch Richtungslinien, die wir nicht mehr zu überschauen vermögen. Was uns in den erhaltenen plastischen Schöpfungen vor Augen steht, ist der Niederschlag vorher an anderer Stelle wirksam gewesener Kräfte. Und dieses Erhaltene, über die Darstellung des Menschen befragt, gibt eine der Neuformulierung des Themas ent-

*) Julius Lange: Die menschliche Gestalt in der Geschichte der Kunst, von der zweiten Blütezeit der griechischen Kunst bis zum 19. Jahrhundert. Herausgegeben von P. Köbke, aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. Straßburg, J. H. Ed. Heitz, 1903. XVII u. 151 S. u. 93 Tafeln.

sprechend gegen früher wesentlich veränderte Antwort. „Daß die Bildhauer verstehen, körperliche Typen: Läufer, Faustkämpfer u. s. w. in ihrer Verschiedenartigkeit untereinander zu charakterisieren, — das weiß man im voraus, und darüber ist nichts mehr zu sagen; jetzt muß aber eine Frontveränderung erfolgen, jetzt gilt es den Ausdruck der Seele in Antlitz und Auge! Darin liegt doch ganz klar, daß das Interesse für das Körperliche als solches ein wenig in den Hintergrund gerückt wird. Namentlich mußte diese Gedankenbewegung schwächend auf das Interesse für das Athletische, die höchste Entwicklung der Kraft und Brauchbarkeit des Körpers wirken, die gleich von Anfang an die treibende Kraft in der Entwicklung der bildenden Kunst gewesen war."

Natürlich hatte die ältere Kunst das psychische Moment nicht völlig ignoriert. „Es liegt durchweg auch über den älteren Figuren eine seelische Stimmung: wären sie Körper ohne Seele gewesen, hätten sie ja die Maske des Todes getragen und wären unheimlich und abstoßend gewesen." Doch ging man nicht weiter, als „die vernünftige und ruhige Gemütsstimmung auszudrücken, die sich immer gleich bleibt", soviel also als notwendig ist, die Gestalt überhaupt belebt erscheinen zu lassen. Der Nachdruck lag mit Entschiedenheit auf der Wiedergabe der körperlichen Erscheinung und körperlicher Funktionen, vom ruhigen Beharren an bis zu freier und freiester Beweglichkeit. Nun aber wird die Empfindung, die bisher gleichsam latent gewachsen war, gelöst, daß sie ausströmen kann, die Psyche wird selbständig gemacht und geht in dieser Selbständigkeit eine neue, freie Verbindung mit dem Körperlichen ein, das dabei einen Teil seiner alten Hoheitsrechte aufgeben muß. Diesem Bunde ist die Plastik des 4. Jahrhunderts entsprossen. In ihren Gestalten hämmert der Pulsschlag eines vibrierenden Seelenlebens, die stärkste der Empfindungen durchglüht und umspielt sie mit „einer gewissen Erotik"; es ist wärmer in ihrer Nähe geworden, sie sind „von einer gewissen einnehmenden Süße durchdrungen, die sich sanft in die Seele schmeichelt".

Um diese Eindrücke zu erreichen, hat die Plastik freilich keine anderen Mittel zur Hand, als wieder die Form, nur wird diese nicht mehr aus dem einseitigen Interesse an ihrem Eigenleben gezogen, sondern sie liegt und schmiegt und schwellt sich unter dem Drucke der unter ihrer Decke wirkenden Kräfte, die sie von innen durchdringen und nach außen durchschlagen. Die festen Umrisse sind in sanft gleitende und fließende Uebergänge verwandelt, die großen Flächen werden durch reichere Modellierung gebrochen, ein lebendiges Wechselspiel von Licht und Schatten erzeugt sich auf ihnen, das etwas wie Stimmung bewirkt. Ein starkes Interesse konzentriert sich auf den Kopf als Sitz der Intelligenz, auf das Auge als Durchgangspforte der inneren Regungen. Wie und mit welchem Erfolge man bemüht war, aus dem Auge die wechselnden Strömungen der Seele ausstrahlen zu lassen, davon legen die Knidische Aphrodite des Praxiteles, die Tegeatischen Köpfe des Skopas Zeugnis ab. Wie eine aus diesem Geiste empfangene und geborene Gestalt des 4. Jahrhunderts aussieht, faßt Lange an dem Beispiel des Praxitelischen Hermes in die Worte: „Wie fühlt man nicht dieses olympische Schwelgen in seinem eigenen vollkommenen Wohlbefinden, dieses glückselige Sommerferiendasein, aus allen Formen des Körpers des Gottes heraus! Alles ist so schön und blühend und gleitet so leicht durch die Glieder, jeder Atemzug ist Glück. Die prächtige Entwicklung des Körpers ist mehr wie ein olympisches Privilegium als — auf menschliche Weise — eine Frucht anstrengender Uebungen. Hier ist nicht der feste, stramme, bestimmt begrenzte Muskel wie bei den athletischen Jünglingen des Parthenon: alle Formen fließen leichter und milder ineinander über unter der glatten Haut; es ist nicht der trockene Schwamm der Stärke, der die Muskeln hervorgetrieben hat, sondern der Blumenzweig der Schönheit, der sie milderte und verband."

In der Folgezeit, der hellenistischen Epoche, drängt das rein formale Interesse sich erneut in den Vordergrund, gefördert einmal durch die lebhaft betriebenen wissenschaftlich-anatomischen Studien, sodann durch das Auftauchen neuer Erscheinungen, der barbarischen Gallier im Gesichtskreis der hellenischen Welt und ihrer Künstler, deren Phantasie mit neuen Vorstellungsbildern befruchtet und zu bedeutsamen Schöpfungen angeregt wird. Dann schließt der der antiken Kunst gewidmete Teil mit Gedanken über die erhaltenen Schöpfungen der Malerei des Altertums ab, die ja schon die vorausliegenden Untersuchungen wie eine Unterströmung durchzogen hatten. Das Material liefern die auf den Wänden der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens, vor allem Pompejis, erhaltenen Gemälde. Man darf dieses glänzend geschriebene Kapitel zu den wertvollsten Partien des Langeschen Buches, soweit es sich mit der antiken Kunst beschäftigt, rechnen, ja, man kann sagen, daß diese ganz einzigen Denkmäler hier zum erstenmal eine ihrer eigentümlichen Bedeutung voll entsprechende Würdigung gefunden haben. Damit soll der Wert der bekannten Helbigschen Untersuchungen über die campanische Wandmalerei nicht herabgesetzt werden, doch liegt dieser in einer ganz anderen, der historisch-antiquarischen Richtung. Lange dagegen greift die Frage von der künstlerischen Seite an, und darin liegt das Neue und die einschneidende Bedeutung seiner Gedankenreihen. Seine von feinstem künstlerischen Instinkt getragene Betrachtungsweise, die Richtung seiner Beobachtung auf die Darstellung des Menschen lassen ihn künstlerische Werte finden, die zu einer ganz anderen, wesentlich höheren Einschätzung der campanischen Malereien führen, als sie bisher gefunden haben. Dabei wird eine Ueberschätzung glücklich vermieden, denn es darf ja nicht verkannt werden, daß wir es doch nur mit einem minimalen, zeitlich beschränkten Ausschnitt dessen, was einst war, und mit einer provinziellen Kunstübung zu tun haben. Aber in dieser seiner Beschränktheit ist das Erhaltene von höchster Bedeutung, und die Perspektiven, die es uns auf das Ganze eröffnet, sind unschätzbar. — Von diesem bedeutungsvollen Punkte aus strahlt es noch einmal wie leuchtender Sonnenuntergangsglanz auf die zurückliegende Periode aus, der zum Scheiden mahnt.

Aus der Welt der Antike in die vom Christentum umgestaltete hinübertretend, begegnet der Blick, der nach der künstlerischen Darstellung des Menschen ausschaut, zunächst einer Wüste. Was die altchristliche und die byzantinische Kunst auf diesem Gebiete geleistet haben, bezeichnet einen Tiefstand. Die Geistesrichtung, die in der Antike lebendig und treibend war, ist in ihr Gegenteil umgeschlagen: feinsinnig und schlagend charakterisiert sie Lange als eine „antihumanistische Tendenz". Das Christentum mit seinen Weltfluchtgedanken, mit seiner Negierung aller irdischen Werte, das die Menschwerdung seines Gottes als dessen Prüfung, als seine Leidenszeit, als stärkste Erniedrigung ansah, stand im schroffsten Gegensatz zu der Vorstellungswelt des Griechen, der sich in Ehrfurcht und frommer Scheu vor dem vollkommenen Menschen als seinem Gotte neigte. Dem unbändigen Menschenstolz der Antike trat ein Gefühl fast der Beschämung, Mensch zu sein, gegenüber, und was früher als ein seliges Glück empfunden und mit vollen Trieben genossen wurde, galt jetzt als ein Unglück. Diese Gefühlsweise, in ihrer extremsten Richtung gefaßt, mußte den Menschenkultus, den die Griechen in ihrem Leben und ihrer Kunst getrieben hatten, an der Wurzel untergraben. Denn wie hätte man auf den Gedanken kommen sollen, das, was man im Leben verachtete, von dem man loszukommen strebte, im Kunstwerk zu preisen? Was sollte in der so völlig umgestalteten Welt das Menschenbild der griechischen Kunst, was sollte vor allem ihr Schwelgen in der Verherrlichung der nackten Menschengestalt? Gerade sie, an deren Durchbildung die Antike sich mit allen Fasern geklammert, an die sie ein Uebermaß von Kräften verschwendet hatte, mußte bei der „Umwertung aller Werte" am härtesten getroffen werden. Sie muß von ihrer hohen Warte heruntersteigen, ja sie wird in den Staub gezogen, denn „im allgemeinen wird die Nacktheit im ganzen Mittelalter von der antihumanistischen Seite betrachtet, als Zustand der Merkwürdigkeit und des Elends. Dies gilt namentlich von den Bildern von Christi Leiden und vor allem von Christus am Kreuz: denn die Nacktheit wird wie ein Teil des Leidens aufgefaßt, ein Unrecht, das die

Menschen dem Erlöser zufügen. Auch die Verdammten in der Hölle werden immer nackend dargestellt, wohingegen die Seligen, wenn sie durch die Pforte des Paradieses eingegangen sind, immer völlig bekleidet erscheinen, ein jedes nach seinem im irdischen Leben innegehabten Stand". Damit ist das Nackte mit einem Makel behaftet, und die Kunst in Kongruenz mit der Lebensauffassung und als deren Ausstrahlung beim Gegenpol der bisherigen Entwicklung angelangt.

Das Problem der Darstellung des Menschen in der Kunst wird also durch die Christianisierung der Welt zunächst und für lange Zeit ausgeschaltet. Für Untersuchungen, wie sie Lange anstellt, sind die Jahrhunderte der altchristlichen und der byzantinischen Entwicklung unergiebig und bedeutungslos. Wenn in den Bilderkreisen dieser Epoche, in den zahlreichen Darstellungen aus dem Leben Christi und der Heiligen die Menschengestalt selbstverständlich einen breiten Raum einnimmt, so ist sie doch eben nicht aus künstlerischem Interesse da; sie ist nur Mittel zum Zweck, nicht künstlerischer Selbstzweck. Erst in den Jahrhunderten des eigentlichen Mittelalters bereitet sich ein Umschwung vor, dessen Regung etwa vom 13. Jahrhundert an zu spüren ist. Aber noch bleibt es bei Ansätzen, es ist noch kein Zusammenhang, kein Fluß in der Bewegung.

In voller Kraft setzt diese ein mit der Epoche, die wir als Renaissance bezeichnen, also mit dem 15. Jahrhundert. Die „Entdeckung der Welt und des Menschen" und die intensive Berührung mit der Hinterlassenschaft der Antike sind die beiden Potenzen, die den Stein ins Rollen bringen. Ihrem Andringen muß die antihumanistische Tendenz weichen, und der Persönlichkeitskultus der Renaissance erzeugt einen neuen Humanismus zwar anderer, aber kaum minder kraftvoller Art, als er die Antike durchdrang. Freilich steht nur ein Teil der neuen Kultur, die mit dem 15. Jahrhundert die Welt unterwarf, unter diesem Zeichen, der Zweig, der auf dem Schauplatz und unter den Sonnenstrahlen der antiken Kunst seine Blüten entfaltete. Wenn das Burckhardtsche Schlagwort von der Entdeckung der Welt und des Menschen festgehalten wird, so ist es Italiens Kunst, die im Menschen die Welt sieht, wie es die Antike getan, während die Kunst der Niederlande, die sich gleichzeitig mit der italienischen und unabhängig von ihr entwickelt, ihre Augen in alle Erscheinungsformen der Welt versenkt. Eine Fülle von Beobachtungsmomenten für die Darstellung des Menschen ergeben die Schöpfungen der niederländischen Meister, aber ein energisches, zielbewußtes Streben nach dieser einen Richtung entwickelt nur die italienische Kunst. In dieser Wesensrichtung ist es begründet, daß sich in Italien die Plastik zu einer Bedeutung entwickelt, die ihr eine durchaus ebenbürtige Stellung neben der Malerei sichert, eine Erscheinung, nach der man in der gleichzeitigen niederländischen Kunst vergeblich sucht. Ja, die Kunst Italiens ist plastisch, auch wo sie in Farben und auf der Fläche zu uns redet, die niederländische Kunst ist in erster Linie und im innersten Wesen malerisch.

Wer nach der Darstellung des Menschen in der Kunst forscht, wird sich also nach Italien wenden müssen. Wie um sich den Weg dahin frei zu machen, hat Lange die Schilderung und Charakterisierung der niederländischen Kunst vorausgenommen und entwickelt dann im Gegensatz zu ihr seine Gedanken über die in Italien wirkenden Kräfte, die eben in der Menschendarstellung ausstrahlen. „Den Unterschied zwischen dem Neuen, das aus Italien, und dem, das aus den Niederlanden kam, bezeichnet man am einfachsten so, daß das Interesse in Italien sich ganz überwiegend der menschlichen Gestalt zuwandte, in den Niederlanden dagegen, wie wir gesehen haben, der ganzen sichtbaren Natur." „In dem Interesse, das die italienische Kunst für die menschliche Gestalt an den Tag legt, liegt viel mehr als ein rein materielles Verlangen, die Wirklichkeit zu beschauen und sie kennen zu lernen; es ist ein Verlangen, nach ihren Gesetzen zu forschen, ja, noch mehr als das: es ist ein glühender Enthusiasmus für den Menschen in seinem äußeren Auftreten und ein Bestreben, ihn zu verherrlichen.... Dies ist die innerste Triebkraft, und etwas Dementsprechendes gab es in den Niederlanden eigentlich nicht." Man sieht, eine Gefühlsrichtung, die aus gleichen Wurzeln entsprossen wie in der Antike, die sich aber, nachdem die Welt fast zwei Jahrtausende älter geworden war, in andere Formen kleidet. Die Durchführung dieses Gedankens wird nun von Lange auf breiter Basis unternommen. Höchst bedeutsam ist namentlich die Art, wie der Unterschied zwischen dem antiken „Humanismus" und dem neuen Italiens gefaßt und herausgestellt ist, wie er sich besonders in der Auffassung und Wiedergabe des Nackten darstellt. Man empfindet, wie Lange bei der Schilderung und Charakterisierung dieser zweiten großen Periode der Menschheitsdarstellung wieder besonders festen Boden unter den Füßen fühlt, über den er sicheren Schrittes dahinwandelt. Die Darstellung gipfelt in der Charakteristik der Hauptmeister der italienischen Kunst, und zwar des Cinquecento, und Langes Vortragskunst erreicht hier unbestritten ihren Höhepunkt. Durch Eigenartigkeit der Auffassung zeichnen sich die Ausführungen über Correggio aus, und mit besonderer Liebe ist Raffael behandelt. Glänzend ist der Abschnitt über Tizian und die Malerei in Venedig überhaupt, die durch die Verherrlichung der Frau das Thema der Menschendarstellung in bedeutendem Sinne erweitert.

Von nun an wird Langes Darstellung sprunghaft, wie es ja freilich auch die Kunstentwicklung selbst wird, die mit der Ausdehnung des italienischen Einflusses auf die abendländische Kulturwelt einsetzt und deren Richtungen zu verfolgen nicht mehr unsere Aufgabe sein kann. Nur auf die mit besonderer Anschaulichkeit und Wärme geschriebene, breit angelegte Charakteristik des Rubens sei hingewiesen. Es ist, als verweile der Autor mit zäher Anhänglichkeit an der Künstlergestalt, die zum letztenmal dem Humanismus, der Verehrung und dem Preise der Menschengestalt enthusiastische Bewunderung gezollt. Für Rembrandt und Velazquez ist in der Welt, die Lange schildert und bei der Art wie er sie schildert, kein Platz, und es ist charakteristisch für seine Anschauung, daß in dem Abschnitt über die spanische Malerei Velazquez zurücktritt gegen — Ribera. Rembrandts Größe aber ist es ja gerade, an dem „humanistischen" Menschen teilnahmslos vorübergegangen zu sein.

„Die Darstellung des Menschen durch die Bildnerei (soll heißen die bildende Kunst überhaupt) hat zwei Kulminationspunkte gehabt: einen im fünften Jahrhundert vor Christus, einen zweiten ungefähr im Jahre 1500 nach Christus, den ersten in Griechenland, den zweiten in Italien." Das ist das Resultat der Untersuchungen Langes, wie er es im Schlußabsatz seines Buches formuliert, es ist aber auch deren Leitmotiv und Programm. Man erkennt leicht eine gewisse Einseitigkeit des Standpunktes, aber es ist die Einseitigkeit einer starken, ihrer Ziele sich klar bewußten und auf diese mit Energie zustrebenden Natur. In den Zauberkreis einer solchen einzutreten, gewährt immer ein seltenes Vergnügen und reichen Lohn und wird zum eigenen Erlebnis. „Ich wünsche oft, daß ich mir beizeiten meinen bescheidenen Platz in der deutschen Literatur gesichert hätte." So schreibt Lange in einem Brief an den Kunsthistoriker Hannover. Wir wollen ihm diesen Platz gern gewähren; den Gewinn davon hat die deutsche Literatur und die, so sich mit ihr beschäftigen.

*

Die oben zitierte Briefstelle gibt uns Gelegenheit, auf die Sammlung der Briefe von Julius Lange hinzuweisen, die unlängst gleichfalls in deutscher Sprache erschienen ist.[1]) Wer durch Langes Schriften mit seiner ebenso tiefen und großen wie frischen und heiteren Persönlichkeit bekannt und vertraut geworden ist, dem wird es Freude und eigenen Genuß gewähren, durch diese Briefe in die intimste Berührung mit dem seltenen Manne gebracht zu werden. Auch wissenschaftlich ist diese Briefsammlung von Wert, denn oft werden, teils in hingeworfenen Bemerkungen,

1) Briefe von Julius Lange. Herausgegeben von Peter Köbke. Einzig berechtigte Uebersetzung von Ida Anders. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1903.

teils in längerer Ausführung, Fragen der Wissenschaft berührt. Zu dem was Lange in seinen Schriften selbst der Oeffentlichkeit dargeboten hat, bilden diese stark persönlich gefärbten Mitteilungen eine wertvolle Ergänzung von besonderem Interesse.

Dresden. P. Herrmann.

Ueber den Verbleib der Ostgoten.

Von O. v. Pillement, Major z. D.

(Schluß.)

Zum Schluß werfen wir noch einen Blick auf die Verhältnisse im einstigen gotischen Herzogtum beider Rätien.

Theodorich trat nach Gründung seines Reiches auch in den Alpenländern die Erbschaft der Römer an. Der König war sogleich auf Sicherung der Brennerstraße bedacht. Aus militärischen Gründen führte der König die Besiedelung der wichtigsten Stützpunkte in den Alpen mit Goten durch, wohl meist an jenen Plätzen, welche auch schon die Römer besetzt gehalten hatten. So wurde aus der einst römischen Brennerstraße eine gotische, unbeschadet der dort eingesessenen, römisch gewordenen Bevölkerung.[7])

Vielleicht stammt der Name Gossensaß, urkundlich Gozzinsazze, aus jenen Zeiten, aufgefundene Münzen und die Sage vom Schmiede Wieland deuten gleichfalls darauf hin.

Dem Herzoge beider Rätien,[8]) welche in einem Schriftstück des Königs als Bollwerk Italiens bezeichnet wurden, lag es ob, mit starker Hand die Talengen des Landes gegen drohende Einfälle zu schützen.

Theodorich beschränkte sich nicht auf die Anlage von Befestigungen bei Trient und auf die Verteidigung der ungestümen Athesis. Am Brennerpaß war den Breonen der Schutz der Straße übertragen unter gotischer Beaufsichtigung. In einem uns erhaltenen Schriftstück nahm sich Theodorich eines dort beraubten Händlers an und trug dem Herzoge beider Rätien nicht nur auf, die Breonen fernerhin besser im Zügel zu halten, sondern befahl auch, für völlige Schadloshaltung des Mannes zu sorgen.

Streng hat der Goten großer König auf Sicherheit und Ordnung im Lande gehalten; noch heute lebt des Berners Andenken in des Landes schönsten Sagen fort. — Ein Gedicht des Venantius Fortunatus, welcher als Pilger um die Mitte des 6. Jahrhunderts Tirol durchquerte, gibt wertvolle Aufschlüsse über die Verhältnisse zu jenen Zeiten.

Noch ragten zu Aguntus[9]) stolz die Römerbauten, noch zeigten sich keinerlei Spuren von Verwüstung, noch bewachten die Breonen, in derem Lande die Valentinskirchen stehen, den Brennerpaß. Erst jenseit des Inn, im Lande der erst vor einem halben Jahrhundert angesiedelten Bajuwaren, scheint die Reise gefährlicher geworden zu sein. Die Erinnerungen an römische Herrschaft und Kultur hatten sich dort bereits verwischt. —

Noch vor Schluß des 6. Jahrhunderts haben sich die Besitzverhältnisse in Tirol auf lange Zeiten geregelt; die durch die Völkerwanderung bedingten Schiebungen waren zum Abschluß gekommen. Die Bayern hatten den Brenner überschritten und sich bei Salurn, der ungefähren heutigen Sprachgrenze, mit den Langobarden unter dem Herzoge Evin von Trident über die Grenze geeinigt. Kurz darauf verknüpften verwandtschaftliche Bände die Fürstenhäuser beider Stämme. Endlich gelang den Langobarden nach blutigen Kämpfen auch die Vertreibung der Franken (und Alemannen) aus dem mittleren Etschtal.

An Stelle der römischen, wohl auch mit Goten durchmischten Bevölkerung längs der großen Straßen Tirols und in den Besitz von deren Kulturen traten ganz allmählich die Bajuwaren, die seitherigen Einwohner, in die Seitentäler und auf die Höhen drängend und sie schließlich aufsaugend. Im Westen Tirols, im Inntal und dem Gebiete der Reschenscheideck-Straße u. s. w., haben sich die Alemannen in sprachlicher, aber nicht in politischer Hinsicht gehalten. Ebenso langsam wie die Verdrängung der Romanen, vollzog sich das Verschwinden der Breonen.

Noch im 9. Jahrhundert hören wir von einem edlen und reichen Manne namens Quartinus, welcher im Schlosse zu Wipitien (Sterzing) saß und in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Innichen als „Quartinus, nationis Noricorum et Pregnariorum“ bezeichnet wird.

Dementsprechend langsame Fortschritte hat auch der Verdeutschungsprozeß im Lande gemacht, ausgenommen längs der großen Straßen und einiger denselben benachbarten Siedelungsgebiete, wie beispielsweise der Ritten und das Eggental. In Ladinien, im Grödener und im Enneberger Tal fehlte den Bajuvaren der Nachschub, so daß sie schließlich von der Mehrzahl ladinisiert wurden.

Das Land der Breonen hat, nach den Valentinskirchen zu urteilen, sich südwärts bis gegen Bozen und nach Meran erstreckt, im Westen findet sich noch im Vintschgau St. Valentin an der Haid.

*

Paulus Diakonus[10]) verdanken wir noch einige Nachrichten über das Ende der Goten und Franken in Italien. Als Aming (der fränkische Führer Haming) dem gotischen Grafen Widdin, der sich gegen Narses empört hatte, Beistand leisten wollte, seien beide von Narses überwunden worden. Widdin sei gefangen und nach Konstantinopel geführt worden, Aming durch das Schwert des Narses gefallen. Also haben zu Ende des Krieges Goten und Franken vereint gekämpft, der Schauplatz des Kampfes dürfte Venetien und Umgebung gewesen sein, da diese Provinz der Hauptstützpunkt der Franken war und anfangs etschtalaufwärts noch Verbindung mit dem Frankenreiche besaß.

In dem Verona benachbarten Venetien gehörten aber auch den Goten noch Stützpunkte, wie beispielsweise Treviso, wo seinerzeit Totila mit seiner Sippe gesessen hatte.

Endlich hatte Narses noch einen Kampf gegen Sindual, den König der Brenter (Brenner Anwohner) vom Stamme der Heruler.[11]) Wie sich Sindual übermütig auflehnte und selbst den König machen wollte, ward er von Narses in der Schlacht überwunden und an einem hohen Galgen aufgehangen.

Es besteht kein Nachweis und auch keinerlei Wahrscheinlichkeit dafür, daß Narses je bis in die Breonensitze gedrungen sei. Es muß sich um einen Einfall Sinduals nach Norditalien gehandelt haben.

Aehnliche und gleichzeitige Geschicke scheinen im Venetianischen Goten und Franken einander näher gebracht zu haben. Wenn wir aber im Lande der Breonen Sindual mit seinen Herulern als König finden, so hat er sicher seine Macht auf die dortigen stammverwandten Goten gestützt, welche das Bestreben haben mußten, ihren in Norditalien untergehenden Brüdern zu helfen. In diesem Falle konnte der Kleinkrieg in Venetien und Umgebung viele Jahre dauern, immer wieder flackerte der Aufstand der Goten empor, genährt von den Volksgenossen im Hochgebirge.

Noch im Jahre 563 soll Narses in Oberitalien zwei feste Plätze, Brescia und Verona, eingenommen haben. Nach anderen hätte Narses erst im Jahre 566 die Pazifikation Oberitaliens vollendet.[12])

Narses wird bald nach der Schlacht von Capua Maßnahmen getroffen haben, das Etschtal zu sperren, das Einfallstor und die Rückzugslinie der Franken, beziehungs-

7) Siehe: „Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter“ von Dr. Oskar Wanka Edlen v. Rodlow, Prag 1900.

8) D. i. Rätien und Noricum, deren Uebergangsstation zu Römerzeiten Säben bei Klausen gewesen ist.

9) Innichen im Pustertal, an der großen Straße Aquileja—Plöckenpaß—Pustertal—Brenner.

10) Uebersetzung von Dr. Otto Abel, bearbeitet von Jacobi.

11) Sinduals Heruler waren nicht kolonisationsfähig, weil sie ohne Familien waren.

12) Vgl. den Aufsatz von Adolf Schiber „Das Deutschtum im Süden der Alpen“, in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1902

weise der Goten. Der sofortige Besitz von Verona oder Trident war zu diesem Zweck nicht unbedingt nötig.

Die Franken haben sich, wohl um die Verbindung mit der Heimat nicht zu verlieren, aus Venetien westwärts an die Etsch und in die Gegenden des Val di Non verzogen. Dort finden wir sie noch zu Langobardenzeiten bis gegen Schluß des Jahrhunderts und zwar als nicht zu unterschätzende Gegner. Die Goten können nicht weit davon entfernt gesessen haben. Nach der Niederlage Sinduals werden sie zum Teil aus Venetien nach Norden in die Berge ausgewichen sein; wahrscheinlich über den Rollepaß und durch Ladinien haben nach der Sperrung des Etschtales ihre Verbindungen mit den Volksgenossen in Tirol gelegen.

Aus dem Fortbestehen der Frankenmacht an der Grenze Italiens aber scheint hervorzugehen, daß es Narses überhaupt nicht gelungen ist, völlig mit seinen Gegnern aufzuräumen.

Die Goten vom Vesuv sind über Ticinum abgezogen und haben Italien verlassen. Nördlich des Po zurückgelassene Familien und fahrende Habe werden sie soweit als möglich mitgenommen haben, gebrandschatzt von den Franken. Außerhalb Italiens stand den Goten der Weg frei, sicher sind sie nach Noricum gezogen, dort saß nördlich der Linie Bozen-Meran das befreundete Volk der Breonen, welchem einst Theodorich den Schutz des Brennerpasses anvertraut hatte, obwohl im Reiche der Goten nur der Gote die Waffen trug. Dieser Teil von Noricum war bisher vom Kriege verschont geblieben; in den Stützpunkten des Landes befanden sich gewiß viele zurückgelassene oder gerettete gotische Familien.

•

Ladinien nennt sich das von der Gader durchflossene von Bruneck weit nach Süden reichende Gadertal. Hochaufstrebende Dolomiten schließen das hochgelegene Tal nach allen Seiten ab und begünstigen die Eigenart seiner Bewohner in Sprache und Sitte. Zu den Ladinern im weiteren Sinne gehören die Grödener, Fassaner, Enneberger, Buchensteiner und Ampezzaner.

Die ladinische Sprache ist, unabhängig von den anderen romanischen Sprachen, unmittelbar aus der römischen Volkssprache entstanden, welche je nach der Art der Landeseingeborenen sich verschiedenartig gefärbt hat. Einst hat sich diese Sprache über ganz Tirol und darüber hinaus erstreckt. Nach der Lage der Dinge können bei Bildung dieser Sprache auch Goten mitgewirkt haben; ist ihr Einfluß nicht erkennbar, so kann es daran liegen, daß die gebildeteren Teile des Volkes auch römisch sprachen und nur die ärmeren, Viehzucht und Ackerbau treibenden, Goten länger an der Muttersprache festgehalten haben.

Trifft dieser Schluß zu, so müssen wir gotisch klingende Namen hoch oben in den Bergen und in abgelegenen Siedelungen suchen.

Einige solche Namen seien hier zur Erörterung gestellt, sie kommen nur in Ladinien, nicht aber in den angrenzenden deutschen, italienischen und den einst slavischen Gegenden vor, ausgenommen das Wort Garda in Gardasee, dem See Benacus der Römer.

Von (gotisch) garda = Gehege bezw. gards = Haus können herzuleiten sein die Namen von: Val Gardena, Alpe Gardinon und Gardenazza (Cherdenacia) und den Ortschaften Gardecia und Gardeccia.

Ladinisch gardin, cortina heißt Höfchen.

Razn bedeutet Haus, and über, über etwas hin. Jenseit der Berge des obersten Fassatales, nördlich des oberen Livinalongotales (li finali longhi) liegen das Tal Andraz mit der Ortschaft und dem Kastell gleichen Namens. Im Gadertal, im Herzen Ladiniens, um die alte Abtei Badia herum, befinden sich die Siedelungen Picolraaz, Pedratsches und Andratsch; an der Seiser Alpe liegt Ratzes.

Das ladinische Wort raza bedeutet sehr bezeichnend Stamm, Art.

Die Ortschaft Varda (Vardja, Wächter) findet sich sowohl im oberen Gadertal als auch weiter südlich davon in den Pässen. Am Südfuß des Monte Cristallo erhebt sich der Col de Varda. Varde (ladinisch) heißt das Vieh hüten, acht geben.

Der Name Antermoja scheint „schwierige Pässe" zu kennzeichnen. Im Gebiete des Rosengartens befindet sich der Antermoja-Paß, -See und -Kogel; Antermoja ist der Osthang der schneebedeckten Marmolata bezeichnet. Untermoj (ladinisch Andremoja) liegt am Uebergang vom Gader- in das Lüsen-Tal. And bedeutet „über etwas hin" und mojan mühen. Im Ladinischen heißt Verdruß Moia.

•

Inmitten Ladiniens liegt König Laurins Reich, der Rosengarten,[13]) durch dessen wild zerrissene Felsenwelt nach der Sage einst Dietrich mit seinen Gesellen gewandert ist.

Sagenumwoben[14]) wie kaum ein anderes Land ist das Tal und Gebiet der Athesis in Tirol, die Heimat der Dietrichsagen.

Der große König herrscht noch heute als mächtiger Wetterherr am Ifinger bei Meran. Deutsche Gelehrte sind es gewesen, welche in den blonden, hochgewachsenen Bewohnern des Burggrafenamtes bei Meran die Nachkommen der Goten erkannt und nachgewiesen haben.

Einer der sagenreichsten Berge Südtirols ist das Jochgrimm; hier dürften sich einst die verschiedenen in Frage kommenden Volksstämme berührt haben.

Hoch oben am Joche sitzen die Nornen und spinnen die Schicksalsfäden der Völker, mögen es Bayern, Lombarden, Alemannen sein, immer flechten sie goldene Fäden, Gotengeschicke mit ein.

Weiter östlich, in den Fassaner Dolomiten spielt eine alte Sage „Cadina".[15]) Ihr entnehmen wir, daß einst das Pellegrin- und Nikolaus-Tal dicht bevölkert waren. Die Leute zerfielen in zahlreiche Stämme, deren jeder einen Häuptling hatte. Der Krieg wurde gegen die Trevisaner geführt.

Leise klingt diese Sage an Zeiten an, in welchen aus Venetien verdrängte Goten dicht zusammengesessen haben mögen in Genossenschaften.

Die Ladiner — insbesondere die Bewohner des Gader-Tals und seiner Umgebung — halten noch heute fest an ihrer Eigenart und hängen mit Liebe an ihrer Sprache. Ihr Aussehen und ihre Art sind germanisch; auffallend sind vielseitige Aehnlichkeiten[16]) ihrer romanischen Sprache mit jener der Provence, in welcher einst Goten gesessen haben.

---

13) Der Name des dort befindlichen Vajolet-Tals erinnert an das gotische Wort faihu, Vieh, Vermögen.

14) Vergleiche „Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol" von F. Biehringer. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 1. und 3. Juni 1904.

15) Vergleiche „Cadina" von K. F. Wolff. Allgemeine Zeitung vom 18. August 1904.

16) Siehe Dr. Alton: „Die ladinischen Idiome" S. 23 und 24.

Bücher und Zeitschriften.

David Garrick als Shakespeare-Darsteller und seine Bedeutung für die heutige Schauspielkunst. Von Christian Gaehde. Berlin, G. Reimer, 1904. XII und 198 S.

Dem vorzüglichen ersten Bande der „Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft", den wir in Nr. 108 dieser Beilage besprochen haben, ist schnell der zweite gefolgt, der eine zwar nicht in gleichem Grade hervorragende, aber ebenfalls sehr anerkennenswerte Leistung darbietet. War das Buch von Anders über „Shakespeares Belesenheit" ein streng wissenschaftliches Werk, fast ausschließlich für den Fachmann bestimmt, so darf sich Gaehde mit Recht an einen größeren Leserkreis wenden; denn der große Schauspieler, der glänzende Shakespeare-Darsteller kann auch heute noch auf rege Teilnahme rechnen. Nicht bloß alle Verehrer des Dichters und die Freunde des Theaters, vor allem auch die Bühnenkünstle

selbst dürften mit Genuß und Gewinn die hier gebotenen Ausführungen lesen. Schwer ist es, des Mimen Kunst, die schnell und spurlos, des Augenblicks geschwinde Schöpfung, vorüberrauscht, zu würdigen, besonders wenn nicht nur die eigene Anschauung fehlt, sondern auch die zeitgenössischen Zeugnisse nur gelegentlich Kunde von ihm geben. Denn zu Garricks Zeiten gab es ja noch keine allgemeine, öffentliche Theaterkritik, wie sie ganz am Ende seines Lebens, ohne ihn noch zu betreffen, eben erst anfing. Und doch, alles was sich tun ließ, um ein einigermaßen vollkommenes Bild von der Persönlichkeit des Künstlers zu entwerfen, hat Gaehde getan, vor allem die tatsächlich vorhandenen Zeugnisse aus seiner und der bald auf ihn folgenden Zeit gesammelt und im zweiten Teile seines Buches als Anhang abgedruckt. Es sind nicht weniger als 212 Nummern, eine für jene Zeit außerordentlich stattliche Zahl, alles Mitteilungen aus Briefen, Tagebüchern, Zeitungen, Büchern in englischer, deutscher und französischer Sprache. — Dieses, wenn schon nicht lückenlose, so doch recht ergiebige Quellenmaterial hat der Verfasser nun auch tüchtig verarbeitet. Er eröffnet sein Buch mit einer knappen, aber ausreichenden Schilderung des englischen Bühnenwesens zur Zeit von Garricks erstem Auftreten (1741). Das Theater stand damals stark unter französischem Einflusse und trotz mancher Reformversuche herrschte ein gespreizter, oft sinnwidriger Deklamationsstil, der durch seine Unnatur abstoßend wirken mußte, dessen Schalheit man aber erst einsehen lernte, als der realistische, lebensvolle Künstler Garrick als Neuerer auftrat. Auch Garricks Lebensgeschichte und seine äußere Erscheinung wird uns so genau geschildert, daß man sich doch eine einigermaßen klare Vorstellung von ihm machen kann. Trotz seiner verhältnismäßig kleinen Gestalt und seiner mit den Jahren immer mehr zunehmenden Körperfülle besaß dieser Mann eine Beweglichkeit, eine Herrschaft über sein Minenspiel und eine so erstaunliche Verwandlungsfähigkeit, daß es ihm möglich war, tragische und komische, erhabene und niedrige Rollen mit stets gleicher Vollendung zu verkörpern. Die besten Schilderungen übrigens, die wir von ihm haben, rühren von zwei Deutschen her, von dem Satiriker Lichtenberg und H. P. Sturz. Die Hauptaufgabe des Verfassers ist es sodann, uns Garrick in seinen Shakespeare-Rollen vorzuführen; zuerst bespricht er die großen tragischen Rollen, Richard III., Hamlets Geist, Lear, Hamlet und Macbeth, über die wir noch das Meiste wissen. Soweit wie irgend möglich, werden alle Einzelheiten herangezogen und die Unterschiede zwischen seiner Auffassung und der seiner Vorgänger hervorgehoben. Bezeichnend ist es, daß er trotz des ungeheueren, allgemeinen Beifalls, dessen er sich zu erfreuen hatte, doch gelegentlich auf Widerspruch stieß, und daß er gerade in den wichtigsten Rollen so gut wie gar keine Entwicklung aufweist; hauptsächlich liegt das freilich daran, daß er immer erst nach sehr gründlichem Studium auftrat und deswegen später nur noch höchst ungern änderte. War von den größten Rollen noch ein erträglich deutliches Bild zu gewinnen, so ist das bei den übrigen Shakespeare-Rollen Garricks — im ganzen hat er 18 gespielt — in sehr viel geringerem Grade der Fall, da naturgemäß bei diesen die Nachrichten spärlicher fließen; aber auch hier gibt es noch genug anziehender Einzelheiten, wie z. B. die Nebenbuhlerschaft zwischen Garrick und Barry, als beide den Romeo spielten. — Ein weiteres Kapitel behandelt dann Garricks Tätigkeit als Shakespeare-Bearbeiter. Während die frühere Kritik fast nur schroff abfällig über diese Seite seiner Wirksamkeit urteilte, gelangt Gaehde zu einer milderen und gerechteren Anschauung, indem er des Schauspielers Stellung zu seinem Dichter geschichtlich und literarisch näher beleuchtet und manche jener Züge, die uns als grobe Mißgriffe erscheinen, auf notwendige Rücksichten gegenüber dem Publikum und auf den Geschmack der Zeit zurückführt. — Das letzte Kapitel faßt dann übersichtlich die Ergebnisse zusammen, indem es die Eigentümlichkeiten des neuen Stils Garricks neben einander gruppiert. Sie beruhen vor allem auf der Einführung des Realismus, einer natürlichen Deklamation und auf einem vorzüglich ausgeprägten Gebärdenspiel. Auch Garricks Tätigkeit als Theaterdirektor wird noch gewürdigt, und endlich wird noch in wenigen klaren, knappen Sätzen auf seine große geschichtliche Bedeutung, die Wirkung seiner künstlerischen Persönlichkeit und sein Gesamtverhältnis zu Shakespeare hingewiesen. Das wertvolle Buch schließt mit einem sorgfältigen Namenverzeichnis und einer sehr lehrreichen statistischen Uebersicht über Garricks Shakespeare-Rollen auf Grund der wichtigsten Quellenwerke.

H. Jantzen.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein, mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 3. und 4. Heft. Stuttgart, Paul Neff; vollständig in 14 Heften zu je 2 M.

Wir haben früher schon beim Erscheinen des ersten und zweiten Heftes auf dieses groß angelegte Werk aufmerksam gemacht, das seinen Mitarbeitern alle Ehre macht. Obige zwei Hefte sind von Archivrat Dr. Schneider, Archivassessor Dr. Wintterlin und Oberregierungsrat Dr. Adam in Stuttgart bearbeitet, und es ist viel neues Material mit fleißiger und sorgfältiger Hand in schöner gefälliger Darstellung uns hier geboten.

Dr. Schneider schildert uns die Regierung Herzog Karls, seine äußere Politik, die ihn zum kläglich verlaufenden Kampfe mit Friedrich dem Großen gemeinsam mit Frankreich veranlaßte, seine Stellung zur französischen Revolution, die ihm ebenso wenig kriegerische Lorbeeren eintrug wie seine innere Politik, die in verschiedenen, anfangs so wenig erfreulichen Perioden verlief. Doch zeigte er in den einzelnen Regierungszweigen viel Wohlwollen und gute Absicht, besonders in seinem Bestreben, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel emporzubringen, strenge Polizeiordnung und in späteren Jahren auch geordnete Rechtspflege durchzuführen. Dr. Wintterlin zeigt uns die Hoheitsrechte des damaligen Landesherrn, der, soweit nicht Reichsgesetze in Betracht kamen, sich als alleinigen Gesetzgeber betrachtete und mit Hilfe des Geheimen Rates und seiner beiden Kammern die herzoglichen Finanzverwaltungen regierte. Dagegen war er durch verschiedene Verfassungsgesetze und Landtagsabschiede in der Verfügung über das Kirchengut gebunden. Auch Steuern konnte er nur mit Bewilligung der Stände auferlegen.

Eingehend behandelt Dr. Adam die Stellung Herzog Karls zur Landschaft, die bald genug Störungen und Kämpfe aller Art hervorrief, und besonders bei der Verwaltung des Kirchenguts, der Aufstellung von Truppen, der Schließung von Subsidienverträgen u. s. w. den Herzog mit seinen gewissenlosen Helfershelfern in langjährige, schwere Konflikte mit seinem Volke brachte. Es sei hier nur an den wackern Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser und sein fünfjähriges Martyrium auf dem Hohentwiel erinnert. Doch hielt es trotz seiner Souveränität der Herzog auch damals für nötig, seinen Verfassungsbrüchen ein verfassungsmäßiges Mäntelchen umzuhängen. Damals schrieb der tapfere Eisenbach: „Die Rechte des Landes müssen fest bleiben, und eher wird man alles versuchen, als Einschränkungen gestatten. Möge es dann gehen, wie es wolle. Der alte Gott lebt noch!" Die Darstellung dieses Abschnittes, die viel Neues und Interessantes enthält, ist auf den umfangreichen Akten des ständischen Archivs in Stuttgart und des kgl. Haus- und Staatsarchivs aufgebaut und ist mit viel Fleiß und Sachkenntnis behandelt. Die nächsten Hefte werden das wirtschaftliche, geistige und religiöse Leben des württembergischen Volkes, die Künste und Wissenschaften, sowie den Stand des Unterrichts in jener Zeit behandeln. Möchte das schöne Werk einen guten Fortgang nehmen!

*

Allgemeine Rundschau.

Fünfter Internationaler Dermatologenkongreß.

* In Berlin ist gestern, am 12. September, — zum erstenmal seit 20 Jahren auf deutschem Boden — ein internationaler Dermatologen-Kongreß zusammengetreten, der in sechstägigen Verhandlungen sich mit den neuesten Fortschritten auf diesem Gebiete der Medizin und im wesentlichen mit den

drei Krankheiten Tuberkulose, Lepra und Syphilis beschäftigen soll. Die feierliche Eröffnungssitzung fand am Vormittag unter außerordentlicher Beteiligung im großen Hörsaale des Langenbeck-Hauses statt. Das Reichsamt des Innern war durch den Unterstaatssekretär Dr. Hopf, das Kultusministerium durch den Geheimen Obermedizinalrat Kirchner, die Stadt Berlin durch Oberbürgermeister Kirschner vertreten. Namens des Einrichtungsausschusses eröffnete Professor Dr. Lesser, Leiter der Hautklinik der Charité, den Kongreß mit einer Ansprache, in der er ausführte, daß die Wahl von Deutschland als Kongreßort eine besondere Auszeichnung bedeute. Gerade in Deutschland sei die dermatologische Wissenschaft später als beispielsweise in Frankreich, England und Oesterreich in Aufschwung gekommen, eigentlich erst in den letzten drei Jahrzehnten. Nur zwei helle Sterne glänzten bei uns schon Mitte der 50er Jahre am dermatologischen Himmel: Gustav Simon und Felix v. Bärensprung. Beide Forscher fanden aber leider ihren vorzeitigen Tod, merkwürdigerweise beide durch die gleiche Krankheit: fortschreitende Gehirnerweichung. Die mächtigen Anregungen, die wir in den letzten Jahrzehnten aus dem Auslande empfingen, haben auch bei uns einen solchen Aufschwung der dermatologischen Wissenschaft zur Folge gehabt, daß aus Nehmenden auch wir zu Gebenden geworden sind. — Nachdem die obengenannten Vertreter der Behörden in ihren Begrüßungsansprachen auf die soziale und nationale Wichtigkeit der in Beratung stehenden Gegenstände hingewiesen, begann die erste wissenschaftliche Sitzung, die sich zunächst mit der Syphilis-Serumfrage beschäftigte. Es sprach Professor Neisser (Breslau) über Versuche, Syphilis auf Affen zu übertragen, und berichtete als Resultat, daß Orangs, Schimpansen und Gibbons für menschliche Syphilis empfänglich sind; er steht hierbei im Gegensatz zu der früheren Ansicht von der Unempfänglichkeit der Affen für Syphilis. Neisser hat Syphilis von Menschen direkt und indirekt mit Erfolg auf Affen überimpft. Diese Versuche, sagt Neisser, werden uns einen Weg zeigen, auf dem es gelingen wird, ein Schutzmittel, d. h. eine Schutzimpfung gegen Syphilis zu gewinnen. Durch Blutserum von Tieren, die mit dem Krankheitsstoff geimpft sind, ist, wie bei vielen anderen Krankheiten, eine Heilung auch bei Syphilis voraussichtlich in absehbarer Zeit zu erreichen. Prof. Lassar (Berlin) betont im Anschluß hieran, daß man aus negativen Erfolgen bei Versuchen, syphilitisches Virus auf Affen zu überimpfen, keinen Schluß ziehen dürfe; nicht jeder Affe sei empfänglich, die positiven Fälle allein seien beweisend. Dr. van Niessen (Wiesbaden) erkennt die Versuche Neissers als maßgebend nicht an; er behaupte, daß es eine Immunität gegen Syphilis nicht gebe und es infolgedessen auch nicht möglich sei, ein Heilserum gegen Syphilis darzustellen. — Ueber die Heimat der Syphilis sprach Prof. Neumann-Wien und meinte, es sei nicht sicher erwiesen, ob Syphilis in Amerika schon vorhanden war, ehe Kolumbus dort landete, wohl aber sehr wahrscheinlich. Prof. v. Hansemann-Berlin demonstrierte einen amerikanischen Schädel, der sichere Zeichen von Syphilis erkennen läßt und der höchst wahrscheinlich aus vorkolumbischer Zeit stammt. Prof. Lesser (Berlin) hält den amerikanischen Ursprung der Syphilis für sicher erwiesen mit Rücksicht auf die epidemische Ausbreitung der Syphilis in Europa nach der Rückkehr der Mannschaften des Columbus. — Dr. Malcolm Morris (London) berichtet über seine Heilerfolge bei mehr als 10,000 Fällen von Lupus (Hauttuberkulose), einer Krankheit, gegen die die Aerzte erst in den letzten Jahrzehnten mit Erfolg vorzugehen gelernt haben. Sein Endergebnis ist folgendes: 1. Auf chirurgischem Wege (Messer und Galvanokauter) ist in nicht zu schweren Fällen eine Heilung möglich, allerdings nur mit starker Narbenbildung. 2. Röntgenlicht heilt die meisten leichten Fälle ohne wesentliche Narbenbildung bei jahrelanger Behandlung. 3. Finsenlicht heilt auch sehr schwere Fälle ohne Narbenbildung bei einer Behandlungsdauer von einem halben bis zwei Jahren. 4. Die Behandlung mit Radiumstrahlen verspricht für die Zukunft großen Erfolg. 5. Eine Vereinigung von Finsen- und Röntgenlicht mit Aetzmitteln gibt die besten Resultate. 6. Es gibt noch immer einige ganz schwere unheilbare Fälle.

Ein römisches Belagerungsspiel.

γ. Das Museum von Timgad in Algerien besitzt, wie Professor Schulten im Archäologischen Anzeiger ausführt, seit kurzem eine sehr merkwürdige Spieltafel. Es ist eine runde Scheibe, in die ein Viereck eingezeichnet ist. Auf den vier Segmenten stehen je acht bis neun Buchstaben, und zwar die Worte proiecti | [reced]ant | omnia con | pleta sunt, d. i. „Die geschlagenen Steine sollen zurückgehen! Alles ist besetzt!“ So erklärt Schulten die Inschrift, indem er annimmt, daß ein Spiel zwischen Belagerer und Belagertem vorliege, das mit dem Abzuge des letzteren endete, und er weist eine ähnliche Tafel aus Tebessa nach, auf der fortuna redux steht. Es ist ohne Zweifel ein Soldatenspiel und dabei darf daran erinnert werden, daß bei den Ausgrabungen römischer Kastelle in Germanien und Britannien fast regelmäßig Spielsteine gefunden werden, so unlängst wieder in Haltern an der Lippe auf dem Boden des alten Aliso.

•

Archäologische Untersuchungen in Russisch-Turkistan.

In der „Nature“ wird ein Auszug aus einem Briefe des Prof. R. Pumpelly an den Präsidenten der Carnegie Institution in Washington wiedergegeben, in dem Prof. Pumpelly seine im Auftrage dieses Instituts gemachten Ausgrabungen bei Anau nächst Aschabad in Russisch-Turkistan nächst dem nordöstlichen Persien schildert: „Wir haben mehr als 136 Fuß aufeinanderliegender Kulturstrata untersucht, in denen zum mindesten vier ununterbrochene Kulturschichten zu unterscheiden sind, die durch Tausende von Jahren durch eine neolithische und Bronzeperiode zur Eisenzeit führen, und wir haben die verschiedenen Kulturschichten mit wichtigen Ereignissen in der physiographischen Geschichte und mit der Einführung der Irrigation in Verbindung gebracht. Die Ströme, die auf den hohen Gebirgen des nördlichen Persien entspringen, fließen in Flächenausbreitung zu den turkomanischen Ebenen und bilden dadurch viele Quadratmeilen große Deltas und Oasen. Alles Wasser wird zur Irrigation dieser fruchtbaren Flecken Erde benutzt; jenseits ist Wüste. Anau, wo wir ausgegraben haben, ist solch ein Fächerteil. — In Anau, ungefähr 7 Meilen östlich von Aschabad, sind zwei große Tumuli und die Ruinen einer von Graben und Mauer umgebenen, noch im vorigen Jahrhundert bewohnten Stadt, eben Anaus. Die beiden Tumuli sind nicht ganz eine Meile von der Stadt entfernt und liegen selbst eine halbe Meile auseinander. Der nördliche, ältere, Hügel erhebt sich 40 Fuß über die Ebene, der südliche, jüngere, 52 Fuß. Beide gehen mit ihrer untersten Kulturschichte ungefähr 20 Fuß unter dem sie umgebenden Niveau aus, welches also vom Beginne der ersten Niederlassungen an um 20 Fuß gewachsen sein muß. Bei dem älteren Tumulus geht die eine Kultur durch 45 Fuß, die sich durch Technik und Dekoration einer nur handgefertigten und interessanten Töpferarbeit auszeichnet. In den oberen 15 Fuß zeigt sich ein Fortschritt in einigen durch und durch salzzerfressenen Bronzewerkzeugen und Bleikugeln und in der Technik der immer noch handgefertigten Töpfereien. Der jüngere südliche Tumulus kennt in dieser untersten Schicht bereits die Töpferscheibe; die unbemalten Gefäße haben eine von dem älteren Tumulus ganz verschiedene Technik bis auf einige noch ganz handgefertigte Stücke. Hier liegt also eine Kulturschicht von mindestens 74 Fuß, und zwar läßt sich eine Bronzekultur mit noch Ueberleben von Steinwerkzeugen von 60 Fuß konstatieren, während 14 Fuß darüber zur Eisenzeit gehören. Somit haben wir im ganzen vier Kulturschichten von 136 Fuß Dichte untersuchen können — resp. 176, wie wir unten sehen werden, eine Ansammlung, die niemals in Aegypten oder Babylonien an einem Punkte gefunden wurde —, und dabei ist noch eine unberechenbare Lücke zwischen dem Aufgeben der alten und Beginn der Niederlassung am neuen Tumulus. Durch alle Kulturschichten bis exklusive die Eisenzeit läßt sich eine charakteristische Begräbnisart der Kinder — sicher der Kinder und wahrscheinlich nur der Kinder — beobachten: sie wurden unter dem Fußboden der Häuser unter einer Lage feuergehärteter Erde begraben (siehe meine Bemerkungen über ähnliche Kinder-

bestattungen „Kinderbestattung und Wiedergeburt" in der Beilage 1903, 1. Mai). Eine Untersuchung der Stadtreste von Anau bis in 30—40 Fuß Tiefe ergaben nur Eisenzeitkulturen mit von denen der Tumuli ganz verschiedenen auf der Scheibe fabrizierten Töpfereien, und in den oberen Schichten ganz neuartigen schön glasierten Fayencen. Eigentlich ist somit 176 Fuß Kulturlage untersucht. Vier Perioden in der Geschichte der Ebene oder des Deltas charakterisieren scharf die vier Kulturschichten: Als der Nordtumulus begann, stand die Niederlassung mindestens 7 Fuß über der Ebene, welch letztere langsam wuchs, bis sie die Basis des Tumulus bis auf 2 Fuß bedeckte. Dann wurde (um 3000 v. Chr. vielleicht) die Stätte des Südtumulus bewohnt, um den herum die Ebene weitere 14 Fuß im Lauf der Zeit stieg. Hierauf trat das Gegenteil ein; ungefähr 19 Fuß der Ebene wurden nach und nach weggeschwemmt. Eine neue Veränderung hob das Niveau um ungefähr 8 Fuß, und als, wahrscheinlich gleichzeitig mit der Gründung von Anau (ungefähr zur Zeit von Christi Geburt), die Irrigation eingeführt wurde, bis auf die heutige Zeit um weitere 15 Fuß. Anau ist 15 Fuß, der Südtumulus 22 Fuß, der nördliche 27 in das jetzige Niveau eingebettet."

M.

x

Kleinere Mitteilungen.

* Hans Grisebachs typographische Sammlung. Der verstorbene Architekt Hans Grisebach hat, wie in Fachkreisen bekannt ist, eine großartige Sammlung von typographischen Meisterwerken hinterlassen, die etwa 2000 Bände aus dem 15. bis 18. Jahrhundert von entzückender Schönheit und bester Erhaltung enthält. Aus der Frühzeit der Druckerkunst, bis zur Renaissance- und Rokokozeit ist hier eine Holzschnittbücher-Sammlung vereinigt, wie sie zum zweitenmal wohl nicht wieder vorhanden sein dürfte. Wie die Nationalzeitung berichtet, beabsichtigt der preußische Staat diese einzigartige wohlgeordnete Sammlung anzukaufen. Der Preis für die Sammlung stellt sich auf 130,000 Mark, was von Kennern als sehr gering bezeichnet wird. Der Staat will etwa 100,000 M. flüssig machen, um die Sammlung für das Kunstgewerbemuseum zu erwerben. Die 30,000 Mark, welche an dem Kaufpreis noch fehlen, sollen durch Sammlungen, zu denen Kommerzienrat Bürenstein die hervorragenden Männer des Buchhandels, der Buchdruckerei und Schriftgießerei auffordert, aufgebracht werden.

x

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. In den Hörsälen des hiesigen physikalischen Instituts und der medizinischen Klinik finden vom 10.—13. Oktober Röntgen-Kurse statt, die von den Privatdozenten Dr. Wehnelt, Dr. Jamin, Dr. Kreuter und einem Ingenieur oder Röntgen-Techniker abgehalten werden. Anmeldungen zu dem Kurse nimmt bis zum 25. d. M. die Firma Reiniger, Gebbert u. Schall in Erlangen entgegen.

h. c. Gießen. Der ordentliche Professor und Direktor des physikalischen Instituts an der hiesigen Universität, Dr. phil. Paul Drude, hat einen Ruf in gleicher Eigenschaft nach Breslau an Stelle des in den Ruhestand tretenden Geh. Regierungsrats Prof. Dr. Oskar Emil Meyer abgelehnt.

h. c. Berlin. Zum Nachfolger Albert Landerers in der Leitung des neuen städtischen Krankenhauses in Schöneberg bei Berlin ist der außerordentliche Professor der Chirurgie an der Tübinger Universität und erster Assistenzarzt an der dortigen chirurgischen Klinik, Dr. med. Hermann Küttner, ausersehen.

h. c. Posen. Der Kunsthistoriker, etatsmäßige Professor an der Berliner Technischen Hochschule, zugleich Privatdozent an der Universität daselbst, Dr. phil. Max Zimmermann, ist vom Kultusminister mit der Abhaltung von Vorlesungen über Kunstgeschichte an der hiesigen kgl. Akademie beauftragt worden. Im kommenden Wintersemester wird Zimmermann in Posen lesen: „Die Kunst im Zeitalter Raffaels und Michelangelos."

* Danzig. Der Regierungs- und Baurat Dr. J. Steinbrecht aus Marienburg ist nach der Danziger Zeitung zum Honorarprofessor an der Technischen Hochschule in Danzig ernannt worden.

* Zürich. Die Vorlesungen über die Pathologie und Therapie der Mundorgane an der zahnärztlichen Schule der Universität Zürich wurden, wie man der Frankfurter Zeitung schreibt, nach dem Rücktritt von Professor J. Billeter Dr. Stoppani übertragen, der auch die Leitung der zahnärztlichen Poliklinik übernimmt.

x

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Abhandlung aus dem Staats- und Verwaltungsrecht. (10. Heft: Die Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaften nach deutschem Staatsrechte von Dr. Alfons Riess.) Breslau 1904. M. H. Marcus. 100 S. — Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. (6. Jahrgang: Heft 2: Aethiopien von Prof. Dr. W. Max Müller.) Leipzig 1904. J. C. Heinrichsche Buchhandlung. 32 S. — Gustav Bauch: Die Universität Erfurt im Zeitalter des Frühhumanismus. Breslau 1904. M. H. Marcus. 250 S. — Das Buch der Berufe. Ein Führer und Berater bei der Berufswahl. (X: Der Musiker von Ludwig Wuthmann.) Hannover 1904. Gebrüder Jänecke. 130 S. — Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. Jahrgang 1903. (Der ganzen Reihe 40. Heft.) Redigiert von Prof. Dr. Doelter.) Graz 1904. Verlegt vom Vereine. 322 S. — Ludwig Scharf: Tschanda-Lieder. Umschlagsporträt nach einer Kreidezeichnung von G. Ischenhäuser. Stuttgart 1905. Axel Juncker Verlag. 128 S. — Karl Berkow (E. v. Wolfersdorf): Der Schatten. Roman. Otto Jancke. 371 S. — Dr. Julius Landmann: Die Arbeiterschutzgesetzgebung der Schweiz. Basel 1904. Helbing u. Lichtenhahn. 496 S. — Die Tragödie des Weibes. Roman von einer, die daran verblutet. Berlin. Verlag Continent (Theo Gutmann). 157 S. — Louis Wolff-Kassel: Anna Willing. Kassel 1904. Selbstverlag des Verfassers. 28 S. — Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie. (2. Heft: Das Pferd im arischen Altertum von Dr. phil. Julius v. Negelin, Privatdozent an der Albertus-Universität.) Königsberg i. Pr. 1903. Gräfe u. Unzer. XXXVII u. 178 S. — Alberto Kühlmann: Die Eisenbahnen des brasilianischen Staates Sao Paulo. Sao Paulo 1904. Selbstverlag des Verfassers. 39 S. — Walt Whitman: Grashalme. Eine Auswahl übersetzt von Karl Federn. Minden in Westf. J. C. C. Bruns' Verlag. XXVI u. 192 S. — Karl Hagemann: Oskar Wilde. Ebenda. 215 S. — Arbeiterverhältnisse im Ostrau-Karwiner Steinkohlenreviere. Auf Grund von Erhebungen über die Lage der Bergarbeiter bearbeitet vom K. k. Arbeitsstatistischen Amte im Handelsministerium. (I. Teil: Arbeitszeit, Arbeitsleistungen, Lohn- und Einkommensverhältnisse.) Wien 1904. Alfred Hölder. 583 S. — Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. (III. Folge, 28. Band, 2. Heft. August 1904. Nebst volkswirtschaftlicher Chronik Juli 1904.) Jena 1904. Gustav Fischer. 524 S. — Albert Ernst Werkenthin: Der silberne Mohrenkopf. Roman in 2 Büchern. Erstes Buch. Braunschweig u. Leipzig 1904. Richard Sattler. 246 S. — Katalog der deutschen Bibliothek auf der Weltausstellung in St. Louis. Leipzig 1904. F. Volkmar. 72 S. — Otto Schmatolla, Apotheker und Chemiker: Die unbegrenzte Teilbarkeit der Masse, der Aufbau der Körper. — Die Grundgesetze der Bewegungen im Weltall.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 14. September. Nummer 210.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Deutsche Stimmen nach dem Luneviller Frieden.*)

Von Theodor Bitterauf.

Und das römische Reich — daß Gott erbarm'!
Sollte jetzt heißen römisch Arm.
Schiller.

In drei Schwaben verkörpern sich in klassischer Deutlichkeit die mannigfaltigen Stimmungen, die vor und nach dem Deputationsrezeß weite Kreise des deutschen Volkes bewegten: Schiller, Hegel und Pahl. In dem Entwurf zu einem Gedicht: „Deutschlands Größe" wirft Friedrich Schiller nach dem Luneviller Frieden die Frage auf: „Darf der Deutsche in diesem Augenblick, wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen Kriege geht, wo zwey übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Nahmens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?" Die Antwort lautet: „Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen, so blieb die deutsche Würde unangefochten." „Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, die von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. . . Der Deutsche wohnt in einem alten sturzdrohenden Hauß, aber (er) selbst ist ein edler Bewohner, und indem das politische Reich wankt, hat sich das Geistige immer fester und vollkommener gebildet."

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung und des Verfassers dem vierten Kapitel (Der deutsche Volksgeist und die deutschen Regierungen zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses) des in der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) erscheinenden Werkes: Geschichte des Rheinbundes. I. Band: Die Gründung des Rheinbundes und der Untergang des alten Reiches. Von Dr. Theodor Bitterauf, Privatdozent an der Universität München.

Finster zwar und grau an Jahren
Aus den Zeiten der Barbaren
Stammt der Deutschen altes Reich.
Doch lebend'ge Blumen grünen
Ueber gotischen Ruinen.

Wenn die Welt einen Plan hat, „wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, muß die Sitte und die Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form erliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen und flüchtigen einholen".

Jedem Volk der Erde glänzt
Einst sein Tag in der Geschichte,
Wo es strahlt im höchsten Lichte,
Und mit hohem Ruhm sich kränzt.
Doch des Deutschen Tag wird scheinen,
Wenn der Zeiten Kreis sich füllt.

Dem Deutschen „ist das höchste bestimmt, die Menschheit, und so wie er in der Mitte von Europens Völker(n) sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit". „Das köstlichste Gut, die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das tiefste und das flüchtigste, den Geist, die Seele, die voll Sinn ist," wird die Welt beherrschen. Er leitet den künftigen Beruf Deutschlands aus der Vergangenheit ab:

Schwere Ketten drückten alle
Völker auf dem Erdenballe,
Als der Deutsche sie zerbrach,
Fehde bot dem Vatikane,
Krieg ankündigte dem Wahne,
Der die ganze Welt bestach.
Höhern Sieg hat der errungen,
Der der Wahrheit Blitz geschwungen,
Der die Geister selbst befreit,
Freiheit der Vernunft erfechten,
Heißt für alle Völker rechten,
Gilt für alle ew'ge Zeit.

Indem so der Dichter „nicht auf dem Schoß der Verderbnis, nicht am feilen Hof der Könige", „nicht da, wo die Meinung Tugend präget, wo der Witz die Wahrheit wäget" „eine trostlose Philosophie des Eigennutzes, einen traurigen Materialism" schöpfte, sondern in transszendentalem Idealismus die geistige Herrschaft Deutschlands über Europa als unbestreitbare Tatsache hinnahm, war sein politischer Patriotismus keine nationale Herzenssache für ihn, sondern nur ein starker Affekt, welcher poetischer Ausbeutung sehr wohl fähig war. In der Jungfrau von Orleans nahm er keinen Anstoß, begeisterte Verse der unvertilgbaren Herrlichkeit Frankreichs zu widmen. Ihm war — wenigstens im Jahre 1800 noch — die Wahrheit unbekannt, die Johannes Müller in seiner Darstellung des Fürstenbundes ausgesprochen hatte: Nationen, welchen man die auswärtigen Sachen gleichgültig machen will, sollten sich gesagt sein lassen, was dem Volk des großen Hermanns geschah: „Lange hielten die Cherusken unangefochten tiefen und einschläfernden Frieden. Bequem war ihr Stillsitzen, aber unsicher. Es ist eine trügerische Ruhe zwischen leidenschaftlichen und gewaltigen Nachbarn; wenn es auf die Waffen ankömmt, heißt gut und gerecht, wer den Sieg er-

hält. Aus diesem Grunde wurden eben dieselben, ehemals die guten redlichen Cherusken, endlich aber die trägen, die törichten genannt."

Auf ganz anderen Wegen kommt Georg Wilhelm Friedrich Hegel als nationaler Philosoph in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands", welche ich als eine der besten staatsphilosophischen Schriften unseres Volkes bezeichnen möchte, zum Teil zu Resultaten, die Schillers Haltung rechtfertigen. Ihm ist das deutsche Staatsrecht, das in dem Triebe der Germanen zur Freiheit wurzelt, „nicht eine Wissenschaft nach Grundsätzen, sondern ein Urbarium von den verschiedensten der nach Art des Privatrechts erworbenen Staatsrechte", das Deutsche Reich „nicht mehr ein vereinigtes Staatsganzes, sondern eine Menge unabhängiger und dem Wesen nach souveräner Staaten", „ein Staat in Gedanken und kein Staat in Wirklichkeit", „ein Gedankending", ein barbarischer Zustand. „Der Zustand der Barbarei besteht nämlich darin, daß eine Menge ein Volk ist, ohne zugleich ein Staat zu sein, daß der Staat und die einzelnen im Gegensatze und in einer Trennung existieren." Möge das Reichsoberhaupt und die zunächst bedrängten patriotischen Stände die übrigen vergebens zu gemeinschaftlicher Mitwirkung aufrufen, mag Deutschland ausgeplündert und beschimpft werden, der Staatsrechtsgelehrte werde zu zeigen wissen, daß dies alles den Rechten und der Praxis ganz gemäß und alle Unglücksfälle Kleinigkeiten gegen die Handhabung dieser Gerechtigkeit sind. Hegel erkennt es — wohl nicht ohne Ironie — an, wenn die in die unendlichen Details der Rechte Eingeweihten mit Bewunderung und Staunen vor der Ehrwürdigkeit des deutschen Staatskörpers und des „Systems der durchgeführtesten Gerechtigkeit" erfüllt sind; er findet es einen „wenn nicht vernünftigen, doch gewissermaßen edlen Zug" im deutschen Charakter, daß das Reich ihm etwas Heiliges ist; für seine Person aber ist kein Zweifel mehr darüber, unter welchen Begriff die deutsche Verfassung falle: „Was nicht mehr begriffen werden kann, ist nicht mehr." Er begnügt sich indessen, und das bedeutet gegen Schiller einen entschiedenen Fortschritt, nicht mit diesem Resultat, das er in einem besonderen Teil mit heiligem Ernst in auch heute noch sehr lesenswerten Erörterungen über die Reichsarmee, die Reichsfinanzen, das Reichsgebiet, die religiösen und kirchlichen Zustände im Reich, das Lehenssystem und die Repräsentativverfassung, die Reichsstände und die Landeshoheit, das Reich und die Politik Frankreichs und Italiens, die Verhältnisse Oesterreichs zu Deutschland, vielfach erhärtet, sondern er macht auch positive Vorschläge zur Reform der Verfassung Deutschlands. Die negative Kritik ließe den Philosophen trotz der verblüffenden Offenheit, mit der er jede Erscheinung im politischen Leben seiner Zeit treffend charakterisiert, doch nur als einen Nachfolger Pufendorfs erscheinen; der positive Teil seiner Ausführungen aber zeigt ihn an Reife des staatsmännischen Urteils den meisten Zeitgenossen überlegen und erhebt ihn zum bewunderungswürdigen Propheten der nächsten Zukunft.

Wenn Deutschland nicht nach einigen Kriegen das Schicksal Italiens haben sollte, einem großen Teil nach in die Gewalt eines fremden Eroberers zu kommen, so fand Hegel als unumgänglich notwendig, daß eine Staatsmacht organisiert würde und das deutsche Volk wieder in Beziehung mit Kaiser und Reich käme. Wenn alle Teile dadurch gewännen, so ist aber eine solche Begebenheit nie die Frucht der Ueberlegung gewesen, sondern der Gewalt, der Gewalt eines Eroberers. „Dieser Theseus müßte große Macht haben, dem Volke, das er aus zerstreuten Völkern geschaffen hätte, einen Anteil an dem, was alle betrifft, einzuräumen, Charakter genug, um . . . den Haß tragen zu wollen, den Richelieu und andere große Menschen auf sich luden, welche die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten zertrümmerten." „Wenn auch die deutsche Nation nicht fähig ist, ihre Hartnäckigkeit in dem Besonderen bis zum Wahnsinn der jüdischen Nation zu steigern, dieser mit anderen zu Geselligkeit und Gemeinschaftlichkeit unvereinbaren Nation — Wahnsinn ist dem Philosophen nichts anderes als die vollendete Absonderung des einzelnen von seinem Geschlechte —, wenn sie auch nicht zu dieser Verruchtheit der Absonderung, zu morden und sich nicht morden zu lassen, bis der Staat zertrümmert ist, kommen kann, so ist doch das Besondere, Vorrecht und Vorzug, etwas so innig Persönliches, daß der Begriff und die Einsicht der Notwendigkeit viel zu schwach sind, um auf das Handeln zu wirken. Begriff und Einsicht führen etwas so Mißtrauisches gegen sich mit, daß sie durch die Gewalt gerechtfertigt werden müssen." Was der geniale Denker von seinen Vorschlägen erwartet, darüber spricht er sich selbst in einem Anhange zu der damals ungedruckt gebliebenen Abhandlung aus: „Die Gedanken, welche diese Schrift enthält, können keinen anderen Zweck oder andere Wirkung haben, als das Verstehen dessen, was ist, und damit die ruhige Ansicht, sowie in der wirklichen Berührung und in Worten gemäßigtes Ertragen derselben zu befördern. Denn nicht das, was ist, macht uns ungestüm und leidend, sondern, daß es nicht ist, wie es sein soll."

Der Dritte, Johann Gottfried Pahl, reicht an seine beiden Landsleute weder an Genialität noch in dem klassischen Ausdruck der Gedanken heran; aber er übertrifft beide als Praktiker durch die konkrete Gestaltung seiner Vorschläge. Auch er war wie die beiden anderen von seiner Schwärmerei für die französische Freiheitspropaganda durch die Schreckensperiode und die verderblichen Folgen der Koalitionskriege gründlich geheilt worden, und suchte nun seine Sehnsucht nach nutzbringender politischer Tätigkeit, die ihn vor jenen Idealisten auszeichnet, durch Mitteilung von Ratschlägen zur Umgestaltung der württembergischen Verfassung in Schriften zu befriedigen, die großes Aufsehen erregten, aber im wesentlichen ohne Wirkung blieben. Dann dem Geschicke des Gesamtvaterlandes sich zuwendend, gab er die „Nationalchronik der Teutschen" heraus, richtete er 1801 einen „patriotischen Apell" „an den Friedenskongreß in Luneville und die Reichsversammlung in Regensburg, eine höchst wichtige und höchst dringende Veränderung der teutschen Staatskonstitution betreffend". Nach einer kurzen Darstellung der trostlosen Lage Deutschlands, die wenig neue Farben in das bekannte Bild zu bringen vermag, schlägt er vor, die Anzahl der Reichsstände zu vermindern, und diejenigen, welche aufhören, unter die Kategorie derselben zu gehören, den bleibenden ebenso zu unterwerfen, wie sie bisher dem Kaiser unterworfen waren, da alles auf die Vereinigung und Konzentrierung des Nationalwillens und der Nationalkräfte ankomme. Nur Bayern, Mecklenburg, Nassau-Oranien, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Hessen-Kassel, Hannover, Braunschweig, Holstein, Kursachsen, Anhalt sollen erhalten bleiben, alles übrige verteilt werden, jedoch mit dem Vorbehalte, daß Oesterreich und Preußen keinen weiteren Zuwachs erhielten als beide, streng genommen, zur Entschädigung zu fordern hätten. Die Furcht vor der Vergrößerungssucht Oesterreichs und Preußens läßt ihm noch außer dem allgemeinen Reichsverbande die Gründung eines engeren Bundes der Reichsfürsten geraten erscheinen, an welchem Oesterreich und Preußen nur ausnahmsweise sich anschließen sollen. Die Fürsten von zweitem Rang, dies ist sein Wunsch, möchten für die Verfassung die Garantie einer auswärtigen Macht (Rußlands) erwirken, die, „um uns künftig zu beschützen, nicht nur geachtet und stark genug, sondern auch durch ihren eigenen Vorteil dringend aufgefordert wäre, es zu verhindern, daß die schwächeren Stände Deutschlands unterdrückt werden".

Die Flucht aus der Wirklichkeit in das Reich der Gedanken und den kosmopolitischen Grundton vieler seiner Aeußerungen hat Schiller mit einer Reihe seiner Zeitgenossen gemein. In seinen „Blicken in die Zukunft oder Prognosticon des neunzehnten Jahrhunderts ... Leipzig 1799" erwartet Hofrat v. Eckartshausen von dem Morgen des sechsten Tagwerks, das er mit dem Jahre 1800 beginnen läßt, die Vollendung des moralischen Menschen, die auf dieselbe Art vor sich gehen werde, wie die Schöpfung des ersten Menschen. Ueberzeugt, daß nur die Andeutung „eines reinen Cosmopolitism, eines geläuterten und veredelten Interesses für das Wohl der Menschheit und der Staaten den Standpunkt seiner Ausführungen richtig bestimme", schwingt sich Wilhelm Heinsius unter dem Pseudo-

nym Hippolytus a Lapide der Jüngere in seinem „Gemälde von Europa“ zu dem Ausruf empor: „Sollte ich nicht mehr das aufkeimende Glück der Menschheit sehen, so mag ich gar nichts mehr sehen als meinen Garten, meine Flur und — die Stätte, wo man mir unter Akazien und Rosensträuchern mein Grab bereiten soll.“ Und Friedrich Perthes schrieb noch 1807 an Johannes v. Müller: „Wir Deutsche sind ein auserwähltes Volk, welches die Menschheit repräsentierte und alles zur allgemeinen Angelegenheit machte. Wir waren nie bloß national.“ Er hatte freilich gesunden Patriotismus genug, schon vor der Krise 1805 „die Endschaft der papiernen Zeit“ herbeizuwünschen. „Noch zwanzig Jahre solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus, und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn.“ Und da der Idealismus der Gebildeten für das öffentliche Leben ebenso unfruchtbar bleiben mußte wie der kleinliche spießbürgerliche Sinn der Massen, fanden auch weniger kritisch veranlagte Köpfe als Hegel in Deutschland schließlich überall „mehr eine dumpfe Observanz als alle möglichen vernünftigen Gründe“. „Man fahre nur fort,“ lesen wir in der Schrift: Ueber den Einfluß des gegenwärtigen Seekrieges zwischen Frankreich und England auf die politischen Verhältnisse von Europa, Köln XII (1804), „das ohnehin schon halb erstorbene heilige Reich der Empfindung bei dem Volk vollends zu zerstören, man gebe ihm metaphysische Formeln statt Gefühl, man künstle an seinem Kopf, und lasse das Herz leer, der große Gewinn davon wird sich am Ende schon zeigen. Fürwahr, ich glaube kaum, daß man in allem diesem überzeugende Merkmale eines besonders erleuchteten Zeitalters wird finden können; denke ich nur nun noch hinzu das Inconsistente, das Hin- und Herschwankende in der öffentlichen Meinung, sodann allen den Unfug, den in jeder Ecke Deutschlands noch vor einigen Jahren die Kraft-, Genie- und Freiheitsmänner getrieben haben und der doch nichts als ein Auswuchs der niedrigsten Selbstsucht war, ferner die Weichlichkeit unserer Sitten, das Affektierte unserer Sprache, das ewig Tändelnde unserer Manieren, den bis zum Ekel getriebenen Egoismus in allen Ständen, die ganz überhand nehmende Geist und Zeit verderbende Romanenlektüre, geistliche, Ritter- und abenteuerliche Rinaldinis Geschichten, gewiß ein solches Gemählde wird schwerlich in dem Tempel der Vernunft und der Aufklärung seinen rechten Schutz finden.“

Von jenem Widerwillen gegen das Verschachertwerden, wie er noch während des Rastatter Kongresses wiederholt hervorgetreten war, zeigte sich in den zur Entschädigung bestimmten Ländern kaum eine Spur. Häberlin erzählt, außer einigen Klagen über die hier und da einer Eroberung ähnlich sehende militärische Okkupation sei man im ganzen sehr zufrieden gewesen, voll Hoffnung wegen besserer Handhabung der Justiz und Einführung besserer Polizei- und Schulanstalten; später allerdings riefen die lange militärische Besetzung und manche Verfügungen Erbitterung hervor. Ein anderer Gewährsmann fand bei dieser Gelegenheit aufs neue Anlaß, einige wenige leidenschaftliche und übelgesinnte Menschen ausgenommen, das biedere und gutmütige deutsche Volk wieder zu lieben, schätzen und zu bewundern. Nirgends traf er ungestümen Widerwillen, Schadenfreude und voreiligen Tadel; man wollte nicht gegen den Strom schwimmen, der die geistlichen Reichsländer verschlang, obgleich man den völligen Untergang des alten und wenigstens hier und da noch wahren Sprichworts: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“ und den Verlust so vieler Freistätten für Gewerbe, Kunstfleiß, Handlung, Genie und Verfolgte beweinte. Auch legte man sich die Frage vor, warum nicht auch mit den kleinen reichsritterschaftlichen Besitzungen eine wohltätige Veränderung vorgenommen werde, damit dem grenzenlosen Unfug, der dort mit der obrigkeitlichen Gewalt getrieben wurde, für immer Einhalt geschehe, nachdem auch die geistlichen Fürstentümer und viele wohlregierte Reichsstädte der Botmäßigkeit weltlicher Fürsten untergeordnet worden waren. Reichsritter und Geistlichkeit waren nun freilich die lebendigsten Träger des Reichsgedankens. Neunundneunzig Prozent derselben waren sich klar darüber, daß mit dem Dasein des Reiches auch ihr eigenes Dasein verschwinden würde. Ein so vortrefflicher Herr wie Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg, einer Nebenlinie von Hessen-Darmstadt, der auf dem Reichsdeputationskongreß vergeblich Sitz und Stimme im Fürstenkolleg zu erlangen sich bemühte, war von dem Glauben durchdrungen, daß Deutschland nicht untergehen könne:

Tobet nur, ihr wilden Stürme!
Untergang wollt ihr uns droh'n?
Unsres Vaterlandes Türme
Trotzten so viel Wettern schon.
Nie wird es dem Feind zum Raube,
Wie die Zeder aufwärts steigt,
Sproßt aus altem Heldenstaube
Noch ein Retter, der ihr gleicht.

Die Hauptwaffe der geistlichen Stände war die Warnung, der Kaiser werde zu ohnmächtig, wenn Deutschland in große Fürstentümer verwandelt werde, die Prophezeiung von dem Untergang der Verfassung, die mit der Erhaltung der geistlichen Staaten unlösbar verbunden sei. Es ist bezeichnend, daß ein Mann wie Häberlin, dem die „teutsche Constitution“ noch 1796 ein ehrwürdiges Gebilde war, „das um des Himmels willen nicht eingerissen werden muß“, jetzt 1802 der Vorstellung entgegentrat, als ob die Vernichtung der politischen Existenz Deutschlands der Nationalehre empfindlich fiele, wenn Deutschland nur noch einen Platz in der alten Geographie erhalten sollte: er findet diese Einbuße nicht reell, da der Name der Deutschen durch die Namen der Oesterreicher, Preußen, Sachsen, Hannoveraner, Pfälzer, Bayern, Württemberger und Hessen schon lange verdrängt sei. Wie Schiller und Hegel spricht Heinsius nur von einem gotischen Denkmal der Barbarei des Mittelalters und andere erinnerten an die althergebrachte Definition von dem Chaos quod deus mirabiliter conservavit. Die Negation der Reichsverfassung bedeutete nicht nur ein Wiedererwachen der alten deutschen Kritik, wie sie Pufendorf in ähnlicher Situation geübt hatte; sie stellt diese Männer in eine Linie mit den revolutionären Publizisten Frankreichs; revolutionär war denn auch ihr Drang nach radikaler Durchführung der Reformen. Gaspari trat in einer Schrift: „Was wird aus Deutschland werden?“ gerade deshalb für allgemeine Säkularisation ein, daß man nicht die Fortsetzung derselben durch einen zweiten blutigen Krieg erkaufen müsse. Kommt es nicht zum allgemeinen Frieden, lesen wir an anderer Stelle, so wäre besser, die Hauptmächte vereinigten sich, daß jeder Größere die in seiner Aktionssphäre liegenden Kleineren verschlinge. So werde ein ewiger Friede sicherer zustande gebracht als durch die Weisen St. Pierre oder Kant. Daß durch Konsolidierung der Staaten ein Angriff Frankreichs die Furchtbarkeit verlieren werde, die er unter gegenwärtigen Verhältnissen habe, war schon früher ins Feld geführt worden; jetzt grub ein Gelehrter den Reichsabschied von 1548 aus, der es lit. 52 ausdrücklich den Reichsständen überließ, sich der Reichsunmittelbarkeit zu begeben und sich anderen Reichsständen zu unterwerfen. Längst ausgetretene Pfade wandelte K. Frhr. v. Soden, wenn er zur Handhabung des Landfriedens die Kreisverfassung in Franken, Schwaben und am Rhein reorganisieren wollte; nach dem Bekanntwerden des „rhapsodischen Friedensinstruments“ von Luneville wärmte er dieses Projekt wieder auf, da die Veränderung der deutschen Zustände ihm nun „Schlag auf Schlag“ vor sich zu gehen schien. Eine andere Modifikation des ganzen Reiches wäre die Umwandlung des Kaisertums in eine erbliche Monarchie gewesen. Wieder andere wünschten mit Beseitigung des Reichsoberhauptes, des Reichstags, der Reichsgerichte und der Reichspost eine totale Teilung des zerstückelten westlichen Deutschlands unter die großen Mächte, die viele ebensosehr fürchteten. Diese Besorgnis und die Furcht vor einer Republikanisierung Schwabens hat Pahl zu seinen Vorschlägen gebracht. „Soll je Deutschland eine gute und glückliche Verfassung erhalten, so pflichtet Häberlin der

von ihm vertretenen Triasidee bei, so müssen vor allen Dingen die großen Mächte Oesterreich und Preußen aufhören, Stände des Deutschen Reichs zu sein, und ihre Besitzungen müssen nicht mehr die der deutschen Reichsstände durchkreuzen." Der Triasgedanke war keineswegs neu; Gagern verfocht ihn schon vor dem Wiener Hof in einer Denkschrift nach dem Frieden von Campo Formio als ein Mittel, die innerlichen Kriege zu verhindern. Der kaiserliche Hof befeindete und hinderte bisher solche Bünde, weil er sie der Verfassung zuwider und seinem Ansehen nachteilig ansah. Gagern berief sich dagegen auf das Gewohnheitsrecht und versprach sich von einer solchen Union im Momente der Gefahr eher eine Festigung der kaiserlichen Macht. Die letztere Idee zeigt, wie nahe diese Bestrebungen den bundesstaatlichen Tendenzen kamen. In der Tat wurde auch 1803 bereits eine Reform Deutschlands als Staatenbund nach dem Muster der helvetischen Eidgenossenschaft, der vereinigten Niederlande oder der vereinigten nordamerikanischen Staaten verlangt. Nikolaus Vogt erinnerte in demselben Jahr an den rheinischen Städtebund, den Kurverein zu Rhense, die wittelsbachische Hausunion von 1724. „Der Vertrag von 1724 schien unter allen neueren Verträgen und Bündnissen am ersten die Mittel zu geben, wodurch ein festerer Zusammenhang wenigstens unter den mittleren und vorderen Kreisen gegründet werden konnte", ist seine These, die er ausführlich historisch begründet. Ein anderer mutet dem Kurfürsten von Baden zu, alle übrigen um sich zu sammeln und einen energischen Zeitgeist zu wecken. So mannigfaltig die innere Organisation des neuen Fürstenbundes gedacht werden konnte, so wenig Auswahl hatte man in den garantierenden Staaten. Die zuletzt genannte Schrift tritt im Gegensatz zu Pahl nicht für Rußland, sondern für Frankreich ein, dessen Bedeutung für Bayern sie darlegt; in diesem Sinn wurde die öffentliche Meinung auch durch französische Schriftsteller beeinflußt.

Eines der bedeutendsten Werke dieser Richtung waren die Memoiren Soulavies über die Regierung Ludwigs XVI., welche mit einem reichen historischen Material ausgestattet, die schärfste Verurteilung des Allianzsystems von 1756 enthielten. Hauterive erklärte in seinem Essay: „De l'état de la France à la fin de l'an VIII" das System des Gleichgewichts für tot und setzte die Hegemonie Frankreichs an die Stelle. Auch Blanc de Wolr, der eine Ueberschreitung der Rheingrenze für einen politischen Fehler hält, begründet seine Zurückhaltung (on sait que je ne peux tout dire) damit, wenn das Reich nur einen Protektor in der Republik sehe, werde es selbst Interesse haben, dieselbe mit der Garantie seiner Rechte zu bekleiden, und Chasseriaux der Aeltere preist als die glücklichste Zeit der Unabhängigkeit für die Schweiz und für Deutschland diejenige, in der sie mit Frankreich verbündet oder befreundet waren. Es wäre einer Untersuchung wert, wie weit die öffentliche Meinung in Deutschland von französischen Federn systematisch vergiftet wurde. So erschien z. B. während des Jahres 5 im Londoner Kurier ein Friedensprojekt mit dem Deutschen Reich, das von deutschen und französischen Journalisten als Elaborat eines Hamburger Professors weiter verbreitet wurde. Der Verfasser war aber ein französischer Justizbeamter in Straßburg, der einige Jahre später denselben Plan mit einigen Aenderungen in die Deutsche Zeitung in Straßburg lancierte, als das Werk eines hannoverschen Hofrats, das dann zunächst von einer Aachener Zeitung übernommen wurde, um bald weiter kolportiert zu werden. Der Verfasser beschäftigte sich 1799 wieder mit der Verfassung des Deutschen Reichs, tritt für die Einteilung desselben in neun Kreise und Kurfürstentümer, Einführung einer einzigen Kammer statt der drei Kollegien auf dem Reichstag, Verteilung der Stimmenzahl an die Stände nach dem Einkommen u. s. w. ein, so daß es zweifelhaft ist, wie weit er selbst auf früheren deutschen Vorschlägen beruht oder für spätere deutsche Projektenmacher Vorbild geworden ist, wenn auch die Leidenschaft des Revolutionärs hier und da in seinen Ausführungen zum Durchbruch kommt.

Der von Frankreich drohenden Gefahren war man sich an vielen Stellen mehr oder minder deutlich bewußt. Zunächst war der erste Konsul nur der Regent der Republiken in Europa; Generale und Gesandte waren nur seine Gehilfen, das Schattenspiel an der Wand und die Marionetten, genannt Direktoren, gesetzgebender Körper, Vollziehungsausschüsse, nach seinem Willen zu dirigieren. Es hatte viel Verlockendes, ihn als den Bringer des Weltfriedens zu begrüßen; nach der Niederwerfung Oesterreichs hatte er seine Nüchternheit bewahrt; würde er in Zukunft Charakter genug besitzen, den Versuchungen zu widerstehen, wie er bisher nur die Fähigkeit gezeigt hatte, zu siegen und zu herrschen? Sieyes' Verfassung war jedenfalls dahin gekommen, sagt der neue Hippolytus a Lapide, daß alle Autoritäten den ersten Konsul nicht zu hindern vermochten, sobald es ihm beliebte, ein despotischer Alleinherrscher zu sein. Es würde zu weit führen, die deutschen Projekte näher zu beleuchten, welche meist in der Teilung der Türkei einen Blitzableiter für die von Frankreich drohenden Gewitterstürme in Europa erblickten; sie waren „mehr glänzende Charlatanerien von Gelehrten als Werke tiefer Weisheit." Auch daß der preußische Unionsgedanke seinen literarischen Ausdruck bei Männern wie Hippolytus a Lapide gefunden hat, der immer mehr deutsche Staaten vom Erzhaus sich losbröckeln läßt, um sich Preußen in die Arme zu werfen, mag nur beiläufig erwähnt werden.

Wie wenig Aussicht auf Erfolg der zuletzt erwähnten Idee damals zuteil wurde, sehen wir sofort, wenn wir uns von dem deutschen Volksgeist abwenden zu den deutschen Regierungen.

Phöniziens Beziehung zur babylonischen Kultur.

Als im Jahre 1902 die Behauptung ausgesprochen worden war, daß das Land Kanaan[1]) vor der Einwanderung der Hebräer „vollständig eine Domäne der babylonischen Kultur" gewesen sei (Delitzsch, Erster Vortrag über Babel und Bibel, S. 28), da wußten wir, die wir uns fachmäßig mit dem alten Orient zu beschäftigen haben, natürlich, daß eine positive Beziehung zwischen dem alten Kanaan und der babylonischen Kultur allerdings behauptet werden könne. Wir dachten daran, daß die 1888/89 zu Tell el-Amarna in Mittelägypten ausgegrabenen Texte eine Korrespondenz enthielten, die in babylonischer Keilschrift nicht bloß zwischen Babylonien und den Pharaonen (Amenophis III. und IV.), sondern auch zwischen ägyptischen Vasallen Kanaans und ihrem Oberherrscher am Nil geführt worden war. Wir dachten auch weiter daran, daß ein ebensolcher Keilschriftbrief 1890 bei den Ausgrabungen zu Tell el-Chesi (dem alten Lachisch im südwestlichen Kanaan) tief unten „in der dritten Stadt" gefunden und im V. Band der Keilinschriftlichen Bibliothek als Nr. 219 veröffentlicht worden ist. Wir erinnerten uns endlich auch daran, daß zu el-Amarna auch der babylonische Mythus von der Vermählung der Göttin Ereschkigal, der Göttin der Unterwelt, mit Nergal, dem „König der Unterwelt", mit gefunden worden ist (Keilinschriftliche Bibliothek VI, 1, 74 ff.).[2]) Es konnte ja natürlich auch nicht zweifelhaft sein, daß die und jene ganz allgemeine Grundlage der Kultur den Babyloniern und den Kanaanitern gemeinsam war und daß Handelsprodukte vom Osten nach dem Westen kamen, wie jener babylonische Mantel (Jos. 7, 21).

Indes tauchte doch natürlich auch sofort die Frage auf, wie weit das vorisraelitische Kanaan eine Domäne der babylonischen Kultur war.

Zur Beantwortung dieser Frage machte ich gleich darauf aufmerksam — Giesebrecht in „Friede über Babel und Bibel" hat das auch anerkannt —, daß die Kanaaniter nach dem Zeugnis der phönizischen Inschriften nicht die gleichen Monatsnamen, wie die Babylonier, gehabt haben.[3]) Denn in den

1) „Chanani" nannten sich sogar die Punier noch zu Augustins Zeit.

2) Vergl. jetzt Joseph Böllenbücher, Gebete und Hymnen an Nergal (1904), S. 5.

3) In meinem Schriftchen „Babylonisierungsversuche betreffs der Patriarchen und ersten Könige Israels" (2. Aufl., S. 5 f.).

Inschriften der Phönizier sind die Monatsbezeichnungen Ethanim (Monat der beständigen, d. h. stets Wasser haltenden Flüsse) und Bul (Ausströmung,[4]) nämlich des Herbstregens) genannt,[5]) wie auch in älteren Stücken der hebräischen Literatur die Monatsnamen Abib (Aehre = Monat der Aehrenbildung = April), Ziw (Glanz = Mai), Ethanim (September-Oktober) und Bul (Zeit des Herbstregens: Oktober-November) erwähnt sind, während erst seit dem babylonischen Exil die Namen Nisan, Jjjar, Siwan, Tammuz, Ab, Elul, Tischri, Marcheschwan, Kislew, Tebeth, Schebát, Adār gebraucht werden, die damals auch im neubabylonischen Reiche (seit 625) herrschend waren. Nun könnte jemand sagen, daß die letzterwähnten Monatsnamen auch bei den Babyloniern nicht stets gebraucht worden, daß vielmehr aus früheren Zeiten auch bei den Babylonier-Assyrern andere Bezeichnungen der Monate gemeldet sind, wie z. B. Kanûn, der im neubabylonischen Reiche Arach samna (Monat achter = dem oben erwähnten Ausdruck Marcheschwan) genannt wurde. Aber diese früheren Monatsnamen der Babylonier-Assyrer sind doch nicht mit jenen Monatsbezeichnungen identisch gewesen, die bei den Kanaaniter-Phöniziern und den älteren Hebräern uns bekannt geworden sind. Also behält mein Hinweis auf die Ungleichheit der kanaanitischen und der babylonischen Monatsnamen seine Gültigkeit.[6])

Im Anschluß daran wies ich später darauf hin, daß auch der Jahresanfang bei den vorexilischen Hebräern im Herbst war, und daß er erst seit dem Exil in den Frühling gelegt wurde, wo er bei den Babyloniern lag. Winckler will darin, daß der unserem September-Oktober entsprechende Monat bei den Neubabyloniern (seit 625) Taschrit, also „Anfang" heißt, einen Beweis dafür finden, daß die, welche diesen Monatsnamen für unsern September-Oktober wählten, das Jahr „ebenfalls mit dem Herbst begannen".[7]) Aber das dürfte eine zu weitgehende Folgerung sein. Dieser Name Taschrit kann auch nur einen relativen Anfang innerhalb des Jahres, nämlich den Beginn seiner winterlichen Hälfte, bezeichnen. Jedenfalls hieß dieser unserem September-Oktober entsprechende Monat bei den Kanaaniter-Hebräern Ethanim und nicht Taschrit.

Die Hebräer hatten ja auch, um hieran noch etwas Verwandtes anzuknüpfen, die Woche von sieben Tagen, während „sich die siebentägige Woche in dieser(?) Form für Babylonien bis jetzt wenigstens nicht nachweisen läßt" (H. Zimmern in „Die Keilinschriften u. d. A. T." 1903, S. 594), sondern man da „eine Einheit von fünf Tagen an Stelle der siebentägigen Woche" hatte (H. Winckler ebenda, S. 328).

Wie die Sprache der Kanaaniter-Phönizier und Hebräer, ist auch ihre Schrift eine andere als die babylonische, und die Schreibrichtung der Phönizier, der Moabiter (auf dem Mesastein) und der Hebräer (auf der Siloahinschrift u. s. w.) läuft von rechts nach links, aber die Schreibrichtung der Babylonier-Assyrer geht umgedreht von links nach rechts. Die sprachliche Differenz der Kanaaniter-Phönizier und Hebräer gegenüber den Babyloniern ist aber auch durch die Tell-Ta'annek-Funde nicht verändert worden und wird durch einen Umstand, der mir erst ganz neuerdings zum Bewußtsein gekommen ist, in signifikanter Weise beleuchtet.

Die vier keilschriftlichen Texte, die Sellin bei seinen überaus verdienstlichen Ausgrabungen auf dem Ruinenhügel des alten Ta'anakh (an der Südgrenze der Ebene Jezreel) gefunden hat,[8]) bezeugen ja freilich, daß die kleinen Häuptlinge der Kanaaniter auch bei der untereinander geführten Korrespondenz die Keilschriftzeichen verwendet haben. Aber ob sie damals bloß diese Schriftart besaßen, ist die Frage, und was mich einigermaßen abhält, sie schlankweg zu bejahen, ist erstens der Umstand, daß diese Keilschrift später aus Kanaan verschwunden ist — die phönizisch-althebräische Schrift ist auch nicht aus ihr entstanden —, und zweitens ist es ein Blick auf die sprachlichen Verhältnisse jener Kanaaniter, von denen die Keilschriftzeichen verwendet wurden. Nämlich eben dieselben Bewohner Kanaans, welche babylonische Keilschriftzeichen und in dieser Schriftart auch babylonische Sprachformen gebrauchten, besaßen doch daneben noch ihre eigene Sprache. Dies wird auch von denen, die an diesen Umstand nicht erinnert haben, trotzdem nicht geleugnet. Man hebt ja „den Einfluß des Kanaanäischen" auf die Gestalt des Babylonischen hervor, das auf den Tontafeln von Tell Ta'annek sich zeigt. Fr. Hrozný, der assyriologische Mitarbeiter Sellins, schreibt z. B.: „Interessant ist die Form des Wortes narâm (Liebe): dasselbe hat keinen Schlußvokal. Diese nur durch den Einfluß des Kanaanäischen zu erklärende Erscheinung können wir in unserem Briefe noch öfter konstatieren" (S. 116).

Ein Argument, das uns warnt, den vorexilischen Einfluß Babyloniens auf die Kanaaniter und die Hebräer zu überschätzen, ist aber immer noch von allen übersehen worden, und ist auch mir erst neulich eingefallen, als ich in meinen Vorlesungen über hebräische Grammatik bei den Zahlwörtern auf die Zahl elf zu sprechen kam. Diese wird im Hebräischen bekanntlich durch achad 'asar oder 'aštê 'asar bei männlichen Zählobjekten und durch achat 'esrê oder 'aštê 'esrê bei weiblichen Zählobjekten ausgedrückt. Nun wußte man ja bis vor ungefähr 30 Jahren nicht, woher die Form 'aštê komme. Die hauptsächlichsten von den uns jetzt seltsam anmutenden Erklärungsversuchen, die man noch bis in die Zeit Heinrich Ewalds gemacht hat, sind in meinem historisch-kritischen Lehrgebäude II, 212 vorgeführt worden. Aber J. Oppert war, wie Sayce in seiner Assyrian Grammar (1872), p. 6, 131, 135 erwähnt, der Erste, der dieses 'aštê aus dem babylonisch-assyrischen išten erklärt hat, und „elf" heißt ja dort išten-ešrit (Delitzsch, Assyrische Grammatik § 75).

Wo aber findet sich innerhalb der hebräischen Literatur diese babylonisch-hebräische Form? Nun achad 'asar steht in Gen. 32, 23; 37, 9 und Deut. 1, 2, aber 'aštê 'asar in Num. 7, 72; 29, 20; Deut. 1, 3; Sach. 1, 7; 1. Chron. 12, 13; 24, 12; 25, 18; 27, 14. Ferner achat 'esrê begegnet in Jos. 15, 51; 1. Kön. 6, 38; 2. Kön. 9, 29; 23, 36; 24, 18; Jer. 52, 1; Hes. 30, 20; 31, 1; 2. Chron. 36, 5. 11; aber 'aštê 'esrê in Exod. 26, 7 f.; 36, 14 f.; 2. Kön. 25, 2, Jer. 1, 3; 39, 2; 52, 5; Hes. 26, 1; 40, 49. Da haben wir das klare und wichtige Resultat: die mit dem babylonischen 'aštê zusammengesetzten Formen der Zahl „elf" finden sich bloß erstens in Stellen der Bücher Jeremia und Hesekiel und in exilischen (2. Kön. 25, 2) oder nachexilischen Büchern: Sach. 1, 7 und viermal in Chronika. Die übrigen Stellen, wo 'aštê auftritt (Exod. 26, 7 f.; 36, 14 f.; Num. 7, 72; 29, 20 und Deut. 1, 3), waren schon nach anderen Merkmalen als später entstanden erkannt worden (vgl. meine Einleitung ins A. T., S. 226 ff.), und dieses Urteil ist durch das Auftreten der Form 'aštê bestätigt worden.

Also erst seit der Zeit des neubabylonischen Reiches, das bekanntlich in Nabopalassar seit 625 v. Chr. die Zügel der Herrschaft über Vorderasien ergriff, läßt sich dieser Einfluß Babyloniens auf die Sprache der Hebräer beobachten, und so hat die Sprachgeschichte auch hier ein bedeutsames Licht auf die Gestaltung der kulturgeschichtlichen Beziehungen Babyloniens und Palästinas geworfen. Uebrigens z. B. die höchst auffallende negative Stellung, die auch die sogenannte Volks-

[4]) Vergl. arab. baulun „Urin; Menge" (siehe weiter mein Lehrgebäude II, S. 52, Anm. 1 und S. 146 Mitte).

[5]) Noch andere Monatsnamen aus kanaanitischen Inschriften sind namentlich von Mark Lidzbarski im Handbuch der nordsemitischen Epigraphik (S. 412) zusammengestellt worden.

[6]) Altassyrische Monatsnamen begegnen in arah muhur-ilâni (Keilinschriftliche Bibliothek I, 8); arhu kusallu (I, 46); ferner in den sogenannten kappadozischen Urkunden: arhu KAM kusalli (IV, 50); arhu KAM abšarani (ebenda); arhu KAM šazaratim (52); arhu zizuim (54). Keiner von diesen Namen ist mit einer der kanaanäischen Monatsbezeichnungen identisch, die bei Lidzbarski a. a. O. aufgezählt sind. Dazu kommt noch, was auch von Winckler in „Die Keilinschriften u. d. A. T." (1903), S. 330 nicht bemerkt worden ist, daß in einem Briefe des babylonischen Herrschers Kallima-Sin an den Pharao (Amarna-Texte in der Keilinschriftlichen Bibliothek, Bd. V) schon die Monatsnamen Du'uzu (= Tammuz) und Abu gebraucht sind, also Namen, die sich unter den kanaanäischen Monatsbezeichnungen gar nicht, aber unter den späteren Monatsnamen der Babylonier finden.

[7]) Die Keilinschriften und das Alte Testament (1903), S. 330,

[8]) Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Bd. L, Nr. IV: Tell Ta'annek (1904), S. 113 ff.

religion Israels zur Astrologie eingenommen hat, ferner das späte und dann charakteristisch häufige Auftauchen von Notizen über den Gestirndienst (2. Kön. 17, 16 2c.), endlich die späte Erwähnung des Tammuzkultus (Hes. 8, 14), ist schon in meinem oben erwähnten Schriftchen „Babylonisierungsversuche 2c.“, 2. Aufl., S. 13 ff. hervorgehoben worden.

Bonn. Ed. König.

Bücher und Zeitschriften.

Gedichte. Von Gustav Adolf Müller. Kassel, Karl Vietor.

Ein kleines, unscheinbares Büchlein. Wohl zu einfach und bescheiden. Wie viele schon werden an ihm achtlos vorübergegangen sein? Und das ist schade; denn die poetische Veranlagung G. A. Müllers ist keine gewöhnliche. Der Dichter verdient Beachtung. Er ist eine gesunde, kräftige, feinfühlige Persönlichkeit, die uns etwas zu sagen weiß. Das Leben in der Natur und im Menschen verfolgt Müller mit offenem Auge und reich empfindendem Herzen. Reißt ihn die erhabene Gewalt eines mächtigen Naturschauspiels zur Bewunderung hin, wie in dem Gedichte „Im Gewitter“, dessen eine prächtige Strophe lautet:

Tongewaltige Natur!
Ueber die bebende, zitternde Flur
Schmetternde Sturmfanfaren ziehen,
Meisterhand schrieb die Partitur
Zu den rauschenden Symphonien —,

so ist er auch für die zartesten Regungen der Seele empfänglich. Als eigenartig fallen die Gedichte auf, in denen er Manns genug ist, die innigen, weichen Gefühle seiner herzlichen Vaterliebe zu seinem Kinde offen zu bekennen. Die inneren Vorzüge von Müllers Gedichten: tiefe Empfindung und reife Gedanken, erfahren aber leider Trübungen. Bei seinem Bestreben, klar und verständlich zu sein, lebenswahr zu bleiben, schlüpfen dem Dichter in seine Verse manchmal zu trockene, zu alltägliche Worte ein, die mit ihrer Kälte und Härte dem Stimmungsgewebe eines lyrischen Gedichtes wehe tun. Müller möge im Ausdruck lieber einmal ein bißchen unkorrekt sein! Die Hauptsache ist, daß der Gefühlsstrom, der jedes Gedicht tragen muß, wenn es zur Seele dringen soll, in rhythmischen Wogen störungslos dahinfließt, mag sein Lauf sich auch in leichten, natürlichen Biegungen gefallen. Für die äußere Form von Müllers Gedichten gilt ähnliches. Sie sind zwar rühmenswert streng und straff gebaut; da und dort aber fehlen die Rundungen und Feinheiten, über die in klangweicher Melodie die Verse ohne Anstoß hinweggleiten könnten. Wird G. A. Müller seine Kunst noch zu vervollkommnen, sich noch reicher auszuleben und freier zu bewegen lernen, so werden seine Gedichte den Lesern künftighin noch tiefere und reinere Genüsse verschaffen als es jetzt schon der Fall ist.

Dr. Arnulf Sonntag.

* **Eine Goethe-Zeitschrift.** Der durch seine trefflichen Bücher über Goethes Lebenskunst und Aesthetik bekannte Schriftsteller Dr. Wilhelm Bode in Weimar fordert in einem Zirkular alle Goethe-Freunde zur Beteiligung an einer Vierteljahrsschrift auf, die unter dem Titel „Stunden mit Goethe. Für die Freunde seiner Kunst und Weisheit“ (herausgegeben von Dr. W. Bode im Verlag von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) vom 1. Oktober d. J. ab erscheinen wird. Die neue Zeitschrift soll in keinen Wettbewerb mit dem Goethe-Jahrbuch oder gelehrten Fachblättern treten; sie wendet sich vielmehr an den nicht mehr kleinen Kreis der Laien, die Goethe und seine Werke lieb haben, die sich gern anregen lassen wollen, noch besser mit beiden bekannt zu werden und auf angenehme Weise ihre literarischen Kenntnisse zu vermehren. Neben Goethe sollen auch die Geistesverwandten, vor allem Schiller, als Begleiter durch die Monate den Lesern näher treten. Von unsern großen Dichtern Lebenswerte zu gewinnen, muß Aufgabe der Mitarbeiter sein, und so wird die Zeitschrift mehr einen ethischen als philologischen Charakter tragen. Das Format der Zeitschrift ist das der Bodeschen Goethe-Bücher; jedes Heft soll 80 Seiten stark sein und einige Illustrationen bringen.

✕

Allgemeine Rundschau.

Fünfter Internationaler Dermatologenkongreß.

Berlin, 13. Sept. Die heutigen Hauptverhandlungen begannen im großen Hörsaale des pathologischen Museums. Namens der Charité-Verwaltung entbot Generalarzt Schaper dem Kongreß einen Gruß.

Erster Gegenstand der heutigen Verhandlungen war, wie wir dem Berichte der Vossischen Zeitung entnehmen, die Lepra-Frage, die auf die Anregung des preußischen Unterrichtsministeriums auf die Tagesordnung gesetzt worden ist. Es handelte sich dabei darum, festzustellen, in welchem Maße die Anregungen der Berliner internationalen Lepra-Konferenz sich fruchtbar erwiesen haben. Die Besprechung leitete als Tagesvorsitzender der damalige Leiter der Berliner Lepra-Konferenz, Prof. Lassar, ein.

Den Hauptvortrag hielt Prof. Neisser (Breslau). Er faßt die Anschauungen über die Wege zur Bekämpfung der Lepra in den folgenden Leitsätzen zusammen: 1. Der 1897 von der Lepra-Konferenz eingenommene kontagionistische Standpunkt ist auch heute unverändert festzuhalten und muß nach wie vor die Basis der zukünftigen Lepra-Bekämpfung bleiben. Die seitdem publizierten wissenschaftlichen Arbeiten, wie die verwertbaren epidemiologischen Forschungen stützen gleichmäßig die Annahme, daß nur im menschlichen Organismus eine für die Verbreitung der Krankheit in Betracht kommende Vermehrung der das Kontagium darstellenden Lepra-Bazillen möglich sei, und daß jede direkte wie indirekte Weiterverbreitung der Krankheit auf die Verschleppung durch einen bereits erkrankten Menschen zurückführbar sei. 2. Da zur Zeit eine sichere Methode, welche den Erkrankten heilen und dadurch hygienisch ganz ungefährlich machen könnte, noch nicht bekannt ist, so bleibt als einziger Weg, um eine Verminderung und Ausrottung der Lepra herbeizuführen, übrig, die Absonderung der Kranken von den Gesunden. Diese wird am sichersten in eigenen nur für Leprakranke bestimmten Asylen durchgeführt. Da aber erfahrungsgemäß die Ansteckung — abgesehen von Ausnahmefällen — nur dort zustande kommt, 1. wo durch auf der Körperoberfläche befindliche Ulcerationen u. dgl. eine reichliche und häufige Ausstoßung infizierender Bazillen besteht; 2. wo durch inniges und sehr lange Zeit fortgesetztes Zusammenleben eine sich häufig wiederholende Infektionsgelegenheit vorliegt, so kann das theoretisch richtige Prinzip strengster Absonderung aller Kranken in Asylen einer milderen Praxis Platz machen bei denjenigen Fällen, bei denen die beiden erwähnten, für das Zustandekommen einer Infektion wesentlichsten Momente wegfallen. Diese Asyl-Internierung kann dann unter bestimmten Voraussetzungen widerruflich durch eine von den Kranken und deren Familien selbst geübte Prophylaxis ersetzt werden. In solchen Fällen ist aber eine sorgsame sanitätspolizeiliche Ueberwachung unumgänglich notwendig. Die sanitätspolizeiliche Ueberwachung hat sich nicht allein auf schon erkrankte, sondern auch auf die Personen, die mit Kranken lange Zeit zusammengelebt haben, zu erstrecken. Alle diesbezüglichen Maßregeln, namentlich das Recht, gemeingefährliche Kranke zwangsweise zu internieren, müssen durch Gesetz festgelegt werden. Bei der Einrichtung von Lepra-Heimen und -Kolonien ist mit ganz besonderer Sorgfalt darauf zu achten: 1. daß ihre Anlage und Organisation mit Bezug auf Verpflegung, Beschäftigung, Urlaub, zeitweise Entlassungen, Empfang von Besuchen und dergleichen, nicht abschreckend wirken; 2. daß dennoch genügende Absperrungsmaßregeln durchgeführt werden, um ein

solches Lepra-Heim nicht zu einem neuen Seuchenherde in vielleicht leprafreier Gegend zu machen. 3. In allen Ländern ist, um das Vorhandensein und die Verbreitung der Krankheit festzustellen, eine gesetzliche Anzeigepflicht der Lepra einzuführen und für eine — womöglich seitens aller Nationen nach gleichen Grundsätzen durchzuführende — Statistik zu sorgen. 4. Vor der Eheschließung mit Leprösen ist der gesunde Teil amtlich auf die ihm drohenden Gefahren aufmerksam zu machen. Auch muß auf Grund der leprösen Erkrankung eines Ehegatten jederzeit die Scheidung einer Ehe erfolgen können. Ein gesetzliches Heiratsverbot sei nicht zu befürworten. Dagegen muß ein Gesetz den Behörden die Möglichkeit an die Hand geben, die Kinder von den kranken Eltern zu trennen. 5. Jeder Staat hat das Recht und die Pflicht, einwandernden Lepra-Kranken, eventuell auch lepraverdächtigen Personen den Eintritt in das Land zu versagen. Zu diesem Zwecke sind sowohl an den Einwanderungsstationen, wie unter Umständen auch an den Auswanderungsstätten sanitätspolizeiliche Ueberwachungen der in Frage kommenden Personen einzurichten. Um ein gleichmäßiges Vorgehen zu erreichen, sind internationale Abkommen zu treffen.

Aus den Darlegungen, womit Neisser seine Leitsätze ergänzt, ist einiges hervorzuheben. Zunächst betont er scharf, daß nur der häufige und innige Umgang mit Lepra-Kranken zur Uebertragung der Krankheit führt. Bei einer solchen Art des Verkehrs ist aber auch der Bessergestellte von der Lepra gefährdet. Lehrreiche Beispiele gaben hier Beobachtungen aus einer französischen Strafkolonie. Dort erkrankten nicht die Gefangenen, sondern die Frauen, z. B. Beamte. Diese hatten nämlich ausgiebige Gelegenheit, mit einheimischen Lepra-Kranken inniger zu verkehren. Schwer zu beantworten ist die statistische Frage, ob die Lepra seit 1897 abgenommen hat. Es ist zu beachten, daß gerade in denjenigen Ländern, wo die Lepra die größte Verbreitung hat, eine Aufnahme der Aussatzkranken nicht stattfindet. Eine Aenderung in der Zahl der Lepra-Kranken ist auch vielfach deswegen nicht angängig, weil die Unterlagen für einen Vergleich fehlen; es ist nämlich in vielen Ländern eine Zählung der Lepra-Kranken zum erstenmal vorgenommen worden. Weiter hat ein Umstand noch gewirkt, daß mehr Lepra-Kranke als früher zur Kenntnis kommen. Das ist die bessere Kenntnis von der Lepra bei den Aerzten. Zum Beispiel hat in Kattowitz ein Arzt, der die Breslauer Lepra-Sammlung studiert hatte, auf der Straße eine Lepra-Kranke ermittelt, die lange, ohne daß man sie als leprös erkannt hatte, am Orte lebte. Für den Kreis Memel ist das Vorkommen von Lepra-Erkrankungen und deren Zahl bis 1848 zurückverfolgt worden. Bis 1891 ist eine stete Zunahme wahrnehmbar. Seither nimmt die Lepra ab. 1893 zählte man im Kreise Memel 25 Lepra-Kranke, jetzt gibt es nur noch 10. Wichtig ist, daß in den letzten Jahren kein neuer Fall von Lepra hinzugekommen ist. Außerhalb des Kreises Memel sind in Deutschland noch 25 Lepra-Kranke festgestellt worden, und zwar solche, die in fremden Ländern erkrankten und dann in ihre deutsche Heimat zurückkehrten. Die gewichtigsten Anleitungen für die Lepra-Bekämpfung geben die norwegischen Erfahrungen. Sie lehren, daß durch Isolierung, selbst in milder Form, die Lepra zurückgedrängt werden kann. An den Bericht schloß sich eine ausgedehnte Erörterung an.

W. 13. Sept. In der dritten Sitzung des fünften internationalen Dermatologenkongresses wurden Vorträge gehalten über Finsens medizinisches Lichtinstitut (an diesen Vortrag knüpften sich lebhafte Diskussionen über die Finsen- und die Röntgen-Methode), über das Blut syphilitischer Personen, über intensive Quecksilberkuren, über Untersuchungen über die Aktion des Quecksilbers auf syphilitisches und gesundes Gewebe, über Blutbefunde bei Hautkrankheiten u. a. m.

Physiologische Wirkung der Radium-Emanation.

Ueber interessante Versuche zur Feststellung der Wirkung von Radium-Emanation auf den tierischen Organismus haben Prof. E. Dora und F. Wallstabe in Halle im zweiten Septemberheft der Physikalischen Zeitschrift einen Bericht veröffentlicht, von dem in der Frankfurter Zeitung der folgende Auszug gegeben wird: Da in einigen Mineralwässern, die zu Heilzwecken verwendet werden, Radium-Emanation gelöst ist, so wäre immerhin die Möglichkeit vorhanden, daß die Emanation bei den Wirkungen dieser Wasser eine Rolle spielt. Die Experimentaluntersuchungen haben ergeben, daß die mit dem Wasser in den Magen aufgenommene Emanation keinen schädlichen Einfluß übt, daß aber das Einatmen größerer Mengen giftig auf den Organismus wirkt. Zu der ersten Versuchsreihe wurden in Halle Kaninchen verwendet, und zwar wurden Parallelversuche ausgeführt: drei Kaninchen bekamen Leitungswasser zu saufen, das Emanation absorbiert hatte, während ein Kontrolltier gewöhnliches Leitungswasser erhielt. An 20 Tagen wurden den Tieren nun je 50 ccm verabreicht. Während dieser Zeit starben zwei Kontrolltiere und mußten ersetzt werden, die drei Versuchstiere aber blieben völlig gesund, und auch zwei Monate nach Beendigung des Versuches war keines von ihnen eingegangen, wie denn auch das sonstige Befinden keine schädlichen oder sonst auffallenden Wirkungen erkennen ließ. Bei den Atmungsversuchen wurde mit weißen Mäusen operiert, denen in einem Glaskäfig mit Emanation gesättigte Luft zugeführt wurde. Die Wirkung war, daß das Fell bald struppig wurde, die Munterkeit ließ nach, sie saßen dicht aneinander gedrängt, sprangen, wenn man den Käfig schüttelte, nicht mehr munter herum und atmeten schwer. Am 12. bis 14. Tage starben sie ziemlich plötzlich. Bei der Sektion der Lungen ergab sich bei einigen Tieren eine sehr bedeutende Hyperämie, sowohl der größeren wie der kleineren Gefäße, einhergehend mit einer Erweiterung derselben. An einzelnen Stellen fanden sich Hämorrhagien, Blutaustritte in die Lungenbläschen. Bei ähnlichen Versuchen, die von den französischen Gelehrten Bouchard, Curie und Balthazard mit größeren Mengen von Emanation gemacht wurden, wurde eine viel schnellere Wirkung derselben konstatiert, indem die Mäuse schon nach kurzer Zeit, im Maximum neun Stunden, starben.

Kleinere Mitteilungen.

γ. Die dänischen Ausgrabungen in Lindos auf Rhodos sind eine der glücklichsten Unternehmungen, welche in der letzten Zeit zum Zwecke der Hebung der archäologischen Schätze griechischer Kulturstätten ins Werk gesetzt worden sind. Der Athenatempel in Lindos tritt nun als einer der bedeutendsten Heiligtümer der griechischen Inseln hervor. Die inschriftlichen Funde geben über die Priester und die Verwaltung des Tempels viele neue Auskunft, sie sind überhaupt für die Kenntnis der ersten rhodischen Geschlechter von großer Wichtigkeit. Und da auf dieser Insel die Bildnerkunst sehr geblüht hat, so durfte man auch über die griechischen Künstler Neuigkeiten erwarten. Diese sind nun in der Tat nicht ausgeblieben, indem besonders ein bekannter Name, Boethos, nun sicherer bestimmt wird. Bis jetzt war dieser Künstler, dessen berühmtestes Werk der Knabe mit der Gans gewesen ist, weder nach Vaterland, noch nach Zeit und Familienzusammenhang sicher bestimmt, welche Unsicherheit jetzt gelöst ist. Daß übrigens der Athenatempel in Lindos Erzwerke des Boethos enthielt, war schon früher bekannt. Sehr interessant ist ferner eine kleine Weihinschrift, die ein gewisser Seleukos setzen ließ. Der Mann hatte einem örtlichen Heros eine kleine Kapelle errichtet, die dadurch Besucher anziehen sollte, daß der Küster im Auftrage seines Gottes Orakel erteilte. Jeder nach Weissagung Begehrende würde hier für eine Drachme befriedigt werden, meldet die Inschrift. Alle diese neuen Steinzeugnisse werden hoffentlich bald von den Dänen ausführlich bekannt gemacht werden, damit dann auch unser Landsmann, Professor Frhr. Hiller v. Gärtringen, in die Lage komme, das sehnlichst erwartete Ergänzungsheft zu seiner Sammlung der rhodischen Inschriften auszuarbeiten und zu veröffentlichen.

Hochschulnachrichten.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor für Dermatologie in Krakau Dr. Ladislaus Reiß wurde zum ordentlichen Professor in Krakau und der außerordentliche Professor der Dogmatik Dr. Basil Gaina sowie der außerordentliche Professor für kirchenslavische Sprache und Literatur Dr. Eugen Kozak zu ordentlichen Professoren an der griechisch-orientalischen theologischen Fakultät der Universität in Czernowitz ernannt.

* **Basel.** Zu unserer Meldung in Nr. 207, daß der von der Straßburger Universität zum Dr. theol. ernannte Prof. der Theologie Dr. A. Bertholet seinen 70. Geburtstag gefeiert habe, wird uns berichtigend mitgeteilt, daß der genannte Gelehrte im Jahre 1868 geboren wurde.

✤

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Die Ursachen der Grenzen der irdischen Wachstums- und Grössenverhältnisse. (Neue Entdeckungen aus dem Gebiete der Chemie und der Physik.) Berlin 1904. Georg Pöllner. 84 S. — Herm. Anders Krüger. Kritische Studien über das Dresdner Hoftheater. Leipzig 1904. H. Haessel. 60 S. — Max Seiling: Goethe und der Materialismus. Leipzig 1904. Oswald Mutze. 154 S. — Karl Hunnius: Zu höheren Sternen. Ein Strauss religiöser Lyrik. Stuttgart 1903. Greiner u. Pfeiffer. 198 S. — Künstler-Monographien. In Verbindung mit anderen herausgegeben von H. Knackfuss. (LXXII: Segantini von Marcel Montandon.) Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing. — Heinrich Bulthaupt: Ahasver. Musikdrama in einem Vorspiel und drei Akten. Oldenburg u. Leipzig. Schulzesche Hof-Buchhandlung (Rudolf Schwartz). 58 S. — Gesammelte Werke von Uffo Horn. Herausgegeben von Dr. Eduard Langer. (II. Band: Gedichte.) Braunau i. B. 1904. Selbstverlag. 160 S. — Gustavus Holzer. Professor at the Heidelberg Oberrealschule: Shakespeare's Tempest in Baconian Light. A new theory. Heidelberg 1904. Karl Winter. 115 S. — Franz Dolliner: Philippine Welser, die Schlossherrin von Ambras. Kulturhistorische Skizze. Innsbruck 1904. Edmund Lorenz. 48 S. — Eduard Engel: Griechische Frühlingstage. Zweite, neubearbeitete Auflage mit 21 Bildern nach der Natur. Jena 1904. Hermann Costenoble. 376 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher in München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 15. September. Nummer 211.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Herbert Spencer im Lichte seiner Autobiographie.

Von Dr. J. G. Weiß.

Dem Tode Herbert Spencers ist das Erscheinen seiner Autobiographie schon nach einer Spanne von wenigen Monaten gefolgt.[1]) Daß das möglich war, ist keine Ueberraschung. Wer es sonst nicht wußte, konnte es aus einer Andeutung in Spencers letztem Buche „Facts and Comments"[2]) ersehen, daß eine Autobiographie fertig vorlag. Sie war aber in der Tat nicht nur geschrieben, sondern auch gesetzt und stereotypiert und für einen kleinen Kreis intimer Freunde waren sogar Abzüge hergestellt worden.[3])

Es ist nun weder meine Absicht, die Autobiographie nachzuerzählen, noch sie zu rezensieren.

Nacherzählen will ich sie nicht, weil ich dem Leser damit kaum etwas Neues bieten könnte. Was sie an Tatsachen mehr bringt, als man etwa in einem guten Konversationslexikon finden kann, das ist meist von so geringfügiger Bedeutung, daß es in einer gedrängten Wiedergabe des Lebenslaufes keinen Platz beanspruchen könnte. In der Tat ist Spencers langes Leben (1820 bis 1903) ungewöhnlich arm an äußeren Ereignissen gewesen. Er selbst fühlt, daß das für viele Leser ein Interesse an dem Buche nicht wird aufkommen lassen. Aber es ist nichts daran zu ändern. „Im Leben eines Mannes der Tat," sagt er, „nimmt natürlich die Erzählung der äußeren Ereignisse den Hauptplatz ein, aber im Leben eines Denkers muß es diejenige der inneren Ereignisse sein." Nicht einmal über die letzten Lebensjahre läßt sich aus der Autobiographie den Publikationen anderer etwas nachtragen, denn die biographische Darstellung schließt schon mit dem Jahre 1889 und es ist nur aus dem Jahre 1893 noch ein Kapitel Betrachtungen hinzugefügt, das den äußeren Verlauf der zwischenliegenden Jahre kaum beiläufig berührt. Vielleicht wäre es dankenswert gewesen, wenn die Herausgeber eine kurze Darstellung der letzten zehn Lebensjahre beigefügt hätten. In sie fiel ja noch die Vollendung des Lebenswerkes Spencers und die ihm aus deren Anlaß zuteil gewordene Ehrung, es fiel in sie seine scharfe Stellungnahme gegen die Kriegspartei während des Burenkrieges, und endlich die Publikation seines letzten Buches „Facts and Comments".

Daß ich nicht rezensieren will, hat seinen Grund in der Entstehungsweise der Autobiographie. Sie wurde stückweise diktiert in Stunden, in denen dem Verfasser der zerrüttete Zustand seines Nervensystems das Arbeiten an seinem Hauptwerk verbot. Und dabei wurden die wichtigeren Lebensabschnitte zuerst bearbeitet, die anderen später nachgeholt. Daß unter diesen Umständen formell und materiell nicht überall das richtige Maß gehalten ist, das ist erklärlich; es sollte uns aber nicht hindern, dankbar zu sein für die Einblicke, die wir gewinnen in die Entwicklung und das Schaffen eines Denkers, der einen viel größeren Einfluß auf die Wissenschaft unserer Tage gehabt hat, als, wenigstens in Deutschland, in weiteren Kreisen bekannt ist oder zugestanden wird.

Was das hauptsächlichste Hindernis einer richtigen Würdigung Spencers in Deutschland war, das glaube ich in einem kürzlich in der Politisch-Anthropologischen Revue erschienenen Aufsatz zutreffend dargelegt zu haben. Es war das Aufsehen, das die Darwinsche Lehre erregte, und das es erklärt, wie Darwin, der ja doch nur einen wichtigen Spezialfall der Evolution nachzuweisen unternommen hat, in weiteren Kreisen als Vater des Entwicklungsgedankens überhaupt betrachtet wurde; derart, daß selbst heute noch Evolutionismus und Darwinismus vielfach als gleichbedeutend betrachtet werden. In Wahrheit ist ja weder Darwin noch Spencer eigentlich Schöpfer des Evolutionsgedankens; beide hatten ihre Vorgänger. Aber Spencer war es, der diesen vorher nur auf einzelnen Gebieten hervorgetretenen Gedanken zuerst, und ehe Darwin hervorgetreten war, in konsequenter Weise auf die Betrachtung des ganzen Weltgeschehens auszudehnen unternahm. Das muß trotz manchen Irrgängen, die er getan hat, ihm zum bleibenden Verdienst angerechnet werden.

Doch nun zur Sache — zu einer kurzen Darstellung der Eindrücke, die uns von dem Wesen und Wirken Spencers verbleiben, wenn wir unsere Kenntnis desselben durch das Studium der Autobiographie bereichern und berichtigen, ein Studium nach des Verfassers eigener in der Vorrede gegebenen Anweisung, das die jeder Autobiographie inhärente Parteilichkeit tunlichst berücksichtigt.

I.

Daß der Evolutionsphilosoph den Ursprung seiner natürlichen Anlagen in frühere Generationen zurückzuverfolgen sucht, ist selbstverständlich: er findet auf der väterlichen wie der mütterlichen Seite sich aus lauter Dissenterfamilien hervorgegangen, deren hervorstechendster gemeinsamer Zug in der Neigung zur Nonkonformität, in der Ablehnung aufgerichteter Autorität besteht. Im übrigen

[1]) An Autobiography, by *Herbert Spencer.* 2 vol. London, Williams and Norgate 1904. Deutsche Uebersetzung ist in Vorbereitung.

[2]) Facts and Comments, by *Herbert Spencer.* London, Williams and Norgate 1902. Uebersetzt, soweit für deutsche Leser von Interesse, von Carus und Wischmann unter dem Titel: Erfahrungen und Betrachtungen aus der Zeit. Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung 1903.

[3]) Auch Gaupp konnte sie für sein Buch „Herbert Spencer" (Frommans Klassiker) 1897 schon benutzen. Er erwähnt sie als im Entstehen begriffen; sie hat aber tatsächlich inzwischen keine weitere Ausdehnung erfahren.

glaubt er seine Veranlagung wesentlich auf den Vater zurückführen zu müssen; von der Mutter war wenig auf ihn übergegangen, und seine Beziehungen zum Vater waren deshalb auch das Leben hindurch engere, als die zur Mutter.

Spencers körperliche Konstitution hat auf sein Werk so vielfach hemmenden Einfluß gehabt, daß sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Seine Eltern waren ihrer Konstitution nach gesunde Leute, die auch ein schönes Alter erreichten. Aber von ihren Kindern war Herbert das einzige, das über die ersten Lebensjahre hinauskam. Daß auch er in mancher Beziehung ein Sorgenkind war, leuchtet aus vielem hervor; er entwickelte sich nur langsam. Aber wenn er gegenüber seinen Altersgenossen nicht überkräftig war, so war er doch beweglich und ausdauernd, wie der Umstand beweist, daß er im dreizehnten Jahre, als er seinem Oheim Thomas entlief, um zu den Eltern zurückzukehren, die 115 englische Meilen lange Strecke von Hinton-Charterhouse nach Derby fast ohne Nahrung in drei Tagen zu Fuß zurücklegte. Freilich mag, wie er selbst meint, dieser ohne unmittelbare schlimmen Folgen abgelaufene Streich die verborgene erste Ursache mancher nachmals aufgetretenen Leiden gewesen sein. Die ersten leichteren Symptome übergehend, sei nur erwähnt, daß anfangs der 30er Jahre seines Lebens sich ernste Herzaffektionen einstellten, denen bald eine schwere Nervenstörung folgte. Eine 18monatliche unfreiwillige Muße brachte Besserung, aber keine Gesundung und von da ab war Arbeit nur unter immer schwieriger werdenden Verhältnissen möglich; seit 1858 nur noch im Wege des Diktats und mit solchen Unterbrechungen, daß zuletzt nur eine reine Arbeitszeit von etwa 50 Minuten auf den Tag kam. Zu welchen Kunstgriffen Spencer seine Zuflucht nehmen mußte, um überhaupt arbeiten zu können, mag ein Beispiel für viele zeigen: eine Zeitlang nahm er seinen Sekretär mit in das Ruderboot und unterbrach sein Diktat immer wieder durch die körperliche Bewegung des Ruderns, um sich nicht zu tief in seine geistige Arbeit zu verstricken. Ein mäßig betriebener Sport war überhaupt das beste Ablenkungsmittel für ihn; in späteren Lebensjahren besonders das Billardspiel, dem er mit solcher Regelmäßigkeit oblag, daß Uneingeweihte sich darüber entsetzten, daß ein so großer Denker derart an einem so trivialen Zeitvertreib hängen könne.

Es mag zu der verhältnismäßig früh eingetretenen Zerrüttung von Spencers Nervensystem beigetragen haben, daß schon von den Kinderjahren auf eine ungewöhnlich gesteigerte Gehirntätigkeit stattfand. Schon der Knabe war immer beschäftigt, Probleme zu lösen oder Luftschlösser zu bauen und war davon derart absorbiert, daß er für seine Umgebung keine Augen mehr hatte und auf der Straße mit sich selbst redete. Vielleicht war es gerade schlimm für ihn, daß er seine intensive Geistestätigkeit überhaupt nicht als Anstrengung empfand und erst durch Schaden klug werden mußte. Zu einer Zeit, da seine Leistungen bereits begannen, Anerkennung zu finden, fragte ihn George Eliot (Miß Evans) einmal, wie es komme, daß seine Stirne keine Denkerfalten zeige, worauf seine Antwort war, daß er angestrengtes Denken überhaupt nicht kenne. Sie meinte, das sei die „arroganteste Behauptung", die sie je gehört habe. Er aber erklärte ihr, es sei buchstäblich richtig; nie setze er seinem Geiste zwingende Aufgaben, sondern er gebe sich immer nur dem Zuge seiner spontan auftretenden Gedanken hin.

Das scheint auch — cum grano salis — glaubhaft. Denn der hervorstechendste Zug seines Geisteslebens war sein strenger Sinn für Kausalität, durch den er sich von Schluß zu Schluß leiten ließ, ohne sich durch eine bestimmte Zielsetzung beirren zu lassen. Er konnte diesen Weg um so eher gehen, als der schon erwähnte erblich überkommene Mangel an Autoritätsglauben ihm offene Bahn schuf, wo mancher ein Hindernis gesehen hätte. Vor Irrtümern bewahrte ihn freilich auch die strengste Beobachtung der Kausalität nicht, wo er von falschen oder unzulänglich geklärten Voraussetzungen ausging; aber sie bewahrte ihn davor, vermeintlich gewonnene Resultate festzuhalten, wenn neue Reihen von Schlüssen sie nicht bestätigten. Mit Recht rühmte kürzlich Tönnies in der Deutschen Rundschau die „prachtvolle Redlichkeit", mit der Spencer in der letzten Auflage seiner Biologie einräumte, in der Formel, mit der er vermeint hatte, den Begriff des Lebens zu definieren, nur die Form, den Verlauf, nicht den Inhalt, das wirkende Prinzip, getroffen zu haben. Neue Gedankenreihen hatten ihn eben dazu geführt, daß hier Tieferes zugrunde liege, das unserer Erkenntnis trotzt, und so gab er den Ruhm auf, das Leben erklärt zu haben, getreu seinem Ausspruche, daß wir die Wahrheit mehr lieben sollen als den Sieg.

Ein verwandter Zug war sein scharf ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit, der selbst da die Oberhand behielt, wo Spencer selbst darunter litt; wo er in Konflikt kam mit Dankbarkeit, Freundschaft oder Patriotismus.

Es wäre übrigens falsch, nach dem Gesagten zu meinen, daß sein geistiges Gleichgewicht nie durch seelische Emotionen gestört worden wäre. Sein in „Facts and Comments" niedergelegter und auch in der Autobiographie wiederzufindender Ausspruch, daß die Emotionen stets die Herren seien, der Intellekt nur der Diener, stammt sicher nicht nur aus der Beobachtung an anderen. Freilich bekennt sich Spencer zu zwei Eigenschaften, die mit der Annahme eines allzu großen Uebergewichts der Emotionen in Widerspruch stehen würden: zu einer gewissen Trägheit und einer ausgesprochenen Friedensliebe. Aber beide Eigenschaften hatten ihre Grenzen. Die Trägheit machte sich nur in der Tretmühle gewöhnlicher Alltagsarbeit geltend und hörte auf, wo große, weitaussehende Gedanken einen Antrieb zur Tätigkeit gaben. Die Friedensliebe, auf einer angeborenen Scheu vor fremden wie eigenen Leiden beruhend, konnte auch einen Riß bekommen. Denn es gab Zornesregungen, die alle Rücksicht auf Schmerz oder Gefahr in den Hintergrund treten ließen. Daß sie nicht selten vorkommen, läßt Spencer selbst durchblicken, aber wir haben dafür auch ein Zeugnis von einem seiner früheren Sekretäre, der neulich in einem sonst sehr lobend gehaltenen Aufsatze von ihm sagte, er sei „extremely irascible" gewesen. Oft mochte die leichte Erregbarkeit ihren Grund in Störungen des körperlichen Befindens gehabt haben. Das wird belegt durch zahlreiche Stellen der Autobiographie. Es wird uns dadurch manche polemische Auslassung erklärlich, deren Anlaß an sich uns zu geringfügig scheinen müßte, einen so hervorragenden Denker aus dem Gleichgewicht zu bringen, und die wir in seinen Schriften gern vermissen würden, wenn nicht fast allemal in die polemischen Auseinandersetzungen allgemeinere Bemerkungen von bleibendem Wert verflochten wären.

Was in Spencers natürlichen Anlagen gegeben war, das wurde durch seine Erziehung noch verstärkt. Kein Wunder: der Vater war in mancher Beziehung ähnlich geartet. In seinen religiösen Anschauungen innerhalb einer dissentierenden Richtung selbst wieder dissentierend, war er von vornherein ein Gegner alles dogmatischen Zwanges. Als Besitzer einer Privatlehranstalt setzte er sich nicht die Aufgabe, seinen Schülern fertige Wahrheiten zu bieten, sondern nur ihnen die Schwingen des Geistes zu stärken, sie alles, was den Bestand menschlichen Wissens bildet, nacherfinden, nachentdecken zu lassen, wie sein Büchlein „Inventional Geometry" zeigt. Und wie die Schüler gewissermaßen ihre eigenen Lehrer sein sollten, so sollten sie auch ihre eigenen Erzieher sein, den Weg zum Guten und Rechten selbst finden. Kam einmal Ungehöriges vor, so strafte er nicht vom hohen Katheder herab, sondern er ließ eine Schülerjury Recht sprechen. Daß dieser Mann den eigenen Sohn möglichst in Freiheit sich entwickeln lassen wollte, ist selbstverständlich. Es kam aber noch hinzu, daß der Verlust seiner anderen Kinder ihn vor einer Ueberbürdung Herberts zurückscheuen ließ und ihn zu weitgehender Nachsicht veranlaßte, wenn dieser sich nur mit solchen Dingen beschäftigen wollte, die sein Interesse erregten. Einer etwas festeren Führung mußte der Knabe sich unterwerfen, als er im 13. Jahre seinem Oheim Thomas zu Hinton, einem Geistlichen, zur Weiterbildung anvertraut wurde. Aber wenn dieser auch die Zügel straffer zog, so war doch auch er ein Spencer; er nötigte wohl den Neffen einigermaßen, die für notwendig geltenden Kenntnisse sich anzueignen, aber er verlegte ihm nicht

freiere Streifzüge in sonstige Gebiete des Wissens. Ja durch sein eigenes reges Interesse an politischen und namentlich volkswirtschaftlichen Fragen weckte er in Herbert offenbar die erste Neigung, sich in gleicher Richtung zu betätigen.

Und das Resultat von allem? Es war in erzieherischer Hinsicht erfreulich, aber hinsichtlich des Gewinnes an positivem Wissen recht ungenügend. Als Spencer Hinton verließ, war er mangelhaft unterrichtet im Lateinischen, Griechischen und Französischen, es fehlte ihm viel in Geschichte und Literaturgeschichte, selbst in der Naturwissenschaft, und das Einzige, was für die Mängel in anderen Fächern Ersatz bieten konnte, war ein reichliches Maß von Kenntnissen in der Mathematik. Aber daß die Resultate auf diesem Gebiete mehr durch eigenes Nachdenken als durch fremde Anleitung gewonnen waren, das war ein bleibender Gewinn; das hatte nicht nur die intellektuellen Fähigkeiten des Jünglings gestärkt, sondern auch die Neigung zu ihrer Betätigung, und es mag viel dazu beigetragen haben, daß er nicht in der selbstgenügsamen und gefährlichen Halbbildung stecken blieb, mit der er Hinton verließ. Sie machte sich freilich noch Jahre hindurch unangenehm geltend. Die Jahre, die er, nach einem halb widerwillig unternommenen Versuch im Berufe seines Vaters, in der Laufbahn eines Eisenbahn-Ingenieurs verbrachte, waren erst recht eigentlich seine Studienjahre, in denen er sich nach und nach eine reiche und vielseitige Bildung verschaffte, freilich nicht nach der üblichen Schablone, sondern so, wie sie sich eben nach seinen natürlichen Anlagen und Neigungen entwickeln konnte und mußte. Lücken blieben indes auch fernerhin, und nicht nur solche, deren Ausfüllung er übersah, sondern auch solche, die er nicht ausfüllen wollte, weil er ihre Bedeutung unterschätzte. Insbesondere hielt er es nicht der Mühe wert, philosophische Systeme gründlich zu studieren, deren Prämissen er schon nicht acceptieren konnte. So kam es auch in der Folge, daß er sich vielfach für den ersten Finder von Wahrheiten hielt, die andere vor ihm gefunden oder wenigstens geahnt hatten. Man hat ihm da und dort den Vorwurf gemacht, er ignoriere geflissentlich seine Vorgänger. Man muß diesen Vorwurf für ungerecht halten, wenn man die Autobiographie gelesen und gesehen hat, wie er da gewissenhaft bemüht ist, alle die Einflüsse aufzudecken, denen er in Wirklichkeit etwas zu verdanken hatte, während er sich allerdings gleicherweise gegen die Vermutung von Einflüssen wehrt, die nicht stattgefunden haben und deren Annahme unter Umständen eine falsche Auffassung seiner Lehre zur Folge haben könnte. Ein wirklicher Einfluß, den er in helles Licht stellt, ist z. B. derjenige von Baers, ein angeblicher, den er scharf abweist, derjenige Comtes. Dies beiläufig; über wirklichen und angeblichen Einfluß Darwins wird noch besonders zu reden sein.

Das innige, schon früher beinahe kameradschaftliche Verhältnis Spencers zu seinem Vater, das ihn immer wieder nach Hause zog, war anscheinend die Hauptursache dafür, daß er sich viel mehr Sinn für Heim und Familie erhielt, als man meinen sollte angesichts der Tatsache, daß er sein ganzes späteres Leben als Junggeselle in Londoner Logierhäusern verbrachte. Gaupp meint, er sei Junggeselle geblieben in der Ueberzeugung, daß man nicht zwei Herren dienen könne. Spencer selbst bezweifelt zurückschauend, ob sein Lebenswerk vollbracht, ja auch nur unternommen worden wäre, wenn er für eine Familie zu sorgen gehabt hätte. Aber daß er mit vorbedachter Absicht ehelos geblieben wäre, kann nicht gesagt werden. Eine Jugendneigung führte anscheinend nur deshalb zu nichts, weil deren Gegenstand schon anderweit gebunden war. Aber auch später noch, als einmal der Verleger Chapman und George Eliot glaubten, eine Frau für Spencer gefunden zu haben, wendete dieser nichts gegen die Veranstaltung einer Zusammenkunft ein, bei der dann freilich weder die Dame dem Philosophen, noch der Philosoph der Dame gefiel. George Eliot selbst wurde auch einmal im Munde der Leute als Verlobte Spencers erklärt, da man die beiden täglich beisammen sah. Daran war nun allerdings gar nichts; seine Beziehungen zu ihr waren lediglich geistiger Natur und dauerten auch nach ihrer Verheiratung fort bis zu ihrem Ende. Sehr intim allerdings waren diese Beziehungen, denn wie die Schriftstellerin eine warme Verehrerin der Leistungen des Philosophen, so war er ein großer Bewunderer ihres schriftstellerischen Talents, das auch durch ihn auf sein dankbarstes Tätigkeitsgebiet, den Roman, gelenkt wurde. Sehr intim waren überhaupt die meisten Freundschaften Spencers, so die mit seinem Jugendfreunde Lott, mit G. H. Lewes, Huxley, Tyndall, Mill, mit seinem amerikanischen Apostel Youmans u. a.; auf oberflächliche Bekanntschaften legte er sehr geringen Wert.

So reiches Licht aber manche seiner Freundschaften in sein Leben brachten, sie konnten es doch nicht hindern, daß er namentlich in späteren Jahren den Mangel einer Familie schmerzlich empfand, wie daraus hervorgeht, daß er seinen Sommeraufenthalt mit Vorliebe in Familien nahm, in denen er junge Leute oder Kinder um sich hatte; ja daß er Kinder befreundeter Familien auf längere Zeit zu sich einlud und es als Wohltat empfand, daß sie ihm die Stunden unfreiwilliger Muße ausfüllten und aufheiterten. Er begann auch, als er schon an der Schwelle der 60er Jahre stand, alljährlich einen Kreis von befreundeten Familien zu einem Picknick einzuladen, worüber, als es erstmals geschah, eine Dame entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammenschlug mit dem Ausruf: „A philosopher and give a picnic!" Leider hatte er die Erheiterung, die ihm gesellige Stunden boten, in zunehmendem Maße mit schlaflosen Nächten und Störungen seines Befindens zu büßen und mußte in der Folge auch auf diese Erquickung mehr und mehr Verzicht leisten. Seine letzten Jahre verliefen verhältnismäßig eintönig und freudlos, was wohl dazu beigetragen haben mag, einen Schatten von Pessimismus in sein letztes Buch „Facts and Comments" zu werfen.

II.

Wenn in vorstehendem in flüchtigen Strichen Spencers Persönlichkeit gezeichnet werden sollte, so mag nun, ehe speziell von seinem System die Rede sein soll, einiges über seine Stellung zu verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens gesagt werden.

Wie frühe er dazu gelangte, hinsichtlich der Religion von dem in seiner ganzen Familie festgehaltenen Glauben abzuweichen und sich einem zunächst unwillkürlichen Agnostizismus zuzuneigen, das war ihm selbst im Alter nicht mehr genau erinnerlich. Eine Reminiszenz, die Herbert Macpherson kürzlich in „Cornhill Magazine" veröffentlichte, deutet an, daß eigentlicher Glaube bei Spencer überhaupt nie vorhanden gewesen sei. Macpherson fragte ihn einmal, ob er nicht auch, wie George Eliot, mit Schmerzen sich vom Glauben losgerungen, erst geglaubt, dann gezweifelt, dann sich befreit habe; und seine Antwort war, der Fall habe für ihn gar nicht so gelegen, daß es sich um Annahme oder Ablehnung des Glaubens gehandelt habe; sein Geist habe von vornherein außerhalb desselben gestanden. Das kann aber offenbar nicht für die Zeit der frühesten Kindheit gelten, sondern erst für eine Zeit, in der er begann, sich Rechenschaft über sein Denken und Glauben zu geben. Spencer meint zwar auch in der Autobiographie, daß der Christenglaube von vornherein für seinen Geist wie für sein Gemüt etwas Fremdes gehabt habe; aber er redet doch von einer Zeit, in der noch keine ausgesprochene Ablehnung desselben Platz gegriffen hatte, sondern nur sein Einfluß in langsamem Schwinden war. Und es scheint, daß die Ablehnung durch das Gemüt derjenigen durch den Verstand vorausging. Das stumpfsinnige Auswendiglernen von Hymnen und die Art der Andachtsübungen im väterlichen Hause stießen den Knaben ab. Aber auch Auflehnungen seines Verstandes gehörten schon zu seinen frühesten Schulerinnerungen, denn er wollte sich absolut nichts bieten lassen, was mit seinem scharfen Sinn für Kausalität nicht verträglich war. So frühe aber seine Weltanschauung eine den bestehenden Religionssystemen gegensätzliche wurde, er ward nie ein gehässiger Feind derselben, sondern nur ein scharfer Gegner ihrer Ansprüche auf äußere Macht. So war er in seinem 23. Jahre der

Verfasser eines Schriftstücks, das den ersten offenen Schritt in der Bewegung auf Abschaffung der englischen Staatskirche bedeutete. Was ihn zu seiner gemäßigten Haltung gegen die bestehenden Religionssysteme an sich veranlaßte, das war seine Ueberzeugung, daß deren Anhänger mit der Zeit die Unerkennbarkeit des Urgrundes aller Dinge einsehen, haltlose theologische Dogmen aufgeben und sich mehr der Pflege der Moral auf einer natürlichen Grundlage zuwenden würden. Erwartete er in jüngeren Jahren eine Entwicklung in dieser Richtung mit einiger Ungeduld, so fand er doch bald, daß sie mit einer Verfeinerung des Intellekts wie des Gemütes beim Durchschnittsmenschen Schritt halten müsse, und sprach in den 70er Jahren die Befürchtung aus, die Liberalisierung der Religion schreite zu rasch vorwärts, um sicher zu sein, daß sie nicht einen allzu heftigen Gegenstoß hervorrufen werde. Wie sehr hat er recht gehabt! Wie nachhaltig hat kirchliche Reaktion inzwischen wieder eingesetzt! Seine ursprüngliche Erwartung, die Religionen würden dereinst darauf verzichten, Gebiete, die der menschlichen Erfahrung unzugänglich sind, durch ihre Dogmen auszufüllen, gab Spencer schließlich sogar auf, und er tat es ohne Bedauern. Denn er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß es ein unvertilgbares Bedürfnis des Menschen sei, sich in diese Gebiete etwas hineinzukonstruieren. Er war auch weit entfernt, zu leugnen, daß er selbst vielfach nachgedacht habe über Fragen, auf die die Erfahrung keine Antwort zu geben vermag. Wer aber darin einen Anlauf sehen wollte, zum christlichen Glauben zurückzukehren, der würde weit fehl gehen. Die Autobiographie läßt keinen Zweifel, daß die Antworten, die die bestehenden Religionssysteme auf die letzten und tiefsten Fragen zu bieten wissen, von Spencer nach wie vor abgelehnt wurden, und ein noch späteres Zeugnis haben wir in dem Aufsatz „Was soll der Skeptiker dem Gläubigen antworten" in „Facts and Comments", einem Aufsatze, der, in weiterem Sinne, von tiefer Religiosität durchdrungen ist, aber die Gottesidee des Christentums ebenso deutlich ablehnt, wie die Idee einer individuellen Fortexistenz des Menschen nach dem Tode.

Daß Spencers Interesse für Politik zuerst während seines Aufenthaltes bei seinem Oheim Thomas geweckt wurde, ist bereits angedeutet worden. Thomas Spencer war zwar zur Staatskirche übergegangen und in ihr Geistlicher geworden, aber sein Gewand saß ihm nicht recht. Er war politisch und wirtschaftspolitisch radikal, ein eifriger Kämpfer für Stimmrechtserweiterung, ein eifriger Freihändler — der einzige fast unter 15,000 Geistlichen der Staatskirche. Daß der Neffe im Jugendeifer zunächst noch über ihn hinausschoß, ist erklärlich, und so darf es uns nicht wundern, daß er erst für die republikanische Staatsform schwärmte. Mit 21 Jahren hatte er die Einsicht gewonnen, daß die Republik nicht unter allen Umständen gut sei, daß es überhaupt auf die Staatsform weniger ankomme, als auf den Stand der politischen Entwicklung des Volkes. Das blieb auch weiterhin seine Ansicht. Er ließ die Monarchie gelten, aber er wurde nie ein begeisterter Anhänger derselben; das fand auch Ausdruck in seiner völligen Gleichgültigkeit gegen Rang und Titel und sonstige Ehrungen, die ihm vom Hofe her hätten winken können. Einen öffentlichen Aufzug des Hofes hätte er sich — beinahe einmal angesehen; das war alles, trotzdem er so viele Jahre in London lebte. Personenkultus überhaupt war ihm zuwider; er lobte seinen Oheim Thomas vor allem deshalb, weil sein politisches Interesse nicht an Ministerien, an Menschen, sondern an Prinzipien und Maßregeln zu ihrer Durchführung hing, und die Unterwürfigkeit der Whigs gegen Gladstone (dem er zwar persönlich freundlich gegenüberstand) war ihm so widerlich wie irgend ein übertriebenes Bücken und Kriechen vor Thronen.

Wie sein entschiedener Individualismus in seiner Auffassung des Staatszweckes sich aussprach, indem er eine andere Aufgabe des Staates als die des Rechtsschutzes nicht anerkannte und insbesondere allen Staatssozialismus aufs entschiedenste verurteilte, das ist bekannt und hier nur der Vollständigkeit halber zu erwähnen. Nicht uninteressant ist es dagegen, daß er doch weitgehende Eingriffe in die Rechte der Individuen für diskutabel hielt, wo sie unter den Titel des Rechtsschutzes gebracht werden konnten; so in seinen jüngeren Jahren, als er sich fragte, wie das Publikum gegen Ausbeutung durch aussichtslose Eisenbahnprojekte geschützt werden könne, und wieder in den letzten Jahren, da das Treiben Whitaker Wrights und anderer ihn bewog, schärfere gesetzliche Bestimmungen über Aktiengesellschaften zu befürworten.

Wie hinsichtlich der Staatsformen überhaupt, so war er insbesondere hinsichtlich der Einrichtungen, die die bürgerliche Freiheit garantieren sollen, schon verhältnismäßig frühe zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen nur bedingter Wert beizumessen sei. Wohl hatte er in der Jugend für eine weitgehende Verallgemeinerung des Wahlrechts sich ereifert; aber schon in mittleren Jahren hatte er die Befürchtung, daß es der Freiheit nicht förderlich sein werde, die ausschlaggebende Macht in die Hände der Massen zu legen, und im Alter konnte er angesichts der hochgehenden Wogen des Sozialismus, zugleich aber auch des Imperialismus und Militarismus darauf hinweisen, daß in der Tat trotz aller freiheitlichen Institutionen in den verschiedensten Ländern der wirkliche Stand der Entwicklung der Völker wieder zum Ausdruck gekommen sei in der Evolvierung neuer Formen des Zwanges. Seine Mißstimmung hierüber scheint in den letzten Jahren gewachsen zu sein, denn während in der Autobiographie der Ausblick auf eine dereinstige, wenn auch vielleicht ferne Wendung festgehalten ist, zeigen die späteren Aufsätze in „Facts and Comments" einen Pessimismus, zu dem, wie ich glaube, kein Grund besteht. Zugegeben, daß wir zur Zeit etwas zu sehr nach der Seite des Zwanges gependelt sind; wir werden auch wieder einmal nach der entgegengesetzten Seite pendeln, und daß dies Hin- und Herschwingen noch stark ist, das ist kein Fehler. Denn ist einmal das Gleichgewicht eingetreten, der Stillstand auf der Mittellinie, dann beginnt die Fäulnis.

Nun noch ein Wort von der Stellung Spencers zur internationalen Politik. Sie war beherrscht von seiner Friedensliebe und seiner Liebe zur Gerechtigkeit. Der Krieg an sich war ihm ein Greuel und für das Wort „right or wrong — my country!" hatte er kein Verständnis. Gerechten Verteidigungskrieg vermochte er nicht zu verurteilen, aber er huldigte der Ansicht, daß es gelingen sollte, eine internationale Verständigung zur Niederhaltung von Aggressionsgelüsten zu erreichen und er nahm im Jahre 1882 hervorragenden Anteil an der Einleitung einer Bewegung, die dahin abzielte, aber keinen genügenden Boden fand. Wie er die Haltung Englands selbst gegenüber den Buren verurteilte, ist in frischer Erinnerung; die Autobiographie zeigt, daß er seinerzeit in der afghanischen Frage ähnlich urteilte. Man darf wohl den Zweifel aussprechen, ob er nicht im Bestreben, fremden Völkerschaften Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die englische Politik zu ungünstig beurteilte. Eine große Kolonialmacht hat oft nur die Wahl, hart und ungerecht oder schwach zu erscheinen, und ehe sie letzteres vorzieht, muß sie sich wohl die Konsequenzen überlegen.

Wie Spencer hinsichtlich der Religion und der Politik frühzeitig seine eigenen Wege ging, so tat er es auch hinsichtlich der Wissenschaften und Künste. Die verschiedenen Gebiete gesondert zu besprechen, würde zu viel Raum erfordern; ich muß deshalb etwas summarisch verfahren, und es mir selbst da versagen, ins einzelne zu gehen, wo weltbekannte Schriften Spencers vorliegen, wie z. B. über Erziehung. Schon der oberflächliche Leser der Essays wird den Eindruck haben, daß der Verfasser sich auf so vielen verschiedenen Gebieten bewege, als daß man annehmen dürfte, er sei auf allen gründlich bewandert. Man hat ihm in der Tat auch den Vorwurf gemacht, daß er vermeine, Dinge zu verstehen und in sie hineinreden zu dürfen, von denen er nur ganz mangelhaft unterrichtet sei. Dieser Vorwurf kann nicht wohl aufrecht erhalten werden. Wie die Autobiographie zeigt, war Spencer der Grenzen seines Wissens und Verständnisses auf den vielen Einzelgebieten, denen er sein Interesse zuwendete, recht wohl bewußt. Er wollte sich auch nicht unterfangen, in der Wissenschaft dem

Spezialforscher das zutage geförderte Tatsachenmaterial zu korrigieren, sondern beanspruchte nur für sich das Recht, die darauf gebauten Schlüsse nachzuprüfen. Typisch dafür ist sein gegen Lyell und andere gerichteter Aufsatz „Illogical Geology". Ebensowenig wollte er sich unterfangen, den Künstler in seiner Technik zu meistern. Er hielt sich nur befugt, die Wirkung der Kunstleistung von allgemein ästhetischem Standpunkte aus einer Würdigung zu unterziehen, und er vindizierte diese Befugnis dem Laien — je nach dem Stande seiner Allgemeinbildung — überhaupt. Denn er machte geltend, wenn Kunsturteile ausschließlich von Künstlern gebildet, von den Laien aber gedankenlos acceptiert würden, so müsse die Folge die sein, daß ein Kunstwerk mehr nach den Schwierigkeiten bewertet werde, die es dem Künstler verursacht habe, als nach der erzielten ästhetischen Wirkung. Die weitere Folge wäre dann die, daß die Künstler sich immer mehr darauf werfen würden, im Ueberwinden des Schwierigen zu glänzen, und daß sie die Gebote der Schönheit vernachlässigen würden. — Eine Verquickung von Wissenschaft und Kunst liebte er nicht. Wer zum Verstande reden wollte, der sollte nach seiner Meinung das mit dürren Worten tun; die Kunst sollte sich nur an das Gemüt wenden. Es lag ihm dabei fern, die Kunst zu unterschätzen. Er schrieb ihr die mächtigsten Wirkungen zu, gerade weil und soweit sie sich an das Gemüt wendet, da das Handeln des Menschen weit mehr beherrscht werde durch seine Gemütsbewegungen, als durch seine Ueberzeugungen.

Die Vielseitigkeit Spencers machte sich auch auf den Gebieten der Technik, des Handels und Verkehrs und anderen Gebieten des praktischen Lebens geltend. In manchem konnte er sich auf Grund seiner Schulung und Erfahrung im Berufe eines Eisenbahningenieurs mehr oder weniger als Fachmann betrachten. Eine Reihe von kleinen Erfindungen, auf die sein stets rege gestaltender Geist besonders in jüngeren Jahren gelegentlich kam, hat er in der Autobiographie der Vergessenheit entrissen. Es war vielleicht ein Glück, daß keine von ihnen zu einem geschäftlichen Erfolg führte, der ihn zum Industriellen statt zum Philosophen gemacht hätte.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Spencer uns auch mancherlei Abfälle aus seiner Geisteswerkstatt aufbewahrt hat. Anderen Geisteshelden pflegt dieser schlechte Dienst von übereifrigen Verehrern nach dem Tode geleistet zu werden; er hat ihn sich selbst geleistet. Mancher oberflächliche Leser, der gerade auf solche Abfälle gerät, wird sich ein falsches Bild des ganzen Mannes und seiner Arbeit machen. Aber abgesehen davon, daß aus Abfällen manchmal noch Gold gewonnen wird, ist es von einem gewissen Wert, auch die Unzulänglichkeiten des hervorragenden Denkers zu erkennen und die Wege verfolgen zu dürfen, auf denen er durch Irrtümer hindurch zu immer größerer Klarheit gelangt ist.

(Schluß folgt.)

Die Kurse für fremdländische Studierende an der Grenobler Universität.

Ueber die „Cours de Français à l'usage des Etudiants étrangers", welche die Grenobler Universität seit dem Jahre 1898 abhält, ist viel geschrieben und viel gestritten worden. Noch im letzten Winter versetzte eine ziemlich scharfe Kritik des Lehrprogramms das Professorenkollegium in große Bestürzung und veranlaßte es, unmittelbar eine Reihe mehr oder minder einschneidender Reformen vorzunehmen. Während man sich so mit dem wissenschaftlichen Wert der Kurse wiederholt eingehend beschäftigte, hat man eine für den jungen Studierenden ganz ebenso wichtige Frage noch nicht mit gebührender Sorgfalt und den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend behandelt. Es ist dies die Frage, wie sich ein Aufenthalt in Grenoble in materieller Hinsicht gestaltet, und wie man zu Werke gehen sollte, um nicht bloß mit einem von der Universität bereitwillig ausgestellten Zeugnis über gehörte Vorlesungen, sondern mit wirklichem Nutzen heimzukehren.

Allerdings bedarf es nicht nur längeren Besuchs der Universität, sondern auch ausgedehnten Verkehrs in französischen Familien, will man zu einem ungetrübten Urteil gelangen.

Was fürs erste die Kosten eines Aufenthalts in Grenoble betrifft, so lassen sie sich insofern nicht genau festsetzen, als sie sehr von den Ansprüchen und Bedürfnissen des Einzelnen abhängen. Manche wissen mit 180 Francs im Monat auszukommen, anderen erscheinen 400 Francs noch zu wenig. Ratsam ist es, in seinem Kostenanschlag nicht unter 230 Francs anzusetzen. Denn wenn Sparsamkeit schon im eigenen Lande ein gewisses Talent voraussetzt, so wird sie im Ausland durch das Ungewohnte der Verhältnisse, durch die Notwendigkeit des Besuches des Theaters und was dergleichen Gründe mehr sind, bedeutend erschwert.

Die Universitätsgebühren sind nicht allzu hoch. Die Gebühr für die Immatrikulation beträgt für das ganze Schuljahr (1. November bis 30. Juni) 30 Francs, hierzu kommen 20 Francs pro Semester für die „Cours spéciaux de Français". Die Teilnehmer an den in deutscher Sprache abgehaltenen Vorlesungen über römisches Recht haben für diese Vorlesungen 50 Francs zu entrichten, wofür ihnen auch der Besuch der „Cours spéciaux" freisteht.

Als Gebühr für die vom 1. Juli bis 30. November stattfindenden „Cours de vacances" werden 40 Francs für sechs Wochen, 10 Francs für jede „quinzaine supplémentaire", oder 60 Francs für die ganze Dauer der Ferienkurse erhoben.

Die Preise der Pensionen schwanken zwischen 130 Fr. und 200 Fr.; meistens werden 150 Francs gezahlt. Billiger ist es, sich ein Zimmer für 30—35 Francs zu mieten und für 75 Francs monatlich im Restaurant zu speisen. Licht und Heizung werden bei allen billigen Pensionen, Wäsche stets besonders berechnet.

Man gebe sich beileibe keinen großen Erwartungen von diesen Grenobler Pensionen hin. Sehr oft läßt die Nahrung zu wünschen übrig. Mitunter hat es den Anschein, als sollte man den nach südfranzösischer Sitte „à discretion" gegebenen Wein durch die mangelnde Qualität der Speisen bezahlen, ein Uebelstand, der sich weniger in den Restaurants, häufiger in den von Sommergästen überfüllten großen Pensionen geltend macht.

Eine Episode des letzten Sommers wird als Beispiel vollauf genügen. In einer der besuchtesten Pensionen tauchten unter den Pensionären Zweifel über die Güte des Fleisches auf. Sie beschlossen, der Sache nachzugehen. Zwei Studierende unterzogen die Küche einer genaueren Untersuchung. Richtig fanden sie Metzgerrechnungen über geliefertes Fleisch dritter Qualität, das keine anständige Grenobler Küche verwendet. Durch pikante Saucen hatte die Hausfrau ihre Gäste zu täuschen gewußt. Da der Genuß solchen Fleisches während des in Grenoble glühend heißen Sommers von recht bedenklichen Folgen sein kann, verließen sämtliche Studierende die Pension — die in kurzer Zeit durch die täglich in Massen eintreffenden Teilnehmer an den Ferienkursen wieder besetzt war. Ich will den Fall nicht gerade typisch nennen; ein Ausnahmefall ist es aber sicher nicht.

Doch auch in guten Pensionen tut man besser daran, die Küche nicht zu betreten. Man könnte in ihr Dinge erblicken, die man in Deutschland nicht dort zu sehen bekommt. Es sei hier nur erwähnt, daß die Toilette der Familienmitglieder häufig in der Küche sich abspielt — und das nicht nur in billigen Pensionen. Ueberhaupt schraube man, bevor man nach Südfrankreich geht, seine Begriffe von Reinlichkeit etwas herab. Denn wenn der Mangel an Sauberkeit bei einer kurzen Reise im Süden weniger auffällt und weniger lästig wird, so macht er sich bei längerem Aufenthalt bedeutend mehr bemerklich.

Der Gerechtigkeit halber muß bemerkt werden, daß vor dem Jahre 1898 in Grenoble gar keine Pensionen vorhanden waren, daß das „Comité de Patronage des Etudiants étrangers" ernsthaft um die Besserung der Zustände bemüht scheint, und daß man schließlich bei energischem Auftreten in seiner Pension selber manche Aenderung durchsetzen kann. Wer endlich mit der Wahl seiner Pension Glück hat, wird wohl

schwerlich die heimatlichen Fleischtöpfe vermissen. Denn die in Grenoble vielfach übliche savoyardische Küche bietet ungemeine Abwechslung und ist namentlich in der schmackhaften Bereitung der Gemüse kaum zu übertreffen.

Zu entscheiden wäre nun, was vorzuziehen ist, das etwas teuerere Leben in einer Pension oder das Speisen im Restaurant.

Für den Winter möchte ich dem Pensionsleben in allen den Fällen den Vorzug geben, in denen sich Gelegenheit bietet, bei einer gebildeten Familie mit allerhöchstens 2—3 Pensionären unterzukommen. Andernfalls sind alle Hoffnungen auf einigermaßen ausreichende französische Konversation illusorisch. Kann man daher keine derartige Pension mehr finden, so ist bei weitem das beste, ein möbliertes Zimmer zu mieten und im Restaurant zu essen. Die dabei gemachten Ersparnisse lassen sich mit Vorteil für französische Privatstunden verwenden. Die Neugierde der Zimmervermieterin wird überdies das Ihrige tun, sie zu eifriger Unterhaltung mit ihrem Mieter zu veranlassen. Im Sommer vollends, wo die Pensionen überfüllt zu sein pflegen, ist die letztgenannte Art, sich einzurichten, das einzig Richtige.

Ueber seinen Studienplan müßte sich, wie man meinen sollte, jeder im voraus klar sein. Die Erfahrung lehrt aber leider sehr häufig das Gegenteil, so daß eine große Zahl von Studierenden kaum mehr als die Hälfte von dem erreicht, was sie bei Befolgung einer vernünftigeren Methode hätten erreichen können. Es ist bedauerlich, wenn junge Leute, die sich dem Unterricht in den neueren Sprachen widmen wollen, sich nicht scheuen, mit einer kläglichen Unbeholfenheit in Aussprache und Ausdruck nach Deutschland zurückzukehren. Eine Ausnahme hiervon machen die weiblichen Studierenden, die in fast sämtlichen Examina sich den Herren überlegen zeigen.

Der Grund dieser Mißerfolge ist unschwer zu finden. Viele der Studenten bringen einen ans Unglaubliche grenzenden Hochmut gegenüber dem französischen Lehrwesen mit. Inwieweit sie hierzu berechtigt sein mögen, kann hier nicht erörtert werden. Sicher ist, daß sie, statt sich tätig an den Aussprache- und Aufsatzübungen zu beteiligen, statt die für einen künftigen Lehrer notwendige Beherrschung der Sprache aus allen Kräften anzustreben, ihre Hauptbeschäftigung darin suchen, die Professoren abfällig zu kritisieren.

Damit will nicht gesagt sein, daß eine besonnene Kritik nicht ebenso berechtigt als erwünscht und erforderlich wäre. Die Professoren sind in der Regel geneigt, wie dies der vergangene Winter bewies, sie sich tunlichst und schleunigst zunutze zu machen. So enthält das Programm der „Cours de Vacances 1904—1905" folgenden Passus: „Le comité a pensé, d'accord avec les professeurs de cette Université, que le moment était venu de donner à ces Cours une organisation nouvelle, plus systématique, une orientation plus pratique, de façon à mieux satisfaire tous ceux qui lui font l'honneur de répondre à son appel.

Les changements qui ont été graduellement apportés à cette oeuvre sont la preuve de la bonne foi avec laquelle cette entreprise est suivie, . . . dans la pensée de ses fondateurs, elle doit être toujours en voie de transformation et de progrès. C'est une réforme nouvelle que le Comité opère aujourd'hui, réforme dont les idées directrices ont d'ailleurs été suggérées en partie par les auditeurs des années précédentes."

Der Philologe freilich, der an die deutsche Gründlichkeit gewöhnt ist, wird in Grenoble keine Bereicherung seiner theoretischen Kenntnisse finden. Aber man muß eben nicht da Theorie treiben wollen, wohin man um der Praxis willen geht. Für die Praxis, im weitesten Sinne, ist nun Grenoble vorzüglich. Wer französische Literatur richtig schätzen, ihren wahren Geist, anstatt trockener Daten, erfassen will, der wird aus den formvollendeten Vorträgen des Dozenten für Literatur den reichsten Nutzen ziehen können. Seine Vorlesungen über Viktor Hugo werden seinen Hörern unvergeßlich bleiben. Auch sonst ist — dem der wirklich lernen will — weidlich Gelegenheit geboten, das „génie de la langue française" zu erfassen. Aber, wie gesagt, man muß einsehen, daß zwischen einer deutschen und einer französischen Universität notwendigerweise ein vielfacher Unterschied besteht, und man wird aus dem vorhandenen mit etwas Anpassungstalent Nutzen ziehen.

Eines der Haupterfordernisse zu einem befriedigenden Erfolg ist — was man wiederum als allgemein anerkannt voraussetzen sollte — eine ständige Uebung in der gesprochenen Sprache. Und doch ist es fortgesetzt ein Gegenstand der Verzweiflung für die Dozenten, daß viele Studierende, bisweilen bedenklich viele, kein französisches Wort über die Lippen bringen, wenn sie nicht unmittelbar dazu gezwungen sind. Unter sich sprechen sie natürlich deutsch. Daß auf diese Weise keine Erfolge erzielt werden können, ist klar. Denn wer nur eine Idee von praktischer Phonetik hat, wird die Unmöglichkeit einsehen, seine Zunge mit einem Idiom vertraut zu machen, das, streng genommen, mit dem seinen keinen Vokal noch Konsonanten gemein hat, wenn er sich während drei Viertel seines Aufenthaltes im Auslande seiner Muttersprache bedient. Wenn die weiblichen Studierenden in Schreib- und Sprachgewandtheit den männlichen im allgemeinen überlegen sind, so rührt das einerseits davon her, daß sie überhaupt mehr arbeiten, anderseits davon, daß sie ihren Patriotismus nicht zu verletzen glauben, indem sie unter sich französisch sprechen.

Juristen und Mediziner, die in stets größerer Zahl während des Universitätsjahres nach Grenoble kommen, mögen sich keinen besonderen Vorteil für ihr Fachstudium versprechen. Nicht als ob die Vorlesungen inhaltlich zu wünschen ließen, sondern weil schon eine ziemliche Sprachgewandtheit dazu gehört, um wissenschaftlichen Vorträgen vollständig zu folgen. Nur römisches Recht läßt sich vorteilhaft studieren, da hierin Vorlesungen in deutscher Sprache stattfinden. Jedenfalls wird man bald die Erfahrung machen, wie ungemein das Studium eines Gegenstandes in fremder Sprache ermüdet, und zu den aus Deutschland mitgebrachten Büchern greifen. In anderen Fällen sieht man über kurz oder lang das Fachstudium zurück-, das Studium des Französischen in den Vordergrund treten. Leider treten manchmal beide zurück, und zwar im Sommer leichter als im Winter.

Man muß einen Sommer in Grenoble verbracht haben, bei einer unausgesetzten Hitze von 30 Grad im Schatten, um einzusehen, daß der beste Arbeitswille machtlos sein kann.

Winter oder Frühjahr dürften zu einem Studienaufenthalt in Grenoble am geeignetsten sein. Ohne die Gelegenheit zu Ausflügen in die reizvolle Umgebung der Stadt zu nehmen, erleichtert der Winter ungemein den für den Fremden eigentlich unerläßlichen Verkehr in französischen Familien. Wer musikalische Talente besitzt, wird am leichtesten Anschluß finden. Doch vergesse man nicht, alle Empfehlungsschreiben mitzunehmen, deren man habhaft werden kann; sie leisten bei der Zurückhaltung des feinen Grenoblers gar nicht hoch genug zu schätzende Dienste. Uns Deutschen kommt dabei ein merkwürdiger Umstand zugute: dem (NB. wohlerzogenen) Deutschen wird oftmals der Vorzug vor anderen Nationen gegeben. So läßt sich nicht bloß in Grenoble, sondern auch in Paris die Bemerkung machen, daß Pensionsmütter ein unbegrenztes Vertrauen in Deutsche setzen und sie mit besonderer Vorliebe als Pensionäre nehmen. Deshalb wäre zu wünschen, daß Fälle immer seltener würden, in denen deutsche Studenten unter gewaltigem Radau das schlafende Grenoble durchziehen, und das in einem Zustande, der selbst Droschkenkutscher zur Verweigerung ihrer Dienste treibt. Ob es ferner eines Deutschen würdig ist, sich vor dem Ausweisen aus einem Nachtcafé zu schützen, indem er dem „Sergent de Ville" als — verständnisvoll aufgenommene — „Entschuldigung" erklärt: „Nous sommes Allemands", dürfte auch einem Zweifel unterliegen.

Das Frühjahr kleidet das Isèretal in einen duftigen Blütenflor und lähmt noch nicht durch Gluthitze die Arbeitskraft. Es wird meist von jungen Norddeutschen, die Ostern ihr Absolutorium bestanden haben, benützt. Dem Winter ist es für jeden vorzuziehen, der eine empfindliche Gesundheit besitzt; denn die heftigen Temperaturschwankungen des Winters haben in Grenoble meist ein allgemeines Auftreten der Influenza zur Folge.

Der Sommer hat allerdings auch sein Schönes für sich; doch erfordert es einen eisernen Willen, sein tägliches Arbeitspensum zu erledigen. Eine Unmenge prachtvoller Ausflüge ins nahe Hochgebirge, das lebhafte, echt südländische Treiben in den Straßen, sobald die Sonne herabgesunken, die allwöchentlichen „Réunions" der Studenten aus aller Herren

Länder, dies zusammen gibt dem Sommeraufenthalt während der Ferienkurse einen eigentümlichen Reiz.

Die erwähnten Zusammenkünfte, sowie allwöchentlich veranstaltete gemeinsame Exkursionen, werden von dem Professor für Deutsch am Lyzeum, Dr. Melchior, mit staunenswerter Umsicht, Energie und Liebenswürdigkeit geleitet. Er verdient als die Seele der Fremdenkolonie angesehen zu werden.

Kein Student, der nach Grenoble geht, sollte versäumen, als allererstes, was er nach seiner Ankunft vornimmt, sich den unparteiischen Rat dieses Herrn zu erholen. Er wird sich sogar viele unangenehme Enttäuschungen ersparen, jedenfalls aber einen Mann kennen lernen, wie er so leicht keinen zweiten findet.

St.

Bücher und Zeitschriften.

Kants Ethik. Eine Einführung in ihre Hauptprobleme und Beiträge zu deren Lösung. Von **August Messer.** (XII, 407, Veit u. Comp. 1904.)

Inmitten der Hochflut von Schriften, welche die Kantische Philosophie neuerdings wieder in verstärktem Maße hervorruft, dürfte das Werk von Prof. Messer einen eigentümlichen Wert behaupten und voraussichtlich auch einen weiteren Leserkreis erwerben. Sein Hauptstreben geht dahin, die Kantische Ethik im Ganzen ihres Strebens dem Verständnis der Gegenwart nahezubringen. Das Werk gibt sich zunächst als eine Einführung in das Studium der Kantischen Ethik und vollzieht zu diesem Zwecke namentlich eine genaue Analyse der beiden ethischen Hauptschriften des Denkers; es unternimmt dann eine erneute Untersuchung der Hauptprobleme der Kantischen Ethik, im besonderen des Wesens des Sittlichen und der Willensfreiheit, um, mit selbständigem Urteil und in gewissenhafter Auseinandersetzung mit der neuesten Spezialliteratur, dadurch ein tieferes Eindringen in die Sache zu fördern; es sucht endlich diejenigen Grundgedanken Kants herauszuheben, die auch heute noch als gültig erscheinen, sowie ihr Verhältnis zu den Hauptrichtungen der gegenwärtigen Ethik zu klären. Bei dieser letzten Aufgabe ist der Verfasser namentlich bemüht, das, was die Ethik der Gegenwart mit Kant verbindet, in helles Licht zu setzen und auch in dem Abweichenden irgendwelche positive Beziehung aufzuweisen, ohne aber damit die großen prinzipiellen Gegensätze abzuschwächen. Letzthin erscheint als am meisten charakteristisch für Kant, daß er das sittliche Allgemeinbewußtsein gegenüber Theorien vertritt, die sich davon entfernen; darin vornehmlich liegt seine eigentümliche Größe, jenes tatsächliche Bewußtsein zutreffend interpretiert und in seinen Grundvoraussetzungen richtig dargestellt zu haben. — In dem allen wirkt die Schrift vornehmlich dahin, Kant nicht bloß in einzelnen seiner Lehren, sondern im Ganzen seiner Denkweise uns aufzuschließen und innerlich nahe zu rücken. Wesentlich unterstützt wird das durch das Geschick der Anordnung und die Klarheit der Darstellung, die das Buch auszeichnet; die Schwierigkeit des Gegenstandes macht diese Vorzüge besonders wohltuend und wertvoll.

n.

✕

Allgemeine Rundschau.

Fünfter Internationaler Dermatologenkongreß.

III.

Berlin, 13. Sept. Dem telegraphischen Berichte über die Vorträge und Erörterungen der dritten Sitzung tragen wir nach: Es referierten Dr. Forchhammer und Dr. Reyn (Kopenhagen) über die Erfolge der Finsenschen Lichtbehandlung bei Hautkrankheiten. Dr. Forchhammer rühmte als Hauptvorzug des Lichtes seine Eigenschaft, ohne Zerstörung der Gewebe in die Tiefe zu dringen und dort zu wirken. Die Technik der Behandlung mit gesammeltem Licht hat in den letzten Jahren keine wesentliche Aenderung erfahren. Die zur Verbesserung teils durch Ausbeutung der tiefgehenden, langwelligen Strahlen (Sensibilisation), teils durch Verwendung überwiegend ultravioletten Lichtes (Eisenlampe) gemachten Versuche haben zu keinen praktischen Ergebnissen geführt. Bei der Hauttuberkulose (Lupus) hat die Lichtbehandlung ihre Ueberlegenheit behauptet. Hauptsächlich sollte sie wegen ihrer ästhetisch guten Ergebnisse angewendet werden, wenn die Krankheit im Gesicht sitzt. Von anderen sich für die Lichtbehandlung eignenden Hauttuberkulosen sind besonders die warzigen Formen einschließlich der Tuberkelknoten der Anatomen hervorzuheben. Bei anderen Hautkrankheiten ist zwar eine günstige Wirkung vorhanden, doch empfiehlt sich hier die Vereinigung mit anderen Verfahren. In der Diskussion wurde von verschiedenen Seiten, insbesondere von Dr. Schiff (Wien) betont, daß bei Lupus eine Vereinigung von Finsen-Licht und Röntgenstrahlen mit scharfätzenden chemischen Mitteln ganz vorzügliche Resultate erzielt, und daß bei Hautkrebsen die Röntgen-Behandlung schnellere Heilung bewirkt als Finsen-Licht. Tiefer liegende Krebsherde sind natürlich für jede Lichtbehandlung ungeeignet. — Professor E. Lesser (Berlin) ist der Ansicht, daß Finsens Methode über alle anderen weit erhaben ist, namentlich in kosmetischer Hinsicht: es wird völlige Heilung erzielt ohne irgend welche Narbenbildung. Auch kommen nach dieser Behandlung Rückfälle des alten Leidens fast niemals vor. — Die vorzügliche Wirkung der Röntgenstrahlen bei manchen Hautkrankheiten, insbesondere Psoriasis (Schuppenflechte) hebt Dr. Zeißler (Amerika) hervor, der im übrigen den Wert des Finsen-Lichtes für Lupusbehandlung rückhaltlos anerkannte; vier bis fünf Bestrahlungen mittels Röntgen-Lichtes heilen die meisten Fälle von Psoriasis, ohne daß es nötig ist, irgend welche Salben anzuwenden. Auch hat Dr. Zeißler jeden Hautkrebs mit 18 bis 20 Röntgenbestrahlungen geheilt. Allgemein wurde der Wert der vereinigten Verfahren betont. Nachmittags um 5 Uhr wurde die Sitzung geschlossen.

14. Sept. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen waren die Hautleiden bei Stoffwechselanomalien. Es werden im Verlaufe von Stoffwechselstörungen vielfach Veränderungen an der Haut beobachtet und zwar solche ganz verschiedener Art, bald solche, die auch sonst häufiger anzutreffen sind, bald seltene, wie die Bronzefärbung der Haut, die sogenannte Addisonsche Krankheit. Um hier Licht zu schaffen, müssen Kliniker und Dermatologen zusammenarbeiten. Aus diesem Grunde hatte die Kongreßleitung zur Berichterstattung den Kliniker v. Noorden (Frankfurt a. M.) und den Dermatologen Jadassohn (Bern) berufen. Noorden stellte sich das Ziel, eine sehr umfassende Uebersicht über das, was bisher über Hautleiden bei Stoffwechselanomalien beobachtet worden ist, zu geben. Er flocht überall ein, was zur Erklärung des Zusammenvorkommens von Hautleiden und Stoffwechselstörungen vorgebracht worden ist. Es liegt zunächst nahe, immer auf eine gemeinsame Ursache auszugehen. Hier bietet sich dem Experiment ein Feld, und mehrfach ist damit Erfolg erzielt worden. Einen breiten Raum nimmt bei der Nachfrage nach einer gemeinsamen Ursache die Lehre von der Selbstvergiftung des Organismus, von der sogenannten Autointoxikation, ein, die von Frankreich ihren Ausgang genommen hat. Zu bedenken ist, daß bei Stoffwechselstörung das erste ist, daß sie erst durch Schwächung des Organismus den Boden für das Hautleiden schafft. Dabei greift die Bakteriologie ein. Die Stoffwechselanomalie schädigt die Elemente des Organismus und erleichtert bestimmten Bakterien das Eindringen und die Vermehrung. Noorden kam nach einer Uebersicht über das Tatsachenmaterial zu dem Schlusse, daß das zeitige Wissen über den einschlägigen Gegenstand noch gering ist, und daß es noch großer Arbeit der Kliniker und Dermatologen bedürfen werde, ehe man vorwärts kommen werde. Mit demselben Tone klang Jadassohns Bericht aus. Viel hoffnungsfreudiger sind französische Forscher. Brocq und Jaquet haben längere Reihen von Untersuchungen über die Mineralisation bei Stoffwechselanomalien und Hautleiden angestellt und ziehen aus den Befunden Schlüsse von allgemeinerer Geltung. Auch der Amerikaner Bulkley und der Engländer Crocker gehen

weiter als die Deutschen; sie stellen Theorien über die Beziehungen zwischen Hautkrankheiten und Stoffwechselstörungen auf. Ueber Einzelbeobachtungen und Experimentalversuche zu der Frage berichten Touton (Aachen), Buschke (Berlin) u. a.

Interessant war ferner — außer einer Kundgebung des Kongresses gegen die Behauptung, daß die Behandlung der Syphilis mit Quecksilber die Menschheit vergifte — die von Paulsen (Hamburg) vorgetragene Syphilislehre. Er geht von der Voraussetzung aus, daß er deren Erreger gefunden hat. Dieser soll im ersten und zweiten Stadium nur dann wirksam sein, wenn er sich mit anderen Bakterien vergesellschaftet; er wirkt nur in Symbiose. Nur im dritten Stadium kommt er isoliert zum Durchbruch.

In der Geschäftssitzung wurde einstimmig beschlossen, daß der nächste Kongreß 1907 in New-York unter der Leitung von Hyde gehalten werden soll.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

·rt· Wiederkehr des Enckeschen Kometen (1904, b). Eines der interessantesten Glieder unseres Sonnensystems, der Enckesche Komet, dessen Wiedererscheinung den Vorausberechnungen gemäß in diesem Jahre zu erwarten stand, ist, einem Telegramm der Kieler Zentralstelle für Kometentelegramme zufolge, soeben von Hrn. Kopff am Heidelberger Astrophysikalischen Observatorium aufgefunden worden. Der nach dem Berliner Astronomen Encke, dem ersten Berechner seiner Bahn, benannte Komet ist bereits im Jahre 1786 von Méchain, dann 1795 von Miß Caroline Herschel und 1805 von Thulis beobachtet worden, ohne daß seine Periodizität erkannt worden wäre. 1818 wurde er von dem bekannten Kometenjäger Pons aufs Neue entdeckt und nun erst konnte Encke, indem er die bei der zuletzt genannten Erscheinung gewonnenen Beobachtungen einheitlich zusammenfaßte, eine genaue Bahn für den Kometen ableiten, wobei sich die interessante Tatsache ergab, daß man es mit einem periodischen Kometen zu tun hatte, dessen Umlaufszeit um die Sonne nur $3^1/_3$ Jahre beträgt. Nunmehr konnte der Komet, der hiernach von allen periodischen Kometen die kürzeste Umlaufszeit besitzt, in jeder seiner Erscheinungen wieder aufgefunden und beobachtet werden, er bildet also auch in dieser Hinsicht ein Unikum. — Besonderes Interesse gewann der Enckesche Komet ferner dadurch, daß, wie sich bald zeigte, von einer Erscheinung zur anderen seine Umlaufszeit etwas kürzer wurde. Encke schloß aus dieser Verkürzung der Umlaufszeit auf das Vorhandensein eines widerstehenden Mediums im Weltraum. Es zeigte sich aber später, daß diese Annahme nicht haltbar ist, daß die Beschleunigung in der Bewegung des Kometen vielmehr durch verschiedenartige unregelmäßige Störungen desselben hervorgerufen wird. — Der Komet, der erst in einigen Monaten seine Sonnennähe erreichen wird, ist einstweilen noch ziemlich lichtschwach; die Entdeckungspositionen sind:

Rektaszension . . = $1^h\ 46.3^m$
Deklination . . = $+\ 25^0\ 24'$;

er steht also gegenwärtig im Sternbild des Widders und hat schwache, nach Nordwesten gerichtete Bewegung.

* Zum religionsgeschichtlichen Kongreß in Basel, über den bei uns (in Nr. 207 der Beilage) ausführlich berichtet worden ist, bringt jetzt der Herausgeber der „Christlichen Welt", D. Rade, einen amüsanten Nachtrag: In der einen Sektion trug über Polytheismus im alten Ungarn ein magyarischer Gelehrter vor und brachte ein wundervolles Gebet zur Sonne ans Tageslicht. Zum Glück waren Leute zugegen, denen das Dokument bekannt vorkam, und einer der Herren stellte alsbald fest, daß es nichts Geringeres war als — der Hymnus des heiligen Franz an die Sonne! Die Magyaren sind nun freilich um ein Glanzstück ihrer Literatur ärmer geworden.

* Die Konferenz der Direktoren der vier höheren deutschen Auslandsschulen, die, wie unlängst von uns gemeldet, anfangs September in Berlin zusammentreten sollte, ist durch gemeinsamen Beschluß vertagt worden. Der hauptsächlichste Grund für die Vertagung ist der Umstand, daß es dem Auswärtigen Amt nicht möglich ist, zu der angegebenen Zeit amtliche Vertreter zu der Konferenz abzuordnen, deren Anregung der Reichskanzler „als eine Betätigung ernsten Strebens" auf dem Gebiete des von ihm wiederholt in seiner weitgehenden Bedeutung anerkannten deutschen Auslandschulwesens mit Interesse aufgenommen hat. Da nun die Leiter der in Betracht kommenden deutschen Schulen im Ausland den größten Wert darauf legen, nur in Verbindung und im Einvernehmen mit der Reichsregierung zu handeln, so haben die Einberufer der Konferenz beschlossen, diese zu vertagen bis zu einem Zeitpunkt, wo die Gewißheit einer amtlichen Beteiligung des Reiches gegeben ist.

hc. Von den Bibliotheken. Der seit Juni 1902 an der Göttinger Universitätsbibliothek wirkende Assistent Dr. Martin Bollert ist vom 1. Oktober 1904 ab zum Hilfsbibliothekar an der Bonner Universitätsbibliothek ernannt worden.

⁂

Hochschulnachrichten.

* Jena. Der Privatdozent der Theologie Dr. H. Weinel in Bonn ist als außerordentlicher Professor an die theologische Fakultät der hiesigen Universität berufen worden.

* Münster. Der außerordentliche Professor der englischen Philologie Dr. E. Einenkel, der seit mehreren Jahren zu Studienzwecken beurlaubt war und im Juli dieses Jahres auf seinen Wunsch aus dem Verbande der Universität Münster entlassen worden war, ist wieder in den Lehrkörper derselben eingetreten.

* Von technischen Hochschulen. Der frühere Professor der Chemie an der Technischen Hochschule zu Hannover Geh. Regierungsrat Dr. Karl Kraut feiert am heutigen Tage (15. September) die fünfzigjährige Doktor-Jubelfeier. — Der außerordentliche Professor der Mathematik in Bonn Dr. L. Heffter ist an Stelle des Geh. Rats Prof. Dr. H. v. Mangoldt als etatsmäßiger Professor an die Technische Hochschule in Aachen berufen worden.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 16. September. Nummer 212.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Entwicklung der Erziehung in Japan.*)

Von Graf Okuma.

Die Entwicklung der japanischen Literatur hat früher sehr große Aehnlichkeit mit der Englands gehabt. In ihrer geographischen Lage gleichen sie einander, ebenso wie in ihren beiderseitigen Beziehungen zum Festlande. Die ursprünglichen Bewohner Englands, die Briten, lebten fast ohne jede Literatur, und erst mit der Invasion der Römer und Angelsachsen wurden die Keime einer Literatur gelegt, die sich indes zu keiner großen Blüte entfalteten. Erst aus der normannischen Eroberung entsprang mehr literarisches Leben, und durch die Kriege mit Frankreich und Eduard III. trat England in Berührung mit dem Schrifttum des Kontinents; dadurch verhalf es seiner eigenen zur Abrundung und Vervollkommnung. Das Ende des Mittelalters und die Eroberungen durch die Türken verlegten den Mittelpunkt des literarischen Lebens nach Rom, und von da breitete es sich allmählich über ganz Europa aus. Die englische und die europäische Literatur fanden durch intime Verbindung auch eine gegenseitige Beeinflussung.

Eine japanische Literatur gab es, bis vor etwa 500 Jahren, überhaupt nicht, und erst von da ab, ihren Lauf über Korea nehmend, durchdrang die chinesische Literatur auch Japan. Auf gleichem Wege drang später der Buddhismus und durch ihn indische Philosophie gleichzeitig bei uns ein. Vorher gab es nur eine poetische Literatur, und wie in den Erzählungen Homers bei den Griechen, so tat sich in ihnen auch bei uns das kriegerische Element hervor. Nach und nach entwickelte sich der Verkehr zwischen China und Japan lebhafter, Geschäftsleute knüpften Verbindungen an, und Staatsmänner und Priester unternahmen Reisen. Nur durch jeweilige Unruhen in Korea, das ja als Uebergangsbrücke dienen mußte, wurden diese zunehmenden Einflüsse unterbrochen. Aber es schien doch, als ob keine Macht den wachsenden Austausch unter ihnen zu hindern imstande wäre. Bald darauf begann in Japan die sogenannte Uebersetzungsperiode, als nämlich chinesische Bücher und chinesische Ideen in japanischem Gewand Eingang fanden. Auf diesem Wege floß uns in raschem Strome eine beträchtliche Literatur zu.

Das feudale System bereitete aber bald der wachsenden Literatur ein Ende, denn die feudalen Herren waren viel zu sehr mit Länderraub und Kriegführen in Anspruch genommen, als daß sie auf Literatur oder Erziehung Zeit verschwenden mochten. Dann kam das dunkle Zeitalter der Reaktion, dessen Einfluß nicht nur auf alle literarischen Bestrebungen so vernichtend wirkte, sondern auch die Lust am Leben verbitterte und alle Glückseligkeit auf ein Jenseits verwies. Die endlosen Streitigkeiten und Kämpfe verringerten die Freude am Leben bedeutend, und nach Priestern und Religion war großes Verlangen. Vom literarischen Gesichtspunkte aus hatte dies insofern sein Gutes, als Bestehendes erhalten wurde und die Priester zum wenigsten einige Bildung verbreiteten.

In der Zwischenzeit hatten sich große Veränderungen in der Außenwelt vorbereitet. Die Entdeckung Amerikas und die Erfindung der Buchdruckerkunst waren Riesenfortschritte, ebenso die Reformation. Alles das belebte zunächst die Hoffnung der Völker und ermutigte sie, ihre Lebenssphäre zu erweitern. Spanien und Portugal entsandten Jesuitenmissionen, von denen einige das Kap Horn umschifften und in Japan, wo sie freundlich aufgenommen wurden, anlangten. Viele der feudalen Häuptlinge wurden Christen, und man erbaute in Omi und Kyoto Kirchen. Das geschah vor ungefähr 350 Jahren. Diese freundliche Aufnahme der Fremden hatte eine Dauer von 60 bis 70 Jahren, und nur durch die Intrigen der Jesuiten und die Eifersucht unter den verschiedenen Sekten hat sie ihr Ende gefunden. Aber diese sechzig Jahre hatten einen guten Einfluß auf die Literatur und die geistige Ausbildung. Die fremden Priester zeigten einen großen Eifer in der Belehrung des Volkes und verbreiteten eine lobenswerte Erziehung. Als aber der Shogun entschied, daß alle Ausländer auszuweisen seien, verließ uns nicht nur das religiöse Element, sondern mit ihm auch die gesamte erzieherische Verbindung mit dem Westen. Nur die Holländer, die sich auf die Seite des Shogun gestellt hatten, genossen die Vergünstigung, unter bestimmten Beschränkungen sich in Nagasaki auch ferner aufhalten zu dürfen. Die Erlaubnis, Bücher einzuführen, ward ihnen entzogen, aus Furcht vor erneuter religiöser Belehrung. Auf diese Weise wurde der japanischen Literatur, die unter der Leitung und dem Antrieb des Fremdenverkehrs schnelle Fortschritte gemacht hatte, das Wasser abgegraben. Es folgten hierauf 250 Jahre der Abgeschlossenheit, aber auch des Friedens, der durch keinerlei Krieg Unterbrechung erlitt. Japanische Literatur wuchs allmählich auf natürliche Weise, und japanische Philosophie begann sich zu entwickeln.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts landeten britische und russische Schiffe an unseren Küsten, und zwar vor dem Eintreffen des Kommodore Perry mit seinem amerikanischen Geschwader, aber ihnen allen wurde die Erlaubnis, unser Land zu betreten, versagt. Rußland, von Kamtschatka aus, wünschte den Abschluß eines Vertrages, erhielt aber keinerlei Ermutigung. Obgleich nun diese Ver-

*) Aus dem unter der Presse befindlichen, demnächst bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden Werke: Japan. Unser Vaterland. Ein Quellenbuch, verfaßt von zwanzig Japanern.

suche der fremden Nationen nicht von Erfolg begleitet waren, so durften sie doch als sichere Anzeichen eines Druckes von außen gelten, welcher sich allmählich in unserem Lande fühlbar machte. Auch war das Volk der Japaner unzufrieden mit den alten Verhältnissen. Medizinische und geographische Werke, sowie Bücher verschiedenen Inhalts — politische wurden streng unterdrückt — waren in seine Hände geraten und hatten das Verlangen nach einer ausgedehnteren Entwicklung erweckt. Der Shogun sah sich in die Notwendigkeit versetzt, das Land zu erschließen. Es bestand indes eine beträchtliche konservative Abneigung gegen diese Maßregel, sehr ähnlich der, die in früheren Zeiten das Töten vieler Tausender von Jesuiten und eingeborenen Christen verursacht hatte. Dieser Wunsch des Shogun, das Land zugänglich zu machen, entschied seinen Niedergang und verhalf dem Kaiser zur Wiedererlangung seiner ungeschmälerten Macht. Dieser aber beschloß, in kühner Voraussicht, das Land zu eröffnen und verfügte zugleich die Einführung des Systems westlicher Erziehung, damit die Japaner von den Ausländern genügend lernen können, um sie auf ihrem eigenen Gebiet zu schlagen und sich ihr eigenes Land zu erhalten.

Vor dreißig Jahren indessen wurde erst die größte Aufmerksamkeit auf die Erziehung gerichtet, als die erste kaiserliche Universität begründet wurde und viele Schulen in Tätigkeit traten. Es wurde durch Gesetz beschlossen, daß alle Kinder vom sechsten Jahre ab die Schule zu besuchen hätten. Im ganzen Lande wurde mit den alten Erziehungsprinzipien radikal aufgeräumt und neue Schulung an ihre Stelle gesetzt. Obwohl es unmöglich ist, ein neues Erziehungssystem zu rascher Entwicklung zu bringen, können wir doch befriedigende Resultate aufweisen, und heute besuchen über 85 Prozent unserer Kinder die Schulen.

Eine große Schwierigkeit, die unseren Studierenden hinderlich wird, ist die Tatsache, daß die japanische Literatur sich aus der chinesischen entwickelt hat und zu eng mit dieser verbunden und verwebt erscheint. Es ergibt sich daraus die Notwendigkeit, chinesische und japanische Schriftzeichen zugleich zu erlernen und chinesische Klassiker zu studieren. Außerdem muß jeder mindestens noch eine fremde Sprache lernen. Eine andere Schwierigkeit besteht in der Verschiedenheit der gesprochenen und der geschriebenen Sprache. Während wir die erstgenannte Schwierigkeit mit vielen neueren Ländern teilen, ist die zweite doch nur uns eigentümlich. Ursprünglich war beides so ziemlich identisch, bis durch den Einfluß der chinesischen Literatur die Schriftsprache sich immer mehr chinesisch ausbildete, während die Ausdrucksweise japanisch geblieben ist. Zur Stunde ist die Schriftsprache eine Mischung chinesischer Schriftzeichen mit japanischem Alphabet. Und so ist es heute noch; wenn daher ein Dozent seinen Studenten vorträgt, so können sie seine Worte nicht nachschreiben, sondern müssen eine ähnliche Abhandlung über den betreffenden Gegenstand abfassen. Die Körperbeschaffenheit des japanischen Volkes ist nicht so kräftig, wie es wünschenswert wäre, und der Grund muß in jenem langen Zeitraum des Friedens und der Muße gesucht werden, die der Restauration vorausgegangen ist. Die Schwierigkeit, die der Unterschied zwischen Schrift- und Ausdruckssprache erzeugt, verursacht nicht nur eine geistige Bürde, sondern verdoppelt auch die Arbeit, und das Studium erfordert einen solchen Zeitaufwand, daß es unmöglich wird, genügende Zeit für körperliche Uebungen zu finden. Wenn wir da ein größeres Maß gestatten wollten, so müßten wir die Jahre des Studiums vermehren, und daraus würde wiederum ein zu großer Verlust an Arbeit für die Nation erwachsen. Diese Erschwerung ist schon vor mehr als zwanzig Jahren anerkannt, und verschiedene Versuche sind eingeleitet worden, um eine Aenderung herbeizuführen. Die beiden wesentlichsten Vorschläge betrafen: 1. die Fürsprecher von „Kana", bestehend aus denen, die ausschließlich den Gebrauch des japanischen Alphabets für die Schriftsprache festhalten wollen, und 2. die Befürworter der Einführung der lateinischen Schriftzeichen und einer horizontalen statt der jetzigen vertikalen Schreibweise. Diese beiden Zweige könnten sich nicht durch einen Kompromiß einigen; die Regierung ernannte darum eine Kommission zur Ermittelung des besten Systems. Die Arbeit der Kommission wurde erschwert durch die Erscheinung einer neuen Gruppe, die den Wunsch äußerte, zuerst und allmählich die Umgangssprache zu verbessern und dann die Schriftsprache mit ihr in Uebereinstimmung zu bringen.

Eine dritte große Schwierigkeit der japanischen Erziehung liegt in dem Mangel eines moralischen Maßstabes. Physischer und literarischer Maßstab ist vorhanden, aber die Restauration hat die einheitliche Religion zerstört. Für die oberen Schichten blieb die chinesische Philosophie, aber für die große Masse des Volkes blieb ein Nichts, und es erhebt sich die schwere Frage, was an die Stelle des Alten treten soll. In der westlichen Welt gibt das Christentum die moralische Richtschnur. In Japan möchten einige zu dem alten Glauben zurückkehren, dem Patriotismus zuzugesellen wäre, andere wollen das Christentum annehmen und wieder andere lehnen sich an Kant und andere Philosophen. Alles befindet sich in einem Stadium der Verwirrung. Wenn uns ein großer Mann und ein Führer der Menschheit erstände, würde uns eine Entscheidung leichter fallen, so aber erscheint die Schwierigkeit fast unüberwindlich. Der Kampf mit diesen drei Hindernissen der Zukunft wird einigermaßen erträglich durch den Rückblick auf die Erfolge der Vergangenheit. Keine Nation ist ohne eine Periode des Stillstandes geblieben, und so wird auch Japan wieder fortschreiten, wenn ein großer Mann erscheint, sei es von daheim oder außerhalb. Solche Männer und solche Veränderungen, die von ihnen hervorgebracht werden, tun uns not.

Vor mehr als zwanzig Jahren erkannte ich die Notwendigkeit der Errichtung von Privatschulen neben solchen des Staates und gründete Senmon Gakko, aus der bereits zwei- bis dreitausend Abiturienten Stellungen in allen Zweigen des nationalen Lebens erlangt haben.

Mit Bezug auf die Frage der weiblichen Erziehung dürfte die Bemerkung von Interesse sein, daß die Frauen an unserer alten Literatur einen hervorragenden Anteil gehabt haben. Später änderte sich das, und erst seit Einführung der Erziehungsmethoden des Westens werden Mädchen wieder zum Schulbesuch gezwungen, haben sich aber bis jetzt literarisch wenig hervorgetan. Selbst jetzt ist den Frauen das Studium nur bis zu den Mittelschulen gestattet. Es gibt viele, die der Ansicht sind, daß Frauen keiner höheren Erziehung bedürfen, aber ihre Anzahl vermindert sich täglich. Ich habe es stets für logisch und richtig gehalten, daß Frauen, wenn sie es wünschen, eine gleiche Bildung wie die Männer erhalten sollten. Eine Spezial-Hochschule für Frauen ist endlich eröffnet worden und erwies sich als von großem Erfolg begleitet. Es werden sich daher wahrscheinlich in den nächsten Jahren so große Veränderungen zeigen, daß sich die Regierung gezwungen sehen dürfte, höhere Mädchenschulen zu gründen.

In Japan ist es praktisch unmöglich, einen höheren Bildungskursus zu nehmen und alles in japanischer Sprache auszuführen. Unabhängigkeit des Studierens gibt es nicht. Auf den Universitäten wird über römisches Gesetz französisch gelesen und auf deutsch über Rechte, und in keiner allgemeinen Schule kann der Gesamtunterricht japanisch erteilt werden. Während der Uebergangsperiode war diese Anomalie nötig, kann aber heute nicht mehr förderlich sein. Namentlich im höheren Unterricht macht sich die Unmöglichkeit fühlbar, japanisch zu unterrichten. Auf der Hochschule von Senmon Gakko indes ist der gesamte Unterricht japanisch, und nach Unabhängigkeit des Studiums wird nach Kräften getrachtet. Was uns hauptsächlich hierbei anfangs die größten Hindernisse bereitete und höchst wahrscheinlich den halb ausländischen Unterricht anderer Anstalten verursachte, war der gänzliche Mangel an japanischen Lehrbüchern. Es erwies sich daher in Senmon Gakko die Notwendigkeit, eine Abteilung der Hochschule mit der Herausgabe solcher Bücher zu betrauen, und wenn dies anfangs auch nicht sehr lohnend war, ist der Erfolg doch nicht ausgeblieben. Die Hoffnung ist daher begründet, daß andere Verleger und die Regierung dem guten Beispiel folgen werden.

Das rasch anwachsende kommerzielle Element Japans brachte gar bald das Bedürfnis nach Fachlehranstalten hervor, und ich habe bei der Begründung einer mittleren Handelsschule mitgewirkt, deren Unterricht besonders den Erfordernissen des kaufmännischen Berufs angepaßt ist. Bei Eröffnung der Schule fanden sich hundert Studierende ein, deren Anzahl sich nach kurzer Zeit auf dreihundert vermehrte. Ein drei- bis vierjähriger Kursus einer Mittelschule berechtigt ohne Examen zu weiterem dreijährigen Besuch einer Handelsschule, worauf die jungen Leute zum Eintritt in ein Geschäft befähigt sind. Es ist zu hoffen, daß die Regierung sich veranlaßt sehen wird, die Fachschulen mit den Mittelschulen in Verbindung zu bringen. Auf diesen wird chinesischer und obligatorisch englischer Unterricht erteilt. Das Gleiche gilt von den Mittelschulen.

Die Welt beobachtet die Anstrengungen Japans, seine Erziehungsschwierigkeiten zu überwinden, und die drei angeführten werden noch von dem altjapanischen Konservativismus vermehrt, der in manchen Teilen Japans im Verborgenen blüht. Von außen werden uns große Sympathien entgegengebracht, die das Empfinden zeitigt, daß die endlichen Erfolge Japans auf diesem Gebiet nicht nur für das Land selbst, sondern auch für die Humanität im allgemeinen viel bedeuten werden.

Herbert Spencer im Lichte seiner Autobiographie.

Von Dr. J. G. Weiß.

III. (Schluß.)

Nun zu Spencers Werk. Ich rede im Singular, weil die Schriften, die vor seinem „System einer synthetischen Philosophie" von ihm veröffentlicht wurden, ungeachtet der selbständigen Bedeutung, die ihnen zukommt, für den Zurückschauenden mit wenigen Ausnahmen in die Rolle von Vorstudien zum „System" treten, während spätere sich als Nebenergebnisse desselben darstellen.

Der Boden, auf dem die leitenden Ideen zu seinem Lebenswerk wuchsen, ist zu erblicken in seiner Vielseitigkeit, seiner Neigung, sich abwechselnd mit den verschiedensten Dingen zu beschäftigen. Sie lehrte ihn frühe, wofern das nicht schon auf einer natürlichen Anlage beruhte, den verschiedensten Gebieten gemeinsame Züge abzugewinnen, verborgene Analogien aufzufinden. Diesen nachgehend, suchte er auf die zugrunde liegenden einfachsten und allgemeinsten Gesetze zu kommen, und war er mit diesem induktiven Verfahren zu einem gewissen Ende gelangt, so nahm er von den gefundenen Resultaten aus deduktiv wieder eine Rückprüfung des ganzen Weges vor und suchte auch in andere Gebiete hineinzuleuchten, in denen die in Frage stehenden Prinzipien weniger augenfällig zutage getreten waren, in denen aber ihre Wirksamkeit folgerichtigerweise doch vermutet und schließlich gefunden werden mußte. Daß die Befähigung zu induktivem und zu deduktivem Verfahren bei ihm in richtigem Gleichgewicht sich befunden hätte, das hielt er selbst für einen Hauptvorzug seiner wissenschaftlichen Veranlagung. Er bekannte übrigens, daß eine „konstruktive Imagination" und eine „Liebe zum Systembauen" stark in ihm tätig gewesen seien, und weit entfernt, dieses mehr künstlerische als wissenschaftliche Moment als eine Gefahr zu betrachten, betrachtete er es als etwas, das ihn wesentlich gefördert habe. Er durfte das wohl, da sein Bedürfnis nach einer lückenlosen Kausalität ihn davor behütete, Gebilde der Imagination für wissenschaftliche Resultate oder auch nur als zulässige Hypothesen zu nehmen, ehe ihre Verträglichkeit mit allen ihm zugänglichen Erfahrungstatsachen wissenschaftlich erhärtet war.

Die erste Gelegenheit, bei der Spencers Aufmerksamkeit ernstlich auf den Evolutionsgedanken gelenkt wurde, war die Lektüre von Lyells Prinzipien der Geologie in seinem 20. Jahre, des Buches, das ihm lange später Anlaß zu dem schon erwähnten Aufsatze „Illogical Geology" gab. Ein Kapitel darin, das die Ansichten Lamarcks über die Entstehung der Arten widerlegen sollte, erregte seinen Widerspruch. Er erzählt, nachdem er einmal vor der Frage gestanden habe, ob die organischen Formen von Fall zu Fall geschaffen oder durch fortschreitende Modifikationen entstanden seien, da habe er nach seiner ganzen geistigen Verfassung sich für letzteres entscheiden müssen. Denn das Uebernatürliche, gleichviel in welcher Form, habe nie Eingang bei ihm gefunden; von Kindheit auf habe er allen Erscheinungen gegenüber das Bedürfnis gehabt, zu ergründen, wie sie auf natürliche Art zu erklären seien.

Einmal geweckt, zog der Evolutionsgedanke bald weitere Kreise. In einer Serie von Aufsätzen, die Spencer zwei Jahre später für die Zeitschrift „The Nonconformist" schrieb, spielte er schon auf das politische und soziale Gebiet hinüber. Diese Artikelserie, die einem Zufall ihre Entstehung verdankte, hatte für den Verfasser weittragende Folgen. Denn sie bildete den Kern, aus dem nach einigen Jahren sein erstes Buch „Social Statics" hervorwuchs, und die Untersuchungen, die bei Bearbeitung des letzteren anzustellen waren, führten zur Idee des späteren Werkes „Die Prinzipien der Psychologie". Dieses wiederum führte zu eingehendem Studium der organischen Welt im allgemeinen und endlich der Beziehungen ihrer Erscheinungen zu denen der anorganischen. Mehr und mehr fielen dabei Uebereinstimmungen auf den verschiedenen betrachteten Gebieten ins Auge, deutlicher und deutlicher zeigten sich hinter diesen Uebereinstimmungen gemeingültige Gesetze, und so bereitete sich das System vor, dessen ersten vorläufigen Plan Spencer seinem Vater schon im Jahre 1858 mitteilte, was vielleicht noch weniger bekannt war und insofern von einigem Interesse ist, als bekanntlich Darwin mit seiner Entstehung der Arten erst ein Jahr später hervortrat. Die Veröffentlichung des definitiven Programms der „synthetischen Philosophie" erfolgte dann allerdings erst im März 1860.

Die Darstellung dieser Vorgänge, insbesondere auch der Nachweis der verschiedenen Entwicklungsstadien der leitenden Gedanken in den zwischen 1842 und 1860 veröffentlichten beiden Büchern und vielen Aufsätzen bildet den interessantesten Teil der Autobiographie. Es wird vielleicht nicht zu viel Raum wegnehmen, wenigstens in Kürze zu verfolgen, wie einige der Hauptgedanken nacheinander auftraten oder Spencer nahegebracht wurden, wie sie, zum Teil im Laufe der Jahre modifiziert, sich allmählich zusammengliederten und ein Ganzes bildeten.

Noch ehe der Evolutionsgedanke, dessen Eintreten in Spencers Gesichtskreis bereits berührt wurde, eine weitere Durchbildung und Verallgemeinerung erfahren hatte, kam die Einsicht, daß die letzten und tiefsten Ursachen alles Weltgeschehens von der menschlichen Erkenntnis nicht umfaßt werden können.

Ob diese Einsicht schon damals durch alle die Gründe gestützt war, die nachmals in den Ausführungen über das „Unwißbare" in dem ersten Bande der synthetischen Philosophie niedergelegt wurden, mag dahingestellt bleiben. Es genügt zu konstatieren, daß sie vorhanden war und daß damit in der Hauptsache schon die Grenzen des Gebietes abgesteckt waren, innerhalb dessen seine Wissenschaft sich betätigen sollte.

In der „Sozialen Statik" basierte Spencers Auffassung der Evolution auf der Wahrnehmung, daß niedere Organismen und tiefstehende Gesellschaften aus einer großen Zahl gleichartiger Teile mit gleichartigen Funktionen bestehen, während höher stehende Organismen und Gesellschaften aus ungleichartigen Teilen bestehen, die verschiedene Funktionen zu erfüllen haben. Die Evolution erschien danach zunächst lediglich als ein Fortschritt vom Gleichförmigen zum Vielförmigen innerhalb der Geschichte der Organismen und Gesellschaften.

Die Lehre von Baers, mit der Spencer erst nach der Veröffentlichung der Sozialen Statik bekannt wurde, brachte dann die weitere Erkenntnis, daß auch innerhalb der Einzelorganismen eine Entwicklung von einem homogenen zu einem heterogenen Zustande vor sich gehe, und diese Erkenntnis kam in den nächsten Veröffentlichungen

Spencers verschiedentlich zum Ausdruck und zu weiterer Ausführung.

Ein weiterer, zunächst bei der Betrachtung von Erscheinungen des geistigen Lebens gemachter Fortschritt war die Beobachtung, daß zunehmende Bestimmtheit der Form ein Zug der Evolution sei, und weiter, daß mit derselben eine wachsende Integration, ein immer fester werdender Zusammenhang verbunden sei.

Mit diesen Erkenntnissen war der Boden gewonnen, auf dem die „Prinzipien der Psychologie" sich aufbauten, in denen das Psychische überhaupt — im Menschen wie im Tiere — behandelt war als der Gegenstand einer Evolution, die vom Homogenen zum Heterogenen, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitet und eine fortschreitende Integration aller Komponenten aufweist.

Und nun kam die Wahrnehmung, daß der gleiche Prozeß überall, in der anorganischen, der organischen und der „superorganischen" Welt stattfinde, und die Frage nach der Ursache führte zunächst auf das erst in dem Aufsatz „Fortschritt, sein Gesetz und seine Ursache" und nachmals in den „Ersten Prinzipien" dargestellte Gesetz von der Vervielfältigung der Wirkungen und weiter zu einer noch vorangehenden Ursache, der Unbeständigkeit des Homogenen. Um diese letztere begreifen und erklären zu können, war allerdings dann noch die Heranziehung anderer Tatsachen nötig, die nach und nach in den Gesichtskreis Spencers getreten waren: der Unzerstörbarkeit der Materie, der Kontinuität der Bewegung. Und hinter diesen kam als letzte erkennbare Ursache die „Beständigkeit der Kraft", welch letztere bei Spencer schon genau die Bedeutung hat, wie später bei Ostwald die Energie: die einer höheren Einheit, in der Materie und Bewegung zusammengefaßt sind.

Es lag nun nahe, das Wirken dieser letzten Ursache der beständig vor sich gehenden Metamorphosen in allen Gebieten des Seins auch durch alle konkreten Wissenschaften hindurch zur Darstellung zu bringen, und so entstand der schon erwähnte erste Plan des „Systems", flüchtig und unvollkommen durchdacht, wie der Abdruck in der Autobiographie zeigt, aber doch schon die Grundzüge des definitiven Planes aufweisend.

Ehe der letztere veröffentlicht wurde, trat Darwin mit der „Entstehung der Arten" hervor, und es ist nun zu zeigen, wie weit diese Veröffentlichung auf Spencers Werk einen Einfluß gehabt hat. Es ist klar, daß dasjenige, was Spencers bleibender Ruhm sein wird, die Ausdehnung des Evolutionsgedankens auf alle Gebiete des Weltgeschehens und die Zurückführung der Evolution auf allen diesen Gebieten auf eine einzige gemeinsame Ursache, in diesem Zeitpunkte schon feststand. Hinzugefügt darf werden, daß auch die Annahme einer die Entwicklung im einzelnen wie im ganzen — nach einem vorübergehenden Gleichgewichtszustand — immer wieder ablösenden Auflösung bereits vorhanden war, wenn auch den Kritikern Spencers zuzugeben ist, daß diese Seite der Sache nie völlig zu ihrem Recht kam. Jedenfalls war das System in seinen Grundzügen fertig, und es darf deshalb nicht als eine Generalisierung der Darwinschen Lehre angesprochen werden.[4]) Dagegen läßt Spencer gar keinen Zweifel darüber, in der Beurteilung des Verlaufs der Evolution auf dem organischen und in der Folge auch auf dem superorganischen Gebiete durch die Forschungsergebnisse mächtig gefördert worden zu sein. Uebrigens war er selbst schon einmal nahe daran gewesen, die Bedeutung der Selektion für die Entstehung der Arten zu erkennen, ja ihre Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit hatte er tatsächlich erkannt. Der Beweis ist zu finden in seinem 1852 bereits veröffentlichten Aufsatz „A Theory of Population", wo er davon spricht, daß unter dem Druck der Bevölkerungsvermehrung (Kampf ums Dasein!) diejenigen zugrunde gehen, bei denen die Widerstandskraft am geringsten ist, während diejenigen, die übrig bleiben, um die Rasse fortzupflanzen, solche sind, in denen die Kraft zur Selbsterhaltung am größten ist, die Auslese ihres Geschlechts (the select of their generation). Daß Spencer diese Erkenntnis nicht damals schon generalisierte und zur Erklärung der Entstehung der Arten benutzte, war ihm später selbst merkwürdig. Er glaubte es dem Umstande zuschreiben zu müssen, daß er damals der (auch später festgehaltenen) Vererbung erworbener Eigenschaften zu großes Gewicht beigelegt und in ihr und der durch sie geförderten Anpassung den einzigen Grund der Variation erblickt habe.

Als das definitive Programm des Systems der synthetischen Philosophie veröffentlicht wurde, schien nicht nur der leitende Gedanke, sondern es schienen auch die wichtigeren einzelnen Züge der darzustellenden Lehre unabänderlich festzustehen. Aber bezüglich der letzteren zeigte sich bald, daß sie noch nicht völlig geklärt waren. Der erste Band, der die grundlegenden Prinzipien behandelt, war schon erschienen, als Spencer sich genötigt sah, die Formel, in der er die Evolution definiert hatte, noch einer einschneidenden Aenderung zu unterziehen. Während er nämlich seither den Uebergang vom Homogenen zum Heterogenen als den ersten und wesentlichsten Faktor der Evolution betrachtet und die Integration nur als eine Begleiterscheinung angesehen hatte, kam ihm nun plötzlich die Erkenntnis, daß Integration der Substanz, verbunden mit Abgabe von Bewegung, der primäre, die Differenzierung ein sekundärer Prozeß sei, und ferner, daß zur vollständigen Definierung der Evolution es auch noch erforderlich sei, auf die Veränderung Rücksicht zu nehmen, die hinsichtlich der dem Aggregate noch verbleibenden Bewegung eintrete.

So kam erst in den folgenden Ausgaben der „Ersten Prinzipien" die Evolutionsformel zu ihrem endgültigen Ausdruck: „Evolution ist eine Integration von Materie und begleitende Zerstreuung von Bewegung, während deren die Materie von einem unbestimmten unzusammenhängenden homogenen Zustande in einen bestimmten zusammenhängenden heterogenen Zustand übergeht und die zurückbehaltene Bewegung einer parallelen Transformation unterliegt."

Wenn es mir für den Rahmen dieses Aufsatzes nicht zu viel schien, die Genesis der Evolutionsformel im Lichte der eigenen Mitteilungen Spencers kurz zu skizzieren und so zu zeigen, wie der leitende Gedanke des ganzen Systems sich allmählig aufgebaut und an Bestimmtheit gewonnen hat, so muß ich es mir doch versagen zu zeigen, wie noch eine Reihe von nebenher laufenden Gedanken nacheinander auftraten und in das System verwoben wurden. Es mag genügen zu betonen, daß die Autobiographie uns auch hier manchen Aufschluß unmittelbar gewährt, der sonst mühsam aus der Vergleichung der einzelnen Veröffentlichungen, insbesondere der Essays, gewonnen werden muß.

Die „synthetische Philosophie" ist bekanntlich derart gegliedert, daß der erste Band die allgemeinen Prinzipien darstellt und die weiteren neun sie, von dem Programm von 1860 nur wenig abweichend, durch die Gebiete der Biologie, der Psychologie, der Soziologie und der Ethik verfolgen. In dem ersten Plane von 1858 war auch eine besondere Behandlung des kosmischen und des geologischen Gebietes vorgesehen, allerdings schon dort nur in verhältnismäßig kurzer Form, wie daraus erhellt, daß sie noch innerhalb des ersten Bandes stattfinden sollte. Daß der Plan von 1860 wie auch die Ausführung sich darauf beschränkte, diese Gebiete in der Darstellung der allgemeinen Grundlagen einigermaßen zu ihrem Rechte kommen zu lassen und sie im übrigen zu übergehen, bleibt ein Schönheitsfehler des Ganzen. Daß die Zurückstellung ihren Grund lediglich darin hatte, daß Spencer fürchtete, die Spanne seines Lebens werde zur Bearbeitung aller Gebiete nicht ausreichen, und deshalb die ihm näher liegenden und wichtiger scheinenden vorzog, ist bekannt. Es ist deshalb auffallend, daß in der Autobiographie nirgends der Gedanke hervortritt, die Ergänzung doch noch vorzunehmen, wenn das Leben die nötige Zeit und Kraft übrig lassen würde. Aussichtslos wäre der Gedanke ja freilich gewesen, insbesondere nachdem einmal die immer häufiger auftreten-

[4]) Spencer redet von einem an ihn gerichteten Briefe Darwins, der alle Zweifel zerstreuen würde, den er aber nicht veröffentlichen wolle, weil es „geschmacklos" wäre. Vielleicht kommt der Brief doch noch einmal zutage.

den Gesundheitsstörungen Spencers Arbeitskraft beeinträchtigt hatten.

Die Entstehung der einzelnen Bände soll hier nicht verfolgt werden, insbesondere da die Autobiographie zum Teil nicht mehr als deren äußere Geschichte bietet und überhaupt nicht bis zum Abschluß des Werkes sich erstreckt. Im Umrisse ist es auch genügend bekannt, mit welch unsäglichen Schwierigkeiten Spencer zu kämpfen hatte, nicht nur hinsichtlich der durch sein Leiden beeinträchtigten Arbeit selbst, sondern auch hinsichtlich der geschäftlichen Seite seines Unternehmens, da er ja sein eigener Verleger war. Bekannt ist auch der unglückliche Ausgang eines Nebenunternehmens, der unter seiner Leitung begonnenen und nach großen Verlusten eingestellten Tatsachensammlung zur Soziologie (Descriptive Sociology), ebenso wie der einigen Trost dafür bietende Erfolg der Schrift „Das Studium der Soziologie", die Spencer auf Wunsch seines amerikanischen Freundes Youmans für die „International Scientific Series" schrieb. Aber das Eine mag dazu noch gesagt sein: Die ausführlicheren Mitteilungen über alle diese Vorgänge, die uns in der Autobiographie gegeben sind, können in uns nur den Respekt vor der Zähigkeit und Willenskraft erhöhen, mit der Spencer sich durchkämpfte, vor dem Mute, mit dem er nicht nur sein Leben einsetzte, sondern auch Hab und Gut daran wagte, seine Ideen zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Sie erfüllen uns aber auch mit Freude über die Beweise einer opferwilligen Unterstützungsbereitschaft seitens seiner Freunde und Anhänger, die in schwierigen Situationen wiederholt hervortrat, von der er aber allerdings keinen Gebrauch machte, wo es sich um mehr als moralische Unterstützung handelte.

Was die Zukunft aus Spencers Lehre machen wird? Wird sie sie bestätigen und auf ihr weiter bauen? In ihrem Hauptpunkte jedenfalls, nämlich in dem, daß eine mit lückenloser Kausalität verlaufende Evolution, jeweils wieder abgelöst durch Dissolution, den hervorstechendsten Zug des ganzen Weltgeschehens bildet und auf allen Gebieten desselben in Erscheinung tritt, sowie daß alle Evolution (oder Dissolution), gleichviel wo wir ihr begegnen, auf eine und dieselbe Ursache zurückzuführen sein muß. Vielleicht dürfte es gewagt werden, noch Weiteres als gesichert anzusprechen. Aber ich will nicht zuversichtlicher sein als Spencer selbst. Von dem Zeitpunkt sprechend, da sein System zur Reife gelangt war, sagt er, es wolle ihm scheinen, daß nun ein Gleichgewicht zwischen der Ordnung seiner Ideen und der Erscheinungswelt erreicht sei; daß die erstere von der letzteren her keine Störung mehr zu erwarten habe. Aber das auszusprechen, sei mehr als er wagen dürfe, denn schon mehr als einmal habe er angenommen, daß eine solche Uebereinstimmung erreicht sei, wo sich's dann erwiesen habe, daß es nicht der Fall gewesen.

Neue naturwissenschaftliche Anschauungen.

Kirchhoff, der Altmeister der modernen Physik, hat die Aufgabe der Naturwissenschaft dahin präzisiert, die Vorgänge in der Natur auf das sorgfältigste zu beobachten und in einfachster Weise zu beschreiben. Wenn auch gegenwärtig eine gewisse spekulative Richtung sich breit macht, so ist doch zu beachten, daß ernste Naturforscher auf dieses Gebiet sich nur sehr schwer und mit Mißbehagen begeben. Unbewußt hat ja auch die Naturforschung nach dem Postulat Kirchhoffs seit Jahrtausenden gehandelt, wie sofort an der Hand der Astronomie bewiesen werden kann.

Die alten Chaldäer, Babylonier, Aegypter und Griechen beobachteten die Vorgänge am Himmel so sorgfältig als es ihre damaligen Hilfsmittel erlaubten und Ptolemäus (zirka 140 nach Christus) beschrieb in seinem Almagest diese Vorgänge — allerdings nicht in einfachster Weise. Er mußte zu exzentrischen Kreisen und zu einem ganz verwickelten Epizykel-System seine Zuflucht nehmen, um die Planetenbahnen erklären zu können. Der Lösung des Problems kam näher der Frauenburger Domherr Kopernikus (1473—1543), indem er die Vorgänge am Himmel in weit einfacherer Weise beschrieb, und der schwäbische Astronom Kepler (1571—1630) gab in den drei nach ihm benannten Sätzen eine noch kürzere Beschreibung. Den Vogel abzuschießen gelang aber erst dem Engländer Newton (1642—1727), der in seinem bekannten Gravitationsgesetz alle Vorgänge am Himmel in einem einzigen Satz zum Ausdruck brachte. Es muß daher jedes Streben, das dahin zielt, die Naturerscheinungen von einem gemeinschaftlichen und einfachen Gesichtspunkt aus zu betrachten, mit Freuden begrüßt werden, weil durch eine solche Betrachtungsweise die Naturerscheinungen weit übersichtlicher erfaßt und begriffen werden können.

Eine solche Aufgabe hat sich nun Herr Dr. A. L. Holz gestellt.[1] Derselbe ersann zunächst eine Reihe von einfachen Versuchen, indem er eine Kreisscheibe in einem Wassertrog — das Wasser war durch Bernsteinpulver getrübt worden — sowohl horizontal als vertikal und auch drehend bewegte und die durch diese Bewegungen auftretenden Wirbelbewegungen studierte.

Hierauf stellte er die gleichen Versuche mit zylinder- und kugelförmigen Körpern an und um die Radialströmung studieren zu können, wurden innerhalb eines kugelförmigen Hohlkörpers Eisenblechstreifen mit aufgebogenen Zähnen befestigt und so in Rotation versetzt. Der Verfasser geht dann von der Annahme aus, daß auch der Weltäther in wirbelförmiger Rotation begriffen sei und erklärt hieraus den freien Fall, sowie die Anziehung der Weltkörper. Mittelst eines zylinderförmigen, mit schaufelartigen Ansätzen versehenen Rotationsapparates gelang es dem Verfasser, den mechanischen Vorgang bei der Anziehung, welche durch die Schwerkraft bewirkt wird, experimentell nachzuahmen. Daß die magnetischen Kraftlinien sich mit den Wirbelströmungen leicht vergleichen lassen, ist ohne weiteres erklärlich.

Holz erkennt aber auch den Erdmagnetismus als eine Folge von Wirbelströmungen, welche die Erde umkreisen, und stellt die Behauptung auf, die Abweichung einer Deklinationsnadel vom astronomischen Meridian rühre von der ungleichen veränderlichen Massenverteilung, der verschiedenen Dichte der einzelnen Partien und der Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit der Erde her. Die täglichen Störungen der Magnetnadel sind auf Rechnung der Ebbe und Flut zu setzen, womit die Störungen zeitlich zusammenfallen; die säkularen Störungen der Magnetnadel glaubt der Verfasser mit kosmischen, uns bisher noch unbekannten Ursachen erklären zu müssen. Von dem Verfasser wird auf Grund seiner Untersuchungen die Ansicht vertreten, daß eine Anziehung zwischen zwei Körpern nur dann möglich ist, wenn wenigstens der eine von ihnen sich in Bewegung befindet. Er hat sich zu diesem Zweck einen sehr einfachen Versuch ausgedacht, denselben jedoch noch nicht ausgeführt. Es muß daher erst abgewartet werden, ob die Behauptung, die ja viel Bestechendes für sich hat, durch den Versuch bestätigt wird.

Durch die von dem Verfasser angenommenen Weltwirbel erklärt derselbe die Bahnen der Fixsterne und kommt zu dem Resultat, daß der freie Fall der Körper nur als spezielle Erscheinung der Gravitation anzusehen ist. Die mittlere Dichte der Erde ist vom Verfasser als 5.6 angenommen worden, während die neuesten von Pater Braun mit seiner im luftleeren Raum aufgestellten Drehwage ausgeführten Versuche nur 5.52765 ergaben. In sehr einfacher Weise in die Anziehungskraft auf jedem der großen Planeten berechnet und man kann das Polarlicht als Ursache der sich anstauenden Aetherströmungen ansehen. Der Verfasser erklärt auch die chemischen Erscheinungen als ausschließliche Wirkungen der Radialströmungen, ebenso die Elektronen und die Radioaktivität.

Nachdem ein Wasserstoffmolekel einen Durchmesser von 0.14 Milliontel Millimeter, ein Kohlensäuremolekel einen solchen von 0.18 und ein Luftmolekel einen Durchmesser von 0.30 Milliontel Millimeter besitzt, ferner das Gewicht eines Elektrons ein Zweitausendstel von dem Gewicht eines Wasser-

[1] Neueste Resultate über Weltkraft und Radialströmung auf experimenteller Grundlage von Dr. A. L. Holz. 1904. Verlag von G. A. Grau u. Co., Hof a. d. Saale.

stoffatoms beträgt, wird es vielleicht dem Verfasser auch gelingen, auf Grund seiner experimentellen Untersuchungen einen Anhaltspunkt zu geben, wie sich die Dichte eines Aetherwirbels zur Dichte eines Wasserwirbels verhalten muß.

Das 287 Seiten starke Werk ist vollständig elementar geschrieben, so daß dasselbe von jedem Gebildeten gelesen werden kann. Die wenigen notwendigen mathematischen Begriffe sind in dem Buche jedesmal besonders in leichtfaßlicher Weise entwickelt. Es kann nicht geleugnet werden, daß durch die universelle Auffassung des Verfassers die Arbeit den Stempel der Einfachheit und Großartigkeit trägt.

Prof. Adami.

Bücher und Zeitschriften.

L'Hellénisme. Journal mensuel pour la défense des intérêts helléniques. Première année. Nr. 1—9. (Janvier-Septembre.) Paris, 3, Rue de Pondichéry.

Seit dem 1. Januar 1904 liegen neun Nummern der Zeitschrift „L'Hellénisme" vor, deren Herausgabe von der für die Wahrung griechischer Interessen verdienstlich eintretenden nationalen Gesellschaft „Hellenismos" geführt wird. Seit Nr. 2 trägt die Zeitschrift darum auch den Untertitel „Organe mensuel de la Société ‚L'Hellenismos'". Die mazedonischen Wirren sind es gewesen, die für das Erscheinen dieser regelmäßigen Publikationen die Veranlassung boten. Bei dem Eifer und der Geschicklichkeit, mit der die bulgarische Propaganda, oft ohne in ihren Mitteln und hinsichtlich der Wahrheit ihrer Ausstreuungen besonders wählerisch zu sein, die öffentliche Meinung Europas durch Mitteilungen der bulgarischen Agenturen in Sofia wie durch sonstige Veröffentlichungen zu bearbeiten suchte, mußte notgedrungenerweise auch die Griechen bestimmen, ihre in Mazedonien nicht genugsam bekannten und ungenügend gewürdigten wirtschaftlichen und politischen Interessen durch Untersuchungen in Gestalt von Aufsätzen und durch Nachrichtenmaterial über die Verbreitung des Hellenentums durch eine in französischer Sprache geschriebene, also dem Publikum aller Kulturländer zugängliche Zeitschrift zu vertreten. Zu den regelmäßigen Mitarbeitern gehört Professor Neocles Kafafis, der Präsident des „Hellenismos", Rektor der Universität Athen, der sich durch eine Reihe gediegener wissenschaftlicher Arbeiten auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt gemacht und hinsichtlich der mazedonischen Frage mehrfach das Wort ergriffen hat („*Ἡ Μακεδονία καὶ τὰ Ἑλληνικὰ δίκαια*", Athen 1903, „L'Hellénisme et la Macédoine, mit ethnographischer Karte nach Heinrich Kiepert, Paris 1903). Von wertvollen Aufsätzen, die die genannte Zeitschrift „L'Hellénisme" seither gebracht hat, nennen wir: „La Macédoine et le Schisme l'ecclésiastique", „La convention gréco-turque et l'Arbitrage des Grandes-Puissances", „La langue française et les écoles grecques", „Roumanie et Macédoine", „Les Grecs de Trébizonde", „Les Grecs en Bulgarie", „L'Épire depuis le traité de Berlin". Man sieht, daß die Zeitschrift nicht einseitig bei der mazedonischen Frage verharrt, sondern den politischen und kulturellen Verhältnissen der gesamten Levante, auch Kleinasiens, bei denen das Griechentum beteiligt ist, ihr Augenmerk widmet. Wer die Entwicklung der politischen, sozialen und ethnographischen Fragen im griechisch-türkischen Orient zu verfolgen bestrebt ist, wird aus der Zeitschrift durch ständigen Einblick guten Nutzen haben. Der ernste und ruhige Ton der Beiträge, der alle Gehässigkeiten vermeidet, stellt den Bestrebungen ein günstiges Zeugnis aus. Die nationale Tendenz ist bei Prüfung der in den Aufsätzen zutage tretenden Ansichten freilich in Berücksichtigung zu ziehen. Sie hat aber natürlich für die Griechen die gleiche Berechtigung wie bei uns, wo sie zum Nutzen des Deutschtums, zur Aufklärung nationaler, außerhalb der politischen Grenzen liegender Interessen in kolonialen Zeitschriften und Organen wie „Deutsche Erde" zum Ausdruck kommt. Eine betrübende Liste des „Hellénisme" bringt die Artikelserie „Les meurtrers commis contre les Hellènes en Macédoine". Sie registriert alle durch das bulgarische Komitee seit Juni 1898 beiseite geschafften Personen unter genauer Anführung ihres Standes, des Wohnsitzes und der begleitenden Umstände der Ermordung. Die Zahl erreichte schon im April 1903 nicht weniger als 412, ein Beweis von der Brutalität der bulgarischen Propaganda und ihrer zielbewußten Arbeit zur Vertilgung des Griechentums in jenen Gegenden, welche die Bulgaren für sich in Anspruch nehmen. Es sind meistens Priester, Schullehrer, Aerzte, dann Kaufleute, also die Vertreter der Intelligenz und des Handels, die zum Opfer fallen. — Ich nenne noch einige charakteristische Schriften, die von der Stimmung in Griechenland und der dortigen Beleuchtung der mazedonischen Frage Zeugnis ablegen: *Γνασίου Μακεδονοῦ Μακεδονικὴ κρίσις. Πολιτικὴ μελέτη.* (2 Teile. Athen); *Ἡ Μακεδονία καὶ αἱ μεταρρυθμίσεις, ὑπόμνημα* (Denkschrift) *τοῦ ἐν Ἀθήναις Μακεδονικοῦ συλλόγου κατὰ χάρτου* (ebenda); Jeanne Z. Stephanopoli: „Bulgares contre Hellènes" und „Grecs et Bulgares en Macédoine" (ebenda); Cleanthes Nicolaides: „Die neueste Phase der mazedonischen Frage" (Berlin, S. Calvary); „Mazedonien und die Reformen", eine Denkschrift des Mazedonischen Vereins in Athen (Athen, deutsch). Die griechische Kulturarbeit auf dem Gebiete der Schultätigkeit erörtert „Tableau général des écoles helléniques dans la Turquie d'Europe" (Constantinople).

Dr. Hugo Grothe.

Cenere. Romanzo di *Grazia Deledda.* Roma. (Nuova Antologia.)

Der Name „Sardinien" erweckte bisher bei uns einzig die Vorstellung von Banditentum, Blutrache und Fieber. Das erstere soll jetzt ausgerottet sein, nachdem vor wenigen Jahren der letzte Bandit im Hochlande von Ulti der Uebermacht der Karabinieri erlag; aber Blutrache und Fieber haben nicht aufgehört, ihre Opfer zu fordern. Der Minenbezirk von Iglesias und die Sumpfgegenden von Oristano und Macomer sind heute noch ein Land der „febbricitanti", und die oft zitierte Mahnung, die Cicero an seinen in Sardinien weilenden Bruder schrieb: „Cura mi frater, ut valeas et quamvis sit hiems *Sardiniam istam* esse cogites!" ist leider auch in unseren Tagen noch nicht veraltet. So ist es kein Wunder, daß die Insel nur wenig bereist wird; von Fremden verirrt sich höchstens bisweilen ein Archäologe dorthin, um die seltsamen Denkmäler von Sardiniens rätselhafter Vergangenheit zu studieren, die Nuraghes und die altsardischen Idole, oder ein Philologe, den die interessanten Mundarten der Insel anziehen. Weitere Kreise sind erst in den letzten Jahren auf die alte Ichnusa aufmerksam gemacht worden und zwar durch die Werke einer jugendlichen Romanschriftstellerin, Grazia Deleddas, einer geborenen Sardin. 1874 in Nuoro geboren, schrieb das geistig frühentwickelte Mädchen mit 15 Jahren bereits eine Novelle „Sangue Sardo"; verschiedene Novellen und Skizzen und eine Reihe größerer Romane, die alle in ihrem Heimatlande spielen, erschienen darauf in rascher Folge. „Cenere" ist der Titel ihres neuesten Romans, der wie die meisten übrigen zuerst in der Nuova Antologia gedruckt wurde, bevor er in Buchausgabe auf den Markt kam. Adolf Gottschall, der Grazia Deledda zuerst in Deutschland eine größere literarische Würdigung zuteil werden ließ (Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. Deutschen Neuphilologentag. Köln a. Rh. 1904. Paul Neubner), betrachtet Cenere als den reifsten Roman der Deledda. In der Tat zeigt er psychologisch einen Fortschritt gegenüber den früheren Romanen. Der Inhalt des Buches, den man ausführlich bei Gottschall a. a. O. finden kann, ist echt sardisch. Anania, ein Kind der Liebe, wird von seiner Mutter Oli verlassen und wächst im Hause seines Vaters auf. Er glaubt es seiner Familienehre schuldig zu sein, den unbekannten Aufenthaltsort seiner Mutter auszufinden und sie zu sich zu nehmen. Nach langem Nachforschen findet er sie in tiefem Elend; sie will nicht mit ihm gehen und sein Liebesglück, das ihm Margherita, die Tochter seines reichen Gönners, verspricht, nicht stören. Anania aber macht ihr Vorwürfe, bricht ihretwegen seine Beziehungen zu Margherita ab und verzichtet damit auf all sein Glück, während sich inzwischen seine Mutter das Leben

genommen hat, um seines nicht zu trüben. So hat er Mutter und Braut verloren und das ganze Leben erscheint ihm wie die „Asche", welche die „rezetta" enthält, ein Säckchen, das ihm seine Mutter in seiner Kindheit beim Abschied als Amulet um den Hals gehängt. — Diese auf das Mindestmaß beschränkte Inhaltsangabe wird dem Roman und seiner Schönheit nicht gerecht. Sie stellt nur das Gerippe desselben dar und dieses ist, wie wir uns trotz Gottschalls Begeisterung nicht verhehlen können, nicht gerade das Beste an diesem Roman. Insbesondere fällt der Schluß nach dem geschickten, spannenden Aufbau zu sehr ab. Für diesen technischen Fehler entschädigt uns die Schilderung der Charaktere, nicht nur der Hauptpersonen, sondern vor allem der zahlreichen Statisten der Handlung. Der ganze sardische Volkscharakter wird hier lebendig geschildert. Wir sehen die alte verwitterte Witwe des Banditen hoch oben in den Bergen von Fonni, die den langen schwarzen **caffano** ihres von den Karabinieri erschossenen Mannes wie eine Reliquie verehrt; Oli, die sich als junges Mädchen im Zauber einer Johannisnacht in den von Thymianduft geschwängerten Dickichten um die sagenumsponnenen Nuraghen verführen läßt, um ihr ganzes Leben voll Elend immer wieder der Liebe zu verfallen; ihren abergläubischen Verführer, einen schwachen Charakter, der nur an das Heben verborgener Schätze denkt; die gute Zia Catana und viele andere Typen. Ueber allem liegt ein melancholischer Zauber, der das ganze sardische Leben durchzieht, eine Mischung von urwüchsigem Glück und unverschuldetem Elend, „amaro e dolce come l'anima sarda". — Groß ist Grazia Deledda in der Schilderung der Leidenschaft durch alle ihre Phasen; sie erinnert in der Darstellung aller Nüancen der elementaren Triebe und besonders der Liebesleidenschaft geradezu an die besten derartigen Teile der Werke George Sands. Charaktere, Sitten- und Landschaftsschilderung sind das Bedeutende an Deleddas Werken, das mit einem fließenden Stil und einem spannenden Verlauf ihren Romanen auch außerhalb ihrer engeren Heimat und außerhalb Italiens einen stets zunehmenden Leserkreis sichert. Es ist mit einem Worte wahre und beste Heimatkunst.

Max Leopold Wagner.

✠

Allgemeine Rundschau.

Das Pferd als Wassersymbol.

∽ Das edelste und schnellste unter den Tieren, mit denen der Mensch in Haus- und Arbeitsgenossenschaft lebt, hat bekanntlich auch dessen mythenschaffende Phantasie von jeher lebhaft beschäftigt. Als Sinnbild verschiedener Naturmächte, vor allem des Windes und Blitzes, sowie als Träger verborgener Kräfte hat sich die Phantasie der Völker, soweit wir sie nur verfolgen können, das Pferd vorgestellt. Fast nicht minder allgemein und jedenfalls noch merkwürdiger als diese sinnbildliche Beziehung zum Sturm und Blitz ist seine Bedeutung als Wassersymbol, die gleichfalls weiteste Verbreitung besessen hat und unter den der Kultur ferner stehenden Völkern noch besitzt. Der Glaube, daß das Roß aus dem Wasser entsprungen sei, findet sich — so entnehmen wir der außerordentlich inhaltreichen Schrift von Dr. Julius v. Negelein, „Das Pferd im arischen Altertum" (Königsberg i. Pr., Gräfe u. Unzer 1903) am klarsten auf indischem und griechischem Boden. „Das Meer ist des Rosses Mutterleib, das Meer sein Verwandter," sagt ein griechischer Text. In der griechischen Mythe vom Roß als dem Geschenk Poseidons tritt derselbe Sachverhalt klar zutage. Dementsprechend wird auch bei den germanischen Völkern zahlreichen Gestalten des Volksglaubens, teilweise oder ganz mit Roßgestalt begabt, der Ursprung aus dem Wasser oder der Aufenthalt dortselbst zugeschrieben. So hat der Nix teilweise oder völlig Pferdegestalt. In Island erscheint auch nach heutigem Volksglauben der Nykur in Roßgestalt und hat daher den Namen vatnahestr, d. h. Wasserpferd. Ebenso kennt der bayerische Volksglaube Wasserdämonen in Pferdegestalt. In Schottland spuken die roßgestaltigen Kelpies in stürmischen Nächten an den Furten und Fährten. Ein britischer Dämon Grant, der vielleicht an den Grendel der Beowulfsage mahnen darf, zeigt sich als Füllen. Nach dem Volksglauben der Bewohner Orkneys erscheint der sich verwandelnde Seegeist Tangie bald in Gestalt eines Pferdes, bald eines Mannes. Ein völlig in sich abgeschlossener, weit verbreiteter und alter Sagenkreis hat die Tücke des Wassers seinem Sinnbild zugeschrieben. Der Nikur (männliche Nix) soll nach nordischen Sagen als schönes, apfelgraues Roß am Meeresstrande erscheinen und daran zu erkennen sein, daß es verkehrt steht. Besteigt es einer, so stürzt es sich mit seinem Raube in die Flut. Deutsche Sagen berichten, daß ein Pflüger einen aus dem Meere entstiegenen großen, schwarzen Gaul vorgespannt habe. Derselbe habe frisch und gewaltig gezogen und Pflug und Pflüger in den Abgrund mitgenommen. Wenn Sturm und Gewitter aufsteigen, pflegt ein großes Pferd mit ungeheuren Hufen zu erscheinen. Besonders bedeutsam ist der zuweilen hinzukommende Zug, das Wasserroß (der Nix) habe einen hölzernen Unterkiefer oder ein Maul von Holz. In diesem Sagenzug muß man wohl mit dem genannten Verfasser einen Hinweis auf die Gefahren des Wassers sowohl als auf seine Stärke sehen. Von Poseidons engen Beziehungen zum Rosse haben wir schon gesprochen. Aber er wird auch selbst mitunter in Roßgestalt gedacht, wie in der Sage von der Verfolgung der Demeter, wobei er sich in einen Hengst verwandelt; ebenso findet sich diese Vorstellung in der Sage von Saturn, der an Stelle dieses Gottes durch den Betrug der Rhea ein Pferd verschlang. Die Form und Bewegung der Wogen, sowie die dem Wasser und Roß gemeinsame Eigenschaft, ein tragendes Element zu sein, waren wohl die eigentliche Wurzel dieser innigen mythologischen Verwandtschaft, deren ursprüngliche Gestalt dann durch mancherlei spätere Züge bereichert wurde.

✠

Zur Vorbildung der Ingenieure.

✱ In einer vom Verein Deutscher Ingenieure veranlaßten Versammlung, die zu Berlin am 15. d. M. stattfand, sind folgende Leitsätze beschlossen worden: 1. Es empfiehlt sich für absehbare Zeit nicht, dem Bedürfnis nach neuen technischen Hochschulen durch Angliederung technischer Fakultäten an Universitäten zu entsprechen, vielmehr ist es durch Errichtung selbständiger Anstalten zu befriedigen; denn die technischen Hochschulen würden in ihrer selbständigen Entwicklung durch Angliederung an Universitäten beeinträchtigt werden. Diese Scheidung soll jedoch die in erfreulicher Zunahme begriffene geistige Fühlung zwischen beiden Anstalten nicht hemmen. Die Angliederung an Universitäten würde auch keineswegs Ersparnisse von Bedeutung mit sich bringen. 2. Der Verein Deutscher Ingenieure steht nach wie vor auf dem Standpunkt seines Ausspruches vom Jahre 1886, welcher lautet: „Wir erklären, daß die deutschen Ingenieure für ihre allgemeine Bildung dieselben Bedürfnisse haben und derselben Beurteilung unterliegen wollen, wie die Vertreter der übrigen Berufszweige mit höherer wissenschaftlicher Ausbildung." In dieser Auffassung begrüßen wir es mit Freude, wenn sich mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn bricht, daß den mathematischen und naturwissenschaftlichen Bildungsmitteln eine erheblich größere Bedeutung beizulegen ist als bisher; werden doch die Kenntnisse auf diesen Gebieten immer mehr zum unentbehrlichen Bestandteil allgemeiner Bildung. — Die vorwiegend sprachliche Ausbildung, die jetzt der Mehrzahl unserer Abiturienten zuteil wird, genügt nicht den Ansprüchen, welche an die leitenden Kreise unseres Volkes gestellt werden müssen, insbesondere im Hinblick auf die steigende Bedeutung der wirtschaftlichen Fragen. — Zur weiteren Bearbeitung einer Reihe von Fragen, die außerdem noch Gegenstand der Beratung in dieser Versammlung waren, insbesondere der Gestaltung des mathematischen Unterrichts, wurde die Einsetzung eines Ausschusses beschlossen.



Kleinere Mitteilungen.

* Archäologisches. Ueber die weiteren Ergebnisse der Ausgrabungen in Argos unter der Leitung des Holländers Dr. Vollgraff wird nach der Vossischen Zeitung gemeldet: Im Laufe der zwei letzten Wochen sind die Ausgrabungen an dem südwestlichen Abhang der Aspis vollendet worden. Damit ist die Lage der Tempel von Apollo und Athene genau bestimmt, überdies hat man am Schlusse in der Nähe des Apollotempels auch ein schönes rechtwinkliges Gebäude aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. gefunden, welches wohl mit dem Orakelgebäude, von welchem eine Inschrift Meldung macht, identisch sein wird. Die Fortsetzung der Untersuchungen in der Umgebung der Kirche „Hagios Constantinos" hat gezeigt, daß das hier entdeckte Mosaik in der Richtung von Süden nach Norden 50 Meter lang, dagegen nur 7 Meter breit ist. Von Osten nach Westen wird es durch Mauern begrenzt, im Norden durch ein Stylobat, worauf eine Säulenbasis noch in situ steht. Auf einem der Steine des Stylobats steht eine Inschrift zu Ehren eines römischen Kaisers aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts. An das Mosaik grenzt östlich ein anderer mit Kalksteinen gepflasterter Binnenplatz, der bei derselben Länge wie das Mosaik eine Breite von 24 Meter hat und durch starke Mauern begrenzt wird. Die Ausgrabungen werden in Bälde eingestellt werden.

γ. Altiberische Kulturreste haben die französischen Archäologen Arthur Engel und Pierre Paris in Osuna, dem alten Ursao, aufgedeckt. Sie legten verschiedene Gebäundereste frei, die eine Reihe von wichtigen Skulpturen und Wandmalereien enthielten. Der Stil dieser Funde zeigte oft einen rein römischen Charakter, vielfach aber fanden sich auch Anklänge an griechische und orientalische Kunsttypen, soweit sich dies in den nur roh geformten und gebildeten Erzeugnissen erkennen ließ. Die Darstellungen bestehen zumeist aus Kriegern, Frauen, Opfertieren u. s. w. Recht belustigend ist ein Akrobat, der, auf den Händen gehend, den Kriegern vorausschreitet. Es sind dies die ersten systematischen Ausgrabungen, die die französische Regierung unternehmen ließ; es sollen sich bald andere anschließen.

* dc. Ein Shakespeare-Fund. Aus London wird uns geschrieben: Allen Shakespeare-Forschern wird es eine willkommene Botschaft sein, zu hören, daß zu den fünf bisher in Museen und anderen Sammlungen festgestellten echten Unterschriften des größten englischen Dichters aller Wahrscheinlichkeit nach nun noch eine sechste kommt. Das neu entdeckte Exemplar befindet sich im Besitze einer alten in der Provinz lebenden Dame und wird in absehbarer Zeit in London bei Sotheby zur Versteigerung gelangen. Bis jetzt ist das kostbare Stück noch nicht einmal ausgestellt, und Forscher wie Neugierige müssen sich in Geduld fassen. Die fünf von allen Autoritäten auf diesem Gebiete als echt anerkannten Handschriften sind: 1. Die Unterschrift „William Shakespere" unter einem Dokument, das einen gewissen Grundbesitz in London betrifft und vom 10. März 1612—1613 datiert ist. Dieses Stück befindet sich in der Guildhall-Bibliothek. 2. Ein Hypothekendokument in Verbindung mit demselben Grundstück, vom 11. März 1612—1613 datiert, das sich im Britischen Museum befindet. 3. Das Testament des Dichters, datiert vom 25. März 1615—1616. Dieses Dokument ist in den Archiven des Somerset-House zu finden und besteht aus drei Blättern, die alle drei die Unterschrift des Testators tragen, bezw. trugen, denn auf den ersten beiden Seiten ist die Schrift bis zur Unkenntlichkeit verblichen. Die Unterschrift auf dem ersten Blatte ist schon lange nicht mehr leserlich, aber im Jahre 1776 ist ein Faksimile angefertigt worden, aus dem zu ersehen ist, daß der Name „William Shakespere" geschrieben war. Auf dem zweiten Blatte ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob die Unterschrift „Shakespere" oder „Shakespeare" lautete, jedoch auf dem dritten Blatte steht völlig deutlich „Shakespeare". Infolge dieser Verschiedenheit in der Schreibweise sind die Unterschriften oftmals angezweifelt und ihre Echtheit in Frage gestellt worden, aber bekanntlich waren unsere Vorfahren im Punkte Namensschreibung sehr nachlässig, und so wird denn auch diese Verschiedenheit erklärt.

* Der internationale Ophthalmologenkongreß in Luzern wurde am Donnerstag in Gegenwart von 600 Teilnehmern mit einer Begrüßungsrede des Bundesrates Dr. Deuchler eröffnet, der auf den Fortschritt hinwies, welchen die Augenheilkunde seit dem ersten Kongreß in Brüssel vor 47 Jahren gemacht habe. Der Vorsitzende Professor Dufour (Lausanne) sprach über die Fortschritte der Augenheilkunde. Es folgte eine lebhafte Debatte über die Berichte Sulzers (Paris), Axenfelds (Freiburg im Breisgau) und Würdemanns (Milwaukee) über das Thema: „Feststellung des Wertes eines beschädigten oder verlorenen Auges bei der Unfallentschädigung." Auf Antrag Fuchs' (Wien) beschloß der Kongreß, zur Aufstellung einer bestimmten Norm nicht berechtigt zu sein wegen der Verschiedenheit der Gesetzgebung der einzelnen Staaten. Zum Thema: „Bestimmung der Sehkraft" wurde der Beschluß gefaßt, Nationalkomitees mit Materialsammlung für den nächsten Kongreß zu wählen. Hierauf trat der Kongreß in seine Beratungen ein.

*

Hochschulnachrichten.

* Erlangen. Der ordentliche Professor der Augenheilkunde Dr. Nepomuk Oeller feiert mit Beginn dieses Semesters sein 25jähriges Jubiläum als akademischer Lehrer.

S. W. K. Freiburg i. B. Der außerordentliche Professor für Mineralogie und Kristallographie Dr. Alfred Osann hat den an ihn ergangenen Ruf als Ordinarius an die Universität Gießen abgelehnt.

W. Gießen. Geheimrat Gaffky, der als Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten nach Berlin geht, ist von den Stadtverordneten in geheimer Sitzung zum Ehrenbürger von Gießen erwählt worden.

th. Innsbruck. Zum Rektor der Universität an Stelle des unlängst am Gabelhorn verunglückten Professors Dr. Demelius wurde der Professor der Zoologie Dr. Karl Heider gewählt.

* Czernowitz. Der außerordentliche Professor der österreichischen Geschichte Dr. R. F. Kaindl ist zum Ordinarius des gleichen Faches ernannt worden.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Nozominohoshi (Sterne der Hoffnung) von Shun und Nakamura. Autorisierte Uebersetzung aus dem Japanischen von A. Wendt. Halle a. S. 1904. Gebauer-Schwetschke. 210 S. — Hermann Knauer: Deutschland am Mississippi. Neue Eindrücke und Erlebnisse. Berlin 1904. L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius). 184 S. Grethleins praktische Hausbibliothek. (Der Rechtsanwalt im Hause. [I. Teil: Zivilrecht von Dr. Ludwig Fuld. II. Teil: Familienrecht von Paul Fischer.] — Unsere in- und ausländischen Zimmervögel von Arthur Wulf. Mit 6 Farbendrucktafeln und 50 Textillustrationen.) Leipzig. Konrad Grethleins Verlag. — Dr. jur. utr. et phil. Stephan Kekule v. Stradonitz: Die rechtliche Tragweite des Lippischen Schiedsspruches vom 22. Juni 1897. (Sonderabdruck aus den Annalen des Deutschen Reichs, Jahrg. 1904.) München 1904. J. Schweitzer Verlag (Arthur Sellier). 19 S. — Karl Sell, Professor der Theologie zu Bonn: Die Religion unserer Klassiker Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Tübingen u. Leipzig 1904. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 274 S. — Denis Diderot, Briefe an Sophie Voland. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Vally Wygodzinsky. Leipzig 1904 Insel-Verlag. 302 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 17. September. Nummer 213.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Legenden und Mysterien.

In den „Christuslegenden“, die Selma Lagerlöf gesammelt und bearbeitet hat,[1]) findet sich unter dem Titel: „Die Lichtflamme“ auch die Sage von dem Florentiner Edelmann Pazzo de' Ranieri, der während der Kreuzzüge Feuer vom heiligen Grabe von Jerusalem nach seiner Vaterstadt brachte, woselbst die noch jetzt alljährlich am Samstag vor Ostern vorgenommene volkstümliche Zeremonie des „Scoppio del carro“ an ihn und seine fromme Tat erinnert. Die schwedische Schriftstellerin hat dieser Sage eine ungemein feine und reiche psychologische Vertiefung dadurch gegeben, daß sie den Helden die offene Flamme einer geweihten Kerze durch wilde Wüsten, gefahrvolle Gebirge und weite Länderstrecken tragen läßt, während die Florentiner ihrem Pazzo nur die wesentlich leichtere Leistung der Heimbringung eines fortglimmenden Funkens in einem ausgehöhlten Steine vom heiligen Grabe zuschreiben. Der wilde Raniero in der Erzählung Selma Lagerlöfs wird durch die Ausführung seines von vornherein unmöglich erscheinenden Unternehmens, dem er sich in einer raschen Aufwallung seines Kraftgefühls und jugendlichen Uebermutes unterzog, zu einem sich selbst überwindenden Menschen umgewandelt. Die völlige Hingabe an die leichtsinnig übernommene Aufgabe veranlaßt den trotzigen Ritter, sich vor allen möglichen Menschen und Gewalten zu beugen, die er früher in wildem Anlauf zu Boden gerannt haben würde; er lernt den Wert der Milde, Demut und Menschenliebe kennen, die er in seinen stürmischen Tagen als Schwächlichkeiten verachtet hatte, und eine geläuterte christliche Gesinnung erblüht aus der sorgsamen Hütung des dürftigen Flämmleins dem heimkehrenden Kreuzfahrer.

Als der kühne Ritter und Troubadour Robert Taillefer ihm auf seiner Fahrt begegnet, entspinnt sich ein bedeutungsvolles Zwiegespräch zwischen den beiden Flammenträgern: „Raniero kam in seinem fadenscheinigen Mantel mit dem Lichte in der Hand herangeritten und die Krieger begannen wie gewöhnlich zu rufen: Ein Toller, ein Toller! Aber Robert hieß sie schweigen und sprach den Reiter an. — Bist du lange so gezogen? fragte er ihn. — Ich bin so von Jerusalem hergeritten, antwortete Raniero. — Ist dein Licht unterwegs nicht oftmals erloschen? — An meiner Kerze brennt noch dieselbe Flamme, wie da ich von Jerusalem auszog, sagte Raniero. — Da sprach Robert Taillefer zu ihm: Ich bin auch einer von denen, die eine Flamme tragen, und ich wollte, daß sie ewig brennen könnte. Aber vielleicht kannst du, der du dein Licht brennend von Jerusalem hergebracht hast, mir sagen, was ich tun soll, auf daß sie nicht erlösche. — Da erwiderte Raniero: Herr, das ist ein schweres Beginnen, obgleich es von geringem Gewichte scheint. Ich will euch wahrlich nicht zu solch einem Vorhaben raten. Denn diese kleine Flamme verlangt von euch, daß ihr ganz aufhört, an etwas anderes zu denken. Sie gestattet euch nicht, eine Liebste zu haben, falls ihr zu derlei geneigt sein solltet; auch dürft ihr es um dieser Flamme willen nicht wagen, euch bei einem Trinkgelage niederzulassen. Ihr dürft nichts anderes im Sinne haben, als eben diese Flamme, und keine andere Freude darf euch eigen sein. Aber warum ich euch vor allem abrate, dieselbe Fahrt zu tun, die ich nun versucht habe, das ist, weil ihr euch keinen Augenblick sicher fühlen könnt. Aus wie vielen Gefahren ihr auch die Flamme gerettet haben mögt, ihr dürft euch doch keinen Augenblick geborgen wähnen, sondern ihr müßt darauf gefaßt sein, daß sie euch im nächsten Augenblick entrissen werde. — Aber Robert Taillefer warf den Kopf stolz zurück und sagte: Was du für deine Lichtflamme getan hast, das werde ich auch für die meine zu tun wissen.“

Mit ganz reizenden, den naiven Hilfsmitteln der mittelalterlichen Legenden ähnlichen Zügen weiß Selma Lagerlöf den Grundgedanken ihrer Erzählung zu umspinnen, ohne doch eigentlich je ganz auf das Gebiet des Uebernatürlichen abzuirren. Wie die Natur und die Menschen in unbewußter Hilfsbereitschaft dem Ritter beistehen, damit er sein Flämmlein unversehrt durch Sturm und Wetter und aus mancherlei Gefahren heimbringe, erzählt sie in schmuckloser, fast kindlicher Art. Als ihn, zu Beginn seiner Fahrt, doch noch einmal das alte Ungestüm erfaßt und er, seines Gelübdes und des Flämmleins vergessend, sich auf die ihn ob seiner Tollheit höhnende Menge stürzt, hat unterdessen ein Büschel Gras, in das die weggeschleuderte Kerze gefallen war, die Hütung des heiligen Feuers übernommen. Während er im Walde schläft, droht ein plötzlicher Gewitterregen das Licht zu verlöschen, das er in einen Steinhaufen neben sich aufgepflanzt hat; da schützen es die Vögel, die mit ihren Schwingen die Flamme vor der Nässe decken, vor dem Ersterben. Und als ihm einstmals ein Vorübergehender aus Unvorsichtigkeit das Licht mit seinem Mantel ausgelöscht, findet er das heilige Feuer auf dem Herd der Witwe wieder, den er kurz vorher damit belebt und erwärmt hat. So trägt er es fort durch weite und wüste Länderstrecken, immer eine Kerze an der anderen entzündend, bis er endlich, ein abgemagerter und verwilderter Pilgersmann, die blauen Hügel am Ufer des Arno erblickt. In den Straßen der Vaterstadt droht ihm und seinem Flämmlein noch die größte Gefahr. Einige böse Buben haben den seltsamen Lichtträger erblickt und eilen, ihn höhnend, mit dem Rufe: Pazzo, pazzo! nach, indem sie mit ihren Mützen ihm das Licht aus der Hand zu schlagen versuchen. Mit Mühe nur entflieht er ihnen, aber eine

[1]) Sie sind vor kurzem in der deutschen Uebersetzung von Francis Maro im Verlage von Albert Langen in München erschienen.

immer wachsende Zahl von spottlustigen Müßiggängern ist ihm auf den Fersen, und alt und jung ergötzen sich schließlich an der tollen Jagd hinter dem mit seinem Schatze zum Dome eilenden Ritter. Schon ist er zu Boden gestürzt, da nimmt eine Frau ihm die noch brennende Kerze aus der Hand und rettet sie in ihr Haus. Es ist Francesca degli Uberti, die einst sein Weib gewesen, bis sie, durch sein wildes Wesen erschreckt, ihn verlassen hatte. Mit ihr aufs neue vereint, bringt Raniero nun das heilige Feuer in den Dom, wo sich vor der zum Karsamstag versammelten Menge das noch heute in Florenz gefeierte Wunder der lichttragenden Taube vollzieht.

Der Bericht von diesem Wunder bildet nur einen ganz äußerlichen und deshalb die Gesamtwirkung störenden Abschluß der neuen Fassung, die Selma Lagerlöf der alten Legende gegeben hat. Man merkt es hier der Erzählerin an, daß sie in einigermaßen gezwungener Weise durch die Anfügung dieses Berichtes die Verknüpfung ihrer Erzählung mit der Sage, die dem Taubenfluge beim Scoppio del carro zugrunde liegt, erstrebt hat. Die ganze Richtung dieser Erzählung geht nicht auf die Schilderung eines äußerlichen und sichtbar werdenden Wunders hin; sie will in dieser, wie in noch einigen anderen Legenden, die sie uns jetzt gesammelt vorlegt, das Wunder der inneren Umwandlung der Menschen unter dem Einflusse des christlichen Gedankens darlegen, und die Ausführung dieser Absicht ist ihr in der Erzählung von dem lichttragenden Pazzo de' Ranieri so vortrefflich gelungen, daß wir den erkünstelten mirakelhaften Schluß als störend empfinden. Ohne ihn würde die „Lichtflamme“ ein Musterstück für die Möglichkeit der Herausentwicklung eines allgemein menschlichen und dichterisch ergreifenden Inhalts aus dem wunderverbrämten Legendenschatze des Mittelalters bilden; das psychologische Herausarbeiten der Gestalt des Pazzo, die in der alten Legende durchaus hinter der Tatsache der Ueberführung des heiligen Feuers von Jerusalem nach Florenz zurücktritt und gänzlich indifferent bleibt, entspricht unserem modernen Empfinden, ohne daß es von dem Grundinhalte der Sage auch nur ein Jota hinwegnimmt. Das Wunder vollzieht sich für uns i n dem Hüter des heiligen Feuers, während es für die mittelalterliche Anschauung lediglich d u r ch ihn geschieht, der als ein fast willenloses Werkzeug für die mirakulöse Ueberführung des verehrten Gutes erscheint.

Dieser grundlegende Unterschied kommt auch in den anderen von Selma Lagerlöf bearbeiteten Christuslegenden zum Ausdruck, wenn auch nicht immer in so deutlicher Ausprägung wie in der Erzählung von der „Lichtflamme“. Daß trotz des Schwergewichtes, das unsere Zeit und unsere Dichter auf die Betonung des psychologischen Inhalts solcher legendarischen Erzählungen legen, gleichwohl die Innigkeit des religiösen Empfindens keine Einbuße erleidet, ist wohl der beste Beweis dafür, daß diese Innigkeit überhaupt nicht von den Anschauungsformen abhängt, unter denen wir einen religiösen Stoff in seiner poetischen Umkleidung auf uns einwirken lassen. Wir haben das Bedürfnis nach einer mehr vermenschlichten Auffassung auch des Wunderbaren; es umgibt uns nicht mehr, wie die Menschen des Mittelalters, in Form einer außer uns schwebenden lichtdurchstrahlten Nebelhülle, sondern es greift in unser Inneres hinein und vollzieht hier seine eigentliche Wirkung. Die frühchristliche und mittelalterliche Legende, die aus einem unzerstörbaren poetischen Gestaltungstriebe heraus die Lebensumstände Jesu und seiner Jünger mit einem Strahlenkranze von innigen und reizvollen kleinen Zügen umflocht, hat das rein Menschliche gern durch Ausstattung mit Wunderkräften überhöht, während unsere Zeit, die allerdings keine Legenden mehr schaffen, sondern sie nur nachdichten kann, das Wunder zu sich herab zieht und es durch Umdeutung ins Psychologische vermenschlicht. Das Wunder wird dabei in das, was für unsere Anschauung das Wunderbarste ist, umgesetzt: in die Entfaltung der geheimsten Regungen der menschlichen Seele unter dem Zauber einer übermächtigen Persönlichkeit, in die Umwandlung unseres inneren Menschen zu einem geläuterten Dasein. Die Legende ist uns die poetische Ausdrucksform für viele besonders feine Vorgänge unseres religiösen Empfindens geworden.

Außer in der Erzählung „Die Lichtflamme“ hat Selma Lagerlöf besonders in der Legende vom „Schweißtuch der heiligen Veronika“, in der sie das schöne Verhältnis des Kaisers Tiberius zu seiner alten Amme und die aufopferungsvolle Liebe dieser Frau zu dem aussätzigen Kaiser schildert, und in dem Mysterium „Unser Herr und der heilige Petrus“ eine solche edle Vermenschlichung des Wunderbaren zum Ausdruck gebracht. Auch „Das Kindlein von Bethlehem“ und „Die Flucht nach Egypten“ bieten treffliche Beispiele von der psychologischen Umdeutung und Vertiefung des ursprünglichen Sageninhaltes dar. Ueberhaupt ist das ganze Buch von einem feinen Sinne für die Beziehung des Sagenkreises, der sich um die Ereignisse der Heilsgeschichte gewoben hat, zu unserem Inneren erfüllt; die Verschmelzung des poetischen Zaubers, der aus diesem Sagenkreise ausströmt, mit dem individuellen religiösen Empfinden ist der schwedischen Dichterin durchaus gelungen. In den einfachsten Formen der für Kinder und ihren Gesichtskreis geeigneten Erzählung läßt sie wundersame Menschenkinder und selbst die Tiere des Feldes und die Palmen der Wüste zu uns reden und von den Vorgängen berichten, die das Wunderbarste in der Welt, die Erscheinung eines reinen Menschen, begleiteten.

*

Wenn die schwedische Dichterin ihre poetische Umgestaltung alter Sagenstoffe auf den Legendenkreis beschränkt, der um die Erscheinung Christi sich gebildet hat, umfaßt P a u l H e y s e in seiner Sammlung von „M y t h e n u n d M y s t e r i e n“, die er kürzlich herausgegeben hat,[2] ebenso die ersten Anfänge des Menschengeschlechts („Lilith“ und „Kain“) wie die antike Götterwelt („Perseus“) und ihren Untergang („Am Tor der Unterwelt“). Auch das Hineingreifen der heidnischen Naturlust in den christlichen Anschauungskreis führt er uns in einem grotesk-lustigen Intermezzo vor („Der Waldpriester“), und die naiven Vorstellungen von der Fortsetzung unseres jetzigen Lebens im Jenseit macht er zum Gegenstand humorvoller Dialoge („Gespräche im Himmel“). So erscheint der Kreis der kleinen Dichtungen, die er uns in dieser Sammlung darbietet, bedeutend weiter gezogen und abwechslungsreicher gestaltet; auch entbehren sie von vornherein dadurch einer gewissen äußeren Einheitlichkeit, daß sie verschiedenen Lebens- und Schaffensperioden des Dichters entstammen. Doch auch diese Mysterien und Mythen sind, trotz der Verschiedenartigkeit ihres Inhalts, wie die Legenden der Lagerlöf durch die gemeinsame Richtung auf das rein Menschliche hin innerlich aneinander gekettet und stellen so auch in ihrer Art einen Beleg für das Bedürfnis unserer Zeit und ihrer Dichter dar, das supranaturalistische Wunder in das Wundersame psychologischer Wandlungen und Vorgänge poetisch umzubilden. Am deutlichsten fällt das wohl bei der Betrachtung der Mysterien „Lilith“ und „Kain“ ins Auge, die Heyse mit Recht als die wertvollsten und gedankenreichsten Stücke an die Spitze seiner Sammlung gestellt hat.

Beide Mysterien könnten recht gut unter dem Titel „Lilith“ vereinigt werden, denn dieser gestürzte Engel, der weibliche Höllendämon, ist es, der nicht nur den Samen zum Sündenfall, sondern auch zum Brudermord in die Herzen der ersten Menschen streut. Er erweckt in Adam, der vorher im paradiesischen Traumzustande hindämmerte, die Begierde nach der Süße der Sünde und lehrt Eva die unvergänglichen Künste weiblicher List; der Geist der Empörung, der ihn zum Abfall von Gott führte, erfüllt auch die Brust des ersten menschengeborenen Wesens, des Kain, zu dem Lilith mit Recht sagen kann:

Was du sprichst,
Bezeugt mir, daß du meiner Art verwandt,
Daß, als dein Vater dich gezeugt, der Hauch
Von meinen Lippen noch in seinem Blut
Lebendig war.

[2] Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1904.

Die von vornherein zwiespältige Natur der Menschenseele wird in dem Mysterium durch die Gegenüberstellung des Schöpfers und des sich gegen ihn empörenden Engels in kräftiger Weise poetisch versinnlicht; Adam und seine Nachkommenschaft sind die Werkzeuge, deren sich der Dämon bedient, um seinem Haß gegen den Allmächtigen Ausdruck zu geben; die sündige Regung, des Ungehorsams gegen Gott, die heiße Begierde nach der Lust, in der „ein Stachel sitzt“, sind von der sich empörenden Gewalt in der Natur in des Menschen Seele gelegt, um auch ihn zur Empörung gegen den Schöpfer anzutreiben und so den inneren Frieden auf immer zu verlieren. Doch hat der Dichter ein über diesen Zwiespalt erhebendes Motiv durch die Einführung der Gestalt der „Mutter Erde“ in das Mysterium geschaffen. Es ist dadurch ein feiner und zugleich versöhnender Zug in das große dramatische Gemälde von dem Sündenfall gekommen, dabei aber auch die Vermenschlichung des gewaltigen Vorganges gewonnen worden; denn die „Mutter Erde“, in deren Schoß der noch traumbefangene Adam sich vertrauensvoll geschmiegt hat, ist es auch, die ihn über die innere psychologische Notwendigkeit der über ihn gekommenen Schuld aufklärt und seine Kraft zum Kampfe erweckt. Den aus dem Paradies Vertriebenen redet die ihm holde Erscheinung mit folgenden Worten an:

Vertraue nur! Es bürgt dir Mutter Erde,
Daß sich's erfüllt. Hör, was ich dir verkünde!
Der dich erschuf, gab seiner Vaterliebe
Das höchste Zeugnis seinem Kinde,
Da er ihm Freiheit ließ, mit dreistem Triebe
Nach der verbotnen Frucht zu greifen.
Denn aus den Banden der Natur
Konnt' es nur dann zu eigner Hoheit reifen,
Wenn es den Schmerz der Schuld erfuhr,
Und über seine Brüder, Pflanz' und Tier,
Die dumpf hinträumenden, sich nur erheben
Durch zügellose Neubegier.
So ward die Vollmacht dir gegeben,
Dein Menschenschicksal selbst zu schmieden,
Statt in ereignislosem Frieden
Kampflose Tage hinzuleben.
Nun zwischen Engeln und Dämonen in der Mitte
Umkreisest du mit freiem Schritte
Die Welt, sie dienstbar dir zu machen;
Ich aber gebe dir getreu
Was du gebrauchst, um täglich neu
Die Kraft zum Kampf dir zu entfachen.
So zieh hinaus mit deinem jungen Weibe,
Dich zu erfreun der sprossenden Geschlechter,
Daß machtlos hinter dir verbleibe
Der Fluchdämonen Hohngelächter.

Auch in „Kain“ findet der Dichter die seelischen Gegenwerte gegenüber dem durch die Einflüsterungen des Dämons geschaffenen verderblichen inneren Zwiespalt, doch, wie mir scheinen will, durchaus nicht in so kräftiger Weise wie in dem Mysterium vom Sündenfall. Kain, der den Hauch von Liliths Wesen in seiner Natur verkörpert trägt, drückt durch seine ganze innere und äußere Erscheinung die Vermenschlichung des Prinzips der Empörung gegen Gott aus. Er ist erfüllt von Neid über die Lichtgestalt seines Bruders Abel, der mit seinem lebensfreudigen Auge, mit dem frohen Lächeln, das dem Erstgeborenen für immer versagt ist, die Liebe der Eltern und der Schwestern gewinnt und einen Glanz des späten Glückes über die aus dem Paradies Verstoßenen breitet. Aber nicht nur dieser Neid ist es; noch tiefer drückt ihn die Qual und all das harte Irrsal, „das uns umgraut, seit uns das goldene Licht des Paradieses fehlt“. Er ist der Träger des gewaltigen Jammers der Menschheit, des Zweifels an der Gerechtigkeit und Güte des Allvaters, des Unmutes über die arbeitsreiche Last, die das Leben uns aufbürdet. Denn er stöhnt unter der Bürde der Arbeit, die ihm, dem Bodenbebauer, auf die Schultern gelegt ist, während dem frohgemuten Abel die Geschenke der Natur in reicher Fülle mühelos zuwachsen. Dieser Gegensatz zwischen dem Lichtvollen und dem Dunklen in der Menschennatur, zwischen den Lieblingen der Götter und den vom Schicksal schwer Belasteten unter den Menschenkindern ist von dem Dichter in den Gestalten der beiden Brüder ganz wundervoll herausgearbeitet; auch das Grauen, das nicht nur die erste Menschenfamilie, sondern die gesamte Natur erfaßt, als unter Liliths Einflüsterungen der erste Mord vollbracht wird und damit der Tod in die Menschheit eintritt, ist mit voller dichterischer Kraft zum Ausdruck gebracht. Aber dieser erhabene Eindruck von dem gewaltigen Weben des Menschenschicksals über unserem Haupte wird in diesem Mysterium herabgestimmt durch den versöhnlichen und matten Schluß. Der vor der Frage des Herrn nach seinem Bruder flüchtende Kain soll von Lilith fortgeführt werden in das „Reich der Nacht“, darin sie „ihre gottlos düstern Wonnen schlürft“, wo er „für den schalen Frieden, den die Kinder der Erde atmen“, Ersatz finden wird „im Hochgenuß des Trotzes und des Hohns“. Schon ergreift er die Hand des höllischen Dämons, als die Stimme seines Weibes Ada an sein Ohr schlägt. Die treue Genossin will ihm in das Elend folgen und sein Sohn, den sie im Arme trägt, lallt da zum erstenmal das Wort: Vater! Kain schreit auf:

Er spricht! Die Seele meines Knaben
Findet den Weg zu mir, und ich, ich sollte
Sie von mir weisen? Nimmermehr! — Hinweg,
Du Schlangengeist! Ich bin ein Mensch, ob auch
Tief in den Staub gedrückt — doch bleiben mir
Zwei Flügel noch, auf meinem irren Pfad
Im Elend mich emporzuheben: Liebe
Zu Weib und Kind und Pflicht, für sie zu leben.
Nehmt mich! Ihr habt mich wieder!

Lilith lacht hell auf und verschwindet. Ob auch das Nächtliche in Kains Natur, das diesem ganzen Mysterium Inhalt und dramatischen Schwung verleiht, mit des Dämons Verschwinden eine innere Umwandlung zum Lichtvollen erfahren, läßt der Dichter unentschieden, denn die Liebe zu Weib und Kind und die Pflicht, für sie zu leben, allein, sind jenem dämonischen Zuge gegenüber wohl machtlos.

Es ist zu bedauern, daß Paul Heyse sein gewaltiges Doppelmysterium, das von seiner rüstigen Schaffenskraft im Greisenalter (die beiden Dichtungen sind im Jahre 1903 entstanden) das glänzendste Zeugnis ablegt, mit diesem unbestimmten Tone ausklingen läßt. Das grauenvolle, aber erhabene Düster, das über „Kain“ liegt, verträgt kaum die Verklärung durch die freundlichen Lichtstrahlen, mit denen der Dichter am Schluß es durchleuchtet. Denn auch in dem großen Menschheitsdrama wird der Zwiespalt zwischen Nacht und Licht in der Brust der Sterblichen nie zur Lösung gebracht, und nur die „Kraft zum Kampfe“, die im ersten Mysterium die „Mutter Erde“ dem aus dem Paradies verstoßenen Adam verlieh, vermag die menschliche Seele „zu eigener Hoheit reifen“ zu lassen.

In der ebenfalls erst im vorigen Jahre entstandenen dramatischen Dichtung „Am Tor der Unterwelt“ gibt uns Paul Heyse ein von der heiteren Anmut der Antike umwobenes Gegenstück zu der gewaltigen Wucht jener Mysterien vom Anfang der Menschheit. Die alten Götter ziehen, „die göttlichen Häupter gesenkt, still seufzend dahin“ zur Asphodeloshalde. Sie sind ihres Amtes entsetzt und schreiten nun selbst durch das Tor der Unterwelt, das ein greiser Hüter tatenlos seit Jahrhunderten bewachte. Nur Aphrodite und neben ihr Ares beben, an dem düsteren Schlunde angelangt, vor dem Eintritt zurück, denn noch fühlen sie ihre Macht über die Sterblichen nicht erloschen, und ihnen schließen sich die Musen an, und als letzter auch Hermes, zu erneutem Walten über die Geschicke der Menschheit, während der uralte Türhüter, froh, nun seines Amtes entledigt zu sein und selbst zur Ruhe in den Hades hinabsteigen zu dürfen, das Tor für immer zuschlägt. Diese kleine Dichtung gehört zu den graziösesten, die je auf dem deutschen Parnaß erblüht sind. Sie legt zugleich, besonders gegenüber der ebenfalls in diesem Sammelbande veröffentlichten, aber schon vor fünfzig Jahren entstandenen Puppentragödie „Perseus“, Zeugnis von der heiteren Ruhe und Reife ab, zu der Heyses Weltbetrachtung gelangt ist und von dem freien, stillverklärten Humor, mit

dem der Dichter von seiner schönen Alterswarte auf die Geschicke der Menschheit herabschaut. Auch hierin kommt der Zug unserer Zeit und ihrer Dichtung, den Inhalt alter Sagen und Legenden durch poetische Verklärung zu vermenschlichen und zu unserem eigenen Leben und Empfinden in eine psychologische Verbindung zu setzen, zum typischen Ausdruck, und dieser Zug ist es, der uns heute in einheitlicher Richtung von Selma Lagerlöfs „Christuslegenden" zu den „Mythen und Mysterien" Paul Heyses herüberführte.

O. B.

Elizabeth Brownings „Book of the Poets".

Von M. J. Minckwitz.

Nur in seltenen Ausnahmefällen sind Künstler, insbesondere Dichter, auch scharfsinnige Kritiker. Ihre Aussprüche über fremde Leistungen zeugen nur vereinzelt von wirklich sachverständiger Anerkennung derjenigen Vorzüge, die ihnen selbst von der Natur versagt blieben oder in vorgerückterem Alter abhanden kommen. Byrons Mangel an kritischem Urteile (der sich hundertfältig in seinen Werken nachweisen läßt) ist sprichwörtlich geworden: er verneint oder überschätzt oft an ganz unrichtigem Orte, in buntem Zickzack bald Charakterfehler schwerwiegendster Art, bald Ueberquellen der Phantasie auf Kosten des Verstandes bekundend. Doch wer ist eigentlich wirklich zum Richter über dichterische Produkte berufen? Doch gewiß auch nicht jeder Literarhistoriker, der mit nüchterner Besonnenheit sein Seziermesser anlegt, wie und wo es ihm gerade beliebt und von „urteilsloser Ueberschwänglichkeit" spricht, sobald in kritischen Erörterungen auch nur eine leise Spur warmer spontaner Nachempfindung auftaucht, die durch unmittelbar genossene Lektüre wachgerufen, dem gestillten Schönheitsdurst Rechnung trägt. Jeder, der über Dichter zu Gericht zu sitzen wagt, sollte doch vor allem erst Selbsteinkehr halten und sich darüber klar werden, ob seine eigene Weltanschauung nicht vielleicht durch allzu prosaisch-nüchterne Augen vermittelt wird.

Die sinnige Dichterin E. Browning ist in unfreiwilligen Pausen eigener Produktivität häufig als Kritikerin in die Oeffentlichkeit getreten. Gelegentlich hat sie auch wohl in ihre Dichtungen hochpoetische Aussprüche über vaterländische Dichter eingestreut, die auf Widerspruch gestoßen sind. Geradezu unbegreiflich erscheint ihre brieflich geäußerte Kurzsicht betreffs der Tendenz von Tennysons Princess. In seinem schönen Vorwort zu der „Canterbury Poets"-Ausgabe der Werke von John Keats hat John Hogben auch einige Zeilen von Aurora Leigh getadelt, in denen E. Browning ihres früh verstorbenen Lieblingsdichters in tief empfundener Rührung gedenkt. Ist dieser Tadel berechtigt? Hogben scheint zu vergessen, daß wir in Keats nicht einen urplötzlich vom Todesstrahl in Blütenfrische gefällten Dichterbaum zu beklagen haben (wie unsern Körner), sondern eine in fieberhaft angespornter Produktivität verglühende Natur, die der anererbte Todeskeim der Schwindsucht im Geschwindschritte der geistigen Reife — und körperlichen Auflösung entgegenführte. Psychologisch läßt sich der schöne Ausspruch der Dichterin (die, stets kränkelnd, ein gewichtiges Wort in diesem Falle mitzureden hat) schon rechtfertigen, daß die Summe dieses kurzen, verhältnismäßig in sich abgerundeten Lebens, distilled to a mere drop, wie eine Träne auf die kalte Wange der Welt tropfte: to make it burn for ever. Und überdies, weshalb will die Nachwelt mit solchen von Augenblicksstimmungen eingegebenen Aeußerungen über kometenartig vorüberschießende Zeitgenossen so streng ins Gericht gehen?

Wer die Kritikerin Browning voll und richtig beurteilen will, greift besser nach ihrem im Jahre 1842 im Athenäum absatzweise veröffentlichten „Book of the Poets".[1]) Ihre etwas sprungweise gehaltene Betrachtung der vaterländischen Literatur liefert uns den Beweis, daß sie sich, von starkem Wahrheitsdrange beseelt, dank einer sorgsam eingehenden Lektüre, ein durchaus originelles, lehrreiches Urteil über englische Dichter älterer und neuerer Zeit gebildet hat. Das „Book of the Poets" ist somit ein wertvolles Dokument, das um keinen Preis der Vergessenheit anheimfallen darf. Fassen wir zunächst die Zeit und Veranlassung dieser eigenartigen Leistung ins Auge, um derselben gerecht zu werden. Denn eine völlig unbefangene Lektüre würde leicht zu doppeltem Vorwurfe verleiten. So wäre z. B. die altenglische Literatur, deren Schönheit E. Browning nur ahnt, gewiß mehr zu ihrem Rechte gelangt, wenn schon 1842 kritisch gesichtete und zum Drucke gelangte Handschriften (die heute bequem vorliegenden Produkte unermüdlichen Gelehrtenfleißes) weiteren Leserkreisen zugänglich gewesen wären. Andrerseits sind die Plätze ihrer Lieblinge im englischen Dichtergarten (insbesondere Wordsworth) entschieden auf Kosten anderer Verdienste zu weitgrenzig abgesteckt worden. Doch trägt an diesem schwer in die Wagschale fallenden Fehler sicher die Art der Publikation die meiste Schuld. Denn Mr. Dike vom Athenäum hatte zwar: a subsequent reviewal of English poetical literature from Chaucer down to our times gewünscht, aber der unserer Dichterin in den Spalten der vielbegehrten Zeitung zur Verfügung gestellte Raum wurde schließlich (wie aus ihren Briefen hervorgeht) viel mehr eingeschränkt als sie erwartet hatte. Der Abschluß mißglückte somit entschieden, da das Anrecht zeitgenössischer Dichter, das von jeher naturgemäß am schwersten zu bestimmen ist, schon aus diesem Grunde nicht in angemessenen Proportionen zur Geltung gelangen konnte. Persönliche warme Beziehungen zu Wordsworth mögen seine allzu parteiische Bevorzugung vollends gefördert haben. Aber schließlich ruht der Schwerpunkt dieser series of papers, die an das Erscheinen einer herzlich unbedeutenden Anthologie anknüpfte, gar nicht in der Beurteilung lebender Zeitgenossen. Räumliche und zeitliche Nähe sind nicht dazu angetan, die Klarheit unsres Urteils über bedeutende Mitmenschen zu fördern.

Wie bereits erwähnt, war eine neuerschienene Anthologie der geringfügige Anlaß, daß E. Browning ihren längst gesammelten Schatz persönlicher Ansichten über englische Dichtergrößen in einigermaßen zusammenhängende übersichtliche Form kleidete. Anthologien sind leider nur zu häufig mit täppischer Schere zusammengeschnittene Dichtungsglieder. Auch die E. Browning vorliegende Sammlung (deren näheren Titel sie absichtlich ignoriert) hat nicht ihren Beifall. „Immerhin wird selbst die unpassendste derartige Zusammenwürfelung aus Versehen einige auserlesene Perlen enthalten müssen — so lautet ihre witzige Randglosse —, da auch die unverständigste Hand schließlich wie die eines einfältigen Kindes verfährt, das nach einem frischen Strauß in den Garten gesandt, uns in chaotischem Durcheinander ein Bündel Blüten zurückbringt, in das sich trotz allen Ungeschickes ein paar schöne verirrt haben, selbst wenn sie „be held stalk upwards".

Es lag nicht etwa in der bescheidenen Absicht der Dichterin, eine zusammenhängende Literaturgeschichte ihres Landes verfassen zu wollen. Sie bietet uns nur in frischester Stimmung verfaßte Randglossen zu früheren Darstellungen, die auf alle Fälle, selbst wo sie zum Widerspruche reizen, zu denken geben. Hie und da sichtet sie ganze Zeiträume, legt wohl auch gelegentlich kühn die Schere an veraltete Zöpfe, die ihr munteres Wachstum unbeschadet auch bis in unsere heutigen Literaturgeschichten forttreiben dürfen, und wirft nur dann ein Streiflicht auf biographischen Hintergrund, wenn derselbe besonders geeignet erscheint, eine Dichtersilhouette mit wirkungsvollem Relief zu umgeben. Von Anfang bis Ende aber predigt sie indirekt eine große, so selbstverständlich klingende und so selten beachtete Lehre: daß der Literarhistoriker nicht von „Hörensagen" schreiben, sondern die Werke, über die er dem großen Publikum ein fertiges, folgenschweres Urteil auftischt, auch wirklich selbst und zwar in „gesammelter" Stimmung gelesen haben soll.

[1]) Poetical works in six volumes, London, Smith, Elder & Co. 1890, vol. v. p. 203—290.

Ein paar Proben, die in Bezug auf die wichtigsten Abschnitte der englischen Literatur ausgewählt sind, werden das feine Verständnis und den prophetischen Scharfblick der Verfasserin, der von allen Durchschnittsleistungen älterer Zeit vorteilhaft absticht, am besten veranschaulichen. Fesselnd wirkt die Darstellung (aus dem oben genannten Grunde) eigentlich erst, wenn der Name Chaucer erklingt. Die unerschöpfliche frische Vielseitigkeit des „Vaters“ der englischen Literatur ist seit 1842 immer häufiger und immer nachhaltiger hervorgehoben worden; seine Anerkennung ist stetig gewachsen mit der Erweiterung und Vertiefung unserer sprachhistorischen Kenntnis. Daß E. Browning bereits mit vollem Verständnis von dem reichen Inhalt seiner Werke spricht, darf uns nicht wundernehmen, da sie, einer ehrenvollen Aufforderung Folge leistend, sich 1841 eingehend mit einer Modernisierung von Chaucers Dichtungen beschäftigt hatte. Wir können der Dichterin nur beipflichten, wenn sie sweet Emilie und die derb realistische Gestalt des Wife of Bath in wirkungsvollen Kontrast stellt, zustimmen muß man auch ihrer feinsinnigen Bemerkung über die universelle Beobachtungsgabe des Dichters: nothing is too high for him to touch with a thought, nothing too low to dower with an affection. Hellste Bewunderung aber verdient ihre energische Verteidigung von Chaucers „art of versification“. Die klassischen Untersuchungen von Ten Brink, Francis Child u. a. haben in unseren Tagen dem feinen Ohr E. Brownings nur noch die wissenschaftliche Begründung als Bestätigung hinzugefügt. Von Chaucer trennt sich die Dichterin mit sichtlicher Wehmut, definitiven Abschied nimmt sie von ihm eigentlich erst in einem späteren Abschnitte, in dem sie ihm Spenser gegenüberstellt. Als mißglückt ist jedenfalls der Versuch zu bezeichnen, für seinen Zeitgenossen John Gower und die Confessio Amantis eine Lanze zu brechen.

Stephen Hawes vereinigt E. Browning zu einer gemeinsamen Gruppe mit Langland, Chaucer und Lydgate. Die vier allegorischen Dichtungen: Piers the Plowman, The House of Fame, The Temple of Glasse und The Pastime of Pleasure bezeichnet sie als die leuchtenden Marmorsäulen, über denen sich Spensers Faerie Queene als lichte Kuppel aufbaut. Für die hocharistokratischen Vertreter der englischen Renaissance, Wyatt und Surrey, aber begeistert sie sich nicht bedingungslos. Den modernsten Ansichten entgegengesetzt, stellt sie es entschieden in Abrede, daß Surrey als eigentlicher Begründer der neuenglischen Metrik zu betrachten ist. Sie betont die Unsicherheit, das Schwanken der Versbildung nicht nur bei Wyatt, sondern auch bei Surrey. Ohne den poetischen Adel dieser vornehmen Dichterseelen leugnen zu wollen, sichtet sie in den Liedern die hervorquellende Empfindung von den „over curious conceits“, die dem förmlich ansteckenden, verhängnisvollen Einflusse der Zeit zuzuschreiben sind: Surrey erscheint ihr als ein „scholastischer Troubadour“, in dessen Becher durch das verdünnende, wenn auch parfümierende und kolorierende Medium Petrarcas einige Tropfen Platoscher Weltanschauung geflossen sind.

Tief dringt die Dichterin in die Eigenart Spensers ein, indem sie einen Vergleich mit dem grundverschiedenen Chaucer riskiert. Beide Dichter fassen nach ihrer Ansicht das Leben von der lichten Seite auf, doch hat Chaucer a cheerful humanity, Spenser a cheerful ideality. Jener wandelt zuversichtlich auf der sonnigen Seite der Heerstraße, dieser abseits von dem Menschengewühl auf eigenem Pfade kept green by a blessed vision. Chaucer ringt kraft seiner „Adroit“-Phantasie der sichtbaren Welt auch ihr verborgenes Lächeln ab, Spenser flüchtet to a cave of clouds, wo er sich ungestört vom lauten irdischen Treiben seiner stillen Heiterkeit hingeben kann. Wenn der eine mit leibhaftigen irdischen Wesen an der Festtafel sitzt, wählt sich der andere Traumgestalten seines eigenen lichten Geistes zu Gefährten.

*

Mit Spenser sind wir in die leuchtende Milchstraße des englischen Dichterhimmels unter Königin Elisabeth eingetaucht. Die Jahreszahl 1842 erklärt uns zur Genüge, warum die Darstellung der Entwicklung des englischen Dramas bis zu Shakespeare in recht verschwommener Beleuchtung erscheint. Verhältnismäßig zu günstig wird John Heywood beurteilt, befremdend wirkt daneben die Unterschätzung Marlowes, insbesondere seines Dr. Faustus. Vermutlich hat sich alle Kraft auf die Charakterisierung Shakespeares konzentriert? Auch hier bleibt uns eine gewisse Enttäuschung nicht erspart, obwohl alles, was wir über den großen Genius vernehmen, durchaus berechtigt, verständnisvoll und dem modernen Forscher sympatisch klingt. Die Besprechung Shakespeares hebt mit einer doppelten Klage an: Die als Folie dienende Anthologie hat die „Sonette“ ignoriert. Warum darf man sie aber um keinen Preis missen? We swear that these sonnets and songs do verily breathe not of themselves but „thee“ and we recognize and bless them as short sighs from thy large poetic heart, burdened with diviner inspiration! An diese von der modernen Wissenschaft[2]) bestätigte feinfühlige Erkenntnis reiht sich der Ausdruck eines auch bis in die Neuzeit berechtigten Grolles über die unverständigen Eiferer, die das Bild des großen Dichters durch unpassende Zutat entstellen. Dieser Groll nimmt die Form eines humoristischen Gleichnisses an: Xerxes hätte einst in einer weiten öden Ebene eine vereinzelte hohe Platane gefunden, deren Zweige er mit Spangen, Ketten und Ringen belud. Aehnlich sei es Shakespeare ergangen. Tausend Kritiker hätten ihm Lob gespendet, das ebenso unangemessen wäre wie goldene Ringe als Schmuck einer Platane. Tausend Herzen sind ihm entgegengeflogen, „carrying necklaces“. Die einen entdeckten, daß er individualisiere, andere, daß er subtilisiere, „almost trans-transcendentally“. Die einen stempelten ihn zum Wilddieb,[3]) zum verkommenen Genie, die anderen wußten, daß seine Pulse genau im Takte klopften mit den kritischen Gesetzen der Kunst, in der ihn keiner übertraf. Für die einen besaß er kaum die notdürftigste Kenntnis des ABC-Buches, andere erklärten that he was as learned a polyglot as ever had been dull but for Babel“. Den einen erschien er als höchster Idealist, den kein profaner Atemzug von draußen zu stören vermochte, andere erniedrigten ihn zum gierigen Geldverdiener, dem nur an der Gunst des gemeinen Haufens gelegen war, der bar sein mußte jedes Bewußtseins seiner Größe und des Verlangens nach Unsterblichkeit. Diese köstliche Gegenüberstellung schroffer Widersprüche entlockt dem Verständigen auch heute noch ein Lächeln der Belustigung. Georg Brandes und andere moderne Shakespeare-Deuter könnten daraus eine heilsame Lehre ziehen! Was fügt E. Browning dieser skeptischen Abweisung Positives hinzu? Leider nur wenig, aber doch Vielsagendes! Sie betont vor allem die ernste Künstlerschaft! Interpres naturae is the poet-artist; and the poet wisest in nature is the most artistic poet: and thus our Shakespeare passes to the presidency unquestioned, as the greatest artist in the world. We believe in his judgment as in his genius. Wir glauben an seine Kenntnisse, sowohl von Büchern als Menschen, von Hügeln und Tälern, aber an seine Grammatiken und Wörterbücher glauben wir nicht. In his philosophy of language we believe absolutely, in his Babel-learning, not at all. Nicht die Zahl seiner Personen mit ihrer verschiedenartigen Lebenslage staunen wir an, sondern die „Tiefe“ selbst der unbedeutendsten Nebenfigur! Seine große Weltweisheit schöpfte er aus der Kenntnis eines einzigen, d. h. seines eigenen Herzens und gewisser äußerlicher Symbole. Kraft dieser inneren Einsicht hat der junge Wildling von Stratford seinen „Hamlet, Lear, Othello“ zu schaffen vermocht. Denn jeder muß sich selbst als Zentrum im Weltall erscheinen und den einen Schenkel seines messenden Zirkels in sich selbst einsetzen! Jedes menschliche Wesen ist sein eigener Spiegel für das Universum. Alles Schöne schrieb Shakespeare aus sich selbst

[2]) Man vergleiche Max Koch, Shakespeare (Supplement zu den Werken des Dichters), Stuttgart, Cotta, S. 132 ff.

[3]) Siehe Byron, Don Juan Canto III 92. Strophe.

heraus, und aus uns selbst heraus erkennen wir seine Echtheit. Er ist „universell“, weil er „individuell“ ist. Wir nennen Corneille den „Edlen“, Racine den „Zartsinnigen“, Aeschylus den „Furchtbaren“, Sophokles den „Vollkommenen“, aber welches Epitheton reicht für Shakespeare aus?“

Bis hierher hat uns die Darstellungsweise der Dichterin verleitet, hauptsächlich interessante Einzelbemerkungen über bedeutende Persönlichkeiten hervorzuheben, und wir sind somit wenigstens teilweise einer charakteristischen Seite ihrer Essays gerecht geworden. Mit der Zeit nach Shakespeare aber wechselt sie entschieden, durch die Verhältnisse und ihre ungewöhnliche Belesenheit gedrängt, die Methode. Nicht etwa, daß sie jetzt gewillt wäre, goldene und silberne Münzprägungen charakteristischer Dichterprofile, wie Dryden, Milton, Pope, Butler, Byron u. a. m. zu verschmähen, diese Prägung wird im Gegenteil um so feiner und ausdrucksvoller, je mehr wir uns der Neuzeit nähern, aber die Evolutionen von Ideen und Strömungen treten nun naturgemäß klarer zutage als in den sprung- und stückweise gehaltenen Berichten von der älteren Zeit. Die allmähliche Abkehr, die völlige Entfremdung, die unvermeidliche Rückkehr zur Natur wird uns an den folgenden drei Perioden (1. Shakespeare-Dryden, 2. Dryden, Milton, Pope, 3. Cowper und die Neuzeit) mit meisterhafter Klarheit und Weitsicht veranschaulicht.

Die neue Zeit, die nach Shakespeares Aera heraufdämmert, gipfelt in einer beklagenswerten „idol-worship of rhyme“. Hinter dem gekünstelten Versgeklingel aber birgt sich ein der Form entsprechender Inhalt: an die Stelle poetischer „conceptions“ treten „elegant thoughts“, adroit illustrations ersetzen „beautiful images“, „ingenuity“ wird mit „genius“ verwechselt. Nur hie und da erlebt diese Zeit mit Waller und Denham einen erfreulichen „Rückfall in die poetische Vergangenheit“. Beherzigenswert ist E. Brownings Verständnis für Cowleys Eigenart, aber wir können unmöglich länger bei Einzelheiten verweilen, wenn wir wenigstens einigermaßen noch die großen Schlußlinien der Darstellung hervorheben wollen.

Mit der Schilderung des französischen Einflusses unter Dryden und Pope verfällt die Verfasserin ahnungslos in eine gewisse Manieriertheit und Zugespitztheit des Ausdruckes, die sich wie ein tadellos sitzender Handschuh an die gespreizte Dichterhand der gallischen Nachahmungsperiode anschmiegt. Die gedrechselte Naturwidrigkeit dieser Richtung spiegelt sich unwillkürlich in dem ausdrucksfähigen Stile. Doch wird die Darstellerin den Vorzügen und Schwächen Drydens wie Popes durchaus gerecht und selbst als sie einen Anlauf nimmt, Milton (der ihrem bibeltreuen Sinne zusagt) allzusehr in den Himmel zu erheben, kehrt ihr doch die Erinnerung an Shakespeares plastischen Lebenssinn zurück und nötigt sie zu dem ehrlichen Zugeständnis, daß die „seraphischen“ Gestalten des Sängers von Paradise Lost hinter der „fairyhood of fairies“ im „Midsummer Night's Dream“ zurückstehen.

Die noch zaghafte Rückkehr von der Rhetorik, ja vielmehr von den „commonplaces“ der Rhetorik und dem „military movement without the heroic impulse“, zur naturwahren Dichtung verkörpert sich ihr in Cowper. Doch die mahnende Stimme der Natur verlockt erst Wordsworth dieser großen Amme zuversichtlich an den Busen zu sinken. Noch zaudert eine große Schar, in deren Ohr stetig der Singsang von Königin Annas Zeit nachhallt, noch ist in vielen Herzen die Vorliebe für „anti-Saxonisms, whether in Latin or French“ nicht erloschen. Da schiebt sich zwischen diese Nachzügler und den echten einfältigen Natursinn der Lake-School die kraftvolle Gestalt Byrons, der Dichtung und Leidenschaft identifiziert und in seinen Versen nicht ein Herz, sondern die Wunde eines Herzens, nicht „humanity“ sondern „disease“, nicht Leben sondern eine Krisis offenbart!

Wir haben den eigentlichen Abschluß von E. Brownings Darstellung erreicht, was folgt, ist — wie schon erwähnt — hauptsächlich ein breiter Exkurs über des beschaulichen und gemütstiefen Wordsworth Verdienste, ein Abschluß, der dem Leser von 1842 verständlicher und verzeihlicher erschienen sein wird.

Der Leser dieses ungeschminkten Dokumentes möge trotz mancher zutage tretenden Schwäche niemals vergessen, daß die Verfasserin zu der kleinen auserlesenen Schar gehört, die, um ihre eigenen Worte zu zitieren, unbeirrt, ob „paymaster“ und „reviewer“ locken, den geraden Pfad des „inexorable genius“ selbst gewandelt ist. Aus diesem Grunde ist sie eine berufene Richterin über fremde poetische Taten und — Verirrungen. Der Hauch des Genius schärft ihr Urteil:

And he our pilgrim-poet saw
Only their place, in deep awe,
What time the angel's smile did draw
His gazing upward. . . .

A Vision of the poets.

Bücher und Zeitschriften.

Onkel Sam. Amerikanische Reise- und Kulturbilder. Von Karl Zimmermann. Stuttgart, Strecker u. Schröder 1904.

Die Flut der Reise- und Kulturbilder aus Amerika, die sich alljährlich über den deutschen Büchermarkt ergießt, um nach Umfluß einer geringen Zeitspanne spurlos zu verschwinden, wird durch das Buch Zimmermanns nicht gehaltvoller. Der Verfasser gibt zwar an, daß es der Niederschlag der während eines mehrjährigen früheren Aufenthalts in den Vereinigten Staaten gemachten Erfahrungen sei, und daß er diese Erfahrungen durch eine neuerliche längere Reise bestätigt gefunden habe. Die Beobachtungen haften jedoch auf der Oberfläche und sind durch die tendenziöse Brille eines Alldeutschen gemacht, der in das Extrem eines deutschen Nationalfehlers, das Fremde immer nachahmenswert zu finden, verfallen ist. Der erste Teil des Buches bringt eine Schilderung amerikanischen Lebens, soweit man es aus den Fenstern eine Pacificzuges und auf den Bahnhöfen beobachten kann. Dem Leser wird gewissenhaft berichtet, ob der Verfasser auf dem oder jenem Bahnhof ein Beefsteak gegessen oder eine Tasse Kaffee getrunken hat und welche Zeitung dazu seinen Lesestoff bildete. Ferner fühlt sich Zimmermann verpflichtet, seinen Gläubigen gleichzeitig englischen Sprachunterricht zu erteilen, indem er technische Begriffe und Ausdrücke des täglichen Lebens in Klammern englisch beifügt, was mitunter recht naiv anmutet. Ein zweites Kapitel gibt eine Schilderung der ökonomischen Verhältisse der westlichen Staaten, wie man sie — abgesehen von der alldeutschen, gegen die Amerikaner als einheitliche Nation hetzenden Tendenz — in irgend einem Volkskalender finden kann. Und das Schlußkapitel ist nicht etwa dem Versuch gewidmet, den komplizierten amerikanischen Volkscharakter dem deutschen Leser verständlich zu machen, sondern es werden nur seine Schattenseiten, dazu noch verzerrt, hervorgehoben. Gleichzeitig wird das von allen wirklichen Kennern der transatlantischen Verhältnisse als durchaus vergeblich gekennzeichnete Beginnen fortgesetzt, die Amerikaner deutschen Ursprungs in nationalen Gegensatz zu ihren neuen Volksgenossen anderer Abstammung zu bringen. Patriotismus ist an sich gewiß lobenswert. Wenn er aber ohne Not auf Kosten anderer Völker, insbesondere solcher, mit denen uns zahllose Interessen der mannigfaltigsten Art verbinden, gepflegt wird, so kann er uns nur schaden.

-nz-

Herzstörungen und Neurasthenie. Von A. Smith. Berlin 1904. Hans Baake Nachf.

Die modernen Herzforschungen haben ergeben, daß zahlreiche sogenannte funktionelle Nervenkrankheiten auf eine chronische Erweiterung des Herzens zurückzuführen sind. Wie man dieselbe erkennt und behandelt und welche Heilungsaussichten derartige Kranke haben, das beschreibt Smith in seiner kleinen Broschüre in allgemein verständlicher Form. Er hat das Verdienst, daß er schon seit langen Jahren auf den schädlichen Einfluß des Alkohols aufmerksam gemacht hat und daß er die Wechselstrombäder, die heute allgemein anerkannt sind, in die Therapie eingeführt hat. Die Broschüre ist populär geschrieben und verdient die Beachtung der Laien und Aerzte.

m.

Allgemeine Rundschau.

29. Jahresversammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege.

S. u. H. **Danzig, 14. Sept.** Die Versammlung wurde heute morgen 9 Uhr im Beisein des Oberpräsidenten Dr. Delbrück, zugleich als Vertreters des Kultusministers, im großen Saale des Friedrich Wilhelm-Museums eröffnet.

Nach Beendigung der Eröffnungsreden ergriff Herr Professor Dr. Kruse (Bonn) das Wort zu dem ersten Thema der umfangreichen Tagesordnung: Die Ruhr und ihre Bekämpfung. Die Ruhr, früher eine der häufigsten Volkskrankheiten, hat sich in der neuesten Zeit dadurch bemerkbar gemacht, daß sie in Form von größeren Streifzügen aufgetreten ist oder sich in manchen Bezirken dauernd eingenistet hat. Sie verdient auch deshalb Beachtung, weil sie zu allen Zeiten eine gefürchtete Kriegskrankheit gewesen und eine gewöhnliche Krankheit der Kolonialländer ist. Neue Untersuchungen haben ergeben, daß die Ruhr eine ansteckende Krankheit ist, die auf mehrere, voneinander verschiedene Erreger zurückgeführt werden muß. Nach den Ausführungen des Redners ist Aussicht vorhanden, daß es gelingen wird, ähnlich wie bei der Diphtherie, auch bei der Ruhr geeignete Schutzimpfungs- und Heilverfahren zu finden. Doch ist dazu erforderlich, daß die wissenschaftliche Ruhrforschung durch Gewährung reichlicherer Mittel unterstützt wird. Der Gegenberichterstatter Medizinalrat Dr. Doepner hat in Gumbinnen seinen Wohnsitz und hat, da dieser Regierungsbezirk im Staate Preußen am meisten der Ruhr preisgegeben ist, eine weitgehende Erfahrung. Er fordert die Anzeigepflicht eines jeden Todesfalles an der Ruhr, sofortige bakteriologische Untersuchung und Absonderung der Erkrankten, wenn irgend möglich in Krankenhäusern. Um die weitere Verbreitung zu hindern, fordert der Redner eine Reihe weiterer Maßregeln, wie Verbot von Ansammlung von Menschenmassen, Beschränkung von Gewerbebetrieben, Fernhaltung vom Schulbesuch u. s. w. — An den Vortrag schloß sich eine ausführliche Diskussion, die eine weitgehende Uebereinstimmung der Meinungen ergab.

Dipl.-Ingenieur Stetefeld referierte sodann über das Thema: Die Kältetechnik im Dienste der öffentlichen Gesundheitspflege.

Der letzte Punkt betraf eine praktische Tagesfrage, die Freizügigkeit des Fleisches. Hr. Oberbürgermeister Dr. Oehler in Halberstadt hielt einen Vortrag über das Thema: „Wieweit darf die Freizügigkeit des Fleisches gehen, ohne die Fleischversorgung der Städte in hygienischer Hinsicht zu gefährden?" Der Redner besprach das Reichsgesetz betreffend die Schlachtvieh- und Fleischbeschau und die Verhandlungen im preußischen Abgeordneten- und Herrenhause über den Fortfall der Nachuntersuchung des Fleisches in den städtischen Schlachthäusern. In Bayern, Württemberg, Baden und Sachsen wird nach wie vor in Städten mit Schlachthäusern nachuntersucht, in Preußen aber soll dies nicht geschehen dürfen, wenn das eingeführte Fleisch von einem Tierarzt untersucht war. Das bezügliche Gesetz ist im preußischen Parlament angenommen worden, jedoch noch nicht veröffentlicht, woraus man schließen darf, daß die Regierung sich über die von den Vertretern der Schlachthofstädte vorgebrachten Bedenken nicht hinwegzusetzen vermag. Wolle man nur dasjenige angeführte Fleisch untersuchungspflichtig machen, welches nicht von Tierärzten, sondern nur von Laien untersucht ist, so fehle den Städten jede Kontrolle, und die Bevölkerung könne vor gesundheitsschädlichem Fleisch nicht bewahrt werden. Der zweite Referent Dr. Bundle in Königsberg befürwortete ebenfalls die Einschränkung der Freizügigkeit des Fleisches und wünschte, daß das genannte preußische Gesetz nicht Gesetzeskraft erlangen möge. Beide Referenten hatten sich auf Schlußsätze geeinigt, die diese Ansicht zum Ausdruck brachten.

Oberbürgermeister Körte wies darauf hin, daß nach Einführung der Schlachthäuser die Augenfinnen nachgelassen hätten. Lasse die Kontrolle des Fleisches in den Städten nach, so dürfte diese Krankheit zunehmen. Nachdem dann noch Hr. Professor Dr. Gärtner (Jena) für die Schlußsätze gesprochen hatte, wurde der Antrag des Ausschusses einstimmig angenommen.

*

Fünfter Internationaler Dermatologenkongreß.

IV.

Berlin, 15. Sept. Der Kongreß beschäftigte sich heute mit Erörterungen über die spezifischen Erkrankungen des Herzens und der Gefäße. Die Frage geht den Dermatologen so gut wie den Kliniker an und beide sind sehr wesentlich auf die Mitarbeit der pathologischen Anatomen angewiesen. Von der Kongreßleitung sind, wie wir dem Bericht der Vossischen Zeitung entnehmen, mit der Erstattung der einleitenden Berichte der Dermatologe v. Düring, der pathologische Anatom v. Hansemann und der Kliniker Renvers (Berlin) betraut worden. Düring gab eine umfassende Uebersicht über die zeitige Kenntnis von den spezifischen Gefäßerkrankungen. Er stellte zunächst die folgenden zwei allgemeineren Sätze auf: „Spezifische Erkrankungen der Gefäße kommen in allen Stadien der Krankheit vor; sie gehören nicht nur den Spätprozessen an. Es ist wohl zu unterscheiden zwischen solchen spezifischen Prozessen, die sekundär von Erkrankungen im peripheren Gewebe auf die Gefäße übergreifen, und solchen, die primär von den Gefäßen ausgehen. Das sekundäre Befallenwerden der Gefäße bietet keine Besonderheiten, ist aber klinisch — besonders an den Gefäßen der Gehirnbasis — von großer Bedeutung." Dann besprach er, auf das Einzelne übergehend, zunächst die von Heubner beschriebene sogenannte Endarteritis obliterans, die in erster Linie in einer Wucherung der Gefäßinnenhaut besteht. Weiter ging Düring auf die von Döhle als spezifische beschriebene Entzündung der Hauptschlagader ein.

v. Hansemann gab zunächst eine sehr eingehende Analyse der spezifischen Erscheinungen am Gefäßsystem und erörtert sodann, inwieweit man imstande ist, eine einheitliche Ursache festzustellen, in dem Sinne, daß der Sitz der Erkrankung an ein bestimmtes System gebunden ist.

Die Berichte werden durch eine längere Reihe von Demonstrationen und Mitteilungen ergänzt.

Im weiteren Verlaufe der Sitzung wurde eine neue Hautkrankheit besprochen, „Blastomykose" genannt, deren nähere Kenntnis wir, wie Prof. Unna (Hamburg) ausführte, insbesondere den Forschern Buschke (Berlin) und Busse (Posen) verdanken. Diese neue Krankheit hat in ihren äußeren Erscheinungen eine außerordentliche Aehnlichkeit mit Hauttuberkulose, den schweren Formen der Syphilis und dem Hautkrebs und ist daher vielfach mit diesen verwechselt worden. Dr. Buschke wies besonders darauf hin, daß die bei Hautkrebs fast regelmäßig auftretende Rückwirkung des umliegenden Gewebes bei Blastomykose fehlt. Die endgültige Klärung über das Wesen des Erregers ist noch nicht gelungen, doch scheint es sich um zwei Formen zu handeln. Dr. Eckstein (Berlin) führte eine Anzahl von Personen und Paraffinnasen vor. Dieses seit wenigen Jahren eingeführte Verschönerungsverfahren hat sich ausgezeichnet bewährt, namentlich bei verunstaltenden Nasenbildungen. Schluß der Sitzung 5½ Uhr.

W. 17. September. Gestern abend fand zu Ehren des Dermatologen-Kongresses im Rathause ein von der Stadt gegebenes Festmahl statt, an welchem etwa 600 Herren teilnahmen, darunter auch der Finanzminister Frhr. v. Rheinbaben. Oberbürgermeister Kirschner brachte einen Toast auf die Mitglieder des Kongresses aus. Andere Toaste wurden ausgebracht von Lesser (Berlin), Gaucher (Paris), Pellizzani (Florenz), Morris (London), Bulkeley (New-York), Petrini (Galatz) und Petersen (St. Petersburg).



Kleinere Mitteilungen.

y. Die Senkung des griechischen Bodens ist eine sehr auffallende Erscheinung in der geographischen Geschichte der Mittelmeerländer. Der ehemalige Finanzminister des griechischen Königreichs, Negri, hat diese Frage eingehend untersucht und dabei gefunden, daß der Boden Griechenlands seit der Kaiserzeit, also in einem Zeitraum von ca. 2000 Jahren, sich um drei Meter gesenkt hat. Die drei Inseln der Bai von Amphissa waren ehedem vereinigt, heute sind sie getrennt; in Delos liegen die antiken Hafenanlagen heute tief unter Wasser, das Gleiche ist in Aigina der Fall; die Insel Leukas, die ehedem mit dem Festlande verbunden war, ist heute davon geschieden. Aehnliche Beobachtungen ließen sich auch in Istrien machen. Freilich ist, was die Insel Leukas betrifft, noch das endgültige Urteil der Geologen und Archäologen abzuwarten, da doch heute dieses Eiland von vielen als die Heimat des Odysseus angesehen wird et adhuc sub indice lis est.

* Archäologischer Fund. In der Nähe der Stadt Hofheim in Hessen-Nassau wurde eine große römische Niederlassung im Umfange von ca. 300 Meter entdeckt. Die Ausgrabungen an dieser Stelle erfolgen unter Leitung des Prof. Dr. Ritterling (Wiesbaden). Man glaubt, daß die entdeckte Niederlassung zur Zeit des Kaisers Augustus (9 Jahre v. Chr.) entstanden ist und als militärisches Lager diente.

* Deutsches Schülerheim in Teschen. In dem durch die jüngsten Maßnahmen der Regierung national hart bedrängten Teschen soll ein „deutsches Schülerheim" gebaut werden. „Wir wollen denen," heißt es in einem Aufruf, der aus diesem Anlaß erlassen wurde, „die aus Schlesiens Gauen an unsere deutschen Mittelschulen kommen, das Fortkommen erleichtern, wollen insbesondere den Armen und Dürftigen eine zweite Heimat bieten und sie in strenger Zucht und deutscher Einfachheit erziehen, auf daß sie einst deutsche Männer werden zum Frommen unseres geliebten deutschen Volkes. Dabei haben wir auch im Auge, deutsche Lehramtszöglinge herbeizuziehen und ihnen ihre Lernzeit zu erleichtern, um so die gefährdete deutsche Lehrerbildungsanstalt in Teschen lebensfähig zu erhalten. Unsere Kräfte sind aber zu schwach. Unsere Mittel sind zu gering. — Und so wenden wir uns denn an alle deutschen Volksgenossen, an alle Stammesbrüder, an alle Kinder des deutschen Volkes. Möge keiner, der diesen Aufruf liest, insbesondere keiner der bemittelten und begüterten Volksgenossen, der dringendsten Bitte sein Ohr und seine Taschen verschließen. Jede, auch die kleinste Spende, wird dankbarst entgegengenommen. Der Ausschuß zur Errichtung eines deutschen Schülerheims in Teschen."

Hochschulnachrichten.

* München. Der Professor an der katholisch-theologischen Fakultät zu Straßburg Dr. Franz Walter hat einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und wird ihm dem Vernehmen nach Folge leisten.

* Köln. Ueber die bevorstehende Eröffnung der Medizinischen Akademie wird der Frankfurter Zeitung geschrieben: Die Medizinische Akademie wird in der ersten Hälfte des Oktober eröffnet werden. Der Kaiser hat den Kronprinzen mit seiner Vertretung beauftragt. Am Morgen des Eröffnungstages findet eine Festfeier im Gürzenich statt, an die sich ein Besuch der drei großen Krankenhäuser anschließt; am Nachmittag ist ein Festmahl im Gürzenich vorgesehen und am Abend Festvorstellung im Neuen Stadttheater.

* Leipzig. Der außerordentliche Professor für orientalische Sprachen Dr. Paul Schwarz ist vom 1. Oktober ab auf zwei Jahre an das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin berufen worden.

* Prag. Das Kollegium der deutschen Technischen Hochschule hat nach einer Meldung des Neuen Wiener Tagblattes beschlossen, die durch Rücktritt des Hofrats Prof. K. Zulkowski frei gewordene Lehrkanzel für chemische Technologie zu teilen, und zwar in eine solche unorganischer Stoffe und eine solche organischer Stoffe. Für die Lehrkanzel für chemische Technologie unorganischer Stoffe wurden in Vorschlag gebracht: an erster Stelle: Dr. R. Zsigmondy in Jena; an zweiter Stelle Professor Dr. K. W. Jurisch in Berlin; an dritter Stelle Professor Dr. A. Harpf in Przibram und Direktor F. Baumann in Jaice. Für die zweite Lehrkanzel, die der chemischen Technologie organischer Stoffe, wurden vorgeschlagen: primo loco Prof. Dr. G. v. Georgievics in Bielitz; secundo loco Professor F. Ulzer in Wien und Professor F. Breinl in Reichenberg; endlich tertio loco Professor G. Ulrich in Brünn.

* Basel. Hier haben sich Dr. E. Wölfflin, früher Assistent in Erlangen, für Augenheilkunde, Dr. W. Falta für innere Medizin und Dr. S. Saltykow für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie habilitiert.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Per Hallström: Verirrte Vögel. — Ein geheimes Idyll und andere Novellen. Autorisierte Uebertragungen von Francis Maro. Leipzig. Insel-Verlag. 281 und 296 S. — Hjalmar Söderberg: Martin Bircks Jugend. Autorisierte Uebertragung von Francis Maro. Ebenda. 235 S. — Dr. O. Spann: Die Stiefvaterfamilie unehelichen Ursprungs. Zugleich eine Studie zur Methodologie der Unehelichkeits-Statistik. Mit einem Nachwort über die Bedeutung der Berufsvormundschaft von Dr. Chr. J. Klumker, Direktor der Zentrale für private Fürsorge zu Frankfurt a. M. Berlin 1904. Georg Reimer. 42 S. — Rainer Maria Rilke: Geschichten vom lieben Gott. Leipzig 1904. Insel-Verlag. 168 S. — Hermann Reinhold: Gesänge eines Einsamen. Berlin 1904. J. Harrwitz Nachf. 78 S. — Eduard Lippott jun.: Festung Kufstein-Geroldseck. Kufstein 1904. Ed. Lippott. 40 S. — Archiv für schweizerische Reformationsgeschichte. Herausgegeben von der schweizerischen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst. II. Band. Luzern. J. Eisenring. 134 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Montag, 19. September. Nummer 214.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Volksgesang und die Molltonart.

Von Dr. Franz Bachmann (Dresden).

Wer sich daran gewöhnt hat, den verschiedenen Regungen des menschlichen Seelenlebens zu lauschen, wird unschwer aus dem Gesang eines Volkes auf dessen seelischen Zustand einen Rückschluß machen können. Nichts verrät den Menschen und sein Innerstes mehr als sein Ton. Es läßt sich dies schon auf den Ton in der gewöhnlichen Wortsprache eines Menschen anwenden, daß in demselben der psychische Untergrund seiner Sprache sich zeigt, und es ist in der Tat von Interesse, den Menschen von dieser Seite zu beobachten, und so den Ton seiner Sprache mit seiner Psyche in Verbindung zu bringen. Die Färbungen des Tones im Dialekt —, was sind sie anders als Färbungen des psychischen Lebens! Anders klingt der Ton der Sprache aus dem Munde eines Norddeutschen, eines Mecklenburgers oder Pommern, anders der des Berliners. Dort etwas Ruhiges, Breites, Tiefes im Ton, hier etwas Spitzes, Helles, Kaltes, dort ein Ton, der in einer starken Brust und einer ruhigeren Seelenstimmung auf einem guten Resonanzboden basiert und so etwas Vollklingendes zeigt, hier ein Etwas im Ton, als käme jener nur aus dem Kehlkopf, scil. Kopfe, als wäre kein sonderlicher Zusammenhang zwischen Brust und Kopf. Das Raisonierende, Kritisierende, Witzelnde, das im Berliner vorwiegt, hat seinem Ton jede dunkle, tiefere Farbe genommen; er ist blaß, stimmungslos und ist als solcher äquivalent dem Schwingungsverhältnis des Berliner Volks- und Geisteslebens.

Die Untersuchung des Tones im Dialekt beim Sachsen, Bayern, Schwaben und anderen würde uns zu interessanten Resultaten führen und weiter den Zusammenhang von Wortton und psychischem Leben aufs beste dartun.

Schwer scheint dies Verhältnis erkenntlich in der Sprache des Gebildeten, der sich bemüht, auffallende Schattierungen des Dialekts zu verwischen, womöglich dialektfrei zu sprechen. Aber es scheint eben nur. Es ist ein nicht ungünstiges Zeichen z. B. für den Schwaben, mag er noch so gebildet sein, daß er doch stets in seinem Ton sein Heimatland verrät. Kein Stamm des deutschen Volkes hängt wohl so mit seiner Heimat, seiner Muttererde zusammen, wie der schwäbische, und es vibriert so das spezifisch Schwäbisch-Heimatliche, Gemütvolle in dem Tone immer mit. Ein Schwab', der nicht mehr schwäbelt, und mag er Geheimrat und sonst was geworden sein, ist mir undenkbar; er wäre kein rechter Schwab' gewesen.

Wie sich also schon im Ton der Sprache bis zu einem gewissen Grade einem musikalisch empfindenden Ohre der psychische Untergrund wahrnehmbar macht, wie viel mehr noch im Liede, im Gesange!

Im Ton des einfachen Volksliedes offenbart sich der innere Gehalt des Volksgemüts. Ein lebendiges seelisches Empfinden im Volke schafft das Volkslied; es ergibt sich von selbst; wie das Wasser aus dem Quell, fließt es aus dem Innern der Seele.

In dem Leben eines Volkes können nun die verschiedensten Strömungen zu den verschiedensten Zeiten erscheinen. Der Lebensinhalt eines Volkes erschöpft sich nicht in einer Epoche, er braucht Jahrhunderte, Jahrtausende, und ist seine Zeit um, so bricht ein Volk zusammen, und nichts vermag die Kraft zu ersetzen, wenn der innere Gehalt erschöpft ist.

Das deutsche Volk ist reich an Leben und Lebenspotenzen. Daher die verschiedensten Abstufungen, die verschiedensten Erscheinungen seiner Kulturentwicklung, verschieden nach Zeit und Raum. Mag in der modernsten Zeit durch die Umwälzungen, welche die Maschine und ihre industriellen Begleiterscheinungen im Volksleben hervorgebracht haben, mag der Einfluß der allgemeinen Volksschulbildung, das Ueberwiegen einer einseitigen naturwissenschaftlichen Weltbetrachtung in den gebildeten Teilen des Volkes den Charakter eines Volksstammes merklich tangiert haben, so hat das deutsche Volk noch einen tieferen Gehalt, als es heute erscheint, und es heißt nur, daß dieser Gehalt auch zu seinem Rechte kommt. Der Wert des deutschen Volkes mißt sich uns in der Tat nicht an seiner äußeren Leistung.

In Süddeutschland hat sich die Volksseele stets einen lebendigeren Ausdruck im Liede gesucht gegenüber dem Norden, der, des seelischen Fluidums durchaus nicht entbehrend, doch im Liede zurückhaltender war. Die Natur des Nordens, die oft herbstliche Stimmung mitten im warmen Sommer, vor allem wohl die intellektuelle Anlage des Volkes drängten nicht zu einem intensiven Liedausdruck. In Mitteldeutschland vereinigten sich die beiden Strömungen von Nord und Süd und hatten eine schöne Mischung der verschiedenen Momente hervorgebracht. Thüringen, das Land der Lieder und der Wälder mit seinen Scharen befiederter und unbefiederter Sänger! Wie hat sich hier ein Bach selbst berauscht an den Tönen des Volksliedes und damit seine eigenen Weisen und Melodien befruchtet, — ganz ähnlich ein Haydn, Beethoven, Schubert an den Volksliedern der österreichischen Heimat! Der Einfluß des Volksempfindens im Volksliede auf die Kunst der Musik ist von allerhöchstem Werte. Die Kunst eines Volkes ist ja im letzten Grunde nichts als ein erweitertes Volkslied; dann ist sie gesund, dann ist sie berechtigt.

Es ist leider heute dieser Zusammenhang fast geschwunden, der intensive Subjektivismus kennt keine An-

knüpfung mehr mit dem Volksganzen. Wir haben heute eine Kunst der Kunst und des Künstlers, nicht eines Volkes. An diesem Mißverhältnis sind beide schuld: der Künstler sowohl als das Volk; der Künstler, weil ihm das Bewußtsein von dem Zusammenhange mit der Volksseele fehlt und er den Reichtum seiner Empfindungswelt durch die subjektiven Zutaten seines kleinen Ichbewußtseins beschränkt, das Volk, weil es in seinem seelischen Ausdruck, in seinem Liede, dem Künstler kein Material anbietet, das jenen anzieht, ihn mit Entzücken lauschen läßt, ihn begeistert. Richard Strauß nahm in seinem Jugendwerke, der symphonischen Dichtung aus Italien, ein bekanntes, modernes neapolitanisches Volkslied auf. Dem Volksliede fehlt jeder tiefere Gehalt. Das Lied interessierte Strauß im Rahmen neapolitanischen Getriebes, wie jeden Nordländer das neapolitanische Leben für eine Weile interessiert. Aber diese Stimmung gibt noch lange nicht den Stoff zu einem besonderen Kunstwerke, in welchem sich Volk und Künstler die Hand reichen. Hans Herrmann verwertete in einer Symphonie ein russisches Volkslied: Klänge der Wolgafischer, von tiefer Melancholie. Er hat nach meinem Empfinden gegenüber Strauß intuitiv das Bessere gewählt. Eigentümlich ist es aber, daß moderne deutsche Musiker an dem heimischen Volksgesang vorübergehen. Man kann dies gewiß als Laune auffassen, daß der Künstler mit einem fremden Volkston einen Reiz erzielen will, den ihm der heimische nicht gibt. Mir scheint der Grund dazu für heute tiefer zu liegen. Bedenken wir nur dies, daß jeder rechte Künstler, besonders der musikalische, Anlehnung an das Volksempfinden sucht, und daß er es als seine hohe Aufgabe fühlt, Interpret dieses Lebens zu sein und zugleich mit den Mitteln der Kunst dasselbe in verklärter Form zu reiner Schönheit und wahrer Größe auszugestalten. Er sucht Verbindung, aber er findet keine Verwandtschaft, und so wird er subjektiv und schweift in seinen eigenen sezessionistischen u. s. w. Gebilden umher.

Das Volksleben von heute hat der Kunst entgegenstehende Tendenzen. Die Wege, die von hier aus sonst zur Kunst hinführen, sind mit wildem Gestrüpp versperrt. Der industrielle und dazu der sozialistische Massenmord tieferer seelischer Empfindungen in Millionen deutscher Männer und Frauen aus dem Volke bringt den Künstler um Anregungen von Empfindungen, von Stimmungen aus der Volksseele heraus, die durch nichts zu ersetzen sind. Daher die andere Erscheinung, daß die Musik als Kunst in Deutschland eine hohe Blüte erreicht hat, als autochthone Erscheinung des Volkslebens dagegen zurücktritt.

Es werden ja die verschiedensten Anstrengungen gemacht, dem Volke seinen Gesang und ihm die Freude an seinen eigenen Weisen wiederzugeben. Selbst auf Dörfern bilden sich Vereine zur Pflege des Gesanges. Wir wollen nichts gegen den guten Eifer der Dirigenten sagen. Zumeist sind es die Lehrer des Ortes, die sich große Mühe geben; aber der großen Masse entspricht zu wenig das geringe Resultat, — denn die seelischen Voraussetzungen zum Volksgesange stehen nicht zur Verfügung. Die Worte des Deutschen Kaisers anläßlich des Frankfurter Gesangswettstreites deutscher Männerchöre mögen hier nicht unberücksichtigt bleiben. Es waren gute Wahrheiten damit gesagt, indessen die Möglichkeit der Verwirklichung ist auch nicht zu ersehen.

Der Volksgesang ist unter den heutigen geistigen, seelischen, sozialen Verhältnissen im Aussterben begriffen. Ist das Schwinden des Volksgesanges ein Zeichen fortschreitender Entwicklung eines Volkes oder umgekehrt des Verfalles? Je nach dem Standpunkte und seinem Verhalten den modernen Gedanken gegenüber wird der einzelne diese Frage beantworten. Für uns bedeutet das Schwinden des Volksgesanges eine Entleerung des Volksgemüts, ein Schritt zur Verflachung, zur Veräußerlichung des Volkslebens und der fortschreitenden Nivellierung. Es fehlt dem deutschen Volke heute noch das rechte Gegengewicht in seinem seelischen Leben, daß es fähig wäre, diesen Prozeß, der jetzt im sozialen Leben vor sich geht, ohne Schaden leicht zu überstehen. Der Aufschwung des Volkes auf dem Gebiete der Industrie ist ein so plötzlicher, fast unvorbereiteter, daß es sich darüber fast verliert, — ganz im Gegensatze zum englischen Volke, das sich durch Jahrhunderte langsam zu seiner jetzigen Rolle vorgebildet hat.

Eine der vielen Astererscheinungen in diesem Prozeß der fortschreitenden Veräußerlichung, Versinnlichung, Vermaterialisierung ist das Schwinden des Volksliedes in seiner Schönheit, Reinheit, Einfachheit, und in dem Volksliede selbst das Zurücktreten des Moll.

Aber, wird man vielleicht erwidern, haben wir nicht herrliche Volkslieder? Wo ist ein Volk, das über einen so reichen Schatz verfügt? Sehe ich nicht vielleicht zu schwarz, zu pessimistisch?

Es ist kein Zweifel, daß wir Volkslieder besitzen, in welchen das seelische Empfinden des Volkes in Freud' und Leid sich einen schönen Ausdruck gesucht und gefunden hat. Indessen wir müssen diesem Zugeständnis doch ein Aber hinzuzufügen.

Das deutsche Volkslied in seiner heutigen Gestalt ist jüngeren Datums. Mit der Vernichtung deutscher Kultur und deutschen Volkslebens durch den 30jährigen Krieg hat auch der Volksgesang viel Einbuße erlitten. Wie auf dem Gebiete des geistlichen Volksgesanges, d. h. des Chorals in der evangelischen Kirche, Lieder von der Bestimmtheit, Tiefe, Objektivität der Gesänge der vorhergehenden Epoche nicht mehr gefunden werden, so ebenso auf dem Gebiete des Volksgesanges. Das 18. und 19. Jahrhundert erfand Weisen von vorwiegend subjektiv-sentimentaler Stimmung, gefällig in der Melodie, aber vielfach auch flach im Charakter. Einzelne Kompositionen eines Silcher, Abt, Radecke (Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar) haben in ihrer schlichten Einfachheit den Volkston getroffen und es ist zu wünschen, daß sie immer und immer wieder gesungen werden und so wiederum zur Vertiefung des Volksempfindens beitragen. Die Schönheit des Volksgesangs früherer Zeiten haben indessen auch diese Lieder nicht erreicht. Welche Perlen des Volksgesangs enthält z. B. eine Madrigalsammlung, wie sie von Renner, Regenburg, herausgegeben sind. Ich bin überzeugt, daß jeder musikalisch empfindende Mensch sich dieses Unterschiedes im Werte deutlich bewußt wird.

Auf eine eigentümliche Erscheinung im modernen Volksgesange möchte ich nun aufmerksam machen, um den Wandel im Volksempfinden zu verdeutlichen. Man nehme den Erkschen deutschen Liederschatz zur Hand, welcher eine Auswahl der beliebtesten und neueren Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- und Studentenlieder enthält, und prüfe die Lieder nach ihrem tonalen Charakter. Von den sämtlichen 200 Liedern sind 194 in der Durtonart (c, g, d, a, f, b, es) und nur 6 davon stehen in der Molltonart. Prüfen wir die letzteren etwas näher! Lied Nr. 18 (Da droben auf jenem Berge) und Lied Nr. 42 (Es war ein König in Thule) ist textlich eine Dichtung Goethes, musikalisch eine Komposition Karl Friedrich Zelters. Die Komposition von Lied Nr. 18 bewegt sich meines Erachtens schon zum Kunstliede hin. Lied Nr. 81 (Nachtigall, o Nachtigall) und Lied Nr. 90 (Schöne Minka ich muß scheiden) sind beide russischen Ursprungs, also nicht deutsche Volkslieder. Es ist bezeichnend, daß unter den wenigen russischen Volksliedern, die von Erk in seiner Sammlung aufgenommen sind, zwei in Moll gehalten sind. Der russische Volksgesang erklingt zumeist in Moll und ist in jeder Hinsicht der Widerhall des russischen Volksempfindens: dunkel, trüb, schwer, ernst, melancholisch, sehnsuchtsvoll; frische, heitere Klänge sind natürlich nicht ausgeschlossen. Lied Nr. 103 (Und der Hans schleicht umher) hat in der ersten achttaktigen Periode Mollcharakter, der in der zweiten achttaktigen Periode sich gänzlich in ein heiteres Dur verwandelt. Lied Nr. 133 ist Theodor Körners letztes Lied: Du Schwert an meiner Linken. Die Melodie dazu erfand Carl Maria v. Weber. Ein durchgehender Mollcharakter ist nicht beibehalten; er kommt eigentlich nur in den zwei einleitenden Takten zur Geltung; das Lied endet mit einem offenen hellen Durklang.

Die Zeit der Entstehung fast sämtlicher Lieder in der Sammlung Erks ist zumeist das 19. Jahrhundert; vor 1770 ist kein Lied in dieser Sammlung erklungen. Die aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammende Melodie zu Robin adair ist irischen Ursprungs; das Gedicht selbst stammt erst aus dem Jahre 1825. In der großen Liedersammlung von Erk, in welcher alle möglichen Lieder früherer Zeiten aufgenommen sind, ist der Ausdruck der Stimmung der Lieder in keiner Weise so vorwiegend auf Dur beschränkt, wie in der bekannten Sammlung. Wir finden hier Lieder der verschiedensten Gattung in Moll.

Wie kommt es, fragen wir uns, daß in früherer Zeit dem Moll eine ungleich bedeutendere Stellung eingeräumt war und daß in dem heutigen Volksliede vor dem Dur das Moll fast verschwunden ist?

Hat dies etwa nur musikalische Gründe? Etwa den, daß das musikalische Ausdrucksvermögen sich tonal noch nicht so abgeschliffen hatte, wie heute, daß das Moll unfanglicher ist als das Dur, daß das Volk die bestimmteren Akkorde von Dur dem schwankenden Charakter der Akkorde in Moll vorzieht? Man könnte dafür noch anführen, daß ja auch in der Kunstmusik das Dur gegenüber dem Moll einen viel breiteren Raum einnimmt, daß also das allmähliche Ueberwiegen von Dur über Moll sich als eine musikalische Notwendigkeit herausentwickelte. Es mag in der Kunstmusik das Sichabschleifen der tonalen Beziehungen zu Dur und Moll mit überwiegendem Durcharakter sich mit der Hereinnahme der temperierten Stimmung als durchaus selbstverständlich gestaltet haben, damit ist jedoch das fast völlige Schwinden des Moll im Volksliede — selbst bei dieser Berücksichtigung der Abhängigkeit des rein Musikalischen im Volksliede von dem allgemeinen musikalischen Stande — noch nicht genügend erklärt.

Um die Frage von einem weiteren Standorte aus betrachten zu können und zu erkennen, wie in der Entwicklung des äußeren, inneren, geistigen, seelischen, künstlerischen Lebens eines Volkes alles im organischen Zusammenhange steht, fragen wir uns zuvörderst: Was ist das Moll überhaupt?

Nach der akustischen Seite ist diese Frage nach dem Wesen und nach dem Ursprung des Moll das Rätsel der Musikforschung. Man gestatte hierzu eine kleine akustische Kontroverse, die, von einfachen Grundgedanken ausgehend, die Unbestimmtheit in der Charakterisierung der Molltonart zeigen soll. Wer sich weiter für diese interessanten akustischen Fragen interessiert, sei hingewiesen auf Hugo Riemanns Katechismus der Musik-Wissenschaft, erschienen bei Hesse in Leipzig, und auf Karl Eitz: Das mathematische reine Tonsystem, erschienen bei Breitkopf u. Härtel, Leipzig. Letzterer hat sich um die Erforschung akustischer Probleme wohl verdient gemacht; es wurde ihm von der preußischen Regierung der Auftrag zuteil, ein Harmonium zu bauen, auf welchem die verschiedenen Stimmungen zur Geltung kommen. Es ist zu bedauern, daß ein derartiges Instrument nur wenigen Musikern bekannt ist und bekannt wird; sie würden den akustischen Problemen ihrer Kunst ein ganz anderes Interesse zuwenden. In dem Folgenden halte ich mich an Ausführungen von Karl Eitz, dem ich gern bei dieser Gelegenheit für mancherlei Anregung meinen Dank sage.

Jeder Klang (Ton), C oder D oder sonst ein anderer, ist eine Summe von einfachen Tönen. Ein Klang C besteht also nicht bloß aus dem einen Ton C, sondern aus vielen sogenannten mitschwingenden Tönen, von denen die wenigsten von unserem Ohre aperzipiert werden. Diese mitschwingenden Töne nennt man auch Partialtöne des betreffenden Klanges C.

Die Partialtöne des Kontra $\underline{C}$-Klanges sind bis zum 15. folgende:

1:2 :3 :4
$\underline{C}$ C (die nächst höhere Oktave), G (die nächst höhere Quinte), c
:5 :6
(die 2. Oktave), e (die darauf folgende Terz), g (die Quinte) u. s. w.

Zur Uebersicht stelle ich es noch einmal zusammen.

						(i)							(i)	
1	:2	:3	:4	:5	:6	:7	:8	:9	:10	:11	:12	:13	:14	:15
$\underline{C}$	C	G	c	e	g	b	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	?	$\bar{g}$	?	$\bar{b}$	$\bar{h}$

Die Zahlen geben nicht nur die Ordnung der Töne, sondern gleichzeitig ihre Schwingungsverhältnisse an, was auch durch das dazwischengesetzte mathematische Zeichen angedeutet worden ist. So verhalten sich z. B. die Schwingungszahlen von c und $\bar{h}$ zu einander wie 4:15. Beim 11. und 13. Partialtone habe ich Fragezeichen setzen müssen, weil diese Töne vom musikalischen Standpunkt aus nicht definierbar sind. Es sind Töne zwischen f und fis und gis und a. Dasselbe trifft eigentlich auch für den 7. und 14. Ton zu; Kirnberger bezeichnet diese Töne mit i. Dieser Ton ist nicht identisch mit dem b und $\bar{b}$, der Septime in C-dur, der bekanntlich temperiert ist, klingt aber als reine Septime zu c. e. g sehr schön.

In der vorstehenden Reihe gehören die Töne:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 8, 10, 12 dem C-Dur-Dreiklange an,
3, 6, 9, 12, 15 „ G-Dur „ „
und 5, 6, 10, 12, 15 „ E-Moll „ „

10:12:15
$\bar{e}$ — $\bar{g}$ — $\bar{h}$ ist also ein natürlich-reiner e-moll-Dreiklang.
6:7:9
Dagegen ist g b $\bar{d}$ kein natürlich-reiner Molldreiklang, wie schon aus den entsprechenden Schwingungsverhältnissen zu ersehen ist. Nämlich: die natürlich-reine kleine Terz $\bar{e}$ — $\bar{g}$ hat das Verhältnis 10:12, oder was dasselbe ist, 5:6. Die kleine Terz g — b hat 6:7. Das ist ein kleineres Intervall als die natürlich-reine kleine Terz (6/7 : 5/6). Die natürlich-reine große Terz $\bar{g}$ — $\bar{h}$ hat das Verhältnis 12:15 oder 4:5. Die große Terz b — $\bar{d}$ hat 7:9. Das ist ein größeres Intervall als die natürlich-reine große Terz (7/9 : 4/5).

Ferner die Quinten $\bar{e}$ — $\bar{h}$ (10:15 oder 2:3) und g — $\bar{d}$ (6:9 oder 2:3) sind einander gleich. Wie aber aus dem eben beschriebenen Verhältnis der Schwingungszahlen zu ersehen ist, ist in $\bar{e}$ — $\bar{g}$ — $\bar{h}$ die Quinte $\bar{e}$ — $\bar{h}$ durch den Terzton g anders geteilt als in g — b — $\bar{d}$ durch den Terzton b.

Ist e — g — h als reiner Mollklang zu bezeichnen (10:12:15), so g — b — $\bar{d}$ als Pseudo-Mollklang (6:7:9). Im Klange ist letzterer ruhiger, aber er hat nicht den vollen Moll-Charakter. Er ist sozusagen ein Rudiment aus dem Sept-Nonen-Akkord c — e — g — b — $\bar{d}$. In diesem Sinne wird das natürliche Gebilde 6:7:9 auch vom Musiker empfunden und verwertet; da es aber auf dem Klavier mit seiner temperierten Stimmung ebenso wie ein Molldreiklang klingt, so wird es oft damit verwechselt, d. h. man definiert dies Gebilde in der Harmoniefolge als Molldreiklang, wo es dem Empfinden nach gar keiner sein kann und darf. Das kann aber auch gar nicht anders sein, denn die Notation macht hier keinen Unterschied und gibt so in keiner Weise Andeutung für den Unterschied dem musikalischen Denken und Erfassen. Es ist ein Verdienst von Eitz, auch auf diesen Punkt seine Aufmerksamkeit gerichtet zu haben und durch Einführung von passenden Bezeichnungen auch das Auge sofort auf eine vorliegende Differenz hinzuweisen. Eitz schreibt mit Recht: Was wir sonst logisch unterscheiden, das unterscheiden wir auch sinnbildlich durch Wort und Zeichen. Daß die letztere Unterscheidung in dem vorliegenden Falle aber nicht gemacht worden ist, deutet auf die Unklarheit der begrifflichen Erfassung des Zusammenhangs. Man kann rund heraus sagen, was wir sinnbildlich durch Worte und Zeichen nicht unterscheiden, das haben wir auch nicht begriffen. Wo aber Begriffe fehlen, da stellt ein Wort (selbstverständlich meist ein falsches) zur rechten Zeit sich ein. Darum ist g — b — $\bar{d}$ (6:7:9) zum Molldreiklang geworden, ohne es zu sein.

Kommen wir nun auf das Wesen des natürlich-reinen Molldreiklangs, so führt die Untersuchung zu folgenden akustischen Tatsachen:

Der e-Moll-Dreiklang (10:12:15 — e — g — $\overline{h}$) erzeugt im Zusammenklange Differenzen als rein akustische Erscheinung. Die Differenzzahlen vorstehender Verhältniszahlen sind 15 — 12 = $\underline{3}$, 15 — 10 = $\underline{5}$, 12 — 10 = $\underline{\underline{2}}$. Das weist in unsrer Partialtonreihe auf die Töne $\overset{2}{C}$ — $\overset{3}{G}$ — $\overset{5}{e}$ hin; C — G — e ist aber ein C-Dur-Dreiklang, der tatsächlich auf dem Harmonium in der reinen Stimmung mitklingt und unschwer hörbar ist. Eine andere Erscheinung ist die, daß die Differenztöne wieder Differenztöne 2., 3. u. s. w. Ordnung erzeugen. 2:3:5 erzeugen 5 — 3 = $\underline{2}$, 5 — 2 = 3, 3 — 2 = $\underline{1}$, ferner $\underline{3}$ — $\underline{2}$ = $\underline{1}$, $\underline{3}$ — $\underline{1}$ = $\underline{2}$, $\underline{2}$ — $\underline{1}$ = $\underline{1}$ und schließlich $\underline{2}$ — $\underline{1}$ = $\underline{1}$. Da hört es auf. Also 10:12:15 führt zurück bis zum Grundklange $\underline{C}$ = 1. Somit ist also für den e-Moll-Dreiklang $\underline{C}$ der eigentliche Grundbaß; und die Differenztöne des e-Moll-Dreiklanges treten vorwiegend zu Gebilden des C-Dur-Dreiklanges zusammen.

Nun hat der Dur-Dreiklang 4.5:6 (c — e — g), wie gleichfalls festzustellen, denselben Grundbaß $\underline{C}$. Darum müssen wir sagen: der Dur-Dreiklang 4, 5, 5 (c — e — g) und der Moll-Dreiklang 10 — 12 — 15 ($\overline{e}$ — $\overline{g}$ — $\overline{h}$) haben denselben Grundbaß $\underline{C}$.

Wie die Klänge einen gemeinsamen Grundbaß haben, so ist andrerseits zu berücksichtigen, und es ist dies mit Recht geschehen, daß die Töne eines Moll-Dreiklanges einen gemeinsamen Oberton haben.

Der 6. Partialton von $\overline{e}$ = 10 ist $\overline{\overline{h}}$ = 6 × 10 = 60
der 5. „ „ $\overline{g}$ = 12 „ $\overline{\overline{h}}$ = 5 × 12 = 60
der 4. „ „ $\overline{h}$ = 15 „ $\overline{\overline{h}}$ = 4 × 15 = 60.

Auf diesen Erscheinungen baut Hugo Riemann seine im übrigen geistvolle Harmonielehre auf. Indessen, es ist auch zu berücksichtigen, daß die Töne des Dur-Dreiklanges einen gemeinsamen Oberton haben.

Der 15. Partialton von c = 4 ist $\overline{\overline{\overline{h}}}$ = 15 × 4 = 60
der 12. „ „ e = 5 „ $\overline{\overline{\overline{h}}}$ = 12 × 5 = 60
der 10. „ „ g = 6 „ $\overline{\overline{\overline{h}}}$ = 10 = 6 = 60.

Von den vier Verhältnissen (e — g — h mit Grundton $\underline{C}$, c — e — g mit Grundton $\underline{C}$, e — g — $\overline{h}$ mit Oberton $\overline{h}$, c — e — g mit Oberton $\overline{h}$) hat man aber, um den Unterschied von Dur und Moll theoretisch zu erklären, immer zwei verschwiegen.

v. Oettingen, und im Anschluß an ihn Hugo Riemann, sagt:

1. Die Töne des Dur-Dreiklanges haben einen gemeinsamen Grund- oder Unterton und heißen demnach tonisch. Der C-Dur-Dreiklang hat ein $\underline{C}$ zum Grundton. Er ist deshalb der tonische Klang von $\underline{C}$.

2. Die Töne des Moll-Dreiklangs haben einen gemeinsamen Oberton und heißen demnach phonisch. Der e-Moll-Dreiklang hat das h zum Oberton. Er ist deshalb der phonische Klang von $\overline{h}$.

Dazu kommt noch die Hauptmannsche Doktrin: Moll ist der Gegensatz von Dur, denn ein Moll-Dreiklang hat nacheinander große und kleine Terz nach unten, der Dur-Dreiklang beides ebenso nach oben, nämlich f ← as ← $\overline{c}$; (kl. Terz, gr. Terz) $\overline{c}$ → $\overline{e}$ → g . c (gr. Terz, kl. Terz) ist in dem einen Falle phonisch, in dem anderen tonisch.

Hierbei ist verschwiegen:

3. Daß $\overline{e}$ — $\overline{g}$ — $\overline{h}$ ebenfalls einen gemeinsamen Unterton c hat, also c = tonisch ist; und

4. Daß c — e — g ebenfalls einen gemeinsamen Oberton $\overline{\overline{\overline{h}}}$ hat, also $\overline{\overline{\overline{h}}}$ phonisch ist.

Wir ziehen das Resultat und müssen sagen, daß die ganze geistreiche Spekulation von der Tonicität und Phonicität, die den Unterschied von Dur und Moll theoretisch begründen soll, an der Klippe des objektiven Tatbestandes scheitert. Akustisch ist nur zu sagen, daß Dur und Moll Erscheinungen eines gemeinsamen Grundklanges sind, die als solche sich differenzieren, ihrem Ursprung nach identisch sind. Ihre verschiedene musikalische Ausgestaltung und Verwertung, die Bevorzugung des einen vor dem anderen ist nicht mehr von rein akustischen, sondern mehr von psychologischen Momenten bedingt. Zu diesen wenden wir uns jetzt wieder.

(Schluß folgt.)

Irrtum und Wahrheit über die theosophische Geistesrichtung.

Von Ludwig Deinhard.

> Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen, etwa nicht lohnt?
>
> Lessing.

Im September dieses Jahres wird in Deutschland eine Dame öffentlich Vorträge über Theosophie halten — eine Frau, zu der zahllose Menschen der Gegenwart in allen Ländern mit innigster Verehrung aufzublicken gewohnt sind. Es ist dies eine Rednerin, bei der sich eine anziehende, Ehrfurcht gebietende Erscheinung mit einem hervorragenden oratorischen Talent und einem kräftigen, wohlklingenden Organ verbindet. Von Geburt ist sie Engländerin, und man muß sich deshalb auf Vorträge in englischer Sprache gefaßt machen. Aber man lasse sich durch diesen Umstand nicht abhalten, einen Vortrag dieser geistvollen Frau zu besuchen. Auch die Zuhörer, welche nur mangelhaft Englisch verstehen, werden, durch den geistigen Einfluß dieser Persönlichkeit angeregt, ihrem Vortrag besser folgen können, als sie glauben. Sie spricht überdies sehr langsam, klar und deutlich.

Die Dame, um die es sich hier handelt, ist Frau Annie Besant, die in allen fünf Weltteilen bekannte Führerin der theosophischen Geistesrichtung, jener geistigen Bewegung der Gegenwart, die der oberflächliche Beobachter als moderne Schwärmerei für den Buddhismus zu bezeichnen liebt. Richtiger freilich wäre die Bezeichnung: eine moderne Rückkehr zu uralten Weisheitslehren oder kürzer: Theosophie in modernem Gewand. Das, was man gewöhnlich in Europa unter Buddhismus versteht, jene unfaßbaren Vorstellungen von einer Seelenwanderung, gepaart mit dunkeln Begriffen von einem Endzustand, der sich Nirwana nennt — dieser Buddhismus und jene uralte Weisheit, welche in den Veden der alten Indier, in den ägyptischen und griechischen Mysterien zum Ausdruck kam, die schon vor fast zweitausend Jahren mit dem Wort Theosophie bezeichnet wurde, diese beiden Dinge verhalten sich zueinander wie etwa eine von weitem betrachtete, einen Kern bergende Schale zu diesem in ihrem Innern befindlichen Kern. Auch das Christentum, d. h. die bekannte christliche Heilslehre, die uns allen, gleichgültig welcher christlichen Kirchengemeinschaft wir auch angehören, von Jugend auf geläufig ist, verhält sich zur Theosophie, wie die Schale zum Kern, genauer ausgedrückt, wie exoterische Lehre zu esoterischem Erfassen dieser Lehre. Wer das Christentum von dieser, seiner esoterischen Seite kennen lernen will, wird gut tun, mit einem der zahlreichen Werke Bekanntschaft zu machen, die Annie Besant veröffentlicht hat. Es ist dies ihr: „Esoteric

Christianity", von M. Scholl unter dem Titel „Esoterisches Christentum" ins Deutsche übertragen.[1]) Demjenigen Leser, der mit der Literatur der Theosophie noch gänzlich unvertraut ist, wird allerdings das Verständnis dieses Buches einige Schwierigkeiten bereiten: denn es wird darin eine genaue Bekanntschaft mit den Grundanschauungen der Theosophie vorausgesetzt.

Zum Zweck der Einführung in diese Grundanschauungen dürfte eine kleine vor einigen Jahren anonym erschienene Schrift sich schon darum besonders eignen, weil deren ungenannter Verfasser über eine glänzende Darstellungsgabe und — wie aus den zahlreichen, dem Buch beigegebenen erläuternden Anmerkungen hervorgeht — über ein außerordentlich vielseitiges Wissen und eine große Belesenheit verfügt. Der Titel dieser Schrift lautet: „Diene dem Ewigen."[2])

Man sollte sich hüten, nach dem vielleicht einmal gehörten Vortrag irgend eines Herrn X., der sich zum Apostel der Theosophie berufen glaubt, oder gar nach dem oder jenem Anhänger dieser Richtung, der einem gerade zufällig in den Weg kommt und in dessen Kopf diese ziemlich verwickelten Probleme eine etwas konfuse Gestalt angenommen haben, diese ganze Geistesbewegung beurteilen zu wollen. In Ländern, in denen diese Bewegung schon älter ist als in Deutschland, namentlich in England, gibt es ganz ausgezeichnete öffentliche Vertreter derselben, Männer von vielseitiger gründlicher Bildung, die eine ungemein fruchtbare literarische Tätigkeit entfalten. Die in London erscheinende „Theosophical Review", das Organ von Annie Besant, an dem mitzuarbeiten sie stets Zeit findet, gleichgültig, ob sie sich auf einer Vortragsreise in Europa oder Amerika oder in ihrem Stammquartier in Benares befindet, wird ihres gediegenen Inhalts wegen auch in Kreisen gelesen, die an der theosophischen Bewegung sonst in keiner Weise beteiligt sind. In England und Holland macht sich der Einfluß der theosophischen Bewegung auch bereits in der Geistlichkeit geltend. Es sind in diesen Ländern evangelische Geistliche zu finden, die die theosophische Lehre von der Entwicklung der menschlichen Individualität durch wiederholte Verkörperung gelegentlich von der Kanzel herab verkündigen. Mit einem solchen kirchlichen Kanzelprediger der Wiederverkörperung ist Verfasser dieser Zeilen kürzlich in Holland zusammengetroffen. Ohne Anfeindungen von streng orthodoxer Seite geht dies natürlich nicht ab.

In Deutschland wird die Lehre von der Wiederverkörperung zwar, so viel mir bekannt, noch von keinem Kanzelredner, wohl aber von zwei namhaften Universitätsgelehrten vertreten. Es sind dies die beiden Professoren der Philosophie Dr. Julius Baumann in Göttingen und Dr. Heinrich Spitta in Tübingen. Ein ganz vortrefflicher Beitrag zur Literatur über dieses wichtige Problem ist namentlich Professor Spittas „Mein Recht auf Leben".

Daß Lessing kurz vor seinem Tode seinen „Gedanken über die Erziehung des Menschengeschlechts" die berühmten letzten zehn Absätze angefügt und sich darin als Anhänger der theosophischen Geistesrichtung bekundet hat, dürfte wohl weniger bekannt sein, als es diese Tatsache eigentlich verdient. Er sowohl wie Herder, Goethe, Schiller, Jean Paul und noch mancher andere Sohn jener großen deutschen Dichter- und Denkerperiode, sie alle waren wohl innerlich von der Notwendigkeit der Wiederverkörperung zur Entwicklung eines höheren Menschentums überzeugt, wenn sie auch nur andeutungsweise oder wie Goethe nur in dichterischem Gewand diesem Gedanken Ausdruck verliehen haben.

Darüber, wie man sich den Vorgang solcher Wiederverkörperung zu denken habe, gibt die theosophische Literatur ziemlich klaren Aufschluß. Trotzdem begegnet man häufig der irrtümlichen Behauptung, die Theosophie lehre eine Art Seelenwanderung. Der so redet, beweist damit nur, daß er niemals in eine der zahlreichen theosophischen Schriften einen Blick geworfen hat — eine Zumutung, die freilich mancher mit Entrüstung zurückweisen zu müssen glaubt, der sehr vieles daraus lernen könnte. Von Seelenwanderung ist in der Theosophie nicht die Rede, wohl aber von einer naturgesetzlich verlaufenden Entwicklung der menschlichen Individualität durch wiederholte Verkörperung. Nicht die Persönlichkeit ist es, die sich wiederverkörpert, sondern vielmehr die dieser zugrunde liegende Individualität mit dem ihr eigenen Bewegungsrhythmus. Der Begriff der Individualität ist in der Theosophie ein fest umgrenzter metaphysischer Begriff. Diese Individualität wandert nicht von einem Körper zum andern, sondern sie wandelt, sie verändert sich, indem sie sich in einer neuen Persönlichkeit fortsetzt.

Man pflegt ferner der theosophischen Geistesrichtung den Vorwurf zu machen, sie bleibe den Beweis für ihre Behauptungen meisteteils ganz schuldig, einfach darum, weil sie Dinge behauptet, die sich überhaupt nicht beweisen lassen. Für die Hypothese der Wiederverkörperung fehle jede beweiskräftige Stütze. Man müsse eben daran glauben, wenn man Mitglied der theosophischen Gesellschaft werden will. Was ist hierauf zu erwidern? Zunächst dies, daß die theosophische Gesellschaft — worunter hier nur die große 1875 von Colonel Olcott gegründete Weltgesellschaft mit dem Stammsitz in Adyar bei Madras verstanden wird, nicht deren spätere Imitationen — keine bestimmten Glaubenssätze, keine Dogmen vertritt. Dagegen bietet sie jedem ihrer Mitglieder das reiche Material an Beobachtungen übersinnlicher (nicht übernatürlicher) Art, die die auf dem Entwicklungspfad weiter vorangeschrittenen, psychisch und mental höher entwickelten Mitglieder zu machen imstande sind. Aus diesem Material übersinnlicher Erfahrungen kann sich dann jeder diejenige Weltanschauung zimmern, die seiner eigenen Erkenntnisstufe entspricht. Wer freilich an der Möglichkeit solcher übersinnlichen Erfahrung deshalb hartnäckig zweifelt, weil sie ihm selbst verschlossen ist, dem wird auch die theosophische Gesellschaft nicht viel nützen können. Solchen skeptischen Naturen wäre eher zu raten, sich einmal mit den Forschungsergebnissen der englisch-amerikanischen Gesellschaft für psychische Forschung,[3]) die diese in ihren Proceedings zusammengestellt hat, vertraut zu machen. Diese letztere Gesellschaft leistet an Genauigkeit der Beobachtung auf dem Gebiete der anormalen und supernormalen psychischen Erscheinungen und an Vorsicht in den aus diesen Beobachtungen zu ziehenden Schlüssen zweifellos alles, was nur menschenmöglich ist.

Weiterhin wäre auf obigen Einwurf gegen die Möglichkeit eines zwingenden Beweises für wiederholt stattfindende Verkörperungen der menschlichen Individualität etwa folgendes zu erwidern: die Stellung, die man zu diesem Problem einnimmt, ist weniger Sache des Glaubens als vielmehr Sache der Erkenntnis. Es gibt eine Menge das innere Wesen der Menschennatur betreffende Tatsachen und Erscheinungen, die erst dann eine vernünftige Erklärung finden, wenn man sie auf Fähigkeiten zurückführt, die in früheren Lebensläufen erworben worden sind. Ich erinnere hier nur an die leicht zu konstatierende Tatsache, daß mathematische Genies, wie dies z. B. bei dem berühmten Gauß und dem großen Rechenkünstler Dase der Fall war, in Familien aufzutreten pflegen, in denen weder Eltern noch Vorfahren irgendwelche besondere mathematische Anlagen verrieten. Das Genie als solches, sei es nun ein mathematisches, musikalisches oder irgendwelches andere wirkliche Genie, hat — so lehrt die Theosophie — überhaupt weder Vorfahren noch Nachkommen, sondern ist ein durch Arbeit und Uebung erworbenes Eigentum der betreffenden Individualität. Jede Individualität ist ihr eigenes Entwicklungsprodukt.

Diesen Sätzen scheinen nun aber in gewissen Fällen die Tatsachen zu widersprechen. In der Familie Bach zum Beispiel scheint sich das musikalische Genie von Vater auf den Sohn vererbt zu haben. Auch Mozarts Vater war bekanntlich ein sehr geschickter Musiker. Dies scheint ja gegen die Behauptungen zu sprechen, die die Theosophie aufstellt und gegen deren Wiederverkörperungslehre. Aber dies *scheint* doch nur so. Genauer betrachtet, liegt die Sache

[1]) Bei Th. Grieben (L. Fernau) in Leipzig erschienen.

[2]) Bei C. A. Schwetschke u. Sohn in Berlin. 1902. M. 1.

[3]) Society for psychical Research. London W. 20 Hanover Square.

folgendermaßen: Musikalische Anlagen der Individualität bedürfen zur Weiterentwicklung eines besonderen Körpers, der einen hohen Grad von Empfindlichkeit gegenüber Tonreizen besitzen muß. Und das Material zu einem solchen Körper kann doch nur von einem Elternpaar geliefert werden, von dem mindestens ein Partner selbst eine ähnliche Reaktionsfähigkeit besitzt. Hier kommt es also auf den nervösen Organismus an. Mathematische Anlagen der Individualität dagegen bedürfen zu ihrer Weiterentwicklung zwar einer besonders feinen Struktur gewisser Gehirnpartien, aber keiner besonderen Eigenart des nervösen Organismus. Durch solche Einschiebung einer sich wiederverkörpernden Individualität, die auf einer ganz bestimmten Entwicklungsstufe angekommen ist — der Entwicklungsstufe des Naturmenschen oder der des Kulturmenschen oder der des werdenden Geistesmenschen —, lösen sich, wie allerdings hier ja nur ganz kurz angedeutet werden kann, also die zahlreichen Rätsel der Vererbung. „Man sieht nicht seinen Eltern ähnlich, weil man deren Kind ist" — lehrt die Theosophie —, „sondern weil man seinen Eltern ähnlich war, deshalb ward man ihr Kind." Ein etwas verwunderlich klingender, aber inhaltreicher Satz!

Was ist nun das Gewissen? Und wie erklärt sich dessen oft so große Verschiedenheit bei Kindern desselben Elternpaares, die in denselben Verhältnissen aufgewachsen, dieselbe Erziehung genossen haben? Wenn wir diese Fragen beantworten wollen, werden wir gut tun, die verschiedenen Entwicklungsstufen der einzelnen Individualitäten ins Auge zu fassen. Vergegenwärtigen wir uns die Wirkung früherer Lebensläufe auf die Bildung des Charakters, so ist das, was wir Gewissen nennen, nichts anderes, als der Ausdruck der Erfahrungen, die eine Individualität im früheren Leben durchgemacht hat und die jetzt im gegenwärtigen Leben das ethische Verhalten bestimmen und so die Erscheinung eines regen oder weniger regen Gewissens oder auch der gänzlichen Gewissenlosigkeit herbeiführen, Unterschiede der Regsamkeit des Gewissens, wie sie sich so häufig in einer und derselben Familie beobachten lassen. Also auch hier ist es der Gedanke einer wiederholten Verkörperung der Individualität, d. h. des dem Individuum zugrunde liegenden Wesenskerns mit seinem bestimmten Bewegungsrhythmus, der uns einen tieferen Einblick in das Wesen unseres eigenen Innern gestattet, uns über uns selbst aufklärt.

Nur der Gedanke der Wiederverkörperung und der mit ihm eng verknüpfte Zwillingsgedanke einer durch die einzelnen Verkörperungen hindurch wirkenden ethischen Kausalität, dem sogenannten Karma-Gesetz der alten Indier, heben die scheinbaren Widersprüche, die scheinbare Ungerechtigkeit alles Menschendaseins auf. Nur mit ihrer Hilfe erkennen wir in der Weltordnung das Walten einer gerechten Gesetzmäßigkeit, während wir ohne sie rat- und hilflos vor der „Unerforschlichkeit des göttlichen Ratschlusses" stehen, wenn wir uns nicht vor seiner Majestät dem Zufall beugen wollen.

Der Leser wird sich wohl durch diese meine unvollkommene Darstellung so weittragender Probleme sicherlich in keiner Weise beeinflussen lassen. Aber es wird vielleicht doch in ihm der Wunsch aufgestiegen sein, dem hier nur flüchtig skizzierten Zwillingsgesetz von Wiederverkörperung und Karma, das ja nach theosophischer Auffassung nicht bloß die Entwicklung des Menschen, sondern die der ganzen belebten Natur beherrscht, etwas näher zu treten, sich über dasselbe näher unterrichten zu lassen. Und dazu kann die oben erwähnte kleine Schrift: „Diene dem Ewigen" treffliche Dienste leisten. Sie gibt nicht nur auf manche Rätselfrage eine plausible, unsere Vernunft vollauf befriedigende Antwort, sondern sie geht auch noch weiter. Ihr Hauptzweck ist, ihre Leser auf den steilen Pfad der eigenen Selbsterziehung zu führen, auf jenen Weg der Selbstvervollkommnung, auf dem wir unser eigenes inneres Werden selbständig fördern, auf dem wir nach manchem dem „Dienst des Ewigen" gewidmeten Leben im wahren Sinne des Wortes Theosophen werden können.

Angesichts der kommenden Vorträge von Frau Besant, von denen der in München am 20. September stattfinden wird,[4]) ist es wohl an der Zeit, der von ihr mit seltenem Geschick vertretenen Geistesrichtung, die gerade bei uns in Deutschland noch so vielen Mißverständnissen begegnet, in diesen Blättern einmal eine Darstellung zuteil werden zu lassen, die über das, was diese Geistesrichtung in Wirklichkeit anstrebt und bedeutet, wenigstens einiges Licht verbreitet, soweit dies eben in einem kurzen Aufsatz möglich ist.

[4]) Ueber das Thema: Theosophy and Christianity.

Bücher und Zeitschriften.

Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Zur Biographie des Dichters. Von Karl Enders. Dortmund 1904. F. W. Ruhfus.

Zweifellos ist das Interesse an Günther, dieser markantesten und eigenartigsten Persönlichkeit in der vorgoetheschen Lyrik, neuerdings wieder in weitesten Kreisen lebendig geworden. Das bewies z. B. der Erfolg jener feinsinnigen Auswahl seiner Gedichte, die Wilhelm v. Scholz kürzlich erscheinen ließ. In der Tat feiert Günther jetzt eine Auferstehung, wie sie keinem anderen Poeten jener längst begrabenen Zeit beschieden ist; wie sie auch kein anderer aus dieser Epoche verdiente. Da kommt das Buch von Enders gerade recht. Es bedeutet einen bemerkenswerten Markstein in der Günther-Forschung und verdient als glänzender Abschluß einer in den letzten Jahren bedeutend angeschwollenen Literatur über Günther entschiedene Anerkennung. Direkt neues Material bringt es freilich wenig. In dieser Hinsicht haben Kalbeck, A. Kopp, vor allem Litzmann dem Verfasser schon bahnbrechend vorgearbeitet. Um so reicher jedoch ist der Ertrag, den er aus einer überaus scharfsinnigen Sichtung und Benutzung des vorliegenden, von ihm auch hier und da erweiterten Stoffgebietes gewinnt. Die in jener Zeit ganz einzig dastehende, überquellende Subjektivität des Dichters macht es Enders möglich, eine überraschende Fülle neuer Beiträge zur Biographie desselben zu gewinnen. Sein Buch bringt eine vollständige Chronologie der Dichtungen und Briefe in übersichtlicher Anordnung und oft eminent geschickter Begründung; Stichproben ergeben, daß die Untersuchung stets in strengster Objektivität und mit kluger Vorsicht geführt wird. Besonders glänzend gelingt sie für die geistlichen Gedichte, deren Chronologie festzustellen man bisher für unmöglich hielt. Nur etwa 50 der zahlreichen Gesamtdichtungen sind undatiert geblieben, ein Dutzend als unecht ausgeschieden worden. Im Zusammenhang mit dieser chronologischen Untersuchung gewinnen wir auch tiefere Einsicht in die Entwicklung Günthers, des Menschen wie des Dichters und übersehen zum erstenmal den Weg, den dies Meteor genommen, in einer fast lückenlosen Vollständigkeit. Vor allem sein Entwicklungsgang als Dichter wird hier zuerst völlig klar. Wir sehen, wie er in der Jugend durchaus unter dem Einfluß von Schmolcke und Menantes-Hunold steht, wie sich allerdings schon früh eine zunächst mehr innerliche Unabhängigkeit bemerklich macht. In Leipzig wirkt dann hauptsächlich Mencke auf ihn ein; neue, fruchtbare Anregung gewähren ihm Anakreon und die römischen Lyriker, später auch Ovid, und schließlich findet er in überströmend persönlich gefärbten Bekenntnisgedichten die ihm ureigene Form zum originalen Inhalt. Alle diese mannigfach verschlungenen und nicht immer leicht ersichtlichen Beziehungen sind von Enders mit großem Fleiß und scharf prüfender Einsicht aufgehellt worden, und so bedeutet sein Buch auch einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte im Anfang des 18. Jahrhunderts. Besonders dankenswert ist das sorgfältig gearbeitete Schlußregister. Für den Laien bietet die Untersuchung in ihrer streng philologischen Sachlichkeit natürlich keine unterhaltsame Lektüre, aber eine moderne kritische Ausgabe der Güntherschen Schriften, eine eingehende Biographie sind ohne sie undenkbar. Der Verfasser beabsichtigt im gleichen Verlag diese dringend nötig gewordene Ausgabe schon

in nächster Zeit zu unternehmen, und man darf nach dieser glänzenden Probe seines Forscherfleißes gewiß auf ein in jeder Beziehung gediegenes Werk rechnen.

Dr. A. Pache.

✠

Allgemeine Rundschau.

Fünfter Internationaler Dermatologenkongreß.

V.

Berlin, 16. Sept. In der heutigen Sitzung wurde eine Frage von allergrößter Bedeutung behandelt: Die parasitäre Krebstheorie und Krebsheilung. Die Parasitenfrage erörterte Prof. Unna (Hamburg), der insbesondere auf die neueste Krebstheorie von Bose einging. Die ganze Frage läßt noch kein endgültiges Urteil zu. Einige Forscher vertreten den Standpunkt, daß es sich bei den gefundenen Körpern um parasitenähnliche (pseudoparasitäre) Bildungen handelt, während andere in ihnen den wirklichen Erreger des Krebses erblicken. Ueber die Züchtungsversuche liegen noch keine tatsächlichen Ergebnisse vor. Unna wies auf die im Nebensaale befindliche Ausstellung einschlägiger Präparate hin, an der sich fünf der bedeutendsten Krebsforscher beteiligt haben. Die Grundlage bilden die von Borrel hergestellten Präparate.

Die nichtchirurgischen Verfahren der Behandlung des Hautkrebses besprach Professor Dr. O. Petersen (St. Petersburg). Er führte aus, daß die erfolgreiche Behandlung des Hautkrebses ohne gründliche Operation nur im Anfang der Krankheit und auch da nur bei kleinen Herden und bei Abwesenheit von Drüsenschwellungen möglich sei. Beachtung verdienen: stetige Umschläge mit Sodalösung, Finsen-, Röntgen- und Radiumlicht und das Gefrierverfahren. Die besten Ergebnisse lieferte von den genannten das Finsensche, das keinerlei schädliche Nebenwirkungen hervorruft. Fortgesetzte Sodaumschläge ergaben teils Heilung, teils Hemmung des Krebses, ebenso Röntgen- und Radiumlicht. Da die Radiumwirkung indessen wenig bekannt ist, so ist große Vorsicht in der Dauer und Häufigkeit der Anwendung nötig. Die Wirkung des Radiums ist noch ungenügend festgestellt und leicht treten lange andauernde Reizerscheinungen auf. Das Gefrierenlassen der Hautkrebse hat meist deutliche Besserung und Hemmung des Krebses bewirkt, bisher jedoch keine Heilung erzielt.

Professor v. Bergmann läßt darauf durch seinen Assistenten Dr. Schlesinger eine Reihe von Personen vorstellen, die in seiner Klinik an teilweise sehr schweren Hautkrebsen operiert wurden und geheilt, d. h. mindestens 3 bis 5 Jahre ohne Rückfälle blieben. Dr. Schlesinger führt zu der Frage aus, es stehe fest, daß die Wirkung der Röntgen- und Radiumstrahlen nur oberflächlich sei. Aeußerlich werde bei jüngeren Hautkrebsen damit eine Heilung erzielt, in den tieferen Schichten aber werde der Krebs sehr häufig um so schlimmer und unbeobachtet weiterwuchern können. Eine Ueberlegenheit der Röntgen- oder Radiumstrahlen gegenüber der chirurgischen Behandlung können wir bei Hautkrebs nicht anerkennen!

Eine von dem Bergmannschen Standpunkte abweichende Meinung vertritt Lesser (Berlin). Man soll hinsichtlich der Behandlungsweise zwei Gruppen von Hautkrebsen auseinanderhalten, die Formen der oberflächlichen Hautkrebse (Ulcus rodens) und die Formen der tieferen. Die oberflächlichen Formen sollen mit Röntgenstrahlen behandelt werden. Die bisherigen Beobachtungen sprechen für eine günstige Wirkung; die Frage nach Rückfällen bleibt dabei offen. Wichtig ist aber der günstige kosmetische Erfolg. Die tieferen Hautkrebsformen hingegen sollen möglichst schnell dem chirurgischen Eingriffe zugeführt werden.

Schließlich kommt noch die Einteilung der Hautkrebse zur Erörterung. Darier (Paris) gibt eine umfassende und eingehende Uebersicht. v. Hansemann (Berlin) beanstandet die vielgestaltige und viel zu weit gehende Systematisierung.

Freitag, 16. Sept. In der Nachmittagssitzung beschäftigte sich der Kongreß zunächst mit der Besprechung der Verwendung der Röntgenstrahlen in der Behandlung der Hautkrankheiten. Als erster sprach Freund (Wien). Er berichtete über gemeinsam mit Oppenheim ausgeführte Messungsversuche über die Wirkung der Röntgenstrahlen unter den verschiedenen Bedingungen. Es folgten Mitteilungen über Schäden, die bei der Verwendung der Röntgenstrahlen beobachtet worden sind. Solche Schäden sind seit der Einführung der Röntgentechnik bekannt und man hat Mittel gefunden, sie möglichst zu vermeiden. Ganz aber lassen sie sich nicht vermeiden. Gestern wurde sogar über schwerere Schäden dieser Art berichtet. In einem Falle hat die Hautentzündung, die sich nach Bestrahlung mit Röntgenstrahlen ausgebildet hatte, die Unterlage zu krebsiger Umwandlung gegeben. Gaucher (Paris) und Werther haben Nierenentzündung nach Röntgenbestrahlung auftreten sehen. Die weiteren Vorträge handeln über Tierversuche, die darauf gerichtet waren, über die biologischen Wirkungen der Röntgenstrahlen Aufschluß zu gewinnen. Buschke und E. Schmidt (Berlin) haben die Frage geprüft, ob und inwieweit Hoden und Nieren und die Schweißsekretion durch Röntgenstrahlen beeinflußt werden. Scholtz (Königsberg i. Pr.) hat die Wirkung des konzentrierten Lichtes untersucht. Seine Ergebnisse faßte er in einer Reihe interessanter Leitsätze zusammen. Schließlich wurde die Ausnutzung der Radiumstrahlen für die Behandlung der Hautleiden besprochen. Blaschko (Berlin) hat mit Radium verschiedener Herkunft Heilversuche bei Hautkranken gemacht und gibt nach seinen Beobachtungen eine Uebersicht über den Bereich derjenigen Prozesse, auf die eine Einwirkung des Radiums festzustellen ist. Weitere einschlägige Mitteilungen werden von Jadassohn (Bern), Schiff und Holzknecht (Wien) gemacht. Scholtz (Königsberg) stellt folgende Leitsätze auf: „I. Die physiologische Wirkung der Radiumstrahlen gleicht im großen und ganzen der Wirkung der Röntgenstrahlen. Sie unterscheidet sich von letzterer in folgendem: 1. Die Radiumstrahlen entfalten eine stärkere Wirkung auf die Gefäße. 2. Die Radiumstrahlen haben eine größere Tiefenwirkung. 3. Die Radiumstrahlen haben eine nicht unbedeutende bakterizide Wirkung. II. In therapeutischer Hinsicht entspricht die Wirkung der Radiumstrahlen ebenfalls im wesentlichen derjenigen der Röntgenstrahlen. Die Wirkung der Radiumstrahlen übertrifft diejenige der Röntgenstrahlen in therapeutischer Hinsicht in folgendem: 1. Die Radiumstrahlen wirken intensiver und günstiger bei bösartigen Neubildungen der Haut, besonders Carcinomen. 2. Die Radiumstrahlen wirken besser bei Telangiektasien und kleinen Angiomen. 3. Vor allem lassen sich die Radiumstrahlen an vielen Körperstellen — speziell in Körperhöhlen — leicht applizieren, an denen die Röntgenstrahlen nicht angewendet werden können.

▪

Die Rückkehr der Discovery.

s. c. Nach länger als dreijähriger Abwesenheit dampfte, so wird aus London gemeldet, am 15. September die Discovery der antarktischen Expedition langsam die Themse herauf und erreichte kurz vor Dunkelheit die Westindiadocks. Nur wenige der auf der Themse liegenden Schiffe ahnten, daß es das Expeditionsschiff war, das dort seinen Weg nach London nahm, aber die Schiffe, die es wußten, grüßten die Heimkehrende mit lauten Zurufen und mit Signalen. Als das Schiff an Gravesend vorüberfuhr, kamen der Mayor und andere Vertreter der Bürgerschaft zur Begrüßung der heimkehrenden Reisenden an Bord. Ein Offizier der Discovery erzählte bei dieser Gelegenheit einem Vertreter des Daily Graphic einige interessante kleine Züge aus dem Leben der Mannschaft in dem Eise des Südens. Er schreibt die Tatsache, daß die Gesundheit der Mannschaft durchweg eine vorzügliche war, dem Umstande zu, daß man die von Hause mitgenommenen Fleischkonserven unberührt ließ und statt

dessen frisches Fleisch genoß, das die Seehunde in reichlicher Fülle boten. Die Jagd auf diese Tiere war eine äußerst einfache. Sie blieben auf dem Eise liegen und schauten teilnahmslos ihre Jäger an, die sie mit einem Schlag auf den Kopf betäubten, worauf der Schiffsmetzger die Betäubten in aller Form schlachtete. Diese Jagdexpeditionen und die Expedition zur Einbringung von Eis zum Zweck der Fabrikation von Trinkwasser bewegten sich in der dunklen Zeit mit Hilfe von langen Leitseilen, um stets sicher zu sein, das Schiff wieder zu finden. Bei den wissenschaftlichen Expeditionen führten die Forscher kleine Zelte mit sich, von denen jedes drei Personen beherbergen konnte. Heftige Schneefälle zwangen die Expeditionsmitglieder oft, mehrere Tage hindurch in diesen Zelten zu verbringen, die zwar an Raum sehr beschränkt, dafür aber sehr behaglich waren. Ihre Mahlzeiten bereiteten sie sich auf kleinen tragbaren Oefen. Zur Aufnahme von Tiefseetemperaturen bediente man sich eines Schlittens, der, mit einer Menge von Instrumenten beladen, bald getragen, bald geschleppt wurde. Wenn das letztere möglich war, so setzte man auf den Schlitten Segel auf.

✠

Kleinere Mitteilungen.

* **Von der Palästinareise Professor Sellins.** Die Neue Freie Presse ist in der Lage, einen Brief mitteilen zu können, den der Begleiter Professor Sellins (Wien) auf seiner gegenwärtigen Forschungsreise nach Palästina, Dr. Hrozny, an den bekannten Wiener Orientalisten Hofrat Professor Dr. H. Müller gerichtet hat. Der Brief ist datiert: Taanak, 3. September 1904, und lautet: „Wie ich bereits auf einer Postkarte berichtete, hat Professor Sellin gleich am zweiten Tage seiner Ausgrabungen einen Keilschriftbrief gefunden; bald darauf wurden weitere Texte entdeckt: ein größerer, leider stark lädierter Brief, ein großes Fragment einer Liste und fünf kleinere Bruchstücke, von denen drei Briefe und die übrigen zwei Listen sind. Der erste Brief, der fast intakt ist, ist besonders wichtig. Der Absender, Amanchasir, fordert von Istarwasur, dem Fürsten von Taanak, die Ablieferung des Tributs nach Megiddo. Taanak war also von Megiddo abhängig. Amanchasir ist jedenfalls der Fürst von Megiddo. Ueber die übrigen Stücke möchte ich mich noch nicht aussprechen, da ich hier ohne alle Hifsmittel arbeite; sie sind aber insofern von Wichtigkeit, als durch sie die Existenz einer größeren Bibliothek in Taanak erwiesen wird. Abgesehen von dem Tafelfunde, der doch ganz eigenartig dasteht, wurden von Professor Sellin selbstverständlich noch viele Scherben, Statuetten, Geräte, Skarabäen, Schmuckgegenstände ꝛc. gefunden. Besonders interessant ist ein vollständiger Goldschmuck, der bei einer Leiche gefunden wurde. Alles in allem kann wohl die Expedition als im höchsten Grade erfolgreich bezeichnet werden.

* **Nordpolforschung.** Aus Tromsoe wird unter dem 18. September gemeldet: Die Entsatzexpedition für die amerikanische Nordpolexpedition an Bord der Amerika ist auf dem Entsatzschiff Frithjof heute hier angekommen. Der Frithjof erreichte den 79. Grad 10 Sekunden nördl. Breite, mußte aber wegen großer Eismassen unverrichteter Sache wieder umkehren. Der Leiter der Entsatzexpedition, Champ, hat erklärt, er wolle einen neuen Entsatzversuch machen.

* **Von den Bibliotheken.** An der Großh. Hofbibliothek in Darmstadt und der Großh. Universitätsbibliothek in Gießen haben die Amtstitel der Beamten eine Aenderung erfahren. Der Vorstand führt künftig den Titel Direktor, der zweite Beamte den Titel Oberbibliothekar, die übrigen fest angestellten Beamten den Titel Bibliothekar, die etatsmäßigen Hilfsarbeiter (Assistenten) den Titel Hilfsbibliothekar.



Hochschulnachrichten.

* **Tübingen.** Die Nachricht, daß der außerordentliche Professor der Chirurgie Dr. H. Küttner als Nachfolger des verstorbenen Professors A. Landerer zum Direktor des neuen städtischen Krankenhauses in Schöneberg ernannt worden sei, entspricht, Berliner Blättern zufolge, nicht den Tatsachen.

* **Göttingen.** Die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften hat 5600 M. an Beihilfen für wissenschaftliche Arbeiten gewährt, und zwar an Prof. Dr. Brendel zur Unterstützung seiner Arbeiten an der Herausgabe von Gauß' Werken, Prof. Dr. Riecke und Prof. Dr. Wiechert zur Fortsetzung ihrer luftelektrischen Untersuchungen, Prof. Dr. Wiechert für seismologische Untersuchungen in den Alpen und Prof. Dr. Wagner für Katalogisierung alter Kartenwerke.

* **Köln.** Zum ordentlichen Mitgliede und Professor für innere Medizin an der Akademie für praktische Medizin ist der Oberarzt der inneren Abteilung der städtischen Krankenanstalten zu Köln a. Rh., Professor Dr. med. Oskar Minkowski, ernannt worden.

Wien. Die Nachricht, daß der Professor der Pharmakologie Hans Horst Meyer (Marburg) die Berufung an die Wiener Universität als Nachfolger Vogls von Fernheim angenommen habe, bestätigt sich nach einer Meldung der Neuen Freien Presse nicht, vielmehr haben wenig günstige Bedingungen den genannten Gelehrten zu einer Ablehnung der Berufung veranlaßt. — Der Privatdozent Dr. R. Much wurde zum außerordentlichen Professor der germanischen Sprachgeschichte und Altertumskunde an der hiesigen Universität ernannt.

M. C. **Rom,** 15. Sept. Infolge eines schrecklichen Unglücksfalles hat die italienische Geschichtswissenschaft einen schweren Verlust erlitten. Der Privatdozent für neuere Geschichte an der Universität Neapel, Gymnasialprofessor Dr. Garofalo, geriet am letzten Mittwoch beim Ueberschreiten der Straße zwischen zwei Wagen der elektrischen Bahn und wurde erdrückt. Der Verstorbene war 1870 in Neapel geboren und gehörte zu den begabtesten jüngeren Gelehrten. Garofalo, der eine Witwe und fünf Kinder hinterläßt, war im Begriff, eine Reise nach Montpellier anzutreten, um an der dortigen Hochschule auf Einladung der philosophischen Fakultät eine Reihe öffentlicher Vorträge zu halten.

* **Von technischen Hochschulen.** An die Technische Hochschule in Danzig ist neuerdings noch der Baumeister John Jahn aus Berlin als ordentlicher Professor für das Maschinenbaufach berufen worden.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 20. September. Nummer 215.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Der Glaubenskampf der protestantischen Landstände unter Herzog Albrecht V.

Der Festigkeit seiner Fürsten verdankt Bayern bekanntlich die Erhaltung des Katholizismus in einer Zeit, wo der eindringenden Reformation große und kleine Staaten und Gemeinwesen willig die Tore öffneten. Herzog Wilhelm IV. hatte den Kampf gegen den Protestantismus mit allen Mitteln durchgeführt und glaubte bereits jede Spur davon in seinem Lande ausgetilgt zu haben. Aber kaum war er drei Jahre tot, so forderte die Landschaft selbst — auf dem Landtag von 1553 — in ihrer Mehrheit, dem Adels- und Bürgerstande, Aenderungen in Glaubenssachen. Die bisherige Einheit des Bekenntnisses war somit bloß eine scheinbare, erzwungene gewesen; insbesondere in den bürgerlichen und adeligen Kreisen hatte Luthers Lehre die Gemüter aufs tiefste ergriffen und eine überzeugte Anhängerschaft geweckt. Das rasche und unerwartete Hervorbrechen des neuen Geistes begünstigte die anfängliche Nachgiebigkeit von Wilhelms Sohn und Nachfolger; für sich selbst freilich war dieser weit entfernt den Glauben seiner Väter preiszugeben, vielmehr blieb er demselben beharrlich treu und am Ende seiner Tage hat er in der bekannten Primogenitur- und Fideikommißdisposition vom 11. April 1578 das römisch-katholische Glaubensbekenntnis ausdrücklich zur Bedingung der Regierungsnachfolge gemacht. Allein er glaubte in den ersten Jahren um der allgemeinen Ruhe willen wenigstens in Einzelheiten den Neuerern Konzessionen machen zu dürfen. Schon auf dem nächsten Landtage von 1556 bemühten sich die weltlichen Stände lebhaft um Durchsetzung solcher; es waren vor allem drei Stücke: die Reichung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, Gestattung der Priesterehe zur Beseitigung der argen Auswüchse des Zölibats, Fleischgenuß an Fasttagen. Der Fürst zeigte sich hierin nicht ganz unzugänglich; bei den einzelnen beschränkten Gewährungen jedoch, die er sich abringen ließ, war sein Hauptabsehen auf Willigung der Landschaft in die nötigen Geldmittel gerichtet — allgemein seufzte man über Steuerdruck —, auf Erlangung der namhaften Mittel, womit er seine noch heute dankenswerte Fürsorge für Wissenschaft und Kunst glänzend betätigen wie seine Neigung zu prächtigem Hofhalt befriedigen konnte. Den Höhepunkt in der kirchenpolitischen Bewegung bildete der Ingolstädter Landtag von 1563. Die Stände brachten ihre Religionsforderungen in gesteigertem Maße und Ungestüm vor; vielfach ertönte der Wunsch nach gänzlicher Beseitigung des Katholizismus durch die Augsburger Konfession; nicht weniger denn dreiundvierzig Landsassen bekannten sich offen als Anhänger derselben und baten, sie mit allen ihren Untertanen dabei bleiben zu lassen. Allein dieser Ansturm machte den Herzog kopfscheu; er erklärte im Landtagsabschiede, infolge des Religionsfriedens sei er nicht verpflichtet, eine andere Religion als die katholische in seinem Lande zu dulden, und auch fest entschlossen, keine andere jemals Wurzel schlagen zu lassen. Die Landsassen aber, denen Luthers Lehre zu einem Herzens- und Lebensbedürfnisse geworden war, wollten das gefährdete Glaubensgut weder für sich noch ihre Grundholden fahren lassen, wirkten vielmehr so viel sie konnten im geheimen für dessen Ausbreitung, und so mußte ihre bewußte Oppositionsstellung dem unbeugsamen Willen des Regenten gegenüber immer mehr sich verschärfen.

Die mächtigste Stütze bot ihnen der für den Protestantismus hochbegeisterte Reichsgraf Joachim von Ortenburg, dessen Geschlecht eine der wenigen, mit den Wittelsbachern gleich alten und ursprünglich gleich ansehnlichen Sippen gewesen ist. Der Hauptsitz der nicht mehr denn anderthalb Quadratmeilen bedeckenden Grafschaft mit kaum zweitausend Einwohnern war der südlich von Vilshofen gelegene Markt Ortenburg, ringsum von bayerischem Gebiete umschlossen. Schon aus diesem Grunde ging das Trachten der bayerischen Fürsten seit Jahrhunderten dahin, gleich anderen mitten inne liegenden Herrschaften und Gebieten auch jenes in ihren Besitz zu bringen, und Albrecht V. erlangte in der Folge, im Jahre 1574, von Kaiser Maximilian II. die Anwartschaft auf die Reichsgrafschaft im Falle ihrer Erledigung. Allein das ersehnte Ereignis trat nie ein. Noch heutzutage blühen die Ortenburger im Mannsstamme weiter, wiederum außer der wittelsbachischen die einzige unter den uralten Grafenfamilien. Erst 1805, auf dem Wege des Tausches, gelang es dem bayerischen Staate, das kleine, gewerbsame Ländchen sich einzuverleiben, indem er dafür das vormals Kloster Langheimsche Schloß Tambach, noch heute die Residenz des erlauchten Hauses, und einen Teil des bambergischen Amtes Seßlach u. s. w. in Oberfranken, beide nahe der sachsen-koburgischen Grenze, unter Uebertragung der reichsständischen Rechte auf die neue „Grafschaft Ortenburg-Tambach" hergab. Seit Januar 1819 ist der Reichsgraf zugleich als Standesherr ständiges Mitglied der Kammer der Reichsräte.

Das Verhältnis der Reichsgrafen von Ortenburg zu Bayern war seit alters kein ganz unabhängiges. Wegen verschiedener Besitzungen daselbst galten sie als bayerische Landsassen und hatten als solche die Landtage des Herzogs zu besuchen. Im übrigen aber gerierten sie sich mit vollem Rechte wie freie Herren und Grafen des Reiches. Allerdings hatten die Herzoge, um ein Steuerrecht geltend zu machen, seit 1549 die Reichsunmittelbarkeit und Reichsständigkeit der Grafschaft beim Reichskammergerichte angestritten, nachdem sie die Beschneidung der Reichsunmittelbarkeit auch bei anderen, innerhalb des Herzogtums befindlichen Herrschaften längst systematisch eingeleitet

hatten.[1]) Der Prozeß, anfangs für die Ortenburger sich günstig anlassend, später aber eine bedenkliche Wendung nehmend, schleppte sich bis zum 4. März 1573 hin, endete indes mit Aberkennung der bayerischen Ansprüche. Im Bewußtsein nun seiner Reichsstandschaft hielt sich der Graf durchaus berechtigt, auf Grund des Augsburger Religionsfriedens von 1555, der sämtlichen Reichsständen das exercitium religionis freistellte und nur die gegenseitige Konvertierung der Untertanen, sowie deren Inschutznahme wider ihre Obrigkeit verbot, das lutherische Bekenntnis in seinem Gebiete einzuführen, womit er bald nach dem unbefriedigenden Ausgange des Ingolstädter Landtags von 1563 den Anfang machte: insofern allerdings ein nicht einwandfreies Unternehmen, als bei schwebenden Rechtsstreitigkeiten jede präjudizielle Handlung zu unterlassen war. In seinen zwei Pfarrkirchen und den zugehörigen drei Filialen predigten jetzt lutherische „Prädikanten", und nicht nur die eigene Einwohnerschaft nahm eifrig an den neuen Gottesdiensten teil, selbst von der bayerischen Nachbarschaft strömte das Volk haufenweise herbei und ließ sich leicht und rasch für den neuen Glauben gewinnen.

Das mußte dem Herzog ein Dorn im Auge sein. Die Staatsraison gebot dem gefährlichen Treiben auf alle mögliche Weise Einhalt zu tun. Konnte er, nachdem der Brand im Landtage eben erst mühsam gedämpft war, ruhig zusehen, wie von einem kleinen Nachbarherd aus ein nicht weniger bedrohliches Feuer gegen sein Haus sich heranwälzte? Zunächst versuchte er die Abwehr mit weniger drastischen Mitteln. Schon Anfang November 1563 zitierte er den Grafen Joachim und seinen Vetter Ulrich nach München, und als sie in Begleitung von Freunden und Rechtsbeiständen kamen, ließ er ihnen durch seine Räte ihr Verhalten ernstlich verweisen mit angefügter Drohung, bei Ungehorsam von einem auf Grund alter Verträge mit ihren Vorfahren beanspruchten Oeffnungsrecht der beiden Burgen Alt- und Neuortenburg Gebrauch zu machen. Die Ortenburger aber beharrten auf ihrem Standpunkt: sie könnten den uralten Freiheiten ihrer Reichsgrafschaft zuwider von einem bayerischen Fürsten keine solchen Befehle annehmen, und dieser möge sich hüten, während des unerledigten Prozesses etwas gegen sie vorzunehmen! Der Herzog aber kehrte sich nicht daran, und die gewaltsame Einnahme der genannten Schlösser war die nächste Folge. Ende Februar 1564 griff er zu weiteren Repressalien. Die beiden protestantischen Prediger wurden über die Donau geschafft, nachdem sie hatten schwören müssen, bei Strafe des „Hängens am nächsten Baum"[2]) nie mehr den bayerischen Boden zu betreten. Reichsgraf Joachim erhob gegen diese Gewalttätigkeiten beim Kaiser und namentlich bei den protestantischen Reichsständen Beschwerde und gewann in der Tat bedeutende Unterstützung, so namentlich bei Herzog Christoph von Württemberg, einem der tüchtigsten Fürsten seiner Zeit, und dem hochedlen Wolfgang von Zweibrücken und Neuburg, der wenige Jahre später durch einen Kriegszug für die in Frankreich unterdrückten Hugenotten sein Leben endete. Bei letzterem hatte Graf Joachim nach Einnahme aller seiner Güter in Neuburg ein überaus freundliches Asyl gefunden. Zugleich ward wegen der erlittenen Gewalt ein neuer Prozeß am Reichskammergericht anhängig. Mit Recht bemerkt hierzu Huschberg (a. a. O., S. 385): „Wäre der Rechtsgang beim obersten Gericht der Deutschen rascher und schneller und jener bereits im Jahre 1549 entstandene Rechtsstreit entschieden gewesen, so hätte vieles, was geschehen, sich nicht ereignet, denn in Albrecht lebte nicht minder wie in Joachim die lebhafte Ueberzeugung, er handhabe bloß die ihm zustehenden Rechte, die er unverletzt seinen Nachfolgern zu hinterlassen die Pflicht habe."

Indessen hatte der Graf für die verjagten Prädikanten rasch Ersatz gefunden und fuhr in der alten Weise fort. Da lud ihn Albrecht abermals an seinen Hof vor, doch der Geladene erschien nicht mehr. Diesem Trotze antwortete der Herzog wieder mit dem Rechte des Stärkeren. Er ließ seine übrigen Schlösser und Güter einziehen, seine Untertanen und Hintersassen des Gehorsams entbinden und für sich in Eid und Pflicht nehmen, des Grafen Beamte und Diener aber teils in die Kerker des Schlosses Burghausen, teils in den berüchtigten Falkenturm zu München abführen und seit 1565 die Einkünfte der ortenburgischen Herrschaften Neudeck (zwischen Pfarrkirchen und Griesbach, ein paar Stunden südwestlich von Ortenburg) und Mattighofen (südöstlich von Braunau, seit dem Frieden von Teschen 1779 zum österreichischen Innviertel gehörig, in den Akten stets „Mattigkofen") seiner Kasse zuführen. Der Graf klagte aufs neue über Land- und Religionsfriedensbruch, was übrigens ebenso seitens des Herzogs wegen Verführung („Abstrickung") seiner Untertanen zur Ketzerei geschah.

Kurfürsten, Fürsten und Stände der Augsburger Konfession verurteilten zwar einmütig Albrechts Vorgehen gegen den Grafen als einen Verstoß wider den Religionsfrieden und suchten beim Kaiser seine Wiedereinsetzung in den früheren Stand zu erwirken. Aber vergeblich bemühte sich dieser zu wiederholtenmalen, beim Herzog dem Ortenburger günstige Vermittelungsvorschläge durchzusetzen. Die Verhandlungen über die Formulierung der gräflichen Unterwerfung zogen sich bis ins Jahr 1566 hin, in welchem sich endlich der Herzog auf vielfältiges Drängen des Reichsoberhauptes, des Kurfürsten von Sachsen und der Verwandtschaft des Grafen, der zu härteren Auflagen sich absolut nicht verstehen wollte, zur Aussöhnung unter glimpflicheren Bedingungen bestimmen ließ.

Jedenfalls konnte Joachim den anfänglichen hochgespannten Zumutungen Albrechts gegenüber mit dem Erreichten zufrieden sein. Am 29. Mai 1566 mußte er ihm, in Gegenwart des Erbprinzen Wilhelm und der fürstlichen Räte, Abbitte leisten; dann erst wurden ihm seine Landgüter zurückgestellt, die Untertanen frisch verpflichtet und ihm innerhalb seiner Grafschaft die Ausübung der Augsburger Konfession für sich, seine Gemahlin und Kinder wie seine ortenburgischen Untertanen bewilligt, doch mit Beschränkung auf die Schloßkapelle bis zum Austrag des anhängigen Rechtsstreits. Liest man das noch erhaltene Abbitteformular unbefangen durch, so ist zuzugeben, daß der böse Handel für ihn im ganzen noch ehrenvoll ausging, wenn man den inzwischen vor sich gegangenen Monstreprozeß gegen seine Freunde und Anhänger ins Auge faßt. Von der Bezichtigung eines Hoch- und Landesverrats oder einer Verschwörung gegen den Fürsten ist keine Spur darin zu finden, und die vorgekommenen Ungebührlichkeiten gegen ihn werden auf die bona fides des Grafen in Gewissens- und Glaubenssachen zurückgeführt.

Es ist das ganz besonders zu betonen, da gegen seine Genossen jene Anklage durchaus erhoben und aufrecht erhalten wurde. Aber was gab den Anlaß hierzu? Etwas über zwei Jahre vorher bei der Einnahme des Schlosses Mattighofen durch Albrechts Bewaffnete war ein Briefwechsel des Grafen in des Herzogs Hände gefallen, wodurch er samt seinen zahlreichen Korrespondenten in höchstem Grade kompromittiert erschien. Es waren vertraute Schreiben bayerischer und auswärtiger Adeliger, worin sie ihre Teilnahme an seinem Schicksal, Rat und Beihilfe aussprachen und, wenn sie auch geflissentlich nicht immer das ganze Herz ausschütteten, doch einen starken antikatholischen und zum Teil antidynastischen, ja die Majestät beleidigenden Ton anschlugen. Kaum war der verhängnisvolle Fang bei den beteiligten Inländern bekannt geworden, als die meisten sich beeilten, die Gegenbriefe und sonstige Schreiben, welche weitere Zeugen gegen sie abgeben konnten, haufenweise zu vernichten. Der zugleich höchst erbitterte wie tief bestürzte Fürst witterte schon eine weit verbreitete, selbst sein Leben bedrohende Verschwörung und glaubte sich nur durch rasche Unschädlichmachung der Haupträdelsführer sichern zu können. Sofort wurde ein Inquisitionsprozeß gegen sie eingeleitet und ein außerordentlicher Gerichtshof von einundfünfzig Mitgliedern, aus Landsassen und hohen Beamten bestehend, niedergesetzt,

[1]) Vergl. u. a. Johann Ferdinand Huschberg, Geschichte des Gesamthauses Ortenburg. Sulzbach 1828. S. 325 ff.

[2]) Otto Titan v. Hefner, Adelicher Antiquarius, I. Abteilung. 1. Band, S. 169, München 1866.

worunter sich „9 evangelische und 5 Simulanten“ befunden haben sollen. Der Herzog eröffnete persönlich die Versammlung, wohnte auch den Verhören bei und ergriff mehrmals das Wort. Die Anklage ging auf „schwere Mißhandlung durch Beifall, Vorschub und Beförderung des Grafen Ungebühr“, auf ein „verbotenes geheimes Verständnis und Konspiration und das crimen laesae majestatis“, also auf Hoch- und Landesverrat, Geheimbündelei und Majestätsbeleidigung. Am meisten belastet erschien Pankraz von Freyberg, Herr zu Hohenaschau, der 1542—1546 Pfleger zu Aibling gewesen, dann bei Albrechts Regierungsantritt zum Kammerrat der neu errichteten Hofkammer, der obersten Finanzverwaltungsstelle des Landes, ernannt, später aber sein vertrauter Hofmarschall geworden war, so daß ihn der Fürst selbst, als er ihm noch seine volle Gunst schenkte, seine „andere Hand“ nannte, bis 1562 der nicht mehr zu überbrückende Gegensatz der religiösen Anschauungen das Band löste und zur Verabschiedung des hohen Beamten führte; der Herzog hatte sich vergebens bemüht, ihn bei dem katholischen Glauben seiner Väter zu erhalten. von Freyberg gehörte seitdem zu den glühendsten Eiferern für Luthers Lehre und hatte auf dem Landtag von 1563 am lautesten für sie gesprochen, außerdem am energischsten darauf gedrungen, daß die ständischen Freiheitsbriefe beigebracht und öffentlich vorgelesen wurden, welche seit Jahrhunderten unzweifelhafte, vom Landesherrn wenig beachtete Rechte der Landschaft darboten, die unter gegebenen Voraussetzungen bis zum offenen Widerstande gingen; zur Zeit freilich befand sich die Landschaft der ausgebildeten Landeshoheit und der erstarkten Fürstenmacht gegenüber bereits im entschiedenen Niedergange. Ferner war Freyberg damals einer der Hauptschreier für Etatsverweigerung, um den so geldbedürftigen Herrscher gewaltsam auf willigere Gedanken in Glaubenssachen zu bringen. Wegen solcher „Verhetzung der ständischen Deputierten und Inschutznahme der fürstlichen Widersacher“, dann wegen seiner „ungebührlichen und aufrührerischen Reden“ hatte ihn Albrecht noch während des Landtags selbst zitieren und ihm durch seine Räte einen Verweis erteilen lassen. — Die übrigen Angeklagten wollen wir nur kurz benennen: Achaz von Laiming; Matthias Pelkofer von Wang; Wolf Dietrich von Maxlrain, Herr der reichsunmittelbaren Herrschaft Hohenwaldeck (also in gleicher Stellung wie Joachim von Ortenburg), der eine Zeitlang die Pflegerstelle zu Schärding bekleidet hatte; Hieronymus von Seiboldsdorf zu Schönaich, zugleich Erbküchenmeister des Hochstifts Freising; Hans Christoph von Baumgartner zu Frauenstein, früher bayerischer Pfleger in Friedberg am Lech; Oswald von Eck, Erbmarschall des Hochstifts Regensburg, der einzige Sohn des berühmten Dr. Leonhard von Eck, der einer der einflußreichsten Räte Wilhelms IV. und als dessen Kanzler eine Hauptstütze des Katholizismus gewesen war (!); endlich Joseph Fröschl von Marzoll und Karlstein. Die vielen Ausländer, welche in gleicher Weise teilgenommen hatten, waren leider unerreichbar.

Ueber den Monstreprozeß erwuchsen umfangreiche Akten, die noch wohl konserviert im kgl. Allgemeinen Reichsarchiv zu München hinterliegen; die Prozeßverhandlungen und Korrespondenzen der Grafen von Ortenburg mit den Herzogen von Bayern in Religionsangelegenheiten füllen da nicht weniger denn 27 Bände. Man sieht, daß man auf das wichtige Material acht hatte und es schon in alter Zeit zusammenbinden ließ. Aber an den so bedeutungsvollen Akten, deren Einsichtnahme und Durchforschung für eine richtige historische Würdigung aller Vorgänge selbstredend unerläßlich ist, ging doch die Mehrzahl der Forscher achtlos vorüber, wozu vielleicht die Meinung beitrug, als seien jene sprechenden Zeugnisse für und wider nicht mehr vorhanden, sondern absichtlich der Vernichtung preisgegeben worden. Von den älteren Historikern hat allein der von uns bereits allegierte Geschichtsschreiber des Gesamthauses Ortenburg, Johann Ferdinand Huschberg, der zur Zeit der Abfassung seiner Geschichte (1828) laut Unterschrift am Schlusse der Vorrede „als k. b. Oberlieutenant im k. allgemeinen Reichsarchiv zu München verwendet“ war, dessen reichhaltige Materialien für seinen Gegenstand benützt, allerdings bei weitem nicht so ausgiebig, wie der nunmehr zu erwähnende und zu dem gegenwärtigen Aufsatz Anlaß gebende Autor, da es sich für Huschberg lediglich um eine Episode in der Geschichte des erlauchten Grafenhauses, nicht um eine eigene Monographie über den großen Prozeß handelte. An ihn haben sich dann mehrere Schriftsteller in gutem Glauben angeschlossen. Dagegen hat sich ein noch junger Forscher, der zu diesem Behufe gegen ein Jahr lang im kgl. Allgemeinen Reichsarchiv arbeitete, Dr. Karl Hartmann, der Mühe unterzogen, die weitschichtigen Akten aufs sorgfältigste durchzugehen, und sich schon dadurch ein ganz besonderes Verdienst erworben. Außerdem wurden von ihm noch die „Memorabilia über Pankraz von Freyberg“, über 20 Faszikel stark, aus dem ehemals Hohenaschauer Archive und einiges andere benützt und verwertet. Die Ergebnisse so ausgebreiteter archivalischer Studien sind in einem erst jüngst herausgekommenen Buche, einer Promotionsarbeit, niedergelegt, dessen Titel wir unten angeben.[3]) Dasselbe ist klar und deutlich geschrieben, auch äußerlich gut ausgestattet und übergibt zum erstenmal den Inhalt aller Kriminalverhandlungen in detaillierter Ausführung der Oeffentlichkeit. Voraus geht eine Einleitung über „Kirchliche Zustände während der ersten drei Lustren der Regierung Albrechts V.“ (1550 bis 1565), worauf Abschnitt II—IV den Prozeß gegen den Grafen von Ortenburg behandeln. Das folgende Kapitel schildert dann „Das Verfahren gegen die Freunde des Grafen“. Es gereicht dabei dem Verfasser zu besonderem Lobe, daß er letztere großenteils selbst sprechen läßt, wodurch das Hineintragen einer schiefen oder irrigen Auffassung ausgeschlossen wird und jedermann sich eine eigene Meinung darüber bilden kann. Die Darstellung ist zugleich für die weitesten Kreise berechnet, insofern die vielfach eingestreuten lateinischen Zitate, soweit von Wichtigkeit, durchaus verdeutscht sind und so dem Laien nichts unverständlich bleibt. Anklage und Verteidigung ziehen an uns unmittelbar vorüber, als säßen wir mit in der großen Rundstube der Neuen Feste,[4]) worin das gerichtliche Drama sich abspielte. Und was die Verteidigung anlangt, so bot sie entschieden manches Entlastende und Richtigstellende, wenn auch das Richterkollegium und insbesondere der Herzog sich wenig davon überzeugen ließen. Es waren auch keine gemeinen Verbrecher, die den verwickelten Kreuz- und Querfragen Rede und Antwort zu stehen hatten, vielmehr Zierden des bayerischen Adels, die teilweise, namentlich in ihren Vorfahren, auf nicht geringe Verdienste um das angestammte Fürstenhaus hinweisen konnten. Sie hätten sich sonst nicht so mannhaft geäußert, wie es in der Tat geschehen ist. Allerdings erschienen nicht alle sofort auf die ergangene Vorladung, auch wollten die meisten nicht ohne „freies Geleit“ sich einfinden. Es dürfte jedoch zu weit gehen, darin, wie es der Verfasser tut, den Ausdruck unverhohlenen Schuldbewußtseins zu erblicken. Ein Prozeß auf Majestätsverbrechen besaß damals eine weit schreckhaftere Gestalt wie heutzutage, und der Selbsterhaltungstrieb konnte selbst beherzte Männer dazu bringen, sich so schweren, Leib und Leben gefährdenden Anklagen nach Möglichkeit zu entziehen. Drohte ja zunächst schon im schauerlichen Hintergrunde das „peinliche Malefizrecht“ mit schonungsloser Tortur, von welcher Hochverrat und

[3]) Der Prozeß gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564. Von Dr. Karl Hartmann. München-Regensburg 1904, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz 2c. IV und 272 Seiten groß 8⁰. Preis M. 3.

[4]) Die einst wasserumspülte „Neue Feste“ war derjenige von Herzog Wilhelm IV. neu umgebaute Teil der Residenz, welcher östlich des Küchenhofs und nordöstlich des Brunnenhofs, also am Marstallplatz, lag; westlich lehnten sich später Maximilians I. großartige Neubauten an, längs der heutigen Residenz- und der vormaligen Schwabinger Straße. Die Rundstuben befanden sich alle im ersten Trakte; es gab eine große, mittlere und obere. (Dr. Christian Haeutle, Geschichte der Residenz in München von ihren frühesten Zeiten bis herab zum Jahre 1777 nach archivalischen Quellen, Text-Band zu G. F. Seidels „Die königliche Residenz“. Leipzig 1883, S. 7—13, 27, 115, 134 f. u. a.)

Majestätsbeleidigung selbst Adelige nicht ausschlossen; doch ward in unserem Falle das „strenge Verfahren", obwohl mehreren der Angeklagten vom Herzog ins Gesicht angedroht, auf besondere Demütigung hin gnädig von ihnen abgewendet. Wer derartige Gerichtsverhandlungen flieht oder scheut, ist nicht schon deshalb schuldig zu sprechen. Gerade einer der weniger Belasteten, Fröschl, floh sogar ins Ausland nach Kufstein, ward jedoch, nachdem man sich seines Knechtes bemächtigt und ihm auf der Marterbank den Aufenthalt seines Herrn ausgepreßt hatte, durch die oberösterreichische Regierung zu Innsbruck in Ketten und Banden ausgeliefert.

Das Substrat der Anklage bildete natürlich hauptsächlich das, was die Angeschuldigten selber an den Ortenburger oder sonstwie geschrieben hatten. Auch von diesen Briefen, welche zumeist dem stürmischen Jahre 1563 angehören, hat Dr. Hartmann, je nach ihrer Bedeutung für den Prozeß, kleinere oder größere, chronologisch geordnete Auszüge gegeben, so daß der Leser auch hiervon einen unmittelbaren Einblick bekommt. Sämtliche Angeklagte stellten eine Verschwörung gegen den Landesherrn, sowie hochverräterische Verbindungen mit dem Auslande mit aller Entschiedenheit in Abrede; sie hätten sich zur Erreichung ihrer Absichten nur der Mittel bedient, welche die Landesfreiheiten ihnen an die Hand gaben. Die dabei begangenen unleugbaren Uebergriffe entschuldigten sie mit ihrem Uebereifer für die als einzig wahr erkannte Religion, des Menschen höchsten und eigensten Schatz. Ihre brieflichen, von leidenschaftlichem Affekt eingegebenen und unüberlegten Aeußerungen seien so aufzufassen, sagte einer und in gleichem Sinne äußerten sich andere, „wie man etwa fliegende Gedanken ohne weiteres Nachdenken der Feder befiehlt und dabei vermutet, daß sie verschwieger bleiben". Was ist doch zu allen Zeiten schon geschlossener Briefen anvertraut worden, die ja nie für die Augen des darin Kritisierten berechnet sind! Der Autor konstruiert nun daraus ein förmliches Komplott, eine nach allen Richtungen erwiesene kirchenpolitische Verschwörung. Wir können uns beim besten Willen dem nicht ganz anschließen. Allerdings ergibt sich ein treues, unentwegtes Zusammenstehen der Briefschreiber mit dem Ortenburger in Religionssachen, dabei sind bedrohliche Redensarten untergelaufen, Ausfälle auf die Person des Landesherrn, Hinweise auf Gärungen und Zusammenstöße in Nachbarländern als belehrende Beispiele, wie es bei fortgesetzter Unnachgiebigkeit im eigenen Lande gehen könnte, selbst heimliche, nächtliche Zusammenkünfte sind vorgekommen, und Flugschriften gegen die Staatsreligion verbreitet worden. Aber ein Bündnis zu Aufruhr und Rebellion scheint uns doch nicht vorzuliegen; die ganze Zeitperiode war ohnehin eine gärende, wildbewegte. In brieflichem und noch mehr in mündlichem Austausch suchten die Angeklagten ihre bedrängten Herzen und Gewissen auszuleeren und berieten über Mittel und Wege, ihrer innersten Glaubensüberzeugung zum Siege zu verhelfen; freilich gingen sie dabei zu weit und betrieben ein nach Lage der Dinge aussichtsloses Unternehmen, wenn sie gegen ein dem Herzog reichsgesetzlich gewährleistetes Hoheitsrecht, das der Selbstbestimmung der Landesreligion, so heftig agitierten. Selbst das, was der Verfasser mit als Hauptbeweis für eine geheime Verschwörung anführt, ein in des Ortenburgers Kanzlei vorgefundenes Verzeichnis, worin Dingen und beteiligten Personen gewisse, Uneingeweihten völlig unverständliche Decknamen beigelegt waren — das „Büchlein mit verkehrten Namen", das „Namensbüchl oder Formular", wie es in den Prozeßakten heißt —, braucht nicht so übel ausgelegt zu werden; die sich Aussprechenden waren bei der Gefährlichkeit, die man am Hofe ihrem Unterfangen beimaß, zu doppelter Vorsicht veranlaßt. Man erinnere sich der Decknamen der späteren Illuminaten, die unter stolz klingenden griechischen und römischen Personalien lange für höchst gefährliche Aufwiegler und Umstürzler galten, bis der anfängliche Schrecken der Regierenden vor ihnen einer ruhigeren, fast harmlosen Betrachtung Platz machte. Und so möchten wir trotz der Enthüllungen und Deduktionen des neuen Buches eher S i e g m u n d R i e z l e r beistimmen, der in dem vor fünf Jahren erschienenen vierten Bande seiner vorzüglichen Bayerischen Geschichte, S. 530, folgendes Resumee gibt: „In der Tat lag nichts anderes vor als Bekenntnis der augsburgischen Konfession und gegenseitige Ermutigungen davon festzuhalten, überdies aber Beredungen gegen den Herzog, die der Eifer der Religionsopposition verschuldete. Die Religion war die einzige Triebfeder der gärenden Unzufriedenheit, die sich mit zeitgenössischer Derbheit, auch den Landesfürsten nicht schonend, Luft machte." Läßt nicht schon der Revers des Grafen Joachim, des Hauptes und Mittelpunktes der ganzen Bewegung, eine gemäßigtere Auffassung durchblicken? Der Herzog freilich betrachtete schon die offene Aussprache von Freybergs auf dem Landtage von 1563 als sträfliche „Konspiration".

Bezeichnend ist auch, daß die Räte selbst dem Fürsten wiederholt zu größerer Milde rieten. So kamen denn nach Abschluß der Hauptuntersuchung die „Verschwörer" mit einem öffentlichen Fußfall unter Sicherstellung ihres Leibes, Lebens und vor ewigem Gefängnis", und mit bezüglichen Reversen davon. Nur ihrer zwei, Freyberg und Laiming, wurden gleich wieder in die Gefängnisse des Falkenturms zurückgeführt und daselbst weiteren Verhören unterworfen, von Freyberg mußte am längsten darin schmachten, weil heimliche Niederschriften von ihm entdeckt wurden, wonach er sich an die dem Fürsten ausgestellte Verschreibung als erpreßt für nicht gebunden achtete, und nur auf besonders schwere Bürgschaft ließ man ihn schließlich los; ein Jahr darauf starb der schon lange siechende Mann. Zwecks vollständiger Aussöhnung mit dem Landesherrn hatten die meisten Beschuldigten noch empfindliche Bußen, die Entsagung jeder politischen Wirksamkeit und als sogenannte ritterliche Strafe erhöhte militärische Leistungen im Bedarfsfalle auf sich zu nehmen. Die Richter selbst gaben der Meinung Ausdruck, „man müsse mit um so ernstlicheren Strafen einschreiten, weil sonst die Unsitte, gegen die Obrigkeit zu schreiben und zu reden, gar allgemein werde". Daß aber der Herzog, wie ältere Schriftsteller fabelten, den Häuptern der „Verschwörung" wegen angeblicher Truppenwerbung in Sachsen — so bauschte man die Sache auf — ihre Siegelringe, „mit denen sie den Bund des Aufruhrs besiegelt", auf dem Amboß zertrümmern ließ, hat die neuere Geschichtsforschung als legendarische Ausschmückung aufgezeigt.

An die Schilderung des Verfahrens gegen Joachims Genossen reiht der Autor in Abschnitt VI eine Erörterung über „Verschiedene Fragen", welche für die Stellungnahme zum ganzen Prozeß von ausschlaggebender Bedeutung sind, S. 206—243. Von den sechs Paragraphen ist schon dem Umfange nach der schwerwiegendste „§ 2. Zur Frage der kirchenpolitischen Verschwörung des bayerischen Adels", S. 212—230. Unsere Stellung hierzu haben wir bereits angedeutet. Dann folgt als Anhang eine „Kritik der Prozeßliteratur", S. 244—270, worin der Verfasser die Arbeiten seiner Vorgänger eingehend kritisiert und vornehmlich gegen e i n e n, der übrigens bloß die Freybergschen Memorabilia im K. Allg. Reichsarchive benützt hat, in breitester Ausführung, aber entschieden zu schroff, zu Felde zieht (S. 254—268). Dr. Hartmanns sonst sehr dankenswerte Arbeit scheint uns überhaupt etwas über das Ziel hinauszuschießen; selbstverständlich nehmen wir hierbei seinen durchaus katholischen wie loyal-dynastischen Standpunkt aus, den ihm niemand zum Vorwurf machen wird; allein sein jugendlicher Eifer reißt ihn bisweilen zu übertriebenen Folgerungen hin und drängt ihm gern die Rolle eines advocatus diaboli, eines allzu gestrengen Staatsanwalts, auf. Doch das ist im ganzen kein Schade, weil sich ja, wie bemerkt, niemand des Verfassers Meinung zu unterwerfen braucht; jeder Leser möge selbst sehen, wie er sich mit dem immerhin heiklen Thema abfinden kann. Jedenfalls ist und bleibt sein Buch ein sehr lesenswertes, das mit seinem hochdramatischen, in vielen Partien außerordentlich fesselnden Inhalte das Verständnis jener kämpfereichen Zeit vorzüglich erschließt, und es sollte uns freuen, wenn die knappen Hinweise, die wir hier allein bieten konnten, zu recht fleißiger Lektüre des Werkes aneifern. Gelangt man zu diesem oder jenem Urteil, immer wird man für die Zugänglich-

machung einer so wichtigen historischen Quelle dem Autor zu dauerndem Danke verpflichtet sein.

Noch ein paar Worte über das die letzten zwei Seiten füllende Druckfehlerverzeichnis. Es ist nicht ganz vollständig; während Kleinigkeiten, deren Unrichtigkeit dem aufmerksamen Leser von selbst in die Augen springt, korrigiert erscheinen, blieben einige wichtigere unverbessert, wie z. B. das „landmärsweis auf S. 167, Z. 5 von unten, das offenbar lautmärsweis (= gerüchtweise)[5]) heißen soll, und der „Paukenturm“ auf S. 262, Z. 8 von oben, wofür ohne Frage Falkenturm zu lesen ist.

Wir schließen mit einem kurzen Ausblicke über den Rahmen des Hartmannschen Buches hinaus. Mit dem Drama von 1564 war der Kampfesmut der bayerischen Protestanten im ganzen und großen gebrochen. Nachdem der päpstliche Hof durch Ablehnung aller Konzessionen in Glaubenssachen einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben, trat der Herzog aufs entschiedenste für unbedingte Reinhaltung des Katholizismus auf und führte die Gegenreformation rücksichtslos durch. Protestantisch Gesinnte, wenn sie sich nicht bekehren wollten, wurden einfach des Landes verwiesen, und so mag es den Herzog selbst geschmerzt haben, unter anderen die Zierde der Universität Ingolstadt, den großen Mathematiker und Geographen Philipp Apian, der den geforderten Eid aufs tridentinische Glaubensbekenntnis mit seiner religiösen Ueberzeugung nicht zu vereinbaren vermochte, obwohl er ihm persönlich sehr wohl gesinnt war, um des Prinzips willen fallen und ins Ausland ziehen zu lassen (1568). Nur der Ortenburger feierte zunächst einen Triumph. Das Reichskammergerichtsurteil von 1573 ermöglichte es ihm, innerhalb seiner Grafschaft die Reformation vollends zur Herrschaft zu bringen, und er ließ sich darin auch durch die von Herzog Albrecht verfügte Absperrung der Grenzen nicht stören. Die Grafschaft blieb fortan, mitten im katholischen Bayern, eine protestantische Enklave. Doch bald genug erfuhr Graf Joachim wieder, einen wie gefährlichen Gegner er an Albrecht hatte; wiederholt kam es zu harten Zusammenstößen, und wer den meisten Schaden davon hatte, war immer der Ortenburger. Herzog Wilhelm der Fromme, Albrechts Sohn, setzte die Feindseligkeiten fort, so daß neue Prozesse am höchsten Reichsgericht erwuchsen. Der Plackereien müde, bot Joachim schließlich (1589) alle ortenburgischen Besitzungen um etwas über eine halbe Million Gulden dem Bayernherzog zum Kaufe an, um mit dem Erlöse ein anderes reichsunmittelbares Land im römisch-deutschen Reiche zu erwerben; jedoch vergeblich. Im Jahre 1600 starb er, nachdem er mit drei bayerischen Herrschern einen langwierigen, ihm höchst nachteiligen Kampf geführt hatte.[6]) Altbayern aber blieb infolge des radikalen Vorgehens derselben bis 1801, wo der erste Protestant durch den höchsteigenen Willen des Kurfürsten selbst in der Haupt- und Residenzstadt Aufnahme fand, ein durchaus katholisches Land.

Otto Rieder.

5) Vgl. Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch I, 1531.

6) Näheres bei Huschberg, S. 424 ff. und 473 f.; v. Hefners Adel. Antiquarius I, 1, 159; Riezler IV, 537, 541 bis 545.

Der Volksgesang und die Molltonart.

Von Dr. Franz Bachmann (Dresden).

(Schluß.)

Ich bezeichnete das Moll als das Rätsel der Musikforschung. Musikästhetisch erscheint es mir in gleicher Weise der Ausdruck des Rätsels der Lebensforschung, der Lebensfrage. Wer einigermaßen das Gesetz der Einheit der inneren und äußeren Welt beobachtet, wird in diesen Gedanken nicht nur eine müßige subjektive Spielerei erblicken, sondern sich sofort des Zusammenhangs bewußt werden, der in dem Moll in seiner Verbindung mit dem psychischen Leben sich zeigt. Es kündet sich im Moll das Lebensrätsel, die dunkle, unergründliche Tiefe des menschlichen Seins!

Es ist diese psychische Beziehung dem Sänger wie dem singenden Volke durchaus unbewußt, wie ja dem Menschen zumeist das Bewußtsein um sein Selbst und dessen Urgrund fehlt. Das Bewußtwerden dieses Verhältnisses nimmt dem Menschen die Naivität, die ein charakteristisches Kennzeichen des Volksliedes ist, und führt ihn über seine frühere Empfindungswelt hinaus. Das Resultat des Bewußtwerdens ist freilich auch wieder für die meisten Menschen gleich Null, und es wäre für sie weit besser, sie hätten nie von den Früchten der Erkenntnis gegessen, da sie nicht fähig wurden, den Prozeß bis zu Ende durchzuführen. Das Resultat ist ein kleines Ichbewußtsein. Für die Mehrzahl der Menschen bleibt immerhin der Urgrund unbewußt. Aber es ist dennoch vorhanden und steht in steter Beziehung zum Menschensein, zum Menschenherz und sucht sich geltend zu machen. Keine Kunst gibt diesem Urgrunde ein solches Mittel zur Hand, sich zu offenbaren, denn die der Töne; nicht in Farben, nicht in Worten kann er so seine Existenz zeigen und als wunderbare Erscheinung auftauchen als im Ton, im höchsten Maße im Ton mit Mollcharakter. Der Ton in Moll ist wie ein Bote aus einem weiten großen Land, hinweisend noch auf weitere Fernen und Tiefen. Er hat nicht immer Gelegenheit, seine Botschaft auszurichten, es stehen andere Botschaften an der Schwelle des Bewußtseins, die mit der Fülle ihrer dem menschlichen Tagesbewußtsein näher liegenden Gedanken, Neuigkeiten, praktischen Erörterungen, die eigentümlichen Boten des Urgrunds zurückdrängen und bemüht sind, den Menschen auf eine breitere Oberfläche zu stellen. Es gelingt ihm mit einem gewissen Schein, nicht für immer. Der Mensch bleibt unlösbar verbunden mit seinem großen, rätselhaften Ursprunge. Das Gefühl dafür kann der Mensch ungepflegt lassen, so daß jener wie beseitigt erscheint, der Mensch kann sich mit den Mitteln wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Denkens eine Weltvorstellung vorspiegeln, die ihm den nächstliegenden Gedanken von einem Urgrunde und den damit verbundenen Empfindungen verdecken. Der Mensch kann den Schwerpunkt seines Seins so nach außen verlegt haben, daß er nur Klängen, Gedanken, Stimmungen lauscht, die aus nächster Nähe kommen und sich seinem empirischen Sein akkommodieren, vor allem ihn nicht stören. Dem Menschen kommt damit der Blick in die Tiefe, in das Innere, in das Rätsel des Seins abhanden. Die abwechslungsreiche Oberfläche, nämlich Oberflächlichkeit, genügt ihm.

Man verzeihe die Abschweifung im Rahmen dieses Aufsatzes; ich glaube aber, daß unsere Frage damit zugleich die rechte Beleuchtung erhalten hat.

Das Schwinden des Moll im modernen Volksliede seit ca. 150 Jahren hängt mit den Wandlungen des Volksempfindens zusammen. Es ist keine Frage, daß das metaphysische Empfinden im deutschen Volke besonders in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgetreten ist. Von realer Seite wird ja dieser Prozeß als Fortschritt bezeichnet. Wer an Maschinen, Fabrikschloten, der äußeren Kenntnis exakter Tatsachen den Fortschritt eines Volkes mißt, mag ja immerhin damit recht haben; es ist ohne Zweifel ein Fortschritt, wir leugnen ihn nicht, aber nur ein Fortschritt anderer Kulturwerte. Das Volk ist nüchterner, praktischer, realer, äußerlicher geworden. Viel ist damit verloren gegangen. Ich schwärme nicht für die Romantik, die sich in eine eingebildete Welt verliert, aber die Romantik pflegte doch in gewissem Sinne eine Sehnsucht, eine geistige Unzufriedenheit und lenkte den Blick oder wenigstens die Empfindung auf den großen Urgrund des Lebens, der nicht bloß Urnebel und Rotation heißt.

Das Volk fand für seine metaphysische Empfindungsweise in seiner kirchlich-religiösen Gottesvorstellung einen schwachen intellektuellen Ausdruck dafür; unmittelbarer klingt dieses Gefühl, diese Stimmung in seinem Liede wieder, zuerst in dem gregorianischen, dann im evangelischen Chorale, diesen erhabenen Erscheinungen in der Ge-

sangskunst, deren Wert ein Mozart gar nicht hoch genug anzuschlagen wußte, sodann im Volksliede selber.

Das Volkslied der früheren Jahrhunderte steht in seinem Werte in nichts dem Chorale nach; es hatte einen ebenso großen Charakter und deutete in seinem Ton, in dem sich Freud und Leid der Erscheinungswelt reflektierte, auf einen tiefen Untergrund hin. Melodisch-harmonisch war es von denselben Gesetzen getragen, denn das kirchliche Volkslied. Die Verschiedenheit von Volkslied und Choral war vielfach eine so geringe, daß man kein Bedenken trug, die wunderbaren Weisen des Volksliedes für den Choralgesang zu verwerten. Nach meiner Ueberzeugung hat sich dieser Prozeß in den ersten Jahrhunderten der Kirche ebenso abgespielt wie in dem Zeitalter der Reformation. Man nahm herüber aus dem Gebiet des Volksliedes, was für die Kirche zu verwerten war. Jeder kennt wohl den evangelischen Choral: O Haupt voll Blut und Wunden. Im Texte ist er eine Nachdichtung eines lateinischen Hymnus, seine musikalische Weise führt auf ein Volkslied zurück. Der Text des Volksliedes, das seine Weise an O Haupt voll Blut und Wunden abgetreten hat, heißt:

Mein Gemüt ist mir verwirret,
Das macht eine Jungfrau zart.
Bin ganz und gar verirret,
Mein Herz, das kränkt sich hart.
Hab' Tag und Nacht kein' Ruh',
Führ' allzeit große Klag'.
Tu' seufzen stets und weinen,
In Trauer schier verzag'.

Man singe einmal diesen Text zu seiner Melodie, und man wird sofort den Wert des alten Volksliedes empfinden und begreifen. Die Melodie des Volksliedes: Innsbruck, ich muß dich lassen, ich fahr' dahin mein' Straßen fand eine andere Verbindung mit dem Choraltexte: O Welt, ich muß dich lassen und mit: In allen meinen Taten. Wie umgekehrt Volkslieder dem kirchlichen Liede nachgedichtet wurden, zeigt das Lied:

Wie schön leuchten die Aeugelein,
Der Schönen und der Zarten mein,
Ich kann sie nicht vergessen.
Ihr rotes Zuckermündelein,
Dazu ihr schneeweiß Händelein
Hat mir mein Herz besessen.
Lieblich, freundlich — Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
In ihr Gnaden will ich mich befohlen haben.

Daß diesem Liede der Choral: Wie schön leuchtet der Morgenstern zugrunde liegt, braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden. Wer diesen Fragen, die für die Psychologie des Volkslebens von allergrößtem Werte sind, ein größeres Interesse entgegenbringt, sei hingewiesen auf das Werk von v. Winterfeld: Der evangelische Kirchengesang, 2 Teile. Eine weitere Berücksichtigung des vorliegenden Materials würde hier zu weit führen. Hinweise auf die inneren Vorgänge dieses Prozesses finden sich in meiner Arbeit: Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik, Bertelsmann, Gütersloh 1898.

Wir sehen so aus der Geschichte des Volksliedes, wie eng es mit dem Kirchenliede verwachsen war, daß es melodisch, harmonisch und rhythmisch dem letzteren durchaus verwandt war. Hinsichtlich der Tonalität ist nur zu sagen, daß die alten Kirchenmelodien, nicht bloß Dur und Moll, das Jonische und Aeolische benützten, sondern sogar in besonderer Weise das Dorische, Phrygische, Myxolydische. Das Jonische, das dem Dur von heute am nächsten steht, war in keiner Weise bevorzugt oder besonders beliebt. Darum ist auch das alte Volkslied tonal viel weicher. Es ist freilich zuzugeben, daß die ionische Tonart im Volksliede häufiger auftritt, doch nicht so überwiegend denn heute. Das alte schöne Wiegenlied: Joseph, lieber Joseph mein, hilf mir wiegen mein Kindelein, aus dem 14. Jahrhundert stammend, ist in der ionischen Tonart gehalten. Welch wunderbare Keuschheit, Einfalt, himmlische Reinheit aber zugleich dabei, wie sie z. B. der vierstimmige Satz von Walter vom Jahre 1544 zeigt!

Das innere und innige Band von Volkslied und Kirchenlied ist heute völlig gelöst. Das Volk geht in seinem Liede seine eigenen Wege; die Stimmung im Volksliede von heute hat kaum noch etwas zu tun mit einer kirchlich verwandten. Man versuche einmal, die Melodie eines modernen Volksliedes, wie z. B.: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, oder Im Wald und auf der Heide, da such' ich meine Freude, in ein kirchliches Gewand zu stecken. Es wäre Karikatur. So sehr das kirchliche Empfinden daniederliegt, würde man doch sofort gewahr werden, daß die Stimmung der Volksmelodie nicht genug Würde und Größe hat. Von den oben erwähnten sechs Liedern in Moll würde es nicht schwer sein, diejenige von: Es war ein König in Thule für einen Choralgesang entsprechend umzuformen. In die modernen Volkslieder mit dem überwiegenden Durcharakter ist ein Zug hineingekommen, der sie für die kirchliche Umprägung unfähig macht. Sie sind zu vorwiegend subjektiv, sentimental, lyrisch.

Wir wollen nun den Wert des Volksliedes in seiner modernen Gestalt keineswegs daran messen, ob er sich für den Choralgesang umformen lasse — wenn es auch ein guter Maßstab ist. Wir zogen die Beziehung herbei, die durch die Geschichte selbst gegeben ist. Als subjektiver, sentimentaler, lyrischer Ausdruck braucht das moderne Volkslied deshalb noch nicht eines größeren Wertes zu entbehren. Leider ist dies zumeist der Fall. Es ist leicht, gefällig in seiner Melodie, tonal bleibt es hinter der Vergangenheit weit zurück. In seiner Stimmung kommt es über die Grenzen der subjektiven Persönlichkeit nicht hinaus, und charakterisiert so vortrefflich den modernen Menschen in seiner Beziehung zum Volksganzen. Subjektivismus und Individualismus, eine davon getragene Persönlichkeit, in deren Bewußtsein die Objektivität des Seins nicht hineinspielt, beschränken den Ausdruck des Tones im Volksliede. Bis zu welchem Grade die individuelle, subjektive Stimmung und Art eines Menschen sich entwickeln kann, weiß jeder intensiv ringende moderne Mensch am besten; sie geht schließlich ins Krankhafte über. In dem schnellen Wandel der Kunstrichtungen von heute kommt dies deutlich zutage.

Der moderne Mensch, das moderne Volk in seinen subjektiven Einseitigkeiten bedarf einer gewaltigen Ergänzung in einem großen objektiven Welt- und Lebensempfinden. Der Ton im Volksliede wird damit zuerst wieder ein anderer werden. Alle Versuche auf diesem Gebiete berühren nur die Peripherie und es kommt über Anregungen nicht hinaus. Es muß in der Brust des Menschen erst wieder eine Stimmung geschaffen werden, die den vollen, tiefen Ton aus sich hervorbringt. Man ahnt nicht, zu welcher äußeren Bildung das Volk heute fortgeschritten ist, zu welcher Verflachung es hinsichtlich des inneren Empfindens gelangt ist. Es ist ihm die Stimmung für das Rätsel und für das Forschen nach der harmonischen Lösung geschwunden. So lehnt das Volk instinktiv das Moll in seinem Liede ab, wie denn nach dem Ausspruch eines erfahrenen Musikpädagogen im Schulrock das Schulkind musikalisch kaum eine Befähigung für das Moll mehr zeigt und deshalb die Einführung in das Moll dem Kinde große Schwierigkeiten mache.

Bücher und Zeitschriften.

m. **Zwölfter Jahresbericht 1903 des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich.** Zürich, Druck: Orell Füßli 1904, 160 Seiten in Oktav mit 16 Abbildungen.

Das Landesmuseum der Schweiz gehört, wie der Referent sich im Herbst 1903 eingehend überzeugt hat — seine Führung übernahm Herr Dozent Dr. Heierli in Zürich — nach Architektonik und Einrichtung zu den Zierden des „Gartens Europas“. Seit Ende des Jahres 1903 kün-

die Verwaltungsgeschäfte an Stelle des zurückgetretenen ersten Direktors Dr. H. Angst dessen bisheriger Stellvertreter, Dr. H. Lehmann. Von letzterem ist auch der vorliegende Rechenschaftsbericht im Namen der Landesmuseumskommission erstattet. Dieser enthält außer drei Nekrologen für Dr. Zeller-Werdemüller, Theodor de Saussure und Louis Brion, deren Porträte den auch illustrativ opulent ausgestatteten Band zieren und schmücken (Radierungen von R. Leemann in Zürich), den Bericht über die Landesmuseumskommission, die Jahresrechnung, Geschenke, Einkäufe, sowie sonstige Vermehrung der Sammlungen. Unter den Donationen steht die Schenkung des bisherigen Direktors Dr. Angst in erster Linie. Sie besteht u. a. aus mehr als 100 Stücken einer Sammlung von Gläsern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Auch mehrere Glasgemälde des 16. bis 17. Jahrhunderts gehören hierher (vgl. S. 62—63). — Von sonstigen Geschenken verdient ein Grabdenkmal des Zürichers Ulrich I. von Regerberg, gestorben um 1270, besondere Erwähnung. — Die Einkäufe beginnen mit der neolithischen Periode (S. 65) und setzen sich durch alle Kulturperioden der Schweiz bis zum 19. Jahrhundert fort. — Auch aus den berühmten, urgeschichtlichen Fundstätten des Kantons Tessin wurden nach dem Tode der Leiter der dortigen hochwichtigen Grabungen (1. Eisenzeit) mehrere Einzelfunde gewonnen. Von Port (= portus) bei Nidau a. d. Zihl wurde ein Bornzeschwert (Länge = 101 Zentimeter) und ein La Tène-Schwert erhoben (S. 88). — Weitere Abschnitte sind der eidgenössischen Münz- und Medaillensammlung, dem Besuche des Museums (105,136 Personen, gegen 1902 mehr ca. 3500), ferner den Publikationen der Anstalt („Anzeiger“, „Führer“, „Kunstgewerbliche Altertümer“) gewidmet. Auch der Verkehr mit den kantonalen und lokalen Altertumssammlungen, sowie mit auswärtigen Museen und Forschern wird gewürdigt. — Eine Spezialbeschreibung der Sammlung des Dr. Angst schließt die inhaltsreiche und für jeden Kulturhistoriker und Archäologen wertvolle Berichterstattung.

fr. **Lehrbuch des bürgerlichen Rechts.** Von Dr. J. Kohler, Professor an der Universität Berlin. Berlin 1904. Karl Heymann.

Wir haben gerade keinen Mangel an Lehrbüchern des bürgerlichen Rechts; wenn man in der Buchhandlung danach fragt, bekommt man einen Tisch voll vorgelegt. Trotzdem konnte man allenthalben Freude aussprechen hören, als bekannt wurde, daß Kohler sich entschlossen habe, den umfangreichen Stoff des bürgerlichen Rechts systematisch zu verarbeiten. Kohler ist der Mann, dem ausgeschriebensten Thema neue Seiten abzugewinnen. Seine Darstellung hat in ihrer natürlichen Frische, ihrer unmittelbaren Persönlichkeit etwas Herzerquickendes. Ein Jurist ohne Phantasie, sagt er, ist kein Jurist. Gleich Jhering macht er das gang und gäbe Wort vom trockenen Juristenstil zur Lüge. Immer und überall der Sache auf den Grund gehend, auch den erprobtesten Satz neu auf seine innere Berechtigung prüfend, weiß er doch für seine Ausführungen stets eine leichte und elegante Form zu finden, die neben dem unvergleichlichen Reichtum an allgemeinem Wissen das Studium seiner Arbeiten zum Genusse macht. Von dem Lehrbuch des bürgerlichen Rechts ist bis jetzt ein Band herausgekommen; nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes wird zu näherer Würdigung darauf zurückzukommen sein.

Allgemeine Rundschau.

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

I.

Breslau, 19. Sept.

Schw. Nach der Eröffnungsrede durch Professor Uhthoff (Breslau) und den Begrüßungsansprachen des Oberpräsidenten von Schlesien, Grafen v. Zedlitz-Trützschler, des Rektors der Breslauer Universität, Geheimrats Rosanes und anderer Behörden und Vorstandsmitglieder, über die wir bereits im Hauptblatt kurz berichtet haben, trat die Versammlung, zu der sich etwa 2000 Teilnehmer im Stadttheater zusammengefunden hatten, in die Verhandlungen ein. Den ersten Vortrag hielt Geheimrat Professor Dr. Wilh. Roux (Halle a. S.) über die „Entwicklungsmechanik der Tiere, ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaft“. Roux, der als eigentlicher Gründer dieser Disziplin anzusehen ist, führte aus, daß die sogenannte „beschreibende Entwicklungsmechanik“ das Bildungsgeschehen eines Lebewesens, die Form- und Strukturveränderungen als Substanzumlagerungen erforscht und beschreibt. Die Physik und die Chemie haben das anorganische Geschehen in bestimmte Wirkungsweisen zerlegt. Die Embryologie muß nun das organische „Gestaltungsgeschehen“ so weit als möglich auf die anorganischen Wirkungsweisen zurückführen. Wenn dies nicht möglich ist, muß zunächst eine Analyse in Komponenten erfolgen, welche noch spezifisch organische Eigenschaften zeigen. Sehr viele organische Gestaltungen lassen sich auf einfache physikalische Faktoren zurückführen, z. B. auf mechanische Massenwirkungen, auf die Oberflächenspannung, die Osmose u. s. w. Die einzige exakte, also Sicherheit gewährende Methode zur Erforschung dieser Faktoren und ihrer Wirkungen sei das analytische Experiment. Zum Speziellen übergehend, schilderte der Vortragende zunächst seine eigenen Versuche, mit denen er vor etwa zwei Dezennien methodisch in den großen Komplex von Problemen einzudringen begann, nachdem bereits vorher W. His eine Erklärung der Formbildung auf Grund ungleichen Wachstums und infolge Stauung der sich stärker ausdehnenden Teile an den Nachbarteilen zu geben versucht hatte. Die von Roux an Froscheiern angestellten Versuche ergaben, daß die Bestimmung der Hauptrichtungen des Tieres im Froschei normalerweise durch die Befruchtung geschieht. Andere Experimente zeigten, daß zur Entwicklung des Tieres ein Zusammenwirken aller Teile des Eies nicht erforderlich sei. Die Gestalt und die innere Anordnung des Dotters wirken derartig, daß sie bestimmen, ob ein ganzer oder ein halber Embryo aus der isolierten Teilzelle des Eies gebildet wird. Man könne daher nach Belieben durch künstliche Umformung aus einem Ei mehrere Lebewesen hervorgehen lassen. Zum Schluß seiner Ausführungen kam Redner auf das vielumstrittene Gebiet der „Regulationen“ zu sprechen, erinnerte an die diesbezüglichen Versuche und bestritt die neuerdings wiederbelebte Auffassung, daß zur Erklärung dieser Regulationen, wie auch der normalen Gestaltung eine „zwecktätig gestaltende Seele“ nötig sei. Beim höchsten Lebewesen, dem Menschen, sind die Regulationen am geringsten, insbesondere sei die Bildung von vermehrten Gliedmaßen, von linken Gliedmaßen an der rechten Körperhälfte u. s. w. prozentuell eine außerordentlich seltene, da die Entwicklung des Menschen am festesten mechanisiert ist.

Als nächster Redner sprach Herr Dr. med. Gazert, der Arzt der deutschen Südpolarexpedition, über die Aufgaben, Arbeiten und Erfolge dieser Expedition, gedachte der verschiedenen Methoden der Polarforschung und gab eine eingehende Beschreibung der Reise. Am Schlusse seiner Ausführungen wandte sich der Vortragende gegen die Kritik, die angeblich den richtigen Maßstab für das Leben und Wirken der Mitglieder der Expedition manchmal vermissen ließ. Nichts sei verkehrter, als wenn die heimatliche Kritik nur die Resultate eines bestimmten einzelnen Wissenszweiges ins Auge faßt. Auch die Mitglieder der deutschen Südpolarexpedition hätten Gefahren und Abenteuer erlebt, aber sie seien nicht hinausgezogen, um sie zu suchen und die Welt darüber zu unterhalten, sondern um den Geheimnissen der Antarktis nachzuforschen.

Dritter Internationaler Stenographentag (Gabelsberger).

* Ueber die Verhandlungen und festlichen Veranstaltungen des dritten Internationalen Gabelsbergerschen Stenographentages ist im Hauptblatt berichtet worden. Aus den sachlichen Verhandlungen sind noch folgende besonders interessante Punkte nachzutragen:

Am Samstag hielt Advokat Dr. Fabro aus Budapest einen anregenden Vortrag über die internationale Einheitlichkeit des Gabelsbergerschen Systems. An den Vortrag schloß sich eine längere Debatte. Eine weitere Erörterung der Frage bleibt vorbehalten.

Der Direktor des Bureaus der griechischen Kammer Mindler aus Athen berichtete über die Verhältnisse der Gabelsbergerschen Stenographie in Griechenland. Das System Gabelsbergers wurde von dem Vater des Redners, einem Schüler Gabelsbergers, während seiner Tätigkeit als königl. bayerischer Beamter ins Griechische übertragen. Im Jahre 1855 erhielt er eine Anstellung als Lehrer der Stenographie am Polytechnikum zu Athen. Das erste öffentliche Auftreten der Stenographie geschah in einem Prozeß vor dem Schwurgericht zu Athen im Jahre 1856. Der stenographische Bericht kam damals in Druck heraus und erregte großes Aufsehen. Später, als sich einige Schüler ausgebildet hatten, wurden noch mehrere Prozesse politischer Natur stenographisch aufgenommen und von den Beteiligten in Druck herausgegeben. Aber erst im Jahre 1862 wurde die Stenographie offiziell in der Nationalversammlung eingeführt und vier Stenographen verfaßten die Berichte jener Versammlung und diejenigen der darauf folgenden Parlamentssitzungen. Im Jahre 1866 fiel der Lehrstuhl für Stenographie am Polytechnikum und wurde erst im Jahre 1877 wieder besetzt, im Jahre 1890 aber definitiv aufgehoben. Bis zum Jahre 1900 wurde die Anzahl der Parlamentsstenographen nach und nach bis zu sieben erhöht und später brachte man die Stärke des stenographischen Bureaus auf neun Stenographen, deren Gehalt sich auf 1200—3840 Drachmen jährlich beläuft. Im Parlament werden tägliche Sitzungen abgehalten, die im Durchschnitt 7 Stunden dauern; doch sind auch Sitzungen bis zu 15 Stunden nichts Außergewöhnliches und sogar längere nicht selten. Die Stenographen wechseln im Turnus von 15 Minuten. Es arbeitet jeweilig nur ein Stenograph. Die Berichte werden sogleich nach der Vollendung dem Revisor übergeben, dessen Tätigkeit sich auf die Uebermittlung derselben an die Redner zur Durchsicht und auf die Drucklegung beschränkt. Das kretensische Parlament, das seit 1899 besteht, tagt jedes zweite Jahr bis zu zwei Monaten. Die Sitzungen sind auch dort täglich und dauern bis zu fünf Stunden. Dieses Parlament hat sein eigenes stenographisches Bureau. Der Dienst wird von zwei griechischen Kammerstenographen versehen, die von der kretensischen Regierung eine Entschädigung von je 1000 bis 1500 Franken beziehen. Auch dort werden die Berichte auf Staatskosten gedruckt. Ein Lehrstuhl für Stenographie existiert seit Jahren nur an einer Privathandels- und Gewerbeschule, in der viele Stenographen ausgebildet wurden. Die griechischen Kammerstenographen sind sämtlich Doktoren der Rechte und einige derselben praktizieren während ihrer freien Zeit als Advokaten. Dieselben geben auch auf Verlangen jedem, der die nötigen Vorkenntnisse besitzt, unentgeltlich Unterricht, und auf diese Weise sind bis jetzt schon viele tüchtige junge Leute in der Stenographie ausgebildet worden. Auch in den griechischen Kolonien der Türkei und Aegyptens, in Konstantinopel, Alexandria, Smyrna, Salonichi befinden sich viele Jünger Gabelsbergers, welche die Stenographie praktisch verwerten und welche dieselbe in Athen erlernt haben.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

ct. Ein afrikanisches Kartenwerk. Der geographische Dienst der französischen Armee hat soeben eine große Karte in 17 Blättern für das französische Westafrika herausgegeben, die vom Generalstab der Kolonialtruppen aufgenommen worden ist. Da aber auch diese Karte nicht das ganze Gebiet gleichmäßig darstellt, sondern nur die Itinerare der Forschungsreisen nebst deren Erkundungen wiedergibt, ist die Herstellung einer noch größeren Karte im Maßstab von 1:500,000 in wenigstens 60 Blättern beschlossen und auch bereits in Angriff genommen worden. Einzelne Gebiete sollen sogar noch genauer dargestellt werden, z. B. das des unteren Senegal, die Halbinsel des Kap Verde u. a. Die Arbeiten werden selbstverständlich viele Jahre in Anspruch nehmen. Gegenwärtig sind Geodäten und Topographen in der Gegend von Dakar beschäftigt, dann soll die Umgebung von Saint-Louis an die Reihe kommen. Sehr wahrscheinlich wird bereits in nächster Zeit auch eine Expedition nach der Elfenbeinküste entsandt werden, um eine genaue Karte dieser Kolonie anzufertigen und dabei eine Untersuchung des mineralreichen Bezirks von Sanwi einzuleiten.

* Volksgesundheitspflege. Das im kaiserlichen Gesundheitsamt bearbeitete „Gesundheitsbüchlein", enthaltend eine Zusammenstellung der wichtigsten Tatsachen aus dem Bereiche des Gesundheitswesens in gemeinfaßlicher Form mit erläuternden Abbildungen, ist jetzt in der 10. Auflage erschienen, die nach verschiedenen Richtungen hin, insbesondere auch durch eine Tafel mit farbigen Abbildungen der wichtigsten eßbaren und giftigen Pilze erweitert worden ist. Das Buch ist von der Verlagsbuchhandlung Julius Springer in Berlin N., Monbijouplatz 3, zu beziehen, und kostet kartoniert 1 M., in Leinwand gebunden 1 M. 25 Pf., bei gleichzeitigem Bezuge von mindestens 20 Exemplaren das Exemplar kartoniert 0.80 M., in Leinwand gebunden 1 M.

∽ Eine Société Préhistorique de France hat sich, wie das Athenäum meldet, in Paris gebildet. Präsident ist M. Emile Rivière, Ehrenpräsident M. Edouard Piette.

* Der internationale Ophthalmologenkongreß in Luzern wurde am Samstag geschlossen. Als nächster Versammlungsort wurde Neapel gewählt.

* Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer. Das Auswärtige Amt zu Berlin sucht für die deutsche Schule in Saipan (Marianen) einen Lehrer, der die spanische Sprache beherrscht. Gehalt 4000 M. nebst freier Wohnung und Entschädigung für Hin- und Rückreise. Verpflichtung vorläufig auf drei Jahre. — Die deutsche Knabenschule zu Smyrna sucht einen Theologen für den Unterricht in Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie, Gesang u. s. w. Gehalt 1500 M. nebst freier Station u. s. w. — Die deutsche Eisenbahnschule zu Karagatsch sucht einen unverheirateten, evangelischen Volksschullehrer, der englischen Unterricht erteilen kann. Anfangsgehalt etwa 1546 M. nebst 10 v. H. dieses Gehaltes als Wohnungsentschädigung. — Die deutsche Schule zu Blumenau, Santa Catharina (Brasilien), sucht zum 1. Januar 1905 zwei evangelische Volksschullehrer. Gehalt monatlich 120 M. Verpflichtung auf vier bis fünf Jahre. — Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrkräfte mit Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Photographie sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7.

* Todesfall. An der tschechischen Universität zu Prag ist der Lektor der französischen Sprache Jiri Mohl gestorben.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Privatdozent Dr. Hans Gudden, ein Sohn des 1886 auf so tragische Weise verstorbenen Psychiaters, ist zum Leiter der psychiatrischen Poliklinik an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Straßburg.** Der außerordentliche Professor der Kunstgeschichte Dr. Friedrich Leitschuh hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Freiburg i. Br. angenommen.

* **Kiel.** Die medizinische Fakultät hat dem Sanitätsrat Dr. Eckermann in Eutin aus Anlaß seines 50jährigen Doktorjubiläums das Diplom erneuert.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor für Eisenbahnbau an der Technischen Hochschule in Wien, R. v. Reckenschuß, ist zum ordentlichen Professor dieses Faches ernannt worden.

hc. **Lausanne.** Die außerordentlichen Professoren B. Galli-Valerio (Hygiene und Parasitologie), Henri Joly (Mathematik) und August Dommer (Mechanik) sind zu ordentlichen Professoren ernannt worden.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Schiller, Mercier und Huber.

Von Richard Fester.

In keiner vollständigen Ausgabe der Werke Schillers fehlt die Uebersetzung des „Précis historique“ zu Merciers „Portrait de Philippe II., roi d'Espagne“. Seitdem Döring sie seiner Nachlese zu Schillers Werken einverleibt hat, ist sie dem Dichter des „Don Carlos“ meines Wissens nur einmal, von Manchot, abgesprochen worden. Manchot[1]) hat 1886 nachgewiesen, daß die für „die unüberwindliche Flotte“ Schillers benutzte Vorlage Merciers kein „poëte“, kein Dichter des Zeitalters der Elisabeth, überhaupt kein älterer Dichter, sondern ein Zeitgenosse Schillers und Merciers, Martin Crugot († 1790), Verfasser eines auch ins Französische übersetzten Erbauungsbuches, gewesen ist. In diesem seit 1756 öfter aufgelegten „Christ in der Einsamkeit“ schildert der Hofprediger des Fürsten Carolath die Allmacht Gottes mit den Worten, die Mercier in einer Anmerkung seines „précis historique“ zitiert und Schiller in Verse umgegossen hat. Wer die Vorlage der „Unüberwindlichen Flotte“ in Merciers Fassung zuerst benutzt hat, bleibt für Manchot nach jenen tatsächlichen Feststellungen noch fraglich. Er fand im 95. Bande der Berliner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“[2]) „geradezu ausgesprochen, daß derselbe Uebersetzer, der den „précis historique“ im zweiten Hefte der „Rheinischen Thalia“ Schillers 1786 veröffentlichte, auch das ganze Buch ins Deutsche übertragen habe“, das 1788 in Liegnitz und Leipzig bei David Siegert anonym erschien unter dem Titel: „Philipp der Zweyte, König von Spanien. Ein dramatisches Gemählde von Mercier. Aus dem Französischen“.[3]) Schiller und den Liegnitzer Uebersetzer für ein und dieselbe Person zu halten, kommt ihm nicht bei. Vielmehr vermutet er,[4]) daß auch die Uebersetzung der Einleitung in der „Thalia“ von dem Liegnitzer Anonymus herrühre, ja er geht noch weiter, indem er es für nicht unmöglich erklärt, daß dieser Uebersetzer bereits die Anmerkung Merciers mit dem Zitat aus Crugot in Verse gebracht habe. So erklärt er es sich wenigstens am besten, daß Schiller seinem Gedichte später hinzufügte „nach einem älteren Dichter“, so erklärt er sich ferner, daß der Liegnitzer Anonymus, obwohl er einige Striche der Thaliaübersetzung wieder aufmacht, diese Anmerkung Merciers wegläßt, so erklärt er es sich endlich, daß in dem Vorwort zu der Uebersetzung von 1788 „mit etwas persönlicher Gereiztheit gegen Schiller der Vorwurf erhoben werde, es fehle ihm an Verständnis für das Dramatische!“

Während Manchots tatsächliche Feststellungen allgemeinen Anklang fanden, ist die Schiller-Forschung über seine Vermutungen zur Tagesordnung übergegangen. Aus der einzigen Erwähnung der Thaliaübersetzung in einem Briefe Schillers an seinen Verleger[5]) lassen sich zwar auf die Autorschaft keine Schlüsse ziehen, aber ebenso wenig spricht der von Manchot betonte Umstand, daß die Uebersetzung nicht signiert ist, gegen Schillers Autorschaft, da auch unzweifelhaft Schillersche Thaliabeiträge, wie „Der Geisterseher“, ohne irgendwelche Signatur erschienen sind.[6]) Auch aus der Rezension der Liegnitzer Uebersetzung in der Allgemeinen deutschen Bibliothek im Jahrgang 1790 hat Manchot mehr herausgelesen als darin steht. „Gegen die historische Einleitung — sagt der mit Tu. unterzeichnete Kritiker —, die nicht so sklavisch übersetzt ist und schon im zweiten Hefte von Schillers Thalia gestanden hat, sticht das Drama (Merciers) sichtlich ab.“ Er will also nur sagen, daß Merciers „précis historique“ nicht zum erstenmale verdeutscht ist, und sagt damit nichts Neues, sondern wiederholt nur etwas kürzer die Anmerkung des Liegnitzer Uebersetzers zu der „historischen Einleitung“, wonach „dieser historische Abriß, der manchen Lesern vielleicht aus dem zweiten Hefte der Thalia bekannt ist, hier etwas vollständiger erscheint und zum Teil mit einigen Veränderungen übersetzt, obgleich auch hier gewisse, zu weitschweifige Stellen wegbleiben“. Endlich übersieht Manchot, daß Schiller in der Thalia von einem „Dichter jener Zeit“, d. h. der Zeit Philipps II., spricht, Merciers „poëte“ also ganz offenbar mißverstanden hat. Die Aenderung des Dichters „jener Zeit“ in einen „älteren Dichter“ bei der Aufnahme der Unüberwindlichen Flotte in die Gedichte ergab sich später von selbst, insofern „jene Zeit“ bei Herausnahme des Gedichtes aus dem Rahmen des précis

---

1) C. H. Manchot: Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schillers.

2) Berlin und Stettin 1790. 95, 283.

3) XL und 182. München. Staatsbibliothek. P. O. gall. 1456.

4) S. 89 fg. 59.

5) An Göschen (21. Januar 1786) über „einige kleinere Artikel“, die er zur Komplettierung des achten Bogens absenden will, damit der Anfang des zweiten Carlos-Aktes im zweiten Heft mit dem vierten Auftritt abschließt. Jonas, Schillers Briefe 1, 277. Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers 13. Minor, Schiller 2, 625 zu 556 führt für seine Behauptung, daß die Uebersetzung am 13. Dez. 1785 in Druck gegangen sei, nur diese Briefstelle an.

6) Am 13. Februar 1786 ereifert sich Schiller gegen Göschen, daß in einer Ankündigung des zweiten Heftes der Thalia auf dem Umschlag der Literatur- und Völkerkunde von Archenholz „einige Artikel, wozu ich ausdrücklich fremde Zeichen gebraucht habe, mir positiv zugeschrieben werden, vorzüglich die Geschichte aus dem Württembergischen“ („Verbrechen aus Infamie“). Auch Körner fragt Göschen am 24. Februar, „warum Schillern für den Verfasser von Aufsätzen verkündigen, ehe man weiß, ob er sich dazu bekennen will?“ (Geschäftsbriefe 14 fg.) Es wäre schön, wenn sich in einem Exemplar von Archenholzens Zeitschrift noch der Umschlag fände. Der von Schiller aus begreiflichen Gründen verleugnete „Verbrecher aus verlorener Ehre“ ist mit † signiert. Ob Göschen ihm auch den Philipp II. zuschrieb, bleibt vorläufig in suspenso.

historique" unverständlich wurde. Selbst bei der hypothetischen Annahme, daß der Liegnitzer und der Thaliaübersetzer ein und dieselbe Person seien, wäre die weitere Vermutung, daß dieser Anonymus bereits Mercier-Crugot versifiziert und dadurch Schiller zur Ueberarbeitung seines Gedichtes angeregt habe, viel zu weit hergeholt.

So ist man denn dabei geblieben, das Thaliabruchstück für Schiller in Anspruch zu nehmen, so zwar, daß Stükelhaus in der Bellermannschen Ausgabe der Werke noch besonders ihre echt Schillersche Genialität hervorhob,[7]) während Minor wegen der vielen wörtlichen Uebereinstimmungen der beiden Verdeutschungen in dem Liegnitzer Uebersetzer, nach dessen eigenem oben zitierten Geständnis, lediglich einen starken Benutzer der Thaliaübertragung zu sehen scheint.[8])

Trotzdem mußte für die Cottasche Säkularausgabe der Werke Schillers die Untersuchung von neuem aufgenommen werden.[9]) Gerade ein von Minor hervorgehobener Umstand nötigte dazu. Die starke Benutzung der Thaliaübersetzung tritt erst von dem achten Absatze[10]) ab hervor. In den ersten sieben Absätzen stimmen nur einige Worte und Wendungen unauffällig überein. Auch dann fehlt es nicht an mannigfachen beträchtlichen Abweichungen. In der Hauptsache aber ist die Uebereinstimmung vom achten Absatze an eine wörtliche. Ein Uebersetzer, der nach Veröffentlichung einer Probe nun das Ganze bringt, wird gewiß nicht so handeln. Hier liegen meines Erachtens nur zwei Möglichkeiten vor. Entweder der Liegnitzer Uebersetzer will nach Plagiatorweise seine in der Anmerkung nicht so deutlich ausgesprochene Abhängigkeit von der „Thalia" verschleiern. Oder der Liegnitzer Anonymus stellt einen Text wieder her, der sich in der „Thalia" eine stark eingreifende Umarbeitung gefallen lassen mußte. Die erste Möglichkeit würde seiner Uebersetzung jedes literarhistorische Interesse nehmen. Die zweite Möglichkeit verstärkt den Wunsch, den Anonymus kennen zu lernen. Mit der Vergleichung der beiden Texte, auf die ich noch zurückkommen werde, gelangen wir allein nicht zum Ziele. Die Antwort auf das Entweder — Oder gibt in erster Linie der auch von Manchot angeführte „Vorbericht". Manchot fand darin eine gehässige Tendenz gegen den Dramatiker Schiller, was ihm zu der vermeinten Kränkung des ersten deutschen Dichters der „Unüberwindlichen Flotte" zu passen schien. Mit den beiden Möglichkeiten, von denen ich sprach, wenigstens mit der zweiten, ließe sich Gehässigkeit schwer vereinigen. Das Buch ist heute selten und so sei unserer Untersuchung der Wortlaut des „Vorberichtes" vorausgeschickt.

„Ein neuerlich zum Vorschein gekommener Don Karlos — lautet er — hat die an sich so rührende, und schon aus Saint-Reals Bearbeitung auch unhistorischen Lesern so bekannt gewordene Geschichte dieses Prinzen wieder ins Andenken gebracht. Man mag nun jenen Don Karlos, nach dem Ausspruche einer gutmüthigen Rezensenten-Seele, für eines jener Meisterwerke ansehen, welches das „„Kleeblatt zu Göthens Iphigenia, und Lessings Nathan glücklich schließt —"" oder fühllos oder unpatriotisch genug seyn, dem Verfasser der Räuber und der Verschwörung von Genua 2c. 2c. jedes Talent zur dramatischen Kunst wenigstens auf die nächsten zehn Jahre abzusprechen; immer muß es Vergnügen machen, denselben Gegenstand unter der Feder eines französischen Schriftstellers, der in seinen Urteilen und Grundsätzen über das Drama so wenig Franzos ist, auf eine Weise behandelt zu sehen, die nicht nur keinen Leser von Geschmack ohne Theilnehmung lassen wird, sondern vielleicht selbst auch auf dem Theater, für welches das Stück doch eigentlich nicht bestimmt ist, eine Vergleichung mit andern nicht fürchten dürfte."

Wie man sieht, nimmt der Vorbericht auf zwei Rezensenten des Don Carlos Bezug. Die „gutmütige Rezensenten-Seele" hat in der Tat am 10. und 17. November 1787 in den Berliner „Ephemeriden der Literatur und des Theaters" Schillers Don Carlos als ein „Meisterstück" „nach der Menge der dramatischen Mißgeburten" begrüßt[11]) „Die bekannte Geschichte des unglücklichen Infanten lieh, nach den Worten dieses Bewunderers der Schillerschen Muse, dem Dichter Stoff, ein herrliches Werk zu verfertigen, welches nach Nathan dem Weisen, nach Göthens Iphigenie erschien, nun ein vortreffliches Kleeblatt zu vollenden." Das Zitat des Vorberichtes, der danach nicht vor Dezember 1787 geschrieben sein kann, ist also völlig sinngetreu. Auch der „fühllose und unpatriotische" Tadler läßt sich heute noch unschwer ermitteln. Die in den ersten drei Thaliaheften veröffentlichten Fragmente des „Don Carlos" geben einem Kritiker schon 1786 im 32. Bande der Leipziger „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste" den Anlaß, sein unfehlbares Urteil über den Dichter in die verblüffenden Worte zusammenzufassen: „Herr Schiller hat ohne Zweifel viel poetisches Genie; ob er aber ein vorzügliches dramatisches Genie sey, daran glauben wir mit Recht zweifeln zu dürfen."[12])

Auch hier also zitiert der Vorbericht sinngetreu, aber er macht einen bezeichnenden Zusatz, der sich weder in dieser noch einer anderen Rezension[13]) nachweisen läßt. Der Zweifel des Kritikers an Schillers dramatischem Genie ist ein unbedingter, während der Vorbericht vermuten ließ, daß er dem Dichter das dramatische Talent oder besser gesagt, den Besitz der Technik des Dramas „wenigstens auf die nächsten zehn Jahre" abgesprochen habe, mit anderen Worten, daß er ihm den Rat erteilt habe, das versäumte Studium seiner Kunst nachzuholen. Wie kommt, müssen wir fragen, der Verfasser des Vorberichtes zu diesem seltsamen Zusatz. Gehässigkeit kann ihm die Feder nicht geführt haben. Denn jenes unbedingte Urteil lautete ja weit gehässiger. Weder von einem Plagiator, noch von einem gekränkten Uebersetzer erwartet man gerade diese Wendung. Sollte sie nicht von dem herrühren, der seinen Pegasus freiwillig ins Joch gespannt hatte, um erst nach nahezu zehnjähriger historischer und philosophischer Vorbereitung, nach einer ihres gleichen suchenden künstlerischen Selbsterziehung mit allen Zeichen der Meisterschaft und Reife zum Drama zurückzukehren? Sollte nicht kein Geringerer als Schiller selbst der Verfasser des Vorberichtes sein? Die Mühe, die ihn „die Künstler" gekostet haben, schreckt ihn noch 1789 „auf viele Jahre" von ähnlichen Versuchen ab. „Mit dem Dramatischen" will er es zwar „noch auf mehrere Versuche ankommen lassen." Aber den Wetteifer mit Goethes Meisterdramen gibt er auf. Goethe ist ihm, wie er meint, nicht nur an Genie voraus, was sich nicht einholen läßt. Goethe besitzt auch „weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn," was sich Schiller durch Fleiß bis zu einem gewissen Grade zu erwerben getraut, in bewußter Steigerung seiner spezifischen Begabung. Obwohl er damals vor seiner Heirat und vor seiner Professur noch nicht voraussieht, wie lange Historie und Philosophie seine Kräfte in Anspruch nehmen werden, bis er das Maß von Kenntnissen und Kunstsinn besitzt, dessen er als Dramatiker bedarf, meint er doch (Februar 1789), daß sein „nächstes Stück schwerlich in den folgenden zwei Jahren erscheinen dürfte."[14]) Und hat er nicht schon ein Jahr früher, also

7) Schillers Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe. Leipzig. Bibliogr. Institut (1896) 14, 491.

8) A. a. O. 2, 618 zu 477. Vgl. über Schiller und Mercier 477 ff. 566 fg.

9) Durch freundliche Mitteilungen haben mich verpflichtet E. v. d. Hellen, F. Muncker, J. Petersen, H. Schneegans, E. Steinmeyer.

10) Goedeke, Historisch krit. Ausg. 4, 90, 28.

11) Bei Braun, Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen 1, 185 fg.

12) A. a. O. 1, 154.

13) Die Sammlung Brauns ist nicht vollständig. Ich notiere, obgleich für den „Vorbericht" nicht in Betracht kommend, die Rezension der „Kritischen Uebersicht der neusten schönen Litteratur der Deutschen". Leipzig, Göschen. I 2, 9—62. (Göttingen Ephem. litt. 211.) Vgl. Körner an Schiller, 7. Okt. 1788. Briefwechsel (Geiger) 1, 260 (in der Ausgabe von Goedeke 1, 228 vom 8. Oktober).

14) An Körner, 25. Februar 1789. Jonas 2, 237 ff.

gerade um die Zeit, in der jener „Vorbericht" entstanden sein muß, ganz offen gesagt, daß ihn nicht nur ökonomische Gründe, sondern auch das dringende Bedürfnis zu lernen, zum historischen Schriftsteller gemacht hat. „Du wirst es für keine stolze Demuth halten," gesteht er Körner,[15]) „wenn ich Dir sage, daß ich zu e r s c h ö p f e n bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer — weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben." Das Beste wäre freilich, sich einige Zeit ganz den Studien zu widmen. Allein das verbietet ihm seine Armut. Er muß auch sein Lernen rentabel zu machen suchen, indem er vor den Augen des Publikums lernt. „Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und meine ganze Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir die Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buches habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren." An seinem dramatischen Genius läßt er sich auch durch „fühllose und unpatriotische Tadler" nicht irre machen, aber sein Pegasus ist in Gefahr zu verhungern. Er will ihm Zeit lassen, sich herauszufüttern. Daß sich das edle Flügelroß sein Futter im Joch verdienen muß, steht ihm 1788 noch nicht so schreckhaft vor Augen, wie im Sommer 1795[16]) nach siebenjähriger saurer Lernzeit.

Ueberdies sind jene beiden Rezensionen des Don Carlos nachweisbar in Schillers Gesichtskreis getreten. Am 26. Januar 1786 hatte er die Empfehlung eines Engagement suchenden Schauspielers dazu benützt, mit dem Herausgeber der Berliner Ephemeriden und Sekretär des Generaldirektoriums und des Döbbelinschen Theaters, Kriegsrat Christian August Bertram, in Beziehungen zu treten.[17]) Wir wissen nicht, wer jener aus Stuttgart kommende Schauspieler gewesen ist, aber wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß er Bertram viel Schmeichelhaftes ausgerichtet hat und die Genugtuung dieses kunstbeflissenen königlich preußischen Subalternbeamten über Schillers Wertschätzung seiner „patriotischen Kunstliebe" noch verstärken half. Wenn Schiller das erste Thaliaheft nicht schon früher an die „Ephemeriden" eingesandt hatte, wird er diese Gelegenheit zur Ueberreichung eines Exemplars sicher benützt haben. Die Rezension der „Ephemeriden" vom 10. November 1787 quittiert mit selbstgefälligem Danke über eine an die Adresse der berühmten Autoren gerichtete Schmeichelei in der Vorrede zum „Don Carlos". „Euch aber insbesondere — hatte sie Schiller im ersten Thaliaheft[18]) apostrophiert — Schriftsteller meines Vaterlands, deren Namen der Ruhm bereits schon unter den Sternen aufstellte, die ihr jetzt keine schönere Beschäftigung mehr übrig findet, als eurem Schüler und Freund noch die Hand zu reichen, und ihn zu eurer Gemeinschaft emporzuziehen — euch alle fodre ich auf, diesen Versuch eurer Aufmerksamkeit werth zu achten, und mir den Ausspruch eures Gefühls mit der strengsten Offenherzigkeit mitzuteilen." Und wie ein Echo ertönt es in der Anzeige des Berliner Bruders im Apollo: „Der Dichter muß nur vom Dichter, der Mann vom Gefühl nur von einem seines Gleichen beurteilt, und gereifte Produkte des Geistes dürfen nicht bey einem Stumpfe vom Lichte, noch vor Schlafengehen auf die Folter der Kritik gespannt werden."

Umgekehrt ist es Schiller, der über den an patriotischer Kunstliebe so sehr hinter Bertram zurückbleibenden fühllosen Tadler von der Pleiße quittiert. Er hat den Verleger der „Neuen Bibliothek" Dyk in Leipzig oder sein literarisches Faktotum Schreiter oder auch beide,[19]) später einen Mannheimer Einsender in Verdacht,[20]) aber er ist nicht gesonnen, „auf eine solche stümperhafte Arbeit zu antworten". „Die Form, unter welcher mein Carlos die Welt betreten wird, soll meine einzige Antwort seyn." Schon Minor aber hat gezeigt, welcher Nachdruck hier auf „Form" liegt.[21]) Dem Dramatiker Schiller hatte der Leugner seines dramatischen Genies nichts zu sagen. Der Dichter Schiller hat die nicht unberechtigten Ausstellungen dieses Kritikers über den Lohensteinischen Schwulst seiner Diktion nicht unberücksichtigt gelassen. Wie er es liebt, embryonale Entwürfe und keimende Ideen immer wieder brieflich und mündlich mit seinen Freunden zu besprechen, macht er auch darin eine große Ausnahme von der Schriftstellerregel, daß er sogar von böswilligen und beschränkten Rezensenten zu lernen versteht.[22]) Wer diese Rezension mit der Buchausgabe des Carlos vergleicht, wird finden, daß auch keine einzige stilistische Rüge unberücksichtigt geblieben ist. Das Verhältnis zu dem Kritiker von der Spree zeigt Schiller von der ihm nicht ungeläufigen praktischen nach der Reklame hinneigenden Seite. Sein Verhältnis zu dem Tadler von der Pleiße offenbart dieselbe großartige Objektivität der Selbsterkenntnis, von der wir nach meinem Bedünken auch in dem Vorbericht zu Merciers Philipp II. einen Abglanz haben.

Zwei weitere Indizien für Schillers Autorschaft möchte ich nur beiläufig erwähnen, weil sie erst im Zusammenhange mit anderen Beweiskraft erlangen. Der Gedankenstrich vor „oder" in der Mitte des Vorberichtes entspricht ganz Schillers Gepflogenheit, die für seinen Jugendstil ebenso charakteristisch ist wie etwa der Doppelschlag für R. Wagner vom Rienzi bis zum Lohengrin. Zum zweiten wird man durch die Art, wie der Vorbericht den Don Carlos mit der Uebersetzung Philipps II. von Mercier verknüpft, an die Einleitung zu Schillers Aufsatz im achten Hefte der Thalia von 1789 über „des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod" erinnert. „Das Andenken" Egmonts — heißt es dort[23]) — „ist durch das Trauerspiel dieses Nahmens neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historisches Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessieren." Wie Schiller dort an Goethe knüpft der Vorbericht an Schiller selbst an. Den Worten: „dürfte ... interessieren" entspricht die Wendung: „immer muß es Vergnügen machen". Sogar der im Buchhändler- und Journalistendeutsch damals wie heute sein Unwesen treibende Konjunktiv „dürfte" fehlt nicht. Der historische Egmont d ü r f t e interessieren. Der Philipp Merciers d ü r f t e selbst auf dem Theater den Vergleich mit anderen Stücken nicht fürchten.

Wie aber? Schiller selbst sollte im Ernst Merciers hölzerne, völlig undramatische Dialoge neben, ja über sein „dramatisches Gedicht" gestellt haben? Wirft nicht der Schluß des Vorberichts meine ganze Kombination über den Haufen? Ich denke, nein. Im Gegenteil finde ich gerade hier einen Haupttrumpf für meine Hypothese. Um das zu verstehen, wird es sich nicht umgehen lassen, zusammenzustellen, was wir über Schillers Verhältnis zu Mercier wissen.

Schillers erste Beschäftigung mit Louis Sébastien Mercier fällt in seine Mannheimer Zeit. Am 29. Sept. 1783 erwähnt er in einem Briefe an Heribert v. Dalberg[24]) Merciers „Deserteur", der wie „Der Essigmann"[25]) desselben Autors lange Zeit hindurch ein beliebtes Repertoirestück der deutschen Bühne war. 1785 erschien der „Phi-

[15]) 18. Januar 1788. Jonas 1, 6 fg.

[16]) Der Entstehungszeit des „Pegasus im Joche". Hellen, Säkularausg. 1, 341.

[17]) Jonas 7, 243 fg. Seuffert in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte. 6, 618 fg.

[18]) S. 96.

[19]) An Göschen. 22. Nov. 1786. Jonas 1, 317. Geschäftsbriefe 25.

[20]) An Körner 20. Dez. 1786. Jonas 1, 324. Briefwechsel (L. Geiger) 1, 63.

[21]) Schiller 2, 531 fg.

[22]) Vgl. auch Minor 2, 623 fg.

[23]) Goedeke 9, 3.

[24]) Jonas 1, 157.

[25]) Vgl. Goethe an Schiller 25. April 1798. Von O. Z o l l i n g e r s Dissertation, L. S. Mercier als Dramatiker und Dramaturg (Straßburg 1899), die von fünf Dramen eine höchst sorgfältige Bibliographie enthält, ist leider bisher nur der erste Teil erschienen.

lippe II"[26]) und 1786 brachte die Thalia die Uebersetzung der Einleitung. Der „Don Carlos"[27]) und „Der Abfall der Niederlande"[28]) tragen die Spuren der Beschäftigung des Dichters mit seinem französischen Konkurrenten. Als er zum erstenmal in einem Briefe an Huber vom 26. Oktober 1787[29]) auch der Person Merciers gedenkt, geschieht es auf eine Weise, daß man ältere, auch persönliche Beziehungen zwischen ihm und dem Franzosen annehmen muß. „Von Dalberg" — meldet Schiller dem Freunde — „erhielt ich neulich auch einen Brief. Mercier ist jetzt in Mannheim und hat sich die Räuber spielen lassen. Er will meine Stücke ins Französische übersetzen lassen und eine Vorrede dazu schreiben. Es wäre in der Tat prächtig, so etwas zu lesen. Das Buch soll heißen les oeuvres dramatiques de Msr. Schiller. Dalberg ist ganz entzückt von der Idee. Er will den Handlanger machen und die Stücke vorher wörtlich übersetzen und dann erst den französischen Uebersetzer darüber lassen."

Was gäbe man darum, wenn ein glücklicher Zufall Dalbergs Brief an Schiller zutage förderte! Erst vor kurzem haben wir aus einem Briefe Ifflands an seine Schwester vom 15. November 1787 von den Exkursionen des in Frankenthal abgestiegenen Franzosen mit dem besten „Essigmann" und Franz Moor gehört.[30]) Auch die Memoiren Ifflands[31]) bestätigen Schillers Meldung. „Die Vorstellung der Räuber entzückte" Mercier. „Es würde nicht bescheiden sein," fügt der Memoirenschreiber hinzu, „wenn ich hier erzählen wollte, was er über die Darstellung des Franz Moor mir Ehrenvolles sagte; es freute mich indeß sehr, es von Mercier zu hören." Vor allem Mercier selbst macht seine Landsleute mit Schiller bekannt. In einem Briefe vom 20. Oktober 1787, den das Journal de Paris am 7. November brachte,[32]) berichtet er, daß „Die Räuber" in sieben Akten auf seine Bitte aufgeführt worden seien. Unter den vielen deutschen Dramen, die gegeben wurden, hält er dieses für das bemerkenswerteste (la plus extraordinaire). Nur über die Länge hat er ein wenig zu klagen. Im übrigen ist das Urteil des Verfassers eines gegen den Klassizismus gerichteten „essai sur l'art dramatique" eitel Lob, obwohl er bei seiner völligen Unkenntnis der deutschen Sprache den Inhalt des Dramas mehr erraten als verstanden hat. „Les scènes les plus pathétiques, les plus terribles, les plus tendres sont liées l'une à l'autre. Les applaudissements sont rares, mais le silence est attentif et profond. On est ému à chaque scène, car on assiste à une action qui approche de l'effrayante vérité".

Wiederum klafft eine Lücke. Am 19. Dezember 1787 wird Merciers in einem Briefe Schillers an Körner gedacht. „Die Artikel über mich im Journal de Paris u. s. w. habe ich Dir, glaub ich, geschickt."[33]) Was für weitere Artikel Schiller im Sinne hat, können wir nur vermuten. Wie der Pariser vom 10. November werden es lobende gewesen sein. Vielleicht die Ephemeriden-Rezension. Dann wäre auch ein unbekannter Begleitbrief Bertrams vorauszusetzen. Vor allem, wir wissen nicht, wer die Pariser Journal-Nummer an Schiller geschickt hat, Dalberg oder Mercier selbst. Daß Mercier damals auch als Autor Schiller wieder beschäftigt hat, beweist der nämliche Brief vom 19. Dezember. Durch Wielands Lucian-Uebersetzung, die er eben liest, wird er an den Verfasser des „tableau de Paris" erinnert. „Man kann von dem heutigen Paris und unseren großen Städten keine schönere und treffendere Tableaux finden, als Lucian, ohne es zu meinen, davon gemacht hat. C'est tout comme chez nous." Vielleicht wüßten wir mehr, wenn nicht Körner, statt auf die Einzelheiten des Briefes vom 19. Dezember einzugehen, die Diskussion über die Geschichte und Schillers Beruf zum Historiker eröffnete. Auch um ein Urteil Schillers über ein Drama Merciers sind wir betrogen, weil es ein mündliches gewesen sein wird. Am 20. November 1789[34]) teilt Lotte v. Lengefeld ihrem Bräutigam ihre Gedanken über „la mort de Louis XI" von Mercier mit, in welchem sie „gestern wieder gelesen" habe.

26) A. Amsterdam (ohne Angabe des Verlegers) LXXX und 242. Ich benutze das Berliner Exemplar. Bibl. Dieziana 5141 8°.

27) Man vergleiche die stumme Szene, womit in der Thalia der zweite Akt des Carlos beginnt, mit dem 8. und 14. Auftritt bei Mercier.

28) Kükelhaus bei Bellermann, Schillers Werke 14, 506 und 492. 6, 215.

29) Jonas, 1, 430. Vgl. jetzt auch Schillers Briefwechsel mit Huber in L. Geigers Ausgabe des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner 4, 310 ff. nebst den Ergänzungen. Euphorion. 7, 262 ff. u. Beilage zur Allg. Ztg. 1892, Nr. 63 u. 64.

30) A. W. Ifflands Briefe an seine Schwester Louise, herausgegeben von L. Geiger in Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 5 (1904), 174. 307.

31) „Ueber meine theatralische Laufbahn" in Seufferts deutschen Literaturdenkmalen 24 (1886), 76 fg.

32) Im Auszug bei Urlichs, Briefe an Schiller, S. 54. Ergänzt durch die Zitate bei L. Béclard, Sébastien Mercier. Avant la révolution. 715 fg. Den Jahrgang 1787 des Journals besitzen die Bibliotheken von Berlin, Göttingen, München u. a. nicht.

33) Jonas 1, 445.

34) Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 2 (Cotta. Weltliteratur), 112.

(Fortsetzung folgt.)

Ravenna und die Ausstellung der Arte sacra.

Von Dr. Ludwig v. Bürkel (Fiesole).

Ravenna steht im Zeichen der Ausstellung. Erschütternd groß darf man sich weder den Zuzug der Fremden, noch die Aufregung der Einwohner denken. Die kleine Anzahl der Menschen, die von auswärts kommen, verschwindet ebenso wie die Einwohnerschaft in dieser unheimlich verödeten Stadt. So bleibt der Eindruck Ravennas trotz Ausstellung derselbe. Reizlose, menschenleere Straßen, in denen einzig die Begegnungen mit den wundervoll gewachsenen Ravennatinnen mit ihren tiefen, ausdrucksvollen Augen erfreuen; ein herrlicher Menschenschlag, auch die Männer stark und trotzig.

Die Ausstellung dient vornehmlich landwirtschaftlichen Interessen, ein Teil jedoch ist auch der Kunst gewidmet. Die „arte sacra", eine kleine Auslese von kirchlichen Kunstwerken aller Art und aller Zeiten, beschickt von Kirchen, Gemeinden wie Privaten der Romagna. Corrado Ricci, Ravennas hochverdienter Bürger, hat das Arrangement in die Hand genommen und der „arte sacra" schon dadurch einen besonderen Reiz verliehen, daß er als ideal schönen Ausstellungsraum das Hauptschiff von S. Apollinare Nuovo wählte. Das der Betrachtung müde Auge kann sich aufwärts wenden zu den herrlichen Mosaikfriesen, die heute wieder in alter Schönheit strahlen, stolze Zeugen ebensowohl großer Vergangenheit, wie der Zeit, die der Alten Meisterwerke versteht, ehrt und bewahrt. Was unten aufgeschichtet ist, berichtet von der Kunstübung aus Ravennas kleiner Zeit. Das strahlende, weltbeherrschende Ravenna suche an den Wänden von San Vitale, in Theoderichs stiller Gruft, das Edelste und Beste ravennatischer Kunst wirst du im Frieden des Mausoleums der Galla Placidia finden.

Und daß all die Herrlichkeit alter Tage wiederaufersteht in alter Wahrheit, ist Corrado Riccis Werk, des unermüdlichen Mannes, dem Mailand seine neue Brera, Parma die Neuaufstellung seiner Galerie verdankt, und der, seit kürzerem nach Florenz berufen, mit großen Plänen an die Neuordnung der Galerien geht.

Als Juwel für Ravennas Festtage ist die neuerstandene Apsis von San Vitale bestimmt. Alte Pracht prunkt wieder von den Wänden, die Altarstützen tragen wieder ihre wertvolle Last, jene hochberühmte, vielbeschriebene Platte aus Rosenalabaster; das prächtige Stück war vor Napoleon durch Einmauerung gerettet worden; die Mönche kamen nicht wieder zurück und San Vitales Kleinod wurde

vergessen; erst nach hundert Jahren fand Ricci zwischen zwei Mauern den Stein. Auch die anderen Alabasterteile des Altars waren vertragen gewesen; aus ihnen war im Mausoleum der Galla Placidia ein Altar gebaut. Nach wiedergefundenen Stücken hat Ricci wieder die Marmorbank an die Apsis gelegt und das Fehlende an der einzig schönen Marmor-Intarsien-Dekoration im unteren Teil der Apsis ersetzen lassen; so ist denn auch der Schaden wieder gut gemacht, den mönchischer Unverstand im Jahre 1541 verursacht hatte, als die Kunstverständigen die Marmorbänke und die köstlichen Intarsien aus den Wänden rissen, mit ihnen Böden pflasterten und ein — hölzernes Chorgestühl an die entkleidete Stelle setzten. Die Kenntnis dieser Verwüstung des Cinquecento vornehmlich hat Ricci in den Stand gesetzt, alles wieder im Sinne der Alten aufzubauen, da frühere Quellen den Standort jedes einzelnen Objektes verraten und, ausführlich erzählend, die Schönheit der Werke preisen. Ein Fund endlich in den Mauern von S. Apollinare in Classe führte dem Restaurator das Holzgestell eines alten Fensters vor Augen, dem die drei großen Fenster der Apsis von San Vitale nachgearbeitet wurden. Der Anblick der neuerstandenen Apsis mit ihrem grünen Grundton, der auf so mannigfaltige Weise in schönsten Harmonien belebt wird, ist gewaltig eindrucksvoll, wohltuend in Farbe wie Licht, verblüffend durch Reichtum und Pracht; der Zentralbau von San Vitale wurde, soweit es angängig war, losgeschält, die Grabkapellen der Chorseite ihres entstellenden Barockschmuckes entkleidet und wenigstens den Denkmälern der Toten, die hier bestattet wurden, die Ruhe zurückerstattet und nur von der nicht nur unschönen, sondern auch sinnwidrigen spätbarocken Bemalung der Kuppel kann sich die italienische Regierung noch nicht trennen und läßt sich durch die fortgesetzt Mißbilligung ausdrückenden Zuschriften der Fachmänner scheinbar auch nur langsam vom Wertmangel dieser Arbeit überzeugen. Ricci ist pietätvoll gegen alles einigermaßen Wertvolle, er hat die Reste trecentistischer und quattrocentistischer Bemalung, die störend für den Sinn des alten San Vitale sind, trotzdem bewahrt, er hat, was noch mehr zu Anerkennung zwingt, auch nichts hinzugefügt oder ergänzt, was sich nicht strikte beweisen ließ; ihm gebührt das volle Vertrauen, das ihn auch in den Stand setzte, den Kuppelbau von San Vitale im Sinne des Erbauers wieder erstehen zu lassen, wenn darüber auch ein Stück Kunst dritten Ranges verloren geht.

Und nun einen Gang zu den Manen der Galla Placidia. Schließ' die Türe, vor der das Leben ist und ergib dich diesem Mysterium des Lichtes. Das Höchste, was Kunst zu leisten vermag, ist hier erreicht. Wie in einer herrlichen Sommernacht stehst du in diesen Hallen, vom tiefblauen nächtlichen Himmel flutet der unzähligen Sterne kleines, unruhiges, ewig neues Licht; der delikate, wesenlose, gelbe Marmor an den Wänden hebt das Gewölbe empor und bringt dessen Mosaiken zur wohltuenden Tönung sowohl, wie zur räumlichen Vertiefung. Und in den drei Nischen die mächtigen Sarkophage erinnern an die stolze Kaiserin und ihre Zeit, an die Frau, die durchs Dulden und Leiden zum Herrschen kam und wahrlich die ewige Ruhe in solcher Schönheit verdient hat. Im Innersten bewegt verläßt man den heiligen Raum, und der Gedanke schweift hinüber zum anderen großen Toten aus Ravennas Heldenzeit, der in seinem Grabbau sich ein so stolzes, unvergängliches Denkmal gesichert hat.

Was will gegen diese Zeiten des Glanzes die Kunstübung des ravennatischen Mittelalters besagen, was selbst die wenigen erhaltenen Werke, die dem Größten aus der Zeit der Wiedergeburt, Giotto, nahestehen? In der Ausstellung erinnert ein kleines, 1433 datiertes Bildchen des Giovanni da Riolo (aus der Sakristei der Kirche San Niccolo von Imola), eine thronende Madonna mit Kind, wie von Giottos Größe nichts als ein wenig Form sich weitergerettet hat. Niccolo Rondinelli, die erste wirklich ravennatische Künstlererscheinung, ist mit einem zu einem Hochbild vereinigten Triptychon aus Bologneser Privatbesitz und zwei gut erhaltenen Heiligenfiguren S. Pietro und S. Maria Magdalena aus ravennatischem Privatbesitz vertreten, die Rondinellis Bilder in der Pinakothek zu Ravenna passend ergänzen und ihn bald als direkten Bellini-Schüler, bald mit Einflüssen Palmezzanos zeigen, von dem er wieder mehr das Bellineske, denn dessen Art, fleißig auszuführen, übernimmt. Von letzterem ist eine große Tafel, Madonna mit Heiligen, zu sehen, die der Arcivescovo von Ravenna beigesteuert hat, deren ergänzende Lunette, eine Pieta, den künstlerisch wie in Erhaltung weit besseren Teil man in der Sakristei des Domes aufsuchen möge. Von den Werken der ravennatischen Künstlerfamilie Longhi mag vielleicht eine der beiden Heiligentafeln interessieren, der San Giovanni Evangelista des Vaters Luca, welcher Heilige die Casula mit den goldenen, aufgestickten Adlern und Halbmonden auf köstlichem Purpur trägt, ein Stück, das als bedeutendstes die reichhaltige Ausstellung kirchlicher Gewänder einleitet. Einige Bagnocavallos und Cottignolas vervollständigen die Gruppe der Romagna.

Von fremden Bildern sei erwähnt ein kleines, feines Bildchen des Bolognesers Tiarini, Christus am Oelberg; il Salvatore von Paris Bordone, aus dem Besitz der Fratelli Rasi zu Ravenna, ein nur in der Farbe erfreuliches Werk, und ein sehr merkwürdiges, gutes, wenngleich nicht sympathisches Werk des späten Seicento: Christus nach der Geißelung gefallen, das „van Dyck" genannt, ebenso gut jeden anderen hervorragenden Künstlernamen des Seicento tragen könnte, indem es von allem in dieser Zeit an Großem Geleisteten etwas enthält; es stammt aus dem Besitz Clemens' XIV., gehört jetzt dem Signor Perilli zu Rimini; ich denke an Giovanni Andrea Ferrari, dessen Bilder zu Parma viel Verwandtes haben, wage aber nicht, das Bild ihm zuzusprechen.

Unter einigen feinen, kleinen plastischen Werken hebe ich einen Mönch lombardischer Schule (16. Jahrhundert), eine Madonna, sich zu ihrem Kinde niederbeugend, nach dem bekannten Donatello-Typus, dem Cinquecento angehörig, ein sehr schön erhaltenes, farbiges Stucco, Madonna mit Kind, das ein Vöglein hält, eine Rossellino-Komposition, wie eine Madonna mit Kind in glasiertem, farbigen Ton, stehend in dreiviertel Lebensgröße, eine vorzügliche Arbeit aus Faenza?, besonders hervor.

Sehr Vortreffliches erwartet den Freund von Miniaturen, unter anderem das Messale del Cardinale delle Rovere; Ravenna, Bagnocavallo und Faenza sind als Aussteller beteiligt.

Von Gold- und Silberarbeiten ist das Wertvollste das Reliquiar, dem Domkapitel von Forli gehörig, eine signierte Arbeit des Niccolo de Ture, mit sehr schönen Smaltis; das Allerschönste in dieser Art sind übrigens, nebenbei bemerkt, die gewaltigen, strotzend reichen Reliquiare der Kirchen San Domenico und San Stefano zu Bologna, von der Hand des Bolognesers Rosetti.

Ein Prachtwerk der Seidenmalerei ist die Pianeta di Pio VII., aus dem Besitz der Grafen Chiaramonte, datiert 1804.

Als Kuriosität mag noch eine Tafel vermerkt werden, auf der von gleichzeitiger Hand das Wunder von Forli vom 4. Februar 1428 festgehalten wurde. Leute tragen Wasser herbei, um die Flamme zu löschen, die den Dom zu vernichten droht; da plötzlich entschwebt dem flammenerfüllten Inneren das Bild der Madonna; staunend stehen die schwachen Retter vor dem Wunder, um fortan das Bild zu verehren, das sich selbst geholfen hat. Vor zwei Jahren hat sich übrigens in Ravenna ein „Wunder" ereignet, das wohl in Bälde zu gleich großer Verehrung führen wird; in S. Domenico brannte eine angebaute Kapelle, in der ein großes Holzkruzifix den Altar zierte; schon hatte die Flamme verzehrend den Kreuzesstamm erfaßt, schon leckte sie die Füße des Herrn, da kehrte sie um und ließ den Leib des Herrn unberührt.

Im Nordosten der Stadt steigen gewaltige Mauerreste auf, ein stilles Gartenland umziehend. Durch ein kleines Pförtchen tritt man ein in den Frieden; in den alten Mauern führt eine Stiege auf die Höhe; weit überschaut man das Land; der frische Duft des Meeres

zieht herüber über die Felder, die einst Städte bedeckten; zu Füßen der unansehnliche Ort, aus dem die alten Türme steigen, an Vergangenes gemahnend; vor unseren Blicken die Rotonda, Theoderichs letzte Ruhestätte, wir selbst auf den Trümmern der venezianischen Herrschaft, der Feste Brancaleone. Das römische Weltreich zerfallen, Byzanz' Vergangenheit, Theoderichs Reich in Trümmern, die Macht der Kirche gebrochen, Venedigs Kraft im Staub — der Rest ist Schweigen. —

Bücher und Zeitschriften.

fr. Modernes Fürstenrecht. Von Dr. Hermann Rehm, Professor der Rechte an der Universität Straßburg. München 1904, J. Schweitzer.

Die Stellung des Herrschers in der Monarchie hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts fast allenthalben bedeutsam geändert. Zu Anfang finden wir das monarchische Prinzip noch in aller Schärfe durchgeführt. Der Staat gehört dem Herrscher, wie ihm sein Privatvermögen gehört; er verfügt über ihn nicht anders als über irgendwelchen Besitz, und die Thronfolge richtet sich nach den Bestimmungen des allgemeinen Erbrechts. Abweichungen hiervon finden sich wohl, sind aber nur Erwägungen der Zweckmäßigkeit, nicht grundsätzlichen Bedenken entsprungen und werden auch auf dem gleichen Weg eingeführt, auf dem sie sich für das Gebiet des Privatrechts zu vollziehen hätten. Erst allmählich wird der Begriff des Staates als eines selbständigen Subjekts, das allerdings vom Herrscher nach außen und innen vertreten wird, aber doch einen eigenen Willen haben kann, herausentwickelt. Durch die Einführung von Verfassungen kam dieser Gedanke klar zum Ausdruck; der Herrscher im konstitutionellen Staate hat sich, wenn er eine staatsrechtliche Anordnung treffen will, besonderer Wege zu bedienen, die ihm das Privatrecht nicht bietet, und an die er auch, wenn er lediglich Verfügungen privatrechtlicher Natur ins Werk setzen will, nicht gebunden ist. Durch die Wissenschaft wurde das weiter ausgebaut; die Entwicklung ging dahin, den Herrscher, wenn auch prinzipiell anerkannt wurde, daß er die Fülle der staatlichen Gewalt in sich vereinige, immer mehr in den Hintergrund zu drängen und statt seiner den Staat als die maßgebende Persönlichkeit anzuführen. Als das Ergebnis dieser Strömung kann man die Formel aufstellen, daß der Herrscher in allen Dingen, die sich auf die Regierung des Staates beziehen, ausschließlich die Bestimmungen des Staatsrechts zu beobachten hat und Hindernisse, die sich bei der Berücksichtigung der Vorschriften des Privatrechts ergeben würden, nicht zu beachten braucht. Die Wirkung dieser neuen Auffassung zeigt sich besonders deutlich bei den Fragen der Thronfolge. Früher richtete sich diese nach Normen privatrechtlichen Charakters, Vorschriften des Lehensrechts, Verträgen zwischen den Beteiligten, letztwilligen Anordnungen, die in den sogenannten Hausgesetzen eine das bleibend Gültige zusammenfassende Wiedergabe fanden. Die Staatsverfassungen nehmen durchgehends auf diese Hausgesetze Bezug. Es fragt sich, ob die Hausgesetze dadurch Bestandteile der Verfassungen geworden sind. Trifft das zu, so können sie auf dem für die Abänderung der Verfassung gültigen Wege geändert werden; die durch das Hausgesetz begründeten Rechte der Thronanwärter stehen nicht entgegen. Das ist die herrschende Lehre. Rehm bekämpft sie in sehr nachdrücklicher Weise. Er bezeichnet die Thronfolge als einen Gegenstand des fürstlichen Hausrechts, das neben dem Staatsrecht als selbständiges, von jenem unabhängiges und deshalb auch der Abänderung durch Verfassungsgesetze entzogenes Recht besteht. Den Beweis der Richtigkeit seiner Auffassung sucht Rehm, hierin ganz dem Beispiele seines Lehrers Seydel folgend, durch die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der Dinge zu führen. Er gelangt weiter dazu, dem Staatsrecht auch für andere Angelegenheiten des fürstlichen Hauses die Wirksamkeit abzusprechen und ihre Regelung ausschließlich dem Hausrechte zu überweisen. Es bedarf bei der Persönlichkeit des Verfassers keiner Hervorhebung, daß all das in sorgfältig durchgearbeiteter Weise und unter Heranziehung reichen Materials geschieht. Das schließt es aus, das Buch damit zu erledigen, daß man die Aufstellungen des Verfassers als veraltet oder rückständig bezeichnet. Der Begriff modern darf in der Wissenschaft keine andere Bedeutung haben, als daß das damit Gemeinte jeweils im allgemeinen für zutreffend gehalten wird. Ausschlaggebend bleibt, ob eine Auffassung so begründet ist, daß man ihre Richtigkeit anerkennen muß oder nicht. Mir scheint, daß das auf die Auffassung Rehms vielfach zutrifft, wenn ich auch keineswegs allenthalben zustimmen möchte. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Raum; doch glaube ich, daß die Methode Rehms, wenn ich so sagen darf, zu historisch ist. Wie das Ganze etwas anderes ist als die Summe seiner Teile, so kann es auch vorkommen, daß das Zusammenwirken einer Reihe von rechtlichen Momenten zu einem anderen Ergebnis führt, als sich bei der Zergliederung des Vorgangs und Prüfung der Tragweite seiner einzelnen Phasen herausstellt. Hier greifen Imponderabilien ein, die nachzuweisen schwer, nicht zu beachten falsch ist. Das war auch Seydels Fehler, als er, auf den Versailler Verträgen fußend, das Deutsche Reich für einen Staatenbund erklärte und ihm selbständigen staatlichen Charakter absprach. Seine scheinbar lückenlose Beweisführung übersah, daß tausend Häuser, je nachdem, ein Dorf oder eine Stadt sein können. Und es geht gerne so, daß man von seinen Lehrern nicht bloß die Vorzüge, sondern auch die Mängel annimmt.

Der Aufbau der Form beim natürlichen Werden und künstlerischen Schaffen. Gemeinverständlich dargestellt von K. Wyneken. I. Teil: Ein neues morphologisch-rhythmisches Grundgesetz. Zugleich ein Beitrag zur Beleuchtung der Kaiserrede über Natur und Kunst. Mit 42 Textfiguren, 4 Tabellen und einer Schlußtafel. Dresden, Gerhard Kühtmann.

Die Begründung ästhetischer Gesetze auf eine mathematische Formel gehört zu jenen Bemühungen, die trotz aller Fehlschläge auf diesem Gebiet von den Pythagoreern bis auf Zeising immer und immer wieder Nachdenken und oft sehr fleißige Geistesarbeit absorbiert haben. Aus diesen bisherigen Fehlschlägen die unbedingte Unmöglichkeit einer solchen mathematischen Begründung wenigstens bestimmter Gebiete des Schönen, und in beschränktem Sinne, a priori folgern zu wollen, wäre vielleicht nicht mehr berechtigt, als das Suchen nach ästhetischen Gesetzen überhaupt für eine unlösbare Aufgabe zu erklären; denn die auf anderem Wege unternommenen Versuche, allgemeine Formgesetze „des Schönen zu finden, sind im Grunde bis jetzt ebenfalls nicht, oder doch nur auf beschränkten Gebieten, zu allgemeiner Anerkennung gelangt. Allein mit einigem Vertrauen wird man solchen Formgesetze doch nur dann begegnen können, wenn es wenigstens eine Seite der ästhetischen Wirkung, von dieser selbst und nicht von einer Analogie der ästhetischen mit anderen Objekten ausgehend, befriedigend erklärt, wie dies z. B. mit der Hildebrandschen Theorie der Reliefwirkung der Fall ist. Der Verfasser des vorliegenden Buches sucht nun, von psychologischen Intensitätsgesetzen ausgehend, ein das ganze Reich der Natur und Kunst beherrschendes Formgesetz aufzustellen, dessen Grundgedanke der versuchte Nachweis einer durchgängigen rhythmischen Gliederung in den wichtigsten Naturgebieten und deren ästhetischer Bedeutung ist; insbesondere sucht er zu erweisen, daß den Zahlen 5 und 6 als Grenzzahlen für zusammengeordnete Teile eines Ganzen besondere Bedeutung zukommt, und innerhalb dieser Anordnung weitergehende Unterteilungen von gleichem ästhetischen Gewicht aufzuzeigen. Mit außerordentlicher Energie hat der Verfasser den Umkreis der Natur — Astronomie, Botanik, Mathematik, die menschlichen Körper u. s. f. — auf das Vorwalten dieser Gesetzlichkeiten untersucht und sie nicht nur auf architektonische Verhältnisse, sondern auch auf Musik (Bau der Symphonie) und die Dichtkunst (Metrik, Bau des Dramas) angewandt. So sehr aber das hier entfaltete Wissen zur Achtung nötigt, so ist doch aus diesen zahlreich aneinandergereihten Beispielen, die mancherlei offenkundig willkürliche Analogien bringen, ein Urteil über die eventuelle Bedeutung der Theorie kaum möglich, und man darf aus diesem Grunde das baldige Erscheinen der weiteren Teile des Werkes „Der Kanon der schönen Form“ und „Elemente einer Zahlenharmonie“ wünschen. — C. S.

Allgemeine Rundschau.

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

II.

Breslau, 19. Sept.

Sz. Der Nachmittag war den wissenschaftlichen Beratungen der einzelnen Abteilungen gewidmet. In der Sektion für Anatomie, Embryologie und Histologie sprach Dr. M. Hirschfeld (Berlin) über das Thema: „Uebergänge zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechte". — In der Abteilung für innere Medizin fand eine Diskussion über die Tuberkulosefrage statt. Sanitätsrat Dr. Petruschky (Danzig) sprach über Ehen und Nachkommenschaft Tuberkulöser, die mit Tuberkulin behandelt wurden, heirateten und eine Nachkommenschaft hinterließen, welche frei von Tuberkulose war. Dr. Weicker (Görbersdorf) berichtete über klinische Erfahrungen mit Neutuberkulin. Dieses neue Mittel rufe häufig Reaktionen hervor und es kommt hier und da zu Absceßbildungen. Die Resultate sind hoffnungsvoll. Prof. Kraemer (Böblingen) legte eine entsprechende Statistik über die Häufigkeit der Tuberkulose des Menschen vor. Wassermann (Meran) brachte schließlich interessante Erfahrungen zur Kenntnis der Tuberkulose vor.

Ueber die Ursache und die Verhütung der Magen- und Darmkrebse sprach Dr. Kelling (Dresden). Der Vortragende bespricht zunächst das biochemische Verfahren der Erkennung des Eiweißes verschiedener Tierarten, welches in der gerichtlichen Medizin zur Unterscheidung von Tier- und Menschenblut und in der Nahrungsmittelüberwachung zur Unterscheidung von Schweine-, Hunde- und Pferdefleisch u. s. w. angewendet wird. Nach diesem Verfahren hat der Vortragende eine größere Anzahl von Krebserkrankungen beim Menschen eingehend untersucht und kann mit Sicherheit die Geschwülste auf den Genuß roher Hühnereier zurückführen. Eine weitere Krebsquelle fand Kelling in den trächtigen Geschlechtsorganen weiblicher Schlachttiere. Kelling schließt damit, daß die Vorbeugung der Krebskrankheit gute Erfolge verspreche, viel bessere als bei der Tuberkulose und anderen Infektionskrankheiten. — In der Sektion für Psychiatrie und Nervenkrankheiten sprach Dr. Stransky (Wien) über Amentia (halluzinatorische Verworrenheit), eine Psychose, deren Kenntnis im Wesen auf den Wiener Psychiater Meynert zurückgeht. Stransky bemühte sich zu zeigen, daß die Amentia, wenn auch nicht in dem von Meynert aufgestellten Umfange, so dennoch auch der modernen psychiatrischen Anschauung nicht widerspricht. Die Wiener Schule betätige sich in neuester Zeit sehr erfolgreich auf diesem Gebiete, es seien insbesondere die Arbeiten v. Wagners und seiner Schüler hervorzuheben.

In der Abteilung für Zahnheilkunde sprach Dr. R. Kornfeld (Wien) über „Anästhesie in der konservierenden Zahnheilkunde". Er lieferte den Nachweis, daß es dem modernen Zahnarzte möglich ist, die Zähne seiner Patienten konservierend zu behandeln, ohne daß hierbei irgendwelche Schmerzen empfunden werden. — Ein von mehr als 200 Aerzten unterzeichneter „Internationaler Aufruf der abstinenten Aerzte" forderte unter Hinweis auf die schädlichen Wirkungen, die der Alkohol auch in mäßigen Dosen auf Individuum und Rasse ausübe, die totale Abstinenz.

Ueber die „Entstehung des Nordlichts" sprach in der „Abteilung für Meteorologie und Erdmagnetismus" Frhr. v. Strachwitz (Breslau). Nach De la Rive sei das Nordlicht eine lediglich in der Atmosphäre sich abspielende elektrische Erscheinung. Durch die Verdunstung des Meerwassers, welches infolge seines Salzgehaltes positiv elektrisch ist, gelange die positive Elektrizität auch in die Polargegenden und dort finde der Ausgleich mit der negativen Elektrizität der Erde statt. Dieser Ausgleich äußere sich als Nordlicht. Der Vortragende ist jedoch der Ansicht, daß die Anhäufung von positiver Elektrizität im Norden auf dieselben Ursachen zurückzuführen sei, wie bei Gewittern im Süden. Das vorzugsweise Erscheinen des Phänomens um die Zeit der Aequinoktien sei durch die häufigen gewitterlosen Niederschläge zu diesen Zeiten in den nördlichen Gegenden zu erklären.

Ueber die „Steinzeit in Schlesien" berichtete in der Abteilung für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Dr. Leger (Breslau). Insbesondere beschrieb der Vortragende die Funde aus der jüngeren Steinzeit bei Jordansmühl, wo die Reste eines Dorfes ausgegraben wurden. Die Wohnungen seien in Gestalt von Herdstellen, Aschenplätzen und Abfallgruben deutlich zu erkennen. Die Bewohner trieben anscheinend Ackerbau, hatten die wichtigsten Haustiere und verstanden die Kunst des Spinnens und Webens. In derselben Abteilung besprach Prof. Dr. Mertius (Breslau) die chronologische Gliederung der schlesischen Gräberfelder und kam zu dem Schluß, daß diese dem Ende der 2. oder 3. Periode angehören. Die Epoche der schlesischen Gräberfelder dürfte um die Mitte des 2. Jahrhunderts begonnen haben und um die Mitte des letzten Jahrtausends zu Ende gegangen sein.

In der Abteilung für angewandte Chemie sprach Generaldirektor L. Gottstein (Breslau) über „Holzzellulose" als Papier und Textilfaserstoff und die Abwässer, welche bei der Herstellung der Holzzellulose gebildet werden.

Im Anschluß an die Tagung wird ferner gemeldet: Hier wurde eine Deutsche Physiologische Gesellschaft gegründet und zum Vorsitzenden Professor Schenk (Marburg) gewählt. Die erste Tagung der Gesellschaft soll Pfingsten nächsten Jahres in Marburg stattfinden. — Auf dem Naturforscher- und Aerztetag konstituierte sich das deutsche Reichskomitee für den 15. internationalen medizinischen Kongreß, der 1906 in Lissabon stattfinden soll. Zum Vorsitzenden wurde Geheimrat Professor Bergmann (Berlin) gewählt, zum stellvertretenden Vorsitzenden Professor Bernhard Fränkel (Berlin) und zum Geschäftsführer Professor Posner (Berlin).

Das Telephonnetz der Welt.

et. Das Internationale Bureau der Telegraphen- und Telephonverwaltungen in Bern hat als einen wesentlichen Teil seiner Aufgaben die Pflicht übernommen, die Statistik des durch den elektrischen Draht vermittelten Verkehrs für alle Länder der Erde zu sammeln und in geeigneter Zusammenstellung zu veröffentlichen. Leider weisen die Ergebnisse dieser Arbeit empfindliche Mängel auf, denn sie werden nicht schnell genug bekannt gegeben, auch sind sie nicht vollständig. Ueber Frankreich z. B. können genaue Angaben nicht gemacht werden, da dort die Telegraphie und Telephonie derart mit der Postverwaltung verbunden ist, daß die Einnahmen für erstere nicht besonders berechnet werden. Erschienen ist jetzt erst der Bericht des Bureaus für 1902, der namentlich für die Telephonie viel beachtenswertes Material bringt. Danach bestanden 1902 in der ganzen Welt 168,255 städtische Fernsprechnetze mit einer Gesamtleitungslänge von 3,407,132 Kilometern, 19,000 Verbindungen zwischen Städten mit 769,858 Kilometer Leitungslänge und 1,219,099 Fernsprechämter. Auf diesen Drähten wurden 2,642,616,418 oder rund 2½ Milliarden Gespräche innerhalb der Städte und 160,990,895 zwischen den Städten geführt, zusammen also über 2800 Millionen. Diese Ziffern liefern einen Beweis für die weltbeherrschende Macht, zu der sich die verhältnismäßig jugendliche Erfindung des Fernsprechens aufgeschwungen hat. Unter den Ländern Europas steht Deutschland mit seinem Telephonbetrieb in jeder Hinsicht an erster Stelle. Die Zahl seiner städtischen Fernsprechnetze betrug 3692, die der Anschlüsse zwischen den Städten 7593, die der Fernsprechämter 411,534, die der Stadtgespräche 730,340,678, die der Ferngespräche 112,248,846. Die entsprechenden Zahlen für die übrigen Länder bleiben dahinter weit zurück. An den zweiten Platz ist hinsichtlich der Ausdehnung des Fernsprechwesens Frankreich zu setzen mit 2323 städtischen und 3471 Zwischennetzen, 100,194 Aemtern, 179,463,000 Stadt- und 9,660,696 Ferngesprächen. Die National Telephone Company in Lon-

don hatte nur 958 städtische Netze, 249,817 Aemter und 844,207,104 Gespräche. Die vierte Stelle nimmt Schweden in Anspruch mit zwar nur 180 städtischen, aber 1319 ländlichen Netzen, 96,421 Aemtern, 163,266,265 Stadt- und 5,735,016 Ferngesprächen. Die Schweiz hat zwar erheblich mehr Stadtnetze (330), aber nur 674 Anschlüsse von Städten untereinander und eine verhältnismäßig sehr geringe Gesprächsziffer (insgesamt gegen 30 Millionen). Oesterreich steht in der Zahl der städtischen Netze mit 336 nur wenig voraus, in der der zwischenstädtischen (117) noch erheblich weiter zurück, hat aber mit mehr als 115 Millionen Gesprächen immerhin eine recht starke Benutzung aufzuweisen. In Rußland ist das Fernsprechwesen noch wenig entwickelt, denn es bestanden 1902 nur 104 städtische Netze, 37 Anschlüsse zwischen Städten, 45,000 Aemter, aber doch 135 Millionen Gespräche, im Verhältnis zur Größe des Reiches freilich eine lächerlich geringe Zahl. Aehnlich verhalten sich selbstverständlich die Einnahmen, die in den verschiedenen Ländern aus dem Fernsprechverkehr gezogen werden. Für Deutschland nennt die Statistik von 1902 die Summe von 64,397,121 M., für Frankreich etwa 24 Millionen, für Oesterreich, Schweden, Schweiz, Rußland etwa je 7 Millionen Francs, so daß man den Schluß ziehen darf, daß die Einnahmen aus dem Fernsprechwesen in Deutschland größer sind als die aller anderen europäischen Länder zusammengenommen, allerdings außer England, für das keine Angabe gemacht werden kann, weil die große Londoner Telephon-Gesellschaft für gut findet, sogar dem Internationalen Bureau gegenüber ihre Einnahmeziffer zu verheimlichen.

*

Archäologisches von Kreta.

Bü. Einem Brief des H. Steph. Xanthudidis, Ephoros der kretischen Altertümer in Iráklion, entnehmen wir folgende stark abgekürzte Mitteilungen: Bei Knosos fand man 1904 zwei Begräbnisplätze, wovon der eine der mykenäischen Epoche angehört. Viele Bronzeschwerter und Werkzeuge aus gleichem Metall waren die Ausbeute, ferner ein goldener Ring und ein goldenes Halsband. Sehr wichtig war die Auffindung eines Grabgewölbes bei Megas Wassilikós ein Kilometer nördlich vom knosischen Palast. Das aus großen behauenen Steinblöcken erbaute Gewölbe erwies sich als längst beraubt. Die Grabräuber hatten aber die Töpferwaren nicht mitgenommen und auch die prächtigen steinernen Totenbeigaben verschmäht. A. Evans macht darauf aufmerksam, daß nach Diodoros das Grab des Idomeneus außerhalb der Stadt Knosos lag. — Bei Phaistos fanden die Italiener ein Grabgewölbe der ersten Kamára-Epoche (um 2000 v. Chr.). 100 Leichen waren darin beigesetzt. Die wichtigsten Totenbeigaben waren kleine elfenbeinerne Idole und 50 durchlöcherte elfenbeinerne Siegel mit verschiedenen Darstellungen. — Auf der östlichsten Halbinsel Kretas Sitia gruben Mitglieder des englischen archäologischen Instituts unter Leitung von Bosanquet bei Paljókastro unweit des berühmten Klosters Toplú auf dem Nordausläufer von Sitia. Ein großer Teil der alten Stadt wurde aufgedeckt und man fand auch einige Gräber. Auf ein öffentliches Gebäude stieß man nicht, dagegen wurden viele Privathäuser und Straßen sauber ausgeräumt. Man las darin wie 1902 zahlreiche mannigfaltige Tongefäße mit Schriftzeichen vom Mykenai- und Kamára-Stil, auch Steingeräte und Steingefäße auf. Von Bedeutung sind zwei kleine elfenbeinerne ägyptisierende Figürchen von wunderbarer Natürlichkeit und peinlich sauberer, anatomisch richtiger Ausführung. Zehn Siegel und geschnittene Steine mit protokretischen Schriftzeichen und ein Stück eines Steatitgefäßes mit der Reliefdarstellung eines Wildschweins fanden sich. Das am wenigsten erwartete Fundstück jedoch war eine griechische Inschrift, aus der hervorgeht, daß bei Paljókastro die Ruinen eines berühmten diktäischen Heiligtums liegen. Die metrische Inschrift enthält einen Hymnos auf Zeus Diktaios. Aus diesem Tempel stammen die tönernen Friesplatten mit Darstellungen von Streitwagen, die jetzt im Museum von Iráklion sind. Die Oertlichkeit um den Tempel hieß nach der langen Inschrift von Toplú Heleia (d. h. Sumpfort), so daß zum erstenmal die Ruinen bei Paljókastro einen gesicherten Namen bekommen. Das Heiligtum des Zeus Diktaios erwies sich als absichtlich zerstört (vielleicht von den Christen der benachbarten Stadt Itanos). Der Tempel war auf Ruinen der mykenäischen Epoche aufgebaut. — Bei Praisos fand Bosanquet bei dem griechischen Tempel, wo die zwei eteokretischen Inschriften gefunden worden sind, weitere Bauglieder des von den Hierapytniern zerstörten Heiligtums und noch eine eteokretische Inschrift. — Bei Gúrnja am Golf von Merabello in der Gegend Pachjá Ammos (= dickgelagerter Sand) fand die Amerikanerin Miß Boyd einen Teil eines Städtchens aus mykenäischer Zeit mit tönernen und steinernen Gefäßen und Siegeln und zwei Tonsarkophagen. Bei dem Dorf Wassiliki auf der Flur Kephála, eine Stunde südlich von Gúrnja, legte die amerikanische Schule eine Ansiedlung bloß, die merkwürdiger als alle bisher auf Kreta aufgedeckten und dabei am besten erhalten ist. Die Tongefäße haben ganz originelle Formen und ähneln in etwas manchen heute gebräuchlichen Gefäßen. Sie haben glänzende rote und schwarze Glasur. — Demnächst wird ein Heft der athenischen Zeitschrift Athiná eine zusammenfassende Darstellung aller bisher auf Kreta unternommenen Ausgrabungen samt Bibliographie aus der Feder des unermüdlich tätigen Ephoros H. Stéphanos Xanthudidis bringen.

*

Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. B.** Der Professor für Mineralogie und Petrographie Osann, der kürzlich einen Ruf nach Marburg abgelehnt hat, ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

he. **Tübingen.** Der Privatdozent für Physiologie und erster Assistent am physiologischen Institut Dr. Karl Bürker ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — An der hiesigen Universität werden vom 26. September bis 15. Oktober von Privatdozenten der medizinischen Fakultät Herbstferienkurse abgehalten werden.

* **Greifswald.** Der Privatdozent der Chirurgie Dr. Karl Ritter ist an Stelle des an die Kölner Akademie für praktische Medizin übersiedelnden Professor Dr. O. Tilman zum Oberarzt an der chirurgischen Klinik der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Wien.** Als Privatdozent für allgemeine und experimentelle Pathologie an der Universität ist Dr. G. Jovanovics, als Privatdozent für mittlere und neuere Geschichte an der technischen Hochschule Dr. R. Kaser zugelassen worden. — An der hiesigen Universität hat sich Dr. Rudolf Müller als Privatdozent für Pharmakognosie habilitiert.

*

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Karl Mays gesammelte Reiseerzählungen. (Band XXX: Und Friede auf Erden!) Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld. 660 S. — Marcel Schwob: Das Buch von Monelle. Deutsche Nachdichtung durch Franz Blei. Autorisierte Ausgabe mit Titelzeichnung von Jordi-Paris. Leipzig 1904. Insel-Verlag. 180 S. — Bettina v. Arnim: Die Günderode. 2 Bände. Mit einer Einleitung von Dr. Paul Ernst und Zeichnungen des Titelrahmens und Einbandes von Walter Tiemann. Ebenda. 271 S. — Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. (XXXII. Heft: Die poetische Personifikation in den Jugendschauspielen Calderons. Ein Beitrag zu Studien über Stil und Sprache des Dichters von Dr. Ernst Lindner.) Leipzig 1904. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 150 S.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Stadt Petra und das Ostjordanland.*)

Als Mommsen den fünften Band seiner römischen Geschichte herausgab, erwiderte er den Fragern nach dem vierten, der die politische und persönliche Geschichte der Kaiser hätte umfassen müssen: „Das können auch andere schreiben. Der fünfte Band sagt das, was gerade ich zu sagen habe.“ Dieser fünfte Band, die Provinzen, gibt in der Tat, aufgebaut auf die vollkommenste Kenntnis der literarischen und inschriftlichen Ueberlieferung, ein Bild von dem, was das römische Kaiserreich geschaffen und für die Länder seines Bereiches tatsächlich gewesen ist. Das von Mommsen in großen festen Zügen gezeichnete Bild wird durch die erhaltenen Denkmäler, solche, die über der Erde stehen, und solche, die noch der Aufdeckung harren, gewiß um viele Einzelzüge bereichert werden können, ja müssen. Nicht nur wo die römische Schöpfung Ausgangspunkt für Späteres geworden ist, da, wo die romanischen Kulturen der Alten kraftvoll entsprießen, sondern gerade dort, wo nachher wieder trauriger Rückgang, Zerstörung des glänzend Gewordenen, Rückfall in primitive Zustände eintritt, hebt sich, was Rom für die Welt gewesen ist, besonders scharf und bedeutsam ab, zeigt sich uns die Herrin des damaligen zivilisierten Erdkreises als die größte gestaltende kolonisatorische Kraft der Weltgeschichte. Und solche geschichtliche Wahrheit sich öfters wieder vor Augen zu führen, ist wahrlich nicht bloß für den Historiker von Interesse. Nicht umsonst studieren seit einer Reihe von Jahren französische Ingenieure die großartigen Wasserbauarbeiten, welche nicht Karthago, sondern erst das kaiserliche Rom in Nordafrika durchführte, und hoffen auf demselben Wege diese Länder wieder einer materiellen und damit auch geistigen Blüte entgegenzuführen, wie sie seit jenen glücklichen Zeiten durch Schuld des Islam dort unbekannt geworden ist. Und wenn wir uns dafür interessieren, Syrien und Mesopotamien wieder zu heben, wenn wir die Hoffnung hegen wollen, trotz der traurigen türkischen Mißwirtschaft, der körperlichen, rechtlichen und finanziellen Unsicherheit, unser in der fortzusetzenden anatolischen Bahn angelegtes Geld einmal entsprechend verzinst zu sehen, so müssen wir lernen, wie die Römer gegenüber Persern und Arabern Grenzen und Straßen geschützt, das Land fruchtbar gemacht und ausgenutzt, die Bewohner zu fleißigen Arbeitern erzogen haben. Ein verhängnisvoller Unterschied zwischen einst und jetzt bleibt freilich immer, daß nicht wir die Herren sind, noch voraussichtlich je sein werden, sondern die zivilisationsunfähigen Türken, und daß mit ihnen der kulturfeindliche Islam unseren Bestrebungen entgegensteht, während zwischen den vorislamischen Religionen dieser Länder und dem hellenistisch-römischen Religionsgebiet ein freundschaftliches System gegenseitiger Duldung und Anerkennung durchgeführt war. Dieses Verhältnis und die Tatsache der einstigen Souveränität Roms waren Vorzüge, die wir schwerlich je werden wett machen können; sie sind so groß, daß es wohl fraglich ist, ob unsere Zeitgenossen oder Nachkommen in Ländern türkischer Oberhoheit je erzielen werden, was Rom fertig brachte und was in Aegypten, Tunis, Algier unsere Zeiten schon erreichten oder zu erreichen hoffen dürfen.

Solche Gedanken müssen jedem durch den Kopf gehen, der das Werk, dem diese Betrachtungen gelten, einer näheren Durchsicht unterwirft. Es gilt einer Provinz, die Rom den Mittelmeerlandschaften Syrien und Aegypten als Schutzwall vorlegte, ähnlich wie die gallischen Provinzen nach Osten gedeckt wurden durch den schmalen Streifen Landes, auf den sich die Provinzbezeichnungen der Germania superior et inferior beschränken mußten.

It is very seldom that Germany comes out in such a manner, sagte mir einmal vor 25 Jahren der jüngst verstorbene A. S. Murray anläßlich einer amtlichen archäologischen deutschen Veröffentlichung. Neben große prächtige „offizielle“ Werke ist seitdem eine immer stattlicher werdende Reihe von Publikationen getreten, die privater Arbeit, privaten Mitteln ihre Entstehung verdanken — ich erinnere besonders gern an Frhrn. Hiller von Gaertringens Thera-Arbeiten und Thera-Werk — und doch den Vergleich mit englischen und französischen Werken ähnlich großer Anlage nicht mehr zu scheuen brauchen, ja sogar durch ihre Preise mitunter den Zorn der auswärtigen Kollegen hervorrufen; denn leider ist bei den Büchern noch nicht — wie in der Industrie — an Stelle des früheren „billig und schlecht“ das „billig und gut“ getreten, wenigstens meistens noch nicht. Dazu ist unser privater Abnehmerkreis zu wenig zahlungsfähig, der öffentlichen Bibliotheken so viele. Gerade von dem reich ausgestatteten Werke über die Provincia Arabia muß übrigens der Preis als durchaus mäßig bezeichnet werden.

Rudolf Ernst Brünnow, früher ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen in Heidelberg, jetzt Privatgelehrter in Bonn, hat bedeutende Mittel in weitestgehender Weise in den Dienst der Forschung gestellt. Möchten doch manche Gelehrte in ähnlich glückliche Lage versetzt werden

*) R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski: Die Provincia Arabia. Erster Band. Die Römerstraße von Mâdebâ über Petra und Odruh bis El-Akaba unter Mitwirkung von J. Euting. Mit 276 meist nach Originalphotographien angefertigten Autotypien, 4 Tafeln in Heliogravüre, 2 Tafeln in farbigem Lichtdruck, 8 großen und 1 Uebersichtskarte des Ostjordanlandes, 1 großen Karte und 20 Kartentafeln von Petra, 10 Doppel- und 1 einfachen Tafel mit nabatäischen Inschriften nach Vorlagen von J. Euting und 2 Doppeltafeln, 272 Zeichnungen und Plänen und 24 Umrissen in Zinkotypie und 18 Deckblättern in Lithographie nach Vorlagen von Paul Huguenin. Straßburg 1904, K. Trübner. 4°. XXIV. 532 S. M. 80.—

und es dann ebenso machen! Er hat in das schwer zugängliche, höchst unsichere, daher bisher nur teilweise und flüchtig untersuchte Ostjordanland drei Expeditionen — 1895, 1897, 1898 — ausgeführt, begleitet von seiner tapferen Frau und auf den beiden letzten Reisen auch von anderen trefflichen Gelehrten, dem Arabisten Euting und Alfred v. Domaszewski, der seine Kennerschaft römischer Geschichte, Epigraphik, Militärwesen hinzubrachte. Brünnow und Domaszewski, die einstigen Heidelberger Kollegen und treuen Freunde, haben nun in schönem Verein die Herausgabe des Reisewerkes begonnen, dessen erstem Bande bald ein zweiter folgen wird. Das Buch will nicht ein gewöhnliches, die von den Reisenden gemachten Routen beschreibendes, eine Auswahl des zufällig Gesehenen abbildendes Reisewerk sein. Schon manche derartige, meist französische Werke über diese Gegenden, zum Teil von hochklingenden Namen, mit wirkungsvoll hergestellten Bildern ausgestattet, besitzen wir. Eine zusammenhängende, sicher begründete Vorstellung von diesen interessanten Landschaften läßt sich jedoch aus diesen Werken nicht gewinnen, ebensowenig wie aus den zahlreichen Reisebeschreibungen mehr oder weniger befähigter, meist eiliger Touristen. Eine neue Methode, so kann und muß man sagen, für Reisewerke solcher Art ist durch das Brünnow-Domaszewskische Werk geschaffen. Gerade diese Anlage des Werkes macht es, im Verein mit dem hohen Interesse des Stoffes, dem Berichterstatter zu einer besonders angenehmen Pflicht, den Lesern dieser Blätter darüber einiges mitzuteilen und sie zur eigenen Kenntnisnahme des Werkes einzuladen.

Die Ergebnisse der drei Reisen werden zusammengearbeitet, um ein einheitliches Bild der zu schildernden Landschaft zu geben. Und hineingezeichnet in dieses Bild werden alle die Züge, die frühere Reisende gesehen und erwähnt haben, alles mit ihren eigenen Worten. Auch das von den Verfassern nicht Gesehene wird auf Grund kritisch abgewogener Berichte anderer in die Darstellung einbezogen. Mit größter Genauigkeit ist aus sämtlichen übrigen Quellen alles zusammengetragen, was der Leser braucht, um mit einem Blick zu sehen, was wir über Landschaft, Denkmäler u. a. in jedem Einzelfall überhaupt wissen. Die Methode ist dieselbe streng wissenschaftliche, auf absolute Vollständigkeit ausgehende, die wir z. B. in den Inschriftensammlungen der preußischen Akademie befolgt sehen. Die ganze kritische Arbeit ist gemacht. Der Leser hat nur nötig, sich an der reichbesetzten Tafel niederzulassen.

Der noch fruchtbare Wüstensaum, den das Ostjordanland darstellt, die Länder von Damaskus bis zum Ostzipfel des Roten Meeres, früher Edom, Moab, Amon u. s. w., sind seit dem sechsten-fünften Jahrhundert v. Chr. von dem arabischen Stamm der Nabatäer beherrscht. In den hellenistischen Jahrhunderten standen sie in loser Abhängigkeit bald von den Seleukiden Syriens, bald von den Ptolemäern Aegyptens, wurden immer selbständiger bis zur Gründung eines kraftvollen Königtums, dann aber vom ersten Jahrhundert der Kaiserzeit ab römische Provinz. Als solche hatte das Land bis ins dritte Jahrhundert eine blühende Existenz: selbst auf früher nie dagewesene Höhe der kulturellen Entwicklung gebracht, zog es reichen Nutzen aus seiner Vermittelungsstellung im Karawanenhandel vom Persischen Meerbusen, von der arabischen Halbinsel und vom Roten Meer mit Syrien und der Mittelmeerküste. Wohl schwer, aber Frieden und Segen bringend lag Roms mächtige Hand auf den Völkern. Im dritten Jahrhundert bewirken politische Verhältnisse starken Niedergang, die Handelszüge von Osten nehmen ihren Weg über das zu rascher kurzer Blüte emporsteigende Palmyra. Christlich-byzantinisches stilles Kleinleben, schwache Bemühungen des Kreuzes, den Spuk der Heidengötter zu bannen, bezeichnen das letzte Ausatmen. Vorher Wüste, nachher Wüste — „von dem, was heutzutage Wüste heißt, ist ein guter Teil vielmehr Verwüstung der gesegneten Arbeit besserer Zeiten" (Mommsen) —, in der römischen Zeit von guten Straßen durchzogen, mit geregelter Wasserverteilung und zweifellos noch verhältnismäßig starkem Baumwuchs, besiedelt mit zahlreichen Städten und Dörfern, gegen die Wüste, die Heimat unsicheren Gesindels, und gegen die noch ferneren Perser durch ein sorgsames Wach- und Befestigungssystem geschützt, konnte das Land die ihm durch seine geographische Lage gestellten Aufgaben voll erfüllen. Ob die jetzt durch das Land geführte Eisenbahn nach Mekka die alten Verbindungen wieder beleben, das Land aus seinem Todesschlaf erwecken wird, muß abgewartet werden. Oede, kahl, baumlos, eine ungeheuere Steinwüste: so sieht das Land aus auf den zahlreichen und vorzüglichen photographischen Ansichten, die dem Werke eingefügt sind.

Wir folgen den Verfassern auf ihren Zügen durch das Land auf den Römerstraßen, die, mit Leichtigkeit noch überall zu erkennen, auch heute noch die besten Verbindungslinien bilden. Sogar die Meilensteine stehen noch meist an ihrer Stelle, treulich einer neben dem anderen, wenn spätere Kaiser die Straße einmal erneuerten; noch heute lesen wir auf ihnen die Entfernungen ab von Petra, der Provinzialhauptstadt. Auch mancher Grenzstein steht noch am Platze. Und wo dem heutigen Reisenden ein Ausblick nötig oder wünschenswert ist, oder wichtige Straßenkreuzungen sind, da kann er darauf rechnen, den römischen Wartturm, ein Zwischenkastell oder die Reste eines größeren römischen Lagers, ruhig in sich zusammengefallen, vorzufinden. Es ist als ob die Weltgeschichte die Jahrtausende hindurch stillgestanden wäre, in ihrem Weiterrollen diese Lande einfach vergessen hätte. Nur ganz vereinzelt, hier und da auf besonders wichtigem Punkt, erhebt sich auf römischem Mauerwerk eine Kreuzfahrerburg mit Kirche — so das imposante Sobak-Montroyal —, mitunter auch wohl mal ein Khan aus der Seldschukenzeit: sind wir doch an der Pilgerstraße nach Mekka. Wie ein Blitz im Dunkeln führen uns derartige Bauten vor Augen, daß es auch später hier die Herzschläge einer langsam, leise pulsierenden Geschichte gegeben hat.

Es versteht sich von selbst, daß im vorliegenden Werke jede Inschrift, ob griechisch, lateinisch oder nabatäisch, mit stets gleicher Sorgfalt wissenschaftlich herausgegeben, jedem Baurest seine beschreibende, aufnehmende, photographische Reproduktion zuteil wird. Das große Römerlager Odruh wird von Domaszewski zum Gegenstand einer eingehenden Behandlung gemacht. Nur wer selbst in ähnlichen Trümmerhaufen verzweifelnd umhergeklettert ist, weiß die materielle Schwierigkeit der Aufnahme derartig in sich zusammengestürzter Mauern und Türme, die außerordentliche Arbeit der Rekonstruktion ihres Grundrisses und Aufbaues zu würdigen. Viel sicheres reiches Material gewinnen wir da von diesem fernen arabischen Limes — mehr wird noch der zweite Band bringen —, um unsere einheimische mühevoll das Verlorene suchende Arbeit daran zu messen, damit zu stützen.

Den Schwerpunkt dieses Bandes bildet Petra, die wunderbare Felsenstadt halbwegs zwischen Totem und Rotem Meer, wo das Mittelalter den heiligen Sinai wähnte, Aaron auf hohem Berge begraben sein ließ, wo noch heute Moslims, Juden und Christen seine Ruhestätte mit schwach begründeter Andacht verehren.

Lange schon haben einige besonders auffällige unter den zahlreichen Grabfassaden Petras architektonische und archäologische Bücher geziert, vielfach dieselben Klischees, ohne daß über die Einzelformen und die Zeit Genaueres bekannt geworden wäre. Diese peinliche Unsicherheit ist jetzt beseitigt und durch die Sammlung, Sichtung, zeitliche Fixierung der wundersamen Gräberfronten unserer Kenntnis von antiker Kunst und Kultur ein bedeutender, ja in vielfacher Hinsicht einzigartiger Gewinn zugeführt worden. Mit einer Genauigkeit, die wiederum unübertrefflich ist, der kein Denkmal zu unbedeutend, zu klein, zu verfallen ist, wird uns alles vor Augen geführt. Jede unter den etwa 1000 architektonischen Tempel- und Grabfassaden erhielt ihre Nummer, ist im Text beschrieben, wenn nötig erklärt, aufgenommen, reproduziert, einige, wie das berühmte Hazne, sogar in Federzeichnungen und Heliogravüren, die auch hohen künstlerischen Ansprüchen gerecht werden. Als ein Heiligtum der mit der Ptolemäerherrschaft eingerückten Isis wird dies barocke, höchst wirkungsvolle Bauwerk schlagend richtig erklärt, heraus aus dem

zum erstenmal richtig gesehenen und gedeuteten Skulpturenschmuck: jetzt verstehen wir erst den tieferen Sinn jener schon von Hittorff behandelten auffälligen Aehnlichkeit dieses Baues mit manchen Gebäuden auf den Wänden des ägyptisierenden Architekturstils Pompejis. Den photographischen Aufnahmen sind mit bemerkenswertem und nachahmenswertem Verfahren durchsichtige Deckblätter beigefügt mit aufgedruckten topographischen Erklärungen und Zahlen, auch mit Hilfszeichnungen und Grundrissen ist nirgends gespart.

Vor uns ausgebreitet ist jetzt die Geschichte der Grabfassaden und damit der Architektur in Petra. Ursprünglich gedacht als Nachbildungen der Luftziegelbauten des Privathauses, wie die Nabatäer es von Osten mitgebracht haben mochten, werden sie immer monumentaler, indem der Stil ägyptische, dann nordsyrische, griechische, hellenistische wieder stark ägyptisch durchsetzte Motive nacheinander in sich aufnimmt. Und die fein beobachtete Reihenfolge der Grabformen, namentlich in der Gegend, wo durch ein in frührömischer Zeit eingeschnittenes Theater Aelteres zum Teil zerstört wurde, ermöglichte es Domaszewski, die Ausbreitung der Nekropole von näheren zu ferneren, von tiefer gelegenen bequemeren zu höheren Lagen zu benutzen, um die sichere Probe auf die stilistische Klassifikation zu geben. Außerordentlich gewonnen hat unser Verständnis für die Einzelformen; auch hier erscheint nichts zu unbedeutend, um nicht genau untersucht und wissenschaftlich festgelegt und verwertet zu werden. Auch hier wieder hebt das Prinzip der Vollständigkeit, die historisch-philologische Methode, wie namentlich die Epigraphiker sie ausgebildet haben, das Werk hoch empor über manch ähnliche frühere Unternehmung. Eine Freude muß es sein, dies Buch an Ort und Stelle benützen, an seiner Hand den eigenartigen Kunstformen nachgehen zu können, die in dieser trockenen Luft, vor Menschenhand meistens gesichert — oft mußten die Aufnahmen mit dem Teleobjektiv gemacht werden — sich so wundersam erhalten haben, daß man häufig ganz vergessen möchte, vor so altem Denkmal zu stehen, daß man glauben möchte, angesichts z. B. des schönen Grabes des Statthalters Sextius Florentinus, ein Werk venezianischer Renaissance, vor anderen eine italienisch-französische Barockschöpfung vor sich zu haben: denn alles ist schon mal dagewesen. In Petra mögen wir ermessen lernen, was alles die Architektur der Renaissance noch von antiken Bauten gesehen, mit was für Bauwerken sie ihre Phantasie befruchtet haben mögen.

Die Wirkung dieser Architekturen beruht wesentlich in ihren Rhythmen, in fein berechneter Wirkung von Linearperspektive, von Licht und Schatten. Die feinere Einzelform tritt zurück, das reiche vegetabilische Detail, womit die griechisch-römische Ornamentik ihr Bauwerk überspann, fehlt hier. Hart, stereotomisch muten uns die scharf facettierten Formen an. Der Wüste Element ist Stein, klare ernste Formen entstammen ihr, sind ihr eigen, nicht der üppige Pflanzenwuchs, über dem das Auge die Grundform leicht außer acht läßt und vergißt, der uns lebendiges Leben vorgaukelt. Dafür war Arabia Petraea kein Land.

Auch was sich über das Stadtbild von Petra, die nabatäischen Heiligtümer, Obelisken (Steinfetische) und Opferplätze in der Stadt und auf den Hochspitzen des sie umgebenden Felsengürtels durch äußere Besichtigung, Aufmessung, Photographie, sorgsamste Benutzung dessen, was andere gesehen, feststellen ließ, ist treu wiedergegeben. Manches, wahrscheinlich sogar sehr vieles harrt in der Stadt, die fern von modernen großen Orten still in sich zusammengesunken ist, noch der Auferstehung. Möchte das Dornröschen bald seinen Ritter mit Spaten und Hacke finden!

Wie Petra selbst durch zahlreiche Spezialpläne kartographisch treu fixiert und für den Benutzer musterhaft bequem auseinandergelegt ist, so sind die ganzen in diesem ersten Bande behandelten Gegenden durch große Karten, von Brünnow entworfen und mit der nordwestlich anstoßenden nächsten englischen Karte verbunden, der geographischen Forschung erschlossen, auch das eines der vielen großen Verdienste dieses Buches.

Noch viel reiches Material, namentlich aus dem Haurân wird der zweite Band bringen, gewiß auch, so hofft man wenigstens, geographische und kulturelle Schilderungen, die dem Leser gestatten werden, aus dem einzelnen heraus zur Gesamtanschauung, zum Vergleich von einst und jetzt, sich emporzuarbeiten, geschichtliche Darstellungen, die das von Domaszewski gegebene knappe Bild der Geschichte Petras für das ganze Land ergänzen, topographisch anschauliche Schilderungen der Einzelstätten, die selbst, wer Karten zu lesen und photographische Bilder zu sehen versteht, nicht entbehren kann, wenn er nicht selbst an Ort und Stelle war. Glücklich die, die es waren!

Heidelberg, August 1904. F. v. Duhn.

Schiller, Mercier und Huber.

Von Richard Fester.

(Fortsetzung.)

Mögen die persönlichen Beziehungen zwischen Schiller und Mercier nur mittelbare oder unmittelbare[35]) gewesen sein, so kann ich jenen Journalartikel doch nicht für ein Intermezzo ohne Folgen halten. Wenigstens so viel ist gewiß, daß Mercier sich noch nach vielen Jahren seines Versprechens erinnert hat. Aus den „Oeuvres dramatiques de Monsieur Schiller“ wurde freilich nichts. „Die Räuber“ waren, als sie Mercier sah, bereits ins Französische übersetzt.[36]) Auch die Uebersetzung der übrigen 1787 vorhandenen Schillerschen Dramen hat Mercier anderen überlassen.[37]) Erst „Die Jungfrau von Orleans“ setzt seine Feder in Bewegung. Den Handlanger, den 1787 Heribert v. Dalberg machen wollte, findet er in Ch. Fr. Cramer. So rasch wie die ersten Nachdrucke erscheint bereits 1802 in Paris die von Mercier herausgegebene Prosaübersetzung: „Jean d'Arc ou la Pucelle d'Orléans“.[38])

Weshalb Mercier so lange gezögert hat, vermag ich nicht zu sagen. Weshalb er den „Don Carlos“ unübersetzt ließ, liegt auf der Hand. Das Gefühl, daß es sein Philipp II. mit Schillers Drama nicht aufnehmen könne, obwohl beide die dramatische Form des Klassizismus sprengten, dürfen wir ihm wohl zutrauen. Was ihn von einer Uebersetzung gerade dieses Dramas abschrecken mußte, war für Schiller eher ein Motiv, sein eigenes Verdienst durch unmittelbare Gegenüberstellung recht augenfällig zu machen. Anfangs Februar 1788 hat er mit Wieland über die französischen Tragiker einen kleinen Disput, über den er am 12. Februar an Körner berichtet.[39]) „Ich war just in einer meiner widersprechenden Launen, und da erklärte ich ihm, als das Gespräch auf französischen Geschmack roulirte, daß ich mich anheischig machte, jede einzelne Scene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen. Du kannst ungefähr wissen, wie ich das meinen mußte, aber ihm hatte ich in die Seele gegriffen. Er führte mir meinen Carlos zur Widerlegung an; wo ich nämlich gerade die Fehler hätte, die ich an den Franzosen tadle. Ich sagte ihm, daß aus den dreißig Bogen des Carlos gewiß sieben herauszubringen seien, worin reine Natur sei (und habe ich nicht recht?); er solle mir das an einem französischen Stück probiren. Er solle mir den Marquis Posa in einer Scene mit meinem König Philipp so weit kommen lassen, ohne meinen Weg einzuschlagen, oder er solle eine dreizehn Blätter starke Scene zwischen Carlos und der Eboli in französischem Geschmacke schreiben lassen und sehen, wer sie aus-

[35]) Béclard (a. a. O. VIII) bemerkt über Merciers handschriftlichen Nachlaß, daß er wenig Material zu seiner Lebensgeschichte enthalte.

[36]) 1785 im 12. Bande des nouveau théâtre allemand von Friedel und Bonneville. Vgl. Goedeke, Grundriß 5 II, 163.

[37]) Vgl. Goedeke a. a. O. 5 II, 171. 173. 181.

[38]) Neuauflage 1814. Goedeke a. a. O. 5 II, 223. Ich habe weder die eine noch die andere Ausgabe auftreiben können.

[39]) Jonas, 2, 18.

hält. Er konnte mir nichts antworten und ich glaube überhaupt Niemand." Nicht nur mit Wieland, mit allen Beurteilern des Carlos, die sich nicht auf seinen Gesichtspunkt gestellt haben, setzen Schillers „Briefe über Don Carlos" im Juli und Dezember 1788 in Wielands „Teutschem Merkur" den Disput fort. [40]). Wenn er in den „Briefen" die Franzosen aus dem Spiele läßt, so hat er sich, wie mir scheint, gerade in dem „Vorbericht" noch einmal mit ihnen auseinandergesetzt. Der „französische Schriftsteller, der in seinen Urteilen und Grundsätzen über das Drama so wenig Franzose ist", soll zugleich für Form und Inhalt **seines** Ideendramas zeugen. Wielands Anforderung an ein vollkommenes Drama, daß es in Versen geschrieben sei, hat er erfüllt, indem er reimfreie Jamben für den Don Carlos wählte. [41]) Wielands zweite Forderung, „daß der Reim zum Wesen des guten Dramas gehöre", widerlegt vor den Augen des deutschen Publikums der Prosadialog einer französischen Carlos-Tragödie. Merciers ausdrücklicher Verzicht auf die Bühne [42]) darf ignoriert werden, weil auch der Carlos schon seines Umfanges wegen einer Bühnenbearbeitung bedarf. An die Bühnenfähigkeit des „Philippe II" kann Schiller natürlich im Ernste nicht glauben. Indem er seine Landsleute zu einem für ihn nur vorteilhaften, weil aussichtslosen Versuche auffordert, verpflichtet er sich durch einen vorweg genommenen Gegendienst den künftigen Herausgeber der von ihm mit Ungeduld erwarteten „Oeuvres dramatiques de Monsieur Schiller".

So schreibt er jenen Vorbericht in unverkennbarem Doppelsinn, und er schreibt ihn anonym, weil er sonst darauf verzichten müßte, den Lesern gerade die Direktiven zu geben, die er ihnen zu geben wünscht. Auch die antikatholische Aufklärungstendenz Merciers, [43]) dessen Philipp eine fratzenhafte Karikatur wie W. v. Kaulbachs Peter Arbues ist, mochte es ratsam erscheinen lassen, aus einem auch vor Wieland sicher gewahrten Inkognito nicht hervorzutreten.

Wer aber ist, wenn der Vorbericht Schiller zum Verfasser hat, der eigentliche Uebersetzer?

Körner kommt gar nicht in Betracht. Der Briefwechsel enthält auch nicht die leiseste Spur in dieser Richtung. Ebensowenig ist an Schillers Schwager Reinwald zu denken. Er hatte als pedantischer langsamer Arbeiter mit der Verschwörung der Pazzi gerade genug zu tun, so daß ihm für eine solche Nebenbeschäftigung keine Zeit blieb. [44]) So haftet der Verdacht an Huber, da Schiller 1788 noch nicht über den Stab von Uebersetzern verfügte wie später als Herausgeber der „allgemeinen Sammlung historischer Memoires". In der Tat trifft bei Huber gleich eine Voraussetzung zu. Er hat seit dem November 1787 nachweisbar Zeit und ist stoffbedürftig. Seine zwei Beiträge zu Schillers angekündigter „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen", „Rienzi" und „Die Verschwörung des Bedemar" sind gedruckt. Zur Bearbeitung einer dritten Verschwörung zeigt er keine Lust, so daß Schiller froh sein darf, in seinem Schwager Reinwald einen Ersatzmann zu finden. Auch die von ihm und Körner geplante Uebersetzung der Clarisse Richardsons hat er auf Schillers Rat unterlassen, weil sich schon ein anderer darangemacht hatte. Obwohl ihn Schiller noch am 1. November 1787 um eine nicht über zehn Bogen starke Verschwörung bittet, traut er ihm doch zugleich eine nebenher gehende Uebersetzerarbeit zu. „Wählt — schreibt er nach der Erwähnung der Clarisse — womöglich einen andern Gegenstand, und wenn ihr darüber einig seid, so schreibt mir vor, was ich dabei tun und bestellen soll." In seiner Antwort vom 4. November erklärt sich Huber wenigstens für den Augenblick außer Stande, eine (dritte) Verschwörung zu liefern. [45]) „Körnern ist's ein gefundenes Fressen die Clarisse los zu seyn. Ob etwas anders an der (sic) Stelle kommen wird, kann ich nicht voraussehen, bis ich weiß, wie es für die nächsten 10—12 Monate mit meiner Zeit bestellt sein wird." Wofür er sich schließlich entschieden hat, müßte in Briefen gesagt sein, die uns nicht erhalten oder verschollen sind. Auch Schiller wird bis zu der Begegnung der Freunde in Weimar am 9. April [46]) nicht nur zweimal, am 25. Dezember 1787 und am 20. Januar 1788 geschrieben haben. Die Möglichkeit ist zum wenigsten nicht ausgeschlossen, daß Huber die Absicht einer Uebersetzung des „Philippe II" dem Freunde zwischen Dezember 1787 und April 1788 angekündigt, daß er die Uebersetzung vielleicht nach Weimar mitgebracht und Schiller bei dieser Gelegenheit den „Vorbericht" niedergeschrieben hat. Von Wichtigkeit wäre es zunächst, aus dem Meßkatalog, wenn er noch aufzutreiben ist, festzustellen, ob die Liegnitzer Uebersetzung auf Ostern oder Michaelis 1788 erschienen ist. Unser Hauptaugenmerk aber hat sich jetzt auf die Thalia-Uebersetzung zu richten. Wenn Huber der Liegnitzer Anonymus ist, wird die letzte Entscheidung der ineinander verschlungenen Fragen davon abhängen, ob die mit seinem Namen bezeichnete Spur sich nicht bis in die Erscheinungsjahre des „Philippe II" und des zweiten Thalia-Heftes 1785/86 zurückverfolgen läßt.

Täuscht mich nicht alles, so ist dieser Schlüssel zu all den Rätseln, die uns beschäftigt haben, in Hubers erstem Briefe an Schiller enthalten. „Ich hatte," schreibt er am 7. Januar 1785 [47]) an den noch in Mannheim weilenden neugewonnenen Freund, „von einem „„Carlos"" gehört und mich über die Wahl dieses außerordentlich interessanten Gegenstandes gefreut; ich erwartete seine Erscheinung mit Sehnsucht; der düstere, finstere Philipp schwebte schon, von Ihrer Hand gezeichnet, vor meinem Geiste; ich sprach schon mit meinen Freunden von Ihrer kräftigen, ergründeten Schilderung des Dämons im Süden. Aeußerst gespannt war ich auf einen Tyrannen neuer Art, auf einen wahren Tyrannen. . . . Von Ihnen insbesondere, die Sie leider die Tyrannen besser denn nur vom Hörensagen kennen, war er mir um so merkwürdiger. Und nun möchte ich beinahe fürchten, daß die „„Rheinische Thalia"" den spanischen Carlos verdrängen, oder daß es bloß bei Fragmenten bleiben wird. Verzeihen Sie, daß ich mir den Wunsch nach Ausführung dieses Sujets so geradezu merken lassen."

Weder Merciers „Philippe II", noch das erste Thaliaheft waren erschienen, als Huber in dieser Weise sein Interesse für eine Carlos-Tragödie kundgab. Den Dämon, den er von Schiller erwartete, sollte er nicht bei diesem, sondern bei Mercier finden. Es ist sattsam bekannt, daß Schiller gleich in der Einleitung zu seinem „Dom Carlos", die im ersten Thaliaheft im Lenzmonat 1785 erschien, die Erwartung, daß er „bei Philipps Darstellung den französischen Skribenten folge", weit zurückwies. „Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, so bald von Philipp dem Zweiten die Rede ist — mein Stück fällt zusammen, sobald man ein solches darin findet." Schon damals also ist es seine Absicht, als Dichter den Dämon Philipp zu vermenschlichen, lange bevor er sich aus der Lektüre Watsons überzeugt hat, daß er auch vom historischen Standpunkt aus dazu berechtigt wäre. Huber aber kannte den Dämon ohne Zweifel nicht nur aus St. Réals Novelle, sondern auch aus Voltaires Charakteristik im „Essai sur les moeurs", [48])

[40]) Vgl. Elster: Zur Entstehungsgeschichte des Don Carlos 69 ff.

[41]) Thalia, 2. Heft, S. 99.

[42]) Philippe II S. LXXIV—LXXVI. Liegnitzer Uebersetzung XXXVII—XL.

[43]) In das Münchener Exemplar hat um 1800 ein Leser oder Besitzer geschrieben: „Der Vorbericht ist von einer Rabenfeder niedergeschrieben: und das dramatische gemählde selbst konnte niemand als ein schmähsichtiger Protestant so zeichnen." Mercier war übrigens wie Voltaire katholischer Konfession.

[44]) Reinwald an Schiller 12. November 1787, 2. März 1788. Schiller an Reinwald 7. März 1788. Reinwald an Schiller 23. Juni 1788. Schiller 9. Juli 1788. Bei Maltzahn, Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und Reinwald 96 fg. 104—6 112—8.

[45]) Jonas 1, 433. Geiger, Briefwechsel Schiller-Körner 4, 346. 348.

[46]) An Körner 15. April 1788. Jonas 2, 40. Briefwechsel (Geiger) 1 207.

[47]) Geiger, Briefwechsel Schiller-Körner 4, 311.

[48]) Chap. 146 (Oeuvres, Moland 12, 483): „La postérité a mis ce prince au rang des plus puissants rois, mais non des plus grands. On l'appela le *Démon du Midi*, parce que du fond de l'Espagne,

und es erscheint daher doppelt beachtenswert, daß er hier schon „démon du midi“ mit „Dämon im Süden“, nicht Dämon des Südens, übersetzt, genau so wie der Liegnitzer Anonymus[49]) und der Thalia-Uebersetzer.[50])

Nichtsdestoweniger wäre es verfehlt, Schiller durch Huber völlig zu verdrängen und sein geistiges Eigentum an der Thalia-Uebersetzung auf „die unüberwindliche Flotte“ einschränken zu wollen. Der Liegnitzer Anonymus läßt Mercier sagen: „Philipp dem zweyten wäre es ein Leichtes gewesen, die Französische Monarchie zu zerstören, und doch zog seine Politik bloß den Fall der Ligue nach sich; er besaß weder den Mut seines Vaters, noch Eduards, noch Karls des Fünften.“ Er macht also zu Mercier einen Zusatz, der historische Unkenntnis verrät. Denn im „précis historique“ heißt es: „il n'eut point le courage d'un Edouard ou d'un Charles V.“ Wenn wir nun in der Thalia die sachlich korrekte, aber freiere Uebersetzung finden: „er besaß weder den Mut seines Vaters, noch Eduards“, so ist es auf den ersten Blick nicht recht verständlich, weshalb der Liegnitzer Anonymus jenen falschen Zusatz zu der von ihm benutzten Thalia-Uebersetzung gemacht hat. Wie aber, wenn die Liegnitzer Uebersetzung auch der Thalia zu Grunde gelegen hat, wenn sie hier ganz korrekt ursprünglich lautete: „er besaß weder den Muth Eduards noch Karls des Fünften“, wenn Schiller als Herausgeber „Eduards noch Karls des Fünften“ strich und statt dessen „seines Vaters noch Eduards“ einsetzte, wenn endlich der Anonymus bei Wiederherstellung seines Textes für den Liegnitzer Druck Karl den Fünften wieder hereinbrachte und „seines Vaters“ aus Unkenntnis oder Nachlässigkeit stehen ließ? Mit anderen Worten, lösen sich nicht alle Schwierigkeiten, wenn wir in Huber den einzigen Uebersetzer, in Schiller lediglich den Bearbeiter der Uebersetzung des Freundes sehen, wenn wir den Philipp II. der Thalia aus den Uebersetzungen Schillers ausrangieren um ihm unter den Ueberarbeitungen seine Stelle neben den Schiller-Nastschen Geistesprodukten anzuweisen?[51])

Dem Philipp folgt in der Thalia bekanntlich noch eine Charakteristik des Königs aus dem zweiten Bande des „abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne et de Portugal“.[52]) Schiller aber hat diese Stelle nicht selbst übersetzt, sondern die Uebersetzung, die er in dem deutschen Watson fand,[53]) überarbeitet, so zwar, daß er es sogar nicht verschmäht, sein Zitat mit fast denselben Worten wie der Uebersetzer Watsons einzuführen. „Die „Mitteilung“ der Charakteristik Philipps“, meint dieser, „wird dem Leser hoffentlich nicht mißfallen“, während sie nach Schillers Worten „dem Leser nicht unangenehm sein wird“. Der Watson-Uebersetzer verdeutlicht ziemlich wörtlich: „Philipp war von einem harten und stolzen Charakter; einem ungemäßigten Eifer für die Aufrechterhaltung des römisch-katholischen Glaubens“. Schiller bringt die Prädikate, indem er ihre Reihenfolge umdreht, in nähere Beziehung zu einander durch Vereinigung in einem Satze. „Religionseifer, Stolz und Härte — lautet bei ihm die überarbeitete, nicht übersetzte Stelle — machten die Grundzüge seines Charakters aus.“ Wie hier den Watson-Uebersetzer, wird er also auch Freund Huber für die Thalia stilistisch zurechtgestutzt haben. Die auffallende Uebereinstimmung in der Uebersetzung des „démon du midi“ verliert ihre Auffälligkeit, wenn der „Dämon in Süden“ bereits in Hubers Manuskript stand und zu den von Schiller unverändert gelassenen Stellen gehört. Am 5. Oktober 1785[54]) erwähnt Schiller erst einer Uebersetzung Hubers ins Französische und fährt dann fort: „Ob Du mit dem versprochenen Beitrag zur Thalia Wort halten wirst, das ist die Frage. Versuch es einmal, Lieber, und überrasche mich. Ich will Dir versprechen, daß ich Dirs nicht zutrauen will.“ Die in der Thalia Januar 1786 erschienene überarbeitete Uebersetzung wird nicht „der versprochene Beitrag“ sein, aber sie könnte recht wohl eine Ueberraschung sein, die Huber dem Freunde bereitet hat.[55]) Im Herbst 1785, gelegentlich des Leipziger oder Dresdener Zusammenseins der Freunde, müßte die Ablieferung des Manuskriptes an den Herausgeber der Thalia jedenfalls erfolgt sein, allerdings nur der zunächst veröffentlichten Einleitung. Denn das Horazische „nonum prematur in annum“ war in jenen Jahren weder für Huber noch Schiller geschrieben, und der ganze Philipp Merciers wäre aus Rücksicht auf „das verfluchte Geld“ nicht erst 1788 in die Druckerei gewandert, wenn er schon im Herbst 1785 fix und fertig auf Hubers Schreibtisch lag.

Daraus ergibt sich, die Textvergleichung bestätigend, daß Schiller das französische Original in Händen gehabt hat, während er den „abrégé“ nur aus dem Zitat des Watson-Uebersetzers kannte. Die auf den Philipp II. folgenden Carlos-Szenen sind durch die Mercier-Lektüre nicht ganz unbeeinflußt geblieben. Aber übersetzt hat wohl nicht er, sondern Huber, und zwar im Herbst 1785 oder auch früher die Einleitung, zwischen November 1787 und April 1788 das Drama Merciers.

Und noch ein anderer Umstand findet jetzt endlich seine Erklärung. Wenn das Mercier-Fragment ausscheidet, hat Schiller aus dem Französischen übersetzt die Euripides-Fragmente, die Phädra, die Novelle Diderots und die beiden Komödien Picards. Von den Euripides-Fragmenten und der Phädra dürfen wir wegen der größeren Bewegungsfreiheit des Dichters absehen. Auch die Novelle[56]) ist mehr eine freie Herausschälung der Handlung als eine Uebersetzung. Die steife Uebersetzung des „Parasit“ und des „Neffen als Onkel“ stand dagegen bisher in ausgesprochenem Gegensatz zu dem echt Schillerschen Schwung des „Philipp II.,[57]) was jetzt nicht mehr befremden kann.

Von der „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen“ hat die immer tiefer eindringende literarhistorische Kritik ein Stück nach dem andern abgebröckelt,[58]) bis als gesicherter Anteil des Sammlers und Herausgebers Schiller nur die zwei von ihm signierten Sätze der Nachricht[59]) übrig geblieben sind. Etwaige stilistische Eingriffe des Herausgebers in die Manuskripte Hubers und Reinwalds entziehen sich der Kritik. In dem vorliegenden Fall ermöglicht die Liegnitzer Uebersetzung, wenn mir der Nachweis der Autorschaft Hubers geglückt ist, einen höchst lehrreichen Vergleich. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die Liegnitzer Uebersetzung uns keineswegs den von Schiller überarbeiteten Urtext ersetzen kann, daß sie selbst von Schillers Bearbeitung

qui est au midi le l'Europe, il troubla tous les autres états.“ Mercier XXIII: „Ce *Démon du midi*, ainsi qu'on l'appelloit..“

49) S. XVIII. „Dieses Dämon in Süden, wie man ihn nannte.“

50) S. 84, Goedeke 4, 96.

51) Auch Nasts Thaliabeitrag über Lykurg, den der Verfasser 1792 zu einer Prorektoratsrede benützte, hat Schiller im elften Hefte (1790) stark überarbeitet und erweitert, so daß der ursprüngliche Text Nasts später erschien als die Schillersche Ueberarbeitung. Vgl. Goedeke, Hist.-krit. Ausgabe 9, IX.

52) Paris 1765. 2, 457 fg.

53) Watson, Geschichte der Regierung Philipps des Zweyten. Lübeck 1778. 2, 512—14.

54) Jonas 1, 271. Geiger, Briefwechsel Schiller-Körner 4, 321 fg.

55) S. auch unten.

56) „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache“ im ersten Thaliaheft. Vgl. Minor 2, 270 ff. und 610. Am 31. März 1789 sprach Schiller seine Absicht aus, seine „kleinen prosaischen Aufsätze, Selbstarbeiten sowohl als Uebersetzungen, schlechte und gute“ bei Crusius herauszugeben. Da die „Verschwörung des Bedemar“ nicht mehr in Betracht kommt, könnten unter „Uebersetzungen“ nur die Novelle und der Philipp II. gemeint sein. Wie aber hätte Schiller in der Kürze sich anders ausdrücken sollen? Uebersetzung war der Philipp ja auch dann, wenn Schiller eine schon vorhandene Uebersetzung bearbeitet hatte. Man denke an Macbeth und Turandot. Vgl. Geschäftsbriefe 57 und Geiger, Briefwechsel Schiller-Körner 2, 52.

57) Hellen schreibt mir, daß ihm nur zwei Abweichungen von Schillers Diktion aufgefallen sind. Goedeke 4, 103, 6, „Zwiespalten“. 107, 17—18 „mehr als zu wahrscheinlich“. Ebenso aber der Liegnitzer Druck XXIV und XXXVI.

58) Für die „Verschwörung des Marquis von Bedemar“, die Bellermann trotz den für Huber sprechenden Momenten 1896 noch in Schillers Werke aufnahm (14, 58 ff.), ist Hubers Autorschaft erwiesen durch seinen Brief vom 11. Mai 1786. Gegenwart 1898, Nr. 31. Vgl. Koßmann im Euphorion 6 (1899), 513 und 517.

59) Bei Goedeke, Hist.-krit. Ausg. 4, 113.

nicht unbeeinflußt geblieben ist.[60]) Schon der oben besprochene irrige Zusatz beweist das. Mercier läßt Philipp II. von der Republik Genua borgen. Schiller setzt aus seiner neugewonnenen Geschichtskenntnis hinzu: „ja sogar von seinen vlämischen Unterthanen", und der Liegnitzer Anonymus behält diesen Zusatz bei.[61]) Einmal hat Schiller auch selbst durch seine Korrektur den Sinn einer Stelle verdunkelt. „Dieu de l'univers — sagt Mercier — qu'elle immensité de pouvoir réunie dans la main d'un seul homme qui n'en meritoit plus le nom." „Gütiger Gott! — hatte Huber übersetzt — welche ungeheure Besitzungen in der Hand eines einzigen Menschen, der nicht einmal diesen Namen mehr verdiente!" „Ungeheure Besitzungen in der Hand eines Einzigen — ändert Schiller nicht eben glücklich — und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!" „Gerechter Gott — würden wir etwa übersetzen — welche Machtfülle vereinigte ein einziger des Menschennamens nicht mehr würdiger Mensch in seiner Hand." Aber auch da, wo die Rückkehr zum eigenen Text nicht durch seine größere Genauigkeit geboten war, hat Huber zuweilen die Thalia-Fassung beibehalten. Namentlich die beiden Texten gemeinsamen Striche[62]) werden teilweise auf Schillers Rechnung zu setzen sein.

[60]) Das gilt namentlich von dem in beiden Texten wörtlich übereinstimmenden, aber sehr frei übersetzten Absatz, der mit den Worten beginnt: „Dieser schändliche Despotismus" bei Goedeke 4, 90 fg. Vgl. Mercier V fg.

[61]) Ein Zusatz (Goedeke 4, 103, 12—14), den Schiller einer gestrichenen Stelle Merciers XLVIII entnommen hat, fehlt dagegen in der Liegnitzer Uebersetzung, obwohl ihr der Strich mit der Thalia gemein ist. Wenn in einer Aufzählung der Tyrannen des 16. Jahrhunderts in beiden Texten für Heinrich VIII (von England) fälschlich Heinrich II. steht, kann das Versehen schon aus dem von mir vorausgesetzten Manuskripte Hubers stammen oder von dem Liegnitzer Uebersetzer aus der „Thalia" herübergenommen sein.

[62]) Mercier II die Anmerkung. III—IV Point — particuliers. X Elisabeth — XII curiosité. XIV mais dans l'histoire — sa fortune. XIX Il est trois points — chose de rien. XXIV—V die Anmerk. XXVI La superiorité — XXXIV libertés nationales. XL die Anmerk. XLIII Elisabeth de son côté — comédiennes, XLIII Mais les calvinistes — de réformateurs; et. XLVI Le prince d'Orange — gagné. XLVIII—IX Eût-on pensé — l'Asie Orientale? und die Anmerkungen. L—LI die Anmerk. LI Ainsi les lois — LIII vexatoires. A-t-il besoin — d'Italie. LIV Il fut — persécuteurs. LVI Don Carlos — auspices. LX Quand il fit — les diamans.

(Schluß folgt.)

Bücher und Zeitschriften.

Das deutsche Götter- und Heldenbuch. Gesammelt und erneuert durch Richard v. Kralik. 6 Bände, 2043 Seiten. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft. Broschiert per Band 1.35 M., geb. 2 M.

Kralik ist eine Lessing-Natur. Wie dem berühmten Predigersohn aus Kamenz sind ihm ein scharfer, philosophisch geschulter Geist, ein universelles Wissen von ungewöhnlicher Gründlichkeit, eine immense, nimmer rastende Arbeitskraft, aber auch jene Begrenzung der poetischen Begabung eigen, die der Dichter des „Nathan" durch das Geständnis kennzeichnet: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt." Das, was Kralik einen dauernden Namen in der deutschen Literaturgeschichte sichert, ist nicht so sehr seine dichterische Schöpferkraft, als die bewundernswerte Fähigkeit, Geschaffenes wieder zu entdecken, kritisch zu beleuchten, umzuschaffen und aus wirren, zerrissenen Fäden ein anmutiges, farbenharmonisches Gewebe herzustellen. Die glänzendste Probe dieses Talentes ist das vorliegende „Deutsche Götter- und Heldenbuch". — Die germanische Götter- und Heldensage, das gewaltige Epos von der Völkerwanderung, an dem zahlreiche Sänger von den Zeiten Theodosius des Großen bis zu Theodorich dem Großen gearbeitet, zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden, war das stolze Ziel, welches sich die Besten unseres Volkes gesteckt. Der große Kaiser Karl ließ um 800 zum erstenmal die nationalen Lieder sammeln. Diesem verloren gegangenen Heldenbuch folgte im 11. und 12. Jahrhundert die ältere, im 13. Jahrhundert die jüngere „Edda" und die „Thidrekssaga". 1473 faßte Kaspar von der Roen einen Teil der alten Sagen zu dem Dresdener Heldenbuch zusammen. Vor 1490 erschien das erste und 1590 das letzte gedruckte „Heldenbuch". 1643 wurde die Handschrift der „Edda" durch den Bischof Brynjulf Sveinsson, im 18. Jahrhundert der Hort unserer Volkssagen durch die Romantiker wieder entdeckt. Seither waren Dichter und Gelehrte eifrig bemüht, dieses nationale Erbe nicht mehr versinken, sondern zum unveräußerlichen Gemeingut der Deutschen werden zu lassen. Aber Kralik bemerkt mit Recht, daß trotz alledem die deutsche Heldensage noch immer den Eindruck eines riesigen Trümmerfeldes macht und daß es wünschenswert wäre, ein Werk zu besitzen, das mit der größten Treue und Vollständigkeit, in bester Ordnung, in lesbarer Form das ganze Gebiet umfaßt, die ganze nationale Arbeit möglichst abschließt, weder romanhaft dichtend, noch gelehrt deutelnd. Und nun sind wir im Besitze dieses wünschenswerten Werkes. Kralik hat mit der ihm eigenen Energie den kühnen Gedanken zur Tat gemacht und die enormen Schwierigkeiten, soweit sie überhaupt überwunden werden konnten, siegreich überwunden. Zunächst galt es, eine einheitliche Form für die Dichtungen zu finden, die in der Nibelungen-, Gudrun-, Heldenbuch- und Herzog Ernst-Strophe, in kurzen Reimpaaren, Stabreimen, lateinischen Hexametern und in altnordischer Prosa vorlagen. Kralik entschied sich mit feinem Verständnis für die metrische Form des Heldenbuches und des Hildebrand-Liedes. Doch hätte das neue Götter- und Heldenbuch trotz der äußeren Gleichförmigkeit noch immer ein buntscheckiges Aussehen bekommen, wenn die Stilverschiedenheit der althochdeutschen, altnordischen, angelsächsischen und lateinischen Originale beibehalten worden wäre. Der geniale Redaktor hat daher mit Glück versucht, allen den Stilcharakter der mittelhochdeutschen Dichtungen aufzuprägen. Das Allerschwierigste jedoch war, den Ariadnefaden zu finden, der durch die labyrinthisch verschlungenen Sagengebilde leitet, sie verknüpft und ihnen einen inneren, womöglich chronologischen Zusammenhang verleiht. Die Sammlung hebt mit der uralten „Amelungensage" an (1. Band), die Kralik mit den Königen Ermanrich und Dietmar, dem Vater des großen Dietrich, ausklingen läßt. Um die Zeit des genannten Ostgotenkönigs Ermanrich begaben sich die Ereignisse, welche der Wilzensagenkreis berichtet, in den das Gudrunlied eingegliedert ist. „Beowulf" und die Mär von Helge, dem Herwardssohn, leiten zur „Welsungensage" über, die mit der „Wilzensage" den zweiten Band des Heldenbuches bildet. Die Erweckung der Walküre Brünnhild durch Siegfried gibt Kralik ungezwungen Gelegenheit, den dritten Band mit der germanischen Göttersage zu füllen. Schon im zweiten Teil wurde Etzels und der Frau Helke gedacht, der vierte macht uns mit der Flucht Walters und Hildgunds vom Hoflager des Hunnenkönigs und mit den vielen Abenteuern des jungen Dietrich bekannt, der sich an Etzels Hof seine Sporen holte und manch wackeren Heergesellen warb. „Dietrich und seine Gesellen" betitelt sich dieser Abschnitt, dessen letzte Aventiure bei König Isung uns wieder mit dem Welsung Siegfried zusammenführt. Wir stehen an der Schwelle des Nibelungenliedes. „Rosengarten und Rabenschlacht" ist der fünfte Band, „Nibelungennot und Dietrichs Ende" der sechste Band überschrieben. In seiner sinnigen Art schließt Kralik den Kreis der alten Heldendichtungen mit dem „Nornegast", dem nordischen Ahasver, der sechshundert Jahre alt wird und die „lobebaeren" Helden, von denen uns so wundervoll gesagt worden, von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. — Für die wissenschaftliche Germanistik ist das „Deutsche Götter- und Heldenbuch" begreiflich von minderem, für die Popularisierung des germanischen Sagenschatzes von um so größerem Wert. Kralik hat sich durch seine mühevolle Arbeit ein nationales Verdienst erworben und darf den ehrlichen Dank seines Volkes beanspruchen.

O. Kernstock.

Allgemeine Rundschau.

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

III.

Breslau, 20. Sept.

Sz. Nach den gestrigen anstrengenden Sitzungen bot die von der Stadt Breslau dargebotene Festvorstellung im Stadttheater die richtige Erholung. Die Aufführung selbst — man gab den „Fliegenden Holländer" — war von machtvoller Wirkung.

Auch der heutige zweite Verhandlungstag war fast vollständig wissenschaftlicher Arbeit gewidmet. In 30 Abteilungen und Sektionen werden während des Naturforschertages über 600 Vorträge gehalten. Wir müssen uns daher darauf beschränken, über die wichtigsten und allgemein interessierenden kurz zu berichten.

In der Abteilung für Militärsanitätswesen sprach Dr. Thalwitzer (Kötzschenbroda) über den Parademarsch und führte u. a. aus: Es ist richtig, daß der Infanterist nicht nur zum ausdauernden Marschieren trainiert werden muß, er muß auch fähig gemacht werden, als Lastträger ausdauernd zu sein. Redner kommt auf den Parademarsch zu sprechen und bemerkt, daß dessen Name vollständig zu Unrecht bestehe. Eine derartige Fortbewegung wie der Parademarsch könne höchstens vom gymnastisch-turnerischen Standpunkt gewürdigt werden. Aus der Betrachtung der Mechanik des Parademarsches ergebe sich dessen vollständige Unzweckmäßigkeit. Jeder Sanitätsoffizier kenne eine ganze Reihe gesundheitlicher Nachteile, die sich auf die Abweichung der Marschausführung von den Vorschriften des Reglements zurückführen lassen. Daß von 2652 Gelenkentzündungen etwa 80 Prozent das Kniegelenk betrafen, müßte man ebenfalls auf Konto der Ueberanstrengung durch den Parademarsch schreiben. Auch die Heimwehzustände der Rekruten werden durch die Schwierigkeiten des Parademarsches oft verstärkt und werden mittelbare Ursache zur Fahnenflucht und Aehnlichem. Jeder Militärarzt werde eine Abschaffung des Parademarsches vom ärztlichen Standpunkt immer von neuem befürworten müssen.

Ueber „Neue Bestandteile des Steinkohlenteers" sprach in der Abteilung für angewandte Chemie und Nahrungsmitteluntersuchung Professor F. B. Ahrens (Breslau). Es sei ihm gelungen, aus den verschiedenen Fraktionen der Benzoldestillation durch Einwirkung von Brom große Mengen von Butylen, Amylen und ähnlichen Körpern aus Bromiden zu isolieren. — Privatdozent Dr. Stark (Göttingen) sprach über eine neue Quecksilber-Bogenlampe aus Quarzglas und wies auf die wissenschaftliche Bedeutung derselben hin. In erster Linie sei sie als bequeme, konstante und sehr reiche Quelle für ultraviolettes Licht wertvoll. Die praktische Bedeutung der neuen von Heraeus konstruierten Lampe liege in ihrem Wert für die Photographie und für die Kopiertechnik. Auch in der medizinischen Wissenschaft habe die neue Lampe eine große Zukunft, da man sie vorteilhaft zu intensiven Lichtwirkungen auf die Haut verwenden könne.

Ueber „Militär und Volkshygiene" sprach in der Abteilung für innere Medizin Dr. med. G. Weiß (Bifthan) und wies auf den Mangel hin, der in der häuslichen Ausbildung der Mannschaft und der Unteroffiziere hinsichtlich der wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete der Infektionslehren in fast allen Staaten bestehe. In Friedenszeiten mag die Fürsorge der Vorgesetzten einer Infektion der Mannschaften in großem Stile vorbeugen. In fast allen Kriegen jedoch haben verheerende Krankheiten stets größere Opfer gefordert als die feindlichen Waffen. Das Militär könnte zum mächtigsten Faktor der öffentlichen Gesundheitspflege werden, wenn der Soldat in dieser Richtung systematisch gebildet und erzogen würde. Durch das Militär könne man ein gesundes Volk und durch ein gesundes Volk ein gesundes Militär erziehen.

Eine hochinteressante kleine Ausstellung ist gelegentlich des Naturforschertages in Breslau zu sehen. Zum erstenmal führt der „Deutsche Verein zur Bekämpfung der Kurpfuscherei" eine Sammlung vor, die alles enthält, was auf die Kurpfuscherei Bezug hat. Wir finden hier Zusammenstellungen von Heilanpreisungen, Heilanzeigen, Geschäftskarten und Geschäftsdrucksachen der Kurpfuscher, insbesondere die berüchtigten Fragebogen für „briefliche Behandlung", Dankschreiben angeblich geheilter Patienten, Apparate, Rezepte und Medikamente der Kurpfuscher, mit einem Wort: alles Interessierende auf diesem Gebiete. Die Ausstellung erfreut sich eines lebhaften Besuches, auch von seiten des Laienpublikums, und dürfte durch Aufklärung segensreich wirken.

In der Abteilung für Hygiene und Bakteriologie sprach Frau Dr. L. Rabinowitsch (Berlin) über „Die Geflügeltuberkulose und ihre Beziehungen zur Säugetiertuberkulose". Auf Grund eingehender Untersuchungen berichtet die Vortragende, daß die Infektionsgefahr von Tier zu Tier nicht als eine große betrachtet werden könne. Die Uebertragung auf Ratten und Mäuse wurde durch eingehende Untersuchungen nachgewiesen. Es ergab sich also, daß Geflügeltuberkulose unter Umständen auch auf Säugetiere übertragbar sei, ebenso wie umgekehrt bei zwei Adlern Säugetiertuberkulose festgestellt werden konnte. Bisher war das Vorkommen von Säugetiertuberkulose unter den Vögeln nur bei Papageien bekannt. Auf Grund zahlreicher Beobachtungen glaubt Frau Dr. Rabinowitsch zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß die verschiedenen Tuberkuloseerreger nicht als getrennte Arten, sondern nur als Varietäten einer Art anzusehen seien. Trotz der ausgebildeten Technik scheine es ein schwieriges Beginnen, auf experimentellem Wege die verschiedenen Tuberkuloseerreger ineinander überzuführen und die verschlungenen Wege der Natur nachzuahmen.

Professor Exner (Wien) sprach in der Abteilung für Physiologie über plötzlichen Farbenwechsel der gesunden Regenbogenhaut des Menschen. Vor vielen Jahren war dem Vortragenden aufgefallen, daß das gelblichgrüne Auge einer Verwandten graublau und auffallend hell erschien, wenn diese von einem nächtlichen Spaziergange heimkehrte. Bei der Untersuchung im Wiener physiologischen Institut zeigte es sich, daß ein Farbenwechsel in höherem oder niedrigerem Grade bei allen Augen festzustellen ist und daß er mit der Verengerung der Pupille zusammenhängt. Die Studierende Frl. Gstettner prüfte eine Menge von Schulkindern und fand, daß die Farbe der Iris, wenn sie braun oder blau war, heller und von geringerer Sättigung erschien, wenn sie grünlich war in grau oder graublau überging, sobald eine Kontraktion der Pupille veranlaßt wurde. Die Erscheinung beruht hauptsächlich darauf, daß das Gewebe der Iris durch Zerren trübe, d. i. weißlicher wird.

In der vereinigten anatomisch-physiologischen und medizinischen Sektion sprach Professor Hürthle (Breslau) über den gegenwärtigen Stand der Lehre von der Blutbewegung. Hürthle hat mit Hilfe eines Kinematographen Serienaufnahmen von isolierten lebenden Muskelfasern von Hydrophilus hergestellt. Das Bild der lebenden Muskelfaser wich von dem der fixierten in mancher Hinsicht ab. Die kinematographische Methode ist ein Mittel, um die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen zu messen. Bei den spontanen Wellen der Muskeln von Hydrophilus beträgt diese Geschwindigkeit durchschnittlich 0.1 Millimeter-Sekunden.

In der Sitzung der Abteilung für Chirurgie sprach Bade (Hannover) über Sehnenoperationen bei Kinderlähmungen, deren Ursprung Veränderungen im Gehirn sind. Sei die Ursache auch nicht zu beseitigen, so könne man doch die Folgeerscheinungen (Spitzfuß, perverse Stellungen des Kniegelenks, des Ellbogens und der Hand) beseitigen, und zwar durch Verkürzung oder Verlängerung bezw. Ersatz bestimmter Muskelgruppen.

In der Abteilung für Physik besprach Dr. W. Schäffer (Berlin) ein neues Stereoskop der Firma C. P. Goerz. Das neue Stereoskop ermöglicht die Betrachtung mit beliebigem Abstand der Objektive aufgenommener Stereoskopbilder und läßt sich allen bestehenden Stereoskopapparaten auf das genaueste anpassen. Hierdurch wird eine absolut richtige Vorstellung im Raume ohne Verzerrung entstehen. — Dr. Köhler (Jena) demonstriert eine mikrophotographische Einrichtung für ultraviolettes Licht

mit der Wellenlänge von $^{275}/_{1000000}$ mm und damit angestellte Untersuchungen organischer Gewebe. Da die bisher verwendete Wellenlänge ungefähr die doppelte der von Köhler benützten ist, so ergibt sich, daß das Auflösungsvermögen dieser neuen mikrophotographischen Einrichtung doppelt so groß ist wie das der bisher üblichen. — Dr. **Müller-Uri** (Braunschweig) führte durch ihre große Dimensionen bemerkenswerte Vacuumröhren, Geißlerröhren u. s. w. vor.

*

Von der amerikanischen Nordpol-Expedition.

a. c. Die Nordpol-Expedition unter Leitung des Herrn **Champ**, die den Auftrag hatte, sich mit der Zieglerschen Expedition in Verbindung zu setzen, ist zwar, wie bereits von uns gemeldet, unverrichteter Dinge wieder in Norwegen eingetroffen, aber man gibt sich trotzdem keinen Befürchtungen über das Geschick der amerikanischen Forscher hin. Es ist dies der zweite Versuch, der in diesem Jahre gemacht wurde, mit einer Hilfsexpedition Franz Josephs-Land zu erreichen. Bei jedem dieser Versuche hat Nebel und Eis und schlechtes Wetter die „Frithjof" gezwungen, die Rückreise anzutreten, und ein weiterer Versuch ist in diesem Jahre ausgeschlossen. Trotzdem fürchtet man für das Expeditionsschiff „Amerika" mit seinen 37 Forschern an Bord keine sonderlichen Gefahren. Herr Fiala, der Führer der Expedition, hat nicht nur Lebensmittel für fünf Jahre, sondern auch genügend Ponies und Hunde mit sich, und kann im Notfall bis zu den Lagern zurückgehen, die Herr Baldwin während seiner Expedition anlegte. Außerdem befinden sich fünf Aerzte bei der Expedition. Seit der Abreise der „Amerika" von Norwegen im Juli 1903 hat man keine Nachrichten von dem Schiff erhalten. Es war bestimmt worden, daß das Schiff nach seiner Ankunft in Franz Josephs-Land eine Verpflegungsbasis anlegen solle, von der aus forcierte Märsche in der Richtung auf den Pol unternommen werden sollen. Es ist möglich, daß Herr Fiala und seine Begleiter den Versuch machen, die „Amerika" aus dem Eise zu befreien und nach Norwegen zurückzukehren, wenn sie entdecken, daß die Hilfsexpedition nicht zu ihnen durchzudringen vermochte. Gelingt dies nicht, so werden die Forscher noch einen weiteren Winter im arktischen Eise verleben müssen. Daß dies unangenehm und enttäuschend für die Forscher ist, wird zugegeben, aber man glaubt mit Rücksicht auf die reichlichen Verpflegungsmittel und die reichliche ärztliche Hilfe keine ernstliche Besorgnis hegen zu müssen.

⁂

Kleinere Mitteilungen.

* **Etruskische Funde.** Dem norwegischen Gelehrten Professor **Torp** ist, wie die Vossische Zeitung meldet, es geglückt, in **Toscanella** bei Viterbo eine bedeutende Anzahl etruskischer Inschriften zu entdecken. Schon der Münchener Etruskolog Dr. **Herbig** hörte im vorigen Jahre, daß sich in einem Kloster in der Nähe von Toscanella Sarkophage mit Inschriften befänden, aber der Gemeindesekretär verbot damals ein Kopieren der Inschriften, da er selbst eine Herausgabe veranlassen wollte. Als Professor Torp nach Toscanella kam, begab er sich sofort ins Kloster, dessen Tore offen standen und wo Leute ein und aus gingen. Er begann sofort zu arbeiten. Längs einer Mauer standen hinter einem Plankenzaun dreißig Sarkophage mit Inschriften, von denen er in vier Tagen vierzehn kopierte. Es waren darin zum Teil bisher unbekannte Wörter enthalten, auch einige neue Zahlwörter, so daß Prof. Torp glaubt, es werde jetzt möglich sein, die Reihe der Zahlwörter festzulegen.

* **Röntgenforschung.** Die Röntgengesellschaft in **London** hat mit der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift begonnen, deren erstes Heft unter dem Titel „The Journal of the Röntgen Society" vor kurzem erschienen ist.

* **Aus Italien.** Das italienische Unterrichtsministerium hat einen **Katalog der in Privatbesitz innerhalb Italiens befindlichen, geschichtlich und künstlerisch bedeutsamen Gegenstände** veröffentlicht. Es handelt sich insgesamt um noch nicht zweihundert, freilich sehr wertvolle Objekte. Von diesen sind etwa sechzig, und zwar Gemälde und Skulpturen, in Rom, die Hälfte hiervon im Besitz von Torlonia. Bemerkenswert ist namentlich, daß die Fragmente der Ara pacis der Académie de France gehören, daß die in dem kleinen See von Nemi (bei Albano) ruhenden römischen Schiffe, die zu photographieren und in beträchtlichen Stücken ans Licht zu bringen die tüchtigsten Techniker mit den raffiniertesten Methoden nicht ohne Erfolg bemüht sind, nebst den bereits herausgeholten schätzbaren Bronzen in Privatbesitz sind, sowie daß die fürstliche Familie Pallavicini zwei Botticellis besitzt.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **Straßburg.** Der emeritierte Professor der romanischen Philologie Dr. theol. et phil. **Eduard Böhmer** kann zu Beginn des Wintersemesters das 50jährige Jubiläum als akademischer Lehrer begehen. Prof. Böhmer lebt in Lichtenthal bei Baden-Baden.

* **Frankfurt a. M.** Zum Nachfolger des unlängst verstorbenen Geheimrats Prof. Dr. Karl **Weigert** als Vorsteher des pathologisch-anatomischen Instituts der Senckenbergischen Stiftung ist der Prosektor im städtischen Krankenhause zu **München** r. d. J. Dr. Eugen **Albrecht** berufen worden und wird diesem Ruf Folge leisten.

hc. **Königsberg.** Mit dem 1. Oktober d. J. tritt der Lektor der englischen Sprache Ernest **Mallin** von seiner Stelle zurück. Zu seinem Nachfolger wurde Arthur Perry **Nicholls** aus **London** berufen. — In der philosophischen Fakultät ist ein **Lektorat für Forstwissenschaft** errichtet und dem Forstassessor Franz **Wesener** in **Königsberg** übertragen worden.

* **Wien.** Entgegen früheren Meldungen können wir aus sicherer Quelle mitteilen, daß der Professor der Pharmakologie Hans **Horst Meyer** (Marburg) die an ihn ergangene Berufung an die hiesige Universität **angenommen** hat.

* **Lemberg.** Vor einiger Zeit ist, wie der Neuen Freien Presse gemeldet wird, zwischen dem Landesausschuß und dem Unterrichtsministerium ein Konflikt wegen der Verrechnung der Auslagen für die Erhaltung der medizinischen Kliniken an der Lemberger Universität ausgebrochen. Wie nun Dziennik Polski berichtet, kann, da die betreffenden Differenzen noch nicht beigelegt wurden, die rechtzeitige Wiedereröffnung dieser Kliniken und klinischen Institute nicht erfolgen.

* **Aus Amerika.** Gegen 800 Gelehrte sind zum wissenschaftlichen Kongreß in **St. Louis** eingetroffen. Beim Empfange wurden besonders geehrt die deutschen Professoren Orth, Hertwig, Escherich und Liebreich. Der Eröffnungsakt in der Festhalle war überaus feierlich.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Freitag, 23. September. Nummer 218.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.



Inhalt:

Technische Briefe.

XI.

Neues aus dem Gebiete der Technik.

Briefmarkenautomaten. — Staubfreie Reinigung der Wohnungen. — Thermit und seine Anwendungen. — Schutzeinrichtungen der Geldschränke gegen Thermit. — Einphasen-Bahnmotor der Union-Elektrizitätsgesellschaft Berlin.

Vor mir liegt das Blatt für Patent-, Muster- und Zeichenwesen des letzten Jahres. Seit Januar sind bereits 5700 Patente erteilt. Im vorigen Kalenderjahre waren es 9963. Daß es bei einer derartigen Zahl unmöglich ist, einen auch nur einigermaßen sicheren Auszug aus den wichtigsten Erfindungen der letzten Zeit im Rahmen der „Technischen Briefe“ fertig zu stellen oder nur gerade die wichtigsten herauszugreifen, ergibt sich wohl von selbst. Die Auswahl muß vielmehr lediglich dem Zufall überlassen bleiben. Man wolle die folgenden Zeilen daher nicht als einen Bericht ausschließlich über die wichtigsten Neuerungen auf allen Gebieten der Technik betrachten, sondern bedenken, daß auch die kleinste Kleinigkeit unter Umständen für diesen oder jenen die höchste Wichtigkeit erlangen kann.

•

Unter Nr. 148551 ist z. B. ein Automat für Briefmarkenausgabe patentiert. Wer die Unannehmlichkeiten selbst empfunden hat, die mit dem langen Warten am überfüllten Postschalter verbunden sind, wird die Nützlichkeit dieser Einrichtung zu schätzen wissen. Am Leipziger Platz in Berlin sind neuerdings erfreulicherweise derartige Automaten aufgestellt, und werden lebhaft benutzt. Man freut sich darüber, wie sicher die Marken in den bequem zugänglichen und gegen die Witterung geschützten Entnahmebehälter hinunterrutschen. Die wenigsten sind sich aber wohl darüber klar geworden, wie ein solcher Automat wirkt. So wie ein Schokoladen-Automat kann er jedenfalls nicht funktionieren. Bei diesem zieht man bekanntlich mit der Hand eine Schublade auf, von welcher die unterste Schokoladentafel mitgenommen wird, nachdem die Sperrung der Lade durch das hineingeworfene Geldstück beseitigt worden ist. Letzteres drückt nämlich durch sein Gewicht eine Feder und einen daran sitzenden Riegel nach unten, so daß man die Schublade ohne Hindernis herausziehen kann. Diese geht dann gewöhnlich durch Feder oder Gewichtsbelastung wieder zurück und der Riegel schnappt ein, so daß der Apparat für eine weitere Benutzung fertig ist. Die Briefmarken können natürlich nicht so verkauft oder von dem Automaten ausgegeben werden. Ihr Gewicht ist zu klein, als daß sie sicher auf die Schublade herunterfallen könnten, und was für eine Arbeit wäre damit verbunden, jede einzelne Marke so in einem Vorratsbehälter aufzustapeln, daß mit Sicherheit immer nur eine auf die Schublade gelangen könnte. Die Briefmarken werden vielmehr als ein langer Streifen auf eine Rolle aufgewickelt und durch besondere Walzen jedesmal um den Betrag einer Marke vorgezogen. Um nun die Ungleichheiten in der Länge des Streifens u. s. w. auszugleichen, sind nach dem oben genannten Patent zwei Paar Walzen vorgesehen, von denen das erste den Streifen um ein gewisses Stück vorschiebt, und zwar so weit, daß die letzte Marke zwischen die Rollen des zweiten Paares gelangt. Wird jetzt das erste Rollenpaar gebremst, das zweite hingegen gedreht, so sucht das letztere den Markenstreifen vorzuziehen, trennt dabei die letzte Marke an der Lochreihe ab und bringt sie zwangläufig bis unmittelbar vor den Entnahmebehälter. Der Antrieb für diese Bewegungen wird abgeleitet von der Bewegung des Handgriffes, welcher in ähnlicher Weise wie bei den Warenautomaten durch das hineingeworfene Geldstück freigegeben wird.

•

Eine andere, neuerdings in den Straßen von Berlin W. anzutreffende Einrichtung trägt die Patentnummer 135292. Es ist dies eine Maschine zum Reinigen der Teppiche, Portieren, Polstermöbel u. s. w. in der Wohnung selbst, ohne daß dieselben von ihrem Platz entfernt zu werden brauchen, und ohne daß irgend eine Staubentwicklung bemerkbar wird. Die Reinigung geschieht in der Weise, daß ein hohles Werkzeug, das über die Oberfläche des Teppichs u. s. w. hinweggeführt wird, durch einen Schlauch mit einer Saugpumpe verbunden ist, durch welche Staub und andere Verunreinigungen aufgesaugt und zu einer geeigneten Reinigungsvorrichtung geleitet werden, welche zur Trennung von Staub und Luft dient, so daß die Luft in vollkommen reinem Zustande zur Pumpe gelangt und die Umgebung keinerlei Belästigung erfährt.

Die Pumpe und die Reinigungsvorrichtung der abgesaugten Luft, sowie die zum Antrieb dienende Gasmaschine sind in einem fahrbaren Gestell angeordnet, das auf dem Trottoir vor der zu reinigenden Wohnung aufgestellt wird. Der Schlauch, welcher die Pumpe mit dem eigentlichen Entstaubungswerkzeug verbindet, hat eine beträchtliche Länge, denn er muß von außen her durch das offene Fenster bis ins dritte Stockwerk reichen, oder die Treppen entlang nach oben geführt werden können. Es macht auf den ahnungslosen Passanten zunächst einen eigenartigen Eindruck, wenn er die arbeitende Maschine und die Schlauchleitungen sieht. Man ist zuerst versucht, an eine Dampfspritze zu denken. Aber die Arbeit, die hier geleistet wird, ist eine viel weniger aufregende, und man sieht überhaupt nichts, denn die Reinigung der Staubluft ist eine ausgezeichnete. Die Reinigungsvorrichtung, die diese Wirkung ausübt, besteht zunächst aus einem Staubsammler, einem

zylinderförmigen Blechbehälter, in dessen Innerem sich eine domartige Scheidewand aus Kattun oder dergleichen befindet. Die abgesaugte Staubluft ist gezwungen, durch diese Scheidewand hindurchzugehen, und dabei setzt sich der größte Teil des Staubes an der Wandung ab, bezw. fällt auf den Boden des Behälters herunter.

Letzterer ist aufklappbar, damit der Schmutz beim Oeffnen herausfallen kann. Hierbei wird auch die Filterwand durch besondere Schnüre heruntergezogen. Beim Schließen des Bodens wird sie durch eine Spiralfeder in ihre alte Stellung zurückgeschnellt, wodurch der daran noch haftende Staub abfällt. Die auf diese Weise vorgereinigte Luft gelangt nun in einen zweiten Reiniger. Dieser ist zum Teil mit Wasser gefüllt. In dem Wasser liegt eine feste, perforierte Zerstäuberplatte direkt oberhalb des Eintrittsrohres und darüber eine netzartige Scheidewand. Die eintretende Luft wird hierdurch in feine Bläschen und Ströme zerteilt und durchstreicht so das Wasser, welches auch die letzten Verunreinigungen zurückhält. Die Luft wird dann noch getrocknet und gelangt so in völlig reinem und trockenem Zustande zur Pumpe und dann ins Freie. Eine Belästigung des Publikums durch Staub, die auch ganz unzulässig wäre, findet also nicht statt, und die Wohnung kann gereinigt werden, ohne daß die lästigen Aufräumungsarbeiten nötig sind.

Dieser Apparat kann natürlich nur bei dem sogenannten großen Reinemachen in Tätigkeit gesetzt werden. Es gibt aber auch schon Luftsaugreiniger, die jeden Tag von dem Hausmädchen oder dem Diener benutzt werden können und gewissermaßen ein staubfreies Staubwischen ermöglichen. Ein solches Gerät (vergleiche das Patent 152760) besteht aus einem Schlauch mit entsprechendem Mundstück und einem tragbaren Blasebalg und Reiniger. Anstatt den Staub mit dem Staubtuch aufzunehmen, saugt man ihn durch den Blasebalg an, was zunächst allerdings noch etwas umständlich erscheint.

*

In der Eisen- und Metallindustrie ist durch das unter dem Namen „Thermit" in den Handel gebrachte Gemisch eine entschieden epochemachende und höchst wichtige Erfindung zu verzeichnen. Sie beruht auf der von Dr. Hans Goldschmidt festgestellten Tatsache, daß durch eine an einer Stelle erfolgte Entzündung eines Gemisches von einer Metallsauerstoffverbindung und zerkleinertem Aluminium, dieses Gemisch ohne äußere Wärmezufuhr von selbst weiter brennt und dabei Temperaturen von schätzungsweise 3000 Grad Celsius erzeugt. Ferner wird hierbei das betreffende Metall der Metallsauerstoffverbindung in reinem kohlefreien Zustande ausgeschieden, unter gleichzeitiger Bildung einer Schlacke aus Aluminiumoxyd, dem sog. künstlichen Corund, der wegen seiner großen Härte ein vorzügliches Schleifmittel abgibt.

Es liegt auf der Hand, welchen hohen Wert für die gesamte Industrie ein Verfahren besitzt, mit dem man außerordentlich schnell, ohne Apparate und umfangreiche Utensilien, derart hohe Temperaturen erzielen kann.

Als Metallsauerstoffverbindung wird in der Praxis nur das Eisenoxyd verwendet, so daß also das in den Handel gebrachte Thermit aus einem Gemisch von Eisenoxyd und Aluminium besteht.

Bei den meisten „aluminiothermischen" Arbeiten, wie diese auch genannt werden, kommt lediglich die hohe Temperatur in Frage, ohne daß das abgeschiedene Eisen als solches Verwendung findet. Wir entnehmen den Katalogen der Allgemeinen Thermit-Gesellschaft m. b. H., Essen-Ruhr, einige praktische Verwendungen des Thermits.

Ein Hauptanwendungsgebiet ist das der Schweißungen schmiede- und flußeiserner Rohre jeder Art, Wellen, Träger u. s. w. Die Vornahme derartiger Schweißungen geschieht derart, daß zunächst die an der Stoßstelle metallrein gemachten Enden mit Hilfe eines Klemmapparates stumpf aneinandergestoßen und mit einer entsprechenden Form aus feuerfesten Materialien umgeben werden. In diese Form wird die aus dem Thermit in einem Spezialtiegel hergestellte feuerflüssige Masse eingegossen, die in einer genau bestimmten Zeit die beiden Enden auf die Schweißtemperatur erwärmt. Es ist dann nur ein geringes Anziehen der Schrauben des Klemmapparates nötig, um durch den dadurch erzielten Druck die Schweißung völlig zu bewirken. Nach eingetretener Schweißung läßt sich die erstarrte Thermitmasse ohne weiteres von der Schweißstelle abschlagen.

Eine Rohrschweißung nach diesem Verfahren stellt sich erheblich billiger als eine solide Verflanschung. Sie kommt hauptsächlich bei der Verlegung von Rohren für Dampf-, Gas-, Wasser-, Laugen-, Petroleum-, Naphtha-Leitungen u. s. w. in Betracht.

Wichtig ist dieses Rohrschweißverfahren sodann für die Fabrikation von Rohrschlangen. Bei diesen zeigen sich nach dem Biegen oft schadhafte Stellen, welche die ganze Rohrleitung völlig unbrauchbar machen würden, wenn dieselbe nicht mittels Thermit durch Ausschneiden des beschädigten und Einschweißen eines Paßstückes schnell, einfach und billig zu reparieren wäre.

Bei der Verschweißung von Schienen findet außer der hohen Temperatur gleichzeitig auch noch das aus dem Thermit ausgeschiedene erhitzte, sehr weiche, kohlenarme und schmiedbare Eisen Verwendung. Es kann durch Ausgießen an den Schienenstößen eine fest mit den Schienenenden verschweißte Lasche aus weichem, schmiedbarem Thermiteisen hergestellt werden. Diese Lasche genügt, eine völlig solide Stoßverbindung herzustellen. Diese Verschmelzung der Schienenenden ist von höchster Bedeutung für elektrische Bahnen, auch in betreff einer guten Rückleitung des Stroms. Außerdem wird durch die Verschweißung infolge Aufhebens der Stöße ein geringerer Verschleiß an Schienen und rollendem Material gewährleistet. Unzuträglichkeiten durch die Wärmeausdehnung eines solchen kontinuierlichen Schienenstranges sind nicht zu befürchten oder eingetreten. Die Bettung der Schienen in dem Beton setzt ihrer Verschiebung eine so große Reibung entgegen, daß sie sich nicht rühren, und infolgedessen auch nicht aufbiegen oder ausweichen können, wie es bei den freiliegenden Eisenbahnschienen der Fall wäre, wenn an den Stoßstellen nicht die bekannten Zwischenräume vorhanden wären.

Ein interessantes Bild kann man zur Zeit in den Straßen Berlins beobachten. Es werden dort die schadhaften Schienenstöße der elektrischen Bahn verlascht und ausgebessert. Dieses geschieht, ohne daß die Schienen herausgenommen werden müssen in einfacher Weise dadurch, daß besondere, fahrbare Fräsmaschinen über die betreffenden Stellen gefahren werden, und die schadhaften Stellen, bezw. den für die Laschen nötigen Raum ausschneiden, worauf Paßstücke eingesetzt und verschweißt werden. Der Antrieb der Fräsmaschinen, die der Gesellschaft für Eisenbahn-Oberbauausführungen, G. m. b. H., Berlin gehören, geschieht — natürlich zur Nachtzeit, während der Betrieb ruht — durch Elektromotore, die direkt an die Leitungen der Straßenbahn angeschlossen werden.

Auf dieselbe Art ist auch die Verschweißung von Schiffs- und Transmissionswellen ausführbar, wobei die betreffenden Stücke mit einem Ringe aus Thermiteisen verschweißt, bezw. umgossen werden. Speziell kann dieses Verfahren auch bei Wellenbrüchen auf hoher See Anwendung finden.

Ein weites Feld hat sich dem Verfahren bei der Ausbesserung fehlerhafter, gebrochener oder abgenutzter Guß- oder Schmiedestücke eröffnet. Man kann auf diese Weise abgebrochene Wellenzapfen bequem anschweißen oder schadhafte Zähne bei Zahnrädern ausbessern u. s. w. Es wird in diesem Falle das Thermit lediglich zum Aufweichen der betreffenden Stelle benutzt, während zur weiteren Ausführung der Arbeit flüssiges Gußeisen verwendet wird. Dieses Ausbessern gewährt auch bei Fehlgüssen u. s. w. eine sehr willkommene Hilfe.

*

Durch die hohen Temperaturen, die das Thermit entwickelt, können nun aber auch Eisen und Stahlplatten in

kürzester Zeit durchgeschmolzen werden. Es liegt also die Gefahr nahe, daß das neue Mittel zur Zerstörung von Geldschränken, beziehungsweise zum Durchschmelzen der Panzerungen bei Tresorgewölben u. s. w. benutzt werden kann. Die Beschaffung des Thermits und der erforderlichen Zündmasse ist sehr leicht. Ein jeder kann sich die Masse für wenig Geld kaufen. Die Handhabung ist eine sehr einfache und erfordert nicht den Grad von Geschicklichkeit, über den die mit Stichflamme und Bohrwerkzeugen u. s. w. vorgehenden Einbrecher verfügen müssen. Der Geldschrankindustrie erwächst daraus die Aufgabe, Mittel zu suchen, welche geeignet sind, Angriffen, die unter Benutzung des Thermits auf die Panzerung ausgeführt werden, erfolgreich zu widerstehen. Es sind auch bereits eine Reihe von Mitteln gefunden, welche einen sicheren Schutz gegen die enorme Schmelzkraft des Thermits bieten, so daß den Dieben ihr Handwerk doch nicht so leicht gemacht ist.

Die Aktiengesellschaft „Tresor" für Geldschrankbau und Metallindustrie, Berlin, geht zu diesem Zweck von dem Gedanken aus, daß eine dauernde und innige Berührung des aufgegossenen Thermits mit der zu durchschmelzenden Wandung unter allen Umständen verhütet werden muß. Dieses geschieht nach ihrem Patent Nr. 120,619 in der Weise, daß Metallegierungen bei der Herstellung der Wandung benutzt werden, welche unter dem Einfluß der Hitze des daraufgegossenen Thermits Dämpfe entwickeln, die teils das Thermit explosionsartig fortschleudern, teils ein Berühren des unangegriffenen Materials durch das Thermit verhindern, indem zwischen beiden sich eine Dampfschicht bildet, welche die direkte Uebertragung der Hitze des Thermits verhindert. Es hat sich herausgestellt, daß diese Wirkung denjenigen Metallegierungen vor allem eigen ist, die Zink enthalten. Es können aber auch Blei, Zinn, Antimon, Wismuth und deren Legierungen verwendet werden. Durch die Hitze des Thermits wird die Metallegierung augenblicklich so zerlegt, daß sich zuerst an der Oberfläche Zink- u. s. w. Dämpfe bilden, welche bei der enormen Schnelligkeit ihrer Entwicklung die aufgegossene weitere Masse fortschleudern. Die hier auftretenden Erscheinungen finden ihre Analogie in dem sogenannten Leidenfrostschen Phänomen: Ein Tropfen Wasser, der auf eine heiße Herdplatte gespritzt wird, bewegt sich sehr schnell über dieselbe hin und her, getragen durch die Dämpfe, die sich an der Berührungsstelle des Wassers mit dem heißen Eisen bilden und den Tropfen vor einem sofortigen Verdampfen schützen.

Nun könnte man annehmen, daß der Angriff mit Thermit dann erfolgreich sein würde, wenn die aufgebrachte Zinklegierung an der bestimmten Stelle entfernt, verdampft ist, so daß also nach dem ersten erfolglosen Versuch der zweite zum Ziele führen und die Panzerplatte zerstören müßte. Dem ist aber nicht so. Auf der Oberfläche bildet sich nämlich eine Thermitschlacke, und diese verbindet sich sofort mit dem Metall der Platte zu einer unlöslichen Kruste, welche einen erneuten Angriff mittels Thermit wirkungslos werden läßt.

Aus dem Zinkgehalt der Schutzmasse ergibt sich auch noch ein weiterer praktischer Vorteil, der ebenso als Schutz gegen Zerstörung des Geldschrankes dienen kann. Bei der Aufbringung des Thermits tritt nämlich eine starke Entwicklung von Zinkdämpfen ein, welche bekanntlich derartig gesundheitsschädlich sind, daß der Aufenthalt und das weitere Arbeiten des Einbrechers in einem geschlossenen Raum unmöglich gemacht wird. Durch Beimischung von Phosphor und ähnlichen Stoffen kann diese Eigenschaft der Schutzmasse noch verstärkt werden. Und die Fenster kann der Einbrecher nicht öffnen, wenn er nicht sofort von der Straße aus bemerkt werden will.

Auf ähnlichen Erscheinungen, wie sie bei dem obigen Patent auftraten, beruhen die Erfindungen von Hammeran in Frankfurt a. M. (Patent 122,564 und 122,565). Selbst sehr hohe, auf Stahlplatten lokal wirkende Temperaturen vermögen gegen dieselben nichts auszurichten, wenn hinter ihnen sich ein Körper befindet, welcher imstande ist, die auftretende Wärme sowohl zu binden, als auch schnell zu verteilen. Als solche Körper haben sich Stoffe als zweckmäßig erwiesen, welche stark wasserhaltig sind und bei stark auftretender Wärme das Wasser abgeben. Das frei gewordene Wasser nimmt sofort Wärme auf, um alsbald in Dampfform überzugehen. Die der gefährdeten Stelle rasch entzogene Wärmemenge soll dabei so beträchtlich sein, daß die noch weiter wirkende Hitze nicht mehr ausreicht, die Stahlplatte zum Schmelzen zu bringen. Natürlich kann man als Flüssigkeiten nur solche verwenden, die das Material des Schrankes nicht angreifen. An Stelle der Flüssigkeiten kann natürlich auch Gelatine Verwendung finden.

Die bekannte Firma S. J. Arnheim, Berlin, ist bei dem Bestreben, die Panzerplatten gegen Thermitangriffe zu sichern, anders vorgegangen. Es muß auch dann noch eine genügende Sicherung vorhanden sein, wenn etwa die äußere Hülle beschädigt worden ist. Unter dieser Voraussetzung muß natürlich die Sicherung dann nicht nur gegen Schmelzen, sondern auch gegen Zerstörung durch mechanische Mittel genügenden Widerstand bieten. Nach dem Patent 128,358 dieser Firma wird eine Einlage zur Ausfüllung des Zwischenraumes zwischen die äußere und innere Panzerhülle eingebracht, die sowohl schmelzbeständig, als auch gegen Zertrümmerung geschützt ist. Diese Einlage besteht aus hartgebrannter tonhaltiger Erde oder Chamottemasse, in welche über Kreuz gelegte und miteinander fest verbundene Stäbe in der Weise eingefügt sind, daß dieselben die Festigkeit der Platten im ganzen erhöhen und ein Durchbrechen an einzelnen Stellen unmöglich machen sollen.

Es gibt noch eine Reihe weiterer Vorschläge für derartige Füllmassen, die sich im wesentlichen nur in der Art des Einbringens und der Wahl der Materialien von dem obigen und untereinander unterscheiden und hier nicht weiter besonders interessieren dürften.

*

Auf elektrotechnischem Gebiete ist augenblicklich wohl das Einphasen-Bahnsystem der Union-Elektrizitätsgesellschaft, die sich vor kurzer Zeit mit der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin zusammengetan hat, die wichtigste Neuerung.

Für die elektrisch betriebenen Eisenbahnen kam bis jetzt allein der Gleichstrommotor in Frage, d. h. ein Motor, der durch einen stets in ein und derselben Richtung durch das Leitungsnetz fließenden Strom betrieben wird. Ein solcher Gleichstrom kann nun auf weite Entfernungen nicht ohne große Energieverluste weitergeleitet werden, da infolge des Widerstandes des Leitungsdrahtes ein zu großer Spannungsabfall eintritt. Dieser könnte zwar vermieden oder eingeschränkt werden durch Vergrößerung des Querschnitts der Leitung. Dies hat aber bald die wirtschaftlichen Grenzen erreicht. Ein anderes Mittel zur Verringerung der Verluste ist die Erhöhung der Spannung auf Kosten der Stromstärke.[1]) Für Gleichstrom kann man aber über eine gewisse, verhältnismäßig niedrige Spannung praktisch nicht hinaus. Auch die Teilung der ganzen Strecke in mehrere Abschnitte mit besonderen Maschinen ist unökonomisch.

Den Wechselstrom aber, also einen Strom, der fortwährend seine Richtung ändert, gewissermaßen in einzelnen sehr schnell aufeinanderfolgenden Stromimpulsen von entgegengesetzter Richtung wirkt, kann man mit einfachen Mitteln so umformen, daß er durch die Zuleitungen mit hohen Spannungen fließt und deshalb nur geringe Verluste infolge des Widerstandes erleidet, daß er an der Verbrauchsstelle aber wieder auf das praktisch zulässige Maß heruntertransformiert werden kann.

Das von der Maschinenfabrik Oerlikon vorgeschlagene Verfahren, hochgespannten Wechselstrom unmittelbar vom

[1]) Die Arbeit des elektrischen Stromes ist d[as] Produkt aus Spannung (Volt) und Stromstärke (Ampère). Dieses Produkt bleibt dasselbe, wenn die Spannung erhöht und die Stromstärke entsprechend verringert wird. Man kann also zur Uebertragung ein und derselben Arbeit einen hochgespannten Strom von geringer Stromstärke oder einen solchen von hoher Stromstärke und niedriger Spannung verwenden.

Fahrdraht abzunehmen und auf dem Zug mittels rotierender Umformer in Gleichstrom von niederer Spannung umzuformen, hat seine Bedenken, weil das tote Gewicht zu sehr erhöht wird, und die Anlage an der erforderlichen Einfachheit und Betriebssicherheit einbüßt.

Den Wechselstrom aber auch zum Betriebe des Motors selbst zu verwenden, war bisher nur mit Hilfe des Drehstromes möglich. Unter Drehstrom versteht man kurz eine Kombination von mehreren (gewöhnlich 3) Wechselströmen derart, daß die einzelnen Stromimpulse so aufeinander folgen, daß sie auf den Anker des Motors eine fortschreitende Drehwirkung ausüben. Man sagt, die Ströme sind in ihrer Phase gegeneinander verschoben. Im stationären Betrieb hat sich der „Dreiphasenmotor" vorzüglich bewährt. Für den Bahnbetrieb ist derselbe aber nicht geeignet. Man braucht mindestens zwei Zuleitungen. Besondere Schwierigkeiten erwachsen daraus bei Weichen und an den Kreuzungsstellen, worunter die unter allen Umständen zu fordernde Einfachheit und Betriebssicherheit leidet. Auch kann man mit dem Drehstrommotor die Fahrtgeschwindigkeiten nicht in dem notwendigen Maße ändern, ohne bedeutende Stromverluste zu haben.

Die Motoren für einfachen Wechselstrom, also auch mit nur einer Zuleitung, genügten den Betriebsanforderungen nicht.

Neuerdings ist es aber der oben genannten Elektrizitätsgesellschaft auf Grund der Patente und Versuche des Ingenieurs E. Winter und Dr. Ing. Eichberg gelungen,[2]) einen Einphasenmotor zu entwickeln, der allen an einen Bahnmotor zu stellenden Anforderungen in jeder Hinsicht entspricht. Durch einen besonderen Induktionsstrom, der kurz vor dem Motor durch den eigentlichen Arbeitsstrom selbst erzeugt wird, entsteht zusammen mit letzterem das wirksame Drehmoment.

Nachdem auf dem Fabrikhof der Union-Elektrizitäts-Gesellschaft eine Versuchsbahn schon längere Zeit im Betrieb gehalten worden war, stellte die kgl. preußische Eisenbahnverwaltung in der Erkenntnis der weitgehenden Bedeutung dieses Systems für die Weiterentwicklung des elektrischen Eisenbahnwesens der Gesellschaft die 4.1 Kilometer lange Vorortstrecke Niederschönweide-Johannisthal-Spindlersfeld zur Verfügung. Die Eisenbahnverwaltung lieferte die Wagen, die elektrische Ausrüstung der Wagen und der Strecke übernahm die Elektrizitäts-Gesellschaft. Mit dem Probebetrieb wurde im vorigen Jahre begonnen. Jetzt ist man bereits zum fahrplanmäßigen Betriebe übergegangen.

Die Versuchsstrecke wird mit 6000 Volt Spannung und 25 Perioden betrieben. Sämtliche Hochspannung führende Apparate sind in einem feuerfesten Raum untergebracht, der besonders abgesperrt ist und nur geöffnet werden kann, wenn der den Strom zuführende Bügel herabgelassen ist. Das Dach des Wagens ist mit einem geerdeten Drahtnetz überspannt, so daß der Fahrdraht beim Reißen in unmittelbare Berührung mit dem Wagen kommen kann, ohne daß etwas anderes geschieht, als daß die Strecke abgeschaltet wird. Alle zugänglichen Apparate, insbesondere die Fahrschalter, führen Niederspannung.

Besonders interessant ist die Sicherung des Zuführungsdrahtes gegen Reißen und Herunterfallen. Der Draht ist in einer Höhe von etwa 5½ Metern an zwei seitlichen stählernen Längsdrähten lose aufgehängt, und zwar in Abständen von 3 Metern. Hierbei erhält der Arbeitsdraht selbst gar keine Spannung, die Gefahr eines Drahtbruches ist daher sehr gering. Da aber die Haltepunkte nur 3 Meter voneinander entfernt liegen, so sind gleichzeitig auch die Folgen eines Drahtbruches wesentlich abgeschwächt, weil ja das Ende eines gerissenen Drahtes nicht tiefer als etwa 2½ Meter über die Schienenoberkante gelangen kann und deshalb außer Bereich des Bahnpersonals bleibt. Die Längsdrähte sind vom Fahrdraht nicht isoliert, nehmen also an der Stromzuführung teil. Selbst im Falle eines Drahtbruches wird deshalb die Stromzuführung auf der weiteren Strecke nicht unterbrochen. Erst die Längsdrähte sind gegen die Erde isoliert.

Die Wagen sind für eine Geschwindigkeit von 40 Kilometer in der Stunde konstruiert, fahren jedoch auch bis zu 60 Kilometern. Die Motoren haben sich als sehr zuverlässig erwiesen und der Betrieb erfüllte auch in bezug auf Einfachheit und Sicherheit alle gestellten Erwartungen. Es ist auf Grund dieser Tatsachen anzunehmen, daß die Studien und Versuche auch in größerem Maßstabe nicht ruhen werden.

E. Wrobel.

[2]) Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure 1904, S. 808 u. folg.

Schiller, Mercier und Huber.

Von Richard Fester.

(Schluß.)

Zwei Fälle mögen jedoch zeigen, daß wir mit schablonenhafter Vergleichung nicht weit kommen. „Welch ein großes Beyspiel! — heißt es Seite XXX des Druckes von 1788 in ziemlich wörtlicher Uebertragung —, die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feyerlich Philipp den Zweyten der Souverainität für verlustig, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte. Die Hauptgrundsätze, auf welche diese Erklärung sich gründete, waren folgende: daß die Völker nicht um der Fürsten willen geboren sind, sondern daß Gott die Fürsten um der Völker willen eingesetzt hat; daß es keinen Fürsten ohne Volk geben, aber das Volk wohl ohne Fürsten bestehen kann; daß ein Tyrann die Bande zerbricht, durch welche seine Untertanen ihm zum Gehorsam verpflichtet sind." Schiller, dem ja das französische Original nicht unbekannt ist, korrigiert: „Ein großes Beispiel", in engerem Anschluß an den Ausruf „Grand exemple!", hält sich im ersten Satz wörtlich an seine deutsche Vorlage, unterdrückt aber das Folgende. Warum, wäre an sich schwer verständlich. Denn er fand seine eigenen politischen Anschauungen gerade in der gestrichenen Stelle aufs getreueste widergespiegelt.[63])

Die Vermutung wird also nicht fehlgehen, daß der betreffende Passus nicht von ihm, sondern von dem Zensor der Thalia, Professor Wenck in Leipzig,[64]) gestrichen worden ist. Ein anderer auffallender Strich fällt unmöglich zu Lasten des Zensors. Mercier kann doch nicht umhin, seiner oratio in tyrannum beschwichtigend hinzuzufügen: „Il est heureux de se trouver dans un tems où les rois sont humains et ménagent le sang des hommes." Schiller aber hatte einen modernen Tyrannen kennen gelernt. Es wäre ihm daher die Streichung eines in seiner Allgemeinheit nicht gebilligten Satzes in der Thalia zuzutrauen, wenn nicht das Fehlen derselben Stelle in der Liegnitzer Uebersetzung uns daran erinnerte, daß Huber schon in seinem ersten Briefe an Schiller vom 7. Januar 1785 auf den echten, nicht theatermäßigen Tyrannen des ehemaligen Karlsschülers anspielte, also wahrscheinlich schon bei der ersten Uebersetzung jenen Satz wegließ.

Doch ich ziehe es statt weiterer Vergleiche vor, das Verhältnis beider Texte durch Gegenüberstellung zu veranschaulichen, und wähle zu diesem Zweck einige Proben des stark überarbeiteten Anfangs und der weniger veränderten Abschnitte.

[63]) Noch in der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs (2. Buch): „wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen, einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen". Goedeke 8, 104 fg.

[64]) Ueber diesen und seine Zensur der Thalia Schiller an Göschen, Februar oder März 1786. Geschäftsbriefe 16. Jonas 1, 281 (vgl. 1, 276). Huber an Schiller, 15. April 1786. Geiger, Briefwechsel Schiller-Körner 4, 325. Euphorion 7, 263.

Liegnitzer Uebersetzung.

V—VII.

Philipp der zweyte ist nichts mehr als ein wenig Asche. Zwey Jahrhunderte trennen seine Regierung von dem Zeitpunkte, in welchem ich schreibe. Die Stimme der Nachwelt ist jetzt vollkommen befugt, ihr Urtheil über ihn auszusprechen.[65]) Ich habe versucht, ein Gemählde seines schrecklichen abergläubigen Despotismus aufzustellen, und die einzelen Züge dieser grausamen Physiognomie, die schon in der Geschichte Schauder erweckt, in ein Ganzes zusammen zu fassen, um den Abscheu, von dem ich mich im Innersten meiner Seele durchdrungen fühle, allgemein zu verbreiten. Dieses innere Gefühl ist es, was dem Schriftsteller die Feder in die Hand gibt, indeß der gemeine Theil der Menschen, ungerührt bey den Leiden, unter deren Drucke das menschliche Geschlecht einst seufzte, oder doch nur schwach von dem Andenken derselben erschüttert, nicht begreifen kann, was uns antreibt, jene furchtbaren Feinde der Menschheit noch im Grabe zu durchbohren.

Je mehr ich sie betrachtete, je schrecklicher schien meinen Augen die Gestalt dieses Ungeheuers.[66]) Wenn man einst einen Bildhauer sich zu den Füßen des Jupiters niederwerfen sahe, den sein Meißel nur eben vollendet hatte, so kann auch ich sagen, daß ich erschrocken vor dem Bilde zurückbebte, das ich gezeichnet.

Die rächende Feder[68]) des Schriftstellers muß die bösen Könige der Schande Preis geben; man ehrt dadurch die guten. An alle wird zu seiner Zeit die Reihe kommen, dem Grabstichel der Wahrheit[69]) still zu halten, der ihre Frevelthaten, oder ihre glücklichen Eigenschaften der Nachwelt überliefert. Die geheimsten Züge ihres Charakters werden ans Licht gezogen, und sie selbst, hinter welchem Schleyer sie sich auch verbargen, dem Urtheile der Welt und Nachwelt blosgestellt.[70])

Noch hat seit Tiberius kein so düsterer und grausamer Wütherich den Thron bestiegen, als Philipp der zweyte. Man kann im eigentlichsten Verstande sagen, daß er das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben ließ.[71]) Einverstanden mit der Inquisition, lieh er ihren wüthenden Verfolgungen in Flandern und Spanien seinen Arm, und führte sie selbst in Amerika ein. Grausam von Natur und nach Grundsätzen, blieben Gnade und Mitleiden seinem Herzen zeitlebens fremd; und er verband sich noch mit zwo Kreaturen, deren Denkungsart der seinigen vollkommen würdig war,[72]) dem Kardinal Granvell, und dem Herzoge von Alba. Beyden vertraute er die Ausübung seiner ganzen Gewalt an: denn beyde waren fühllos und unmenschlich,[73]) wie er.

S. XX.

Der Protestantismus war eine Schutzwehr, welchen[74]) die deutschen Kraise der Uebermacht Karls des Fünften entgegensetzten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transsubstanziation glaubte. Aber wie wäre es möglich gewesen, daß Völker, die man um dieses Lehrsatzes willen so hart verfolgte, nicht alle ihre Kräfte zum Widerstand aufgeboten

Thalia.

„Zweytes Heft" S. 71 ff.

(Goedeke 4, 88 ff.)

Philipp der zweite ist Staub.
Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns,
und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit.

Ich will ein Gemählde seines abergläubigen und schrecklichen Despotismus entwerfen — alle Bestandtheile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in e i n Bildniß zusammen schmelzen, und den Abscheu, der m i ch durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! —

Man erzählt von einem Bildhauer, der sich anbetend zu den Füßen des Jupiters niederwarf, den sein Meisel erschaffen hatte —[67]) ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel[68]) des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken; dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel[69]) unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch deke, alle ohne Unterschied müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen, die da ist und kommen wird.[70])

Kein Tiran, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Tron.

Philipp der Zweite ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben.[71]) Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische Verfolgungen in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsäzen,

mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren,[72]) an den Kardinal Granvella, und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.[73])

S. 86 (Goedeke 4, 97).

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die deutschen Kraise der Uebermacht Karl des Fünften entgegensezten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tirannei. Und nach diesen Begriffen nur wird man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, alles auszurotten, was nicht an die T r a n s s u b s t a n z i a t i o n glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsaz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwürken.[74])

---

65) „sa renomée aujourd'hui appartient à la justesse des siecles". Wir würden etwa sagen: Die Nachwelt hat über ihn zu Gericht gesessen. Schillers Korrektur nach dem Original verdunkelt den Sinn.

66) „Combien cette tête devenoit effrayante à mesure que je la considérois!" Auch hier korrigiert Schiller nach dem Original mit Benutzung der Uebersetzung „Ungeheuer".

67) Man beachte den Schillerschen Gedankenstrich und die Wendung: „man erzählt". „Si l'on vit jadis un statuaire tomber aux pieds du Jupiter que son ciseau venoit de finir, je puis aussi dire avoir reculé d'effroi devant l'image que j'avois tracée."

68) „La plume vengeresse".

69) „le burin véridigne".

70) „ils seront livrés, de quelque voiles qu'ils s'enveloppent, au jugement des hommes nés et à naitre". Auch hier hat Schiller das Original offenbar vor Augen, gibt ihm aber eine an die Bibelsprache in den Räubern V 1 erinnernde Wendung.

71) „c'est sur un lac de sang (et l'image ici n'est pas outrée) qu'il a fait voguer le vaisseau de l'église romaine".

72) „il s'associa deux ames dignes de la sienne".

73) „durs et impitoyables". Besonders charakteristisch, wie Schiller unmenschlich, womit Huber „impitoyables" übersetzt hatte beibehält, und trotzdem „impitoyables" übersetzt, „durs" ignoriert

74) „une barriere que les Cercles Germaniques opposerent". Der Liegnitzer hat „eine Schutzwehr" wiederhergestellt und aus Nachlässigkeit „welchen" stehen lassen

hätten?[75]) Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie ausrotten wollte.[76])

S. VIII.

Die kirchliche Regierung hatte seit einigen Jahrhunderten die alte Form des Römischen Reichs sich zum Muster genommen. Diese Grundsätze, von dem äußersten Prunk der religiösen Feyerlichkeiten unterstützt, hatten eine sehr blendende Außenseite.[77]) Der Wille der einzelnen wurde allenthalben gefesselt, und in einem einzigen Gottesdienst vereinigt, und von da bis zu einem einzigen Gesetz war nur noch ein Schritt zu thun. Mehrere Fürsten waren daher schon auf eine Vereinigung der Monarchie mit dem Priesterthum bedacht gewesen,[78]) weil sie einsahen, daß dieß das Mittel der ausgebreitetsten politischen Gewalt seyn würde. Philipp der zweyte, der an Stolz[79]) alle seine Vorgänger und Zeitgenossen übertraf, gestand dem Pabste nur darum die Unfehlbarkeit zu, um sich selbst gelegentlich[80]) die gleichen Vorrechte anzumaßen, und mit dem heiligen Kreuze, so gut als mit dem Schwerdte, zu befehlen.

S. XI. fg.

In Frankreich schonte man ihn keineswegs.[81]) Noch bei seinen Lebzeiten verglich man ihn daselbst mit dem Aegyptischen Pharao, und ein Schriftsteller drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satraven,[82]) den Mörder seines Weibes und seines einzigen Sohnes, gleich einem zweyten Xerxes, das Meer mit seinen Schiffen bedecken; aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irrland (sic). Alter, kindischer König, der mit einem Fuße schon im Grabe steht! dessen erschütterte Staaten wanken,[83]) und nur auf den letzten Augenblick deines Lebens[84]) warten, um das Joch abzuwerfen. — Dein Reich gleicht einem durch Kunst zusammengesetzten Körper, dessen an einander gepaßte Theile sich gar bald wieder auseinander geben."[85])

Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrüken wollte.[76])

S. 73 (Goedeke 4, 89).

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Zeremonie unterstüzt, hatte eine verführerische blendende Außenseite,[77]) der Wille wurde gefesselt, und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesez. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priesterthum,[78]) und glaubten durch diesen Kunstgriff sich einer gränzenlosen Gewalt zu versichern. Aus keinem andern Grund gestand Philipp der Zweite, der es in Anschlägen dieser Art[79]) allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvorthat, dem römischen Bischoff die Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in s e i n e n Staaten[80]) anmaßen, und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwerdte befehlen.

Thalia S. 78 fg. (Goedeke 4, 92).

Frankreich kannte seinen Charakter, und verschonte ihn auch nicht.[81]) Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem egiptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller drükt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen alten Satrapen,[82]) den Mörder seines Weibes und seines einzigen Sohnes, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit seinen Schiffen bedeken, aber der Himmel zerschmettert sie an den Küsten von Schottland und Irrland (sic). Alter kindischer König, der mit einem Fuße schon im Grabe steht, im Grabe, worauf deine Staaten schwanken,[83]) und nur auf das Signal deines letzten Augenbliks[84]) lauren, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich ist nur ein zusammengestükkelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß auseinander springen.[85])

75) „mais étoit-il possible en même tems que des peuples que l'on tourmentoit si cruellement pour ce dogme, ne réagissent point de toutes leurs forces?" „würken" s. das Wortverzeichnis bei Goedeke 4 200.

76) „les coups dont on les accabloit". Auch hier korrigiert Schiller nach dem Original.

77) „Ces idées, soutenues de tout l'appareil de la religion, avoient les dehors les plus imposans." Wo ich nichts bemerke, ist hier wie anderwärts die Liegnitzer Uebersetzung ziemlich wortgetreu.

78) l'empire et le sacerdoce = imperium et sacerdotium zu allgemein. Sch. verwischt vollends den Sinn (Anspielung auf den Plan Kaiser Maximilians I., nach dem Tode Julius' II. zu kandidieren). Denn „Wiedervereinigung" schiebt den Fürsten die Absicht einer Erneuerung alttestamentlicher Theokratie unter.

79) „surpassant en orgueil." Schs. Aenderung kann ebensogut Absicht wie Mißverständnis sein, insofern „Anschläge dieser Art" den Satz mit dem vorausgehenden näher verknüpft.

80) à son tour.

81) „On ne le ménageoit point en France."

82) Jugé de son vivant, il étoit comparé à Pharaon, et l'on écrivoit de lui à propres termes: Ce vieux satrape . . . couvrit la mer . . ."

83) „Ce vieux roi, déjà radotant et déjà un pied dans le tombeau, duquel tous les états branlent". Da Sch. absichtlich oder aus Mißverständnis duquel auf tombeau bezieht, wird wohl auch er das Zitat Merciers in die dramatische Apostrophe des Schriftstellers verwandelt haben.

84) „que sa derniere heure sonne."

85) „Comme un buffet marqueté, composé de pieces rapportées qui se désuniront."

Für unseren nächsten Zweck mögen diese Proben genügen, da sie die Art der Ueberarbeitung hinlänglich charakterisieren. Grundlage ist die Uebersetzung, aber Schiller vergleicht sie mit dem Originale. Merciers Stil erhält unter seinen Händen einen lapidaren Charakter, den er nicht hat. Auch seine eigenen späteren Uebersetzungsversuche nach Picard wären flotter ausgefallen, wenn er den in seine Werke übergegangenen Text nur als Vorarbeit angesehen und so souverän behandelt hätte wie den ersten Thalia-Beitrag Hubers.

Indem ich diese Resultate und Kombinationen den Schiller-Forschern zur Nachprüfung vorlege, verhehle ich mir keineswegs, daß auch die alte Ansicht viel für sich hat. Die Frage, ob Schiller Uebersetzer oder nur Bearbeiter ist, mag vielleicht noch nicht ganz spruchreif sein, obwohl mindestens ebenso starke Momente, wenn nicht stärkere, für wie gegen meine Hypothese sprechen.[86]) Die Frage nach dem Autor des Vorberichtes und der Liegnitzer Uebersetzung halte ich dagegen so lange für entschieden, bis der Beweis geliefert ist, daß Schiller und Huber trotz allen angeführten Indizien nicht in Betracht kommen können.[87]) Vielleicht gelingt es jedoch einem glücklicheren Finder, über die Schicksale der Liegnitzer Uebersetzung an der Hand von Rezensionen mehr zu bringen, als mir möglich war. Ihre heutige Seltenheit spricht nicht für große Beachtung, und man kann ja über das Buchdrama Merciers nur wiederholen, was Schiller über dramaturgische Pläne Hubers bemerkt hat: „Ein Schauspiel, das keine Speculation für die Bühne und keine für die Mode ist, wenn es kein schöpferisches Produkt des Genies ist, würde in der lesenden Welt eine a l t e Jungfer werden. Schreckliches Schiksal für ein Schauspiel."

86) Wen die nachgewiesene Bekanntschaft Schillers mit dem französischen Original stutzig macht, der möge sich erinnern, daß Schiller auch den Lykurg Plutarchs gekannt und benutzt hat und trotzdem seinem Aufsatz über Lykurg die Arbeit Nasts zugrunde legte.

87) Auch die auffallende Erscheinung, daß bei weitem nicht alle Uebersetzungsfreiheiten der Thalia in dem Liegnitzer Druck beseitigt sind, müßte dann befriedigend erklärt werden. Ein Plagiator hätte es sich einerseits leichter gemacht, andrerseits den Hinweis auf die bestohlene Thalia unterlassen.

Bücher und Zeitschriften.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten von Amerika von 1860—1900. Von H. Gerhard. Gebauer-Schwetschke. Halle a. S. 98 S. (Angewandte Geographie. Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse zum Kultur- und Wirtschaftsleben. I. Serie. Heft 12.)

Zwei Gesichtspunkte geben der Schrift eine gewisse Aktualität. Im Augenblick, da die Weltausstellung von St. Louis rege Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, werden gediegene Erwägungen und Untersuchungen über die Entwicklung des Südens der Vereinigten Staaten eine willkommene Bereicherung der weniger durch Gründlichkeit als durch die hohe Zahl der Erscheinungen sich auszeichnenden Amerikaliteratur bieten. Ferner gewinnt der Stoff insofern erhöhte Bedeutung, als derselbe die Erörterung über eine für unsere Kolonialwirtschaft wichtige Frage in sich schließt, nämlich diejenige, welche Wirtschaftsweise für die Entfaltung tropischer Siedelungen vorteilhafter sei, Sklavenwirtschaft oder freie Arbeit. — Der Bürgerkrieg von 1860 ist das große geschichtliche Moment, das die Neugestaltung des Südens der Vereinigten Staaten zur Ursache hatte. Mit Recht gruppiert der Verfasser seinen Stoff also derartig, daß er im ersten Teile die Verhältnisse vor 1860 zur Darstellung bringt, im zweiten Teil den Gang des Aufschwungs von Landwirtschaft, Handel und Industrie sorgfältig in Beleuchtung setzt, dabei auch die Bevölkerungszusammensetzung, die Rassenverteilung, die Mehrung durch Nachwuchs und Wanderung in Berechnung zieht. Stattliche Zahlenreihen erläutern die Bewegung der einzelnen Zeiten in den Farmerzeugnissen (Weizen, Mais, Hafer, Obst und Gemüse), in der Plantageproduktion (Baumwolle, Tabak, Zucker, Reis), sowie in den Industrien (Eisen, Kohlen, Petroleum, Baumwolle). Die Statistik ist stets übersichtlich und umfassend, stellenweise fast überreichlich. Das geographische Moment wird man teilweise vermissen. Die Abhängigkeit des Menschen, seiner Charakterentwicklung, seiner Fähigkeiten, sowie der wirtschaftlichen Entfaltung vom zeugenden und nährenden Boden des Landes, alle die Wechselwirkungen zwischen Mensch und Erde, die beeinflussend auf den Gang der Ereignisse wirken, sind nicht immer tief genug erfaßt. Die anthropogeographische Methode, wie sie Ratzel anbahnte und in dem zweiten Band seines Nordamerika-Werkes (Politische und Wirtschaftsgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2. Aufl. München 1893, Oldenbourg) so glänzend durchführte, war nicht überall genugsam anregendes Vorbild. Gut und überzeugend wird auf Grund des durch Literatur und Statistik gebotenen Materials der Beweis erbracht, daß das Edikt von 1863 (Aufhebung der Sklavenwirtschaft) nicht, wie man prophezeite, einen Untergang der Südstaaten zeitigte, sondern daß im Gegenteil bei allmählicher Umwandlung der Verhältnisse ein unerwartetes Gedeihen die Folge war. „Freie Arbeit" ist somit nach Ansicht des Verfassers die conditio sine qua non für das wirtschaftliche Aufblühen eines Landes. Daß auch andere Umstände im Süden der Union zum Resultate des wirtschaftlichen Hochganges beitrugen, die großen amerikanischen Kapitalien, die Energie und Unternehmungslust des Amerikaners, scheint nicht scharf genug erwogen zu sein. Für jedes Stück tropisches Land, namentlich für solche Kolonialgebiete, die derartige Begleiterscheinungen nicht aufzuweisen haben, wird der Faktor „freie Arbeit" eine nicht so ausschlaggebende Rolle spielen wie bei den Südterritorien der Vereinigten Staaten. Glückliche Stoffgliederung, lobenswerte Beherrschung der Literatur machen die Schrift recht wertvoll, so daß sie sich den bisher erschienenen 11 Heften der Angewandten Geographie würdig anreiht.

Dr. Hugo Grothe.

Allgemeine Rundschau.

Die Rechtshandschriften der Universitäts-Bibliothek in Innsbruck.

* Auch die Innsbrucker Universitäts-Bibliothek verfügt über eine stattliche Zahl von Handschriften. Viele derselben entstammen den unter Joseph II und zur Zeit der bayerischen Herrschaft aufgehobenen Klöstern. Ein Verzeichnis der historischen Handschriften veröffentlichte vor drei Jahren Franz Wilhelm im 5. und 6. Jahrgange der Mitteilungen des österreichischen Vereines für Bibliothekswesen. Die Abhaltung des deutschen Juristentages in Innsbruck veranlaßte die Direktion der Bibliothek nicht nur zu einer Ausstellung der wertvollsten Stücke an Handschriften und Inkunabeln, sondern gab auch die Anregung zur Veröffentlichung eines „Verzeichnisses" der Rechtshandschriften dieser Bibliothek. Es bildet einen Teil der im Verlage der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung unter dem Titel „Beiträge zur Rechtsgeschichte Tirols" soeben erschienenen Festschrift des Ortsausschusses und ist auch einzeln zum Preise von 50 Heller durch jede Buchhandlung zu beziehen. Wer für Handschriften Interesse hat, wird dem Verzeichnisse gar manches Neue und Wissenswerte entnehmen. Die Universitäts-Bibliothek in Innsbruck besitzt nicht nur das einzige Exemplar des „Deutschen Spiegels", dem J. Ficker seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, sondern auch vier Schwabenspiegelhandschriften, ferner Handschriften des oberbayerischen Landrechtes, eine Kopie der Goldenen Bulle, verschiedene bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Stücke kirchenrechtlichen Inhalts, vor allem aber einen reichen Schatz an interessanten, noch fast unbenutzten Stücken, welche das Tiroler Statutarrecht, die ständische Verfassung und die Verwaltung Tirols betreffen. Dem Verzeichnisse geht voran eine kurze Skizze der Entwicklung dieser Bibliothek aus der Feder des Innsbrucker Professors Dr. A. v. Wretschko.

•

Ein neues Münzkorpus.

γ. J. N. Svoronos, der erste griechische Münzkenner unserer Tage, bei dem es sehr zu bedauern ist, daß er sich nicht als Mitarbeiter für das große Berliner Corpus Nummorum hat gewinnen lassen, steht im Begriffe, eine neue große Münzsammlung zu veröffentlichen. Eine neue, denn er hat schon viele wertvolle Zusammenstellungen geschaffen, besonders in dem Werke über die kretischen Münzen. Es ist das Corpus des monnaies de l'empire des Ptolémées. Die Ptolemäermünzen sind bis jetzt sehr vernachlässigt worden, es gab von ihnen auch keine nur leidliche Ausgabe. Dazu kommt, daß gerade die letzten Jahre, in denen manchmal wichtige Münzfunde von vielen Hunderten und gar Tausenden von Stücken gemacht worden sind, die Stoffmasse sehr vermehrt haben. Es ist lehrreich, zu beobachten, wie ein solches Werk zustande kommt. Man legt die Sammlung eines großen Münzkabinetts zugrunde und fertigt eine Liste, womöglich mit Beigabe von Abdrücken aller Prägungen an. Mit dieser Liste reist man nun von einem Ort zum andern und trägt immer nach, was man an jedem Orte findet, neben dem Neuen aber auch das Alte. So hat Svoronos 59 größere Sammlungen persönlich besichtigt und durchforscht. Da sind ihm denn auch schöne Entdeckungen nicht ausgeblieben, darunter auch ein sehr wichtiger allgemeiner Fund, daß nämlich viele Münzen, die man bis jetzt für undatiert hielt, in der Tat eine Zeitangabe (Herrscherjahr) enthalten. Das Werk soll in drei Bänden erscheinen, von denen der erste die Einleitung, der zweite das Verzeichnis der Münzen, der dritte Tafeln enthält. Es wird dem Unternehmen einen ganz besonderen Wert verleihen, daß jede besondere Münzart in phototypischer Abbildung wiedergegeben ist. Das erhöht natürlich nicht wenig den Anschaffungspreis, ist aber auf der anderen Seite eine sehr wesentliche Vorbedingung eines Korpus. Das Werk ist indessen nur der Vorläufer eines andern, nämlich eines Corpus Numismatique de la Grèce proprement dit, mit anderen Worten einer Sammlung aller antiken griechischen Münzen der Länder des heutigen hellenischen Königreiches. Da die Grundsätze des Leiters des athenischen Münzkabinetts anerkannt und geschätzt sind, so

müßte man auch dies Werk begrüßen. Allein es wird dazu beitragen, den Fortgang des Berliner Korpus nur noch mehr aufzuhalten. Auch die Franzosen sind dem C. N. in die Quere gekommen und Mommsen ist seinerzeit selbst mit der einen Forderung nicht ganz durchgedrungen, daß alle zusammenfassenden Ausgaben antiker Münzen sich dem Berliner Unternehmen der Anlage nach anschließen möchten. Man muß nun abwarten, wie die Dinge sich gestalten werden.

*

Ein interessantes elektrisches Experiment.

Elektrische Kraftlinien sind kürzlich, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift berichtet, von M. Seddig in schöner Weise zur Darstellung gebracht worden. Während die Darstellung des Verlaufs der magnetischen Kraftlinien durch Eisenfeilspäne außerordentlich leicht gelingt und einen allgemein bekannten Schulversuch bildet, stellten sich der Sichtbarmachung der elektrischen Kraftlinien erhebliche Schwierigkeiten in den Weg, die erst nach langem Probieren überwunden wurden. Seddig ist schließlich durch Benutzung feiner, in Terpentinöl suspendierter Teilchen von Glyzerin oder auch Chininsulphat zum Ziele gelangt. Das Kraftfeld wurde zwischen kugelförmigen oder plattenförmigen Elektroden erzeugt, die mit den Belegungen einer durch eine Influenzmaschine auf konstanter Ladung erhaltenen Leidener Flaschenbatterie in Verbindung standen. Außer dem regelmäßigen, ungestörten Verlauf der Kraftlinien konnte auch die Störung durch einen genäherten Metallklotz, sowie die Abbiegung nach innen bezw. außen durch zwischen die Elektroden gesetzte Ringe aus Metall oder Hartgummi, sowie die elektrische Schirmwirkung im ersteren Falle deutlich sichtbar gemacht werden. Das Einbiegen bezw. Ausbiegen der Kraftlinien bei Zwischenschaltung von Dielektrica höherer bezw. niedrigerer Dielektrizitätskonstante wurde realisiert durch Anwendung einer Glaskugel, die das eine Mal mit Methylalkohol, das andere Mal mit Luft gefüllt war. — Auch geschmolzenes Paraffin mit darin suspendiertem Holzkohlenpulver gestattete die Hervorrufung eines schönen Kraftlinienbildes, das den Vorteil bietet, sich beim Erstarren des Paraffins von selbst zu fixieren, während die in Terpentin erzeugten Anordnungen der Teilchen nur durch Hilfe der Photographie festgehalten werden konnten. Bei Versuchen in Luft mit auf Hartgummi aufgestreutem Sande bildeten sich merkwürdigerweise anstatt der Kraftlinien die auf diesen senkrecht stehenden Niveaulinienysteme aus, eine Erscheinung, die Seddig nur hypothetisch erklären konnte.

*

Zu Edgar Allan Poes „Rabe".

Eine interessante Mitteilung über Edgar Allan Poes bekanntes Gedicht „Der Rabe" gibt, wie wir der Vossischen Zeitung entnehmen, The Academy aus Erinnerungen an den Dichter wieder, die Frau Weiß zur Zeit in The Independent veröffentlicht. Es heißt da: „Einmal an einem stillen, feuchten Sommertage hatte ich in unserem eigenen Parlour mit Herrn Poe eine einstündige Unterhaltung über den „Raben", als er sagte: „Wissen Sie, daß der Rabe ursprünglich gar kein Rabe, sondern eine Eule war?" Ich beachtete damals kaum, was, wenn ich älter gewesen wäre, mich so sehr interessiert hätte. Ich fragte nur, warum er die Aenderung gemacht habe. Worauf er erwiderte: „Des nevermore wegen." Später erwähnte ich den Umstand gegen Dr. Holland (den Herausgeber von Scribners Magazine), und er sagte, er habe etwas Derartiges gehört, aber er glaube es nicht.... Wenn man aber das Gedicht liest, so stößt man auf Wörter und Ausdrücke, die einen unwiderstehlich an die Eule, den Vogel der Weisheit, Minervas Vogel, erinnern, für den auch der Platz auf der Pallasbüste passender ist als für einen Raben:

Then this ebony bird beguiling my sad fancy into smiling
By the grave and stern decorum of the countenance it wore etc.

Außerdem sind die Eulen Nachtvögel und werden bekanntlich bei Nacht durch erleuchtete Fenster angelockt, was für Raben nicht zutrifft. Auch die Verse

And its eyes have all the seeming of a demon that is dreaming

passen entschieden mehr auf die Eule als auf den Raben."

Kleinere Mitteilungen.

* Die Deutsche geologische Gesellschaft, die vom 16. bis 18. September in Breslau tagte, hat beschlossen, ihre nächste Jahresversammlung 1905 in Tübingen zu halten. Zum Geschäftsführer ist Prof. Dr. Koken gewählt.

* Juristischer Kongreß. Aus Edinburgh, 22. Sept., wird gemeldet: Die Verhandlungen des aus Juristen aller Länder zusammengesetzten Institutes für Völkerrecht wurden heute eröffnet. Zu Mitgliedern wurden gewählt: Gram (Norwegen), Dr. Ullmann (München), zu korrespondierenden Mitgliedern Professor Dr. Kaufmann (Berlin), Professor André Mandelstam (St. Petersburg). Der Vorsitzende, Lord Reay, betonte die Notwendigkeit der Einberufung einer internationalen Konferenz zur Beratung über die Frage der Konterbande.

* Medizinisches. Der ärztliche Direktor der Berliner Charité, Generalarzt und Geh. Obermedizinalrat Dr. Schaper, tritt am 1. Oktober in den Ruhestand, weil er sich körperlich nicht mehr wohl genug fühlt, um den großen Anforderungen seiner Amtsgeschäfte gewachsen zu sein.

* Ernennung. Die ständigen Mitarbeiter am Meteorologischen Institut in Berlin Dr. Karl Kaßner und Dr. Johannes Edler sind zu Professoren ernannt worden.

※

Hochschulnachrichten.

* **Heidelberg.** Von der theologischen Fakultät der hiesigen Universität wurde Prälat Oehler in Karlsruhe zum Ehrendoktor ernannt.

* **Gießen.** Der Bezirksgeologe an der geologischen Landesanstalt in Berlin Dr. Erich Kayser ist zum ordentlichen Professor der Geologie und Mineralogie und Direktor des mineralogischen Instituts an der Universität ernannt worden.

* **Göttingen.** Die theologische Fakultät hat den Kirchenrat L. Schauenburg in Golzwarden (Oldenburg i. Gr.), den Verfasser von „Hundert Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte", zum Ehrendoktor ernannt.

* **Posen.** Der Privatdozent in der juristischen Fakultät der Universität Berlin Dr. Burchard wurde zum Professor der Rechtswissenschaften an der Königlichen Akademie ernannt.

* **Königsberg.** Der bisherige Privatdozent für deutsche Rechtsgeschichte, bürgerliches Recht und Privatrecht Dr. Julius Gierke in Göttingen ist zum außerordentlichen Professor in der juristischen Fakultät der hiesigen Universität ernannt worden.

hc. Der ordentliche Professor der Physik Dr. Karl Pape wurde auf Ansuchen von seinen amtlichen Pflichten entbunden. Aus diesem Anlaß erhielt er den Charakter als Geheimer Regierungsrat. Der Gelehrte steht im 68. Lebensjahre. Sein Nachfolger wird Dr. Gerhard Schmidt bisher außerordentlicher Professor in Erlangen.

* **Aus Oesterreich.** Der außerordentliche Professor der chemischen Technologie organischer Stoffe an der Technischen Hochschule in Graz Dr. R. Andreasch ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

※

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Pfarrer Dr. Hans Haas: Geschichte des Christentums in Japan. II: Fortschritte des Christentums unter dem Superiorat des P. Cosmo de Torres. (Supplement der Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens.) Tokio 1904. 383 S.

Jahrgang 1904. München, Samstag, 24. September. Nummer 219.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Kirche im Roman.

Der Roman und das Drama haben in unserem heutigen Literaturbetriebe immer mehr und mehr den Charakter von Erörterungen angenommen. Nicht der Gedanke an die Hervorbringung eines Kunstwerks, sondern das Bedürfnis, ein Problem des sozialen oder geistigen Lebens durch Herausheben eines Einzelfalls scharf zu beleuchten, gibt meistens den Anlaß und Antrieb zu der schriftstellerischen Leistung. Daher die große Fülle der mehr oder weniger geschickt „gemachten“ Thesenstücke auf dem heutigen Theater und die nicht minder große Zahl der Romane, welche lediglich theoretische Abhandlungen in erzählender Form sind. Die Diskussionslust, beinahe Diskussionswut, die unserer ganzen Zeit überhaupt eigen ist und durch die Presse noch gefördert und genährt wird, hat einen erfolgreichen Einbruch in das Gebiet der künstlerischen Produktion vollzogen. Die Gedanken, welche die Tiefen unseres sozialen Daseins durchwühlen, kommen in tausendfältiger Gestalt auf der Oberfläche zum literarischen Ausdruck; die Form der rein theoretischen Erörterung genügt dem treibenden und gärenden Leben nicht mehr; es kann sich nicht in Büchern, Abhandlungen und Leitartikeln zur Genüge erschöpfen und ruft die phantasievolle, schöpferische Tätigkeit zur Mitwirkung heran. Diese springt denn nun mit eifriger Leidenschaftlichkeit in die Lücke, reißt die Fragen an sich, die gerade zur Erörterung stehen, und bemüht sich, durch die Konstruktion von typischen Fällen auf eine mögliche Lösung hinzudeuten und hinzuarbeiten. So wird aus dem Chaos der sich widerstreitenden Ansichten und Forderungen, als welches sich heute das öffentliche Leben darstellt, die Fülle von dramatischen und romanhaften Erörterungen herausgeboren, unter der das eigentliche literarische Kunstwerk erdrückt wird. So erwuchs die unendliche Flut von Thesenstücken und Problemromanen über die neue Ehe, die neue Liebe, das neue Weib, über soziales Elend und geistiges Proletariat, über Kindererziehung und Hochschulsitten, über militärisches Wesen und Unwesen, über wissenschaftliche Freiheit und Unfreiheit, über Individualität und Massensuggestion, kurz über Tausende von Fragen und Problemen, die das wogende Leben unserer vielgestaltigen Zeit an den Strand wirft. Wie konnte es da ausbleiben, daß auch die Angelegenheit, die jetzt wieder in den Vordergrund des Meinungsstreites zu treten beginnt, nämlich das Verhältnis der Persönlichkeit zum Dogma der herrschenden Kirchen, ihre rein literarische Behandlung fand, daß neben die Dramen und Romane, die Vorder- und Hinterhäuser oder große und kleine Garnisonen behandeln, auch solche in großer Zahl treten, die uns die in den Pfarrhäusern abspielenden geistigen Kämpfe dichterisch vorzuführen suchen.

Der Pfarrhausroman ist durchaus keine neue Erscheinung in der Literatur, aber er hat naturgemäß mit den neuen Strömungen, die sich heute in dem uralten Kampfe zwischen Persönlichkeit und Dogma geltend machen, auch neue Darstellungsformen gewonnen. Er ist jetzt mit einem Zug der Leidenschaftlichkeit ausgestattet, der ihm früher abging; die Idylle, die in ruhigeren, konfessionell nicht so erregten Zeiten ein Hauptmerkmal seiner besonderen Art bildete, ist in den Hintergrund gedrängt; statt friedlicher und über die Wirren des Tages erhobener Betätigung eines einfach frommen Sinnes tut sich in unseren Tagen in diesen Darstellungen eine Kampfesstimmung kund, die zugleich einen tragischen Beigeschmack hat. Denn nur in den seltensten Fällen findet das Verhältnis der um Selbstbehauptung ringenden Persönlichkeit zu der starren Organisation der Kirche eine auf Entsagung beruhende friedliche und freundliche Ausgestaltung; der Bruch mit der Vergangenheit, das schmerzvolle Sichloslösen von den Idealen, die in der Kirche verkörpert zu sein schienen, das Verbluten der Persönlichkeit an diesem zu einer inneren Notwendigkeit gewordenen Schritt bilden am häufigsten den Gegenstand der neueren Pfarrer- und Pfarrhausromane. Es ist eine neue Form des alten tragischen Problems, das die Dichtung in der Darstellung solcher Seelenkämpfe zu lösen sucht. Die Rolle des unerbittlichen Schicksals hat nun die unerbittliche Macht übernommen, die in dem festgelegten Dogma und in der geschlossenen Organisation der Kirche begründet liegt. Im Kampfe gegen diese Macht entwickelt die Persönlichkeit ihr Heldentum, um dann tragisch unterzugehen.

So würde für jede dieser Dichtungen genug Stoff zum Ausbau eines wahren Kunstwerkes vorliegen. Aber wir haben trotzdem unter den vielen Dramen und Romanen, die heute diesen Konflikt behandeln, noch kein Werk wirklich großen Stils erstehen sehen, noch keine Dichtung, die mit Sturmesgewalt die Herzen mit sich fortrisse und die Geister dauernd beschäftigte. Ueber rasch vorübergehende Sensationserfolge sind auch die geschicktesten und kraftvollsten dramatischen oder epischen Versuche, diesen Stoff wirklich tragisch zu gestalten, bisher nicht hinausgekommen. Liegt das daran, daß unsere ganze Zeitstimmung einen kongenialen Dichter überhaupt noch nicht gefunden? Oder liegt es an der Raschheit, mit der unser Publikum von Eindrücken zu Eindrücken eilt, an der hieraus entspringenden Unmöglichkeit für einen, wenn auch starken dichterischen Erfolg, sich in den Herzen und Anschauungen der Zuhörer und Leser zu befestigen und Wurzeln zu schlagen? Ist es nicht am Ende, neben diesen beiden Ursachen, auch der Umstand, daß in unserer Zeit der Stoff selbst noch nicht zur völligen Ausreifung im tragischen Sinne gelangt ist, daß seiner dichterischen Ausgestaltung stets noch zu viele Nebensächlichkeiten anhaften, die einem klaren und wirksamen Herausentwickeln des Kerns im Wege stehen?

Vielleicht können wir eine Beantwortung auf die letzte dieser Fragen finden, wenn wir zwei dieser den Seelenkampf junger Geistlicher darstellenden Romane, die in letzter Zeit erschienen sind, etwas näher betrachten. Gerade weil diese beiden Romane sich von vornherein nicht als Kunstwerke großen Stils darstellen, enthüllen sie uns vielleicht rascher, als es eine im Aufbau und in der Form unantastbarer erscheinende Dichtung tun würde, die Schwächen des Problems an sich und weisen uns darauf hin, wo die Grenzen zwischen lediglich erörternder und wirklich gestaltender Behandlung eines solchen Stoffes liegen.

*

Aus protestantischem Lager stammt der eine, aus katholischem der andere dieser Romane. Jener, der den Titel trägt: „Die Kirche siegt"[1]) ist von einem evangelischen Geistlichen verfaßt, der unter dem Pseudonym Arthur Sewett sich auch schon auf anderen literarischen Gebieten erfolgreich betätigt hat. Der einen Ausschnitt aus dem katholischen Priesterleben schildernde andere Roman dagegen — er ist betitelt: „Katholiken"[2]) — hat einen Laienschriftsteller zum Verfasser, den durch seinen Roman „Aerzte" in jüngster Zeit auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Salzburger Arzt und Dichter Heinrich v. Schullern. Vielleicht wird bei manchen Lesern dieser Umstand der Glaubwürdigkeit des zweiten Romans einigen Eintrag tun. Es erscheint von vornherein für den Laienschriftsteller schwierig, wenn nicht unmöglich, sich in die Seelenzustände und in die inneren Kämpfe eines katholischen Geistlichen völlig hinein zu versetzen; die Darstellung muß unwillkürlich den Charakter des Erdichteten, des künstlich Konstruierten, nicht des Erlebten an sich tragen; falsche Voraussetzungen und die aus ihnen sich ergebenden Uebertreibungen und Entstellungen scheinen nicht ausgeschlossen. Umsomehr als der österreichische Schriftsteller den Schauplatz seiner Handlung nach Italien verlegt, dessen soziale Zustände er allerdings wohl aus eigener Anschauung genau kennen gelernt hat. — Jedoch fallen diese Bedenken nicht allzuschwer ins Gewicht gegenüber der inneren psychologischen Wahrheit, die aus der Darstellung herausleuchtet, gegenüber der Folgerichtigkeit, mit der der Verfasser einen leidenschaftlichen Menschen alle Phasen der Selbstbefreiung durchkämpfen läßt bis zum tragischen Untergange. Was Tonino Morelli, der junge Kurat von Rodano, in sich erlebt, in seinem schweren Kampfe gegen die Sinnlichkeit, aus dem er schließlich als schmählich Unterlegener hervorgeht, ist von allgemein menschlicher Bedeutung, wenn auch die Bedingungen des Kampfes für ihn durch die Gebote der Kirche und durch die Verpflichtung zum Zölibat wesentlich erschwert sind. Und das allgemein Menschliche hat H. v. Schullern überzeugend dargestellt, so daß die etwaigen willkürlichen Voraussetzungen, die sich auf Toninos Priestertum beziehen, dagegen in den Hintergrund treten. An diesem Punkte wird man also den österreichischen Laienschriftsteller kaum angreifen können; eher dürfte es möglich sein, manchen anderen Zug in der Stellung des Problems, den er aber mit dem evangelischen geistlichen Schriftsteller gemeinsam hat, zu beanstanden.

Arthur Sewett stellt uns zwei protestantische Geistliche vor die Augen, die, jeder in seiner Art, mit den vom strengen Kirchentum erhobenen Forderungen in Konflikt geraten und diesen Konflikt, auch jeder in seiner Art, verschiedentlich lösen. Der eine, eine Kompromißnatur, die entschieden am besten von allen geschildert ist, weicht dem Konflikte von vornherein geschickt und vorsichtig aus, fügt sich allen Anordnungen der kirchlichen Behörden, wenn zuweilen auch mit innerem Widerstreben, und gleitet über die Anforderungen, die das eigene Gewissen an ihn stellt, mit moralischer Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit hinweg. Es ist der geistreiche, schönredende Geistliche, dessen Typus Sewett in dieser Gestalt scharf umreißt; der lediglich auf äußere Wirkung, auf Beliebtheit und Beifall hinstrebende Prediger und Seelsorger, dem sein Beruf nie zur Herzenssache geworden ist. Ihm steht der tiefer angelegte Geistliche gegenüber, der von einer ernsten Begeisterung für seine seelsorgerische Aufgabe und besonders für die Kirche, deren Diener er ist, erfüllt ist. Er hat, um sich diesem Dienste voll widmen zu können, auf jede Lebensfreude, auch auf das Eheglück, verzichtet. Er ist in diesem Dienste so streng und so auf die Wahrung der Würde der Kirche bedacht, daß er es über sich vermag, seinen tüchtigen jungen Gehilfen, den er liebt und hoch achtet, aus dem geistlichen Dienst zu stoßen, bloß weil dieser junge Geistliche der Leiche seines Wohltäters auf dem Weg zum Krematorium die kirchlichen Ehren erwiesen hatte. Der fromme Eiferer sieht sich bald darauf vor einen ähnlichen Konflikt zwischen den Geboten der Kirche und den Forderungen einfacher Menschlichkeit gestellt. Sein bester Freund, ein alter trefflicher Arzt, begeht Selbstmord, weil er die ersten sicheren Anzeichen eines schrecklichen unheilbaren Leidens in sich verspürt, und weil er seine Tochter, die eine hohe künstlerische Lebensaufgabe übernommen — sie ist eine geniale Geigenspielerin — nicht während eines jahrelangen Siechtums an sein Krankenlager fesseln will. Er teilt dem geistlichen Freunde diesen der uneigennützigsten Vaterliebe entspringenden Beweggrund zu seinem freiwilligen Tode in einem Abschiedsbriefe mit. Der streng kirchlich denkende Geistliche sieht sich vor die Wahl gestellt, entweder seine vorher so schroff zum Ausdruck gebrachten Grundsätze zu verleugnen oder dem Freunde das kirchliche Begräbnis zu verweigern. Er kämpft lange und heftig mit sich selbst; schließlich siegt aber doch in ihm die Menschlichkeit, er hält dem Selbstmörder eine warme, von echter christlicher Gesinnung erfüllte Grabrede, denn er war zur Klarheit in sich selbst durch die Frage gekommen: was würde Christus an deiner Stelle getan haben? Damit hat er aber sein Ausscheiden aus seiner geistlichen Stellung besiegelt. „Er war der Besten einer," sagt der streng orthodoxe Konsistorialpräsident von ihm. „Und doch, er mußte gehen, weil seine Persönlichkeit, sein eigenes Wollen und Wünschen in einen Konflikt kam mit den unantastbaren Gesetzen der Kirche. Er geht, aber die Kirche siegt."

Auch in dem Roman aus dem katholischen Lager siegt die Kirche. Tonino Morelli, der junge Kurat von Rodano, ist nach unsäglich schwerem Ringen mit seiner heißen, sinnlichen Natur in die Netze Lydias, der schönen und leichtsinnigen Gutsherrin von Campoverde, gefallen, die lediglich aus Langeweile und Laune den jungen Geistlichen mit den leidenschaftlichen Augen zu verführen beschlossen hatte. Auf Seiten des Verführten besteht eine echte und tiefe Leidenschaft für die Sirene, zugleich ist er in so tiefer Weise von der Schwere seines Vergehens erfüllt, daß er zu seinem alten Vorgesetzten geht und ihm seinen Entschluß mitteilt, auf seine Priesterwürde zu verzichten. Aber die Kirche läßt ihn nicht aus ihrem Zwange. Er wird zur Abbüßung seiner Sünde in ein Kloster geschickt. Dort martert er sich entsetzlich, um aus seinem Körper die Sinnenlust und aus seinem Herzen das Bild des geliebten Weibes zu vertreiben. Vergeblich! Unter den Geißelschlägen, mit denen er seinen Leib mißhandelt, erwacht in ihm das Gefühl der Auflehnung gegen die starren Vorschriften der Kirche zur lebenbezwingenden Macht, und noch stärker wird sein Abscheu vor dem Formalismus, dem sein Geist und Körper ausgeliefert sind, als er die zynischen Reden seines Seminargenossen Varezzo, der vom Bischof zu ihm gesandt worden ist, um ihn zu voller Nachgiebigkeit und Unterwerfung zu bereden, auf sich einwirken lassen muß. Von diesem Varezzo, der sein Nachfolger in Rodano geworden, erfährt er, daß Lydia ihm einen Knaben geboren, daß aber zugleich die schöne Sünderin nach den üblichen kirchlichen Bußen und nach dem Versprechen, daß dieser Knabe einst der Kirche geweiht werden soll, von den Vertretern dieser Kirche unter ihre Fittiche genommen und ihr Mann zur Legitimierung des Bastardes vermocht worden sei. Nur eine Pilgerfahrt nach Rom ist der reuigen Magdalena noch auferlegt worden. Dorthin wird aber auch Tonino zu weiterer Bußleistung gesandt. Er findet Lydia und unterliegt

[1]) Berlin 1904. Verlag von Otto Janke.

[2]) Wien. Verlag von Carl Konegen.

aufs neue ihren Reizen; und aufs neue erwacht in ihm die Empfindung, daß er unwürdig seines Kleides sei, diesmal mit verdoppelter Macht. Er beginnt an sich zu verzweifeln, an sich, an Gott, zumeist aber an der Göttlichkeit der Kirche. Selbst die Einwirkung, die der fromme Bischof Perini — zu dem wohl Bonomelli dem Verfasser als Modell gesessen — auf ihn auszuüben versucht, vermag ihn nicht zur inneren Ruhe zu führen; von allen Seiten fühlt er sich von Unwahrhaftigkeit, von Scheinbildern des echten Lebens umgeben; das wahre Christentum sieht er in viele heidnische Formen und Gewänder verhüllt, seine eigene heiße Sehnsucht nach Wahrheit und christlicher Liebe, der er in einem neuen Priesteramte fern im Gebirge Erfüllung versprach, bleibt ihm auch dort ungestillt. Vergeblich fleht er seinen Bischof nochmals um Befreiung von der Würde, deren er sich unwürdig fühlt. Die Kirche läßt ihn nicht aus ihrem Zwang. Da reißt er schließlich selbst die Fesseln los. Der Gedanke an die Zukunft seines Kindes reift seinen Entschluß. „Als der Morgen graute, stand sein Entschluß fest. Jesus forderte Wahrhaftigkeit, Jesus, dessen Größe er um so mehr anbetete, seit er den Glauben an seine Gottheit verloren. — Das erste Mal in seinem Leben fühlte er in seligem Schauer den Odem der Freiheit." Er flieht aus seinem Amte und eilt nach Campoverde, um seinen Sohn für sich zu verlangen. Hohn und eisige Zurückweisung erfährt er dort von Lydia und Varezzo; der Gutsherr aber stürzt sich in blinder Wut auf den sein Vaterrecht Heischenden und schlägt ihn nieder. Nur ein armes Weib aus dem Volke, das den einstigen Kurat in der Stille ihres Herzens geliebt, betet an seinem Grabe an der Kirchhofsmauer an dem Tage, an dem man in der Kirche einen feierlichen Dankgottesdienst für die wunderbare Erhaltung des Stammes der Campoverde zelebrierte. Die Kirche hatte gesiegt.

*

Daß dieser Sieg der Kirche auf der äußeren Linie im Grunde kein eigentlich tragisches Moment zur Auslösung bringt, wird man schon aus den kurzen Uebersichten über den Inhalt der beiden Romane erkennen können. Die Lösung, die in beiden Fällen der Konflikt zwischen Persönlichkeit und dem machtvollen Kirchentum gefunden hat, bleibt ganz auf die Peripherie des Lebens beschränkt; das Problem wird durch das Ausscheiden der beiden Geistlichen aus dem Kampfe lediglich beiseite geschoben, nicht entschieden. Keiner von den beiden Männern, die anfänglich von dem glühendsten Idealismus für die Kirche als soziale und weltgeschichtliche Erscheinung erfüllt waren, verblutet sich innerlich daran, daß er den Glauben an sein früheres Ideal aufgeben muß. Wie ja überhaupt das Zerstören von Idealen an sich noch keinen echt tragischen Konflikt bildet. Wenn die moderne Dichtung sich mit Vorliebe dieses Themas bemächtigt hat, beweist sie eben dadurch, daß sie gerne zu Erörterungen hinneigt, anstatt wirklich und kräftig zu gestalten. Denn auf eine Erörterung des Wertes jener zerstörten oder aufgegebenen Ideale läuft mehr oder weniger jede dieser Darstellungen hinaus. Man könnte, häufig sogar mit tieferer Wirkung, den inneren Umwälzungsprozeß der Anschauungen, auf den es bei solchen Thesenstücken und Problemromanen meistens ankommt, auch in einem Leitartikel oder einer kritischen Abhandlung in gleich erschöpfender Weise ganz allgemein behandeln. Daß das Drama oder der Roman sich bei ihren Darstellungen desselben Prozesses auf typische Einzelfälle beschränken, bildet den einzigen Unterschied, der aber, was das eigentliche tragische Problem angeht, nicht bedeutungsvoll ist. Denn Erörterung bleibt Erörterung, in dieser oder jener Form. Das dichterische Kunstwerk darf aber damit nichts zu schaffen haben.

In dem Sewettschen Roman, der den typischen Einzelfall des protestantischen, gegen den Kirchenzwang aufbäumenden Geistlichen behandelt, ist zudem die Erörterung auf durchaus kleinliche Fragen beschränkt. Es ist für jedes von vornherein außerhalb dieses dogmatischen Kirchenzwanges stehende Gemüt überhaupt unfaßbar, wie sich an die Frage der Gestattung oder Nichtgestattung des kirchlichen Leichenbegängnisses für einen Anhänger der Feuerbestattung oder für einen Selbstmörder ein eigentlich t r a g i s c h e r Konflikt knüpfen kann. Besonders wenn der Geistliche, dem sich jene Frage aufdrängt, der Vergewaltigung seines Gewissens durch die kirchlichen Vorschriften dadurch aus dem Wege gehen kann, daß er aus seinem Amte ausscheidet. Diese Lösung hat Sewett, wie wir gesehen haben, für den von ihm geschilderten Fall gefunden. Das ist aber keine dichterische Lösung. Es kommt tausendmal in anderen Lebensverhältnissen vor, daß ein Mann seiner Ueberzeugung sein Amt opfern muß, daß er, um nicht gegen sein Gewissen zu handeln, Familie, Vaterland, sichere Verhältnisse aufgibt, daß er aus einem ererbten Anschauungskreise sich blutenden Herzens losreißt, wenn er ihn innerlich überwunden hat. Das kann aber nur dann Gegenstand eines dichterischen Kunstwerkes werden, wenn die Persönlichkeit in dem Versuche der Ueberwindung der ihm entgegenstehenden Gewalten innerlich in Gefahr kommt, wenn ihr ganzes Wesen, nicht nur die äußeren Lebensumstände, dabei in Frage gestellt wird. Durch bloßes Ausweichen aus dem Kreise jener Gewalten, wie es Sewett seinem Geistlichen tun läßt, ist für den Standpunkt der wirklich künstlerischen Behandlung nichts erreicht. Der innere Kampf hätte in diesem Augenblick erst beginnen müssen, in dem jener Geistliche ein Auflehnen gegen die äußeren kirchlichen Vorschriften als innere Notwendigkeit fühlt.

Der österreichische Schriftsteller hat diese unerläßliche Bedingung für die vertiefte Behandlung desselben Problems schärfer erkannt. Freilich bieten ihm die Verhältnisse des katholischen Priestertums an sich eine größere Vorlage dar. Der Zwiespalt zwischen einer leidenschaftlichen sinnlichen Natur und der ihr durch den Zölibat aufgelegten völligen Entsagung greift schon tiefer in das Innere des menschlichen Wesens hinein als jene rein auf theoretische Erörterung gestellte Frage, ob einem Selbstmörder kirchliche Ehren zu gestatten seien. Auch ist in dem Falle des katholischen Priesters ein Ausweichen nicht möglich, denn die Kirche entläßt ihn nicht aus ihrem äußeren Zwange. Er muß sich innerlich mit ihr abfinden, wenn er überhaupt weiter existieren will. So macht denn H. v. Schullern den Versuch, seinen Tonino nach dem zweifachen Sündenfalle auf einen Ausgleich der um Selbstbehauptung kämpfenden Persönlichkeit mit der unpersönlichen Gewalt der Kirche hinstreben zu lassen. Aber gerade dieser Versuch ist sehr dürftig ausgefallen. Dadurch, daß sich der junge Priester an eine auf die innere Reformation der Kirche hindrängende Richtung unter den jungen Priestern anschließt, daß er in Berührung mit dem nach Verinnerlichung des Christentums strebenden Bischof Perini tritt, daß er in seiner Berggemeinde eine tiefgehende seelsorgerische Tätigkeit zu gewinnen sucht, wird der große Zwiespalt zwischen subjektivem Glaubensbedürfnis und dogmatischer Religion nicht einer Lösung zugeführt. Auch der Held dieses Romans kann sich nur durch die Flucht aus dem Amte aus diesem Zwiespalt retten und sein gewaltsamer Tod schneidet jede weitere Entwicklung der Persönlichkeit und der ganzen Frage jäh ab.

Es mangelt auch diesem Roman an der tieferen Auffassung der Bedeutung der Kirche als einer seelenbeherrschenden Organisation. Durch die Schilderung, wie der im Grunde glaubenslose und zynische Priester Varezzo die Kirche zum Sieg über die Menschen und zur Zurückgewinnung der abtrünnigen Sünder unter ihren Bann führt, hat Heinr. v. Schullern allerdings einen Ausblick in die äußerlich erfolgreiche Kampfesweise der großen Religionsgemeinschaft eröffnet, aber noch nicht ihre zwingende Gewalt auch über edlere Naturen erschöpfend dargestellt. Und hierauf kommt es bei der künstlerischen Behandlung des Gegenstandes doch in erster Linie an. Das Kunstwerk großen Stils darf nicht, wenn es den uralten Konflikt zwischen Persönlichkeit und einer unpersönlichen Gewalt, wie es die Kirche ist, darstellen will, diese Gewalt lediglich als ein auf äußeren Kraftmitteln beruhendes Gebilde darstellen. Der Kampf mit solchen Gewalten gestaltet das Unterliegen des Helden, der mit ihnen sich auseinandersetzen muß, noch nicht zu einem tragischen Vorgange im künstlerischen Sinne. Denn dem

Brutalen zu unterliegen ist gemeines Schicksal; nur das Ringen mit einem ebenbürtigen Gegner bringt Heldentum. Daß aber die große, völkerumspannende und seelenbezwingende Organisation der Kirche ein ebenbürtiger Gegner auch im geistigen Sinne ist, wird von allen Thesendramen und Problemromanen, die den Kampf der Persönlichkeit gegen diese Organisation zum Vorwurf haben, nicht genug gewürdigt. Deshalb haben alle diese Dichtungen bisher zum größten Teil auch nur eine sehr rasch wieder verblassende Bedeutung erringen können; sie bleiben zu sehr an den äußeren Erscheinungsformen der kirchlichen Organisation haften, als daß sie der großen tragischen Gewalt ihres inneren Wesens gerecht werden könnten. Die Kirche hat also in der neueren Dichtung noch keine künstlerische Darstellung ihrer eigentlichen Bedeutung gefunden, und auch die beiden oben zum Beispiel herangezogenen Romane enthalten eine solche Darstellung nicht.

O. B.

Swedenborg oder der Mystiker.

In seinen Representative Men widmet Emerson einen Essay Swedenborg und überschreibt dieses Kapitel: „Swedenborg oder der Mystiker“. In diesem Essay kommt er zum Schlusse: „Swedenborg hat der Menschheit einen doppelten Dienst geleistet, der erst jetzt begriffen zu werden anfängt. Auf dem Gebiet der experimentellen und nützlichen Wissenschaft machte er seine ersten Schritte: er beobachtete die Naturgesetze und machte sie bekannt; darin in richtigen Stufen emporsteigend, von den Ereignissen zu ihren Gipfeln und Ursachen, entbrannte er in frommem Entzücken und überließ sich seiner Wonne und Anbetung. Dies war der erste Dienst. Wenn die Glorie zu leuchtend war, um von seinen Augen ertragen zu werden, wenn er im Rausche seiner Entzückung taumelte — um so wunderbarer wird das Schauspiel, das er sah, die Wesenheiten des Seins, die durch ihn flammen und leuchten, und die keine Schwäche des Propheten verdunkeln kann; und so leistet er den Menschen einen zweiten passiven Dienst, der nicht geringer ist als der erste — der vielleicht im großen Kreise des Daseins und in den Wiedervergeltungen der geistigen Natur, auch für ihn selbst, nicht minder herrlich und schön ist.“ Wenn Emerson sagt, daß, zur Zeit, als er seinen Essay über Swedenborg schrieb, dieser erst jetzt begriffen zu werden anfange, so meint er natürlich vor allem seine, die englisch sprechende und schreibende Welt: Amerika und England. In Deutschland sind die Anhänger Swedenborgs, insbesondere die Swedenborg-Gemeinden, die seine Lehre in Tat und Leben umsetzten, immer nur ganz vereinzelte Erscheinungen geblieben. Allerdings, wer kennt ihn auch? Swedenborg hat die meisten und wichtigsten seiner Werke lateinisch geschrieben. Es hat nun freilich schon früh nicht an deutschen Uebersetzungen gefehlt, die ins nicht akademisch gebildete Publikum drangen, aber heute sind selbst diese Uebersetzungen wohl fast ausnahmslos außer bei einzelnen Liebhabern und Sammlern nur mehr in den großen Bibliotheken und bei Antiquaren zu finden.

Es war deshalb kein kleines Wagnis, wenn die gegenwärtig von dem Verleger Eugen Diederichs in Jena unternommene Sammlung antiker und neuerer Mystiker auch Swedenborg aufnahm, der freilich nicht zu umgehen war, dessen prophetische Gesichte dem modernen Empfinden aber sicher noch ferner liegen als die Philosopheme Giordano Brunos und Plotins und die Theologie Meister Eckeharts und Taulers. Für das weite, gebildete Lesepublikum, auf das diese Sammlung rechnet, war Swedenborg recht eigentlich erst wieder zu erwecken. Ob es Hrn. Lothar Brieger-Wasservogel, dem Herausgeber der Theologischen Schriften Swedenborgs,[1]) gelungen ist, diesen „letzten Kirchenvater, der schwerlich noch einen Nachfolger haben wird“ — so nennt ihn Emerson —, uns mundgerecht zu machen, muß der Erfolg lehren. Am Herausgeber wird es nicht liegen, denn was möglich ist, hat er für seinen Autor getan. Seit einem Jahrhundert hat sich — nicht zum wenigsten durch die Schriften der den Meister mißverstehenden Jünger — um Swedenborg die Sage gesponnen, als sei er ein Geisterseher und mystischer Schwärmer gewesen, der zwar sehr viel Schönes geschrieben habe, aber abgesehen von dieser rein ästhetischen Wertung wenig ernst zu nehmen wäre. Vorliegende dreibändige Neu-Ausgabe der Werke Swedenborgs sieht ihr Ziel darin, diesen Mythos, der hier ähnlich wie bereits bei Paracelsus die wirkliche Persönlichkeit zu verschleiern droht, zu zerstören. Sie erhebt den Anspruch, in ihrer Auswahl und Anordnung, in der Auffassung der philosophischen Persönlichkeit, sowie in der Art der Uebertragung, die unter einiger Vernachlässigung des Wortgetreuen vor allem den Sinn zu seinem Rechte kommen lassen will, etwas völlig Neuartiges in der Swedenborg-Literatur zu sein. Der erste Band enthält eine Auswahl theologischer Schriften, während der zweite Band das Buch über die eheliche Liebe bringen wird, und im dritten Bande naturwissenschaftliche Forschungen unseres Philosophen zum überhaupt ersten Male in deutscher Sprache vom Mitherausgeber J. Herz geboten werden sollen.

„Denn“ — so meint der Herausgeber — „Swedenborg war kein mystischer Schwärmer, sondern ein Naturphilosoph, und als solcher das philosophisch notwendige Mittelglied zwischen Spinoza und Goethe. Er ist von ganz trockenen und konkreten Forschungen ausgegangen und auf dem Wege über die Materie zum Geiste oder zum „vollkommensten Menschen“ — wie er im vorliegenden Bande der theologischen Schriften häufig Gott definiert — gelangt. Diese theologischen Schriften lassen auf den ersten Blick einen Naturforscher als Verfasser erkennen. Sie sind fast so streng mathematisch-logisch aufgebaut wie die Ethik Spinozas.“

Der Herausgeber geht nun meines Erachtens in seinem Bestreben, Swedenborg unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter möglichst anzunähern, etwas zu weit. Die Araber erzählen, daß Abul Khain, der Mystiker, und Abu Ali Sina, der Philosoph, miteinander disputierten, und beim Fortgehen sagte der Philosoph: „Alles, was er schaut, das weiß ich,“ und der Mystiker sagte: „Alles, was er weiß, das schaue ich.“ Es ist gar keine Frage, daß Swedenborg mehr Abul Khain als Abu Ali Sina, mehr Mystiker und Theosoph als Philosoph war. Brieger-Wasservogel läßt das nicht gelten. So wie Swedenborg die Worte der Bibel in Symbole auflöst, so symbolisiert Brieger-Wasservogel seinerseits Swedenborg. Dieser ist in Himmel und Hölle gleich gut zu Hause, er führt Gespräche mit Toten und Engeln. Letztere — so sagt wieder Swedenborgs Verehrer Emerson — „geben uns keinen hohen Begriff von ihrem Wissen und ihrer Vollkommenheit, es sind lauter Landgeistliche; ihr Himmel ist eine fête champêtre, ein evangelisches Picknick oder eine französische Preisverteilung an tugendhafte Landleute.“ Wir stehen nicht auf dem Boden der Tatsachen und Beweise, wir können bloß glauben oder ablehnen. Bei dem tadellosen, ja heiligmäßigen Charakter Swedenborgs können wir ja glauben, daß er all das gesehen und gehört hat, was er nüchtern und ehrlich schildert, aber es ist Theologie, oder, sagen wir vielleicht besser, Theosophie, nicht Philosophie, nicht Wissenschaft. Die naturwissenschaftliche Seite in Swedenborg hebt sich von seiner theologischen ziemlich scharf ab. Die von der Stockholmer Akademie der Wissenschaften projektierte Herausgabe aller noch ungedruckten Manuskripte dürfte dies noch mehr als bisher beweisen. Mit Interesse liest man in den im vorliegenden Bande anhangweise beigegebenen Briefen von Swedenborg als Erfinder des Unterseebootes, der Flugmaschine und des Pianola. Swedenborg aber, der die Himmel offen sieht und mit Engeln und Aposteln spricht, ist ein völlig anderer, und es gehört fast ein viel stärkerer Glaube dazu, was er dann sagt und schreibt, uneigentlich und symbolisch zu nehmen, als ihm die nüchterne Einrich-

[1]) Immanuel Swedenborgs Theologische Schriften. Ausgewählte Werke Bd. I. Uebersetzt und eingeleitet von L. Brieger-Wasservogel. Mit Porträt. Verlag Eugen Diederichs in Jena 1904.

kung des Himmels selbst zu glauben. Freilich, so wie in der Apokalypse, in Dantes Divina commedia, im Hamlet und im Faust kann auch bei Swedenborg dem Kommentator Alles zum Symbol werden. Dem Herausgeber ist Swedenborg vorahnender Darwinianer und Pantheist. Nur wenn die Sprache für Swedenborg nur dagewesen wäre, um seine Gedanken zu verbergen, kann man in dem höchst persönlichen Theismus Swedenborgs pantheistische Ideen finden wollen. So wie er gegen die Auflösung der Gottheit in die Dreieinigkeit eifert, so scharf umrissen ist seine anthropomorphische Vorstellung dieser Gottheit selbst, und wie himmelweit entfernt z. B. von dem alles durchdringenden Pantheismus der Inder, wie er sich — ich kann mir nicht versagen, zur Kontrastwirkung ein besonders drastisches und dabei nur sehr wenig bekanntes Beispiel hierher zu setzen — in nachstehendem Ausspruch Ramakrishnas,[2]) eines indischen Heiligen unserer Zeit, zu nachstehender hübschen Anekdote zugespitzt hat: Ein Lehrer sprach: „Alles, was existiert, ist Gott." Sein Schüler verstand das dem Worte, aber nicht dem Geiste nach. Als er nun durch eine Straße ging, begegnete ihm ein Elefant. Der Mahut (Elefantentreiber) rief laut herab: „Mach' Platz, mach' Platz!" — Da dachte der Schüler bei sich: Warum sollte ich Platz machen? Bin ich Gott, dann ist der Elefant auch Gott — sollte Gott etwa sich selber fürchten? Zu dieser Erwägung rührte er sich nicht von der Stelle. Da packte ihn der Elefant mit seinem Rüssel und warf ihn auf die Seite, so daß er eine schwere Verletzung davontrug. Da ging der Schüler zum Lehrer zurück und klagte ihm sein Mißgeschick. Der Lehrer sprach: „Du bist Gott, das ist wahr. Der Elefant ist ebenfalls Gott. Aber Gott in Gestalt des Elefantentreibers hat dich doch auch gewarnt — warum hast du seine Warnung nicht beachtet?"

Sehen wir von der Tendenz des Herausgebers ab, Swedenborg zu einem modernen Pantheisten zu stempeln, um ihn unserer Zeit dadurch schmackhafter zu machen, so darf man die Arbeit Brieger-Wasservogels nicht nur als gelungen, sondern auch als sehr verdienstlich anerkennen. Vor allem schon, was die Auswahl betrifft. Sie war nicht leicht. Der Herausgeber hat sich für die, freie, Uebersetzung der folgenden Swedenborgschen Schriften entschieden: Die Lehre der neuen Kirche, des neuen Jerusalem der Offenbarung (Amsterdam 1769), Der Verkehr auf natürlichem oder geistigem Wege oder auch durch vorherbestimmte Harmonie, welcher zwischen Leib und Seele angenommen wird (London 1769), Vom weißen Pferd in der Offenbarung (London 1758), Ueber das letzte Gericht und die Zerstörung Babylons (London 1758). Diesen Schriften gehen ein kurzes Vorwort des Herausgebers, ein Essay über Swedenborgs Weltanschauung — er nennt ihn mit Vornamen stets Immanuel, während das beigegebene Porträt und die lateinischen Urschriften stets mit Emanuel gezeichnet sind — und Biographisches voraus. Unter Letzterem ist, sehr willkommen, die Selbstbiographie (mit Collins Kommentar), Samuel Sandels Gedächtnisrede, der Bericht des schwedischen Geistlichen Arwed Ferelins über Swedenborgs Ende (an Professor Tietgart in Greifswald) und Urkunde III. aus Karl Robsahms Memoiren über Swedenborg zusammengestellt. Die ganze liebenswürdige, selbstlose und ehrliche Natur des genialen Mannes, der es verschmähte, auch nur einen einzigen Proselyten zu machen, spricht aus diesen alten biographischen Dokumenten.

Kaum minder geschickt gewählt sind die instruktiven Beigaben des Anhangs: zuerst der Katechismus der Neuen Kirche, der in den Swedenborg-Gemeinden gebraucht wird, und die Ethik Swedenborgs, diese schönste und christlichste Blüte seiner Theosophie, am klarsten kristallisiert. In breiterer Ausführung und Begründung begegnet uns überall in seinen theologischen Schriften das Bestreben, die guten Werke gleichwertig mit dem Glauben, ja über den Glauben zu stellen. Die im Folgenden zusammengestellten Urteile deutscher Philosophen über Swedenborg sind nun freilich etwas mager geraten. Kant, Jung-Stilling und Lavater kommen an die Reihe. Nur der Erstgenannte kann füglich als deutscher Philosoph gelten, als der Erste im Range sogar. Von ihm ist der bekannte Brief an Frl. Charlotte v. Knobloch über Swedenborg mitgeteilt, den wir sonst im Anhang zu Kants „Träumen eines Geistersehers" finden. Das müßte aber den Lesern auch gesagt werden; auch mit der zwischen den Jahren 1758—1768 sich bewegenden Datierung dieses Briefes weiß der Leser, kennt er nicht auch Kant, nichts anzufangen, da er ja auch durch den Herausgeber nichts über die berühmte Kontroverse über die Datierung dieses Briefes, wie über die endgültige Stellung Kants zu Swedenborg erfährt. Lavaters kindlichen Briefen an den „Sehr zu verehrenden und vortrefflichen Mann" oder an den „Edelsten, Verehrungswürdigsten und Geliebtesten in Christo unserm Herrn!", folgen etliche Swedenborg-Anekdoten und eine Auszug aus Briefen dieses merkwürdigsten aller Bergräte an seinen Schwager über seine technischen Erfindungen (wir haben oben einige genannt) und an Graf Gustav Bonde über seine theologischen Lehren. Zum Schluß stellt der Herausgeber zum erstenmal sämtliche Werke Swedenborgs, ihre Neu-Ausgaben und Uebersetzungen chronologisch genau zusammen — ein überwältigendes Bild geistigen Schaffens.

Erst die beiden noch ausstehenden Bände dieser Auswahl, das Buch von der ehelichen Liebe und die Naturwissenschaftlichen Schriften, werden das Bild dieses bis jetzt so schwer zugänglich gewesenen Mystikers völlig abrunden, aber schon aus dem vorliegenden wichtigsten Bande mag der still und vorurteilslos prüfende Leser erkennen, was an Emanuel Swedenborg auch heute noch modern ist, weil es ewig wahr ist; und dessen ist nicht wenig. Gilt es nicht heute so wie damals, wenn er z. B. in seiner Schrift De Ultimo Judicio et de Babylonia Destructa frei bekennt und ausruft: „Im Anfange ist jede Kirche geistig, da ja ihr Ursprung die tätige Liebe ist. Später verliert sich diese und an ihre Stelle tritt der bloße Glaube. So wird die innerliche Kirche zu einer äußerlichen und eilt ihrem Ende zu, da nunmehr alles in ihr auf Wissen hinauszielt und gar nichts mehr oder nur weniges auf das Leben. Je mehr sich aber der Mensch vom Inneren ab-, dem Aeußeren zuwendet, desto mehr verdunkelt sich bei ihm das geistige Licht. . . Auch hat er für die Erkenntnis der Wahrheit keinen persönlichen Grund, sondern denkt so, weil es vom Oberhaupt der Kirche gesagt und von der großen Gemeinde angenommen wird."

Alfred v. Mensi.

Universitätsbibliothek und Bibliothekskommission.

Ein Hinweis auf einen Mißstand in der Organisation des bayerischen Bibliothekswesens.

In bibliothekarischen Kreisen innerhalb und außerhalb Bayerns hat unlängst eine Gegenüberstellung Aufsehen erregt, die im 8/9. Heft des „Centralblatts für Bibliothekswesen", des offiziellen Organs der deutschen Bibliotheksverwaltungen, zwischen den neuerlassenen Verwaltungsordnungen zweier deutscher Universitätsbibliotheken, jener zu Tübingen und jener zu Erlangen, vollzogen wurde. Diese Gegenüberstellung zeigt nämlich an einem deutlichen und für Bayern nicht vorteilhaften Beispiel die recht ungleiche Art, in der zur Zeit noch an deutschen Universitäten die bibliothekarische Tätigkeit in ihren Erfordernissen und Leistungen auch von akademischer Seite gewürdigt wird — eine Verschiedenheit, die ihren Ausdruck naturgemäß in erster Linie in der Stellung findet, die von den akademischen Verwaltungsbehörden dem Leiter der jeweiligen Universitätsbibliothek gegenüber dem akademischen Senat, bezw. einer Bibliothekskommission eingeräumt wird. Diese Stellung ist in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten verschiedentlich, zum Teil, so in Bayern, freilich überhaupt nicht oder

[2]) *Ramakrishna; His life and sayings by F. Max Müller;* Longmans, Green and Co., 39, Paternoster Row London and Bombay.

wenigstens nicht einheitlich geregelt. In Preußen werden die Universitätsbibliotheken der Hauptsache nach als selbständige Staatsanstalten betrachtet, deren Leiter nicht den Universitätsbehörden unmittelbar, sondern den Universitätskuratorien und in höherer Instanz dem Ministerium untergeordnet und verantwortlich sind; mit einer solchen Ordnung ist freilich das Bestehen von Bibliothekskommissionen und die Zuerteilung weitgehender Befugnisse an diese zur Wahrung der akademischen Interessen wohl verträglich. In Süddeutschland, wo der Gedanke der akademischen Selbstverwaltung stärkere Wurzeln geschlagen hat, sind die Bibliotheken der Regel nach in größerem oder geringerem Maße dieser „Bibliothekskommission" als einem Vollzugsorgan der akademischen Selbstverwaltung unterstellt. Diese Kommission und ihre Organisation stammen zum Teil noch aus der Zeit, wo der bibliothekarische Beruf von nicht immer dazu qualifizierten und vorgebildeten Beamten nebenamtlich ausgeübt wurde, und diesen Bibliotheksbeamten gegenüber war die Schaffung einer kontrollierenden Aufsichtsbehörde mit zum Teil weitgehenden Befugnissen gewiß am Platze, wenn auch, wie jeder Kenner weiß, Mißgriffe jener Beamten von manchmal recht einschneidender Art dadurch nicht verhindert zu werden pflegten. Heute, wo die Forderung nach „Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes" auch an den Universitätsbibliotheken längst zur Tatsache geworden ist, wo mit verschwindenden Ausnahmen die Notwendigkeit einer gründlichen wissenschaftlichen Vorbildung der Bibliotheksbeamten Anerkennung gefunden hat, ist dagegen gewiß die Frage berechtigt, ob die veränderte Gestaltung der bibliothekarischen Tätigkeit und Vorbildung nicht auch in einer teilweise anderen Stellung der Bibliothek und ihrer Leiter gegenüber den Bibliothekskommissionen ihren Ausdruck finden sollte, wie das bei zahlreichen, auch außerpreußischen Bibliotheken zum Vorteil der Bibliothek und ihrer Benutzer wie der Bibliotheksbeamten selbst der Fall ist.

In dieser Hinsicht genügt, wie die genannte Gegenüberstellung hervorhebt, die Tübinger Bibliotheksordnung den Forderungen, die man vom Standpunkt der einheitlichen und zweckmäßigen Leitung der Bibliothek wie auch im Interesse der Beamten eines solchen Instituts an eine Bibliotheksordnung von heute stellen kann. Sie weist in durchaus angemessener Weise, bei voller Wahrung der akademischen Rechte, dem Bibliotheksleiter jenes Maß von Befugnissen zu, ohne das ein gutes inneres Verhältnis zwischen der Bibliothek und dem Senat, bezw. der Bibliothekskommission und die volle Berufsfreudigkeit im Kreise der Bibliotheksbeamten selbst nicht denkbar ist. Von der Erlanger Bibliotheksordnung kann dagegen die fachmännische Stimme die an der genannten Stelle zu Worte kommt, nicht das Gleiche sagen. Abgesehen von einer sehr unzweckmäßigen Gestaltung des Bücherbeschaffungssystems in rechnerischer Hinsicht (durch Beibehaltung des „Ratensystems"), beklagt diese fachmännische Stimme an der Erlanger Bibliotheksordnung insbesondere, daß dieselbe „von tiefstem Mißtrauen gegen den Bibliothekar, gewiß nicht gegen die Person des gegenwärtigen Inhabers der Stelle, aber gegen den Bibliothekar als solchen durchdrungen" sei. In der Tat verteilt diese Ordnung, auf die wir im einzelnen hier natürlich nicht eingehen können, in der denkbar einseitigsten Weise die Befugnisse der Leitung zugunsten des Vorsitzenden der Bibliothekskommission; sie sucht dem Bibliothekar fast jede Möglichkeit der Initiative und jede Selbständigkeit zu nehmen und legt ihm statt dessen über jeden Schritt, den er etwa als Fachmann zu tun für gut befindet, und für jeden Abschnitt seiner Tätigkeit eine erstaunliche Zahl von Rechenschaftsarbeiten gegenüber der Bibliothekskommission auf. Weniger der Oberbibliothekar, als der Vorsitzende der Bibliothekskommission erscheint in dieser Ordnung als die höchste Instanz auch für die eigentliche innere Verwaltungstätigkeit der Bibliothek, dem darin ausdrücklich das Recht zu einer in Wirklichkeit überflüssigen und lästigen, dabei die eigentliche Katalogisierungstätigkeit hemmenden und störenden Kontrolle zugesprochen ist. Wenn auch aus naheliegenden Gründen diese Kontrolle in der Regel formaler Art bleiben wird, so nimmt sie doch von der ohnedies so sehr in Anspruch genommenen Zeit der Bibliotheksbeamten ein nicht unwesentliches Stück in Anspruch, und es muß auch aus prinzipiellen Gründen, wie jene fachmännische Stimme angibt, in einer so einseitigen Verteilung der Befugnisse ein unerfreulicher Zustand erblickt werden. Daß eine so unzweckmäßige Bibliotheksordnung die Genehmigung des kgl. Kultusministeriums finden konnte, kann um so mehr verwundern, als die Erlanger Bibliothek nicht nur durch ihre hohe Dotierung und schwache Personalbesetzung die höchsten Ansprüche an die Arbeitskraft und -freudigkeit ihrer Beamten stellt, sondern auch unter der gegenwärtigen Leitung sich einer notorisch mustergültigen Verwaltung erfreut. Aber auch ganz abgesehen von jeder persönlichen Erwägung sollte das Bekanntwerden dieser Bibliotheksordnung und ihre nur allzu berechtigte Kritik im „Centralblatt für Bibliothekswesen" den maßgebenden Behörden in Bayern Anlaß geben, das dringend der Regelung bedürftige Verhältnis von Bibliotheksleitung und Bibliothekskommission einer zeitgemäßen und wennmöglich einheitlichen Neuordnung zu unterziehen und damit einen Zustand zu beseitigen, der, wenn auch auf begrenztem Gebiete, Bayern dem übrigen Deutschland gegenüber nicht in den Ruf eines Landes von vorbildlichen Zuständen gebracht hat. Auf das Mißliche und wenig Erfreuliche dieses Zustandes an maßgebender Seite aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Bibliothecarius.

Bücher und Zeitschriften.

Darwinistische Studien auf einer Korallen-Insel. Von P. Schnee. Odenkirchen, W. Breitenbach 1903.

Schnee schildert den Aufbau der Atolle in den Südseeinseln und ihre Entstehung, wobei er Darwins Senkungstheorie benützt. Ferner beschreibt er die Fauna und Flora dieser Koralleninseln und erörtert, auf welchen Wegen Tiere und Pflanzen auf die Eilande gekommen sind. Die Lehre Darwins von der Anpassung macht uns verständlich, warum gewisse Arten besondere Aussicht haben, fortzukommen, andere verkümmern und wieder andere mit den veränderten Lebensbedingungen gezwungen sind, Form und Lebensweise umzugestalten. Die kleine Broschüre ist populär gehalten und verdient Interesse.

m.

Von rosen ein krentzelein. Auswahl deutscher Volkslieder. Herausgegeben von Hubert Stierling. Verlag K. R. Langewiesche, Düsseldorf (Preis 1.80 Mark).

Zur großen Freude aller Freunde deutscher Volkspoesie ist in diesem schlichten, billigen Werkchen der Welt endlich ein Buch gegeben worden, das sich himmelhoch über die bisherigen populären Sammlungen dieser Art erhebt. Man freut sich aufrichtig, den Goldschatz deutscher Lyrik hier geläutert, von Schlacken befreit, in seiner ursprünglichen Reinheit und Schönheit leuchten zu sehen. Der große Ballast minderwertiger Soldaten- und Studentenlieder, der sich sonst in solchen Sammlungen breit machte, ist hier ausgeschieden. Man findet nur das Beste. Einen großen Wert hat die Ausgabe durch die starke Berücksichtigung der religiösen Volksweisen erhalten, nicht sowohl der eigentlichen Kirchenlieder, sondern hauptsächlich solcher, in denen bloß religiöse Motive Eingang gefunden haben. Hierher gehören auch die Lieder germanisch-mythologischer Tendenz, die ein ganz besonderes Interesse beanspruchen. Man möchte den mit erlesenstem Geschmack und literarischem Feingefühl ausgewählten „Volksliedern" eine recht große, allgemeine Verbreitung wünschen.

M. E.



Allgemeine Rundschau.

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

IV.

Breslau, 22. Sept.

Heute vormittag wurde an erster Stelle über den Vorort für die nächstjährige Versammlung verhandelt. Es wurde auf Vorschlag des Geheimrates v. Winckel (München) Meran einstimmig gewählt und zu Geschäftsführern für die 77. Versammlung Geheimrat Sadebeck (Meran) und Kurvorstand Sanitätsrat Dr. Huber (Meran) ernannt. Zu berichten ist noch über die Gründung einer deutschen Gesellschaft für gerichtliche Medizin, die gelegentlich der 76. Naturforscher-Versammlung erfolgte. Die Geschäfte führt für das laufende Jahr ein Ausschuß, welcher aus den Herren Straßmann (Berlin), Ungar (Bonn), Kratter (Graz), Lesser (Breslau), Ipsen (Innsbruck) und Puppe (Königsberg) besteht.

Der Geschäftssitzung folgte um 10 Uhr die Gesamtsitzung beider Hauptgruppen. Zur Verhandlung standen Bericht und Debatte über den naturwissenschaftlich-mathematischen Unterricht an den höheren Schulen. Ueber die heutige Lage desselben berichtete Dr. K. Fricke (Bremen), der ausging von den im Jahre 1901 aufgestellten Hamburger Thesen und von den Beschlüssen der vorjährigen Naturforscher-Versammlung in Kassel. Er präzisiert seinen Standpunkt in der Frage dahin, daß nicht Fachbildung oder einseitige mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung in den höheren Schulen, sondern mathematische und naturwissenschaftliche Schulung im Rahmen einer allgemeinen menschlichen Geistesbildung anzustreben ist. Redner kennzeichnete sodann näher den Kampf der realen Bildungsanstalten mit den Gymnasien. Im einzelnen wird dann die Bedeutung der Mathematik für die exakte logische Schulung wie in ihren Beziehungen zu den Naturwissenschaften, insbesondere zu der Physik hervorgehoben. Der Chemie gebührt schon aus dem Grunde ein breiter Raum im Unterrichte, weil ihre Ergebnisse auch das Verständnis für biologische und geologische Vorgänge unterstützen und zugleich auch wertvolle Ausblicke auf das wirtschaftliche Leben der Gegenwart gestatten. Daß den biologischen Wissenschaften eine Ausdehnung bis in die oberen Klassen gebührt, ist bereits im vorigen Jahre von der Naturforscher-Versammlung hervorgehoben worden. Außerdem aber verdient auch die Geologie als selbständiges Unterrichtsfach auf der Schule anerkannt zu werden, und schließlich ist ein näherer Anschluß des geographischen Unterrichts an den naturwissenschaftlichen in hohem Grade erwünscht. Ferner aber fehlt ein biologischer Unterricht in den oberen Klassen. Die Möglichkeit der Durchführung ergibt sich nicht nur aus dem Hinweis auf den Lehrplan der preußischen Realschulen vor 25 Jahren, sondern z. B. auch durch einen Vergleich mit den österreichischen Schulen. Ein wissenschaftlich und methodisch vorgebildeter Lehrerstand ist aber die unerläßliche Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung des Unterrichts. Auch in dieser Hinsicht ist die Fühlung mit der Hochschule erwünscht, namentlich im Interesse der Heranbildung der Lehramtskandidaten. (Anhaltender Beifall.)

Professor Dr. F. Merkel (Göttingen) äußert sich näher über Wünsche betreffend den biologischen Unterricht. Der Vortragende faßte die Wünsche, welche die Biologen bezüglich des Unterrichts in der Biologie in den humanistischen und realen höheren Lehranstalten hegen, in zwei Sätze zusammen: erstens müssen alle Schüler, welche sich eine allgemeine Bildung aneignen wollen, beobachten lernen, in erster Linie diejenigen, welche sich in der Folge dem Studium der belebten Natur zu widmen gedenken, außerdem aber auch die übrigen, welche sich einem anderen Spezialfach zuwenden. Zum anderen müssen alle Schüler höherer Bildungsanstalten einen Begriff von den wichtigsten Funktionen des menschlichen Körpers auf ihren ferneren Lebensweg mitnehmen. Im Anschluß erstattete Medizinalrat Dr. Leubuscher (Meiningen) sein Referat über schulhygienische Erwägungen. Die gesundheitlichen Zustände in unseren höheren Schulen haben nur insofern in den letzten Dezennien eine Aenderung erfahren, als die Räumlichkeiten und die inneren Einrichtungen besser geworden sind; die Hygiene des Unterrichts und die spezielle Schülerhygiene haben aus den Fortschritten der Schulgesundheitspflege keinen Nutzen gezogen. Die Untersuchungen über den Gesundheitszustand in den höheren Schulen in Sachsen-Meiningen, wo seit drei Jahren sämtliche Schulen eine schulärztliche Ueberwachung genießen, haben ergeben, daß besonders drei Gruppen von Störungen sich bei den Schülern dieser Anstalten finden: in erster Linie Kurzsichtigkeit, zweitens Störungen des Zirkulationsapparates, meist funktioneller Natur, drittens allgemein nervöse Störungen. Gefordert werden muß: Zweckmäßige Folge der einzelnen Unterrichtsfächer, Verkürzung der Unterrichtsstunden und Verlängerung der Pausen, Abschaffung des Nachmittags-Unterrichtes, größere Berücksichtigung der körperlichen Entwicklung der Schüler. Diese Forderungen bedingen die Anstellung von Schulärzten.

Im weiteren Verlauf der Schuldebatte entwickelte Geheimrat Dr. F. Klein (Göttingen) neue Tendenzen bezüglich des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichts. Der Referent machte zahlreiche sehr ins Einzelne gehende Vorschläge, um der Einbuße, welche der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht seit 1900 wieder bei uns erlitten hat, entgegenzutreten. Redner verwies auch auf das Vorgehen der Philologen, die ihre Forderungen hinsichtlich der Schulpläne bei der Regierung mit großem Geschick und mit großer Tatkraft durchzusetzen wissen. Gerade für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer fehlen den Behörden vielfach die sachgemäß vorgebildeten Mitglieder. Redner erhofft in dem von ihm angedeuteten Sinne ein gemeinsames Vorgehen des Vereins deutscher Ingenieure mit der Naturforscher-Versammlung. (Lebhafter Beifall.) In der lebhaften Erörterung wurden die Ausführungen der vier Referenten wesentlich zustimmend beurteilt. So gab Oberschulrat Rebmann (Karlsruhe), offizieller Vertreter der badischen Regierung, der Hoffnung Ausdruck, daß in zwei Jahren bereits greifbare Resultate bezüglich der Verbesserung des naturwissenschaftlichen Unterrichts vorliegen werden. Es wird folgender Antrag einstimmig angenommen: „In voller Würdigung der großen Wichtigkeit der behandelten Fragen spricht die Versammlung dem Vorstande den Wunsch aus, in einer möglichst vielseitig zusammenzusetzenden Kommission diese Fragen weiter behandelt zu sehen, damit einer späteren Versammlung bestimmte, abgeglichene Vorschläge zu möglichst allseitiger Annahme vorgelegt werden können."

■

Die Schiffahrt und der Magnetismus.

ot. Dr. Kroogh vom physiologischen Laboratorium an der Universität Kopenhagen wirft in Erinnerung an den Untergang des Dampfers Norge an dem Felsen von Rocall die wichtige Frage auf, ob die Kompasse moderner Schiffe durch magnetische Störungen derart beeinflußt werden können, daß eine Gefahr entsteht. Da das verunglückte Schiff in einem Abstand von 25 Seemeilen an der Klippe vorübersteuern sollte, und die letzte Beobachtung, nur 12 Stunden vor der Katastrophe, keine Mißweisung des Kompasses ergeben hatte, so kann der Vorgang nur durch eine plötzliche und erhebliche Ablenkung der Kompaßnadel erklärt werden. Daß derartiges auch bei den heutigen Schiffen noch vorkommt, weist Dr. Kroogh aus zwei Schiffsjournalen nach. Das eine Schiff erlitt etwa 200 Seemeilen westlich von Rocall eine Kursveränderung, indem der Kompaß eines Tages eine Ablenkung von 10—11 Grad nach Osten erfuhr, wie sie in diesem Meeresteil bisher noch nie beobachtet worden war. Es konnte vermutet werden, daß diese magnetischen Störungen mit einem gleichzeitig auftretenden schwachen Nordlicht in Verbindung stand, mit dem zusammen sie auch verschwand. Noch beachtenswerter ist der zweite Bericht von einem Schiff, das sich etwa am Tage des Schiffbruches der Norge gleichfalls in unmittelbarer Nähe des Rocall-Felsens befand. Auch hier wurde eine plötzliche Ablenkung der Kompaßnadel um 9 Grad ermittelt, durch die das Schiff um 25 Seemeilen nach Norden aus dem Kurs gebracht worden war. Solche Vorkommnisse

verlangen dringend nach Aufklärung, da sie eine große Gefahr für die Schiffahrt bedeuten. An den freischwebenden Magnetnadeln, wie sie in den magnetischen Warten aufgehängt und beobachtet werden, haben sich so große seitliche Ablenkungen nie gezeigt.

✱

Kleinere Mitteilungen.

* **Von der päpstlichen Bibelkommission.** Aus **Rom** wird gemeldet: Der Papst hat der von ihm bekanntlich eingesetzten Bibelkommission das Recht eingeräumt, den Doktorgrad im Bibelstudium zu verleihen. Ueber die Gegenstände des schriftlichen und mündlichen Examens sind der Bibelkommission in dem päpstlichen Schreiben Anweisungen und ausführliche Bestimmungen gegeben. Für Bewerber außerhalb Roms wird noch eine besondere Kundgebung erlassen. Anmeldungen sind an den Sekretär der Bibelkommission in Rom zu richten. Mitglied der Bibelkommission ist auch der gegenwärtige Staatssekretär Merry del Val.

* **Vom internationalen Gelehrtenkongreß in St. Louis** erhalten wir folgende telegraphische Mitteilung: Der Kongreß hatte einen ungeahnten Erfolg. Von den anwesenden Deutschen wurden besonders gefeiert Waldeyer, Harnack, Orth, O. Hertwig, Van 't Hoff, Liebreich (Berlin), Furtwängler und Göbel (München), von den Oesterreichern Penck, Oberhummer und Sauer, den Franzosen Poincaré, aus England Ramsey. Von den amerikanischen Universitäten waren insbesondere die Columbia-Universität (New-York), John Hopkins-Universität (Baltimore), sowie die Universitäten von Chicago und Californien fast vollständig vertreten. Die Wissenschaften waren in hundert Sektionen vereint; alle Vorträge behandelten das Thema des inneren Zusammenhanges ihrer Wissenschaft mit den Nachbargebieten, so daß gewissermaßen ein Querschnitt durch das heutige System der Wissenschaften gelegt wurde. Professor Münsterberg (Harvard-University) wurde für seine Vorarbeiten lauter Beifall zuteil. Den gesellschaftlichen Höhepunkt bildete ein Abendfest im Deutschen Haus, wo Geheimrat Lewald als erster und Professor Münsterberg als zweiter Vorsitzender vor etwa 2000 Teilnehmern sprachen.

* **Freie Stellen für deutsche Auslandslehrer.** Die deutsche Schule zu Port Elizabeth (Kapkolonie) sucht zum 1. April 1905 einen geprüften Mittelschul-Lehrer, hauptsächlich für den Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften. Gehalt 300 M. monatlich bei wöchentlich 30 Pflichtstunden. Freie Hin- und nach drei Jahren auch freie Rückfahrt. Gegenseitige Verpflichtung zunächst für ein Probejahr. — Die deutsche Realschule und höhere Mädchenschule zu Konstantinopel sucht zum 1. Januar 1905 einen Oberlehrer, entweder zur Erteilung des Unterrichts hauptsächlich in Geographie, Deutsch und Geschichte oder lediglich in den fremden Sprachen. Gehalt 2700 M., auf 6000 M. in 18 Jahren steigend, freie Wohnung nebst 300 M. Reiseentschädigung. Berechtigung zum Bezuge von Ruhegehalt wie in Preußen. Bewerbungen tüchtiger, gesunder und unbescholtener Lehrer mit womöglich beglaubigten Zeugnisabschriften, Lebenslauf und Bild sind zu richten an den Allgemeinen Deutschen Schulverein, Berlin W. 62, Landgrafenstraße 7 III.

* **Volkshochschulwesen in Oesterreich.** Im Jahre 1903/04 wurden von der Wiener Universität in Wien selbst 70, außerhalb Wiens 20 Kurse abgehalten. Die Vortragenden verteilen sich auf die einzelnen Fakultäten in folgender Weise: theologische Fakultät 1, juridische Fakultät 5, medizinische Fakultät 13, philosophische Fakultät 37, technische Hochschule 2. Von den Vortragenden waren 5 ordentliche Professoren, 14 außerordentliche Professoren, 30 Privatdozenten, 8 Adjunkten oder Assistenten der Universität, 1 Kustos.

ct. **Die Kometen-Medaille**, die von der astronomischen Gesellschaft des Pacific in San Francisco vergeben wird, ist auch in diesem Jahr dem Leiter der Smith-Sternwarte und Professor der Astronomie am Hobart-College Dr. William Brooks zugesprochen worden, und zwar für seine letzte Entdeckung eines Kometen, der unter der Bezeichnung Komet Brooks 1904 in den Fachschriften geführt wird. Brooks, einer der erfolgreichsten Kometenjäger unter den lebenden Himmelsforschern, hat die Kometen-Medaille jetzt bereits zum achtenmal empfangen.

✱

Hochschulnachrichten.

□ **Würzburg.** Oberstabsarzt Professor Dr. A. Dieudonné ist als Dozent für Hygiene an den Operationskurs für Militärärzte in München berufen worden.

* **Heidelberg.** Außer dem Prälaten Oehler hat die theologische Fakultät der hiesigen Universität auch den Oberkirchenrat Zähringer (Karlsruhe) zum Ehrendoktor ernannt. (Vgl. die gestrige Meldung unter „Heidelberg".)

* **Königsberg.** Die Freie Studentenschaft hat, wie wir der Täglichen Rundschau entnehmen, seit einiger Zeit ein Arbeitsamt eingerichtet, das vornehmlich der Stundenvermittlung dient und den Verkehr zwischen Eltern und deren Stellvertretern und den Studierenden erleichtern soll.

* **Aus der Schweiz.** An der Züricher Hochschule ist infolge der verschärften Anforderungen bei der Aufnahmeprüfung die Zahl der russischen Studentinnen von 90 auf 30 zurückgegangen.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.



Jahrgang 1904. München, Montag, 26. September. Nummer 220.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.



Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—) Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Mathilde Serao.

Von Valerio Flamini.

Die Ausländer, welche vor einem halben Jahrhundert durch Italien wanderten, um seine Ruinen, seine Kunstschätze und die unvergleichliche Schönheit seiner Landschaften zu bewundern — sie bekümmerten sich so gut wie gar nicht um die politischen Schicksale, um die patriotischen Gefühle und Leiden der Halbinsel. Die „Forestieri“, ob sie im weiten Rund des Kolosseums standen oder sich von den Wogen des neapolitanischen Golfes nach Capri hinübertragen ließen, fragten wenig nach dem Befinden des Volkes. Für sie gab es nur Künstler, Archäologen, Ciceroni und Facchini — den Rest der zersplitterten, unter fremder und einheimischer Herrschaft seufzenden Nation beachteten sie nicht. Es war ein Axiom für das gebildete Europa geworden, Italien habe keine Gegenwart, es sei nur eine große interessante Mumie. Selbst die Dichter, welche über die Alpen zogen, sahen selten mit schärferen Augen. Lamartine nannte die Italiener ein totes Volk — er mußte sich für diesen Schimpf mit Gabriel Pepe schlagen — und Anastasius Grün sang:

> Liegst, Italia, du Schöne,
> Nicht auch todt schon manch ein Jahr,
> Von dem Dolch der eig'nen Söhne,
> Von dem Schwert der fremden Schaar?

Die Italiener haben seitdem diese Anschauung glänzend widerlegt: Italien lebt. Das wiedererstandene Land leidet noch an einiger Schwäche in seinen neapolitanischen Beinen, das ist wahr. Es wird langer Arbeit bedürfen, bis das Blatt, welches Platen vor jede schöne Stirne in Palermo geleimt fand, glücklich entfernt und die Macht der Geistlichkeit ebenso wie die unbändige Oppositionslust der republikanischen Elemente eingedämmt ist; aber Italien wird nicht zum zweitenmal sterben. Es reibt sich von Jahr zu Jahr mehr den Schlaf aus den Augen, es regt die Glieder schon frisch und kräftig, und bei guter Leitung wird es einer großen Zukunft entgegensehen.

Seit dem Augenblicke, da die Einheit errungen ward und der Kanonendonner auf der lombardischen Ebene den Deckel des Grabgewölbes sprengte, in dem das scheintote Italien gleich Julia Capulet schlummerte — seit diesem Augenblicke hat sich in der schönen Literatur Italiens ein auffallender Umschwung vollzogen. In der Zeit, welche der Wiedergeburt Italiens vorausging, war die Literatur nicht um ihrer selbst willen da, sondern sie bildete ein Werkzeug in der Hand der Patrioten. Jeder junge Mann von Kopf und Herz, jeder, der die Kraft in sich fühlte, etwas zu schaffen, schrieb und dichtete im Dienste des e i n e n großen Gedankens. „Dem armen geknechteten Italien,“ bemerkte Barzellotti im ersten Bande der Hildebrandschen „Italia“, „war das Sprechen verboten, und die ganze fieberhafte politische Tätigkeit der Nation konzentrierte sich in den Werken der Literatur und Kunst.“ Das war die Zeit, in der selbst die trockensten wissenschaftlichen Forschungen eine politische Spitze schärften, die Zeit, von der Settembrini mit einer südlich kühnen Redewendung sagen durfte: „Ein großmütiger Herzschlag belebte sogar die Grammatik.“

Als die Einheit errungen war, ließ die gewaltsame Spannung der Geister in Italien, ihre Konvergenz auf einen einzigen Punkt notwendig und plötzlich nach. Früher waren selbst das Idyll und das geistliche Lied dazu gebraucht und — mißbraucht worden, den Haß gegen die Fremdherrschaft zu schüren, die Jugend zum Kampfe wider die Unterdrücker zu begeistern. Noch 1859 trat eine nüchterne Arbeit in ihr Recht. Von jetzt an konnte der Italiener seinem Vaterlande mehr nützen, als wenn er im poetischen Harnisch gegen Feinde kämpfte, die vom Schauplatze verschwunden waren. Jenes Ideal, welches seit Alfieri und Foscolo den einheitlichen Grundgedanken der italienischen Nationalliteratur gebildet, ein freies und starkes Italien, schien nun, gut oder schlecht, verwirklicht. An die Stelle gutherziger Hoffnungen und optimistischer Träume trat eine kühle Wirklichkeit, den poetischen Chimären stellte sich eine unerbittliche Prosa entgegen, den hochgespannten Erwartungen folgten bittere Enttäuschungen, welche mehr als einen Enthusiasten in einen verbissenen Pessimisten umwandelten. Jener einheitliche Grundgedanke der Literatur verschwand und mit ihm Spannkraft und Schwung der durch ihn erzeugten gehobenen Stimmung. Man fühlte von nun an doppelt, wie wenig in Italien, trotz der romantischen Bewegung von 1820, die konventionellen Formen des pseudoklassischen Zopfstils sich verjüngt hatten, wie weit die herrschende Kunstform entfernt war von dem lebensfrischen Ausdruck der Gegenwart, von der einfachen Sprache des Volksliedes, von der schmucklosen Rede des aufrichtigen Herzens und der wahren Empfindung. Seit Jahrhunderten hatten die Nachbeter Boccaccios die Prosa, diejenigen Petrarcas die Poesie gefährdet, jene durch die Schnörkel rhetorischer Umschreibungen, diese durch die überlieferten Arabesken erotischer Scholastik. Manzoni stand nur in der Prosa als schöpferischer Neuerer da, und Giusti war zu toskanisch, um auf ganz Italien wirken zu können. So blickten denn die Einsichtigen und die Kühnen über die Landesgrenzen nach den modernen Kunstgrößen des Auslandes: unter dem dreifachen Druck einer niederschlagenden Wirklichkeit, des europäischen Materialismus und des aus Frankreich einbrechenden Realismus wurden in Italien Drama, Lyrik und Roman in neue Bahnen gedrängt.

Als unanfechtbar dürfte sich demnach der Satz erweisen, daß auch in Italien der historische Roman dem Gesell-

schaftsroman, die Vergangenheit der Gegenwart das Feld geräumt hat. Wenn auch die dadurch entstandene Literatur nicht gerade den Aufschwung genommen, welchen eine optimistische Kritik von jenem großen Ereignisse der politischen Einigung erwartete, so steht sie an Regsamkeit doch schwerlich unter dem europäischen Niveau. Vergessen wir es nicht: ganz Europa hat eben eine große Literaturepoche hinter sich, und wir leben samt und sonders in einer Epigonenzeit. Die Kunst hat der Industrie, die Dichtung der Wissenschaft für einmal weichen müssen. Aber das geistige Leben ist nirgends erstorben, mag es auch im Norden intensiver arbeiten und Größeres vollbringen als im Süden.

Nur eine Tagreise trennt heute den Deutschen von der italienischen Grenze; und doch, wie wenig weiß man, was hüben und drüben vorgeht, und wie die idealen Mächte, die über dem Alltagsleben ihr Wesen treiben, hier und dort sich regen und walten! Auffallenderweise hat die moderne italienische Literatur in Deutschland verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden, wie große Aehnlichkeiten die Entwicklungsgeschichte der beiden Nationen in diesem Jahrhundert auch dargeboten, wie schlagende Analogien in dem bewegten Geistesleben derselben und in den Zielpunkten großer politischer Umwälzungen und Kämpfe hervorgetreten sind und wie sehr auch der stoffliche Wert, der pathologische Reiz der ganzen neueren Literatur Italiens eigen ist, daß sie im Gegensatz zu der früher herrschenden frostigen, akademischen Dichtung eine unmittelbare Widerspiegelung der tiefgehenden und gewaltigen Erregungen des Volksgeistes genannt werden kann.

Hinderte Vorurteil und mangelndes Verständnis an einer näheren Kenntnisnahme? War der deutsche Volksgeist zu sehr mit sich selbst beschäftigt, so daß er erst spät und plötzlich ein verbündetes Italien schnellen Schrittes den gleichen Zielen zueilen sah, die auch er anstrebte? Es müßte das seltsam erscheinen in einer Zeit, wo ein poetischer Kosmopolitismus die Deutschen in den fernsten Zonen, den entlegensten Zeiten, bei den fremdesten Völkern heimisch zu machen unternahm und ihre Dichter sich in der Tracht des indischen Brahmanen, des arabischen Märchenerzählers, des persischen Rhapsoden so frei und sicher als in der heimischen zu bewegen trachteten.

Ein Hauptgrund dieser Vernachlässigung liegt doch wohl in der Sprache. Wie wenige, die des Französischen und Englischen völlig mächtig, sind in Deutschland mit dem italienischen Idiom so vertraut, wie es ein freies, ästhetisches Genießen erfordert. Die Dutzendmeister der Uebersetzungskunst aber hüten sich wohl vor der Plünderung dieses Musengartens, dessen Blüten mit scharfen Dornen gewaffnet sind. Bei den bedeutendsten italienischen Romandichtern — und im Romane muß ja vor allem der rastlose Drang, die innere Gärung, das ruhelose Treiben unserer Zeit zum Ausdruck kommen — haben die poetische Form, die Reize der Sprache eine so überwiegende Bedeutung, daß ohne hohen Sinn für stilvolle Anmut und den Schweiß einer langen, ernsten Kunstbemühung die Schwierigkeiten dichterischer Nachbildung nicht zu bemeistern sind und in der Uebersetzung ein fadenscheiniges Gedankengewebe von nüchterner Rhetorik ohne Duft und Schmelz erscheinen würde.

Und dennoch, aus den angeführten Gründen, wird die Uebersetzungskunst noch lange die poetische Vermittlerrolle zwischen Italien und Deutschland zu übernehmen haben; denn nur sehr allmählich scheint die ehrenvolle Stellung, welche Italien sich so schnell im politischen Konzert der Nationen wiedererrungen, auch der Verbreitung seiner Sprache und geistigen Kultur zugute kommen zu sollen: selbst Mathilde Serao, weitaus die bedeutendste lebende Schriftstellerin der Halbinsel, hat bisher in Deutschland noch keine umfassende Charakteristik erfahren.

Mathilde Serao ist, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der italienischen Kritik, eine der ersten, welche die französische disinvoltura in den italienischen Roman eingeführt haben, indem sie die schwerfällige Feierlichkeit ihrer Vorgänger energisch abschütteln, natürlich und packend zu schreiben bemüht sind. Ein echt neapolitanischer Typus, mit dem ganzen Feuer des Südens begabt, reißt sie uns mit im gewaltigen Strome einer hochberedten Darstellung. Alles ist Leben, Geist und Poesie an dieser interessanten Frau. Mit unübertrefflicher Lebendigkeit stellt sie uns eine Fülle von Gestalten vor Augen, und zwar wirklich Lebewesen, die wir sprechen hören und sich bewegen sehen. Noch mehr zu bewundern sind ihre Schilderungen von Gegenden und Oertlichkeiten, denen sie mit wenig Strichen ein eigenartiges Gepräge zu geben weiß. Im Süden von Italien ist sie zu Hause, in Neapel weht ihre Lebensluft, am Strande und auf dem Meere, in den üppigen Salons wie in den elenden Hütten, und in der Schilderung neapolitanischen Lebens steht sie nach unserer Ansicht unübertroffen da. Aus der Fülle des sie umgebenden Lebens schöpfend, läßt sie Bild auf Bild an uns vorüberziehen; es fehlt ihr nie an neuen Gestalten und frischen Farben; ihre Technik ist geradezu staunenswert.

Für die Entwicklung und die Eigentümlichkeit eines Schriftstellers ist es keineswegs gleichgültig, wo er geboren sei und aufgewachsen, und wo er arbeitet. Auch er ist „glebae adstrictus", d. h. an die Scholle gebunden wie der Hörige des Mittelalters. So wird auch in unserer Dichterin niemand die südliche Abstammung verkennen: ihr Vater Francesco Serao lebte, aus politischen Gründen von Neapel verbannt, in Patras (Griechenland), als ihm die griechische Gattin Paolina Bonnelly am 7. März 1856 die Tochter gebar. Ihren ersten Unterricht erhielt Mathilde von der vielseitig gebildeten Mutter, die sie früh verlor. Nach Italien übergesiedelt, erwarb sie ihr Diplom als Primar- und Sekundarlehrerin und fing im Jahre 1878 an, für italienische Zeitungen Artikel zu schreiben, die gleich die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise auf sie lenkten. Nach einem Aufenthalt in Rom übernahm sie mit ihrem Gatten und Berufskollegen E. Scarfoglio die Redaktion des „Corriere di Napoli", von welchem das Ehepaar zum „Mattino", der verbreitetsten Neapolitaner Zeitung, überging. Vor einem Jahre endlich trennte sich Mathilde von ihrem Gatten; während er weiter den „Mattino" redigiert, hat sie ihm ein Konkurrenzblatt, „Il Giorno", entgegengestellt.

Als sie im Jahre 1881 ihren ersten Roman, „Krankes Herz", veröffentlichte, war sie schon durch ihre kleineren Skizzen in ganz Italien bekannt. „Cuore infermo" ist eine rührende Geschichte mit reichen Detailschönheiten. Die besten Seiten des Buches rühren von der seltenen Beobachtungsgabe her, von der Fähigkeit, die kleinsten Einzelheiten eines „Milieu" oder einer Landschaft mit Wärme zu erfassen, den zartesten Steigerungen der Gefühle, den launenhaftesten und gerade deswegen natürlichsten Wendungen der Unterhaltung zu folgen, jene Handlungen wiederzugeben, die gewöhnlich am wenigsten beachtet werden und doch als unbewußtes Merkmal des Charakters den größten Wert besitzen. Wir erleben die Geschichte eines adeligen Ehepaares, Marcello und Beatrice. Ersterer liebt die junge Frau glühend, doch sie bleibt kalt und erwidert seine Leidenschaft absichtlich nicht, um sich nicht, wie einst ihre Mutter, in der Liebe aufzuzehren; dadurch entfernt sie ihn und zwingt ihn, einer anderen den Hof zu machen. Da entsteht in ihr ein neues Gefühl — ist es Eifersucht? ist es Liebe? Kurz, sie übergibt sich ganz der Leidenschaft, von der sie sich so lange und geflissentlich ferngehalten hatte, und wird gleichzeitig von einer Herzkrankheit behaftet, die sie von der Mutter geerbt hat; nach kurzer Zeit erliegt sie in rührender Weise dem übermäßigen Glück und dem körperlichen Leiden.

Man sieht, das Interesse muß sich hier hauptsächlich auf die psychologische Seite des Gegenstandes, die Leidensgeschichte einer schönen Seele, konzentrieren. Die Verfasserin zeigt sich ihrer Aufgabe gewachsen und weiß, ohne ihr sentimentales Motiv in Weinerlichkeiten aufzulösen, die Gefühlsanalyse so zart wie spannend durchzuführen. Ein italienischer Kritiker des Tages will eine entfernte Verwandtschaft entdecken zwischen unserer Beatrice und Quasimodo, dem Zwerge von Notre-Dame. Aber Beatrice bleibt ein menschliches, friedliches und der Wirklichkeit entsprechendes Wesen, während Victor Hugos Zwerg auch im Sinne der künstlerischen Wahrheit ein kleines Ungeheuer ist. „Wenn Shakespeares Kaliban eine Esmeralda im Turme von Notre-Dame zu hüten hätte, er würde wenig Federlesens machen, während Quasimodo sich auf die platonische

Seite wirft." Damit sei gesagt, daß Shakespeare und die Serao, im Gegensatze zu Hugo und seinen Romantikern, vor allem bei der Wahrheit verharren. Bei der Neapolitanerin zeigt sich dieser gesunde Realismus auch in der duftenden Frische, welche in dem ländlichen Hintergrunde des Romans, der neapolitanischen Landschaft schwebt. Die Naturschilderungen sind kurz und skizzenhaft, aber sie wirken wie diejenigen der besten Meister. Das Buch kann als ein Muster der Kleinmalerei des Details, der Darstellung des Stilllebens in der Natur bezeichnet werden; die Eigentümlichkeit jeder Erscheinung weiß Frau Serao oft überraschend in ein kurzes Wort zu bannen; der besondere landschaftliche Duft, das stimmungsvolle einheitliche Kolorit, die Effekte dämmernden Halbdunkels und eines traumhaften Atmens und Webens in der Einsamkeit von Wald und Flur, gelingen ihr vortrefflich. Auch verfällt sie nicht so gar häufig in den schwer vermeidlichen Fehler deskriptiver Dichtung, den eines fruchtlosen Wetteifers mit der bildenden Kunst.

Indes das berühmteste unter ihren ersten Werken ist **„Fantasia"** (1883). Sie führt uns einen krankhaften Typus vor, Lucia Altimare, die als Mädchen im Uebermaß religiöser Ekstase vor den Altären niedersinkt, und als Frau in einem beständigen Nebel von gesteigertem Sentimentalismus lebt. Groß, mager, gespensterhaft, mit glühroten Lippen, feurigen Augen, scheint sie dazu bestimmt, sich in zügelloser Sinnlichkeit aufzureiben. Sie hat keine Mutter, keine Stütze auf der Welt. Ihr Motto ist „nihil", ihr Wappen ein schwarzer Totenkopf, den sie den Briefen an Caterina Scacciapietra aufdrückt. Caterina, ihre Schulfreundin, von entgegengesetztem Charakter, kalt und geregelt, rettet sie vor dem Selbstmord. Lucia aber täuscht ihr Vertrauen und flieht mit ihrem Mann Andrea. — Dieser erste Teil ist mit Meisterhand ausgeführt. Das merkwürdige Wesen Lucias in der Erziehungsanstalt, die warme Freundschaft zwischen ihr und der milden Caterina, die Qual des in die überspannte Schülerin verliebten Professors Galimberti sind Bilder von schlagender Wirkung und sprechender Wahrheit, wie man sie bei Dickens und Currer Bell kaum vollkommener finden könnte.

Auch der letzte Teil, von der Flucht der beiden bis zur Schlußszene mit dem Selbstmord der betrogenen Ehegattin, ist bewundernswert; die Familienszenen sind ein realistisches Prachtstück für denjenigen, der die Aesthetik des Häßlichen ertragen kann und hinreichend starke Nerven besitzt, um Blitz und Donner ein Weilchen auszuhalten. — Aber der mittlere Teil, die Erzählung der sündigen Liebe zwischen Andrea und Lucia, enthält manche Unwahrscheinlichkeit. Bei dem Kontrast der Charaktere der beiden Liebenden — sie voll von Künstelei, krankhafter Phantasie und Egoismus, er ein guter, gesunder und aufrichtiger Mensch, anfangs innig in seine Frau verliebt — hätte das Interesse aus einer fleißigen Analyse der langsamen Wandlungen hervorgehen müssen, die in Andreas Seele unter dem Zauber der Sirene eintreten; die Verwandlung ist zu plötzlich und vollständig. Die Kunst der Dichterin gefällt sich außerdem zu sehr in den Schilderungen raffinierter Koketterie und launischer Moden; auch bei Balzac — dem die Serao so viel verdankt wie keinem anderen, mit Ausnahme von Zola — der seine perside, schöne Marneffe unendliche Male an- und auskleidet: auch bei Balzac — und das will viel heißen — fühlt sich der Leser von der Kokottengarderobe gelangweilt. William Thackeray, der öfter mürrische, überspannte, egoistische Frauentypen wie Lucia gezeichnet hat — u. a. die berühmte Blanche Amory —, gebraucht zuweilen ein Zeichen, ein Wort der Ironie oder des Vorwurfs, um zu beweisen, daß er den Launen seiner Heldin keine Sympathie schenkt; eine solche Andeutung möchte ich an gewissen Stellen von **„Fantasia"** vorfinden.

Im übrigen ist der Roman, wie man auch sonst darüber urteilen mag, vorzüglich in der Charakteristik, nicht unbedeutend in der Komposition. In jenen Jahren ist in Italien kein ebenso bedeutender erschienen. Die schwungvolle Färbung des Stils, die idyllische Grazie, Wahrheit und Kraft vieler ländlicher und häuslicher Beschreibungen, das Pathetische und Groteske, das im letzten Teil mit glücklicher Kühnheit und meisterhaftem Geschick vereinigt ist, all dies wiegt die Fehler auf. Und gewisse Zutaten machen die Erzählung vollends zu einer lesenswerten. Dahin rechne ich die Ironie (mehr germanischer Humor als französischer Esprit), welche dem Romane da und dort einen heiteren Ton verleiht und selbst pedantische Anspielungen auf Homer, Horaz und die Bibel zu retten versteht; sodann die Sprache, die nichts Französisches hat als ihren Witz und ihre durchsichtige Klarheit, endlich die eingestreuten Notizen über Gesellschaftsmoral. Frau Serao zeigt in dieser Richtung eine Ader, welche an Larochefoucauld und Labruyère erinnert. „Unsere römischen Prinzen sammelten einst Kupferstiche, ihre Enkel legen heute Postmarkensammlungen an." — „Die italienische Liebe ist eine Künstlerliebe zu einer Statue von Fleisch und Bein. Unsere Dichter haben diesen Tatbestand durch die Phrase zu mildern geruht: Ein schöner Leib birgt eine schöne Seele. Eine Regel, die wie die Ausspracheregeln des Englischen auf fünf Fälle passen mag und fünfzig andere Fälle zu den Ausnahmen kommandiert." — „Wir sollten mehr als es zu geschehen pflegt, den ersten Eindrücken folgen. Aus Höflichkeit lassen wir uns die Gesellschaft eines widerwärtigen Menschen gefallen, erkaufen uns so einen faulen Frieden um den Preis eines künftigen jähen Bruches." — „Schlaue Ehemänner wünschen ihrer schönen Gattin gleich eine Anzahl Anbeter, damit sich diese gegenseitig im Schache halten. Aber Ulysses war noch schlauer als diese Schlauen. Er griff zum Bogen und verschonte ihrer auch nicht Einen."

(Schluß folgt.)

---

20. Allgemeine Versammlung der Astronomischen Gesellschaft.

In erfreulich großer Anzahl fanden sich in den ersten Septembertagen die Mitglieder der internationalen Astronomischen Gesellschaft in der stillen, freundlichen Universitätsstadt Lund zur 20. allgemeinen Versammlung zusammen. In der für die Sitzungen bereitgestellten Universitätsaula eröffnete der Vorsitzende der Astronomischen Gesellschaft, Professor v. Seeliger (München), am 5. September die Versammlung, die zunächst von dem Prokanzler der Universität, Bischof Billing, im Namen des Königs von Schweden, sodann von dem Rektor der Universität, Professor Ribbing, im Namen der Universität und endlich von Bürgermeister Brink im Namen der Stadt Lund feierlich begrüßt wurde. Nachdem der Vorsitzende hierfür geziemend gedankt hatte, wird die Absendung eines Begrüßungstelegramms an König Oskar beschlossen und hierauf in die Verhandlungen eingetreten. Professor v. Seeliger macht vor allem ausführliche Mitteilungen über die Lindemann-Stiftung: fünf Astronomen erhielten Preise für die Berechnung von Kometenbahnen, fünf weiteren Herren wurde je ein Exemplar der Neuausgabe der „Bonner Durchmusterung" als Anerkennung für ihre wissenschaftlichen Leistungen zuerkannt. Unter lebhaftem Beifall der Versammlung teilt der Vorsitzende ferner mit, daß Herr Lindemann sein reges Interesse an der Astronomie aufs neue dadurch kundgegeben hat, daß er für die Berechnung der Wiederkehr des Halleyschen Kometen (die im Jahre 1911 erfolgen wird), einen neuen Preis im Betrage von 1000 M. gestiftet hat. Die betreffende Arbeit ist bis längstens 31. Dezember 1908 der Astronomischen Gesellschaft in Vorlage zu bringen.

Hierauf berichtet der Schriftführer Prof. Müller (Potsdam) über die Veröffentlichungen der Astronomischen Gesellschaft, sowie über den Stand der „Astronomischen Nachrichten" und Staatsrat Nyrén (Pulkowo) über das Zonenunternehmen der Gesellschaft. Dem letzteren Bericht ist u. a. zu entnehmen, daß ein Termin für die Fertigstellung der seinerzeit von der Sternwarte Dorpat übernommenen Zone (vom 70. bis zum 75. Grad nördl. Deklination) noch immer nicht abzusehen ist. Des weiteren berichtete Professor Müller (Potsdam) über den neuen Katalog der ver-

änderlichen Sterne, mit dessen Bearbeitung eine Kommission, bestehend aus den Herren Dunér (Upsala), Hartwig (Bamberg), Müller (Potsdam) und Oudemans (Utrecht) betraut ist. Die Arbeit ist im besten Fortgang begriffen, binnen kurzem kann mit dem Druck begonnen werden.

Alsdann erstattet Geheimrat Bruns (Leipzig) den Kassenbericht für die abgelaufene Finanzperiode, dem zu entnehmen ist, daß das Vermögen der Gesellschaft gegenwärtig nahezu 100,000 M. beträgt, und schließlich gibt Hofrat Weiß (Wien) ausführliche Mitteilungen über den derzeitigen Stand der Kometenbearbeitung.

Zum Eintritt in die Gesellschaft haben sich im ganzen 22 Herren gemeldet, deren Aufnahme durchaus einstimmig erfolgt. Die Mitgliederzahl, die 1902 im ganzen 371 betrug, ist nunmehr, nach Berücksichtigung der durch Todesfall oder Austritt abgegangenen Mitglieder auf 376 angewachsen.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird unter lebhafter Zustimmung der Versammlung beschlossen, an dem im Garten der Sternwarte aufgestellten Denkmal Tycho Brahes einen Kranz niederzulegen, worauf die erste Sitzung geschlossen wird. Abends 6 Uhr findet in den Räumen des „Grand Hotel" ein Festessen statt, zu welchem Mitglieder der Universität und der Bürgerschaft in Lund die Astronomische Gesellschaft eingeladen haben.

In der zweiten Sitzung (6. September) gibt der Vorsitzende vor allem das am Abend vorher eingelaufene Antworttelegramm des Königs Oskar bekannt. Sodann unterbreitet Professor Bauschinger (Berlin) der Gesellschaft eine von ihm in Gemeinschaft mit Geheimrat Bruns ausgearbeitete Denkschrift über die Herausgabe einer neuen achtstelligen Logarithmentafel. Die Genauigkeit der Beobachtungen ist gegenwärtig, dank der stetigen Verbesserung der Instrumente und der Verfeinerung der Beobachtungsmethoden, so beträchtlich gewachsen, daß in manchen Fällen die Rechnung mit siebenstelligen Logarithmentafeln nicht mehr ausreicht. Von zwei bereits vorhandenen (französischen) achtstelligen Tafeln ist die eine vergriffen, beide haben ein höchst unbequemes Format und beziehen sich überdies auf die Dezimalteilung des Quadranten, so daß in den oben gedachten Fällen nichts anderes übrig bleibt, als mit zehnstelligen Logarithmen zu rechnen, was eine beträchtliche Arbeitsvergeudung in sich schließt. Diesem Uebelstand soll die neue Tafel gründlich abhelfen. Behufs bequemen Gebrauches soll sie vor allem in zwei Bänden, und zwar im Format von 15/24 Zentimeter, erscheinen, die Täfelchen für die Proportionalteile der Differenzen sollen in Wegfall kommen, für den trigonometrischen Teil soll das Intervall von 1 Bogensekunde durchaus beibehalten werden. Die ganze Arbeit für die Neuberechnung könnte in 3 Jahren, der Druck in 2 Jahren bewältigt werden; die Gesamtkosten würden sich rund auf 50,000 M. belaufen und voraussichtlich von der kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften getragen werden. Vorläufig handelt es sich nur darum, über die Opportunität des geplanten Unternehmens zu entscheiden, zu welchem Zweck Professor Bauschinger die Wahl einer aus Mitgliedern der Gesellschaft bestehenden Kommission beantragt. Nach kurzer Diskussion stimmt die Versammlung diesem Antrag zu und wählt eine aus den Herren Albrecht, Bauschinger, Bruns, Kreutz und Peters bestehende Kommission, die, wie hier vorgreifend gleich bemerkt werden möge, in der nächsten Sitzung der Gesellschaft folgende Resolution zur Genehmigung unterbreitet:

„1. Die Astronomische Gesellschaft erkennt an, daß das mehrfach hervorgetretene Bedürfnis nach bequemen achtstelligen Logarithmentafeln, das sich stetig steigern wird, eine baldige Befriedigung verlangt;

2. die Gesellschaft genehmigt das von Prof. Bauschinger vorgetragene Arbeitsprogramm, sie ist insbesondere einverstanden mit dem Intervall von 1 Bogensekunde für die trigonometrischen Funktionen;

3. eine finanzielle Unterstützung des Unternehmens seitens der Gesellschaft findet einstweilen nicht statt, bleibt jedoch im Falle des Bedürfnisses späterer Erwägung vorbehalten.

4. Die Astronomische Gesellschaft ist der Ansicht, daß auch die Geodäsie in hervorragendem Maße an dem Unternehmen beteiligt sei und daß daher auch deren Vertreter sich geneigt erweisen sollten, an den Kosten desselben teilzunehmen."

Die vier Punkte dieser Resolution finden, wie gleichfalls vorgreifend bemerkt werden mag, in der nächsten Sitzung einstimmige Annahme.

Den nächstfolgenden Gegenstand der zweiten Sitzung bildet der Bericht des Herausgebers des „Astronomischen Jahresberichts", Prof. Wislicenus (Straßburg). Trotz beständigen Anwachsens der Literatur ist es gelungen, den Jahresbericht nahezu auf den bisherigen Umfang zu beschränken, so daß auch für die Zukunft eine gewisse Garantie in diesem Sinne gegeben ist. Der Vorsitzende spricht Prof. Wislicenus namens der Versammlung für seine großen und dabei so selbstlosen Bemühungen den wärmsten Dank aus. Nunmehr erhält das Wort Geheimrat Albrecht (Potsdam) zu einem Vortrag über die Polhöhenschwankungen. Seit fünf Jahren werden nach internationalen Vereinbarungen an sechs auf dem gleichen (dem 39.) Breitengrade gelegenen Stationen fortlaufende Polhöhenbeobachtungen zur Ermittlung der Bewegung der instantanen Drehungsachse der Erde innerhalb des Erdkörpers ausgeführt. Eine sorgfältige Diskussion des hierbei erhaltenen Beobachtungsmaterials durch Prof. Kimura (Tokio) führte mit großer Sicherheit zu der Erkenntnis, daß die beobachteten Polhöhenschwankungen sich am besten darstellen lassen, wenn man den vom Sinus und Kosinus der geographischen Länge der Beobachtungsstation abhängigen Gliedern des betreffenden Ausdruckes noch ein von der Länge unabhängiges Glied mit einer Jahresamplitude von 0.04 Bogensekunden hinzufügt. Ueber die Ursache, der dieses kleine Glied seine Entstehung verdankt, herrscht bis jetzt noch völlige Dunkelheit; insbesondere kann die Frage, ob dasselbe nicht etwa von der geographischen Breite der Beobachtungsstation abhängig ist, so lange nicht entschieden werden, als nicht fortlaufende Beobachtungen auf einem vom 39. wesentlich verschiedenen Parallelkreis vorliegen. Als hierfür in jeder Hinsicht passende Stationen schlägt der Vortragende vor: Cordoba in Argentinien und Fremantle an der Westküste von Australien. Beide Orte liegen nahezu unter der gleichen südlichen Breite (— 31.4, bezw. — 32.1 Grad) und sind, was besonders günstig ins Gewicht fällt, in Länge genau um 180 Grad von einander entfernt. Statt des letztgenannten Ortes könnte eventuell, wenn ungünstige klimatische Verhältnisse dies als wünschenswert erscheinen lassen sollten, auch Perth oder New-Castle in Australien gewählt werden, welche Orte gleichfalls nahe dem 32. südlichen Breitengrade liegen und gegen Cordoba die gleichgünstige Lage bezüglich des Längenunterschiedes besitzen. Zwei Expeditionen, von denen jede zwei Jahre lang ununterbrochen Polhöhenbeobachtungen nach der beim internationalen Breitendienst eingeführten Methode auszuführen hätte, wären genügend. Die Kosten hierfür würden sich auf 60,000 M. belaufen. Die Beschaffung dieser Summe macht erhebliche Schwierigkeiten; ein Versuch, sie von der Carnegie-Stiftung zu erhalten, schlug fehl. Der Vortragende legt der Versammlung eine Resolution vor (in der 3. Sitzung), in welcher einerseits der Wunsch auf dauernde Ueberwachung der Polschwankungen (auf den von der Internationalen Erdmessung bereits eingerichteten Stationen des 39. Parallels), andrerseits der Wunsch auf Ausdehnung dieser Beobachtungen auf die Südhalbkugel zum Ausdruck kommt; sie lautet:

„Die Astronomische Gesellschaft erachtet auch vom Standpunkt der Astronomie aus die dauernde Ueberwachung der Polbewegung in hohem Grade für wünschenswert und würde insbesondere auch die Ausdehnung der Beobachtungen auf die Südhalbkugel mit Freuden begrüßen."

Diese Resolution findet einstimmige Annahme.

Unmittelbar anschließend an den vorigen Gegenstand hält Geheimrat Albrecht einen weiteren Vortrag über die Verwendung der drahtlosen Tele-

graphie zu geographischen Längenbestimmungen. Die genaueste Methode zur Bestimmung des geographischen Längenunterschiedes zweier Orte beruht auf der Uebertragung von Signalen durch den elektrischen Strom. Für die Anwendung dieser Methode war bisher das Vorhandensein eines die beiden Stationen verbindenden Leitungsdrahtes notwendig. Nachdem es gegenwärtig möglich ist, mittelst der drahtlosen Telegraphie bis auf Entfernungen von 1000 Kilometer Signale zu geben, so lag es nahe, in dieser Richtung Versuche anzustellen. Von besonderer Wichtigkeit ist hierbei nun die Entscheidung der Frage, ob die eigentlichen Aufnahmeapparate (Kohärer) als Präzisionsapparate betrachtet werden dürfen oder nicht. Sind diese Aufnahmeapparate zu träge, so daß etwa schon die Zehntels-Zeitsekunde unsicher wird, so wäre die Verwendung der drahtlosen Telegraphie für die geographische Längenbestimmung unbrauchbar. Im Gegensatz zu den Vertretern der Berliner Elektrizitätswerke, mit denen der Vortragende sich in Verbindung setzte, ist er der Ansicht, daß der Kohärer innerhalb der erforderlichen Grenzen vielleicht doch ein Präzisionsapparat sein könnte. In Potsdam in der allernächsten Zeit hierüber angestellte Versuche werden in dieser Beziehung wohl die wünschenswerte Aufklärung bringen.

Hierauf unterbreitet Dr. Palisa (Wien) der Gesellschaft einen Plan über die Herausgabe von Ekliptikal-Himmelskarten in handlichem Format, welche die Aufsuchung der kleinen Planeten, sowie schwacher veränderlicher Sterne mit visuellen Fernrohren erleichtern sollen. Weder die Bonner Sternkarten, noch die Blätter der photographischen Himmelskarte sind nach den Erfahrungen des Vortragenden für den gedachten Zweck völlig brauchbar. Für die neue Karte, die bei einem Maßstabe von 1 Millimeter auf die Bogenminute aus 720 Blättern bestehen und noch die Sterne 15. Größe enthalten wird, will Hofrat Wolf (Heidelberg) die photographischen Aufnahmen übernehmen, während der Vortragende die Vervielfältigung der Wolfschen Platten und die Herausgabe der Karten besorgen wird. Durch den Vorsitzenden spricht die Gesellschaft ihre lebhafte Freude über das von den Herren Wolf und Palisa projektierte Unternehmen aus, sie billigt dieses Unternehmen und wünscht ihm den besten Erfolg.

Nach kurzer Frühstückspause tritt die Gesellschaft wieder im physikalischen Hörsaal der Universität zusammen, um einen durch Projektionsbilder unterstützten Vortrag von Hofrat Wolf (Heidelberg) über einen neuen Nebel im Schwan und über die Sternverteilung um Nebelflecken entgegenzunehmen. An der Hand von prachtvollen photographischen Daueraufnahmen von Nebelflecken, von denen als besonders schön der Nebel bei dem Stern β Cassiopejae, dann der sog. Amerikanebel (der die Gestalt des nordamerikanischen Kontinents in überraschender Treue besitzt) und endlich der Andromedanebel bezeichnet werden müssen, weist der Vortragende auf die merkwürdige Tatsache hin, daß ausgedehnte Nebelflecke fast durchgehends von auffallend sternarmen Gegenden umgeben sind. Ueber die Ursache dieser Erscheinungen werden verschiedene Vermutungen ausgesprochen; die Meinung des Vorsitzenden, daß man es hier wohl mit Absorption von Fixsternlicht im weitesten Sinne des Wortes zu tun habe, findet schließlich allgemeine Zustimmung.

Nach einem kurzen Vortrage von Prof. Hasselberg (Stockholm) über die von ihm im Auftrage der schwedischen Akademie der Wissenschaften besorgte Faksimileausgabe der Editio princeps von Tycho Brahes „Astronomiae instauratae mechanica" spricht Prof. v. Hepperger (Wien) über die Identifizierung der Kerne des Bielaschen Kometen. Dieser im Jahre 1826 von dem österreichischen Offizier v. Biela entdeckte (aber auch schon in den Jahren 1772 und 1806 beobachtete) periodische Komet, dessen Umlaufszeit um die Sonne rund 6¾ Jahre beträgt, teilte sich bei der Erscheinung vom Jahre 1846 in zwei Teile, welche sich langsam von einander entfernten und deren Abstand bei der Erscheinung vom Jahre 1852 (der zuletzt beobachteten) bereits auf mehr als das 200fache des Erddurchmessers angewachsen war. Die Identifizierung der beiden Kerne begegnet insoferne erheblichen Schwierigkeiten, als wiederholt nicht nur eine Beschleunigung in der mittleren Bewegung, sondern auch Aenderungen in der Länge des Perihels und in der mittleren Exzentrizität des Kometen eintraten und als ferner das Verhältnis der Helligkeiten der beiden Kometenkerne wiederholt erheblichen Schwankungen unterworfen war. Unter Zugrundelegung von gewissen Hypothesen hofft der Vortragende, bezüglich der Identifizierung der beiden Kerne gleichwohl ans Ziel zu gelangen, die Spaltung des Kometen in zwei Teile würde nach seinen Ermittelungen in das Jahr 1844 fallen.

Nachdem noch Prof. Thiele (Kopenhagen) einige Mitteilungen bezüglich der Ueberreste der Tychonischen Sternwarte auf der Insel Hven gegeben hat, wird die Sitzung um 4 Uhr nachmittags geschlossen.

Den Abend verbrachte die Gesellschaft auf Einladung des Rektors der Universität, Prof. Ribbing, im Restaurant des benachbarten Seebades Bjerred, wo auf Vorschlag von Hofrat Wolf ein von diesem neuentdeckter kleiner Planet durch ein aus einheimischen Damen gebildetes Komitee auf den Namen Skandia getauft wurde.

Unvergeßlich wird allen Teilnehmern der gemeinsame Ausflug nach der Insel Hven, der Wirkungsstätte des großen schonischen Astronomen Tycho Brahe, bleiben, der den ganzen folgenden Tag ausfüllte. Bei herrlichem Wetter führte der kleine Dampfer Hven die durch zahlreiche Angehörige der Stadt und Universität Lund verstärkte Gesellschaft in dreistündiger Fahrt von Malmö aus nach dem berühmt gewordenen Eiland. Bereitstehende Wagen brachten die gegen mittag Angekommenen in schneller Fahrt nach dem höchst gelegenen Punkt der Insel, in dessen Nähe die mühsam erschlossenen, leider so spärlichen Ueberreste von Tychos „Stjärneborg" und seiner einst so stolzen „Uranienborg" sich befinden. Mit dem lebhaftesten Interesse lauschten die Versammelten den Erklärungen, welche Prof. Thiele (Kopenhagen) und Prof. Charlier (Lund) an Ort und Stelle gaben. Zum Schluß wurde abermals ein noch nicht benannter kleiner Planet durch Fräulein Bruns auf den Namen Venusia (Latinisierung von Hven) getauft. Dann wurde nach dem alten, auf der Nordspitze der Insel gelegenen Kirchlein aufgebrochen, in welchem noch Tychos Kirchenstuhl gezeigt wird und von dem aus sich dem Beschauer ein herrlicher Blick auf den Sund bietet. Rasch brachten die Wagen die Teilnehmer von dort zum Hafen zurück; schon um 4 Uhr befand man sich wohlbehalten wieder in Malmö, wo ein im „Kungsparken" eingenommenes gemeinsames Mittagessen den schönen Tag beschloß.

Der folgende letzte Tag (8. September) war wieder ausschließlich ernster Arbeit gewidmet. Nach Erledigung der beiden schon früher erwähnten Resolutionen fordert der Vorsitzende zu allenfallsigen Bemerkungen über das gestern auf der Insel Hven Gesehene auf. Es werden von verschiedenen Seiten Wünsche geäußert, die darauf abzielen, daß die schwedische Regierung aufgefordert werden möge, schleunigst Maßregeln zur dauernden Erhaltung der Ruinen der Stjärne- und der Uranienborg zu treffen. Prof. Dunér (Upsala) teilt der Gesellschaft mit, daß bereits von seiten der schwedischen Akademie der Wissenschaften alles geschehen ist, was in dieser Angelegenheit geschehen konnte. Es wurden von der genannten Körperschaft der schwedischen Regierung eingehende Vorschläge unterbreitet, wie der weiteren Zerstörung der Ruinen vorgebeugt werden könne. Ein Teil dieser Vorschläge wurde bereits durchgeführt, ein anderer Teil dagegen (insbesondere Einzäunung und Ueberdachung der beiden Areale, Ankauf der angrenzenden Häuser und Grundstücke) harrt, der hohen Kosten halber, einstweilen noch der Verwirklichung. Die schwedische Akademie wird aber die Angelegenheit nicht aus den Augen verlieren, sie hofft, dieselbe bald zu einem gedeihlichen Ende führen zu können. Prof. Dunér spricht sich deshalb im Verein mit Prof. Hasselberg (Stockholm) dafür aus, daß, um unliebsame Störungen zu vermeiden, von der Astronomischen Gesellschaft in dieser Angelegenheit eine Resolution, durch welche etwa ein Druck auf die schwedische Regierung ausgeübt werden solle, nicht gefaßt werden möge. Nach längerer, zum Teil recht lebhafter Diskussion erklärt sich die Versammlung hiermit einverstanden.

Es wird nunmehr zunächst zur Wahl des Ortes für die nächste Versammlung geschritten, für welche Wien und Jena eingeladen haben. Mit überwiegender Majorität wird Jena gewählt.

Hierauf folgen die notwendigen Neuwahlen für den Vorstand. Mit Ausnahme von Prof. Oudemans (Utrecht), der aus Gesundheitsrücksichten brieflich eine Wiederwahl nicht annehmen zu können erklärte, werden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder sämtlich wiedergewählt; an Stelle von Prof. Oudemans tritt nunmehr, nach dreimaligem Wahlgang, Prof. Charlier (Lund).

In Anbetracht der stark vorgerückten Zeit müssen die noch ausstehenden wissenschaftlichen Vorträge teilweise erheblich gekürzt werden. Prof. Rydberg (Lund) spricht über das allgemeine Gravitationsgesetz. Seine Ausführungen gipfeln in zwei der Gesellschaft vorgelegten Thesen, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann.

Prof. Charlier (Lund) hält einen Vortrag über die Konvergenz der Reihen in der Astronomie, welcher sich auf das Problem der zwei Körper und auf die Störungstheorie bezieht.

Nach kurzer Frühstückspause spricht Landesrat Dr. Kosterfitz (Wien) über die von ihm vorgeschlagene Errichtung eines Bergobservatoriums im Semmeringgebiete bei Wien und ferner über astrospektrographische Untersuchungen, insbesondere über die von den Herren Exner und Haschek in Wien vorgeschlagene Methode der objektiven Ausmessung von Spektrogrammen (auf einem Schirm mit Hilfe eines Projektionsapparates), welche Methode nach seiner Erfahrung bei wesentlich geringerer Arbeitsleistung die gleiche Genauigkeit gewährt wie die Ausmessung der Spektrogramme unter dem Mikroskop. Prof. Hasselberg (Stockholm) gibt zu, daß die neue Methode in der Tat geeignet sei, einen schnellen Ueberblick über die Ergebnisse von Spektralaufnahmen zu gewähren; will man aber genauere Resultate haben, so ist sie nach seiner Meinung nicht zu empfehlen.

Hierauf hält Dr. Ristenpart (Berlin) einen Vortrag über die Eigenbewegung des Sterns μ Cassiopejae. Sobald die Eigenbewegung dieses Sterns mit genügender Schärfe bekannt sein wird (was durch fortgesetzte Beobachtung desselben am Meridiankreise erreicht werden kann), besteht die Möglichkeit, aus dieser Eigenbewegung die Parallaxe des Sterns abzuleiten; das bis jetzt vorhandene Material reicht aber hierzu noch nicht aus.

Herr Schulz (Hamburg) spricht über gewisse Kometen, die im Perihel der Sonne so nahe gekommen sind, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Korona hindurchgingen. Bis jetzt ist ein Nachweis dafür, daß diese Kometen hierbei stärkere Störungen erlitten, nicht zu erbringen. Es wäre aber erwünscht, solche Kometen in Zukunft schon vor dem Periheldurchgang möglichst häufig zu beobachten; aus eventuellen Verschiedenheiten der Bahn vor und nach dem Periheldurchgang könnte dann die Störung durch die Korona, wenn eine solche vorhanden ist, abgeleitet werden.

Dr. Wilkens (Göttingen) spricht über die Elektronentheorie und weist nach, daß die Differentialgleichung der Bewegung sich auch für die Elektronenbewegung aufstellen läßt.

Professor Schwarzschild (Göttingen) macht der Gesellschaft Mitteilung von einem Unternehmen, mit dessen Durchführung auf der Göttinger Sternwarte bereits begonnen wurde. Auf dem astrophysikalischen Observatorium in Potsdam ist bekanntlich seit Jahren eine photometrische Durchmusterung des Himmels im Gange, die in absehbarer Zeit zum Abschluß gelangen wird. Es handelt sich hierbei um eine möglichst genaue Bestimmung der optischen Helligkeit der Fixsterne. Professor Schwarzschild hat nun damit begonnen, mittelst entsprechend eingerichteter photographischer Aufnahmen die photographische Helligkeit der Fixsterne festzulegen. Die so begonnene photographische Photometrie ist nach Ansicht des Vortragenden nur als Vorläufer einer allgemeinen spektralanalytischen Photometrie zu betrachten, sie gibt unter gewissen Voraussetzungen (Strahlungsgesetz) gleichzeitig ein Mittel an die Hand, die Temperaturen der Fixsterne zu bestimmen. Was das von dem Vortragenden angewendete Verfahren anlangt, so bedient er sich einer beweglichen Kamera, die Sternbilder erscheinen auf der Platte als kleine Quadrate von ¼ Millimeter Seite; die Helligkeit der Sterne wird dann mittelst eines Hartmannschen Mikrophotometers aus dem Schwärzungsgrade dieser kleinen Vierecke abgeleitet. Der für die Erreichung des gesteckten Zieles nötige Arbeitsaufwand ist nach den bisherigen Erfahrungen des Vortragenden nicht übermäßig beträchtlich, es steht zu hoffen, daß die ganze Arbeit innerhalb einiger Jahre bewältigt werden kann.

Professor Hartwig (Bamberg) macht der Gesellschaft noch einige kurze Mitteilungen über den veränderlichen Stern UZ Cygni, einen sogenannten Algolstern mit einem Haupt- und einem sekundären Lichtminimum. Da die Dauer des letzteren nicht ganz 24 Stunden beträgt, wird es niemals möglich sein, diese Dauer genau zu bestimmen.

Damit ist die Tagesordnung des dritten Sitzungstages erschöpft. Der Vorsitzende richtet noch herzliche Dankesworte an die schwedische Regierung, an die Stadt und Universität Lund und endlich an die Anwesenden, worauf die Versammlung geschlossen wird.

—rt—

Bücher und Zeitschriften.

Die Wiederbelebung der Handspinnerei in Baden. Von Dr. Karl Drescher, Professor an der Universität Bonn. Karlsruhe 1904. Kommissionsverlag von A. Bielefelds Hofbuchhandlung, Liebermann u. Co. 156 S.

Seit einigen Jahren ist man in Baden, wesentlich auf Anregung und unter beständiger fördernder Anteilnahme der Großherzogin und sonstiger hochgestellter und einflußreicher Persönlichkeiten, erfolgreich bestrebt, die mit so vielen volkstümlichen Ueberlieferungen und Fertigkeiten durch den neuzeitlichen Industrialismus schwer bedrohte und zurückgedrängte Kunst der Handspinnerei aufs neue zum Arbeits- und Erwerbszweig des Landes, insbesondere natürlich seiner bäuerlichen Bevölkerung, zu machen. Man hat Spinnkurse ins Leben gerufen, Spinnfeste an verschiedenen Orten veranstaltet, endlich durch eine große Spinnerei-Ausstellung, die zu Karlsruhe im Jahre 1903 stattfand, sowie auf andere Weise der allmählich wieder lebhafter werdenden Spinntätigkeit Anregungen und Aufmunterung gegeben. Ueber das auf diesem Gebiet bisher Erstrebte und Erreichte gibt nun das vorliegende, der Großherzogin von Baden als der eigentlichen Urheberin der ganzen Bewegung gewidmete Buch eine gut orientierende Uebersicht. Nach einem einleitenden, an kulturgeschichtlichen Ausblicken reichen Ueberblick über die Geschichte der Handspinnerei und ihre Bedeutung im deutschen Volksleben gibt es zunächst auf der Grundlage der Erhebungen des großherzoglichen Statistischen Landesamts, die in einer beigegebenen Karte graphisch veranschaulicht werden, eine eingehende Darstellung des Umfangs, den in den einzelnen Gau-Verbänden des Landes die Ausübung der Handspinnerei, sowie der Anbau von Hanf und Flachs im März 1903, bezw. Juni 1902 erreicht hatten. Man wird aus dieser Darstellung mit dem Verfasser die Ueberzeugung gewinnen, daß die Handspinnerei namentlich in den von der Industrie entfernteren Teilen des badischen Landes, das ja dem Anbau von Hanf und Flachs günstige Bedingungen bietet, auch heute noch sowohl als Erwerbszweig wie als private Kunstübung alle Förderung verdient, um so mehr, als ja mit der Ausübung dieser Kunst auch die Pflege so mancher anderen guten Tradition in unserem Volksleben eng verbunden ist. Weiterhin findet die erwähnte Spinnerei-Ausstellung in Karlsruhe eingehende, durch Abbildungen unterstützte Beschreibung, endlich wird der außerordentlich reichhaltigen und wertvollen Spinnräderſammlung der Großherzogin, die sich den bedeutendsten Sammlungen dieser Art an die Seite reiht, unter Beigabe reichen Illustrationsmaterials sachkundige Würdigung und Beschreibung zuteil. Gerade aus der in diesem Kapitel gebotenen Einsicht in die liebevolle Pflege, die unsere Vorfahren der Kunst des Spinnens und ihren technischen Mitteln gewidmet haben, können jene Bemühungen Nahrung und Ansporn schöpfen, die entgegen einem weit verbreiteten Pessimismus die Kunst, in der einst Königinnen mit Stolz Meisterinnen waren, heute wieder zum Gemein-

besitz des Volkes machen möchten. Ist es doch in hohem Maße wahrscheinlich und jedenfalls wünschenswert, daß die zukünftige wirtschaftliche Entwicklung nicht Fabrikprodukt oder Handarbeit, sondern Fabrikprodukt und Handarbeit lautet.

—l—

*

Allgemeine Rundschau.

Professor Finsen †.

Der Entdecker der nach ihm benannten Lichtstrahlentherapie, einer der bedeutendsten Errungenschaften der modernen Medizin, deren Wert erst vor wenigen Tagen die Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte lebhaft beschäftigte, ist am Samstag im Alter von 43 Jahren gestorben. Seine Heilmethode dient bekanntlich in erster Linie der Bekämpfung der unter den Namen „Lupus“ bekannten fressenden Flechte, und hat sich als ein höchst wertvolles Mittel gegen diese verhängnisvolle Krankheit erwiesen, gegen die man früher nur sehr schmerzhafte Mittel mit mehr als zweifelhaftem Erfolg zur Verfügung hatte; ob und wieweit seine Methode auch gegen oberflächliche Krebserkrankungen praktischen Wert besitzt, muß nach den Verhandlungen des Naturforschertages zur Zeit noch als eine offene Frage bezeichnet werden. Das Wesen dieser Therapie besteht aus der Belichtung der von der Flechte ergriffenen Körperteile mittelst der unsichtbaren ultravioletten Strahlen, die in die Haut eindringen und dort die erkrankten Gewebe zerstören. Auf die erkrankte Stelle wird ein in Röhren gefaßtes Linsensystem gerichtet, als dessen Lichtquelle eine elektrische Bogenlampe dient, die von einem Strom in der Stärke von meistens 60 Ampère gespeist wird.

Den Lebensgang des Verstorbenen bezeichnen folgende Daten: Niels Ryberg Finsen wurde am 15. Dezember 1860 zu Thorshavn auf den Faroer-Inseln geboren. Er studierte zuerst an der medizinischen Schule in Rejkjavik (Island), sodann in Kopenhagen, wo er 1890 als Doktor der Medizin promovierte. Seine erste Anstellung fand er dortselbst als Prosektor, beschäftigte sich aber ausschließlich mit lichtphysiologischen und -therapeutischen Untersuchungen. Die ersten Versuche machte er an Pockenkranken und hatte damit den Erfolg, daß dieselben rascher und nachhaltiger als sonst heilten. 1896 errichtete er eine eigene, viel besuchte Lichtheilanstalt, als deren Leiter er bis zuletzt tätig war. Unablässig arbeitete er auch an der Verbesserung seiner Apparate und Methoden. An Anerkennungen aller Art hat es Finsen natürlich nicht gefehlt; insbesondere war er im Vorjahre einer der Empfänger des Nobel-Preises. Von seinen Werken sind besonders hervorzuheben „Ueber die Anwendung von konzentrierten chemischen Lichtstrahlen“, „La Photothérapie“, „Das Licht als Incitament“ und „Pockenbehandlung mit Ausschluß der chemischen Strahlen“.

*

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

V.

Breslau, 22. Sept.

Aus der Abteilung für gerichtliche Medizin ist noch über ein die Allgemeinheit in hohem Maße interessierendes Thema zu berichten. Es sprach daselbst Dr. Placzek (Berlin) über Experimentelle Untersuchungen zur Zeugenaussage Schwachsinniger. Vortragender arbeitete zunächst mit möglichst einfachen Versuchsbedingungen: 1. Vorsprechen einiger Worte, Zahlen, Buchstaben eines Satzes, einer Rechenaufgabe; 2. Vorschreiben der genannten Dinge; 3. Vorsprechen und Vorschreiben; 4. Vorsprechen und Vorschreiben und Vorlesen und Vordemonstrieren. Das Ergebnis war, daß bei Vorsprechen nur knapp die Hälfte der Versuchspersonen fehlerlos antwortete. 50 Prozent Fehler ergaben sich bei Vorschreiben. Nicht wesentlich verbesserte sich das Resultat bei den anderen Versuchsmethoden. Das Ergebnis des sekundären Verhörs, also nach ein- bis mehrtägigem Zeitabstand, zeigte, daß das Erinnerungsvermögen Schwachsinniger im allgemeinen mit Verlängerung des Zeitabstandes nicht leidet, teilweise sogar sich auffällig bessert. Im primären Verhör gab jeder Schwachsinnige durchschnittlich 58.4 Prozent richtige Antworten, es waren also zwei Fünftel der Antworten fehlerhaft. Es können Schwachsinnige einen einfachen Vorgang, den sie mit durchschnittlicher Aufmerksamkeit beobachteten, selbst wenn sie unbeteiligt, ruhig, leidenschaftslos sind, nicht mit der Schärfe beobachten, wie sie von jeder Zeugenaussage vor Gericht gefordert wird.

In der sehr stark besuchten gemeinschaftlichen Sitzung der Abteilung für innere Medizin und der für Neurologie und Psychiatrie hielt L. R. Müller, Oberarzt am städtischen Krankenhause in Augsburg, einen Vortrag über die Exstirpation der unteren Rückenmarkshälfte. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß der Magen, der Darm und die großen Drüsen der Leibeshöhle (Leber, Milz, Bauchspeicheldrüse) auch nach Ausschaltung des Rückenmarkes noch gehörig weiterfunktionieren, so daß die Ernährung nicht leidet. Selbst die Funktion der Blase und des Mastdarmes stellt sich nach anfänglichen Störungen wieder ein, sie wird dann eine automatische, vom Willen nicht beeinflußbare. Das diese Organe versorgende sympathische Nervensystem kann also völlig unabhängig vom Rückenmark weiterarbeiten. Störungen in der Ernährung der Gewebe im bisher gebrauchten Sinne des Wortes sind nicht nachzuweisen. Die Schrumpfung der Muskeln und der leichte Schwund der Knochen der unteren Extremitäten ist zweifellos lediglich durch den Funktionsausfall bedingt. In der Diskussion bestätigte Rothmann (Berlin) die Ergebnisse der mitgeteilten Untersuchungen auf Grund eigener Erfahrungen. Im Anschluß daran spricht Privatdozent Friedl Pick (Prag) über mehrere Fälle von Erkrankungen des untersten Abschnittes des Rückenmarkes und betont gleichfalls die Uebereinstimmung seiner Beobachtungen mit denen des Vorredners.

Am Nachmittage tagten die beiden Hauptgruppen nebeneinander. Die naturwissenschaftliche Hauptgruppe beschäftigte sich mit der Eiszeit in den Gebirgen der Erde. An erster Stelle behandelte Prof. Dr. E. Brückner (Bern) die Eiszeiten in den Alpen. Redner schilderte die Eiszeiten der Alpen als Folge gewaltiger Klimaschwankungen, die sich in Schwankungen der Höhengrenzen äußern. In der letzten großen Eiszeit lag dieselbe in verschiedenen Teilen der Alpen zwar in verschiedener Höhe, dabei aber so, daß ihr Abstand von der heutigen Schneegrenze überall 1200 bis 1300 Meter betrug. Das Schwinden der letzten Eiszeit hat sich nicht gleichförmig vollzogen, sondern ist von drei größeren Vorstößen unterbrochen worden. Diese Vorstöße haben große Moränen hinterlassen, die im ganzen Alpengebiet verfolgt wurden. Wie heute das Klima des gesamten Erdballs in einer ungefähr 35jährigen Periode Schwankungen erlebt, so lehrt uns der Wechsel der Eiszeit und Interglacialzeiten Klimaschwankungen einer weit höheren Ordnung kennen. — Die Eiszeit in den Tropen besprach Prof. Dr. Hans Meyer (Leipzig). Er faßt seine Auseinandersetzungen in folgendem Gesamtbilde zusammen: Die Hochgebirge der Tropenzone haben im späteren Diluvium eine Eiszeit gehabt. Von der Kulmination der letzten eiszeitlichen Periode bis zur Gegenwart ist dort der Gletscherrückgang in drei durch verschiedene Erdmoränengürtel gekennzeichneten Phasen erfolgt. Die wunderbare symmetrische Anordnung der Firngrenze über den ganzen Erdball einschließlich der Tropenzone in Gegenwart und Diluvium zeugt sowohl für die Gleichzeitigkeit der eiszeitlichen Erscheinungen auf der ganzen Erde, als auch dafür, daß die Eiszeit nur eine Steigerung des heutigen Gletscher erzeugenden Klimas war. Einer diluvialen Firnliniendepression von 500 bis 600 Meter in den Tropen können wir eine mittlere Temperaturerniedrigung im Tropengürtel von etwa 3 Grad gleichsetzen. Aus dem Nachweis der Gleichzeitigkeit der eiszeitlichen Erscheinungen auf der Erde, ferner ihrer Verbreitung über alle Zonen des Erdballes und ihres Verlaufes in mehreren durch Interglacialzeiten unterbrochenen Glacialperioden folgt unter anderem, daß die Ansichten irrig sind, welche für die alten Glacialgebilde eines Landes nur lokale Ursachen annehmen. Es gilt jetzt vor allem, den Kreis der empirischen Erfahrungen in der

Eiszeitskunde zu erweitern. An letzter Stelle behandelte Prof. Dr. J. Partsch (Breslau) die Eiszeit in den Gebirgen Europas, zwischen dem nördlichen und dem alpinen Eisgebiet. Trotz ihrer bescheideneren Ausdehnung haben auch die Gletscherspuren der Karpathen und der deutschen Mittelgebirge ein besonderes Interesse. Den Einwirkungen großer kontinentaler Eisfelder entrückt, geben sie ein ungestörtes Bild des Klimas, das ihre Umgebung beherrscht und die Gelegenheit zu einer Vergleichung der Abstufungen dieses Klimas nach geologischer Breite und Länge. Die Schneegrenze der jüngeren Eiszeit lag im Riesengebirge bei 1050, im Schwarzwald bei 800 bis 900 Meter, in den Vogesen noch tiefer, am tiefsten in den von ozeanischen Luftströmungen unmittelbar umspülten Bergen des zentralen Frankreich. Unter diesen westlichen Gebirgen behandelte der Redner eingehender nur den von ihm neuerdings aufmerksam begangenen Schwarzwald. Sein vom Feldberg beherrschtes südliches Massiv zeigt klar die Sonderung mehrerer Vergletscherungen; eine ältere hat ihre Grundmoräne in einer mächtigen, blockreichen Decke auf den hohen Plateaus im Süden von St. Blasien ausgebreitet, 300 Meter über dem Spiegel der Alb, in deren enge, junge Talfurche ein Gletscher der jüngeren Eiszeit seine Zunge einschmiegte. Der Gesamteindruck der eiszeitlichen Erscheinungen Mitteleuropas spricht dafür, daß die Abstufung der Niederschlagsmenge und der hauptsächlich von ihr abhängigen Gletscherentwicklung den heutigen Klimaunterschieden verwandt war. Es herrschte — nur einige Oktaven tiefer — dieselbe klimatische Harmonie wie heute.

*

Kleinere Mitteilungen.

* Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung hält am Sonnabend, den 1., und Sonntag, den 2. Oktober d. J., in Straßburg i. E. ihre 34. Hauptversammlung ab. Außer den geschäftlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen sind folgende Vorträge angemeldet: Am ersten Tage über: „Das öffentliche Vortragswesen." a) Ueber das öffentliche Vortragswesen im allgemeinen. Referent: Dr. W. Pohtmeyer (Berlin). b) Projektionsvorträge und Projektionsapparate, Lichtbilder u. s. w. (verbunden mit einer Ausstellung). Referent: Dozent Franz Fürstenberg (Berlin). Am zweiten Tage: „Literarisches Schaffen und literarische Bildung im Elsaß." Referent: Dr. Marckwald Bibliothekar an der Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek „Bildungsbestrebungen im Elsaß". Referent: Dr. Kalisch Vorstand der Volksbibliothek in Straßburg i. E. Außerdem findet am zweiten Tage eine Besichtigung der Straßburger Sehenswürdigkeiten, sowie eine Extra-Vorstellung des Elsässischen Theaters („D'r Herr Maire" von Stoßkopf), sowie am dritten Tage ein Ausflug nach dem Odilienberge statt. Anmeldungen für die Versammlung und das am zweiten Tage stattfindende Festessen werden möglichst bald an das Bureau, Berlin NW., Lübecker Straße 6, oder an den Ortsausschuß für die Versammlung, Hrn. Beigeordneten Dominikus in Straßburg i. E., erbeten.

*

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Als Nachfolger des Privatdozenten Dr. Otto Simon ist der Privatdozent Dr. Hermann Kaposi zum Assistenzarzt für die klinische Ambulanz unter Geheimrat Czerny ernannt worden.

* Wien. Eine zweckmäßige Neuerung hat der akademische Senat eingeführt; indem er, wie das Neue Wiener Tagblatt meldet, durch eine Vereinbarung mit einer Versicherungsgesellschaft den Studierenden die Möglichkeit geboten hat, ihre Winterröcke gegen Diebstahl in den Gebäuden der Universität zu versichern. Die Versicherung erfolgt gegen Uebergabe eines ausgefüllten Anmeldezettels und nach Bezahlung von einer Krone und lautet auf den Höchstbetrag von 100 Kronen.

Jahrgang 1904. München, Dienstag, 27. September. **Nummer 221.**

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Liaujang.

Von Pauline Gräfin Montgelas.

Wehmütig denken wir zurück an die vor sechs Jahren verkündete Friedensbotschaft des Zaren. Idealen Wünschen, hochherzigem Streben ist damals schon skeptisch und zögernd geantwortet worden. Und bald sollten Tatsachen beweisen, daß die Entwicklung der Welt sich nicht durch Theorien ändern läßt. Auch die Menschheit im ganzen muß die Folgen von Sünde und Schuld tragen! Kampf ist das große Gesetz der Erde, Krieg der Faktor, der die Schicksale der Völker bestimmt; nur durch Blut und Eisen werden Lebensfragen von Nationen entschieden. Das Ringen gegen einen ebenbürtigen Feind ist die schärfste Probe für die Tüchtigkeit eines Volkes.

Grauenvoll, entsetzlich ist das Elend, das der Krieg mit sich bringt; Tausende von hoffnungsvollen Leben werden dahingerafft oder für immer geknickt, fruchtbare Landstriche verwüstet, Jammer und Not in unzählige Familien getragen. Das ist die eine, die furchtbare Seite des Krieges; aber es gibt noch eine andere, erhabene und heroische, daß Menschen ihr Leben für ein großes Ziel einsetzen und mit Hurra auf den Lippen fürs Vaterland fallen. Zahlreich sind jene, die dies als Vorurteil, als Lüge brandmarken und Zeiten erhoffen, da nationale Grenzen aufhören und alle Völker im Frieden nur eine Familie bilden werden. Wird sie je kommen, diese vaterlandslose Friedensära? Und wenn sie je käme, würde nicht mit ihr ein großes Ideal zu Grabe getragen werden?

In der englischen Presse wurde kürzlich Liaujang als eine der großen Entscheidungsschlachten der Menschheit bezeichnet. Noch läßt sich nicht übersehen, ob Liaujang eine Entscheidungsschlacht in diesem Sinne genannt werden kann, noch ist das letzte Wort in diesem Kriege nicht gesprochen; vielleicht tritt doch noch ein Umschwung der Lage ein, vielleicht gelingt es Rußlands zähem Widerstande, der einen Napoleon besiegt hat, auch diesmal den heldenmütigen Angreifer zurückzuwerfen und Japans keimende Weltmachtstellung zu brechen. Wenn aber das übermenschliche neuntägige Ringen bei Liaujang schon endgültig über Sieg oder Niederlage entschieden hat, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß im Buch der Weltgeschichte eine neue Seite aufgeschlagen ist, die nicht mehr ausschließlich von der Herrschaft der weißen Rasse sprechen wird.

Unsere abendländische Kultur hat sich, wenn auch unter schweren Opfern, siegreich verteidigt und behauptet gegen die Angriffe von Hunnen und Arabern, von Mongolen und Türken. Und nicht auf die Abwehr von Angriffen hat sie sich beschränkt, sie ist kämpfend über die Grenzen Europas hinausgedrungen, hat andere Weltteile erobert und den Kontinent, von dem sie Leben empfangen, unter ihre Vormundschaft gebracht. Asiens wilde Kraft, die uns einst bedroht hatte, schien seit Jahrhunderten erlahmt. Die türkische Herrschaft kann uns kein Bangen mehr einflößen, Persien und Afghanistan sind der Spielball fremder Einflüsse, Indiens Wunderland ist unter englisches Szepter gebeugt. Indochinas Reiche sind fast ganz aufgeteilt, der kleine noch selbständige Rest verdankt sein Bestehen nur dem politischen Gutdünken anderer. Der Norden und das Herz des riesigen Weltteiles aber stehen unter russischer Herrschaft, die, Schritt für Schritt vordringend, bis an den Stillen Ozean gelangt ist. Die grünen Inseln zu beiden Seiten des Aequators werden durch Europäer regiert und seit 1898 hat auch Amerika ein asiatisches Inselreich sich angegliedert.

Chinas Welt ist bis vor kurzem unberührt geblieben; man konnte sich über die Beute nicht einigen. Nur einige Tributstaaten sind abgetrennt, einige Hafenplätze abgegeben worden; sonst wurden nur „Einflußsphären" geschaffen und offene Pforten für den Welthandel verlangt. Unter die Konkurrenten für die wirtschaftliche Ausbeutung und Beherrschung des ungeheuren Reiches ist aber seit einigen Jahren eine asiatische Nation, die japanische, getreten. In jahrhundertlanger Abgeschlossenheit hatte sich die Kraft des Inselvolkes gestählt, das seit 1868 in nicht rastender Arbeit die größte Umwälzung vollzog, welche die Geschichte kennt. Glühender Patriotismus hat das Unerhörte bewirkt, daß ein asiatisches Reich sich zu einem modernen gleichberechtigten Staate emporgeschwungen und eine Allianz mit einer Weltmacht geschlossen hat, ja, es sogar unternehmen konnte, dem nordischen Koloß den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Japan will festen Fuß auf dem asiatischen Kontinent fassen, Korea war seit langem schon seinem Einfluß geöffnet, die Siege dieses Jahres scheinen ihm den Besitz dauernd zu sichern. Japans Ehrgeiz hat sich aber noch weitere Ziele gesteckt. Gekränkter Stolz darüber, daß der Friede von Shimonoseki ihm die Frucht der Siege im chinesischen Kriege entrissen, ist nicht der einzige Beweggrund, der zu den heroischen Kämpfen vor Port Arthur und bei Liaujang geführt hat. Vorherrschende Macht des Ostens verlangt „Da Nippon" zu werden, und deswegen muß es sich mit dem gewaltigen Nachbar in furchtbarem Zweikampf messen.

Unabsehbar sind die Folgen, wenn die weiße Rasse unterliegt, wenn der Asiat als endgültiger Sieger hervorgeht. Seit dem chinesisch-japanischen Kriege ist es Japans Streben, China unentbehrlich zu werden, es zu reformieren, um es zu leiten. Seine Instrukteure unterweisen chinesische Truppen in moderner Kriegstechnik, tief im Innern findet man seine Kaufleute, die durch ihren Handel zugleich den Interessenkreis ihres Landes vergrößern. China bildet keine nationale Einheit, sein Volk hat kein Verständnis

für Patriotismus und Waffenehre; es hängt zwar mit Beharrlichkeit an seinen Sitten und Gebräuchen, alles andere verachtend; sein praktischer Sinn aber fügt sich immer fremder Herrschaft, wenn materieller Vorteil daraus ersprießen kann.

Bisher war es gewöhnt, den weißen Mann als unbesiegbar anzusehen, es konnte ihm nur passiven Widerstand entgegensetzen, und wenn es in seltenen Augenblicken des Fanatismus versuchte, sich von der verhaßten Gewalt loszuringen, so mußte es stets bald erkennen, daß solches Vorgehen ihm nur schadet und nur dazu führt, daß die Schlinge immer fester gezogen werde. Die jetzigen Siege Japans aber zeigen den Chinesen, daß der weiße Mann auch vor Asiaten zurückweichen kann. Welchen Eindruck müssen die Erfolge der Japaner auf die junge chinesische Generation machen, in der vielleicht doch die Erkenntnis dämmert, daß ihr Land aus seiner Erstarrung sich herausreißen muß, wenn es ein selbständiges Dasein bewahren will? Nicht plötzlich wird, menschlichem Ermessen nach, dieses Erwachen vor sich gehen; aber langsam und schrittweise könnte China unter japanischer Leitung dazu gebracht werden, grundlegende Reformen nicht nur auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit durchzuführen. Wird China je zum Bewußtsein kommen, daß es eine Nation, eine „politische Einheit“ ist, und daß moderne Waffengewalt allein es vor Uebergriffen anderer schützen kann? Wird je der Tag kommen, da Millionen intelligenter, arbeitsamer, durch altes Kulturleben hochentwickelter Menschen sich ihrer Kraft bewußt werden, da auch ihre bisher nur passive Todesverachtung sich in aggressiven Kampfesmut verwandelt? Werden dann nicht jene weißen Nationen, die heute so sehnlichst Japans Sieg wünschen, die Möglichkeit einer gelben Gefahr zugeben und das „Erwachen des Ostens“ auch in anderen Teilen Asiens empfinden? Wohl brauchen wir nicht zu fürchten, daß japanische oder chinesische Truppenmacht an den Küsten des alten Europa landen werde, aber auf wirtschaftlichem Gebiete könnte uns vielleicht ein nicht zu unterschätzender Gegner erwachen.

Lehrreich ist ein Blick auf die Auswanderung der Chinesen nach den verschiedensten Teilen Asiens. Zu Millionen kommen sie nach Singapore und Java, nach Cochinchina, Kambodscha, Annam, Siam und Birma, um Arbeit zu suchen, nicht nur als Kulis, sondern auch als Handwerker, Kaufleute, Schiffsreeder und Großhändler. Der Reishandel in Siam und Cochinchina ist in ihren Händen, Singapores Millionäre sind Chinesen. Im Hafen von Bangkok sind die Dampfer chinesischer Gesellschaften schwer beladen, während europäische Schiffe häufig keine Fracht finden.

Werden einst der Fleiß, die Genügsamkeit und die rastlose Gewinnsucht dieser gelben Menschen einen Rückhalt finden in einem erstarkten, seiner Kraft sich bewußten China, das brauchbare Armeen und Flotten besitzt, um das Recht seiner Untertanen in Asien und auch in anderen Weltteilen zu schützen, wo jetzt Ausnahmegesetze gegen sie gelten? Noch mehr! Wenn das, was jetzt im äußersten Osten Asiens sich vollzieht, in den übrigen Teilen des Kontinents sein Nachspiel haben sollte, wenn Asien die Monroe-Doktrin auf sich anwenden wollte? Die Erscheinung, daß Hunderttausende in Kalkutta und Bombay zu den Göttern des Brahmanismus für den Sieg der japanischen Waffen gebetet haben, ist wohl nicht allein darauf zurückzuführen, daß Japan der Alliierte Englands ist!

Atemlos gespannt blicken wir hin auf den fernen Osten, der seit neuester Zeit das Theater der Weltgeschichte geworden ist, und erwarten den Ausgang des gigantischen Heldendramas, das die Schicksale der Zukunft entscheiden wird.



Das wissenschaftliche Zentrum des heutigen Thomismus.

n. Wo heute das wissenschaftliche Zentrum des Thomismus liegt, wie daselbst gearbeitet wird und was dort erreicht ist, das dürfte weiteren Kreisen ziemlich unbekannt sein. Wohl ereifern sich viele über den Thomismus mit seiner mittelalterlichen Denkweise, und sie mögen recht daran haben, aber es könnte nicht schaden, wenn mit solchem Eifer ein wenig mehr Orientierung darüber verbunden wäre, was auf der anderen Seite geschieht; die entscheidenden Punkte in dem großen geistigen Kampfe könnten dann deutlicher hervortreten und der Kampf selbst würde fruchtbarer werden. Unter solchen Umständen mag es sich empfehlen, aus dem vor kurzem erschienenen Bericht über das Institut supérieur de Philosophie an der Universität Löwen[1]) einiges mitzuteilen. Denn dies ist ohne Zweifel der wissenschaftliche Mittelpunkt des heutigen Thomismus; der Bericht aber gibt aus den besten Quellen ein genaues Bild jenes Instituts von seiner Entstehung und Entwicklung bis zur Gegenwart.

Die Anregung zur Einrichtung eines derartigen Instituts gab direkt Papst Leo XIII. Schon durch ein Breve vom 25. Dezember 1880 hatte er die belgischen Bischöfe zur Begründung eines speziellen Lehrstuhles der Thomistischen Philosophie an der Universität Löwen aufgefordert; dieser Lehrstuhl ward 1882 errichtet und dem Domherrn D. Mercier übertragen. In den Jahren 1888/89 empfahl Leo XIII. dringend die Einrichtung eines weiter ausgedehnten Institut de philosophie thomiste und gewährte dafür ein Geschenk von 150,000 Francs; 1890 trat ein solches Institut ins Leben; über den Geist, in dem man ans Werk ging, orientiert deutlich die Rede, welche der Präsident, Mercier, 1891 auf dem Kongreß zu Mecheln über die Prinzipien der Organisation hielt. Man wollte die Isolierung der Katholiken in der wissenschaftlichen Welt bekämpfen, man wollte den christlichen Glauben, natürlich in der katholischen Fassung, und die moderne Wissenschaft in eine engere Beziehung setzen, man wollte im besonderen gegenüber der älteren, überwiegend synthetischen und spekulativen Denkweise den spezifisch analytischen und tatsächlichen Charakter der neueren Wissenschaft mehr zur Geltung bringen.

Die Organisation des neuen Instituts aber war und ist folgende: Der Unterricht erstreckt sich über drei Jahre, er hat allgemeine und spezielle Kurse. Die allgemeinen, für alle Studierenden obligatorischen, Kurse haben zum Vorwurf das Ganze der Thomistischen Philosophie, Geschichte der Philosophie, die der Philosophie unmittelbar verbundenen Naturwissenschaften. Die Spezialkurse zerfallen in zwei Sektionen: die erste umfaßt höhere Mathematik und die im allgemeinen Kurs nicht enthaltenen Naturwissenschaften, wie allgemeine Biologie, Physiologie, Psychologie u. s. w., die zweite umfaßt die politischen und sozialen Wissenschaften samt der Moral. Beide Spezialkurse haben besondere Laboratorien und Seminare, welche die Hörer zu eigenen Arbeiten anleiten. Außerdem steht ihnen eine Bibliothek und ein gehaltreiches Lesekabinett zur Verfügung. Ueber den Kreis der Universität hinaus wirkt das Institut, indem es 1901 eine Extension universitaire catholique ins Leben rief und mit großem Erfolge entwickelte; im Jahre 1902/1903 bestanden schon 14 Lokalkomitees dafür, 1903/1904 kamen 9 neue hinzu. Die Zahl der Schüler des Instituts stieg, unter kleineren Schwankungen, von 7 im Jahre 1892 auf 58 zu Beginn des Studienjahres 1903/1904.

Sehr eifrig und reichhaltig war auch die vom Institut entfaltete literarische Tätigkeit. Es wurde eine Bibliothèque de l'Institut supérieur de Philosophie geschaffen, welche alle wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Professoren, Eleven und früheren Eleven umfaßt. Diese

1) L'institut supérieur de Philosophie à l'université catholique de Louvain (1890—1904) — Louvain, imprimerie Polleunis et Ceuterick. 1904. 29 S. Der Verfasser des Berichtes ist *Auguste Pelzer*, docteur en philosophie.

Bibliothek enthielt Ende 1903 5 Revuen (die Revue néo-scolastique, das Sommaire idéologique des ouvrages et des revues de philosophie, das Mouvement sociologique, die Revue sociale catholique, die Revue catholique de Droit), zwei Kollektionen, deren erstere der cours de philosophie in 6 Bänden von je 400—600 Seiten bildet. Vier davon sind von Mercier, dem Leiter des Ganzen, selbst verfaßt: eine Psychologie (1903 in 6. Auflage), die ins Italienische, Polnische, Spanische übersetzt wurde, während Uebersetzungen ins Deutsche und Portugiesische in Vorbereitung waren, eine Logik samt Nations d'ontologie ou de métaphysique générale (3. Aufl. 1902, Uebersetzungen ins Polnische und Spanische erschienen, ins Portugiesische und Italienische wurden vorbereitet), eine Ontologie (3. Aufl. 1902), endlich eine Critériologie générale ou traité général de la certitude (4. Aufl. 1900, Uebersetzung ins Polnische erschien, ins Spanische und Portugiesische standen unmittelbar zu erwarten). Die Geschichte der Philosophie ist in dieser Sammlung vertreten durch das Werk von Prof. de Wulf: Histoire de la philosophie médiévale précédée d'un aperçu sur la philosophie ancienne, die Naturphilosophie durch das des Domherrn Nys: Cosmologie ou l'étude philosophique du monde inorganique (Uebersetzungen ins Englische und Italienische in Vorbereitung). Das zweite Sammelwerk bilden Les Philosophes du moyen âge, das sich speziell mit den belgischen Philosophen befaßt. Außer diesen Revuen und Sammlungen erschienen unter der Autorität des Instituts 26 größere und 17 kleinere Werke, auch hier war der Fruchtbarste der hervorragende Leiter des Instituts, Professor Mercier.

Der Bericht zeigt dann an einer Fülle von Beispielen, wieviel Anerkennung oder doch Beachtung diese ausgedehnte literarische Tätigkeit in den verschiedensten Ländern des Erdballs fand, wie überhaupt das Institut ein bedeutender Faktor im Geistesleben der Gegenwart geworden ist. Den Hauptgrund seines großen Erfolges findet aber der Berichterstatter, Dr. Pelzer, in dem „wissenschaftlichen und modernen Charakter seines Unterrichts und seiner Veröffentlichungen". Incontestablement, l'institut a été pris au sérieux par les philosophes et les savants contemporains noncatholiques parce qu'il a commencé par les prendre eux-mêmes au sérieux. On a pu signaler „sa vitalité réelle" parce qu'il s'est efforcé et s'efforce encore d'être de son temps et de travailler au progrès de la vraie philosophie en éprouvant les doctrines d'Aristote et des scolastiques à la pierre de touche de la science contemporaine.

Wir haben hier also einen Thomismus moderner Art, einen Thomismus, der die alten Prinzipien mit den neuen Tatsachen vereinigen möchte, der glaubt, die wissenschaftliche Bewegung der Gegenwart voll aufnehmen und zugleich die mittelalterlich kirchliche Grundüberzeugung wahren zu können. Möglich wäre das natürlich nur bei der Voraussetzung, daß die neue Wissenschaft wohl neue Tatsachen und Methoden, aber nicht eine neue Denkweise und Weltanschauung mit sich bringt, daß sie nicht den Ausdruck eines neuen Lebensprozesses und eines neuen Grundverhältnisses des Menschen zur Wirklichkeit bildet. An diesem Punkte müssen und werden sich die Geister scheiden. Aber auch wer jenen Versöhnungsversuch ablehnen muß, ablehnen muß im Interesse sowohl der Religion als der Wissenschaft, wird die ehrliche Ueberzeugung, in der er unternommen ist, sowie die Energie und das Geschick, womit er durchgeführt wird, anzuerkennen haben. Namentlich zwingt das unermüdliche Schaffen Merciers zur Hochachtung, ja Bewunderung. Und sehr bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß der Thomismus heute da die größte Lebenskraft und Leistungsfähigkeit zeigt, **wo er das mittelalterliche Gewand abgelegt hat und in der Sprache der Gegenwart redet.**

Mathilde Serao.

Von **Valerio Flamini.**

(Schluß.)

Eine kürzere Skizze unserer Dichterin „All' erta, sentinella!" (Achtung, Schildwache! 1888) gibt eine Schilderung einer Galeerenstrafanstalt in Süditalien, die der Feder Dostojewskys würdig wäre. Wir fühlen uns von einem grauen Dämmerlicht umgeben und sehen die dunkeln Gestalten der Sträflinge mit furchtbarer Anschaulichkeit vor uns vorüberziehen.[1])

Weniger kann ich mich mit „Fior di Passione" (1889) befreunden. Es sind 21 kleine Erzählungen oder Skizzen, sämtlich zuerst im Feuilleton erschienen, welche die Serao hier zu einem Strauße von Passionsblumen vereint hat. Passionsblumen? Das Wort trifft nicht zu im deutschen Sinne; die Leidenschaft in verschiedenen Graden und Erscheinungen ist es, welche die Verfasserin in diesen kleinen Bildern schildern will. Es scheint, als ob sie sich in jener Zeit nicht mehr Zeit und Mühe genommen hätte, einen Roman zu komponieren, ja selten auch nur eine Novelle auszuführen. Die meisten der vorliegenden Skizzen lesen sich wie aus einem Roman herausgerissene Kapitel; den Anfang oder das Ende, manchmal beides, muß man sich dazu denken. Ganz unvermittelt treten die Personen auf, ihr Name wird genannt, sie spielen eine kleine Szene ab und verschwinden dann wieder von der Bildfläche, ehe man recht Zeit gehabt hat, Interesse an ihnen zu gewinnen. Ihre Erscheinung wird in raschen, sicheren, meistens sehr energischen Zügen festgehalten, eine tiefere Charakteristik aber ist bei dieser Art der Darstellung selbstverständlich unmöglich; sie reizt und fesselt, aber sie befriedigt nicht. Trotz der großen Mannigfaltigkeit der uns vorgeführten Personen sind doch die meisten auf einen Ton gestimmt, den der heftig begehrenden, unwiderstehlichen Leidenschaft; es lodert in ihnen ein unheimliches, verzehrendes Feuer — selten eine reine Flamme.

Die Liebe überfällt sie wie ein Verhängnis, dem sie nicht entrinnen können oder wollen. „Sie liebten sich, weil sie sich liebten", oder auch: „sie liebten sich nicht, weil sie sich eben nicht liebten", das ist Erklärung genug. Unsere Phantasie werden diese Bilder anregen und zum Teil ergötzen, ein tieferes Interesse können uns diese Wesen trotz des großen Aufwandes von Feuer und Leidenschaft nicht einflößen — um ihrer frevelhaften Oberflächlichkeit willen, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Sie blitzen und schimmern vor unseren Augen, aber sie erwärmen uns nicht. Die italienischen Frauen haben keinen Grund, sich für dieses Werk bei ihrer hochbegabten Mitschwester zu bedanken; sie will sie anziehend darstellen und das gelingt ihr auch in Bezug auf ihre äußere Erscheinung und die Anmut ihrer Rede — ihre Frauen plaudern mit entzückender Natürlichkeit — aber gehen wir tiefer, so erschrecken wir über die Leere, den Leichtsinn, den Mangel an Seelenadel, der sich unter so schönen Formen verbirgt.

Ja selbst die „tugendhaften" Frauen berühren uns selten sympathisch; sie sind nicht reinen Herzens, sind nicht unbewußt gut, sondern sie sind es aus Stolz mit klügelnder Selbstbewußtheit. Eine reine, edle Frau — und als solche sollen wir Paola in der „Novella d'amore" ansehen —, die glücklich verheiratet ist und von ihrem Mann geliebt wird, schleicht sich einst nachts von seiner Seite fort auf den Balkon, um die Klagen und Geständnisse eines anderen anzuhören, der ihr im Laufe des Abends und wohl nicht zum erstenmal seine Liebe erklärt hat; angesichts dieser Tatsache klingen ihre langen Auseinandersetzungen über eheliche Liebe und Treue sehr seltsam, und als sie ihn fortschickt, mit der Versicherung, daß sie ihn nicht liebe, und der Liebhaber, Fulvio, beteuert, das wäre sein Tod — wären wir gerade so weit wie zuvor, wenn nicht, während sie ihm vom Balkon durch die Nacht nachschaut, eine Stimme

[1]) Diese Novelle erschien 1899 in französischer Uebersetzung in der „Revue de Paris", die auch andere Seraosche Schriften brachte, u. a. „Terne secco" (Februar 1898).

zu ihr sagte: „Paola, du liebst Fulvio." „Dem Gatten antwortete sie: Ja, und die beiden Verzweifelnden starrten sich ins Gesicht."

Kurz, es fehlt diesem Werke an ruhiger Durchbildung. Die Serao hat sich dabei nicht Zeit gelassen, etwas wirklich Gediegenes zu schaffen, und sich mehr als vielgewandte Virtuosin, als Meisterin der Skizze gezeigt.

Um so mehr entschädigt uns ihr großes Hauptwerk, der wunderbare neapolitanische Sittenroman „**Il paese di cuccagna**" (Das Schlaraffenland, 1895), der auch außerhalb Italiens, namentlich in Frankreich, großes Aufsehen erregt hat; eine französische Uebersetzung erschien 1898, und eine deutsche folgte ihr in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen", Jahrgang 1900. — Die ganze Handlung dreht sich um das Lottounwesen in Neapel. Mit zauberischer Schöpfungsgabe stellt uns die Verfasserin wirkliche Lebewesen vor Augen, ein Gewimmel bewegter Mengen, eine ganze Stadt in ihrer äußeren Erscheinung — ihrem Himmel, ihrem Klima, ihrer Landschaft — und ihrem inneren Charakter, den Sitten, der Sinnlichkeit, der Seele des Volkes.

Die Vorzüge, welche Mathilde Serao in diesem Buche kundgibt, treten auch in ihren ausdrucksvollen Gesichtszügen hervor, die an das energische, breite Antlitz von Balzac erinnern. Sie hat kein schönes, wohl aber ein bedeutendes Gesicht, aus dem die Kraftfülle eines genialen Menschen, der Geist und die Leidenschaft der Südländerin sprechen. Die schwarzen, funkelnden Augen blicken scharf und mächtig, und um den Mund liegt ein Ausdruck stahlharter Willenskraft. — Auch in künstlerischer Beziehung nennt Bourget unsere Schriftstellerin den italienischen Balzac. Ein großes Wort im Munde eines Parisers, der seine Literatur bis ins kleinste kennt! Denn was war nicht Balzac für die schöne Literatur unter Louis Philippe, was ist er nicht geblieben für die Literatur des Jahrhunderts! Wäre ihm die künstlerische Form so zu Gebote gestanden, wie er die Typen seiner Gesellschaft in sich aufzunehmen und zu reproduzieren wußte, so stünde er fast ebenbürtig neben Shakespeare da. Und an Shakespeare erinnert in der Tat zuweilen auch die Verfasserin des „**Paese di cuccagna**" im Reichtum und im Leben ihrer originellen Schöpfungen. Wie bei Balzac würde es eine Arbeit erfordern, alle von ihr nach dem Leben gemalten Typen aufzuzählen. Doch bei Balzac gesellte sich zum Beobachter der Theoretiker; er suchte seine Eindrücke philosophisch zu verwerten und zu Formeln zu gestalten. Bekanntlich wechseln in seinen Erzählungen die doktrinären Seiten mit den dramatischen. Dagegen geht die Serao mit vollkommener Nüchternheit vor und bekundet in diesem Werke recht eigentlich die dramatisch angelegte Natur ihres Talents. Im „**Paese di cuccagna**" geschieht sehr viel, und die Charaktere entwickeln sich, ganz shakespearisch, durch ihr Handeln und Wollen. Die feinsten Charakterzüge, die kleinsten Einzelheiten der Wesen und Dinge entspringen der Phantasie der Dichterin mit einer ungestümen Kraft, die ihr nicht Zeit läßt, über ihre Eindrücke zu philosophieren. Hierin steht sie Zola näher als Balzac; das „Schlaraffenland" ist eigentlich das neapolitanische „**Assommoir**". Doch was die Alkoholsucht im Hauptwerk des französischen Meisters, das tut hier die Spielwut, das Fieber der Lotterie — des „Lotto", wie man es dort unten nennt. Von dieser Raserei wird eine ganze Stadt beherrscht — herabgekommene Adelige und bedrängte Handelsleute, Bürger und Arbeiter, Atheisten sowohl als abergläubische Katholiken —, und diese Stadt ist Neapel, die malerischeste der Welt, das lebenslustige Neapel mit seinen großartigen und verfallenen Palästen, seinen armen, überfüllten, schmutzigen Quartieren, seiner orientalischen Poesie und seinem spanischen Aberglauben, seiner Verehrung für den heiligen Januarius und für die Geisterseher, seinen Geheimgesellschaften, seinen Straßenleuten, Vagabunden und verkannten Künstlergenies, seinen Priestern, Wucherern und Lustmädchen; und auf dieser feurigen, leidenschaftlichen Bevölkerung lastet — wie auf dem wirklichen Feuer des nahen Vesuvs — die Glut eines beinahe afrikanischen Klimas, das bald die Lebenskraft lähmt, bald die tierischen Instinkte erregt.[1]) Dies ist der erstaunliche Gegenstand, den die italienische Schriftstellerin vor Augen gehabt und, wie der französische Romandichter die Pariser Vorstädte, mit der Lebendigkeit und der Färbung des wirklichen Lebens wiedergegeben hat. Das „**Paese di cuccagna**" führt uns in die Geschichte von Neapel ein, wie das „**Assommoir**" in die von Paris. Durch die überlegene Technik solcher Künstler wird der Sittenroman zugleich ein Versuch sozialer Physiologie und ein wichtiger Beitrag zur eigentlichen Geschichte des Landes.

Szenen des neapolitanischen Treibens folgen einander in buntem Wechsel: ein bürgerliches Fest, die Ziehung der Lotterie, der Karneval, das Wunder des heiligen Januarius. Wir sehen die Reihe der Heiligenbilder durch die engen, überfüllten Straßen der alten Stadt tragen; St. Anton, St. Rochus, St. Blasius werden vom Volke mit gewohnten Zurufen begrüßt; von jedem wird die Gnade verlangt, die ihm eigen ist. Dann befinden wir uns in der Kirche Santa Chiara, wo eine begierige Volksmenge mit Bitten, Gelübden, Geschrei die Erfüllung des jährlichen Wunders erwartet. Die Reihe der „Credos", von vielen tausend Stimmen gesungen, gibt die Gefühle zu erkennen, die nacheinander diese Seelen erfüllen: Hoffnung, Unruhe, Ungeduld, Wut; und wie endlich nach dem 39. Credo der Priester dem Volke das Gefäß zeigt, worin das kostbare Blut kocht, entsteht eine rasende Begeisterung, ein Geschrei, ein Gestöhn, ein Geschluchze, daß die Glocken im Turme vibrieren und die alte Kirche in den Fundamenten zittert. Das Stück kann mit den berühmtesten in dieser Art verglichen werden, mit der Prozession im „Triumphe des Todes" von D'Annunzio, mit der Pilgerschaft von „Lourdes".

Bei der Ziehung der Lotterie geht ein Zug der Raserei durch die ganze Szene; anfangs glühende Lüsternheit, am Schlusse betrogene Hoffnungen und Wutausbrüche. Das Spiel ist der einzige, allmächtige Gebieter; es leitet die Gemüter, verdirbt den Charakter, vernichtet die Willenskraft, zieht alle die Törichten und Unwissenden in denselben Schlund hinab. Alle Volksklassen unterliegen dieser Plage. Der Adelige versetzt seine Bilder und sein Silberzeug, der Arbeiter verpfändet sein Wochengeld. Einer träumt, den alten Glanz seines Hauses wiederherzustellen, ein Kaufmann wünscht, seine bedrängten Geschäfte zu heben, dieser Vater will seine Tochter ausstatten, jener arme Teufel will sich den Luxus verschaffen, alle Tage zu essen. Ein Zauber ist vor ihren Augen; sie hören und sehen nichts anderes. — Das Buch schließt wie ein Nekrolog. Die vor kurzem noch ein kleines Vermögen besaßen, sind elend und wahnsinnig geworden, nicht sowohl Menschen als menschliche Automaten, dem Hunger, der Schande, dem Selbstmord preisgegeben.

Die Verfasserin des „**Paese di cuccagna**" beschreibt nicht, um zu beschreiben; ihre Bilder besitzen deshalb einen so hohen Wert, weil sie nicht ihr eigener Zweck sind, sondern eine höhere Bedeutung haben; ihre Mannigfaltigkeit wirkt nicht ermüdend, weil jedes außer seinem künstlerischen Verdienst den Wert eines Beweisgrundes besitzt und dazu beiträgt, den herrschenden Gedanken des Buches zu beleuchten. Dieser Gedanke ist nicht ein einziges Mal in abstrakten Worten ausgedrückt und in die Form einer Demonstration gelegt; doch liest man ihn zwischen den Zeilen. Frau Serao hat es nicht nötig gehabt, gegen die Regierung zu predigen oder sich zum Mitleid über das Unglück der Spieler zu bewegen: sie hat sich damit begnügt, dieses Fieber in allen seinen Folgen objektiv darzulegen, um gegen die Einrichtung des Lotto die heftigste und unerbittlichste Anklage zu richten. Und da diese Einrichtung zu denen gehört, die nur durch die Wirkung der allgemeinen Meinung fortbestehen und durch eine Meinungsänderung aufgehoben werden könnten, hat unsere Dichterin, im Sinne von Dumas fils, „fait de l'art utile". Denn im Hintergrunde lauert stets die Be-

[1]) Eine etwas eingehendere Schilderung dieses Zustandes und seiner natürlichen Ursachen befindet sich in meinem Aufsatz „**The Spanish decline**" in der „**Westminster Review**", Februar 1899.

lehrung, die Absicht, Gutes zu stiften, den Landesschaden zu heilen.

Es hieße die Vielseitigkeit des Seraoschen Talentes verkennen, wenn man nur die Macht des Gesamtbildes an diesem Hauptwerk priese. Wie gewisse Freskomaler aus der italienischen Renaissance, z. B. Ghirlandaio und Benozzo Gozzoli, mitten ins Menschengedränge manchmal ein Bildnis einführen, das nach der Art einer Miniatur mit der Lupe gezeichnet scheint, liebt es die Verfasserin des „Paese di cuccagna“, einige von den Personen, die sie eben im bewegten Volksleben flüchtig hat auftreten lassen, einzeln vorzuführen und aufs genaueste zu charakterisieren. Das Talent zum analytischen und Sittenroman entwickeln in ihr dieselbe Kraft. Einige ihrer Bücher, wie „Fantasia“, waren bloße analytische Romane, und selbst hier ist mit der Schilderung der Volksmasse ein persönliches Drama vereinigt und ebenso fein und genau entworfen, wie die Figur eines „Adolphe“ oder „Dominique“. — In der rasenden Menge der Spieler tut sich ein Menschenpaar hervor, dem die Dichterin besondere Aufmerksamkeit schenkt: der Marquis Cavalcanti und seine Tochter Bianca Maria. Ein glänzender, großmütiger Traum verfolgt den überspannten alten Marchese. Er hat sich vorgenommen, seinem Hause die alte Pracht wiederzugeben, und sucht im Spiele die Hilfsquelle, die er weder von der Arbeit, noch von der Spekulation erwarten kann. Die kostbarsten Edelsteine, das schwere Silberzeug, die altklassischen Bilder, die wertvollen Bücher, alles verschwindet nach und nach, um im Lotto verschlungen zu werden. Von einer beständigen Geldgier geplagt, gibt sich der Marquis zu unehrlichen Verträgen her, leiht sich Summen, die er nicht zurückgeben kann, nimmt seinen Dienstboten das Wenige, das sie für die täglichen Ausgaben verwahrt haben. Er schwankt zwischen kindlicher Leichtgläubigkeit und greisenhaftem Mißtrauen. Er kniet vor dem Familienaltar nieder und klopft sich fromm die Brust vor dem „Ecce homo“, der das Haus beschützt; doch ein ander Mal wird er mitten in der Nacht wütend gegen diesen verräterischen Gott und schleudert ihn in den Brunnen hinab, aus dem man ihn am nächsten Tage entfärbt und triefend herauszieht. Leute, die denselben Wahnbildern nachgehen wie der Marquis, nahen ihm, eine böse Gesellschaft umgibt ihn. Ein Gauner macht sich den Aberglauben der Spieler zunutze, indem er sich von einem Geiste besessen stellt, der ihm die Nummern voraussagt, die gewinnen werden. Zerfahren, mit dem Gesicht eines Fieberhaften, in zerfetzten Kleidern, abgetragener Wäsche geht er daher, eine rätselhafte, imposante Erscheinung; ungeheure Summen werden von ihm erpreßt. Am Arme dieses Schurken kann man den Träger eines berühmten Namens erblicken.

Eine bleiche, traumhafte, melancholische Gestalt ist Bianca Maria. In dem einsamen Palast eingeschlossen, wo ihre 20 Jahre keine andere Gesellschaft haben als eine alte Dienerin, geht sie still von ihrem Zimmer in die Kapelle, von der Kapelle in das nahe Kloster. Sie weiß, daß sie an der wilden Manie ihres Vaters umkommen wird. Aber nie kommt ihr der Gedanke, daß ihr als einem menschlichen Geschöpf das Recht oder die Pflicht zustehe, sich dieser Tyrannei zu entziehen; sie unterwirft sich blindlings der väterlichen Gewalt. So verkümmert sie in der Dunkelheit und verblüht vor der Zeit, diese sonnenlose Blume im Lande der Sonne. Schon fängt ihr Verstand an, sich zu verschleiern. Da reißt sie der Marquis vollends in den Wahnsinn mit. Er ist überzeugt, daß Bianca Maria, das unschuldige, fromme Kind, Visionen haben müsse. Er fleht sie an, den Geist zu rufen und ihm die Offenbarung zu erpressen, die das Haus Cavalcanti retten wird. Er unterwirft sie törichten Entbehrungen, zwingt sie zum Fasten, behandelt sie mit Bitten und Drohungen, kniet mitten in der Nacht vor ihr nieder, der Vater vor dem Kinde. Endlich wird das arme Geschöpf rasend und fängt an, den Geist wirklich zu sehen. Es sind Fieberanfälle, denen lange Erschlaffung folgt; hilflos ist sie dem Uebel ausgesetzt. Und wir selbst werden verfolgt von der Erinnerung an diese tragischen Nächte, wo der Wahnsinn des Vaters den der Tochter hervorruft.

Diese originelle und tiefe Darstellung eines jungen weiblichen Herzens, einer freiwilligen Iphigenie oder Kordelia, die dem wahnsinnigen väterlichen Traumbild zum Opfer fällt, würde genügen, um in diesem Buche bei aller männlichen Kraft und üppigen Farbenpracht die zarte Frauenhand erkennen zu lassen. Unsere Dichterin kann, wenn sie will, ebenso viel Grazie wie Kraft entwickeln. Sie weiß zugleich unendlich weich und unendlich tragisch zu sein. Diese vielseitige Begabung macht aus ihr, meiner Meinung nach, eines der vollkommensten Künstlertemperamente, die nicht nur in Italien, sondern in den beiden Weltteilen vorhanden sind. Hoffentlich werden die journalistischen Beschäftigungen sie in ihrem bevorstehenden reiferen Alter nicht an der Ausführung der großen Werke hindern, die wir noch von ihr erwarten.

Die Ueberlegenheit einer solchen Rivalin hat selbst Bourget anerkannt in der Widmung an Mathilde Serao, die seinem Roman „La duchesse bleue“ (Paris, Lemerre, 1898) vorangeht. Wir geben sie zum Schlusse wieder:

„Verehrte Frau und Freundin! Ich hätte Ihren Namen auf einen Roman setzen mögen, der würdiger wäre, der genialen Verfasserin des „Paese di cuccagna“ gewidmet zu werden. Wenn man derartige Bücher liest, wo sich die ganze Seele eines Volkes ausspricht, erscheinen solche individuellen psychologischen Studien wie meine „Duchesse bleue“ recht winzig und fade: sie nehmen sich aus wie ein einfaches Genrebild neben dem riesigen Fresko eines italienischen Meisters des 15. Jahrhunderts. Sie, verehrte Frau, haben von jenen den breiten Pinselstrich, die Schöpfungsgabe geerbt, welche mit Leichtigkeit die Personen zu Hunderten vorführt; in unseren Tagen sind Sie darin weder vom Verfasser des „Assommoir“, noch von dem des „Bel-Ami“ — auch zwei wunderbaren Beschreibern der Menge — übertroffen worden. Indem ich Sie und jene studierte, will ich nicht sagen, daß ich jemals an der literarischen Gattung gezweifelt hätte, der ich mich gewidmet habe, nämlich am analytischen Roman; aber ich habe stets die Beschränkung einer Form empfunden, welche die Entfaltung einer Fähigkeit ausschließt, die Ihnen und jenen eigen ist, nachdem sie Scott, Balzac, Tolstoi und alle die Erzähler, die mit großen Gesamtwirkungen vorgehen, besessen haben: die Färbung des bewegten Lebens.“ . . .

„Ich kann nicht umhin, mit großer Freude wahrzunehmen, wie diese vielseitige, geschmeidige, der modernen Seele so vollständig angemessene Kunst des Romans gegenwärtig in allen Ländern tüchtige Vertreter besitzt. Diese bewundernswerte Gattung ist nicht von jener glorreichen Reihe abgeschlossen worden, die von Scott bis zu Maupassant und Daudet reicht — um nur von den Toten zu sprechen. — Unter denen, die noch in der vollen Blüte ihres Schaffens stehen, gibt es keinen, von dem wir mehr erwarten, als von Mathilde Serao, der Verfasserin von „Krankes Herz“ und „Eroberung Roms“; ich schätze es als ein Glück, ihr dieses schwache Zeugnis meiner aufrichtigen Bewunderung darzureichen.“

Bücher und Zeitschriften.

Europäische Weberei und Stickerei. Künstlerische Entwicklung der Weberei und Stickerei innerhalb des europäischen Kulturkreises von der spätantiken Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Mit Ausschluß der Volkskunst. Von Moriz Dreger. (K. k. österreichisches Museum für Kunst und Industrie. Wien 1904. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.) Ein Textband XX und 365 S., zwei Tafelbände mit insgesamt 348 Tafeln.

An die frühere Publikation „Entwicklungsgeschichte der Spitze“ von demselben Verfasser schließt sich das vorliegende Werk an als ein weiterer Schritt zur Ausführung des Planes der österreichischen Museumsleitung, die verschiedenen Gebiete der Textilkunst in einer Reihe von Sonderdarstellungen, ausgehend von den Sammlungen des österreichischen Museums, zu behandeln. Stickerei und Weberei, die ja künstlerisch über-

all auf die gleichen Ziele gerichtet sind, werden gemeinsam dargestellt. Das Werk verfolgt die historische Entwicklung der Ornamentik auf beiden Gebieten der Textilkunst vom Ausgang der Antike bis zum vorigen Jahrhundert und sucht die Ursachen aufzuzeigen, durch welche die wichtigsten Stilwandlungen in diesem Zeitraume bedingt sind. — Da ein Ueberblick über die gesamte Entwicklung der beiden Textilkünste — trotz vieler früherer Arbeiten auf diesem Gebiete — noch nicht gegeben worden war, so galt es in erster Linie, für diese Aufgabe das Material herbeizuschaffen. Die Sammlung des österreichischen Museums genügte für den Zweck des Werkes nicht; aus allen Ländern Europas hat der Verfasser mit unermüdlichem Fleiße die Stücke zusammengesucht und seiner Tafelsammlung einverleibt, die ihm als charakteristisch für den Gang jener Entwicklung erschienen. Er beschränkt sich dabei nicht auf die Reproduktion tatsächlich erhaltener Webereien und Stickereien, sondern entnimmt die Argumente für seine Darstellung auch aus Gemälden und anderen Kunstdenkmälern. Die Tafelsammlung, welche auf diesem Wege gewonnen wird, bietet gewiß nicht nur „für einige Zeit nützliche Anregung", wie der Verfasser bescheiden wünscht, sondern wird in Zukunft als Grundstock für das Studium der Stilgeschichte auf diesem Gebiete dienen können. Soweit Stücke des österreichischen Museums und noch nicht publizierte Bestandteile von Privatsammlungen reproduziert werden, sind dazu eigens hergestellte photographische Aufnahmen verwendet worden. Diese Reproduktionen sind durchgängig sehr anerkennenswert; größeres Format wäre freilich erwünscht gewesen. Von hervorragender Schönheit der Ausführung sind die meisten der farbigen Reproduktionen. Man vergleiche u. a. die Nummern 18, 43, 112, 147, 238 und besonders das Meisterstück farbiger Reproduktionskunst 241/2. Daß bei den Neuaufnahmen regelmäßig die Größe der Originale bezeichnet wurde, ist — gegenüber dem Mangel solcher Angaben in vielen sonst vorzüglichen Reproduktionswerken — als dankenswert zu erwähnen; bedauerlich bleibt, daß diese Größenangaben vielfach nur in ungefährer Annäherung statt in exakten Maßen mitgeteilt sind. — Von dem Texte, mit welchem der Verfasser dieses wertvolle Tafelwerk begleitet, darf bei dem Umfang und der Neuheit des Unternehmens natürlich nicht eine Lösung aller einschlägigen Fragen erwartet werden. Neben einer Reihe technischer und terminologischer Aufklärungen, für welche der technisch ungeschulte Leser dem Verfasser zu Dank verpflichtet sein wird, enthält der Textband wesentlich historische, nur zum kleinsten Teile künstlerische Erörterungen. Für prinzipielle künstlerische Betrachtungen auf dem Gebiete der textilen Ornamentik bleibt der Boden so lange unsicher, als die Unklarheiten der Semperschen Theorie nicht gründlich beseitigt sind; eine Klärung der künstlerischen Fragen ist auf diesem Boden nicht möglich. Zu organischer Einheit ist der Textband aus diesem Grunde nicht gediehen: man behält, wie bei so vielen kunsthistorischen Publikationen, den Eindruck eines Mosaiks interessanter Einzelbetrachtungen. Weit glücklicher als auf dem Gebiete prinzipieller ästhetischer Erklärung ist der Verfasser in der Untersuchung der Herkunft ornamentaler Formelemente. Der Nachweis für den ostasiatischen Ursprung einer Reihe von Motiven (S. 125 f., 129, 136), die Darstellung der allmählichen Entwicklung des Granatapfelmusters aus der Palmette (S. 90, 156 ff.) seien hier besonders hervorgehoben. Auf die Fülle anderweitiger interessanter und mühevoller historischer Ausführungen in dem Werke kann hier nicht im einzelnen eingegangen werden. — Bedauerlich erscheint dem Referenten, daß einerseits aus äußeren Gründen die Volkskunst unberücksichtigt geblieben ist, andererseits die Gobelin-Technik für eine besondere Veröffentlichung zurückgestellt wurde. Da für das ganze Werk nicht der technische, sondern der künstlerische Gesichtspunkt maßgebend war — wodurch z. B. S. 110 ausdrücklich das Ausgehen von der künstlerischen Erscheinung statt von der Webeart gerechtfertigt wird —, so wäre es nur konsequent gewesen, die verschiedenen Techniken vereint zu behandeln, die künstlerisch die gleichen Ziele verfolgen. Die später zu erhoffende Darstellung der Volkskunst wie diejenige der Geschichte des Gobelins werden kaum anders als in Anlehnung an das vorliegende Werk und unter Bezugnahme auf dessen Inhalt durchzuführen sein.

München. H. Cornelius.

Allgemeine Rundschau.

76. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte.

VI. (Schluß.)

Breslau, 22. Sept.

Die medizinische Hauptgruppe befaßte sich mit der Frage der Leukocyten (weißen Blutkörperchen). Prof. Dr. E. Grawitz (Charlottenburg) berichtete über die klinische Bedeutung der farblosen Blutzellen. Der Vortragende machte darauf aufmerksam, daß die klinische Verwertung der Leukocytenbefunde bisher nur sehr unsicher und nur in geringem Umfange möglich war. Die Leukocyten seien keineswegs als bloße Schutzmaßregeln für den Organismus aufzufassen, sondern haben auch eine hohe Bedeutung für die Ernährung. Praktische Folgerungen müssen insbesondere für die Chirurgie mit großer Vorsicht gezogen werden. — Ueber Ursprung und Schicksale der farblosen Blutzellen verbreitete sich sodann Prof. Dr. Askanazy (Königsberg). Er schilderte den Ursprung der farblosen Blutzellen vor und nach der Geburt des Menschen. Diese Zellen werden beim Embryo in mehreren Organen erzeugt, ohne zu dieser Zeit bereits in irgend einer nennenswerten Zahl in das Blut überzugehen. Die Verwendung für farblose Blutzellen scheint vor der Geburt noch sehr geringfügiger Natur zu sein, da sich Gelegenheiten zu ihrer Wirksamkeit kaum darbieten. Nach der Geburt entstehen die weißen Blutkörperchen in den Lymphdrüsen und im Knochenmark, nur wenige in der Milz. Aus diesen Quellen wandern zu den verschiedenen Tageszeiten nur so viel in die Blutbahn, als zu den Leistungen des Körpers gerade erforderlich sind. Zuweilen ist diese Vermehrung eine für unser Leben zweckmäßige Erscheinung, nämlich dann, wenn gesteigerte Ansprüche an die farblosen Blutzellen gestellt werden, wie z. B. bei Entzündungen. Diese Zunahme der weißen Körperchen (Leukocytose) ist von einem schweren Leiden zu trennen, bei welchem die Zahl der farblosen Zellen im Blut meist enorm angewachsen ist. Diese Krankheit, die Leukämie oder das weiße Blut genannt, beruht auf einer geschwulstartigen Wucherung des Knochenmarkes, aus welchem in diesem Falle krankhafte Zellmassen in die Blutbahn hineingepreßt werden.

In der Schlußsitzung des Kongresses sprach zuerst Prof. Eugen Meyer von der Technischen Hochschule in Charlottenburg über die Bedeutung der Verbrennungskraftmaschinen für die Erzeugung motorischer Kraft. Sodann sprach Professor Dr. G. Haberlandt (Graz) über die Sinnesorgane der Pflanzen. Die alte aristotelische Grenzmauer zwischen Tier- und Pflanzenreich ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum großen Teile niedergerissen worden und statt nach den Unterschieden sucht man heutzutage nach den gemeinsamen Merkmalen in der Organisation und im Leben der Tiere und Pflanzen. Das Wesen der lebenden Substanz wird durch keine Grundeigenschaft so scharf gekennzeichnet wie durch die Reizbarkeit. Wenn man die Aufnahme gewisser äußerer Reize seitens der Tiere als Sinneswahrnehmungen bezeichnet, so müssen bei der prinzipiellen Uebereinstimmung der Reizbewegungen in beiden Reichen organischen Lebens auch den pflanzlichen Organismen Sinnesfähigkeiten zugeschrieben werden. Es taucht nun sofort die weitere Frage auf, ob sie auch Sinnesorgane besitzen, ob sie zur Aufnahme bestimmter äußerer Reize, so wie die Tiere, mit eigenen Perzeptionsorganen ausgerüstet sind. Der Vortragende führte näher aus, wie er, geleitet von dem Gedanken der physiologischen Arbeitsteilung, die auch den anatomischen Bau des Pflanzenkörpers beherrscht, zunächst den Bau, die Funktion und die Verbreitung jener Sinnesorgane der Pflanzen studierte, die zur Aufnahme von mechanischen Reizen dienen und demnach den Tastorganen der Tiere vergleichbar sind. Er schilderte die Fühlborsten und Fühlhaare der sogenannten Sinnpflanzen, sowie einiger insektenfressender Gewächse, die Fühlpapillen reizbarer Staubblätter und die Fühltüpfel verschiedener Ranken. Dann ging der Vortragende auf die von ihm und Nemec entdeckten Sinnesorgane zur Wahrnehmung des Schwerkraftreizes über, welche in allen Stengeln, Wurzeln und Blättern, die sog. geotropische Bewegungen aus-

führen, allgemein verbreitet sind. Schließlich ging der Vortragende auf die Sinnesorgane der Pflanzen für Lichtreize über und führte des näheren aus, daß seinen Untersuchungen zufolge die papillöse Epidermis der Blattoberseite vieler Pflanzen ein lichtperzipierendes Sinnesepithel vorstellt. So können wir bestimmt behaupten, daß auch auf dem Gebiete der Reizwahrnehmung ein prinzipieller Unterschied zwischen Tier- und Pflanzenreich nicht existiert, weder in physiologischer noch auch in anatomischer Hinsicht. Ja, wenn wir uns vor Augen halten, wie weitgehend die Analogie der Konstruktionsprinzipien ist, nach denen im Tier- und Pflanzenreich die Sinnesorgane gebaut sind, so wird uns auch klar, daß auf keinem Gebiete des anatomischen und histologischen Aufbaues die Aehnlichkeit zwischen Tier und Pflanze so groß ist wie auf dem Gebiete der Sinnesorgane.

Den letzten Vortrag des Kongresses hielt Professor Dr. Rhumbler (Göttingen) über Zellenmechanik und Zellenleben. Er leitete seine Ausführungen ein mit einem kurzen Ueberblick über die zeitgenössischen Forschungen auf biologischem Gebiete. Den längst überwunden geglaubten Begriff von der „Lebenskraft" hätten die sogenannten „Neovitalisten" in neuer, völlig der mechanischen Vorstellbarkeit entrückter Gestalt wieder auferweckt. Die „Entelechien", die „Entwicklungsintelligenz", die „Dominenten" sollen nach den Lehren dieser Forscher selbst stofflos dem Stoffe innewohnen und ihn, ohne ihrerseits mechanischer Gesetzlichkeit unterworfen zu sein, zum richtigen Endziel leiten. Dieser Ansicht widerspricht der Vortragende. Sämtliche Lebensvorgänge der Organismen müßten sich mechanisch vollziehen, denn der Stoff, mit dem das Leben arbeitet und aus dem es entsteht, ist, physikalisch betrachtet, eine Masse, die den durch Physik und Chemie bestimmten Gesetzen der Massen unterworfen ist. Die mechanische Analyse der Lebensvorgänge der Zellen sei die Aufgabe der Zellenmechanik; sie ist keine abschließende, sondern eine neue Bahnen eröffnende Wissenschaft.

Hierauf erfolgte der Schluß der Versammlung. Zunächst dankte der Vorsitzende der Gesellschaft, Professor Chiari (Prag), allen Förderern des Naturforschertages, insbesondere der Regierung, der Universitätsstadt und der Breslauer Bevölkerung und den beiden Geschäftsführern. Die Wissenschaft könne mit dem Erfolg der Tagung, sowohl mit dem, was in den Hauptversammlungen als auch mit dem, was in den Sektionen geleistet worden sei, zufrieden sein. Der Naturforschertag habe wieder gezeigt, daß die deutsche Wissenschaft rüstig fortschreite. Die Naturfoscherversammlungen zeigten auch, daß die Naturforschung ein einheitliches Ganzes bilde, und daß die Naturforscher eine einzige große Familie seien. Redner schloß mit einem „Auf Wiedersehen in Meran". (Stürmischer Beifall.) Sodann erhielt der zweite Geschäftsführer, Geheimrat Professor Ladenburg (Breslau), das Schlußwort, in welchem er ausführte, daß das Bestreben der naturwissenschaftlichen Fächer auf Gleichberechtigung mit den philologischen Fächern auf den höheren Schulen einem unbedingten Bedürfnis entspreche, und daß das Vorgehen der Naturforscherversammlung nach dieser Richtung warm zu begrüßen sei. Sowohl auf den Mittel- als auch auf den Hochschulen müßten die Naturwissenschaften zu ihrem Rechte kommen. Redner schloß mit dem Wunsche, daß diese Erwartungen sich erfüllen mögen.

*

Die Herkunft der Arier.

Viktor Henry hat soeben einen populären Aufsatz über die schwierige Frage der Herkunft der Arier geschrieben, der gemäß dem Athenaeum folgendes enthält. Henry zeigt, auf linguistischer Basis, daß die Indo-Europäer, wie er sie zu nennen vorzieht, zu allererst in den Steppen zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer gelebt haben müssen; sie waren ein Nomaden- und Hirtenvolk, die den Gebrauch des Feuers kannten und die gewaltigen Naturerscheinungen wie Dämmerung, Sturm, Nacht und Sonne, zu ihren Göttern machten. Der Gebrauch der Metalle muß ihnen nach Henry von den Sumeriern gelehrt worden sein, da die Bezeichnung von „Axt" und „Kupfer" in beiden Sprachgebieten übereinstimmt. Dagegen sollen sie von Anfang an die Herstellung von Töpfereien und sehr früh Webekunst gekannt haben. Wie alle Nomaden waren sie in Stämme geteilt, und Henry nimmt an, daß sie in Polygamie gelebt haben. Monogamie war von allen indo-europäischen Stämmen nur bei Griechen und Römern in Ehren gehalten und doch rechneten sie auch die Herkunft nur von der Vaterseite. Für das Aeußere war blondes Haar und schlanker Wuchs charakteristisch. Die Zeit ihrer ersten Wanderungen aus dem Urgebiete wagt Henry nicht einmal approximativ zu bestimmen. Als sie auszuziehen begannen, wandten sie sich sicher nach verschiedenen Richtungen: „Nach Südosten gegen das asiatische Land jenseits der genannten Meere; nach Süden nach Griechenland und den Inseln des Mittelmeeres; nach Westen und Nordwesten zu den Gletschern und Wäldern Zentraleuropas. Sie dachten nur mehr Platz und mehr Weide für ihre Herden zu suchen und sie drängten, ohne es zu wissen, zur Eroberung der Welt.

M.

*

Vom „Seeschießen".

Zu den nicht völlig aufgeklärten physikalischen Vorgängen gehören bekanntlich die plötzlichen Detonationen, die man am Meer oder an größeren Seen bisweilen zu hören bekommt, und die am Bodensee als „Seeschießen", allgemeiner als „Seeknallen" oder „Mistpoeffers" (Nebelpuffer) bekannt sind. Ein sehr bemerkenswertes Vorkommen dieser Erscheinung erwähnt, wie Professor Halbfaß im Globus mitteilt, G. B. Callegari in den Riv. Geogr. Ital. XI, 5/6. Während diese eigentümliche akustische Erscheinung sonst fast nur am Ufer des Meeres oder großer Binnenseen gehört wird, ist sie jetzt auch seit geraumer Zeit am Ufer des kleinen, nur 52 Hektar großen, in 1100 Meter Meereshöhe gelegenen Lago Torel in Südtirol beobachtet worden. Daß dies Geräusch von dem unterirdischen Abfluß des Sees herrühren sollte, wie der italienische Seismologe Baratta in ähnlichen Fällen annahm, ist bei der Kleinheit des Sees und der eigenartigen Beschaffenheit des Tales, in welchem er liegt, gänzlich ausgeschlossen. Callegari glaubt, in Uebereinstimmung mit der bisherigen Deutung des Phänomens, an atmosphärische Ursachen und wird sich mit der Erscheinung und ihren Ursachen ausführlich beschäftigen.

*

Kleinere Mitteilungen.

M. C. **Aus Italien.** In der letzten Woche hat in Foligno der diesjährige Kongreß der umbrischen Geschichtsgesellschaft (Deputazione umbra di storia patria) stattgefunden. Der Kongreß war in diesem Jahr stärker besucht als gewöhnlich, da mit ihm die Eröffnung und Einweihung der neuen städtischen Pinakothek und des Museo del risorgimento verbunden war. Unter den zahlreichen Vorträgen, die zum Teil sehr interessant waren, befanden sich manche Mitteilungen von bisher unbekanntem Archivmaterial, besonders zur toskanisch-umbrischen Geschichte. An den Kongreß schloß sich ein Besuch der unfern Foligno gelegenen einstigen Abtei von Sassovivo, einem edlen romanischen Bau, dessen Kreuzgang dem von S. Paolo fuori in Rom als Vorbild gedient hat. — Am 22. d. M. starb in Rom der Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Cesare Rosmini, der Neffe und einzige lebende Verwandte Antonio Rosminis. Er machte in der Finanzverwaltung eine rasche Karriere, war mehrmals Kabinetschef des Finanzministers und wurde schließlich in das Oberverwaltungsgericht berufen. Seine Mußezeit verwendete er auf eingehende Studien zum Leben und Schaffen seines Onkels. Eine warme Freundschaft verband ihn mit Franz Xaver Kraus, dem er wiederholt Material zur Verfügung stellte.

M. C. **Ein Mosaik aus Ravenna in Berlin.** In einem Artikel des römischen Giornale d'Italia hatte der bekannte Kunsthistoriker Prof. Dr. Venturi mitgeteilt, daß ihm bei einem Besuch im neuen Kaiser Friedrich-Museum in Berlin ein großes Mosaik aus Ravenna aufgefallen sei, von dem man in Italien nicht wisse, daß es sich in Berlin befinde. Da nun mehrere Blätter daran die Vermutung knüpften, es handle sich um eine geheime Entführung des Kunstwerkes aus unseren Tagen, stellt Corrado Ricci fest, daß das Mosaik zwar erst

neuerdings in Berlin wieder zusammengestellt worden sei, daß es sich aber schon seit 1843 dort befinde und zwar habe es die päpstliche Verwaltung selbst damals an König Friedrich Wilhelm IV. verkauft. Es stammt ursprünglich aus der Kirche S. Michele in Africisco zu Ravenna.

Bü. **Archäologisches aus Griechenland.** Auf dem Hügel Ajos Athanassios (von den Anwohnern „Schule des Homer" genannt) nahe der Nordküste der Insel Ithaka stieß W. Vollgraff auf Reste eines sehr alten Gebäudes (mehr als 70 m im Geviert) mit kleinen Bildwerken antiker Gottheiten, einem tiefen Schachtgrab, Grabdenkmälern und Sarkophagen, goldenen und silbernen Schmucksachen mit Steinen und einer Menge kupferner und silberner Münzen. In der Nähe liegt die Gemarkung Melándros, genannt von dem dunklen Wasser, von dem die Touristen in Erinnerung an das μέλαν ὕδωρ gern Proben mitnehmen.

✕

Hochschulnachrichten.

* **Bonn.** Der ordentliche Professor der Mathematik Dr. Hermann Kortum ist am Samstag im Krankenhause Bethanien zu Hamburg im Alter von 64 Jahren am Herzschlag gestorben.

* **Hamburg.** Ueber die von der Hamburger Oberschulbehörde als Ersatz für die fehlende Hamburger Universität veranstalteten Vorlesungen entnehmen wir der Frankfurter Zeitung die folgenden Angaben: In diesem Jahre sind 142 Vorlesungskurse angekündigt, die von 112 Dozenten erteilt werden, von denen nur 14 von außerhalb kommen. Unter ihnen befindet sich der Heidelberger Historiker Professor Erich Marcks, dessen Vorlesungen bereits begonnen haben. Auch die Professoren Geiger aus Berlin, Hettner aus Heidelberg, Lipps aus München, Fuchs aus Freiburg u. a. haben Vorlesungen angekündigt. Ferner werden Praktika in den für den Handel wichtigen Sprachen abgehalten: das Japanische erteilt Shinkishi Hara, der Assistent an der japanischen Abteilung des von Professor Brinckmann geleiteten Museums für Kunst und Gewerbe. Professor Brinckmann selbst lädt zu kunstgewerblichen Uebungen, Professor Dr. Lichtwark zu Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken ein. Ueber Schiffahrtskunde mit praktischen Uebungen liest der Direktor der Navigationsschule Dr. Bolte, über die Elbe, ihre Schiffahrt und ihre Häfen Wasserbaudirektor Bubendey, über Nordseefischerei H. O. Lübbert. Auch Fortbildungskurse für Kaufleute auf dem Gebiete des Rechts und der Volkswirtschaft sind in diesem Jahre zum erstenmal vorgesehen. Naturwissenschaftliche, medizinische und ethnologische Vorlesungen sind ebenfalls angekündigt.

* **Wien.** Der außerordentliche Professor der Augenheilkunde Dr. August Ritter v. Reuß wurde zum ordentlichen Professor, der Privatdozent der Chemie Dr. C. Pomeranz zum außerordentlichen Professor ernannt.

hc. **Prag.** Der außerordentliche Professor für Meteorologie und Klimatologie an der Prager böhmischen Universität Franz Augustin ist zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden.

* **Innsbruck.** Bezüglich der Einrichtung der italienischen Rechtskurse an der hiesigen Universität wird gemeldet: Die Verordnung des Unterrichtsministeriums, betreffend die selbständige Organisation der italienischen Rechtskurse, wird in den nächsten Tagen erwartet. Die italienischen Rechtskurse werden in einem von der Regierung angekauften Hause in Wilten in ziemlicher Entfernung von dem Universitätsgebäude untergebracht werden. Die Trennung beschränkt sich jedoch nicht allein auf diese räumliche Absonderung, sie ist vielmehr auch eine organisatorische Trennung, indem die italienischen Kurse zu einer ganz selbständigen Fakultät mit eigenem Dekanat ausgestaltet werden und der Zusammenhang mit der Universität im großen und ganzen darauf beschränkt bleibt, daß die letztere das Promotionsrecht auszuüben hat. Die Verordnung der Regierung der die Vorschläge des Professorenkollegiums der Innsbrucker Universität zugrunde liegen, betont mit besonderem Nachdrucke den provisorischen Charakter der italienischen Fakultät für Innsbruck und stellt, wie verlautet, deren Verlegung in jenem Zeitpunkte in Aussicht, wo die parlamentarische Erledigung der Frage erfolgt ist.

* **Basel.** Der außerordentliche Professor der Chirurgie in Marburg Dr. E. Enderlen ist zum ordentlichen Professor des gleichen Faches in Basel berufen worden.

M. C. **Rom.** Am 23. d. M. ist der Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Modena, ordentlicher Professor der Geometrie Dr. Chizzoni im Alter von 56 Jahren gestorben.

hc. **Von technischen Hochschulen.** An der Technischen Hochschule zu Danzig ist eine Dozentur für Hygiene errichtet und dem Direktor der städtischen hygienischen Untersuchungsanstalt daselbst, Dr. med. Johannes Petruschky unter Verleihung des Professortitels übertragen worden. — Als Professor der Maschinenkunde wurde der Regierungsbaumeister a. D. Prof. Weihe an die Technische Hochschule in Berlin berufen.

✕

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Hubert Grimme: Mohammed. Die weltgeschichtl. Bedeutung Arabiens. (Weltgeschichte in Karakterbildern. II. Abt.: Mittelalter.) München 1904. Kirchheimsche Verlagsbuchhdlg. 91 S. — Beiträge zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Schulen. Herausgegeben von Max Verworn. Jena 1904. Gustav Fischer. 89 S. — Fritz Bär, Pfarrer in Castiel: Die Schweizerische Amazone. Abenteuer, Reisen und Kriegszüge der Frau Oberst Regula Engel von Langwies (Graubünden), geb. Egli von Fluntern-Zürich (1761—1853). Schiers. J. Walt. 164 S. — Max Beheim-Schwarzbach: Deutsche Volksreime. Ein sprachlicher Scherz. Posen 1904. Joseph Jolowicz. 42 S. — Katalog 303 der Buchhandlung und des Antiquariats von Karl W. Hiersemann, Leipzig. (Napoleon I. und seine Zeit. Europäische Geschichte von ca. 1750—1850. Bücher, Flugschriften, Kostümblätter, Karikaturen, Porträte, Szenen aus Napoleons Leben, Schlachtenbilder, Karten, Pläne.) — Otto Berndt, k. u. k. Hauptmann im Generalstabskorps: Die Zahl im Kriege. Statistische Daten aus der neueren Kriegsgeschichte in graphischer Darstellung. (84 Tafeln.) Wien 1897. G. Freytag u. Berndt. 174 S. — Karl Zimmermann: Onkel Sam. Amerikanische Reise- u. Kulturbilder. Stuttgart 1904. Strecker u. Schröder. 251 S. — Hugo Ganz: Vor der Katastrophe. Ein Blick ins Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. Frankfurt a. M. 1904. Rütten u. Loening. 316 S. — Chr. Peip, Kartograph in Eisenach: Taschen-Atlas über alle Teile der Erde. In 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Stuttgart u. Leipzig 1904. Deutsche Verlags-Anstalt.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Mittwoch, 28. September. Nummer 222.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

A 1798 Z

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Die Schwimmwerkzeuge der Tiere.

Von Robert v. Lendenfeld (Prag).

Die Schwimmwerkzeuge der Tiere sind recht verschiedenartig und viel mannigfaltiger als die Organe, welche zur Ortsbewegung am Lande und in der Luft dienen. Es lassen sich zunächst zwei Hauptgruppen von lokomotorischen Einrichtungen bei den Wassertieren unterscheiden: über die Oberfläche frei vorragende Haare, und größere mit eigenen Muskeln ausgestattete, auf das Wasser drückende Körperteile. Die erste Art von Schwimmwerkzeugen wird bei den Schwärmsporen von Algen, bei Bakterien, bei den Spermatozoen der meisten vielzelligen Tiere, sowie bei den Infusorien, einigen Mesozoen, den Turbellarien und namentlich den Larven festsitzender Meerestiere angetroffen. Die frei ins Wasser ragenden Härchen, die bei diesen die Ortsbewegung veranlassen, sind zweierlei Art: entweder kegelförmige, gegen das Ende verdünnte, und in größerer Zahl jeder einzelnen härchentragenden, oberflächlichen Zelle aufgesetzte Wimpern oder Zilien; oder zylindrische, durchaus gleich dicke, den Zellen einzeln oder zu zweien entragende Geißeln oder Flagellen. Die Wimpern werden pendelartig hin und her bewegt. Die Einrichtung, welche ihre Bewegung veranlaßt, hat vermutlich nicht in der Wimper selbst, sondern in der Zelle, der sie entragt, ihren Sitz; die Wimpern selbst sind wahrscheinlich passiv und werden von der Zelle aus wie Ruder bewegt. Die Geißeln schlängeln sich schraubenförmig. Bei ihnen sitzt die Bewegungseinrichtung in der Geißel selbst, und es ist ihre Bewegung daher als eine aktive zu bezeichnen.

Die den Organismus durch das Wasser fortschiebende Wirkung der als Schwimmorgane dienenden Wimpern beruht wahrscheinlich darauf, daß sie, so wie der menschliche Finger nach der einen Richtung hin biegsam, nach der anderen Richtung hin aber unbiegsam sind, sowie, daß ihre Pendelbewegung insofern unregelmäßig ist, als sie in der einen Richtung schneller als in der entgegengesetzten erfolgt. Da die Arbeitsleistung dem Quadrat der Geschwindigkeit der Bewegung proportional ist, so muß, wenn alle Wimpern nach der gleichen Seite hin schnell und nach der gleichen Seite hin langsam pendeln, aus der Differenz der Stärke der Widerstände bei der Vor- und Rückwärtsbewegung eine Kraft resultieren, welche den Körper durch das Wasser fortschiebt.

Die schraubenförmige Schlängelung der Geißeln übt dieselbe Wirkung aus, wie die Drehung einer festen Schraube um ihre Achse: auch durch sie wird der Körper, dem die Geißel oder Geißeln angehören, durch das Wasser fortgeschoben, beziehungsweise gezogen.

Eine weit wichtigere Rolle als diese spielen die Schwimmwerkzeuge der zweiten Gruppe, welche bei allen jenen Wassertieren angetroffen werden, die zu rascherer Bewegung befähigt sind.

Bei den Schirmquallen hat der Bewegungsapparat die Gestalt einer Glocke oder eines Schirmes, an dessen konkave, bei normaler Körperstellung nach unten gerichtete Seite zirkuläre, und bei den höheren Formen auch radiäre, Muskeln geheftet sind. Diese Muskeln werden zusammengezogen, was eine Zunahme der Wölbung des Schirmes und eine Verkleinerung des von seiner konkaven Unterseite eingeschlossenen Raumes zur Folge hat. Ein Teil des in dieser Schirmhöhle befindlichen Wassers wird hierbei ausgestoßen und die Qualle durch den dabei entstehenden Rückstoß, mit dem Scheitel voran, durch das Wasser fortbewegt. Sobald die Muskelkontraktion aufhört, dehnt sich der Schirm infolge der Elastizität seiner Gewebe wieder aus. Alle lokomotorischen Muskeln sind hier Beuger (Flexoren); diesen antagonistisch entgegenwirkende Strecker (Extensoren) gibt es nicht. Die Muskelkontraktionen finden rhythmisch und in um so rascherer Folge statt, je schneller das Tier sich bewegen will.

Die Bewegungsorgane der freischwimmenden Weichtiere sind recht verschieden. Bei den Ruderfüßern, zu denen die nordischen, in ungeheuren Schwärmen auftretenden Limacina- und Clio-Arten gehören, ist ein Paar großer und breiter, seitlicher, wagerechter, flügelartiger, aus den Seitenteilen des Fußes hervorgegangener Flossen ausgebildet, welche rasch auf und ab bewegt und als Ruder benützt werden. Auch bei den Kielfüßern werden zuweilen flossenartige Anhänge, die aber in der Mitte des Körpers liegen, unpaar sind und vertikal stehen, angetroffen.

Die Kopffüßer, der Tintenfisch und seine Verwandten, sind zwar im allgemeinen ziemlich träge Tiere, gleichwohl aber mit Einrichtungen ausgestattet, welche sie in den Stand setzen, nicht nur am Meeresgrunde dahinzukriechen, sondern auch frei im Wasser herumzuschwimmen. Einige, wie der Nautilus, haben eine äußere Schale. Beim Tintenfisch liegt die Schale, der Rückenschulp, im Innern. Jene Nautilusschale sowohl als dieser Rückenschulp enthalten lufterfüllte Hohlräume und dienen in ähnlicher Weise wie die Schwimmblase der Fische als hydrostatische Apparate (Schwimmgürtel), durch welche das spezifische Gewicht des ganzen Tieres herabgesetzt und dem des umgebenden Wassers nahezu gleich gemacht wird. Der Körper des Tintenfisches steckt in einem dickwandigen, muskulösen, vorn unten offenen Sack, dem Mantel. Aus der Oeffnung schaut ein einem Spritzenmundstück ähnliches, trichterförmiges Rohr hervor. Zum Zwecke der Atmung erzeugt der Tintenfisch durch Bewegungen des Mantels einen Wasserstrom, der zwischen dem Trichterrohre und dem freien Rande des Mantelsackes eindringt und durch das Trichter-

rohr ausgestoßen wird. Wenn das Tier ruhig sitzt, ist dieser Strom gleichmäßig und schwach. Will der Tintenfisch aber schwimmen, so spritzt er kräftig und ruckweise das Atemwasser durch das Trichterrohr aus, wodurch starke Rückstöße erzeugt werden, welche ihn, mit dem Hinterende voran, rasch durch das Wasser treiben. Die den Mund umgebenden Arme werden beim Schwimmen lang nach vorn (in Bezug auf die Bewegungsrichtung nach rückwärts) ausgestreckt und als Steuer benützt.

Einer recht eigenartigen Bewegungsart begegnen wir bei den Tönnchensalpen. Die einzeln bleibende Geschlechtsgeneration, sowie die Ammen erster und zweiter Generation dieser, einen Generationswechsel durchmachenden und freischwimmende Tierstöcke bildenden Salpen erscheinen als kurze in der Mitte ausgebauchte, tonnenförmige, an beiden Enden offene Röhren, deren Lumen bei allen, außer bei den erwachsenen Ammen erster Generation, von einer schräg gestellten, siebförmig durchbrochenen Membran durchzogen wird. In der Wand des tonnenförmigen Rohres liegen ringförmige, wie die Reifen eines Fasses angeordnete Muskeln. Die Salpe schwimmt, indem sie diese Muskelreifen nacheinander zusammenzieht. Die Kontraktion schreitet von vorn nach rückwärts fort und so schluckt sie sich gewissermaßen durch das Wasser fort. Dem Wasser, das hierbei ihren Körper durchströmt, werden durch die erwähnte Siebplatte, deren Löcher es passiert, und an deren Rand der Mund liegt, schwebende, nahrhafte Teile, sowie Sauerstoff entzogen: die Funktionen der Nahrungsaufnahme und Atmung stehen hier mit jenen der Ortsveränderung in unmittelbarem Zusammenhang.

Bei den Gliederfüßern werden die Extremitäten und zuweilen (Krebs) auch die schwanzartige Endplatte des Abdomens zum Schwimmen benützt. Beim Flußkrebse und bei den übrigen langschwänzigen Krebsen ist das Hinterende des Körpers zu einer dünnen Platte geworden, welche, zusammen mit dem letzten, ebenso abgeplatteten Extremitätenpaar eine große, fächerförmige, wagerechte Schwanzflosse bildet. Der bei diesem Krebse ziemlich lange Hinterleib ist mit Hautpanzerringen bekleidet, welche gelenkig verbunden und gegeneinander beweglich sind. Er kann gerade nach hinten ausgestreckt, sowie nach unten eingebogen werden, ist ziemlich breit, oben konvex und unten konkav. Der Krebs schwimmt, indem er seinen Hinterleib samt der Schwanzflosse abwechselnd ausstreckt und nach unten krümmt und einzieht, wobei der Endteil des Abdomens und die breite Schwanzflosse der Brust genähert, also nach vorn bewegt werden. Diese Teile drücken dabei nach vorn auf das Wasser, wodurch eine rasche Bewegung nach rückwärts erzielt wird. Bei dieser Bewegung dreht er seine gestielten Augen nach rückwärts, um zu sehen, wohin er kommt. Die nach vorn (in bezug auf die Bewegungsrichtung nach rückwärts) ausgestreckten Scheren dienen als Steuer.

Bei den Schwimmkäfern und anderen schwimmenden Insekten sind die Beine mit langen in einer Ebene liegenden Haaren besetzt und so in Ruder umgestaltet. Bei der Bewegung nach vorn werden sie so gedreht, daß ihre Fläche in der Bewegungsrichtung liegt und sie mit der Kante das Wasser durchschneiden, während sie bei der Bewegung nach rückwärts mit der Breitseite aufs Wasser drücken. Hauptsächlich sind es die recht langen Hinterbeine, welche durch einen solchen Haarbesatz in Ruder umgewandelt erscheinen.

Die Wirbeltiere besitzen ein Achsenskelett (Chorda dorsalis, Wirbelsäule), welches in der Symmetrie-Ebene des Körpers liegt und diesen in Gestalt eines Längsstabes durchzieht. Alle aus der Bewegung der lokomotorischen Organe resultierenden Kräfte werden auf diesen Längsstab und durch ihn auf die übrigen Teile des Körpers übertragen. Bei den einfachsten Wirbeltieren, dem Amphioxus und dem Neunauge, welche niemals paarige, lokomotorische Fortsätze (Extremitäten) besessen haben, sowie bei den Schlangen, Blindschleichen u. s. w., bei denen die Extremitäten wieder rückgebildet worden sind, werden die Ortsveränderungen durch Bewegungen des Körpers selbst erzielt. Bei diesen finden sich an den Seiten kräftige Längsmuskeln. Der Amphioxus und das Neunauge besitzen mediane, frei vorragende Hautsäume oder Flossen, durch welche die Seitenflächen des Körpers vergrößert werden.

Die seitlichen Längsmuskeln kontrahieren sich abwechselnd, wodurch dem Körper eine in einer wagerechten Ebene vor sich gehende, wellenartig schlängelnde Bewegung, welche von vorne nach rückwärts fortschreitet, verliehen wird. Das nach rückwärts Fortschreiten dieser Wellenbewegung tritt — relativ zur Umgebung — in Gestalt einer nacheinander folgenden Bewegung der Teile nach rückwärts in die Erscheinung und veranlaßt einen vom Körper auf das Wasser ausgeübten, von vorne nach rückwärts gerichteten Druck, welcher durch die mitbewegten, dorsalen und ventralen Flossensäume, die am Hinterende des Körpers zu einer Schwanzflosse von beträchtlicher Größe vereinigt sind, sehr erheblich verstärkt wird. Da nun das Wasser vor diesem Drucke nicht gleich ausweicht, so muß derselbe, nach Art eines Rückstoßes, auf das Tier selbst übertragen werden und dieses durch das Wasser vorwärts schieben. Im allgemeinen wird die Schnelligkeit der hierbei erzielten Schwimmbewegung der Geschwindigkeit der schlängelnden Wellenbewegung des Körpers proportional sein, besonders groß wird sie aber nie, weil diese Art der Bewegung eine mechanisch wenig günstige ist.

Viele höhere Fische, namentlich die Aale und einige Welsarten, sowie die Wasserschlangen schwimmen auf dieselbe Weise, indem sie mit ihrem Körper solche wellenförmige Bewegungen ausführen. Bei den meisten höheren Fischen ist eine Differenzierung zwischen dem vorderen, die Bewegungen nicht mitmachenden Körper und dem zu einem ausgezeichneten Lokomotionsorgan umgewandelten Schwanz zur Ausbildung gelangt. Bei diesen werden nur selten kontinuierliche, mediane Dorsal- und Ventralflossen angetroffen. In der Regel finden sich nur unbedeutende Reste derselben in Gestalt von kleinen, getrennten Rücken- und Afterflossen vor. Dagegen ist bei ihnen der rückwärtige Endteil des medianen Flossensaumes, die Schwanzflosse, hoch entwickelt. Diese Schwanzflosse besteht aus einer Bindegewebeplatte, welche außen von der Körperhaut überzogen und von radialen, fächerförmig angeordneten Skelettstäbchen, den Flossenstrahlen, gestützt wird. Bei den Haifischen kommen noch innere Haare dazu. In der Regel wird die Fischschwanzflosse durch einen mittleren Einschnitt in einen dorsalen und einen ventralen Lappen zerlegt. Entweder ist der dorsale Lappen größer als der ventrale (heterozerke Schwanzflossen) oder es sind beide Lappen annähernd gleich groß (homozerke Schwanzflossen). Beim Schwimmen wird der Schwanz wie ein horizontales Pendel abwechselnd nach rechts und links gekrümmt. In der ersten Phase jeder Pendelschwingung des Schwanzes, bei seiner Bewegung von der äußersten Lage bis zur Medianebene, die zugleich eine Bewegung von vorne nach hinten ist, werden die Skelettstützstrahlen der Schwanzflosse so gestellt, daß die Flosse selbst breit entfaltet und am oberen und unteren Rande etwas vorgezogen, also in der Richtung der Bewegung nach innen und hinten konkav ist. In der zweiten Bewegungsphase von innen und hinten nach außen und vorne werden die Skelettstützstrahlen so gestellt, daß die Flosse zusammengefaltet und am oberen und unteren Rande zurückgebogen ist. Bei dieser Bewegung ist die Flosse daher schmal und in der Richtung der Bewegung konvex.

Die Pendelbewegung ist keine gleichmäßige, nach rückwärts und innen wird die Schwanzflosse rascher, nach vorne und außen langsamer bewegt. Der sich bewegenden Flosse setzt das Wasser Widerstand entgegen. Dieser ist bei der Bewegung derselben nach hinten und innen wegen der großen Breite und der konkaven Gestalt der Flosse, sowie wegen der bedeutenden Schnelligkeit ihrer Bewegung groß; bei der Bewegung nach außen und vorne hingegen wegen ihrer während dieser geringen Breite, konvexen Gestalt und geringen Schnelligkeit klein. Da sich die bei der Hin- und Herbewegung entstehenden lateralen Widerstände gegenseitig aufheben, bleibt nur die Differenz zwischen den der Bewegung der Schwanzflosse nach rückwärts und den ihrer Bewegung nach vorne entgegengesetzten Widerständen übrig. Aus dieser resultiert die Rückstoßkraft, welche den Fisch nach vorne schiebt und ihn, mit dem Kopfe voran,

durch das Wasser treibt. Die Einrichtung dieses Apparates ist eine mechanisch so vortreffliche und die Kraft der denselben in Bewegung setzenden Schwanzmuskeln eine so große, daß mit seiner Hilfe eine ungemein rasche und ausdauernde Ortsbewegung erzielt wird. Die Schnelligkeit, mit welcher der Haifisch auf seine Beute zuschießt und die Kraft und Ausdauer, mit denen der, zwecks Ablage seiner Geschlechtsprodukte flußauf schwimmende Lachs Stromschnellen und selbst Wasserfälle überwindet, legen Zeugnis für die Vortrefflichkeit dieses lokomotorischen Apparates ab.

Die medianen Flossen am Rücken und an der Ventralseite pflegen bei der Lokomotion der höheren Fische keine große Rolle zu spielen. Eine Ausnahme hiervon bildet jedoch die Rückenflosse des Seepferdchens, deren Flossenstrahlen sich nacheinander pendelnd hin und her bewegen, so daß eine Wellenbewegung der ganzen Rückenflosse zustande kommt, welche das Tier langsam durch das Wasser vorwärts schiebt.

Die höheren Fische sind mit zwei Paaren von in Gestalt von Flossen ausgebildeten Extremitäten, den Brust- und Bauchflossen ausgestattet. Diese Flossen schlagen pendelartig hin und her, sie werden dabei geradeso wie die Schwanzflosse abwechselnd ausgebreitet und rascher bewegt und zusammengefaltet, und langsamer bewegt, so daß der bei ihrer Bewegung auf das Wasser in der einen Richtung ausgeübte Druck viel stärker als der in der entgegengesetzten Richtung ausgeübte ist. Aus dieser Differenz resultiert eine bewegende Kraft. Die Bauch- und Brustflossen pflegen nicht regelmäßige Schwingungen, sondern meistens nur eine oder einige wenige, rasch aufeinanderfolgende Bewegungen auszuführen. Die Bewegung dieser Flossen scheint in erster Linie dazu zu dienen, den Fisch in diese oder jene Lage zu bringen und so die Richtung, in welcher sein starrer, durch die Bewegungen des Schwanzes vorwärts getriebener Körper schwimmt, zu bestimmen. Es wären demnach die Fischflossen nicht eigentlich ruderförmige Propulsionsorgane, sondern Steuer- und Balanziereinrichtungen.

Viele Fische sind mit einem lufthaltigen Sacke, der Schwimmblase, ausgestattet. Diese spielt bei der Schwimmbewegung eine nicht unwichtige Rolle. Dadurch, daß der Fisch dieselbe mittelst Muskelzusammenziehung verkleinert, wird sein spezifisches Gewicht erhöht: er sinkt in die Tiefe. Dadurch, daß er die betreffenden Muskeln locker läßt, wird, infolge des Druckes der darin befindlichen, zusammengedrückten Luft, die Blase vergrößert und das spezifische Gewicht des Fisches herabgesetzt: er steigt in die Höhe. So funktioniert die Schwimmblase als hydrostatischer Apparat, mit dessen Hilfe senkrechte Bewegungen ausgeführt werden können. Sie kann aber auch, wenigstens bei Fischen wie dem Karpfen, wo sie aus zwei hintereinander gelegenen, nur durch ein enges Rohr verbundenen Teilen besteht, zur Vertikalsteuerung benutzt werden. Drückt der Fisch den vorderen Teil der Schwimmblase zusammen und läßt er den rückwärtigen sich ausdehnen, so wird die Lage seines Schwerpunktes kaum verändert, das Metazentrum aber nach rückwärts verschoben und es neigt sich das Vorderende des Fisches infolge dessen nach unten. Wird der hintere Teil der Schwimmblase zusammengedrückt, so tritt der entgegengesetzte Fall ein und es hebt sich sein Vorderende empor.

Bei den Wasseramphibien und bei den im Wasser lebenden Jugendstadien der Landamphibien ist ein starker Ruderschwanz ausgebildet, der einem Neunaugen- oder Aalschwanze ähnelt und wie ein solcher zum Schwimmen benützt wird. Die Beine der geschwänzten Wasseramphibien, zu denen die Wassermolche gehören, spielen beim Schwimmen nur eine untergeordnete Rolle. Bei den schwanzlosen Amphibien sind die Hinterbeine größer und stärker als die Vorderbeine und bei den an ein Wasserleben besonders angepaßten Fröschen langzehig und mit Schwimmhäuten ausgestattet. Der Frosch schwimmt, indem er beide Hinterbeine zugleich rascher ausstreckt und langsamer einzieht, während des Einziehens die Zehen beugt und die Schwimmhaut zusammenfaltet, während der Streckung Zehen und Schwimmhaut in einer senkrecht zur Bewegungsrichtung stehenden Fläche ausbreitet. Der Widerstand, den das Wasser diesen Bewegungen entgegensetzt, ist daher beim Strecken viel größer als beim Einziehen und so resultiert daraus eine Kraft, welche den Frosch rasch durchs Wasser treibt. Die Vorderbeine spielen bei den Bewegungen des Frosches im Wasser nur eine untergeordnete Rolle.

Die ausgestorbenen Fischsaurier (Ichtyosaurus) bedienten sich ebenso wie die jetzt lebenden Krokodile zum Schwimmen hauptsächlich ihres Schwanzes. Der Ichtyosaurusschwanz dürfte einem heterozerken Fischschwanze zwar ähnlich gewesen sein, sich von einem solchen aber dadurch unterschieden haben, daß das ihn stützende Hinterende der Wirbelsäule nicht, wie bei den heterozerken Fischen, nach aufwärts, sondern nach abwärts gekrümmt ist. Die Aufwärtskrümmung des Hinterendes der Wirbelsäule und die hieraus sich ergebende Lage derselben im oberen Randteil der Schwanzflosse war für die Fische mit heterozerker Schwanzflosse (Haie u. s. w.) von Vorteil, weil sie zur Folge hatte, daß die horizontale, pendelnde Bewegung des Schwanzes nicht nur eine vorwärtstreibende, sondern auch eine hebende Wirkung auf das Tier ausübte und dies den spezifisch schweren, in der Ruhe am Grunde liegenden Haien sehr zustatten kommen mußte. Umgekehrt war die Abwärtskrümmung des Hinterendes der Wirbelsäule und ihre dieser entsprechenden mutmaßliche Lage am Unterrande der Schwanzflosse für die sicher mit Lungen und wahrscheinlich auch mit einer starken Speckschicht ausgestatteten und daher wohl spezifisch leichten Ichtyosauren von Vorteil, weil sie zur Folge hatte, daß bei der horizontal schwingenden (pendelnden) Bewegung ihrer Schwanzflosse außer der vorwärtsschiebenden auch eine das Tier nach abwärts drückende Kraft erzeugt wurde.

(Schluß folgt.)

Pietro Giannones Plagiate.

Unter der Ueberschrift „P. Giannone ein Plagiator" hat die Beilage vom 1. d. M. einen Artikel von Dr. Wilhelm Ohr gebracht, den ich nicht unerwidert lassen kann. Es wäre vielleicht genügend, auf meinen in der Beilage vom 5., 6. und 7. April 1887 veröffentlichten Artikel über den „Märtyrer des Kulturkampfes" und auf meine „Geschichte der italienischen Literatur im 18. Jahrhundert" (Berlin 1899, S. 74 bis 82) zu verweisen; aber die alten Jahrgänge der Allgemeinen Zeitung sind nicht jedermann zur Hand und auch mein Werk scheint Herrn Dr. Ohr unbekannt geblieben zu sein. Sein Haupt-, ja, wie es scheint, einziger Lieferant für die Waffen gegen den neapolitanischen Historiker ist der junge Florentiner Giovanni Bonacci. Ob er alle Werke Giannones gelesen hat, möchte ich auch bezweifeln, denn er hätte sonst nicht gesagt: „Seine Bedeutung als Historiker ist gleich Null". Freilich findet auch er die Angriffe Bonaccis einseitig, er zeigt einiges Mitleid mit Giannones Leiden — mehrmalige Ausweisung und dann zwölf Jahre im Kerker bis zum Tode — und nennt ihn sogar einen genialen Kompilator.

Aber war er wirklich nur ein Abschreiber und ist diese seine Qualität erst von Bonacci überzeugend nachgewiesen worden? Daß man Giannone schon im achtzehnten Jahrhundert Plagiate vorgeworfen hat, war jedem, der sich mit ihm beschäftigte, bekannt und Manzonis darauf bezügliche Nachweise habe ich auch in meinem oben genannten Artikel erwähnt. Die neuesten Angriffe auf ihn veranlassen mich jedoch, der Sache etwas näher zu treten.

Vor allem muß hervorgehoben werden, daß das eigentlich Geschehene, die Kriegs- und Staatsaktionen, und für diese hat er ja vorzüglich aus älteren Werken abgeschrieben — für ihn Nebensache sind. Sagt er doch in der Einleitung, er werde auf die Leser mehr den Eindruck eines Juristen als eines Politikers machen, und wir können hinzusetzen, mehr eines Politikers als eines Historikers.

Sein Werk ist, wie der Titel andeutet, eine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte; dessen Hauptwert liegt in den

neuen Ideen und in der Tendenz, in seinem Kampfe gegen den Klerikalismus, für den zu Giannones Zeit viel mehr Mut und Unabhängigkeit des Geistes erforderlich war, als in der Gegenwart. Und zu diesem Kampfe nahm er seine Waffen, wo er sie gerade fand, ohne sich viel mit dem Putzen und Polieren abzugeben.

Seine ersten klerikalen Gegner warfen ihm chronologische und andere Irrtümer vor — warum haben sie diese Angriffe nicht gegen seine Originale gerichtet, wenn er ein bloßer Abschreiber war? Aber seine geistreichen Angriffe auf die volksverdummenden Pfaffen, auf den, wie man jetzt sagen würde, politischen Katholizismus wußten sie nicht abzuwehren. Und diese hat er nicht abgeschrieben. Gar manche seiner Ausführungen, und ich habe manche davon in meinem erwähnten Artikel wiedergegeben, machen den Eindruck, als wären sie gestern geschrieben.

Hinc illae lacrimae. Ich kenne weder Herrn Bonacci noch sein Werk, aber nach dem, was Herr Ohr daraus mitteilt, scheint es fast, wie Giannones Werk, mehr Tendenz- als Geschichtswerk zu sein. Si parva licet componere magnis möchte man darin fast ein Seitenstück zu Denifles Luther-Biographie vermuten.

Etwas derartiges bemerkt auch Ohr, wie ich gern anerkenne, und er hebt auch ganz richtig die kirchenfreundliche Gesinnung Manzonis als dessen Urteil beeinflussend hervor.

Und hier kommen wir auf die eigentliche Plagiatfrage.

Jeder Historiker, der sich nicht begnügt, wie ein Chronist die Geschehnisse seiner Zeit zu erzählen, muß Quellen benutzen — gedruckte oder geschriebene. Archive und offizielle Akten waren aber einem Privatmanne in Italien zur Zeit Giannones nicht leicht zugänglich. Hat man doch seinem Zeitgenossen Muratori selbst die Einsichtnahme in manche mittelalterliche Chronikmanuskripte nicht gestattet, die Benutzung mancher Bibliotheken verwehrt.

Giannone war also auf die gedruckten Geschichtswerke beschränkt und diese hat er in reichem Maße benutzt. Dann hat er die letzten Bücher seines Werkes in Eile und im geheimen drucken müssen und das mag die Weglassung vieler Zitate und manche andere Nachlässigkeit entschuldigen. Man glaube aber nicht, daß er alle seine Quellen verschwiegen habe. In der neapolitanischen Originalausgabe seiner Istoria civile finden sich fast auf jeder Seite Quellennachweise. Manzoni sagt (Storia della Colonna infame, cap. VII, S. 256 der Ausgabe Paris 1843): „Giannone zitiert diesmal seine Quelle (das Werk Nanis); ich sage diesmal, denn, wenn es nicht geschehen ist, verdient es bemerkt zu werden, er kopiert ihn sonst, ohne ihn zu nennen."

Aber da hat sich der berühmte Verfasser der Verlobten geirrt. Schon bei flüchtigem Durchblättern der Istoria civile finde ich, daß Nani wiederholt zitiert wird. So II, S. 285, IV., 319, 341, 350, 367. Ebenso werden Capecelatro, Costanzo, Pellegrini und andere zitiert. Wenn er die Aufstände in Portugal, in Catalonien, in Sicilien und in Neapel dem Nani nacherzählt, ohne ihn zu zitieren, so hat er doch gewiß seinen Lesern nicht weißmachen wollen, er kenne diese lange vor seiner Geburt vorgekommenen Ereignisse aus eigener Anschauung.

Und dem Costanzo, den er abgeschrieben haben soll, ist doch die Geschichte Neapels während eines Vierteljahrtausends nicht vom heiligen Geist inspiriert worden. Wo aber findet sich in seinem dreibändigen Werke auch nur ein Quellennachweis?

Gewiß, Giannone hat vieles abgeschrieben und nicht stets seine Quelle angegeben; aber er tat es aus Flüchtigkeit, nicht um sich mit fremden Federn zu schmücken. Man könnte vielleicht sagen, er habe an einigen Stellen die Quellen genannt, um alles andere als sein geistiges Eigentum erscheinen zu lassen. Aber für eine so schwere Beschuldigung müßte man doch irgendwelche Beweise beibringen. Dann sind der Stellen, wo er seine Quellen angibt, viel mehr, als deren, wo er sie verschweigt. Er hat oft wörtlich abgeschrieben, aus Eile, und weil er weder nach dem Ruhm des eleganten Stilisten, noch nach dem des großen Historikers strebte. Er schrieb sein Werk um der Sache, um der Tendenz willen, und hat ihm das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Das beweisen auch die Angriffe und Verfolgungen, die er zu erleiden hatte.

In dieser Beziehung ist er kein Abschreiber, in seinem Kampfe gegen den Klerikalismus, gegen die Uebergriffe Roms ist er ein Bahnbrecher. Er ist kein Geschichtschreiber ersten Ranges, aber auch keine „Null als Historiker".

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß er nicht erst nach dem Tode Karls VI., wie es in dem erwähnten Artikel S. 420 heißt, sondern schon im Jahre 1734 Wien verlassen hat, mit der Absicht, nach Neapel zurückzukehren.

Wien, September 1904.

Dr. Marcus Landau.

Ein Roman vom Niederrhein.

Ueber Joseph Lauff hatte ich schon manches gelesen, von ihm noch gar nichts. Die Gunst, die der Kaiser seinen Dramen zuwendet, braucht noch nicht gerade als ein unbedingter Beweis für deren künstlerischen Wert angesehen zu werden, noch weniger aber kann sie zu gegenteiligen Folgerungen Anlaß geben. Und eigentlich ist's ja ein Unrecht, wenn man sich durch die geringschätzigen, spöttischen Kritiken dieser „Kaiserdramen" in einem Teil der Presse zu einer Voreingenommenheit gegen den Verfasser bestimmen läßt, wie begreiflich eine solche Wirkung auch erscheinen mag. Da ich mich selbst in einem solchen Vorurteil befangen fühlte, habe ich gern die Gelegenheit ergriffen, zu einem eigenen Urteil zu gelangen. Gern? Nun, doch nicht so ohne weiteres. Denn als der Band mit dem putzigen Titel[1]) angekommen war, da wog ich ihn eine Zeitlang zaudernd und bedenklich in der Hand. 530 Seiten, das ist etwas viel bei der Kürze des menschlichen Daseins! Wenn man nun das Glück hat, eine tapfere Lebensgefährtin sein eigen zu nennen, dann darf man ihr neben anderen Opfern auch das des Vorkostens zumuten. Sie machte sich denn auch schon vor einiger Zeit an die Lektüre und äußerte sich schon bald nach Beginn in dankerfüllter Weise, weil die zweifelvoll unternommene Arbeit sich rasch in Genuß umwandelte. Nun habe ich das Buch auch gelesen und kann mich der warmen Anerkennung meiner „Vorleserin" freudig anschließen. Denn eine Freude ist es, unvermutet einem Dichter zu begegnen, bei dem es einem warm und wohl wird. Und wer ein Buch wie den Pittje Pittjewitt machen konnte, nun — der kann etwas. Der Reiz dieses Buches liegt aber nicht in seinem stofflichen Inhalt, der sich an oft behandelte Motive anlehnt.

Der alte leichtlebige, schnapsselige Drechsler und Puppenspieler Jan Peerenboom wird von einem hartherzigen Gläubiger gequält. Schon sind die Gerichtssiegel angelegt und seine armen Habseligkeiten sollen versteigert werden. Ja, wenn Jan sich entschließen könnte, seine Tochter dem „noch in den besten Jahren" stehenden Witwer zur Frau zu geben! Und dabei richtete dieser seine bleigrauen „Schellfisch"-Augen begehrlich nach der Nebentür, hinter der das schöne, feurige, jugendkräftige Mädchen eifrig beim Plätten beschäftigt war. Dieses Ansehen versetzte den Puppenspieler, der bis dahin die Rolle des demütig Bittenden inne gehabt hatte, in wahre Empörung und er warf den feisten, frömmelnden Aloys Pierentreder zur Tür hinaus. Auch für Kathje hat der Gedanke, die Frau dieses Menschen zu werden, etwas Abscheuerregendes und zugleich etwas unfaßbar Komisches. Einer könne helfen, sagt plötzlich Jan Peerenboom, aus seinen tiefen Sorgen zu neuer Hoffnung erwachend, Pittje Pittjewitt.. Und dieser hilft Kathje zulieb; er verschafft sich das Geld, das zur Zahlung der Gläubiger nötig ist, und kommt gerade im Augenblick, da die Exekution schon im Gange ist, noch recht, sie abzuwenden. Dankbarkeit, herzliche Zuneigung zu dem tüchtigen, guten Menschen und das Erwachen der lange zurückgedämmten Leidenschaft vereinigen sich in ihr zu einem unklaren Gefühl, das sie wohl für Liebe halten konnte. Vielleicht wäre diese auch mit der Zeit gewachsen und aus den Verlobten ein friedlich glückliches Paar geworden, wenn nicht der Dritte dazwischen getreten wäre. Pittje Pittjewitt ist ein Mann von großen Vorzügen des Geistes und des Herzens, und alle, die ihn kennen, sind ihm auf-

[1]) Pittje Pittjewitt. Ein Roman vom Niederrhein von Joseph Lauff. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1903.

richtig zugetan. Aber in seiner Erscheinung, seinem Wesen liegt nichts, was ein heißblütiges, leidenschaftliches Weib begeistern und entflammen könnte, seine Schönheit ist eine innere, von der die Sinne nicht berührt werden. Auch sein Beruf, Barbier, Leichenbitter und Schweinestecher, hat etwas Komisches, wenn dieser Beruf ihn auch nicht hindert, Mitglied des Stadtrats und Führer der freisinnigen Partei zu sein. Auch Emilia Galotti hätte vielleicht die ganz zufriedene Gattin des braven Grafen Appiani werden können, so lange sie den Prinzen noch nicht gesehen hatte. Aber seitdem sie einmal im Banne seiner bezaubernden Persönlichkeit stand, war es vorbei mit ihrem inneren Gleichgewicht. Und seit Kathje die brennenden, verzehrenden Augen des Malers Ull Koßmann auf sich ruhen gefühlt, da „erhob sich so mancher Tumult in ihrer Seele". Sie fühlt, sie erkennt, daß sie ihm willenlos preisgegeben ist. Sein Künstlerauge ist von ihrer Schönheit, von den wundervollen Formen ihres Körpers hingerissen. Sie muß ihm Modell für eine Madonna werden, und zwar nach seiner Kunstauffassung: „Leben und Wahrheit vor allen Dingen! — und darum bei jeder weiblichen Darstellung: erst das Fleisch modelliert, den Körper geschaffen — und dann die Lappen, den Stoff, die Drapierung darüber geworfen." Mit hypnotisierender Gewalt weiß er sie zu bestimmen, daß sie ihm abends, während der Vater abwesend ist, Modell stehen will. Pittje, von dem treuen Sally Süßkind herbeigeholt, sieht durch's Fenster, wie seine Braut hüllenlos vor dem Maler steht. Da schlägt er in sinnloser Wut die Tür ein und will den Schänder seiner Ehre zur Verantwortung ziehen. Aber Ull Koßmann war geflüchtet. Auf der Brücke stößt er mit Kathjes Vater zusammen, der, von einem Rausch kaum erwacht und noch nicht im Vollbesitz seines klaren Bewußtseins, wild auf ihn einschlägt. Daß es zwischen Kathje und dem Maler nicht zum Aeußersten gekommen, konnte er so wenig wie Pittje glauben, noch verstehen. Sie selbst muß ja später zugeben, daß sie im Geiste nicht mehr rein war, daß sie seinem Willen nicht zu widerstehen vermocht haben würde. Bei dem Ringen zwischen den Männern stürzen sie beide, Jan und Ull, in die Fluten. Kathje suchte vergebens Pittje den Bann zu erklären, unter dem sie stand, sie hatte eben dem fremden Mann ein geheimes Stelldichein gegeben und dadurch verlor sie sein Vertrauen. Er löst das Verlöbnis und schreibt die ganzen Begebenheiten auf, um für später eine Rechtfertigung gegen den Vorwurf zu besitzen, daß er seine Verlobte ohne Grund im Stich gelassen habe. Kathje verläßt die Heimat, wohin sie, nach über vierzig Jahren, zurückkehrt. Sie wollte sterben, wo sie ihre Jugend verlebt.

Seine Aufzeichnungen gibt Pittje dem Freunde Lauff, den die Jugendbekannten Jupp nennen. Dieser schrieb die Geschichte mit großer Wehmut, „von Zeit zu Zeit war allerdings der Schalksnarr nicht ganz zu vermeiden". Der schalkhafte, behaglich humorvolle Ton überwiegt sogar in der Darstellung, so daß die dramatischen Szenen vor dem Fenster Kathjes und mehr noch das Nachtstück auf der Brücke zu dem übrigen Inhalt in einem gewissen Widerspruch stehen. Aber so ist das Leben. Nicht nur auf seinen Höhen begeben sich die großen Tragödien, auch das Schicksal der ohne starke Ansprüche in fröhlicher Sorglosigkeit dahinlebenden Kleinbürgerleute kann sich unvermittelt so gestalten, daß es uns tief ans Herz greift.

Was an dem Buch von Anfang an besticht und gefangen nimmt, das ist das Gepräge der vollen Lebenswahrheit. Man braucht noch nicht am Niederrhein gewesen zu sein, noch keinen Menschen von dort gesehen zu haben und man hat doch die volle Gewißheit, daß sie so aussehen, so sich bewegen, so denken. Wie ist das alles lebendig und plastisch geschaut; die Beratung im Gemeindehaus, in der besonders der prächtige Wilm Henseler so sympathisch hervortritt. Seine originellen Reden beweisen, daß „Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vorträgt", auch wenn die Grammatik dabei nicht auf ihre Kosten kommt. Wie anschaulich ist die Versteigerung, die Prozession, die Tanzmusik, das Leben in Sally Süßkinds Kontor dargestellt. Eng verflochten in das Geschick der Hauptpersonen ist dasjenige Sally Süßkinds, dessen ganze kaufmännische Existenz durch die Schädigungen der Ernte bedroht wird. Mit geschickter Steigerung wird auf das Erscheinen der Mäuseplage allmählich vorbereitet und es ist eine Szene von unendlich dramatischer Wirksamkeit, wenn wir Sally auf dem Gang zum Kornfeld begleiten und mit erleben, wie er die niederschmetternde Wahrnehmung macht, daß die Mäuse seine Saat vernichtet haben. Das ist ein echtes Stück Tragik des Alltags. An dem Geschick des herzensguten Sally Süßkind, der bei einem kleinen Stich ins Komische eine ungemein sympathische Persönlichkeit ist, nehmen wir warmen Anteil. Eine ganz famose Figur ist sein Buchhalter Sälchen Reiß und gar lustig ist das Genrebildchen, wie er in der langweiligen Mittagsstunde Fliegen fängt, mit kleinen Pappdeckelstückchen beklebt und dadurch in Kriechtierchen verwandelt. Dem alten Jan Peerenboom, dem jovialen Prahler, Aufschneider und Schnapsbruder kann man nicht recht gram werden, aber man faßt es kaum, daß er im Tode zu so grotesker Größe wächst. Pittje Pittjewitt läßt von den Merkmalen seiner verschiedenen Berufe nur wenig erkennen, ja wir sehen ihn fast gar nicht in der Ausführung begriffen. Der Barbier hat gewöhnlich etwas Devotes, Windiges, während Pittje, namentlich in seiner öffentlichen Tätigkeit, ein aufrechter Mann von klaren, klugen Ansichten ist.

Besondere Kunst entwickelt der Verfasser in dem Hervorbringen der verschiedenartigsten Stimmungen. Es lohnt der Mühe, sich das Buch daraufhin genauer anzusehen. Bei manchen Autoren und manchen Büchern kann man die farbenreichen Bilder rühmen, durch die sie sich auszeichnen, bei anderen kommen auch andere Wahrnehmungsorgane zur Geltung. Storm zum Beispiel, der Dichter der Erinnerungen, hat es besonders mit dem Geruchssinn zu tun. Ein feiner Duft, ein getrocknetes Blatt, eine zerstäubte Blume erwecken längst entschwundene Bilder zu neuem Leben. Bei Lauff wird das Auge, das Ohr, der Geruchssinn beschäftigt und die verschiedenartigsten Stimmungen weiß er mit gleicher Lebendigkeit hervorzubringen. „Durch die weißen Mullgardinen blinzelte die Sonne ins Zimmer und äugelte verstohlen mit dem spärlichen Hausrat, der so kalt und ungemütlich sich ansieht wie die eingetrocknete und vereinsamte Seele des unruhig auf und nieder hastenden Cölibatärs. Keine Blumen grüßten von draußen hinein, keine mit Pflanzen bestandenen Scherben winkten ins Freie, so daß trotz der Juliwärme ein Frösteln die vier Wände durchwehte." So sieht's bei dem Kaplan Nicodemus aus, Kathjes asketischem Bruder, der übrigens weniger Wirklichkeitsfarbe trägt als die übrigen Gestalten. Auch der Maler Koßmann ist etwas konventionell und seine Macht über Kathje ist nicht so ganz überzeugend dargestellt. Bei der Schilderung der Prozession hören wir förmlich das Stimmengewirr, riechen wir den sinnbetäubenden Weihrauchduft. Die wechselnden Beleuchtungen der verschiedenen Tageszeiten, die Veränderungen in Wind und Wetter, vom stillen Mittagszauber bis zur Sturmnacht, die Schwingungen der Luft, Schwüle, entnervende Hitze, naßkalte Schauer, das Geschrei und Geflatter der aufgeschreckten Vögel, das ferne Wagengerassel, alles sehen, hören, fühlen wir deutlich.

Der Verfasser hat offenbar viele Jugenderinnerungen in seine Darstellung verwebt, auch das trägt zu ihrem Wirklichkeitsgepräge bei. Manche der handelnden Personen scheinen in einem früheren Buche Lauffs, „Kärrekiek", vorzukommen, von dem einige Male die Rede ist und das wir selbst nicht kennen. Seine Kenntnis ist aber für das Verstehen des vorliegenden nicht erforderlich. In der äußeren Umrahmung kann man mehrfach an Raabe erinnert werden. So durch die Wiederkehr des Erzählers in die Heimat und die Neubelebung der Jugendbilder an „die Kinder von Finkenrode", während der Beginn des Buches, in dem der Tod einer Hauptperson behandelt wird, an die „Akten des Vogelsangs" anklingt, in denen ja auch, wie hier, dann rückwärts geblättert wird. Auch sonst hat uns der humorvolle, behagliche Vortrag, die liebevolle Kleinmalerei zuweilen an Raabe erinnert. Daß sich uns bei der Lektüre des Pittje Pittjewitt das Bild dieses großen Weisen, dieses Meisters des Humors, aufdrängte, ohne daß dabei irgendwie der Eindruck einer Nachahmung vorhanden war, das ist eine Wirkung, mit der Lauff unseres Erachtens wohl zufrieden sein darf.

Sigmund Schott.



Bücher und Zeitschriften.

λ. **Gerhard Uhlhorn.** Ein Lebensbild von **Friedrich Uhlhorn**, mit Bildnis. Stuttgart, D. Gundert.

Der in weiten Kreisen unseres deutschen Vaterlandes als Abt von Loccum, als Kirchenmann wie als hervorragender theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannte evangelische Geistliche Gerhard Uhlhorn, gestorben den 15. Dezember 1901, hat hier von der Hand seines Sohnes ein pietätvolles, schönes literarisches Denkmal erhalten. Es sind zwar noch nicht alle Akten zu einer vollständigen Biographie dem Verfasser zu Gebote gestanden, dafür aber ist ein reicher Schatz von Briefen und Notizen und vor allem die persönliche Erinnerung hier verwertet. Der Lebensgang Uhlhorns, der am 17. Februar 1826 zu Osnabrück aus niedersächsischem Stamme als der Sohn eines ehrenwerten Schuhmachers geboren wurde, in Göttingen seine theologischen Studien absolvierte und dann als Privatdozent, als Hofprediger in Hannover, zuletzt als hochgeehrter Abt von Loccum tätig war und in der hannoverschen Landeskirche eine ungemein vielseitige, reich gesegnete Wirksamkeit entfaltete, bietet in vielbewegter Zeit ein äußerst interessantes Bild dar. Als Prediger, als Mann der inneren Mission, als Gründer der Christuskirche und des Henriettenstiftes in Hannover, als Mitglied des Konsistoriums fand er noch Zeit zu regem literarischen Wirken. Sein „Kampf des Christentums mit dem Heidentum“, seine „Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt“ und seine „Geschichte der christlichen Liebestätigkeit“ sind wohl seine reifsten Früchte, von bleibendem Werte. Aber eine Fülle kirchlicher, pastoraltheologischer und sozialer Fragen traten außerdem an den unermüdlichen Mann heran, der bei aller entschieden lutherisch-konfessionellen Stellung doch einen weiten Blick und ein großes Herz besaß und auch die ihm nicht sympathisch gegenüberstehende Ritschlsche Theologie doch mit Milde beurteilte. Was Uhlhorn in der inneren Mission und kirchlichen Armenpflege, auf der Kanzel, auf der Eisenacher Konferenz, auf dem Gebiete der evangelischen weiblichen Diakonie, in der Fürsorge für Pfarrwitwen und Pfarrwaisen in 50jähriger Amtstätigkeit, oft auch im Kampf mit allzu liberalen Geistern, wie Weingart, geleistet hat, und wie seine Stellung zur modernen Theologie sich zuletzt immer mehr verschärfte, ist hier ebenso unterhaltend als instruktiv geschildert. Seine letzten schriftstellerischen Arbeiten galten der Geschichte seiner Landeskirche. Im Juli seines Todesjahres vollendete er noch in Loccum die „Hannoversche Kirchengeschichte in übersichtlicher Darstellung“. In keiner Weise pietistisch gesinnt, drang er doch immer mehr auf die Pflege des inneren Christenlebens. Der Frage eines engeren Zusammenschlusses der evangelischen Landeskirchen stand er zwar sympathisch, aber doch vorsichtig gegenüber. — Es ist in der Tat ein reicher Lebensweg von der Handwerkerstube bis zum Kloster, ein Leben, in welchem er, wie sein Biograph mit Recht sagen durfte, seine Kräfte verzehrt hat im Dienste seiner heißgeliebten lutherischen Kirche. Auch für diejenigen, denen seine theologische Richtung nicht zusagt, ist er doch eine der bedeutendsten und charaktervollsten Erscheinungen der deutsch-lutherischen Kirche, ein Zeuge, dessen Gedächtnis mit Recht von ihr in Ehren gehalten wird.

Un divorce. Par *Paul Bourget.* Es geht ein Zug der Müdigkeit durch die französische Geisteswelt, ein Zug des Erschlaffens nach der glänzenden Epoche des Naturalismus. Zurück zum Schützenden, Sicheren, lautet die Losung, zurück zum angestammten Boden der Heimatprovinz, zurück zur Autorität, zurück zur Kirche. Das klassische Werk dieser Heimatssehnsucht hat uns **Barrès** in seinem dreiteiligen **Le roman de l'énergie nationale** gegeben, locker in der Komposition, ungleich im Stil, ist es voll fruchtbarer Gedanken. Was sich in **Bourgets** neuestem Roman an solchen findet, ist großenteils Barrès entlehnt, so insbesondere der Begriff des déraciné, des dem Heimatboden entrissenen, im Getriebe von Paris atomisierten modernen Franzosen und der Einfluß der Kantschen Philosophie auf die moderne französische Jugend. Eigentümlich ist Bourget die spezifisch katholisch-kirchliche Färbung; in den Reihen der Rufer im kirchenpolitischen Kampfe, der jetzt in Frankreich tobt, steht Bourget auf der äußersten Rechten, und nur hier und da mahnt noch ein leiser Anklang an Patschuli, daß der bibelfeste Apologet einst „**Mensonges**“ und „**Un coeur de femme**“ gedichtet hat. Dem Künstler ist diese Metamorphose nicht günstig gewesen, Kunstwerke, die eine religiöse oder politische These beweisen sollen und deshalb gebundene Marschroute haben, werden nur zu leicht schematisch und langweilig. — Die kirchliche Ehe ist unlösbar, Scheidung und zivile Wiederverheiratung des Geschiedenen sind gottlos und der Weltordnung zuwider und müssen logisch zu Elend und Jammer führen. Diese schwierige These soll Paul Bourgets neuester Roman illustrieren. — Madame Albert Darras war fast noch ein Kind, als sie von ihren Eltern mit einem wüsten, unverträglichen Patron verheiratet wurde. Der Charakter des Mannes macht die Ehe unmöglich, schließlich wird sie auf sein Verlangen gelöst, um ihm eine anderweitige Heirat zu ermöglichen. Allein mit dem ihr zugesprochenen einzigen Sohne entschließt sich die junge Frau nach längerem Zögern, den Werbungen eines vortrefflichen vermögenden Mannes nachzugeben, der sie seit Jahren verehrt. Zwölf Jahre lebt das Paar in vollster Harmonie, das Glück wird durch die Geburt einer Tochter nur noch erhöht. Während die nun herangewachsene Tochter sich zur ersten Kommunion vorbereitet — in diesem Augenblick setzt der Roman ein —, erwacht in der Mutter das schlummernde religiöse Gefühl und der Wunsch, mit ihrer Tochter die Sakramente zu empfangen. Aber als geschiedene, in wilder Ehe lebende Frau wird sie von den Priestern schroff zurückgewiesen, ihre Ehe als Quelle kommenden Unglücks denunziert. Alsbald bricht das vorhergesagte Unglück herein. Der Sohn erster Ehe, ein dreiundzwanzigjähriger Student der Rechte, verliebt sich in eine Medizinerin. Dieses ideale Mädchen, durch eine revolutionäre Erziehung irregeführt, hatte, auf weltliche und kirchliche Bande verzichtend, mit dem Manne ihrer Wahl in freier Ehe gelebt, nach der Geburt eines Sohnes hatte sie dieser schmählich verlassen. Herr und Frau Darras widersetzen sich aufs heftigste dem Plane ihres Sohnes, das nach ihrer Auffassung bescholtene Mädchen zu heiraten. Der Sohn bricht mit Mutter und Stiefvater und verläßt für immer das Elternhaus. In diesen Stürmen scheitert auch die Darrassche Ehe, die ja durch den Gegensatz zwischen der strenggläubig gewordenen Frau und dem starr kirchenfeindlichen Gatten innerlich schon zerstört war. Da stirbt im rechten Moment Frau Gabrielens erster Mann, die kirchliche Trauung der Ehegatten ist nun möglich, es öffnet sich für Albert Darras ein bequemer Weg, seiner Frau Versöhnung mit der Kirche, seinem Hausstande den Frieden zu sichern. So wirkt, ähnlich wie in **L'étape**, des Autors vorletztem Werke, ein billiger Schluß, um alles in Frieden und Freude aufzulösen. Doch scheint dieser selbst Bourget zu banal gewesen zu sein. Der starre Freidenker Darras lehnt sich gegen eine nachträgliche kirchliche Trauung auf, in der eine Verleugnung seiner bisherigen Ehe liegen würde. Das Buch endet mit einem Fragezeichen; das Problem ist nicht gelöst, wir verlassen die Heldin in der Lage, in der sie am Anfang der Erzählung sich befand. — Schon aus dieser kurzen Skizze erhellt der Hauptfehler des Buches: es beweist nicht, was es beweisen soll. Hätte sich der Autor begnügt, mit psychologischer Vertiefung zu schildern, wie die Frau, welche ihre bürgerliche Ehe von den Sakramenten ausschließt, durch das Erwachen des religiösen Bedürfnisses zum Kampfe mit dem freidenkerischen Mann getrieben, schließlich die innerlich unwahre Ehe sprengt, so hätte man vom Verfasser der „**Mensonges**“ ein gutes Buch erwarten können. So liegt der Hauptaccent auf dem Konflikt, den die wirklich recht törichten Ehewünsche des Stiefsohnes hervorrufen, dieser Konflikt beweist so, wie er geschildert ist, nichts für die These, sondern ist eine Variation des alten Themas von den Stiefeltern. Um seine These erfolgreich zu verteidigen, hätte Bourget eine Lage schaffen müssen, in welcher die Momente stark heraustraten, welche die Umstände einer geschiedenen, wiederverheirateten Frau von denen einer Witwe mit Kindern unterscheiden, die eine zweite Ehe eingeht: die Existenz der trotz Scheidung fortdauernden seelischen Einflüsse des ersten Mannes auf seinen Sohn vielleicht auch auf die Frau, hätte das Grundmotiv des Buches sein müssen. Merkwürdig, daß ein so guter Psychologe wie Bourget dies nicht sah. So entstand ein Buch, das sowohl den Verstand wie die gemütlichen Anforderungen unbefriedigt läßt, kaum daß der immer noch glänzende Stil über die innere Leere hinwegtäuscht.

Dr. R. K.

Allgemeine Rundschau.

Neolithische Ausgrabungen in der Pfalz.

m. Neustadt, 23. Sept. Die Untersuchung der steinzeitlichen Ansiedlung „Wallböhl" im Ordenswalde wurde mit Erfolg am 21. und 22. September fortgesetzt, nachdem am 31. Mai die letzte, die elfte Hütte aufgedeckt worden war. Es wurden zuerst gegen Westen hin durch sternförmig angelegte Versuchsgräben die Grenzen des Dorfes festgelegt. Es ergab sich, daß gegen Westen hin zwar einzelne zerstreute Funde, als Tonscherben, ein Schaber aus externem Feuerstein, bearbeitete Kiesel, der obere Teil einer weiblichen Figur aus Ton (Idol?) vorhanden waren, daß sich jedoch hier keine weitere Hütte mehr befand. Dagegen gelang es nach Osten zu drei weitere Hütten auszugraben, Nr. 12, 13 und 14 der ganzen Reihe. Dieselben unterscheiden sich nicht durch ihre Größe, da der Durchmesser 4 bis 5 Meter beträgt, sondern durch ihr Inventar. — Während dieses sich bei der Hütte 12 auf die notwendigsten Bedürfnisse des Hausstandes beschränkt, als Kochtopf, Trinkschale, Reibsteine, ferner eine Pfeilspitze aus Feuerstein, sind die Ueberreste bei Hütte 13 und 14 als die eines wohlhabenden Hausbesitzers der Steinzeit zu bezeichnen. Die Zeit dieser Familienväter liegt vier bis fünf Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, und doch sprechen die Fundstücke eine beredte Sprache. Die Reste einer ganzen Mahlzeit, bestehend in Knochen und Geschirrscherben, die offenbar die chemische Einwirkung von Fett- und Fleischresten an sich tragen, bringt der Spaten an das Tageslicht. Das Tafelservice enthielt sehr verschiedene Stücke! Hier ein glänzend gefirnißtes Prunkgefäß, verziert mit Spiralen und Arabesken im Jugendstil, das der Handel mit dem Orient an die Ufer des Speyerbaches mühevoll gebracht hatte; dort eine einfache Schüssel, braun-schwarz ohne Verzierung, nur mit starken Henkeln, Nasen und Buckeln zum besseren Anfassen versehen. Auch die übrigen Inventarstücke, als Werkzeuge, Geräte, Idole aus Ton und Kiesel, nötigen uns zu dem Schluß, daß schon in grauer Vorzeit ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Arm und Reich hier bestanden hat, der in entsprechender Weise heute noch besteht. — Die sämtlichen letztgemachten Funde gehören wie die früheren der Periode der Spiralbandkeramik an, die nach den hier und im Haßlocher Walde gewonnenen Indizien unmittelbar vor den Beginn der Metallzeit, d. h. der ältesten Bronzeperiode, zu setzen ist. — Eine dritte Ansiedlung der Steinzeit wurde in den letzten Wochen bei landwirtschaftlichen Arbeiten zwischen Speyerdorf und Neustadt festgelegt. Sie liegt rechts, d. h. südlich von der Distriktsstraße, am sogenannten „Pulverhäuschen" in den „Krummädern". Ihr entstammen zahlreiche Gefäßstücke à la Wallböhl, sowie eine besterhaltene Bodenhacke aus geschliffenem Stein. Das Material besteht aus schwarz und weiß gesprenkeltem (Odenwald?-) Syenit. Von oben gesehen hat sie die Gestalt einer 20.5 Zentimeter langen und 5.5 Zentimeter breiten Raute. An der vorderen Kante zeigt sie unten Spuren der Abnützung vom Gebrauch als Bodenwerkzeug. Diese Bodenhacke ist nach einem Alter von mindestens vier Jahrtausenden noch so scharf geschliffen, daß sie ohne weiteres mittelst der Hand als „Karst" Verwendung finden kann. Sämtliche Fundstücke gelangen im Museum der Pollichia zu Dürkheim zur Aufstellung. — Die Ausgrabungen werden nach Beendigung der Weinlese zugunsten des Kreismuseums fortgesetzt.

*

Volksetymologisches von der deutsch-französischen Sprachgrenze.

* Zu den in Nr. 102 der Beilage teilweise wiedergegebenen Ausführungen, die Dr. B. Hoffmann (Dresden) in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht diesem Thema widmete, gibt Bibliothekar Dr. F. Mentz (Straßburg i. E.) einige nicht uninteressante Anmerkungen und Ergänzungen, deren Wesentlichstes wir hiermit folgen lassen:

Das Forsthaus Schirrgut hat seinen Namen nicht von der in der Nähe entspringenden Quelle Chergoutte oder Chirgoutte, wenigstens nicht unmittelbar. Es ist vielmehr, wie häufig die Forsthäuser im Reichslande, nach dem Waldbezirk benannt, in dem es steht, und dieser verdankt seine Benennung allerdings der Quelle Chirgoutte.. Offiziell führt das Haus den Namen Schirrgut erst seit 1897, doch wurde es ortsüblich schon vorher so genannt, wahrscheinlich aber nach französischer Art geschrieben. Daß aber cheroder chirgoutte wirklich „das köstliche Wässerchen" bedeutet, dürfte doch Zweifeln unterliegen. Lautlich würde zwar wohl nicht viel im Wege stehen. Wie der Verfasser richtig sagt, wird das e von cher im dortigen Patois etwas nach i hingesprochen, d. h. das Wort cher lautet dort syoëχ, d. i. etwa „schiöch", wobei das ch wie in „ach" zu sprechen ist. Ein schiöchgoutte konnte wohl bei oberflächlichem Hören als chergoutte oder chirgoutte aufgefaßt werden. Aber im allgemeinen ist das Volk bei seinen Benennungen nicht so gefühlvoll, und wo ähnliche Bezeichnungen vorliegen, wie z. B. bei Bonnefontaine oder Gutenbrunnen, handelt es sich, wenigstens im Reichslande, stets um eine Heilquelle, die womöglich zugleich Wallfahrtsort ist. Dies ist aber bei der Chirgoutte nicht der Fall. Jedenfalls ist, da die Gegend ursprünglich und noch bis ins 17. Jahrhundert deutsch redende Bewohner hatte, keineswegs ausgeschlossen, daß Chirgoutte selbst ein ursprünglich deutscher Name ist. Es gibt in Elsaß-Lothringen folgende ähnlich anlautende Orts- und Wasserlaufsbezeichnungen: Scheralmendgraben, Scherhol (Berg), Scherkirche, Scherkopf (Berg), Schermattgraben, Scherweiler; ferner Schirader, Schirbach, Schirrdorf, Schirrhagweiher, Schirrhein, Schirrhofen, Schirrmattrung, Schirweiher; außerdem heißt ein Nebenfluß der Andlau die Scheer (schon 1135 als Scera erwähnt). Einigen der mit Schir beginnenden Namen, z. B. Schirbach, wohl auch Schirrhofen, liegt das Wort Scheuer, in der Mundart Schir, zugrunde; auch für Chirgoutte wäre dies nicht unmöglich, obgleich es sich natürlich nicht ohne weiteres beweisen läßt. Für das französische goutte dürfte dann ursprünglich runz — die im Elsaß häufige Bezeichnung eines ganz kleinen Wasserlaufes — bestanden haben; aus Schirrunz wäre Chirgoutte geworden (? Die Red.), vielleicht mit volksetymologischer Anlehnung an cher. Damit soll nicht bestritten werden, daß in anderen Fällen französisches goutte zu „gut" oder „gott" geworden ist; so soll das vom Verfasser angeführte Meisengott tatsächlich aus Maisons Goutte entstellt sein.

Im Anschluß an die besprochenen bringt dann der genannte Verfasser noch einige andere interessante Fälle von Umdeutungen und Mißverständnissen aus diesem Grenzgebiet. Ein solcher liegt zum Beispiel vor bei dem Namen Thimbach (Gemeinde St. Kreuz im Lebertal). Derselbe hieß ursprünglich Lattenbach: dies wurde von den Franzosen in Latembach, Latimbach und schließlich La Thimbach verändert. Noch 1870 ließ man bei der Rückverdeutschung das La als französisches Geschlechtswort weg, und so blieb Thimbach übrig. Hieran reiht sich der seltsame Name Yquell für ein Ferienheim in dem Weiler Quevelles bei Vorbruck. Der Name ist, wie bei Schirrgut, der Flurbezeichnung entnommen, diese aber — Canton d'Iquell oder d'Yquell — dürfte weiter nichts als eine Entstellung von „die Quelle" sein. Auch den Weilernamen Quevelles, der 1756 les Cuvelles lautete, hat man als „Quellen" aufgefaßt; da jedoch für 1576 die Form Gefel überliefert ist, könnte auch ein ursprüngliches „Gefälle" zugrunde liegen.

*

Perserurkunden in Aegypten.

γ. Kürzlich hat der französische Aegyptenforscher G. Maspero in einer Pyramide von Sakkarah einen Papyrus gefunden, der für die zeitliche Festlegung vieler im Nillande zutage getretenen Schriften von großer Bedeutung ist. Es ist ein aramäischer Papyrus, der nach einem eingetragenen Vermerke im 29. Jahre des Königs Artaxerxes geschrieben wurde. Dies ist ohne Zweifel der Perserkönig Artaxerxes Makrocheir, und damit ist das Jahr 436 v. Chr. gegeben. Auf Grund dieses Zeugnisses haben die Franzosen richtig angenommen, daß die zahlreichen aramäischen Papyri, die schon in Aegypten gefunden sind und die man bis jetzt der ptolemäischen oder gar der römischen Zeit zuwies, ein viel höheres Alter haben und daß das Aramäische die persische Amtssprache in den auswärtigen Satrapien war.

Kleinere Mitteilungen.

W. **Das Institut für internationales Recht** beschloß, wie uns aus **Edinburg** gemeldet wird, die nächste Konferenz in **Gent** unter dem Vorsitze des Professors **Rolin** von der Universität Gent abzuhalten. Das Institut nahm eine Resolution an, in welcher der Wunsch ausgesprochen wird, daß die verschiedenen Staaten sich bemühen sollten, die mit der Frage der Neutralität zusammenhängenden Fragen in einer Weise zu lösen, die mit den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit im Einklang stände.

* **Rumänische Studien in Deutschland.** Vor kurzem erschien, wie wir der von Prof. K. Krumbacher herausgegebenen „Byzantinischen Zeitschrift“ entnehmen, der „Zehnte Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache zu Leipzig“, herausgegeben vom Leiter des Instituts Prof. Dr. Gust. **Weigand**, Leipzig, J. A. Barth 1904. Das Vorwort enthält einen Rückblick auf die Geschichte und die zehnjährige Tätigkeit des Seminars. Den wissenschaftlichen Inhalt des stattlichen Bandes bilden folgende Arbeiten: 1. Robert Helbig, Die italienischen Elemente im Albanesischen. 2. Jos. Borcia, Deutsche Sprachelemente im Rumänischen. 3. Joan Scurtu, Michael Eminescus Leben und Prosaschriften. 4. Hans Moser, Der Ursprung der rumänischen Präpositionen. 5. Richard Kurth, Der Gebrauch der Präpositionen im Rumänischen.

ck. **Eine Auskunftsstelle für die preußischen Bibliotheken.** Während der Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken rüstig fortschreitet, erfährt jetzt die Geschäftsstelle dieses Katalogs (Berlin, Dorotheenstr. 5) eine sehr begrüßenswerte Erweiterung ihres Arbeitsprogramms. Sie wird nämlich künftig auf frankierte Anfragen **Auskunft darüber erteilen**, ob ein gesuchtes Buch in einer der genannten Bibliotheken sich findet und welche Bibliothek dies ist. Als Gebühr für die Inanspruchnahme der Geschäftsstelle ist der Anfrage für jedes gesuchte Buch der Betrag von 10 Pfennig in Reichspost-Freimarken beizufügen.

* **Medizinisches.** Zu dem Anfang September in **St. Louis** abgehaltenen **Kongreß der Zahnärzte** hatten sich 1500 Teilnehmer eingefunden, darunter 150 Ausländer. Der Preis für die beste wissenschaftliche Arbeit wurde dem Professor Dr. **Miller** (Berlin), einem Amerikaner, zuerkannt.

* **Von den Museen.** Der Direktor des Kupferstichkabinetts in **Dresden** Professor **Lehrs** ist zum Direktor des Kupferstichkabinetts in **Berlin** ernannt worden. Er wird sein neues Amt am 1. Januar übernehmen.

* **Todesfall.** Der ehemalige Professor an der evangelisch-theologischen Fakultät in **Wien**, Hofrat Professor Dr. Gustav **Frank**, ist Samstag abend in der Hinterbrühl gestorben. Er wurde, wie wir der Neuen Freien Presse entnehmen, im Jahre 1832 in Schleiz im Fürstentum Reuß-Schleiz geboren, studierte an deutschen evangelisch-theologischen Hochschulen und folgte 1867 einem Ruf nach Wien. Hier hielt er ursprünglich Vorlesungen über Bibelexegese ab, später übernahm er das Lehramt für Symbolik und Ethik, welches er bis zum Jahre 1903 innehatte. Sein Nachfolger im Lehramte ist Prof. Dr. Johannes **Kunze** aus Leipzig.

⁂

Hochschulnachrichten.

* **München.** Der Privatdozent der theologischen Fakultät Dr. F. **Gillmann** ist zum Professor des Kirchenrechts als Nachfolger des verstorbenen Professors Dr. Silbernagl berufen worden.

∽ **Frankfurt a. M.** An der hiesigen Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften wurde der Oberlehrer an der städtischen Handelslehranstalt Dr. **Kraus** als Privatdozent für Handelsgeographie und Produktenkunde zugelassen.

* **Innsbruck.** **Zur Errichtung der italienischen Rechtsfakultät.** Der akademische Senat machte, wie uns telegraphisch mitgeteilt wird, heute die Verordnung über die Errichtung der italienischen Fakultät bekannt und erließ eine Kundmachung, worin die nunmehr gewährleistete nationale Sicherung der Innsbrucker Hochschule betont, die deutsche Amtssprache proklamiert und der rein **provisorische Charakter** der italienischen Fakultät auf Innsbrucker Boden hervorgehoben wird.

* **Aus Holland.** Die Staatsuniversität **Jacksonville** hat dem berühmten Botaniker Professor Dr. Hugo **de Vries** in Amsterdam anläßlich ihres 75jährigen Jubiläums das **Ehrendoktorat** verliehen. Das ist bereits der dritte Ehrendoktor, der dem Gelehrten bei seinem gegenwärtigen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zufällt, da damit, wie der Frankfurter Zeitung geschrieben wird, bereits New-York und Chicago vorausgegangen waren.

* **Aus Frankreich.** **Studium des Neugriechischen.** Jean Psichari ist als Nachfolger von E. Legrand zum Professor des Neugriechischen an der „École spéciale des langues orientales vivantes“ ernannt worden und hat seine Tätigkeit mit einer Vorlesung „Les études de grec moderne en France au dix-neuvième siècle“ eröffnet.

⁂

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Felix Freiherr v. Stenglin: Die Erbprinzessin. Roman. Berlin. „Vita“. Deutsches Verlagshaus. 379 S. — F. und E. Littmann: Echo. Gedichte. Leipzig-Berlin 1904. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. [illegible]8 S. — Auf das Grab Peter Hilles. Leipzig-Berlin 1904. Modernes Verlags-Bureau Kurt Wigand. 53 S. — Arthur Sewett: Die Kirche siegt. Roman. Berlin 1904. Otto Janke. 296 S. — Carry Brachvogel: Die Erben. Roman aus Neu-Deutschland. Leipzig 1904. Modernes Verlags-Bureau Kurt Wigand. 267 S. — Dr. Eugen Fridrichowicz: Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften in Frage und Antwort. (Band X: Spezielle oder praktische Verwaltungslehre. [2. Teil: Unterrichtswesen. Bevölkerungslehre und Bevölkerungspolitik. Armenwesen.]) Berlin 1904. S. Calvary u. Co. 154 S. — Dr. Karl Brill, dirigierender Arzt in Magdeburg: Ein Ehescheidungs-Prozess oder wichtige Streitfragen aus dem Grenzgebiet der Heilkunde und der Rechtswissenschaft. Magdeburg 1904. Kommissions-Verlag von Albert Rathke. — Baumann: Christus. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen und zwei Vorspielen. Berlin-Charlottenburg 1904. Verlag im Goethe-Haus. 176 S. — Auktions-Katalog: Die Geschichte der Lithographie. (Nachlass des bekannten Lithographen und Sammlers Emanuel Kann, München.) Wien 1904. S. Kende. 130 S.

Für den Inseratenteil verantwortlich: R. Schumacher, München.

Jahrgang 1904. München, Donnerstag, 29. September. Nummer 223.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei direkter Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur direkten Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

War der kulturelle Verfall im 16. Jahrhundert eine Folge der Reformation?*)

Von Dr. Georg Steinhausen.

Das Charakteristische deutschen Lebens im späteren 16. Jahrhundert ist einmal ein Zurücktreten des Volkstümlichen, weiter ein Niedergang des deutschen Menschen überhaupt, ein Erschlaffen seiner kulturellen Kräfte. An sich wäre eine Erschöpfung nach den großen Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunstgewerbes, der städtischen Wirtschaft und auf religiösem Gebiete wohl natürlich gewesen: aber es treten doch mehr Erscheinungen wirklichen, tieferen Verfalls ein. Es kommt zugleich eine Zeit kultureller Vorherrschaft des Fremden, die aber durch einen völligen Kulturwandel die eigentliche Befreiung vom Mittelalter vorbereitete.

Denn das Mittelalter, als kulturelle Atmosphäre genommen, dauert auch nach der Reformation fort: es ist unrichtig, mit Beginn des 16. Jahrhunderts von einer „Neuzeit“ zu reden. Gewiß war durch Humanismus und Reformation der auch sonst herbeigeführte Fortschritt zu individualistischem Geistesleben verstärkt worden, und aus protestantischen Ländern kam später der wirkliche neue Geist: aber weder der soziale Ständebau des Mittelalters wird trotz Einfügung eines neuen Gelehrtenstandes erschüttert, vielmehr nur zu unerträglicher Abgrenzung ausgebildet: weder ändern sich die Wirtschaftsformen und politischen Verwaltungsmaximen, wenigstens nicht von Grund aus, noch zeigt vor allem das geistige, immer noch religiös bestimmte Leben eine wirkliche Abkehr vom Mittelalter. Die modernsten Elemente waren noch das römische Recht und das neue Beamtentum. Schon Treitschke und Freytag haben den Beginn der Neuzeit in die Mitte des 17. Jahrhunderts rücken wollen: wir werden sehen, daß dafür sehr viel spricht. Erst damals begann ein neuer freier Geist aufzuleben, und auch politische Vorgänge und Bildungen fordern die Ansetzung des Beginns einer neuen Periode auf diese Zeit, ebenso Kunst- und Literaturgeschichte. Schon der Hexenwahn verbindet das 15. mit dem 16. und 17. Jahrhundert als gleichen Geistes Zeitalter. Auf dem Gebiete des Handels gehören 15. und 16. Jahrhundert in den meisten Beziehungen zusammen. Und selbst späterhin ist noch kein scharfer Abschnitt zu machen. Auch das Handwerk bewegt sich in den Formen des Mittelalters weiter, die freilich erstarren und wahres Leben ertöten. Trotz Beseitigung der Autonomie der Zünfte und anderer Veränderungen bleiben die Grundlagen der Zunftverfassung die alten: diese wird jetzt erst vielfach recht ausgebildet. Ueberhaupt bleibt die mittelalterliche Wirtschaft, wie sie ihren Ausdruck in der Stadtwirtschaft gefunden hatte, bestehen trotz der Betätigung der Landesherren in der Wirtschaftspolitik: man arbeitete mit den alten Mitteln. Wirtschaftlich kommt man damit freilich zu einem noch späteren Termin für eine „Neuzeit“, etwa zum Jahre 1800, wenn sich auch viel Neues im 18. Jahrhundert, ein wenig wohl schon im 17., vorbereitet. Die Hauptsache für die Fortdauer des Mittelalters ist, daß zwar die römische, die eigentlich mittelalterliche Kirche in ihrer kulturellen Herrschaft gebrochen ist, nicht aber die Herrschaft der Kirche überhaupt. Vielmehr nimmt nach der Reformation im Gegensatz zu ihrem eigentlichen Prinzip der kirchliche, der theologische Geist die Welt und den Menschen mehr als zuvor gefangen und schlägt den Drang zur Freiheit in Fesseln.

In dieser Entwicklung liegt die schädigende Wirkung der Reformation, keineswegs aber in den sonstigen Verfallserscheinungen, für welche die ultramontanen Historiker, an der Spitze Janssen, sie verantwortlich machen. Vielmehr zeigen sich auch diese Erscheinungen wieder lediglich als Verschärfungen solcher schon des 15. Jahrhunderts. Unmöglich kann man gerade in dieser Beziehung das 15. vom 16. Jahrhundert scheiden. Einen sehr bedeutenden Zeugen kann Janssen allerdings für seine Meinung anführen, Luther selbst. „Unsere Evangelischen“, klagt dieser, „werden siebenmal ärger, denn sie zuvor gewesen. Denn nachdem wir das Evangelium gelernt haben, so stehlen, lügen, trügen, fressen und saufen wir und treiben allerlei Laster.“ „Es ist die Welt gar rege geworden,“ sagt er ein andermal, „nachdem das Wort das Evangelii offenbaret ist, sie knackt sehr; ich hoffe, sie werde bald brechen und in einen Haufen fallen durch den Jüngsten Tag, auf den wir mit Sehnen warten. Denn alle Laster, Sünde und Schande sind nun so gemein worden und in Brauch kommen, daß sie nicht mehr für Sünde und Schande gehalten werden.“ Mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit redet er sich immer tiefer in den Zorn über die verruchte Mitwelt hinein, die er immer mit Sodoma — ein bald auch von anderen ergriffenes Stichwort — vergleicht, der er baldigsten Untergang fortwährend prophezeit. Er stand auch mit solcher Stimmung nicht allein. Wir sahen schon, wie jener soziale Aufruhr von vielen der Reformation zugeschoben wurde, wir vernehmen, wie ein der Masse abholder Mann,

*) Aus einer noch nicht erschienenen Lieferung der „Geschichte der deutschen Kultur“ von Bibliotheksdirektor Dr. Georg Steinhausen in Kassel. (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.)

Erasmus, das „neue freche, unverschämte, unbändige Geschlecht" vom neuen Evangelium erzeugt sein läßt. Erasmus weist auch ganz richtig auf das hin, was Luther selbst so schmerzlich empfand, daß nämlich das Evangelium oft nur der Vorwand für weltliche Gelüste sei, und 1523 urteilt er, daß die „evangelische Freiheit" den einen zum Vorwand für unsinnige Lizenz, ihren fleischlichen Lüsten zu dienen, den anderen für die Gier nach Kirchengut, den dritten für ihre Verschwendung und Gewissenlosigkeit herhalten müsse. Anhänger der alten Kirche, wie Karl v. Bodmann, behaupteten früh, die vorher schon große Zuchtlosigkeit des Klerus sei nun seit der Verkündung des neuen Evangeliums unglaublich gestiegen.

Aber auch nach den ersten Stürmen dauerte solche Kritik an und verschärfte sich wie bei Luther selbst. Mit großem Fleiß hat Janssen, bzw. Pastor, alle solche Stimmen zusammengesucht: wir hören Melanchthon ständig bitter klagen, ebenso jammern Jonas, Bugenhagen, Amsdorf, Bucer, Capito, Musculus, weiter eine ganze Reihe von Predigern in Hamburg, Lübeck, Sachsen, Hessen, Württemberg, Bayern, der Pfalz, im Elsaß, nicht weniger viele Visitationsberichte. Auch zahlreiche Juristen, Schulmänner u. a., wie Camerarius oder Rivius, erhoben klagend ihre Stimme. Da die Zustände in katholischen Gebieten nicht besser waren, so schrieben die Katholiken dieselben natürlich erst recht den bösen Einflüssen der neuen Lehre zu, wie jener Bodmann schon begonnen hatte, und wie es Wizel u. a. fortsetzten. Aber auch ohne Beziehung auf das „Gift" des neuen Evangeliums ward es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland allgemein Mode, über die entsetzlichen Zustände der bösen Welt zu jammern. „Wir können leider nicht verneinen," schrieb 1544 der Konstanzer Rat, „dann daß Deutschland in allen ärgerlichen Sünden und Lastern ganz und gar ersoffen ist." In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich aus einfachen bürgerlichen und sonstigen, auch fürstlichen Privatbriefen eine ganze Reihe von Aeußerungen wiedergegeben, die übereinstimmend über die Zeit, die Welt und die Menschen klagen, auch Sehnsucht nach dem Jenseits ausdrücken. Zwar kehren solche Klagen zu allen Zeiten wieder, aber sie häuften sich damals bedenklich und sind ein Charakteristikum der Briefe dieser Zeit.

Eben dieser Pessimismus, der bis zum Dreißigjährigen Kriege andauerte — „die Zeit ist böse" rief damals Valentin Andreä —, war ein Produkt der durch die Reformation hervorgerufenen theologischen Stimmung: keineswegs aber waren die Zustände selbst trotz unzweifelhafter Verfallserscheinungen so entsetzlich, wie sie diesem Pessimismus erschienen, und ebensowenig waren sie, obgleich sich nach der Reformation in der großen Masse allerdings zeitweise eine wegen der geistigen Unreife und der derben Gelüste abstoßende Unkirchlichkeit verbreitete, eine Folge der kirchlichen Bewegung. Wie so häufig wurde die letzte Vergangenheit plötzlich überschätzt. Wenn Luther behauptete, in seiner Jugend habe die Mehrzahl, auch reiche Leute, Wasser getrunken und kaum vor dem 30. Jahre Wein, auch die „allerschlechteste Speise" genossen, jetzt aber tränken die Kinder schon schwere fremde Weine, jetzt sei die Trunksucht „ganz ein gemeiner Landbrauch worden", auch bei den Vornehmen, während das Trinken zu seiner Jugendzeit „unter dem Adel eine treffliche, große Schande" gewesen sei, so war das bei aller Steigerung der Trunksucht im 16. Jahrhundert, worauf wir noch eingehen werden, völliger Irrtum. Ein andermal urteilte er richtiger: „Das Saufen ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, hat zugenommen und nimmt noch zu". Wenn er 1523 schalt: „Alle Welt gehet in Fressen, Saufen, Unkeuschheit und in allen Lüsten frei, daß es sauset und brauset", so war das schon eine geraume Zeither so gewesen. Die Hauptklage aller der vielen geistlichen und weltlichen Sittenprediger mit ihrem starken Schimpfen auf das „satanische Zeitalter" (Luther), dem gegenüber es nie „eine verdorbenere, gegen alle Tugend und Ehrbarkeit feindlicher gesinnte Zeit" gegeben habe (Georg Fabricius), betraf jene Genußsucht, das „eitel Säuleben", wie Luther sagt, „das lasterhafte Epikuräertum" (Capito). „Die Leute," heißt es in der Magdeburger Kirchenordnung von 1554, „werden je länger je epicurischer." Wie wurde allgemein über die Laster, die die Welt wie eine Sündflut überschwemmen (Amsdorf), über das „äußerste Sittenverderben" (Gallus), die „freche Sittenlosigkeit" (Camerarius), „das vollendetste Sittenverderben" (Rivius) geklagt! Und doch war das nur der alte Zug, den schon das 15. Jahrhundert in größter Stärke aufweist. Trotzdem hatte Melanchthon halb recht, wenn er meinte, daß „bei den Vorfahren noch keine solche Genußsucht herrschte, wie sie bei unseren Leuten täglich überhand nimmt". Auf diese Steigerung kommen wir zurück. Neben der Zügellosigkeit wurde weiter regelmäßig die allgemeine Gottlosigkeit hervorgehoben. Für Melanchthons Tränen darob genügten die Wasser der „Elbe und Weser" nicht. Allerdings machte sich die Menge die Aufhebung der „guten Werke" und die Verwerfung des römischen Kultus weidlich zunutze, ebenso wie sie die Lehre des Evangeliums oft als Erlaubnis zu weltlicher Ungebundenheit auffaßte. Aber die innere Unkirchlichkeit war doch kaum größer als früher bei dem das Volksleben damals glänzend durchdringenden äußerlichen kirchlichen Wesen, dessen Fortdauer in den katholischen Gegenden auch jetzt noch manche Evangelische, zum Beispiel Bucer und Kantzow, die Christlichkeit einer solchen Gegend höher einschätzen ließ. Zum großen Teil erklären sich jene Klagen aus der von den Kirchenleuten übel empfundenen Widerwilligkeit des Volkes, das von den „Pfaffen" befreit zu sein glaubte, etwas für die hungernden neuen Prediger, die nach Jonas wie Gassenkehricht verachtet waren, zu tun. Viele rühmten sich dabei noch ihres Glaubens und prahlten damit, das Evangelium selbst zu haben. Von anderen wollten sie Gottes Wort nicht hören. Es kamen wohl auch Störungen der Predigt vor. Sehr charakteristisch ist endlich noch eine weitere Klage, die ebenfalls schon früher hätte erhoben werden können, nun aber für den aufkommenden unvolkstümlichen Geist spricht. Man eiferte besonders gern, auch noch nach dem Bauernkrieg, über den gemeinen Mann. Melanchthon fand allgemein eine „grenzenlose Frechheit", ein andermal (1528) sagte er: „Die Bosheit der Bauern ist unerträglich und auf den Gipfel gestiegen." Jonas klagte 1530: „Und wird dazu der gemeine grobe Mann so frech, roh und bärenwild, als wäre das Evangelium darum kommen, daß es losen Buben Raum und Freiheit zu ihren Lastern machen wollt." Im ganzen mochte ja nun das Wort eines Braunschweiger Berichts von 1545 vielfach zutreffen: „Die Kirchen sind leer, aber die Gastereien voll; die Niederen machen es den Oberen nach, und ist des Saufens und aller Liederlichkeit kein Ende." Aber ehedem war das bei vollen Kirchen nicht anders gewesen. Man muß ferner bedenken, daß alle diese Stimmen von einer viel strengeren Auffassung, als sie früher üblich war, getragen wurden, daß sie die Dinge viel zu grell darstellten, auch manches, was überhaupt nicht schlimm ist, zum Laster stempelten. Es ist deshalb gar nicht wunderbar, daß, wie Luther 1541 empört schrieb, allmählich „etliche Junker, Städte, ja auch Dreckstädtlein, Dörfer dazu" von ihren Pfarrern verlangten, „daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünden und Laster strafen". In modernem Sinne wären sogar manche der getadelten Erscheinungen durchaus lobenswert; wie wenn 1532 die Straßburger Prediger sich beim Rat beschwerten, daß man „auf den Stuben und allenthalben, neben viel anderen unerhörten Gotteslästerungen" sage, „es sei weder Höll noch Teufel. Wie ein Unerhörtes wäre das vor Zeiten gewesen". Gerade umgekehrt wurde vieles jetzt getadelt, worin früher niemand etwas gefunden hatte. Man verkannte bei diesem Kampf auch vollkommen, wie tief derartiges im Volke wurzelt, und weckte durch die Klagen oder Verbote vielfach erst recht die Widerstandskraft, die erst durch den sozialen Wandel des 17. Jahrhunderts erlahmte.

Will man, wie das Janssen tut, den zahllosen Strafschriften unbedingten Glauben schenken, so hätte die Verwilderung einen ganz ungeheuren Grad erreicht. Aber jene sind mit theologischem Uebereifer, ferner in unvolkstümlichem Geiste geschrieben, sie wollen von der „Sünde"

abschrecken, sie nehmen auch nach Art aller Eiferer den Mund allzu voll und tragen die Farben viel zu stark auf. Bekanntlich warf man damals den Deutschen am meisten das übermäßige Trinken vor, „das viehische Fressen und Saufen", wie es in einer Predigt von 1573 heißt, „die unmenschlichen Gastereien und Füllereien, so in Stadt und Land nach dem Exempel der Fürsten und Herren getrieben wird und wie im obersten Regimente sitzt". Aber über das 15. Jahrhundert konnten wir schon ganz Aehnliches sagen, besonders über die auch jetzt hervorgehobenen Sachsen, und wesentlich ist es die Fülle der Quellen im 16. Jahrhundert, die diese Trunk- und Freßsucht so furchtbar gesteigert erscheinen läßt. Es wäre mir leicht, aus den Quellen noch mehr Material vorzuführen, als Janssen darüber zusammengebracht hat, und keineswegs nur aus theologischen Strafschriften und Predigergejammer oder der speziellen polemischen Trinkliteratur, neben der es auch seit dem 15. Jahrhundert eine lehrhafte „von der Kunst des Saufens" gab: aber es würde sich doch nur um Steigerung eines längst hervorgetretenen Zuges handeln. Diese Steigerung war allerdings im Uebermaße vorhanden, und im ganzen darf man Freytag beistimmen, daß gerade zu dieser Zeit das Trinken ein nationales Leiden geworden sei. Es ging auch durch alle Stände. Ueber die Fürsten belehren vor allem Briefe und Tagebücher. Graf Lynar, als Ausländer, nahm 1590 an der Berliner Hoftafel ungern teil, „wegen des Trinkens". An den sächsischen Höfen war „das stetig Vollsein ein alt eingewurzelt Uebung und Gewohnheit". Schlimm waren die niederdeutschen Fürsten, besonders bekannt die „pommerschen Trünke". Man renommierte auch gern mit dem „Volltrinken", und damals entstanden die großen Fässer, wie das Heidelberger. Oft zitiert werden die Schilderungen, die der selbst als Musterzecher berühmte Ritter Hans von Schweinichen von dem wüsten Trinkleben an deutschen Höfen überliefert hat. Freilich standen immer neben Trunkenbolden, wie Johann Friedrich und Christian I. und II. von Sachsen, Pfalzgraf Johann Casimir, mäßige Fürsten, so Julius von Braunschweig, Christian von Anhalt u. a. Andrerseits waren sogar geistliche Fürsten oft wüste Zecher, und auch manche Fürstinnen hielten nicht zurück, wie Anna von Sachsen, die am Trinken zugrunde ging. Für die Umgebung der Fürsten sind besonders bezeichnend die Aeußerungen der Hofordnungen über das Trinken namentlich nach Tisch und vor dem Zubettgehen, die sich freilich nicht nur auf die Junker oder Räte, sondern bis herab auf die Knechte beziehen.

(Schluß folgt.)

Die Schwimmwerkzeuge der Tiere.

Von Robert v. Lendenfeld (Prag).

(Schluß.)

Die Vögel waren ursprünglich Landtiere. Diejenigen, welche ihre Nahrung größtenteils oder ausschließlich im Wasser finden, haben sich an das aquatische Leben angepaßt und sind mit guten, zum Teil ganz ausgezeichneten Schwimmwerkzeugen ausgestattet. Wir können drei Kategorien von solchen Wasservögeln unterscheiden. Zur ersten gehören die Möven und Seeschwalben, welche sich die meiste Zeit fliegend über dem Wasser bewegen, ihre Beute von der Luft aus erspähen, und sich nur herablassen, um die Nahrung aufzunehmen. Diese Vögel pflegen immer nur kurze Zeit auf der Oberfläche umher zu schwimmen oder sich auf derselben auszuruhen. In die zweite Kategorie gehören die Enten, Gänse und Schwäne, welche die meiste Zeit auf der Oberfläche des Wassers umherschwimmen, während dieses Herumschwimmens ihre, auf seichtem Grunde befindliche Nahrung durch Untertauchen des Kopfes erbeuten und sich nur dann in die Luft erheben, wenn sie rasch weitere Strecken zurücklegen wollen; während des Fluges spähen diese Wasservögel nicht nach Nahrung aus. Einige von ihnen, namentlich gewisse Enten, tauchen viel, um tiefere Teile des Bodens der Gewässer nach Nahrung abzusuchen. Diese Tauchenten bilden den Uebergang zu der dritten Kategorie von echten Wasservögeln, welche unter dem Wasserspiegel, in der Tiefe, auf ihre, meist aus freischwimmenden Tieren bestehende Nahrung Jagd machen und im allgemeinen nur an die Oberfläche kommen, um zu atmen und sich auszuruhen, und die auch nur kurze Zeit oberflächlich, mit dem Kopfe außerhalb des Wassers umher zu schwimmen pflegen. Auch diese Wasservögel fliegen — wenn sie überhaupt fliegen können — nur dann, wenn sie rasch weite Strecken zurücklegen wollen.

Alle diese Vögel besitzen an ihren Füßen Hautansätze, welche die einzelnen Zehen einsäumen und meist auch miteinander verbinden. Die Beine sind bei einigen von ihnen, wie bei gewissen Gänsen, ziemlich lang, bei den meisten aber kurz und im allgemeinen um so kürzer, je bessere Schwimmer sie sind. Es sind vier Zehen vorhanden, drei ziemlich lange, nach vorne gerichtete und eine kurze, nach rückwärts gerichtete. Die drei vorderen sind es, welche bei den allermeisten von den Wasservögeln durch zwei dreieckige Schwimmhäute miteinander verbunden sind. Schwimmhautsäume, die miteinander nicht zusammenhängen, besitzen nur wenige Wasservögel, darunter der Steißfuß.

Die Wasservögel der ersten und zweiten Kategorie, welche in der Regel an der Oberfläche schwimmen und nur ausnahmsweise tauchen, bewegen sich in folgender Weise. Ihr verhältnismäßig leichter Körper ruht, einem Schiffe gleich, so auf der Wasseroberfläche, daß der größere Teil in der Luft und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil unterhalb des Wasserniveaus liegt. Die Beine sind bei diesen Wasservögeln ziemlich weit vorne inseriert, so daß sie, wenn sie sich auf dem Lande befinden, den Körper sehr wenig geneigt, fast wagerecht halten müssen. Mit Ausnahme der langbeinigen Gänse schreiten alle diese Vögel am Lande recht unbeholfen, watschelnd und langsam. Schwimmen sie auf dem Wasser, so bewegen sie ihre Beine ähnlich wie beim Schreiten am Lande abwechselnd pendelnd hin und her, nach vorne und nach rückwärts. Die Zehengelenke sind, wie die Fingergelenke der menschlichen Hand, so gebaut, daß sie wohl nach abwärts, nicht aber nach der Vorder- und Ober- (Dorsal)seite hin gebogen werden können. Bei der Bewegung der Beine nach vorne werden alle Gelenke der vorderen Zehen stark nach unten gebogen, so daß der ganze Fuß, samt der Schwimmhaut, wie eine Faust zusammengeballt wird und ihm das Wasser, durch das er sich bewegt, nur geringen Widerstand entgegensetzt. Bei der Bewegung nach rückwärts werden diese Zehen gerade ausgestreckt und die beiden dreieckigen Schwimmhäute flach ausgespannt. Infolgedessen stellt der Fuß während seiner Bewegung nach rückwärts eine ziemlich umfangreiche Platte dar, die wegen der oben erwähnten Eigentümlichkeit der Vorderzehengelenke nicht nach der Vorderseite zusammengebogen werden kann. Diese solcherart einseitig starre Platte wird nun durch das Wasser rasch nach rückwärts bewegt und begegnet — wegen ihrer Größe und weil ihre Flächenausdehnung annähernd senkrecht auf ihrer Bewegungsrichtung steht — einem großen Widerstand. Die bedeutende Differenz zwischen diesem großen, bei der Bewegung nach rückwärts, und jenem kleinen, bei der Bewegung nach vorne zustande kommenden Widerstande ist es, welche nach Rückstoßart auf den Körper übertragen die Kraft darstellt, die diesen über die Wasseroberfläche hin nach vorwärts treibt. Die Steuerung wird durch verschieden rasche Bewegung der beiden Beine besorgt.

Bei den ihre Beute unter dem Wasser aufsuchenden Wasservögeln, den eigentlichen Tauchern, begegnen wir der weitestgehenden Anpassung an die Schwimmbewegung. Die Beine dieser Vögel sind weit rückwärts inseriert, so daß sie, wenn sie sich auf dem Lande befinden, sehr steil, mehr oder weniger aufrecht stehen. Am Lande bewegen sie sich ziemlich unbeholfen, im Wasser dagegen ungemein schnell und geschickt. Sie bedienen sich ihrer Beine in ähnlicher Weise wie die oberflächlich schwimmenden Wasservögel, und benützen den Schwanz, sowie den sehr beweglichen, oft ziemlich

langen Hals als Steuer. Viele von ihnen sind ganz gute Flieger, bei einigen aber und zwar bei denjenigen, die in ausgedehntestem Maße an das Wasserleben angepaßt sind, ist das Flugvermögen verloren gegangen. Es gilt dies in erster Linie für gewisse Alken und die Pinguine. Bei diesen sind die Flügel klein, breit, säbelförmig. Die Flügelfedern sind schuppenartig und bilden fest übereinander liegend eine sehr dichte Decke. Die ganzen Flügel sind flossenähnlich und werden beim Schwimmen als Ruderflossen benützt, indem sie abwechselnd nach vorn und rückwärts bewegt und dabei so gedreht werden, daß sie bei der Vorwärtsbewegung mit der Kante, bei der Rückwärtsbewegung mit der Fläche auf das Wasser drücken. Diese Vögel kommen nur, um zu atmen, an die Oberfläche, und halten sich hier selten oder nie längere Zeit auf. An das Land steigen sie nur, um sich auszuruhen, zu schlafen und zu brüten.

Wie die Vögel, sind auch die Säuger ursprünglich Landtiere gewesen, und es sind die jetzt im Wasser lebenden durch Anpassung an die aquatischen Verhältnisse aus Landsäugern hervorgegangen. Der Grad dieser Anpassung ist bei den verschiedenen Wassersäugern ein sehr verschiedener, und es gibt viele Säugetiere, die, ohne an das Leben im Wasser irgendwie angepaßt zu sein, schwimmen können. Alle diese bewegen die Beine beim Schwimmen im Wasser ähnlich wie beim Laufen am Lande pendelnd hin und her, abwechselnd nach vorne und rückwärts. Die Bewegung nach hinten und unten erfolgt rasch und bei diesen werden das Bein gestreckt und die Zehen gespreizt; die Bewegung nach vorne und oben erfolgt langsamer, und bei dieser werden die Beine nach rückwärts gebogen und die Zehen aneinander gelegt. Aus der Differenz des (geringen) Wasserwiderstandes bei der langsameren Bewegung der gebogenen Beine mit geschlossenen Zehen nach vorn und oben, und des (größeren) Wasserwiderstandes bei der rascheren Bewegung der gestreckten Beine mit gespreizten Zehen nach hinten und unten resultiert, wie bei einigen der oben ausgeführten Fälle, eine Kraft, welche das Tier nach vorn und oben drückt, es vor dem Versinken und Ertrinken bewahrt und wagerecht vorwärts schiebt.

Während bei den Tieren, die, obwohl sie ganz gut schwimmen können, nur ausnahmsweise ins Wasser gehen, keine besonderen Anpassungen an das Leben in demselben ausgebildet sind, werden bei denjenigen, die sich gewohnheitsmäßig im Wasser aufhalten, stets solche angetroffen. Schon bei der Wasserspitzmaus, die ihren am Land lebenden Verwandten sonst sehr ähnlich ist, lassen sich solche nachweisen. Die Wassermaus schwimmt wie eine Landmaus und bewegt dabei die Beine abwechselnd nach vorne und rückwärts. Sie trägt aber an ihren Füßen Reihen von Borstenhaaren, welche sich bei der Bewegung des Beines nach vorwärts zurücklegen und dem Wasser keinen Widerstand entgegensetzen, bei seiner Bewegung nach rückwärts aber sich ausbreiten und so die Fläche der auf das Wasser drückenden Fußsohle vergrößern, was der Schwimmbewegung sehr förderlich ist. Beim südamerikanischen Wasserschwein sind kurze Schwimmhäute zwischen den Zehen ausgebildet. Beim Biber sind die Hinterbeine länger als die Vorderbeine und mit Schwimmhäuten ausgestattet, welche bis an die Krallen reichen, während die Vorderbeine der Schwimmhäute entbehren. Der Schwanz ist dorsoventral abgeplattet, seitlich zugeschärft und so in eine Schwanzflosse umgewandelt. Bei dem Fischotter sind die Beine sehr kurz und alle vier Füße mit vollständigen, bis an die Zehenspitzen reichenden Schimmhäuten ausgestattet. Der Hals ist kurz, der Leib gestreckt, der Schwanz lang und nicht scharf abgesetzt. Der Otter ist ein ausgezeichneter Schwimmer und infolge seiner Behendigkeit imstande, jeden Fisch zu fangen. Er erlangt die Kraft, die ihn durch das Wasser treibt, durch die Bewegung seiner Beine rasch nach rückwärts und langsamer nach vorne, durch Vergrößerung der auf das Wasser drückenden Fläche mittelst Spreizen der Zehen und Ausbreiten der Schwimmhaut bei der Rückwärts- und durch Verkleinerung dieser Fläche mittelst Beugen und Aneinanderlegen der Zehen bei der Vorwärtsbewegung. Die Geschmeidigkeit seines langgestreckten Leibes und Schwanzes befähigt ihn zu sehr raschen Wendungen.

Fischotter, Biber und ähnliche Tiere sind, obwohl im Wasser zu Hause, doch befähigt, sich auch am Lande rasch und ausdauernd zu bewegen. Bei den in noch ausgedehnterem Maße an das Wasserleben angepaßten Säugern, den Walrossen, Seehunden, Sirenen, Delphinen und Walen ist das nicht der Fall. Diese können sich am Lande entweder, wie die Walrosse und Seehunde, nur unbeholfen, oder, wie die Delphine und Wale, gar nicht bewegen.

Robben und Walrosse haben vier Beine. Die Zehen sind wenig beweglich, mehr oder weniger verwachsen, so daß die Füße flossenartig erscheinen. Die Hinterbeine sind nach rückwärts gerichtet und bilden, zusammen mit dem kurzen Schwanze, eine Art wagerechter Schwanzflosse. Beim Schwimmen werden die vorderen Beine als Ruderflossen benützt. Die Bewegung der Hinterbeine (der Schwanzflossen) dürfte jener der unten zu schildernden des Walschwanzes ähnlich sein.

Bei den Sirenen (Seekühen), Delphinen und Walen sind die Skeletteile der Hinterbeine und des Beckens bis auf kleine Reste rückgebildet oder vollkommen verschwunden. Die Vorderbeine sind in Flossen umgewandelt: von Zehen ist an denselben äußerlich nichts wahrzunehmen. Der Schwanz trägt eine wagerechte, zweiflügelige Endflosse, deren beide Flügel spiegelbildlich gleich, ziemlich lang und zugespitzt sind. Die vorderen Flossen werden hauptsächlich zur Erhaltung des Gleichgewichtes und zur senkrechten Steuerung benützt. Die vorwärts treibende Kraft wird vom Schwanz und den beiden Flügeln der Schwanzflosse erzeugt. Indem der Walschwanz senkrecht pendelnd auf und ab bewegt wird, kann er, ebenso wie das oben von dem wagerecht hin und her pendelnden Fischschwanz beschrieben wurde, eine nach vorne drückende, das Tier durch das Wasser schiebende Kraft erzeugen. Bei den Walen und Delphinen spielt aber eine andere Bewegung der Schwanzflosse eine noch wichtigere Rolle. Bei ihnen werden nämlich die beiden Flügel der Schwanzflosse auch für sich abwechselnd auf und ab bewegt. Ihr vorderer Randteil ist stark, nach rückwärts nimmt die Dicke der Flosse ab. Die Muskeln setzen sich an den verdickten Vorderrand an und bewegen ihn auf und nieder; die hinteren, dünneren Teile werden vom Vorderrande mitgezogen und bleiben bei seiner Bewegung infolge des Wasserwiderstandes derart hinter dem Vorderrande zurück, daß jeder Flossenflügel bei der Aufwärtsbewegung eine nach rückwärts sich senkende, bei der Abwärtsbewegung eine nach rückwärts ansteigende Fläche darstellt. Es ist einleuchtend, daß diese schiefen, nach oben, bezw. nach unten bewegten Flächen nicht nur nach aufwärts und abwärts, sondern auch nach rückwärts auf das Wasser drücken müssen. Der Druck nach oben wird von dem Druck nach unten aufgehoben. Der Druck nach hinten bleibt übrig, und dieser schiebt durch den Rückstoß das Tier nach vorne durch das Wasser. So wirken diese Walschwanzflossen in ähnlicher Weise wie Schiffsschraubenflügel.

Die Bewegung im Wasser erfordert sehr bedeutende Kräfte. Die Wassertiere, welche nicht ganz besonders starke Schwimmuskeln haben, können sich nur langsam bewegen. Bei schnellen Schwimmern, wie den Haien und Walen, sind die Muskeln des die Bewegung hervorbringenden Schwanzes ungemein kräftig und groß.

Die Ausbildung der Fähigkeit, sich im Wasser zu bewegen, geht mit einer Verschiebung der motorischen Einrichtung nach rückwärts Hand in Hand und es sind diejenigen die besten Schwimmer, bei denen die Arbeit des Fortschiebens des Körpers von dem Schwanz und der Schwanzflosse allein verrichtet wird. Wie die mechanischen Vorteile der rückwärtigen Propellerlage bestimmend auf die Richtung der phylogenetischen Entwicklung der höheren Wassertiere eingewirkt und die Züchtung von Formen veranlaßt haben, bei denen der motorische Apparat am hinteren Körperende liegt, so wirkten sie auch auf die Entwicklung der Schiffsbaukunst ein: auch hier hat der Konkurrenzkampf zu einer Rückverlegung des Propellers, zu einem Ersatz der den Ruderbeinen des Fischotters vergleichbaren

seitlichen Schaufelräder durch rückwärts angebrachte Schraubenpropeller geführt, welche der Walschwanzflosse gleichen.

Freiherr v. Brück und die Entwicklung der bayerischen Verkehrsanstalten.

Am 30. August 1893 schied, von der Welt fast unbeachtet, aus diesem Leben der vormalige Generaldirektor der kgl. Verkehrsanstalten Ludwig Frhr. v. Brück, dessen hervorragenden Verdienste um die Gestaltung und Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse einst unbestritten waren und dessen Name im Bereiche der Posten und Eisenbahnen weit über die Grenzen Bayerns und Deutschlands hinaus einen guten Klang hatte.

Geboren zu Salzburg am 25. April 1812 als der Sohn des nach dem Rückfalle des Salzachviertels an Oesterreich nach Würzburg versetzten Oberpostmeisters Karl Frhrn. v. Brück, erhielt er seine erste Anstellung als Postoffizial in Augsburg am 1. April 1832, wurde im Jahre 1838 als Kursbeamter zur damaligen Generaladministration der Posten und nach mittlerweile erlangtem Ratsaccesse im April 1841 als Referent für das Postwesen in das Staatsministerium des kgl. Hauses und des Aeußern berufen, in welcher Verwendung er am 26. Februar 1842 zum Oberpostassessor und am 4. Juli 1843 zum Oberpostrat befördert wurde. In letztere Zeit fällt der Beginn seiner reformatorischen Tätigkeit. Die bis dahin nur für gewisse ausschließliche Transporte wöchentlich drei- bis viermal unterhaltenen Beförderungsgelegenheiten, wie z. B. die Reitposten und Felleisenfahrten zum Transport von Briefen und Zeitungen, dann die Packwagenfahrten zum Versand von Geldsendungen und Frachtstücken wurden, erstere ganz, letztere zum großen Teil aufgehoben und an deren Stelle Eilpostwagen gesetzt, welche neben dem Verkehr der Reisenden und ihres Gepäckes auch jenen der Briefschaften, Zeitungen und der Frachtstücke zu vermitteln hatten.

Durch diese Zusammenlegung wurde auf allen minder wichtigen Routen eine täglich mindestens einmalige Gelegenheit für den Reiseverkehr und den Versand von Postsachen aller Art, auf den Hauptrouten aber je eine weitere solche Verbindung geschaffen und neben der Vermehrung der Transportgelegenheiten eine Beschleunigung und öftere Zustellung erzielt.

Als dann die ersten Staatseisenbahnstrecken dem Betrieb übergeben werden konnten, die Augsburg-Münchener Bahn vom Staat angekauft und die Wahrnehmung des Eisenbahnbetriebes dem Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern zugewiesen ward, wurde nicht bloß das diesbezügliche Referat mit jenem der Posten vereinigt, sondern es wurde der Oberpostrat Baron Brück unterm 16. November 1845 auch als interimistischer Vorstand mit der Leitung der neugebildeten Generalverwaltung der Eisenbahnen betraut; hierzu gesellte sich alsbald noch die vom Staate erworbene Donau-Dampfschiffahrt.

Unterm 1. Januar 1847 zum Ministerialrat befördert, behielt er die unmittelbare Leitung dieser beiden Anstalten bis zu der Ende 1849 erfolgten Formation der Generalverwaltung der Posten und Eisenbahnen in seinen Händen.

Als dann im Jahre 1851 die Generaldirektion der kgl. Verkehrsanstalten gebildet und derselben auch noch das Telegraphenwesen unterstellt wurde, berief ihn das königliche Vertrauen am 12. Februar desselben Jahres zur Vorstandschaft dieser neuen Zentralstelle, deren den damaligen Verhältnissen angepaßte, wohldurchdachte Organisation gleich jener des äußeren Dienstes seine eigenste Schöpfung war und sich bis zu seinem Ausscheiden aus der Aktivität während mehr denn 18 Jahren voll bewährt hat.

Jeder kleinlichen Auffassung abhold, alle Verkehrsfragen aus den weitesten Gesichtspunkten liberal beurteilend und voll überzeugt von dem die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes befruchtenden Einflusse eines wohlgeordneten Verkehrswesens, trat er allen Neuerungen und Verbesserungen, sowie Wünschen und Anregungen prüfend näher und erlahmte — wenn sie bewährt oder berechtigt befunden wurden — nicht in deren Verwirklichung, mochten auch dabei zeitweise Schwierigkeiten zu überwinden oder finanzielle Opfer zu bringen sein. Im Verkehr mit den auswärtigen Post- und Eisenbahnanstalten hatte Brück vermöge seines verbindlichen Wesens auf den Konferenzen sich allenthalben Achtung und Anerkennung, damit aber auch einen den bayerischen Standpunkt fördernden Einfluß verschafft.

Unmöglich indessen war es ihm, sich mit der Ueberlassung des Baues und Betriebes von Eisenbahnen an Private oder Gesellschaften zu befreunden, er erblickte vielmehr in der Förderung des Bahnbaues eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, den Volkswohlstand zu heben, und das Mittel allen berechtigten Ansprüchen der Bevölkerung auf Verbesserung der Verkehrseinrichtungen mit Unparteilichkeit Genüge zu leisten; er ging dabei von der, seitdem durch die Erfahrung bekräftigten Anschauung aus, daß die Unternehmungslust der Privatgesellschaften wesentlich durch die Rücksichten auf die Interessen der Aktionäre beeinflußt werde und deren Tätigkeit zumeist versage, wenn minder rentierende Bahnen und damit eine Dividendenschädigung in Frage kämen.

Dieser ausschließliche Staatsbahngedanke war indessen nicht imstande, seine Stellungnahme zu den bayerischen Ostbahnen nachteilig zu beeinflussen; Brück rechnete mit den gegebenen Tatsachen, wahrte allerdings das den Staatsbahnen gebührende Transportgebiet, verschmähte aber einen für beide Teile schädlichen Konkurrenzkampf, welcher — in den Jahren 1873/74 nach Eröffnung der Linie Regensburg-Ingolstadt — für den nordischen Verkehr über Eger oder Hof von Seite der Staatsbahnen inszeniert, die Rente der Ostbahnen herabdrückte und der Gesellschaft den Verkauf ihres Bahnnetzes an den Staat erwünscht machen mußte.

Obwohl der Gunst des höchstseligen Königs Max II., dessen zeitweiliger Jugendgespiele Brück gewesen war, sich in hohem Maße erfreuend, war seine Lage als Generaldirektor in der zweiten Hälfte der 50er Jahre keineswegs auf Rosen gebettet. Die ersten Bahneinrichtungen, der Wagenpark und der Bestand an Lokomotiven erwiesen sich mit der stetigen Zunahme des bei Bemessung der Baukredite unterschätzten Verkehrs immer mehr als völlig unzureichend; indessen der Betrieb daher mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, war die Zweite Kammer für eine Gewährung ergiebiger Nachkredite nicht zu gewinnen, sie verwies vielmehr die Generaldirektion dahin, die erforderlichen Ergänzungen aus den laufenden Einnahmen zu bestreiten, ohne sie indessen der Pflicht zu entbinden, die zur Verzinsung der Eisenbahnschuld erforderlichen Summen zur Ablieferung zu bringen. Ja, die Zweite Kammer ventilierte sogar die Ueberlassung des Baues der Salzburger Bahn an die Ostbahn-Gesellschaft. Unter Anwendung äußerster Oekonomie ebensowohl bei der Gestaltung der Fahrordnung als auch bei der Etatisierung der Ausgaben auf alle Zweige des Dienstes gelang es der Generaldirektion gleichwohl bereits im Jahre 1858/59 die Rente von 2.53 Proz. im Jahre 1851/52 auf 5.09 zu steigern und dagegen den Betriebskoeffizienten letzteren Jahres von 60.1 Proz. auf 48.95 Proz. und im Jahre 1860/61 sogar auf 46 Proz. herabzumindern.

Daß Brück einer inneren freiheitlichen Entwicklung auf verfassungsmäßigem Wege ebenso wenig, wie dem im Jahre 1848 ganz Deutschland bewegenden Reichsgedanken abgeneigt war, bewies er dadurch, daß er bei Bildung des Landwehr-Freikorps in die von dem Verkehrspersonale formierte Kompagnie als Gemeiner eintrat und sich der Führung seiner als Chargierte gewählten Untergebenen bereitwillig fügte. Gleichwohl war sein Ideal eine zielbewußte, tatkräftige Regierungsgewalt, welche den von ihr als richtig befundenen, den Landesinteressen angemessenen Standpunkt nicht preis- und Opportunitätsrücksichten zur Erlangung von Zugeständnissen nicht Raum geben dürfe. Es lag nahe, daß ein derart gestalteter konsequenter Charakter, der überdies noch auf glückliche Erfolge bei Meinungsverschiedenheiten in inneren Eisenbahnangelegenheiten gegenüber dem Ministerium v. Abel zurückblicken konnte, sich vor der, damals in der Mehrheit liberalen Zweiten Kammer in jenen Fällen, wo er auf Grund seiner vieljährigen reichen Erfahrungen von der Richtigkeit seiner Stellungnahme überzeugt, überdies aber auch seiner sachlichen Ueberlegenheit bewußt war, nicht

beugen werde. Unter diesen, nicht aus politischen Gegensätzen, sondern aus fachmännischen Meinungsverschiedenheiten hervorgegangenen Umständen war es ausgeschlossen, daß die Beziehungen des Brück zu den tonangebenden Führern der Zweiten Kammer und insbesondere zu dem anfangs der sechziger Jahre mit der Betriebsleitung der bayer. Ost-Bahnen betrauten, einen bestimmenden Einfluß in Eisenbahnfragen ausübenden Abgeordneten sich freundlich gestalten konnten; noch ungünstiger ward aber die Lage, als eben dieser Abgeordnete am 1. August 1866 zum Handelsminister, somit zum Vorgesetzten des Generaldirektors der Verkehrsanstalten, ernannt wurde. Meinungsverschiedenheiten und in deren Folge persönliche Friktionen zwischen dem Minister und dem Generaldirektor waren unvermeidlich, und der Machtfülle des Ministers konnte Brück nur sein fachmännisches reicheres Wissen und sein in seiner langen Laufbahn erworbenes besseres Können erfolglos gegenüberstellen. So verstrichen drei Jahre, am 16. November 1869 aber schied Baron Brück aus dem aktiven Dienste, dem er über 37 Jahre, und davon 26 Jahre als der eigentliche spiritus rector der Verkehrsanstalten, seine volle Tätigkeit gewidmet hatte. Damit war das Ende der Generaldirektion der Verkehrsanstalten, welche längere Zeit zur wesentlichen Vereinfachung und Beschleunigung des Geschäftsganges als Sektion dem Handelsministerium angegliedert war, besiegelt; die Generaldirektion war nurmehr ein nomineller, im Jahre 1871 nochmals durch die Ernennung eines Generaldirektors verkörperter Begriff; denn bald nach v. Brücks Rücktritt wurden die von ihm unmittelbar geleiteten Anstalten getrennt und waren mit selbständigen Direktoren, später mit Generaldirektoren besetzt worden, in der Zwischenzeit, bis zur zweiten Besetzung, aber hatte der Handelsminister erübrigende Zeit, sich deren Oberleitung zu widmen.

Ein Gesamtbild des Schaffens des Barons Brück hier zu geben, ermangelt der Raum; dagegen dürften die wichtigsten Vorgänge im Bereich der einzelnen Verkehrszweige während seiner Führung zu erwähnen sein: Nächst der obenerwähnten tiefeinschneidenden Reform des Kurswesens hatte er sich die Vervollkommnung des Postwesens auf dem Lande zur Aufgabe gestellt. Die Zahl der Postanstalten, welche zu Anfang des Jahres 1861 nur 250 betragen hatte, so daß auf je 5.5 Quadratmeilen in Bayern nur eine Postabfertigungsstelle entfiel, war bei seinem Ausscheiden auf 1070 gestiegen, und somit je eine Poststelle auf 1.28 Quadratmeilen geschaffen worden. Diese Vermehrung um 820 Postbureaus hatte selbstverständlich die Herstellung einer entsprechenden Zahl Postverbindungen zur Folge, zu welchem Zwecke je nach dem Umfang des Personenverkehrs entweder Kariolpostfahrten oder Postomnibusverbindungen, beides früher unbekannte Einrichtungen, ins Leben gerufen wurden. Es folgte sodann die tägliche Zustellung der Postsendungen — und zwar der Briefe unentgeltlich — auf dem Lande mittelst angestellter Postboten im Jahre 1858 in der Pfalz und 1860 im rechtsrheinischen Bayern, die Einführung der Briefmarken und des Postanweisungsverkehrs im Innern des Landes.

Baron Brück zählte zu den Mitbegründern des bereits 1847 präliminierten und am 6. Oktober 1850 in Berlin abgeschlossenen deutsch-österreichischen Postvereins, und Bayern darf wohl das Verdienst in Anspruch nehmen, auf dessen Initiative auf der Postkonferenz im Jahre 1865 bereits die Einheitsbrieftaxe von 3 Kreuzern südd. W. in Antrag gebracht zu haben.

Die bayerischen Staatseisenbahnen, welche im Jahre 1845 eine Länge von 163 Kilometern hatten, waren bei Brücks Ausscheiden zu einem Netze von 1786 Kilometern angewachsen, sie erhielten aber Anschlüsse nach dem Osten und Süden erst in den Jahren 1860 und 1861; nun konnten sie Einfluß nehmen auf die Leitung des Durchgangsverkehrs, und zum größern Teile auf Betreiben Bayerns wurden dann die großen internationalen Verbände zwischen Oesterreich-Ungarn einer-, den Rheinlanden, Frankreich, Belgien, Holland und der Schweiz andrerseits ins Leben gerufen; mit Rücksicht auf letztere war auch die Bodensee-Dampfschiffahrt schon zeitig erworben worden.

Ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorzug der Organisation der Generaldirektion der Verkehrsanstalten, welcher auch im Jahre 1851/52 der Ludwigs-Donau-Main-Kanal unterstellt wurde, war aber — der günstigen finanziellen Erfolge nicht zu gedenken —, die prinzipielle Vereinigung des Post- und Telegraphendienstes mit jenem der Eisenbahnen, und zwar je nach Zulässigkeit nicht bloß in Absicht auf das Abfertigungspersonal, sondern auch der Aufsichtsorgane, wodurch der Einklang in der Dienstesführung der drei einander fördernden Verkehrszweige gesichert, dabei aber die rasche Ausdehnung des Telegraphennetzes selbst auf minder bevölkerte Orte ermöglicht ward. Baron v. Brücks humane Anschauungen kamen dem damals schon zahlreichen Personale der Verkehrsanstalten ausnahmslos wohl zustatten, denn alle Beamte und Bediensteten verdankten ihm ein im Jahre 1856 allerhöchst genehmigtes, nicht kargendes Gehaltsregulativ, letztere, sowie die nichtpragmatischen Beamten aber eine angemessene Vorsorge für den Fall eintretender Dienstesunfähigkeit. Bewährte Mitarbeiter galten ihm stets als hochgeschätzte Kollegen, deren hervorragende Leistungen er nie als sein Verdienst verwertete, sondern in ihrem Interesse nach oben zur Geltung zu bringen nie versäumte.

Zutreffend dürfte wohl von ihm zu sagen sein: „Er war der rechte Mann zur rechten Zeit", denn er schien prädestiniert, am Wendepunkt des Transportwesens infolge der Ausbreitung der Eisenbahnen die Verkehrsverhältnisse Bayerns fruchtbringend umzugestalten, und es gelang ihm auch, die verschiedenen Verkehrszweige nicht bloß in Hinsicht auf ihre Leistungen und ihren Ertrag auf die Höhe zu bringen, sondern auch auf diesem Stande bis zu seinem Ausscheiden zu erhalten. War ersteres das Ergebnis seiner Umsicht, Tatkraft und Schaffensfreudigkeit, so war letzteres doch nur seiner Gewissenhaftigkeit und der steten Vergegenwärtigung der den Finanzen des Landes schuldigen Rücksichten zu verdanken. Seine mannigfache Tätigkeit auf Konferenzen und bei Vertragsabschlüssen mit auswärtigen Staatsanstalten hatte ihm zahlreiche Ehrungen und Ordensauszeichnungen eingebracht, und auch Bayerns Könige haben ihm wiederholt Beweise ihrer Huld und der Anerkennung seiner bedeutsamen Leistungen gegeben.

Es war dies aber auch der einzige Lohn für die verständnisvolle und glückliche Lösung der ihm gestellten — heute den Geschäftsbereich eines Verkehrsministeriums bildenden — Aufgabe während mehr als zwei Dezennien; die seinem Wirkungskreise, seinen Verdiensten und seiner Dienstzeit angemessene Stellung blieb ihm leider vorenthalten.

Im Jahre 1851 verehelichte sich Frhr. v. Brück mit einer Tochter des großherzoglich badischen Majors Wilhelm Frhrn. v. Rottenhof, welcher glücklichen Ehe je drei Söhne und Töchter entstammten. Die wenigen Kollegialmitglieder, die ihm seit Jahren und bei seinem Rücktritt nahe gestanden waren und ihn überlebten, sind seitdem ebenfalls aus dem Leben geschieden; zweifellos glaubte der eine der berufeneren Feder des anderen die Aufgabe, das Andenken an den um das Verkehrswesen hochverdienten Mann der Nachwelt zu überliefern, überlassen zu sollen. Unter diesen Verhältnissen und weil der Verfasser dieser Zeilen — wenn auch infolge einer anderweitigen Berufsstellung in den letzten Jahren dem Herrn v. Brück ferner gerückt — doch während 20 Jahren in fast täglichem Verkehr in der Lage war, seinem Lebensgange zu folgen und seinen schöpferischen Geist, seine Umsicht, Pflichttreue und Charaktereigenschaften im höchsten Grade schätzen zu lernen, so dünkt es ihm eine unerläßliche Pflicht, demselben durch diese Lebensskizze einen bescheidenen Denkstein zu setzen.

Bücher und Zeitschriften.

Das Defensionswerk im Herzogtum Preußen. 1. Teil. Die Begründung des Defensionswerks unter dem Markgrafen Georg Friedrich und dem Kurfürsten Joachim Friedrich. Von C. Krollmann. Berlin W. 1904, Franz Ebhardt u. Co. 116 S. 8°.

Die zu Beginn des 17. Jahrhunderts in so vielen Teilen des alten Reiches, insbesondere im Lager der protestantischen

Aktionspartei, aber auch in Bayern und in Tirol eifrig betriebene Reform der Landesdefension, über welche ich kürzlich an dieser Stelle zu berichten Gelegenheit hatte (vgl. Beilage 200 und 201), erfährt durch die mir damals noch unbekannte Schrift von Krollmann neue willkommene Beleuchtung. Persönliche Beziehungen und sachliche Gründe haben zusammengewirkt, diese deutsche Bewegung auch in das den Angelegenheiten des Reiches damals ziemlich fernstehende Herzogtum Preußen zu verpflanzen. Der polnische Wahlkönig Sigismund III. war mit seinem heimatlichen Reiche Schweden um religiöser Gegensätze willen in Krieg geraten; Preußen wurde als polnischer Lehenstaat und als Durchzugsstraße der polnischen Heere in Mitleidenschaft gezogen. Die so geschaffene unruhige Lage war für das Land um so bedenklicher, als Herzog Albert Friedrich, der Sohn jenes Albrecht von Hohenzollern, welcher im Jahre 1526 seinen Deutschordensstaat in ein weltliches Fürstentum verwandelt hatte, durch geistige Krankheit von der Regierung ausgeschlossen war und keine Söhne besaß, während sein für ihn regierender hochbetagter Vetter Georg Friedrich von Ansbach, das letzte regierungsfähige Haupt aus der fränkischen Linie des Hauses, dem Tode entgegenging. Es schien fraglich, ob es den Kurfürsten von Brandenburg, dem ältesten Zweige der Hohenzollern, gelingen würde, die Erbschaft des polnischen Lehenstaats Preußen anzutreten. Unter diesen Verhältnissen war es Fabian Burggraf von Dohna, der seine vordem in den Niederlanden und in kurpfälzischen Diensten erprobte Kraft für die brandenburgische Succession in die Wagschale warf, und dieser Mann erblickte in der Bewaffnung und kriegerischen Einübung des Landesaufgebotes, dem „Defensions-" oder „Landrettungswerk", wie es die Zeitgenossen nannten, der aus dem Geist des Humanismus geborenen „militärischen Renaissance", wie sich Krollmann treffend ausdrückt, eines der wichtigsten Mittel, um die Stellung Preußens gegenüber den von polnischer Seite drohenden Gefahren zu befestigen. Nach pfälzischem Muster trachtete er von 1601 angefangen, trotz des von dem einheimischen Adel geleisteten Widerstands, die neue Organisation der ländlichen Wehrkraft einzuführen und erzielte damit wenigstens im Amte Insterburg schöne Ergebnisse. Der Verfasser hat, gestützt auf die Akten der preußischen Staatsarchive und der Dohnaschen Familienarchive, die Bestrebungen Fabians zunächst bis zum Jahre 1608 genau verfolgt und dadurch einen Ausläufer jener großen deutschen Reformbewegung aufgeklärt, welcher wegen des politischen Hintergrundes wie auch wegen seiner Nachwirkung auf die spätere brandenburgisch-preußische Heeresgeschichte besondere Anteilnahme verdient.

Innsbruck. W. Erben.

Allgemeine Rundschau.

Eine Mahnung für die Florentiner Museen.

M. C. In der Arnostadt hat sich soeben ein Vorfall ereignet, der das denkbar schlechteste Licht auf die Sorgfältigkeit von Aufsicht und Leitung in dem Florentiner Museum des Bargello wirft. Die Polizei fand am Montag, 26. September, in einer Hecke bei Florenz versteckt einen Bronzefries mit Basreliefdarstellung. Wie sich herausstellte, handelte es sich um das Werk Bertoldo di Giovannis, des 1491 gestorbenen Schüler Donatellos, das sich als „Kinder mit trunkenem Silen" bezeichnet unter Katalognummer 15 im Saal VI des Bargello befindet. Ein Individuum, das wegen Diebstahls schon vielfach vorbestraft ist, hat am Sonntag, 25. September, den bei dem freien Feiertagseintritt starken Andrang benützt, um den Fries zu stehlen. Er hat ihn glücklich ins Freie gebracht, ihn dann aber versteckt, damit nicht der Versuch sofortiger Verwertung ihm Gefahr bringe. Dabei hat man ihn gesehen und so außer dem Fundobjekt auch den Dieb ermittelt. Ist es aber schon schlimm genug, daß die Aufsicht in den Sälen des Bargello am Sonntag nicht ausreicht, um einen solchen Diebstahl unmöglich zu machen, so ist es noch schlimmer, was man dann ermittelte, daß nämlich die Direktion des Bargello, als die Polizei sie am Montag nachmittag von dem Diebstahl verständigte, selbst noch gar nicht bemerkt hatte, daß das Kunstwerk seit mehr als 24 Stunden fehlte! — Also ist auch die Aufsicht in höherem Sinn eine ganz unzureichende sogar bei dem Massenandrang an den Sonntagen. Die italienischen Regierungsblätter haben anläßlich des Diebstahls des Pluviale von Ascoli sehr scharfe Worte für die mangelnde Beaufsichtigung der in den Kirchenschätzen untergebrachten Kunstwerke gefunden. Der Fall von Florenz wird daher hoffentlich um so mehr Veranlassung sein, Mißstände zu beseitigen, die in den königlichen Museen existieren und die man nicht für möglich gehalten hätte.

Zur Herkunft der Siebenbürger Sachsen.

Einen wertvollen Beitrag zur Herkunftsfrage der Siebenbürger „Sachsen" lieferte Professor Dr. Gustav Kisch aus Bistritz (Siebenbürgen) unlängst in einem Vortrage, den er gelegentlich der am 24. August d. J. in Neustadt bei Kronstadt abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde hielt. Kisch referierte über seine Studienreisen nach der Moselgegend (1888, 1889, 1894, 1901, 1902). Das Hauptergebnis derselben ist eine Bestätigung der bereits in seiner Dissertation „Die Bistritzer Mundart, verglichen mit der moselfränkischen" (Leipzig 1893, G. Fock) und in seinen „Nösner Wörter und Wendungen" (1900, ebenda) ausgesprochenen Ansicht, daß sich die Nösner Mundart nur im eigentlichen moselfränkischen Sprachgebiete, speziell innerhalb der von Kisch entdeckten, ganz Luxemburg Deutsch-Belgien, Nordlothringen und einen kleinen Teil der Rheinprovinz umfassenden säk- (seif-) Linie lokalisieren läßt, d. h. in einem Gebiete, in dem die neuhochdeutsche Befehlsform des Hilfszeitwortes „sei" säk, bezw. seif, im Nösnerlande sak, seif, sof, saef lautet. Die südsiebenbürgischen Mundarten können nur nördlich vom Auswanderungsgebiete der Nösner, im Norden der Eifel, besonders in den Ardennen lokalisiert werden (wo, wie im Süden Siebenbürgens, ech regdo hekt bei meng Brokt, d. h. „ich reite heute zu meiner Braut", gesagt wird, während der eigentliche Mosellaner und Nösner eich reide(n) heit bei mei Braut sagt). Ein genauer Vergleich sämtlicher Kisch bekannten siebenbürgischen und moselfränkischen Wörter erweist eine fast vollständige Uebereinstimmung der germanischen Elemente des sächsischen und des moselfränkischen Wortschatzes, während gerade das Nichtvorkommen einiger, vom naiven Sprachgefühl als echte Dialektwörter empfundenen Idiotismen die Erklärung derselben als nichtdeutscher, in Siebenbürgen übernommener Lehnwörter ermöglicht hat. Ueberraschend ist die Fülle altromanischer Lehnwörter im Siebenbürgisch-Moselfränkischen, worüber Kisch bereits im Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde ausführlich referiert hat. Die siebenbürgischen Ortsnamen finden sich, soweit sie mitgebrachtes Sprachgut und nicht bloß Entstellungen fremder Ortsnamen sind, großenteils in der Urheimat (Rheinprovinz, Luxemburg) wieder, was auch aus einer von Kisch entworfenen „Karte der Urheimat" hervorgeht. Auch die zum Teil direkt in die Urheimat zurückweisenden Familiennamen tragen moselfränkisch-niederrheinisches Gepräge. Kischs Referat war ein frei vorgetragener Auszug aus seinem umfangreichen, demnächst im „Vereinsarchiv" erscheinenden „Vergleichenden Wörterbuch der siebenbürgischen und moselfränkischen Mundart" nebst siebenbürgisch-niederrheinischem Orts- und Familiennamenverzeichnis (mit Karte). Ueber Einzelheiten hat sich Kisch wiederholt im Korrespondenzblatt ausführlich geäußert.

Briefe Gottfried August Bürgers.

Herr Dr. Erich Ebstein in Göttingen (Weender-Chaussee 8) bittet uns um Veröffentlichung der folgenden Zuschrift:

„Seit einer längeren Reihe von Jahren mit Arbeiten über Gottfried August Bürger beschäftigt, gedenke ich nunmehr, sämtliche Briefe Bürgers in einer umfassenden Publikation herauszugeben. Ich bitte daher alle öffentlichen Bibliotheken, sowie alle Sammler, mir freundlichst Mitteilung zugehen zu lassen von etwaigen in ihrem Besitz befindlichen Briefen, Gedichten oder sonstigen

Handschriften von Bürger. Je reichlicher und tatkräftiger ich in meinem Unternehmen unterstützt werde, desto schneller und eher wird die Drucklegung in Angriff genommen werden können. Die mir übersandten Originale der Briefe erfolgen natürlich nach kürzester Frist unversehrt zurück, im Notfalle würde mir auch die Uebersendung einer diplomatisch genauen Abschrift unter Beibehaltung der Orthographie des Briefstellers genügen."

Kleinere Mitteilungen.

s. **Vom internationalen Gelehrten-Kongreß in St. Louis.** Präsident Roosevelt empfing, wie uns telegraphisch gemeldet wird, amtlich die 100 europäischen Abgeordneten des Kongresses der Künste und Wissenschaften. Er hatte eine längere Unterhaltung mit den Professoren Harnack, Hertwig, Sievers, Liebreich, Pfleiderer und anderen. Zum Schluß sprach er von der Bedeutung, die solchen internationalen Kongressen der Führer des Denkens in Hinblick auf die guten Beziehungen der Völker untereinander zukomme, und betonte, daß jede Nation von jeder anderen zu lernen habe. Zu Professor Münsterberg sagte der Präsident mit lauter Stimme, daß Amerika heute von Deutschland nicht nur in wissenschaftlichen Dingen, sondern auch in bezug auf seine Flotte zu lernen suche.

W. **Zur Nordpolexpedition des Herzogs von Orléans.** Die Aftenposten meldet aus Christiania: Das norwegische Kriegsdepartement brachte bei der Behandlung des Ansuchens des Herzogs von Orléans, zu seiner Nordpolexpedition 1905 das Schiff Fram benützen zu dürfen, in Erfahrung, daß Kapitän Otto Sverdrup den Wunsch ausgesprochen habe, in diesem Falle Schiffsführer zu werden. Der kommandierende Admiral gedenkt einen Bericht über die Angelegenheit einzureichen und dabei Sverdrup oder einen anderen erfahrenen norwegischen Kapitän als Führer des Schiffes vorzuschlagen. Ferner soll zur Bedingung gemacht werden, daß eine norwegische Autorität den Plan für die Expedition aufstellt und daß der norwegischen Universität auf jeden Fall die wissenschaftlichen Resultate der Expedition teilweise überwiesen werden. Die Angelegenheit liegt jetzt beim Kultusministerium, nach dessen Rückäußerung wird das Kriegsministerium dann seine Abmachung treffen.

W. **Das Institut für Völkerrecht** hat gestern, wie aus Edinburg gemeldet wird, seine Tagung geschlossen, nachdem es seine Genugtuung über den Vorschlag Roosevelts bezüglich einer zweiten Haager Konferenz ausgesprochen hatte. Im Laufe der heutigen Beratungen führte Prof. v. Martens (St. Petersburg) aus, daß gewisse Konventionen der Haager Konferenz nur auf fünf Jahre abgeschlossen, also im Juli 1904 abgelaufen und während des Krieges nicht erneuert worden seien.

* **Medizinisches.** Zum ärztlichen Direktor des Charitékrankenhauses ist als Nachfolger des Generalarztes Dr. Schaper Generalarzt Dr. Scheibe, Korpsarzt des 15. Armeekorps in Straßburg, ausersehen worden. Dr. Scheibe erlangte 1875 die Approbation als Arzt und trat dann als Assistenzarzt in das Sanitätskorps ein. 1878 wurde er Oberarzt und 1883 Stabsarzt. Als solcher war er sechs Jahre lang der Medizinalabteilung des Kriegsministeriums zugeteilt. 1892 wurde er zum Oberstabsarzt befördert und zum Regimentsarzt des Braunschweigischen Infanterieregiments Nr. 92 und zum Chefarzt des Garnisonslazaretts in Braunschweig ernannt. 1899 wurde Scheibe Generaloberarzt und Divisionsarzt der 7. Division in Magdeburg. Seit 1900 ist er Generalarzt des 15. Armeekorps.



Hochschulnachrichten.

* **Freiburg i. Br.** Der Privatdozent Dr. Johannes Königsberger ist zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für theoretische Physik an der hiesigen Universität ernannt worden.

H. **Heidelberg.** Der Privatdozent Dr. Rehrkorn hat seine Stelle als Assistenzarzt an der Chirurgischen Universitäts-Klinik (Geh. Rat Czerny) niedergelegt.

h. c. **Straßburg.** Der außerordentliche Professor der Geschichte Dr. Hermann Bloch ist mit Wirkung vom 1. Oktober zum ordentlichen Professor an der Universität Rostock ernannt worden.

* **Bonn.** Der bisherige Privatdozent der Geologie an der hiesigen Universität Professor Dr. Hermann Rauff wurde zum etatsmäßigen Professor an der Königlichen Bergakademie zu Berlin ernannt.

h. c. Der zum ordentlichen Mitglied an der Akademie für praktische Medizin zu Köln und Leiter des pathologischen Instituts an den Kölner Krankenhäusern gewählte Dr. Max Borst, bisher außerordentlicher Professor in Würzburg, ist zugleich zum außerordentlichen Professor für pathologische Anatomie an der Universität Bonn berufen worden.

* **Leipzig.** Am Dienstag ist hier im Alter von 67 Jahren der außerordentliche Professor der Geschichte der Geographie und Direktor des historisch-geographischen Instituts der Universität Dr. E. H. Berger gestorben.

* **Greifswald.** Zum außerordentlichen Professor der Psychiatrie und Direktor der psychiatrischen Klinik an der Universität ist an Stelle Professor Westphals, der Pelmans Professur in Bonn übernommen hat, der Privatdozent an der dortigen Universität und Oberarzt Dr. E. Schultze berufen worden.

* **Innsbruck.** Für die vorläufige Rechtsfakultät mit italienischer Vortragssprache wurden zu ordentlichen Professoren die bisherigen außerordentlichen Professoren der Innsbrucker Universität Galante und Anza, zu außerordentlichen Professoren die Privatdozenten Menestrina und Lorenzoni ernannt.

W. **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften empfängt nächsten Montag den Besuch des Professors Koch, welcher im letzten Jahre zum Mitglied der Akademie ernannt worden ist.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. med. A. Baumgarten, praktischer Arzt, Wörishofen: Wörishofer Kalender für Kneippsches Heilverfahren für das Jahr 1905. Verlagsanstalt Wörishofen. 102 S. — Köhler-Haussen: Galgenstricks Lieder. Illustriert von Hans Schlicht. Dresden 1904. E. Pierson. 44. S. — Paul Gutmann: Der verkaufte Dichter. Leipzig-Berlin 1904. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 55 S. — Paul Vogel: Die Bewirtschaftung der Moor- und Heideteiche. Bautzen 1904. Emil Hübner. 16 S. — J. Kollet: Was sich die Blumen erzählen und anderes. Leipzig-Berlin 1904. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 83 S. — Moderne Essays. Herausgeber: Dr. Hans Landsberg. (Ellen Key von Elisabeth Neményi. — Ibsen von Hans Landsberg. — Eduard Mörike von Hans Landsberg.) Berlin 1904. Gose und Tetzlaff. — Hilfsmittel zur Bestimmung der mitteleuropäischen Zeit. (Abdruck aus Heft 135, Jahrgang 1904, Heft 3 der Mitteilungen der Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik.) Berlin 1904. Ferd. Dümmler. 12 S. (2 Tafeln.)

Jahrgang 1904. München, Freitag, 30. September. Nummer 224.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Oskar Bulle in München.

Inhalt:

Idealismus und Realismus in der Frauenbewegung.

Wer zum erstenmal eine Frauenversammlung besucht oder die Schriften liest, die der Ausbreitung der Frauenbewegung dienen, den mag es vielleicht wundernehmen, welch unbedingte Hoffnung auf Erfolg überall durchzufühlen ist. Nun wird eine Arbeit, die nicht auf augenblickliches Gelingen rechnet, sondern ganz auf die Zukunft gerichtet ist — und um eine solche Arbeit handelt es sich — nicht ohne die Gewißheit des Sieges geleistet. Es ist dies von jeher so gewesen. Eine andere Frage aber ist, ob nicht etwa die Zukunftsfreudigkeit mit einer Verneinung des Wirklichen bezahlt wird. Hat der Idealismus, der eine bessere Welt erbauen möchte, auch den realen Boden untersucht, der sein Werk tragen soll?

Dies ist keine müßige Frage, am allerwenigsten bei der Frauenbewegung. In der Regel werden die Anhänger einer Richtung über die Schwächen ihrer Sache durch die Angriffe der Gegner aufgeklärt. Dieser Dienst ist der Frauenbewegung nicht geleistet worden. Sie hat ihre wissenschaftlichen Vertreter gefunden, einen John Stuart Mill und Gustav Teichmüller, neuerdings Frau Perkins-Stetson, Oda Olberg u. a. Was an philosophischer Begründung, an Untersuchung psychologischer und physiologischer Tatsachen bis jetzt geleistet wurde, das hat sie lediglich ihren Anhängern zu verdanken. Die Gegner sind teils mit Eifer und moralischer Entrüstung, teils mit recht billigem Witz über sie hergefallen. Jedesmal aber mit einem weitgehenden Mangel an Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit. Ihre zufällige persönliche Erfahrung mit Frauen übertragen sie ohne Bedenken auf das ganze Geschlecht, und nach verschiedenen Einzelheiten, die sie aus Zeitungen oder sonst gelegentlich erfahren haben, konstruieren sie sich ein Bild der Frauenbewegung.

Sollten sie dennoch der Frauenbewegung gedient haben? Ihre Einwände stützen sich auf das Herkommen oder entspringen dem bloßen subjektiven Gefühl. In dem Verzicht auf wissenschaftliche Beweisführung liegt vielleicht das Eingeständnis, daß eine solche nicht möglich ist, daß es keine klaren Gründe der Vernunft und keine Tatsachen des Erkennens gibt, die der Frauenbewegung widersprechen.

Wie dem auch sei, jedenfalls liegt es an den Frauen selbst, sich völlig klar zu werden über die praktische Möglichkeit ihrer Ziele. Ob diese zu erreichen sind, ist davon abhängig, ob die Ideale der Frauenbewegung zum Gemeingut der Menschheit werden können, ob sie in der Richtung liegen, die unsere bisherige Kulturentwicklung genommen hat. Darüber läßt sich aus dem Ursprung und der Geschichte der Frauenbewegung einiges Licht gewinnen.

Wo immer ein großes Werk sich vollzieht, wo rasche Wandlungen im Staats- und Völkerleben geschehen, wo eine geistige Bewegung langsam und sicher voranschreitet, da fragen und forschen wir wohl nach den Kräften, die mit solcher Wucht hervorbrachen, die sich durchsetzten mit elementarer Gewalt. Je nach der Weltanschauung wird die Ursache bedeutsamer Vorgänge in den äußeren Verhältnissen gesucht, in staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen, oder in der geistig hervorragenden, zugleich mit gewaltigem Willen begabten Persönlichkeit, wohl auch in einem Gedanken, der die Gemüter ergreift und Tausende zum Handeln vereinigt. Für jede dieser Auffassungen liefert die Geschichte der Beweise genug, ja es mag dasselbe Ereignis für jede der verschiedenen Meinungen als Beispiel dienen. Statt alles anderen sei nur an die Gründung des Deutschen Reiches im Jahre 1871 erinnert. Wie aber diese abweichenden Deutungen einer und derselben Tatsache möglich sind, das wird ganz klar bei der umgekehrten Betrachtungsweise, wenn nämlich untersucht wird, warum etwas groß Angelegtes oder groß Gedachtes nicht zustande kommt, warum eine begeisterte politische Bewegung, wie die von 1848, ein trauriges Ende nimmt, warum die Geistesarbeit großer Denker verachtet und vergessen liegt und erst von späteren Geschlechtern aufgenommen, gewürdigt und verwertet wird. Nicht eine oder die andere der genannten Bedingungen ist es, die einer Sache Gelingen verheißt, sie müssen vielmehr alle zusammenwirken, um sie zum Siege zu führen: die begeisternde Macht der Idee, persönlicher Opfermut und persönliche Hingabe, äußere Verhältnisse, die zur Aufnahme des Neuen geneigt machen und seiner Durchführung günstig sind. Ohne diese zusammenwirkenden Kräfte hätte die Frauenbewegung sich nicht durch die Jahrzehnte hindurchgearbeitet; sie hätte nicht ihren augenblicklichen Umfang und ihre gegenwärtige Bedeutung gewonnen. Die bloße Laune eines degenerierten Geschlechtes, wie die Frauenbewegung noch manchmal genannt wird, kann niemals solche Lebenskraft beweisen.

Zwei Abschnitte in der Geschichte der letzten Jahrhunderte können, jede in anderem Sinne, als Geburtsstunden der Frauenfrage gelten. Die erste liegt im 18. Jahrhundert und ist die Zeit der französischen Revolution. Die Ideen von menschlicher Freiheit und Gleichheit, durch die französische Aufklärungsliteratur verbreitet, sind im gesamten Geistesleben der Zeit wirksam. In den Dichtungen unserer großen deutschen Meister finden sie ihren edelsten und reinsten Ausdruck. Aber noch ehe es diesen gelingt, einem neuen und wirklichen Frauenideal allmähliche Geltung zu verschaffen, werden da und dort von einzelnen die Gedanken der Revolutionszeit konsequent zu Ende gedacht. Da die Menschheit aus Männern und Frauen besteht, so darf die völkerbeglückende Freiheit auch die Frauen nicht ausschließen. Th. G. v. Hippel verlangt in seiner 1792 erschienenen Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der

Weiber“ die Befreiung der Frau um des allgemeinen Wohles willen. Er ist der Meinung: wenn die Sklaverei nicht in allen menschlichen Beziehungen ausgerottet, wenn sie im Verhältnis der beiden Geschlechter festgehalten würde, so könnte die Freiheit nicht von Dauer sein und alle müßten wieder in die Knechtschaft zurücksinken.

Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb Mary Wollstonecraft ihre „Vindication of the rights of woman“. Sie bringt ähnliche Gedanken wie Hippels Buch und zeigt vor allem die Enge und Gebundenheit der weiblichen Erziehung und des gesamten Frauenlebens. Daß es unter solchen Daseinsbedingungen keine wahrhaft glücklichen, keine starken und tüchtigen Frauen geben könne. Sie verlangt eine völlige Umgestaltung der Mädchenerziehung; denn nur auf einem anderen und besseren Boden kann ein anderes Frauengeschlecht erwachsen, das höhere Pflichten auf sich nimmt.

Liegen demnach die theoretischen Anfänge schon im 18. Jahrhundert, so ist doch die Frauenfrage in ihrer nüchternen praktischen Gestalt ein Kind des 19., eine notwendige Begleiterscheinung der volkswirtschaftlichen Wandlungen, die ihrerseits verursacht sind durch die rasche und großartige Entwicklung der Technik. Die im Hause überflüssig gewordene Frauenkraft tritt auf andere Gebiete über und ergreift, was sich ihr eben darbietet. Zumeist ist es die am schlechtesten bezahlte und trotzdem oft schwere Arbeit. Dieses regellose Eindringen weiblicher Arbeitskraft ruft bald die bedenklichsten Erscheinungen hervor: Herabminderung der Löhne durch die allzu große Konkurrenz, Vernachlässigung der Kinder von seiten der auswärts arbeitenden Frau und vieles andere, das wir unter dem Begriff des sozialen Notstandes zusammenfassen. Sobald nun diese Verschiebungen sich fühlbar machen, setzt die Frauenbewegung ein. Ihre idealen Momente sind ja längst vorhanden und haben da und dort Wurzel geschlagen. Zu ihnen gesellt sich als neue Triebkraft die Not, die auf augenblickliche praktische Maßregeln hindrängt.

Die erste Führerin der deutschen Frauen, Luise Otto-Peters, vereinigt gewissermaßen in ihrem Lebensgang die beiden Ausgangspunkte der Bewegung. In ihrer Jugend nimmt sie mit ganzer Seele teil an dem politischen Streben der 40er Jahre und bringt in ihren Liedern die Hoffnung und den Schmerz jener Zeit zum Ausdruck. Sie schreibt in Robert Blums Vaterlandsblätter und nimmt als Vierundzwanzigjährige das Recht der Selbständigkeit für ihr Geschlecht in Anspruch. In reiferem Alter, 1865, gründet sie mit Auguste Schmidt, den Verein für Frauenbildung und Frauenerwerb in Leipzig. Unter dem Namen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins breitet er sich bald weiter aus und wird ein Sammelpunkt für die bisher zerstreuten Bemühungen. Die Frauen stehen heute auf allen nur möglichen Gebieten, in breiter Linie, in Kampf und Arbeit. Doch ist es derselbe Ausgangspunkt, aus dem die verschiedenen Bestrebungen hervorgehen.

Man mag von dem geistigen und sittlichen Fortschritt der Menschheit im allgemeinen noch so gering denken, eines jedenfalls muß zugegeben werden: die Zahl derer, die am geistigen Leben teilnehmen, ist eine weit größere als ehedem. Jene in die Augen fallende äußere Beteiligung, die im Zeitungslesen und im Reden über die Dinge besteht, ist allerdings ein zweifelhafter Gewinn. Es ist aber auch eine vermehrte innere Anteilnahme vorhanden, ein Mitdenken und Mitfühlen, ein Miterleben der großen und der kleineren Gedanken, die den Menschengeist bewegen. Noch ist es nicht jedem möglich, seinen vollen Anteil an den geistigen Gütern zu holen, aber doch ist keiner mehr völlig ausgeschlossen. Aus der weiteren Verbreitung des Wissens folgt ein schnellerer Gang der Entwicklung, die rasche Ausbreitung liberaler und demokratischer Grundsätze. Daher zuerst die heftigen Erschütterungen im Staatsleben. Aber nach den ersten Stürmen wird neben den politischen Parteibildungen ebenso gut das Anwachsen sozialer Strömungen möglich. Sie suchen, auf alle Stände und Parteien Einfluß zu gewinnen, und holen ihre Triebkräfte zum Teil aus der höchsten Region des geistigen Lebens, ethische und sittliche Momente sind in ihnen wirksam.

Diese Strömungen mögen wohl dazu berufen sein, in ihrer Betonung der allgemein menschlichen Fragen ein heilsames Gegengewicht gegen das übermächtige Hervortreten rein politischer Gesichtspunkte zu bilden. Denn die Vertretung der nationalen und der Standesinteressen steht beständig in Gefahr der Einseitigkeit. Wenn eines Menschen Streben nach einer ganz bestimmten Richtung geht, so wird er es hier zu etwas bringen, anderes aber hat er darüber versäumt. Dasselbe Gesetz des Ausgleichs ist im Leben der Völker wirksam, aber natürlich weit empfindlicher und tragischer. Der Kampf um nationale und industrielle Machtstellung, dessen Notwendigkeit ich nicht bestreiten will, bringt eine Vernachlässigung anderer Gebiete mit sich, die für die Gesundheit und Fortdauer eines Volkes ebenso wichtig sind. Durch die Verschiebungen im wirtschaftlichen Leben entstehen Rechtsungleichheiten, Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit ganzer Volksschichten. Unsere menschliche Einsicht kommt ja immer etwas spät, und so wird von der Gesetzgebung jenen Veränderungen allzu langsam Rechnung getragen, aus dem einfachen Grunde, weil sie ihr unbedeutend erscheinen, oder weil andere Fragen das nächste Interesse in Anspruch nehmen. Aufgabe des Idealismus ist es, neben den bloßen Bedürfnisfragen die umfassenderen Gesichtspunkte und die sittlichen Imperative zur Geltung zu bringen.

In einer Menge von Einzelerscheinungen tritt dieser Idealismus auf, in all den Vereinen, die, um einen zusammenfassenden Ausdruck zu gebrauchen, zur Hebung des Volkswohls gegründet werden. Seine bedeutsamste Vertretung aber hat er in der Frauenbewegung gefunden. Nicht als ob diese für sich allein an Umfang und Macht allen anderen Organisationen überlegen wäre. Jedenfalls maße ich mir nicht an, diese Frage mit Sicherheit zu entscheiden. Aber eine innere Kraft hat sie vor anderen voraus: die Einheitlichkeit der Weltanschauung. Auf den ersten Blick scheint dies unmöglich; denn sie umfaßt Angehörige aller Konfessionen und Menschen von verschiedenster Geistesrichtung. Undenkbar, daß diese alle genau dieselben Ansichten über Gott und Welt, über die letzten und höchsten Fragen haben sollten. Gewiß gehen sie in vielem sehr weit auseinander, und nicht alle ziehen die letzten Konsequenzen ihrer Auffassung. Dennoch begegnen sie sich in einem Gedanken: in der entwicklungsgeschichtlichen Weltanschauung. Da diese für die Beurteilung unserer ganzen Kultur entscheidend ist, so vermag sie auch die verschiedensten Kräfte zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuschließen.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß die Frauenbewegung, die so entschieden für den Kulturfortschritt arbeitet, nichts davon hält, wenn Natur und Kultur gegeneinander ausgespielt werden. Die Kultur ist ihr im wesentlichen Anpassung des Menschen an die Bedingungen seines Daseins. Er macht die äußere Natur sich dienstbar, indem zugleich seine eigene geistige sich entwickelt. Dabei geht er wohl auf vielen Irrwegen und Umwegen, aber doch nur, weil er eben darauf angelegt, weil dies die Art seines Vorwärtskommens ist. Denn die seltsamsten Widersprüche in sich zu vereinigen, ist *seine* Natur. Ein allmähliches Ansteigen von niedrigen zu höheren Stufen lehrt uns die Entwicklung der Welt, soweit wir sie bis jetzt kennen. Und in der Menschheitsgeschichte sind zum mindesten immer wieder machtvolle Ansätze zu solchem Höhersteigen vorhanden. Den Glauben an eine schönere Zukunft der Menschheit haben uralte religiöse Gedanken lebendig erhalten, und die neueste Naturwissenschaft hat keine Ergebnisse geliefert, die ihn zerstören müßten. Sie hat ihm sogar manch neuen Anhaltspunkt gegeben.

Noch stärker vielleicht als das Begreifen des historisch Gewordenen ist eine andere Folgerung des Entwicklungsgedankens in der Frauenbewegung lebendig. Was in der Vergangenheit geworden, durch das Zusammenwirken bestimmter Verhältnisse, muß sich anders gestalten, wenn neue Faktoren wirksam werden. Derselbe Mensch, in dessen Natur es liegt Ordnungen aufzustellen, die unantastbar und ewig sein sollen, empfindet doch immer auch das Unvollkommene seiner Schöpfungen, und niemals stirbt der Drang, neue Formen und neue Werte zu schaffen. Es

gibt kein Zurückgehen auf vergangene Zustände, auf entschwundene Anschauungen. Die Menschheit muß immer wieder ihre Schiffe hinter sich verbrennen. Hat sie eines ihrer dauernden Güter einmal achtlos liegen lassen, so wird sie es allerdings wieder holen. Aber sie muß es dann gleichsam neu entdecken und es anders werten als ehedem. Nicht dieselben, aber den heutigen verwandte Bestrebungen sind schon vor Jahrtausenden bei den alten Kulturvölkern aufgetreten. Auch die Gedanken der Frauenbewegung sind nichts absolut Neues; sie bilden eher eine Zusammenfassung alles dessen, was ähnlich schon vorhanden war. Bei unserem weiter entwickelten Geistesleben sind sie aber konsequenter und tiefer gedacht und von einer unendlich größeren Bedeutung als ehedem.

So ist denn ein weiterer charakteristischer Zug in dem Idealismus der Frauenbewegung, daß sie sich als neue Kraft in unserer Kulturentwicklung fühlt und sich zur Mitarbeit an den höchsten Aufgaben des Menschengeistes berufen glaubt. Sie denkt an nichts Geringeres, als die weibliche Art, neben der bisher vorherrschenden männlichen, auf allen Gebieten menschlichen Lebens zur Geltung zu bringen.

1876 schreibt Luise Otto-Peters:

„Hat bisher die Weltgeschichte gezeigt, wie weit oder vielmehr wie wenig weit es die Menschheit gebracht hat in ihrer Entwicklung, insbesondere in der Entwicklung *allen* zugute kommender humaner Zustände, ohne die selbstbewußte und gesetzliche Mitwirkung der Frauen: warum sollte nicht einmal der Versuch gemacht werden zu sehen: wie weit man *mit* ihr komme?“ . . .

„Ein auf die Spitze des Schwertes gestellter Friede, ein Volk in Waffen, ein Volk, das zumeist nach Gewinn und Genuß trachtet und dessen eine Hälfte ausgeschlossen ist von den meisten Bildungsmitteln und bürgerlichen Rechten: das alles sind doch keine Zustände, welche dem Ideal von der Harmonie der Menschheit entsprechen — und darum haben sie keinen Anspruch auf eine ewige, nicht einmal auf eine lange Dauer.“

Und Ilse Frapan sagt in ihrem neuesten Roman „Arbeit“:

„Daß wir Frauen zu einer Art Revision des Männerstaates berufen sind. Daß die ganze Frauenbewegung diesen Sinn und Zweck hat. Revisorinnen im Dienste der Menschlichkeit, die halt doch, und wär's auch im Schneckengang, vorwärts geht. An all die Versteinerungen unseren schlicht menschlichen Maßstab anlegen, mit unserem vielgescholtenen Gefühl ihre kalten Verstandeswerke prüfen und sehen, was standhält, was nicht — was wirklich nützt, was ganz entschieden schadet. . . .“

Aus diesen Worten ist das Revolutionäre, das unstreitig in der Frauenbewegung steckt, deutlich zu sehen. Es könnte einem bange werden vor der Spaltung in der Menschheit, wenn wir nicht wüßten, daß das Gemeinsame im Urteilen und Empfinden der beiden Geschlechter doch das Gegensätzliche bei weitem überwiegt. In ihrer Verschiedenheit aufeinander angewiesen, müssen sie immer wieder sich gegenseitig verstehen lernen. Daher sucht auch jener Idealismus seine Erfüllung in geduldiger an das Vorhandene anknüpfender Arbeit.

Schon aus der vorhin kurz gezeichneten Auffassung unserer Kultur als einer werdenden, an mancherlei Verhältnisse gebundenen, geht hervor, daß die Frauen sich nicht willkürlich einen Zukunftsstaat ausgedacht und ebensowenig ein bestimmtes Programm aufgestellt haben, auf das die Anhänger der Bewegung sich einschwören müßten. Davor hat sie außerdem der Wirklichkeitssinn unserer Zeit bewahrt und der praktische Zug des eigenen Wesens. Ob das, was sie wünschen, sich so verwirklichen wird, wie sie es sich denken, oder in anderer Weise, das lassen sie zunächst dahingestellt. Aber sie suchen die Wege, die dazu führen, sie benutzen die Mittel, die ihnen zu Gebote stehen. Noch auf allen Seiten durch die Rechtsungleichheit gehindert, fangen sie doch überall an, an den Aufgaben unserer Zeit mitzuarbeiten. Dabei kommen zuweilen merkwürdige Dinge vor. Es sei nur an den Kölner Fall vom Herbst 1903 erinnert. Die Gesellschaft für soziale Reform hatte bekanntlich einer Frau ein Referat übertragen. Die Polizei aber erlaubte nicht, daß die Berichterstatterin ihre Arbeit selbst vortrug. Damit sie überhaupt zum Vortrag kam, mußte einer der anwesenden Herren sie verlesen und, nicht im Versammlungsraum, sondern im Segment sitzend durfte die Verfasserin zuhören. Wer einigermaßen weiß, wie eifrig und kräftig die Frauen gerade auf diesem Gebiete arbeiten und wie ihre Mitwirkung von den Männern geschätzt und anerkannt wird, der sieht auch, wie überlebt und vor allem wie unzweckmäßig solche Einschränkungen der Frauenarbeit sind. Er mag sich aber auch freuen, daß sie trotzdem auf dem eingeschlagenen Wege ruhig weitergehen.

Ein lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl, wie es in den Frauen immer mehr sich entwickelt, begnügt sich nicht damit, an der Entstehung von Schaden und Unrecht unschuldig zu sein. Solange diese überhaupt da sind, kommt es nicht zur Ruhe. Eine gesellschaftliche Ordnung genau in ihrem Bestand erhalten, hat von jeher Niedergang bedeutet. Die lebendige Kultur schafft sich auch ihre Gesetze; aber sie wird mit diesen immer wieder unzufrieden. Sie bringt frische Kräfte hervor, die auf ungesunde und schädliche Begleiterscheinungen aufmerksam sind und auf deren Beseitigung dringen. Allmähliche Erneuerung macht Gesundheit und Kraft jedes organischen Körpers aus. Als solch frische Kräfte sind die Frauen überall mitbeteiligt, wo es sich um Bekämpfung des Schädlichen handelt. So bei der Bewegung gegen den Alkohol. Als Mütter, denen die erste Sorge und Obhut für das werdende Geschlecht zukommt, verlangen sie, daß die Sache endlich ernst genommen und der ungeheuren Gefahr entgegengetreten werde. Wer einmal begriffen hat, wieviel hier auf dem Spiele steht, der kann über die Gegenmittel kaum im Zweifel sein, und es ist im wesentlichen dieselbe Arbeit, die von Männern und Frauen geleistet wird: Aufklärung der Jugend, Darbietung edlerer Genüsse und Vorbereitung für gesetzliche Maßnahmen.

Auf einem verwandten Gebiet, bei den Sittlichkeitsbestrebungen, arbeiten die Frauen ebenfalls mit Männern zusammen, und hier bringen sie ihre eigene Art und Auffassung entschieden zur Geltung. Was sie aber als letztes Ziel erstreben, die gleiche sittliche Reinheit bei Frauen und Männern, ist nichts anderes als die alte Idealforderung des Christentums, die als solche ja auch von denen anerkannt wird, denen ihre Erfüllung unmöglich erscheint. Was hier getan wird, ist auch nur Vorarbeit, genaue und gewissenhafte Untersuchung der bestehenden Zustände, ihrer sozialen Ursachen, ihrer physischen und moralischen Folgen. Zugleich das angestrengte Bemühen, etwas Licht zu bringen in die heillose Verwirrung, die in unsern landläufigen Begriffen wie in der Rechtsprechung herrscht. Diese Arbeit wird von den Fernerstehenden in der Regel am wenigsten verstanden, und man glaube ja nicht, daß sie den Frauen leicht wird. Aber sie kommen an dieser schwersten aller Aufgaben nicht vorbei. Wenn sie die Anerkennung ihrer vollen Menschenwürde auf sicheren Grund stellen wollen, so müssen sie sich an den Sumpf wagen, der in der Tiefe liegt. Von manchen für gefährlich gehalten, gilt anderen diese Arbeit als hoffnungslos. Hierüber läßt sich nicht streiten; denn die Ansicht des einzelnen hängt mit seiner Weltanschauung zusammen. Wer der Meinung ist, daß die Frauen das Unmögliche wollen, den werden wir nicht so schnell eines anderen belehren. Aber auch wir haben unsere guten Gründe, uns nicht entmutigen zu lassen. Ich habe den Eindruck, daß die Arbeit begonnen wurde, wie so manches andere in der Frauenbewegung, aus dem heißen unmittelbaren Empfinden heraus: „So kann es nicht weitergehen, solche Zustände können und dürfen wir nicht neben uns dulden.“ Mit kleinen Mitteln wurde angefangen und nach größeren wurde und wird noch gesucht. Dabei ist uns doch einiges klar geworden. Daß die Menschen bis jetzt auf diesem Gebiet so wenig erreicht haben, beweist noch nicht, daß überhaupt nichts zu machen ist, wohl aber, daß die Mittel nicht die richtigen waren. Die mittelalterliche Verachtung des Natürlichen geht uns ja immer noch nach.

Aber wir lernen mehr und mehr den Zusammenhang zwischen Not und Laster sehen und alle die Bedingungen erkennen, unter denen ein Mensch sittlich gedeihen kann, wie die entgegengesetzten, die ihn verkümmern lassen. Dies sind nur Anfänge, und es ist unendlich weit bis dahin, wo aus dem theoretischen Erkennen umfassende praktische Maßregeln hervorgehen. Es fehlen dazu noch die allernotwendigsten Voraussetzungen: die Ehrfurcht vor der Natur und ihren ewigen Gesetzen, die vielleicht einst als reifste Frucht aus der Blütezeit der Naturwissenschaften hervorgeht, ein tieferes Rechtsbewußtsein, das sich empört, wenn Menschen zur Sache herabgewürdigt werden und ein Begriff von Freiheit, der sich nicht deckt mit Schrankenlosigkeit, vielmehr mit dem freiwilligen Sicheinfügen in die als notwendig und heilsam erkannte Ordnung. Für das, was in so unendlicher Ferne liegt, die Vorarbeit zu tun, dazu sind nur wenige fähig; doch stehen alle Gebiete der Frauenarbeit in einem derartigen inneren Zusammenhang, daß der Fortschritt in einer Richtung eine Förderung des Ganzen bedeutet. Wirtschaftliche Unabhängigkeit, größere Selbständigkeit der Frau im Denken und Handeln werden ihr die Kraft und den notwendigen Rückhalt geben, für ihre Auffassung von Sittlichkeit einzustehen in ihrem eigenen Leben und soweit irgend ihr Einfluß reicht. Daher ist von Anfang an und heute noch die Haupttätigkeit der Frauenbewegung darauf gerichtet, Erziehung und Unterricht der Mädchen entsprechend umzugestalten. Als erster und dringendster Grund erscheint allerdings ein anderes: die sozialen Verhältnisse haben dem früheren, eng begrenzten und behüteten Frauendasein ein Ende gemacht. Eine große Anzahl junger Mädchen ist auf sich selbst gestellt und genau so wie der Mann auf das Erwerbsleben mit all seinen Zufälligkeiten angewiesen. Nun aber in der Ausbildung beschränkt, gerade von den angesehensten und lohnendsten Berufsarten ausgeschlossen zu sein, muß als bitteres Unrecht empfunden werden. In diesem Punkt wird ja die Arbeit der Frauenvereine allmählich auch von den Außenstehenden verstanden. Weniger begreiflich ist ihnen, daß wir eine gründlichere Bildung für alle Frauen wünschen. Und doch sehen wir gerade darin das allgemein und dauernd Wertvolle unserer Bemühungen.

Eine höhere Macht als wir hat das Leben der Frauen verändert. Mit der alten bequemen Teilung, wonach die Frau in Haus und Familie, der Mann im Beruf und öffentlichen Leben wirken sollte, ist nicht mehr auszukommen. In die chinesische Mauer, die zwischen den Geschlechtern stand, hat das vergangene Jahrhundert eine Bresche um die andere geschlagen, und wir hoffen, daß ihre letzten Reste nicht allzu lange mehr dauern.

So sehr wir aber die bisherigen Schranken als willkürlich und schädlich empfinden, so willig erkennen wir jene Grenzen an, die durch Begabung und Neigung dem einzelnen Menschen gezogen sind. Gerade in der Frauenbewegung wird immer wieder darauf hingewiesen, daß jede gute Leistung ihren Wert hat, sie mag geschehen, wo sie will, und daß Tüchtigkeit und innere Befriedigung nur in dem Beruf zu gewinnen sind, auf den die natürlichen Anlagen hinweisen. Damit wird zugleich auf die Verwirklichung eines Gedankens hingearbeitet, dem wir bei allen großen Erziehern begegnen. Sie halten es zum Wohl des einzelnen wie der Gesamtheit für notwendig, daß nicht Standesvorurteile und andere äußere Rücksichten bei der Berufswahl mitentscheidend sind, sondern daß nur die Begabung den Ausschlag gebe.

Der Frauenbewegung wird manchmal vorgeworfen, daß sie die intellektuelle Bildung überschätze. Von einer Seite aus, wo sie doch auch „geschätzt" wird, muß uns dies seltsam anmuten. Aber sehen wir einmal näher zu! Warum soll der junge Mann ein Gymnasium oder eine Oberrealschule absolvieren. Doch wohl deshalb, weil er da den Grund für seine Berufsbildung legen muß und weil er Verständnis für das Geistesleben seiner Zeit gewinnen soll. Ich wüßte nicht, aus welchen anderen Gründen wir für unsere jungen Mädchen eine ähnliche Ausbildung wünschen möchten. Ein Beruf ist nicht erreichbar, ohne eine bestimmte Summe von Wissen und Erfahrung. Das Urteil muß geübt, das Verständnis muß geweckt sein, ehe der Mensch den Fragen gegenübertreten kann, die seine Zeit bewegen. Aber wir wissen sehr wohl, daß das Beste in einem Menschen ihm nie von anderen gegeben oder mitgeteilt wird, daß die glänzendste Geistesbildung hohl und unfruchtbar ist, wenn sie nicht einem starken Eigenwerte sich verbindet. Wenn aber die Kräfte ungehindert sich üben und entfalten dürfen, so ist damit in der Regel eine günstige Vorbedingung für die Entwicklung zur Persönlichkeit gegeben. So ziehen wir allerdings die intellektuelle Bildung diesem und jenem anderen vor. Wenn es sich z. B. darum handelt, ob ein Mädchen seine Jugendjahre in der üblichen oberflächlichen Geselligkeit verbringen oder ob sie weiterlernen soll, so können wir ihr nur das Letztere raten. Aber sie muß nicht durchaus eine wissenschaftliche Weiterbildung, sondern die ihrer Eigenart entsprechende wählen. Sie kann sich ebenso gut einer künstlerischen oder praktischen Arbeit widmen, wenn sie dazu Talent und Neigung hat. Nur soll sie das, was sie tut, nicht als bloßen Zeitvertreib ansehen, sondern mit Eifer und ganzer Seele dabei sein. Wer es in der Jugend mit seinen Aufgaben ernst genommen hat, der wird auch im späteren Leben die ihm zufallenden Pflichten gewissenhaft erfüllen. Die Frau der höheren Stände hat viel mehr freie Zeit als früher. Denn eine Fülle von Arbeit, die früher im Hause geleistet wurde, ist an die Industrie übergegangen. Damit aber diese Freiheit ihr und anderen zum Segen werde, muß die Frau auch etwas Rechtes damit anzufangen wissen. Wer keinem äußeren Zwange unterworfen ist, bedarf eines um so höheren Maßes von Verantwortlichkeitsgefühl und Entschlossenheit, eines tieferen Verständnisses für seine Umgebung und für die Welt draußen, in der gekämpft und gearbeitet wird; daher müßte ihm eine um so gründlichere Bildung zu eigen sein, mehr sittliche Kraft, mehr innere Freiheit. Sonst geht das Leben ohne rechten Halt, ohne dauernden Wert, ja auch ohne echte Freude dahin. Durch die von uns angestrebte Erziehung hoffen wir, das Dasein der Frauen zu retten aus all den Nichtigkeiten, die es auszufüllen und jedes tiefere Streben zu vernichten drohen. An ihre Stelle möchten wir die lebendige Anteilnahme und Mithilfe setzen an den mannigfachen sittlichen und sozialen Aufgaben, die unsere Zeit zu leisten hat.

An den genannten verschiedenen Arbeitsgebieten der Frauenbewegung wollte ich zeigen, wie sie über das Bestehende hinausstrebt, aber doch immer anknüpft an die gegebenen Zustände. Dasselbe ließe sich von den anderen Zweigen ihrer Tätigkeit nachweisen. Seit Jahrzehnten hat eine Umbildung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse begonnen, und ihr Ende ist noch nicht abzusehen. Neben dem vierten Stand sind die Frauen die am stärksten davon Betroffenen; natürlich müssen sie sich bemühen, bei der Gestaltung des Neuen mitzuwirken. Und sie haben dabei etwas Besonderes einzusetzen. Wo der Sinn für die lange stark vernachlässigten idealen Güter wieder erwacht und ihr ewiger Wert eine neue Prägung gewinnt, da ist die Frauenbewegung mit am Werk und hat Eigenartiges und Lebenskräftiges zu bieten. Ihre Ideale sind von jener sittlichen Höhe, die Anspruch auf allgemeine Gültigkeit mit Recht erheben kann; sie sind ferner dem modernen Denken durchaus nicht entgegengesetzt, sondern in diesem vielfach schon angelegt. Endlich geschieht die praktische Arbeit großenteils im Anschluß an bestehende Strömungen, denen sie neue Motive und damit neue Kraft zuführt.

Nun sind wir bei unserem Ausgangspunkte wieder angelangt. Wir haben gesehen, wie in der Frauenbewegung Zukunftshoffnung und Gegenwartsarbeit sich durchdringen. Es lebt ein Idealismus in ihr, der nicht davor zurückscheut auf Wegen zu gehen, deren Ende im Dunkel liegt, der aber auch die heutige Not und Klage hört und zu helfen sich bemüht. Daneben ein Realismus, der wohl unterscheidet, was er vom Augenblick verlangen und was er erst in ferner Zeit hoffen darf, ein Wirklichkeitssinn, der das Gegenwärtige zum festen Grund mauern möchte für das Zukünftige.

Es sind im letzten Grunde alle dunkeln und unheilvollen Elemente der Menschennatur, die der Frauenbewe-

gung sich entgegenstellen: Roheit, Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit, „alte Feinde mit einem neuen Gesicht". Daher hat es auch mit der Zuversicht auf ihr Fortschreiten seine eigene Bewandtnis. Sie steht oder fällt mit dem Glauben an die sittliche Weiterentwicklung der Menschheit. Wenn er auch heutzutage nicht allzu viele Anhänger zählt, so können doch wir Erdenkinder ohne diesen Glauben nicht auskommen. Er muß wieder eine Macht werden, und dann wird man auch die Frauenbewegung verstehen.

Mathilde Planck.

War der kulturelle Verfall im 16. Jahrhundert eine Folge der Reformation?

Von Dr. Georg Steinhausen.

(Schluß.)

Insbesondere richten sich die Hofordnungen auch gegen „das unchristliche viehische Zutrinken" (vgl. die sächsische von 1560). Dieses Zutrinken hatte sich aus dem alten Minnetrinken, dem im ausgehenden Mittelalter sehr beliebt gewordenen Johannistrunk, den man z. B. nach der Hochzeit zum Abschied, aber auch im Sterben trank, entwickelt. So heißt es wenigstens bei Aegidius Albertinus bezüglich des Zutrinkens: „Alsdann bringt man einander eins, zwei ... zwölf Gläslein St. Johannes Segen." Es bedingte das Nachkommen in gleicher Quantität und wurde bald ein Kampf- und Wettsaufen, bei dem man rasch voll wurde. Nach Spangenbergs „Adelsspiegel" trank man „bei viertel und halben, auch wohl ganzen Ellen, aufs wenigste bei Spannenlang oder Handbreit einander zu". Für das Trinkleben des Adels im besonderen bietet dieses Werk abschreckende Belege, ebenso gelegentlich Bartholomäus Ringwalt in seinem „Speculum mundi". Und bei Bürgern und Bauern war es genau so. Für jene sind z. B. einige Meistersingerlieder charakteristisch, die die Dinge, wohl auch zur Abschreckung, wieder in grellsten Farben malen. Ein ganz einwandfreies Zeugnis für die damalige Maßlosigkeit im Trinken bieten sodann neben dem „Gedenkbuch" Hermann Weinsbergs, der uns unter anderen über die studentischen Zechereien in „Kränzchen" — auch sonst bildeten sich „Sauforden" — belehrt, die Briefe einer Nürnberger Kaufmannsfrau, Magdalena Paumgartner. Wenn sie über die Fürsten beim Regensburger Reichstag (1594) meldet: „die Fürsten einander gehalten im Schlaftrunk wie Stallknechte", so hatte sie das nur gehört. Erlebtes berichtet sie aber aus der Nürnberger Geselligkeit. Bei „des Schmidmers Handschlag" (Verlobung) war es „von Herzen langweilig, daß man so lang getischt und so sehr getrunken die Männer", und von des Schmidmers Hochzeit erzählt sie: „der Bräutigam kam am Tisch nit zu Nacht, so hätt' er sich zu früh betrunken: so seltsam, daß die Braut also allein dasaß am Tisch". Gelegentlich ergötzt sie sich sogar an der Betrunkenheit der Männer; über ihre Gäste berichtet sie einmal dem in Italien weilenden Gatten, daß diese „fein ziemlich zugedeckt gewesen, daß man's die Stiegen 'nab hat führ'n müssen, sonderlich der Stoffele als Wilhelm. Du hättest Dich fein zu krank gelacht, so visierlich war es!" Dieselben Briefe gewähren, ebenso wie Weinsbergs Buch, auch einen Einblick in die übertriebene Geselligkeit der Zeit, deren Hintergrund eben übermäßiges Essen und Trinken war. Der nüchtern angelegte Gatte schreibt auf die häufigen Erzählungen von solchen Gastereien, ihm scheine, es gebe „draußen Bankettirens vollauf", und ein andermal, daß dort „schier gar das Schlaraffenland" sei; er freut sich aber, daß er durch seine Abwesenheit „manchs übrigen schädlichen Trunks" überhoben sei. Am meisten übernahm man sich, namentlich wie auch früher und später auf dem Lande, auf Hochzeiten. Die Klagen über die ausgedehnten Mahle der Ratsherren oder die „Spitalfressereien" (bei Rechnungsabnahme von Stiftungen), über akademische Mahle u. s. w. hätten im übrigen wieder auch früher gepaßt, schlimmer waren schon die Richtermahle während der Prozesse. Wieviel man aber bei einem „Bankett" auftrug, zeigen die Menus, die Rumpolt für Bürger und Bauern in seinem Kochbuch von 1576 und 1581 empfiehlt.

Solchem Treiben entsprach nun wieder, wie früher, die unfeine Art des Benehmens. Es ist bezeichnend, daß z. B. die Braunschweiger Hofordnung 1589 bestimmen muß, und zwar auch für die adeligen Hofleute, daß man sich „unter dem Essen" anständig benehmen, sich „alles gottlosen Wesens, schandbarer, unhöflicher Wort, Fluchen, Schwören, laut Lachen und Rufen, Handscherz und anderer rohen, groben, unziemlicher Geberde enthalten" solle. Andere Hofordnungen verbieten, vor dem Frauenzimmer seine Notdurft zu verrichten, überhaupt Gemächer, Gänge, Treppen u. s. w. „mit Urin oder anderem Unflath zu verunreinigen", mit Knochen um sich zu werfen, sich gegenseitig mit Bier zu begießen. Wir hören von Fürsten, die ihre Frauen schlagen, unflätige Worte lieben, bei Tisch schreien, wüste Schimpfworte gebrauchen. Schlägereien müssen sehr häufig gewesen sein. Es ist der Höhepunkt des schon früher beobachteten Grobianismus. Als Nachfolger von Brant und Köbel, in dessen „Tischzucht" von 1492 sich auch grobianisch parodierende Züge finden, hat Murner den Grobianismus in der „Schelmenzunft" gelegentlich vorgeführt; ein Wormser Druck von 1538, „Grobianus' Tischzucht", gibt den „Brüdern im Sauorden" gute Lehren im Fressen. 1549 erschien der das unflätige, derbe und rücksichtslose Benehmen der Zeit und die Mißachtung der Frauen ironisch preisende lateinische „Grobianus" von Friedrich Dedekind, eine Abschreckungsschrift, die Kaspar Scheidt 1551 in volkstümliches Deutsch übersetzte und erweiterte. Aber trotz dem Motto: „thu allzeit das widerspil", wirkte die witzige Schrift gerade entgegengesetzt: die Leute sahen ihre Art mit Behagen geschildert, und die Uebertreibungen lockten nur an, sie zu erreichen. Auch Scheidt sieht die Hauptursache der Verwilderung in dem Saufen, und die schon früher hervorgetretene Abneigung der Südländer gegen die sich daraus ergebenden Unmanierlichkeiten hebt er scharf hervor: der Deutsche hieß bei jener „Porco tedesco (deutsches Schwein), inebriaco (Trunkenbold; diese Bezeichnung erwähnt schon Murner), Aleman yvrongne (trunkener Deutscher)". Auch der angebliche äußere Schmutz der Deutschen ward namentlich in Italien indigniert empfunden. Man erinnert sich dabei der für 1570 von Schweinichen erwähnten 27 Unfläter, die sich prinzipiell nicht waschen wollten. Man könnte entsetzt sein, wenn man damit die ästhetische Haltung der Minnezeit vergleicht. Aber jene war niemals tief in die Nation, nicht einmal in die ritterlichen Schichten gedrungen, der romanische Firnis ging bald wieder verloren. Die dann hervortretende derbe Volkstümlichkeit, mit deren Zähmung die bürgerliche Anstandslehre gewissermaßen von vorn anfangen mußte, ist jetzt kurz vor ihrem Untergang auf den Höhepunkt verzweifelter Uebertreibung gekommen. Sie sah sich bereits durch neue Mächte bedrängt, durch die theologische Sittenstrenge wie die südliche gelehrte Bildung, weniger noch durch die ersten Anfänge der höfischen Kavalierbildung des Westens: sie reagierte gewissermaßen dagegen, indem sie sich aufs tollste überschlug. Die Gebildeten selbst, die zunächst meist noch volkstümlich sein wollten, fanden auch nicht mehr die einfache Art früherer Zeit. Sie wurden angesteckt von dem grobianischen Wesen, das sie doch bekämpfen wollten; sie verloren aber vor allem jeden Geschmack. Das Zuviel wurde nun auch die Signatur des Ausdruckes; eine entsetzliche Weise der Verdrehung, Verschlingung, Anhäufung, eine vertrackte Komik, trotz volkstümlicher Derbheit schon gemacht erscheinend, ward nun für wirkungsvoll angesehen. Es ist Fischarts freilich überragende Art, die damit gemeint ist. Ein Schüler jenes Scheidt, wie dieser auch die groben Sitten der Zeit verhöhnend, hier aus der humanistischen Literatur, dort vor allem aus der französischen, aus Rabelais schöpfend, aber alles deutsch färbend, übertrumpfte Fischart das Groteske, steigerte die Satire ins Maßlose. Er war ein bedeutender Mann, ein Bekämpfer der geistigen Rückständigkeit der

neuen Scholastiker wie des alten mönchischen Wesens, ein feuriger Feind des Papsttums und der neuen Freiheitsfeinde, der „Jesuwider", freilich auch ein Freund der Hexenverbrennung, sonst ein bürgerlich denkender, für das Familienleben warm eintretender Deutscher. Er war ein Dichter von erstaunlicher Ausdrucksfähigkeit, scharfer Beobachtungsgabe und starker Begabung, aber ein Kind der Zeit: in ihm spiegelt sich die von ihm selbst so genannte „heut verwirrte ungestalte Welt", die „abenteuerliche und ungeheuerliche" Weise.

Eben wurde das Familienleben genannt; auch in diesem Zug war Fischart typisch, und die noch sehr stark hervortretende Wärme des Familiensinnes sollte überhaupt davon abhalten, die sittliche Verwilderung der Zeit allzu grell zu malen. Welch innige Gattenliebe offenbart sich aus den Briefen der Sibylle von Sachsen an ihren gefangenen Gemahl; aber diese zeigen sie auch als treue Mutter und tüchtige Hausfrau mit durchaus volkstümlicher Art. Die Briefe anderer Fürstinnen und Fürsten gewähren ein ähnliches Bild, so die der Herzogin Dorothea, der Gemahlin Albrechts von Preußen, die den Ausdruck inniger Liebe auch mit schalkhafter Derbheit zu verbinden weiß, so die des Kurfürsten Moritz von Sachsen an seine Gemahlin Agnes. Freilich gab es auch unglückliche und zerrissene Ehen, nicht selten durch die Schuld des fürstlichen Gatten, wie Joachims II. von Brandenburg oder Erichs II. von Braunschweig, und die wilden Sitten mancher Fürsten, wie eines Herzogs von Liegnitz, der seine Gemahlin in der Pagen Gegenwart nach seinem Willen zwang, bieten auch recht unerfreuliche Bilder. Aus Bürgerkreisen dürfen wieder die Briefe jener Magdalena Baumgartner aus Nürnberg angeführt werden, ihre herzigen und frischen Brautbriefe, zu denen die freilich etwas geschäftsklugen Briefe der Ursula Freyherin an Johann Adolf von Glauburg eine Parallele bilden, wie die liebevollen Briefe der Gattin an den „herzeten Schatz" oder den „herzallerliebsten Baumgartner". Und nur mit Rührung wird man den gefaßten Brief lesen können, in dem sie dem fernen Gatten 1592 den Tod ihres geliebten Söhnchens „Balthasla", dessen Kinderleben in den Briefen auch sonst eine Rolle spielt, anzeigt: „Muß mich demnach nur mit Gott zufrieden geben, denn ich leider sehe, nicht mehr davon bring, denn Schwächung, bösen Kopf und böse Augen." Wie hübsch plaudert sie von der kleinen Nichte, dem „Madela", das sie dann ins Haus nimmt: „Vertreib indeß mein Weil mit dem kleinen Madela, das so werklich (niedlich) ist, daß wir alle Freud mit ihr haben."

Zur Stärkung des Familiensinnes, der uns freilich auch früher erfreulich entgegentrat, hat die Reformation insofern beigetragen, als der Kampf gegen das Zölibat die Ehe ihres geduldeten, im Grunde unheiligen Charakters entkleidete. Andrerseits hat jene mit dem grobianischen Zuge der Zeit verbundene Mißachtung des weiblichen Geschlechts doch wieder auch die Ehe entwürdigt, und gerade hierin fand das neue sittliche Eheideal einen Hauptwiderstand. Die schon ältere ehefeindliche Strömung durchzieht auch noch die Literatur des 16. Jahrhunderts, eben aus grobianischem Geist heraus. Der Verfasser eines „Hausteufels" warnt vor den Lästermäulern, die die Frau herabsetzen, Spangenberg vor den Schandsprüchen über den Ehestand. Letzterer weist auch auf die damalige ehelästernde, zotige Unterhaltungsliteratur hin, wie Freys „Gartengesellschaft". Ueberall wurde gern das „böse" Weib geschildert, die Schwänke und Spiele wimmelten von Prügelszenen, und der „Siemann" war eine nicht unwitzige Verkörperung der Weibertyrannei in der Ehe, schließlich überhaupt aller schlechten weiblichen Eigenschaften. Noch 1609 trat dieser Zug in Johann Sommers „Malus mulier" und „Imperiosus mulier" grell hervor. Aber wenn hier sogar ein protestantischer Prediger die Feder führte, war dennoch jenes evangelische Ideal schon mehr durchgedrungen. Ueberdies gab es eine große ehefreundliche evangelische (auch dramatische) Literatur, die aber schon ältere Vorbilder (wie das „Ehebüchlein" Albrechts von Eyb) hat. Das Familienleben Luthers aber ist später in vielen Pfarrhäusern wiederzufinden gewesen. Durch den Protestantismus trat in seinem Gebiete bei der Hochzeit nun auch die kirchliche Trauung in den Vordergrund gegenüber der früher betonten Verlobung und Heimführung. Gewiß hat der grobianische Ton der Zeit auch den Verkehr zwischen Mann und Weib, zwischen Eltern und Kindern beeinflußt, insbesondere mag es unter den höheren Schichten im Landadel damit schlimm bestellt gewesen sein. Gleichwohl zeigte gerade die Edelfrau durchaus jene Züge der echten Hausfrau, die wirtschaftliche Tüchtigkeit, Treue und Güte vereint. In das Familienleben vieler Gelehrten, Ratsherren, Künstler, Handwerker geben uns im 16. wie im 17. Jahrhundert die Haus- und Familienchroniken trotz ihrer trockenen Kürze genugsam Einblicke, um es als durchaus unverdorben und echt zu empfinden. Es beschrieb wohl auch der Gatte, wie der Ratsherr Bildstein in Hagenau, ausführlich das Leben seiner dahingegangenen Gattin. Ebenso finden sich in der Literatur nicht nur bei Fischart familienhafte Züge, z. B. in manchen hübschen Szenen biblischer Dramen. Und so gibt es auch sonst erfreuliche Züge. Selbst Janssen führt die Aeußerung eines geistlichen Unterrichtsbuches, des „Christenspiegels" (1597), an, wonach die in der Stille geübten Tugenden nicht verzeichnet würden. Die Nachwelt werde sagen, die Menschen dieser Zeit seien schlimmer gewesen denn die zu Sodoma und Gomorrha. Sie würde anders urteilen, wenn sie auch „das viele Gute" wüßte, was „noch im täglichen Leben bei Hoch und Niedrig" sich zeige. Janssen versäumt nur, sein Gemälde danach zu berichtigen.

Bücher und Zeitschriften.

Lazarus, der Begründer der Völkerpsychologie. Von Dr. Alfred Leicht. Mit Bildnis. 8°. Leipzig 1904, Dürrsche Buchhandlung.

Die vorliegende Schrift dient dem Zwecke, die Begründung der Völkerpsychologie durch Lazarus quellenmäßig festzustellen. Sie tut erschöpfend dar, daß die Völkerpsychologie ganz und gar das Gepräge ihres Begründers trägt. Eine Ahnung der neuen Wissenschaft stieg in Lazarus schon in der Zeit seiner Kindheit auf. „In unserem Städtchen Filehne, das gegen 3000 Einwohner zählte," ließ er sich wiederholt vernehmen, „wohnten ungefähr in gleicher Zahl Juden, Protestanten, Katholiken. Wir Juden redeten deutsch wie die Protestanten; die Katholiken waren Polen und sprachen polnisch. In jenen Jahren kam mir so häufig der Gedanke: Warum sind die Menschen so verschieden? Daß die Christen anders sind als wir, das war eine einfache Tatsache. Aber woher kommt der Unterschied zwischen den Christen, Katholiken und Evangelischen? Wie kommt es, daß die einen polnisch reden, die anderen deutsch? Noch mehr: sie sind beide Christen und bekämpfen einander. Alle Welt sprach damals von diesen religiösen Gegensätzen, und man ging doch sonst friedlich seinem Berufe nach. Wie kommen die Menschen zu diesen Verschiedenheiten? Woher kommt der Unterschied ihrer Sprache nicht nur, sondern der Sitten und Lebensformen? — Nicht weit von der Stadt liegt das Dorf Neuteich, durch welches die Grenze zwischen der Provinz Posen und Brandenburg führt. Die Provinzialgrenze war im Dorfe durch einen Pfahl bezeichnet. Doch hätte es desselben nicht bedurft. Auf der einen Seite waren alle Häuser mit Ziegeln gedeckt und angestrichen, das Holz war geschichtet, der Düngerhaufen wohl geordnet; auf der anderen Seite sah man Strohdächer, wüste Düngerhaufen und das Holz lag ungeordnet durcheinander. So verschieden wie die Wohnungen waren, so verschieden war auch die Kleidung, das ganze Wesen der Leute. Auf der einen Seite gewahrte man das, was man unter dem Namen „polnische Wirtschaft" kennt, auf der anderen Seite „deutsche Zivilisation", Ordnung. Dieses Bild konnte ich nicht aus der Seele bekommen. . . . Was wir nationale Unterschiede nennen, war für mich ein Rätsel, das mir nachging. Die nationale Verschiedenheit in der Entwicklung der Kultur in allen Lebensformen war es, was später einen so beträchtlichen Teil meines Lebens ausgefüllt, was kristallisiert zur Entdeck-

ung des Begriffes der Völkerpsychologie geführt hat." Briefe und Aufsätze aus seiner Gymnasialzeit beweisen, wie fest die völkerpsychologische Betrachtungsweise damals bereits in ihm wurzelte. Sie alle zeigen eine erstaunliche Reife. Durchaus völkerpsychologisch ist eine aus seiner Gymnasialzeit erhaltene Abhandlung über deutschen Nationalstolz (1845). Hier faßt er bereits das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, den Kern seiner völkerpsychologischen Forschung, ins Auge und er wagt sich an die Erörterung des Begriffes Nationalität heran. Die Welt, die sich ihm aus seinen talmudischen Studien, dem deutschen Geiste und dem Studium des klassischen Altertums erschloß, erfaßt er mit seinem früh geschulten kritischen Sinn, und der Grundsatz von der Einheit des Menschengeschlechts, der von Kindheit auf als der erste der Sittenlehre in seiner religiösen Anschauung wurzelte, zeichnete seiner philosophischen Richtung die Bahn vor. Während seiner ganzen Universitätszeit ließ er keinen Monat hingehen, ohne einen platonischen Dialog und eine biblische Schrift zu lesen. Bei Plato vollends fand er, daß das Ziel des Menschen in seiner Stellung zur Gesamtheit zu suchen ist. Der Schöpfer der Ideenlehre geht von der Gesellschaft aus, der gesellschaftliche Organismus ist ihm Vorbild für den individuellen. Herbart gehört demnach nicht zu den Faktoren, durch die Lazarus zur Völkerpsychologie hinübergeleitet wurde. Die Keime derselben reichen in eine Zeit zurück, in der Herbart für Lazarus noch nicht in Frage kommt. In der rechtsphilosophischen Abhandlung: „Die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland" (1850), in der er zeigt, wie in Deutschland vor allem Preußen der Kampf für die deutsche Nationalität zugefallen war, wie es sich in seiner ganzen Entwicklung als Träger und Pfleger des deutschen Nationalgeistes offenbart hatte, hat er zuerst, zwar noch unsicher und tastend, aber doch bestimmt den Charakter der Völkerpsychologie gezeichnet und ein Jahr darauf in der grundlegenden Arbeit „Ueber den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" den Begriff derselben genau festgestellt. Ein überaus merkwürdiges Manuskript, das gleichfalls aus dem Jahre 1851 stammt und nicht veröffentlicht wurde, trägt den Titel: „Entwurf zur Gründung einer Humanitätsgesellschaft ohne Grenzen des Staates, der Nation und der Religion". Aus der Sorge um den Gesamtzustand der menschlichen Gesellschaft erwachsen, bildet es das ethische Seitenstück zu jener völkerpsychologischen Grundlegung. Die Quelle beider Untersuchungen ist sein Humanitätsideal. Auf das Gesamtleben in allen seinen Offenbarungen war Lazarus' Blick gerichtet, sie waren der Born der Völkerpsychologie, die er in seinen zahlreichen Publikationen und in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, die er mit seinem Freunde und Schwager Steinthal herausgab, ausgestaltete. Dieser hat dafür Sorge getragen, daß sein Verhältnis zu Lazarus als das des Schülers und ersten Mitarbeiters festgehalten werde. — Leichts Studie wirft neue interessante Streiflichter auf den Begründer der Völkerpsychologie. Doch wäre weniger mehr gewesen. Manches ist eingeflochten, was den Zusammenhang unterbricht und in der vom Verfasser geplanten großen Lazarus-Biographie am Platze wäre.

B. Münz.

*

Allgemeine Rundschau.

Die Frequenz der Salzburger Hochschulferialkurse 1904.

Der Mitgliederstand des Vereins für wissenschaftliche Ferialkurse ist während der diesjährigen Kurse auf 706 angewachsen; davon sind 226 außerordentliche Vereinsmitglieder. In dieser Ziffer sind die studentischen Kursteilnehmer nicht inbegriffen. — Es haben 621 Inskriptionen stattgefunden, von denen 180 auf außerordentliche Hörer entfallen. 139 Immatrikulationen entfielen auf das weibliche Geschlecht; 12 Damen waren als ordentliche Hörerinnen inskribiert. — Dem Wohnorte nach waren 247 Hörer, darunter 113 außerordentliche, aus der Stadt Salzburg, 170, darunter 21 außerordentliche, aus Wien, 26, darunter 6 außerordentliche, aus Graz, 10, darunter ein außerordentlicher, aus Innsbruck, 7, darunter 1 außerordentlicher, aus Linz, 6 ordentliche Hörer aus Prag, 5 aus Brünn, 5 aus Krems, 5 aus Leoben, 7, darunter 3 außerordentliche, aus Hallein, 4, darunter ein außerordentlicher, aus Steyr, je 3 ordentliche Hörer aus Wels, aus Teschen und aus Mährisch-Schönberg, je 3 außerordentliche Hörer aus Puch und aus Aigen bei Salzburg, je 2 ordentliche aus Werfen und aus Freudenthal (Schlesien), je 1 ordentlicher Hörer aus Maxglan, aus Grödig, aus Klein-Gmain, Golling, Hofgastein, Mattighofen, Riedau, Efferding, Aigen, Mauthausen, Wilhelmsburg, Amstetten, St. Pölten, Brunn a. G., Klosterneuburg, Schwechat, Wiener-Neustadt, Marburg a. d. Drau, Pettau, Cilli, Deutsch-Landsberg, Villach, Klagenfurt, Görz (Kärnten), Meran, Triest, Troppau, Klein-Wetzdorf, Fonsan bei Eger, Trautenau, Lünz, Friedland, Teplitz, Freiberg in Mähren und Czernowitz, je 1 außerordentlicher Hörer aus Schloß Arnstein, Klein-Gmain, Gmunden, Katzenberg, Amstetten, Berndorf, Laibach, Triest und Mährisch-Ostrau: also 554 Hörer, darunter 161 außerordentliche, aus Oesterreich; je 1 ordentlicher Hörer aus Budapest und aus Bistritz (Siebenbürgen) und 1 außerordentlicher aus Ecsla in Ungarn, also 3 Hörer aus den Ländern der ungarischen Krone; 21, darunter 8 außerordentliche, aus München, 3 ordentliche Hörer aus Würzburg, 1 aus Landshut, 1 aus Freilassing, je 2 aus Heidelberg, Karlsruhe, Wiesbaden und Charlottenburg, 1 ordentlicher und 1 außerordentlicher aus Berlin, je 1 ordentlicher aus Dessau, Weißenfels (Sachsen), Leipzig, Probstheida, Maronenwerder, Breslau, Groß-Lichterfelde, Göttingen, Braunschweig, Sprottau, Kassel, Stuttgart, Tharandt (Sachsen), Freiburg i. Br., je 1 außerordentlicher Hörer aus Augsburg, St. Ingbert i. d. Pfalz, Frankfurt a. M., Freiburg i. Br., Kassel und Straßburg i. E.: also 56, darunter 16 außerordentliche, Hörer aus dem Deutschen Reiche (26 aus Bayern); 4 Hörer, darunter 1 außerordentlicher, aus Paris, je 1 ordentlicher Hörer aus Folkestone, Bukarest, Wilna, 1 außerordentlicher aus St. Petersburg. — Durch diese Ziffern wird neuerlich bewiesen, welche Entlastung eine Universität in Salzburg besonders den überfüllten Wiener Hochschulen bringen könnte. — Es wurden von 18 Dozenten 111 Vorlesungsstunden gehalten. Die Gesamtzahl der Inskriptionen betrug 1390 mit einer belegten Stundenzahl von 8131 Vorlesungsstunden, so daß auf jeden Immatrikulierten mehr als 12 Vorlesungsstunden entfallen. Mehr als hundert Inskriptionen hatten die Vorlesungen der Professoren F. Dahn („Die ältesten Rechts- und Kulturzustände der Germanen"), R. v. Wettstein („Der heutige Stand der Descendenzlehre") und T. Ziegler („Die Philosophie des 19. Jahrhunderts im Zusammenhange mit den geistigen Strömungen der Zeit") zu verzeichnen. Ueber den Verlauf der wissenschaftlichen Exkursionen, die unter Leitung der Herren Ingenieur F. Platzmann (München) (an Stelle des in letzter Stunde durch Unwohlsein verhinderten Professors A. Birk [Prag]) zum Bau der Tauernbahn (technische Exkursion), Professor Karl Fritsch (Graz) nach Fuschl und St. Gilgen (botanische Exkursion), Professor R. Much (Wien) nach Oberndorf und Nußdorf (prähistorische Exkursion) und Archivdirektor R. Schuster (Salzburg) in den Wildshuter Bezirk (siedelungskundliche Exkursion) ausgeführt wurden, haben die Tagesblätter bereits berichtet.

*

Neue Forschungen über die Seekrankheit.

Nicht nur im Laienpublikum sucht man seit Jahrhunderten nach einer Panacee gegen die Seekrankheit, auch die Wissenschaft müht sich seit langem, das Wesen dieses Vorganges zu erkennen und Mittel gegen das lästige Uebel zu finden. Sie sind im Laufe der Zeiten zur Legion geworden, aber es geht ihnen so wie vielen anderen gegen unangenehme Zufälle, die nicht gerade Krankheiten sind, vorgeschlagenen Heilmitteln, es fehlt das Vertrauen, und mit Recht, denn ihre Wirkung schwankt in weiten Grenzen. Die älteste wissenschaftliche Erklärung der Seekrankheit war eine humoralpathologische, das heißt von jener Theorie ausgehend, welche die Flüssigkeiten und Säfte des Körpers zum Ausgangspunkt und Sitz aller Leiden annahm. Auf die Seekrankheit angewandt, suchte sie diesen Vorgang durch die Differenzen der Verschiebung der flüssigen und festen Elemente des Körpers zu erklären. Gegenüber dieser Annahme, die also in Druckschwankungen die Störungen begründet sehen

will, hat nun Prof. Rosenbach in letzter Zeit eine Theorie aufgestellt, die von energetischen, d. h. betriebstechnischen Gesichtspunkten ausgeht und in den Druckschwankungen des Körpers nur eine Folge bezw. ein Symptom molekularer, durch Gleichgewichtsveränderungen geschaffener Störungen erblickt. Diese Gleichgewichtsveränderungen sind ähnliche, wie sie z. B. manche Menschen beim Fahren im Lift erleiden, und die in fast denselben Symptomen wie bei der Seekrankheit auch zum Ausdruck kommen. Wenn der Aufzug sich in Bewegung zu setzen beginnt, so zeigt, auch wenn man die Augen geschlossen hat und der Aufzug sich geräuschlos bewegt, ein eigentümliches, bisweilen recht unangenehmes Gefühl in der Bauchgegend den Anfang der Fahrt an. Während der Fahrt verschwindet jede unangenehme Empfindung, sie kehrt aber beim plötzlichen Stillstehen in einer höheren Etage zurück. Ebenso empfinden beim Niedergehen des Aufzuges viele Personen ein unbehagliches Gefühl, welches während des Abwärtsfahrens verschwindet, um im höchsten Grade wieder aufzutreten, wenn der sich schnell senkende Apparat beim Erreichen des untersten Geschosses plötzlich seine Geschwindigkeit hemmt. Hier, wo es sich um einfache Bewegung nach oben oder unten bei absolut ruhiger Körperhaltung handelt und jede Verschiebung aus der Lotrichtung ausgeschlossen ist, kann nach Rosenbach nur die Bewegung als solche bei der Erklärung des Phänomens in Frage kommen, und auf dieser Bewegungsmechanik und der daraus resultierenden Gleichgewichtsveränderung beruht auch das Zustandekommen der Seekrankheit. Ihr Studium ist um deswillen so interessant, als sie einmal wegen des relativ schnellen günstigen Einflusses der Anpassung den schärfsten Gegensatz zu der künstlichen Immunisierung bildet, die man heute nur vermittelst direkter Beeinflussung der Säfte durch chemische Agentien und vor allem auf dem Wege der Impfung erzielen zu können glaubt, und weil man ferner bei keiner anderen Krankheitsform die Entstehung und Ausbreitung einer durch rein physikalische Faktoren — ohne Uebertragung eines Infektionsstoffes — bewirkten Endemie besser beobachten kann als hier. So gelangt Rosenbach zu den Schlußfolgerungen, daß sich durch mechanische Mittel die notwendige Anpassung und Gewöhnung an die ungewohnte Form der Bewegung des Schiffes bis zu einem gewissen Grade sicher erzielen läßt, vorausgesetzt, daß solche Uebungen an Apparaten, die eine genügende Wucht der Bewegung liefern, regelmäßig mehrere Wochen lang und während mehrerer Stunden des Tages vorgenommen werden. Wie man sich an das Schaukeln, den Einfluß der Temperatur der Höhenluft, die Folgen veränderter Körperhaltung, das Rauchen und den Alkoholgenuß allmählich gewöhnen kann und durch Uebung (Gewohnheit) Fähigkeiten erlangt sich dagegen zu stählen und abzuhärten, so muß man sich auch Verhältnissen anpassen können, wie sie die Schaukelbewegungen des Schiffes bei unruhiger See bieten, falls man nur allen Verhältnissen entsprechende Einrichtungen auf dem Lande zu treffen vermag.

Mannheim. Dr. Julian Marcuse.

✕

Kleinere Mitteilungen.

* Dr. Philippi †. Die Beerdigung der sterblichen Reste des deutschen Gelehrten Dr. R. A. Philippi, der 1851 nach Chile übersiedelte und in der Hauptstadt Santjago Universitätsprofessor und Museumsdirektor wurde, hat, wie die Nationalzeitung meldet, am 26. Juli dort stattgefunden und stellt eine der imposantesten Ehrungen deutscher Wissenschaft und deren Träger dar. Aus 10,000 Personen bestand der Kondukt bei der Ueberführung des im 96. Lebensjahre am 23. Juli Gestorbenen in das Universitätsgebäude, 80,000 folgten am 24. der Leiche zum Begräbnisplatz; 284 Wagen wurden in dem zirka 2½ Kilometer langen Zuge gezählt. Noch nie hat Santiago nach den Berichten chilenischer Zeitungen eine so großartige Kundgebung bei dem Tode eines Gelehrten gesehen. Alle Behörden vom Präsidenten abwärts waren vollzählig vertreten, in allen Schulen fiel der Unterricht aus. Auch an europäischen Ehrungen hat es Philippi während seiner Lebenszeit nicht gefehlt. Das Deutschtum in Chile hat seinen Patriarchen, seinen eifrigsten Förderer verloren, da er verstanden hat, deutsche und chilenische Sympathien im höchsten Grade sich zu erwerben und zu erhalten.

* Botanisches aus der Schweiz. Am Montag wurde in der Console bei Genf in Gegenwart von über hundert hervorragenden Botanikern des In- und Auslandes das neue botanische Museum und botanischer Garten der Stadt eingeweiht. Frankreich war besonders reich vertreten durch Mabrivaud, Haug, Magnin, Gillod, Beauvisage, Chifflot. Aus Deutschland war Prof. Straßburger erschienen. Der Präsident des Verwaltungsrates von Genf übergab das neue Institut Direktor Briquet, welcher ein Bild der Gründungsgeschichte der Anstalt entwarf. Die Stadt Genf gab den fremden Gästen ein Bankett im Restaurant du Lac.

✕

Hochschulnachrichten.

H. Heidelberg. Am Vormittag des 28. d. M. starb hier nach langem und schwerem Leiden im Alter von 65 Jahren der außerordentliche Professor in der juristischen Fakultät unserer Universität Dr. Hermann Strauch, Bibliothekar des juristischen Seminars. Strauch war am 4. Dezember 1838 zu Frankfurt a. M. geboren, hat von 1857 bis 1861 in Bonn, Heidelberg und Wien studiert und sich 1865 an der Ruperto-Carola habilitiert; 1873 erhielt er den Charakter als außerordentlicher Professor. Seine akademische Lehrtätigkeit umfaßte: Rechtsphilosophie, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Politik und Völkerrecht. Außer einer Reihe von Aufsätzen staats- und völkerrechtlichen Inhalts in Zeitschriften und in der dreibändigen Ausgabe von Bluntschlis „Staatswörterbuch" hat Strauch veröffentlicht: Ueber Ursprung und Natur der Regalien (Erlangen 1865), Zur Interventionslehre (Heidelberg 1879). — Der bisherige Privatdozent der Chirurgie und klinische Assistenzarzt Dr. Alex Nehrkorn wurde von den Stadtverordneten in Elberfeld zum Oberarzt der chirurgischen Abteilung der städtischen Krankenanstalten erwählt (cf. gestrige Mitteilung).

* **Wien.** An der hiesigen Hochschule für Bodenkultur ist ein aufs zweckmäßigste ausgestattetes Studentenheim errichtet worden. Das Gebäude hat 40 Zimmer mit zusammen 58 Betten. Die Miete samt Heizung, Beleuchtung und Bettwäsche wird sich je nach der Lage und Form der Räume für einbettige Zimmer zwischen 28 bis 30 Kronen, für zweibettige 46 bis 55 Kronen monatlich bewegen. Außerdem wird eine Mensa academica geführt und im Abonnement Frühstück (Kaffee oder Tee mit Brot) zu 20 Heller, Mittagessen (Suppe, Rindfleisch mit Gemüse und Brot, dreimal wöchentlich Braten) zu 60 Heller, sowie Abendbrot (und zwar eine Fleischspeise und Brot) zu 40 Heller abgegeben werden. An die geräumigen Speiseräume schließt sich ein der allgemeinen Benutzung durch die Studierenden geöffneter Lesesaal. Sämtliche Wohnräume des Gebäudes befinden sich an der Ost- und Südfront in sonniger, windgeschützter Lage; einzelne Zimmer sind mit Balkon versehen. Bade- und Duscheinrichtungen stehen zur Verfügung. Das Vereinsgebäude nebst Einrichtung hat dem Verein zur Schaffung und Erhaltung eines Studentenheims 280,000 Kronen gekostet.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor der Statistik des allgemeinen wie des österreichischen Verwaltungsrechts Dr. F. Schmid wurde zum ordentlichen Professor befördert.

☞ Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 3. Quartal 1904 bei.

Spitze des Artikels gestanden hätte, dann wäre für die Beurteilung des Vorschlages ein wesentlich anderer Boden geschaffen worden. Wenn es sich darum handelt, daß die deutsche Nation gleich anderen Völkern eine Ehrenschuld an den Vertretern ihrer Literatur, sei es durch direkte Zuwendungen an Einzelpersonen oder an Institutionen, die den gleichen Zweck als ihre Lebensaufgabe erkennen, abtragen will, dann, aber nur dann kann auch mit Recht an die — nun sagen wir — vom Erfolge oder vom Glücke Begünstigten zur Aufbringung der nötigen Mittel appelliert werden.

Da es aber anerkanntermaßen mißlich ist, dem Staate Steuern auf Vorrat zu bewilligen, so ginge unser Vorschlag dahin, vom Staate zu verlangen, daß er zuerst eine Art von Pensionen für seine Dichter, Schriftsteller, wozu auch die des Tages, die Zeitungsmenschen, zu rechnen wären, zur Einführung bringt, oder daß er den Schiller- und Goethe-Vereinen, den Pensionsanstalten deutscher Journalisten und Schriftsteller bestimmte Zuschüsse bewilligt, und daß er dann, sobald die Reichnisse ziffermäßig feststehen, auf Grund genauer Vorarbeiten an die Einführung einer Tantiemensteuer auf schriftstellerische Erzeugnisse denkt. Wir sagen schriftstellerische und nicht dramatische allein. Denn es ist nicht einzusehen, warum, von dem Standpunkte des Verfassers der beregten Abhandlung aus, gerade die dramatischen Werke allein als Steuerobjekte dienen sollen. Gibt es nicht auch Romane, besonders solche von rasch und nicht immer ganz verdient in die Mode gekommenen Autoren, bei denen so eine Art „Ehrenbesteuerung“ zugunsten anderer als ihrer eigenen Autoren, vielleicht von der zehnten oder elften Auflage an, angezeigt wäre?

Und nun auch meinerseits ein Postskriptum. Nicht 6 Millionen Mark im Jahr, nein, viel weniger würde genügen, um den Lebensabend der deutschen Dichter und Schriftsteller aufzuhellen, und es blieben auch von einer kleineren Summe noch schöne Mittel übrig, die einem verwandten Zwecke, der Unterstützung der deutschen Bühnenkünstler, durch Zuwendungen an ihre Pensionsanstalt, dienstbar gemacht werden könnten. Tragen doch die darstellenden Kräfte nicht wenig zu dem Erfolge der bildenden Kunst bei und müßte jeder ernsthafte Widerspruch auch der am höchsten besteuerten Theaterautoren verschwinden, wenn durch ihre Leistungen zwei so schöne, ihnen naheliegende Zwecke erfüllt werden. Der Fiskus im Dienste des Pegasus und Thaliens, fürwahr ein nicht übler Gedanke!

W. P.

Die Frage der Vermehrung der Fideikommisse in Preußen.

Von Georg v. Below.

(Schluß.)

Wenn wir uns hiernach gegen eine Vermehrung der Fideikommisse aus wirtschaftlichen und sozialen, nicht in letzter Linie aus nationalen Gründen erklären müssen, so läßt sich weiter behaupten, daß sie auch nicht für den Bestand des Landadels erforderlich ist. Vergleichen wir seinen heutigen Grundbesitz mit der Zahl der adeligen Güter, die noch das 18. Jahrhundert aufwies, so tritt ja ein bedeutender Rückgang des adeligen Besitzes zutage. Aber in den letzten Jahrzehnten ist er nicht mehr erheblich zurückgegangen. Der Abnahme des adeligen Grundbesitzes an einer Stelle steht sogar eine Zunahme an einer anderen gegenüber. Er hat sich trotz schwieriger Verhältnisse zu behaupten gewußt. Es ist zu berücksichtigen, daß unter den Söhnen des norddeutschen Adels sich viele finden, die mit Leib und Seele Landwirt sind und die Landwirtschaft mit Fleiß und Geschick betreiben. Wenn der heutige adelige Besitz teilweise allerdings aus früherem bürgerlichen Besitz, dessen Eigentümer nobilitiert worden sind, besteht, so ist derartiges aus sehr alten Zeiten doch auch zu verzeichnen. Im Mittelalter z. B. zogen städtische Patrizier, die außerhalb der Stadt Grundbesitz erworben hatten, mehrfach aufs Land und gingen im ländlichen Rittertum auf. Die Ergänzung des Landadels durch Nobilitierung bürgerlicher Familien wäre mithin nichts Anormales. Aber wir beobachten oft auch, daß Angehörige alter adeliger Familien neu auf dem Lande Fuß fassen. Also die Gefahr, daß der Landadel ohne Vermehrung der Fideikommisse seinen Bestand einbüßen würde, besteht nicht (daß die Erhaltung der vorhandenen Fideikommisse für ihn wichtig ist, haben wir oben schon anerkannt). Ueberdies ist das Fideikommiß ja keine spezifisch adelige Einrichtung; es ist vielmehr auch den Bürgerlichen zugänglich, wie es denn tatsächlich bürgerliche Majorate gibt. Es kommt aber weiter in Betracht, daß voraussichtlich in der Zukunft, besonders wenn, wie der „Entwurf“ es beabsichtigt, die Fideikommißbildung erleichtert wird, ganz andere Kreise als die speziell adeligen Fideikommisse begründen werden. Sering glaubt berechnen zu können, daß von den heutigen Rittergutsbesitzern wegen der großen Verbreitung der Verschuldung nicht viele in der Lage sein würden, ein Fideikommiß zu begründen, und deduziert daraus, daß eine übermäßige Vermehrung der Fideikommisse von der Zukunft nicht zu befürchten sei. Wir lassen die Richtigkeit seiner Berechnung dahingestellt. Jedenfalls aber folgt daraus, daß die meisten vorhandenen Rittergutsbesitzer nicht neue Fideikommisse gründen können, noch bei weitem nicht, daß die Zahl der Fideikommisse sich überhaupt nicht steigern wird. Weber setzt sehr interessant auseinander, daß mit der Zunahme
des Kapitals in Deutschland auch die Neigung derjenigen„n
die Kapital in der Industrie oder im Handel erwork gen,
haben, zunehmen wird, Kapital im Grundbesitz anzul grün-
und daß hauptsächlich von diesen Kreisen die Neub zumal,
dung von Fideikommissen zu erwarten sein wird, ulich her-
wenn der Fideikommißstempel beseitigt oder wese (S. 71):
abgesetzt werden sollte. Sering selbst bemer u am Rhein,
„Vieles spricht dafür, daß, wie es heute scho Mecklenburg)
in der Umgegend von Berlin und Hamburg roßkapital die
zu beobachten ist, mehr und mehr das G in Landgütern
sichere, wenn auch wenig rentable Anlage stiftungsmäßige
und nach englischem Vorbilde auch derer hen wird.“ Hier-
Sicherung für seine Nachkommenschaft su iner Zunahme der
mit deutet er doch an, daß die Aussicht kte, von der er sie
Fideikommisse, und zwar von einer S Weber wendet sich
nicht wünscht, keineswegs so gering Parvenu-Fideikommiß“,
mit scharfer Kritik gegen das „P Zusammenkaufs von
gegen „das Ueberhandnehmen des eikommißbildung und
Boden ad hoc zum Zweck der Fid“. Bei Sering sollte
späteren Erlangung des Briefadel n das „Parvenu-Fidei-
man einen stärkeren Gegensatz gege n Fideikommissen eine
kommiß“ erwarten. Er schreibt d Befestigung guter Tra-
ganz spezielle Bedeutung für die L n einer edlen Lebens-
ditionen zu, nennt sie „Pflegestätt er „antikapitalistischen
führung“ und spricht von ei zehnjährige Besitzdauer
Agrarreform“, will aber schon eine fideikommissarischen
als genügende Vorbedingung zur einer „antikapitalisti-
Bindung ansehen. Die Forderung sammenhang, in dem
schen Agrarreform“ würde in dem Zu Linie bedeuten, daß
Sering das Wort gebraucht, in erster as Auskaufen durch
die vorhandenen Grundbesitzer gegen d ollen. Wenn nun
städtische Kapitalisten geschützt werden Fideikommisse zu
aber in der Zukunft vorzugsweise solche Kapitalisten aus-
erwarten sind, die von Land kaufenden ntikapitalistischen
gehen, so müssen die Fürsprecher einer „a Möglichkeit zu
Agrarreform“ doch solche Gründungen na sich die Situa-
erschweren suchen. Es dient vielleicht dazu ert, daß der
tion klar zu machen, wenn man sich erinn ige geheim zu
Bankier Sternberg seine Untaten recht la 0 Jahre hätte
halten gewußt hat und gut 10 oder auch 2 ommiß stiften
Großgrundbesitzer sein und dann ein Fideik chierung der
können. Haben diejenigen, welche eine Erle h ein Inter-
Bildung der Fideikommisse befürworten, wirkli g und Ge-
esse daran, daß einige Dynastien der Sternbe erlangt die
nossen begründet werden? Weber (S. 560) w ie seit 100
Beschränkung der Fideikommisse auf Familien, d wenigstens
Jahren adelig und seit ebenso langer Zeit oder u

seit mehr als zwei Generationen im Besitz sind (in Baden werden tatsächlich bereits jetzt nur Altadelige zur Fideikommißbildung zugelassen). Der Streit über die hiermit verlangten Voraussetzungen wird überflüssig, wenn man unserem Vorschlag, nur die bestehenden Fideikommisse anzuerkennen, beitritt. Selbstverständlich sprechen diejenigen, die sich gegen das „Parvenu-Fideikommiß" erklären, damit durchaus nicht dem Bürgertum ein Mißtrauensvotum aus. Niemand bezweifelt, daß dem Landadel aus den bürgerlichen Kreisen wertvolle Kräfte zugeführt werden können. Wie schon angedeutet, ist eine maßvolle Ergänzung desselben aus dem Bürgertum nichts Anormales, sondern etwas Gesundes. Indessen bedenklich ist es, wenn städtische Kapitalisten ad hoc Grundbesitz aufkaufen, um Fideikommisse zu gründen und auf diesem Wege in die „Aristokratie" einzutreten. Man darf das „adelig werden" nicht zu leicht machen, und man darf nicht der Eitelkeit eines Kapitalisten den Bauernstand opfern. Die Erleichterung der Fideikommißbildung würde aber einen starken Anreiz für Bankiers und Industrielle liefern, Bauerngüter zu jenem Zwecke zu schlucken. Wir haben schon auf die Verhältnisse der Rheinprovinz hingewiesen. Jeder Deutsche ist stolz auf die rheinische Industrie und die Energie ihrer Vertreter. Allein jeder Deutsche würde es auch mit tiefstem Schmerz empfinden, wenn ihren Aspirationen die Selbständigkeit des rheinischen Bauernstandes zum Opfer fallen sollte. In anderen Gegenden, etwa in der Nachbarschaft von Berlin, würden die Kapitalisten nicht bloß viele Bauern, sondern auch viele adelige Besitzer auskaufen. Man sieht, daß die projektierte Erleichterung der Fideikommißbildung doch keineswegs unbedingt im Interesse des jetzt vorhandenen Landadels liegt. Ueberdies ist zu berücksichtigen, daß denjenigen Adeligen, die sich neu ankaufen wollen, bei zu großer Ausdehnung der Bindung des Bodens die Gelegenheit zum Erwerb natürlich sehr erschwert werden würde. Von der tatsächlichen Verteuerung des Grundbesitzes, die eine Vermehrung der Fideikommisse im allgemeinen zur Folge hat, wollen wir noch gar nicht einmal sprechen. Alle hervorgehobenen Bedenken werden noch dadurch erhöht, daß die städtischen Kapitalisten, die den Wunsch haben, Grundbesitz für die Stiftung eines Fideikommisses zu erwerben, begreiflicherweise sich gerade Güter mit günstigem Boden, beziehungsweise mit günstiger Verkehrslage aussuchen, den schlechten Boden dagegen meiden werden.

Wenn sich aus unseren bisherigen Erörterungen wohl Momente genug ergeben, welche ein weiteres Wachstum des gebundenen Bodens teils als überflüssig oder nicht rätlich, teils sogar als gefährlich erscheinen lassen, so fragt es sich, in welcher Weise den Fideikommissen eine Grenze gezogen werden soll. Der „Entwurf" hält (allerdings neben objektiven Voraussetzungen) die Einholung der königlichen Genehmigung für eine genügende Schranke. Daß sie eine sowohl ungenügende als auch unzweckmäßige Bedingung bilden würde, hat Weber schlagend nachgewiesen. Um nur einen einzelnen Fall hervorzuheben, so könnte sehr gut ein Grundbesitzer in der Provinz Posen, der sich heute zu den Deutschen hält, die königliche Erlaubnis zur Fideikommißgründung erhalten, um am anderen Tage zu den Polen überzugehen und ihnen für die Ewigkeit in seinem Fideikommiß eine polnische Zeitung zu bieten. Nicht einmal die verantwortliche Entschließung der Minister kann uns hier genügen. Damit erledigt sich auch die Meinung Gierkes, welcher die Neueinrichtung eines Fideikommisses an „landesherrliche Genehmigung" binden will, wobei er freilich hinzufügt: „Will man, was wichtiger ist, der Vereinigung eines allzugroßen Fideikommißbesitzes in einer Hand vorbeugen, so mag man eine obere Grenze setzen, die dann etwa nur durch einen Akt der Gesetzgebung überschritten werden kann." Die Notwendigkeit der Genehmigung durch den Landtag besteht heute in Oesterreich. Eine solche Einrichtung hat viel für sich. Indessen bestreiten wir ja die Zulässigkeit der Vermehrung der Fideikommisse schlechthin.

Wir wenden uns ferner zu den Vorschlägen, die Fideikommisse nicht über einen bestimmten Prozentsatz des Grund und Bodens in den verschiedenen Bezirken anwachsen zu lassen. Sering (S. 72) will die Vermehrung oder Vergrößerung der Fideikommisse untersagt wissen, wenn in dem betreffenden Kreise bereits mehr als ein Viertel der landwirtschaftlich benutzten Fläche durch fideikommissarische Bindung oder als fiskalischer und kirchlicher Besitz dem freien Verkehr entzogen ist. Es wird darauf ankommen, ob gerade in dem betreffenden Kreise viele staatliche Domänen vorhanden sind. Verhält es sich so, dann werden die Fideikommisse sich manchmal nicht gerade übermäßig ausdehnen können. Im allgemeinen aber würde bei der Anwendung des Seringschen Prinzips für die Bindung des Bodens ein viel zu großer Spielraum gelassen werden. Ein Artikel der „Alldeutschen Blätter" (vom 26. Dezember 1903) verlangt, daß die Errichtung neuer Fideikommisse, bezw. die Erweiterung bestehender nur genehmigt wird, wenn der Fideikommißbesitz noch nicht 3 Proz. der Gesamtfläche der Provinz erreicht hat, und daß den Fideikommißbesitzern die Beschäftigung ausschließlich deutscher Beamten und Arbeiter zur Bedingung der Aufrechterhaltung des gebundenen Besitzes gemacht wird. Der letztere Vorschlag ist — so sympathisch jedem seine Tendenz sein wird — schlechthin undurchführbar. Denn da der Gutsherr in Westpreußen, Posen und Oberschlesien in manchem Jahr beim besten Willen nicht eine genügende Anzahl deutscher Arbeiter findet, so wird er öfter einen erheblichen Teil seines Landes unbebaut liegen lassen oder die Auflösung des Fideikommisses beantragen müssen und dann doch polnische Arbeiter beschäftigen. Was den Satz von 3 Prozent betrifft, so würde er praktisch bedeuten, daß nur noch in den Provinzen Hannover und Rheinland neue Fideikommisse gegründet, beziehungsweise bestehende erweitert werden können. M. E. liegt aber kein Bedürfnis vor, in diesen den gebundenen Besitz auszudehnen. Weber ist, wie schon bemerkt, im großen und ganzen Gegner der Fideikommisse. Er macht jedoch für den Fall, daß man das Institut beibehalten wolle, detaillierte Vorschläge, von denen wir einige schon erwähnt haben, und die im übrigen vor allem darauf hinauskommen, den gebundenen Boden der Hauptsache nach auf den Wald zu beschränken und ein Netto-Ertragsminimum, sowie Flächenminimum, auch ein Flächenmaximum für jedes Fideikommiß festzusetzen. Die Fideikommisse, die nicht den von ihm aufgestellten Forderungen entsprechen, sollen beseitigt werden. In Differenz befinde ich mich mit ihm namentlich insofern, als mir die kleinen Fideikommisse keineswegs so verwerflich erscheinen wie ihm; ich stimme hier mehr Sering (S. 66) zu, der allerdings noch weitere Argumente hätte anführen können. Wenn Weber geltend macht, daß das kleine Fideikommiß die Tendenz habe, seinen Besitz zu vergrößern, so bestreite ich nicht diese Tendenz. Allein faktisch liegen die Verhältnisse so, daß die kleinen Fideikommisse sich bei weitem nicht so ausgedehnt haben wie die großen. Das klassische Gebiet der Erweiterung der Fideikommisse ist Schlesien, d. h. die Provinz mit den großen Fideikommissen. In Hannover, der klassischen Provinz der kleinen Fideikommisse, scheint die Erweiterung nicht bedeutend zu sein, wie man überhaupt besonders ungünstige Folgen des hannoverschen Zustandes nicht wird konstatieren können. Wenn ich in jenem Punkte von Weber abweiche, so liegen die Ursachen der Abweichung übrigens weniger in der Beurteilung der Frage der Erweiterung der Fideikommisse, als darin, daß ich bei dem ganzen Fideikommißproblem ein Hauptgewicht auf die Erhaltung des Landadels mit seinen Traditionen lege, während er diesen Gesichtspunkt nicht betont, und daß ich ferner seiner allgemeinen Auffassung von der Stellung, bezw. dem Schicksal des ostdeutschen Rittergutes nicht ganz beizutreten vermag.[6]) Auf weitere Aeußerungen Webers nehme ich Bezug, indem ich jetzt versuche, das, was hinsichtlich der Gestaltung des Fideikommißrechts als wünschenswert zu bezeichnen sein dürfte, zusammenfassend darzulegen.

Die Hauptsache müßte die Schließung der Fideikommisse bilden. Dieser Zustand besteht schon in Sachsen-Koburg-Gotha: hier ist die Errichtung neuer Fideikommiss

[6]) Ueber die Zukunft des ostdeutschen Rittergutes vgl. G. F. Knapp, Grundherrschaft und Rittergut S. 20 ff.

verboten. Die Festlegung der jetzt erreichten Grenze der Bindung des Bodens ist also rechtlich und politisch nichts Unmögliches. Ausnahmen könnten nur zugelassen werden zugunsten verdienter Staatsmänner und Feldherren, und zwar wäre für jeden Fall ein Spezialgesetz notwendig (in anderem Zusammenhang so auch Weber, S. 560).

Zur Schließung der Fideikommisse gehört auch das Verbot der Erweiterung der bestehenden. Weber will schlechthin den Erwerb weiteren Grundbesitzes durch den Fideikommißbesitzer verboten sehen. Ein solches Gesetz würde doch aber unseren rechtlichen Anschauungen widersprechen. Ueberdies wird es genügen, wenn dem etwa neu erworbenen Besitz nur die Fideikommißeigenschaft abgesprochen wird. Die jüngeren Familienmitglieder werden dann schon ihren Anspruch auf das neu erworbene Land zur Geltung bringen.

Wird jede Erweiterung des gebundenen Besitzes untersagt, so wird damit auch schon der in manchen Stiftungsurkunden enthaltenen Bestimmung (vgl. Sering, S. 72 ff.), daß gewisse Einkommensteile zu immer wiederholtem Landerwerb verwendet werden müssen, die schädlichste Wirkung benommen. Aber es wäre wünschenswert, daß solche Bestimmungen durch die Gesetzgebung auch direkt für ungültig erklärt würden, da sie, wie Sering, S. 73, mit Recht sagt, „gemeinschädlich“ sind.

Hinsichtlich der Bewirtschaftung der Fideikommisse ist es wichtig, daß keinerlei Zwang auf den Besitzer ausgeübt wird, eine „wirtschaftliche Einheit“, d. h. einen landwirtschaftlichen Großbetrieb aufrecht zu erhalten, und daß der Abschluß auch langjähriger Pachtverträge durch ihn allein zugelassen wird (vgl. Weber, S. 560). In dieser Hinsicht sei daran erinnert, daß eine Resolution der 26. Hauptversammlung der Steuer- und Wirtschaftsreformer die „gesetzliche Ermächtigung für den Fideikommissar, zum Fideikommiß gehörige Grundstücke auf einen Zeitraum bis zu 18 Jahren dergestalt zu verpachten, daß der Pachtvertrag auch den Nachfolger bindet“, gefordert hat. „In Bezug auf die Möglichkeit, fideikommissarisch gebundenen Grundbesitz zur Begründung von Bauer- und Arbeiterstellen zu verwenden, bleiben“ — sagt Sering (S. 73) mit Recht — „die Bestimmungen des Entwurfs beträchtlich hinter dem älteren Recht zurück.“ Weber (S. 560) verlangt „Beseitigung der (im „Entwurf“ vorgesehenen) Beschränkung der zulässigen Abveräußerungen auf „kleine und mittlere“ Stellen, dagegen Beschränkung auf selbständige, bäuerliche Stellen.“ Der Forderung der Beseitigung jener Beschränkung wird man vollkommen zustimmen. Dagegen ist die von Weber als notwendig bezeichnete Beschränkung auf selbständige, bäuerliche Stellen doch wohl nicht überall am Platz. Unter Umständen kann auch die Begründung andersartiger Stellen günstig wirken. Es kommt auf die vorhandene soziale Schichtung des betreffenden Distriktes an.

Die zuletzt erörterten Fragen betreffen schon das Verhältnis des Fideikommißbesitzers zu seiner Familie, dem der „Entwurf“ eine sehr eingehende Aufmerksamkeit widmet. Weiter auf dieses einzugehen, unterlasse ich, da es nicht entfernt die große wirtschaftliche, soziale und nationale Bedeutung hat wie das Problem der Vermehrung der Fideikommisse.

Wollen sich die gesetzgebenden Körperschaften nicht zu einer Schließung der Fideikommisse, wie sie im obigen vorgeschlagen ist, verstehen, so wird außerordentlich viel von der Höhe des Fideikommißstempels, über den der „Entwurf“ noch gar nichts enthält, abhängen. Im Herrenhause und auch an anderen Stellen ist wiederholt eine Herabsetzung desselben verlangt worden. Wird er herabgesetzt, so ist zweifellos eine starke Zunahme der Bindung des Bodens über das Tempo hinaus, das sich bereits in den letzten Jahrzehnten hat beobachten lassen, zu erwarten. Bleibt er auf der bisherigen Höhe (3 Prozent), so wird die Vermehrung ungefähr in der bisher eingehaltenen Linie weitergehen. Weber schlägt eine Erhöhung des Stempels auf 5 Prozent vor, und das wäre in der Tat das einzige Mittel, um der Ausdehnung des Fideikommißbodens wenigstens einen gewissen Einhalt zu tun. Gegen eine Herabsetzung erklären sich auch Conrad und Sering. Aber wir hoffen, daß man sich über die Höhe des Stempels nicht mehr zu streiten braucht, indem man sich entschließt, einfach nur die vorhandenen Fideikommisse anzuerkennen.

Die Forderung einer Vermehrung der Fideikommisse findet viele Freunde, weil sie wie eine konservative Maßregel aussieht. Gewiß wird sie auch durch spezielle Interessen gestützt. Aber die große und verbreitete Sympathie, die sie genießt — über den Kreis der Interessenten hinaus —, erklärt sich nur daraus, daß man durch sie die konservativen Mächte stützen zu können meint. Tatsächlich jedoch handelt es sich um eine nur scheinbar konservative Maßregel: sie reibt die konservativen Mächte mehr auf, als daß sie sie stützt. In der erwähnten Versammlung der Steuer- und Wirtschaftsreformer wurde nachdrücklich auf die Tatsache hingewiesen, „daß kein anderer Lebensberuf und Erwerbszweig so die sozialen Aufgaben der Gegenwart fördert und einer friedlichen Lösung entgegenführt wie der landwirtschaftliche, in welchem nachweislich der lebensfähige Mittelstand (Bauern und Pächter) trotz aller Ungunst der modernen Entwicklung noch heute überwiegt, gegenüber der Industrie und dem Handel, wo Großbetrieb und Zwergwirtschaft sich häufig unvermittelt gegenüberstehen“. So verhält es sich in der Tat. Würde denn aber eine Vermehrung und Vergrößerung der Fideikommisse dazu dienen, die wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze zu mindern und jenen Mittelstand zu erhalten? Gerade vom wahrhaft konservativen Standpunkt aus wird man zum Gegner der Ausdehnung des gebundenen Bodens.

Zwei Schriften von K. E. Franzos.

L. G. Die zwei kürzlich erschienenen Bücher des vor kaum einem Jahre verstorbenen Karl Emil Franzos sind nicht eigentlich Nachlaßschriften. Denn sie waren nicht ungedruckt, sondern schon einmal, nur nicht in Buchform, veröffentlicht. Ihre Drucklegung ist höchlichst anzuerkennen. Neue Seiten des beliebten Schriftstellers, der hoffentlich nicht zu den schnell vergessenen gehört, sondern noch lange wirken wird, werden damit nicht aufgedeckt, aber liebgewordene deutlich gezeigt. Franzos hatte mit der Schilderung des Ostens begonnen und diese Jugendliebe treu bis zum Ende bewahrt, wie sein letztes großes Werk „Der Pojaz“ zeigt, das jetzt im Feuilleton des Berliner Tageblattes erscheint. Daneben hatte er aber Seitenpfade eingeschlagen, die ihn oft und lange von seinem Hauptwege ablenkten. Er hatte eindringende Studien der deutschen Literaturgeschichte zugewendet, die sich in erster Linie auf Heine und Ernst Schulze bezogen; er hatte Schilderungen der deutschen, speziell hauptstädtischen Gesellschaft, deren beliebtes Mitglied er seit Jahrzehnten war, begonnen, und hatte endlich seine kulturhistorischen Entdeckungen, die er auf Fahrten in Deutschland gemacht hatte, in anmutigen Beschreibungen verwertet. Wie der große, schon genannte Roman gewiß in Buchform sich präsentieren wird, sobald er im Feuilleton vollendet vorliegt, so sind die Zeugnisse der eben erwähnten dreifachen Tätigkeit bereits erschienen oder werden hoffentlich in Bälde hervortreten. Der Zukunft gehört das Buch über Ernst Schulze an. Ich weiß, daß dieser Band, der eine Zusammenfassung verschiedenster Beiträge aus der Frankfurter Zeitung, der Deutschen Dichtung und anderen Journalen ist, bis auf Vorwort und Schluß seit beinahe einem Jahre fertig daliegt; es ist bedauerlich, daß dieses durchaus auf handschriftlichem Material aufgebaute Buch noch nicht ausgegeben wird.

An zwei anderen Schriften können wir uns nun erfreuen. Die eine ist ein Novellenband.[1]) Er besteht aus vier ungleichen Erzählungen. Die erste, „Die schlechteste und die beste“, läßt einen bei Frauen sehr erfolgreichen Mann von dem schlimmsten Weibe erzählen, das in dem Jüngling eine wahnsinnige Leidenschaft entzündete, dabei aber nur mit ihm

[1]) Neue Novellen von Karl Emil Franzos, Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

spielte, und von dem besten, einem reinen Mädchen, das sich ihm zum Opfer bringen will, damit der, den sie anbetet, nicht in Gefahr gerät. Kann man dieser Novelle nur geschickte Erfindung und anmutiges Erzählertalent nachrühmen, so haben zwei der kleineren echte Eigenschaften des Dichters, seinen Mut und seine Kühnheit. In „Doktor Ripaz" schildert er einen seiner Jugendgenossen, der ein Mädchen, das er liebt, obgleich es von einem anderen in Schande gebracht worden ist, heiratet und ein schweres, aber glückliches Leben mit der Verfehmten führt; in der anderen: „Ein Feigling", tritt er warm für den Helden ein, der sich weigert, dem Verführer seiner Frau, einem bekannten Pistolenschützen, im Duell entgegenzutreten, weil er für sein Kind leben muß, und der mutig die Konsequenzen trägt, die diese Abweichung von der sogenannten Standesehre nach sich zieht.

Das zweite, größere Bändchen[2]) zeigt den Schilderer von Land und Leuten. In dem ersten Bändchen, das vor mehr als einem Jahre erschienen war, hatte der Verfasser Anhalt und Thüringen durchstreift, vornehmlich Dessau, Wörlitz, Erfurt in eigenartiger Weise den Deutschen vorgeführt, nicht als gewöhnlicher Reisemarschall und nicht als Antiquitätenschilderer, sondern als unbefangener Beschauer, der reizvoll Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen, Lehrreiches mit Unterhaltendem in angenehmer Mischung darzubieten wußte; in dem zweiten schildert er in ähnlicher Weise die Vogesen. Das Buch ist leider nicht vollendet. Die Hälfte der geplanten Bilder, zu denen Franzos reichliche Vorarbeiten gemacht hatte, konnte der unermüdlich Tätige nicht mehr bearbeiten. Auch in diesen Skizzen tritt der kühne Mut im Verfechten selbständiger Anschauungen hervor, zum Beispiel bei der Darstellung der eigenartigen Straßburger Verhältnisse, bei der Kritik der dortigen öffentlichen und Privatbauten. Aber auch zwei andere Eigenschaften des Verstorbenen machen sich bemerkbar. Die eine ist der liebenswürdige Humor, mit sanfter Ironie gewürzt, wie er sich bei Schilderung des dem Untergange geweihten Bades Sulzbach zeigt, die andere, die solide, historische Kenntnis, der man, ohne daß dies aufdringlich wird, anmerkt, daß sie nicht flüchtiger Lektüre entstammt, sondern durch fleißiges Studium erworben ist. Sie tritt namentlich bei der sehr ausführlichen Schilderung von Münster i. E. hervor. Das Charakteristische der Franzosschen Skizzen beruht darin, daß der Verfasser die große Heerstraße vermeidet, „abseits vom Wege" zu gehen liebt und doch nicht etwa bloß Kurioses, sondern Wichtiges, aber bisher Vernachlässigtes aufzusuchen und darzustellen versteht.

Im ganzen zwei liebenswürdige Bücher, die man mit Freude in die Hand nimmt und mit Wehmut fortlegt; mit Freude über den mannigfachen Gewinn, den der Freund gesunder Erzählung und kulturhistorischer Betrachtungen davonträgt, mit Wehmut darüber, daß der Verfasser in seinen besten Jahren abberufen wurde. Die beiden Bändchen beweisen seine frische Kraft und lassen nirgends eine Abnahme seines schönen Talentes erkennen.

[2]) **Deutsche Fahrten von K. E. Franzos. Zweite Reihe. Aus den Vogesen. Reise- und Kulturbilder. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cotta Nachfolger.**

Bücher und Zeitschriften.

Aphorismen. Von August Pauly. München und Leipzig 1905 bei Georg Müller.

„Mit Empfindung der Welt beginnen wir vor allem Wissen; und in Empfindung endigt das gereifte Wissen." Ich könnte August Pauly und sein feines Buch nicht besser charakterisieren als durch diesen seinen eigenen Aphorismus, der, obschon er vielleicht das Gesetz für die psychische Entwicklung aller tief angelegten Naturen ist, doch in ganz besonderem Maße für den Autor selbst gilt. Dieser ist einer von den seltenen Gelehrten, die ihre Wissenschaft dahin geführt hat, daß sie in der Welt ein Kunstwerk erblicken, das sie verehren und genießen. Alles Streben nach Erkenntnis, alles innere Kämpfen, um sich eine Weltanschauung zu erringen, ist nichts anderes als das Suchen nach einer Harmonie unserer Natur mit der Welt, ein ewiger Versuch, all die Widersprüche, die uns scheinbar von allen Seiten umgeben, aufzulösen und die Uebereinstimmung unseres eigenen Seelenrhythmus mit dem, in dem die Welt lebt, zu offenbaren. Das ist das letzte Ziel aller geistigen Bestrebungen des Menschen, sowohl der künstlerischen wie der philosophischen. Kunst und Philosophie sind letzten Endes ein und dasselbe: sie wollen uns die Welt in Vollkommenheit geben, eine Welt, zu deren Aufbau alle seelischen Kräfte in voller Harmonie sich vereinigen. — So ist die Weltanschauung Paulys geworden, deren köstliche Frucht das kleine Aphorismenbuch ist. Der Verfasser enthüllt darin seine Seele, oft in Worten, die wie Blitze aus dem Innersten zu schlagen scheinen, um uns einen geheimnisvollen Funken zu bringen. Ganz dem Allumfassenden, Höchsten, der Natur zugewandt, ist er einer, „der sich vor der Welt ohne Haß verschließt", der in der Einsamkeit ganz sich findet. Und doch jubelt er auf, wenn er einen edlen Menschen findet. „Unendlich ist die Welt und dennoch verschwindet ihre Unendlichkeit gegenüber dem Gehalt eines Kleinsten, wie es ein edler Mensch ist, über dessen Gewinn oder Verlust wir alle Sterne vergessen." Pauly ist ein Idealist, doch nicht einer von denen, die sich eine Welt erträumen müssen, um sie zu verehren, sondern er sieht rings um sich die Vollkommenheit der Natur. Die seelische Freiheit dieses seltenen Geistes offenbart sich auch in seinem Humor, der die Widersprüche dieser Welt zu genießen vermag, weil er ihren Ursprung erkennt und in dem eigenen Gefühl überwindet. Die Prägung der Aphorismen verrät einen durchaus ästhetischen Menschen. — Doch wie könnte ich besser für das Büchlein sprechen, als indem ich schweige und es selber in einigen Aphorismen für sich reden lasse?

•

Ja, das ist ein großes Ding, daß wir auf ein Fahrzeug gesetzt sind, das unter Sternen dahinsegelt, die uns mit Augen die Ewigkeit über uns erkennen lassen.

•

Wir nennen es Helligkeit, wenn uns mit dem Aufgang der Sonne das Nahe sichtbar gemacht und die Sterne verfinstert werden.

•

Die große schweigende Rednerin Natur hat allein für unsere Schmerzen das rechte Wort.

•

Hoffen und gewinnen, verlieren und resignieren, das ist die steigende und fallende Welle des Lebens.

•

Wenn unsere Philosophie uns die Gleichgültigkeit der Natur gegen alle Werte verliehen hätte, dann wären wir wohl ohne Schmerzen aber auch ohne Leben. Solch eine göttliche Gleichgültigkeit kann nur sie erfüllen, die bei ihrem ewigen Leben alles, was sie verliert, immer wieder gewinnt.

•

Was die Natur sagt, hat Gott gesagt. Religionen aber sind Menschenantwort.

•

Nur die Empfindung hält den ewigen Weltstrom genießend auf. In ihr allein ist scheinbare Ruhe.

•

Es kommt eine Zeit in unserem Leben, in welcher wir mit Lächeln auf unsere eigene Vergänglichkeit herabblicken und den Tag, an dem sie sich erfüllen wird, nicht für wichtiger achten als denjenigen, an dem irgend ein bescheidenes kleines Tier sein Ende erleidet. Es ist die Zeit, in der wir uns so tief in das unauslöschliche Leben der Welt hinein empfunden haben, daß wir über der kleinen Trauer unseres Todes die unendliche Heiterkeit ewigen Lebens strahlen fühlen.

K. Fr. Suter.

Feuertaufe. Neues Novellenbuch von Emil Ertl. Leipzig 1905. Verlag von L. Stadmann. 344 Seiten.

Das neue Buch Ertls ist eines von den besseren Erzeugnissen der gegenwärtigen Literatur. Die einzelnen No-

vellen, aus denen das Werk besteht, zeigen die sichere Hand eines tüchtigen und ursprünglichen Künstlers. Ganz besonders sind seine geradezu meisterhaften Naturschilderungen und die Fähigkeit, mit einfachen Mitteln eine sich natürlich ergebende lebhafte Steigerung der Handlung zu schaffen, hervorzuheben, die es bewirken, daß man diese Novellen mit wachsendem Interesse bis ans Ende verfolgt. Natürlich sind sie nicht alle gleichwertig. Manche lassen inhaltlich, manche der künstlerischen Form nach vieles zu wünschen übrig. Zu den ersteren zählt die an bevorzugter Stelle stehende Erzählung „Bergfrieden". Trotzdem sie frisch und fesselnd erzählt ist, vermag man sich beim Lesen nicht zu erwärmen, denn der Konflikt erscheint etwas gezwungen und die beiden Haupthelden sind trotz ihrer schönen Redensarten ganz kleine Menschlein. Um so größer wirkt die herrliche Schilderung der sie umgebenden Bergwelt, oder, wenn man will, um so kleiner erscheinen in der tiefen Schönheit der Natur diese Menschen. — In dem Buche finden sich kurze skizzenhafte Erzählungen von ergreifender Wirkung, manche davon sehr inhaltsreich, aber infolge eines nicht ausgearbeiteten Stoffes von geringerem Kunstwert. Die vollendetste Novelle, die uns mit erschütternder Wucht von der unerbittlichen und doch so gräßlich sinnlosen Notwendigkeit eines traurigen Menschenschicksals erzählt, ist „Flammenschrift". Die Tragik des unverdienten Elends blickt uns hier entgegen, stumm verzweifelt, hilflos. Und es mutet wie eine letzte schwere Anklage gegen das Schicksal an, wenn der bis zum Aeußersten gequälte ehemalige Bütler Hundegger, als er das erste Unrecht seines Lebens begeht und Rache an seinem Verderber nimmt, unter der Last dieses Unrechts zusammenbricht und untergeht: denn „besser Unrecht leiden als Unrecht tun". In dieser Erzählung, um derentwillen allein schon das Buch verdiente, gekauft zu werden, ist die prachtvolle Schilderung eines Waldbrandes ein Glanzpunkt künstlerischer Gestaltungskraft. In dem ganzen Buche überwiegt übrigens Ertls malerisches Talent das eigentlich geistige dichterische Element.

S. B. W.

❁

Allgemeine Rundschau.

Kunsthistorisches und Archäologisches aus Rom.

Konnte Rodolfo Lanciani in seinen letzten „Notes from Rome" (siehe Beilage vom 18. November) nur von dem alten Rom berichten, so beginnt sein diesmaliger Brief an das Athenaeum mit einer Erwerbung der Borghese-Galerie aus der Frührenaissance: eine Madonna mit dem Christuskind, zwischen 1317 und 1320 von Simone Martini für König Robert von Anjou in Neapel gemalt. Die Corsini Galerie hat ebenfalls einen wertvollen Zuwachs in einem „Sebastian zwischen zwei knienden Donatoren" des Melozzo da Forli erhalten; das Bild war unter Sixtus IV. (1471—1484) für Santa Maria della Pace gemalt worden. Bei dieser Gelegenheit zählt Lanciani die wenigen, sicher als echt anzuerkennenden Melozzos auf und spricht diejenigen des Berliner Museums, der National Galery (also auch von Windsor Castle) und des Louvre dem Justus von Gent zu, welche noch Ivan Lermolieffs (Morellis) kritischer Scharfblick als zu Melozzos allegorischen Darstellungen aus dem Bibliotheksaale des Schlosses von Urbino gehörig betrachtet hatte (siehe Lermolieff, Kunstkrit. Studien. Die Galerie zu Berlin S. 48/49; die anderen daselbst als echte Melozzos aufgeführten Arbeiten gibt auch Lanciani an). — In Sta. Maria Maggiore hat man die durch Vorbauten des Kardinal d'Estouteville (1483) und später des Kardinals Domenico Pinelli (1599) verdeckten Medaillons mit bärtigen Apostel- oder Prophetenbüsten, die mit nicht zu entziffernden Aufschriften versehene weiße Rollen in den Händen halten, an der alten Wand wiedergefunden. Die Kunstgelehrten sind einig darüber, daß der gleiche Meister, der den „Jakobsegen" in der oberen Kirche von Assisi gemalt hat, derjenige der Medaillons ist; man streitet aber, ob jener Jacopo da Torrita, Filippo Rusutti, Giovanni Cosma, Pietro Cavallini oder Cimabue war. — In gleicher Weise waren in der berühmten Klosterkirche von Grotta Ferrata um 1272 von einem Künstler der byzantinischen Schule gemalte Fresken 300 Jahre später durch Kardinal Alessandro Farnese durch Ueberbauten verdeckt worden, die jetzt wieder zum Vorschein gebracht worden sind und die Dreieinigkeit, die Mosesgeschichte und andere biblische Vorgänge nach der griechischen Version darstellen. Das alte Basilianerkloster des heiligen Nilus zu Grotta Ferrata hat bekanntlich in diesem September sein 900jähriges (1004—1904) Jubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit auch Ansichtspostkarten mit Reproduktionen von Bildern aus der Klosterkirche veröffentlicht. So ist diese alte Stätte von der modernen Kultur beleckt, leider aber ihres griechischen Charakters ganz beraubt, wie Krumbacher in der Byzantinischen Zeitschrift 1904, p. 711/12 klagt, der das Kloster im Frühjahre dieses Jahres wieder einmal nach 13 Jahren besucht hat. — Eine interessante Inschrift wurde zu Palästrina an der Stätte des alten Forums gefunden; sie steht auf dem Sockel einer dem Publius Aelius Apollinaris Arlenius gewidmeten Ehrenstatue. Dieser im Alter von nur 19 Jahren gestorbene Jüngling hatte mit Willen seines Vaters ein Testament gemacht, worin er den verschiedenen Vereinen und Klubs, denen er angehörte, ein „Duas Casas" genanntes Landgut mit der Auflage vermachte, daß jährlich zweimal, an seinem Geburtstage und an dem der Testamentserrichtung, ein Liebesmahl zu seinen Ehren von diesen abgehalten würde. Dafür wurde ihm dann die Statue errichtet. — Bei den Erweiterungen der Piazza Venezia wurde die Basis einer Caracalla-Statue gefunden, die ein bislang unbekannter Publius Aelius . . ., kaiserlicher Münzdirektor, diesem Kaiser nach seiner Rückkehr von seinem siegreichen Feldzug gegen die Alamannen am Rhein hatte errichten lassen. Die jetzige und spätere Piazza Venezia nimmt das Areal ein, wo einst ein Stück des Trajansforums, die Septa Julia, die Villa Publica, der Vicus Pallarinae, die Paläste und Bäder des Turcius Apronianus, der Porticus des Decius gewesen waren; auch die gräbereingefaßte Via Flaminia begann hier. So hofft man denn wenigstens auf günstige Funde bei der Platzerweiterung, der bedauerlicherweise eine Reihe historischer Bauten zum Opfer gefallen sind und noch fallen werden, als der Palazzo di Venezia, der Palazzo Bolognetti-Torlonia, die Häuser, in denen Michel Angelo und Giulio Romano lebten, u. s. w. — In einer Tiefe von 19 Fuß unter dem Niveau der heutigen Via della Lungara wurden zwei noch mit Messingklammern geschlossene Sarkophage gefunden, die im Museo delle Terme vorsichtig geöffnet wurden. Der eine aus der heidnischen Zeit mit opfernden beschwingten Putten — wie es scheint beim Händler fertig gekauft, denn das Medaillon zeigte nur flüchtige Züge und das Band für den Namen war nicht ausgefüllt — enthielt die Gebeine eines Mannes und einer später beigesetzten Frau. Der andere Sarkophag mit christlichen Dekorationen barg die Reste einer sorgfältig auf Matratze und Kopfkissen gebetteten, mit golddurchwirktem Tuch bedeckten und mit aromatischem Pulver besprengten Frau. Die Darstellungen darauf sind: eine verschleierte Frau in Gebetsstellung im himmlischen Garten, der gute Hirte, ein in die Paenula gehüllter Mann, der einen Fisch fängt und andere im Netz hält, und auf der anderen Seite eine Tauffszene. Beide Sarkophage scheinen ihre ursprünglichen Insassen nicht mehr zu bergen, sondern im Mittelalter für Angehörige der naheliegenden Pfarrei S. Lorenzo in Settimiana benützt worden zu sein.

M.

❧

Kleinere Mitteilungen.

* 80. Geburtstag. Der Reichsarchivdirektor a. D. Geh. Hofrat Ludwig v. Rockinger in München feierte gestern (29. d. M.) seinen 80. Geburtstag. Aus diesem Anlaß hat die Akademie der Wissenschaften zu Wien ihrem langjährigen korrespondierenden Mitglied ein im Ton warmer Anerkennung gehaltenes Glückwunschschreiben gerichtet, in dem es u. a. heißt: „Was Ihre tiefgründige Forschung der Geschichte des deutschen Rechtes und besonders der Kenntnis seiner Quellen an Gewinn zugeführt hat, bleibt diesen Fächern für immer ein wertvoller Besitz. Hat es vor allem dem süddeutschen, dem mit dem Rechte der österreichischen Stammlande so nahe verwandten bayerischen Rechte gegolten, so ist damit das Band nur um so enger geschlungen, das die österreichische Akademie mit Ihnen verknüpft. Dem wichtigsten

Altdeutschen Rechtsbuche war der Hauptteil Ihrer Lebensarbeit gewidmet. Seit fast zweiunddreißig Jahren haben wir mit Ihren Berichten über die kaum übersehbare Fülle der Ueberlieferungen des kaiserlichen Land- und Lehensrechtbuches unsere Veröffentlichungen bereichern können; und wenn wir Ihnen heute unsere warmen Glückwünsche darbringen, so ist darunter auch der, daß es Ihnen vergönnt sein möge, das Riesenwerk der „Schwabenspiegel"-Ausgabe ruhmvoll zu vollenden, wie Sie es seit einem Menschenalter unermüdlich und ergebnisreich vorbereitet haben." Unterzeichnet ist die Adresse von Professor Sueß als Präsidenten, von Minister v. Hartel als Vizepräsidenten, von Hofrat v. Lang als Generalsekretär und von Hofrat v. Karabacek als Sekretär der Akademie. Die Glückwünsche der hiesigen Akademie sprach dem Jubilar der Vorstand derselben, Geheimrat Ritter v. Heigel, aus.

O. M. Archäologen-Kongreß. Am 17. Dezember traten, wie man uns schreibt, in Athen unter dem Vorsitze des Kronprinzen Konstantin das Organisations- und das Empfangskomitee für den im nächsten Frühjahre in der griechischen Hauptstadt stattfindenden internationalen Archäologen-Kongreß zusammen. Gemäß den bisher gefaßten Beschlüssen wird der Kongreß am 7. April auf der Akropolis durch den Kronprinzen feierlich eröffnet. Am nächsten Tage beginnen die Verhandlungen des Kongresses, für welche acht Tage in Aussicht genommen sind, in sieben Sektionen. Diese Sektionen sind: 1. klassische Archäologie; 2. prähistorische Altertümer und orientalische Völker; 3. Ausgrabungen, Museen und Konservierung alter Denkmäler; 4. epigraphische Archäologie und Numismatik; 5. christliche Archäologie und mittelalterliche überhaupt; 6. archäologischer Unterricht; 7. Geographie und Topographie mit bezug auf die Archäologie. Wie verlautet, soll, infolge einer Anregung des griechischen Gesandten in Berlin, Rhangabé, auch das Thema der Aussprache des Altgriechischen, respektive die Berechtigung der erasmischen Aussprache, erörtert werden. An den Kongreß reihen sich Exkursionen nach dem Peloponnes, nach Kreta, Smyrna, Samothrake und nach Kleinasien zur Besichtigung der Altertümer von Ephesus, Pergamos und Milos.

* Todesfall. In Aachen ist vorgestern, am 28. Dezember, der Professor der Ingenieur-Wissenschaften an der dortigen Technischen Hochschule, Geh. Regierungsrat Otto Intze, im Alter von 61 Jahren gestorben. Er hat sich bedeutende Verdienste um die Konstruktion zweckmäßiger Wasser- und Gasbehälter erworben, dann aber besonders die Ausnutzung von Wasserkräften durch Anlegung von Talsperren als wissenschaftliche Spezialität behandelt.

Hochschulnachrichten.

* Heidelberg. Der außerordentliche Professor der inneren Medizin Hofrat Wilhelm Fleiner hat einen Ruf als ordentlicher Professor und Direktor der Klinik nach Greifswald erhalten.

hc. Kiel. Dem Privatdozenten für semitische Philologie an der hiesigen Universität Dr. phil. Mark Lidzbarski ist der Professortitel verliehen worden.

hc. Königsberg. Der ordentliche Professor der systematischen Theologie an der hiesigen Universität Lic. theol. Martin Schulze ist von der theologischen Fakultät der Universität Halle zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden.

* Aus Oesterreich. Der Direktor der zoologischen Abteilung des Naturhistorischen Hofmuseums in Wien, Prof. Dr. Friedrich Brauer, sowie der Direktor der geologisch-paläontologischen Abteilung dieses Museums, Prof. Theodor Fuchs, sind in den Ruhestand getreten.

Bibliographie.

Bei der Redaktion der Allgemeinen Zeitung sind folgende Bücher und Zeitschriften eingelaufen:

Dr. Georg Jacob, ausserord. Professor an der Universität Erlangen: Vorträge türkischer Meddâhs (mimischer Erzählungskünstler). Berlin 1904. Mayer u. Müller. 119 S. — Henriette v. Meerheimb: Des Kaisers Adjutant. Historischer Roman. Berlin 1904. Otto Janke. 197 S. — Die Münzverwaltung der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. 1701—1740. Darstellung von Friedrich Freiherr v. Schrötter. Akten bearbeitet von G. Schmoller und Friedrich Frhr. v. Schrötter. (Das preussische Münzwesen im 18. Jahrhundert. Münzgeschichtlicher Teil. Erster Band. [Acta Borussica. Denkmäler der preussischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Herausgegeben von der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Die einzelnen Gebiete der Verwaltung. Münzwesen.]) Berlin 1904. Paul Parey. 596 S. — Fünfter Tag für Denkmalpflege unter dem Protektorat Sr. kgl. Hoheit des Grossherzogs von Hessen zu Mainz am 26. und 27. September 1904. Stenographischer Bericht. Mit Unterstützung der grossh. hess. Regierung. Berlin. Verlag „Die Denkmalpflege". 150 S. — Der deutsche Krieg 1870/71. Ein Heldengedicht aus dem Nachlass des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 92 S. — Dr. jur. Otto Reinshagen: Die Konkurrenzklausel des Handlungsgehilfen. Leipzig 1903. C. L. Hirschfeld. 48 S. — N. S. Shaler, S. D., Professor der Paläontologie an der Harvard-Universität in Cambridge: Elementarbuch der Geologie für Anfänger. Autorisierte Uebersetzung von C. v. Karczewska. Dresden 1903. Hans Schultze. 308 S.

Der heutigen Nummer liegen das Titelblatt und das Inhaltsverzeichnis für das 4. Quartal 1904 bei.


UNIVERSITY LIBRARIES
UNIVERSITATIS SIGILLUM

